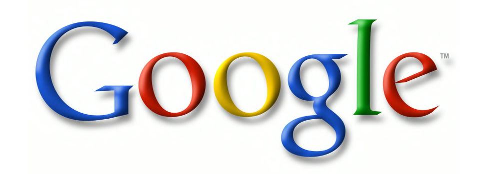


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

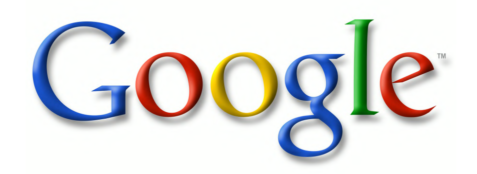
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BP 362.1



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1844.

Zweiter Band.

41
53-117
1-54

Lit. anzeiger no. XVI. – XXXI. are in Ier Bd.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1844.

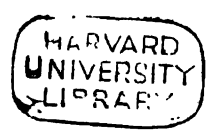
Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 183 — 366, Literarische Anzeiger Nr. XVI — XXXI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

~~29.179~~
BP 362.1



1876, Oct. 23.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 183. — 1. Juli 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Irland geschildert von Kohl.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Wir verließen den Verf. dieses trefflichen Reiseberichts am Schluß des ersten Theils an der Ostküste der Smaragdinsel, für welche er ein so hohes Interesse bei seinen Lesern erweckt. Die liebenswürdige und ganz individuelle Auffassung der Dinge und die wissenschaftliche Fülle des Inhalts, welche den ersten Theil auszeichneten, charakterisiren auch den vorliegenden zweiten Theil. Es bedarf kaum mehr zu seiner Empfehlung; aber indem wir dem Verf. in seiner Darstellung weiter folgen, sind wir gewiß, dem Leser nur Willkommenes, Neues und Anziehendes zu bieten. Wir begleiten den Verf. daher zunächst nach Waterford und Werford, in das Thal von Avoca, nach den Seen von Glendalough, nach Dublin; dann nach Drogheda, nach dem industriereichen Belfast, hierauf an die wunderreiche Küste von Antrim, die in ihrem Reiz nur einmal auf der bekannten Erde vorhanden ist, zur Nordspitze von Irland und hiernächst zum Schluß und zur Abreise nach Schottland. Auf diesem Wege wird uns viel des Anziehendsten geboten; Menschen-, Volks- und Sprachkunde, Statistik, Industrie, Gesellschaft und Naturbeschreibung und Geschichte — keins geht hierbei leer aus, und allen Suchenden wird nach einem geschmackvollen und billigen Verhältniß ein Genüge geboten. Zuerst erfreut uns die reizende Umfahrt auf dem Frith of Clyde, jener malerischen Bai, die wie ein mächtiger, von Schlössern und Landsitzen umbauter Landsee sich ausbreitet. Die unbesiegliche Volkslust, jener classische Leichtsinn Paddy's, mit dem er den Franzosen übertrifft, zeigte sich auch hier wieder; denn auf dem Dampfschiff war Alles Jubel, Gesang und Tanz. Wie schroff sticht hingegen der englische Besieger ab, und wie weise, wie gerecht hat der Himmel seine Gaben vertheilt unter die Kinder der Menschen, die er, indem er sie arm macht, mit der Fähigkeit ausrüstet, sich der kleinsten Dinge zu erfreuen! Übrigens ist in diesen Winkel das herrschende Elend der Insel nicht eingedrungen; in der Baronie von Forth wohnen die Nachkommen jener Colonie des Strongbow von Wales, die wohlhabendsten und ordentlichsten Leute in Irland, vor denen der Südirländer den Hut abzieht, und die nach siebenhundertjähriger Abgeschlossenheit noch jetzt ihre alten und mittelalterlichen Sitten und Gebräuche bewahrt haben. Hier gibt es noch erblichen Landbesitz, keine Reichen, aber auch keine Bettler — in Irland ein Wunder —, die Leute essen um zwölf Uhr zu Mittag und frühstücken früh Morgens, was im ganzen vereinten Königreich sonst nirgend geschieht — mit einem Wort, die Baronie von Forth liegt da wie ein kleiner Sittenspiegel für ganz Irland, dessen unnatürlicher Zustand erst hier recht klar wird. Hier erhalten wir ferner von den mehr und mehr über Irland sich verbreitenden infant-schools ein anziehendes Bild. Der Unterricht in diesen merkwürdigen Volksschulen, die eine Umgestaltung des ganzen Landes verheißen, hat eine ganz eigenthümliche und höchst poetische Form, die dem Charakter des Volks ganz entspricht. Er erfolgt nämlich durchweg in Versen, die mit pantomimischer Begleitung hergesagt werden. Wenn die Kinder zur Schule gehen, so singen sie Verse über ihr Verhalten in der Schule. Z. B.:

We'll go to our places, and make no wry faces

immer auf Nationalmelodien. Das ABC lernen sie an Bildern und in Versen; alle menschlichen Verrichtungen sind in Verse gebracht, die, mit der Pantomime des Hobelns, des Ruderns u. s. w. begleitet, gesungen werden. Diese Bewegung erhält die Kinder zugleich frisch und munter. „Hear, hear!" möchte man hier den deutschen Schulmännern und Schulcollegien zurufen; denn

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1—3 d. Bl. D. Red.

hier ist allerdings zu lernen! Gewiß aber ist, daß diese seit fünf Jahren erst bestehenden Infant-schools und die etwa seit eben dieser Zeit entstandenen trefflichen Arbeitshäuser, die sich überall ohne Zuthun der Regierung erhoben, den Zustand Irlands wesentlich verändern müssen. Und hier lernen wir die Lichtseite des englischen Verfassungswesens kennen! Wenn die Regierung freilich nichts thut, noch thun kann, fehlerhafte Zustände zu verbessern, so greift sie, wo der Associationsgeist dies Geschäft für sie übernimmt, doch auch nirgend hemmend ein. Es ist ihre Praxis, geschehen zu lassen. In Deutschland erwarten wir Alles von der Regierung; wir entschlummern sanft auf diesem Ruhekissen, und weil wir schlummern, ist wiederum die Regierung genöthigt, Alles selbst zu thun. Es ist ein Kreislauf von Ursachen und Wirkungen, aus dem für uns gar nicht herauszukommen ist, wenigstens erst nach Hunderten von Jahren.

In Enniscorthy, dem Sitz des Wollhandels in Irland — wir wissen schon, daß in Irland jeder Hafenort sein specielles Geschäft hat —, steht noch ein altes Schloß Strongbow's, des ersten Eroberers Irlands, aufrecht, der in der Volkssage etwa wie ein Theseus der Griechen fortlebt; in der Gegend umher sind die Murpheys, die alten Könige von Munster verbreitet, deren Einer noch die alte Königskrone in seiner Familie bewahrt. In Hirten und Packträgern findet man auf dieser sonderbaren Insel oft Abkömmlinge von Königen, die sich dieser Herkunft bewußt sind, und dieser Umstand allein würde genügen, ein ganz abweichendes Volksleben zu erklären. Soll ein Königssohn um das Brot arbeiten? Es steht ihm mehr an, fürstlich zu betteln! Trotz der jüngst sehr beschnittenen (clipping) geistlichen Revenuen bezieht die protestantische Kirche in Irland immer noch unermeßliche Einkünfte. Die 22 irischen Bischöfe genießen immer noch mehr Einnahmen als die 27 englischen; jeder irische Bischof hat durchschnittlich 7000 Pf. St., die englischen nur 6000; der Bischof von Armagh hat über 15,000 Pf., die vier geringst dotirten 2000 Pf. Jede Pfarre bringt im Durchschnitt 372 Pf. (2500 Thlr.) auf, während in England nur 285 Pf. den Durchschnittsatz bilden.

Lachend und reizend ist die Grafschaft Wicklow von Anfang bis zu Ende. Bei Arklow erhebt sich die Burg Ferns, des letzten Monarchen von Leinster Königschloß, wo die Volkssage den Verräther Mac Murrough, der den Strogbow herbeirief, an einer elenden Krankheit sterben läßt. Von diesem Könige stammen die O'Cavenaghs ab, deren Haupt sich noch the Mac Marrough nennt. In dieser Gegend fiel der vor einigen Jahren viel besprochene Mord an O'Brien vor; die Thäter blieben wie gewöhnlich in Irland unentdeckt; denn von allen irischen Criminalprocessen gelangt kaum die Hälfte zu einer endlichen Entscheidung, während in England über zwei Drittel zur Überführung gebracht werden. Die pyramidenartigen Berge der Grafschaft Wicklow lassen, da sie ohne alle Verbindung durch Bergrücken wie riesenhafte Monumente dastehen, von einer eigenthümlichen und unerklärlichen Elementarkraft emporgehoben, überall ebene Straßen offen, auf welchen die Stage-coach pfeilschnell und ungehemmt dahin eilt. Diese Gestaltung des Landes regt die Phantasie ohne Unterbrechung lebhaft an. Zwischen den Bergriesen, die sich bis zu 3000 Fuß erheben, schlängeln sich reizende Thäler, deren gepriesenstes das von Avoca ist, das Vauclusethal von Irland. Auf der Insel spuken viele solche spanisch oder italienisch klingende Namen, wie Avoca, Portumna, Liscanor, Brandon, Garomna, Matilla, Marinos, Castello u. s. w. theils celtischer, theils wol auch spanischer Abkunft. Avoca aber ist durch Th. Moore zu dem Range erhoben worden, den Vaucluse seinem Petrarca verdankt. Der Reiz der Eichen, von strotzenden Epheulaubgehängen umrankt, die wunderbare Üppigkeit des Pflanzenwuchses, seine schönen Gewässer und seine malerischen Hütten, stellen wirklich einen außergewöhnlichen Reiz lieblichster Landschaftsbilder auf kleinem Raum zusammen; das Ganze erscheint wie ein großer Park von englischer Anlage. Solche Scenerien malt Th. Moore mit köstlichen Schlagworten, Moore, der, wie der Verf. sagt, irrthümlich von uns für einen großen englischen Dichter gehalten wird, während er durch und durch ein irischer ist. In der Gesinnung seiner Poesien, fährt er fort, ist Moore durchaus anti-englisch und ein größerer Agitator als O'Connell selbst. Das Motto aller seiner Dichtungen ist ein blutiger Weheruf gegen England:

> But onward — ruft er — the green banner rearing
> Go flesh every sword to the hilt.
> On our side is Virtue and Erin,
> On theirs is the Saxon and Guilt.

Der Feind ist ihm der Engländer, der Unterdrücker, gegen den seine Harfe ertönt. Die Seufzer Erin's, das rächende Schwert Erin's, die Thränen Erin's sind seine stets wiederkehrenden Bilder; er ist mit O'Connell und Pater Mathew der Dritte in dem Bunde, von dem alle moralische Bewegung in Irland ausgeht. Was Wunder daher, daß Irland den Mann vergöttert, über den die Engländer gern schweigen, weil sie wohl empfinden, daß sein Einfluß dauernder ist als der O'Connell's und Mathew's, die keinen Nachfolger haben.

Das Thal der Zwei Seen (Glendalough) ist gewissermaßen das Widerspiel zu dem von Avoca. Dort war Alles lieblich, hier ist Alles wild, verfallen, einsam; aber die merkwürdigen sieben Kirchen St.-Kevins und der schönste Rundthurm Irlands zeichnen die wilde Landschaft nicht wenig aus. Das letzte so räthselhafte und großartige Gebäude mißt 110 Fuß in der Höhe und 51 im Umfang und besteht aus Granit und Thonschieferpolygonen. Das Volk schreibt die großartigen Ruinen einer uralten Vorzeit, die Rundthürme, die Königsgräber und Reste von Druidentempeln meist den Dänen zu. Schon früher sahen wir, daß die Dänen des 10. und 11. Jahrhunderts nicht die Urheber dieser Bauwerke sein können; der Verf. stellt daher die Vermuthung auf, daß hier eine Verwechselung zwischen den

Danaans und den Danes stattfinden möge, was hohe Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die Sache mag so zusammenhängen, daß ein skandinavisches Urvolk, unter dem Namen der Danen, die Insel sich unterwarf und diese Ruinen gründete; die Geschichtschreiber Irlands aber, mit den Danaern vertrauter als mit den Danen, machten daraus ein Volk der Danaer, das sie aus Asien herkommen, eine Zeit lang in Griechenland wohnen und dann von Skandinavien aus Irland erobern und bevölkern ließen. Hierin findet die ganze Verwirrung eine gute und ausreichende Erklärung, die noch dadurch an Gewicht gewinnt, daß die Namen, welche uns aus dem Volk der Danaer genannt werden, offenbar germanischen Ursprungs sind.

In einem Garten des Devil's Glen fand der Reisende unter dem dreiundfunfzigsten Breitengrad Riesenarbutus und Cypressen im Freien nebst hochstämmigen im October noch blütenbedeckten Rosenbäumen; es ist unzweifelhaft, daß Irland eines ganz speciellen Klimas genießt, das nur dem Fremden nicht eben zusagt.

Der Reisende hat nun Dublin erreicht, in dessen Schilderung eine Repealversammlung unter des derzeitigen Lordmayor O'Connell Leitung sich besonders auszeichnet. Nichts ist für uns Deutsche seltsamer, als den Chef einer so großen Gemeinde der zweiten Hauptstadt Englands, in seinem Amtskleide, mit den Insignien seiner Würde geschmückt, einer Versammlung vorsitzen zu sehen, in der über die Mittel und Wege, die englische Übermacht abzuschütteln, offen berathen wird. Dies scheint uns so undenkbar und widersprechend, daß wir entweder an Stumpfsinn oder Wunder glauben müssen. Kommt nun dazu, daß dieses Oberhaupt der Stadt und Oberhaupt der Empörer zugleich seinen Geldkasten umhergehen läßt und mit begeisterten Reden die Pfennige der Armuth in diesen Kasten zum Zweck der Auflehnung gegen die constituirte Staatsregierung lockt: so wissen wir vollends nicht, welch Bild wir uns von solchen Sitten und solchen socialen Zuständen machen sollen, fühlen jedoch, daß für die politischen Dinge jenseit des Kanals alle unsere Maßstäbe nicht passen und viel zu kurz sind. Wohlan denn, wir wollen eine Skizze dieser merkwürdigen Scene geben. Der Volkstribun O'Connell ist eine Erscheinung, wie sie nur in England vorkommen kann; in Rom und Athen selbst wäre sie unmöglich gewesen. Sie ist auch wiederum nur in Irland erklärlich, unter einem müßigen, leichtsinnigen, poetisch erregsamen, unnachdenkenden, höchst neugierigen und halbverzweifelten Volke. Das ganze Leben Daniel's liegt offen vor dem Volke da; das geringste Nachdenken müßte über ihn aufklären; aber nein! die tausendmal gehörten Stich- und Schlagworte elektrisiren diese Volksmassen, das Volk jubelt und lärmt und bringt die letzten Scherflein seiner Armuth begeistert zu des großen Dan Schatzkästlein. Dieser scheut sich auch nicht, jene Heller zu empfangen; denn er ist Advocat und hat seine Praxis um der Repeal willen aufgegeben, wofür ihn Irland natürlich entschädigen muß. So viel vorher! Die Versammlung fand in der Kornbörse statt. Auf amphitheatralisch aufgeschichteten Bänken saßen zum Ersticken zusammengedrängt die Männer von Kerry, Clare und Kildare, nur wenige ganze Röcke unter ihnen; in der Mitte ein großer Tisch und eine Tribune für die Zeitungsschreiber und den großen Agitator, darüber eine Fahne mit der Inschrift: Repeal, Repeal! Unter fürchterlichen Cheers und Hurrahgeschrei rollte der Wagen des Lordmayor und Repealchef heran. Sein Lordmayorcostüme saß ihm etwas wunderlich; mit ihm traten Tom Steele, sein treuer Trabant, und sein Sohn John in den Saal; der erste frappant ein zweiter Pistol oder Bardolph, sein Sohn ein stattlicher junger Mann. Die Sitzung, von den überall herabhängenden Lumpen malerisch decorirt, ward eröffnet. Nach dem Speech — der Eröffnungsrede — trat John auf und berichtete über die glänzenden Fortschritte des Repealgeistes in Kilbiry, Kilkertin, Balliwatobber und andern namhaften Städten, wo wenigstens 50,000 Menschen sich für die Repeal verpflichtet hätten. Dann rückte Daniel seine Perücke, erhob sich und sprach mit vielen irländischen Provinzialismen, die er absichtlich annimmt, und sich auf den Fersen wiegend, bald links, bald rechts, wie mechanisch umgewendet, die tausendmal gehörten Sachen. Poor Erin — Smaragdinsel — Saxons — und andere Schlagworte fielen in richtigen Distanzen und wurden jedesmal mit tobenden Cheers empfangen. „England", hieß es, „ist überall für Sklaverei; in Afrika, in Amerika hat es die Völker geknechtet; Irland, unser schönes, unser unglückliches, unser heiliges Irland — unendliche Bravos — ist ein Beispiel seiner Neigung zur Tyrannei. Seit 600 Jahren haben die Sachsen — allgemeines Geschrei — ja die Sachsen!" — u. s. w. „Ich sage nicht, daß wir Amerikas Beispiel im ganzen Umfang nachahmen sollen — Gewalt ist nicht unser Zweck —, aber es gibt nur ein Mittel: Repeal. I offer the people of Ireland repeal. Vertraut mir — ich passe auf jede Gelegenheit — England hungert — Englands Leiden ist unsere Gesundheit — der Zeitpunkt ist nahe — ihr werdet die Repeal haben!" Dies der Inhalt seiner Rede, wie Dan sie seit 40 Jahren hält. Er setzte sich und aß, während der Jubel fortrauschte, ruhig eine Traube. Andere Reden folgten, dann wanderte der Kasten und die sechs und zwei Pencestücke regneten hinein, oder gingen von Hand zu Hand bis zu dem großen Agitator, der auf diese Weise etwa 10,000 Pf. jährlich empfängt und für sich verwendet.

In Irland ist jetzt das englische Armensystem eingeführt und überall entstehen prächtige Armenhäuser. Das von Dublin für 2000 Arme ist von trefflichster Einrichtung; allein der Freiheitstrieb des Irländers läßt ihn von diesem Asyl nicht leicht Gebrauch machen und Zwang gibt es nicht. Die große Anstalt ernährt und kleidet ihre Pfleglinge mit etwa zwei Schilling die Woche gut und ausreichend. Dublin hat sehr wichtige naturhistorische Sammlungen, deren eine das schönste Exemplar eines fossilen Megacerus besitzt, mit dem pracht-

wölbten fast 12 Fuß breiten Geweihe. Hiernächst finden Trinity-College (die Universität) und die schönen Squares sowie der Phönixpark eine anerkennende Schilderung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Akropolis von Athen, von Ernst Curtius. Berlin, Besser. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Mit Recht ist dieser vergangenen Winter im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehaltene Vortrag in einem besondern Abdrucke auch dem größern Publicum übergeben worden. Der Gegenstand, womit sich der Vortrag beschäftigt, die Akropolis von Athen, „das großartigste Monument der Vergangenheit, der Mittelpunkt des der Kunst des Alterthums gewidmeten Studiums", verdient namentlich heutzutage in vollkommenstem Maße das lebendige Interesse, welches sich ihm von Seiten der Reisenden und der Kunstarchäologen seit längerer Zeit zugewendet hat, und dieses Interesse findet hier um so reichere und innigere Befriedigung, als der Redner, der Verf. des Vortrags, den großen Vortheil der eigenen Anschauung, die Ursprünglichkeit des unmittelbaren Kunstgenusses für sich, als er selbst auf und vor der Akropolis von Athen länger zu verweilen Gelegenheit gehabt hat. Wie überhaupt die geistigen Schätze des wiedererstandenen Griechenlands durch die Unmittelbarkeit ihrer Anschauung reiche Aufschlüsse und eine bessere Aufklärung, als dies Bücher der Vergangenheit vermögen, über das eigentliche Wesen des innern Lebens der alten Griechen gewähren, aus welchem diese Schöpfungen hervorgegangen sind, so hat auch hier der Verf. nicht unterlassen, die tiefern sittlichen und religiösen Beziehungen in den Schöpfungen der altgriechischen Architektur, insofern es gerade um die Akropolis von Athen und die dortigen Baudenkmäler sich handelt, wenigstens anzudeuten. Sind es auch nur armselige Trümmer jener Herrlichkeit (jener Herrlichkeit, die wir aus den schriftlichen Überlieferungen kennen oder doch ahnen können), nur Trümmer, die auf dem Boden der Akropolis noch stehen, so gelingt es doch einer treuen und begeisterten Forschung, diese Trümmerwelt neu zu beleben; „die Säulen fügen sich wieder zusammen, um die Giebelfelder zu tragen, die Götter kehren von den Hyperboräern nach Griechenland zurück, und vor dem Auge des Geistes ersteht in ihrer ursprünglichen Schönheit die Akropolis von Athen." Eine dem Vortrage beigefügte Lithographie versinnlicht an der Hand einer treuen und begeisterten Forschung die Wunder der Kunst auf jenem athenischen Felsen, und die beredten Worte des Verf. deuten die Hieroglyphen dieser Kunstwerke für Jeden, der sich in die altgriechische Ideenwelt zu denken und zu versetzen versteht. Was ist nun aber gegen diese sittlich-religiöse, wenn auch heidnische, unsere moderne Kunst? Die moderne, mit Ausschluß der geistigen und ideenreichen gothischen. Wie leer und kahl erscheint hier unser ganzes Kunstleben, wie nichtsbedeutend erscheinen unsere Kunstschöpfungen und unsere Kunstdenkmäler! Wie sind sie, im Vergleich mit den Kunstschöpfungen der alten Griechen, fast nur nichtssagende Zeugnisse der Eitelkeit und der Selbstsucht oder hohle Früchte des leidigen Nützlichkeitsprincips! Und in der That ist es gar eigen, daß wir nun auch diese Eitelkeit und Selbstsucht in den ersten und hauptsächlichsten Vernichtern und Zerstörern der Kunstwerke der Akropolis von Athen, den Venetianern im 17. Jahrhundert und dem Engländer Elgin im 19. Jahrhundert als Beweggrund ihrer barbarischen Vernichtung und Zerstörung wiederfinden, gleichsam als ob für Griechenland und die Griechen, alte und neue, die moderne Zeit in solch berechnender Selbstsucht von vornherein sich ihnen hätte offenbaren sollen! Zu solchen ernsten und traurigen Betrachtungen veranlaßt der vorliegende Vortrag über die Akropolis von Athen; aber er regt auch ebenso heitere Ideen in dem sinnigen Gemüthe des Lesers an, indem er in die ewigjunge Herrlichkeit des altgriechischen Kunstlebens einführt. 31.

Miscellen.

„Niemand", sagt Leyser, Sp. 608, m. 19, „wird einen Arzt für abergläubig halten, wenn derselbe mitunter Mittel gebraucht, deren Wirksamkeit er durch die Erfahrung seiner Vorgänger kennen gelernt hat, obgleich er selbst nicht im Stande ist, die Gründe anzugeben, auf welchen diese Wirksamkeit beruht." So weit ließe sich die Sache, für sich betrachtet, allenfalls noch hören. Nun aber soll dieselbe in Beziehung auf geheimkräftige (sympathetische) Mittel durch ein Beispiel außer Zweifel gesetzt werden, welches aus den „Medicinisch-physischen Ephemeriden" des Professors und praktischen Arztes Dr. Hannemann in Kiel (gest. 1724) genommen und von der Art ist, daß es wol verdient, theils der Seltsamkeit wegen, theils als Probe, auf welchem Standpunkt vor etwas mehr als hundert Jahren die Arzneiwissenschaft sich befand, mit den eigenen Worten des Verfassers angeführt zu werden: „Hisce diebus ad me invisit vir quidam, magni nominis et famae inclitae, de quodam affectu consulens. Scilicet duxerat paucis ante diebus virginem in conjugem, qua cum coire vellet, experitur se impotentem et ad ista Veneris sacra Aphrodisiaca celebranda ineptum: metuit ergo sibi, ne vel fascino, vel ligatura aliqua talis ineptitudo sibi sit illata. Dedi ipsi consilium, quod apud Mizaldum aliosque legitur, per annulum pronubum sponsae urinam repetitis vicibus reddere. Dicto facto, consilioque meo parens, paulo post rediit hilarior quam ante, aitque: illud remedii genus ipsi belle successisse sibique virilitatem jam plene esse redditam."

Eleonora Magdalena Theresia, Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz (geb. 1655), war von Jugend auf eine fromme Schwärmerin. Welchen Bußübungen sie sich hingegeben, ist ausführlich erzählt in Jöcher's „Gelehrten-Lexikon", Thl. 2, S. 308—310. Davon ist besonders bemerkenswerth, daß, als der Kaiser Leopold um ihre Hand warb, sie aus Demuth sich alle Mühe gab, dieser Bewerbung auszuweichen und sogar öfters ihr Gesicht den Sonnenstrahlen zu dem Zwecke aussetzte, um es zu bräunen und so den Kaiser von ihr abzuwenden. Dieser ward aber dennoch im J. 1676 ihr Gemahl, dem sie treu ergeben blieb und den sie in seiner letzten Krankheit bis an sein Ende mit der größten Aufopferung pflegte. Nur ihm zu Liebe besuchte sie öfters die Opern, ließ sich aber die Psalmen David's in eben das Format und denselben Einband wie die Opernbüchelchen binden und statt dieser jene bringen, welche sie dann während des Singspiels las. Sie war dabei eine große Freundin der Literatur und mehrer Sprachen, wie der italienischen, französischen und deutschen, vollkommen kundig, auch selbst Schriftstellerin. Nach ihrem 1720 erfolgten Tode wurde, ihrer Anordnung gemäß, auf den Deckel des Sarges blos die Aufschrift gemacht: „Eleonora Magdalena Theresia, eine arme Sünderin."

Georg Fiscella, Doctor der Rechte und Vicekanzler des Kaisers Sigismund, wurde seiner Verdienste wegen in den Adelstand erhoben. Auf dem Concilium zu Basel 1431 wollte er nun von der gelehrten Bank zu der adeligen übertreten; der Kaiser aber verwies ihm solches mit den Worten: „Stulte agis, Georgi, et nimis ridiculus es, qui militiam litteris anteponis, cum scias, ex idiotis me vel sexcentos uno die Equites creare posse, at ex eodem genere ne unum quidem Doctorem." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 184. —— 2. Juli 1844.

Irland geschildert von Kohl.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Von Dublin wendet sich der Reisende dem Norden zu; Drogheda ist sein nächstes Ziel. Im Allgemeinen ist hier zu bemerken, daß der Nordosten Irlands beiweitem mehr englische Lebenselemente in sich aufgenommen und den irischen Charakter viel weniger rein erhalten hat als der Süden und Westen der Insel. Die nahe und beständige Berührung mit Schottland hat in Sitte, Sprache und Religion den irischen Grundtypus fast verdrängt; der Protestantismus herrscht vor und sondert den Nordosten oft entschieden von den Interessen der übrigen Inseltheile. Deshalb sind Ursprung und Macht der großen Agitatoren Irlands auch stets im Süden der Insel zu suchen, und das Triumvirat Moore, O'Connell und Mathew stammt ausschließlich aus dem Süden her. So ist denn auch die alte Stadt Drogheda der Gesinnung nach jetzt ganz eine englische Stadt geworden. In ihrer Nähe ist das verhängnißvolle Boynethal, ganz mit druidischen Monumenten gefüllt, wo Jakob II. und Irland für immer besiegt wurden. Merkwürdige Barrows und Cairns (druidische Grabhügel von Kieselsteinen) oft 60 Fuß hoch und 200 im Umfang, bedecken die Landschaft, aus welcher die Karnen (Cornen) und Gallogloffen (Galloglochs) Shakspeare's herstammen. Der erhaltenste und sehenswertheste jener Steinhügel ist der von New Grange, ein cyklopisches Bauwerk, das in seinem Innern drei gesonderte druidische Kapellen darstellt, mit uralten heiligen Schriftzeichen, weit älter als das altirische Feadha (heilige Alphabet), bedeckt, und noch mit ihren steinernen Opferbecken versehen. Solcher Tumuli liegen am Boyne hinauf eine große Anzahl, zum Theil, was kaum zu glauben ist, noch ganz unerforscht. Wir graben in den Pyramiden Ägyptens und lassen die uralten Denkmale unserer Vorfahren unbeachtet neben uns liegen! Die berühmten Klosterruinen von Monastir-boice ziehen auf der andern Seite von Drogheda an. Auch diese malerischen Reste, einst vom 5. bis zum 11. Jahrhundert der Sitz der Kunst und Wissenschaft, die Hochschule irischer Sprache und Poesie, gruppiren sich wieder mit Kreuzen und Gräbern gemischt um einen Rundthurm, und liefern in einer baumlosen, braungrün gefärbten Ebene belegen, von uralten Bäumen allein überschattet, ein echt irisches Landschaftsbild, besonders wenn die eigenthümlichen düstern und massenhaften irischen Wolken pfeilschnell darüber hinjagen. Diese irischen Wolken und die unzählbaren Abstufungen der grünen Farbe in den irländischen Landschaften bieten das eigentlich Charakteristische dieser Bilder dar; denn kein Land kennt sonst diese Schattirungen des Grün, vom hellsten Gelbgrün zum tiefsten Braungrün des Torfmoors, wo es in Braun, Roth, Purpur und zuletzt in Schwarz verläuft.

Drogheda, die letzte äußerlich ganz irische Stadt, ganz katholisch und ganz im Besitz der Volkssprache, bot dem Verf. auch Gelegenheit, von der altberühmten Harfner- und Sängerkunst der Iren eine Vorstellung zu gewinnen, und sein Zusammentreffen mit einem berühmten Sagenerzähler ist höchst anziehend dargestellt. Meistens sind es broken farmers, ruinirte Pächter, die dieser Kunst nachgehen. Die Sage von Cuchollin und Connell, welche der Sänger vortrug, liefert eine schöne Probe echter Volkspoesie. Welch anderes Volk der Erde erzählt sich auch in dieser Art von seinen anderthalbtausendjährigen Helden? Besonders reich an solchen Dichtungen, an Ossianischer Poesie, ist die Landschaft Donegal. Oisin, irisch Oschin ausgesprochen, war, wie jetzt notorisch ist, kein Schotte, wozu ihn Macpherson machte, sondern ein Ire wie sein Vater Fin-Maccal (Fingal), dessen Erinnerung überall im Norden von Irland noch heute lebendig fortlebt, bald als eines Riesen, bald als eines Helden und mächtigen Königs. Tara, die geistliche Hauptstadt, das Rom Irlands, 200 Jahre n. Chr. von Ollam Fodha gestiftet, lag etwa anderthalb Meilen von Drogheda in der Grafschaft Meath. Die letzte Nationalversammlung fand hier 554 n. Chr. unter der Regierung des Königs Diarmid statt; jetzt versammelt sich hier die irische Harfnergesellschaft, die letzte Bewahrerin altirischer Poesien. Man spricht hier mit Geringschätzung von dem Pröbchen irischer Poesie, das Macpherson bekannt gemacht habe, und behauptet, viel wichtigere Schätze der alten Poesie in Manuscripten zu besitzen. Es ist nur unbegreiflich, warum Niemand, wenn dem so ist, wie nicht zu bezweifeln steht, an die Sammlung und Bekanntmachung dieser

Schätze denkt, da doch Macpherson mit seiner hier verachteten Probe schon so großes Aufsehen machte. Der fire Gedanke, daß ihre Gedichte nicht zu übersetzen seien, mag die Irländer davon zurückhalten; aber warum findet sich kein englischer Sammler?

Von Drogheda wendet sich der Reisende durch die Grafschaft Louth nach Dundalk; die Hügel umher sind kahl, die Landschaft ziemlich einsam und reizlos. Auf einmal thut sich ein kleines Eldorado auf; es ist die Provinz Ulster, von schottischen Presbyterianern colonisirt und durch Cromwell von den Iren fast ganz — gereinigt. Das Land des Flachsbaus, der Bleichen und der Leinenindustrie, die in Belfast ihren Mittelpunkt, Markt und Welthafen findet, nimmt uns auf, für den Reisenden stets ein erfreulicher Anblick. Über diese Leinenindustrie von Belfast geht der Berichterstatter in sehr merkwürdige und dankenswerthe Details ein, aus welchen namentlich für uns zu lernen ist, mit welchen unermeßlichen Mitteln die Engländer uns von dem Markte für diesen Artikel verdrängt haben und welche kolossale Anstrengungen dort gemacht werden, um diese Eroberung zu behaupten. Fürwahr, wenn man dies Capitel gelesen hat, erscheint es mehr als thöricht für uns, auch nur den Gedanken zu hegen, als könnten wir mit unsern zwerghaften Einrichtungen und Mitteln diese verlorene Industrie jemals zurückerobern, oder mit unsern Armenbeiträgen gegen die Millionen von Pf. St. ankämpfen, mit welchen die englischen Associationen ihre Eroberung vertheidigen. Für Jeden, der vom Handel und von der Fabrikation nur eine Vorstellung hat, muß dies Beginnen als völlig zwecklos und widersinnig erscheinen. Wir wollen nur einen Umstand hervorheben. Es gibt fast keinen Handelsartikel, bei dem die consumirenden Märkte eigensinniger und wählerischer sind als das Leinen. Jeder Markt in Europa, Asien und Amerika hat hierbei, wie der Engländer sagt, seinen besondern Whim, sein Vorurtheil. Die englischen Fabrik- und Handelsherren studiren nun diesen Whim und befriedigen ihn. Das für England bestimmte Linnen muß ganz schmucklos sein, ein verzierender Faden verdirbt den Kauf; das für Frankreich, Italien, Spanien bestimmte Leinzeug muß geputzt, verziert auftreten; das für Südamerika exportirte muß deutschen Glanz, deutsche Etiketten, wo möglich den preußischen Adler tragen. Belfast bereitet nun für jeden Markt mit raffinirtem Studium, was er eigensinnig sucht und sendet sein Linnen z. B. nach Hamburg, um es mit deutscher Verpackung nach Merico und China zu senden. Wo ist der Handelsherr, der in Deutschland an solche Dinge denkt? Er gibt seine Waare hin und damit genug.

Belfast, dieser große Flachsknoten, wie der Verf. sagt, hatte 1821 37,000 Einwohner, jetzt über 73,000, ebenso hat Dundee in Schottland seine Einwohnerzahl verdoppelt; das ganze Land umher ist Bleiche, Spinnerei und Weberei in höchster Vollendung. Millionen Pf. St. wenden sich dieser Production zu, die der raffinirte Handel unterstützt, und die eine mächtige Association mit kolossalen Mitteln belebt — wie soll Deutschland, das Riesengebirge oder Bielefeld hiergegen ankämpfen?

Nordirland ist ein Land für sich, das Industrie und religiöses Bekenntniß von der übrigen Insel sondern. O'Connell, Matthew und Moore finden hier wenig Anklang, katholische Bestrebungen mächtigen Widerspruch, und die Bemühungen für irische Sprache und Literatur erregen fast Gelächter. In diesem Parteigeiste liegt viel, was zur Erklärung der irländischen Zustände dient. Groß aber sind die Verdienste der presbyterianischen Missionsgesellschaft (Home mission), welche in wenigen Jahren 3087 Sonntagsschulen mit 230,000 Schülern gegründet hat, und ihre Schriftleser (Scripture-readers) unentgeltlich von Dorf zu Dorf, ja von Haus zu Haus sendet. Ein so ungemessenes Feld der Thätigkeit für Associationen öffnet sich nur unter englischem Scepter. Der ganze Grund und Boden von Belfast gehört aus einer Schenkung Karl's II. dem Marquis von Donegal, gewöhnlich Lord Belfast genannt, der, wenn einer seiner Vorfahren nicht viel davon verschleudert hätte, einen Grundzins von 300,000 Pf. St. von der Stadt beziehen könnte. Auch solche Verhältnisse sind nur in England gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Über Todesstrafe.

Über die Verwerflichkeit der Todesstrafe und was für jetzt in Deutschland an deren Stelle zu setzen. Von J. C. Althof. Rinteln, Bösendahl. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

In der Literatur werden die Stimmen für Abschaffung der Todesstrafe immer lauter. Im Volke soll, wie wenigstens häufig bei Gelegenheit ständischer Verhandlungen über diesen Gegenstand behauptet worden ist, die Meinung noch sehr zu Gunsten der Todesstrafe sein. Meine Privaterfahrung spricht wider diese Behauptung, indessen das ist kein Beweis; aber darin, daß sich in der Literatur so viele Stimmen im Namen der Menschlichkeit wider das Blutgericht erheben, liegt ein Beweis, daß die Richtung, welche sie vertreten, immer lebendiger im Volke zu werden anfängt. Da sich der Kampf in der Literatur auf theoretischem Felde bewegt, so sollte man denken, daß es nach so vieler Arbeit zu einer gründlich-theoretischen Erledigung der Frage bereits gekommen sein müßte, um so mehr, da manche Schriftsteller über Todesstrafe die Sache ausdrücklich für spruchreif erklären; aber es ist doch keineswegs so. Die Rechtstheorien von Abegg, Hegel u. A., welche sich der Todesstrafe annehmen, erwarten noch eine gründliche Kritik, welche im Stande wäre, sie aufzulösen, obwol der Standpunkt, von welchem aus sie aufgelöst werden können und müssen, bereits gefunden ist. Diejenigen, welche bisher gegen die Todesstrafe gekämpft haben, nehmen diesen Standpunkt entweder gar nicht ein, oder doch nicht rein, nicht ohne auf allerlei andere und fremdartige Standpunkte überzuspringen. Der Fehler, in welchen sie fast Alle ohne Ausnahme verfallen, Althof aber ganz vorzüglich, ist der, daß sie das Christenthum oder die Religion zu Hülfe rufen. Die Religion entscheidet aber im Staatsleben nirgend die Staatsfragen; den religiösen Marimen folgt der Staat in keiner Hinsicht, sondern seinen eigenen; er liebt nicht seine Feinde, vergibt nicht den Schuldigen u. s. w., warum sollte er nicht mit dem Tode strafen, so gut wie er die Seinigen dem Tode auf dem Schlachtfelde überliefert? Er verlangt zwar Religion von den Einzelnen, aber er, als Staat,

hat keine Religion und wird daher auch nicht aus Rücksicht auf die Religion ein Recht aufopfern, welches er von undenklichen Zeiten hat. Andererseits ist die Religion gar nicht dazu tauglich, Gründe wider die Beibehaltung der Todesstrafe zu liefern. Im Alten Testamente sehen wir, daß die Religion selbst Hinrichtungen erheischt. Im Christenthume liegt wenigstens kein Grund, was auch Althof immer sagen möge, dem Leben auf dieser Welt irgend einen Werth beizumessen. Althof sieht zwar dieses Leben als Vorschule für den Himmel an und findet es daher unrecht, daß man irgend einem Menschen die mögliche Bildungszeit verkürze. Indessen ist das geradezu eine irreligiöse Auffassung der Sache, da Gott, wenn er den Menschen zu sich ziehen will, an keine Zeit gebunden werden kann. Gegen die sogenannte Präventivtheorie macht Althof den Einwand, daß der Staat nun doch einmal nicht alle Gefahren von seinen Bürgern abwenden könne, warum er denn also gerade Diejenigen durch unmenschliche und unverantwortlich gewaltthätige Maßregeln abwenden solle, welche dem Menschen von Menschenhand drohen. Dieselbe Bemerkung spricht aber gegen Althof's eigene Behauptung hinsichts der Nothwendigkeit, dem armen Sünder Zeit zu seiner Bekehrung zu lassen. Der Staat kann ja unmöglich dafür sorgen, daß alle Bürger innerlich wiedergeboren werden, warum soll er dies gerade bei Denen thun, die sich der Todesstrafe schuldig machen? Etwa deshalb, weil der Tod eben alle Möglichkeit der Bekehrung abschneidet? Nicht doch! Zur Bekehrung und Versöhnung mit Gott reicht ein Augenblick hin; und warum sollte Gott die Seele nicht auch noch jenseits reinigen können? Also von Seiten der Religion ist durchaus kein Argument zu Gunsten der Abschaffung der Todesstrafe aufzubringen.

Der einzige Standpunkt, von welchem aus sich gegen die Todesstrafe kämpfen läßt, ist der der Vernunft und Menschlichkeit. Diesen Standpunkt nehmen die Gegner derselben auch im Wesentlichen ein, aber sie verderben ihn sich dadurch, daß sie ihn nicht unverrückt festhalten, sondern mit allen möglichen abweichenden Ansichten liebäugeln. Daher kommt es, daß die Gründe, welche sie zur Bekämpfung der einen Ansicht anführen, oft schnurstracks denen widersprechen, deren sie sich zur Bekämpfung der andern bedienen. Althof's Darstellung ist außerdem sehr ungeordnet; er wiederholt sich, berichtigt sich unaufhörlich, befolgt nicht einmal ein auch nur äußerliches Eintheilungsprincip.

Er sieht als Motiv der Strafe die Nothwendigkeit an, als Princip der Strafe die Gerechtigkeit, als Zweck der Strafe die Besserung, und sucht zu zeigen, daß die Todesstrafe weder nothwendig, noch gerecht, noch wohlthätig für den Sträfling sei.

Die *Nothwendigkeit* nimmt Althof ganz äußerlich, nicht als sittliche Nothwendigkeit, sondern als unerlaßliche Maßregel, zur Sicherstellung, zum Schutz der Gesellschaft. Althof will allerdings, daß der Frevler unschädlich gemacht werde, obwol er fast in demselben Athem behauptet, daß der Staat, der doch nun einmal nicht alle Gefahren von seinen Bürgern abwenden könne, auch nicht für diejenigen, welche denselben von Menschenhand drohen, unbedingt verantwortlich sei; er meint aber, zum Behufe des Schutzes sei die Todesstrafe gar nicht nothwendig, ja sie sei in dieser Beziehung höchst verkehrt, denn um einen noch sehr problematischen Verlust (Wiederholung von Mord) abzuwenden, ziehe man einen gewissen, positiven Verlust (den Tod des Mörders) herbei. Gründe dieser Art sind allerdings so gut oder so schlecht wie gar keine. Denn muß der Mörder, wie Althof aus Furcht vor der Gefahr will, bürgerlich todt gemacht werden (durch lebenslängliche Einsperrung), so ist er ja doch für die bürgerliche Gesellschaft verloren. Althof meint, wenn der Staat einmal das Nützlichkeitsprincip bei Verhängung der Todesstrafe zu Grunde lege, so hätte er denn auch „nicht blos den lästigen und gefährlichen Dieb, den oft noch gefährlichern Verleumder sofort vom Leben zum Tode zu bringen, sondern sicher würde es auch von Gewinn und Nutzen sein, wenn er mit den unnützen Müßiggängern und lästigen Bettlern eine gleiche Procedur vornähme; auch würde es von handgreiflichem Nutzen sein, wenn man mit allen jenen unglücklichen Menschen, welche ihres Verstandes beraubt sind, besonders mit Rasenden, denselben kurzen Proceß machte". Das ist sehr richtig, kann aber auf Althof's Standpunkt nicht gegen die Todesstrafe gebraucht werden; denn wenn man einmal, wie Althof thut, den Bürger und den Menschen unterscheidet und aus dieser Unterscheidung wiederum Gründe gegen die Todesstrafe entlehnt, so darf man in Betracht des Staatswohls oder der bürgerlichen Gesellschaft von dem Nützlichkeitsprincip nicht absehen und muß sich auch die schneidendsten Consequenzen desselben gefallen lassen. Wenn man diese Consequenzen in gewissen Fällen, wie z. B. in Bezug auf Bettler und Vagabunden, nicht in aller ihrer Härte eintreten läßt, so folgt daraus nicht, daß man sie in allen Fällen hintansetzen oder abschwächen müßte. Wenn Althof endlich behauptet, die Abschreckung dürfe gar nicht in Betracht kommen, wo es sich nur um Gerechtigkeit handelt, so hilft ihm das wieder nichts; denn er selbst gesteht ja, daß es sich nicht um Gerechtigkeit allein handle, sondern auch darum, den Frevler unschädlich zu machen und die Gesellschaft sicher zu stellen.

Was die *Gerechtigkeit*, oder bestimmter ausgedrückt „die gerechte Ausgleichung der Schuld an sich" betrifft, so sucht Althof zu erweisen, daß derselben durch Tödtung des Mörders nicht genügt werde, da einerseits keine Entschädigung des Gemordeten oder seiner Angehörigen eintrete (außer etwa die Befriedigung des Rachedurstes in den Letztern, was aber unsittlich und zu der bloßen Gerechtigkeit als etwas rein Subjectives gar nicht in Beziehung steht), und da andererseits die Vergeltung nicht rein und richtig sei. Diesen letztern Punkt führt Althof nirgend genügend aus; aber was ihm vorschwebt, ist dies, daß man von Rechts (nämlich von abstracten Rechts) wegen, d. h. nach dem Grundsatz der Wiedervergeltung, für das durch den Mord einem Menschen geraubte Dasein auch dem Mörder nur das äußerliche Dasein entziehen dürfte, was man aber nicht vermag, ohne in ihm die unendliche Persönlichkeit, den innern Menschen, den Geist und Willen zugleich mit anzutasten; denn Leib und Seele läßt sich ja nicht voneinander trennen. Zwar hat der Mörder dem Gemordeten Dasselbe gethan und hat ebenfalls ein geistiges Wesen mit in dessen äußerm Dasein angegriffen, aber dies geht die Gerechtigkeit nichts an, welche es nur mit dem äußerlichen Dasein, nicht mit dem innerlichen Werthe zu thun hat. Althof macht in dieser Beziehung noch bemerklich, daß man dem Delinquenten nicht blos das Leben nehme, sondern durch die Ankündigung des gewissen Todes auch eine unsagliche Seelenmarter zufüge, also wenn man auch sogar durch Tod für Tod das erste Unrecht wieder ausgleichen könnte, hier doch ein neues, unberechenbares Übel zufüge und ein nicht zu sühnendes Unrecht begehe. Außerdem erinnert er an die Familie des Mörders, welche man unschuldig mitstrafe. Indessen wäre ja dies ein Argument gegen jede Strafe, wie es denn allerdings eins ist. Auch den Ausspruch (Hegel's), daß man den Verbrecher darin als vernünftiges Wesen ehre, daß man aus seiner That den Maßstab seiner Strafe nehme und ihm in dieser nur sein (sein eigenes) Recht widerfahren lasse — auch diesen Ausspruch bekämpft Althof, obwol in etwas roher Form, indem er behauptet, der Staat kenne weder das dem Gemordeten wirklich zugefügte Übel, noch die Wirkung der Strafe auf den Mörder, und sei keines Mittels gewiß, um dem Letztern wieder zu seiner Menschenwürde zu verhelfen. Hierin liegt das Richtige, daß dem Menschen die Ehre, für ein vernünftiges Wesen erklärt zu werden, nur dann gebührt und frommt, wenn derselbe in Wirklichkeit vernünftig ist und sich subjectiv, durch seine Zustimmung und Anerkennung des Rechts, dieser Ehre theilhaft macht. In Bezug auf die Zustimmung des Verurtheilten kommt sein moralischer Zustand in Betracht; dieser kommt aber schon früher zum Behufe der Verurtheilung selbst in Betracht,

indem es auf die Zurechnungsfähigkeit ankommt. Weil hier ein Gebiet berührt wird, auf welchem der unterscheidende, classificirende, rubricirende, qualificirende Verstand jedes sichern Maßstabes entbehrt und sich in dem Labyrinthe des Seelenlebens verlieren muß, so räth Althof schon um deswillen die Todesstrafe abzuschaffen, weil, wenn sie auch übrigens gerecht wäre, doch nie gewußt werden könne, ob sie im einzelnen Falle am rechten Orte wäre. Weil sie Unschuldige entweder durch Irrthum oder Misbrauch treffen könne, solle man sie lieber gar nicht anwenden; denn der Misgriff sei hier zu verheerend, zu furchtbar. Der Richter aber könne nie mit leichtem Herzen den tödtlichen Ausspruch thun, nämlich als Mensch, wie sehr er auch sich streng an das positive Recht gehalten habe. Dies ist wieder eins von jenen Argumenten, womit über das Ziel hinausgeschossen wird. Der Arzt würde aus demselben Grunde keinen Kranken behandeln dürfen, weil er sich ja doch irren und durch falsche Behandlung den Kranken tödten kann. Aber es ist richtig, daß das Urtheil, der Spruch immer nur eine Meinung ist; daher die Sentenzen verschiedener Richter oder Richtercollegien über denselben Fall oft gerade entgegengesetzt ausfallen können, und so liegt hier der Widerspruch am Tage, daß die Sentenz etwas Objectives, die Verwirklichung der Gerechtigkeit sein soll, während sie doch nur etwas Subjectives, von der Ansicht des Richters Abhängiges ist. Dieser Widerspruch liegt jedoch tiefer, schon im Gesetze selbst. Auch dies ist Hrn. Althof nicht entgangen. Er sagt: „Der Mörder handelt nach eigener Wahl, und seine That heißt Verbrechen; der Staat handelt nach seinen sich selbst gegebenen Gesetzen, und seine That heißt Gerechtigkeit." Allerdings können ja die Gesetze unvernünftig, die That des Verbrechers kann vernünftiger als das Gesetz sein. Indessen was beweisen solche Collisionen gegen die Todesstrafe? Wenn der Staat wegen Verletzung unvernünftiger Gesetze den Verletzer lebenslänglich einsperrt, statt ihn hinzurichten: ist damit die Collision besser gelöst?

Endlich in Betreff Dessen, was Althof als den eigentlichen Zweck der Strafe bezeichnet, in Betreff der Besserung, kann er es auch zu keinem entscheidenden Resultate bringen. Er sagt, der Staat erkenne die Nothwendigkeit der Besserung wenigstens darin an, daß er dem Delinquenten zu seiner Bekehrung einen Geistlichen ins Gefängniß schickt. Dies sei aber doch, meint Althof, möglicherweise ganz unzureichend. Freilich! Aber was kann der Staat dafür? Er thut das Seinige. Althof kann es zur Entscheidung dieser Frage deshalb nicht bringen, weil er den Menschen und den Bürger in Allem scheidet. Die Besserung, auf die es ankommt, ist nicht die sogenannte innerliche, religiöse, sondern die sittliche; es kommt darauf an, aus dem unvernünftigen Menschen einen vernünftigen, aus dem unsittlichen einen sittlichen zu machen. Althof will die Todesstrafe mit lebenslänglicher Einsperrung vertauschen. Er macht den verurtheilten Verbrecher zum „Lebendig-Todten". Er sagt: „Wen die Wohnung der Ausgestoßenen aufgenommen hat, der kehrt nimmer daraus zurück; seine Hoffnungen und Wünsche im Bereiche seines bisherigen Lebens läßt er hinter sich" u. s. w. Schauderhaft! Das kommt davon her, wenn man den Menschen mitten entzwei reißt und den Bürger hier, den Menschen dort hat. Ist Das Besserung, was nicht dazu dient, den Sträfling dem bürgerlichen Leben zurückzugeben? Althof will auch die Veranstaltung, welche er vorschlägt, nur als eine provisorische angesehen wissen. Vor der Hand könne man nun einmal noch nicht ganz ohne derartige Maßregeln auskommen. Wann aber wird denn dies, Althof's Meinung nach, möglich sein? Er weiß es selbst nicht. Er hat nun einmal Furcht vor Mördern; die Gesellschaft muß geschützt werden. Vermuthlich meint Althof, der Staat müsse erst mehr als jetzt der Fall ist dafür sorgen, daß alle Bürger zu gesitteten Menschen erzogen werden, weil dann keine Ursache mehr sein wird, Verbrecher zu bestrafen. Wenn Althof dies meint, so hat er recht; aber er muß nicht übersehen, daß zur Ausrottung der Verbrechen auch Veranstaltungen nöthig sein würden, durch welche Jedermann, der arbeiten will, in den Stand gesetzt wird, mit Sicherheit leben zu können. Vielleicht hat Althof auch daran gedacht. Und weil er einsieht, daß der Staat, so lange dergleichen Veranstaltungen zur Sicherung des physischen und moralischen Lebens Aller nicht in hinlänglichem Maße getroffen sind, der Staat im Grunde (d. h. sittlich betrachtet) kein Recht hat, Verbrechen überhaupt zu bestrafen, weil diese durch die vorhandenen Lebenszustände im Staate, die nicht des Verbrechers Schuld sind, herbeigeführt werden, so sieht Althof von der Gerechtigkeit ab und zieht einstweilen nur die Nothwendigkeit der öffentlichen Sicherheit in Erwägung, der zu Liebe er, als Ausnahmegesetz, als Präventivmaßregel, als Provisorium sein Detentionshaus einrichten will.

Eine Correctionsanstalt wäre aber als Palliativ jedenfalls besser. Denn durch eine solche sucht der Staat Das, was an der Erziehung versäumt worden ist, hinterher so gut es gehen will wieder gut zu machen und nachzuholen. Zugleich aber müßte Vorsorge getroffen werden, den Sträflingen, die aus dem Correctionshause entlassen werden, zu ihrem Unterkommen und Fortkommen behülflich zu sein. Denn nur dies hieße sie gebessert und als brauchbare Glieder der bürgerlichen Gesellschaft, wie diese bis jetzt noch besteht, wiedergeben. 128.

Literarische Notiz aus England.

Ein zweiter Cooper.

So nennen einige englische Kritiker den Verf. von „The prairie bird" (3 Bde., London 1844), A. Murray, Denselben, der durch seine „Travels in North-America" sich rühmlich bekannt gemacht. Aber ein zweiter Cooper ist viel gesagt. Der erste, John Fenimore, hat in seinen Schilderungen indianischen Lebens, von „The last of the Mohicans" bis auf „Wyandotte", für dieses eigenthümliche Volk ein so inniges Interesse erregt, daß es einem Andern keinenfalls leicht sein kann, ihm gleichzukommen. Geradezu unmöglich muß das für Jeden sein, der nicht den Indianer in seiner Heimat gesehen, beobachtet, studirt hat. Über diese Unmöglichkeit ist der Verf. hinaus. Er hat bei den Pawnees gewohnt und mit ihnen gejagt, ist mit ihnen gewandert und Zeuge ihres häuslichen und öffentlichen Lebens gewesen. Das beweisen die „Travels". Dessenungeachtet, wenn er auch dem ersten Cooper naht, steht er wol noch um einen oder zwei Schritte hinter ihm. Er erreicht ihn nicht in der Beschreibung tiefgewurzelter, heiliger Mutterliebe, nicht in der Erfindung verwegener Abenteuer, nicht im Zeichnen der Natur, der Sitten und des Gefühlszustandes. Er leistet viel, mehr als Einer vor ihm geleistet, und mehr als zu erwarten. Er kann ein zweiter Cooper werden, aber noch ist er es nicht. Sein Roman ist trefflich geschrieben, die Charaktere sind scharf und deutlich, die Scenen lebhaft und natürlich, die Erzählung rasch und leicht, die Begebnisse fesselnd. Deshalb kann er ein zweiter Cooper werden. Jetzt fehlt ihm noch Cooper's Ruhe und Entschiedenheit. Die Angel der Geschichte ist das Stehlen eines weißen Kindes, Evelyn Ethelstone, und des Mädchens nachheriger Aufenthalt bei den Delaware-Indianern, wo sie unter der Obhut eines Missionnairs und von den Heilkünstlern fast vergöttert eine Art Seherin repräsentirt und gemeinhin „the prairie bird", der Wiesenvogel, genannt wird. Sie ist eine rein poetische Schöpfung, schön zum Küssen, engelhaft zum Anbeten, den sanften Stolz und die zarte Gesinnung des gesitteten Mädchens mit der Einfachheit und dem scharfen Blicke des Naturkindes verschmelzend. Sie küßt auch, und die Schilderung ihres ersten Kusses ist einigermaßen Bulwerisch, also eine weitere Empfehlung des Buchs für alle Verehrerinnen des im Schweigen verharrenden Novellisten. Selbst die Nichtverehrer dürften nur Eins daran zu tadeln finden. Wenigstens Diejenigen, die zum Beneiden geneigt sind. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 185. —— 3. Juli 1844.

Irland geschildert von Kohl.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 184.)

Wir gelangen nun zu der Schilderung der Küste von Antrim, dieser wunderbaren Naturbildung, welche in dieser Art nur einmal auf der bekannten Erde vorhanden ist. Der Verf. entwirft von diesem Zielpunkt aller Reisenden in Irland ein so sprechendes, klares Bild, daß wir gestehen, aus demselben zum erstenmal eine deutliche Anschauung dieses Naturwunders entnommen zu haben. Er ist darin Geologe und Maler zugleich und begleitet seine Schilderung mit kleinen Skizzen, die auch dem Uneingeweihten die Gegenstände klar machen. Die Nordostküste von Irland ist eine unermeßliche Kreidebildung, welche der schwarze Basalt durchbrochen, stellenweise überlagert und niedergedrückt oder bruchstückartig durchsprengt hat. Küstenseen, Loughs, dringen überall in diesen zwiefachen Fels ein, legen das Gestein blos und zeigen dann seine Wände, weiß und schwarz, in scharfen Absätzen. An vielen Stellen kommt auf diese Art der Säulenbasalt offen zum Vorschein; die wunderbarste dieser Stellen ist der berühmte Giantscauseway (Riesendamm), das Staunen aller Reisenden. Doch ist diese Stelle an sich nur kurz, und an vielen andern Punkten, nur minder regelmäßig, zeigt sich in weit größerm Maßstabe dieselbe Naturbildung. Die Reise von Belfast geht zunächst um den Lough Belfast herum nach Karrigfergus, einem uralten, nun durch Belfast überflügelten Orte, durch Gärten an Gärten, Landsitz an Landsitz in reizender Folge. In Karrigfergus endet die Stage-coach, man hat bis Larne die Bequemlichkeit einer zweiräderigen Karre; auch diese endet in Larne, und der Reisende ist genöthigt, sich Ihrer Maj. ledernem Briefbeutel auf einer niedrigen einsitzigen Karre anzuschließen, um den malerischsten Theil der drei Königreiche zu betreten, zu dem jedoch eine neugebaute schöne Küstenstraße hinführt. Ist dies nicht seltsam und charakteristisch für England? Die prachtvollen, vierspännigen Mail-coaches von England finden ihren Weg nur dahin, wo der Handel blüht! Hinter Larne nun erschließen sich Thäler von 2000 Fuß hohen Bergen umringt, die der Antrim-road durchschneidet, an dem die wilde irische See sich bricht. Zuerst Glenarm (Waffenthal) voll hübschen Anbaus, spritzender, vom Wind entführter Wasserfälle, scharfer mit Feuerstein gesprenkelter Gipsfelsen, schwarzer Basaltmassen und grünen Laubs. Die Spitze Ballygallus-head läuft massenhaft malerisch ins Meer aus, unten weiß, oben schwarz, ein stumpfer Kegel. Hier steht das Schloß der Antrim-family, der O'Donnells, zwischen zwei Reihen schwarzer geharnischter Basaltfelsen, von 400 Hirschen und Rehen umweidet in uraltem Eichenwalde, vom brandenden Meere angerauscht, in wunderbarster Lage. Die O'Donnells, im Altersstreit mit der schottischen Familie gleichen Namens, stammen von den Königen von Ulster und führen ihren Stammbaum auf Feninsa, König von Scythien und Dea (1400 J. v. Chr.), der eine scythische Colonie nach Gallien führte, zurück; unter ihrem Vorfahr Feidtroth wurde der Heiland geboren. Mit solchen Absonderlichkeiten beschäftigt sich die Phantasie des irländischen Volks!

Über das Vorgebirge Garron-point gelangt der Reisende in das Thal von Glenariffe (Höhlenthal), wo die Scenerie noch an Großartigkeit gewinnt; hier hat sich das Ersische noch als lebende Sprache erhalten. Bei Cushendall zeigt man das Grab des Dallas, den Ossian tödtete. Eine Menge von Namen in diesen Glens deutet darauf, daß hier der Sitz Fin-Mac-Cumal's (Fingal's), des Vaters von Ossian und Osgar, war, des Anführers der alten Fianna Eirinn, Volksbann von Irland. Ossian's Grab selbst setzt das Volk auf den Kirchhof des kleinen Ortes Layde; vielleicht ist es der Grabhügel (cairn) auf dem Berge Lurgethan. Eine andere Volkssage läßt ihn 200 Jahre lang am Shannon verzaubert schlummern und dann durch St.-Patrick Christ werden, was dem Katholicismus der Irländer allerdings sehr zur Ehre gereicht. Mit den leiblichen Genüssen an dieser malerischen Küste sieht es inzwischen übel genug aus, indem einige Stücke Oatcake (Haferkuchen), ein Glas Whisky und einige Stücke glimmenden Torfs so ziemlich alle Comforts ausmachten, die dem sturmgepeitschten Reisenden während mehrer Tage zu Theil wurden, das Geschwätz einer alten Frau ungerechnet, die, wie man sagt, the gift of the gab — die Gabe der Rede — besaß, welche bekanntlich diesseit des irischen Kanals eine Seltenheit ist. Bei Ballycastle hört das Gebiet der Glens auf und mit ihm die irische Sprache. Dem Vorgebirge

gegenüber erhebt sich aus den stets stürmischen Wogen die starre Basaltfelseninsel Rathlin (Rachlin, Rachery), das Ricnia des Plinius und Ricina des Ptolemäus, einst Rob. Bruce's Zufluchtsort und Herrschersitz und nun Besitzthum des Pastor Mr. Gage, der Prediger und Souverain seiner Vasallen zugleich ist. An diesem Beispiel zeigt uns der Verf. das ganze stolze Lehnsgebäude der englischen Verfassung, wie es nirgend in Europa sich in solcher sieghaften Reinheit erhalten hat. Her gracious Majesty von England ist natürlich Oberherrin alles Grundes und Bodens von Rachlin; unter ihr hält die Antrim-family das Chiefdom der Insel und entrichtet dafür dem Vicekönig von Irland jährlich zu St.-Johannis eine gewisse Anzahl Falken. Mr. Gage ist der Proprietor und bezahlt dem Chef der Antrim-family eine Chief-rent (Häuptlingsgeld). Mr. Gage könnte nun in Dublin residiren und hätte dann seinen Middleman (Generalpachter), der die ganze Insel in Administration nähme und sie an Unter-Middlemen austhäte. Von diesen erhielten die Tenants einzelne Stücke in Pacht at will, und diese bauten den Boden. Hier stünde denn der ganze Lehnsbau des Mittelalters vor uns, und wir sehen genau, wie viel Stufen den irischen Tenant vom freien und vollen Eigenthum seiner Scholle trennen.

Der Reisende nähert sich nun Cap-Fair-head, wo die regelmäßige Basaltbildung der berühmten Küste beginnt. Die Basaltmassen bilden hier ein hohes Plateau über dem ursprünglichen Kalkfelsen, sind aber oben mit Moor und Graswuchs bedeckt und nur in den Einschnitten sichtbar. Mit Cap Benmore (das Robogdium des Ptolemäus) springen diese Massen in einem schroffen Basaltfelsen höchst malerisch ins Meer. Die Pfeilerbildung wird nur einzeln sichtbar; Alles ist hier noch massenhaft oder erscheint, wie bei dem Greymans-path, als ein wildes Chaos wie zu einem riesigen Spiel durcheinandergeworfener Basaltstücke, wie eine eingestürzte Lenorchenpartie, voll stäubender Wasserstürze und windströmender Höhlungen. Vorüber neben den pittoresken Felsschlössern im Meere, Carrick-a-Rede und Schloß Dunseverick, das König Sobhoiru 800 J. n. Chr. gebaut haben soll, gelangt der Reisende endlich zu dem unvergleichlichen Giants-causeway, bei dem ein Wirthshaus errichtet ist, und den er auf höchst dankenswerthe Art in dem klarsten Bilde vor uns hinlegt.

Die erste Empfindung, sagt der Verf., welche dieses wundervolle Schauspiel bei uns erweckt, ist, wie gewöhnlich bei berühmten Natur- und Kunstwerken, die der Täuschung. Es geschieht uns wie beim Anblick der Peterskirche; unsere Phantasie hat über die möglichen Naturgrenzen hinausgegriffen; Staunen und Bewunderung kehren erst wieder, aber alsdann auch um so eindringlicher, wenn wir anfangen zu messen und zu zergliedern; denn die unendliche Zierlichkeit des Werks verbirgt uns anfangs seine Größe. Der Riesendamm ist in der That nur etwa 700 Fuß lang; aber er besteht aus etwa 40,000 der zierlichsten Basaltsäulen; dann verliert er sich ins Meer, um darin in unbekannter Verlängerung fortzugehen. Zunächst stellen sich dem Auge zwei Schichten von Säulen, zwischen welchen eine Ockerschicht hinläuft, dar; die erste Colonnade vom Meere her zeigt durchweg Säulen von 54 Fuß Höhe, die zweite etwas rückwärtsliegende solche von etwa 60 Fuß; beide Colonnaden völlig senkrecht. Doch stehen die Colonnaden nicht auf gleicher Horizontale, sie erscheinen vielmehr geschweift, und sinken bis an das Niveau des Meeres hinab. Die Stelle nun, wo die zweite Colonnade an der Meereshöhe hinstreift, von diesem völlig bloßgelegt, heißt der Giants-causeway, der selbst wieder in drei, jedoch nicht sehr unterscheidbare Theile zerfällt. Die wunderbare Structur dieser Säulen ist nur hier genau erkennbar. Zunächst herrscht die sechseckige Bildung vor; es ist als habe die ganze Masse aus weichen Stäben bestanden, die durch gegenseitige Compression nothwendig, wie die Bienenzellen, in die sechseckige Gestalt übergingen. Wo jedoch Zufall einen stärkern Druck erzeugte, entstand die drei-, vier-, acht- und neunseitige Säule. Der Durchmesser beträgt regelmäßig 1 bis 1¼ Fuß, also die zierlichste Säulenbildung, welche, so viel bekannt, irgendwo vorkommt. Jede dieser Säulen besteht aber wieder aus mehren Bausteinen, Gliedern, joints, welche regelmäßig übereinander gelagert an den vorspringenden Ecken durch Klammern (spurs) verbunden erscheinen. Diese wundervolle Bildung läßt sich nur so erklären, daß man sich die Säulen ursprünglich aus weichen Kugeln bestehend denkt, die, durch den Druck verhärtet, in ihre sechseckige Gestalt mit einer die einzelnen Kugeln verbindenden überfließenden Masse übergingen. Auf ihren Berührungsflächen nehmen sie eine convexe und concave Abplattung hierbei an. Alle diese wunderähnlichen Bildungsgesetze füllen den Geist mit gerechtem Staunen. Welches war die Naturgewalt, die ein so regelmäßiges, wie von kunstgeübter Menschenhand mit staunenswerther Sorgfalt gebildetes Riesenwerk mitten unter gewaltsamster Anstrengung hervorbrachte? Wir schreiten auf den glatten Köpfen von 40,000 zierlichst gearbeiteten Säulen hin, alle auf das genaueste ineinandergefügt, so sauber gearbeitet, so fein polirt, so sorgfältig gefügt, so fest, so accurat verbunden, als habe die sorgfältigste Berechnung hier gewaltet. Und doch waren es dunkle Naturkräfte, die hier wirkten! Der Geologe möchte verzweifeln und wenn er nun vollends diese ganze Küste dem Auge aufdecken und Das enthüllen könnte, wovon der Giants-causeway nur ein ganz kleines Bruchstück ist?! Der Volksglaube hilft sich aus dieser Noth des Gelehrten; er schreibt das ganze Werk mit schönem Takt einem Mittelding von M e n s c h e n und G o t t zu, dem Riesen Fin-Mac-Cull, dem Titan Irlands. Hier zeigt er in einzelnen Partien des Riesen Webstuhl, des Riesen Orgel, Brunnen, Thorweg, Theater und Honigscheibe; die n e u n seitige, die vollkommen v i e r seitige Säule sind Dinge, welche die Führerschar hervorhebt; doch kann man annehmen, daß unter 100 Säulen 70 sechsseitig, 29 fünf- und siebenseitig und nur eine in anderer Gestalt auftritt.

Wir haben hier das Ziel der Reise des Verf. erreicht, und es ist Zeit, daß wir unsern Bericht darüber schließen. Die Baien der Nordküste, die Meerpflanzen, das schöne Schloß Dunluce, einst den Mac Quillans gehörig, deren Nachkommen noch jetzt spottweise den Königstitel erhalten, jetzt der zweite Titel in der Antrimfamilie, die Rückreise nach Dublin und manches Andere müssen wir mit Schweigen übergehen. Allein schließen können wir nicht, ohne dem Verf. dieses trefflichen Reiseberichts im Namen aller Kundigen für diese durch Geist, Urtheil und Wissenschaft gleich ausgezeichnete Arbeit Dank und Anerkennung ausgedrückt zu haben. Sein Buch gehört zu denen, die dem Geiste der Gegenwart zur Ehre gereichen und auf die er gegen manchen verdienten und unverdienten Angriff zuversichtlich verweisen kann. 8.

Histoire du parlement de Normandie par *A. Floquet.* Siebenter Band. Rouen 1843.

Mit diesem siebenten Bande ist dieses äußerst gediegene Werk beschlossen. Wir können wol annehmen, daß die hohe Bedeutung desselben von allen Freunden der Geschichte bereits anerkannt ist, und so wollen wir uns hier begnügen, mit wenigen Zügen ein Bild vom reichen Inhalte des vorliegenden Bandes zu entwerfen. Derselbe umfaßt die Geschichte des Parlaments der Normandie von der Thronbesteigung Ludwig's XVI. an bis zu seiner gänzlichen Auflösung. Indessen schien die neue Regierung unter den günstigsten Auspicien zu beginnen. Ludwig XV. und Maupeou hatten die Parlamente aufgehoben, aber Ludwig XVI. setzte sie wieder ein. Der Kanzler, der ihm dabei zur Hand ging, war ein ehemaliger Präsident des Parlaments von der Normandie, sodaß diese hohe Corporation doppelten Grund hatte, sich über ihre Restauration zu freuen. Indessen dauerte die Freude nicht lange, indem die Parlamente mit dem Hofe, der immer neue Steuern ausschreiben wollte, bald in lebhaften Streit geriethen. Der Regierung wurde es leid, diese alten Institutionen wieder ins Leben gerufen zu haben, und man suchte deshalb, so gut es gehen wollte, die Wirksamkeit derselben zu schwächen und zu hintertreiben. Man wandte sich, um Geld zu erhalten, an die Provinzialversammlungen und an die vereinten Notabeln, während das Parlament auf die Zusammenberufung der Etats-généraux drang. Hof und Parlament appellirten an den dritten Stand, bis derselbe endlich den Hof und das Parlament über den Haufen warf.

Mehre der Punkte, welche Floquet im vorliegenden Bande zu erörtern hat, bieten ein bedeutendes Interesse. Wir heben darunter namentlich die Frage von der Abschaffung der Folter hervor. Man hat wol die Behauptung aufgestellt, daß die Folter, als sie Ludwig XVI. aufhob, eigentlich de facto schon gar nicht mehr bestanden habe. Aber das Werk Floquet's beweist gerade das Gegentheil und zwar mit unbezweifelbaren Beweisstücken. Der Verf. bringt unter Andern namentlich ein Protokoll vom J. 1770 bei, aus dem man die schrecklichen Qualen, welche die Angeklagten oft auszustehen hatten, kennen lernt. Dieser Proceß betraf einen gewissen Bienvenu, der beschuldigt war, den Kärner der Abtei Préaux getödtet zu haben, und den man mit Feuer aufs fürchterlichste peinigte. „Stundenlang", sagt Floquet, „tag-lang, nächtelang hörte man nichts als Weinen, Seufzen und ein schreckliches Geschrei. «Was soll ich denn aussagen?» rief er. «Mein Gott, mein Gott, wie kannst du es denn dulden, daß ich auf der Erde sei, um so zu leiden? Heilige Mutter des Erbarmers, nimm dich doch meiner an! Gnädiger Herr, laßt mich sterben, ich habe ja keinen Mitschuldigen! Mein Gott, weshalb läßt man mich denn nicht auf einmal sterben! Ach Gott, meine Unschuld! Gnädige Herren, haben Sie doch Mitleiden mit mir! Mein armer Leib! O mein Gott, steh mir bei! Dir gebe ich meine Seele! O, mein Gott, unterstütze mich, hilf mir!» u. s. w. Aber ungeachtet dieses fürchterlichen Geschreis, bei dem der Arme unaufhörlich wiederholte: «O Gott, wie glücklich sind Die, welche auf einmal sterben!», und ungeachtet der Ohnmachten, die oft ganze vier Stunden dauerten, fuhr man mit den fürchterlichsten Qualen fort. Nur manchmal unterbrach man dieselben, so oft der Arzt erklärte, man müsse mit der Folter innehalten, wenn der Angeklagte nicht auf der Stelle den Geist aufgeben sollte. Und das wollte man gerade nicht, weil es darauf ankam, die Todesqual so lange als möglich währen zu lassen. Übrigens war auch das Schaffot draußen schon aufgeschlagen, und man durfte ja dem harrenden Volke das Schauspiel der Hinrichtung nicht entziehen! Aber diese Greuelthat, die im J. 1770 noch vor sich ging (man denke nur!) war weder das einzige noch das letzte Beispiel der Tortur."

Wir fügen der Anzeige dieses hochwichtigen Werks eine flüchtige Erwähnung einer kleinen Broschüre hinzu, welche aus der Feder desselben Gelehrten, dem wir die „Histoire du parlement de Normandie" verdanken, geflossen ist. Sie führt den Titel „La Charte aux Normands". Der Verf. erzählt, wie er zum Director der „Société des antiquaires de Normandie" ernannt worden sei und als solcher in der öffentlichen Sitzung des 17. Aug. 1842 die Abhandlung gelesen habe, die er in obiger Broschüre einem größern Publicum vorlege. Er hat in derselben alle Notizen zusammengestellt, welche er in Bezug auf die berühmte „Charte aux Normands" hat auffinden können. Diese Charte wurde den Normännern von Karl VI. gegeben, der als Belohnung für die ihm geleisteten Dienste ihnen ihre alten Freiheiten sichern und wieder ins Leben rufen wollte. Floquet gibt, so weit seine Nachrichten reichten, eine vollständige Geschichte dieser Charte und erzählt, wie einige Könige sie beobachteten, andere sie muthwillig verletzten. 6.

Politische Bilder.*)

I. Parallele zwischen Napoleon und Fichte.

Beide können nur miteinander verglichen werden im äußern Habitus und in der Willensstärke. Die Willenskraft Napoleon's war titanisch furchtbar, denn sie war weltstürmerisch. Das ist auch der Grund, warum die ganze Welt gegen ihn aufstehen mußte. Armeen hätten nichts vermocht — er hätte sie, der Kampfgeübte, zertrümmert, nur die Völker vermochten es —, darum nennt man mit Recht die Leipziger Schlacht die Völkerschlacht. Was für ein Wille, der sich zum Willen der gebildetsten Nation der Welt zu machen wußte: Napoleon; aber auch was für ein Wille, der ohne alle physische Macht, rein auf sich selbst gestellt, diesem ungeheuern Willen, auf dessen Wink Hunderttausende ins Treffen gingen, selbstbewußt sich entgegenzustellen, die Kraft und den Muth hatte: Johann Gottlob Fichte. Napoleon zeigte dem Volke, was er wollte, und darum ward er der Held des Volks. Consul, Kaiser konnte er nur dadurch werden, daß er als Subject Dasselbe war was der objective Wille des Volks. Die Nation, die Armee oder Napoleon wollte keine andere Nation anerkennen als die französische, welche selbst beherrschend sein sollte. Deshalb griff Napoleon mit seiner starken Willenskraft Alles an und war ein Feind alles Dessen, was neben ihm herrschen wollte. Er schlug die Völker so lange, bis sie zum Selbstgefühle erwachten, an deren Wirklichkeit und Individualität dann seine Idee der Weltherrschaft zerschellte.

Und dazu hat Fichte viel beigetragen. Dem Manne des Schwerts und der Schlachten trat der Mann des Denkens, der Gewißheit und Autonomie des Willens gegenüber, der

*) Nach Hinrichs' „Politischen Vorlesungen".

nichts hatte als das Wort, was Napoleon nicht achtete. Napoleon, ein Feind aller Wissenschaften, die auf die Idee gerichtet sind, hielt die Philosophie für eine unnütze Chimäre. Aber durch Fichte wurde die Philosophie deutsch, als die höchste Ausgeburt des deutschen Geistes kehrte sie sich in der Gewißheit ihrer unendlichen Selbstbestimmung und Autonomie des Willens gegen den Weltenstürmer. Wo kein substantielles Interesse, keine allgemeine Gesinnung ist, da bleibt nur das Interesse für das Einzelne, eben das Egoistische. Dieses geißelt Fichte, wo er es trifft, auf alle mögliche Weise. Der Mensch soll ein Interesse haben für das Allgemeine, denn das allgemeine geistige Band, welches Alle zusammenhält und zu Gliedern eines geistigen Lebens verbindet, ist der Staat. Diese Gesinnung hervorzurufen ist Fichte's ganzes Streben, dafür lebte und kämpfte er. Er, der willensstarke Mann, rüttelte zuerst die Gebildeten Berlins aus dem Schlafe. Seine Worte gingen zu Herzen und entzündeten dieselben, das Gefühl der Freiheit erwachte und fing an zu lodern, es wurde zum Triebe der Befreiung des Vaterlandes, zum Pathos politischer Freiheit und Selbständigkeit. Die Autonomie des Willens wurde zur Volksempfindung und erhob sich zu einer Macht gegen den Feind. Denn Viele, die später so energisch im Befreiungskriege mitwirkten, hatten bei Fichte seine „Reden an die deutsche Nation" gehört. Ihre Begeisterung theilte sich dem Volke mit, die Empfindung der Vaterlandsliebe, diese schönste Neigung, für welche das menschliche Herz schlagen kann, wurde bald allgemein. Der Egoismus der Zeit, durch die grandioseste Selbstsucht Napoleon's schon gebrochen, wurde vollends vernichtet. Ihm, dem größten Helden des Jahrhunderts, trat in der von ihm besetzten Hauptstadt Fichte, ein herumirrender, als Atheist aus Jena vertriebener Denker, ein schlichter Philosoph, kühn entgegen, nicht im Finstern schleichend, sondern offen in freier Rede. Dazu gehört Muth, dazu gehört ein nicht minder starker Wille als der Welterschütterer Napoleon hatte.

Es ist merkwürdig, daß Napoleon und Fichte auch im Äußern Ähnlichkeit miteinander hatten. Beide waren klein von Statur, aber untersetzt, stämmig und kräftig. Napoleon's Aussehen ist allgemein bekannt: schöne, edle Züge, aber streng, das marmorglatte Antlitz, leuchtende, blitzende Augen und düstere Stirn. Der Kopf hat außerordentlich viele Ähnlichkeit mit Tiberius auf alten römischen Münzen und geschnittenen Steinen. Zu Fuß ging er mit geschränkten Armen auf dem Rücken, still in sich gekehrt, sinnend, nicht ausruhend von der Arbeit, Gedanken concipirend, die alsdann zu Thaten wurden. So war auch Fichte ein kurzer, stämmiger Mann, mit schneidenden, gebietenden Zügen; auch seine Sprache hatte eine schneidende Schärfe. Beide waren Männer der That, Jeder auf seine Weise; Beide bis zum Übermaße willensstark, doch fehlte ihnen auch Gemüth nicht, wenn der Wille nicht damit collidirte; sonst bezwang dieser alles Andere, da sie vorzugsweise praktische Naturen waren.

II. Parallele zwischen Görres und Fichte.

Der Mann, welcher sein Vaterland mit befreien half, nicht als ein Mann, sondern als eine Macht, ist Görres. Man nannte ihn den Alliirten der großen Mächte. Görres ist ein ähnlicher Charakter wie Fichte: er ist der politische Romantiker, wie Fichte der politische Kritiker. So sehr Beide voneinander verschieden sind, so haben sie doch Manches wieder miteinander gemein. Beide gehören der Neuzeit an, ihre Bildung ist modern; Beide gehen aus von der Gegenwart, streben in die Vergangenheit und Zukunft. Zunächst ist ihre Bildung die abstracte Verstandesbildung. Der scharfe Verstand des Einen hebt sich selbst im speculativen Begriffe nicht auf, er widersetzt sich demselben fortwährend; der scharfe Verstand des Andern ist aber nicht sicher vor der Phantasie. Beide sind gleich willensstark. Fichte will lieber umkommen in der feigen Zeit als schweigen; Görres will lieber gestoßen und gefesselt sein als „das schüchterne gelehrte Wesen" an sich haben und leiden. Es fehlt Beiden die Gelegenheit zu handeln, das will ihnen die Brust sprengen. Fichte schrieb einen „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution". Er zeigt darin die Rechtmäßigkeit der Revolutionen, insofern darin die Regierungsformen der Staaten verändert würden; er begründet dieselbe auf den Socialcontract; die Autorität der politischen Gewalten beruht nach ihm auf der allgemeinen Volksübereinstimmung. Der Zweck aller Regierungsformen ist ihm das Wohl des Volks; daraus folgert er, daß Gewalten, die das Vertrauen des Volks nicht haben, über das Volk nicht herrschen können; daß von denselben eingeführte Institutionen, die ungerecht sind und Misbräuche verursachen, entweder verändert werden oder ganz und gar aufgehoben werden sollen. Genug, er redet der Revolution, jedoch nur insofern, das Wort, als sie gerichtet ist wider das alte historische Recht und das Feudalwesen. Görres war schon als Schüler reactionnair: er predigte der Classe Freiheit und Gleichheit; seine Mitschüler sollten keine Sklavenseelen länger bleiben, sondern Republikaner werden. Mit der phrygischen Mütze auf dem Kopfe redete er zu ihnen als wie zum Volke. Die hochherzige französische Republik, so sprach er, ist die rechtmäßige Erbin des linken Rheinufers, sie möge dasselbe als ein geringes Zeichen ihrer Achtung und Zuneigung gütigst von ihnen (den Schülern) annehmen. Görres wurde später der Sprecher jener Commission nach Paris, welche im J. 1799 den Anschluß des linken Rheinufers an die Republik bewirken und ausführen sollte. Aber die Republik wollte sich dasselbe nicht anbieten lassen, sondern wollte es nehmen. Napoleon war zu dieser Zeit schon mit der Freiheit und Gleichheit fertig geworden. Görres wurde enttäuscht. Er wendete sich nun der Theorie zu, für die er aber weniger als für die Praxis geschaffen war. Wir wollen darum hier nicht näher darauf eingehen. Wir bemerken nur, daß er sich zu Fichte und Schelling angezogen fühlte und daneben empirische Wissenschaften studirte. Danach kam er zur Romantik, er lernte die Volksbücher kennen und beschäftigte sich mit Symbolik und Mythologie. Es scheint das Alles zuerst nur ein Nothbehelf gewesen zu sein, die Zeit mit Beschäftigung auszufüllen, denn sein Drang nach That fand keine Nahrung. Nun kam aber die Zeit, wo Deutschland anfing, sich zu ermannen. Das war wieder eine Zeit für ihn. Es galt ja die Freiheit. Görres soll einer der Ersten gewesen sein, der zum Tugendbund gehörte. Nachdem er sich mit den Attributen des Götterboten beflügelt hatte, wurde er der Volksbote des Kriegs. Seine jetzigen Bestrebungen in Sachen des Staats und der Kirche übergehen wir; sie sind im frischesten Andenken. Von diesen nur so viel im Allgemeinen: Sie entsprechen nicht der Höhe der Gesetze und Bedürfnisse Deutschlands im 19. Jahrhundert, und man ist versucht, ihre Motive in den Tiefen jener Vergangenheit zu finden, wo der Geist Gregor's VII. und Tilly's Deutschland in seinen edelsten Gefühlen und Interessen verwundete. 64.

Literarische Anzeige.

Eine Schrift für das Volk.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

Für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. **Adf. Kohn.**

Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 186. —— 4. Juli 1844.

Über Gottsched's Einfluß auf die deutsche Schaubühne.

Es ist das gewöhnliche Schicksal Derer, welche sich ohne Genie, nur mit einigem Talent und tüchtigem Streben begabt, eine bedeutende Stellung und eine einflußreiche Wirksamkeit in einem kleinern oder größern Kreise des literarischen Lebens errungen haben, daß sie sehr bald überholt werden und wenn sie ihre frühere Geltung unter veränderten Verhältnissen noch immer in Anspruch nehmen, sich lächerlich machen. Und da ist es denn ganz natürlich, daß das Bild, welches die Polemik der spätern Zeit von ihnen entworfen hat, einen bleibenden Eindruck macht und mancher freundliche Zug, der früher ihre Erscheinung annehmlicher machte, vergessen wird. So ist es auch Gottsched gegangen. Denn hören wir, wie seit 1740 die schweizerischen Opponenten, die jedoch nachher bald ebenso schnell überholt wurden, immer mehr Terrain gewannen und Klopstock Bahn machten, wie schon 1745, als Chr. Felix Weiße*) in Leipzig zu studiren anfing, der von Gottsched emancipirte Gärtner-Gellert'sche Literatenkreis eine der Ehrfurcht ähnliche Bewunderung genoß, und daß endlich der große Lessing mit der größten Verachtung über Gottsched urtheilte, ihm jedes Verdienst um die deutsche Schaubühne absprach**) und sogar den Erfolg seines Fleißes verdächtigte, indem er ihn den patriotischen *Κοπροφόρος* nannte: so dürfen wir uns nicht wundern, wenn dieser Ausspruch Lessing's besonders von Denen, die vielleicht nur gelegentlich etwas Einzelnes von Gottsched zu Gesicht bekamen, was ihn treffend erläuterte, als ein Urtheil letzter Instanz angesehen wurde, wie es denn selbst in allen Literaturgeschichten fixirt erscheint.

Betrachten wir aber die Sache genauer und gehen wir die Acten dieses literarhistorischen Processes noch einmal durch, so dürfte wenigstens Manches zum Vorschein kommen, was Die, welche Gottsched ohne Prüfung völlig verwerfen, zu einer billigern Beurtheilung eines Mannes nöthigen muß, der zwar in der Zeit, wo er noch etwas gelten wollte, ohne mehr Ansprüche darauf zu haben, von Lessing mit vollem Rechte so entschieden zurückgewiesen wurde, aber von uns, die wir jene ganze Zeit als eine völlig abgelaufene Epoche der Literaturgeschichte ruhig überblicken können, auf die Stelle gewiesen werden kann und muß, die er zu behaupten verdient.

Bekanntlich war Johann Christoph Gottsched, der Sohn eines Pfarrers, 1700 in Juditthenkirch bei Königsberg geboren, hatte hier Philosophie und Theologie studirt und bereits Vorlesungen gehalten. Im J. 1724 wendete er sich, weil er wegen seiner imponirenden Gestalt und körperlichen Stärke*) die preußischen Werber fürchtete, nach Leipzig, wo er mit großem Beifalle Vorlesungen hielt und so schnell bedeutende Verbindungen gewann, daß er schon 1726 zum Senior der Leipziger Poetischen Gesellschaft erwählt wurde, die er 1727 auf eine zweckmäßige Weise in eine Deutsche Gesellschaft umgestaltete. Im J. 1730 ward er außerordentlicher Professor der Poesie, 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik (er war Wolfianer) und vermählte sich 1735 mit Luise Adelgunde Victoria Kulmus (geb. 1713), der höchst talentvollen Tochter eines Arztes in Danzig, mit der er schon seit 1729 in einem literarischen Briefwechsel gestanden hatte. Diese Ehe war in der That höchst seltsam, denn Gottsched, obgleich er Galanterien nicht abgeneigt war, wie aus seinem in Rost's „Vorspiele" angedeuteten frühern Verhältnisse zur Neuberin und andern Notizen**) erhellt, hatte doch durchaus kein wahres Gefühl der Zärtlichkeit für seine Gattin, sondern achtete und benutzte sie nur, wie er sie auch immer nennt, als „seine geschickte Freundin und fleißige Gehülfin", welche durch seinen Briefwechsel, durch fleißiges Zuhören während seiner Vorlesungen in einem Zimmer

---

*) Siehe Weiße's „Selbstbiographie", S. 12 und 19.

**) Vergl. Lessing's „Literaturbriefe" von 1759. Ausgabe der Werke von Lachmann, Bd. 6, S. 41.

*) In Rost's „Satirischem Vorspiele" heißt er der weitgespaltene Farr, und Gleim sagte von ihm:

> Er könnte Gellert's Senftenträger
> Er könnte Kleistens Trommelschläger
> Er könnte Breitkopf's Drucker sein.

**) In Rost's „Vorspiel" (Bern 1742) heißt es:

> Es sah Victoria Gottsched's Magisterzeiten,
> Bei ihm die Neuberin, weit reizender geschmückt,
> Als für ein häuslich Weib sich's sonst im Hause schickt.
> Es ging und wer? genug es ging Jemand nach Weine,
> Mit dem Magister blieb die Neuberin alleine u. s. w.

Vgl. Nicolai in Biester's „Berlinische Monatsschrift", 1806, S. 41.

neben seinem Auditorium und durch vielseitige Studien fähig gemacht worden war, an allen seinen literarischen Bestrebungen Theil zu nehmen.*) So lebten denn nun Beide in immer mehr erweiterten Verbindungen sehr angesehen, er bei seiner Eitelkeit vielfach beseligt durch die zahlreichen Beweise der Anhänglichkeit seiner Freunde und Schüler und der Gunst der Großen, sie dagegen in ihrer Bescheidenheit nur manchmal stillfreudig über manche freundliche Auszeichnung und ruhig wirksam mit wahrem Interesse für die Wissenschaft und aus frommem Gehorsam gegen ihren Gatten. Doch, je älter sie wurde, desto mehr ward sie verdüstert theils über das durch den Siebenjährigen Krieg herbeigeführte Elend ihres zweiten Vaterlandes, an dem sie mit edler Festigkeit festhielt trotz aller Versuchungen, „den nordischen Salomo“ anzupreisen, vor dem sich ihr Gatte nicht aus Achtung vor seiner Größe, sondern aus geschmeichelter Eitelkeit, wie vor jedem andern im Leben oder in der Literatur hochgestellten Manne, demüthigte, theils über das schwere Joch, das sie mit zunehmendem Alter immer mehr drückte, ihr aufgegebenes Pensum abzuarbeiten. Und allerdings tritt hier, wenn wir Beide vergleichen, Gottsched durch sein gemüthloses, eitles, immer pedantisch regelrechtes und mit Einem Worte gemachtes Wesen hinter seine natürlicher und inniger fühlende und feiner strebende Gattin weit zurück, sodaß wir ihn in dieser Beziehung sehr gern preisgeben. Man darf nur die einfachen, im Laufe der Zeit immer vertraulicher werdenden brieflichen Mittheilungen der Gottsched an ihre Freundin, Frau von Runkel in Dresden, lesen und diese mit dem erwähnten biographischen Denkmale vergleichen, welches Gottsched seiner Frau ein Jahr nach ihrem Tode gesetzt hat, so wird man einen reichen Commentar zu alle Dem finden, was wir angedeutet haben: selbst der Stil jener sonst für die Literatur- und Culturgeschichte nicht eben sehr bedeutenden Briefe sticht von dem den Prof. Gottsched in der Zeit seines Verfalls charakterisirenden Stile jener Biographie sehr vortheilhaft ab.

Von Gottsched's vielfachen Verdiensten um die deutsche Sprache und Literatur, besonders in literarhistorischer Beziehung, kann hier nicht weiter die Rede sein: das Lob seines fruchtbaren Fleißes in dieser Beziehung dürfte jetzt von Niemandem mehr in Anspruch genommen werden. Wir wenden uns zu unserer Aufgabe, zum Theaterwesen jener Zeit. Wie sehr dieses zu Anfange der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts daniederlag, ist bekannt. Der talentvolle Gryphius war von dem schwülstigen Lohenstein verdrängt worden, und auch dieser nur noch von Denen geachtet, welche relativ einen bessern Geschmack hatten. Aber auch diese Dramen hatten auf der Bühne kein Publicum: die Schauspiele Chr. Weiße's waren meistens Schulkomödien. Die elenden Schauspieler der herumziehenden Banden extemporirten meistens die berüchtigten Haupt- und Staatsactionen, wobei der Harlekin eine gewiß höchst erbärmliche Rolle spielte. Das gebildetere Publicum hatte sich davon abgewendet und suchte in der italienischen Oper Ersatz, welche auf den stehenden Hofbühnen, wie besonders in Dresden, mit vieler Pracht ausgestattet wurden. Da machte Gottsched*) bald nach seiner Ankunft in Leipzig dem Director der daselbst spielenden Bande, Namens Hofmann, den Vorschlag, des Gryphius Trauerspiele und Possen aufzuführen. Man sieht, daß Gottsched hier auf einem richtigen Wege war. Nach Gryphius waren Rückschritte eingetreten: nur aus Gryphius' Dramen konnte, wenn überhaupt eine solche selbständige Entwickelung des deutschen Drama ohne fremde Einwirkung möglich war, ein nationales Drama herausgebildet werden. Aber durch Hofmann's Versicherung, daß die Stücke des Gryphius nicht gut aufgenommen werden würden, zurückgewiesen, suchte Gottsched auf andere Weise zu helfen: er blickte auf die ausländische dramatische Literatur. Daß er nun hierbei auf das französische Drama kam, war ganz natürlich. Denn das in seiner Art in einer gewissen Vollendung abgeschlossene französische Drama mußte sich von selbst dem Manne empfehlen, welcher der Regellosigkeit auf der deutschen Bühne entgegenarbeiten wollte, zumal da es sich nach den Regeln und Mustern der Alten gebildet zu haben vorgab. Dazu kam, daß diese Literatur allgemein bekannt und beliebt war, demnach die Einwirkung derselben auf das Publicum in deutscher Form leicht schien. Ja die ganze deutsche Bildungsatmosphäre war damals so von diesem französischen Wesen durchdrungen, daß eine bedeutende Einwirkung desselben auf die Bühne eintreten mußte. Es war dies also nur ein scheinbarer Rückschritt. Wie im Leben des einzelnen Menschen oft eine falsche Richtung bedeutend hervortritt, welche durchgemacht zu haben der Gesammtentwickelung jenes einzelnen Menschen förderlich ist, so war gewiß auch nach der völligen Zerfallenheit des deutschen Drama das Streben nach französischer Correctheit und Regelmäßigkeit nothwendig und hat der Entwickelung unsers Drama gewiß vielen Nutzen gebracht, obgleich wir dieses

*) Zahlreiche Belege dazu gibt die von Gottsched geschriebene Biographie seiner Frau (in der „Frau Victoria Gottschedin sämmtliche kleinere Gedichte u. s. w., herausgegeben von ihrem Ehegatten“, Leipzig 1763), wo es z. B. so heißt: „Als nun der bisherige Correspondent und Freier der Wohlseligen 1734 das ordentliche Lehramt der Weltweisheit erhalten hatte, dachte er zwar, den schon längst gefaßten Vorsatz eiligst auszuführen und sich mit einer so geschickten Person näher zu verbinden: deren Briefe ihm ihren fähigen Geist mehr und mehr verrathen hatten. Er hat selbige mit den seinigen noch alle in Händen und diese würden dereinst kein übles Muster von einem unschuldig zeitlichen Briefwechsel abgeben.“ Dem ganz entsprechend ist, was er von ihrer Bestattung und seiner Trauer erzählt: „Diesen letzten Dienst nun, die Bestellung ihrer Gruft, habe ich mit dem besten Wohlstande nach den Sitten unsers Ortes vollführt. Meine Thränen haben ihr dabei alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; und meine wehmüthige Betrübniß hat mich das ganze Jahr her nicht wenig abgezehrt, sodaß es der ganzen Stadt sichtbar gewesen.“

*) Vgl. Gottsched's Vorrede zur zehnten Auflage des „Cato“. „Kritische Dichtkunst“, vierte Auflage, S. 642 fg., und überhaupt Manso's sehr lesenswerthe „Übersicht der Geschichte der deutschen Poesie“ in den Nachträgen zu Sulzer's „Theorie“, Bd. 8, St. 1.

ebenso wenig im Einzelnen nachzuweisen und zu verfolgen vermögen, als die Vortheile einer falschen Richtung im Leben eines einzelnen Menschen genau zu erkennen möglich ist. Daß nun aber Gottsched diese Richtung später gegen alle Opposition festhielt, daß er sich in derselben festrannte und die spätere neue und bessere Entwickelung ignorirte, das zeigt seine Beschränktheit und soll auf keine Weise entschuldigt werden.

Bei der oben erwähnten krankhaften französischen Affection der damaligen Bildungsatmosphäre, woran die Deutschen selbst nach Lessing's Auftreten noch lange Zeit gelitten haben*), sodaß sogar Gotter noch 1783 Voltaire's „Alzire" für die wiener Bühne in gereimten Alexandrinern übersetzte**), ist die Unbekanntschaft Gottsched's mit Shakspeare, der erst nach dem regelmäßigen Verlaufe jener französischen Epoche von einem Lessing gewürdigt werden konnte, ganz natürlich. Gottsched wollte der völlig verfallenen deutschen Bühne Regelmäßigkeit und Anstand geben, Lessing dagegen Natur und Geist: für diese beiden Aufgaben in verschiedenen Epochen boten dort die französischen Dramatiker, hier die Alten und Shakspeare fast von selbst ein Correctiv dar, wobei auch zu berücksichtigen ist, daß Lessing den unendlichen Vortheil hatte, nach den Verirrungen Gottsched's und seiner Schüler vor jeder Verlockung, die etwa im französischen Drama liegen mochte, völlig gesichert zu sein. Daher kommt es denn, daß man in den zahlreichen kritischen und literarhistorischen Schriften Gottsched's und der Gottschedianer den Shakspeare nur gelegentlich erwähnt findet. So liest man in der Vorrede zum vierten Bande der „Deutschen Schaubühne" (1743, S. 12) mit Hinweisung auf Shakspeare die Bemerkung, daß, wer in beiden Gattungen des Drama, im Trauer- und Lustspiel zugleich etwas leisten wolle, etwas sehr Schweres, ja fast Unmögliches versuche. Ferner wird im ersten Bande des „Nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen Dichtkunst" (Leipzig 1757, S. 217) erwähnt, daß Gryphius den Stoff des „Peter Squenz" aus Shakspeare's „Sommernachtstraum" entlehnt habe, und S. 313 der Versuch einer gebundenen Übersetzung des Trauerspiels vom Tode des Cäsar aus dem englischen Werke des Shakspeare (Berlin 1741) angeführt, und endlich steht im zweiten Bande des „Nöthigen Vorrath" (1765, S. 140) das zu dieser Zeit, nachdem Wieland's Übersetzung (seit 1762)*) schon erschienen war, höchst lächerliche Urtheil, Shakspeare sei ein Dichter ohne Regeln, der in der Darstellung des Wunderbaren ausschweife. Nur das neuere Drama der Engländer, besonders Addison wurde von dieser Schule berücksichtigt, und daß selbst dieser noch nicht regelmäßig genug schien, beweist die Bevorzugung französischer Bearbeitungen, wie des „Tambour nocturne" des Destouches u. s. w.

Es kann demnach nicht geleugnet werden, daß Gottsched bei vollständiger Berechtigung zur Opposition gegen Lohenstein's schwülstige Dramen und gegen die geist- und geschmacklosen Extemporalien der damaligen Komödianten freilich von seiner Zeit abhängig in der französischen Correctheit und Regelmäßigkeit nur ein Palliativmittel ergriffen hatte, der deutschen Bühne aufzuhelfen. Man würde sich aber sehr irren, wenn man, wie hier und da bei oberflächlicher Betrachtung geschehen ist, die damals besonders an den Höfen und unter dem Adel herrschende Gallomanie, welche außer der französischen Sitte und Sprache und Literatur nichts anerkannte, Gottsched zutrauen wollte. Auf das entschiedenste trat er dieser unwürdigen Abhängigkeit entgegen und machte sie vielfach lächerlich**); durch Übersetzungen sollten die Dichter zunächst nur lernen, später unabhängig regelmäßige Originalstücke zu liefern. Daher Gottsched's Freude, als seine Bemühungen selbst in Frankreich von dem bekannten, auch von Lessing gerühmten Literarhistoriker Riccoboni***) in seinen „Réflexions historiques et critiques sur les différents théâtres de l'Europe" anerkannt, und dadurch immer mehr junge Männer veranlaßt wurden, sich in Originalstücken zu versuchen; daher die öfters von ihm ausgesprochene Hoffnung einer vom Auslande bald ganz unabhängigen Entwickelung des deutschen Drama.†) So hatte er sich auch in dem Anschauungskreise, in dem er sich bewegte, eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt, in welcher er gegen manche fehlerhafte Eigenthümlichkeit seiner Muster

---

*) Vgl. Lessing's „Dramaturgie" von 1768, Lachmann Bd. 7, S. 452: „Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind. Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles was uns von jenseit dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingele von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und verständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat."

**) S. Gotter's Vorrede zum zweiten Bande seiner Gedichte.

*) Vor Wieland habe ich außer dem „Peter Squenz" von Gryphius nur zwei deutsche Übersetzungen einzelner Stücke des Shakspeare finden können: 1) Die erwähnte Übersetzung von Borck, längere Zeit preußischer Gesandter in London, herausgegeben vom Secretair Lamprecht in Hamburg. 2) „Romeo und Julie", in der Sammlung der Probestücke der englischen Schaubühne übersetzt von einem Liebhaber des guten Geschmacks (2 Theile, Basel 1758). Dies zur Ergänzung von A. Stahr's Aufsatz über Shakspeare in Prutz' „Literarhistorischem Taschenbuche für 1842". Über Wieland's Shakspeare siehe Lessing's „Dramaturgie", Lachmann, Bd. 7, S. 68.

**) Vergl. die Bemerkungen über Holberg's „Deutschen Franzosen" und über die „Hausmam'ell" in den Vorreden zum zweiten und fünften Bande der „Deutschen Schaubühne" und der Vorrede zum ersten Bande des „Nöthigen Vorrath".

***) Riccoboni 1677—1753; siehe Lessing's Werke von Lachmann, Bd. 4, S. 301.

†) Vgl. die Vorreden zur „Deutschen Schaubühne", Bd. 2 u. 3.

opponirte. Vielfach eiferte er z. B. gegen die Häufung von Sentenzen, gegen den Schwulst der Gedanken und gegen scheinbar tiefsinnige Metaphysik, also gegen die leere Rhetorik der Franzosen, und empfahl Beobachtung der Natur und einfache Darstellung derselben, „indem einem wahrhaft Traurigen die Lust vergehe, scharfsinnige Klagen anzustellen". *) Ebenso führte er in der antiken Tragödie das „Du" für das „Ihr" ein (in der „Iphigenia" und im „Cato"; vgl. die Vorreden zum zweiten und ersten Bande der „Deutschen Schaubühne"), und empfahl schon 1741 für das Lustspiel die Prosa, oder wenn es Verse sein müßten, wenigstens versuchsweise sechsfüßige reimlose Jamben mit der Cäsur nach dem Trochäus im dritten Fuße oder fünffüßige reimlose Jamben, „welche gar keine üble Wirkung machen würden". **) Auch die von der Neuberin mit Unrecht verspottete Foderung des antiken Costume statt der Perücken und Fischbeinröcke der griechischen und römischen Helden und ihrer Frauen ist hierbei zu erwähnen. ***)

Dies sind meistens Foderungen, welche später auch Lessing gemacht und durchgesetzt hat. Daß sie aber hier keinen bedeutenden Einfluß hatten, lag darin, daß sie bei Gottsched nur das Resultat einer ganz äußerlichen Thätigkeit, einer ziemlich nüchternen, nur das Äußerliche berührenden Verstandesbetrachtung waren, sodaß sich Gottsched mit der Theorie, mit der Regel, auf die er so viel hielt, begnügte und danach ganz äußerlich zusammensetzte, während Lessing in sich selbst das Bewußtsein hatte, wie es sein müßte, und danach das innerste Wesen jeder literarischen Erscheinung begriff. Und wie im Princip die Überschätzung der französischen Regelmäßigkeit, so war in der darauf gegründeten Praxis der Aberglaube, nach der einmal gegebenen Regel jede Art von Drama machen zu können †), das bedeutendste Hinderniß eines dauernden Erfolgs seiner Bemühungen. Dieser machte es ihm auch unmöglich, seine eigenen Schwächen und die Schwächen der damaligen Producte seiner Schüler zu erkennen: er hatte keinen Begriff von dem frei schaffenden Genius, alle Poesie war ihm etwas Gemachtes und durch Fleiß zu Machendes, und dies mußte ihn natürlich sehr bald um alle Geltung bringen, sobald man seine Handgriffe weg hatte und geniale Production verlangte, und dieses Verlangen mußte eintreten, sowie einige selbständige Geister den Geschmack danach erweckt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Vorrede zum dritten Bande der „Deutschen Schaubühne", S. 14, und „Kritische Dichtkunst", vierte Auflage, S. 682.

**) Vgl. die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit", Bd. 6 und 7, S. 306—7. Dieser dem englischen Drama eigenthümliche und auch dem deutschen Drama so angemessene fünffüßige Jambus, welchen hier Gottsched empfahl, findet sich bei den deutschen Dramatikern des 17. Jahrhunderts nur stellenweise in einzelnen Gesängen. Im 18. Jahrhundert erscheint er zuerst 1748 in dem Fragment eines von Elias Schlegel kurz vor seinem Tode nach dem Englischen des Congreve verfaßten Lustspiels: „Die Braut in Trauer". Das erste Originaldrama in dieser Versart ist Brawe's „Brutus" (1758). Gleichzeitig erschien Wieland's „Johanna Gray", was jedoch nur eine Bearbeitung nach dem Englischen des Rich. Rowe war. Lessing hielt für jede Art von Drama die Prosa fest bis 1779, wo der „Nathan" in fünffüßigen Jamben erschien. Goethe und Schiller folgten erst 1787 mit „Iphigenie" und „Don Carlos". So lange hat es gedauert, bis diese Versart bei uns eingebürgert war. Über die erwähnte Zeitschrift s. Gervinus' „Geschichte", IV, 47.

***) Siehe „Kritische Dichtkunst", vierte Auflage, S. 626, und die Vorrede zum dritten Bande der „Deutschen Schaubühne".

†) Vergl. „Kritische Dichtkunst", Vorrede zur dritten Auflage: „Ich habe in meiner «Dichtkunst» nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poesie einer jeden üblichen Art der Gedichte, ihre Regeln vorgeschrieben, dadurch Anfänger in den Stand gesetzt werden, sie auf untadliche Weise zu verfertigen u. s. w." S. Gervinus' „Geschichte", IV, 67 fg.

Wehrverfassungen, Kriegeslehren und Friedensideen im Jahrhundert der Industrie von O. v. P. Berlin, Mittler. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wir möchten dem Hrn. Verf. nicht recht geben, wenn er glaubt, unser Jahrhundert κατ' ἐξοχην das Jahrhundert der Industrie nennen zu dürfen; allerdings hat es die Industrie zu einer großen Höhe emporgetrieben, allein durchaus nicht einseitig, vielmehr läßt sich nach allen Seiten menschlicher Thätigkeit hin ein analoger Fortschritt gewahren und in der Schrift des Hrn. Verf. selbst finden sich ja der Beweise genug, welche Fortschritte selbst die Kriegswissenschaft mitten im Frieden machen mußte, auf welche neue Bahnen sie z. B. durch das Institut der Eisenbahnen geleitet wurde. Ein tüchtiger wissenschaftlicher Geist läßt sich in der vorliegenden Schrift auf keiner Seite verkennen und es ist eine Freude, zu bemerken, wie sich derselbe immer mehr und überall in den deutschen, besonders aber in dem preußischen, Offiziercorps verbreitet. Der Verf. erkennt die Berechtigung eines reformatorischen Elements auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft vollkommen an, ohne zu den „enragirten Reformern und Radicalen" gehören zu wollen, und sucht nun, anstatt die neuen Lehren im Ganzen zu überschauen, oder ihren Zusammenhang mit dem Geiste des 19. Jahrhunderts darzuthun, einige historische Beiträge zu diesem Kampfe der Meinungen zu liefern. Die enge Verbindung des militairischen, politischen und socialen Elements ist ein großes Resultat der neuern Geschichte geworden und so konnte der Verf., wenn er sich seiner Aufgabe auch nur einigermaßen gewachsen zeigen wollte, natürlich nicht umhin, allen militairischen Zuständen und Interessen ihre politische und moralische Seite abzufragen, um dieselben auch von hier aus beurtheilen und verstehen zu können. Er beginnt die Reihe seiner Abhandlungen mit einer über den „ewigen Frieden", da der Glaube an denselben so weit, selbst unter Militairs, verbreitet ist und keiner gefährlicher ist, keiner auf den Glauben ganzer Völker nachtheiliger wirken möchte. Wir sind hier durchaus seiner Meinung und glauben ebenso fest wie er, daß der ewige Friede eine bloße romantische Idee, eine reine Chimäre ist und daß weder politische Congresse, noch das Gewicht der öffentlichen Meinung, noch endlich die Macht des Geldes und der Industrie diesen ewigen Frieden zu garantiren vermögen. In allen übrigen Aufsätzen des Buchs spricht sich ebenfalls ein klarer, verständiger Geist aus, wenn ihm auch die Erkenntniß der philosophischen Streitfragen fremd geblieben ist, und jedenfalls hat der Verf. durch seine Zusammenstellung verschiedener kriegswissenschaftlicher Meinungen nach Kräften das Seinige gethan, die schöne und würdige Stellung klar zu bezeichnen, die der Wehrstand in einem wohlgeordneten Staate immer wird einnehmen müssen. 104.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 187. —— 5. Juli 1844.

Über Gottsched's Einfluß auf die deutsche Schaubühne.

(Fortsetzung aus Nr. 186.)

Es dauerte aber immer lange genug, ehe man auf dem Gebiete des Drama aus der vielfach berechtigten Kritik zu einer tüchtigen Production gelangte, und dies erklärt auch, daß sich Gottsched in einem großen Kreise noch verhältnißmäßig so lange hielt. Denn mit Ausnahme einiger selbständigen Versuche des Joh. Elias Schlegel, der aber alle Anregung und frühere Bildung Gottsched verdankte, und der von Lessing (Werke, Bd. 7, S. 374) erwähnten Lustspiele im niedrig-komischen Genre von Krüger (Die Candidaten und die Geistlichen auf dem Lande) erschien bis 1755 auch außer dem Kreise der Gottschedianer kein bedeutendes Drama. Bodmer selbst, der erste entschiedene Gegner Gottsched's, war ein elender Dramatiker, den erst später nur höchst bornirter Neid gegen Gerstenberg, Lessing und Weiße zur Fabrikation satirischer Dramen trieb.*) Gellert's Lustspiele, bekannt seit 1745, zeugen von keinem eigenthümlichen Fortschritt, und wenn sie Lessing („Dramaturgie", Werke Bd. 7, S. 97) als wahre deutsche Familiengemälde lobt, so beweist dies nur, daß das damalige deutsche Familienleben kein interessanter Stoff für das Lustspiel war, und schon ein Jahr nach Gellert's Tode wollte das Publicum dieselben nicht mehr sehen.**) Die frühern Stücke Lessing's waren allerdings vielversprechende Versuche, aber doch nur Versuche, und wol konnten die Gottschedianer von ihren Gegnern bis zu dieser Zeit ausgezeichnete Productionen fodern, mit denen sie ihrer Kritik Nachdruck geben konnten. Und selbst von 1755 an, wo „Miß Sara Sampson" erschien, entwickelte sich die dramatische Poesie der Deutschen nur langsam. Im J. 1758 erschienen Cronegk's „Kodrus" und Brawe's***) höchst beachtenswerther „Brutus": beide Dichter starben leider in der Blüte ihrer Jahre. Weiße versuchte und versuchte seit 1759, brachte aber nichts Bedeutendes zu Stande: sein Freund Lessing selbst mußte über ihn den Stab brechen.*) Gerstenberg's „Ugolino", 1768, war ein verunglücktes peinliches Trauerspiel, das keine heilsame Anregung geben konnte. Erst „Emilie Galotti" konnte als ein classisches Stück angesehen werden, das sich bis jetzt auf unsern Bühnen erhalten hat. Aber da war Gottsched schon todt: freilich hätte der abgenutzte Greis, wenn er noch gelebt, dasselbe kaum mehr begreifen und würdigen können.

Die erste Gelegenheit, seine Ideen für eine regelmäßige Gestaltung des deutschen Theaters zu verwirklichen, fand Gottsched 1727, als die berühmte, auch von Lessing als tüchtige Künstlerin anerkannte**) Neuberin in Leipzig auftrat. Friederike Karoline Weißenborn, geb. 1700, entlief mit einem zwickauer Gymnasiasten Johann Neuber den Mishandlungen ihres Vaters, der Rechtsgelehrter in Zwickau war, begab sich mit Neuber, welchen sie heirathete, zur Spiegelberg'schen Komödiantenbande in Weißenfels, übernahm diese als Directrice und spielte seit 1727 bis zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs viel in Leipzig, doch auch in andern deutschen Städten. Auf Gottsched's Betrieb führte sie seit 1728 neben dem alten Plunder mehre Übersetzungen regelmäßiger französischer Stücke auf, unter andern Racine's „Iphigenie" von Gottsched und auch 1731 dessen Originalstück „Der sterbende Cato", der bis zum Jahre 1757 zehn Auflagen erlebte, und hatte auf den Geschmack des deutschen Theaterpublicums so bedeutenden Einfluß, daß die alten Haupt- und Staatsactionen von allen deutschen Bühnen fast ganz verdrängt wurden. Ebenso wurde auf Gottsched's Veranlassung der Harlekin 1737 in einer symbolischen Darstellung auf der leipziger Bühne oder vielmehr in einer Bude vor dem Grimmaischen

*) „Der Hungerthurm zu Pisa", „Odoardo Galotti", „Der neue Romeo", „Atreus und Thyestes". Siehe Weiße's „Selbstbiographie", S. 107.

**) Vergl. die „Briefe über das leipziger Theater" an Löwen (1770).

***) Joh. Wilh. von Brawe aus Weißenfels, 1738—58, wird in Weiße's „Selbstbiographie", S. 45 und 48 als ein sehr talentvoller und vielseitig gebildeter junger Mann gerühmt, der in Leipzig mit Weiße, Kleist und Lessing verkehrte, und gegen Letztern, der ihm als Dialektiker freilich überlegen war, seinen Crusianismus heftig vertheidigte. Lessing hat seinen „Freigeist", der noch in den siebziger Jahren in Leipzig aufgeführt wurde, und seinen „Brutus" herausgegeben.

*) Vgl. Lessing's „Dramaturgie", Werke von Lachmann, Bd. 7, S. [illegible] fg., über Richard III.

**) Vgl. Lessing's Vorrede zu Mylius' Schriften, S. XXXII.

Thore, in welcher die gefeierte Künstlerin spielte *), förmlich ausgestoßen und fristete von dieser Zeit an nur noch kümmerlich sein Leben unter dem Namen Hänschen oder Peter mit einer weißen Jacke statt des bunten Anzugs, welcher völlig verschwand. Zwar mag ein solches Auto da Fé lächerlich erscheinen und der echte deutsche Harlekin, wie ihn sich Möser und Lessing **) dachten, der Ehrenrettung ganz würdig gewesen sein: aber an dem Harlekin, der bis dahin auf den deutschen Bühnen eine so große Rolle gespielt hatte, war gewiß nicht viel verloren, und er ist ja auf der wiener und frankfurter Volksbühne auf eine Weise wieder erstanden, die für die länger dauernde Entbehrung seiner Scherze auf der Bühne gewiß reichlich entschädigt. Endlich verschwand durch diese Bemühungen die Oper fast ganz, die seit dem Westfälischen Frieden zum Nachtheil des Drama sich immer mehr verbreitet hatte, fast so wie sie jetzt vielfach das Schauspiel beeinträchtigt; nach der 1741 in Danzig erschienen Oper „Atalante" findet man in Gottsched's „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen Schaubühne" fast gar kein Singspiel mehr verzeichnet.

Während dieser Zeit, 1728, hatte Gottsched seine „Kritische Dichtkunst" herausgegeben, um auch theoretisch für seine dramatische Revolution zu wirken: es war das erste einigermaßen brauchbare Werk dieser Art, welches bis zum Jahre 1751 vier Auflagen erlebte. Denn es trug vielfach zur Orientirung bei und erregte den Trieb zu einer Opposition (Breitinger's „Kritische Dichtkunst", 1740), welche der spätern geist- und gehaltvollern Kritik Raum verschaffte.

Bis zum Jahre 1739 hatte Gottsched ziemlich unangefochten seine dictatorische Gewalt geübt: die Angriffe der Schweizer waren bis dahin bloße Plänkeleien, in denen sich Gottsched vorsichtig vertheidigte; noch 1735 sprach Bodmer mit Achtung von Gottsched. ***) Doch im Jahre 1739 ward das gute Vernehmen mit der Neuberin gestört, weil sie sich von Gottsched zu emancipiren suchte: sie hatte die „Alzire" des Niedersachsen Stüve der Übersetzung seiner Frau vorgezogen. Gottsched war so kleinlich, dieselbe von der Zeit an in seinen Kritiken herabzusetzen, und die gereizte Neuberin rächte sich dadurch, daß sie 1741 den dritten Aufzug des „Cato" als Nachspiel einer Posse mit antikem Costume auf eine lächerliche Weise aufführte, weil Gottsched kurz vorher für antike Stücke antikes Costume empfohlen hatte, und bald darauf, geschützt durch den Minister Brühl, gegen den Willen des leipziger Stadtraths in einem satirischen Vorspiele den Kritiker selbst als Tadler auftreten ließ und dem Gelächter preisgab. †) Ferner begann 1740 der eigentliche Kampf mit den Schweizern, die bekanntlich Gottsched immer mehr Terrain abgewannen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Neuberin spielte in einer Bude: ihre Schauspieler erhielten wöchentlich 2—5 Gulden Gage, und unter diesen Schauspielern war der treffliche Koch!

**) Vergl. Lessing's „Dramaturgie", Werke von Lachmann, Bd. 7, S. 81.

***) Vergl. Manso a. a. O. S. 28.

†) Siehe diese Geschichte ausführlich in der „Chronologie des deutschen Theaters" und Rost's „Vorspiel", ein komisches Epos in fünf Gesängen (1742), worin sie jedoch mit poetischer Freiheit behandelt ist. Die Neuberin starb am 30. Nov. 1760 im Dorfe Laubegast, wohin sie von Dresden aus geflüchtet war, in sehr dürftigen Umständen, und wurde nach der Aufzeichnung im Kirchenbuche den 1. Dec. auf dem Kirchhofe zu Leuben, in welches Laubegast eingepfarrt ist, in der Stille beerdigt, d. h. ohne die gewöhnlichen Feierlichkeiten fern von andern Gräbern an der Mauer eingescharrt. Mehre Kunstfreunde haben ihr 1776 an der Elbe in Laubegast ein Denkmal setzen lassen.

Neue Petersburger Skizzen. Von Treumund Welp. Schweidnitz, Heege. 1844. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Friedrich's des Großen Ausspruch *): „L'esprit de la nation russe est un mélange de défiance et de finesse; paresseux, mais intéressés, ils ont le talent de copier, mais non le génie de l'invention; les grands sont factieux, les gardes redoutables aux souverains; le peuple est stupide, ivrogne, superstitieux et malheureux" — dieser Ausspruch ist seitdem von unzähligen Historikern, Reisebeschreibern und Ethnographen weiter ausgeführt und bestätigt worden. Auch Treumund Welp, durch seine früher erschienenen „Petersburger Skizzen" als ein unbefangener, lebendiger, mit seinem Gegenstande wohl vertrauter Sittenmaler der Russen bekannt, hat ein reichliches Material von Belegen für den obigen Satz beigebracht und gibt sogar hin und wieder zu verstehen, daß er jene andern Worte: „Ils sont pourris avant d'être mûrs", für wahr hält. Zum Beweise indeß, daß er das wirklich Großartige und Ausgezeichnete selbst in Rußland zu schätzen weiß, vielleicht auch um für den anderweitigen Gehalt seines Buches eine Sauvegarde zu haben, beginnt er dasselbe mit einer Lobrede auf den Kaiser Nikolaus. Er legt diese preisende und wie wir glauben in manchen Punkten ganz treffende Charakteristik einem Russen in den Mund, ohne widersprechende Bemerkungen dagegen zu machen, woran er gewiß ganz klug gethan hat. Jedes Ding will nach seiner Zeit und seinem Orte beurtheilt sein, und wie unsere lieben östlichen Nachbarn nun einmal sind, ist Nikolaus ein ganz vortrefflicher Herrscher für sie. Daß eine größere Milde und freiere Entwickelung bei diesem Volke nicht wohl angebracht sind, beweist unter Anderm das Schicksal des Ukases, welcher im J. 1842 über die allmälige Ablösung der Leibeigenschaft erging: die nächste Folge davon war bekanntlich, daß der Adel in dumpfe Gährung gerieth, daß die Bauern an mehren Orten revoltirten, weil sie die Sache misverstanden hatten, und daß eine Anzahl der Letztern wegen dieses Misverständnisses standrechtlich zu Tode geprügelt wurde. Wie und wann nun jene wohlwollende Maßregel zur wirklichen Ausführung gelangen wird, können wir nicht verrathen, glauben aber, daß sie vor der Hand gar nicht ausführbar ist. Es zeigt sich weder in den obern noch untern Schichten der russischen Gesellschaft ein guter Boden für den Baum der Freiheit; daß er aber deshalb auch anderweitig nicht gedeihen könne und stets zur Giftpflanze werden müsse, ist und bleibt ein falscher Schluß, was auch Kaiser Nikolaus darüber zu dem Hrn. v. Custine gesagt haben mag. So wenig wir die Russen nach uns beurtheilen können, ebenso wenig würde es passen, den russischen Maßstab an die deutschen oder andere civilisirte Völker zu legen. Wir wiederholen daher aus voller Ueberzeugung: Nikolaus ist für seine Russen ein ganz tüchtiger Kaiser — von uns aber mögen seine Regierungsgrundsätze so lange als möglich ferne bleiben!

Der erwähnte petersburger Freund des Verf. theilt zunächst einige Bemerkungen über die Erziehung des jetzigen Kaisers mit. Während bei Alexander die Richtung nach der höchsten Repräsentation hin verfolgt wurde, behielt man bei

*) „Histoire de mon temps."

Konstantin, Nikolaus und Michael ihre zukünftigen untergeordneten Stellungen im Auge und machte die militairische Bildung zur Hauptsache. Der Staatsrath Adelung*) wäre wol im Stande gewesen, die interessantesten Mittheilungen über die Entwickelungsgeschichte der drei Prinzen, deren wissenschaftliche Ausbildung ihm hauptsächlich anvertraut war, zu geben; allein leider ist von dieser Seite nichts Derartiges zu gewärtigen, denn schwerlich hat er schriftliche Bemerkungen hinterlassen und an mündliche Auslassungen war bei dem äußerst Vorsichtigen noch viel weniger zu denken, selbst nicht in seinen allervertrautesten Kreisen.

„Dieser deutsche Pädagog (Adelung) scheint die Absicht gehabt zu haben, das Gebäude seiner Erziehung auf lateinischem Grunde zu errichten; allein nach dem Erfolge zu schließen war dies wenig nach dem Geschmacke seiner Zöglinge, und der jetzige Kaiser soll sich in späterer Zeit noch mit Widerwillen an die lateinischen Vocabeln erinnert haben, und gehört offenbar zu der heute immer mehr überhand nehmenden Partei, die sich gegen eine früher allgemein angenommene Ansicht erklärt, wonach es für eine gute Verfolgung der Laufbahn des Lebens unumgänglich nöthig erachtet wurde, das Laufen unter Anleitung eines römischen Präceptors im classischen Laufkorbe zu erlernen."

„Unter den drei Brüdern Alexander's scheint der jetzige Kaiser den ruhigsten Charakter entwickelt zu haben; dies geht zum Theil schon aus einer besondern Hinneigung zum Zeichnen hervor. Was wir als Proben seines Crayons, wohl verwahrt unter Glas und Rahmen, bei Adelung sehen, zeigt Sicherheit und Reinheit in der Behandlung an und läßt allerdings schon Tugenden errathen, die dem Menschen und Monarchen eigen sind. Es liegt so nahe, anzunehmen, daß das mit reiner Menschenliebe und strengster Sittlichkeit gepaarte, milde, bescheidene, liebevolle Wesen Adelung's den vortheilhaftesten Eindruck auf das Gemüth des jungen Nikolaus gemacht und hinterlassen, in Folge dessen das spätere Privatleben desselben unter allen Umständen musterhaft genannt werden muß, selbst von Denjenigen, die mit seiner politischen Wirksamkeit durchaus nicht einverstanden sind. Wer dem Kaiser nur irgend nahe zu kommen Gelegenheit hat, ist gezwungen, seinen persönlichen Charakter als höchst schätzenswerth anzuerkennen; denn er ist überall gütig, und sein Edelmuth tritt heraus, wo derselbe sich nur irgend anwenden läßt. Daneben stößt man bei ihm auf den lebendigsten Sinn für die größte Einfachheit, der den Pomp — als Mensch — nie an sich kommen läßt, sondern als lediglich zur Politik und Repräsentation gehörig annimmt. Offenheit und Geradheit zeichnen ihn ganz besonders aus und finden daher bei ihm selbst meist wieder Anerkennung, was man auch dagegen anführen mag. Nicht seine Schuld ist es, daß ihm fast ausnahmslos nur Winkelzüge und scheinbare oder wirkliche Unterwürfigkeit bei allen Gelegenheiten entgegentreten, wodurch er allerdings bis in den Grund hinein verwöhnt werden könnte, wäre sein Charakter eben minder fest. Die Worte Peter's des Großen, welche derselbe bei Gelegenheit eines Incognitobesuchs des englischen Parlaments zu seinem Gefolge sagte: «Es ist uns erfreulich zu hören, wenn die Söhne des Vaterlands ihrem Fürsten aufrichtig die Wahrheit sagen; hierin sollten wir an den Engländern ein Beispiel nehmen», sind ganz im Sinn und aus der Seele des Kaisers Nikolaus gesprochen, und es ist beschämend für uns, daß wir uns nicht mehr danach richten, da wir dies doch ohne alle Gefahr thun könnten." Ohne alle Gefahr? Guter Russe (denn Obiges spricht der petersburger Freund des Verf.), möchtest du mit deiner naiven Sorglosigkeit nie in Versuchung gerathen, deine Wahrheitsliebe unzeitig laut werden zu lassen! Es könnte doch einige Gefahr dabei sein.

*) Friedrich von Adelung (Neffe des Sprachforschers Johann Christoph Adelung), geboren zu Stettin 1768, starb als russischer wirklicher Staatsrath und Präsident der Asiatischen Akademie am 31. Jan. 1843 zu Petersburg.

„In religiöser Beziehung zeichnete sich Nikolaus stets aus und in kirchlicher mag er wol zuweilen auf dem Punkte stehen, eher einen Schritt zu viel als zu wenig zu thun; wenn man nicht mit Denen übereinstimmt, die geradezu behaupten: er gehe darin zu weit." Ist das für einen Petersburger nicht etwas zu kühn gesprochen?

Recht tröstlich lauten ferner die Worte: „Im benachbarten Deutschland sind Befürchtungen gegen Rußland laut geworden; allein so lange Nikolaus Kaiser ist und die Macht in Händen hat, so lange kann man dort in voller Sicherheit sein vor allen Eingriffen; und der ausgeschrieene Gedanke einer slawischen Universalmonarchie spukt hier wol kaum in der That bei einigen exaltirten Slawenthümlern." Doch fügt der Russe weislich hinzu, er wolle nicht in Abrede stellen, daß Zeiten und Umstände eintreten könnten, die es den Nachbarn „nicht ganz unräthlich" machen, auf ihrer Hut zu sein. Dank für die Warnung!

Etwas unklar ist der Satz: „Es wird uns vom Auslande gewaltig verdacht, wenn wir bestrebt sind, Einfluß auf die geistigen Bewegungen bei unsern Nachbarn zu gewinnen; allein mit Unrecht, denn sind wir nicht darauf angewiesen, namentlich aus der deutschen Literatur unsere geistige Nahrung zu ziehen? Wir wissen nur allzu wohl, wie unzulänglich alle Schutzmaßregeln gegen Einschleppung nachtheilig wirkender Schriften erscheinen, und haben im Auge zu behalten, daß unsere Russen keine Deutschen sind. Darum müssen unsere vorgeblichen Bestrebungen: auf die benachbarten Literaturen Einfluß zu gewinnen, verzeihlich erscheinen. Vom Kaiser gehen indeß dergleichen Manipulationen am wenigsten aus; dieser ist von der Unschädlichkeit aller Literatur überzeugt und würde, wenn er nicht Rücksicht auf seine schwache Umgebung zu nehmen hätte, die Presse sammt aller Literatur ganz frei geben. Allein er kennt zu genau die Lenksamkeit der Russen und ihre Unmündigkeit; daher ist bei ihm die Toleranz der Vorsichtsmaßregeln gewiß am Platze, wenn sie dies überhaupt irgendwo sein kann." Was das für ein köstlicher Ausdruck ist: „Toleranz der Vorsichtsmaßregeln"; welcher Sinn mag wol darin liegen?

Sehr ungerecht muß der Vorwurf der russischen Gewaltherrschaft Jedem erscheinen, der geneigt ist, die folgenden Worte als richtig gelten zu lassen: „Der Kaiser ist als ein Mann der Gewalt von einer Partei ausgeschrieen, die in jeder That und Thatkraft nur Gewalt sieht oder sehen will; wer den ausgezeichneten Monarchen nur irgend etwas näher kennt, weiß, wie sehr er die Gewalt den geheiligten Menschenrechten, der Billigkeit und dem Gesetz allezeit unterzuordnen bereit ist. Nur da, wo die Ruhe des Ganzen als gefährdet erscheint, läßt er der Gewalt freien Lauf."

Nicht so günstig als dieses Urtheil über Nikolaus klingen einige über Peter den Großen hingeworfene Worte. Der Verf. besieht das Sommerpalais, in welchem verschiedene Holzarbeiten von jenem Gewaltigen herrühren, „qui pour policer sa nation, travailla sur elle comme l'eau-forte sur le fer".*) „Der Mann", sagt der Verf., „würde mir als Tischler oder Drechsler lieber gewesen sein wie als Monarch." Ist das nicht ebenso einseitig als jene Aeußerung, welche Prinz Heinrich, Friedrich's II. Bruder, gegen Ludwig Bonaparte that: „Frédéric aurait du passer sa vie à écrire: c'était à cela que la nature l'avait appelé." Wir wollen aber darum unserm Verf. keineswegs widersprechen, wenn er ferner in Bezug auf Peter den Großen meint: „Ich finde nun einmal nicht, daß sein Volk durch seinen gewaltsamen Impuls zur Civilisation und Cultur in gleichem Grade angenehmer geworden wäre, als — das von ihm bearbeitete Holz."

Außer diesem Capitel „vom Kaiser" zerfällt der Inhalt

*) Wie Scheidewasser auf Eisen! Man wolle dem Ref. die wiederholten Citate aus Friedrich II. zu gut halten; es kann eben nicht schaden, an den großen König zu erinnern, wo sich irgend Gelegenheit dazu darbietet.

dieser neuen Skizzen in folgende Abschnitte: Die Osterzeit in Petersburg, Der erste Mai in Katharinenhof, Die Brautschau, Herbstpromenade in Petersburg, Die Newaweihe, Eine Fahrt nach Kronstadt und Oranienbaum, Strelna, Klima und Gesundheit, Der Brand von Moskau.

In Betreff des Brandes von Moskau sagt der Verf., es sei ihm durch genauen Umgang mit Zeitgenossen jener denkwürdigen Periode des Napoleonischen Untergangs, die schon damals in hohen Stellungen der Staatsverwaltung Rußlands sich befanden, bis zur höchsten Evidenz klar geworden: daß keineswegs Rostopschin den alten Zarensitz Moskau anzünden ließ, noch eine anderweite, vorbereitete Anzahl verschworener Patrioten dies Weltereigniß vorsätzlich herbeigeführt, wie dies nachträglich russische Ruhmredigkeit vielfach behauptet hat. „Personen, die in den allervertrautesten und nächsten Stellungen zum Kaiser Alexander gestanden, versicherten mich: daß dieser Monarch nicht das Geringste von dem Brande im voraus gewußt, denselben aufrichtigst beklagt habe und unter keiner Bedingung seine Zustimmung zu solch einem Beginnen gegeben haben würde. In der That darf man nur oberflächlich den Charakter Alexander's studiren, um sogleich das Vage der Behauptung eines Einverständnisses dieser Art einzusehen. Rostopschin selbst hat alle ihm gemachten Anmuthungen auf das klarste und bündigste widerlegt, obschon davon in Rußland meines Wissens wenig oder nichts veröffentlicht worden ist; denn anfänglich dachte Niemand daran wegen zu großer Bedrängniß, und später ging es viel zu sehr darüber und darunter, als daß dergleichen hätte zur Sprache kommen können, bis man endlich darauf verfiel: das Ereigniß als ein Product des glänzendsten Patriotismus entweder gerade hinzustellen oder doch diesen Schein darauf ruhen zu lassen. Ich glaube fest überzeugt sein zu dürfen, daß der Erfinder dieser Behauptung dem wahren Patriotismus entfernter als jeder Andere gestanden habe; denn dieser hat Thaten statt der Ruhmreden!"

„Als ich einst bei einem russischen Vornehmen, dessen seltene Geradheit ich bewundern gelernt, diesen Vorfall zur Sprache brachte, sagte er mir mit dürren Worten: «Was man Ihnen auch hierüber berichten mag, man hat alle Ursache zu vermuthen, daß der diebeslustige moskowitische Pöbel eine zufällig ausgebrochene Feuersbrunst weiter verbreiten half! So viel ist sicher: es war kein Gedanke daran, daß russischer Seits ein officieller Plan zu Grunde gelegen, die Stadt zu verderben, oder daß irgend eine angesehene Person an der Spitze gestanden habe; Rostopschin war so erstaunt als wüthend über den Brand, dies darf ich Sie versichern, indem ich — wie Ihnen vielleicht bekannt ist — wohl davon hätte unterrichtet sein können, ja müssen, wäre so etwas im Werke gewesen.»"

„Diese Erklärung gewann an Wahrscheinlichkeit, je länger ich mich in Rußland aufhielt und je genauer ich das russische Städtewesen begreifen lernte. Wenn man bedenkt, welche große Menge hölzerner Häuser noch jetzt in Moskau sich vorfinden, in welch höherm Grade dies 1812 der Fall war; wie Holzgebäude in allen Stadttheilen und Straßen vorherrschten; wenn man gesehen, welche Verheerungen das Element unter diesen Holzbauten selbst in Petersburg schon anrichtete und noch anrichtet, obgleich dort die Löschanstalten sehr prompt zu sein pflegen, wenn der Kaiser beim Feuer erscheint, was stets der Fall zu sein pflegt, sobald er sich in der Stadt oder in deren Nähe befindet; wenn man in Erfahrung gebracht, wie lau dagegen eben diese prompten Löscheinrichtungen gehandhabt werden, sofern der Monarch abwesend ist, und wenn man endlich den Fatalismus der Russen etwas näher kennen gelernt hat, so findet man gar nichts Ungewöhnliches oder Hervorgesuchtes in dem welthistorischen Brande."

„Moskau war 1812 von Allem verlassen, was zur verständigen Welt gezählt werden durfte; nur Pöbel, diese eigentliche Hauptbevölkerung russischer Städte, gegen welche der anständige Theil jederzeit nur die Rolle des Appendix spielt; nur Volk und Hefe fand sich noch vor, als die Franzosen einrückten, und es ist in Friedenszeit gar nichts Unerhörtes, von einem gelinden Brändchen sprechen zu hören, das ein stehllustiges Publicum veranstaltete, wenn gerade Stockung in den übrigen Theilen der Praxis herrschte. Nun sahen diese Lieblingskinder Mercur's die Schelmi franzuski das Hausrecht überall usurpiren; was sollten sie warten, bis nichts mehr übrig war? Dazu kam noch, daß fast alle Policei verschwunden war, die man gewohnt ist, bei Feuersbrünsten lärmen, schreien, anordnen, fluchen, prügeln und stoßen zu sehen und zu hören, sodaß ohne deren Spectakel man im tiefsten Frieden brennen lassen würde, was brennen wollte."

„Der ärgste Unsinn nur konnte behaupten: Napoleon habe die Stadt anzünden lassen. Der Brand hat dem Manne zu viel Kopfweh gemacht, als daß er dies sich selbst hätte herbeiziehen sollen. Wol möglich, daß die Fahrlässigkeit der Soldaten des französischen Heers den ersten Ausbruch des Feuers verursachte; allein planmäßig geschah dies auf keinen Fall. Nach aller Wahrscheinlichkeit machte sich der Brand in Moskau, wie sich so viele denkwürdige Ereignisse zu machen pflegen, «zufällig», wie man sich gern ausdrückt. Eigentlich aber und besser gesagt: «natürlich», d. h. in Folge eines Zusammentreffens der Umstände, das den Ereignissen vollkommen angemessen war. In diesem Sinne war allerdings der Brand vorbereitet; allein unwillkürlich und absichtslos."

Das läßt sich sehr wohl hören, wird aber so bald noch nicht in den Geschichtsbüchern ausgesprochen werden. Der Verf. sagt selbst: „Ich bin fest überzeugt, daß meine Auffassung der Veranlassung des berühmten Brandes von keinem Fachgelehrten adoptirt werden wird, schon darum nicht, weil — sie zu einfach ist." 28.

Miscellen.

Dem zu Rom 1580 als Cardinal verstorbenen Rechtsgelehrten Franz Alciatus wurde ein Epitaphium mit der bezeichnenden Inschrift gesetzt: „Virtute *vixit;* memoria *vivit;* gloria *vivet.*" Hat einmal ein solcher guter Gedanke aufgetaucht, so bemächtigen sich seiner alsbald Spätere, gleichsam um als Erfinder zu gelten. So hat das Kloster zu Rouen dem dort (1647) verstorbenen Dominicanerprior Ludwig Bauldri eine weitschweifige Grabschrift setzen lassen, in der das Beste die aus obigem Epitaphium entlehnte und nur in Einem Worte abgeänderte Zeile ist: „Virtute *vixit;* fama *vivit;* gloria *vivet.*" Ebenso ist auf dem Grabmonument des trefflichen Optikers Fraunhofer in München, des Verfertigers der berühmten großen Teleskope auf den Sternwarten in München, Dorpat u. s. w., die so passende, aber — was dem Kundigen fast alle Freude daran verdirbt — aus der Westminsterabtei in London entnommene Inschrift zu lesen: „Approximavit sidera."

Nicolo Franco, einer der bittersten Satiriker, welchen der Papst Pius V. in Rom 1569 hängen ließ, hatte nicht nur die Unbesonnenheit, in seinen „Rime contro Pietro Aretino" die Väter des Tridentinischen Conciliums asini, bestiame u. s. w. zu benennen, sondern auch den damals lebenden Regenten in Europa ein Schreiben zu widmen mit den Worten: „An die infamen Fürsten dieses infamen Säculums." Mehr von ihm s. in Adelung's „Geschichte der menschlichen Narrheit", Thl. 2, S. 112 fg.

Den alten Gemeinspruch: „Bonus Institutista, bonus Jurista", hat, wie es scheint, der Freiherr Heinrich von Cocceji (gest. 1719) bewährt, welcher einer der berühmtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit gewesen, obgleich er niemals über Rechtswissenschaft ein anderes Collegium gehört hatte als das über die Institutionen. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 188. —— 6. Juli 1844.

Über Gottsched's Einfluß auf die deutsche Schaubühne.

(Beschluß aus Nr. 187.)

In dieser Zeit von 1741—45 erschien Gottsched's „Deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten" in sechs Bänden (der zweite Band zuerst 1741, der erste 1742), eine Sammlung von 38 Dramen, theils Übersetzungen regelmäßiger Schauspiele aus dem Französischen und Dänischen, theils nach diesem Muster gefertigter Originalstücke Gottsched's und seiner Genossen. Es finden sich darin von übersetzten französischen Stücken von Corneille die „Horazier" vom Freiherrn von Glaubitz und der „Cid" von Dr. Lange, von Racine die „Iphigenie" von Gottsched, von Voltaire die „Zaire" vom M. Schwabe, dem eifrigsten Satelliten Gottsched's, und die „Alzire" von Victoria Gottsched, von der Barbier die „Cornelia" von V. Gottsched; von französischen Lustspielen Du Fresny's „Spielerin" von Straube und die „Widersprecherin" von V. Gottsched; Molière's „Menschenfeind" von Derselben, St.-Evremond's „Opern" von Gottsched, von Destouches „Das Gespenst mit der Trommel", „Der Verschwender" und „Der poetische Dorfjunker" von V. Gottsched; von dänischen Lustspielen Holberg's „Deutscher Franzose", „Bramarbas" und „Der politische Kannegießer" vom M. Dritthanding, später Professor der Geschichte in Altona. Diese Übersetzungen stehen sämmtlich in den drei ersten Bänden der „Schaubühne". Ferner von Originaldramen: Trauerspiele als „Cato", „Die pariser Bluthochzeit" und „Apis" von Gottsched, „Die Panthea" von Victoria Gottsched, „Darius" von Dr. Pitschel, „Hermann" und „Dido" von Joh. Elias Schlegel, „Aurelius" von Quistorp, „Die asiatische Banise" nach Ziegler's berühmtem Roman vom Freiherrn Grimm von Grimmhof und „Mohammed IV." von Krüger. Lustspiele: „Der geschäftige Müßiggänger" von Joh. Elias Schlegel, „Die ungleiche Heirath", „Das Testament", „Die Hausfranzösin" und „Witzling" von V. Gottsched, „Der Hypochondrist", „Der Bock im Processe" und die „Austern" von Quistorp, „Der Unempfindliche" von Uhlich; endlich die Schäferspiele „Atalanta" von Gottsched, und „Elisia" von Uhlich und ein Festspiel bei der zweiten Säcularfeier der Universität Königsberg. Eine ausführliche Besprechung verdienen diese Dramen nicht: nur einige allgemeine Bemerkungen über dieselben mögen hier ihren Platz finden. Was zunächst die Übersetzungen der französischen Tragödien betrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß in dem Original in dem freilich oft sehr unnatürlichen Pathos immer noch etwas Erhabenes liegt und daß man für das Frostige durch Eleganz der Darstellung entschädigt wird: doch Beides geht in den Übersetzungen, die sich übrigens alle sehr ähnlich sehen, durch Trivialität der Wendungen und des Ausdrucks, wozu der oft mit Mühe herbeigeholte Reim des Alexandriners Veranlassung gibt, völlig verloren.*)

*) Eine Probe aus Lange's „Cid" mag als Commentar zu Dem dienen, was hier ausgesprochen worden ist:

Acte I. Scène I.
Chimène et Elvire.
Chimène.
Elvire, m'as-tu fait un rapport bien sincère?
Ne déguises-tu rien de ce qu'a dit mon père?
Elvire.
Tous mes sens à moi-même en sont encore charmés.
Il estime Rodrigue autant que vous l'aimez;
Et si je ne m'abuse, à lire dans son ame,
Il vous commandera de répondre à sa flamme.
Chimène.
Dis-moi donc, je te prie, une seconde fois,
Ce que te fait juger, qu'il approuve mon choix;
Apprends-moi de nouveau, quel espoir j'en dois prendre;
Un si charmant discours ne se peut trop entendre.
Tu ne peux trop promettre aux feux de notre amour
La douce liberté de se montrer au jour.
Que t'a-t-il répondu sur la secrette brigue
Que font auprès de toi Don Sanche et Don Rodrigue?
N'as-tu point trop faire voir qu'elle inégalité
Entre ces deux amants me penche d'un côté.

Acte I. Scène 6.
Gormas et Diegue.
Diegue.
Ne parlons plus d'un choix, dont votre esprit s'irrite;
La faveur l'a pu faire autant que le mérite;
Mais on doit ce respect au pouvoir absolu
De n'examiner rien, quand un roi l'a voulu.

Aufzug I. Auftritt I.
Chimene und Elvire.
Chimene.
Elvire! Sage mir, und zwar auf dein Gewissen,
Wozu mein Vater wird am Ende sich entschließen?
Elvire.
Sein Schluß setzt mich fast selbst vor Freude außer mir,
Denn er liebt Rodrichen beinahe mehr als ihr;

Etwas anders gestaltet sich dies bei der Übersetzung französischer Lustspiele. Molière wurde von Gottsched weniger berücksichtigt: er konnte ihm den schon von Boileau in dem bekannten Verse *) angegriffenen Scapin, der ihn an die deutschen Harlekinaden erinnern mochte, und überhaupt seine niedere Komik nicht verzeihen und zog die allerdings sonst sehr beachtenswerthen **) Lustspiele des Destouches nur wegen ihrer größern Regelmäßigkeit und Eleganz vor. Bei der Übersetzung dieser Stücke ist Victoria Gottsched etwas glücklicher gewesen als bei den Tragödien***), die Prosa ist hier erträglicher als der Alexandriner des Trauerspiels. Aber Vieles, was im Französischen ganz artig ist, nimmt sich doch auch hier im Deutschen sehr plump aus; die Sprache ist gesellig noch zu wenig ausgebildet, als daß sie überall den leichten französischen Conversationston treffen könnte. Man vergleiche nur in dem „Tambour nocturne" („Das Gespenst mit der Trommel") das frivole Philosophiren des Marquis, welcher der angeblich verwitweten Baronin den Hof macht, im Originale und in der Übersetzung. Aber dennoch konnten diese Übersetzungen noch 1767 in Hamburg aufgeführt werden. In den Holberg'schen Dramen endlich ist eine der deutschen Natur angemessenere derbe Komik in ziemlich grob gemalten aber ergötzlichen Bildern, welche als Antidoton gegen die herrschenden Bestrebungen der Zeit gewiß sehr vortheilhaft gewirkt hat; und daß sich Gottsched mit ihr befreunden konnte, ist bei seiner Denkweise und in seinen Verhältnissen gewiß sehr beachtenswerth. Die nach dem Muster und im Geiste der französischen correcten Tragödie fabricirten Originaltrauerspiele leiden natürlich an denselben Mängeln, welche den Übersetzungen eigen sind; selbst die von Schlegel treten unter den übrigen nicht sehr hervor. Viel beachtenswerther ist Schlegel im Lustspiel und selbst schon in dem in unserer Sammlung abgedruckten ersten Versuche, im „Geschäftigen Müßiggänger", wie sehr dieser auch von den spätern Lustspielen dieses talentvollsten Schülers Gottsched's übertroffen wird.*) Auch die Versuche der Victoria Gottsched im Lustspielen sind, wenn sie auch bei der Aufführung in Hamburg 1767 durchfallen mußten, nicht so erbärmlich, als sie Lessing darstellt, denn es fehlt darin nicht an wahrhaft komischen Situationen und einige Charaktere sind gar nicht übel gezeichnet: nur sind es Schilderungen von Sitten, die, Gott sei Dank, schon in den sechziger Jahren wenigstens zum Theil nicht mehr herrschend waren und kaum begriffen werden konnten, nachdem des großen Friedrich Genius das Nationalbewußtsein so kräftig erweckt hatte. Besonders charakteristisch für das Bewußtsein der Deutschen in der Gottsched'schen Glanzperiode ist „Die ungleiche Heirath", wo ein reicher junger Bürger, der als verständig und liebenswürdig geschildert wird, von einem adeligen Fräulein, die er heirathen soll, um ihre verschuldeten Ältern zu rangiren, auf die plumpste Weise gemishandelt wird, ohne daß er die Geduld verliert. Er wird gehänselt und betrogen, weil er nicht seines Gleichen freien will, weil er sich zu einer Adeligen verstiegen hat, und der Hr. Professor freut sich in der Einleitung zu diesem Lustspiele mit einer erbarmungswürdigen Naivetät, daß seine Frau Gelegenheit gefunden habe, mit Leuten umzugehen, „die nicht nur über den Pöbel, sondern auch über den Mittelstand erhaben sind". Auch die Quistorp'schen Lustspiele sind als Versuche in derber, etwas stark aufgetragener Komik nicht ganz ohne Werth, besonders „Der Hypochondrist", in dem z. B. das Gespräch der beiden Doctoren, die sich über ihren Patienten zanken, ergötzlich genannt werden kann. Uhlich's „Unempfindlicher" in steifen Alexandrinern — denn alle andern Lustspiele sind in Prosa geschrieben — macht einen übeln Eindruck: auch hier wird ein braver Landmann von einem jungen leichtfertigen Edelmanne maltraitirt, geprellt und ehrlos gemacht! Die zuletzt erwähnten Schäferspiele endlich fanden besonders bei den Schulrectoren Beifall, die sie von ihren Schülern aufführen ließen.

Bei solchen Arbeiten tröstete sich Gottsched über den immer entschiedener hervortretenden Widerspruch der Kritik an dem großen Beifall, den seine Bemühungen um das Theater in vielen Kreisen fanden. Wurden doch diese regelmäßigen Stücke theils nach alter Sitte von den Schulrectoren (in Annaberg, Kamenz, Görlitz, Zittau), theils auf den Bühnen in Hamburg, Leipzig, Berlin rc.

Und wird zum Überfluß euch ernstlich anbefehlen,
Daß ihr ihn ohn' Verzug zum Gatten sollt erwählen.

Chimene.

Wohlan! So sage mir's doch ein für allemal,
Wodurch versicherst du dich dieser deiner Wahl?
Und wie gedenkst du mir die Hoffnung zu gewähren?
An guten Dingen kann sich Niemand müde hören.
Und uns're Liebe braucht noch manchen Unterricht,
Eh' sie erst Wurzel faßt und öffentlich ausbricht.
Was sprach er denn darauf, als du nun Roderichen,
Don Sancho aber nicht bei ihm herausgestrichen?
Weiß er den Unterschied, den man bei ihnen sieht,
Und daß mein Herze blos mich nach dem ersten zieht?

Aufzug I. Auftritt 6.

Gormas und Diego.

Diego.

Wir wollen dies Gespräch, wenn's euch gefällt, aufheben,
Verdienst und Gunst hat mir zugleich das Amt gegeben.
Wenn auch von hoher Hand, wie hier, etwas geschieht,
So ist, wer's tadeln will, dabei umsonst bemüht.

*) Dans ce sac ridicule, où Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnais plus l'auteur du Misanthrope.

Gottsched sagt befangen von Fénélon's Urtheil von Molière: „So sehr er sich zuweilen in einigen seiner Schauspiele zum Geschmacke des Pöbels heruntergelassen und die Possenspiele der gemeinen welschen Schaubühne gerühmt hat, so edel hat er sich im „Misanthropen" bei den Sitten des Adels zu halten und seinen vorhabenden Helden ohne alle Niederträchtigkeit abzuschildern gewußt." Er lobt dabei die Übersetzerin, seine Frau, und freut sich, daß sie „durch die Übersetzung in ungebundener Rede das Stück dem täglichen Umgange ähnlicher gemacht habe".

**) Vgl. Lessing's Werke von Lachmann, Bd. 7, S. 45.

***) Vgl. Lessing's Werke von Lachmann, Bd. 8, S. 58, 77, 83 fg.

*) Vgl. Lessing's „Dramaturgie", Werke von Lachmann, Bd. 7, S. 233 fg., S. 59.

mit großem Erfolge aufgeführt. Ja er selbst wurde in einem 1744 in Königsberg bei Gelegenheit der zweiten Säcularfeier der Albertina aufgeführten Festspiele*) als der Preuße gefeiert, welcher das echte Schauspiel aus Frankreich gerufen und deutsch erzogen habe.

Doch die bittern Erfahrungen mußten sich häufen, je mehr er mit seinen nun veralteten Theorien und abgenutzten Experimenten hinter der vorwärts schreitenden Zeit zurückblieb. Zu jenen gehörte besonders das Wiederaufleben der Oper durch Weiße's nach dem Englischen bearbeitetes Singspiel „Der Teufel ist los", was in Leipzig 1753 Furore machte. Gottsched, der durch seine früher allerdings berechtigte Opposition alle Opern für immer verdrängt zu haben glaubte**), wurde ganz wüthend und denuncirte Weiße beim damaligen Directeur des plaisirs in Dresden, dem Kammerherrn v. Dieskau, als einen Mann, welcher den Geschmack verderbe, worauf Dieskau den fehlerhaft geschriebenen französischen Brief Gottsched's in Abschriften circuliren ließ und ihn lächerlich machte, ohne seine Anklage zu beachten. Doch dies war noch nicht genug. Rost, der oben erwähnte Verfasser des Vorspiels, damals Privatsecretair des Ministers Brühl, ließ sich durch die unzähligen Flugschriften der Gottschedianer zu Gunsten ihres verspotteten Meisters nicht abhalten, in einer witzigen Epistel: „Sendschreiben des Teufels an den Professor Gottsched", denselben auf das furchtbarste durchzuhecheln und wußte es so einzurichten, daß ihm auf einer Reise in die Pfalz auf jeder Poststation einige Exemplare davon versiegelt übergeben wurden. Die Klage, welche Gottsched persönlich bei Brühl vorbrachte, als er nach Leipzig kam, compromittirte ihn nur noch mehr. Denn er mußte Brühl, der die ganze Sache kannte, aber nichts davon zu wissen vorgab, die Satire selbst in Gegenwart des Verfassers vorlesen und sodann abziehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben, indem Brühl bemerkte, daß die Sache nicht der Beachtung werth sei.***)

Das letzte noch hier zu erwähnende Werk, welches Gottsched herausgab, war der „Nöthige Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (zwei Theile, Leipzig 1757—65), eine werthvolle von Lessing in den „Literaturbriefen" (Werke von Lachmann, Bd. 6, S. 40) ungerecht beurtheilte Sammlung aller ihm bekannten deutschen Dramen bis 1750. Denn wer sollte nicht bei nur einiger Sachkenntniß einige Ergänzungen zu einen solchen Sammelwerke mittheilen können, wie es Lessing an der angeführten Stelle thut. Ein Jahr nach der Herausgabe des zweiten Theiles des erwähnten Werks starb Gottsched 1766; Ernesti feierte sein Andenken in einem akademischen Programm.

Wenn es mir gelungen ist, durch die genaue Darstellung einer nicht gerade erfreulichen, aber nothwendigen Entwickelungsphase unserer dramatischen Literatur einen Beitrag zur gerechten Würdigung derselben gegeben zu haben, so ist der Zweck, welchen ich mir vorgesetzt habe, völlig erreicht. K. G. Helbig.

*) Wie prophetisch klingen in diesem Festspiele die der Weisheit in den Mund gelegten Worte über Königsberg:
Wo man nicht furchtsam glaubt, beherzt und gründlich wählet,
Nicht auf Befehl auch nicht aus Wohlgefallen fehlet,
Die Welt aus Neid nicht haßt, Gott nicht aus Dummheit ehrt,
Bei solchen Völkern ist mein Feuer und mein Herd.

**) Vgl. besonders die Vorrede zum zweiten Theile der „Deutschen Schaubühne" und das satirische Lustspiel nach St.-Evremond „Die Opern".

***) Vgl. Weiße's „Selbstbiographie", S. 26—27. Nicolai in Biester's „Berliner Monatsschrift", 1805, Jan., S. 13 fg., 31 fg., wo die Epistel abgedruckt ist.

Erinnerungen an Ulrich Hegner, von C. Schellenberg-Biedermann. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. 16. 1 Thlr.

Es hat in der Schweiz nie an Männern gefehlt, die, geistig bedeutend, in Charakter und Lebensweise eine in der Wirklichkeit selten gewordene Idyllenwelt für sich und ihre Umgebung herstellten: so Salomon Geßner, später Bonstetten und Salis, denen sich zeitweise Johannes Müller, Matthisson, Friederike Brun u. A. anschlossen; es gehören hierher ferner J. M. Usteri und, sie alle überlebend, Ulrich Hegner. Ursprünglich Arzt, übte er doch die Heilkunde wenig oder gar nicht aus; in verschiedenen Ämtern nahm er an der Verwaltung seines Vaterlandes Theil, zog sich aber zuletzt in seine Vaterstadt Winterthur zurück, wo er ein heiteres, beschauliches Greisenalter unter günstigen Verhältnissen jeder Art durchlebte bis an sein im 81. Lebensjahre, im Januar 1840, erfolgtes Ende. Gründlicher Kenner der bildenden Künste, begabt mit einem schönen, milden poetischen Talent, hat er nach und nach eine Reihe von Schriften veröffentlicht, die wol einzelne warme Freunde, aber gerade keine sehr allgemeine tief greifende Aufnahme fanden; am bekanntesten auch in Deutschland dürfte seine „Molkencur" sein. Dem Andenken dieses Mannes hat eine ihm durch dichterische Begabung geistig verwandte, durch innige Freundschaft eng verbundene Dame die vorliegenden „Erinnerungen" gewidmet, die gewiß Allen, welche mit Hegner in persönlicher Verbindung gestanden, ein sehr werthes Geschenk sein werden; für solche Leser sind diese „Erinnerungen" in ihrer fragmentarischen Form offenbar auch zunächst bestimmt. Etwa in ihrem ersten Viertel enthalten sie Tagebuchsblätter, untermischt mit einzelnen Gedichten, die theils von Hegner, theils von der Verf. herrühren. Den übrigen Raum füllen „Briefauszüge", die zum kleinern Theil Hegner an die Verf., zum größern diese an jenen gerichtet hat; sie gehören, wie aus einzelnen Andeutungen zu schließen ist, da die Zeitangaben größtentheils fehlen, einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren an und schildern theils das geistig angeregte Stillleben in Winterthur, theils das Leben in schweizer Bädern, theils endlich eine Reise durch die italienische Schweiz und Oberitalien; letztere aus der Feder der Verf. gehören zu den allgemeiner ansprechenden Theilen des Buches. Es schließen sich daran endlich noch „Reisebriefe aus Rußland", nach den unterschriebenen Buchstaben zu schließen, von einem Verwandten der Verf.

Bei der fragmentarischen Beschaffenheit dieser Mittheilungen bleiben freilich manche nur angedeutete Beziehungen undeutlich und fehlt hier und da der Zusammenhang; dennoch liefert das Ganze den Beweis, daß es auch in unsern so vielfach aufgeregten und leidenschaftlichen Tagen noch Kreise gibt, die in dem stillen Genusse eines friedlichen, auf wahrer geistiger und sittlicher Bildung beruhenden Glückes die ganze übrige Welt entbehren können. Weiter gefördert wird die Welt allerdings durch eine solche Richtung nicht, wol aber kann die Betrachtung derselben mannichfachen Trost und Erholung gewähren. Dazu eignet sich denn auch das vorliegende friedliche,

freundliche Büchlein, an dem nichts Auffallendes ist als die Verlagsfirma, von der wir ganz anders gerüstete Gestalten ausgehen zu sehen gewohnt sind. 58.

Bibliographie.

Bolley, Über Vermögens-Übergaben und Guts-Abtretungen, Anträge zu einem umfassenden Gesetz über diesen hochwichtigen Gegenstand, mit deren Begründung. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 7½ Ngr.

Custine, Marquis v., Rußland im Jahre 1839. Aus dem Französischen von A. Diezmann. Drei Bände. 2te Auflage, mit den Zusätzen der 2ten Auflage des Originals. Leipzig, Thomas. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo, oder wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien, von einem der Entdecker und Eroberer selbst geschrieben, aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt und mit dem Leben des Verf., mit Anmerkungen und andern Zugaben versehen von P. J. v. Rehfues. 2te vermehrte Ausgabe. Vier Bände. Bonn, Marcus. 1843—44. Gr. 8. 4 Thlr.

Dietrich, F. E. C., Abhandlungen für semitische Wortforschung. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Elvenich, P. J., Der Hermesianismus und Johannes Perrone, sein römischer Gegner. 1ste Abtheilung. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. 21ste Lieferung. 1ste Hälfte. Geschichte von Spanien, von H. Schäfer. 2ter Band: Von den ersten Jahrzehnden des 9. Jahrhunderts bis zum Anfange des 12. Hamburg, Perthes. Gr. 8. Subscriptionspreis 1 Thlr. 25 Ngr.

Ghillany, F. W., Das Judenthum und die Kritik, oder es bleibt bei den Menschenopfern der Hebräer und bei der Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Reform des Judenthums. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gmelin, F. L. v., Die Wirksamkeit der Württembergischen Verfassung vom 25. September 1819 in ihrer 25jährigen Dauer, übersichtlich dargestellt. Mit einem Verzeichniß der verabschiedeten Gesetze. Stuttgart, Metzler. 8. 25 Ngr.

Gretsch, N., Über das Werk: La Russie en 1839, par le Marquis de Custine, aus dem Russischen übersetzt von W. v. Kotzebue. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 15 Ngr.

Grundtvig, N. F. S., Vom wahren Christenthum. Als Gegengift gegen Dr. K. G. Bretschneider's „Religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und der Offenbarung für denkende Leser". Aus dem Dänischen übersetzt von E. Francke. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 17½ Ngr.

Gutachten des Königl. Preuß. Geh. Ober-Tribunals über den Begriff des strafbaren Nachdrucks und der demselben nach §. 3 des Gesetzes vom 11. Januar 1837, zum Schutze des Eigenthums an Werken der Wissenschaft gegen Nachdruck und Nachbildung, gleichzuachtenden Vergehungen. Berlin, Heymann. 4. 5 Ngr.

Heinsius, T., Der Weg zur Wissenschaft für studirende Jünglinge und deren Väter. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Hubmann, J., Ein Blick auf Rußland, das wirkliche, und Rußland des Marquis Custine im Jahre 1839. Dresden, Arnold. Gr. 8. 10 Ngr.

Keppel, J. S., Die Gesangbuchs-Angelegenheit der protestantischen Kirche in Bayern diesseits des Rheins. Zur Vermittelung der Gegensätze. Bayreuth, Grau. Gr. 8. 7 Ngr.

Koronato der Schreckliche, Oberhaupt der Bravos in Venedig. Eine Räubergeschichte. 4te verbesserte Auflage. Mit 1 Kupfer. Eisenberg, Schöne. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kromm, J. J., Das Urevangelium, der allein seligmachende Glaube durch Jesum Christum geoffenbart. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Kulmann, Elisabeth, Sämmtliche Gedichte. Herausgegeben von K. F. v. Großheinrich. Mit dem Bildniß und dem Denkmale der Dichterin. 3te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Ler.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Leben und Wirken Friedrich von Sallet's nebst Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse desselben. Herausgegeben von einigen Freunden des Dichters. Mit Sallet's Bildniß. Breslau, Schulz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liebe, F., Der Grundadel und die neuen Verfassungen. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Das alte Lutherthum und der neue Protestantismus. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Kirche und der in ihr wohnenden Wahrheit. Von einem Freunde christlicher Wahrheit. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Matthäi, E., Rom und die Humanität, oder der gegenwärtige Kampf in Schlesien. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Metamorphose. Eine Parabel. Berlin, Springer. 8. 5 Ngr.

Mosen, J., Die Dresdener Gemälde-Gallerie in ihren bedeutungsvollsten Meisterwerken. Dresden, Arnold. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rauwerck, K., Berliner Blätter. 3tes Heft: Der von Fabeck'sche Proceß. Berlin, Springer. Gr. 12. 2½ Ngr.

Piderit, F. C. T., Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel. Kassel, Appel. Gr. 8. 2 Thlr.

Robert, C., Die Slawen der Türkei, oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt. Aus dem Französischen übersetzt, erörtert und berichtigt von M. Fedorowitsch. 1ster Theil. Dresden, Arnold. Gr. 8. Preis beider Theile 2 Thlr. 15 Ngr.

Rötscher, H. T., Cyclus dramatischer Charaktere. Nebst einer einleitenden Abhandlung über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung. — A. u. d. T.: Der Kunst der dramatischen Darstellung 2ter Theil, welcher das Gesetz der Versinnlichung dramatischer Charaktere an einer Reihe dichterischer Gestalten wissenschaftlich entwickelt. Berlin, Thome. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Michel Angelo Russo's Biographie. Aus dem Französichen übersetzt von *C. F. Kaiser*. Dresden, Arnold. 1843. Kl. 8. 10 Ngr.

Sachße, C. R., Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Seidl, J. G., Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Gesammtausgabe. Wien, Sollinger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Siemers, C., Die sakramentalische Beichte. Eine theologische Abhandlung. Münster, Theissing. 8. 12½ Ngr.

Steinheim, S. L., Moses Mardochai Büdinger, Dr. phil., Lebensbeschreibung eines israelitischen Schulmannes, aus dessen hinterlassenem Tagebuch und nach ergänzenden Mittheilungen seiner Gattin abgefaßt von ꝛc. Altona. Gr. 8. 1 Thlr.

Strauß, F., Sola. Predigten über die Rechtfertigung durch den Glauben. Berlin, Jonas. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Stupp, H. J., Die letzten Hermesianer. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Siegen, Friedrich. 8. 15 Ngr.

Thiersch, F., Über Protestantismus und Kniebeugung im Königreich Bayern. Drei Sendschreiben an den Herrn geistlichen Rath und Prof. Dr. Ign. Döllinger. 3tes Sendschreiben. Marburg, Bayrhoffer. Gr. 8. 10 Ngr.

Vaiss, J., Betrachtungen über Ungarns Kredit- und Grundbesitz-Verhältnisse. Pressburg. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wangenheim, F. T., Die Höllen-Kur. Novellen. Zwickau, Richter. Kl. 8. 1 Thlr.

Wirth, F., Mariade. Religiöses Epos in zwölf Gesängen. Würzburg, Voigt und Mocker. Ler.-8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 189. —— 7. Juli 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Erster Artikel.

Unzählige Lyriker der Neuzeit haben Uhland's Wort:

> Singe wem Gesang gegeben
> In dem deutschen Dichterwald;
> Das ist Freude, das ist Leben,
> Wenn's aus allen Wipfeln schallt.

als Motto an die Spitze ihrer Liedersammlungen gestellt und darin eine Rechtfertigung in Bezug auf die Veröffentlichung ihrer poetischen Leistungen zu finden gemeint. Und wir meinen, das Wort ist nicht blos treffend und passend, sondern auch wirklich rechtfertigend; denn ein Blick in die Natur des Waldlebens zeigt uns, daß jeder Vogel singen darf und singen muß, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Er pfeift, piept, ruft, schreit, schnarrt nach Maßgabe des ihm vom Schöpfer verliehenen Talents, und wir können und dürfen ihm nicht wehren, sich so zu geben wie er eben muß. Wie widrig und ohrzerreißend, einzeln gehört, der Ton manches Waldvogels nun auch erklingen mag, im großen Tutti der Gesammtwaldsängerschaft nimmt er sich doch gut aus. Wenn der Kukuk seines Charakters wegen schon in schlechtem Rufe bei aller Welt steht, so hört man seinen Ton doch gern als den Ruf eines willkommenen Frühlingsherolds. Ebenso scheint zur nothwendigen Harmonie des ganzen Concerts zu gehören das Gekakel der Eier legenden Henne, der widerwärtige Schrei aus der Kehle des Pfaus, das Schnattern der Gans, das Krächzen des Raben, der unheimliche Schrei des Käuzleins in der Felsspalte, und alle die häßlichen obligaten Stimmen zum lieblichen Gesange der Nachtigall und Lerche scheinen von unsichtbarer aber kundiger Kapellmeisterhand nach einer Stimmgabel gestimmt zu sein. Wenden wir das Gesagte auf unsere lyrischen Dichter an, so kann ihnen das Recht, zu singen wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, nicht vorenthalten noch geschmälert werden; und was noch mehr ist, der besondere Ton, den jeder anstimmt, oder das Instrument, welches er spielt, es sei eine Weidenflöte oder eine Harfe, schmiegt sich am Ende doch harmonisch in das große Tutti germanischer Sängerschaft. Daraus scheint sich nun für den kunstrichterlichen Hörer des lyrischen Concerts die Regel zu ergeben, nicht sowol den Gesang des Individuums zu beurtheilen, sondern zu prüfen, ob und wie sein Sang oder Spiel in den Zusammenklang des ganzen Concerts paßt. Diese Ansicht hat Ref. bei Beurtheilung der nachfolgend benannten deutschen Lyriker geleitet. Wo er irgend Harmonie gefunden, ist er mild gewesen und hat anerkannt; wo er aber unauflösbare Dissonanzen oder die Unmöglichkeit gefunden, die einzelne Stimme mit der Gesammtharmonie in Einklang zu bringen, da bricht er den Stab über des Sängers Befähigung, oder er fertigt ihn mit wenigen Worten ab. Indessen sei es zur Ehre der Musenjünger aus den Jahren 1842 und 1843 gesagt, in der Reihe der Letztgenannten stehen nur wenige, wie sie denn auch fast sämmtlich mit einem feinen, anständigen Rocke sich dem Publicum vorstellen. Wir lassen diesmal den Aufsatz in drei Theile zerfallen, in einen religiös-lyrischen, einen episch-lyrischen und einen rein-lyrischen.

Ein Blick auf die zehn religiösen Lyriker, die theils als Unbekannte, theils als alte gute Freunde sich uns zu gefälliger Musterung stellen, veranlaßt uns, die Bemerkung vorauszuschicken, daß sich dieses Jahr auf dem Felde des religiösen philosophirenden Epos, wie solches von Mosen in seinem „Ahasverus" oder von Immermann in seinem „Merlin" bekannt ist, keine Ährenlese halten läßt. Es wird uns vielmehr rein Lyrisch-religiöses geboten, und wir fragen bei den Leistungen in dieser Gattung nicht sowol nach Originalität und Vollendung in der Form (wiewol solche nicht vernachlässigt werden darf), als mehr nach frommem Geist und christlichem Sinn.

In der ersten Nummer:

1. Scenen und Bilder aus dem Leben Jesu. Nebst alttestamentlichen Gemälden und religiösen Dichtungen verschiedenen Inhalts. Von Heinrich Döring. Berlin, Amelang. 1843. 8. 29½ Ngr.

macht genau erwogen der fromme Sänger einen Streifzug in das epische Gebiet hinüber. Seine Stoffe holt er aus einer Vorrathskammer, die dem Dichter unerschöpfliche Reichthümer bietet, nämlich aus dem Alten und Neuen Testamente, dem Buche der Bücher. Er stellt zunächst, nachdem in unsern Zeiten das Leben des großen Stifters unserer Religion von den verschiedenartigsten Standpunkten aus geschildert worden ist, die Hauptmomente desselben von der Geburt bis zur Himmelfahrt, auf andere Weise, nämlich in poetischer Form auf. Er führt

uns in eine Galerie biblischer Gemälde, biblisch nicht deshalb, weil die Sujets dem Alten und Neuen Testamente entnommen sind, sondern weil auch ihr Colorit biblisch ist, d. h. er hat die Sprache Luther's überall beibehalten und die kindliche Naivetät, die so wohlthätig uns anspricht aus der ehrwürdigen Urkunde. Was nun den theologischen Standpunkt betrifft, den der Verf. einnimmt, so kündet sich uns hier ein schlichtes, gläubiges, fast kindliches Gemüth an, das jede Skepsis, jede Reflexion ebenso fern hält wie den philosophirenden Geist Sallet's, dem W. Menzel im „Morgenblatt" das Brandmal des Junghegelianismus aufdrücken möchte. In dem ersten Abschnitt des Buchs hat der Verf., nach Schlegel's Vorgang, die Sonettenform gewählt; in den alttestamentlichen Gemälden dagegen bewegt er sich in mannichfaltigen andern Metren. Auszeichnen möchten wir hier die Geschichte Joseph's. Unter den religiösen Dichtungen verschiedenen Inhalts, die sich, hier belehrend, dort tröstend und erhebend, durch edle Einfalt in Wort und Geist auszeichnen, theilen wir „Abendgedanken eines Kindes" (S. 116) mit:

Ich weiß, ich steh' in Gottes Hand,
Und Engel, mir zum Schutz gesandt,
Behüten freundlich Tag für Tag
Mich vor Gefahr und Ungemach,
Und steh'n in dunkeln Nächten
Am Bett zu meiner Rechten.
Und sind mir nah' und winken
Mir Schutz zu meiner Linken.
Von ihren Händen zugedeckt,
Durch keinen bösen Traum geschreckt,
Ruh' ich so ohne Sorgen
Bis zu dem nächsten Morgen.
Du lieber Gott, das bin ich dir
Und deiner Allmacht schuldig.
Du bist so gut, bist für und für
Langmüthig und geduldig
Bei Fehlern und Gebrechen.
Vergib auch meine Schwächen,
Bis ich dereinst, nach deinem Rath,
Vollendet meinen Lebenspfad,
Entnommen dieser Erde
Ein lichter Engel werde.

2. Der Herr und seine Kirche. Ein Cyklus heiliger Bilder. Von A. W. C. Möller. Bielefeld, Helmich. 1843. 8. 8¾ Ngr.

Eine zwar materiell kleine, aber jedenfalls dankenswerthe Gabe, mit christlichem Sinn auf die Stufen des Kirchenaltars gelegt. Der Verf. liebt das Allegorisiren, wie schon aus der Ueberschrift der einzelnen Nummern hervorgeht. Er wählt Bild und Typus jedoch nicht aus der reichen Schatzkammer der heiligen Urkunde, sondern aus der vollen Vorrathskammer der eigenen Phantasie. Dabei ist er gedankenreich und man sieht hier und da deutlich, daß er im Eifer des Schaffens den Reim vergißt und den jambischen Strom frei gewähren lassen muß. Finden wir auch nicht eben hervortretende Originalität, pikante Passus und neue, überraschende Bilder, deren Betrachtung den Schauer zu staunender Bewunderung hinreißt, so ersetzt er Das durch seine edle Sprache, durch sein warmes Herz und seine schöne Begeisterung, die ihrem Fluge mit Besonnenheit die passende Richtung und die normirte Höhe zu geben weiß. Daß das Blut des Lamms hier einige Blätter roth färbt, wird auch den denkgläubigen Leser nicht stören, wenn ihm sonst der Charakter der geistlichen Poesie nicht fremd ist.

3. Gedankenfrüchte auf den Pfad des Lebens. Von Regina Frohberg. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 1842. Gr. 12. 17½ Ngr.

Wenn auch das dem Inhalte vorgedruckte Motto: „Wohin der Blick auch schweifen mag, in Gott allein der wahre Tag", nicht darauf hindeutete, daß diese „Gedankenfrüchte" eines religiösen Sinnes sind, so müßten wir sie doch ihres Geistes wegen in die Kategorie der geistlichen Poesie stellen. Es sind Sentenzen, Gnomen und Aphorismen des reflectirenden Verstandes über das Leben, über menschliche Verhältnisse, Gemüthsstimmungen, Neigungen und Leidenschaften, über Gott, Tod und Ewigkeit; Vieles gereimt, Vieles reimlos, zum Theil mit unbeholfenem Rhythmus; Vieles ordinair, ja trivial, aller Pointe und Prägnanz entbehrend. Weniges nur erinnert an die Siraciden, und befriedigt des Lesers Erwartungen und Ansprüche an derlei Arbeiten.

4. Feierklänge. Eine Sammlung religiöser Gedichte von Johann Gottlieb Holst. Flensburg, Sünsow. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Gemeinde zu Brecklau, der Hr. Holst als Hauptpastor vorsteht, sind diese „Feierklänge" in einer herzlichen Zuschrift gewidmet. Der erste Abschnitt: „Biblische Geschichte", gibt die Wundererzählungen der vier Evangelisten. Die Formen sind gefällig, die Sprache ist rein, die Orthodoxie des frommen Erzählers unantastbar; aber rügen muß man, daß er nicht in der Sprache der Bibel, sondern in der modernen Büchersprache erzählt (obwol jede Sprachmengerei gemieden ist), wodurch sich denn hier und da ein prosaisches, das Herz erkältendes Moment einmischt. Der zweite Abschnitt bietet uns eine Idylle in der Manier und Form von Joh. Heinrich Voß unter dem Titel: „Das Amt, das die Versöhnung predigt." Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die kleine Arbeit Vorzüge vor den Erzählungen im ersten Abschnitt hat; aber es stört die Behaglichkeit und den Takt des fein fühlenden Lesers, wenn wir hier hören, wie drei Candidaten des Predigtamts in einer Dorfkirche hintereinander predigen, und die Gemeinde nachher Einen von ihnen zu ihrem Prediger und Seelsorger wählt, eine Unsitte, die also in Dänemark ebenso wenig abgeschafft ist wie in vielen Ländern und Provinzen unsers protestantischen Deutschlands. Auch ist die Invention doch wol gar zu einfach und eben dadurch das Interesse des Lesers schwächend zu nennen. Unter den vermischten Gedichten der dritten Abtheilung ist viel Casuelles, und alle bewegen sich auf dem breiten Strome unbemerkter Alltäglichkeit dahin, ohne daß die Kritik erhebliche Ausstellungen machen könnte.

5. Feldblumen. Eine Sammlung christlicher Lieder. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1843. 8. 20 Ngr.

Der ungenannte, mit diesen frommen Liedern zum ersten Male auftretende Sänger fand in den als Motto gebrauchten Worten Banga's:

Einfält'ge, Weise, Groß und Klein,
Erhebet euch mit Schalle!
Der Meister singe hoch und fein,
Und der Unmünd'ge lalle.
Denn Jedem soll das Lob des Herrn
In seinem Maß gelingen,
Und Jeder soll die Stimme gern
Zum vollen Chore bringen!

eine Apologie für die Veröffentlichung derselben, eine Bezeichnung für den Standpunkt, von welchem aus sie beurtheilt sein wollen und zugleich einen Titel für die ganze Sammlung. Durch diesen Titel und durch die Bescheidenheit der Ansprüche, die der Verf. macht, gewinnen diese Lieder sehr. Fehlt ihnen auch die prophetische Salbung und das geistige Arom, welches des Gesangs heiligen Geist auf David's und Assaph's Lippen goß, so gebricht diesen Blumen doch nicht der Himmelsthau der Bescheidenheit und der Sonnenschein der Empfindung eines christlichen Gemüths. Obwol sie hin und wieder mit des Lammes Blut besprengt sind, so bilden sie doch ein Juste milieu zwischen frommen Ultras und Liberalen. Sie feiern zwar sämmtlich den Heiligen des Evangeliums, aber nicht die heilige Schmerzenmutter Maria, die in den Zeiten des Aufblühens der romantischen Schule eine so große Rolle spielte; sie athmen brünstige Liebe und laboriren doch nicht an kranker Ge-

[illegible]überschwänglichkeit; sie geben Zeugniß von des Menschen moralischer Gebrechlichkeit, von der Ohnmacht in der Ausführung guter Vorsätze und der Nothwendigkeit der Sinnesänderung; aber sie kriechen und wedeln nicht hündischerweise und werden nicht mit dem Wasser der Bußthränen eines zerknirschten Herzens übergossen. Unangenehm fanden wir uns durch die Gefühls- und Taktverwirrung des Verf. (S. 151) durch das: „Am Kreuze" betitelte Lied berührt, welches er dem Liede aus der Schopenhauer „Gabriele": „O laß mich ruh'n an dieser lieben Stelle" u. s. w., nachgebildet hat. Der Leser wird den Misgriff des Verf. erkennen, ohne daß Ref. zu erörtern nöthig hat, worin er besteht. Warum theilt der Verf. nicht aus dem eigenen Schatze seines Herzens etwas mit und besonders solche Lieder wie „Christi Thränen" (S. 33), oder „Sonntag Morgen" (S. 35), oder „Des Kindes Unschuld" (S. 73), oder „Du hast's gethan" (S. 99), oder „Mit Wenigem zufrieden" (S. 116), was sich der anspruchlose Sänger selbst zugerufen zu haben scheint:

O murre nicht, daß ihre Gaben,
Die Liebe wunderbar vertheilt;
Ob And're mehr und Schön'res haben,
Das richte du nicht übereilt!

O bleibe stille und zufrieden,
Und blicke thöricht nicht umher.
Sieh', wem ein größer Pfund beschieden,
Von dem auch fodert Liebe mehr.

Du wuchre treu mit kleinem Pfunde
In unverdross'nem, stillen Müh'n,
Denn, was mit Demuth bleibt im Bunde,
Wird droben schöner auferblüh'n.

Du nütze treu, was dir verliehen,
Und übe die geringe Kraft,
So wird das Fünklein helle glühen,
Bis es der Herr zur Flamme schafft.

6. Vom Herzen zum Herzen. Bilder aus Natur und Schrift. Von Karl Friedrich Cooper. Hamburg, Riemeyer. 1843. 8. 10 Ngr.

Der Bildner dieser Natur- und Schriftbilder, den der Leser mit seinem berühmten amerikanischen Namensvetter nicht leicht verwechseln kann, und welcher Pastor-Adjunct zu Kirchosten ist, findet den Schöpfer überall in seinen Werken; er reflectirt mit klarem Auge und warmem Herzen der Welt gegenüber, und sein Sang braust zuweilen wie ein goldener Strom mit reizenden Umuferungen dahin. Keine einzige Nummer trägt eine pietistische Färbung; aller Orten redet er die gebildete Sprache der Neuzeit, und nirgend stoßen wir auf verbrauchte Phrasen, Gemeinplätze, Reminiscenzen oder prosaische Stellen. Wessen Gaumen durch die übersüßen Bonbons mystischer Gaben nicht allzu sehr verwöhnt ist, wird diese wenigen Bogen nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Robert Fulton.

Die „Memoirs of Edward Cartwright" enthalten unter Anderm auch Materialien zur Lebensgeschichte Fulton's, insbesondere zu der Geschichte seiner Erfindungen, und können dazu dienen, ihm die Ehre zu sichern, welche die Eifersucht der Engländer ihm in der Hitze des Kampfes über die Erfindung der Dampfschiffahrt bisweilen streitig zu machen gesucht hat. Das „Athenaeum" liefert einen guten Extract aus den Fulton betreffenden Stellen der Cartwright'schen Denkwürdigkeiten, dem wir hier folgen.

Fulton's Vater war aus Kilkenny und seine Mutter irischen Herkommens. Seinen Vater verlor er, als er drei Jahre alt war, und seine Mutter erzog ihn bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre. Er hätte Lust Maler zu werden und nichts stellte sich seiner natürlichen Neigung in den Weg; er machte seine Studien in Philadelphia, wo Franklin sich seiner annahm. Sein Talent schien so entschieden, daß man ihn zu weiterer Ausbildung nach England schickte (1787). Der Maler West nahm sich dort des jungen hoffnungsvollen Landsmannes an, ließ ihn in seinem Hause wohnen und wurde sein Freund. Bis 1794 hat er, wie es scheint, vorzugsweise seiner Kunst obgelegen, obwol er sich nebenbei mit Mechanik beschäftigte. Die Kanalschiffahrt erweckte seine Aufmerksamkeit und er sann auf Mittel, ihren Betrieb zu erleichtern. Im J. 1796 gab er ein Werk über Kanalbau heraus, voll eigenthümlicher und treffender Gedanken. Er schlug ein System kleiner Kanäle vor statt der übrigen großen; kleine leichte Boote von wenigen Tonnen Last sollten die neuen Kanäle mit außerordentlicher Schnelligkeit befahren. Dieses System fand, ungeachtet des großen Erfolgs, welchen es zu versprechen schien, keinen Eingang. Fulton scheint aber von dieser Zeit an seiner Kunst ganz entsagt zu haben; was er zunächst als Ingenieur und Mechaniker leistete, ist nicht bekannt; man weiß nur, daß er einige Patente erhielt auf neue Methoden des Seil- und Flachsspinnens, auf eine Marmorsägemühle und, der Angabe seiner amerikanischen Lobredner zufolge, auf eine Baggermaschine, welche noch jetzt in England und Irland in ausgedehnter Anwendung ist. Um seinen Erfindungen weitern Eingang zu schaffen, ging er 1797 nach Frankreich. Im Jahre zuvor war Fulton mit Cartwright bekannt geworden, der eben um diese Zeit nach London gegangen war, und da beide Männer frei von Neid und Eifersucht waren, entspann sich ein Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen und sie tauschten ihre Gedanken aus; auch die Möglichkeit, von der Dampfkraft eine Anwendung auf die Schiffahrt zu machen, wurde schon zwischen ihnen besprochen. Als nun Fulton nach Frankreich gegangen war, blieb er mit Cartwright in Briefwechsel, und dieser Briefwechsel ist durch die Cartwright'schen Memoiren zu unserer Kenntniß gelangt. In Paris wurde Fulton bald nach seiner Ankunft mit Herrn Barlow bekannt, der ihn in sein Haus nahm. Er verlebte im Schoose der Barlow'schen Familie sieben glückliche Jahre, mit Studien der französischen, englischen und deutschen Sprache, der Mathematik, Physik, Chemie und verwandter Wissenschaften beschäftigt.

Es ist keine Ursache zu zweifeln, daß Fulton während dieser Zeit sich mit dem Gedanken einer Schiffahrt unter dem Wasser beschäftigte und wirklich eine Maschine erfand, mit welcher man ebensowol auf der Oberfläche fahren als in die Tiefe tauchen konnte; jedoch ist diese Erfindung der Welt wieder verloren gegangen. In den Cartwright'schen Memoiren wird über diese Erfindung berichtet: „Am 26. Juli 1801 lichtete er seine Anker und spannte seine Segel auf. Der Wind war schwach und er fuhr auf der Oberfläche des Wassers zwei Meilen in der Stunde; das Boot konnte aber wie jedes gewöhnliche Segelboot manoeuvriren. In zwei Minuten hatte er Mast und Segel eingezogen und war zum Tauchen fertig. Nachdem sich das Fahrzeug bis in eine gewisse Tiefe gesenkt hatte, stellte er zwei Männer an die Maschine, welche dazu diente, das Schiff vorwärts zu treiben und einen an das Steuerruder, während er selbst mit einem Barometer vor sich die Maschine regierte, welche dazu bestimmt war, das Schiff im Gleichgewicht zwischen dem obern und untern Wasser zu erhalten. Er fand, daß er nur eine Hand nöthig hatte, um das Fahrzeug in jeder beliebigen Tiefe zu erhalten. Die treibende Maschine wurde in Bewegung gesetzt, und er fand, als er wieder emporstieg, daß er in ungefähr sieben Minuten eine Strecke von 400 Yards unter Wasser zurückgelegt hatte. Er tauchte abermals, lenkte um und fuhr bis ungefähr zu derselben Stelle zurück, von welcher er ausgefahren war. Er wiederholte den Versuch mehre Tage, bis er sich mit der Wirkung der Maschinerie und der Bewegung des Fahrzeugs vollkommen

vertraut gemacht hatte. Er fand, daß dasselbe dem Steuerruder ebenso völlig unter dem Wasser als auf der Oberfläche folgte. Bei dem nächsten Versuche tauchte er mit noch drei Begleitern und blieb vier Stunden und zwanzig Minuten unter Wasser, ohne daß Jemand von der Gesellschaft die geringste Ungemächlichkeit verspürte." Fulton nannte dieses Fahrzeug Nautilus. Er dachte darauf, es praktischen Zwecken dienstbar zu machen und zwar zunächst denen des Seekriegs; er erfand Wurfgeschosse verschiedener Art, die in dem neuen Element Anwendung finden konnten, und nannte diese Torpedos, eine Art Bomben, die unter dem Wasser hingingen und nach einer gewissen Zeit platzten. Mittels dieser Geschosse sprengte er bei verschiedenen Versuchen Fahrzeuge in die Luft, einmal in Frankreich, einmal bei Walmer-Castle und einmal endlich in seinem Vaterlande. Vorurtheil, Eigennutz und Unwissenheit stellten sich der Einführung seiner Maschinen, wie es den Erfindern so häufig geht, in den Weg. Indessen war die Wirkung so gewaltig, daß man alle Ursache hat anzunehmen, daß die englische Regierung das Geheimniß oder wenigstens die Geheimhaltung desselben gekauft habe. Die Cartwright'schen Memoiren erwähnen, daß diese Regierung die Sache habe untersuchen lassen und zwar mit Zuziehung Cartwright's, der vermuthlich Fulton's Geheimniß genau kannte. Beim Ausbruch des Kriegs hielt man es für der Mühe werth, wenigstens Fulton's Neutralität zu erkaufen und Cartwright war unter den Schiedsrichtern, welche die Summe festzustellen hatten, gegen welche Fulton, wie es scheint, sein Geheimniß zu unterdrücken versprach. In der amerikanischen Biographie Fulton's ist hiervon nichts erwähnt.

Was die Dampfschiffahrt betrifft, so haben bekanntlich England und Amerika die Ehre der Erfindung einander streitig gemacht. Und in Amerika haben in der That Oliver Evans, Fitch, Rumsey, Livingston, Stevens nicht blos den Gedanken einer Anwendung der Dampfkraft auf die Schiffahrt gefaßt, sondern auch Versuche mit größerm oder geringerm Glück gemacht. In andern Ländern beschäftigte derselbe Gedanke viele Köpfe und in England wurden schon 1737 vollständige Beschreibungen von Dampfmaschinen für Schiffe um sechs Pence verkauft. In Schottland wurden sogar zwei Dampfboote gebaut, das eine 1788, das andere 1789 und ein drittes größeres 1802. Bei allen diesen Versuchen wurde ungefähr eine Geschwindigkeit von sechs engl. Meilen in der Stunde erreicht. Die Zeitungen gaben von dem glücklichen Erfolge der Versuche Nachricht, und kurz, es ist außer Zweifel, daß der Gedanke, Schiffe durch Räder zu bewegen, welche mittels des Dampfes umgetrieben werden, von Hulls in England 1737 entwickelt und in Schottland dreimal (von Miller, Taylor und Symington) zur Ausführung gebracht worden ist. Fulton kam, wie bereits erwähnt, 1787 nach England, also in einer Zeit, da die neue Erfindung schon Aufmerksamkeit erregt hatte und Cartwright, den Earl Stanhope u. A. beschäftigte. Cartwright hatte, den Memoiren zu Folge, sogar ein Modell verfertigt und die Dampfschiffahrt gehörte zu seinen Lieblingsprojecten. Auch aus dem Briefe, den Lord Stanhope, 7. Oct. 1793, an Fulton schrieb und den dessen Biograph mittheilt, geht hervor, daß nicht die Anwendung der Dampfkraft auf die Schiffahrt überhaupt um diese Zeit mehr Gegenstand eines neuen Fundes sein konnte, sondern daß es nur darauf ankam, die Construction zweckmäßiger Maschinen zu diesem Behufe zu erfinden. In einem Briefe an Cartwright, 20. Sept. 1797, spricht Fulton von dessen Projecten und nennt darunter auch die Bewegung der Schiffe durch Dampf. In einem Briefe vom 16. Febr. 1798 schreibt er: „Die Dampfmaschine wird, hoffe ich, zur Kanalanlage und zum Bewegen der Schiffe dienstbar gemacht werden können, sodaß die Beschäftigung mit ihr ganz in meinen Thätigkeitskreis fällt." Er spricht dann von einer Vorrichtung, nicht unähnlich der Archimedischen Schraube; er finde diese Methoden sehr wirksam und sehr einfach u. s. w. Es bleibt aber zweifelhaft, ob bei diesen Briefen von einer Anwendung der Dampfkraft die Rede ist, oder ob nicht vielmehr Fulton von der Maschine spricht, mittels der er sein Tauchboot unter Wasser treiben wollte. Erst 1802 finden wir ihn ernstlich mit der Construction einer Bootsdampfmaschine beschäftigt. Livingston war aber von Amerika gekommen, wo die Sache der Dampfschiffahrt bei der Legislatur von Newyork Unterstützung fand, und wo Livingston selbst ein Dampfboot gebaut hatte, welches jedoch die Geschwindigkeit von vier Meilen in der Stunde nicht erreichte. Livingston sprach mit Fulton über die Wichtigkeit, welche für ihr gemeinsames Vaterland die Dampfschiffahrt haben würde und rieth ihm, ebenfalls der Sache seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Fulton arbeitete nun emsig an seinen Berechnungen und correspondirte darüber mit Cartwright, wie z. B. aus einem Briefe vom 10. März 1802 ersichtlich, in welchem er sich über die Beschaffenheit der Cartwright'schen Dampfmaschine genau erkundigt, um die Brauchbarkeit derselben für seine (Fulton's) Zwecke zu ermitteln. Fulton scheint es mit vielerlei Methoden versucht zu haben, ehe er zu der Anwendung der Ruderräder gelangte, die Miller 1785 gebraucht hatte und die jetzt allgemein im Gebrauch sind. Drei Dinge scheinen ihn beschäftigt zu haben: 1) die Construction eines für Dampfschiffahrt geeigneten Bootes, 2) die Construction einer möglichst wirksamen und in jeder Hinsicht ökonomischen Dampfmaschine, 3) der wirksamste Mechanismus zum Treiben des Schiffs. In letzterer Hinsicht reizten tausend Vorrichtungen anfangs seinen Geist; er überzeugte sich endlich, daß es am besten sein würde, bei dem Ruderrade des alten Miller stehen zu bleiben. Nach manchen Versuchen im Kleinen fing Fulton 1802 an, auf einem Bach in Plombières Versuche mit einem ordentlichen Boot zu machen. Erst im August 1803 gelang es ihm, das Boot in wirklich fahrbaren Zustand zu setzen. Der Probefahrt wohnten das Französische Institut und eine große Menge von Parisern bei. Auf die Franzosen machte das Experiment so großen Eindruck, daß sie ihre ersten Seine-Dampfboote zwanzig Jahre später Fulton-Boote nannten. Das zweite Boot, welches Fulton construirte, übertraf das erste bei weitem: es erreichte die Geschwindigkeit von vier Meilen stündlich. Nach siebenjährigem Aufenthalt in Frankreich ging Fulton nach England, wo er sich zwei Jahre aufhielt, von 1804—6, dann nach Amerika zurück. In England scheint er das Dampfboot noch gesehen zu haben, welches Symington für Lord Dundas gebaut hatte, und welches auf dem Forth- und Clyde-Kanal fast sechs Meilen in der Stunde zurücklegte. Ferner bestellte Fulton noch in England eine Dampfmaschine in der Fabrik von Watt und Bolton. Im J. 1807 ist er in Newyork und arbeitet an der Herstellung des ersten amerikanischen Dampfboots. Sein Freund Livingston scheint auch pecuniair bei dem Unternehmen betheiligt gewesen zu sein. Livingston hatte ein Patent, welches ihm für Newyork das ausschließliche Recht, die sämmtlichen Gewässer des Staats mit Dampf zu befahren, sicherte; er hatte dieses Patent durch eine besondere Acte auf Fulton mit übertragen lassen. Noch 1807 lief der Clarmont auf dem Hudson vom Stapel und machte fünf Meilen in der Stunde, legte sogleich beim ersten größern Versuch eine Strecke von 150 Meilen nach Albanien zurück, und machte durchschnittlich auf dem Hin- und Herwege fünf Meilen in der Stunde — ein erstaunliches Resultat. Also haben die Erfindungen von Watt, Miller, Taylor, Symington durch Fulton ihre Vollendung und die erste praktische Anwendung in großem Maßstabe gefunden. Amerika verfolgte den Nutzen, welchen die neue Erfindung ihm verhieß, mit allem Eifer, ehrte den Wohlthäter, dem es diese Erfindung verdankte, bei dessen Lebzeiten, sorgte nach seinem Tode für seine Familie und ist jetzt mit Recht auf sein Andenken stolz. 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 190. — 8. Juli 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 189.)

7. Der Harfner und Christ. Ein Beitrag zur häuslichen Erbauung in Liedern von Johann Gottlob Gutschebauch. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1843. 8. 20 Ngr.

Unter diesen Liedern, deren größter Zahl ein Bibelspruch, gleichsam als Text zur Überschrift vorgedruckt ist, sind nicht wenige, die wir unbedenklich in unsere kirchlichen Liedersammlungen aufnehmen könnten, besonders da einige bekannten und gangbaren Kirchenmelodien rhythmisch angepaßt sind. In dogmatischer Hinsicht geben sie keiner Partei Anstoß; die Sprache ist rein und des christlichen Hymnus würdig; hin und wieder erheben sie sich auf den Schwingen einer frommen Begeisterung, und dem Verf. ist die Geschicklichkeit (die er sich vielleicht auf homiletischem Gebiet errungen) nicht abzusprechen, aus einer biblischen Sentenz oder dem Anschauen einer Scene aus der heiligen Geschichte ein Lied zu machen; aber erbauen, d. h. auf Gott und Christus das Gebäude der menschlichen Tugend, der Gottesfurcht und des Glaubens errichten, thun sie nicht. Jedoch, das sollen auch unsere frommen Lieder eigentlich nicht; denn das Erbauen ist die Sache des Homileten und Kanzelredners und nicht des Hymnologen. Der Letztere soll das Gemüth erheben und es vorbereitend in die Stimmung setzen, daß es für christliche Erbauung fähig werde. Das Lied soll nämlich nur auf Gefühl und Phantasie und selbst mehr auf die Sinne wirken, die Predigt dagegen soll den ganzen Menschen ergreifen, seinen Geist erleuchten, sein Herz erwärmen, seinen Willen lenken, und sich durch den Verstand den Weg ins Herz bahnen. Da nun der Verf. von seinen Liedern wünscht, daß sie erbauen möchten, so wird er freilich dieser Ansicht seine Zustimmung versagen; er wird, da er seinen Hauptzweck vereitelt sieht, auch mit gegenwärtiger Kritik nicht zufrieden sein. Das ist er überhaupt nicht; denn ungeachtet er in einem Vorwort sagt, die Bevorwortung seiner geringen Dichtungen solle nicht polemischer Natur sein, so polemisirt er nichtsdestoweniger gegen die Kritik unserer Tage, von welcher er behauptet, sie verhöhne die ewig wahre Natur ihrer eigenen Patrone, streiche die heiligen Thatsachen der evangelischen Geschichte keck hinweg, schleudere ihre Waffen bis zum Lichtthron des ewigen Vaters und baue sich eine eigene Glaubensleiter, an der wol Zweifel, aber keine Engel auf- und niedersteigen. Und da urtheilt er zu streng. Das Tüchtige und Haltbare in Kunst und Wissenschaft findet doch am Ende Anerkennung. So erkennt auch Ref., trotz vieler Reimhärten und einiger matten Stellen, die guten Eigenschaften dieser Lieder an, wenn wir auch behaupten, das Moment der Erbauung liege nicht in der Natur des geistlichen Liedes. Gleich in der ersten Nummer: „Der Harfner und Christ", einen sich poetischer Duft und Klang, und der Verf. charakterisirt den christlichen Harfner recht gut, wenn er sagt:

> Keinem wilden Dichtertrosse
> Hat der Harfner sich vertraut;
> Nicht vom hohen Fürstenschlosse
> Hat die Welt er angeschaut.
> Aus der Erde tiefem Thale
> Stieg verklärt sein Blick empor,
> Zu des Himmels Freudensaale,
> Zu der Seraphinen Chor.

Nun schildert er das Denken, Fühlen, Wollen und Handeln des geistlichen Sängers und vom letztern sagt er:

> Lind'rung sang er wilden Schmerzen,
> Glauben in des Zweiflers Brust;
> Tröstung in zerriss'ne Herzen,
> Hassern sang er Liebeslust.
> Schwachen schuf er Christenstärke,
> Geistesblinden Himmelslicht;
> Spöttern sang er Christi Werke,
> Auferweckung und Gericht.

Nun weiß man aber gar nicht, wodurch der Tod des Harfners, der am Schluß des wie zur Romanze werdenden Lieds erzählt wird, motivirt ist. Doch ist dies der einzige Fehlgriff in der Sammlung. In dem Liede „Wo Gott ist" (S. 34), kommt eine matte, prosaische Stelle vor, wo er von jammernden, ihre Hände flehend zu Gott emporhebenden Kindern spricht, und den Zweifler sagen läßt:

> Hier ist Gott nicht, der Gott der Lieb' und Gnade,
> Er übet nicht ein solches Strafgericht.

Auf diesen Einwurf lautet die Antwort:

> Da kam von ferne eine reiche Pathe,
> Auch hier ist Gott, ach, und ich wußt' es nicht.

Gelungene Lieder sind: „Die Kinder Gottes" (S. 26); „Rufe mich an in der Noth", nach Ps. 50, 15 (S. 32); „Des Kindes Freud' und Frage" (S. 66); „Die Ährenleserin" (S. 144); und „Der Arme und die Liebe" (S. 147). „Rufe mich an in der Noth" theilen wir als Probe mit:

> Warum, mein Herz, zagst du bei Plagen,
> Die deines Gottes Hand dir schickt?
> Was klagst du laut in Schmerzenstagen,
> Warum, wann Herrschsucht dich bedrückt?
> Was weinst du, mangelt dir dein Brot,
> Dein Gott hilft ja aus Erdennoth.
>
> Schwer drücken dich der Sünde Schmerzen,
> Es klagt dich dein Gewissen an;
> Doch spricht der Richter auch im Herzen,
> O meide Kain's falschen Wahn:
> Vergaßest schwach du sein Gebot,
> Dein Gott hilft dir aus Sündennoth.
>
> Wann sich zum Abend neigt dein Leben,
> Wenn matter schlägt das kranke Herz,
> Wenn Freunde weinend dich umgeben,
> Und du erbebst beim Trennungsschmerz:

Erzitt're dann nicht vor dem Tod,
Dein Gott hilft dir aus Todesnoth.

In dich, mein Höchster, will ich rufen
In meines Lebens Kümmerniß.
Du hilfst auf allen Leidensstufen,
Dein Rettearm bleibt mir gewiß.
Und mich der Schicksal dreif ich dich,
Denn du, mein Gott, hilfst väterlich.

Wir sehen, der Verf. ist kein Paul Gerhard oder Gellert, aber ein nicht unbegabter Hymnolog, der bei den Harfnern David und Assaph in die Schule gegangen ist.

8. J. P. Lange's Gedichte. Essen, Bädeker. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dem gemüthlichen Verf. dieser Gedichte sind wir auf unsern Wanderungen durch die Gärten deutscher Dichtkunst bereits einige Male begegnet. Schon vor elf Jahren begann er seine pierische Laufbahn mit „Biblischen Dichtungen", die wir in Nr. 188 d. Bl. f. 1832 besprachen, und worin er mit sicherer und kundiger Hand den Faden der Gedanken an das Leben und die Schicksale alttestamentlicher Heroen knüpfte. Ein Jahr später erschien das zweite Bändchen, Neutestamentliches, namentlich das Leben Jesu, enthaltend. Das Jahr 1835 brachte uns von ihm „Gedichte und Sprüche aus dem Gebiete christlicher Naturbetrachtungen", über die wir uns in Nr. 150 d. Bl. f. 1835 beifällig aussprachen, sowie auch ebendaselbst über die gleichzeitig von ihm herausgegebenen „Kleinen polemischen Gedichte", in denen die Polemik jedoch ziemlich zahm war. Hier hat er nun, gleich dem Hausvater, der aus seinem Schatze Altes und Neues hervorbringt, seine poetische Vorrathskammer aufgeräumt, und zu Nutz seiner Verehrer das Beste zusammengestellt und in die Welt gesandt. Der größte und beste Theil des wohlausgestatteten Buchs bildet Frommes und Religiöses. Da wir uns nun über den Beruf und die Eigenthümlichkeit des Verf. als religiösen Dichters in den oben angeführten Nummern d. Bl. bereits ausgesprochen haben, so halten wir uns der Mühe überhoben, hier sein Bild aufs neue zu zeichnen, und begnügen uns, über Einzelnes einige Andeutungen zu geben. In der Rubrik „Evangelische Glaubenslieder" kommt in „Ergebung", einem sonst schönen Liede, die Stelle vor:

Du machst mich vom Verzagen
Im hehren Leide los,
Daß ich den Sprung kann wagen
Hinein in deinen Schoos.

Das Unedle, Kindische in dieser Stelle ist augenfällig. Ebenso eigenthümlich, wo nicht wunderlich, heißt es in dem schönen Liede „Der ewige Sabbat" (S. 23) von der Würde des Erlösers:

Komm in mein Herz zur Sabbatruh,
Gott wie in deinem Sohne du
Zur Ruhe bist gekommen.
Du hast in ihm die Zeit erfüllt,
Du hast in ihm dich selbst enthüllt,
Als Thron ihn eingenommen.
Neue Treue, göttlich hehre
Menschenehre dieses Einen
Weihe die Welt zur neuen, reinen.

Solche an Gerson und Taulerus erinnernde Anthropomorphismen kommen oft vor; auch in Bezug auf Christus sind hier und da spitzfindige Spielereien. Der Schönste unter den Menschenkindern ist ihm der Herr, z. B. S. 54:

In ihm ist Gott und Mensch vereinet,
In seinem Liebeslicht erscheinet
Die Erd' als Stern im Sternenheer.
Ein Volk von dunkeln armen Sündern
Macht er zu schönen Gotteskindern;
Der schönste Mensch bleibt ewig er!

Daran schließt sich das (S. 99) zu findende Wort über Christi Macht und Herrlichkeit:

Wo die kleinen Pöbelgeister, die durch Grabesöden schweifen,
Wie zum bösen Saitenspiele in der Blöden Nerven greifen,
Wo sich körperlose Geister an geistlose Körper hängen,
Irre diesseits, Irre jenseits grenzverwandt sich gräßlich (?) mengen:
Da erscheint Er (Christus) als der Ordnung Stern, und die Dämonen beben,
So verschwinden, wie die Posse vor dem heil'gen Ernst im Leben,
Wie die Farce vor der Schönheit, wie der Spott vor dem Gebet,
Wie die Pöbelmeute vor dem Kronenblitz der Majestät.
Wo der Heiland nur erscheint, darf der Tod mit seinen Scharen
Nicht mehr gleich dem frechen Sieger durch des Lebens Grenze fahren,
Lebensblicke, Lebensblitze leuchten durch der Gräber Grau'n
Und erkämpft im Reich der Geister sind die schönsten Lebensau'n.

In diesen und ähnlichen Stellen waltet aber nicht der Geist der jetzt so verbreiteten Frömmelei, sondern es ist der wahre Ausdruck seiner christlichen gläubigen Gesinnung; und diese Glaubensinnigkeit spricht auch aus dem (S. 61) abgedruckten frommen Erguß: „Kreuzes-Wort", welches wir hier als Probe mittheilen:

Laß mich diese Welt verstehen,
Herr, in deines Kreuzes Licht,
Und mit dir im Glauben gehen;
Schaud're nicht und zaud're nicht!

Wo mein Retter dorngekrönt
Und verstoßen schwankt hinaus,
In der Welt, die dich verhöhnt,
Will ich nimmer sein zu Haus!

Soll ich hier mir Hütten bauen,
Und dem Glücke jagen nach:
Wo dein Herz im Schmerz und Grauen
Meiner Schuld einst für mich brach?

Herr, dein Kreuzesruf durchbebe
Meines Herzens tiefsten Grund,
Daß ich mit dir sterb' und lebe
Ewig bleib' in deinem Bund!

Mit dir kehr' ich dann hienieden
Einmal noch zur Welt zurück,
Ihr zu bringen deinen Frieden,
Nicht zu betteln um ihr Glück.

Wer sieht nicht, wie schön der Schluß dieses Gedichts ist. Überhaupt finden wir Stellen und Nummern im Buche, die, mit anscheinender Heiterkeit und leichtem Phantasiespiel beginnend, sich in dem Ernste erhabener und tiefsinniger Gedanken verlieren. Daher lassen sich die Sachen auch nicht als leichte Speise des Geistes in einer Erholungsabendstunde genießen, sondern sie regen an, spannen und nehmen des Geistes volle Kraft in Anspruch. Man vergleiche in Bezug auf dieses Urtheil: „Die Nacht im Tage, der Tag in der Nacht" (S. 45). Nur wo der Verf. Zions's Gebiet verläßt, bewegt er sich in einer ihm fremden Sphäre. Schon der Abschnitt des Buchs, den er „Gedichte als Unterschriften für biblische Bilder" betitelt, bietet manches Matte, Kalte, Gereimte. Noch lieber hätten wir ihm die übrigen Abtheilungen geschenkt. Die Gelegenheitsgedichte sind zwar gemüthlich und herzlich, aber auch mitunter herzlich breit gehalten. Die „Rheinreise" ist ein Gegenstand, der zu oft und viel abgehandelt ist, als daß er für ein größeres Publicum Interesse haben könnte. Die „Sommerreise im Jahre 1841" besingt die Schweiz, und da gilt das Nämliche. Doch werden auch letztgenannte Gedichte in den Herzen der Freunde des Verf. zweifelsohne Anklang finden, und das Buch nimmt jedenfalls einen würdigen Platz auf dem Bücherrepositorium jedes frommen Christen ein.

9. Vigilien, von Leopold Schefer. Guben, Berger. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben das Buch in die Kategorie der religiösen Lyrik gestellt. Dazu berechtigt einestheils schon sein Titel, der

auf einen frommen Gebrauch in der altchristlichen (und noch heute in der römisch-katholischen) Kirche hindeutet; anderntheils aber das von demselben Verf. im J. 1834 erschienene „Laienbrevier", ein physiko-theologisches poetisches Werk, welches dem Laien, d. h. keiner philosophischen Schule Angehörigen und in keinem Confessionszwang Gebundenen, Sprüche der Weisheit lehren, das Heilige durch die Natur offenbaren und das Herz für das Höchste erwärmen soll. Jedoch streng genommen gehören die „Vigilien" nicht in die Classe christlicher poetischer Erzeugnisse, wie es der Titel glauben macht, und sie treten mit den unter Nr. 10 besprochenen Knapp'schen Liedern in einen schneidenden Contrast; denn in jenen ist christliche Weltanschauung, christliche Dogmen, christliche Ethik und eine Gottinnigkeit, die in Christo wurzelt und von daher jegliche Lebensnahrung saugt; in diesen ein zwar blühendes und schimmerndes, aber einseitiges Raisonnement von den Schulbänken der jüngsten Philosophie in Deutschland, ein gänzliches Verschmähen jedes christlichen Moments, ja eine gewisse Christophobie, die sich unter Anderm auch dadurch bemerklich macht, daß Christi Name auf keiner Blättseite genannt wird. Schon nach der Durchsicht der ersten acht Nummern des Buchs erfährt man, daß Spinoza und Hegel die Götzen sind, vor denen Hr. L. Schefer kniet, und die er an Christi Statt setzt. Da thut er nun freilich nichts Anderes, als was alte und junge Hegelingen seit drei bis vier Lustren zu Berlin und anderwärts bereits gethan haben, und diese werden dem Vigiliensänger zweifelsohne den lautesten Beifall zollen. Könnte sich übrigens der geradsinnige Denker und christliche Ethiker durch das Medium der Poesie mit jenem System befreunden und aussöhnen, so wäre Hr. Leopold Schefer — wir müssen es zur Steuer der Wahrheit bekennen — ganz der Mann, dem dies gelingen könnte. Sein Auge blickt so scharf in die Natur, wie er schon im „Laienbrevier" gethan, sein Ohr hört manches leise Wort aus der Tiefe der Menschenbrust, sein Herz fühlt warm, seine Bilder sind wohl gewählt, und seine ganze Poesie athmet eine gewisse Kindlichkeit, sodaß, wenn man sich die Grundlage, auf der sie ruht, hinwegdenkt, und nur Einzelnes ins Auge faßt, man glauben sollte, es könne mit Gott, der Natur und Menschenwelt eben nicht anders sein als es hier dargestellt ist. In mehren Nummern muß man die Richtigkeit der Zeichnung, die Wahrheit der Farbentöne und die Staffage bewundern, und es spricht sich eine so reine, schöne Gesinnung darin aus, daß man meinen sollte, sie ziehe ihr Lebensmark aus den Principien der christlichen, d. i. vollkommensten Ethik. Dabei ist er Meister in der Kunst, aus dem Bilde den Gedanken zu abstrahiren, und jenes in täuschender Plastik vor das Auge zu stellen. Aber diese Reize verschwinden zum großen Theile, wenn man den Gedanken vom Bilde entkleidet und sich denselben, nachdem man ihm das reimlose Jambengewand ausgezogen, nackt vor die Seele stellt. Schon die Stücke „Kinder lächeln" (S. 10), „Das Sonnenstäubchen" (S. 20), „Der Durchgang durch die Sonne" (S. 49), „Die Infusorien als ewige Keime" (S. 64), „Das trockene Brot" (S. 66), „Die Walfischmutter" (S. 75), „Das kranke Kind" (S. 81) und „Blendende Sonne" (S. 91) zeigen dem Auge des Schauers die Fäden in dem Gewebe pantheistischer Träume, die weiterhin noch sichtbarer werden.

Schefer macht kühne Parforceritte in das Gebiet des Spinozismus, Gedanken und Bilder überstürzen sich gleichsam und man möchte ihm zurufen, was der römische Landpfleger dem begeistert redenden Paulus zurief: „Paule, du rasest", oder als müsse er, Horaz parodirend, sich selbst zurufen: „Quo me rapis, Hegel, tui plenum!" Halten wir zur Beweisführung des Behaupteten ein kleines Florilegium. In dem oben schon angeführten Gedicht „Die Walfischmutter", sagt er: „Der Walfischfänger seufzt, wenn er den Säuger der Mutter nur harpunt, damit sie komme, und als der Mutterliebe Opfer sterbe! Sie kommt; sie sucht; sie schwimmt im Blut des Kindes — nun kämpft er schrecklich, nicht mit einem Fisch, er kämpft mit einer Göttin um sein Leben, die, nur in Fischgestalt verwandelt, schäumt und rudert, rauscht und Wasserstrahlen spritzt, nur weil sie sich und ihn im Meer geboren! Und sieht es roth mit ihrem Blut bezogen, empfindet er im wachen Augenblick: Was wol das Blut sei! — Bis er sich vergißt, nur an «des Ungeheuers» Thran gedenkt, mit Spitzen in den Sohlen auf ihr landet, wie auf vom Himmel hergefall'nem Eiland. So ist der Mensch in seiner Meereswüste dem Göttlichen, der Liebe selbst begegnet! Im einsam-sonnenhellen Eichenwald begegnet ihm der Jäger als der Sau, der wilden, mit der schwarzen Frühlingsbrut; der Bienenvater trifft es in dem Korbe der Bienen, die die junge Brut beschützen, den Räuber stechen und darüber sterben. Und soll die Liebe überall als Walfisch, als Biene dir, als Mann, als Weib begegnen? Auch wo sie schweigend waltet, wo sie kaum sich regen, kaum bewegen kann, da, dächt' ich, gewahrtest du sie auch! . . . . im Blütenbaume mit seinem Haus voll Kindern über dir! . . . In diesen Blumen allen in dem Thale, die keine Stimme haben, ihren Kindern zu singen, keine Arme, sie zu wiegen, die sie auf eignen zarten Hälschen tragen, mit ihnen aus demselben Kelche trinken — die «ihre Kinder» sind! ja, denen es das eigne Leben ausmacht: ihre Kinder zu werden; denn das Selbstverwandeln ist das Wunder und das heilige Geheimniß des Lebens dieses All's." Weiter sagt er in diesem Stücke: Man sehe die Liebe in den Blüten, in der Spinne, im Silbernebel, im Tautropfen, in den Sternen, und daß sie aus Menschen auch gebildet, daß wir sie selber sind. Nachdem er in „Quell" (S. 102) das Princip aufgestellt, man müsse dem Menschen Das thun, was er uns nicht wieder thun könne, fügt er hinzu, das gehe auch nicht anders; „Denn was willst du dem Gotte wieder thun und was verlangt er wieder dir an Geist? denn sein Geist ist dein Geist als Mensch auf Erden". Ein paar Seiten spricht er von Freude und Seligkeit: „Glaubst du, wird die Seele denn erst selig? — Wer ist denn Seel' und Geist des Menschen? — Gott! und Gott ist selig! Darum bedarf der Mensch nur dies zu wissen: in mir lebt der Gott, so ist er selig." S. 110: „Was heißt das sprechen: Mein Gott, ich habe dich von Herzen lieb? Das heißt, du liebst das Leben. Wenn du das Leben liebst, was liebst du da? Du liebst das Dasein, freust dich der großen Allgemeinheit der Freude und der Liebe in dem All." S. 112: „Ich kenne nur ein Wunder, eins, daß Gott ist! Das Wunder aber glaub' ich nicht, ich weiß es, ich sehe es, hör' es, fühl's — ich bin es mit!" — „Pachtquantum für die Liebe" (S. 122) schließt: „Was glaubst du wol, was Gott an Pacht verlangte von Jemand, der so reich und willig wäre, ihm seine Menschenliebe zu erpachten, und väterlich mit ihnen selber hold alles Holde selbst nur selbst zu thun!? — Und so verpachte du auch deine Liebe ja nicht! O thue du dein Gutes selbst, und thue ja nicht gar noch Schlimmeres als deine Liebe nur verpachten; vergiß, versäume du die Liebe nicht." Das klingt Alles geistreich, neu, pikant, paradox, paßt aber gar nicht in ein poetisches Buch, sondern in ein System, ist voll Bizarrerie, Widersprüche und Anthropomorphismen. Über die oben ausgesprochene Identität Gottes mit der Natur raisonnirt — fast hätten wir gesagt radotirt — er S. 153 folgenderweise: „Was bittest du im Grunde (wenn du nämlich um das Leben deiner Kinder bittest)? Das, daß sie ihr Leben bis zu Ende leben. Was bittest du damit im Grunde? — Das, daß unserm Geiste jegliche Verwandlung gelinge! — Und was bittest du damit? Daß unser Geist beglückt sei, wenn er lebt, so wie er ist. Was betest du das aber? Weil mich der Geist angeht, aus dem ich bin, der ich auch ist, und daß ich selbst auch bin, so bittest du denn um das Dasein nur des Geistes. Wol ein sonderbar Gebet vom Geiste" u. s. w. — Ja wol, sonderbar! Sonderbar ist gleichfalls, wie er über die große Veränderung, die einst im Tode mit uns vorgeht, hegelt, S. 195: „Weißt du nun, daß Gottes Geist dein Geist ist, dann stirbst du auch noch Gottes Menschentod; denn Sterben ist auch nur ein Werk des Lebens — und fühlst im Tode nur des Gottes Leben dein eignes seli-

ges Leben" u. s. w. Dieses Thema nimmt er wieder auf in: „Die einzige Rettung vom Tode" (S. 200), wo er zeigt, daß wir jetzt hier unsterblich sein müssen, um nicht zu sterben. „Der Gott nur stirbt der ewig Lebende; er thut den Tod nur wie eine andre süße That des Lebens. Geboren werden ist, wie Sterben, nur die eine Verwandlung unsers einen großen Wesens." In „Ehe" zieht er den Schluß aus der vorhergehenden Gedankenreihe, die wahre Liebe sei die wahre Ehe und Gott lebe in heil'ger Ehe mit der Welt. In „Allgegenwart" (S. 218) sagt er: „Das war ein todter Gott, den ihr gehabt, erkannt im Himmel, aber nicht in euch, als euren Geist und Herz und schönes Leben. Nun wißt ihr erst, daß Gott recht lebendig; denn euer ganzes Leben ist dies Wissen und dies Wissen ist euer ganzes Leben." Von der Auferstehung docirt er: „Wir Menschen verlieren tagtäglich unsern Leib; so sind die frühern Leiber all aus ihren neuern Leibern auferstanden. Bei Lebenszeit von jedem Einzelnen. Und soll der letzte Leib einst auferstehn, so müssen hundert, tausend, ja viele tausend Leiber eines Menschen einst auferstehn, — sonst steht der Mensch nicht auf, der alle diese Leiber an sich trug, wie Kleider, die er alle abgelegt, so wie sie ihm zu klein als Kind, zu eng, zu kurz, und wiederum dem Greis zu weit geworden; und der unzählbaren Menschen nun wirklich unzählbare viele Leiber sie alle, alle müssen auferstehn, sonst steht die Menschheit nie und nimmer auf. Vielleicht wird aus dem menschlichen Geschlecht zuletzt durch tausend von Verschmelzungen ein neuer Leib, ein jeder gleich dem andern, und alle haben auch nur eine Seele, nur einen Sinn, ein Leben, einen Geist, und dieser letzte Geist dann geht lebendig im Himmel ein, wenn er das klar erkannt" u. s. w. Mit dem Hegel'schen „Weltgericht" verhält es sich also (S. 230): „Der Seele Urtheil ist das Weltgericht; denn überall ist Seele: Gottes Geist. Es richtet Gott, wie Jeder selbst sich fühlt. Es gibt dereinst kein Weltgericht, weil dann kein neu Gesetz gegeben werden kann, und hier das alte Gesetz, wonach schon Jeder sich gerichtet, das trüge ein Jeder in sich mit dem Gott. Das Weltgericht ist jetzt, tagtäglich, heut, bis Alle gut sind, dann ist gleich es aus." So geht's über Jetzt und Einst, Nah und Fern, Leben und Tod, Welt und Gott bunt durcheinander, oft ins Bodenlose und Blaue hinein.

Wenden wir uns von diesen dogmatischen Bizarrerien hinweg und fliehen, nach heiterm Lichte schmachtend, in die Regionen der Ethik, so finden wir auch da nur spitzfindiges Geschwätz, superfeine Sentimentalität, ja gotteslästerliche Radotage, aber Alles wohl ausstaffirt mit schimmerndem Witz und bestechenden Phantasiefiguren. In „Übelnehmen" (S. 52) weht zwar eine Moral, die man für eine christliche halten könnte, sowie sich auch in „Dank für unsere Leiden" (S. 60) eine solche ausspricht, aber schon gegen das Ende des letztgenannten Gedichts kommt eine raffinirte Sentimentalität oder eine spitzfindige Großgesinntheit recht unangenehm zum Vorschein. Zum Beweise, daß wir nicht zu viel sagen, diene die Mittheilung des an und für sich unpoetischen Stücks „Die Gesegneten" (S. 62):

Wohl Denen, die da seh'n und doch nicht glauben!
Wohl Denen, die da Gräber seh'n und doch
An keine Todten glauben; die Tyrannen
Hinfahren seh'n, und doch an keine Macht
Der Bösen glauben; die da Tempel sehen,
Und doch an keine Götterwohnung glauben;
Die Priester seh'n, doch nicht an Näg're Menschen!
Wohl Denen, die da heimliche Verbrecher
In Ehr' und Reichthum seh'n, und doch nicht glauben,
Daß sie was anders sind als arm und elend!
Wohl Denen, die da Arme wandeln seh'n,
Und doch nicht glauben, daß sie ohne Gott sind;
Die Würmer kriechen seh'n und doch nicht glauben,
Daß sie verlassen sind und ohne Weg;
Die da die Sonne kommen seh'n und gehn,
Und doch nicht glauben, daß sie täuscht und wandelt;
Die Blumen auferstehen seh'n und doch
Nicht glauben, daß sie todt zuvor gewesen;
Die Menschenkinder seh'n und doch nicht glauben,
Daß sie ein And'res sind als Gottes Kunst,
Wohl Denen, die da seh'n und doch nicht glauben;
Denn die das seh'n und glauben, die sind elend.

So durchhegelt ist das Buch von S. 1—320. Est modus in rebus, sagt der venusinische Dichter. Gallet hegelte auch in seinem „Laienevangelium", aber in Schranken. Schiller huldigte dem Kant'schen System; aber er wählte mit feinem Takt, was sich zu poetischer Behandlung daraus eignet, und was nicht. Das „Laienbrevier" ließ jene einseitige Richtung in Schefer's Geiste ahnen; aber Niemand ahnte, er würde diese Richtung in den „Vigilien" in nackter Monstrosität darstellen. Was könnte, was würde er leisten, wenn er es über sich gewänne, den Geist aus dem Hegel'schen Netz zu lösen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Francis Horner.

Wer das Leben, Thun und Wirken eines durchgebildeten, edel- und hochgesinnten Mannes, eines wahren Patrioten, eines echten Volksvertreters und eines einsichtsvollen, sein Vaterland und die ganze Menschheit aufrichtig liebenden Staatsmanns kennen lernen will, der lese die vor kurzer Zeit in London erschienenen „Memoirs and correspondence of Francis Horner, edited by his brother *Leonard Horner*" (2 Bde.). Sie übertreffen an hohem Interesse selbst die Memoiren der ausgezeichneten Freunde von Francis Horner, eines Mackintosh, eines Romilly und Dudley. Franz Horner wurde 1778 in Edinburg geboren. Sein Vater war ein thätiger, umsichtiger und wohlhabender Kaufmann, seine Mutter eine liebevolle, verständige und im edeln und vernünftigen Sinne fromme Frau, welche den wohlthätigsten Einfluß auf Herz, Gemüth und Charakter ihres Sohnes ausübte. Im älterlichen Hause, im Schoose der Familie, genoß er seine Erziehung, auf dem Gymnasium und auf der Universität zu Edinburg empfing er seine wissenschaftliche Bildung. Der Vater, ein Mann von scharfem Verstand, allgemeiner Bildung, geläutertem Geschmack und liberaler Gesinnung gab den früh sich offenbarenden und vielversprechenden Geistesfähigkeiten des Knaben und Jünglings die rechte Richtung. Während Horner zu Edinburg studirte, schloß er mit den ausgezeichnetsten Jünglingen, die nachher als Männer auf verschiedenen Lebensbahnen zum höchsten Ansehen gelangten, innige Freundschaft. Von zarter Kindheit an war Brougham, der jetzige Lord, sein Freund. Gegen seine Lehrer, gegen Alle, die zu seiner Bildung beitrugen, blieb Horner dankbar so lange er lebte. Seine glühende Lernbegierde erstreckte sich auf alles Wissenswerthe, doch weihte er sich insbesondere der Gesetzkunde und den Staatswissenschaften, nachdem er sich mit der classischen Literatur der Griechen und Römer gründlich bekannt gemacht hatte. Er war für alles Große, Wahre und Schöne begeistert und blieb es bis an seinen Tod. Nachdem er seine akademischen Studien vollendet hatte, ging er nach London und betrat seine Bahn als Rechtsgelehrter. Als solcher erwarb er sich durch seine Kenntnisse, seine Rechtschaffenheit und Thätigkeit allgemeine Achtung und wurde deshalb bald zum Mitglied des Unterhauses gewählt, worin er, so oft ihn die Wahl traf, stets die Sache der Freiheit, der Wahrheit und des Rechts mit Einsicht, Eifer und Standhaftigkeit vertheidigte. Mit den erleuchtetsten, edelsten und besten Männern seines Vaterlandes war er befreundet. Diese Zierde Englands und der Menschheit, dieser großgesinnte Mann starb am 8. Februar 1817 im 39. Jahre seines Lebens. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 191. —— 9. Juli 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

10. Gedichte von Albert Knapp. Neueste Folge. Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Hier liegen uns Leistungen aus dem Bereich der religiösen Lyrik vor, die sich mit einigen Worten nicht abfertigen lassen. Es tritt ein längst bekannter, reichbegabter Dichter auf, dessen Liedern man es aus jeder Note abhorcht, daß sie dem Bedürfniß entquollen sind, einem von Gott und Christus durch und durch erfüllten Gemüthe Luft zu machen und heiliges Gefühl in Reim und Rhythmus hinströmen zu lassen. Mit krystallengleicher Geistesklarheit verbindet er die wärmste Empfindung; mit kundiger und fester Hand greift er der Phantasie in den Zügel, wo sie etwa mit der verständigen Hausfrau Vernunft durchgehen will. Er weiß, was das Reich Gottes ist und sein soll, und es belebt ihn ein edler Stolz, daß ihm sein Glauben, Lieben und Hoffen das Bürgerrecht darin erworben. Der Welt und ihrer Lust, der Sünde und ihrer Lockung tritt er entschieden entgegen mit jenem zweischneidigen Schwerte, welches scheidet Seel' und Leib und durchdringet Mark und Bein. Vor Allem beweist er wackere und getreue Ritterschaft für Jesus Christus, den Begründer des Gottesreichs auf Erden, indem er mit der einen Hand ihm emsig daran bauen hilft, und mit der andern das frevelhafte Unterfangen Derjenigen bekämpft, die mit den Katapulten moderner Dialektik die Grundsäulen des Lichtthrons berennen, oder die seinem Herrn die wohlerworbene Krone des Ruhms vom Haupte zu reißen streben. Den Menschen aber stellt er dar als den Zögling zweier Welten, hier der Schwäche und sittlichen Gebrechlichkeit unterworfen, aber zu ewiger Herrlichkeit bestimmt, und weiß das kalte, der Welt und ihrer Lust ganz hingegebene Herz für das Unsichtbare, für Das, was droben ist und ewig währt, zu erwärmen. Daß er zu solchem Thun Lust und Beruf habe, hat er seit beinahe drei Lustren dem Publicum durch seine Leistungen im Felde der Ascetik und religiösen Lyrik offenkundig dargelegt. Nicht genug, daß er in Verbindung mit andern frommen Sängern in dem (immer noch fort erscheinenden) Taschenbuche „Christoterpe" seinen Beruf für religiöse Dichtkunst documentirt hat; er machte uns auch in seinem bekannten „Liederschatze" mit den bedeutendsten Hymnologen der christlichen Kirche aus alter und neuer Zeit bekannt, und dieses Buch wird von Liturgen, Literarhistorikern und Theologen als ein wirklicher Schatz in ihrer Bücherei betrachtet. Im J. 1829 gaben seine Freunde „Christliche Gedichte" (2 Bde.) heraus, die in Nr. 165 d. Bl. für 1830 ein anderer Ref. mit gebührender Achtung vor seiner Begabung und genügender Darstellung seiner Persönlichkeit gewürdigt hat. Der dritte Band, welcher 1834 unter dem Titel „Neuere Gedichte" erschien, ward von uns in Nr. 271 d. Bl. f. 1835 angezeigt, und wir können im Allgemeinen auf die dort mitgetheilte Beurtheilung den Leser verweisen. Was nun in späterer Zeit von unserm Sänger poetisch geschaffen ward, hat er in vorliegendem starken Octavbande den Freunden der Sionitischen Muse als eine Nachlese geboten; man will jedoch bei dem hier gebrauchten Worte „Nachlese" nicht an ein nachträgliches Aufräumen des Pults oder an etwas Mittelmäßiges, zufällig Vergessenes denken; nein, die Lieder dieser neuen Folge sind in einem ungeschwächten Geist empfangen, mit Kraft geboren, und tragen sämmtlich den Weihestempel eines heiligen Geistes. Belegen wir das Wort. Zugeeignet ist das Ganze „dem himmlischen Hirten der irdischen Heerde". Die letzten Strophen sprechen es aus, weshalb er seine Lieder ihm dedicirt:

> Soll mir dein Name nicht ewig gefallen? —
> Er ja nur heiliget irdische Hallen! —
> Das nur gibt Feuer und himmlischen Blick,
> Wenn dich verherrlichen Lied und Musik!
>
> Da, wo du schwebst auf den Flügeln der Töne,
> Tritt zu dem Wahren das ewiglich Schöne; —
> Anderes Singen und anderer Flug
> Nimmt nur zu Grüften und Moder den Zug.
>
> Laß uns in Liebe melodisch dir singen!
> Gib uns der Ehrfurcht harmonische Schwingen!
> Seraphsgefühl in dem ewigen Licht
> Hält ja die Fittige vor das Gesicht!

Die erste Abtheilung: „Tageszeiten und Naturanschauungen", führt uns in Gottes erhabensten Tempel, in den der Natur. Den Grund und Boden aber, auf welchem dieser steht, bildet jene Mystik, welcher der Verf. vom Anbeginn seiner Dichterlaufbahn huldigte, die, wenn sie die Grenzen nicht überfliegt, dem geistlichen Liede als Vehikel dienen soll, die überhaupt A. Knapp so gut kleidet. Ihre geheimnißvollen Gebilde treten uns hier überall entgegen, das Sichtbare ist überall Typus und Analogon des Unsichtbaren, und selbst wo der kühlere Leser der Deutung eines Naturbildes seinen Beifall versagen muß, da darf er nicht vergessen, daß der Dichter in der hebenden Stunde anders sieht und fühlt als er. Wenn so z. B. in „Sternenschrift und Bibelschrift" (S. 13) die Sterne mit den Briefen im Evangelium, der Jakobsstab mit dem Evangelium des Johannes, der Wagen mit dem Römerbriefe, die Glucke mit dem Briefe an die Hebräer, Schwan und Andromeda mit einzelnen Ansichten des Apostels Paulus, Aldebaran und Löwe mit denen des Jakobus und Petrus, und die Milchstraße mit der Apokalypse verglichen wird, und der Verstand sich hier vergeblich abmüht, das vermittelnde Band der Ähnlichkeit und Vergleichung zu entdecken, so ist das als eine poetische Idiosynkrasie zu betrachten, die mit der persönlichen Richtung des Dichters aufs innigste verschmolzen ist, und wo wir ihn gewähren lassen müssen. Anstoß nehmen möchte ferner der Rationalist an dem Phantasiren des liebeseligen Bräutigams (S. 41), der sein Gefühl für die Erwählte mit der himmlischen Liebe zu Jesus Christus mystisch mengt. Auch ist es eine

uns in eine Galerie biblischer Gemälde, biblisch nicht deshalb, weil die Sujets dem Alten und Neuen Testamente entnommen sind, sondern weil auch ihr Colorit biblisch ist, d. h. er hat die Sprache Luther's überall beibehalten und die kindliche Naivetät, die so wohlthätig uns anspricht aus der ehrwürdigen Urkunde. Was nun den theologischen Standpunkt betrifft, den der Verf. einnimmt, so kündet sich uns hier ein schlichtes, gläubiges, fast kindliches Gemüth an, das jede Skepsis, jede Reflexion ebenso fern hält wie den philosophirenden Geist Sallet's, dem W. Menzel im „Morgenblatt" das Brandmal des Junghegelianismus aufdrücken möchte. In dem ersten Abschnitt des Buchs hat der Verf., nach Schlegel's Vorgang, die Sonettenform gewählt; in den alttestamentlichen Gemälden dagegen bewegt er sich in mannichfaltigen andern Metren. Auszeichnen möchten wir hier die Geschichte Joseph's. Unter den religiösen Dichtungen verschiedenen Inhalts, die sich, hier belehrend, dort tröstend und erhebend, durch edle Einfalt in Wort und Geist auszeichnen, theilen wir „Abendgedanken eines Kindes" (S. 116) mit:

Ich weiß, ich steh' in Gottes Hand,
Und Engel, mir zum Schutz gesandt,
Behüten freundlich Tag für Tag
Mich vor Gefahr und Ungemach,
Und steh'n in dunkeln Nächten
Am Bett zu meiner Rechten.
Und sind mir nah' und winken
Mir Schutz zu meiner Linken.
Von ihren Händen zugedeckt,
Durch keinen bösen Traum geschreckt,
Ruh' ich so ohne Sorgen
Bis zu dem nächsten Morgen.
Du lieber Gott, das bin ich dir
Und deiner Allmacht schuldig.
Du bist so gut, bist für und für
Langmüthig und geduldig
Bei Fehlern und Gebrechen.
Vergib auch meine Schwächen,
Bis ich dereinst, nach deinem Rath,
Vollendet meinen Lebenspfad,
Entnommen dieser Erde
Ein lichter Engel werde.

2. Der Herr und seine Kirche. Ein Cyklus heiliger Bilder. Von A. W. C. Möller. Bielefeld, Helmich. 1843. 8. $8\frac{3}{4}$ Ngr.

Eine zwar materiell kleine, aber jedenfalls dankenswerthe Gabe, mit christlichem Sinn auf die Stufen des Kirchenaltars gelegt. Der Verf. liebt das Allegorisiren, wie schon aus der Ueberschrift der einzelnen Nummern hervorgeht. Er wählt Bild und Typus jedoch nicht aus der reichen Schatzkammer der heiligen Urkunde, sondern aus der vollen Vorrathskammer der eigenen Phantasie. Dabei ist er gedankenreich und man sieht hier und da deutlich, daß er im Eifer des Schaffens den Reim vergißt und den jambischen Strom frei gewähren lassen muß. Finden wir auch nicht eben hervortretende Originalität, pikante Passus und neue, überraschende Bilder, deren Betrachtung den Schauer zu staunender Bewunderung hinreißt, so ersetzt er Das durch seine edle Sprache, durch sein warmes Herz und seine schöne Begeisterung, die ihrem Fluge mit Besonnenheit die passende Richtung und die normirte Höhe zu geben weiß. Daß das Blut des Lamms hier einige Blätter roth färbt, wird auch den denkgläubigen Leser nicht stören, wenn ihm sonst der Charakter der geistlichen Poesie nicht fremd ist.

3. Gedankenfrüchte auf den Pfad des Lebens. Von Regina Frohberg. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 1842. Gr. 12. $17\frac{1}{2}$ Ngr.

Wenn auch das dem Inhalte vorgedruckte Motto: „Wohin der Blick auch schweifen mag, in Gott allein der wahre Tag", nicht darauf hindeutete, daß diese „Gedankenfrüchte" eines religiösen Sinnes sind, so müßten wir sie doch ihres Geistes wegen in die Kategorie der geistlichen Poesie stellen. Es sind Sentenzen, Gnomen und Aphorismen des reflectirenden Verstandes über das Leben, über menschliche Verhältnisse, Gemüthsstimmungen, Neigungen und Leidenschaften, über Gott, Tod und Ewigkeit; Vieles gereimt, Vieles reimlos, zum Theil mit unbeholfenem Rhythmus; Vieles ordinair, ja trivial, aller Pointe und Prägnanz entbehrend. Weniges nur erinnert an die Siraciden, und befriedigt des Lesers Erwartungen und Ansprüche an derlei Arbeiten.

4. Feierklänge. Eine Sammlung religiöser Gedichte von Johann Gottlieb Holst. Flensburg, Bünsow. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Gemeinde zu Brecklau, der Hr. Holst als Hauptpastor vorsteht, sind diese „Feierklänge" in einer herzlichen Zuschrift gewidmet. Der erste Abschnitt: „Biblische Geschichte", gibt die Wundererzählungen der vier Evangelisten. Die Formen sind gefällig, die Sprache ist rein, die Orthodoxie des frommen Erzählers unantastbar; aber rügen muß man, daß er nicht in der Sprache der Bibel, sondern in der modernen Büchersprache erzählt (obwol jede Sprachmengerei gemieden ist), wodurch sich denn hier und da ein prosaisches, das Herz erkältendes Moment einmischt. Der zweite Abschnitt bietet uns eine Idylle in der Manier und Form von Joh. Heinrich Voß unter dem Titel: „Das Amt, das die Versöhnung predigt." Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die kleine Arbeit Vorzüge vor den Erzählungen im ersten Abschnitt hat; aber es stört die Behaglichkeit und den Takt des fein fühlenden Lesers, wenn wir hören, wie drei Candidaten des Predigtamts in einer Dorfkirche hintereinander predigen, und die Gemeinde nachher Einen von ihnen zu ihrem Prediger und Seelsorger wählt, eine Unsitte, die also in Dänemark ebenso wenig abgeschafft ist wie in vielen Ländern und Provinzen unsers protestantischen Deutschlands. Auch ist die Invention doch wol gar zu einfach und eben dadurch das Interesse des Lesers schwächend zu nennen. Unter den vermischten Gedichten der dritten Abtheilung ist viel Casuelles, und alle bewegen sich auf dem breiten Strome unbemerkter Alltäglichkeit dahin, ohne daß die Kritik erhebliche Ausstellungen machen könnte.

5. Feldblumen. Eine Sammlung christlicher Lieder. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1843. 8. 20 Ngr.

Der ungenannte, mit diesen frommen Liedern zum ersten Male auftretende Sänger fand in den als Motto gebrauchten Worten Langa's:

Einfält'ge, Weise, Groß und Klein,
Erhebet euch mit Schalle!
Der Meister singe hoch und fein,
Und der Unmünd'ge lalle.
Denn Jedem soll das Lob des Herrn
In seinem Maß gelingen,
Und Jeder soll die Stimme gern
Zum vollen Chore bringen!

eine Apologie für die Veröffentlichung derselben, eine Bezeichnung für den Standpunkt, von welchem aus sie beurtheilt sein wollen und zugleich einen Titel für die ganze Sammlung. Durch diesen Titel und durch die Bescheidenheit der Ansprüche, die der Verf. macht, gewinnen diese Lieder sehr. Fehlt ihnen auch die prophetische Salbung und das geistige Arom, welches des Gesangs heiligen Geist auf David's und Assaph's Lippen goß, so gebricht diesen Blumen doch nicht der Himmelsthau der Bescheidenheit und der Sonnenschein der Empfindung eines christlichen Gemüths. Obwol sie hin und wieder mit des Lammes Blut besprengt sind, so bilden sie doch ein Juste milieu zwischen frommen Ultras und Liberalen. Sie feiern zwar sämmtlich den Heiligen des Evangeliums, aber nicht die heilige Schmerzenmutter Maria, die in den Zeiten des Aufblühens der romantischen Schule eine so große Rolle spielte; sie athmen brünstige Liebe und laboriren doch nicht an kranker Ge-

fühlsüberschwänglichkeit; sie geben Zeugniß von des Menschen moralischer Gebrechlichkeit, von der Ohnmacht in der Ausführung guter Vorsätze und der Nothwendigkeit der Sinnesänderung; aber sie kriechen und wedeln nicht hündischerweise und werden nicht mit dem Wasser der Bußthränen eines zerknirschten Herzens übergossen. Unangenehm fanden wir uns durch die Gefühls- und Taktverwirrung des Verf. (S. 151) durch das: „Am Kreuze" betitelte Lied berührt, welches er dem Liede aus der Schopenhauer „Gabriele": „O laß mich ruh'n an dieser lieben Stelle" u. s. w., nachgebildet hat. Der Leser wird den Misgriff des Verf. erkennen, ohne daß Ref. zu erörtern nöthig hat, worin er besteht. Warum theilt der Verf. nicht aus dem eigenen Schatze seines Herzens etwas mit und besonders solche Lieder wie „Christi Thränen" (S. 33), oder „Sonntag Morgen" (S. 35), oder „Des Kindes Unschuld" (S. 73), oder „Du hast's gethan" (S. 99), oder „Mit Wenigem zufrieden" (S. 116), was sich der anspruchlose Sänger selbst zugerufen zu haben scheint:

O murre nicht, daß ihre Gaben,
Die Liebe wunderbar vertheilt;
Ob And're mehr und Schön'res haben,
Das richte du nicht übereilt!

O bleibe still und zufrieden,
Und blicke thöricht nicht umher.
Sieh', wem ein größer Pfund beschieden,
Von dem auch fodert Liebe mehr.

Du wuchre treu mit kleinem Pfunde
In unverdross'nem, stillen Müh'n,
Denn, was mit Demuth bleibt im Bunde,
Wird droben schöner auferblüh'n.

Du nütze treu, was dir verliehen,
Und übe die geringe Kraft,
So wird das Fünklein helle glühen,
Bis es der Herr zur Flamme schafft.

6. **Vom Herzen zum Herzen. Bilder aus Natur und Schrift. Von Karl Friedrich Cooper. Hamburg, Riemeyer. 1843. 8. 10 Ngr.**

Der Bildner dieser Natur- und Schriftbilder, den der Leser mit seinem berühmten amerikanischen Namensvetter nicht leicht verwechseln kann, und welcher Pastor-Adjunct zu Kirchosten ist, findet den Schöpfer überall in seinen Werken; er reflectirt mit klarem Auge und warmem Herzen der Welt gegenüber, und sein Sang braust zuweilen wie ein goldener Strom mit reizenden Umuferungen dahin. Keine einzige Nummer trägt eine pietistische Färbung; aller Orten redet er die gebildete Sprache der Neuzeit, und nirgend stoßen wir auf verbrauchte Phrasen, Gemeinplätze, Reminiscenzen oder prosaische Stellen. Wessen Gaumen durch die überfüßen Bonbons mystischer Gaben nicht allzu sehr verwöhnt ist, wird diese wenigen Bogen nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Robert Fulton.

Die „Memoirs of Edward Cartwright" enthalten unter Anderm auch Materialien zur Lebensgeschichte Fulton's, insbesondere zu der Geschichte seiner Erfindungen, und können dazu dienen, ihm die Ehre zu sichern, welche die Eifersucht der Engländer ihm in der Hitze des Kampfes über die Erfindung der Dampfschiffahrt bisweilen streitig zu machen gesucht hat. Das „Athenaeum" liefert einen guten Extract aus den Fulton betreffenden Stellen der Cartwright'schen Denkwürdigkeiten, dem wir hier folgen.

Fulton's Vater war aus Kilkenny und seine Mutter irischen Herkommens. Seinen Vater verlor er, als er drei Jahre alt war, und seine Mutter erzog ihn bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre. Er hatte Lust Maler zu werden und nichts stellte sich seiner natürlichen Neigung in den Weg; er machte seine Studien in Philadelphia, wo Franklin sich seiner annahm. Sein Talent schien so entschieden, daß man ihn zu weiterer Ausbildung nach England schickte (1787). Der Maler West nahm sich dort des jungen hoffnungsvollen Landsmannes an, ließ ihn in seinem Hause wohnen und wurde sein Freund. Bis 1794 hat er, wie es scheint, vorzugsweise seiner Kunst obgelegen, obwol er sich nebenbei mit Mechanik beschäftigte. Die Kanalschiffahrt erweckte seine Aufmerksamkeit und er sann auf Mittel, ihren Betrieb zu erleichtern. Im J. 1796 gab er ein Werk über Kanalbau heraus, voll eigenthümlicher und treffender Gedanken. Er schlug ein System kleiner Kanäle vor statt der übrigen großen; kleine leichte Boote von wenigen Tonnen Last sollten die neuen Kanäle mit außerordentlicher Schnelligkeit befahren. Dieses System fand, ungeachtet des großen Erfolgs, welchen es zu versprechen schien, keinen Eingang. Fulton scheint aber von dieser Zeit an seiner Kunst ganz entsagt zu haben; was er zunächst als Ingenieur und Mechaniker leistete, ist nicht bekannt; man weiß nur, daß er einige Patente erhielt auf neue Methoden des Seil- und Flachsspinnens, auf eine Marmorsägemühle und, der Angabe seiner amerikanischen Lobredner zufolge, auf eine Baggermaschine, welche noch jetzt in England und Irland in ausgedehnter Anwendung ist. Um seinen Erfindungen weitern Eingang zu schaffen, ging er 1797 nach Frankreich. Im Jahre zuvor war Fulton mit Cartwright bekannt geworden, der eben um diese Zeit nach London gegangen war, und da beide Männer frei von Neid und Eifersucht waren, entspann sich ein Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen und sie tauschten ihre Gedanken aus; auch die Möglichkeit, von der Dampfkraft eine Anwendung auf die Schiffahrt zu machen, wurde schon zwischen ihnen besprochen. Als nun Fulton nach Frankreich gegangen war, blieb er mit Cartwright in Briefwechsel, und dieser Briefwechsel ist durch die Cartwright'schen Memoiren zu unserer Kenntniß gelangt. In Paris wurde Fulton bald nach seiner Ankunft mit Herrn Barlow bekannt, der ihn in sein Haus nahm. Er verlebte im Schoose der Barlow'schen Familie sieben glückliche Jahre, mit Studien der französischen, englischen und deutschen Sprache, der Mathematik, Physik, Chemie und verwandter Wissenschaften beschäftigt.

Es ist keine Ursache zu zweifeln, daß Fulton während dieser Zeit sich mit dem Gedanken einer Schiffahrt unter dem Wasser beschäftigte und wirklich eine Maschine erfand, mit welcher man ebensowol auf der Oberfläche fahren als in die Tiefe tauchen konnte; jedoch ist diese Erfindung der Welt wieder verloren gegangen. In den Cartwright'schen Memoiren wird über diese Erfindung berichtet: „Am 26. Juli 1801 lichtete er seine Anker und spannte seine Segel auf. Der Wind war schwach und er fuhr auf der Oberfläche des Wassers zwei Meilen in der Stunde; das Boot konnte aber wie jedes gewöhnliche Segelboot manoeuvriren. In zwei Minuten hatte er Mast und Segel eingezogen und war zum Tauchen fertig. Nachdem sich das Fahrzeug bis in eine gewisse Tiefe gesenkt hatte, stellte er zwei Männer an die Maschine, welche dazu diente, das Schiff vorwärts zu treiben und einen an das Steuerruder, während er selbst mit einem Barometer vor sich die Maschine regierte, welche dazu bestimmt war, das Schiff im Gleichgewicht zwischen dem obern und untern Wasser zu erhalten. Er fand, daß er nur eine Hand nöthig hatte, um das Fahrzeug in jeder beliebigen Tiefe zu erhalten. Die treibende Maschine wurde in Bewegung gesetzt, und er fand, als er wieder emporstieg, daß er in ungefähr sieben Minuten eine Strecke von 400 Yards unter Wasser zurückgelegt hatte. Er tauchte abermals, lenkte um und fuhr bis ungefähr zu derselben Stelle zurück, von welcher er ausgefahren war. Er wiederholte den Versuch mehre Tage, bis er sich mit der Wirkung der Maschinerie und der Bewegung des Fahrzeugs vollkommen

Lieder, welche letztere jedoch zahmerer Natur und in jenem milden christlichen Geist empfangen sind, den man in den derartigen poetischen Bildungen der jungen politischen Zeitdichter schmerzlich vermißt. Alle diese frommen Ergüsse, die, wie es scheint, unversiegbaren Quell entströmt, sind in mannichfaltige Formen gegossen, die der Sänger mit glücklichem Takte dem besungenen Gegenstande jederzeit anzupassen weiß. Antike Metren, namentlich den Hexameter, sowie die regelrechte Octave vermissen wir. Hin und wieder verflacht sich der Strom der Empfindung, und manches Lied laborirt an mystischen Auswüchsen. Auch hüte sich der Leser, des dicken Grossoctavbandes 616 Blattseiten hintereinander zu lesen, weil die Fülle des Stoffs auch dem schärfsten Geiste die Spitze stumpft und das wärmste Gefühl erkältet. Der einer liberalern Religionsansicht und Richtung Ergebene muß endlich die Kunst der Selbstverleugnung erlernen, wenn er nicht nach Lesung der ersten 30 Seiten das Buch zur Seite legen will.

11. Dichtungen von Franz Graf Pocci. Schaffhausen, Hurter. 1843. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Diese Dichtungen, größtentheils von einem frommen Geiste durchhaucht, bilden, nebst den zunächst folgenden von Peter Fischbach, in unserer Übersicht den Übergang vom Religiös-Lyrischen zum Episch-Lyrischen. Franz Graf Pocci kündet sich uns in den erzählenden Gedichten, wie er die hier mitgetheilten Legenden benennt, in seiner Devotion und Glaubensinnigkeit als einen Bekenner der römisch-katholischen Kirche an, obwol er nirgend als Söldling der ecclesia militans auftritt. Der Legendenton ist bis auf das ihm beiwohnende Reimgeklapp recht glücklich getroffen, und selbst einige da hinein sich verirrende Gauwörter nehmen sich in der Verbindung nicht übel aus. Es will uns bedünken, als werde die Sprache hin und wieder geflissentlich vernachlässigt, damit er nicht aus der Tonart falle, in welcher derlei Sujets gesungen sein wollen. In den Gedichten der zweiten Abtheilung: „Vermischtes", verläßt der Sänger jedoch schon Siona's Gebiet, um einen kleinen Streifzug ins Erotische und Epische zu machen, worunter zwar manches Spielende und blos Gereimte, aber auch manche zarte Naturblüte sich befindet. Wie zart gedacht ist z. B. das kleine Gedicht „Am Mühlbach" (S. 72), wo dem Dichter das sich mehr und mehr verstärkende Rauschen des Mühlbachs als ein Geist erscheint, der ihm weinend sein Sehnen anvertraut. Oder, fragt er, ist's vielleicht ein neckender Kobold? Dann schließt er:

> Nein, nein! — die Stimme der Natur
> Spricht aus dem Mühlbach wider,
> Und bringet neue Lieder,
> Die ich dann niederschreibe nur.

Diese Stimme der Natur klingt überall durch, kommt weich und herzgewinnend bei den hier eingestreuten Romanzen zum Vorschein, und entfaltet sich am holdesten in den Liedesbluten der dritten Abtheilung, „Waldlieder" überschrieben, wo ihn Maler, Jäger und Dichter und junge Mädchen- und Jünglingsherzen gewiß in seinen melancholischen Weisen verstehen. Für Naturmalerei hat er ein unbestreitbares Talent. Der einfache Commentar, den er (S. 87) zu dem bekannten Kupferstich Albrecht Dürer's, „Ritter, Tod und Teufel" gibt, wird daher gewiß allgemein ansprechen. Gemälde begeistern ihn überhaupt zu poetischem Schaffen; man lese „Der Mönch" (S. 94) nach einem Gemälde von Rubens. Das kleine moralisch-didaktische Blättchen „Inneres Leben" (S. 90) zeichnet sich durch rührende Einfalt aus und scheint die Frucht innerlich gemachter eigener Erfahrung zu sein, während „Bald vorbei" (S. 106) als die Blüte still resignirender Wehmuth erscheint. Was ihm die Gelegenheit in die Feder sagt, trägt fast Alles den Stempel echter Sentimentalität, die von so vielen unserer neuern Dichter erkünstelt wird. Hier ist sie, wie gesagt, das unverfälschte Product eines fühlenden Herzens. Ein frommer kindlicher Sinn bekundet sich endlich auch in den zuletzt gebotenen „Kinderliedern", die wir kleine Cabinetsgenrebilder, zur Zier einer Kinderstube gemalt, nennen möchten. Die hier in bunter Reihe gegebenen Sprüche, Fabeln, Legenden, Lieder, Naturbetrachtungen und die Märchen in ungebundener Rede von Hubertus mit seinem Horn, dem fremden Kinde, Nußknacker und Hanswurst scheint er sämmtlich den erzählenden Kindermuhmen und freundlichen Familientanten abgelauscht zu haben. Wie ausländisch nun sein Name auch klingen mag, er hat doch ein ganz deutsches Gemüth, und wir finden, was er in dieser Hinsicht (S. 98) von sich selbst sagt, vollkommen wahr:

> Welsches Blut in meinen Adern
> Hab' ich doch ein deutsches Herz,
> Das mit deutscher Treue schauet
> Rein und lauter himmelwärts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Anerkennung deutscher Gelehrsamkeit.

Unter den wissenschaftlichen Werken, welche durch Übertragung in fremde Sprachen zum Gemeingut mehrer Nationen geworden sind, hat unsers Wissens selten eins die Berühmtheit erlangt wie das in Gießen erschienene „Lehrbuch des heutigen römischen Rechts" von Dr. F. Mackeldey, Professor in Bonn. Wir haben dieses Werk in dem Original in 12 rasch aufeinander gefolgten Auflagen und in fast halb so viel verschiedenen Nachdrücken aus Reutlingen, Stuttgart und Wien kennen lernen. Eine französische Übersetzung erschien davon 1825 durch den Juristen L. Etienne in Paris, eine zweite 1826 in Mons durch Warnkönig besorgt, und eine dritte finden wir von dem Rechtsgelehrten Beving in Brüssel angekündigt. Eine spanische Übersetzung wurde in Madrid 1829 durch D. L. Collantes Bustamente edirt, eine russische durch Nikol. Roschdestwensky in Petersburg 1829, eine neugriechische 1839 durch die Professoren der Universität zu Athen, G. A. Rallis und M. Renieris. Von der letztern ist eine neue Auflage unter der Presse. Eine Übertragung in die englische Sprache ist vor kurzem von Kaufmann in Neuyork erschienen, und eine italienische Übersetzung endlich in Sardinien angekündigt. Man schelte die Deutschen nicht mehr, daß sie den Geistesproducten fremder Nationen zum Nachtheil der eigenen Literatur ihre Aufmerksamkeit in zu hohem Grade zuwenden, sondern man führe uns ein Werk aus dem Auslande an, welches die Anerkennung des eben besagten gefunden hat. 128.

Literarische Anzeige.

Das
Venen-System in seinen krankhaften Verhältnissen
dargestellt von
Dr. F. A. Bj. Puchelt.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Erster und zweiter Theil.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 27 Ngr.

Der dritte Theil, welcher den Schluss des Werkes enthält, wird im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Leipzig, im Juli 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 192. —— 10. Juli 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

12. Heilige Geschichten und Sagen, Dichtungen von Peter Fischbach. Düsseldorf, Schreiner. 1843. 8. 25 Ngr.

Ähnlichen Inhalts wie das vorige, und ebenfalls von einem Katholiken, der jedoch, wie aus der (S. 32) dargelegten liberalen Ansicht hervorzugehen scheint, kein Römling und Fanatiker ist. In einigen Legenden lassen Ton und Sprache nichts zu wünschen übrig, z. B. (S. 24) „Die Wahl des Bischofs von Comana"; andern gereicht es zum Verdienst, daß sie nicht so bekannt sind; in noch andern ist viel Poesie, z. B. (S. 28) „Die Kirchstühle". Der Leser urtheile selbst.

Zur heil'gen Weihnachtszeit um Mitternacht,
Wo gern des frommen Christen Auge wacht,
Saß eben, als die erste Meff' begann,
In seinem Kirchenstuhl ein reicher Mann.
Die meisten Kirchenstühle waren leer,
Doch auf den Steinen kniete rings umher
Der Armen Schar, auch manche schwacher Greis
Und mancher Krüppel war in ihrem Kreis.
Andächtig betete der reiche Mann,
Und als die Sinnenwelt vor ihm zerrann,
Da schaut' er Wunderbares im Gebet:
Maria nimmt das Kindelein und geht
Mit ihm durchs Gotteshaus von Stein zu Stein,
Und Jeden küßt das Christuskindelein.
Doch an den Stühlen wandelt sie vorbei,
Auch an des Reichen Stuhl; zwar sündenfrei,
Mitleidig bei der Brüder Noth und Schmerz
Und fromm und gottergeben war sein Herz.
Und dennoch achtet sein der Heiland nicht.
Tief seufzet er, da plötzlich ward es Licht
In seiner Seele: einen schwachen Greis
Führt er auf seinen Platz, und in den Kreis
Der Armen kniet er sich in Demuth hin.
Und sieh! es kehrt die Gottgebärerin,
Die Magd des Herrn, mit ihrem Kind zurück,
Sie schaut ihn an mit ihrem milden Blick,
Das Kindlein reicht sein Mündchen ihm zum Kuß,
Er schmeckt der Himmelswonne Vorgenuß;
Noch manche Kirchenstühle ließ er bau'n,
Doch nur für Krüppel, Greise, schwache Frau'n.
Er selber kniete, bis er selbst ein Greis,
Auf hartem Steine in der Armen Kreis.

Hinsichtlich der in diesem Stücke herrschenden Sprache müssen wir den Verf. einiger Unrichtigkeiten zeihen. Es muß oben heißen „auch mancher schwache", statt „schwacher Greis", und knien als Reciprocum gebraucht ist ebenfalls unrichtig. Ebenso unrichtig ist „stande" statt „stand", und „er sprach zu seinem Wirthen" statt „Wirthe". Ferner stoßen wir auf Fremd- und Gauwörter. So heißt es in der dritten Nummer der Sage vom heiligen Arnold, er „jug" statt „jagte". An Reimerei und prosaischen Passus fehlt es auch nicht. So zerstört er den Eindruck, den die Scene macht, wo der heilige Ludwig dem Ägidius, einem ihm unbekannten Schüler des Franciscus von Assisi, auf des Letztern Grabe in sprachloser Rührung in die Arme fällt, durch den matten prosaischen Schluß:

So begrüßten hier auf Erden,
Mittelbar, doch innigst sich
Jene großen Zeitgenossen
Franz und König Ludewig.

Hinsichtlich der Form ist zu bemerken, daß Reime wie Liebe und Triebe, Luft und Brust, die wir in einer Strophe (S. 2) finden, vor dem Douanenhause unserer neuern Kritiker nicht zollfrei passiren. „Der arme Gottlieb" (S. 64) hat einen mönchischen Beigeschmack, der auch wieder, obwol minder stark und in poetischem Hauch, in „Rettung auf dem hohen Fern" (S. 37) auftaucht. In einem Anhange, der andere Gedichte religiösen und ethischen Inhalts, wie auch auf dem Titel steht, enthält, verläßt der Legendensänger Siona's Gebiet. Es sind darunter einige Nummern, die als Anekdota der Neuzeit gar nicht in die Sammlung passen. Viele sind prosaischen Inhalts, obwol er versichert, daß „Die sieben Worte am Kreuz" (S. 110) und einige hier folgende Übersetzungen alter lateinischer Kirchengesänge auf den Wunsch einiger Freunde in Gesangbücher aufgenommen seien. Es mangelt ihnen die kirchliche Weihe und sie entsprechen keineswegs den Anfoderungen der Jetztzeit an solche Leistungen.

13. Sagen und Lieder vom Rhein und von der Mosel. Von Ernst Floris. Koblenz, Hölscher. 1843. Gr. 12. 20 Ngr.

Welcher unter den deutschen Strömen ist in früherer und neuester Zeit öfter und begeisterter besungen als der Rhein? Auch gibt es vielleicht keinen, der durch seine historisch-politische Bedeutung, die Reize seiner Umuferungen, seine feurigen Naturerzeugnisse und die Menge seiner Sagen den Trieb zu singen so stachelte als eben er. Sobald der Ausländer, wenn er sonst Empfänglichkeit für Poesie hat, sein Gebiet betritt, so entfaltet sich in den Burgruinen, Klöstern und den geschwärzten städtischen Ringmauern das Mittelalter; sein Ufersiedler selbst aber hängt mit so inniger Liebe an dem Heimatsgau, daß er nicht selten von der Krankheit des Schweizers befallen wird, wenn ihn das Schicksal zur Auswanderung zwingt. Weil nun aber dieser König germanischer Ströme so oft besungen ist, so hat es seine große Schwierigkeit, etwas Neues zu bringen, sowol in der Darstellung seiner Naturreize, als auch durch erneuerte Exploitirung seiner Sagenschachte, und wer in unsern Tagen dergleichen unternimmt, kann nur durch die eigenthümliche Kraft seines Geistes die Gunst des lesenden Publicums und die Billigung der Kunstrichter erwerben. Der uns unbekannte Verf. vorliegender „Sagen und Lieder" ist nun zwar kein Meister in der epischen Kunst, noch ein Naturmaler, wie

Salis und Matthisson es waren; aber er hängt mit inniger Liebe an dem heimatlichen Strome, zeigt sich bewandert in der Geschichte des Mittelalters, gräbt sich emsig seine Stoffe aus den vergelbten Blättern alter Chroniken, oder nimmt sie sich aus dem Munde des Volks, und während er aus jenen die Schlacken der Abgeschmacktheit mit feinem Takt vom Golde scheidet, weiß er die mündliche Erzählung an rechter Stelle zu idealisiren. Überdies finden wir hier Vieles, was wir früher noch nicht gelesen, und den zum sechshundertsten Male aufgewärmten Kohl von der Lorelei, dem Mäusethurm u. s. w. hütet er sich wieder aufzuwärmen und dem Leser vorzusetzen. Die Sprache ist rein und nur selten wird gegen die epische Kürze verstoßen. Die Lieder, namentlich die aus dem „Wanderbuche des armen Peter" und einige Winterlieder sind in Weisen gesungen, die beim Volke Anklang finden werden. Die Anmerkungen, größtentheils historischen erläuternden Inhalts, sind eine schätzbare Zugabe, und des Buchs Umschlag versinnlicht uns in sinnigen, gutgedachten und wohlausgeführten Umrissen, unter denen Fräulein Mosella und Vater Rhenus mit ihren Urnen nicht vergessen sind, seinen gefälligen Inhalt.

14. Donaubilder von Theodor Mörtl. Straubing, Schorner. 1843. Gr. 12. 22½ Ngr.

Wir finden hier Sagen, Anekdoten, lustige Schwänke, eine (langweilige) Heroide von Agnes Bernauer, Legenden, Charaden, Räthsel, mitunter historische Facta und Personen, Alles mit der Donau auf irgend eine Art in Verbindung gebracht, Alles wohl gereimt und geleimt, aber Donaubilder; Donaugemälde und wahre Poesie nirgend. Der größte Strom Deutschlands, ja Europas hat noch keinen würdigen Sänger gefunden, und Hulda, die Donaunymphe, wird schwerlich Hrn. Mörtl ihren Schilfkranz aufsetzen.

15. Sagen des Neckarthals, der Bergstraße und des Odenwaldes. Aus dem Munde des Volks und der Dichter gesammelt von Friedrich Baader. Manheim, Bassermann. 1843. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Daß die Pfalz durch die geschichtlichen Erinnerungen wie durch die Naturreize, welche sie bietet, des Besingens ebenso würdig sei wie Rheingau und Donaugebiet, erleidet wol keinen Zweifel. Jenem Boden entsproßt ein reicher Sagenstoff über die Religion der alten Deutschen, ihre Götter und Druden, ihre Helden und Heldenschatten. Die Spuren der Römerherrschaft am Neckar und an der Bergstraße erwecken die Phantasie, und ermüdet sie dabei, wird sie wieder erfrischt durch jene Legenden, die aus dem Schoose des das Heidenthum verdrängenden Christenthums hervorgehen. Im Boden der Pfalz wurzeln ferner, wie auch die Vorrede bemerkt, die Sagen, die, im Nibelungenliede vereinigt, den fernen Norden, das Burgunderreich, Attila's Horden und die Völkerwanderung aus einem gemeinsamen dunkeln Hintergrunde hervortreten lassen. Dazu kommt Karl der Große mit der Romantik seiner Thaten, seines Hofs und seiner Familie. Bürger's „Weiber von Weinsberg" erinnern an die Fehden der Guelfen und Ghibellinen. Die Pfalz ist theilweise das Theater der Reformation des 16. Jahrhunderts, Karl V. und Luther waren in Worms, und der fünfte pfälzische Friedrich blies die Flamme des dreißigjährigen Religionskampfes an. Die Trümmer des heidelberger Schlosses erinnern an die Unbilden, die Frankreichs hinterlistige Politik unter Ludwig XIV. über das Land kommen ließ. Welch ein epischer Stoff mithin! Nun aber malt die Einbildungskraft nicht blos auf jenem historischen Grunde, sie wird auch geweckt und gestachelt durch den Blick, den das entzückte Auge auf jene fruchtbare Ebene wirft, die Rhein und Neckar durchziehen, oder auf jene Hügel und Berge, die mit Reblaub, Waldesgrün oder Burgruinen geschmückt sind. Natur und Geschichte der Pfalz durch das Medium der Poesie zu verbinden, war der glückliche Gedanke des Sammlers und Herausgebers vorliegender Lieder und Romanzen, und sein Werk steht in jedem Fall höher als das des vorgenannten Donausängers. Er will nicht Stoff zu geschichtlichen Studien sammeln, sondern der Erinnerung durch Anschauen Genuß bieten. Eigenem Produciren entsagend, verpflanzt er die Blüten vaterländischer Dichter in seinen Garten, und man würde ihm Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, er habe sich in deren Wahl vergriffen. Das bezeugen schon die hier vorkommenden Dichternamen, die theils einen guten, theils einen ausgezeichneten Klang in deutscher Zunge haben; denn außer Heribert Rau, Eduard Duller, Ernst, Sturm, Krummacher, Kopisch, Schuler, Grimm, Simrock, Justi und Döring, strahlen uns die Namenszüge von Clemens Brentano, Gustav Schwab, Bürger, Justinus Kerner, Chamisso, Ludwig Uhland und Friedrich Rückert entgegen. Natürlich wird der kundige Leser auf manches Bekannte stoßen; doch dient das auch zur Vervollständigung des Ganzen. Der Sammler hat die Lieder und Romanzen nach der Örtlichkeit zu vertheilen für gut befunden, und so 14 Nummern auf Heidelberg und die Umgegend, 24 auf das Neckarthal und 20 auf die Bergstraße und den Odenwald vertheilt. Die geschichtlichen Bemerkungen, die den einzelnen Nummern beigefügt worden, sind zwar kurz, aber doch lang genug, um dem Leser den historischen Boden in genauern Umrissen vor die Seele zu führen.

16. Litthauische Volkslieder und Sagen, bearbeitet von Wilhelm Jordan. Berlin, Springer. 1844. 8. 20 Ngr.

Es ist Ref. nicht erinnerlich, ob die hier mitgetheilten „Volkslieder und Sagen", die unverantwortet gedruckt sind, schon von Andern bearbeitet wurden; aber Das getraut er sich behaupten zu dürfen, daß ihr Bearbeiter ebenso viel Takt in der Auswahl als Geschicklichkeit und Anmuth in der Darstellung derselben bekundet. In jeder Nummer offenbart sich der Volkscharakter; überall klingt die Stimme einfacher Natursöhne durch, und in den Mythen über Kosmogenie enthüllt sich am klarsten das Walten einer frischen, unverdorbenen Phantasie. Die Hindeutungen auf volksthümliche Sitten und Gebräuche, wie auch die Namen der alten Landesgötter sind durch Anmerkungen am Schlusse des Büchleins erläutert. Die letzte Nummer „Ragaina" (die Gegend bei dem heutigen Tilsit und Ragnit) enthält die poetische Erzählung, wie die Herrschaft der früher das Land beherrschenden Riesen durch die Tochter des letzten Hünenkönigs in die Hände der kleinen Menschen überging. Hören wir des Volks poetische Ansicht von „Sonne und Mond":

Vor vielen tausend Jahren
  Im Himmel Hochzeit war;
Da wurde aus dem Monde
  Und aus der Sonne ein Paar.

Bei diesem Hochzeitfeste
  Der erste Lenz entstand,
Da sich Zemyna*) anzog
  Ihr bestes Blütengewand.

Den Tag darauf ihr Brautbett
  Die Sonne früh verließ;
Der Mond, noch gar zu schläfrig,
  Allein sie gehen hieß.

Und als er später nachzog,
  Gewann er den Morgenstern lieb,
Perkun, darob ergrimmet,
  Ihn mit dem Schwerte zerhieb.

Als diese Mähr die Sonne
  Aus Vaters Mund vernahm,
Vergoß sie heiße Thränen
  Und wob, um ihren Gram

Durch Arbeit zu zerstreuen,
  Mit kunstgeübter Hand
Aus Strahlen und aus Thränen
  Des Regenbogens Band.

*) Göttin der Erde.

Getrennt vom Monde wandelt
Sie jetzt den langen Tag;
Nur wenn sie sinket, blickt sie
Ihm doch noch einmal nach.

Wenn er dann bleich von Osten
Zu ihr herüberfährt,
Denkt sie der alten Zeiten:
Ihr Strahlenantlitz glüht

Vor Liebe und vor Wehmuth
In dunkelrothem Schein,
Und trauernd taucht sie wieder
Ins Waldesgrün hinein.

Ist das nicht Poesie?

17. Sagen von Luxemburg, poetisch bearbeitet von Theodor von Cederstolpe. Luxemburg, Michaelis. 1843. 12. 1 Thlr.

Wie sollte nicht auch Luxemburg seine Denkmale der Vorzeit und seinen Sagenkreis haben? Doch aufrichtig gestanden, es fehlt den luxemburger Gewächsen der frische Duft der eben besprochenen lithauischen Volkspoesie. Die Naturmythen vermissen wir gänzlich. Die Sachen haben einen Beigeschmack von mönchisch crassem Aberglauben, oder riechen nach der Atmosphäre der Spinn- und Fabrikarbeiterstuben. Nun lassen sich zwar die alterordinairsten derartigen Stoffe vortrefflich bearbeiten, wenn sie unter eine geschickte feine Hand kommen; hier aber werden sie mit so tölpischer Hand angefaßt und so zerhämmert, daß sie zerspringen. Auch läßt sich die Sage nicht gern, wie hier mitunter geschieht, in Sonettenform gießen. Eine zweite Abtheilung gibt unter der Aufschrift „Lebensknospen" lyrische Gedichte; aber weder der Frühling noch die Liebe sind zart genug behandelt und die Vaterlandslieder drehen sich im Vehikel gangbarer Phrasen. Die „Epischen Gedichte" des dritten Theils sind sämmtlich trivial; der einzige glückliche Wurf in der Sammlung scheint die Legende „Des Teufels Tischwein" (S. 223) zu sein, deren Pointe diese ist:

Als der Christ auf hohem Berg gewesen,
Und also versuchet ward vom Bösen:
Christus! knie und bete hier vor mir,
Und der Welten Schätze geb' ich dir,

Da hat Satan rasch hinzugefüget:
Grüneberg, das dort im Sande lieget,
Grüneberg nur, das bleibt ewig mein!
Denn mein Tischwein wächst dort ganz allein!

18. Das Friedensschwert. Poetische Novelle in zehn Gesängen. Von C. H. Volkhardt. Bamberg, Schmidt. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Lange haben wir kein episches Product der Neuzeit unter den Händen gehabt, das so alltäglich in der Anlage, so arm hinsichtlich der Erfindung, so unmotivirt in Ereignissen und Handlungen und vor Allem so breit und tautologisch in der Darstellung wäre wie gegenwärtiges. Wir bedauern den Leser, der sich durch die zehn Gesänge mit ihren 5600 reimlosen Jamben durcharbeiten muß, und noch mehr den Verleger, der es gebruckt und die Waare auf dem literarischen Markte feil bietet.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliothèque dramatique de M. de Soleinne. Catalogue rédigé par *P. L. Jacob*, bibliophile. Erster Theil. Paris 1843.

Die edle Bibliomanie scheint wirklich immer mehr und mehr verloren zu gehen; wenigstens werden zu Paris, wo sonst nächst London die meisten leidenschaftlichen Büchersammler zu finden waren, die großen Bücherauctionen immer weniger besucht. Und wie selten werden nicht seit einiger Zeit die fleißig gearbeiteten Kataloge mit wichtigen bibliographischen Nachweisungen, literarischen Bemerkungen u. s. w., wie sie uns sonst jedes Jahr zu bringen pflegte! Was wird aber aus der sanften „Bücherwuth", die denn doch in einigen Kreisen noch in einigem Ansehen stand, erst werden, da nun auch Nodier, der liebenswürdigste Bibliomane, den Paris aufzuweisen hatte, der Herausgeber des gehaltreichen „Bulletin des bibliophiles" gestorben ist? Von allen jetzt lebenden Büchersammlern in Frankreich haben nur Brunet und P. Lacroix einigen Ruf. Letzterer, der unter seinem angenommenen Namen „Jacob, le bibliophile" bekannter ist, tritt denn aber doch endlich einmal mit einer Spende hervor, bei der allen Kennern das Herz aufthauen wird. Schon hatten wir geglaubt, daß er seit dem nothgedrungenen Verkaufe seiner herrlichen Bibliothek, in die er sein ganzes Vermögen gesteckt hatte, ganz auf seinen Beinamen des „bibliophile" verzichten und sich ausschließlich dem ersprießlichen Felde des Feuilleton zuwenden wolle. Aber zu unserer Freude sehen wir, daß er jetzt, obgleich er selbst nicht mehr sammelt, doch seiner alten Leidenschaft noch getreu ist und durch Anordnung und Katalogisirung fremder Sammlungen davon Zeugniß giebt. Das Verzeichniß aller Stücke, welche in der reichen dramatischen Sammlung des Hrn. v. Soleinne enthalten sind, scheint uns wichtig genug, um in d. Bl. mit einiger Ausführlichkeit besprochen zu werden.

Der Name des Hrn. v. Soleinne hat bei den Bibliophilen einen guten Klang. Vierzig Jahre hindurch hatte dieser Liebhaber darangesetzt, seine dramatische Sammlung so vollständig als möglich zu machen, und dabei hatte er keine Mühe, keine Kosten gescheut. Wol mag der Gedanke traurig sein, daß nun alle diese Kostbarkeiten, die er mühsam zusammengebracht hat, nach seinem Tode wieder vereinzelt und in alle Welt zerstreut werden — und ein Theil der Sammlung ist bereits zersplittert —; aber zum Glücke bleibt uns doch wenigstens der Katalog derselben, der seinen bibliographischen und literaturhistorischen Werth nicht verlieren wird und der einen Begriff geben mag von einer Specialsammlung, die in solcher Vollständigkeit wol niemals existirt hat.

Der Band, welcher vor uns liegt, enthält das orientalische, griechische, lateinische Theater und die französischen Dramatiker von den ersten Mysterien bis auf unsere Zeit. Bei jedem Schritte stoßen wir auf die größten Seltenheiten. Von den französischen Stücken des 15. Jahrhunderts, so weit uns dieselben bekannt sind, fehlt auch nicht ein einziges, ja es sind sogar einzelne Manuscripte, wie z. B. Nr. 524 „Mystère de la Passion", Nr. 566 „Mystère de Saint-Crispin et Saint-Crispinien" verzeichnet, die von den gedruckten Texten beträchtlich abweichen sollen. Dazu gehört auch noch eine Handschrift der „Farce de Pathelin" (Nr. 661), die zu den kostbarsten Stücken der ganzen Sammlung gehört. Aber Soleinne wog die Werke, welche für ihn Interesse hatten, auch oft buchstäblich mit Golde auf. Um einen Begriff davon zu machen, wie theuer er oft literarische Seltenheiten bezahlen mußte, wollen wir nur einige Nummern aus dem Verzeichnisse ausheben. Nr. 564 „Vie de Saint-Christophe", eine der seltensten Mysterien, wurde mit 851 Fr. bei dem Verkauf der Sammlung Labédoyère's bezahlt, das „Mystère de la passion" in der Virard'schen Ausgabe von 1490 (Nr. 528) kostete 1291 Fr.; es stammt aus der Mac Carthy'schen Sammlung; die „Destruction de Troye" (Nr. 558) wurde von Soleinne auf der Auction von Hebert's Schätzen mit 60 Pf. St. bezahlt; ja die „Moralité du mauvais riche et du ladre", aus 8 Blättern in Quart bestehend, wurde 1834 auf der Revoil'schen Versteigerung mit 1860 Fr. erstanden!

Die Zahl der Moralitäten und Possen, welche in dieser kostbaren Sammlung enthalten sind, ist nicht geringer als die der Mysterien. Darunter sind allein acht kostbare ältere Ausgaben der „Farce de Pathelin". Mit Ausnahme von sechs oder sieben Stücken, die so gut wie ganz verloren zu sein scheinen, ist die dramatische Literatur des 16. Jahrhunderts hier vollständig vertreten. Ja, einige der Komödien und Trauerspiele,

welche sich in diesem Kataloge verzeichnet finden, sind so kostbar und so selten, daß sie der Herzog von Lavallière, dessen „Bibliothèque du Théâtre français (1758, 3 Bde.) mit so unglaublichem Fleiße ausgearbeitet ist, nicht einmal gekannt hat.

Nicht minder interessant sind die dramatischen Stücke aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wir wollen indessen nur darauf aufmerksam machen, daß es Hrn. v. Soleinne gelungen ist, die vollständige Sammlung der Originalausgaben aller Stücke von Corneille zusammenzubringen. Es wird dies um so wichtiger scheinen, wenn wir bemerken, daß die größte Anzahl derselben so gut wie ganz verloren schien. Diese Originalausgaben bieten aber, wie man sich denken kann, eben wie die ersten Ausgaben der Shakspeare'schen Stücke, nicht selten die wichtigsten Varianten. Hoffentlich werden diese Schätze nicht länger unbenutzt bleiben, man muß dies um so mehr wünschen, als es Parelli in seiner trefflichen Ausgabe der Werke des großen Dramatikers (bei Lefèvre, 1824, 12 Bde., 8.) nicht gelungen ist, bei allen Stücken eine gleich vollständige Sammlung der verschiedenen Lesarten zu vereinigen. Bemerkenswerth in der Sammlung des Hrn. v. Soleinne ist überdies noch die seltene Elzevir'sche Ausgabe der Werke beider Corneille (1664—76, 9 Bde., 12.), die auf der Bérard'schen Auction für 751 Fr. erstanden wurde. Wir wollen außerdem noch eines besondern Abdrucks der „Andromède" gedenken (1651), in dem sich einige handschriftliche Bemerkungen von der Hand Molière's befinden. Dieses Exemplar ist um so kostbarer, als man bisjetzt, mit Ausnahme einiger Namensunterschriften, fast gar keine Autographen von Molière kannte. Auch von Molière hat Hr. v. Soleinne fast alle Stücke in seiner Sammlung in Originalausgaben vereinigt; nur eins („Les fourberies de Scapin") ist ihm entgangen. Unter den übrigen Ausgaben der Werke des großen Komikers machen wir besonders noch auf eine von 1682 aufmerksam. Von dieser Ausgabe dürfte außer dem Exemplar, welches sich Hr. v. Soleinne verschafft hatte und das aus der Bibliothek des Hrn. de la Reynie stammt, kein zweites existiren. Es ist selbst erst nach dem Erscheinen der Ausgaben von Auger und Aimé Martin wieder ans Licht gezogen, und man kann sich von ihm eine reiche Ausbeute wichtiger abweichender Lesarten versprechen, da diese alte Ausgabe nach Originalhandschriften Molière's veranstaltet war.

Die zahlreichen und werthvollen Bemerkungen, mit denen der fleißige Lacroix diesen Katalog bereichert hat, machen denselben zu einem höchst interessanten Beitrage zur Geschichte der gesammten dramatischen Literatur. Ganz vorzüglich beachtenswerth sind die literarischen Notizen, mit denen die ältern französischen dramatischen Stücke begleitet werden. Man wird es dem „bibliophile" Dank wissen, daß er es nicht verschmäht hatte, überall seinen Bemerkungen reichliche Citate aus den verschiedenen Kostbarkeiten der Soleinne'schen Sammlung einzuverweben. Dadurch ist dieser Katalog zu einem Werke geworden, das für das Studium der ältern französischen Literatur geradezu unentbehrlich sein dürfte. 6.

Bibliographie.

Elegante Bibliothek moderner Novellen. Herausgegeben von F. Wehl. 1stes Bändchen. Berlin, Schepeler. Gr. 16. 15 Ngr.

Neue Croquis aus Ungarn. 2ter Band. Leipzig. Kl. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Delbrück, F., Der Eintritt der rheinischen Friedrich-Wilhelm's-Universität zu Bonn in ihr zweites Vierteljahrhundert. Eine Rede zur akademischen Feier desselben am 18. October 1843. Bonn 1843. Gr. 4. 5 Ngr.

Ἓν καὶ Πᾶν. (All-Einigkeit.) Lebensblumen in sechs Kränzen. Lyrisch-didaktisches Gedicht. Dresden, Arnold. Gr. 8. 20 Ngr.

Graser, Die Erziehung der Taubstummen in der Kindheit. Nach dem Tode des Verf. mit Schluß und kurzer Biographie desselben versehen von J. L. Ludwig. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gräße, J. G. T., Handbuch der allgemeinen Literärgeschichte zum Selbststudium und für Vorlesungen. Ein Auszug aus des Verf. größerm Lehrbuche der allgemeinen Literärgeschichte. 1ster Band. 1stes Heft. Dresden, Arnold. Gr. 8. 15 Ngr.

Haas, C., Protestantismus und Katholicismus. Eine religiös-politische Denkschrift als Rechtfertigung meines Rücktritts zur katholischen Kirche. 2te Auflage. Augsburg, Kollmann. Gr. 12. 26¼ Ngr.

Kohl, J. G., Land und Leute der britischen Inseln. Beiträge zur Charakteristik Englands und der Engländer. 1ster Band: Eintritt. Nationalitäten. Größe. Nachbarn. Dresden, Arnold. 8. 3 Thlr.

König, A. R. J., Pädagogische Erfahrungen und Ansichten. Versuch einer Beantwortung der Suringar'schen Preisfrage, auf Veranlassung des Erscheinens der Curtmann'schen Preisschrift erweitert und als Beitrag zur Förderung des Unterrichts in den Volks- und Realschulen herausgegeben. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 5 Ngr.

Lasaulx, E. v., Der Eid bei den Griechen. Würzburg, Voigt und Mocker. Gr. 4. 20 Ngr.

Legrand, W., Die kirchliche Noth unserer protestantischen Glaubensgenossen in der Nähe und in der Ferne. 2te vermehrte Auflage. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 2½ Ngr.

Leibnitz's Animadversiones ad Cartesii principia philosophiae, aus einer noch ungedruckten Handschrift mitgetheilt von G. E. Guhrauer. Bonn, Marcus. Gr. 8. 15 Ngr.

Meier, G. A., Die Lehre von der Trinität in ihrer historischen Entwickelung. 1ster Band. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mundt, T., Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuern Entwickelungen und Problemen. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Poujoulat, Geschichte von Jerusalem. Ein religiös-philosophisches Gemälde. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von W. Reithmeier. Augsburg, Kollmann. Gr. 12. 1 Thlr.

Richter, J. D. W., Des Böhmen-Aufruhres oder des deutschen 30jährigen Krieges Ursachen und Beginn aus den Quellenschriften erzählt. Nebst dem von Joh. Borott ins Deutsche übersetzten Majestätsbrief des Kaisers Rudolph II. Erfurt, Otto. Gr. 8. 10 Ngr.

Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volks. Mit erklärenden historischen und geographischen Anmerkungen herausgegeben von J. Günther. 1ster Band. 1ste Lieferung. Jena, Mauke. Lex.-8. 7½ Ngr.

Schmid, L., Über die menschliche Erkenntniß. Münster, Theissing. 8. 7½ Ngr.

Schneider, L., Der böse Blick, oder: Die Quitze in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in vier Abtheilungen. 4te Abtheilung: Berlin im Jahre 1838. Berlin, Hayn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stolle, F., Kleinere Erzählungen. Leipzig, Thomas. 8. 3 Thlr.

Traditionen zur Charakteristik Österreichs, seines Staats- und Volkslebens, unter Franz dem Ersten. 1ster Band. Leipzig, Hartknoch. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogel, C. F., Dr. Wilhelm Traugott Krug in drei vertraulichen Briefen an einen Freund im Auslande biographisch-literarisch geschildert. Neustadt a. d. O., Wagner. Gr. 16. 20 Ngr.

Wachsmann, C. v., Helgoland. Ein Büchlein zur Begleitung für Lust- und Badereisende. 2te vermehrte Auflage. Dresden, Arnold. 16. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 193. —— 11. Juli 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 192.)

19. Kleist. Von K. J. Schuler. Zweibrücken, Ritter. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

Eine viel lesbarere und gelungenere epische Arbeit als die vorbenannte. Hier hat das Leben selbst erfunden, die Phantasie auf historischem Boden Grund und Halt gegeben und so den Geist vor Verirren geschützt. Es nimmt uns gleich für den Verf. ein, daß er auf das Frontispice des Denkmals, welches er dem Frühlingssänger und Helden setzt, sich an die Natur wendet:

> Natur, des Helden Freundin, den ich begrüßen will,
> Natur, gib mir heute die Harfe der Demuth, ernst und still.
> Aus deinem stillen Auge les' ich das ernste Lied;
> Denn du hast auch geweint, als Kleist, dein Freund, verschied

Episches an das Lyrische knüpfend, schildert er uns nun die Machinationen der Pompadour gegen Friedrich II. und zeigt uns den Helden seines Lieds im Lager bei Grüneberg, wo er Gleim, den Grenadier, in das Zelt des befreundeten Dichters führt, was ein kleines, wohlgelungenes Genrebild gibt. Doch nicht blos das innige Verhältniß zwischen Gleim und Kleist, sondern auch die Darstellung des Verkehrs zwischen dem Helden des Siebenjährigen Kriegs und seinen französischen gelehrten Freunden, Voltaire an ihrer Spitze, geben uns ein anschauliches Bild von dem Auftreten und Wirken der Muse unter dem Geräusche der Waffen. Recht gut nimmt sich die eigenthümliche Figur des alten Kanoniers Orkow aus; von noch besserm Effect aber ist die eingewebte Episode von der stillen Liebe der Rosa Bühling, der Tochter eines Rittmeisters zu Frankfurt an der Oder, zum Helden, den sie als Dichter auf das innigste verehrt. Der Verehrte ahnt indessen von dieser Liebe nichts, ficht bei Guben mit dem sieggewohnten Heer und bricht nach Kunersdorf auf, wo er Degen und Leier am Grabe niederlegen sollte. Der Verf. läßt den großen König, der bekanntlich keine hohe Meinung von der deutschen Literatur hatte, in Bezug auf Kleist zu Seydlitz sagen:

> Daß ich doch nimmer litt
> Das fade Mondgeflimmer auf sentimentaler Flut.
> Und nimmer so mag leiden die fade Dichterbrut!

Wie er aber das Kleist'sche bekannte Lied:

> Unüberwund'nes Heer! mit dem Tod und Verderben
> In Legionen Feinde dringt,
> Um das der frohe Sieg die güld'nen Flügel schwingt,
> O Heer! bereit zum Siegen oder Sterben u. s. w.

von den Soldaten anstimmen hört, söhnt er sich mit dem deutschen Sänger aus. Das sucht der Kleist persönlich befeindete General Jahrstein zu hindern. Es scheint, der Ref. führe diesen General und seinen Sohn als das böse Princip ein, um seinem kleinen Epos Recht widerfahren zu lassen, indessen ist Beider Auftreten und Wirken so effectlos, daß sie als müßige Figuranten erscheinen. Um so lieblicher erscheint die Schwärmerin Rosa bei der Katastrophe. Ihre Leidenschaft treibt sie durch das russische Lager, durch welches sie mit Hülfe des sie anbetenden russischen Obersten Stackelberg gelangt, in das preußische. Hier kommt sie an, wie eben ein Kroat auf ihren Vater das Pistol abdrücken will. Sie entreißt ihm die Waffe. Er verwundet sie tödtlich. Der sie erkennende Vater läßt die Verwundete zu einer Bäuerin bringen, wo sie stirbt. Kleist findet Bühling bei der Leiche seines Kindes:

> Rittmeister Bühling schaute des Dichters Augen feucht,
> Und trat zu ihm, die Hände ihm betend dargereicht.
> Kleist aber hört aus ihres Vaters Munde
> Von Rosa's Lieb' und Tod die ganze Kunde.
>
> Da floh des Dichters Thräne vom bleichen Angesicht,
> Und eine neue Thräne rann aus dem Auge nicht;
> Nur Ein Gedanke, der im Schmerz ihm bliebe,
> Durchschauert' ihn: die Größe deutscher Liebe.

Der 17. — 19. Gesang geben die Katastrophe und den Schluß, den für Preußen unglücklichen Ausfall der Schlacht bei Kunersdorf und Bühling's und Orkow's Tod. Dem am Sumpfe liegenden schwer verwundeten Helden erscheint Rosa's Geist. Stackelberg läßt ihn nach Frankfurt bringen, wo er stirbt. Die Sprache ist nicht eben classisch, genügt aber doch den Ansprüchen unserer Zeit. Das Metrum bewegt sich mitunter etwas eckig und rauh in abwechselnden, größtentheils langzeiligen Rhythmen. Eine Bemerkung erlaubt sich Ref. zum Schlusse noch über das hier einigemale gebrauchte Particip „gerochen" statt „gerächt". Obwol Schiller's Autorität in den Worten (s. „Die Kraniche des Ibikus") „der fromme Dichter wird gerochen", für diese Form zu sprechen scheint, so sollte man sie doch nicht nachahmen.

20. Der heilige Adalbert, Apostel der Preußen. Kirchenhistorisches Gedicht von K. A. O. Tornwald. Danzig, Kabus. 1844. 8. 20 Ngr.

Nicht zum ersten Male hat das Leben und Ende des genannten Heiligen eine epische Feder in Bewegung gesetzt. Schon vor zwölf Jahren erschien in Stralsund: „Adalbert, der Preußen Apostel", ein Gedicht in drei Büchern, von F. Furchau, welche Arbeit wir auch in Nr. 217 d. Bl. f. 1832 besprochen haben, deren aber im vorliegenden Buche zu unserer Verwunderung nirgend Erwähnung geschieht, während gleichwol mit gewissenhafter Treue die historischen Quellen angegeben sind, aus denen Hr. Tornwald geschöpft hat. Wie Furchau, hat auch Tornwald das ganze Gedicht in drei Abtheilungen gegeben. Was Furchau unter der Aufschrift „Bereitung", in ununterbrochener Sangfolge mittheilt, also des Helden Geburt und Jugendleben, das Bild seiner Ältern, vor allen seiner christlichen Mutter, seine Erziehung, seine Sendung nach Magdeburg zum Erzbischofe Adalbert, sein Verhältniß daselbst zu dem Mönch Otherich und seinem treuen Freunde

es Leben" u. s. w. Dieses Thema nimmt er wieder auf in: „Die einzige Rettung vom Tode" (S. [illegible]), wo er zeigt, daß wir jetzt hier unsterblich sein müssen, um nicht zu sterben. „Der Gott nur stirbt der ewig Lebende; er thut den Tod nur wie eine andre süße That des Lebens. Geboren werden ist, wie Sterben, nur die eine Verwandlung unsers einen großen Wesens." In „Ehe" zieht er den Schluß aus der vorhergehenden Gedankenreihe, die wahre Liebe sei die wahre Ehe und Gott lebe in heil'ger Ehe mit der Welt. In „Allgegenwart" (S. 218) sagt er: „Das war ein todter Gott, den ihr gehabt, erkannt im Himmel, aber nicht in euch, als euren Geist und Herz und schönes Leben. Nun wißt ihr erst, daß Gott recht lebendig; denn euer ganzes Leben ist dies Wissen und dies Wissen ist euer ganzes Leben." Von der Auferstehung docirt er: „Wir Menschen verlieren tagtäglich unsern Leib; so sind die frühern Leiber all aus ihren neuern Leibern auferstanden. Bei Lebenszeit von jedem Einzelnen. Und soll der letzte Leib einst auferstehn, so müssen hundert, tausend, ja viele tausend Leiber eines Menschen einst auferstehn, — sonst steht der Mensch nicht auf, der alle diese Leiber an sich trug, wie Kleider, die er alle abgelegt, so wie sie ihm zu klein als Kind, zu eng, zu kurz, und wiederum dem Greis zu weit geworden; und der unzählbaren Menschen nun wirklich unzählbare viele Leiber sie alle, alle müssen auferstehn, sonst steht die Menschheit nie und nimmer auf. Vielleicht wird aus dem menschlichen Geschlecht zuletzt durch tausend von Verschmelzungen ein neuer Leib, ein jeder gleich dem andern, und alle haben auch nur eine Seele, nur einen Sinn, ein Leben, einen Geist, und dieser letzte Geist dann geht lebendig im Himmel ein, wenn er das klar erkannt" u. s. w. Mit dem Hegel'schen „Weltgericht" verhält es sich also (S. 230): „Der Seele Urtheil ist das Weltgericht; denn überall ist Seele: Gottes Geist. Es richtet Gott, wie Jeder selbst sich fühlt. Es gibt dereinst kein Weltgericht, weil dann kein neu Gesetz gegeben werden kann, und hier das alte Gesetz, wonach schon Jeder sich gerichtet, das trüge ein Jeder in sich mit dem Gott. Das Weltgericht ist jetzt, tagtäglich, heut, bis Alle gut sind, dann ist gleich es aus." So geht's über Jetzt und Einst, Nah und Fern, Leben und Tod, Welt und Gott bunt durcheinander, oft ins Bodenlose und Blaue hinein.

Wenden wir uns von diesen dogmatischen Bizarrerien hinweg und fliehen, nach heiterm Lichte schmachtend, in die Regionen der Ethik, so finden wir auch da nur spitzfindiges Geschwätz, superfeine Sentimentalität, ja gotteslästerliche Radotage, aber Alles wohl ausstaffirt mit schimmerndem Witz und bestechenden Phantasiefiguren. In „Übelnehmen" (S. 52) weht zwar eine Moral, die man für eine christliche halten könnte, sowie sich auch in „Dank für unsere Leiden" (S. 60) eine solche ausspricht, aber schon gegen das Ende des letztgenannten Gedichts kommt eine raffinirte Sentimentalität oder eine spitzfindige Großgesinntheit recht unangenehm zum Vorschein. Zum Beweise, daß wir nicht zu viel sagen, diene die Mittheilung des an und für sich unpoetischen Stücks „Die Gesegneten" (S. 62):

> Wohl Denen, die da seh'n und doch nicht glauben!
> Wohl Denen, die da Gräber seh'n und doch
> An keine Todten glauben; die Tyrannen
> Hinfahren seh'n, und doch an keine Macht
> Der Bösen glauben; die da Tempel sehen,
> Und doch an keine Götterwohnung glauben;
> Die Priester seh'n, doch nicht an Klüg're Menschen!
> Wohl Denen, die da heimliche Verbrecher
> In Ehr' und Reichthum seh'n, und doch nicht glauben,
> Daß sie was anders sind als arm und elend!
> Wohl Denen, die da Arme wandeln seh'n,
> Und doch nicht glauben, daß sie ohne Gott sind;
> Die Würmer kriechen seh'n und doch nicht glauben,
> Daß sie verlassen sind und ohne Weg;
> Die da die Sonne kommen seh'n und geh'n,
> Und doch nicht glauben, daß sie täuscht und wandelt;
> Die Blumen auferstehen seh'n und doch
> Nicht glauben, daß sie todt zuvor gewesen;
> Die Menschenkinder seh'n und doch nicht glauben,
> Daß sie ein And'res sind als Gottes Kunst,
> Wohl Denen, die da seh'n und doch nicht glauben;
> Denn die das seh'n und glauben, die sind elend.

So durchhegelt ist das Buch von S. 1—230. Est modus in rebus, sagt der venusinische Dichter. Gallet hegelte auch in seinem „Laienevangelium", aber in Schranken. Schiller huldigte dem Kant'schen System; aber er wählte mit feinem Takt, was sich zu poetischer Behandlung daraus eignet, und was nicht. Das „Laienbrevier" ließ jene einseitige Richtung in Schefer's Geiste ahnen; aber Niemand ahnte, er würde diese Richtung in den „Vigilien" in nackter Monstrosität darstellen. Was könnte, was würde er leisten, wenn er es über sich gewänne, den Geist aus dem Hegel'schen Netz zu lösen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Francis Horner.

Wer das Leben, Thun und Wirken eines durchgebildeten, edel- und hochgesinnten Mannes, eines wahren Patrioten, eines echten Volksvertreters und eines einsichtsvollen, sein Vaterland und die ganze Menschheit aufrichtig liebenden Staatsmanns kennen lernen will, der lese die vor kurzer Zeit in London erschienenen „Memoirs and correspondence of Francis Horner, edited by his brother *Leonard Horner*" (2 Bde.). Sie übertreffen an hohem Interesse selbst die Memoiren der ausgezeichneten Freunde von Francis Horner, eines Mackintosh, eines Romilly und Dudley. Franz Horner wurde 1778 in Edinburg geboren. Sein Vater war ein thätiger, umsichtiger und wohlhabender Kaufmann, seine Mutter eine liebevolle, verständige und im edeln und vernünftigen Sinne fromme Frau, welche den wohlthätigsten Einfluß auf Herz, Gemüth und Charakter ihres Sohnes ausübte. Im älterlichen Hause, im Schoose der Familie, genoß er seine Erziehung, auf dem Gymnasium und auf der Universität zu Edinburg empfing er seine wissenschaftliche Bildung. Der Vater, ein Mann von scharfem Verstand, allgemeiner Bildung, geläutertem Geschmack und liberaler Gesinnung gab den früh sich offenbarenden und vielversprechenden Geistesfähigkeiten des Knaben und Jünglings die rechte Richtung. Während Horner zu Edinburg studirte, schloß er mit den ausgezeichnetsten Jünglingen, die nachher als Männer auf verschiedenen Lebensbahnen zum höchsten Ansehen gelangten, innige Freundschaft. Von zarter Kindheit an war Brougham, der jetzige Lord, sein Freund. Gegen seine Lehrer, gegen Alle, die zu seiner Bildung beitrugen, blieb Horner dankbar so lange er lebte. Seine glühende Lernbegierde erstreckte sich auf alles Wissenswerthe, doch weihte er sich insbesondere der Gesetzkunde und den Staatswissenschaften, nachdem er sich mit der classischen Literatur der Griechen und Römer gründlich bekannt gemacht hatte. Er war für alles Große, Wahre und Schöne begeistert und blieb es bis an seinen Tod. Nachdem er seine akademischen Studien vollendet hatte, ging er nach London und betrat seine Bahn als Rechtsgelehrter. Als solcher erwarb er sich durch seine Kenntnisse, seine Rechtschaffenheit und Thätigkeit allgemeine Achtung und wurde deshalb bald zum Mitglied des Unterhauses gewählt, worin er, so oft ihn die Wahl traf, stets die Sache der Freiheit, der Wahrheit und des Rechts mit Einsicht, Eifer und Standhaftigkeit vertheidigte. Mit den erleuchtetsten, edelsten und besten Männern seines Vaterlandes war er befreundet. Diese Zierde Englands und der Menschheit, dieser großgesinnte Mann starb am 8. Februar 1817 im 39. Jahre seines Lebens. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 191. —— 9. Juli 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

10. Gedichte von Albert Knapp. Neueste Folge. Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Hier liegen uns Leistungen aus dem Bereich der religiösen Lyrik vor, die sich mit einigen Worten nicht abfertigen lassen. Es tritt ein längst bekannter, reichbegabter Dichter auf, dessen Liedern man es aus jeder Note abhorcht, daß sie dem Bedürfniß entquollen sind, einem von Gott und Christus durch und durch erfüllten Gemüthe Luft zu machen und heiliges Gefühl in Reim und Rhythmus hinströmen zu lassen. Mit krystallengleicher Geistesklarheit verbindet er die wärmste Empfindung; mit kundiger und fester Hand greift er der Phantasie in den Zügel, wo sie etwa mit der verständigen Hausfrau Vernunft durchgehen will. Er weiß, was das Reich Gottes ist und sein soll, und es belebt ihn ein edler Stolz, daß ihm sein Glauben, Lieben und Hoffen das Bürgerrecht darin erworben. Der Welt und ihrer Lust, der Sünde und ihrer Lockung tritt er entschieden entgegen mit jenem zweischneidigen Schwerte, welches scheidet Seel' und Leib und durchdringet Mark und Bein. Vor Allem beweist er wackere und getreue Ritterschaft für Jesus Christus, den Begründer des Gottesreichs auf Erden, indem er mit der einen Hand ihm emsig daran bauen hilft, und mit der andern das frevelhafte Unterfangen Derjenigen bekämpft, die mit den Katapulten moderner Dialektik die Grundsäulen des Lichtthrons berennen, oder die seinem Herrn die wohlerworbene Krone des Ruhms vom Haupte zu reißen streben. Den Menschen aber stellt er dar als den Zögling zweier Welten, hier der Schwäche und sittlichen Gebrechlichkeit unterworfen, aber zu ewiger Herrlichkeit bestimmt, und weiß das kalte, der Welt und ihrer Lust ganz hingegebene Herz für das Unsichtbare, für Das, was droben ist und ewig währt, zu erwärmen. Daß er zu solchem Thun Lust und Beruf habe, hat er seit beinahe drei Lustren dem Publicum durch seine Leistungen im Felde der Ascetik und religiösen Lyrik offenkundig dargelegt. Nicht genug, daß er in Verbindung mit andern frommen Sängern in dem (immer noch fort erscheinenden) Taschenbuche „Christoterpe" seinen Beruf für religiöse Dichtkunst documentirt hat; er machte uns auch in seinem bekannten „Liederschatze" mit den bedeutendsten Hymnologen der christlichen Kirche aus alter und neuer Zeit bekannt, und dieses Buch wird von Liturgen, Literarhistorikern und Theologen als ein wirklicher Schatz in ihrer Bücherei betrachtet. Im J. 1829 gaben seine Freunde „Christliche Gedichte" (2 Bde.) heraus, die in Nr. 165 d. Bl. für 1830 ein anderer Ref. mit gebührender Achtung vor seiner Begabung und genügender Darstellung seiner Persönlichkeit gewürdigt hat. Der dritte Band, welcher 1834 unter dem Titel „Neuere Gedichte" erschien, ward von uns in Nr. 271 d. Bl. f. 1835 angezeigt, und wir können im Allgemeinen auf die dort mitgetheilte Beurtheilung den Leser verweisen. Was nun in späterer Zeit von unserm Sänger poetisch geschaffen ward, hat er in vorliegendem starken Octavbande den Freunden der Sionitischen Muse als eine Nachlese geboten; man will jedoch bei dem hier gebrauchten Worte „Nachlese" nicht an ein nachträgliches Aufräumen des Pults oder an etwas Mittelmäßiges, zufällig Vergessenes denken; nein, die Lieder dieser neuen Folge sind in einem ungeschwächten Geist empfangen, mit Kraft geboren, und tragen sämmtlich den Weihestempel eines heiligen Geistes. Belegen wir das Wort. Zugeeignet ist das Ganze „dem himmlischen Hirten der irdischen Heerde". Die letzten Strophen sprechen es aus, weshalb er seine Lieder ihm dedicirt:

> Soll mir dein Name nicht ewig gefallen? —
> Er ja nur heiliget irdische Hallen! —
> Das nur gibt Feuer und himmlischen Blick,
> Wenn dich verherrlichen Lied und Musik!
>
> Da, wo du schwebst auf den Flügeln der Töne,
> Tritt zu dem Wahren das ewiglich Schöne; —
> Anderes Singen und anderer Flug
> Nimmt nur zu Grüften und Moder den Zug.
>
> Laß uns in Liebe melodisch dir singen!
> Gib uns der Ehrfurcht harmonische Schwingen!
> Seraphsgefühl in dem ewigen Licht
> Hält ja die Fittige vor das Gesicht!

Die erste Abtheilung: „Tageszeiten und Naturanschauungen", führt uns in Gottes erhabensten Tempel, in den der Natur. Den Grund und Boden aber, auf welchem dieser steht, bildet jene Mystik, welcher der Verf. vom Anbeginn seiner Dichterlaufbahn huldigte, die, wenn sie die Grenzen nicht überfliegt, dem geistlichen Liede als Behikel dienen soll, die überhaupt A. Knapp so gut kleidet. Ihre geheimnißvollen Gebilde treten uns hier überall entgegen, das Sichtbare ist überall Typus und Analogon des Unsichtbaren, und selbst wo der kühlere Leser der Deutung eines Naturbildes seinen Beifall versagen muß, da darf er nicht vergessen, daß der Dichter in der hebenden Stunde anders sieht und fühlt als er. Wenn so z. B. in „Sternenschrift und Bibelschrift" (S. 13) die Sterne mit den Briefen im Evangelium, der Jakobsstab mit dem Evangelium des Johannes, der Wagen mit dem Römerbriefe, die Glucke mit dem Briefe an die Hebräer, Schwan und Andromeda mit einzelnen Ansichten des Apostels Paulus, Aldebaran und Löwe mit denen des Jakobus und Petrus, und die Milchstraße mit der Apokalypse verglichen wird, und der Verstand sich hier vergeblich abmüht, das vermittelnde Band der Ähnlichkeit und Vergleichung zu entdecken, so ist das als eine poetische Idiosynkrasie zu betrachten, die mit der persönlichen Richtung des Dichters aufs innigste verschmolzen ist, und wo wir ihn gewähren lassen müssen. Anstoß nehmen möchte ferner der Rationalist an dem Phantasiren des liebeseligen Bräutigams (S. 41), der sein Gefühl für die Erwählte mit der himmlischen Liebe zu Jesus Christus mystisch mengt. Auch ist es eine

Eigenthümlichkeit dieser Naturlieder, daß das Gefühl in ihnen immer am Ende die Richtung nach oben nimmt, wie uns die Naturhistoriker vom Adler erzählen, daß er unwillkürlich seinen Flug zur Sonne richte. Der Verf. schildert (S. 25) eine Winterlandschaft. Gewölk steht auf dunkelm Grund.

> [illegible] das ein Weltgedicht, das dort [illegible] [illegible] [illegible]
> [illegible]tausend Lüster [illegible] und königlichen [illegible]?
>
> Ist das ein Sabbatsbild, wie, gnadenreich verklärt,
> Durchs hohe Nachtmeer hin Jehovah's Wagen fährt?
>
> Nur staunen konnt' ich hin, nicht wissend: was und wie? —
> Still auf den Knieen lag all meine Phantasie.
>
> Darüber war ein Riß ins Streifgewölk gethan, —
> Die Liebe schaute mich aus dunkelm Äther an,
>
> Der wie ein tiefes Aug' mildreich herunter sah;
> Mein Herz schwamm dort hinein, und war dem Schöpfer nah;
>
> Es war vor dir, mein Gott, der Sünder nicht verstößt,
> In einen Seufzer still und innigst aufgelöst.
>
> Gib solche Morgen mir noch öfter in der Zeit, —
> Wie Salem's Tempel war ein Bild der Ewigkeit.

Geistlich ist seine Naturanschauung durchweg; es wendet sich zuletzt Alles nach oben hin. Man sehe in Bezug hierauf „Abendliche Betrachtung" (S. 47), „Herbstlicher Wolkenhimmel" (S. 74), „Alpenschau" (S. 92), „Winterfreude" (S. 96), „Anschauung eines Felsen" (S. 112), „Andenken an die Berge" (S. [illegible]), und endlich das liebliche Lied „Reiz der Ferne" (S. 13[illegible]).

In den „Vermischten Liedern und Gedichten" der zweiten Abtheilung spricht gleich das erste: „Kern des Lebens" (S. 150), in dem frommen Gelübde an Jesus,

> Dir will ich sterben. — Wann ich einst erblasse,
> Soll Niemand es denn David's Sprößling sein,
> Dem ich mein Herz, mein Alles überlasse;
> Mein Testament sei: „Jesus, ich bin dein!"
> Du bleibst mein [illegible], mein Hort, den ich umfasse;
> Mein ew'ges Licht, mein Ostermorgenschein
> Sei du, der heilig starb vor Salem's Thoren! —
> Sterb' ich in dir, so bin ich unverloren —

den Ton, den Geist und die Stimmung aus, in welcher die übrigen verfaßt worden sind. Daß der Dichter nicht blos das Ohr kitzeln, sondern auch den Geist nähren und stärken müsse, sagt er S. 152:

> — ein Dichter ist,
> Der [illegible] die Geistestiefen mißt,
> Und zwar zu leichterm Spiel der Lust nicht nur,
> Nein, auch als Arznei für uns're Geistnatur.

Er huldigt (nach S. 154) jener Poesie,

> Die kindlich still, in holder Zucht
> Den Blütenkranz ergreift,
> Die unbewußt die gold'ne Frucht
> Am Sonnenstrahle reift.

Er weiß es wohl und

> fühlt es oft,
> Daß, was im echten Geist
> Geboren wird, ganz unverhofft
> Und sanft der Seel' entfleußt;
> Daß man, wo's Herz nicht innig fühlt,
> Meist viele Worte macht,
> Und manchfach mit Gefühlen spielt,
> Die nur der Kopf erdacht.

Das Beste, ruft er in diesem Liede, das er „Reinheit der Poesie" überschrieben, was uns wahrhaft begeistert, ist doch ein sich seinem Schöpfer ganz hingebendes Herz, welches vom Glanze der Natur bewegt, seine Flügel auf der Spur der Gotteswunder regt, das mit derselben Besonnenheit auf das Feld der Geschichte hinblickt, wie es sich zu einer andern und bessern Welt emporschwingt, und nun schließt er:

> Die wahre Kunst gibt Lieb' und Licht,
> In Gottes Gnadenreich
> Taugt Alles ohne Liebe nicht,
> Das gilt der Kunst zugleich.
>
> Daß ziehen hold und ungepreßt
> Die wahre Dichtkunst hin!
> Je mehr du dich durchstrahlen läßt,
> Je klarer wirst du sein.
>
> Doch wo kein reiner Himmel ist,
> Wirkt man im Nebeldunst,
> Und wer den Sonnenglanz vermißt,
> Der hat nur Farbenkunst;
>
> Wer keinen Zephyr kennt, der [illegible]
> Weß Hand sich faltet nie,
> [illegible]
> Und nennt es Poesie.
>
> Wer nicht als Kind singt vor dem Herrn
> Im stillen Kindersaal,
> Verleiert als ein Stümper gern
> Den edelsten Choral.
>
> O Lerche du, die als ein Pfeil
> Durch Morgenwolken strebt,
> Dann zu des Korngefildes Heim
> Hell jauchzend niederschwebt, —
>
> O Nachtigall, — sing' ich mein Lied
> So perlenklar wie du,
> Ihm, der für uns am Kreuz verschied,
> Und ging dem Himmel zu!

An diese geistliche Poetik in nuce schließt sich würdig an, was er schüchternen Dichtern in „Unerschöpflichkeit" zur Beherzigung (S. 156) bietet, und wir stimmen ihm vollkommen bei, wenn er in Bezug auf die Unversiegbarkeit des Quells geistlicher Dichtkunst sagt:

> Ich bin ein Pilger, dem noch so neu die Flur
> Wie David sprosset. Frage die Sonne nicht:
> Wie manches Auge sie durchleuchtet?
> Frage den Wald nicht, wie lang' er rausche?
> Die Sonne glühet, und sie ist heute mein,
> Die Blume blühet, und sie ist heute dein;
> Nicht Shakspeare wehret mir's noch Schiller,
> Sie mit vergnüglicher Hand zu pflücken.
> So wenig noch die Wolga von Alters her
> Ist ausgefischet, wie noch die Störe d'rin
> Und Hausen spielen — schau, so wenig
> Ist noch das Geisterreich ausgebeutet.
> Der Einz'le siehet Wellen des Oceans,
> Fängt etlich Fische, sendet ein Schiff hinaus
> Auf Landentdeckung, — doch wer sieht es,
> Wo er das Meer mit dem Kiel gefurchet?
> Stets neues Leben strömt aus Gottes Quell,
> Und thöricht ist es, sagen: der Menschengeist
> Häng' ab von Menschen. Geh' zum Borne,
> Dann bist du nicht ein Client der Näpfe. —
> Denk' frei und dichte! Wer vor Jahrtausenden
> Trank Donaus Wellen? — Siehe, noch bläulich tief
> Geh'n sie vorüber! So ist heute
> Nichts von der Fülle des Geistes erschöpfet,
> Der, gleich dem Adler, fröhlich in Lüften webt,
> Und dessen Schwinge, wenn sie den Äther schlägt,
> Nichts weiß von andern Adlersflügeln,
> Die ihn mit stürmendem Schwung durchmessen.

In „Bequeme Poetik" (S. 158) werden wir gegen Die, welche behaupten, Religion und Poesie vertragen sich nicht, belehrt, daß beide geistverwandte, unzertrennbare Wesen sind. Er fragt:

> Hat Gottes Orgel kein Register,
> Hat Gottes Sohn nicht Lied um Lied?

Dann schließt er:

> O, entrauscht, heil'ge Lebenspalmen,
> Und strafet Den mit scharfem Weh'n,
> Der blind am Born der Gottespsalmen
> Hingeht, als wäre nichts zu sehen!

Dieses Thema nimmt er wieder auf und setzt es fort in „Sängerfrage" (S. 161):

> Fragt jeden Sänger, ob es ihm werde wohl,
> Wenn ohne Gott er streifet von Pol zu Pol,
> Und selbstische Melancholieen
> Launisch und faunisch sein Haupt umziehen?
>
> Fragt jeden Dichter: ob er sich spüre frei,
> Und ob es lichter ihm in der Seele sei,
> Wenn er hinschwebt durch finst're Weiten,
> Ohne nach Christus den Arm zu breiten? u. s. w.

So grüßt er (S. 163) gern auch Diejenigen, die, der Sonnenblume am Morgen gleich, erhobenen Angesichts sich zu des Mittlers Heiligthum und nach dem ewigen Lichte wenden; ein seliges Echo gibt ihm den Ruf an den Heiland: Ich liebe dich! hold zurück; ihn, den ewigen König, feiert ein langer begeisterter Hymnus in Octaven (S. 166); er zieht gegen Die, welche den Heiland mit ihren Philosophemen bekämpfen, zu Felde; ihn zu fassen und zu haben, ist ihm das edelste Besitzthum; er ist ihm der beste Arzt; er wünscht das Menschenherz in die rechten Noten gesetzt, daß es nur einen Klang für Einen von sich gebe; er zürnt sich, daß sein besseres Selbst von dem Weltstimmen so oft unterjocht werde, wie das weiße Roß Platon's vom schwarzen sich so oft überflügelt sehe: — so drängt sich ihm Welle auf Welle, Hauch auf Hauch, Lied aus Lied aus der reichüberflutenden Brust und zwar immer und immer für den Herrn der Herrlichkeit, der ihm das A und das O ist. Die kirchlichen Feste und letzten Dinge sind nicht vergessen. In der Schilderung individueller Zustände und wechselnder Stimmungen des innern Menschen ist er Meister, und hier bewährt sich am offenkundigsten die Wirksamkeit des mystischen Elements, in welchem er sich bewegt. „Der inwendige Tempel", eine wohl durchgeführte Allegorie, gibt den schlagendsten Beweis für das zuletzt Behauptete. Hören wir das ganze Stück (S. [illegible]) zur Probe:

> Wenn in mein Innerstes ich hingerissen,
> Steht feierlich ein Tempel vor mir da. —
> Hoch auf der Kanzel predigt das Gewissen
> Und ist mit Segnung oder Fluch mir nah.
> Die Predigt kann das Leben mir verwürzen,
> Wenn ich als Gottes Flüchtling übel that;
> Doch kann ich nie den Herold niederstürzen,
> Der gottbeglaubigt jenen Ort betrat.
> Auf hoher Galerie steht leise zitternd,
> Ein stummer Zeuge, mein Gedächtniß dort;
> Es höret, wie bald tröstlich, bald gewitternd
> Von jener Kanzel tönt das Geisterwort.
> Was dorther klinget, darf ihm nicht entfallen,
> O nein! so lange das Gewissen hallt
> Und Sündenkinder auf der Erde wallen,
> Wird [illegible] kein menschliches Gedächtniß alt!
> Im vordern Stuhle sitzen da zween Hörer:
> Wir nennen sie den Willen und Verstand, —
> Glückselig, wenn kein unberufner Störer
> Ihr Horchen unterbricht mit seinem Tand!
> Denn hören sie fromm auf die Kanzelrede,
> So weicht von ihnen aller fremde Schein,
> Dann kommen diese Schüler ohne Fehde
> Mit dem Gewissensherold überein.
> Aus hohem Chore tönt die Orgel mächtig,
> Die Phantasie, das wallende Gefühl; —
> Wachst du, so gibt sie Freudenkläng' andächtig,
> Schläfst du, so waltet irres Tongewühl.
> Für deine Schulden steht auf dem Altare
> Emporgerichtet mild ein Crucifix;
> Dein Wort der Kanzel [illegible] alles [illegible], —
> Dieß ist das Ziel des echten Glaubensblicks. —
> Hoch auf dem Thurme läutet eine Glocke
> Mit Donners Dröhnen unablässig fort; —
> Wie heißet sie? — O du, mein Geist, frohlocke!
> Dein Kirchgeläute heißet: Gottes Wort!
> In jeder Nacht, in jedem jungen Herzte
> Bricht dieses Zeugniß durch des Morgens Thor,
> Und predigt dir mit heiligem Geläute
> Unwandelbar die alte Wahrheit vor. —
> Sitzt dann Gedächtniß und Vernunft und Wille,
> Sitzt dein Gefühl keusch vor der Kanzel da,
> So tritt in feierlicher Wochenstille
> Dir Gottes Sohn mit seiner Liebe nah.
> Er zeiget dir, wie du für ihn geboren
> Zum neuen Bunde durch sein Wasserbad,
> Und wie es, wenn du gingest noch verloren,
> Für deine Seele wär' auf ewig schad';
> Er reichet dir den Kelch des neuen Bundes,
> Er gibt dir priesterlich sein Lebensbrot,
> Er läßt dich mit dem Kusse seines Mundes,
> Und ruft zum Leben dich durch seinen Tod.
> Schau, dieser Tempel stehet dir hier innen
> Durch sein Erbleichen und sein Aufersteh'n!
> O lerne bald mit lügenfreien Sinnen,
> Mit hellen Augen in dich einzuseh'n!
> Einst war auch Christi Leib ein hoher Tempel,
> Und alle Kräfte d'rin mit Gott vertraut,
> Vernahmen, uns zum ewigen Exempel,
> Vollständig jeden feierlichen Laut.
> Der Tempel sank, man hielt ihn für vernichtet,
> Die heil'gen Quadern stürzten unterm Spott;
> Doch Gott hat ihn hochherrlich aufgerichtet,
> Und was er lebet, lebet er nun Gott.
> Nun baut er uns zu Tempeln. — Tausend Seelen
> Hat er schon aufgebaut nach seinem Riß.
> O lern' ihm glauben, lerne Jesum wählen, —
> Er baut auch deinen Tempel dann gewiß.
> Darin auf ewig alle Lebenskräfte
> Harmonisch seinen Reichthum künden froh,
> Vereint zu sel'gem Tempeldienstgeschäfte —
> Denn wahrlich, hier ist mehr denn Salomo!
> Wer überwindet, der soll Alles erben; —
> Er, der die Blutsaat von dem Kreuz gesät,
> Macht ihn zum Sieger, der einst ohne Sterben
> Vollendet als ein Gottestempel steht!

Was die dritte Abtheilung: „Biblische Bilder", betrifft, so sind es wohlgewählte Gemälde, entnommen den Schriften des alten und neuen Bundes zum Theil mit einem Pinsel gemalt, den der Dichter in den Farbentopf der Phantasie getaucht hat.

In der vierten Abtheilung: „Balladen und historische Gedichte", verläßt der Verf., auf dem Territorium der Profangeschichte festen Fuß fassend, Siona's Gebiet; jedoch rauscht die Harfe David's und Assaph's immer in die Klänge der epischen Tuba, und um das Haupt der Besungenen schlingt sich die christliche Aureole. Wie das fromme Gemüth in dem unbedeutenden Ereigniß eine Beziehung auf das Göttliche zu finden weiß, darüber lese man S. 477 „Der Blitz durch das Sperlingsnest", welches also schließt:

> Warum mißtrau'n wir deiner Hut? —
> Wie treu sind wir regiert,
> Wenn sie den Blitz durch Sperlingsbrut
> Barmherzig durchgeführt!

Dies kleine Stück ist schön und passend in die Sammlung; wogegen „Der Schwermüthige" (S. 497) ein triviales Anekdoton ist, welches wir als unpassend hinweggewünscht hätten.

Unter den „Gelegenheitsgedichten" der fünften und letzten Abtheilung stießen wir auf einige patriotische und politische

Lieder, welche letztere jedoch zahmerer Natur und in jenem milden christlichen Geist empfangen sind, den man in den derartigen poetischen Bildungen der jungen politischen Zeitdichter schmerzlich vermißt. Alle diese frommen Ergüsse, einem, wie es scheint, unversiegbaren Quell entströmt, sind in mannichfaltige Formen gegossen, die der Sänger mit glücklichem Takte dem besungenen Gegenstande jederzeit anzupassen weiß. Antike Metren, namentlich den Herameter, sowie die regelrechte Octave vermissen wir. Hin und wieder verflacht sich der Strom der Empfindung, und manches Lied laborirt an mystischen Auswüchsen. Auch hüte sich der Leser, des dicken Großoctavbandes 616 Blattseiten hintereinander zu lesen, weil die Fülle des Stoffs auch dem schärfsten Geiste die Spitze stumpft und das wärmste Gefühl erkältet. Der einer liberalern Religionsansicht und Richtung Ergebene muß endlich die Kunst der Selbstverleugnung erlernen, wenn er nicht nach Lesung der ersten 30 Seiten das Buch zur Seite legen will.

11. Dichtungen von Franz Graf Pocci. Schaffhausen, Hurter. 1843. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Diese Dichtungen, größtentheils von einem frommen Geiste durchhaucht, bilden, nebst den zunächst folgenden von Peter Fischbach, in unserer Übersicht den Übergang vom Religiös-Lyrischen zum Episch-Lyrischen. Franz Graf Pocci kündet sich uns in den erzählenden Gedichten, wie er die hier mitgetheilten Legenden benennt, in seiner Devotion und Glaubensinnigkeit als einen Bekenner der römisch-katholischen Kirche an, obwol er nirgend als Söldling der ecclesia militans auftritt. Der Legendenton ist bis auf das ihm beiwohnende Reimgeklapp recht glücklich getroffen, und selbst einige da hinein sich verirrende Gauwörter nehmen sich in der Verbindung nicht übel aus. Es will uns bedünken, als werde die Sprache hin und wieder geflissentlich vernachlässigt, damit er nicht aus der Tonart falle, in welcher derlei Sujets gesungen sein wollen. In den Gedichten der zweiten Abtheilung: „Vermischtes", verläßt der Sänger jedoch schon Siona's Gebiet, um einen kleinen Streifzug ins Erotische und Epische zu machen, worunter zwar manches Spielende und blos Gereimte, aber auch manche zarte Naturblüte sich befindet. Wie zart gedacht ist z. B. das kleine Gedicht „Am Mühlbach" (S. 72), wo dem Dichter das sich mehr und mehr verstärkende Rauschen des Mühlbachs als ein Geist erscheint, der ihm weinend sein Sehnen anvertraut. Oder, fragt er, ist's vielleicht ein neckender Kobold? Dann schließt er:

> Nein, nein! — die Stimme der Natur
> Spricht aus dem Mühlbach wider,
> Und bringet neue Lieder,
> Die ich dann niederschreibe nur.

Diese Stimme der Natur klingt überall durch, kommt weich und herzgewinnend bei den hier eingestreuten Romanzen zum Vorschein, und entfaltet sich am holdesten in den Liedesbluten der dritten Abtheilung, „Waldlieder" überschrieben, wo ihn Maler, Jäger und Dichter und junge Mädchen- und Jünglingsherzen gewiß in seinen melancholischen Weisen verstehen. Für Naturmalerei hat er ein unbestreitbares Talent. Der einfache Commentar, den er (S. 87) zu dem bekannten Kupferstich Albrecht Dürer's, „Ritter, Tod und Teufel" gibt, wird daher gewiß allgemein ansprechen. Gemälde begeistern ihn überhaupt zu poetischem Schaffen; man lese „Der Mönch" (S. 94) nach einem Gemälde von Rubens. Das kleine moralisch-didaktische Blättchen „Inneres Leben" (S. 90) zeichnet sich durch rührende Einfalt aus und scheint die Frucht innerlich gemachter eigener Erfahrung zu sein, während „Bald vorbei" (S. 106) als die Blüte still resignirender Wehmuth erscheint. Was ihm die Gelegenheit in die Feder sagt, trägt fast Alles den Stempel echter Sentimentalität, die von so vielen unserer neuern Dichter erkünstelt wird. Hier ist sie, wie gesagt, das unverfälschte Product eines fühlenden Herzens. Ein frommer kindlicher Sinn bekundet sich endlich auch in den zuletzt gebotenen „Kinderliedern", die wir kleine Cabinetsgenrebilder, zur Zier einer Kinderstube gemalt, nennen möchten. Die hier in bunter Reihe gegebenen Sprüche, Fabeln, Legenden, Lieder, Naturbetrachtungen und die Märchen in ungebundener Rede von Hubertus mit seinem Horn, dem fremden Kinde, Nußknacker und Hanswurst scheint er sämmtlich den erzählenden Kindermuhmen und freundlichen Familientanten abgelauscht zu haben. Wie ausländisch nun sein Name auch klingen mag, er hat doch ein ganz deutsches Gemüth, und wir finden, was er in dieser Hinsicht (S. 98) von sich selbst sagt, vollkommen wahr:

> Welsches Blut in meinen Adern
> Hab' ich doch ein deutsches Herz,
> Das mit deutscher Treue schauet
> Rein und lauter himmelwärts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Anerkennung deutscher Gelehrsamkeit.

Unter den wissenschaftlichen Werken, welche durch Übertragung in fremde Sprachen zum Gemeingut mehrer Nationen geworden sind, hat unsers Wissens selten eins die Berühmtheit erlangt wie das in Gießen erschienene „Lehrbuch des heutigen römischen Rechts" von Dr. F. Mackeldey, Professor in Bonn. Wir haben dieses Werk in dem Original in 12 rasch aufeinander gefolgten Auflagen und in fast halb so viel verschiedenen Nachdrücken aus Reutlingen, Stuttgart und Wien kennen lernen. Eine französische Übersetzung erschien davon 1825 durch den Juristen L. Etienne in Paris, eine zweite 1826 in Mons durch Warnkönig besorgt, und eine dritte finden wir von dem Rechtsgelehrten Beving in Brüssel angekündigt. Eine spanische Übersetzung wurde in Madrid 1829 durch D. L. Collantes Bustamente edirt, eine russische durch Nikol. Roschdestwensky in Petersburg 1829, eine neugriechische 1839 durch die Professoren der Universität zu Athen, G. A. Rallis und M. Renieris. Von der letztern ist eine neue Auflage unter der Presse. Eine Übertragung in die englische Sprache ist vor kurzem von Kaufmann in Neuyork erschienen, und eine italienische Übersetzung endlich in Sardinien angekündigt. Man schelte die Deutschen nicht mehr, daß sie den Geistesproducten fremder Nationen zum Nachtheil der eigenen Literatur ihre Aufmerksamkeit in zu hohem Grade zuwenden, sondern man führe uns ein Werk aus dem Auslande an, welches die Anerkennung des eben besagten gefunden hat. 128.

Literarische Anzeige.

Das

Venen-System

in seinen krankhaften Verhältnissen

dargestellt von

Dr. F. A. Bj. Puchelt.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Erster und zweiter Theil.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 27 Ngr.

Der dritte Theil, welcher den Schluss des Werkes enthält, wird im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Leipzig, im Juli 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 192. —— 10. Juli 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

12. Heilige Geschichten und Sagen, Dichtungen von Peter Fischbach. Düsseldorf, Schreiner. 1843. 8. 25 Ngr.

Ähnlichen Inhalts wie das vorige, und ebenfalls von einem Katholiken, der jedoch, wie aus der (S. 32) dargelegten liberalen Ansicht hervorzugehen scheint, kein Römling und Fanatiker ist. In einigen Legenden lassen Ton und Sprache nichts zu wünschen übrig, z. B. (S. 24) „Die Wahl des Bischofs von Comana"; andern gereicht es zum Verdienst, daß sie nicht so bekannt sind; in noch andern ist viel Poesie, z. B. (S. 28) „Die Kirchstühle". Der Leser urtheile selbst.

> Zur heil'gen Weihnachtszeit um Mitternacht,
> Wo gern des frommen Christen Auge wacht,
> Saß eben, als die erste Meff' begann,
> In seinem Kirchenstuhl ein reicher Mann.
> Die meisten Kirchenstühle waren leer,
> Doch auf den Steinen kniete rings umher
> Der Armen Schar, auch manche schwacher Greis
> Und mancher Krüppel war in ihrem Kreis.
> Andächtig betete der reiche Mann,
> Und als die Sinnenwelt vor ihm zerrann,
> Da schaut' er Wunderbares im Gebet:
> Maria nimmt das Kindelein und geht
> Mit ihm durchs Gotteshaus von Stein zu Stein,
> Und Jeden küßt das Christuskindelein.
> Doch an den Stühlen wandelt sie vorbei,
> Auch an des Reichen Stuhl; zwar sündenfrei,
> Mitleidig bei der Brüder Noth und Schmerz
> Und fromm und gottergeben war sein Herz.
> Und dennoch achtet sein der Heiland nicht.
> Tief seufzet er, da plötzlich ward es Licht
> In seiner Seele: einen schwachen Greis
> Führt er auf seinen Platz, und in den Kreis
> Der Armen kniet er sich in Demuth hin.
> Und sieh! es kehrt die Gottgebärerin,
> Die Magd des Herrn, mit ihrem Kind zurück,
> Sie schaut ihn an mit ihrem milden Blick,
> Das Kindlein reicht sein Mündchen ihm zum Kuß,
> Er schmeckt der Himmelswonne Vorgenuß;
> Noch manche Kirchenstühle ließ er bau'n,
> Doch nur für Krüppel, Greise, schwache Frau'n.
> Er selber kniete, bis er selbst ein Greis,
> Auf hartem Steine in der Armen Kreis.

Hinsichtlich der in diesem Stücke herrschenden Sprache müssen wir den Verf. einiger Unrichtigkeiten zeihen. Es muß oben heißen „auch mancher schwache", statt „schwacher Greis", und knien als Reciprocum gebraucht ist ebenfalls unrichtig. Ebenso unrichtig ist „stande" statt „stand", und „er sprach zu seinem Wirthen" statt „Wirthe". Ferner stoßen wir auf Fremd- und Gauwörter. So heißt es in der dritten Nummer der Sage vom heiligen Arnold, er „juz" statt „jagte". An Reimerei und prosaischen Passus fehlt es auch nicht. So zerstört er den Eindruck, den die Scene macht, wo der heilige Ludwig dem Ägidius, einem ihm unbekannten Schüler des Franciscus von Assisi, auf des Letztern Grabe in sprachloser Rührung in die Arme fällt, durch den matten prosaischen Schluß:

> So begrüßten hier auf Erden,
> Mittelbar, doch innigst sich
> Jene großen Zeitgenossen
> Franz und König Ludewig.

Hinsichtlich der Form ist zu bemerken, daß Reime wie Liebe und Triebe, Lust und Brust, die wir in einer Strophe (S. 2) finden, vor dem Douanenhause unserer neuern Kritiker nicht zollfrei passiren. „Der arme Gottlieb" (S. 64) hat einen mönchischen Beigeschmack, der auch wieder, obwol minder stark und in poetischem Hauch, in „Rettung auf dem hohen Fern" (S. 37) auftaucht. In einem Anhange, der andere Gedichte religiösen und ethischen Inhalts, wie auch auf dem Titel steht, enthält, verläßt der Legendensänger Siona's Gebiet. Es sind darunter einige Nummern, die als Anekdota der Neuzeit gar nicht in die Sammlung passen. Viele sind prosaischen Inhalts, obwol er versichert, daß „Die sieben Worte am Kreuz" (S. 110) und einige hier folgende Übersetzungen alter lateinischer Kirchengesänge auf den Wunsch einiger Freunde in Gesangbücher aufgenommen seien. Es mangelt ihnen die kirchliche Weihe und sie entsprechen keineswegs den Anfoderungen der Jetztzeit an solche Leistungen.

13. Sagen und Lieder vom Rhein und von der Mosel. Von Ernst Floris. Koblenz, Hölscher. 1843. Gr. 12. 20 Ngr.

Welcher unter den deutschen Strömen ist in früherer und neuester Zeit öfter und begeisterter besungen als der Rhein? Auch gibt es vielleicht keinen, der durch seine historisch-politische Bedeutung, die Reize seiner Umuferungen, seine feurigen Naturerzeugnisse und die Menge seiner Sagen den Trieb zu singen so stachelte als eben er. Sobald der Ausländer, wenn er sonst Empfänglichkeit für Poesie hat, sein Gebiet betritt, so entfaltet sich in den Burgruinen, Klöstern und den geschwärzten städtischen Ringmauern das Mittelalter; sein Ufersiedler selbst aber hängt mit so inniger Liebe an dem Heimatsgau, daß er nicht selten von der Krankheit des Schweizers befallen wird, wenn ihn das Schicksal zur Auswanderung zwingt. Weil nun aber dieser König germanischer Ströme so oft besungen ist, so hat es seine große Schwierigkeit, etwas Neues zu bringen, sowol in der Darstellung seiner Naturreize, als auch durch erneuerte Exploitirung seiner Sagenschachte, und wer in unsern Tagen dergleichen unternimmt, kann nur durch die eigenthümliche Kraft seines Geistes die Gunst des lesenden Publicums und die Billigung der Kunstrichter erwerben. Der uns unbekannte Verf. vorliegender „Sagen und Lieder" ist nun zwar kein Meister in der epischen Kunst, noch ein Naturmaler, wie

Salis und Matthisson es waren; aber er hängt mit inniger Liebe an dem heimatlichen Strome, zeigt sich bewandert in der Geschichte des Mittelalters, gräbt sich emsig seine Stoffe aus den vergelbten Blättern alter Chroniken, oder nimmt sie sich aus dem Munde des Volks, und während er aus jenen die Schlacken der Abgeschmacktheit mit feinem Takt vom Golde scheidet, weiß er die mündliche Erzählung an rechter Stelle zu idealisiren. Überdies finden wir hier Vieles, was wir früher noch nicht gelesen, und den zum sechshundertsten Male aufgewärmten Kohl von der Lorelei, dem Mäusethurm u. s. w. hütet er sich wieder aufzuwärmen und dem Leser vorzusetzen. Die Sprache ist rein und nur selten wird gegen die epische Kürze verstoßen. Die Lieder, namentlich die aus dem „Wanderbuche des armen Peter" und einige Winterlieder sind in Weisen gesungen, die beim Volke Anklang finden werden. Die Anmerkungen, größtentheils historischen erläuternden Inhalts, sind eine schätzbare Zugabe, und des Buchs Umschlag versinnlicht uns in sinnigen, gutgedachten und wohlausgeführten Umrissen, unter denen Fräulein Mosella und Vater Rhenus mit ihren Urnen nicht vergessen sind, seinen gefälligen Inhalt.

14. Donaubilder von Theodor Mörtl. Straubing, Schorner. 1843. Gr. 12. 22½ Ngr.

Wir finden hier Sagen, Anekdoten, lustige Schwänke, eine (langweilige) Heroide von Agnes Bernauer, Legenden, Charaden, Räthsel, mitunter historische Facta und Personen, Alles mit der Donau auf irgend eine Art in Verbindung gebracht, Alles wohl gereimt und geleimt, aber Donaubilder; Donaugemälde und wahre Poesie nirgend. Der größte Strom Deutschlands, ja Europas hat noch keinen würdigen Sänger gefunden, und Hulda, die Donaunymphe, wird schwerlich Hrn. Mörtl ihren Schilfkranz aufsetzen.

15. Sagen des Neckarthals, der Bergstraße und des Odenwaldes. Aus dem Munde des Volks und der Dichter gesammelt von Friedrich Baader. Manheim, Bassermann. 1843. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Daß die Pfalz durch die geschichtlichen Erinnerungen wie durch die Naturreize, welche sie bietet, des Besingens ebenso würdig sei wie Rheingau und Donaugebiet, erleidet wol keinen Zweifel. Jenem Boden entsproßt ein reicher Sagenstoff über die Religion der alten Deutschen, ihre Götter und Druden, ihre Helden und Heldenschatten. Die Spuren der Römerherrschaft am Neckar und an der Bergstraße erwecken die Phantasie, und ermüdet sie dabei, wird sie wieder erfrischt durch jene Legenden, die aus dem Schoose des das Heidenthum verdrängenden Christenthums hervorgehen. Im Boden der Pfalz wurzeln ferner, wie auch die Vorrede bemerkt, die Sagen, die, im Nibelungenliede vereinigt, den fernen Norden, das Burgunderreich, Attila's Horden und die Völkerwanderung aus einem gemeinsamen dunkeln Hintergrunde hervortreten lassen. Dazu kommt Karl der Große mit der Romantik seiner Thaten, seines Hofs und seiner Familie. Bürger's „Weiber von Weinsberg" erinnern an die Fehden der Guelfen und Ghibellinen. Die Pfalz ist theilweise das Theater der Reformation des 16. Jahrhunderts, Karl V. und Luther waren in Worms, und der fünfte pfälzische Friedrich blies die Flamme des dreißigjährigen Religionskampfes an. Die Trümmer des heidelberger Schlosses erinnern an die Unbilden, die Frankreichs hinterlistige Politik unter Ludwig XIV. über das Land kommen ließ. Welch ein epischer Stoff mithin! Nun aber malt die Einbildungskraft nicht blos auf jenem historischen Grunde, sie wird auch geweckt und gestachelt durch den Blick, den das entzückte Auge auf jene fruchtbare Ebene wirft, die Rhein und Neckar durchziehen, oder auf jene Hügel und Berge, die mit Reblaub, Waldesgrün oder Burgruinen geschmückt sind. Natur und Geschichte der Pfalz durch das Medium der Poesie zu verbinden, war der glückliche Gedanke des Sammlers und Herausgebers vorliegender Lieder und Romanzen, und sein Werk steht in jedem Fall höher als das des vorgenannten Donausängers. Er will nicht Stoff zu geschichtlichen Studien sammeln, sondern der Erinnerung durch Anschauen Genuß bieten. Eigenem Produciren entsagend, verpflanzt er die Blüten vaterländischer Dichter in seinen Garten, und man würde ihm Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, er habe sich in deren Wahl vergriffen. Das bezeugen schon die hier vorkommenden Dichternamen, die theils einen guten, theils einen ausgezeichneten Klang in deutscher Zunge haben; denn außer Heribert Rau, Eduard Duller, Ernst, Sturm, Krummacher, Kopisch, Schuler, Grimm, Simrock, Justi und Döring, strahlen uns die Namenszüge von Clemens Brentano, Gustav Schwab, Bürger, Justinus Kerner, Chamisso, Ludwig Uhland und Friedrich Rückert entgegen. Natürlich wird der kundige Leser auf manches Bekannte stoßen; doch dient das auch zur Vervollständigung des Ganzen. Der Sammler hat die Lieder und Romanzen nach der Örtlichkeit zu vertheilen für gut befunden, und so 14 Nummern auf Heidelberg und die Umgegend, 24 auf das Neckarthal und 20 auf die Bergstraße und den Odenwald vertheilt. Die geschichtlichen Bemerkungen, die den einzelnen Nummern beigefügt worden, sind zwar kurz, aber doch lang genug, um dem Leser den historischen Boden in genauern Umrissen vor die Seele zu führen.

16. Lithauische Volkslieder und Sagen, bearbeitet von Wilhelm Jordan. Berlin, Springer. 1844. 8. 20 Ngr.

Es ist Ref. nicht erinnerlich, ob die hier mitgetheilten „Volkslieder und Sagen", die unbevorwortet gedruckt sind, schon von Andern bearbeitet wurden; aber Das getraut er sich behaupten zu dürfen, daß ihr Bearbeiter ebenso viel Takt in der Auswahl als Geschicklichkeit und Anmuth in der Darstellung derselben bekundet. In jeder Nummer offenbart sich der Volkscharakter; überall klingt die Stimme einfacher Natursöhne durch, und in den Mythen über Kosmogenie enthüllt sich am klarsten das Walten einer frischen, unverdorbenen Phantasie. Die Hindeutungen auf volksthümliche Sitten und Gebräuche, wie auch die Namen der alten Landesgötter sind durch Anmerkungen am Schlusse des Büchleins erläutert. Die letzte Nummer „Ragaina" (die Gegend bei dem heutigen Tilsit und Ragnit) enthält die poetische Erzählung, wie die Herrschaft der früher das Land beherrschenden Riesen durch die Tochter des letzten Hünenkönigs in die Hände der kleinen Menschen überging. Hören wir des Volks poetische Ansicht von „Sonne und Mond":

Vor vielen tausend Jahren
Im Himmel Hochzeit war;
Da wurde aus dem Monde
Und aus der Sonne ein Paar.

Bei diesem Hochzeitfeste
Der erste Lenz entstand,
Da sich Zempna*) anzog
Ihr bestes Blütengewand.

Den Tag darauf ihr Brautbett
Die Sonne früh verließ;
Der Mond, noch gar zu schläfrig,
Allein sie gehen hieß.

Und als er später nachzog,
Gewann er den Morgenstern lieb,
Perkun, darob ergrimmet,
Ihn mit dem Schwerte zerhieb.

Als diese Mähr die Sonne
Aus Vaters Mund vernahm,
Vergoß sie heiße Thränen
Und wob, um ihren Gram

Durch Arbeit zu zerstreuen,
Mit kunstgeübter Hand
Aus Strahlen und aus Thränen
Des Regenbogens Band.

*) Göttin der Erde.

Getrennt vom Monde wandelt
Sie jetzt den langen Tag;
Nur wenn sie sinket, blickt sie
Ihm doch noch einmal nach.

Wenn er dann bleich von Osten
Zu ihr herübersieht,
Denkt sie der alten Zeiten:
Ihr Strahlenantlitz glüht

Vor Liebe und vor Wehmuth
In dunkelrothem Schein,
Und trauernd taucht sie wieder
Ins Waldesgrün hinein.

Ist das nicht Poesie?

17. Sagen von Luxemburg, poetisch bearbeitet von Theodor von Soderstolpe. Luxemburg, Michaelis. 1843. 12. 1 Thlr.

Wie sollte nicht auch Luxemburg seine Denkmale der Vorzeit und seinen Sagenkreis haben? Doch aufrichtig gestanden, es fehlt den luxemburger Gewächsen der frische Duft der eben besprochenen lithauischen Volkspoesie. Die Naturmythen vermissen wir gänzlich. Die Sachen haben einen Beigeschmack von mönchisch crassem Aberglauben, oder riechen nach der Atmosphäre der Spinn- und Fabrikarbeiterstuben. Nun lassen sich zwar die allerordinairsten derartigen Stoffe vortrefflich bearbeiten, wenn sie unter eine geschickte feine Hand kommen; hier aber werden sie mit so tölpischer Hand angefaßt und so zerhämmert, daß sie zerspringen. Auch läßt sich die Sage nicht gern, wie hier mitunter geschieht, in Sonettenform gießen. Eine zweite Abtheilung gibt unter der Aufschrift „Lebensknospen" lyrische Gedichte; aber weder der Frühling noch die Liebe sind zart genug behandelt und die Vaterlandslieder drehen sich im Vehikel gangbarer Phrasen. Die „Epischen Gedichte" des dritten Theils sind sämmtlich trivial; der einzige glückliche Wurf in der Sammlung scheint die Legende „Des Teufels Tischwein" (S. 223) zu sein, deren Pointe diese ist:

Als der Christ auf hohem Berg gewesen,
Und also versuchet ward vom Bösen:
Christus! knie und bete hier vor mir,
Und der Welten Schätze geb' ich dir,

Da hat Satan rasch hinzugefüget:
Grüneberg, das dort im Sande lieget,
Grüneberg nur, das bleibt ewig mein!
Denn mein Tischwein wächst dort ganz allein!

18. Das Friedensschwert. Poetische Novelle in zehn Gesängen. Von C. H. Volkhardt. Bamberg, Schmidt. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Lange haben wir kein episches Product der Neuzeit unter den Händen gehabt, das so alltäglich in der Anlage, so arm hinsichtlich der Erfindung, so unmotivirt in Ereignissen und Handlungen und vor Allem so breit und tautologisch in der Darstellung wäre wie gegenwärtiges. Wir bedauern den Leser, der sich durch die zehn Gesänge mit ihren 5600 reimlosen Jamben durcharbeiten muß, und noch mehr den Verleger, der es gedruckt und die Waare auf dem literarischen Markte feil bietet.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliothèque dramatique de M. de Soleinne. Catalogue rédigé par *P. L. Jacob*, bibliophile. Erster Theil. Paris 1843.

Die edle Bibliomanie scheint wirklich immer mehr und mehr verloren zu gehen; wenigstens werden zu Paris, wo sonst nächst London die meisten leidenschaftlichen Büchersammler zu finden waren, die großen Bücherauctionen immer weniger besucht. Und wie selten werden nicht seit einiger Zeit die fleißig gearbeiteten Kataloge mit wichtigen bibliographischen Nachweisungen, literarischen Bemerkungen u. s. w., wie sie uns sonst jedes Jahr zu bringen pflegte! Was wird aber aus der sanften „Bücherwuth", die denn doch in einigen Kreisen noch in einigem Ansehen stand, erst werden, da nun auch Nodier, der liebenswürdigste Bibliomane, den Paris aufzuweisen hatte, der Herausgeber des gehaltreichen „Bulletin des bibliophiles" gestorben ist? Von allen jetzt lebenden Büchersammlern in Frankreich haben nur Brunet und P. Lacroix einigen Ruf. Letzterer, der unter seinem angenommenen Namen „Jacob, le bibliophile" bekannter ist, tritt denn aber doch endlich einmal mit einer Spende hervor, bei der allen Kennern das Herz aufthauen wird. Schon hatten wir geglaubt, daß er seit dem nothgedrungenen Verkaufe seiner herrlichen Bibliothek, in die er sein ganzes Vermögen gesteckt hatte, ganz auf seinen Beinamen des „bibliophile" verzichten und sich ausschließlich dem ersprießlichen Felde des Feuilleton zuwenden wolle. Aber zu unserer Freude sehen wir, daß er jetzt, obgleich er selbst nicht mehr sammelt, doch seiner alten Leidenschaft noch getreu ist und durch Anordnung und Katalogisirung fremder Sammlungen davon Zeugniß giebt. Das Verzeichniß aller Stücke, welche in der reichen dramatischen Sammlung des Hrn. v. Soleinne enthalten sind, scheint uns wichtig genug, um in d. Bl. mit einiger Ausführlichkeit besprochen zu werden.

Der Name des Hrn. v. Soleinne hat bei den Bibliophilen einen guten Klang. Vierzig Jahre hindurch hatte dieser Liebhaber darangesetzt, seine dramatische Sammlung so vollständig als möglich zu machen, und dabei hatte er keine Mühe, keine Kosten gescheut. Wol mag der Gedanke traurig sein, daß nun alle diese Kostbarkeiten, die er mühsam zusammengebracht hat, nach seinem Tode wieder vereinzelt und in alle Welt zerstreut werden — und ein Theil der Sammlung ist bereits zersplittert —; aber zum Glücke bleibt uns doch wenigstens der Katalog derselben, der seinen bibliographischen und literaturhistorischen Werth nicht verlieren wird und der einen Begriff geben mag von einer Specialsammlung, die in solcher Vollständigkeit wol niemals existirt hat.

Der Band, welcher vor uns liegt, enthält das orientalische, griechische, lateinische Theater und die französischen Dramatiker von den ersten Mysterien bis auf unsere Zeit. Bei jedem Schritte stoßen wir auf die größten Seltenheiten. Von den französischen Stücken des 15. Jahrhunderts, so weit uns dieselben bekannt sind, fehlt auch nicht ein einziges, ja es sind sogar einzelne Manuscripte, wie z. B. Nr. 524 „Mystère de la Passion", Nr. 566 „Mystère de Saint-Crispin et Saint-Crispinien" verzeichnet, die von den gedruckten Texten beträchtlich abweichen sollen. Dazu gehört auch noch eine Handschrift der „Farce de Pathelin" (Nr. 661), die zu den kostbarsten Stücken der ganzen Sammlung gehört. Aber Soleinne wog die Werke, welche für ihn Interesse hatten, auch oft buchstäblich mit Golde auf. Um einen Begriff davon zu machen, wie theuer er oft literarische Seltenheiten bezahlen mußte, wollen wir nur einige Nummern aus dem Verzeichnisse ausheben. Nr. 564 „Vie de Saint-Christophe", eine der seltensten Mysterien, wurde mit 851 Fr. bei dem Verkauf der Sammlung Labédoyère's bezahlt, das „Mystère de la passion" in der Virard'schen Ausgabe von 1490 (Nr. 528) kostete 1201 Fr.; es stammt aus der Mac Carthy'schen Sammlung; die „Destruction de Troye" (Nr. 558) wurde von Soleinne auf der Auction von Hebert's Schätzen mit 60 Pf. St. bezahlt; ja die „Moralité du mauvais riche et du ladre", aus 8 Blättern in Quart bestehend, wurde 1834 auf der Revoil'schen Versteigerung mit 1860 Fr. erstanden!

Die Zahl der Moralitäten und Possen, welche in dieser kostbaren Sammlung enthalten sind, ist nicht geringer als die der Mysterien. Darunter sind allein acht kostbare ältere Ausgaben der „Farce de Pathelin". Mit Ausnahme von sechs oder sieben Stücken, die so gut wie ganz verloren zu sein scheinen, ist die dramatische Literatur des 16. Jahrhunderts hier vollständig vertreten. Ja, einige der Komödien und Trauerspiele,

welche sich in diesem Kataloge verzeichnet finden, sind so kostbar und so selten, daß sie der Herzog von Lavallière, dessen „Bibliothèque du Théâtre français (1758, 3 Bde.) mit so unglaublichem Fleiße ausgearbeitet ist, nicht einmal gekannt hat.

Nicht minder interessant sind die dramatischen Stücke aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wir wollen indessen nur darauf aufmerksam machen, daß es Hrn. v. Soleinne gelungen ist, die vollständige Sammlung der Originalausgaben aller Stücke von Corneille zusammenzubringen. Es wird dies um so wichtiger scheinen, wenn wir bemerken, daß die größte Anzahl derselben so gut wie ganz verloren schien. Diese Originalausgaben bieten aber, wie man sich denken kann, eben wie die ersten Ausgaben der Shakspeare'schen Stücke, nicht selten die wichtigsten Varianten. Hoffentlich werden diese Schätze nicht länger unbenutzt bleiben, man muß dies um so mehr wünschen, als es Parelli in seiner trefflichen Ausgabe der Werke des großen Dramatikers (bei Levèvre, 1824, 12 Bde, 8.) nicht gelungen ist, bei allen Stücken eine gleich vollständige Sammlung der verschiedenen Lesarten zu vereinigen. Bemerkenswerth in der Sammlung des Hrn. v. Soleinne ist überdies noch die seltene Elzevir'sche Ausgabe der Werke beider Corneille (1664—76, 9 Bde., 12.), die auf der Bérard'schen Auction für 751 Fr. erstanden wurde. Wir wollen außerdem noch eines besondern Abdrucks der „Andromède" gedenken (1651), in dem sich einige handschriftliche Bemerkungen von der Hand Molière's befinden. Dieses Exemplar ist um so kostbarer, als man bisjetzt, mit Ausnahme einiger Namensunterschriften, fast gar keine Autographen von Molière kannte. Auch von Molière hat Hr. v. Soleinne fast alle Stücke in seiner Sammlung in Originalausgaben vereinigt; nur eins („Les fourberies de Scapin") ist ihm entgangen. Unter den übrigen Ausgaben der Werke des großen Komikers machen wir besonders noch auf eine von 1682 aufmerksam. Von dieser Ausgabe dürfte außer dem Exemplar, welches sich Hr. v. Soleinne verschafft hatte und das aus der Bibliothek des Hrn. de la Reynie stammt, kein zweites existiren. Es ist selbst erst nach dem Erscheinen der Ausgaben von Auger und Aimé Martin wieder ans Licht gezogen, und man kann sich von ihm eine reiche Ausbeute wichtiger abweichender Lesarten versprechen, da diese alte Ausgabe nach Originalhandschriften Molière's veranstaltet war.

Die zahlreichen und werthvollen Bemerkungen, mit denen der fleißige Lacroix diesen Katalog bereichert hat, machen denselben zu einem höchst interessanten Beitrage zur Geschichte der gesammten dramatischen Literatur. Ganz vorzüglich beachtenswerth sind die literarischen Notizen, mit denen die ältern französischen dramatischen Stücke begleitet werden. Man wird es dem „bibliophile" Dank wissen, daß er es nicht verschmäht hatte, überall seinen Bemerkungen reichliche Citate aus den verschiedenen Kostbarkeiten der Soleinne'schen Sammlung einzuverweben. Dadurch ist dieser Katalog zu einem Werke geworden, das für das Studium der ältern französischen Literatur geradezu unentbehrlich sein dürfte. 6.

Bibliographie.

Elegante Bibliothek moderner Novellen. Herausgegeben von F. Wehl. Istes Bändchen. Berlin, Schepeler. Gr. 16. 15 Ngr.

Neue Croquis aus Ungarn. 2ter Band. Leipzig. Kl. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Delbrück, F., Der Eintritt der rheinischen Friedrich-Wilhelm's-Universität zu Bonn in ihr zweites Vierteljahrhundert. Eine Rede zur akademischen Feier desselben am 18. October 1843. Bonn 1843. Gr. 4. 5 Ngr.

Ἓν καὶ Πᾶν. (All-Einigkeit.) Lebensblumen in sechs Kränzen. Lyrisch-didaktisches Gedicht. Dresden, Arnold. Gr. 8. 20 Ngr.

Graser, Die Erziehung der Taubstummen in der Kindheit. Nach dem Tode des Verf. mit Schluß und kurzer Biographie desselben versehen von J. L. Ludwig. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gräße, J. G. T., Handbuch der allgemeinen Literärgeschichte zum Selbststudium und für Vorlesungen. Ein Auszug aus des Verf. größerm Lehrbuche der allgemeinen Literärgeschichte. 1ster Band. 1stes Heft. Dresden, Arnold. Gr. 8. 15 Ngr.

Haas, C., Protestantismus und Katholicismus. Eine religiös-politische Denkschrift als Rechtfertigung meines Rücktritts zur katholischen Kirche. 2te Auflage. Augsburg, Kollmann. Gr. 12. 26¼ Ngr.

Kohl, J. G., Land und Leute der britischen Inseln. Beiträge zur Charakteristik Englands und der Engländer. 1ster Band: Eintritt. Nationalitäten. Größe. Nachbarn. Dresden, Arnold. 8. 3 Thlr.

König, A. R. J., Pädagogische Erfahrungen und Ansichten. Versuch einer Beantwortung der Suringar'schen Preisfrage, auf Veranlassung des Erscheinens der Curtmann'schen Preisschrift erweitert und als Beitrag zur Förderung des Unterrichts in den Volks- und Realschulen herausgegeben. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 5 Ngr.

Lasaulx, E. v., Der Eid bei den Griechen. Würzburg, Voigt und Mocker. Gr. 4. 20 Ngr.

Legrand, W., Die kirchliche Noth unserer protestantischen Glaubensgenossen in der Nähe und in der Ferne. 2te vermehrte Auflage. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 2½ Ngr.

Leibnitz's Animadversiones ad Cartesii principia philosophiae, aus einer noch ungedruckten Handschrift mitgetheilt von G. E. Guhrauer. Bonn, Marcus. Gr. 8. 15 Ngr.

Meier, G. A., Die Lehre von der Trinität in ihrer historischen Entwickelung. 1ster Band. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mundt, T., Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuern Entwickelungen und Problemen. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Poujoulat, Geschichte von Jerusalem. Ein religiös-philosophisches Gemälde. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von W. Reithmeier. Augsburg, Kollmann. Gr. 12. 1 Thlr.

Richter, J. D. W., Des Böhmen-Aufruhres oder des deutschen 30jährigen Krieges Ursachen und Beginn aus den Quellenschriften erzählt. Nebst dem von Joh. Borott ins Deutsche übersetzten Majestätsbrief des Kaisers Rudolph II. Erfurt, Otto. Gr. 8. 10 Ngr.

Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volks. Mit erklärenden historischen und geographischen Anmerkungen herausgegeben von J. Günther. 1ster Band. 1ste Lieferung. Jena, Mauke. Lex.-8. 7½ Ngr.

Schmid, L., Über die menschliche Erkenntniß. Münster, Theissing. 8. 7½ Ngr.

Schneider, L., Der böse Blick, oder: Die Queiße in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in vier Abtheilungen. 4te Abtheilung: Berlin im Jahre 1838. Berlin, Hayn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stolle, F., Kleinere Erzählungen. Leipzig, Thomas. 8. 3 Thlr.

Traditionen zur Charakteristik Österreichs, seines Staats- und Volkslebens, unter Franz dem Ersten. 1ster Band. Leipzig, Hartknoch. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogel, C. F., Dr. Wilhelm Traugott Krug in drei vertraulichen Briefen an einen Freund im Auslande biographisch-literarisch geschildert. Neustadt a. d. O., Wagner. Gr. 16. 20 Ngr.

Wachsmann, C. v., Helgoland. Ein Büchlein zur Begleitung für Lust- und Badereisende. 2te vermehrte Auflage. Dresden, Arnold. 16. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 193. — 11. Juli 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 192.)

19. Kleist. Von K. J. Schuler. Zweibrücken, Ritter. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

Eine viel lesbarere und gelungenere epische Arbeit als die vorbenannte. Hier hat das Leben selbst erfunden, die Phantasie auf historischem Boden Grund und Halt gegeben und so den Geist vor Verirren geschützt. Es nimmt uns gleich für den Verf. ein, daß er auf das Frontispice des Denkmals, welches er dem Frühlingssänger und Helden setzt, sich an die Natur wendet:

> Natur, des Helden Freundin, den ich begrüßen will,
> Natur, gib mir heute die Harfe der Demuth, ernst und still.
> Aus deinem stillen Auge les' ich das ernste Lied;
> Denn du hast auch geweint, als Kleist, dein Freund, verschied

Episches an das Lyrische knüpfend, schildert er uns nun die Machinationen der Pompadour gegen Friedrich II. und zeigt uns den Helden seines Lieds im Lager bei Grüneberg, wo er Gleim, den Grenadier, in das Zelt des befreundeten Dichters führt, was ein kleines, wohlgelungenes Genrebild gibt. Doch nicht blos das innige Verhältniß zwischen Gleim und Kleist, sondern auch die Darstellung des Verkehrs zwischen dem Helden des Siebenjährigen Kriegs und seinen französischen gelehrten Freunden, Voltaire an ihrer Spitze, geben uns ein anschauliches Bild von dem Auftreten und Wirken der Muse unter dem Geräusche der Waffen. Recht gut nimmt sich die eigenthümliche Figur des alten Kanoniers Orkow aus; von noch besserm Effect aber ist die eingewebte Episode von der stillen Liebe der Rosa Bühling, der Tochter eines Rittmeisters zu Frankfurt an der Oder, zum Helden, den sie als Dichter auf das innigste verehrt. Der Verehrte ahnt indessen von dieser Liebe nichts, ficht bei Guben mit dem sieggewohnten Heer und bricht nach Kunersdorf auf, wo er Degen und Leier am Grabe niederlegen sollte. Der Verf. läßt den großen König, der bekanntlich keine hohe Meinung von der deutschen Literatur hatte, in Bezug auf Kleist zu Seydlitz sagen:

> Daß ich doch nimmer litt
> Das fade Mondgeflimmer auf sentimentaler Flut.
> Und nimmer so mag leiden die fade Dichterbrut!

Wie er aber das Kleist'sche bekannte Lied:

> Unüberwund'nes Heer! mit dem Tod und Verderben
> In Legionen Feinde dringt,
> Um das der frohe Sieg die güld'nen Flügel schwingt.
> O Heer! bereit zum Siegen oder Sterben u. s. w.

von den Soldaten anstimmen hört, söhnt er sich mit dem deutschen Sänger aus. Das sucht der Kleist persönlich befeindete General Jahrstein zu hindern. Es scheint, der Ref. führe diesen General und seinen Sohn als das böse Princip ein, um seinem kleinen Epos Recht widerfahren zu lassen, indessen ist Beider Auftreten und Wirken so effectlos, daß sie als müßige Figuranten erscheinen. Um so lieblicher erscheint die Schwärmerin Rosa bei der Katastrophe. Ihre Leidenschaft treibt sie durch das russische Lager, durch welches sie mit Hülfe des sie anbetenden russischen Obersten Stackelberg gelangt, in das preußische. Hier kommt sie an, wie eben ein Kroat auf ihren Vater das Pistol abdrücken will. Sie entreißt ihm die Waffe. Er verwundet sie tödtlich. Der sie erkennende Vater läßt die Verwundete zu einer Bäuerin bringen, wo sie stirbt. Kleist findet Bühling bei der Leiche seines Kindes:

> Rittmeister Bühling schaute des Dichters Augen feucht,
> Und trat zu ihm, die Hände ihm betend dargereicht.
> Kleist aber hört aus ihres Vaters Munde
> Von Rosa's Lieb' und Tod die ganze Kunde.
>
> Da floh des Dichters Thräne vom bleichen Angesicht,
> Und eine *neue* Thräne rann aus dem Auge nicht;
> Nur Ein Gedanke, der im Schmerz ihm bliebe,
> Durchschauert' ihn: die Größe deutscher Liebe.

Der 17.—19. Gesang geben die Katastrophe und den Schluß, den für Preußen unglücklichen Ausfall der Schlacht bei Kunersdorf und Bühling's und Orkow's Tod. Dem am Sumpfe liegenden schwer verwundeten Helden erscheint Rosa's Geist. Stackelberg läßt ihn nach Frankfurt bringen, wo er stirbt. Die Sprache ist nicht eben classisch, genügt aber doch den Ansprüchen unserer Zeit. Das Metrum bewegt sich mitunter etwas eckig und rauh in abwechselnden, größtentheils langzeiligen Rhythmen. Eine Bemerkung erlaubt sich Ref. zum Schlusse noch über das hier einigemale gebrauchte Particip „gerochen" statt „gerächt". Obwol Schiller's Autorität in den Worten (s. „Die Kraniche des Ibikus") „der fromme Dichter wird gerochen", für diese Form zu sprechen scheint, so sollte man sie doch nicht nachahmen.

20. Der heilige Adalbert, Apostel der Preußen. Kirchenhistorisches Gedicht von K. A. O. Tornwald. Danzig, Kabus. 1844. 8. 20 Ngr.

Nicht zum ersten Male hat das Leben und Ende des genannten Heiligen eine epische Feder in Bewegung gesetzt. Schon vor zwölf Jahren erschien in Stralsund: „Adalbert, der Preußen Apostel", ein Gedicht in drei Büchern, von F. Furchau, welche Arbeit wir auch in Nr. 217 d. Bl. f. 1832 besprochen haben, deren aber im vorliegenden Buche zu unserer Verwunderung nirgend Erwähnung geschieht, während gleichwol mit gewissenhafter Treue die historischen Quellen angegeben sind, aus denen Hr. Tornwald geschöpft hat. Wie Furchau, hat auch Tornwald das ganze Gedicht in drei Abtheilungen gegeben. Was Furchau unter der Aufschrift „Bereitung", in ununterbrochener Gangfolge mittheilt, also des Helden Geburt und Jugendleben, das Bild seiner Ältern, vor allen seiner christlichen Mutter, seine Erziehung, seine Sendung nach Magdeburg zum Erzbischofe Adalbert, sein Verhältniß daselbst zu dem Mönch Otherich und seinem treuen Freunde

Gaudentius, finden wir hier unter der Aufschrift „Adalbert der Knabe und Jüngling", aber zerspalten in einzelne Romanzen und dargestellt in abgerissenen didaktischen Blättern. Wenn Furchau ferner in seinem zweiten Buche unter „Prüfung" uns erzählt, wie Adalbert nach des böhmischen Bischofs Ditmar Tode von Herzog und Volk an dessen Stelle gewählt, in sein Vaterland zurückgekehrt sei, den Glaubenskampf gegen seine heidnischen Landsleute besteht, wie er nach Rom zieht, Mönch wird, und dann wiederum nach Prag heimkehrt, so lesen wir Dasselbe hier, nur mit dem Unterschiede, daß Tornwald mehr detaillirt, und zuweilen, den historischen Grund und Boden verlassend, der dichtenden Phantasie ihr Recht einräumt. Zeigt uns Furchau in seinem dritten Buche: „Die Vollendung", den Glaubenshelden, das Kreuzeszeichen in frommer Hand, an den Küsten der Ostsee, wo er als Märtyrer unter den Streichen der Griwaiten (der altpreußischen heidnischen Priester höherer Ordnung) seinen Tod findet, so wird uns hier auch Ebendasselbe, in zehn Nummern gespalten, mitgetheilt. Mitunter lesen wir altdeutsche, antiquirte Ausdrücke, wie „gefahret" statt „gefahren", „gahn" statt „geh'n" u. s. w.; sie sollen wahrscheinlich episch effectuiren, stehen aber in ihrer Vereinzelung und Abgerissenheit wunderlich und affectirt da. Wo der epische Stoff gänzlich fehlt, oder nicht poetischer Natur ist, hat sich der Verf. erlaubt, didaktische Stoffe aus der Kirchen- und Dogmengeschichte einzuweben, was namentlich im ersten Theile geschehen ist. Überhaupt hilft er sich, wo ihn die Geschichte im Stich läßt, mit dem didaktischen Element der Poesie und dem Idealisiren glücklich durch. Dennoch hat er manche Lebensereignisse seines Helden, z. B. dessen Reise zu contemplativen Zwecken in Oberitalien, unberührt gelassen. Indessen verträgt nicht jeder epische Stoff eine poetische Behandlung, und der ästhetische Werth epischer Arbeiten beruht nicht sowol auf dem strengen Anschlusse an die Geschichte, als mehr auf der Kunst zu idealisiren und ergänzend zu erfinden. Ein geübter Verskünstler ist unser Verf. nicht; aber es ist Talent da und er hat con amore gearbeitet. Als Probe theilen wir den Schluß der Romanze „Vollendung" (S. 136) mit, die den Märtyrertod des frommen Mannes schildert, der, umgeben von seinen Freunden und Gehülfen Gaudentius und Benedict, von heidnischen Preußen in dem Augenblicke angefallen wird, wo er soeben aus einem erquickenden Schlummer erwacht ist.

Plötzlich stört im süßen Schlummer
 Sie ein furchtbar wild Geschrei.
Preußen nah'n zu Leid und Kummer
 Und ergreifen alle Drei.
Wüthend legt man sie in Bande,
 Fest umstrickt wird Adalbert.
Adalbertens Leid und Schande
 Hat der Freunde Herz versehrt.
Und sie klagen drob; doch Friede
 Spricht aus Adalbertens Blick:
„Freunde, werdet mir nicht müde,
 Schauet auf das Kreuz zurück.
Für den Heiland, für den Glauben
 Ist das Leiden ja geweiht;
Niemand kann den Herrn uns rauben,
 Ihm bleibt Preis und Herrlichkeit.
Dessen Macht ist ohne Ende,
 Dessen Liebe ohne Ziel;
Dankend hob' ich meine Hände,
 Wenn ich heute für ihn fiel."
So noch pries er Christi Ehre,
 Als des Siggo's Rachelust
Ihm den Tod mit starkem Speere
 Gräbt in seine fromme Brust.
Auf des Siggo's Stoß durchbrechen
 Noch sechs Speere ihm das Herz.
Aus der Adern Lebensbächen
 Strömt sein Blut, sein letzter Schmerz.
Er noch für die Feinde flehend
 Mit erhob'nem matten Blick,
Und in Kreuzesform noch stehend
 Sinkt er endlich todt zurück.
Also ward durch Blut gesühnet
 Das entweihte Götterfeld,
Er doch hat dem Herrn gedienet
 Adalbert der Glaubensheld.

21. Das Leben der heiligen Cäcilie in drei Gesängen, von Guido Görres. München, Lentner. 1842. 16. 5 Ngr.

Der äußern Form nach fast ganz gleich jenen bekannten Tractätlein, die des evangelischen Pietismus fromme Hand unter das Volk streut, nur in gebundener Rede, mit gut gedachten und gezeichneten Silhouetten und arabeskenartigen Verzierungen auf jeder der 48 Blattseiten geschmückt, erscheint hier die Legende von der heiligen Cäcilie, nur ausgeführter, als wir sie sonst lesen, und gedichtet zu Albano im Juli 1842. Absehend von jedem confessionellen Vorurtheil, muß Ref. offen bekennen, daß diese wenigen Bogen einem gar glaubensinnigen Gemüth entflossen sind, und daß man vom Verf. sagen kann, was jener Apostel von sich behauptete: „Ich glaube, darum rede ich!" Der Wohlklang der Verse wird auch das Seine beitragen, um das unscheinbare Büchlein zu einem Schatz der katholischen Christenheit deutscher Zunge zu machen.*) 61.

Die Frage: Wohin? In Bezug auf die landständischen Verhältnisse der preußischen Monarchie vom Gesichtspunkte praktischer Ausführbarkeit betrachtet. Berlin, Dümmler. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein Mann von vornehmem Gethue und absprechender Rede, der seinen Namen nicht hat kund geben wollen, dem aber die Worte und die Begriffe liberal und Liberalität widerlich sind und der ihnen die Bedeutung von neuerungssüchtig, unruhig, Bewegung erregend, unzufrieden mit dem Bestehenden und dem Königthume abhold unterlegt, hat seine Zeitgenossen darüber aufklären wollen, wohin, da die Zeit einmal nicht stille steht und sonach auch die preußische Verfassungsfrage in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht beharren kann, die Richtung derselben sowol vermöge der Entwickelung der sich schon ausgebildeten Zustände und der in ihnen waltenden Macht von Natur gehe als auch zum Heile der preußischen Monarchie gehen müsse. Auf theoretische Betrachtungen die Sache zurückzuführen ist ihm zu weitläufig, mühsam und unbelohnend; da vielmehr politisch praktisch nur Dasjenige ist, was ausführbar ist, ist es ihm bequemer und geläufiger, den dermaligen Bestand der Dinge zu schildern und daraus zu folgern, was aus dem Kindlein werden könne und solle. Für ihn aber gibt es kein Volk im Sinne von populus, sondern nur von plebs oder demos; wer es mit dem Volke hält oder dessen Gerechtsame und Freiheiten vertheidigt, ist Demokrat, ja Demagog; zwischen einem solchen und einem Monarchisten oder Legitimisten ist Unverträglichkeit, Aussöhnung und Übereinstimmung grundsätzlich unmöglich, mithin der ganze Gedanke der Umgebung der Fürstenthrone mit republikanischen Institutionen für ihn ein gedankenloser. Unter Republik versteht er nämlich nicht Das, was das Wort besagt: den Zustand des Gemeinwohls oder des Regiments der öffentlichen, weil gemeinsamen, Angelegenheiten, sondern der Herrschaft Mehrer, eigentlich aller Einzelnen durch deren Willensvereinbarung. Mit Geringschätzung und verdächtigendem Witze werden Diejenigen angegriffen und angeschwärzt, welche nicht in dasselbe Horn blasen; doch ist dieser Witz schal und matt, und die Beimischung vieler Galle macht seine Lauge von üblem Ansehen und widerlichem Geruche.

*) Der zweite Artikel dieser Übersicht folgt im nächsten Monat.
D. Red.

Mit dem Ergebnisse der Beantwortung muß man ungleich mehr zufrieden und einverstanden sein als mit dem Gange und Inhalte derselben. Der Verf. erkennt es an, daß die getrennten Provinzialstände nicht auslangen können, sondern daß allgemeine Stände für den ganzen Staat den Schlußstein abgeben; aber die Stände sollen nicht selbst Stände sein, sondern nur so heißen, d. h. sie sollen nicht die Vertreter der Gerechtsame, Freiheiten und Gewährleistungen aller Staatsbürger sein, wofür einzustehen und für welche zu stehen ihr Beruf ist, sondern sie sollen nur Stellvertreter derjenigen Stände sein, in welche die gesammte Nation geschichtlich sich geschichtet hat, mithin nur die Sonderinteressen des Adels-, Bürger- und Bauernstandes wahrnehmen, und sich deshalb auch ja in Kammern vertheilen. Wenn solchergestalt schon durch die Form für das: Theile und herrsche! gesorgt ist, und durch den Grundsatz, daß keine Veränderung ohne allseitige Zustimmung zuläßig ist, für die Beständigkeit des Hergebrachten und die Abweisung jeder Neuerung, so haben wir an unserm Orte ganz und gar nichts dagegen, daß materiell durchweg jede Verfassung, welche grundsätzlich oder in Nachahmung der schon vorhandenen auf eine Theilung oder Lähmung der Staatsgewalt, deren Zuständigkeit und Ausübung ausgeht, oder eine Stockung und Unterbrechung der Verwaltung durch die Hemmung ihrer Thätigkeit und ihres Fortschritts herbeiführt, in ihrer Wesenheit verkehrt und untüchtig ist. Ganz richtig folgert der Verf. hieraus, daß jede Abhängigkeit der Regierung von der Einwilligung oder Bewilligung eines Andern ihre Souverainetät beeinträchtige, und daß die Verfassungen der Staaten nicht sowol gegen die Macht der Regierung als vielmehr hauptsächlich für dieselbe gebraucht werden und einzurichten sind, damit sie möglichst gut und kräftig ihren Beruf erfüllen können, und die Unterthanen mit Freudigkeit und Stolz ihnen gern und willig gehorchen, weil in ihnen die Überzeugung lebt, daß ihnen nur das Rechte, das Gerechte und Weise angesonnen und befohlen wird. Jede Überzeugung aber setzt von selbst die Kenntniß ihres Gegenstandes und dessen Bewandtniß voraus, mithin in der Staatsverfassung eine Einrichtung, vermöge welcher die gegenseitige Mittheilung und der Austausch des zu diesem Zwecke zu wissen Nöthigen vermittelt wird. Nicht minder schließt bei allen Menschen, folglich auch Regierungen, die sich nothwendig in Menschenhänden befinden müssen und durch den Machtbesitz keine Unfehlbarkeit überkommen, die Freiheit des Gebrauchs ganz von selbst die Möglichkeit des Misbrauchs in sich, welcher doch niemals ein Recht oder zu einem Rechte werden kann und welcher eben darum, weil er ein Unrecht ist, nach Möglichkeit verhindert werden muß. Hieraus zieht der Verf. selbst den Schluß und muß ihn ziehen, daß, wo der Regent kein Despot ist und die Unterthanen als vernünftige Menschen angesehen und geachtet werden, durch die Staatsverfassung eine Veranstaltung getroffen sein müsse, durch welche den Unterthanen die Sicherheit gewährt wird, daß ihre Einsichten von der Regierung bei der Überlegung ihrer Entschließungen weislich benutzt werden, und daß das ihnen gebührende Recht und dessen Schutz ihnen nicht vorenthalten, entzogen oder verkümmert werde. Wenn nun diese Veranstaltung des Einstehens dafür eben das Wesen der Standschaft ausmacht, so muß Berathung und Rechenschaftsabgabe über den Gebrauch und die Verwaltung der Macht die nothwendige und unerlaßliche Eigenschaft und Befugniß der Landstände sein, woraus denn das Petitions- und Beschwerderecht von selbst sich ergibt. Dies also zeigt der Verf. als das Ziel der noch im Kreisen begriffenen Niederkunft des preußischen innern Staatslebens. Denn vor allem Andern ist es wahr, daß das Aufkommen und die Ausbildung einer Staatsverfassung nicht als ein Proceß unter streitigen Parteien gedacht werden dürfe, der entweder durch einen beliebigen Vergleich unter den Parteien oder durch einen Richterspruch ein- für allemal zum Austrage gebracht wird, sondern als das Hervortreten einer ausgebildeten Form in der fortgehenden Entwickelung des ganzen Lebensprocesses der Staaten, sodaß es sich nicht sowol dabei um die Einführung eines neuen und unvorbereiteten Zustandes handelt, als um die Ausführung und Fortbildung eines durch die Vergangenheit zu Stande gebrachten.

Daß der Verf. so vernünftige und brauchbare Äußerungen und Foderungen mit den verkehrtesten und verwerflichsten bunt untereinander mischen und vorbringen konnte, ist eben der Erfolg seiner überall hervorleuchtenden Oberflächlichkeit und Einseitigkeit, vermöge deren er weder in der Tiefe noch in der Weite die Ausdehnung und Berührung der Sachen ermißt, von denen er handelt, sondern sie nur ebenso nimmt, wie sie ihm auf dem Standpunkte gerade erscheinen, auf dem er steht und der ihm keine große Aus- und Übersicht gestattet, wo er vielmehr unleugbar durch ein schief einfallendes Licht zum Theil geblendet ist. Denn ein Grundfehler seiner ganzen Vorstellungsweise ist schon der, daß nach derselben Regent und Volk entgegengesetzt, wenigstens getrennte Personen sind, da doch das Volk in der Gesammtheit der im Staatsverbande lebenden Personen besteht, mithin der Regent ebenso nothwendig zum Volke gehört als die Unterthanen, indem kein Staat ohne Beide bestehen kann, vielmehr die Gliederung und Form der Thätigkeit eben dieses gegliederten Organismus zum Wesen des Begriffs eines Staats gehört. Wenn ein Regent zu seinem Volke spricht, schließt er sich damit so wenig von demselben aus als der Unterthan, der sein Vaterland das seine nennt. Damit im innigsten Zusammenhange steht die ganz ungegründete und falsche Vorstellung, welche gleichwol die Grundvorstellung der ganzen Ausführung ausmacht, daß einer jeden Repräsentativverfassung die Anmaßung der Volkssouverainetät unterliege und jene aus dieser hervorgehe. Allerdings besteht zwischen Repräsentativ- und deutschen Landständen der wesentliche Unterschied, daß jene das gesammte Volk, diese dessen einzelne Theile vertreten, die schon zu Ständen geworden sind, sodaß in der Ständeversammlung dort die Organe der Gesammtheit, hier die Abgeordneten der verschiedenen Genossenschaften deren Gerechtsame beobachten; aber daraus folgt doch in dem einen wie in dem andern Falle auf keine Weise, daß dies aus dem Grunde einer behaupteten Hoheit, noch weniger einer Unterordnung der Regierung und ihrer Majestät unter dieselbe geschehe. Dergleichen Erfindungen sind augenscheinliche Anschuldigungen der Feindschaft und Verleumdung, können also auch nur auf solche Weise aufgenommen werden. Wie sehr eine solche Gesinnung verblendet, zeigt sich in mehren andern Erklärungen noch, die der Verf. gibt und deren er sich sicher schämen muß, wenn sie ihm vorgehalten werden, was wir ihm nicht ersparen dürfen. Den bekannten Satz: „Le roi règne et ne gouverne pas", übersetzt er S. 18: „Der König herrscht, aber regiert nicht", und macht ihn durch diese Verdrehung albern. Daß régner regieren heißt und gouverner befehlen oder gebieten, daß also das Französische gerade umgekehrt die große Wahrheit ausdrückt: der Regenten Beruf ist, zu regieren, nach Regel und Gesetz die gesammte öffentliche Thätigkeit zu leiten und in Ordnung zu halten, nicht zu gebieten, nach ihren Einfällen zu befehlen und mit unbedingter Macht mit Willkür zu herrschen, sollte in der That dem Verf. dies nicht eingeleuchtet haben? Das in dieser Frage bekundete Mistrauen rechtfertigt sich dadurch, daß der Verf. auch ein Wort unserer Muttersprache dergestalt verdreht, daß er mit Hülfe dessen uns gern weis machen möchte, es sei gar nicht übel, daß den Regenten nach Willkür sich zu entschließen gestattet sei und daß sie nicht durch gesetzliche Vorschriften in ihren Willensbestimmungen gebunden wären, indem die viele Gesetzlichkeit das Leben ertödte und Willkür nichts Anderes bedeute als „die freie Wahl nach eigenem vernünftigen Willen". Der Verf. erlaube uns jedoch zu bemerken, daß der Wille nicht die Wahl, sondern diese jenen bestimmt und ihm vorausgeht, und daß das Einschiebsel: vernünftig, wiederum die richtige Bedeutung des Worts umkehrt. Denn die Vernunft ist das Vermögen, Regeln zu denken und sich nach Maximen zu bestimmen, steht also dem Vermögen, zu küren oder wählen, gegenüber, das durch die verschiedenen



Antriebe der Sinnlichkeit, als des Gegensatzes der Vernunft, in Bewegung gesetzt wird. Willkürlich bedeutet also beliebig, eigenwillig, ohne Regel und Gesetz, so, daß der durch Sinnlichkeit beherrschte Wille sich zum Gesetze macht und an dessen Stelle setzt. Willkürlich und gesetzlich verfahren, regieren und herrschen, Fürst und Despot sein, sind also Gegensätze, die sich ausschließen. Denn der Fürst ist nicht, wie der Despot, außer dem Volk stehend und dieses unter seine Füße tretend, sondern er ist der Oberste und Höchste im Volke selbst, dessen Oberhaupt, das sich selbst vom Körper nicht trennen kann, ohne den Tod herbeizuführen.

Ebenso wenig hört der Fürst, oder hören die sämmtlichen Unterthanen darum, weil sie im Staate leben, auf, Menschen und Vernunftwesen zu sein; mithin darf um des Staats willen weder jenem noch diesen irgend etwas angesonnen werden, wodurch ihre Menschenwürde im mindesten verletzt oder die Vernunft verleugnet werden würde. Es ist nicht blos Das, was der Verf. anerkennt, daß der Gedanke keiner Macht untergeben ist, daß folglich das Denken, dessen Mittheilung und Austausch keiner Zwangsgewalt unterworfen werden darf, ohne sich am Menschenrechte zu vergreifen; sondern es führt diese Erwägung der Menschenwürde und des Rechts der Vernunft dahin, überhaupt einzusehen, was kein Fürst verlangen und vorschreiben und kein Unterthan sich gefallen lassen darf, um als vernünftige Menschen und Staatsverwandte beieinander zu stehen. Eben die unumwundene Anerkennung und Heilighaltung dieser angeborenen und unveräußerlichen Rechte umschreibt einen Inbegriff von Pflichten und Obliegenheiten des Regenten, denen die desfallsigen Gerechtsame der Unterthanen entsprechen, sodaß eben Dies und die Veranstaltungen zur Sicherstellung und Gewährleistung derselben den ersten und hauptsächlichsten Theil einer jeden Staatsverfassung ausmachen. Es muß zur Einseitigkeit führen und zu Misgriffen, wie sie dem Verf. so häufig begegnen, wenn immer nur von den Rechten der Regenten die Rede ist und nicht zuvor von ihren Verpflichtungen, da sie keine andern Rechte überall haben können, als welche entweder zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten unumgänglich nothwendig oder außerdem ihnen freiwillig eingeräumt worden sind.

Denn daß die Möglichkeit vorhanden sei, nicht gut, d. h. nicht mit Gerechtigkeit und Weisheit zu regieren, erlaubt sich selbst unser Verf. nicht in Abrede zu stellen, erkennt also eine desfallsige Verpflichtung und mit ihr den Anspruch an die Staatsverfassung an, Vorkehrung zu treffen, daß nicht unter dem Titel und Ansehn des Regiments die Unvernunft und Willkür sich des Zügels der Staatsverwaltung und Hoheit bemächtige. Es ist dies um so unerlaßlicher, als es unmöglich ist, daß irgend ein Regent Allem vorstehe und Alles besorge, vielmehr er dazu Andern Auftrag zu ertheilen nicht umhin kann, dies auch seltener durch Specialvollmachten, sondern durch die Übertragung eines abgegrenzten Geschäftskreises auszuführen ist, wodurch die Staatsbeamten als Werkzeuge der Regierung so weit aus der Volksmasse ausgeschieden werden und in eine Einheit mit dem Regenten eingehen, als solches ihre amtliche Stellung mit sich bringt. Eben Dieses, verbunden mit der nothwendigen Unterordnung untereinander, schafft unvermeidlich eine Beamtenverbindung, welche sie zu einem besondern Stande und Körperschaft gestaltet und sie mit Corporationsgeiste zusammen und mehr zum Fürsten als zu ihren übrigen Mitunterthanen hält. Je mehr sich die Stellung der Staatsbeamten zur Hierarchie ausbildet und dadurch ihre Wirksamkeit mächtiger, gewandter und einflußreicher wird, desto mehr entwickelt sich damit zugleich die Macht und der Geist der Bureaukratie. Nicht nur liegt es schon in der Natur einer jeden Körperschaft, daß in ihr ein eigenthümlicher Geist waltet, sondern daß auch derselbe danach strebt, sich in seiner Absonderung zu kräftigen und das Vermögen und die Mittel dazu zu verstärken, und das Verhältniß der Beamtenschaft als der Rathgeber und Ausrichter des Willens des Regenten erzeugt von selbst bei sinnlichen Leuten die Sehnsucht, mit der Majestät des Fürstenmantels ebenfalls sich selbst und ihr Thun zu bedecken, dadurch Unantastbarkeit zu erlangen und aus Volksgenossen zu Theilnehmern der Staatsgewalt zu werden. Um deswillen ist es eine treffende Bemerkung des Verf., daß die Geschichte der Ausbildung des Beamtenthums parallel läuft in jedem Lande der Entwickelung seiner Staatsverfassung, eine Bemerkung, die beiweitem mehr in sich faßt als beim ersten Blicke sich darbietet, insonderheit auch den Grund der Abneigung der Beamtenaristokratie gegen die Einführung von Ständen, deren controlirender Beaufsichtigung sich jene nicht entziehen könnte. Noch weit mehr als von den Fürsten gilt es von den Beamten, daß sie als Menschen fehlen können und selbst fehlen wollen, sofern sie den Versuchungen der Willkür sich ergeben. Die Geschlossenheit des Beamtenstandes und seine Anschließung an den Regenten macht es unmöglich, eben dies durch seine eigene Überwachung zu verhindern. Gerade dazu sind Stände so unentbehrlich, um die Macht der Bureaukratie zu überwachen und sie in ihren Schranken zu erhalten. Dies ist der laute Ruf des Tags, dies aber auch die Ursache des Widerstandes und des sich immer mehr ereifernden Haders.

Selbst der Verf. sieht dies ein; auch er erwartet die Versöhnung und den innern Frieden der Geister in den preußischen Landen von der Ausbildung einer, ausdrückliches Gesetz ausmachenden, Verfassungsurkunde. Doch hält er die Gegenwart dazu noch nicht für reif, sondern noch erst im Vorbereitungs- und Entwickelungszustande begriffen. Soll damit gesagt sein, es komme nicht sowol darauf an, plötzlich mit einer Alles umfassenden Verfassungsurkunde hervorzutreten, als vielmehr die einzelnen Theile der Verfassung durch organische Gesetze zu gestalten, wie solches das Bedürfniß der Zeit mit sich bringt, so wollen wir ihm nicht widersprechen, wohl aber ihn warnen, daß er nicht in die Sicherheit verfalle und Andere mit ihm hineinziehe, die noch bei Menschengedenken schon einmal Preußen dem Untergange nahe gebracht hat. Wie genügsam man auch die Gegenwart beschauen und sich deren Zustand und Macht vorstellen möge, der Vorsichtige und Weise läßt sich dadurch nicht sicher machen. Auch 1806 wähnte man Alles vortrefflich und die Macht Preußens unwiderstehlich. Nachdem sieben Tage hingereicht hatten, die letztere zu zersplittern, verschwand jener Wahn und man erkannte nun erst, daß es einer gänzlichen Umgestaltung aller Theile der Staatsverwaltung bedürfe, um den von innen heraus zerfallenen Staat wieder aufzurichten. Sind Diejenigen, welche gegenwärtig schreien, es habe noch gute Zeit und es thue noch nicht Noth! weiser und scharfsichtiger als Diejenigen, welche vor 1806 dieselbe Melodie sangen?

59.

Notizen aus England.

Freiligrath's neuestes Gedicht, welches die Noth der Weber in dem schlesischen Gebirge betrifft, betitelt „Rübezahl", ist von Mary Howitt, einer geübten Übersetzerin aus dem Deutschen, auch als Übersetzerin der Werke von Frederike Bremer bekannt, ins Englische übersetzt worden. Das „Athenaeum", welches die Übersetzung mittheilt, stellt es mit dem „Song of the shirt" des englischen Dichters Hood als würdiges Seitenstück zusammen, welches einen nahe verwandten Gegenstand, das Elend der britischen Arbeiter und Weber von Manchester und Glasgow, behandelt.

Der britische literarische Unterstützungsverein hat am 8. Mai sein 55. Jahresfest gehalten. Die bei dieser Gelegenheit gesammelten Beiträge und Zeichnungen beliefen sich auf mehr als 800 Pf. St., darunter der Jahresbeitrag der Königin als Patronin des Vereins zu 105 Pf. St. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 194. — 12. Juli 1844.

Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf. Mit einem Kupfer. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.

Zu den zwei durch ihre Verdienste um die romantische Literatur bekannten Gelehrten des Namens Wolf, Ferdinand Wolf in Wien und O. L. B. Wolff in Jena, gesellt sich mit diesem schönen Werke ein dritter, Johann Wilhelm Wolf, jetzt in Gent, auf eine würdige Weise. Angeregt durch die Werke der Brüder Grimm über deutsche Sagen und Märchen stellte er sich die Frage: „Warum sollte der freundliche Engel der Sage, der dem schönen Worte der Grimm zufolge jedem Menschen von Heimats wegen beigegeben ist, ihn in die Fremde zu geleiten, gerade seine Segnungen so reich über uns Hochdeutsche ausgeschüttet, warum unsere niederdeutschen Brüder so gänzlich vergessen haben? Warum sollten bei uns sich so viele Reliquien erhalten haben von dem Cultus der alten Götter unserer Väter, und warum so wenige in Niederdeutschland übrig geblieben sein?" Von dem alten Sprüchwort ausgehend: „Selbst ist ein köstlich Kraut", unternahm Hr. Wolf, einmal persönlich nach den einst so sangreichen und jetzt so schweigsamen Niederlanden zu pilgern, und die Früchte der an Ort und Stelle mit mehrjährigem Fleiße veranstalteten Sagenforschungen bietet uns nun das gegenwärtige reichhaltige Buch.

Der Werth, welchen die Beachtung der Volkssagen für die Erkenntniß der geheimsten poetischen Entfaltung, des moralischen, namentlich aber des innersten religiösen Lebens einer Nation hat, ist zu allgemein anerkannt, als daß wir uns darüber hier verbreiten dürften. Die mythologischen Beziehungen der Volkssage sind es vorzüglich, welche, zumal seit Grimm's deutscher Mythologie, dieselbe zum Gegenstand einer ernsten Forschung gemacht haben, während sie früher nur etwa als Fundgrube für stoffesuchende Novellisten Berücksichtigung genoß. Diese niederländischen Sagen haben aber für uns Deutsche auch noch eine besondere politische Bedeutung, insofern sie uns die erfreuliche Bemerkung machen lassen, daß auch in der Sage wie in der Sprache eine genaue Verwandtschaft zwischen Deutschen und Niederländern die äußerliche Trennung Beider überdauert hat. Das Bewußtsein dieser Verbrüderung hatte der Verf. auch bei seiner Arbeit zu fühlen bekommen, besonders im Gegensatz gegen das Undienstwillige, was er von französischer Seite erfahren mußte. Im Ganzen ist die Ansicht des Verf. von dem gegenwärtigen Nationalitätenkampfe in Belgien erfreulich und hoffnungsreich. Er sagt S. XII der Vorrede:

> Wir müssen gestehen, daß Wiederfinden so echt deutschen Geistes in den flämischen Provinzen setzte uns in nicht geringes Erstaunen; denn nach Dem, was wir in der Einleitung zum sechsten Theile der „Horae belgicae" des um die ältere niederdeutsche Literatur so verdienten Hoffmann von Fallersleben gelesen, konnten wir nur das Gegentheil erwarten, während das Gegentheil des meisten von ihm Erzählten uns überall überraschte. Höchst selten nur wurden wir Französisch angeredet; in Brüssel selbst, dem Sitze der Fransquillonnerie, hörten wir meistens Flämisch; um wie viel mehr in Gent und Mecheln und Löwen. Daß es noch „Archivare und Bibliothekare im Dienste des Staats gibt, denen das Vlämsche eine beinahe (wir würden sagen durchaus) fremde Sprache ist", das ist leider zu wahr. Auch haben die Fläminge ihren Kampf noch lange nicht ausgekämpft. Daß sie ihn aber glücklich beenden werden, daran ist kein Zweifel; denn Deutschland, auf welchem ihr Blick vertrauensvoll ruht, wird sie nicht ohne Hülfe lassen.

Sei es überhaupt hier gestattet, wieder daran zu mahnen, welchen Werth die Volkspoesie in Liedern, Sagen, Märchen und Volksromanen auf die nationale Gesittung des Volks hat! Poesie ist kein Luxus, sondern ein tiefes dringendes Bedürfniß einer Nation in allen ihren Kreisen; aber je nach diesen Kreisen verschieden in der Gattung. Es hieße dem Volk ein Hauptmittel seiner Humanisirung entreißen, wollte man ihm seine poetischen Volksbücher entwinden und diese durch praktisch lehrhafte Tractate irgend einer Art ersetzen. Von dem Bedürfniß der Poesie und dem Ansprechenden der nationalen Sage insbesondere lieferte dem Ref. ein auch in dem eigentlich seelsorgerischen Berufe sehr thätiger und verehrter evangelischer Landgeistlicher den sprechendsten Beleg durch die Erzählung, welche Theilnahme in seinem Dorfe die Grimm'schen „Kindermärchen" gefunden. Er hatte sie einem der Gemeindeglieder zur Unterhaltung für die Winterabende geliehen; das Buch kam aber nicht eher zurück, als bis alle Dorfbewohner dasselbe gelesen oder sich hatten vorlesen lassen und trug so sehr die Spuren der darüber vergossenen Rührung, daß das Exemplar fürder für unbrauchbar gelten konnte. Mögen dies namentlich die Vereine für Verbreitung von

Volksschriften sich zu Herzen nehmen, über deren einen Hr. Wolf in der Vorrede (S. XVII) Klage führt. Er sagt nämlich:

Das Volksbuch „Julius Cäsar" ist trocken und nüchtern über alle Begriffe, ein Vorwurf, den wir zugleich der ganzen Volksbibliothek, welche die Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher herausgibt, machen müssen. Der Zweck, den die Gesellschaft im Auge hat, Verbannung des Wustes schlüpfriger und schlechter französischer Romane, mit denen der schändliche Club der belgischen Nachdrucker das Land überschwemmt, ist sonder Zweifel sehr edel und löblich; so lange sie aber fortfährt, die Helden und Heldinnen der Sage ihres poetischen Schmucks zu entkleiden und ihre Legenden restituées dans les probabilités historiques zu bieten, wird sie diesen Zweck schwerlich erreichen, und stellt sie ihre Preise auch noch so billig. Und warum gibt sie die alten Volksbücher nicht in besserer Form? Sind dies etwa keine guten Bücher? Immerhin werden sie eine frischere Kost für das Volk bleiben; immerhin wird ein Eulenspiegel, ein Reinhard Fuchs ihm hundert Heiligenleben aufwiegen.

Über die Quellen, welche Hr. Wolf für seine Sagensammlung benutzte, gibt er nicht nur im Allgemeinen in der Einleitung Rechenschaft, sondern überdies bei jeder einzelnen der 585 Nummern zu Anfang und zum Theil in den Anmerkungen. Außer der mündlichen Überlieferung waren besonders ergiebig alte Chroniken, so die „Divisie-Chronyk" von Holland, Seeland, Friesland u. s. w., welche besonders für die historische Sage die wichtigsten Beiträge bot; sodann die „Cronycke ende waerachtige Beschryvinghe van Vrieslant" des Occa Scharlensis, für deren Echtheit der Hr. Verf. in die Schranken tritt; von den flandrischen und brabantischen Chroniken flossen besonders reich die beiden sogenannten „alder excellentesten" und die des Marcus von Vaernewick. Ferner wurden Heiligenlegenden, Volksbücher und Volkslieder (z. B. Nr. 102, 131, 163), auch hochdeutsche Dichtungen, wie Lohengrin und Kuonrat's von Würzburg „Schwanritter", benutzt; endlich verschiedene andere Werke, wie Cäsarius von Heisterbach, der vielleicht bei eigener Durchforschung (vgl. S. 705 zu Nr. 473 und S. XVII) doch ergiebiger gewesen wäre, Thomas Cantipratensis, zumal die reichen „Disquisitiones magicae" von Delrio; außerdem noch mehre neue Werke, Zeitschriften u. dgl.

Den Umfang betreffend, so hat sich Hr. Wolf mit Recht in Belgien nicht auf die deutschen Provinzen beschränkt, sondern auch die Sagen der Wallonen in die Sammlung mit aufgenommen, da er nicht glaubt, daß man je wird beweisen können, daß diese Provinzen nicht einst deutsch waren. Den durchaus deutschen Charakter der Sagen aus diesen Gegenden selbst zur Seite gesetzt, sprechen schon die vielen Ortsnamen, welche das Andenken deutscher Gottheiten bewahren, laut genug für diese Annahme. Ebenso wenig blieb das französische Flandern unberücksichtigt. Auffallender ist die Aufnahme von vier burgundischen Sagen in die Sammlung; der Sammler hörte und empfing sie in dem Theil von Flandern, in welchem das sogenannte Burgundische zu Hause ist.

Die Frage der Echtheit der Volkssagen hat der Herausgeber weniger häufig beregt als zu wünschen gewesen wäre. Eine strenge Kritik ist hier unerlaßlich, und wenn auch gar nicht behauptet werden soll, daß Hr. Wolf eine solche nicht geübt habe, so muß es doch Bedauern erregen, daß der Gang derselben dem Leser meist vorenthalten wurde. Es ist von höchster Bedeutung, zu wissen, ob eine Sage wirklich ursprünglich vom Volk ausgegangen, oder ob sie erst durch literarische Vermittelung ins Volk gekommen ist, in welchem Falle ihr nur ein untergeordneter Rang gebühr, wenn wir auch nicht wie Manche der Ansicht sind, daß solchen der Name Volkssagen gar nicht gebühre. Daß in dieser Sammlung auch ganz unechte sich finden, gesteht der Verf. bei Nr. 114 zu; andere sind verdächtig, wie Nr. 149, da der Verf. nur ein modernes Journalfeuilleton als Quelle anführt. Die eigentliche Quelle gleich nachher.

Mit der Anordnung der einzelnen Sagen kann sich Ref. nicht einverstanden erklären; die Eintheilung in zwei Bücher und eine Nachlese ist vorweg völlig bedeutungslos. Das Streben nach Gruppirung ist wol vorhanden, aber nicht durchgeführt. Voran gehen die historischen Sagen, einigermaßen nach der Zeitfolge der besprochenen Begebenheiten, ein Princip, das schon darum undurchführbar ist, weil die Geschichte in der Sage oft bunt durcheinander gewürfelt wird. Besonders erwünscht wäre uns die Anordnung nach dem Alter der Quellen gewesen; die ältesten Chroniken u. s. w. voran, die mündliche Überlieferung am Schluß. Bei gleich alten hätte dann die Analogie des Inhalts wieder ein Kriterium für Bildung kleinerer Gruppen an die Hand gegeben. Es wäre das eine Anordnung wie die bei W. Grimm in der „Deutschen Heldensage". Ebenso werthvoll wäre eine Anordnung nach den Localitäten gewesen, auf welche sich die Sagen beziehen oder von welchen sie ausgehen. Ja jedenfalls hätten wir für diese beiden Gesichtspunkte, den zeitlichen und räumlichen, ausreichende Uebersichten und Register gewünscht. Auch der Inhalt selbst hätte einen Eintheilungsgrund geboten und jedenfalls ein Register erheischt. Die Gleichartigkeit des Inhalts ist auf diesem Gebiete doppelt wichtig, da manche Sagen blos als Bruchstücke zu betrachten sind, die sich gegenseitig ergänzen und die erst in die rechte Verbindung gebracht verständlich werden. Bei einer Anordnung nach dem Inhalt hätten sich unter Anderm als Hauptgruppen herausgestellt: die mythologischen Sagen, die als die bedeutungsvollsten die Reihe hätte eröffnen müssen; die Erzählungen von Hexen und Gespenstern, von Zwergen und Riesen, Berg- und Wasserbewohnern u. dgl. wie Nr. 206 fg., 338 fg.; ferner die Sagen, die sich an sonstige epische Sagenkreise anlehnen, als den antiken (Nr. 105), den kerlingischen (Nr. 23, 64, 69, 71 fg., 112 fg.), den arthusischen (Nr. 110), den vom Graal (S. 83); die historischen, die Ortssagen (vgl. Nr. 120), die Sagen, die sich an Wahrzeichen (Nr. 88 fg., 93 fg.), Wappen (Nr. 82, 85, 94, 118, 122, 124), Namen (Nr. 111, 127 fg., 135), knüpfen; die Heiligenlegen-

den und Wundergeschichten (Nr. 145 fg., 154 fg.) u. s. w.

In Betreff der Sprache fallen, abgesehen von unrichtigen Schreibungen wie Frießland, genäß, und Ähnlichem, manche allzu kecke Provincialismen störend auf. So S. 154 fg., 636 ob statt oder; S. 159 Räther st. Räthe; S. 173 Meisterin st. Meister; S. 217 der Kerker, worin man sie geworfen hatte; S. 238 (vgl. S. 378) ob dieses Antrags st. diesem Antrage; S. 280 verjüge st. verjagte; S. 373 der Pfeil der in der Seite stach st. stak; S. 374 (vgl. S. 516) die Büchse ans Backen gelegt; S. 466 u. oft Busch st. Wald; S. 542 diese Kunst hätte er sie um keinen Preis lernen wollen; S. 570 jug die Jungen hinweg und melkte die Alte; S. 622 Freierinnen; S. 623, 641 langsam st. allmälig; häufig auch sicher st. gewiß (quidam). Es sind dies offenbare Flecken des sonst so trefflichen Buchs, dessen verheißenem Seitenstück, das die eigentlich deutschen Volkssagen enthalten soll, Ref. mit aufrichtigem Verlangen entgegensieht.

(Der Beschluß folgt.)

Über Consuelo von George Sand.

Es gibt wol selten ein Talent, das sich in so vielen Verzweigungen kund gethan, in so großer Mannichfaltigkeit als das von George Sand versucht hat. Zuerst griff sie sociale Ideen an, ja sie neigte sich sogar zur Metaphysik hin. „Lelia" und „Jacques" zeigten beide, welchen Haß George Sand auf Das geworfen hatte, was das Gesetz heiligt und was ihr Willkür schien. Mehr Weib als Gesetzgeber, wählte sie in ihrem reformatorischen Sinne die eine Form, den Roman. Sie schilderte in ihm Lächerlichkeiten und Vorurtheile, dies Laster der Zeit. An die Stelle der Ehemänner wollte sie die Ehe, an die Stelle der Priester die Religion setzen. Sie hatte dabei die ursprüngliche Idee über die Ehe vor Augen, sie wollte sie wieder werden lassen, was sie zu Christus' Zeiten gewesen war. Herstellen wollte sie, nicht zerstören. Da sie mit glühender Liebe eine Idee in sich barg, für die sie eine Form zu suchen hatte, so riß die Form sie zuweilen so hin, daß sie die Idee vernachlässigte. Sie verlor sich darüber in Details; die Idee trat nicht deutlich genug hervor. Weil sie nicht deutlich war, ward sie verkannt. Was aus George Sand's Schriften hauptsächlich hervorleuchtet, ist ihr Gerechtigkeitsgefühl. Sie wollte die Frauen nicht emancipiren, sondern sie nur von der Unterdrückung erlösen. Daß dem einen Geschlecht Alles und dem andern nichts erlaubt sei, war ihr ein so brennender Schmerz, daß er sie antrieb, „Indiana", „Valentine", „André" zu schreiben. Als ihre Ansichten keinen Anklang fanden, als die Farben ihrer Phantasie die Wahrheit überflutet und diese statt eines weißen Gewandes ein dunkelrothes bekam, schrieb sie plötzlich „Spiridion" und den „Compagnon du Tour de France". Offenbar streiten zwei Naturen in ihr, die dämonische die zerstört, die engelhafte die versöhnt. Sie hat Worte, die ein so weiches, liebenswürdiges bescheidenes Gemüth zeigen, daß man sie lieben muß, quand-même. Wie zittert und wehklagt ihr warmes Herz, indeß die Schärfe ihres Verstandes Blitze von sich schleudert. Wir brauchen hier nur auf die Vorrede der „Indiana" aufmerksam machen, die die Willkür unserer socialen Zustände in grelle Lichter setzt. Aber neben dieser glänzenden Wahrheit ist sie nach Frauenart überfüllt von halben Anschauungen, von halben Auffassungen. Nicht gelehrt, kaum unterrichtet, spricht sie mit französischer Zuversicht von deutschen Zuständen. Deutschland ist zwar für sie das gelobte Land, das Land der Phantasmen und der Träume, aber wie wenig kennt sie Das, was sie liebt! Hat sie das schon in manchen Stellen in den „Lettres d'un voyageur" kund gethan, so tritt das unverhohlen in „Consuelo" hervor.

„Consuelo" ist ein wunderliches Gemisch von Abstraction und Poesie, von Schwermuth und Heiterkeit. „Consuelo" ist eine Beethoven'sche Sonate, vorgetragen von dem Musard'schen Orchester. In der ersten Abtheilung des Buchs glühen italienische Farben. Da ist der Himmel blau, die Luft mit Orangendüften und Melodien vollgefüllt. Der Anfang ist lieblich. Die Staffage ist Venedig. Consuelo ist in Ungewißheit, ob sie schön oder häßlich sei. Die Figur des Anzoleto ist wahrhaft geistreich. Alle Unschuld der Jugend, alle Zaghaftigkeit erwachender Naturen sind mit einer Wahrheit geschildert, die überraschend ist. Anzoleto, der Consuelo zu lieben glaubt, indeß er sie nur für seine Zwecke braucht, erschrickt, als der Graf Giustiniani ihm sagt, Consuelo sei häßlich. Athemlos kommt er zu seiner Geliebten.

„Ich habe einen großen schwarzen Fleck im Gehirn", ruft er, „ich sehe dich nicht."

„Du bist krank?" fragt Consuelo.

„Du bist häßlich! Consuelo, antworte, bist du häßlich?"

„Man hat es mir gesagt! Bemerkst du es nicht selbst?"

„Nein."

„Dann bin ich es nicht."

So gehen diese allerliebsten Plaudereien fort. Und dazwischen ranken sich die lebensfrischen Beschreibungen einer Stadt, die wir Alle gesehen oder von der wir Alle geträumt haben, tauscht Venedigs Bild, das stolze, große, arme Venedig mit seinen Palästen, seinen schwarzen Gondeln, seiner erhabenen Vergangenheit und seiner kleinen Gegenwart hervor. Consuelo entwickelt sich in dieser Umgebung zu einer durchaus musikalischen Natur. Sie ist in ihren Studien ausdauernd, vom eisernsten Willen getrieben, Schwierigkeiten zu überwinden und tief in die Mysterien der Kunst zu dringen, eine Organisation, der die Arbeit Genuß, Anlehnung, Normalzustand ist und der Unthätigkeit Ermüdung wäre. Ihr erster Schmerz ist verrathene Liebe. Sobald dieser sie berührt, wächst sie plötzlich, tritt aus sich heraus und mißt ihre Kräfte. Was sie ahnt, spricht ihr Lehrer Porpora aus. Sie hat Einsamkeit und Freiheit nöthig. Sie darf weder Geliebte noch Gattin sein. Sie muß der Kunst, dieser höchsten Lebensidee, gehören. Sie muß sich von weiblicher Neugierde, von menschlicher Unruhe losreißen, muß die Krone, die nie vom Haupte fällt, ergreifen, die Krone des Genies. So kommt sie in die Riesenburg nach dem Böhmerwald. Wie George Sand ein ihr bekanntes Land, Italien, verläßt und Deutschland betritt, fällt sie aus dem Ton der Poesie in den der Träume. Verworrene Fäden durchkreuzen sich. Der Graf Albert, ein Visionnaire, steht, Consuelo, von der er Erlösung hofft, gegenüber. Nicht selbst begangenes Verbrechen stürzt ihn auf Augenblicke in Wahnsinn, nein! nur die Erinnerung des Vergangenen, nur der Schmerz, daß seine Vorfahren Sünder waren. Unter den Schlangenbissen der Erbsünde windet sich Albert, indeß Consuelo, eine auf die Spitze getriebene Verklärung weiblicher Reinheit, ihr sanften Himmelströstungen gleich Balsamtropfen ins Herz gießt. Ehe er sie noch gesehen hat, empfindet er ihre Nähe. „Statt der Gerippe, die an den Zweigen hingen, erblicke ich Blüten und Früchte", ruft er. „Ich erblicke eine weiße Seele, die über meinem Haupte schwebt. Das Wetter zieht abwärts. Die Zeit der Buße endet. Mein Gemüth findet Frieden." Von diesem Augenblicke an bis zu dem, wo Consuelo die Riesenburg verläßt, ist zwar Alles geistsprühend, aber fieberig. Eine ungeheure Beklemmung lastet auf den Leser. Phantastische, unverständliche, sinnlose Stellen wachsen neben unverdauten Studien des Hussitenthums wie Unkraut am Boden. Überall stoßen wir auf Abgerissenes, auf Mystisches, das verwirrt. Dann und wann tröstet Amelie's neckische Erscheinung oder die alte Tante Wenceslawa nimmt uns mit

vor den Brotschrank oder in die Vorrathskammer. Im Ganzen wird uns aber erst dann wieder wohl, wenn wir mit Consuelo der Riesenburg entfliehen. Albert ist ein Kranker, mithin keine männlich-starke Figur. Er bedarf eines Weibes, einer Versöhnung. Er muß sich auflösen in ihr, muß ihr Diener werden. „Du wirst despotisch über mich gebieten können", sagt Albert zu Consuelo. Das unsichtbare Band, das diese Seelen umschlingt, ist Musik und zwar die einfache, die wahre Musik. Was über sie gesagt wird, ist meisterhaft. Es weht ein erhabener, ein origineller Geist über die Seiten, die von Musik reden. Für George Sand ist diese Kunst Glaube, Gebet, Liebe. Ihr öffnet sie jede Seelenpore. Ihr ist sie die begeisterte Engelsprache. Und sie redet nicht von der gekünstelten, von der modernen Musik, sondern von der, die das Volk berührt, die der Regel und der Übereinkunft entflieht. Die ist unerschöpflich, schafft und ermüdet nicht. Der Zweck dieser Musik ist Rührung. Keine Kunst der Welt weckt so viel Menschliches; keine malt so den Glanz der Natur, so das Entzücken der Betrachtung. Leidenschaft, Schmerz und Freude fließen in ihr wunderbar zusammen. Weil George Sand von dieser Wahrheit durchdrungen ist, läßt sie Consuelo in einen magnetischen Zustand bei Albert's Violinspielen verfallen. In ihm erscheinen ihr die böhmischen Helden. Die Religionskriege entflammen sich. Sie sieht Kirchen zusammenstürzen, Mönche entfliehen, bis der Kelch der Versöhnung, der Wiedereinsetzung, der Gleichheit von Mund zu Mund geht.

Consuelo ist der längste Roman, den die Verfasserin geschrieben hat. Ein französischer Kritiker nannte ihn eine Improvisation. Das ist um so wahrer, als kein bestimmter Plan vorhanden ist. George Sand hat sich allen Einflüsterungen ihrer gewaltigen Phantasie überlassen. Consuelo erlebt so viel, daß es fast zu viel ist. Sie kommt sogar mit Haydn in Berührung. Auch ihm kühlt sie die brennende Stirn; auch für ihn ist sie der Engel mit dem Palmenzweige. Diese Episode ist so schön, daß sie wie der Trunk Wasser nach einem heißen Tage erfrischt. Sie ist fast so naiv wie der Anfang des Buchs, wie die Liebe Consuelo's zu Anzoleto. Auch der gute Stiftsherr mit seinen botanischen und gastronomischen Freuden ist mit Geist und Grazie geschildert. Weniger loben können wir die Schilderungen von Maria Theresia und Kaunitz; noch weniger die von Friedrich dem Großen, den George Sand eine ebenso phantastische als unwahre Rolle in der Fortsetzung Consuelo's, in der „Gräfin Rudolstadt", spielen läßt. Ihre Quellen sind nicht allein durch französischen Flitter getrübt, sie hat sogar eine gewisse persönliche Rancune mit hineinfließen lassen. Da sich der Roman hauptsächlich um Musik dreht, so hat George Sand jede Gelegenheit, Reflexionen über sie einzustreuen, ergriffen. Das Zusammenleben Consuelo's mit ihrem alten Lehrer Porpora ist ein Glanzpunkt des Buchs.

An der Erfindung, an dem Bau und der Idee der „Consuelo" läßt sich viel aussetzen, aber über das Ganze ist der Hauch eines unbestrittenen Talents geglitten. Eine gewaltige, eine überwältigende Sprache ist darin vorherrschend, eine Sprache, die das Maß zu halten und das Überschwängliche zu schildern weiß, denn trotz aller innern, fieberhaften, abspannenden Vorgänge ist George Sand gesund. Wir leugnen nicht, etwas auf die Gesundheit zu halten, wir glauben, daß nur Der Tüchtiges leistet, der gesund ist. George Sand besitzt neben der Gesundheit die Natürlichkeit, neben der Natürlichkeit den Humor und die Grazie. Sie ist tief tragisch; sie zittert vor Leidenschaft und einen Augenblick darauf fliegt ihr das Lächeln reinster Heiterkeit über das Antlitz. Das ist es, was sie so liebenswürdig macht. Consuelo moralisirt zwar viel, aber man vergibt ihr das, als man zu der Überzeugung gelangt, daß sie die Trägerin religiöser Ideen ist. Mögen diese Andeutungen dazu dienen, auf ein Werk aufmerksam zu machen, über das die deutsche Presse wenig gesagt hat. Die Fortsetzung von „Consuelo", die „Gräfin Rudolstadt", besprechen wir in einem zweiten Artikel. 11.

Notizen aus England.

Britische Denkmäler.

Britische Kunstfreunde beklagen sich bitter über den Mangel an dankbarer Verehrung von Seiten ihrer Landsleute gegen das Andenken berühmter heimischer Künstler. Während Denkmäler für Kriegs- und Staatsmänner etwas ganz Gewöhnliches seien, habe man in ersterer Beziehung so gut wie gar nichts gethan, außer daß etwa durch die ausdauernden Bemühungen von Privatpersonen in der St.-Paulskirche zu London ein Denkmal für Sir Josua Reynolds zu Stande gekommen und in der Nationalgalerie eine Statue Sir Dav. Wilkie's von Freunden und Landsleuten errichtet worden sei. Sir Christoph Wren habe sich mit einer einfachen Marmorplatte begnügen müssen. Auf die Kunde jedoch, daß der Bildhauer Watson im vergangenen Jahre eine in Lebensgröße auszuführende Statue des berühmten John Flaxman begonnen hat, und in Folge des Beifalls, welchen sein Modell dazu gefunden, ist eine Gesellschaft hochgestellter und angesehener Männer (z. B. der Herzog von Buccleuch, der Marquis von Lansdowne u. s. w.) zu einem Comité zusammengetreten, welches Watson's Modell als Marmorstatue ausführen zu lassen gedenkt. Watson hat die Ausführung des Werks für 1200 Pf. St. übernommen, einschließlich der Darstellung zweier von Flaxman's schönsten Basreliefs auf dem Piedestal.

Es scheint aber nicht allein in künstlerischer Beziehung, sondern im Allgemeinen die Liebhaberei für Denkmäler zur Zeit in England nicht sehr in Aufschwung zu sein. Fortwährende Hindernisse stehen der Vollendung der Nelsonsäule entgegen, für welche bereits 20,000 Pf. St. ausgegeben sind, wobei es aber immer noch eines Zuschusses von 10—12,000 Pf. bedarf. Diese Umstände veranlaßten das zu diesem Zwecke bestehende Comité in seiner letzten Versammlung am 23. Mai zu dem Vorschlage, in Ermangelung aller Hoffnung, daß der noch erforderliche Betrag durch öffentliche Zeichnungen werde aufgebracht werden, sich mit einem Gesuche an die Regierung zu wenden, zugleich aber auch, dem entsprechend, den ursprünglichen Entwurf für die Inschrift auf der Säule, bestehend in den Worten: „Errichtet durch öffentliche Beiträge", fallen zu lassen. Für ein zu Edinburg Walter Scott zu errichtendes Denkmal sind in neuerer Zeit 2000 Pf. St. zusammengekommen, sodaß es zu Erfüllung des Anschlags noch der Summe von nicht ganz 1000 Pf. bedarf.

Ein dreijähriger Patron der Wissenschaft.

Daß hochgeborene Personen bereits in der Wiege mit militairischen Würden bekleidet worden sind und in den Kinderschuhen Truppenabtheilungen commandirt haben, ist eine alte, bekannte Sache; seltener ist aber jedenfalls das Beispiel, welches jüngst der dreijährige Prinz von Wales, Herzog von Cornwallis, von seinem Ansehen und Einflusse in Dingen der Wissenschaft und des gelehrten Unterrichts gegeben hat. Zum Governor am Christ's Hospital ernannt, hat er von seinem Recht des Vorschlags zu den Stellen an dieser Anstalt den ersten Gebrauch zu Gunsten eines Hrn. Hunt, Secretair der k. polytechnischen Gesellschaft von Cornwallis, gemacht. Hunt hat soeben „Untersuchungen über das Licht" herausgegeben, und es scheint, als habe am Hofe Sir John Herrschel durch besondern Hinweis auf jene wissenschaftliche Arbeit auf seine Verdienste aufmerksam gemacht; aber die Ernennung erfolgte unter der ausdrücklichen Bemerkung: sie finde statt „zur Beförderung der wissenschaftlichen Interessen in Cornwallis in Folge des Einflusses des Prinzen von Wales".

Englische Journale, darunter das „Athenaeum", theilen die an irrthümlichen Angaben sich überbietende Nachricht mit, daß Karl (fälschlich statt Franz) Dingelstedt, „ein junger Dichter von guter Familie", jetzt, bei Gelegenheit seiner Verheirathung mit der Sängerin Lutzer, an seinem Hochzeitstage von dem Kaiser von Östreich zum Hofrath ernannt worden sei. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 195. — 13. Juli 1844.

Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf.

(Beschluß aus Nr. 194.)

In den Anmerkungen, welche bequemer stets unter oder gleich neben der betreffenden Sage ständen, gibt Hr. Wolf verschiedene werthvolle literarische Nachweisungen, Parallelen u. dgl. Es sei Ref. vergönnt, hier dazu einige Nachträge zu liefern, die übrigens ebenso wenig als die Bemerkungen im Buche selbst auf Erschöpfung des Gegenstands Anspruch machen, und nur geben, was Ref. sich bei der Durchlesung am Rande bemerkt hat. Nr. 13: „Haß zwischen Sachsen und Schwaben." Dasselbe erzählt Shakspeare im „König Heinrich V.", Act 1, Scene 2, S. 472, Collier'sche Ausgabe. Nr. 14: „Ochsenburg"; vgl. Nr. 12 und die Sage von der Gründung Karthagos. Nr. 29: „Die erste Kirche in Dordrecht"; der rothe Faden begegnet auch in der Geschichte von den beiden Freunden im Buch von den „Sieben weisen Meistern"; „Rom. des sept sages", Keller'sche Ausgabe, S. ccxxxv; Büheler's „Diocletian", Einl. S. 63; die Heilung durch Blut, s. Nr. 434; der Beutel mit drei Pfenningen hat seine Parallele in Fortunat's Seckel; „Gesta Romanor.", Cap. 130. Nr. 41: „Des Storches Dank"; die Sage vom Karfunkel auch bei Shakspeare, „Titus Andronicus"; vgl. ein Lied des Grafen Otto von Botenlaube in Wackernagel's „Altdeutschem Lesebuch", II, 518, 17 fg.; Joh. Pet. Hebel's Lied. Nr. 42: „Der Marienritter" ist ein altfranzösisches Fabliau, abgedruckt bei Méon, I, 82 fg. Nr. 65: „Lyderik de Buck"; vgl. Bandello's „Novellen", I, 7; „Heidelberger Jahrbücher", 1837, Nr. 43, S. 673; „Messager des sciences et des arts de la Belgique", I, 480. Nr. 71: „Roß Bayard's Fußtritt"; eine ähnliche an einen Fußtritt im heidelberger Schloß geknüpfte Sage kennt Hr. Finanzrath B. Baader in Karlsruhe, der seit langer Zeit die Volkssagen Badens sammelt. Nr. 84: „Gilles de Chin"; ist auch französisch behandelt. Nr. 86: „Wie Graf Balduin den Teufel heirathete." Eine Frau, die die Messe nicht ganz mit anhören kann, begegnet auch in den „Gesta Romanor.", Cap. 160; vgl. Gräße's deutsche Gesta, II, 276; „Rom. de Berte aus grans pies", S. 90, pariser Ausgabe. Der Schluß unserer Sage erinnert an die von Robert der Teufel. Nr. 90: „Frauenabend in Brüssel"; vgl. 116. Nr. 115: „Gottfried von Bouillon und der Schwan"; das altfranzösische Gedicht über Gottfried wird wol Hr. Archivrath Kausler in Stuttgart herausgeben. Nr. 117: „Der Ritter mit dem Schwan." Man sieht hier recht, wie die Sagen sich zerbröckeln, auch einzelne Stücke noch fortbestehen, sich an andere anlehnen u. s. w. Der Sagenforscher hat diese Stücke wieder zu lösen, aneinander zu passen und zu ergänzen, wie der Geolog Versteinerungen aus der Urwelt, wie der Alterthümler ausgegrabene Stücke alter Bildhauerwerke; vgl. Nr. 51, 61, 62; überreichliche Geburten als Strafe unziemlicher Reden begegnen auch sonst in der Sage; vgl. Nr. 45. Nr. 124: „Die Brille im Wappen von Audenaerde"; die Bürger dieser Stadt scheinen mehrfach Zielscheibe des Witzes; vgl. Nr. 120, 407. Nr. 128: „Trazegnies"; vgl. Nr. 45, 117. Nr. 129: „Die Zwillinge auf dem Helme der Markgrafen von Trazegnies"; der Roman von Gilion von Trassignies ist ganz herausgegeben von O. L. B. Wolff in Jena; vgl. die Sage vom Grafen von Gleichen, Musäus' „Volksmärchen" u. s. w. Nr. 130: „Herr von Falkenberg"; treffliche Schilderung des Fluchs des Brudermords; das Spielen um die Seele kommt auch vor in den „Gesta Romanorum", Cap. 170; vgl. Nr. 179. Nr. 134: „Jan von Nivelle"; Bürger's „Lied von der Treue"; als Quelle gibt Hr. Wolf blos das Feuilleton der „Emancipation" an, was uns Bedenken gegen die Echtheit der Sage erregt, zumal da derselben Quelle auch Nr. 149, eine sonst viel bekannte Geschichte, entnommen ist. Nr. 143: „Der Fuß des heiligen Remaclus zu Spaa." Die Verweisung auf eine ähnliche von Baader beigebrachte Sage im „Anzeiger", 1838, 41 trifft nicht zu. Ähnlich ist Nr. 79. Über die Wirkung der Quelle vgl. die spanische Romanze von Tristan bei Geibel, S. 97, 193 fg. Nr. 148: „Der Mönch von Afflighem." Schöne viel verbreitete Legende. Ähnliches in der Sage von den sieben Schläfern; vgl. auch Th. G. v. Karajan „Frühlingsgabe", S. 68, besonders aber das deutsche Volkslied „Der Commandant von Großwardein" im „Wunderhorn", I, 64. Nr. 149: „Sanct Julian der Schiffer." Eine der verbreitetsten Legenden des Mittelalters, auch sprüchwörtlich allenthalben angewandt. Vgl. Jakob

„De voragine, aurea legenda", 32; „Vincentius Bellorac. specul. histor.", IX, 115; „Acta Sanctorum", II, 974, antw. Ausg., „Gesta Romanor.", Cap. 18, von Gräße. Boccaccio's „Decameron", II, 2 und dessen Erklärer; „Roman de Robert le diable", ed. Trebutien; „Rom. de Berte aus grans pies", S. 42, 58; „Rom. de Milles et Amys", s. „Rom. des sept sages", S. CCXXXVIII fg.; „Le Grand d'Aussy Fabliaux", V, 23, IV, 213, 215. Méon, III, 357; Lafontaine's Nachbildung der genannten Boccaz'schen Novelle. Eine altenglische Legende von Julian „The gode herberjour"; Chaucer in den „Canterbury tales"; Walter Scott im „Quentin Durward"; Dunlop's „History of fiction", II, 247 fg. Nr. 152: „Der wiedergefundene Ring"; vgl. Schiller's „Ring des Polykrates"; eine Sage in Fréderic Pluquet's „Contes populaires, préjugés, patois, proverbes, noms de lieu de l'arrondissement de Bayeux", S. 19 fg. Nr. 166: „Die wunderbaren Hostien zu Brüssel." Ähnliche Sagen über das Verhältniß von Christen und Juden häufig; vgl. „Daz Jüdel", mittelhochdeutsches Gedicht, Hahn'sche Ausg., „Gedichte des XII. und XIII. Jahrh.", S. 129, welchem Gedichte ein französisches Fablian zur Seite steht oder zu Grunde liegt. Nr. 172: „Unsere liebe Frau von Scherpenheuvel"; vgl. 167. Nr. 175: „Todte Frau verwahrt das Haus." Ein Wiederkommen aus dem Grabe kennt auch eine Sage von Lustnau bei Tübingen. Eine Edelfrau hatte ihren Mann begraben lassen; in der Nacht aber kehrt er wieder, lebt mit ihr noch Jahre lang, und seine Nachkommen führen den Namen die Todten von Lustnau. Uhland erwähnt die Sage in dem Lied von der Schlacht bei Reutlingen. Nr. 179: „Schach dem Teufel"; vgl. Nr. 130. Nr. 181: „Eierkuchen am Charfreitag gegessen." Zu der Anmerkung, S. 685, sei gesagt, daß man in diesem Punkte in Rom ebenso katholisch ist wie in Belgien; vgl. „Bilder und Skizzen aus Rom" (Stuttgart 1844, S. 51 fg.). Nr. 199: „Das Höllenloch zu Cameryk"; eine ähnliche Sage erzählt Georges Sand im „André". Nr. 206: „Der nackte Zwerg." Im Oberamt Marbach in Würtemberg sagt man „Erdluitlen" (d. i. Erdleutchen), welche des Nachts geschäftig sind, und dienstlich, wenn man ihnen etwas Milch oder dergleichen zum Genusse übrig läßt; vgl. „Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des viel berüchtigten Ertz-Schwartzkünstlers Dr. Johannis Fausti", von G. R. Widmann (Nürnberg 1674, S. 110). Nr. 209: „Müller und Zwerg"; vgl. 206. Nr. 226: „Schlacht in der Luft"; vgl. Shakspeare im „Julius Cäsar"; die Sagen vom Wuotesheer in Schwaben. Nr. 244: „Ins Wasser geworfen"; vgl. die Zaubermäntel Fortunat's und Faust's; Pluquet, S. 8 fg. Nr. 248: „Die gefischten Steine." Das Schwimmen der Hexen auf Eierschalen begegnet auch in der schwäbischen Sage. Nr. 249: „Wahrzeichen." Sehr interessant ist in Beziehung auf ähnliche Sagen in Spanien das Gespräch der Hunde in Cervantes' Novelle „Del casamiento engañoso"; vgl. auch Widmann's „Faustus", S. 513, 632; unter Wolf's Sagen besonders Nr. 250, 563. Nr. 258: „Die wilde Jagd"; vgl. das altfranzösische „Lai del trot", „Heidelberger Jahrbücher", 1838, S. 1040. Nr. 265: „Des Agrippa Tod"; vgl. 133. Nr. 266: „Schloß Waerdenberg bei Bommel." Untilgbare Blutstropfen von Einem, den der Teufel geholt, kennt die Volkssage auch in einem Jagdschlosse bei Ludwigsburg. Nr. 270: „Die beiden Zauberer"; vgl. Keller's „Romvart", S. 99, 702. Nr. 278: „Der schützende Stein." Über Zauberkräfte der Steine vgl. das interessante Gedicht vom Stricker in Maßmann's „Eraclius", S. 212 fg., und dazu die Bemerkungen Maßmann's, besonders S. 469. Nr. 294: „Zauberei gehoben"; vgl. 281, 499. Über Wachsbilder vgl. Grimm's „Mythologie", S. 518; „Heidelberger Jahrbücher", 1837, 695 fg.; „Gesta Romanor.", Cap. 102. Nr. 305: „Der See von Zout-Leeuw"; vgl. 199, 307. Das Läuten von Glocken auch in Uhland's Gedicht „Die verlorene Kirche". Nr. 313: „Vor Gottes Gericht berufen." Ganz ähnlich die Vorladung in der spanischen Romanze vom Grafen Alarcos; vgl. Ochoa's „Tesoro de los romanceros", S. 29 fg. Nr. 315: „Todte kehren wieder"; vgl. 175. Nr. 319: „Der Todtengräber"; vgl. Goethe's Ballade „Der Todtentanz". Nr. 333: „Edelstein macht unsichtbar"; vgl. Keller's „Romvart", S. 548. Nr. 344: „Maria als Pförtnerin." Ein französisches Fabliau; vgl. „Heidelberger Jahrbücher", 1837, 690. Es steht auch in einer neuenburger Handschrift: d'une sacristaine qui se sauva de son abbaye avec un homme, qui nostre dame fit sottise; vgl. „Revue suisse", II, 249. Vor einiger Zeit war eine schöne metrische Behandlung der Sage im „Morgenblatt" zu lesen. Man hat dieselbe auch auf einen Mönch umgedichtet; vgl. auch Nr. 239. Nr. 350: „Mattheken." Über das Läuten der Glocken vgl. 305, 356; Büheler's „Dyocletian", Einl. S. 63. Nr. 357: „Sanct Bertulph." Eine ähnliche Sage geht von dem hohenlohischen Schloß Neuenstein. Nr. 359: „Sanct Gertruden-Minne." Zu den Anmerkungen vgl. das bei Nr. 149 Gesagte. Nr. 362: „Das Brot des heiligen Bonifaz." Das Brot, das zu Stein wird, auch in einer weiter oben erzählten Sage. Das Umgekehrte in der Versuchungsgeschichte Christi. Nr. 365: „Wie man in Flandern zu singen weiß"; vgl. auch das schwäbische Sprüchwort: Er lügt, daß sich Balken biegen. Nr. 368: „Ein Wunder im Theater." Bezug auf dramatische Darstellungen auch in Nr. 452. Auf ähnliche Weise ward in einem würtembergischen Dorfe die Schuld eines heftigen Hagelwetters auf einen Musiker geschoben, der ein Gewitter auf der Orgel darstellte. Nr. 372: „Des Hirten Uhr." Ähnliche Sagen knüpfen sich auch an Gebäude, z. B. das jetzige Hoftheater in Stuttgart, in dessen Giebel der unglückliche Baumeister abgebildet sein soll. Nr. 388: „Die kahle Wiese zu Doel." Herenringe im Gras kennt auch die schwäbische Volksage; ebenso die normannische nach Pluquet a. a. O. S. 4. Nr. 389: „Das verwandelte Pferd." Darauf beruhen viele meist obscöne Fabliaux und Novellen, z. B. „d'une damoiselle qui

onques pour celui ne se volt marier, mais volt voler en l'air", bei Méon, IV, 274. Noch näher liegt Boccaccio's „Decameron", IX, 10. Danach Lafontaine („La jument du compère Pierre") u. a. Nr. 407: „Das erloschene Feuer zu Audenaerde." Ein Stück aus dem Volksbuch von Virgilius; vgl. „Rom. de sept sages", S. CCIII fg., Einleit. zu Büheler's „Dyocletian", S. 57 fg. Ähnliche Geschichten wie diese s. „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier Kyffhäuser", 1830, I, 111 fg. In der Kupferstichsammlung des Prof. von Wagner in Rom findet sich eine Reihe von Bildern eines niederländischen Meisters über diese Sage. Nr. 411: „Korn im Butterbrot." Der Schluß ist unverständlich erzählt. Nr. 428: „Grenzpfahl verrückt"; vgl. 440. Eine ganz ähnliche Sage geht in Schwaben. Nr. 434: „Die Blutkutsche in Antwerpen"; vgl. zu 29. Nr. 467: „Der Teufelsgang zu Antwerpen." Umgekehrt sagt bei Goethe Mephistopheles:

'S ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.

Nr. 471: „Unsichtbarmachen"; vgl. 333. Nr. 473: „Der dienstbare Geist"; vgl. das Fabliau in der neuenburger Handschrift: „De l'homme qui eut le diable à sergent." „Revue suisse", II, 250. Nr. 474: „Rothmützchens Rache"; vgl. 486. Eine ähnliche indische Sage steht im „Pantschatantra"; vgl. „Transaction of the royal asiatic society of Great Britain and Ireland", I, 176 fg. Nr. 499: „Der schwarze Hund"; vgl. Goethe's „Faust". Sanct Jan's Evangelium als Hauptmittel gegen Zauber auch sonst; vgl. 554, 558. Nr. 501: „Wärwolf ertappt"; vgl. die eben genannten „Transactions of the Asiatic society", I, 168. Pluquet a. a. O., S. 15. „Heidelberger Jahrbücher", 1838, 1038 fg. Nr. 542: „Tischtuch entzwei geschnitten"; vgl. Uhland's „Lied von der Schlacht bei Reutlingen", am Schluß. Nr. 544: „Von dem Ritter, der Marien nicht entsagen wollte." Ein französisches Fabliau: „d'un bourgeois qui renia Dieu et ses saints pour avoir a femme une bourgeoise et ne voulut pas renier nostre dame"; vgl. „Revue suisse", II, 248. Nr. 548: „Germanus van der Hagen." Derselbe Glaube ist in Schwaben heimisch.

7.

Konrad von Hochsteden, Erzbischof von Köln und Gründer des kölner Doms (1238 — 61.). Von Jak. Burckhardt. Bonn, Habicht. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Es ist in der That sehr erfreulich, mit welchem Eifer seit zwanzig Jahren die Städtegeschichte am Rhein bearbeitet wird. Die Bewohner dieses gesegneten Landstrichs besaßen schätzbare Materialien, die auch durch treue Hände zur Zeit der französischen Invasion und Herrschaft bewahrt wurden, aber sie selbst waren weniger zum Schreiben und Bearbeiten derselben aufgelegt und unterstützten, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Vorurtheil, Diejenigen wenig, welche als Fremde Lust und Geschicklichkeit zeigten, sich der Erforschung ihrer Landesgeschichte zu widmen. Aber seit einer Reihe von Jahren haben die Einheimischen selbst Hand an das Werk gelegt, und es sind viele schätzbare Schriften erschienen, von denen wir nur die von Quix über Aachen, die von Dronke und Deycks über Koblenz, die von Geissel über Speyer, von Werner und Schaab über Mainz, die von Wyttenbach und Bärsch über Trier, und die von De Noel, Mayden, E. von Groote, von Bianco und Sybel über Köln nennen wollen, da eine vollständige Aufzählung dieser Werke und einzelner zerstreuter Aufsätze (wie der von v. Stramberg in der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie) uns zu weit führen würde. Freilich gibt es immer noch am Rhein genug steifleinene Antiquare, und Mering's traurige Compilation über die Burgen und Klöster ist nichts weniger als eine Zierde der herrlichen Gegenden, welche er hat beschreiben wollen.

Zu jenen bessern Schriften gehört auch die vorliegende Biographie eines ausgezeichneten Kirchenfürsten, der als der Gründer des Doms zu Köln in unserer Zeit eine ganz besondere und nationale Bedeutung gewonnen hat. Ref. darf es sich zu einigem Verdienst anrechnen, der Erste gewesen zu sein, der die Geschichte des Bischofs Konrad von Hochsteden und seiner Kämpfe mit der Bürgerschaft von Köln in der, ohne seinen Namen im J. 1828 zu Köln gedruckten Schrift „Köln und Bonn mit ihren Umgebungen", nach den besten Quellen und mit dem Beirathe des der Geschichte seiner Vaterstadt vor Allen kundigen Obersecretair Fuchs in Köln erzählt hat. Nach ihm hat Ettmüller dieselben Begebenheiten (Zürich 1842) geschildert und v. Sybel die Streitigkeiten des Erzbischofs mit der Bürgerschaft zum Gegenstande eines gehaltvollen Aufsatzes gemacht, der in der ersten Abtheilung des „Niederrheinischen Jahrbuches für Geschichte, Kunst und Poesie" vom J. 1843 sich findet. Keine dieser drei Arbeiten hat Hr. Burckhardt erwähnt, oder, so viel wir wahrnehmen konnten, benutzt, dagegen selbständig gearbeitet und alle ihm zugänglichen Quellen mit verständiger Kritik zu Rathe gezogen, aus den kölnischen, wohlgeordneten Archiven aber keine Aufklärungen zu erhalten gesucht, die er doch (S. 103) in denselben finden zu können glaubte. Recht an ihrer Stelle würde eine kurze Würdigung der eigentlich kölnischen Quellenbücher und Sammlungen, wie der kölnischen Chronik, der Hagen'schen Reimchronik, der unter dem Namen „Securis ad radicem posita" von Bossart veranstalteten Urkundensammlung und anderer gewesen sein. Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß der Verf. vorzugsweise an der Hagen'schen Reimchronik und an ihrer Bearbeitung durch den sprach- und sachkundigen Eb. von Groote viel getadelt hat und nicht immer ganz gerecht verfahren ist. Über den Werth dieses Buches machen wir ihn auf Niebuhr's Urtheil („Lebensnachrichten", II, 373) aufmerksam. Auch ist der Drucker der kölnischen Chronik nicht A. Kölhoff (S. 8), sondern Johann Kölhoff gewesen.

Eine Einleitung schildert die rheinischen Zustände im J. 1238 im Verhältniß zu Kaiser und Reich, wie denn Hr. Burckhardt überall den Fehler früherer kölnischer Geschichtschreiber vermieden hat, welche sich blos um ihre Stadt zu bekümmern pflegten. Dann folgt des Erzbischofs erstes Auftreten, nach den nöthigen genealogischen Nachweisungen, wo der Verf. aber unrecht gethan hat, die gelehrten Forschungen v. Stramberg's (Ersch-Gruber's „Encyklopädie", Sect. I, Th. 28, S. 360 fg.) ganz zu übergehen, sowie dessen Meinung, daß Konrad kein Graf von Hochsteden, sondern einer von Duras gewesen sei. Die ersten Fehden des Erzbischofs, sein Antheil an den Kriegen der Gegenkönige Friedrich's II., Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland, und die Krönung des Letztern werden dann bis zu dem Zeitpunkte dargestellt, wo der Erzbischof Konrad Stifter, Seele und Träger einer mächtigen guelfischen Faction am Niederrhein wird. Im vierten Capitel sehen wir ihn auf der Höhe seiner Macht, es folgt eine anschauliche Beschreibung der damaligen kölnischen Zustände, der Grundstein zum Dome wird gelegt und Albertus der Große in seinen verschiedenen Beziehungen gewürdigt. Nicht minder interessant ist die Beschreibung der ersten Kämpfe Konrad's mit der Stadt Köln, deren Verfassung und Abhängigkeit, als einer bischöflichen Stadt, gelehrt und klar erörtert wird, wobei wir besonders auf die Stellen über die Gilden und die räthsel-

„De voragine, aurea legenda", 32; „Vincentius Bellorac. specul. histor.", IX, 115; „Acta Sanctorum", II, 974, antw. Ausg., „Gesta Romanor.", Cap. 18, von Gräße. Boccaccio's „Decameron", II, 2 und dessen Erklärer; „Roman de Robert le diable", ed. Trébutien; „Rom. de Berte aus grans pies", S. 42, 58; „Rom. de Milles et Amys", s. „Rom. des sept sages", S. CCXXXVIII fg.; „Le Grand d'Aussy Fabliaux", V, 23, IV, 213, 215. Méon, III, 357; Lafontaine's Nachbildung der genannten Boccaz'schen Novelle. Eine altenglische Legende von Julian „The gode herberjour"; Chaucer in den „Canterbury tales"; Walter Scott im „Quentin Durward"; Dunlop's „History of fiction", II, 247 fg. Nr. 152: „Der wiedergefundene Ring"; vgl. Schiller's „Ring des Polykrates"; eine Sage in Fréderic Pluquet's „Contes populaires, préjugés, patois, proverbes, noms de lieu de l'arrondissement de Bayeux", S. 19 fg. Nr. 166: „Die wunderbaren Hostien zu Brüssel." Ähnliche Sagen über das Verhältniß von Christen und Juden häufig; vgl. „Daz Jüdel", mittelhochdeutsches Gedicht, Hahn'sche Ausg., „Gedichte des XII. und XIII. Jahrh.", S. 129, welchem Gedichte ein französisches Fablian zur Seite steht oder zu Grunde liegt. Nr. 172: „Unsere liebe Frau von Scherpenheuvel"; vgl. 167. Nr. 175: „Todte Frau verwahrt das Haus." Ein Wiederkommen aus dem Grabe kennt auch eine Sage von Lustnau bei Tübingen. Eine Edelfrau hatte ihren Mann begraben lassen; in der Nacht aber kehrt er wieder, lebt mit ihr noch Jahre lang, und seine Nachkommen führen den Namen die Todten von Lustnau. Uhland erwähnt die Sage in dem Lied von der Schlacht bei Reutlingen. Nr. 179: „Schach dem Teufel"; vgl. Nr. 130. Nr. 181: „Eierkuchen am Charfreitag gegessen." Zu der Anmerkung, S. 685, sei gesagt, daß man in diesem Punkte in Rom ebenso katholisch ist wie in Belgien; vgl. „Bilder und Skizzen aus Rom" (Stuttgart 1844, S. 51 fg.). Nr. 199: „Das Höllenloch zu Cameryk"; eine ähnliche Sage erzählt Georges Sand im „André". Nr. 206: „Der nackte Zwerg." Im Oberamt Marbach in Würtemberg sagt man „Erdlüitlen" (d. i. Erdleutchen), welche des Nachts geschäftig sind, und dienstlich, wenn man ihnen etwas Milch oder dergleichen zum Genusse übrig läßt; vgl. „Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des viel berüchtigten Ertz-Schwartzkünstlers Dr. Johannis Fausti", von G. R. Widmann (Nürnberg 1674, S. 110). Nr. 209: „Müller und Zwerg"; vgl. 206. Nr. 226: „Schlacht in der Luft"; vgl. Shakspeare im „Julius Cäsar"; die Sagen vom Wuotesheer in Schwaben. Nr. 244: „Ins Wasser geworfen"; vgl. die Zaubermäntel Fortunat's und Faust's; Pluquet, S. 7 fg. Nr. 248: „Die gefischten Steine." Das Schwimmen der Hexen auf Eierschalen begegnet auch in der schwäbischen Sage. Nr. 249: „Wahrzeichen." Sehr interessant ist in Beziehung auf ähnliche Sagen in Spanien das Gespräch der Hunde in Cervantes' Novelle „Del casamiento engañoso"; vgl. auch Widmann's „Faustus", S. 513, 632; unter Wolf's Sagen besonders Nr. 250, 563. Nr. 258: „Die wilde Jagd"; vgl. das altfranzösische „Lai del trot", „Heidelberger Jahrbücher", 1838, S. 1040. Nr. 265: „Des Agrippa Tod"; vgl. 133. Nr. 266: „Schloß Waerdenberg bei Bommel." Untilgbare Blutstropfen von Einem, den der Teufel geholt, kennt die Volkssage auch in einem Jagdschlosse bei Ludwigsburg. Nr. 270: „Die beiden Zauberer"; vgl. Keller's „Rompart", S. 99, 702. Nr. 278: „Der schützende Stein." Über Zauberkräfte der Steine vgl. das interessante Gedicht vom Stricker in Maßmann's „Eraclius", S. 212 fg., und dazu die Bemerkungen Maßmann's, besonders S. 469. Nr. 294: „Zauberei gehoben"; vgl. 281, 499. Über Wachsbilder vgl. Grimm's „Mythologie", S. 518; „Heidelberger Jahrbücher", 1837, 695 fg.; „Gesta Romanor.", Cap. 102. Nr. 305: „Der See von Zout-Leeuw"; vgl. 199, 307. Das Läuten von Glocken auch in Uhland's Gedicht „Die verlorene Kirche". Nr. 313: „Vor Gottes Gericht berufen." Ganz ähnlich die Vorladung in der spanischen Romanze vom Grafen Alarcos; vgl. Ochoa's „Tesoro de los romanceros", S. 29 fg. Nr. 315: „Todte kehren wieder"; vgl. 175. Nr. 319: „Der Todtengräber"; vgl. Goethe's Ballade „Der Todtentanz". Nr. 333: „Edelstein macht unsichtbar"; vgl. Keller's „Rompart", S. 548. Nr. 344: „Maria als Pförtnerin." Ein französisches Fabliau; vgl. „Heidelberger Jahrbücher", 1837, 690. Es steht auch in einer neuenburger Handschrift: d'une sacristaine qui se sauva de son abbaye avec un homme, qui nostre dame fit sottise; vgl. „Revue suisse", II, 249. Vor einiger Zeit war eine schöne metrische Behandlung der Sage im „Morgenblatt" zu lesen. Man hat dieselbe auch auf einen Mönch umgedichtet; vgl. auch Nr. 239. Nr. 350: „Mattheken." Über das Läuten der Glocken vgl. 305, 356; Büheler's „Dyocletian", Einl. S. 63. Nr. 357: „Sanct Bertulph." Eine ähnliche Sage geht von dem hohenlohischen Schloß Neuenstein. Nr. 359: „Sanct Gertruden-Minne." Zu den Anmerkungen vgl. das bei Nr. 149 Gesagte. Nr. 362: „Das Brot des heiligen Bonifaz." Das Brot, das zu Stein wird, auch in einer weiter oben erzählten Sage. Das Umgekehrte in der Versuchungsgeschichte Christi. Nr. 365: „Wie man in Flandern zu singen weiß"; vgl. auch das schwäbische Sprüchwort: Er lügt, daß sich Balken biegen. Nr. 368: „Ein Wunder im Theater." Bezug auf dramatische Darstellungen auch in Nr. 452. Auf ähnliche Weise ward in einem würtembergischen Dorfe die Schuld eines heftigen Hagelwetters auf einen Musiker geschoben, der ein Gewitter auf der Orgel darstellte. Nr. 372: „Des Hirten Uhr." Ähnliche Sagen knüpfen sich auch an Gebäude, z. B. das jetzige Hoftheater in Stuttgart, in dessen Giebel der unglückliche Baumeister abgebildet sein soll. Nr. 388: „Die kahle Wiese zu Dael." Hexenringe im Gras kennt auch die schwäbische Volkssage; ebenso die normannische nach Pluquet a. a. O. S. 4. Nr. 389: „Das verwandelte Pferd." Darauf beruhen viele meist obscöne Fabliaux und Novellen, z. B. „d'une damoiselle qui

onques pour celui ne se volt marier, mais volt voler en l'air", bei Méon, IV, 274. Noch näher liegt Boccaccio's „Decameron", IX, 10. Danach Lafontaine („La jument du compère Pierre") u. a. Nr. 407: „Das erloschene Feuer zu Audenaerde." Ein Stück aus dem Volksbuch von Virgilius; vgl. „Rom. de sept sages", S. CCIII fg., Einleit. zu Büheler's „Dyocletian", S. 57 fg. Ähnliche Geschichten wie diese s. „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier Kyffhäuser", 1830, I, 111 fg. In der Kupferstichsammlung des Prof. von Wagner in Rom findet sich eine Reihe von Bildern eines niederländischen Meisters über diese Sage. Nr. 411: „Korn im Butterbrot." Der Schluß ist unverständlich erzählt. Nr. 428: „Grenzpfahl verrückt"; vgl. 440. Eine ganz ähnliche Sage geht in Schwaben. Nr. 434: „Die Blutkutsche in Antwerpen"; vgl. zu 29. Nr. 467: „Der Teufelsgang zu Antwerpen." Umgekehrt sagt bei Goethe Mephistopheles:

'S ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.

Nr. 471: „Unsichtbarmachen"; vgl. 333. Nr. 473: „Der dienstbare Geist"; vgl. das Fabliau in der neuenburger Handschrift: „De l'homme qui eut le diable à sergent." „Revue suisse", II, 250. Nr. 474: „Rothmützchens Rache"; vgl. 486. Eine ähnliche indische Sage steht im „Pantschatantra"; vgl. „Transaction of the royal asiatic society of Great Britain and Ireland", I, 176 fg. Nr. 499: „Der schwarze Hund"; vgl. Goethe's „Faust". Sanct Jan's Evangelium als Hauptmittel gegen Zauber auch sonst; vgl. 554, 558. Nr. 501: „Wärwolf ertappt"; vgl. die eben genannten „Transactions of the Asiatic society", I, 168. Pluquet a. a. O., S. 15. „Heidelberger Jahrbücher", 1838, 1038 fg. Nr. 542: „Tischtuch entzwei geschnitten"; vgl. Uhland's „Lied von der Schlacht bei Reutlingen", am Schluß. Nr. 544: „Von dem Ritter, der Marien nicht entsagen wollte." Ein französisches Fabliau: „d'un bourgeois qui renia Dieu et ses saints pour avoir a femme une bourgeoise et ne voulut pas renier nostre dame"; vgl. „Revue suisse", II, 248. Nr. 548: „Germanus van der Hagen." Derselbe Glaube ist in Schwaben heimisch.

7.

Konrad von Hochsteden, Erzbischof von Köln und Gründer des kölner Doms (1238 — 61.). Von Jak. Burckhardt. Bonn, Habicht. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Es ist in der That sehr erfreulich, mit welchem Eifer seit zwanzig Jahren die Städtegeschichte am Rhein bearbeitet wird. Die Bewohner dieses gesegneten Landstrichs besaßen schätzbare Materialien, die auch durch treue Hände zur Zeit der französischen Invasion und Herrschaft bewahrt wurden, aber sie selbst waren weniger zum Schreiben und Verarbeiten derselben aufgelegt und unterstützten, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Vorurtheil, Diejenigen wenig, welche als Fremde Lust und Geschicklichkeit zeigten, sich der Erforschung ihrer Landesgeschichte zu widmen. Aber seit einer Reihe von Jahren haben die Einheimischen selbst Hand an das Werk gelegt, und es sind viele schätzbare Schriften erschienen, von denen wir nur die von Quix über Aachen, die von Dronke und Deycks über Koblenz, die von Geissel über Speyer, von Werner und Schaab über Mainz, die von Wyttenbach und Bärsch über Trier, und die von De Noel, Mayden, E. von Groote, von Bianco und Sybel über Köln nennen wollen, da eine vollständige Aufzählung dieser Werke und einzelner zerstreuter Aufsätze (wie der von v. Stramberg in der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie) uns zu weit führen würde. Freilich gibt es immer noch am Rhein genug steifleinene Antiquare, und Mering's traurige Compilation über die Burgen und Klöster ist nichts weniger als eine Zierde der herrlichen Gegenden, welche er hat beschreiben wollen.

Zu jenen bessern Schriften gehört auch die vorliegende Biographie eines ausgezeichneten Kirchenfürsten, der als der Gründer des Doms zu Köln in unserer Zeit eine ganz besondere und nationale Bedeutung gewonnen hat. Ref. darf es sich zu einigem Verdienst anrechnen, der Erste gewesen zu sein, der die Geschichte des Bischofs Konrad von Hochsteden und seiner Kämpfe mit der Bürgerschaft von Köln in der, ohne seinen Namen im J. 1828 zu Köln gedruckten Schrift „Köln und Bonn mit ihren Umgebungen", nach den besten Quellen und mit dem Beirathe des der Geschichte seiner Vaterstadt vor Allen kundigen Obersecretair Fuchs in Köln erzählt hat. Nach ihm hat Ettmüller dieselben Begebenheiten (Zürich 1842) geschildert und v. Sybel die Streitigkeiten des Erzbischofs mit der Bürgerschaft zum Gegenstande eines gehaltvollen Aufsatzes gemacht, der in der ersten Abtheilung des „Niederrheinischen Jahrbuches für Geschichte, Kunst und Poesie" vom J. 1843 sich findet. Keine dieser drei Arbeiten hat Hr. Burckhardt erwähnt, oder, so viel wir wahrnehmen konnten, benutzt, dagegen selbständig gearbeitet und alle ihm zugänglichen Quellen mit verständiger Kritik zu Rathe gezogen, aus den kölnischen, wohlgeordneten Archiven aber keine Aufklärungen zu erhalten gesucht, die er doch (S. 103) in denselben finden zu können glaubte. Recht an ihrer Stelle würde eine kurze Würdigung der eigentlich kölnischen Quellenbücher und Sammlungen, wie der kölnischen Chronik, der Hagen'schen Reimchronik, der unter dem Namen „Securis ad radicem posita" von Bossart veranstalteten Urkundensammlung und anderer gewesen sein. Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß der Verf. vorzugsweise an der Hagen'schen Reimchronik und an ihrer Bearbeitung durch den sprach- und sachkundigen Eb. von Groote viel getadelt hat und nicht immer ganz gerecht verfahren ist. Über den Werth dieses Buches machen wir ihn auf Niebuhr's Urtheil („Lebensnachrichten", II, 373) aufmerksam. Auch ist der Drucker der kölnischen Chronik nicht A. Kölhoff (S. 8), sondern Johann Kölhoff gewesen.

Eine Einleitung schildert die rheinischen Zustände im J. 1238 im Verhältniß zu Kaiser und Reich, wie denn Hr. Burckhardt überall den Fehler früherer kölnischer Geschichtschreiber vermieden hat, welche sich blos um ihre Stadt zu bekümmern pflegten. Dann folgt des Erzbischofs erstes Auftreten, nach den nöthigen genealogischen Nachweisungen, wo der Verf. aber unrecht gethan hat, die gelehrten Forschungen v. Stramberg's (Ersch-Gruber's „Encyklopädie", Sect. I, Th. 28, S. 360 fg.) ganz zu übergehen, sowie dessen Meinung, daß Konrad kein Graf von Hochsteden, sondern einer von Duras gewesen sei. Die ersten Fehden des Erzbischofs, sein Antheil an den Kriegen der Gegenkönige Friedrich's II., Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland, und die Krönung des Letztern werden dann bis zu dem Zeitpunkte dargestellt, wo der Erzbischof Konrad Stifter, Seele und Träger einer mächtigen guelfischen Faction am Niederrhein wird. Im vierten Capitel sehen wir ihn auf der Höhe seiner Macht, es folgt eine anschauliche Beschreibung der damaligen kölnischen Zustände, der Grundstein zum Dome wird gelegt und Albertus der Große in seinen verschiedenen Beziehungen gewürdigt. Nicht minder interessant ist die Beschreibung der ersten Kämpfe Konrad's mit der Stadt Köln, deren Verfassung und Abhängigkeit, als einer bischöflichen Stadt, gelehrt und klar erörtert wird, wobei wir besonders auf die Stellen über die Gilden und die räthsel-

hafte Richerzecheit aufmerksam machen, deren Deutung Hr. Burckhardt nach Wilde's Forschungen gegeben hat. Hiernach wäre dies der Name der ersten Gilde in Köln und so viel als Gelage oder Trinkstube der Reichen. Im folgenden Capitel führt der Verf. die Leser wieder zu den äußern Verhältnissen Konrad's, seiner Spannung mit König Wilhelm und zu dem Kampfe gegen die rheinisch-westfälische Coalition, der sich zuerst mit seiner Niederlage bei Brechem und dann mit einem Friedensvertrage endigte. Die im siebenten Capitel mit Klarheit und Genauigkeit geschilderten Verhandlungen über die Wahl Richard's von Cornwall zum deutschen Könige zeigen den Erzbischof in der thätigsten Zeit seines Lebens und beweisen sein Herrschertalent, mit dem er sich aus allen diesen Verwickelungen eine neue Macht bereitete. Daneben verfolgt die Erzählung seine Streitigkeiten mit der Stadt Köln, beschreibt den Abschluß der großen Sühne am 29. Juni 1258 und seit dem Anfange des folgenden Jahres die Reihe seiner Gewaltthaten gegen die Freiheiten der Stadt. Wie er die Münzerhausgenossen sich unterwarf, die Masse gegen die Geschlechter aufregte, die alten Schöffen absetzte und endlich, nachdem am Ostertage 1260 in Köln das erste Bürgerblut geflossen war, diesen Kampf zwischen den Geschlechtern und der Gemeinde benutzte, um die mächtigsten Patrizier in gefänglichen Gewahrsam zu bringen und sich zum Fürsten von Köln zu machen — alles Dies vermögen wir hier nicht ausführlicher zu verfolgen, beloben aber des Verf. Erzählung. Konrad starb bald darauf am 29. Sept. 1261.

Wir können am Schlusse dieser Anzeige nur Das wiederholen, was wir bereits vor 16 Jahren mit den Worten Eichhorn's (in Savigny's „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft", Th. 2, S. 177) aussprachen, daß wir doch bald eine „urkundliche Geschichte von Köln" erhalten möchten. Denselben Wunsch hat Hr. Burckhardt an mehren Stellen ausgesprochen. Aber warum vereinigen sich die jüngern Historiker in Bonn nicht zu einem solchen Unternehmen? Der Veteran Hüllmann hat ihnen schon 1827 den Weg dazu gezeigt, und wir fürchten nicht, daß man jetzt in Köln Denen die Archive verschließen wird, welche nur die Ehre der Stadt zu erheben beabsichtigen. 9.

Bibliographie.

Acten in Anklagesachen des Schleswig'schen Obersachwalters wider den Landinspector und Koogsbesitzer Tiedemann auf Johannisberg; wegen angeblich begangenen Majestätsverbrechens. Herausgegeben und bevorwortet von Beseler. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 10 Ngr.

Baltzer, J. B., Theologische Briefe, als Fortsetzung des Breslauer Streites über das christliche Seligkeitsdogma. 1ste Serie. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 17½ Ngr.

Blessington, Gräfin, Meredith. Aus dem Englischen von B. F. L. Petri. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Bluntschli, J. C., Psychologische Studien über Staat und Kirche. Zürich, Beyel. Gr. 8. 2 Thlr.

Bornemann sen., W., Gedichte in plattdeutscher Mundart. 5te von neuem gesichtete und vermehrte Ausgabe letzter Hand, mit humoristischen Federzeichnungen von T. Hosemann. Berlin, Reimarus. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Brandstäter, F. A., Die Geschichte des aetolischen Landes, Volkes und Bundes, in drei Büchern nach den Quellen dargestellt, nebst einer historischen Abhandlung über Polybius. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Bürck, A., Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen zu Land und Meer. 1ster Theil: Die alte Welt. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 2 Thlr.

Erster Entwurf des privatrechtlichen Gesetzbuches für den Kanton Zürich. Erster Theil: Personen-, Familien- und Erbrecht. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 8. 20 Ngr.

Euler, J., Über das Notariat in Rheinpreußen mit Rückblicken auf die altpreußischen Provinzen und Frankreich. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 25 Ngr.

Eylert, R. F., Charakter-Züge aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Wohlfeile Ausgabe für das Volk. 1ste Lieferung. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 5 Ngr.

Fernau, C., Das Fest der Musen. Ein lyrisches Spiel. Dargestellt auf dem königl. Hoftheater zu München den 2. Mai 1844 zur Feier des Doppelfestes der Vermählungen Erzherzogs Albrecht mit der Prinzessin Hildegarde und des Prinzen Luitpold mit der Erzherzogin Auguste. München. Gr. 8. 5 Ngr.

Feuerbach, L., Das Wesen des Glaubens im Sinne Luther's. Ein Beitrag zum „Wesen des Christenthums". Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 16 Ngr.

Freese, A. G. F., Reise-Handbuch durch Schweden und Norwegen. Nebst einer Reisekarte. Berlin, Morin. Gr. 12. 1 Thlr.

Gardthausen, G., Thorwaldsen. Ein Todtenkranz. Kiel, Schwers. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Grafen Königsfeld. Ein Familiengemälde vom Verf. von „Die Mahleiche", „Die Zwillingsschwestern" rc. Zwei Bände. Braunschweig, Leibrock. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Grün, K., Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. 3tes Heft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 16 Ngr.

Hanne, J. W., Drei Predigten über christliches Glauben und Lieben. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 10 Ngr.

Heiberg, J. L., Thorwaldsen. Prolog bei der Trauerfeier des Königlichen Theaters zu Kopenhagen am 9. April 1844. Aus dem Dänischen. Kiel, Schwers. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Homer's Odyssee, übersetzt von A. L. W. Jacob. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hüppe, B., Lieder und Sprüche der Minnesinger. Mit einer grammatischen Einleitung und sprachlichen Anmerkungen. Ein Anhang enthält Tauler's Lieder. Münster, Regensberg. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Koenig, H., Die hohe Braut. Ein Roman. 2te verbesserte Auflage. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 5 Thlr.

Lavergne, A. v., Die Unbekannte. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Mannbach, W., Schwaben wie es ißt und — trinkt. 1stes Heft: „Das Schlachtfest zu Strümpfelbach." Mit 1 colorirten Titelkupfer. Leipzig, Jackowitz. Kl. 8. 7½ Ngr.

Rauck, C. W., Reventlow und die Mnemonik, und die Mnemonik und die Schule. Cottbus, Meyer. 8. 7½ Ngr.

Norden, T. B. v., Gedichte. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Paoli, Betty, Die Welt und mein Auge. Novellen. Drei Bände. Pesth, Heckenast. 12. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Der Beamtenstaat Preußen in seiner politischen Entwickelung und seinen social-ökonomischen Zuständen. Dargestellt durch B. Constant und S. Laing. Bearbeitet von A. Heller. Manheim, Bassermann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Satori, J., Armand, Marquis von Autremont. Eine romantisch-historische Erzählung aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft Frankreichs und Englands. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 4 Thlr.

Scherer, Morgenstunden im Staatsgefängniß. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 12½ Ngr.

Die Schwestern. Erzählung von L.—E. Übersetzung eines schwedischen Originals. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Wendeborn, F., Junges Leben. Dichtungen. Altona, Wendeborn. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 196. —— 14. Juli 1844.

Die kirchlichen Zustände Englands.

Wir haben, wie es scheint, eine sehr vielverheißende Überschrift gewählt und möchten durch sie leicht bei unsern Lesern die Erwartung eines sehr langen, durch viele Stücke laufenden Artikels erregen. Eine kurze vorläufige Verständigung über diese Wahl dürfte darum nicht überflüssig sein und wir bitten in dieser Hinsicht unsere Leser, zu bemerken, daß wir den „kirchlichen Zuständen" unserer Überschrift gar kein Beiwort, wie etwa „neueste", oder „gegenwärtige", oder sonst ein ähnliches beigefügt, mithin augenscheinlich uns vorbehalten haben, ganz allgemein uns fassen, d. h. so viel und so wenig, als uns eben beliebt, geben zu können; gewiß wir werden nur um so weniger aus dem Ringe des Allgemeinen heraustreten, je mehr wir uns in der Mittheilung von Einzelheiten beschränken, obwol wir auf der andern Seite auch wiederum den Begriff des Allgemeinen nicht zu verletzen fürchten dürfen, wenn wir die einfachen Linien, mit welchen wir unsern Gegenstand einzugrenzen gedenken, durch so viele Details als uns nur immer zu Gebote stehen, erläutern und belegen. Um es kurz zu sagen: wir möchten gern einen Versuch machen, nicht ein bloßes Genrebildchen, ebenso wenig ein Miniaturgemälde, am allerwenigsten ein großes Lessing'sches historisches Pracht- und Prunkstück, sondern ein einfaches Portraitbruststück des nachbarlichen kirchlichen Englands aufzustellen — ein Portrait, dessen Züge, außer der physischen Wahrheit, den spiritus rector, der die kirchliche Physiognomie Englands bedingt, unentstellt wiedergeben sollen; und nach einer solchen Erklärung werden unsere Leser gewiß vor der Nothwendigkeit ungewöhnlicher Ausführlichkeit und Weitläufigkeit sich eben nicht zu fürchten brauchen. Gelingt es uns, Englands kirchliche Individualität mit einigen allgemeinen Umrissen so zu zeichnen, daß unsere Leser sagen müssen: ja das ist sie! und sie nun leicht von allen andern kirchlichen Individualitäten in benachbarten ebenbürtigen christlichen Ländern zu unterscheiden vermögen, so ist unsere Absicht vollständig erreicht, und es wird dann nur noch weniger Worte bedürfen, um, was die nächste äußere Veranlassung unserer gegenwärtigen Mittheilung ist, zwei Schriften der jüngsten Zeit, die diesen Gegenstand behandeln und in demselben Jahre und Verlage erschienen sind:

1. Die Zustände der anglikanischen Kirche. Von Hermann F. Uhden. Leipzig, F. Tauchnitz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Reiseskizzen vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche, gesammelt im Jahre 1842, von T. F. Kniewel. Erster Theil. England. Leipzig, F. Tauchnitz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

in angemessener Weise einzuführen.

Eine merkwürdige, ausgezeichnete und scharf ausgeprägte Nation unter den Völkern, welche so zu sagen die hohe Aristokratie inmitten der tausend und abertausend Völker und Stämme, in welche die Menschentotalität auf der Erde sich spaltet, ausmachen, ist und bleibt das englische Volk. Wir untersuchen nicht, inwieweit es mit der insularischen Natur Englands zusammenhänge; aber Das scheint uns allerdings nachgewiesen werden zu können, daß in England alles Wohl und Wehe der Volksthümlichkeit am frühesten und vollständigsten zur Entwickelung gekommen ist und daß das englische Volk insofern den Beruf hat, den Reigen volksthümlicher Entfaltung vorzutanzen und daneben, was allerdings eine Hauptsache ist, ihn in seiner kleinsten Excentricität darzustellen. Es versteht sich, daß wir von der neuen Zeit nur reden, die das Mittelalter unter ihre Füße gethan und in welcher England eigentlich erst in dem großen Völkerparlamente Sitz und Stimme erlangt hat. Und auch im Übrigen wolle man uns nicht misverstehen. Wir meinen nicht, daß England ein Modell sei, nach welchem die Völker des Continents wie in einem Prokrustesbette geformt und gestaltet werden sollen. Ebenso wenig wollen wir gesagt haben, daß englische Formen und Fassungen als solche universaler Natur, und deshalb etwa ideae ideatae oder ideata schlechthin, nach Spinoza, seien. Wir verstehen vielmehr damit nichts weiter, als daß im englischen Volke der Typus politischer Krystallisation, wie letztere die Signatur und der Exponent der neuen Zeit ist, einestheils besonders markirt ausgeprägt, anderntheils in allen den verschiedensten Phasen nach seiner ganzen Gliederung in einer Gleich- und Ebenmäßigkeit gehalten worden ist, wie sie nur immer möglich sein mag. Bei den großen Völkern des Continents schwankt nicht nur der in Bewegung gesetzte Pendel in einem viel gewaltigern und darum unnatürlichern Winkel, sondern sein Schlag selbst ist auch ungleich, und während er über einzelnen Theilen des Gebiets, das er beschreibt, von den in ihnen verborgenen eigenthüm-

lichen Kräften angezogen, länger und eben darum verhängnißvoller verweilt, so bleiben dagegen andere, die von den Sympathien der Zeit unberührt geblieben sind, auch seinem wohlthuenden und schaffenden Einflusse entzogen. So haben sich wirklich in der Geschichte der Continentalvölker einzelne der lebendigsten Zeitideen mit einem Eclat herausgebildet, in welchem sie zum Theil, für eine Zeit lang wenigstens, in ihr volles Gegentheil umschlugen und, was das Schlimmste war, dabei nicht blos an der Oberfläche haften blieben, sondern wirklich in das innerste Mark eindrangen und da eine bleibende Stätte sich zu begründen drohten, während andere, wenn auch nicht jenen ebenbürtige, doch an ihrer Stelle nicht minder einflußreiche, aus ihrem verkümmerten Zustande, in welchem sie gleich von vorn herein sich befanden, gar nicht herauszukommen vermocht haben. Ja es bietet eben darum die allgemeine Übersicht der Continentalzustände, wie sie als das Resultat der neuen Weltgeschichte sich darlegen, dem Blicke noch immer ein so vulkanisch erregtes und zerrissenes Chaos, daß ein sehr gutes historisches Gewissen und ein geübtes Vertrauen dazu gehört, um aus solcher Bewegung dennoch die rechte, Leben bringende und erhaltende Ruhe herausrechnen und das große Lebenswort, das über diese Ära ausgesprochen ist, in seinem ganzen ungetrübten Sinne fassen zu können. England aber, das alle Phasen, wie sie nur immer in dem neuen Weltalter kommen mußten, mit durchgemacht hat, war nicht nur in den Tagen der höchsten Aufregung in einer so glücklichen Bemessenheit, daß an der Bewahrung seines innern Lebenskerns Niemandem auch nur von fern ein Zweifel beikommen konnte, sondern es entwickelte auch wirklich, unter den befruchtenden Frühlingsstürmen ebenso wie an den erregendsten Sonnentagen des immer voller aufgehenden jugendlichen Jahres alle die Blüten und Früchte, die der neuen Saat nur immer abgerungen werden sollten, wie am frühesten, so in seiner individuellen Sphäre und für diese zugleich in glücklichster Fülle und Gediegenheit. Es sollte sich mit geringer Mühe nachweisen lassen, daß in Englands Geschichte, insoweit sie dem dermalen weltbeherrschenden Aeon angehört, d. h. in seiner Geschichte von da an, wo England selbständig und als ebenbürtig in dem Rathe der großen Weltvölker auftritt, mithin in den seit Ablauf des Mittelalters an ihm vorübergegangenen Jahrhunderten, keine einzige der eigenthümlichen Evolutionen fehlt, die das Princip der neuen Zeit: Durchbildung des Weltlebens unter der überwiegenden — darum aber nicht absoluten — Form materieller Befriedigung, im Gegensatz gegen die in dem untergegangenen Mittelalter herrschend gewesene Form der Bewältigung des leiblichen Stoffs unter die Idee für jedes in den Proceß der Zeiten hineingezogenes Volk herbeiführen muß. Es wird aber mit nicht viel größerer Anstrengung zugleich ausgeführt werden können, daß in der Klarheit und Gleichmäßigkeit, womit gerade im englischen Volke die ganze Procedur der Krystallisation erfolgt ist, die Bedingungen ziemlich vollständig gegeben sind, um nicht nur für England die Erfüllung des ganzen Zeitprocesses mit ziemlicher Sicherheit voraussehen und vorausbestimmen zu können, sondern zugleich auch einen allgemeinen prophetischen Typus zu abstrahiren, unter welchen jede dermalen noch so ungewisse Zukunft der übrigen Großvölker und somit der neuen Menschenwelt überhaupt in ihren allgemeinsten Umrissen, wie sie überhaupt nur von einer wahren Prophetie erwartet werden können, sich wird zusammenfassen lassen. Wir bemerken nur vorübergehend, daß England zur Abbrechung des Alten seine Revolutionen, seine Republik, einen Königsmord und die kirchliche Reformation gehabt hat, daß aber für die neue Grundlegung nicht nur die Sklavenemancipation, sondern noch weit mehr die Emancipation des Volkes selbst Zeugniß gibt, daß seine gesteigerte Industrie — im umfassendsten Sinne des Worts — den Charakter der neuen Zeit auf das unverkennbarste ausprägt; daß aber die als Regulator wirkende, fortgehende Opposition der Wighs und Tories und der andern damit mehr oder weniger zusammenhängenden Gegensätze hinlängliche Gewähr leistet, es werde die somit herrschend gewordene Daseinsform nicht über das Relative hinausschreiten und hiermit auch für die dermalige Aera den uralten Proteus des Lebens nur von einer Seite zeigen, ohne damit die Wirklichkeit der andern Seiten aufzuheben, oder selbst nur ungebührlich zu beschränken. Aber wol wünschten wir uns hier Muße und Raum genug zu haben, um in Englands Bilde zeigen zu können, wie auch die Völker des Continents der Hoffnung vertrauen dürfen, daß die von ihnen angestrebte Lebensform einestheils mehr und mehr sich erfüllen und consolidiren, anderntheils zugleich immer glücklicher mit Dem, was ihr entgegensteht und immer entgegenstehen wird, sich ausgleichen, hiermit aber selbst in ihrer höchsten Absolutheit sich zu fassen und zu beschränken, d. h. als relativ zu erweisen wissen werde. Gewiß ein großes, reiches und in sich ebenso wahres als trostvolles Thema! Ein Thema, dem zugleich, wie schon angedeutet, nichts ferner liegt als etwa England als ein Vorbild, das nachgeahmt zu werden verdient, hinzustellen, indem mit einem solchen Gedanken die Individualität des Lebens geradezu gemordet würde! Doch uns am wenigsten geziemt es, dieses Thema jetzt weiter zu verfolgen, da es uns am Ende schon schwer fallen wird, das bisher Gesagte als Einleitung und Übergang zur eigentlichen Lösung unserer diesmaligen Aufgabe zu rechtfertigen.

Was wir bisher über England überhaupt bemerkt haben, gilt uns vom kirchlichen England ganz besonders, und der kirchliche Typus der neuen Zeit ist nach unserer Ansicht so gewiß im kirchlichen Leben des englischen Volkes, seitdem dasselbe auf dem geschichtlichen Gebiete selbständig auftritt, am reinsten und charakteristischsten ausgeprägt worden, so gewiß er zugleich eben hier aber auch so individuell sich gestaltet und entwickelt hat, daß es schon von vornherein als Unsinn erscheinen muß, englische Kirche und kirchliches Leben auf andere

ebenbürtige Völker der Christenheit übertragen zu wollen. Wir wollen es vor allen Dingen aussprechen, daß nach unserer unerschütterlichen Überzeugung, wie für das Volksleben der neuen Weltära das Überwiegen der materiellen Tendenzen der allgemeine Ausdruck sein wird und allem Kampfe und Widerspruche zum Trotze immer mehr werden muß, so für eben diesen Zeitraum in der Region der Kirche das Praktische als der spiritus rector des allgemeinen kirchlichen Lebens sich erweisen werde, ohne daß jedoch die Suprematie dieses Elements in eine absolute, wie sehr sie auch danach tendire, ausarten könne, indem sie vielmehr dann eben in ihrer würdigsten Weise sich abgeklärt und entwickelt haben wird, wenn es dahin vermittelt worden ist, daß die in einer frühern Weltzeit (dem Mittelalter) das Scepter führenden Potenzen, ohne ihr Wesen zu verleugnen, doch nunmehr gelernt haben, der neuen Herrin sich unterzuordnen und, auf Bedingungen wenigstens, die das Leben stets frisch und wachsam erhalten, ihren Zwecken zu dienen. So wie für das Volksleben die Aufgabe, deren endliche, wenn auch nur annähernde Lösung keinem Zweifel unterliegen kann, keine andere ist als materielles Wohlbefinden in möglichster Fülle und Angemessenheit auch in die tiefsten Regionen der Gesellschaft zu verbreiten, was schon in dem eben jetzt so scharf hervorgetretenen Gegensatz des Pauperismus und des immer kolossaler an einzelnen Stellen sich häufenden Besitzes, als das mittlere Ergebniß des zwischen den Gliedern dieses Gegensatzes unvermeidlichen Zusammentreffens im voraus sich ankündigt, und was zwar so wenig durch Socialismus und Communismus gefördert als durch schroffe Geldaristokratie dauernd gehindert werden kann, wol aber in den großen Associationen der Gegenwart für das Allgemeine und Öffentliche seine fortschreitende Offenbarung finden muß: so mögen wir uns zuerst darüber, als werde die neue Zeit ein bestimmt gezeichnetes kirchliches Leben überhaupt ganz entbehren können, ohne Mühe trösten; wol ebenso leicht wird unser Geschlecht in seiner neuen Gestaltung den Kieselstein zum Surrogat des Brots erwählen, als den Himmel über der Erde in Stücken brechen und den Sauerstoff der geistigen Lebenshälfte, an welchem die leibliche erst ihre Lebensflamme entzünden kann, aufgeben. Allein die Gegensätze der hyperorthodoxen Aristokratie und eines kirchlichen Cynismus, welchen alles Christliche überhaupt ein Greuel ist, deuten schon darauf hin, daß aus ihrem erbitterten Kampfe ein Resultat hervorgehen müsse, das weder jene befestigen, noch diesem eine bleibende Stätte sichern mag, wol aber im Leben selbst und in der Verklärung desselben dem kirchlichen Element seine Stelle anweisen und dieses somit in den Stand setzen wird, ohne vom Romanismus behindert und gestört oder durch theoretischen Rationalismus auch nur im entferntesten gefördert zu werden, seine große Mission der Liebe durch die edelste und gesundeste Askese zu erfüllen; wir meinen, durch eine solche, die es in die Häuser und Familien trägt, und wofür die kirchlichen Institute zuletzt doch auch mit gutem Willen sich fügen werden, während die großartigsten Associationen auch auf diesem Gebiete ihr den kräftigsten Vorschub bringen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Sagen und Märchen aus der Oberlausitz. Nacherzählt von Ernst Willkomm. Mit Federzeichnungen. Zwei Theile. Hanover, Kius. 1843. Gr. 12. 3 Thlr.

Es gibt im Großen und Ganzen zwei Wege, das Eigenthum des Volkes an Sagen und Märchen weiter zu verbreiten: der Weg in die Literatur und der in die Lesewelt. Wenige nur wissen, wo diese Wege zusammenlaufen und wie dann der eine Weg weiter zu verfolgen ist. Meistens hat der Sammler nur ein Lesepublicum im Auge und glaubt, dasselbe haranguiren zu müssen durch moderne Zuthat. Dies ist auch von Ernst Willkomm geschehen, indem er auf Musäus, dessen Arbeiten durch eine neue Auflage dem Publicum wieder ins Gedächtniß gerufen sind, als sein Vorbild sich stützt und eine freie Bearbeitung überhaupt theils in der Schwierigkeit, den oberlausitzer Dialekt durch unsere Schriftzeichen verständlich darzustellen, theils in dem Umstande gerechtfertigt hält, daß die Sagen und Märchen nur als Bruchstücke unter dem Volke leben. Gegen das Alles läßt sich Mancherlei sagen. Wir meinen, es sei längst entschieden, daß Musäus' Bearbeitungen, wenn man sie übrigens auch gelten läßt, doch nicht zum Muster dienen dürfen, sondern daß lediglich der Geist des Volkes, welchem wir die Sagen und Märchen entnehmen, unser Leitstern sein müsse. Was sodann den nicht füglich darstellbaren Dialekt betrifft, so gibt es einen Mittelweg zwischen demselben und der Schriftsprache, oder man benutzt letztere in der möglichst einfachen Gestalt, die am besten geeignet ist, Eigenthümlichkeiten verständlich wiederzugeben. Endlich erscheinen wol ziemlich die meisten poetischen Schöpfungen im Volke als Bruchstücke; doch liegt darin keine Berechtigung zu moderner Willkür bei ihrem Zusammenlesen. Ernst Willkomm hat durch andere Arbeiten bewiesen, daß er ein gutes Ohr für den Ton im Volksleben habe, um so mehr war es eben hier seine Aufgabe, dasselbe gegen die Einflüsterungen aus andern Kreisen zu verschließen. Er hat das nicht gethan, er hat lieber den Geist des Volkes verletzen und damit den Glauben an die Sagen desselben gefährden, als dem Vorwurfe ausweichen wollen, daß seine Bearbeitungen doch nur auf Nachahmung eines mindestens zweifelhaften Musters beruhen, und daß sie durch manche Übertreibungen an die pariser Märchen aus einer längst untergegangenen Hofwelt erinnern, für welche August Lewald die jetzigen Deutschen und ihre Kinder gut genug hielt, um sie ihnen einmal wieder anzubieten. Daß in den hier gegebenen neun Bearbeitungen Sagen- und Märchenelemente nicht streng geschieden wurden, mag vielleicht in dem Zusammenlesen der Bruchstücke seinen Grund haben; jedenfalls soll dieser Übelstand dem Herausgeber nicht besonders angerechnet werden, da nach seiner Einleitung anzunehmen steht, daß ihm die zwischen beiden liegende Grenze nicht so ganz deutlich ist, und außerdem vielleicht der Oberlausitzer beide im Laufe der Zeit selbst durch Zutragen neuer Momente vermengt hat. Nach dem bisher Gesagten dürfte sich herausstellen, daß dem Forscher noch manche Arbeit hinterlassen wurde, um den biedern Oberlausitzern zu ihrem Rechte zu verhelfen in reinem Wiedergeben ihres Geistes, ihrer Anschauung und der daraus hervorgebildeten poetischen Seite ihres Lebens. „Das Aschenweibchen" im ersten und „Schlangenkönig" im zweiten Theile sind Versionen weitverbreiteter Sagen. „Der Elfensabbath" im ersten Theile ist ebenfalls nicht ausschließendes Eigenthum der Oberlausitz und wie früher dem Lesepublicum, so gegenwärtig den Kindern durch Schulbücher in den „Elfen" von Tieck bekannt und lieb geworden. „Der Malzmönch" ebendaselbst ist eine Biersage, welche wir den

guten Zittauern gern ungeschmälert lassen. „Die Tochter des Moores“ ist wahrscheinlich aus Ritterromanen des vorigen Jahrhunderts beschenkt worden, welches der an sich schönen, in vielen Märchen wiederkehrenden Idee nicht eben zu gute kommt. Im zweiten Theile heben wir den „Pfaffenborn“ hervor, der uns mit einem diabolischen Doctor Horn von eigenthümlicher Gestalt bekannt macht. Er würfelt mit dem unglücklichen jungen Priester um die zehn Gebote und gewinnt sie richtig. „Der Husar, oder das reitende Irrlicht“ ist eine Apotheose nicht des Trinkens, sondern des Saufens, und gibt einige gute Situationen. Außerdem finden sich im Buche noch „Der Zwergbrunnen“ und „Der Elf als Hofmeister“. Nehmen wir nun die Erzählungen, wie sie einmal gegeben sind, so darf ihnen das Prädicat „unterhaltend“ nicht füglich bestritten werden; wir finden manchen guten Einfall, manchen charakteristischen, überraschenden Zug.

2. Angiola Maria, eine Schilderung aus dem häuslichen Leben von Giulio Carcano. Nach dem italienischen Originale bearbeitet von Rudolf von Langenn. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein altfränkischer Roman! wird man sagen, und man hat recht. Schon daß er eine Vorrede hat, ist altfränkisch, und obendrein eine moralische Vorrede wie diese, welche gleich mit den Worten beginnt: „Es gibt keine Poesie ohne Wahrheit und ohne Tugend!“ Was Poesie mit oder ohne Tugend eigentlich sei, bleibt übrigens nach der Vorrede problematisch. Wie weit diese Bearbeitung dem Original treu geblieben, kann Ref. nicht beurtheilen; ist aber der Geist desselben nicht verwischt, so gehört der Roman zu jenen, welche vor 60—70 Jahren unsere Großmütter erfreuten, und man hat wieder recht, ihn altfränkisch zu nennen. Ein junger Engländer sieht in einer Dorfkirche am Comersee Maria; seine Schwestern nehmen sie für den Winter mit nach Mailand; er wird hier heimlich katholisch, erklärt ihr seine Liebe, und das geängstete Kind ruft ihren Bruder, den Vicar, herbei. Dieser bringt sie zu einer alten Freundin, verfällt aber dem geistlichen Gericht, stirbt, und das Mädchen steht nun allein. Sie muß sich manchen Fährlichkeiten endlich durch die Flucht entziehen und stirbt. Die Geschichte des Vicars ist so dunkel, daß man kaum etwas davon versteht. Wahrscheinlich würde sie, gehörig entwickelt, dem Buche bedeutendes Relief gegeben haben. Wiewol der Roman wenig Interesse erweckt, so gibt er doch sehr gute Situationen, namentlich in den sparsamen komischen Partien, und da er lediglich auf Tugend basirt ist, so schickt er sich für jede Hand und jedes Auge.

3. Licht und Schatten aus einem Dichterleben. Berlin, Athenäum. 1843. 8. 26¼ Ngr.

Es ist schwer, über manche Bücher ein Wort zu sagen, wie gut man sie auch zu verstehen glaubt. Zu solchen Büchern gehört auch dieses kleine Werk, welches wir übrigens wol zu den polemischen rechnen dürfen. Es handelt sich im Allgemeinen um die Romantik, und es scheint, der Verf. neige sich jenen Elementen zu, welche von einigen Gliedern der sogenannten romantischen Schule als Kanon betrachtet wurden. Doch ist er dem Wahren nahe genug, um am Ende, wo er seinen Helden durch mancherlei Situationen geführt hat, sagen zu können: „Das ist also Romantik! Eine Kette voll Verbrechen, voll Graus und Schauer. Mein Gott! das ist ein betrüblicher Gedanke: der deutsche Humor ein Gemisch von Wahnsinn und hündischer Bettelei, deutsches Märchen tief vergraben in Vergessenheit, deutsche Romantik gichtbrüchig von Verbrechen zu Verbrechen hinkend; man könnte sich beinahe schämen, ein deutscher Dichter zu sein! Indessen ist es nicht ein Zeichen für die Unsterblichkeit deutscher Poesie, daß sie trotzdem lebt und auflebt und fortlebt von Mund zu Mund, von Herz zu Herz?“ Mit den vom Verf. gebrauchten Mitteln, dieses sich beruhigende Lamento zur Anschauung zu bringen, können wir nicht einverstanden sein, da ihnen das Unmittelbare des Eindrucks, des Verständnisses meistens abgeht. Vieles scheint persönlich und wird wol nur den beiden Herren ganz verständlich sein, denen das Buch dedicirt ist; wenigstens treten sie im Buche selbst als handelnde Personen auf. 24.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über Lavater.

Bei der großen Pflege, welche in unsern Tagen die Phrenologie und die Physiognomik genießen, ist es nicht unpassend, daß auch Lavater's Name wieder erneuert wird, wenngleich man nicht etwa so weit gehen darf, in ihm den Begründer eines eigentlichen physiognomischen Systems zu sehen. Was er gegeben hat, sind nur Beiträge zu einem solchen, und er machte auch auf keine weitern Verdienste Anspruch, indem er seinem berühmten Werke den bescheidenen Titel „Fragmente“ gab. Wie dem auch sein mag, so ist es doch, wie gesagt, ganz an der Zeit, das Gedächtniß dieses trefflichen Mannes wieder aufzufrischen. Dies geschieht in einem lesenswerthen „Essai sur la vie de J. G. Lavater“, welcher vor kurzem zu Lausanne die Presse verlassen hat. Die Verfasserin dieses kleinen Werkchens ist, wie wir hören, Dem. H. Chavanne. Sie zeichnet das gutmüthige und erhabene Bild Lavater's mit großem Geschick. Was ihrem biographischen Versuche aber ein besonderes Interesse leiht, sind die vielen schlagenden Züge, die sie ihrer Darstellung einverwebt hat. Wir wollen aus der reichen Fülle derselben nur zwei ausgreifen und lassen uns bei der Wahl derselben nur vom Zufall leiten. Mirabeau, der Lavater lange um ein physiognomisches Urtheil bestürmt hatte, erhielt folgende, ungeschmeichelte Charakteristik seiner eigenen Person: „Nun, mein Herr, Sie sind ein Mensch, der mit allen Lastern behaftet ist, und der nichts gethan hat, sie zu unterdrücken.“ Ein anderes Mal übertraf er die geschicktesten Ärzte an Scharfsichtigkeit. Eine Dame von Zürich war der Gesundheit ihrer Tochter wegen in Unruhe und wandte sich deshalb an Lavater, der eine bestimmte Antwort vermied. Die Mutter beschwört ihn, seine Meinung über den Zustand ihrer Tochter zu sagen. Endlich versteht Lavater sich dazu, ihr seine Ansicht darüber in einem Briefe zu schreiben, den die Dame versprechen muß erst nach Verlauf von einem halben Jahre zu lesen. Kaum waren fünf Monate verflossen, als sie ihre Tochter verloren hatte, und wirklich stand in dem Briefe, welchen sie von Lavater erhalten hatte: „Ich beklage Sie, Madame, denn wenn Sie diese Zeilen lesen, werden Sie die unglücklichste Mutter sein.“

Communismus.

Der unerbittlichste Vorkämpfer des Communismus in Frankreich ist Prudhon, dessen großes dialektisches Talent selbst die aufrichtigsten Vertheidiger des Eigenthums werden gelten lassen. Keiner vor ihm hat die Misverhältnisse unserer gegenwärtigen Zustände und die verderblichen Folgen der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter mit so scharfer Logik nachgewiesen und den Communismus so auf die Spitze getrieben. Von den vielen Streitschriften, welche seine einschneidenden Broschüren hervorgerufen haben, hat keine einzige ihn ganz zu widerlegen vermocht. Auch J. Le Bastier in seinem vor kurzem erschienenen Werke „De la propriété et de son principe“ räumt ein, daß die Vertheilung des Eigenthums eine ganz unverhältnißmäßige ist; aber er sucht nicht ohne Glück philosophisch nachzuweisen, daß das Eigenthum gewissermaßen mit der Natur des Menschen verwachsen ist und daß es eins der unentbehrlichsten Elemente der Gesellschaft ausmacht. Es ist zu bedauern, daß der Verf. diese ebenso einfachen als wahren Ideen mit einem Schwall von philosophischen Ausdrücken umgibt und sie in einer so gequälten Sprache darstellt, daß sein Werk für die größere Menge ganz unverständlich ist, während die eindringlichen Worte seiner Gegner sich in die Herzen des darbenden, unglücklichen Volks nur zu leicht einschmeicheln. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 197. — 15. Juli 1844.

Die kirchlichen Zustände Englands.

(Fortsetzung aus Nr. 196.)

Es bedarf keiner eigentlichen, streng so genannten Beweisführung, um zu zeigen, daß die soeben angedeuteten Grundzüge in den kirchlichen Zuständen Englands wirklich gefunden werden und bereits zu der erfreulichsten Entwickelung gelangt sind. Eine Übersicht der letztern — je detaillirter desto besser freilich — wird statt aller weitern Beweise dienen, und so gehen wir denn zu ihr über, jedoch eingedenk Dessen, was wir uns schon oben vorbehalten haben.

Der Verf. der ersten von den beiden oben genannten Schriften, Candidat Uhden, hat recht, wenn er von Englands Reformation S. 28 sagt:

> Allerdings war die Veranlassung (der Reformation) bei Heinrich VIII. wenn nicht eine rein fleischliche, doch eine ganz äußerliche; aber keineswegs kann man behaupten, daß Diejenigen, welche nun das Werk der Kirchenverbesserung in England betrieben und förderten, sich nur in den Willen des Königs fügten u. s. w.

Schon Wiclef's Auftreten im 14. Jahrhundert und der Anklang, den er fand und der noch weit in das 15. Jahrhundert hinein nachhallte, deutet darauf hin, daß die englische Reformation im Volke selbst vorbereitet war und aus ihm frei und selbständig, als das Gewächs, dessen Zeit und Stunde nun gekommen war, allerdings dem Rufe der gelegenheitlichen Ursache folgend, hervorging. Aber ebenso gewiß ist es — und hierin weichen wir von dem nur gedachten Verf. ab —, daß die Reformation eine das ganze kirchliche Leben Englands umfassende, ja schon in ihrer ursprünglichen Anlage so wenig einseitig und particularistisch war, als dies mit irgend einem Scheine des Rechts von der Reformation des Continents gesagt werden kann. Es ist durchaus hier wie dort zur richtigen Würdigung der englischen wie der Continentalreformation nothwendig, den ersten Durchbruch derselben als den aus allen von ihm sowol mittelbar als unmittelbar erregten Erscheinungen zusammengesetzten Keim zu betrachten, dessen Textur allerdings durchaus und unabänderlich schon gleich bei seinem ersten Hervorbrechen bestimmt war, der aber erst von den nachfolgenden Jahrhunderten nach allen in ihm liegenden Kräften entwickelt werden konnte und mußte. In compacter Entschiedenheit trat zu allererst die Reformation Englands auf und daß es gleich anfangs nicht blos der Kirchenverfassung, sondern dem ganzen kirchlichen Leben und somit ebenso wol der Lehre galt, beweisen die öffentlichen kirchlichen Schriften, die, veranlaßt zuerst durch des eifrigen Cranmer Reformbestrebungen, in der Regierungszeit des unmündigen Eduard VI. und später der Elisabeth erschienen — außer dem „Common prayerbook", die zwei Bücher der Homilien und die berühmten 39 Artikel der Königin Elisabeth, welchen die 42 unter Eduard vorhergegangen waren. Aus dem Kampfe, den die kurze Regierung der katholischen Maria (1553—58) erregte, ging die junge Pflanze gefördert und bereits bedeutend entwickelt hervor. Bestimmter zeigte sich schon ihre zukünftige Natur und der Gegensatz, der ebenso gewiß in der Kirche der Neuzeit, auch nach Jenen, principiell ist, wie die compacteste Opposition im dermaligen (constitutionnellen) Völkerleben, ist von da an nicht nur nicht zu verkennen, sondern auch so gesetzt, daß man in ihm, dem kirchlichen Absolutismus des Mittelalters gegenüber, ebenso wol die vollste Signatur der aufgehenden neuen kirchlichen Ära anerkennen muß, wie der auf ähnlichem Gegensatz basirte Constitutionalismus der entschiedenste Ausdruck der politischen Neuzeit ist. Unter dem Schutze dieses im fortgehenden gegenseitigen Ringen, das die mannichfaltigsten Phasen zu durchlaufen hatte, begriffenen Gegensatzes und als das stetig sich mehr und mehr consolidirende Product der Factoren dieses Gegensatzes, die selbst hinwiederum in fortgehender Selbstreproduction begriffen sind, in solchem Processe aber zuletzt mehr und mehr sich abklären, ohne doch jemals ganz zu verschwinden — so haben sich nach und nach die kirchlichen Zustände Englands entwickelt und gestaltet und sind bereits so weit vorgeschritten, daß ihre Zukunft wenigstens ebenso gesichert erscheint, wie es bei den bürgerlichen Zuständen dieses merkwürdigen Landes dem unbefangenen Blicke jedenfalls ganz unzweifelhaft ist. In der Neukirche des Continents ist das gleiche Princip des Gegensatzes schon von früh herein vorhanden gewesen, aber in ihr noch lange nicht so weit oder so glücklich entfaltet als in der englischen Kirche, so wie ja auch der Constitutionalismus des Festlandes noch weit hinter dem Constitutionalismus des mächtigen Inselvolks in quali und quanto zurücksteht.

Als ersten und allgemeinsten Ausdruck dieses Gegensatzes in der englischen Reformation erkennen wir die Episkopalen und Congregationalisten, letztere als den Gattungsnamen für die mancherlei Classen von Dissenters, die gleich im Anfange der neuen Zeit sich entwickelten (Presbyterianer, Puritaner, Congregationalisten in engerer Bedeutung u. s. w.). Die unter dem Drucke der katholischen Maria nach der Schweiz Vertriebenen brachten bei ihrer Rückkehr unter Eduard VI. den schweizerischen Demagogismus mit zurück, und so war in die englische Kirche ein Kampf gesetzt ganz analog dem Gegensatze zwischen der deutschen und helvetischen Reformation auf dem Continent. In den Episkopalen war die Tendenz zur kirchlichen Absolutheit mit principieller Zurückweisung päpstlicher Hierarchie repräsentirt, wogegen der Congregationalismus den kirchlichen Demokratismus in seinem Schoose trug und namentlich im Anfange unter der allerdings harten Schale transscendenter Schwärmerei, gar bald dem Tieferblickenden seine genaue Verwandtschaft mit radicalem Jakobinismus zu erkennen gab. Ganz natürlich konnte aber, wenn anders überhaupt eine neue Ära wirklich werden sollte, als Niederschlag von dem Zusammentreffen dieser Reagentien, als neutrales Product dieses Kampfes, so lange das Gleichgewicht nicht völlig gestört war, nur ein mittleres religiöses Element im Leben des Volks, konnte nur das jenem alles Materielle spiritualisirenden kirchlichen Absolutismus wie diesem das Spirituelle zuletzt völlig materialisirenden kirchlichen Demokratismus in gleicher Weise wie entgegengesetzte, so doch auch verwandte Praktische sich ergeben; und so sehen wir auch wirklich aus diesem fortgehenden und bald so, bald wieder anders gestalteten Ringen der genannten Gegensätze allmälig, wenn auch mit einzelnen vorübergehenden Trübungen und Verfinsterungen, gerade die praktische und in das Leben unmittelbar einfließende Seite des kirchlichen Agens, bald mehr im Geschmacke des einen, bald mehr in dem des andern Gegensatzes, immer entschiedener und voller sich herausbilden, somit aber als das wahre und eigentlich beabsichtigte Ergebniß der Reformation hinstellen: ein Ergebniß, das zugleich die Bürgschaft in sich trägt, dereinst, ohne jemals die immer neues pabulum vitae zuführende Anregung des nicht überwundenen, aber doch unter sicherer Aufsicht gehaltenen Kampfes entbehren zu müssen, in unverkennbarer Positivität und voller Geschiedenheit sich zu offenbaren. Wie in der bürgerlichen Verfassung Englands in sicherm Fortschritte von Stufe zu Stufe, wenn auch mitunter durch sehr gewaltsame Phasen, das Princip der neuen Zeit immer geschiedener und freier sich herausgebildet hat, so kann auch in den kirchlichen Zuständen dieses Landes bis in unsere Tage herab der Proceß recht schlagend nachgewiesen werden, durch welchen die praktische und das Leben selbst erfassende Tendenz der neuen Kirchenbildung (der Reformation) in ihnen immer vollständiger und inhaltreicher und zuletzt in jener üppigen Fülle entwickelt worden ist, mit welcher sie jetzt die großen Associationen zur christlichen Mission wie im Innern und selbst in den einzelnen Familien des Landes, so in den weiten Gebieten des Heidenthums, zugleich in dem vieldeutigsten Sinne, den das Wort Mission nur haben kann, ins Leben gerufen hat.

Nach außen hin bleibt allerdings als heilsame Übung der Wachsamkeit, für alle Zeit, der Reformation der Kampf mit dem vorweltlichen Romanismus, und es geschieht wol auch, daß die alten Wasser der Tiefe durch eine unbewachte Öffnung für eine Zeit lang wieder an die Oberfläche herausdringen. Der Katholicismus selbst, wo er des Romanismus und des Pfaffenthums als solchen sich entäußert hätte, was freilich ihm nur zu einem kleinen Theile bis daher gelungen sein mag, würde mehr seiner äußern Erscheinung als dem Wesen nach der Vergangenheit angehören und in der letztern Beziehung sich selbst wider Willen, und wenn auch ohne klares Bewußtsein, in die Heerlager der Reformation mit einreihen lassen. Solche vorübergehende Kämpfe nun mit dem Romanismus hat England wiederholt zu bestehen gehabt und wenn fast 150 Jahre nach der katholischen Maria noch einmal ein Römling auf kurze Zeit (1685—88) den englischen Thron einnahm, so ist noch bis diesen Tag das katholische Irland ein stechender Dorn in Englands Seite und der Puseyismus schwankt eben jetzt so zweideutig zwischen Romanismus und emancipirtem Katholicismus, daß man den Erfolg erst noch abwarten muß, um ein entschiedenes Urtheil bilden zu können. Nach Jenen aber grenzen sich die verschiedenen Perioden des wechselnden Kampfes und der eben in und mit ihm gewonnenen Stufen glücklich geförderter Reformation, die Reihe der verflossenen Jahrhunderte entlang, in der englischen Reformationsgeschichte so scharf und bestimmt ab, daß wir gerade hier die Folge der nothwendig zu durchlaufenden Wechsel am entschiedensten nachweisen, zugleich aber dem Resultate nicht ausbeugen können, daß in den kirchlichen Zuständen Englands die Consolidirung der Reformation natürlich, wie sie einzig und allein nur für die geniale Individualität dieses Volks sich eignet, am weitesten vorgerückt ist.

Seine Revolution mit dem endlichen, erst nach einer dazwischen liegenden kurzen Restaurationsperiode vollendeten Umsturze des mittelalterlichen Absolutismus hat England fast anderthalb Jahrhundert (1649—88) früher gehabt als der Continent. Mit dieser hatte auf dem kirchlichen Gebiete das demokratische Princip in seiner frühesten, d. h. in der puritanischen Form zum ersten Mal sein einseitiges Übergewicht gewonnen, wofür es schon vorher in Schottland in den Tagen der Maria Stuart, wo seine glühendsten Schwärmer in Genf südliche Begeisterung sich geholt hatten, auf das glücklichste vorbereitet worden war. Eine theuer erkaufte, aber nie zu theuer zu erkaufende Frucht dieser temporairen Alleinherrschaft des radicalen Elements, mit welcher zugleich die letztere selbst endete, war der Ausschluß eines katholischen Fürsten vom englischen Throne für alle Zeiten; und, zurückgedrängt, hatte überdies der Episkopalismus

gelernt, von innen heraus sich zu kräftigen und in gründlicher Wissenschaftlichkeit für die kommende günstigere Zeit sich zu rüsten. Nie hat Wissenschaftlichkeit und geistige Bildung des englischen Volks überhaupt höher und reicher geglänzt als während und nach der Revolution, und eben da hat England seine Classiker und zwar unter den Episkopalen gefunden. Die einseitige Schwärmerherrschaft ging bald vorüber und es war nicht zu verkennen, die Reformation in ihrem eigentlichen Wesen, in ihrer ethisch-praktischen Bedeutung, hatte mitten unter diesen Kämpfen manche fesselnde Ringe gesprengt und abgeworfen. Der Jakobinismus hatte sich einmal entladen und somit einen Theil seiner Furchtbarkeit für alle Zeiten verloren; der kirchliche Absolutismus konnte die erhaltene Lehre ebenfalls in keiner Zukunft wieder ganz vergessen. Der Sinn des Volks aber war aus dem Kampfe, in welchem seine beiden Dränger selbst sich gegenseitig geläutert und gemildert hatten, nur gesunder und kräftiger hervorgegangen.

Mit der politischen Revolution und ihren soeben bemerkten Beziehungen auf das kirchliche Leben ging ziemlich gleichzeitig in der englischen Kirche selbst eine ähnliche Evolution des Reformationselements vor, wie sie auch auf dem Continent mehr als ein Jahrhundert später vor der politischen Revolution begann, mit dieser mehr und mehr sich entwickelte, und, wie diese noch immer nicht ihre Grenze gefunden hat, so in gleicher Weise noch ungeschwächt fortwüthet und ihrer Akme immer entschiedener zustrebt. Für England hat die Revolution längst ihre Endschaft erreicht, und ebenso ist auch die eine Zeit lang recht bedrohlich den kirchlichen Himmel trübende andere Erscheinung vorüber gegangen, ohne im Grunde zu etwas Weiterm als zur Förderung des immer entschiedener heraustretenden praktischen Charakters des neuzeitigen Kirchenlebens geführt zu haben; womit uns auf dem Festlande wenigstens der Trost gegeben ist, daß zu seiner Zeit der bei uns noch immer wüthende Brand auch endigen und ein gleich erfreuliches Ergebniß zurücklassen werde. Wir meinen aber die in der fortschreitenden Entwickelung des Reformationsprincips mit einer gewissen Nothwendigkeit in der Opposition gegen die Stabilität des Episkopalismus vom dissenterschen Elemente hervorgerufene Phase des Deismus aus der Mitte des 17. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, und erblicken in ihr ein Ausschwingen des Pendels nach der radicalen Seite, mit etwas mehr Bemessenheit, im Wesen jedoch ganz von der Art wie die verwandten Erscheinungen in den Strauß'schen, Bruno Bauer'schen und Feuerbach'schen Attentaten gegen Glauben und Glaubenswelt überhaupt. Nicht die Apologeten haben diese deistische Bewegung gestillt, so wenig wir ihr ehrenwerthes Streben verkennen wollen — die innere organische Natur der Reformation selbst hat sie überwunden; und es ist in der That tröstlich und erfreulich zu sehen, nicht nur, wie im jetzigen England dieser fast ein ganzes Jahrhundert hindurch anhaltende Sturm so ganz und spurlos verbraust ist, sondern auch, wie in der durch ihn gesäuberten Luft nun alle die heilsamen, das christliche Leben nährenden Kräuter, die der Boden der Reformation in seinem Schoße verbirgt, so glücklich aufgehen und sich weiter und immer weiter ausbreiten konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die berühmte Bronzethür Sansovino's in der Marcuskirche zu Venedig.

Es ist doch ein herrliches Land, das Italien! Funken sprühen, tauchst du das Ruder in die Meereswogen; den Himmel durchzuckt feuriges Wetterleuchten selbst in den kältern Wintermonaten des Jahres; und kleidet der Frühling im Mai mit neuem Grün die Fluren, so glänzt von jedem Grashalme ein leuchtendes Johanniswürmchen; durchweg ein elektrischer Strom, der aber unschädlich, ja wohlthätig verfließt, so lange nur die entsprechenden Ableiter da sind. Doch kann kein europäisches Land sich ausschließenden Vorrechts zum Großen rühmen! Ein Weltreich gründete erst Griechenland unter dem macedonischen Alexander; dann herrscht Italien durch Rom mit Macht über alle damals bekannten Welttheile; dann kommt der große Frankenkönig, Kaiser Karl der Große; dann hat Deutschland den Ruhm in den Kreuzzügen, dem nimmer endenden Einbruch zerstörender Horden nach Europa, in Asien selbst, woher sie kamen, mit Waffengewalt den hemmenden Damm entgegengestellt zu haben: — wo aber noch Großes geschah, überall ist es der feurige, geistige Grundstoff, der dabei wirkend erscheint, und deshalb weilt man gern bei dem Bilde Italiens.

Ausgezeichnete Heerführer, Staatsunterhändler, wie man das Wort Diplomaten wol ausdrücken könnte, kamen einst vorzugsweise von daher; die Grundlagen aller Wissenschaften kann man dort nachweisen; was aber vollends hat dieses Land für eine Menge königlicher Städte in seinem Innern gegründet, in dichtgedrängten Reihen; welche Masse von Kunstgebilden geschaffen an Statuen und Gemälden! Was ist seit dem letzten Jahrhundert, von Liebhabern aller Art, blos von dorther verschleppt worden, und doch ist Italien noch immer das reichste Land an Kunstgegenständen aller Art, und immer noch gibt es Neues zu entdecken!

Freilich ist dieses Neue häufig dem Anschein nach nur von sehr untergeordneter Wichtigkeit: aber das gehört ja eben zu den merkwürdigen Eigenheiten dieses Landes, daß hier das Kleine so unmittelbar neben dem Großen seinen Platz findet, Anfang, Blüte und Verfall der Kunst in den Denkmälern sich so nahe berühren, daß Eins in das Andere sich verwebt, man die Ansicht des Einen von der des Andern nicht zu trennen vermag, und endlich, ganz im Sinne echter Humanität, die in unsern Tagen nirgend fröhlicher gedeiht als auf dem classischen Boden Italiens, damit endigt, Jedes an seinem Platze zu würdigen, und ohne irgend willkürliche Ausschließung ein aufmerksames, theilnehmendes Auge für Alles, für jedes Einzelne aber zur Beurtheilung nur den Maßstab des eigenen innern Werthes desselben zu haben. Und so darf ich Ihnen wol mit wenigen Worten von einem gepriesenen, vom Künstler selbst, Sansovino (der Venedig gleich groß als Architekt und als Bildhauer, nach der Sitte möchte man sagen jener Zeiten, mit herrlichen Bauten und ebenso ausgezeichneten Marmor- und Erzgebilden zierte), in eigener Schätzung hoch gehaltenen Werke sprechen, das jetzt erst zu seiner vollständigen Deutung gedieh.

Es ist das die herrliche Bronzethür in der Marcuskirche, die hinter dem Hauptaltare in die Sacristei führt. Ein Werk so hochgestellt in der öffentlichen Meinung, daß man behauptet, Sansovino habe es erst nach zwanzigjähriger Arbeit vollendet, und daß man in den vergangenen Kriegsjahren, wo man befürchtete, es weggeführt zu sehen, die Flächen mit dickem

Kleister soll überzogen haben, um die Figuren möglichst unscheinbar zu machen. Der erste Eindruck aus einiger Entfernung ist ein buntes Treiben von Figuren in allen Richtungen, aber so wie man näher tritt, bringt der lichtvolle Gedanke des Künstlers harmonische Einheit in das Gedränge. Als Hauptgegenstand erscheinen in der Mitte die zwei übereinandergestellten, regelmäßig viereckigen Felder, in dem untern Grablegung, in dem obern glorreiche Auferstehung des Heilandes, hier mühseliges vergängliches Erdenwallen, dort trostvoller Ausblick in eine heitere Unsterblichkeit.

Wie Sansovino Zeitgenosse Rafael's war, so, scheint es, dürfte man in der Haltung der Figuren bei der Grablegung Ähnlichkeit mit dem berühmten Borghese'schen Gemälde Rafael's erblicken; aber vollste Anerkennung muß man dem zarten Sinne des Künstlers zollen, daß er, während die tiefgebeugten ältern Matronen sich vom Schleier umhüllt dem Sarkophage nähern, alle Ungeduld der Empfindung in der herbeistürzenden jugendlichen weiblichen Figur bezeichnete. Sind ja doch in der Kunst Schmerz und Freude ewig jung, nicht niederdrückend und abstoßend, und wer will das Leid einer Mutter ausdrücken wollen! Der Hintergrund ist zahlreich belebt, man sieht die Kriegerschar, von dem Berge der Kreuzigung heimkehrend, sich in den Windungen der Gebirgswege verlieren; man sieht die Stadt Jerusalem und in der äußersten Entfernung, im Walde, das von dem großen traurigen Ereignisse unberührte Leben der Hirten. Die ganze Vorstellung, ohne im mindesten überladen zu sein, strotzt von Figuren.

Um so einfacher ist das zweite Bild: die hehre Gestalt des Heilandes sich aufschwingend, von einer Glorie kleiner Engelköpfchen im Kreise umgeben, unten die rohe gewaffnete Bewachung zusammenstürzend beim Anblicke des göttlichen Glanzes.

Ganz oben, als breite Kranzleiste, dann in der Mitte zwischen den beiden großen Reliefbildern, und zwar nach ihrer ganzen Breite, und endlich wieder ganz unten, ist immer eine bärtige, auf den einen Arm gestützte, gleichsam in tiefer Anschauung ruhende Gestalt eines der alten, das hohe Ereigniß der Menschenerlösung, vorherverkündenden Propheten, Greise voll wunderbarer Würde; und ebenso bilden, immer zwei übereinandergestellt, die Figuren der vier Evangelisten, die Verkünder der frohen Nachricht von der Verwirklichung der Offenbarung, an den Seiten rechts und links die Einfassung der Thür ihrer Höhe nach.

Ich spreche Ihnen nicht von den zehn kleinen Gruppen, wo immer zwei scherzende Knaben in den anmuthigsten Stellungen erscheinen, um den Ernst der großen Figuren zu unterbrechen, und komme zu den gleichsam frei, wie gänzlich abgesonderte Büsten hervorstehenden Köpfchen, von meisterhaftester Vollendung, welche der Künstler an den äußersten vier Ecken, und dann zwei an den Enden des mittlern breiten Streifes anbrachte und wovon drei, in sprechender Portraitwahrheit, sein eigenes Bildniß, dann jenes Tizian's und endlich das Aretin's enthalten. Sie werden nach der Bedeutung der noch übrigen andern drei Köpfchen fragen, aber, so viel es Beschreibungen der Kunstschätze und Merkwürdigkeiten Venedigs gibt, von den frühesten Zeiten bis auf die allerneuesten, so viel es Biographen des Künstlers gibt, die weitläufig über alle Einzelheiten sprechen, sogar in der „Geschichte der Bildhauerkunst in Italien" von dem geist- und kenntnißreichen Grafen Cicognara, wo doch die Abbildung der ganzen Thür gegeben ist (obschon gerade in diesem Theile nicht ganz genau), finden Sie bei Allen gleichmäßig darüber auch nicht die kleinste Angabe, als wenn diese drei andern Köpfchen gar nicht beständen, oder von dem Künstler nicht mit ganz gleicher Vorliebe behandelt, nicht ganz ebenso schöne, sprechende Köpfe wären. Aber wer sind sie nun? Daß ich Ihnen darauf mit aller Bestimmtheit antworten und Ihnen drei sehr merkwürdige Namen nennen kann von Männern, deren Züge man sich nicht wenig freuen muß von der Meisterhand eines Sansovino dargestellt zu sehen, Das ist, ohne es deshalb überschätzen zu wollen, das wirkliche Verdienst unsers gelehrten Landsmanns in Venedig*), der die Freundlichkeit, womit eine Abformung gestattet wurde, zum Zwecke näherer Untersuchung benutzte, wobei es sich denn nun ergab, daß man da neben den schon bekannten Portraits Sansovino's, Aretin's, Tizian's noch die fernern unverkennbaren und nur wegen der Dunkelheit des Ortes, wo die Thür sich befindet, nicht erkannten Portraits Palladio's, Scamozzi's und Paolo's Veronese (auch dieser Letztere unzweifelhaft) besitze. Sehen Sie, welche Namen von Heroen der Kunst! und ich beneide jeden Kunstfreund, der mit diesen Köpfchen, etwa in gebrannter Erde gemodelt, sein Studirzimmer zu zieren vermag. Mögen nun die Reisehandbücher danach ihre Angaben mit einer angenehmen Zuthat vervollständigen! 127.

*) Des wegen seiner leidenden Gesundheit zum Gebrauche der Seebäder in Venedig weilenden Herrn v. Steinbüchel.

Literarische Notizen aus England.

Hume's brieflicher Nachlaß.

Der verstorbene Baron Hume, ein Neffe des Philosophen Hume, besaß eine ziemlich reichhaltige Sammlung eines Briefwechsels zwischen seinem Oheim und einem Kreise berühmter Zeitgenossen desselben. Alle Versuche, Zugang zu dieser Sammlung zu erhalten, scheiterten an der Meinung ihres Besitzers, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, wo eine ebenso umfassende und freie wie den Zwecken der Literatur förderliche Benutzung dieses handschriftlichen Nachlasses in thunlicher Weise stattfinden könne. Bei seinem Tode 1838 überließ er die Sammlung dem Rathe der Königl. Gesellschaft zu Edinburg zur Verfügung, in deren Archiven sie bis jetzt aufbewahrt wurde und nur auf besondere Erlaubniß des Rathes zugänglich war. Dieser hat nun nach mannichfacher Berathung beschlossen, dieselbe der Benutzung für literarische Zwecke fernerhin nicht länger vorzuenthalten, und demgemäß ist eine solche dem Advocaten J. H. Burton verstattet worden, welcher davon nebst anderm anderwärts gesammelten Originalmaterial Gebrauch machen wird zur Vervollständigung des von ihm vorbereiteten Werkes: „Life of Hume with sketches of his contemporaries." Außer dem Briefwechsel mit ausgezeichneten, Hume innig befreundeten Landsleuten enthält die Sammlung Briefe von D'Alembert, Reynal, Montesquieu und andern Häuptern der gleichzeitigen auswärtigen Literatur, sowie von Frau von Boufflers, Geoffrin, Mademoiselle de l'Espinasse und andern weiblichen Zierden der literarischen Kreise von Paris, welche wol geeignet sind, helles Licht auf die merkwürdige, aber noch wenig bekannte Episode in Hume's Leben, seine enthusiastische Aufnahme bei den geistreichen und schönen Frauen unter der Herrschaft Ludwigs XV., zu werfen. Nicht minder gewichtigen Aufschluß geben die Briefe über den heftigen Kampf zwischen Hume und Rousseau.

Der Nationalbankrott in Versen.

Man sollte glauben, der Staatsbankrott müsse bei den Staatsmännern, Nationalökonomen und Finanzkundigen Großbritanniens eine ausgemachte Sache sein, wenn man sieht, wie sich bereits die Dichtkunst dieses Gegenstandes für ihre Schöpfungen bemächtigt hat. Ein längeres Gedicht, welches T. E. Browne in Verbindung mit andern Gedichten herausgegeben hat, trägt wörtlich den Titel „The national bankruptcy", und hat keine ungünstige Aufnahme gefunden. Unter den andern Gedichten befindet sich außer einem versificirten Gespräche „der zwei Freunde" über Gegenstände des Staats und der Kirche, über besondere und gesellschaftliche Bestimmung des Menschen, eine Nachahmung der „Götter Griechenlands" von Schiller, als „The age of romance", während andere genaue Bekanntschaft mit Goethe verrathen. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 198. —— 16. Juli 1844.

Die kirchlichen Zustände Englands.

(Fortsetzung aus Nr. 197.)

Schon im allmäligen Verwehen des deistischen Sturms hatte das Element des Dissents seine starre Natur in etwas gemildert und der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit seltener Energie aufsteigende Methodismus brachte in dasselbe eine praktische Fügsamkeit, die ihm bis dahin gemangelt hatte. Von da an wurde, so wie der Methodismus Riesenfortschritte machte, eben dieser der Hauptrepräsentant der Opposition, so wenig deshalb die andern Elemente des Dissents, die dadurch nur aus dem Meridian gedrängt wurden, völlig verschwanden oder auch nur vor weiterer Zersplitterung bewahrt wurden. Es fehlte den letztern sogar bis in die neueste Zeit herab nicht an den wunderlichsten Auswüchsen und bizarrsten Fulgurationen, in die selbst ein großer Theil der Methodisten sich hineinziehen ließ. Jedenfalls aber war auch auf Seiten der Opposition die von nun an entschiedenere praktische Richtung unverkennbar und mußte forthin, wie dies bis in die neueste Gegenwart herein sich bewährt, immer glänzendere Fortschritte machen. Zugleich hatte jedoch auch der Episkopalismus das sterile Gebiet des Dogmatismus mehr und mehr in den Hintergrund treten lassen; der wissenschaftliche Zweifel war durch sich selbst besiegt worden; und so mußte ihm jeder Vorwand, vor dem Leben sich vornehm abzuschließen, mehr und mehr entgehen. Die Bischöfe traten eben darum dem Volke, der Gemeinde näher und es fiel eine Schranke nach der andern, die früher zwischen dem Leben und der Kirche, zwischen Erde und Himmel geschieden hatten. Im fortschreitenden Läuterungsprocesse der mit ursprünglicher Naturkraft sich mehr und mehr entwickelnden Reformation war unvermerkt, aber auch ebenso unwiderstehlich, das absolutistische Element so gut wie sein Gegentheil abgeschliffen und geglättet worden. Da konnte denn der Lebensbaum des neuzeitlichen Christenthums zwischen den mehr und mehr abgestumpften Schwertern seiner Schildhalter sich nun noch viel leichter und unverkrüppelter als früher hindurchdrängen, und England muß eben darum, nachdem es die Phasen schon durchlaufen hatte, in deren Mitte sich dermalen die Reformation des Continents noch befindet, eben jetzt den heitern Anblick einer kirchlichen Gemeinheit bieten, in welcher bei aller mannichfaltigen Gliederung der Theile doch die große Verheißung der neuen Ära; das Leben selbst im edelsten Sinn, kirchlich, oder lieber: die Kirche recht menschlich lebendig zu machen, sich augenscheinlich mehr und mehr erfüllt und, ohne jemals der wacherhaltenden Controle der Gegensätze ganz zu entbehren, doch fortan das Überfluten dieser kaum noch zu befürchten braucht. Wirklich stellt das kirchliche England der Gegenwart dem tiefer Blickenden ein solches erfreuliches Rundgemälde vor Augen und nicht ohne Bedeutung für unsere Ansicht ist es, daß die in solcher Weise immer ruhiger und freier sich entfaltende Lebenstendenz der Reformation zwischen den beiden Gegensätzen sogar in einer eigenen, besondern Form sich ausgeprägt hat, und als Low church party zwischen der High church party und dem Dissent hindurch, mit beiden befreundet, ihren stillen und sichern Weg der praktischen Bildung und Anregung fortzuführen weiß.

Ja es soll dem englischen Volke die Krone, die es gar wohl verdient hat, nicht vorenthalten werden, und wenn Niemand, der auch nur aus flüchtigem Hörensagen etwas von dem Zustande des großen Inselreichs gehört hat, in Abrede stellen darf, daß dort das Wort von oben nicht mehr blos der Eiszapfen ist, der allsonntäglich mühsam in der Versammlung der sogenannten Gläubigen aufgethaut wird, ohne dadurch seiner vollen Leben bringenden Kraft zurückgegeben werden zu können, sondern daß es als Strom des Heils und der Erquickung zugleich in die Häuser und Familien der Reichen wie der Armen sich ergießt und als solcher da mit stiller Freude gepflegt wird; so bedarf es doch gewiß nur einer Hinweisung auf die großen Vereine lebendiger Kräfte, die über das ganze Land sich ausgebreitet haben und Episkopale und Dissenter, wenn auch in geschiedenen Kreisen, für die Werke der Liebe in ihrer mannichfaltigsten Offenbarung vereinigen, um eben da das große Losungswort, wie des Christenthums überhaupt, so der Reformation ganz besonders: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", in einer seiner würdigen Offenbarung zu erblicken. Schwere Stürme und Kämpfe liegen hinter der Gegenwart des englischen Volkes, aber sie sind vergangen und ein ernster sittlicher Geist hat seine heitern Strahlen über dasselbe ausgebreitet, die es

sich zur schönen Aufgabe gesetzt haben, ihr Licht immer getreuer in die düstern Schlupfwinkel des Verderbens zu bringen und so den Tag der christlichen, auf dem Glauben ruhenden Sitte, wie langsam es auch damit gehen mag, höher und höher heraufzuführen. Wie die Feier des Sonntags und die in immer gesteigerter Anzahl mit der wachsenden Volksmenge sich mehrenden Kirchen der geistigen Grundlage des Lebens ihr Recht widerfahren lassen, so wird der katholisirende Puseyismus am Ende in gleicher Weise wie die freie Kirche in Schottland nur dazu dienen, manches abgestorbene Glied abzulösen und damit die Frische des Ganzen zu erhöhen. Täuscht aber nicht Alles, so hat England, wie im Politischen, so im Kirchlichen, die Aussicht vor sich, wenn auch nicht ohne Kampf und Ringen, doch eben dadurch in steter Wachsamkeit erhalten, auf eine lange Zeit hinaus die Früchte der Reformation sich gesichert und immer mannichfaltiger reifen zu sehen.

Daß diese „kirchlichen Zustände Englands" mit den Ansichten, die in den beiden vorliegenden Schriften durchgeführt sind, nicht in alle Wege übereinstimmen, müssen wir allerdings bekennen, aber es ist klar, daß auch diese Schriften unter sich selbst in den Grundansichten voneinander abweichen, und mithin wenigstens eine von beiden unrecht haben muß. Wir glauben aber bei alledem, den ehrenwerthen Verf. beider Monographien über denselben Gegenstand keinen unerwünschten Dienst gethan zu haben, wenn wir Das, was sich in ihren Darstellungen einmal nicht halten läßt, hinweg zu nehmen und dafür das Bessere einzufügen versuchten, indem nun so die vielen und reichen Einzelheiten, die sie mittheilen, ihre angemessene Beziehung erhalten und bei der großen Sorgfalt, mit welcher sie von ihnen gesammelt sind, jedenfalls als eine dankenswerthe Bereicherung der hier einschlagenden Literatur gelten können. Es ist in der That bemerkenswerth, wie beide Verf. von einer eigenthümlichen Einseitigkeit befangen sind, die, generisch nicht verschieden, nur einer zwiefachen Art angehört. Uhden, der Verf. der „Zustände der anglikanischen Kirche", der bekanntlich gewissermaßen in einer officiellen Mission England bereiste, steht auf dem Grund und Boden der unirten evangelischen Kirche, wie sie in Preußen sich gestaltet hat, und theilt die presbyterianische Befangenheit, die überhaupt die Grundanschauung der Union ist. Kniewel aber, von dem die „Reiseskizzen" herrühren, steht, obwol selbst ohne ganz klares Bewußtsein, auf dem Gebiete des exclusiven Lutherthums und verräth so seine Geistesverwandtschaft mit dem englischen Episkopalismus. Die natürliche Folge davon ist, daß Jener den Dissent gründlicher erörtert, Dieser aber die High church in den Vordergrund stellt. Indem aber Beide gar nicht darauf zukommen, die zwei Glieder des Gegensatzes selbst als die nothwendigen und bleibenden Factoren des reformatorischen Kirchenthums aufzufassen, sondern immer nur von der fixen Idee ausgehen, daß der Sieg des Einen über das Andere als die endliche Lösung sich erweisen müßte, werden sie ungerecht gegen die kirchliche Gesammtheit, deren Untersuchung sie sich zur Aufgabe gestellt haben, und ihre Mittheilungen haben sonach hauptsächlich nur als Materialiensammlung Werth, als solche aber jedenfalls auch einen sehr anzuerkennenden. Hierzu kommt noch bei Kniewel, daß sein Blick mit einer ziemlichen Hoffnungslosigkeit auf die Gegenwart hinschaut und nur selten bei aller heitern Laune, die ihm eigenthümlich ist, zu einiger frischen Ermuthigung sich erheben kann, was allerdings in die Unbefangenheit seiner Relationen hin und wieder einige Trübung bringen dürfte, auch jedenfalls mit unserer ausgesprochenen hoffnungsreichen Ansicht in zu auffallendem Widerspruche steht, als daß wir so unbedingt Dem jedesmal Glauben schenken möchten, was er von einem ähnlichen Verschwinden christlichen Sinnes und Lebens aus den höhern Ständen des englischen Volks, wie er es auch im eigenen Vaterlande bemerkt haben will, hin und wieder anführt.

Das erste Capitel bei Uhden: „Charakteristik der anglikanischen Kirche", ist mit vieler Vorsicht zu lesen, weil in ihm die individuellen Ansichten des Verf. über Dissent und Kirche, wobei der erstere ganz aus der Kirche herausgewiesen wird, und unter das Verhältniß der englischen Reformation zu der des Continents gegeben werden. Dennoch darf es nicht überschlagen werden, da es sehr interessante Einzelheiten zur Sprache bringt. Das völlig Gleiche urtheilen wir über das letzte Capitel: „Das Verhältniß der anglikanischen Kirche zu den dissentirenden Parteien." Weit freier lassen sich die dazwischen liegenden Capitel lesen: „Von dem Klerus und der Kirchenverfassung"; „Von den Parteien innerhalb der anglikanischen Kirche"; „Das Common prayerbook"; „Die Predigt und die Seelsorge"; „Von den äußern Mitteln der Kirche und den entstandenen neuen Kirchen"; „Das religiöse Leben und die Sitte", und es ist in ihnen nicht nur ein reiches und höchst interessantes Material zusammengestellt, sondern auch das Aufgeführte mit scharfem Auge und klarer Fassung angeschaut. Bei der Gründlichkeit, mit welcher hier aus den Quellen geschöpft ist, gefällt auch das genaue und treffende Urtheil im Einzelnen, das man überdies da, wo es in Folge der nicht im Mittelpunkte ruhenden Grundansicht die verkehrte Stellung hat, ebenso leicht in die rechte bringen lernt, wie der Astronom ohne weiteres in Gedanken bei den Abspiegelungen seiner Teleskope im buchstäblichen Sinne das Unterste zu oberst kehrt. Nur wenig stört es, daß man hin und wieder an der Sprache die Schule erräth, welcher Uhden angehört, denn unstreitig wird diese Sprache von unserm Verf. mit Geist und nicht ohne eine gewisse Selbständigkeit gehandhabt.

Die Kniewel'sche Schrift ist der erste Theil eines Reiseberichts, dessen Reise nicht gerade eine officielle Veranlassung gehabt hat, wenn sie am Ende auch nicht ohne officiellen Zweck gewesen ist. Sie selbst war mehr ein Durchflug durch England, Frankreich, Belgien, die Schweiz, Oberitalien und Deutschland, da sie im Frühling des J. 1842 begonnen und im Herbste desselben Jahres schon

beendigt wurde, aber gewiß in Rücksicht der Zeit ausgedehnt genug, um den speciellen Zweck, den „großen täglich wachsenden Kampf zwischen Staat und Kirche" und zwar „in den Ländern, wo der Kampf am lebendigsten gerüstet und zum Theil schon geführt wird", einmal in der Nähe zu sehen, zu erreichen. Zunächst ging sie flüchtig über Berlin nach Hamburg, wo die große Brandstätte im Durchreisen besucht wird, und ohne weitern Aufenthalt nach London, das als Standquartier galt, um theils diese Weltstadt selbst in der erwählten Beziehung zu beschauen, theils von da aus die erforderlichen Ausflüge in das große Inselreich zu machen. Nur die Resultate, die der Besuch Englands den Nachforschungen unsers Verf. gebracht hat, machen den Inhalt des vorliegenden ersten Theils der Reiseskizzen aus. Fühlt man dem ersten Reisenden, wir meinen den wackern Uhden, denn doch mitunter eine gewisse officielle Befangenheit, eine Art diplomatischer Färbung an, so steht der treffliche, geist- und gemüthvolle Kniewel dagegen durchaus auf subjectivem und darum völlig freiem Reisestandpunkt, und wie die Reise selbst aus innerm frischen Drang der eigenen Lust allein hervorgegangen ist, so bewegt ihre Darstellung sich auch durchaus in einer Lebendigkeit und unermüdlichen Regsamkeit, die den Leser ganz in die Mitte des Geschauten und Erlebten mit hineinzieht, und so gewinnen natürlich auch die geschilderten Zustände selbst eine lebendige, eigenthümlich schlagende Beleuchtung, die sie in der Uhden'schen Objectivität nicht immer haben können. So wenig Reiseballast übrigens unser Verf. nach seiner eigenen Versicherung mit sich genommen hat, so hat ihn doch noch außer dem Einen, das er selbst erwähnt, so manches Andere auf seiner Reise begleitet, was ihn zum vielseitigen, geistvollen, interessanten Beobachter, ganz besonders aber auch zum gebildeten, geschmackvollen und höchst anziehenden Darsteller des Beobachteten zu machen geeignet war.

(Der Beschluß folgt.)

Oeuvres très-complètes de Mgr. *F. I. de Partz de Pressy*, évêque de Boulogne, publiées par M. l'abbé M(igne). Zwei Bände. Paris 1842—43.

De Pressy, Bischof von Boulogne, war geboren 1712 auf dem Schlosse Esquires, das in der Diöcese von Boulogne gelegen ist. Erzogen im Seminar Saint-Sulpice, ward er 1742 zum Bischof ernannt und starb im October 1789 als das Muster eines christlichen Geistlichen. Wenn sich seine Schriften auch weder durch Tiefe und Originalität des Gedankens noch durch einen besonders blendenden und fesselnden Stil auszeichnen, so war der Gedanke, die Werke dieses herrlichen Mannes in einer vollständigen Ausgabe zusammenzustellen, doch ein ganz löblicher, denn was in seinen Abhandlungen Irrthümliches vorkommt, hat längst die Zeit gerichtet, und im Übrigen sind sie alle besonders der redlichen Gesinnung und tiefen Überzeugung wegen, welche uns von allen Seiten anweht, noch jetzt lesenswerth. Der Abbé Migne, der sich der Arbeit der Herausgabe unterzogen hat, scheint übrigens an einige Stellen, die für unsere Zeit einigermaßen anstößig sein könnten, eine mildernde Feile angelegt zu haben. Ein großer Theil der geistlichen Abhandlungen, die wir nicht alle einzeln aufzählen können, waren noch gar nicht im Drucke erschienen. Statt einer ausführlichen Inhaltsanzeige und statt aller Auszüge wollen wir hier einen noch unbekannten Brief anführen, den der unglückliche Ludwig XVI. an den Bischof von Boulogne schrieb:

„Sie kennen die Unruhen, von denen mein Reich bewegt wird; Sie wissen, daß in verschiedenen Provinzen Räuber und Unruhestifter umherstreichen, welche sich nicht nur selbst jeder Art von Ausschweifung hingeben, sondern denen es zum Theil auch gelungen ist, die Gemüther der Landbewohner aufzuwiegeln. Ja, sie haben die Verwegenheit so weit getrieben, daß sie meine Befehle nachgemacht und in meinem Namen falsche Beschlüsse in Umlauf gesetzt haben, um die Meinung auszusprengen, als vollstrecke man meinen Willen und als entspräche man meinen Absichten, wenn die Schlösser gestürmt, die Archive vernichtet und alles Eigenthum aufgehoben würde. So hat man sich also nicht gescheut, im Namen des Souverain, welcher doch der geborene Schützer der Gerechtigkeit ist, und im Namen eines Monarchen, der, ich kann es wohl sagen, während seiner ganzen Regierung sich als ein beständiger Vertheidiger des Rechts gezeigt hat — man hat sich nicht gescheut, sage ich, das Volk zu Handlungen aufzustören, die selbst die ärgsten Tyrannen nicht auf sich nehmen möchten. Um endlich die Verwirrung zu vermehren und alles Unglück voll zu machen, zerstört eine ganze Bande von Schleichhändlern mit den Waffen in der Hand und mit zunehmendem Erfolge die Einkünfte des Staats und verstopft auf diese Art die Quellen, welche dazu dienen müssen, die nöthigsten Schulden abzutragen, den Land- und Seetruppen den Sold zu zahlen und die übrigen Ausgaben, welche die öffentliche Sicherheit nöthig macht, zu bestreiten."

„Aber das ist noch nicht einmal Alles; noch eine neue Art von Unheil hat meine Seele auf das schmerzlichste berührt. Mein Volk, welches der Sanftheit seiner Sitten wegen bekannt ist, hat sich an einigen Orten — glücklicherweise nur an wenigen — erlaubt, eigenmächtig eine Strafe zu verhängen und zu vollstrecken, welche selbst die Ausleger der Gesetze nach der reiflichsten Prüfung nie ohne eine geheime Bewegung aussprechen."

„So viele Leiden, so viele Bekümmernisse bedrängen meine Seele und ich will, nachdem ich in Übereinstimmung mit der Nationalversammlung alle Mittel angewandt habe, welche in meiner Gewalt sind, diesen Unruhen zu steuern, ich will, sage ich, aufgeklärt von der Erfahrung über die engen Grenzen der menschlichen Weisheit, öffentlich den Schutz und die Unterstützung der göttlichen Vorsehung anflehen, in der Hoffnung, daß das Gebet eines ganzen Volks einen Gott der Güte rühren und auf unser Königreich die Segnungen herabrufen werde, deren dasselbe so sehr bedarf. Die reichliche Ernte, welche einem großen Theile des Reichs geworden ist, diese Wohlthat, deren das Land in einem so hohen Grade bedurfte, scheint es schon anzukündigen, daß der Schutz des Himmels uns noch nicht ganz entzogen ist, und wir haben also mit unsern Bitten auch Äußerungen des Dankes zu verbinden. Begleiten Sie diese Gebete mit den eindringlichsten Ermahnungen, lassen Sie es das Volk, lassen Sie es alle meine Unterthanen fühlen, daß die Wohlfahrt des Staats, daß das Glück der Einzelnen ganz vorzüglich von der strengen Beobachtung der Gesetze abhängig ist. Die Gewaltthätigkeit kann sich nur einen Augenblick lang des Erfolgs und des Genusses ihrer unrecht erworbenen Güter erfreuen; man steht bald von allen Seiten gegen sie auf, und die Menschen, welche den gesellschaftlichen Vertrag brechen (qui rompent le pacte social), diese Grundlage der öffentlichen Ruhe, trifft früher oder später die unfehlbare Strafe."

„Nirgend sind die Gaben des Glücks gleichmäßig vertheilt, und sie können es auch nicht sein; aber wenn die Reichen ohne Mistrauen in der Mitte Derer leben, welche weniger reich sind, so ergießt sich der Überfluß nothwendigerweise auf die Gewerbthätigkeit, den Handel und den Ackerbau; und da ihren

Genüssen durch die unwandelbaren Gesetze der Vorsehung gewisse Grenzen gesetzt sind, sind sie oft weniger glücklich als Diejenigen, deren Leben von der Arbeit in Anspruch genommen wird und dem Aufruhr der Leidenschaften nicht preisgegeben ist. Aber was Sie meinen Unterthanen besonders ins Gedächtniß zu rufen haben, ist, daß ich die Vertreter der Nation namentlich um deswillen berufen habe, weil es mir am Herzen lag, das Geschick des Volks durch solche Maßregeln besser zu gestalten, welche mit den Pflichten der Gerechtigkeit nicht im Zwiespalte sind. Schon sind die Prälaten, die Adeligen, die Vornehmen und Reichen jeden Standes, von einem edlen Wetteifer getrieben, darauf bedacht, das Volk glücklicher zu machen, und um diesen Zweck zu erreichen, legen sie sich selbst Opfer auf, welche man das Recht nicht gehabt hätte von ihnen zu verlangen. Ermahnen Sie also alle meine Unterthanen, den Erfolg dieser patriotischen Bestrebungen in Ruhe zu erwarten; halten Sie sie ab, den Verlauf derselben durch Empörungen und Friedensstörungen zu unterbrechen, die im Stande sein könnten, die Wohlmeinenden zu entmuthigen. Das Volk möge sich nur meinem Schutze und meiner Liebe anvertrauen; und wenn alle Welt es verließe, so würde ich noch über ihm wachen; aber zu keiner Zeit sind die Wünsche und Bestrebungen aller Stände so allgemein auf sein Wohl gerichtet gewesen. Ermahnen Sie es deshalb im Namen der Religion, dankbar zu sein und dieses Gefühl durch Gehorsam gegen die Gesetze zu zeigen; machen Sie dieses gute Volk aufmerksam auf die Schlingen der Bösen, daß es alle Diejenigen wie Feinde des Vaterlandes zurückweise, welche es zu Gewaltthätigkeiten aufreizen und abhalten wollen, seinen Antheil an den öffentlichen Lasten zu tragen, und die ihm auf diese Art die ehrenwerthe Eigenschaft als Staatsbürger entziehen."

„Die verschiedenen Steuern und Abgaben, welche die Staatseinkünfte bilden, werden im Laufe der Ständeversammlung geprüft werden; diejenigen, welche für zu drückend befunden werden, sollen mit andern vertauscht und alle insgesammt allmälig durch Schonung und größere Regelmäßigkeit in der Art und Weise, wie man sie eintreiben wird, milder gemacht werden. Aber bis zu dem nahebevorstehenden Zeitpunkte, wo alle Geschäfte geregelt sein werden, haben alle meine Unterthanen ein gleiches Interesse an der Aufrechterhaltung der Ordnung: denn die Verwirrung zieht Verwirrung nach sich, und oft reicht dann keine menschliche Weisheit hin, um die Größe der Übel zu heilen und um den Fortschritten der Feindseligkeiten und des gegenseitigen Mistrauens Einhalt zu thun. Ich werde um der Verbesserung der Finanzen willen alle persönlichen Einschränkungen mir auferlegen, welche man für nothwendig oder zweckmäßig erachten wird: denn nicht blos auf Kosten der Pracht oder der Vergnügungen des Thrones, die seit einiger Zeit sich für mich in Bitterkeit verwandelt haben, sondern durch größere Opfer möchte ich meinen Unterthanen die Ruhe und das Glück wiedergeben. Kommen Sie deshalb mir, kommen Sie dem Staate mit Ihren Ermahnungen und Gebeten zu Hülfe; ich bitte Sie inständigst, indem ich auf Ihren Eifer und Ihren Gehorsam zähle und bitte Gott, daß er Sie, hochwürdiger Bischof von Boulogne, in seinen heiligen Schutz nehmen möge.

Geschrieben zu Versailles, am 3. Sept. 1789.

Louis."

6.

Probe aus dem „Weihnachtsliede in Prosa" von Charles Dickens.

„A Christmas carol in prose, being a ghost story of christmas" ist wieder ein Buch im echten Dickens'schen Stile. Hier ein Weihnachtsmorgenbild: „Die Vorderseiten der Häuser sahen recht schwarz aus und die Fenster noch schwärzer, indem sie gegen die reine weiße Schneedecke der Dächer abstachen und gegen den schmuzigern Schnee auf der Straße, den in tiefen Furchen die schweren Räder der Karren und Wagen durchpflügt hatten, in Furchen, die sich hundertmal in allen Richtungen durchkreuzten, wo die großen Straßen sich abzweigten und die verworrenen Kanäle in dem gelben Schlamm und Eiswasser bildeten. Der Himmel war düster und in den kürzesten Straßen staute sich ein stockender Dampf, halb feucht, halb gefroren, dessen schwerere Theilchen in einem Schauer rußiger Atome niedersanken, als ob alle Essen Großbritanniens zusammen in Feuer ständen und nach Herzenslust pusteten. Weder das Klima war besonders heiter noch die Stadt, und doch lag eine Heiterkeit auf Allem, mit der es der klarste Sommertag und die blendendste Sommersonne schwerlich aufgenommen hätte. Denn die Leute, welche auf den Dächern schaufelten, waren seelensvergnügt und guter Dinge, riefen einander zu von den Brustwehren und warfen sich dann und wann zum Spaß mit einem Schneeball — gewiß ein gutmüthigeres Geschoß als so mancher Wortspaß — und lachten herzlich wenn er traf, und nicht minder herzlich wenn er fehl ging. Die Buden der Geflügelhändler waren noch halb offen, und die Obstbuden strahlten im vollsten Glanze. Da standen große, runde, dickbäuchige Körbe voll Kastanien, die wie Leiber behäblicher alter Herren aussahen, welche, durch die Hausthür guckend, in ihrer apoplektischen Schwerfälligkeit auf die Straße hinaus gepurzelt sind. Da waren hochrothe, braunbäckige, breitgegürtete spanische Zwiebeln, die in ihrer strotzenden Fülle wie spanische Mönche glänzten, von ihren Bänken mit lüsterner Schlauheit den vorübergehenden Mädchen nickend. Da waren Birnen und Aepfel zu duftigen Pyramiden aufgeschichtet; da waren Trauben, die durch des Verkäufers besondere Güte an hervorragenden Haken schwebten, damit den Leuten, die vorübergehen, der Mund umsonst wäßrig würde; da waren Haufen von Lampertsnüssen moosig und braun, die Einen mit ihrem Geruch gemahnten, als ob man auf alten Waldwegen umher und knöcheltief durch gefallenes Laub behaglich schlenderte; da waren Biffins von Norfolk, quapplig und schwarzbraun, gegen das Goldgelb der Orangen und Citronen abstechend und in der ganzen Massenhaftigkeit ihrer saftigen Person gar schön ersuchend und inständig bittend, daß man sie in einer Papierdüte mit nach Hause nehme und nach Tische verspeise. Sogar die Gold- und Silberfischchen, die man in einem Glasgefäße mitten unter den erlesenen Früchten aufgestellt hatte, obwol von einem dummen, kaltblütigen Geschlecht, schienen zu wissen, daß etwas Besonderes vorging, und umkreisten schnappend ihre kleine Welt in ruhiger, leidenschaftloser Aufregung. Die Würzkrämer, ach, die Würzkrämer; beinahe ganz zu, zwei Fensterladen geschlossen, oder doch einer, aber durch die Ritzen was für Blicke! Nicht etwa blos, daß die Wagschalen beim Niederfahren auf den Zahltisch so einen angenehmen Ton gaben, oder daß Schnur und Rolle so munter miteinander spielten, oder daß die Büchsen auf- und abfuhren wie durch Hexerei, oder sogar auch dies, daß der gemischte Duft von Thee und Kaffee der Nase so angenehm war, oder daß es da solche Massen köstlicher Rosinen gab und ei, so weißer Mandeln und Stangen Zimmets so schön lang und gerade, und alles andere Gewürz so herrlich und die überzogenen Früchte so zuckerig, daß es dem allerkältesten Beschauer schwach ums Herz und also Galle machen muß. Auch nicht etwa blos, daß die Feigen fleischig und saftreich waren, oder daß die französischen Pflaumen so verschämt aus ihren schöngeschmückten Schachteln errötheten, oder daß Alles und Jedes gut zu essen und in seinem Christputze war: nein, die Kunden waren alle gar so eilig und so hitzig in ihrer seligen Hoffnung auf die Freuden, die der Tag verhieß, daß sie an der Thür fast einander umrannten, mit ihren Körben heftig gegeneinander stießen, ihren Einkauf auf dem Ladentisch liegen ließen, geschwind wieder umkehrten, um ihn zu holen, und hundert derlei Streiche machten in der besten Laune von der Welt; indessen der Krämer und seine Leute so frisch und fröhlich waren, daß die blanken Herzen, welche ihre Schürzen hinten zusammenhielten, recht gut ihre eigenen hätten sein können, heut außen getragen, daß sie Jedermann sehen konnte, und daß die Christmeßdohlen daran picken konnten, wenn sie wollten." 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 199. —— 17. Juli 1844.

Die kirchlichen Zustände Englands.

(Beschluß aus Nr. 198.)

Noch leichter selbst als bei dem ersten Schilderer der kirchlichen Zustände Englands wird es bei Kniewel geschehen können, daß der Leser die Principdifferenz ausgleiche und die nach unserer Meinung erfoderliche Correction an Ort und Stelle nachtrage. Die ganze Anlage, wie ohnehin schon die mehr genetische Darstellung der Reisebeschreibung ist viel flüssiger und biegsamer. Davon jedoch wie billig abgesehen, findet der Leser auf dem kleinen Raum dieser „Reiseskizzen" einen Reichthum von Einzelheiten, Specialitäten, Über- und Ansichten, aus welchem sich unvermerkt ein Rundgemälde vom englischen Sein und Leben, hauptsächlich aus dem Brennpunkte der christlichen Lebensanschauung aufgefaßt, zusammensetzt, das in hohem Grade befriedigt und uns kaum noch in solcher Bemessenheit und Übersichtlichkeit vorgekommen ist. Mit Londons Volksleben und Treiben beginnt das Gemälde; und führt hierauf die Familie und das häusliche Leben, die englische Kirche (in großer Ausführlichkeit), die Schulen, die Universitäten mit ihren Collegien, Bibliotheken und Kunstsammlungen, die Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten mit den übrigen zahllosen Vereinen an dem Beschauer vorüber; um mit Londons Museen und Kunstsammlungen und den sonstigen Herrlichkeiten dieser Weltstadt, ganz zuletzt mit seinen Vergnügungsorten den Beschluß zu machen. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß die „Reiseskizzen" in Bälde der gesuchtesten, gewiß aber auch der gesundesten Lecture des Tags zugezählt werden müssen.

Der Abdruck des vorstehenden Aufsatzes hat sich ziemlich verzögert, beinahe in demselben Verhältnisse, in welchem seine schriftliche Ausfertigung dem Erscheinen der in ihm angezeigten Schriften in weiter Ferne nachgefolgt war. Inzwischen ist erschienen:

Reiseskizzen von T. F. Kniewel. Zweiter Theil: Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien, Deutschland. Leipzig, K. Tauchnitz. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

und wir haben somit durch jene Verzögerung den Vortheil erhalten, unsern Lesern die Kunde davon noch im Postscripte mittheilen zu können. Englische Zustände sind es nicht, die wir in diesem zweiten Theile geschildert finden; aber der Verf. kommt wenigstens geraden Wegs aus England, ist noch voll von Dem, was er in dem wunderlichen Insellande in sich aufgenommen hat, und sieht nun gar zu gern nach demselben zurück, um durch Vergleichung Das, was er unter den Völkern des Continents wahrnimmt, sich zurecht zu legen. Die Lutherische Idiosynkrasie unsers Reisenden, mitten durch seine sanguinischen Hoffnungen einer wahren Union, gegenüber der verunglückten formalen Union in Preußen, hindurch, verläßt ihn auch auf seinen weitern Excursionen nicht, und er sammelt allerdings zunächst von seinem Standpunkte aus und für seine Hoffnungen und Wünsche kirchlichen Stoff, wohin er nur kommt und wo irgend der Flug der Reise ihm Gelegenheit dazu bietet; indeß ist die Sammlung doch durchgängig so geistvoll und zugleich offenbar mit so großer Wahrheitsliebe auch in diesem Theile gemacht, daß wir aus unserm universalern Horizonte heraus ihre Gaben sehr dankbar hinnehmen und gewiß sind, sie ziemlich ohne Ausnahme und unverkürzt in unserm Nutzen verwenden zu können. Daß aber Alles, was auf dieser Reise, wie im Heerlager der Kirche so außerhalb desselben, beobachtet und mitgetheilt wird, noch viel fragmentarischer sein müsse, als was der erste Reisetheil in England sah und buchte, kann nicht zweifelhaft sein, wenn wir in Anschlag bringen, daß die ganze Reise unsers Verf. nur den kurzen Zeitraum eines halben Jahres ausfüllt, von diesem aber die erste Hälfte für England, die zweite für die auf dem Titel genannten Länder des Continents verwendet wird. Während von den 808 Seiten des ganzen Werks 444, d. h. der ganze erste Theil, für England und seine Zustände bestimmt sind, muß das ganze große Frankreich sich mit 247 Seiten, Belgien aber mit 31, die Schweiz mit 47, Oberitalien mit 27, und Deutschland, namentlich Rheinpreußen, Westfalen, Baden, Würtemberg, Baiern und Sachsen gar nur mit 12 Seiten begnügen. Die Eisenbahnen haben es unserm Reisenden möglich gemacht, in der ihm vergönnten Zeit den bedeutendsten Theil des europäischen Continents zu durchfliegen; aber eines verwandten geistigen Concentrations- und Beschleunigungsprocesses hat es bedurft, um auf so wenigen Blättern doch noch mehr und noch

dazu viel mehr als blos Ankunfts- und Abgangsnotizen mitzutheilen. Wir leugnen es nicht, das rastlose Drängen und Forteilen von Ort zu Ort in diesem zweiten Theile hat für den ruhigen Leser etwas Beengendes und fast Ängstigendes. Man hat das Herz gar nicht, sich irgendwo einmal es bequem zu machen und zu thun, als wolle man sich ausruhen; immer steht der lästige Dränger: die Zeit will es nicht verstatten; die Zeit ist abgelaufen, an der Seite und hat schon die Postpferde angespannt und die Locomotive geheizt. Dennoch hat unser Verf. unglaublich viel gesehen und aufgezeichnet, und steht namentlich von Frankreich ein recht sicher gezeichnetes Bild seiner protestantischen Zustände und der dafür aufblühenden Hoffnungen da, wo er Südfrankreich und später Elsaß durchfliegt, so ist über Kunst und Bauwerke und Natur und was sonst den Menschen menschlich berührt so viel und Tüchtiges bemerkt, daß auch bei diesem Theil unsere oben für den ersten Theil ausgesprochene Hoffnung wiederholt werden muß.

C. B. Meißner.

Goethe's Lied: „Meine Mutter die Hur" u. s. w. und das dazu gehörige deutsche Märchen vom Machandelbôm, verglichen mit einem schottischen.

Das bekannte kleine Lied, welches Gretchen in der Wahnsinnsscene des Kerkers singt:

> Meine Mutter die Hur'
> Die mich umgebracht hat!
> Mein Vater der Schelm
> Der mich gessen hat!
> Mein Schwesterlein klein
> Hub auf die Bein
> An einen kuhlen Ort:
> Da ward ich ein schönes Waldvögelein;
> Fliege fort, fliege fort!

ist, wie man weiß, nicht Goethe's eigenes Werk: es gehört ihm vielleicht nur der Form nach an, die er einestheils verändert haben möchte; er entnahm es ohne Zweifel, obgleich wir keine bestimmten Zeugnisse darüber kennen, dem alten Volksmärchen, das noch heutzutage in verschiedenen Gegenden bekannt ist und von den Brüdern Grimm unter der Benennung „Von dem Machandelboom" erzählt wird.

Wir begnügen uns, hier einige Hauptstücke daraus vorzuführen: Eine böse Stiefmutter verdrießt es, den von ihrem Manne sehr geliebten Stiefsohn „so roth wie Blut, so weiß wie Schnee" neben ihrem eigenen Töchterchen zu sehen: sie schafft das Kind daher aus dem Wege, indem sie ihm mit dem Deckel einer Apfelkiste den Kopf abklemmt und den Leib in Stücke zerhackt und eingekocht in Sauer dem heimkehrenden Vater zum Mittagsbrote vorsetzt. Dem Vater spiegelt sie vor, der Sohn sei auf einige Wochen über Land zum Besuche gegangen, die Schwester aber hat sie — doch wol um sie zu beschwichtigen? — auf eigenthümliche Weise glauben gemacht, sie selbst sei schuld an dem Tode des Knaben.

Der Vater, wie bekümmert er auch über die Abwesenheit des Sohns ist, der ihm nicht einmal Adieu gesagt habe, läßt sich das Essen nichtsdestoweniger schmecken und ißt Alles, als ob es all sein eigen wäre, auf. Die Beinchen und Knochen wirft er unter den Tisch; „Marlenchen" aber hebt sie weinend auf und legt sie in ihrem besten seidenen Tuche unter den „Machandelbaum": Da wird es in dem Baume lebendig, Nebel und Feuer steigen auf und daraus fliegt, — das Tuch mit den Knochen ist verschwunden — ein schöner Vogel hervor, der hebt sich hoch in die Lüfte und singt so herrlich:

> Mein Mutter der mich schlacht,
> Mein Vater der mich aß,
> Mein Schwester der Marlenichen
> Sucht alle mein Benichen,
> Bind't sie in ein seiden Tuch,
> Legt's unter den Machandelbaum.
> Kywitt, kywitt wat för'n schön vagel bün iok!

Das singt der Vogel so herrlich, daß die Leute alle vor die Thür kommen, ihm zuzuhören. Goldschmied, Schuhmacher und Müller bitten ihn nacheinander, seinen Sang zu wiederholen, und da der Vogel das nicht umsonst thun will, so schenken sie ihm, der Erste eine goldene Kette, der Zweite ein Paar rothe Schuhe, der Dritte einen Mühlenstein. Kette und Schuhe in den Klauen, den Mühlenstein um den Hals fliegt er dann nach dem Älternhause zurück: Vater und Schwester fühlen sich froh und leicht, aber der Stiefmutter wird so bange, als ob ein schwer Gewitter nahe. Wie sie nun den Gesang des Vogels draußen hören, treten sie vor die Thür hinaus: und dem Vater wirft der Vogel die goldene Kette um den Hals; der Schwester schenkt er die Schuhe, die Stiefmutter aber zermalmt er mit dem Steine. Da geht Flamm und Feuer auf, aus dem tritt der kleine Bruder lebend hervor: und waren alle drei so recht vergnügt und gingen in das Haus und aßen.

So ungefähr lautet die deutsche Form; Einiges, was wir übergangen haben, berühren wir noch unten.

Kürzer und weniger geschickt behandelt, aber mit wesentlichen Übereinstimmungen finde ich dies Märchen in einer Sammlung von schottischen Fireside nursery-stories wieder, aus der ich es möglichst treu und unverkürzt hier übersetze. Es lautet so:

Die milchweiße Taube.

„Es war einst ein Mann, der arbeitete auf dem Felde und hatte ein Weib, einen Sohn und eine Tochter. So fing er eines Tags einen Hasen, den brachte er nach Hause und bat sein Weib, ihn zum Mittagsessen zu bereiten. Nun wohl, seht ihr, die Frau schmeckte und schmeckte an dem Hasen während des Bereitens, bis sie ihn aufgeschmeckt hatte und nicht wußte, was sie ihrem Manne zu Mittag vorsetzen sollte. Da rief sie ihren Sohn Johny hereinzukommen und sich das Haupt kämmen zu lassen; als sie ihm aber das Haupt kämmte, da schlachtete sie ihn und steckte ihn in den Topf. Wohl, seht ihr, der Hausherr kam nach Hause zum Essen, und sein Weib setzte Johny wohlgekocht vor ihn hin, und als er beim Essen ist, nimmt er ein Beinchen auf und sagt: «Das ist gewiß meines Johny Bein!» «Was für Unsinn; es ist der eine Hasenlauf», sagte die Frau. Darauf nimmt er eine Hand auf und sagt: «Das ist gewiß meines Johny Hand!» «Du bist schier närrisch, Mann! es ist der andere Lauf des Hasen», entgegnete die Frau. Und als der Mann seine Mahlzeit vollendet hatte, sammelte klein Katy, Johny's Schwester, all die Beinchen und that sie unter einen Stein zur Seiten der Thür:

> Wo sie wuchsen und sie wuchsen
> Ein Täubchen milchweiß,
> Das nahm seine Flügel,
> Umher flog's im Kreis.

Und es flog bis es kam zu zwei Frauen, die wuschen Kleider, und setzte sich nieder auf einen Stein und rief:

> «Mein Mutter schlacht't mich,
> Mein Vater aß mich,
> Mein Schwester sammelt' meine Bein'
> Und that sie zwischen zwei milchweiße Stein';
> Und ich wuchs und wuchs auf
> Zu einer milchweißen Taub',
> Und ich nahm meine Flügel und flog hinweg.»

«Sag das noch einmal her, du schöner Vogel! und wir wollen dir alle diese Kleider geben», sagen die Frauen.

Der Vogel wiederholte es und bekam die Kleider, und flog bis er zu einem Manne kam, der zählte einen großen Haufen Silbers. Da saß er nieder und begann von neuem:

«Mein Mutter schlacht't mich» u. s. w.

«Sag das noch einmal her, mein schöner Vogel! und ich will dir all dies Silber geben», sagte der Mann.

Der Vogel wiederholte es und erhielt das Silber und flog weiter bis er zu zwei Müllern kam, die malten Korn; da begann er wieder:

«Mein Mutter schlacht't mich» u. s. w.

«Sag das noch einmal her, mein schöner Vogel! und ich will dir diesen Mühlenstein geben», sagte der Müller.

Und der Vogel wiederholte es und erhielt den Mühlenstein, und dann flog er weiter, bis er sich auf die Spitze seines Vaterhauses niederließ. Da warf er kleine Steine den Schornstein hinunter und Katy kam zu sehen, was es gäbe, und die Taube warf ihr alle die Kleider zu. Danach kam auch der Vater heraus, und die Taube warf ihm all das Silber hinunter. Auch die Mutter kam, auf die aber warf sie den Mühlenstein hinab und tödtete sie. Und zuletzt flog sie hinweg und der Mann und seine Tochter danach

Lebten und starben glücklich wie waß,
Und tranken nie aus 'ner trocknen Taſſ'." *)

Eine alte Amme von Annandale, vor 50 Jahren, hatte von der „Milchweißen Taube" noch eine verschiedene Version. Danach saß Kate während des Essens unter dem Tische, und als der Mann der Katze die Knochen zuwarf, sammelte sie sie alle auf: das geschlachtete Kindlein ward hier zu einem kleinen grünen Vogel, der sang also:

Pippety pew, pippety pew,
Mein Mutter mich schlacht',
Mein Vater mich aß;
Mein Schwester Kate
Hub auf meine Bein'
Und that sie zwischen zwei milchweiße Stein';
Und ein Vogel ich ward
Und hinweg ich flog
Singend pippety pew, pippety pew — *bis*.

Wir haben uns bei der Übersetzung der Reime enthalten, um möglichst wenig vom Original abzuweichen, welches wir hier zur Vergleichung in seinen beiden Formen folgen lassen. Die erstere lautet so:

My mother slew me
My father chew me,
My sister gathered my banes,
And pat them between twa milk-white stanes,
And I grew, and I grew
To a milk-white doo,
And I took to my wings and away I flew.

Die andere aber wol noch reinere und ursprünglichere Form heißt folgendermaßen:

Pippety pew,
My mammy me slew;
My daddy me ate;
My sister Kate
Gathered a' my banes
And laid them between twa milk-white stanes,
And a bird I grew
And awa' I flew,
Singing pippety pew, pippety pew — *bis*.

So dürfen wir denn als entschieden annehmen, daß das obige Märchen schon vor Alters in Schottland heimisch war: die verschiedenen Versionen weisen auf Alter und Verbreitung hin und zeigen doch eine merkwürdige Übereinstimmung mit dem deutschen, die besonders bei dem letzten Verse überraschend ist. Die schottische Einkleidung ist aber ungeschickt oder verderbt: Von der Stiefmutter ist gar keine Rede; die Mutter bringt ihr eigenes Kind um, und während das im deutschen Märchen aus Eifersucht geschieht, wird es im schottischen schlecht durch die Naschhaftigkeit der Mutter motivirt; man sieht, die Erzählung soll den kleinen Leckermäulern zugleich eine Lehre geben. Ungeschickt dürfen wir es ferner nennen, daß der Mann beim Essen das Bein geradezu für das seines Sohnes erkennt, während ihm im deutschen zu Muthe ist, als müsse das Essen all sein eigen sein. Dann stimmt wieder, daß die Schwester die kleinen Knochen aufhebt und daß dieselben zu einem Vogel werden; Kleider und Silber an der Stelle der Schuhe und des Goldes sind geringfügige Abweichungen; der Mühlenstein stimmt in beiden, ebenso daß der Vogel diese Gaben für die Wiederholung seines Lieds erhält und mit ihnen zur Entdeckung und Vergeltung des Verbrechens nach dem Älternhause fliegt. An die Stelle des Machandelbaums, dessen keine Erwähnung geschieht, tritt der Schornstein. Dann aber fliegt die milchweiße Taube fort und von des Vogels wundervoller Menschwerdung, und dem Baum mit Nebel und Feuer dabei, ist so wenig die Rede, wie von des Knaben erster Geburt, die in unserm Märchen — wir haben es oben übergangen — fast als ein durch standhaftes Harren und Hoffen seiner Mutter erzwungenes Glück so unübertrefflich zart dargestellt wird.

Wir müssen indessen bekennen, diese dem Deutschen eigenthümliche Geschichte scheint kein nothwendiger Bestandtheil des Märchens, und dürfte nur die Absicht haben, den Tod der Mutter, die dann durch die Stiefmutter ersetzt wird, auf eine besondere Weise zu begründen: denn — heißt es in unserm Texte — als die Mutter das lange ersehnte Glück eines Kindleins erreicht hatte, da „freute sie sich so, daß sie starb". Sofern nun nicht im Schottischen früher etwa die Stiefmutter aufgeführt gewesen wäre, wäre dieser Anfang, nebst dem Tode der Mutter, geradezu unmöglich gewesen. Es bleibt also ein schöner, dem Tode aus reiner Liebe entsprechender Zug, daß die Mutter aus Freude stirbt, aber wesentlich ist er so wenig wie das Ende, wo noch die Rückverwandlung des Vogels zum Menschen (die zwar nicht übernatürlicher ist als die beiden gemeinsame Verwandlung der Knochen zum Vogel) hinzukommt, um alle drei, Vater, Sohn und Tochter, ein glückliches Leben führen zu lassen. Und doch gewinnt das Märchen so einen befriedigendern Abschluß, als wenn der Vogel im Schottischen Vogel bleibt und in die weite Welt fliegt; aber es wäre nicht unmöglich, daß der Schluß des deutschen Märchens ursprünglich fehlte und erst später aus andern Sagen aufgenommen ward. Er hat etwas Phönixartiges.

Und hierüber wird denn nur die weitere Vergleichung anderer noch etwa existirender Versionen entscheiden können, die sich vielleicht auch bei andern germanischen Völkern vorfinden, uns aber zur Zeit nicht bekannt sind. *)

*) Einer jener naiven Ausgänge, wie wir sie auch in deutschen Märchen und Liedern oft ähnlich antreffen.

*) Was die Grimm im dritten Bande der Märchen, Anmerkung S. 79, von Variationen nachgetragen haben, gewährt darüber keinen Aufschluß. Für die daselbst schon erwähnte schottische Form darf nun wol die oben mitgetheilte gelten, obwol die Verse, von denen dort nur

Pew wew, pew wew
My minny me slew

angeführt ist, wieder auf eine Variation hinweisen. Eine solche haben wir auch hier in Berlin von dem deutschen Verse gehört, die, etwas modernisirt, so lautete:

Meine Mutter die Alte
Hat mich geschlacht't,
Mein Vater der gute Mann
Hat mich gegessen.

So begnügen wir uns zum Schlusse, einen Blick auf die unserm Märchen zum Grunde liegende Idee zu werfen, denn wenn wir oben von wesentlichen oder unwesentlichen Zügen desselben sprachen, so konnte das natürlich nur mit Rücksicht auf die Idee selbst geschehen. Diese kann aber schwerlich eine andere sein, als der dem deutschen Volke tief innewohnende Glaube an die Allmacht der Vorsehung, die mit Strenge und Gerechtigkeit das Verbrechen bestraft und, wo es in Finsterniß und Dunkel sich hüllt, auf wunderbare Weise ans Tageslicht bringt. Man vergleiche z. B. die Schlußverse des Incognito im „Wunderhorn", II, S. 201:

Sie legten es (das Mägdlein) auf einen viereckten Tisch,
Und theilten es wie ein Wasserfisch;
Und wo ein Tröpfchen Blut hinsprang,
Da saß ein Engel ein Jahr und sang.
Und wo der Mörder das Schwert hinlegt,
Da saß ein Rabe ein Jahr und kräht.

Auf ähnliche Weise werden hier die Beinchen des gemordeten Knaben zu einem redenden oder singenden Vogel, der den Mörder nicht blos andeutet, sondern bestraft — das ist der Hauptgedanke, der sich im Schottischen wie im Deutschen findet.

Die besondere Art, wie das Kind umgebracht ward, ist nur deutsch, aber gleichsam ein Typus für die Weise, wie Stiefmütter sich ihrer Stiefkinder entledigen: wir finden es öfter ganz ähnlich: man vergleiche das „Lied von der Stiefmutter" (bei Erlach, IV, S. 596, und Talvj, „Versuch einer Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen", S. 417)

„Ach Mutter, welche reiche Pracht!
Ich weiß nicht, was ich wählen soll!"
„Buck besser dich hinein, mein Kind!
Am Boden liegt das Beste wol!"

Die Jungfrau sich hinunter bückt,
Den Kopf wol in die tiefe Truh.
Stiefmutter wirft in ihrem Grimm
Den schweren Eisendeckel zu.

Die Schatzkiste wird in unserm Märchen eine Apfelkiste. Dazu gehört noch die Notiz bei Mone im „Anzeiger", 1837, S. 172: „Die Erzählung des Märchens, daß die Mutter ihrem Stiefkinde das Haupt mit dem Deckel der Kiste beim Hineinschauen abschlägt, ist uralt und historisch: Gregor von Tours, „Hist. Franc.", IX, 34, berichtet, daß Rigunth von ihrer Mutter durch das Zuschlagen des Deckels der Schatzkiste beinahe erdrosselt worden sei."

Ferner, daß der geschlachtete Knabe zu einem Vogel wird, dürfte auch weder blos zufällig, noch blos mit Rücksicht auf die Natur und das Wesen des Gemordeten geschehen sein, sondern es liegt darin, wie es scheint, der Gedanke, daß der Vogel das Verbrechen in alle Welt aussingen solle. Ich möchte hier nur an das Lied vom Albertus Magnus erinnern: „Die Königin blickt zum Laden aus." Da heißt es:

In Vögelein
Die Pfeil' sich da verkehren. — —
Den Vög'lein in die Schnäbel band
Er Brieflein all, darinnen stand:
„Nure mordete
Die Königin um Minne."

Mein Schwester Lenichen
Nahm auf meine Benichen,
Wickelt sie in ein seiden Tuch,
Legt' sie untern Rosenstruch.

Nicht unerwähnt lassen wollen wir zum Schlusse die schöne Grimm'sche Muthmaßung, daß dem Wachholderbaum die weiter oben erwähnte belebende Kraft mit Rücksicht auf seinen Namen zugeschrieben worden sei: wach bedeutet nämlich so viel als lebendig, cf. Week, Queek-holder. Nachträgliche Anm. des Verf.

Die fliegen wol durch Stadt und Land,
Man fing sie alle mit der Hand,
Da ward die Schand
Wol allen offenbare u. s. w.

Welche Bewandtniß es endlich mit dem Wachholderbaum habe, vermag ich noch nicht zu enträthseln, aber ich vermuthe einen besondern Zusammenhang, den ich vielleicht später näher angeben kann. Vorläufig genügt es mir, auf das merkwürdige Lied vom schwarzen Ritter: „Es ritt ein Ritter wol übers Feld", hinzuweisen, das in H. Stilling's „Jugend" vorkommt: Der Bruder warnt seine Schwester beim Abschiede vor dem untreuen schwarzen Ritter; sie klagte ihm:

Ich sah, mein schönstes Brüderlein,
Ein buntig artig Vögelein,
Es hüpfte im Wacholderbaum.
Ich warf's mit meinem Ringelein;
Es nahm ihn in sein Schnäbelein
Und flog weg in dem Walde fort:
Mein Ringelein war ewig fort.
Adje, Adje, Adje!

Der Vogel ist hier der Geliebte, der mit dem Ringe davon geht. Als sie später sich von seiner Untreue überzeugt, da vergiftet sie ihn und sich: um Mitternacht wandelt sie im Mondenschein umher, seufzend und dem Walde ihr Leid klagend, und als ihr Bruder zurückkehrend ihr begegnet, gesteht sie ihm ihre böse That, und —:

Wie Nebel in dem weiten Raum
Flog auf das Mägdlein durch den Baum
Man sahe sie wol nimmermehr.

Wir haben somit beigebracht, was uns zur Vergleichung und Erklärung unsers Märchens, eines der schönsten, die wir besitzen, zur Hand war. Ist nun damit die Erklärung nicht vollendet, so ist sie doch begonnen — und Das war es, was wir hier beabsichtigten. Albert Hoefer.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Reisewerk.

Wir haben schon früher einmal auf den seltsamen Umschwung der öffentlichen Meinung in Frankreich in Bezug auf Mohammed-Ali aufmerksam gemacht. Während man nämlich in dem Pascha von Ägypten erst einen Heroen moderner Bildung sah, werden denn doch immer mehr und mehr Stimmen laut, die weniger günstig für ihn sind, oder die seine Regierung geradezu als eine höchst verderbliche schildern. Dieser Meinung ist auch V. Fontanier in seiner „Voyage dans l'Inde et dans le Golfe persique par l'Egypte et la Mer Rouge". Er schildert den Despotismus, welchen Mohammed-Ali auf Ägypten lasten läßt, mit düstern Farben, und wenn er zuweilen in seinem Tadel auch wol etwas zu weit geht, so stimmt das allgemeine Urtheil, wie es sich in letzterer Zeit über Mohammed gestaltet hat, doch im Ganzen mit dem Fontanier's überein. Freilich scheint überhaupt das ganze Werk, welches vor uns liegt, in sehr mismuthiger Stimmung geschrieben zu sein. Fontanier, dem der Auftrag geworden war, die südlichen Provinzen Persiens und der Türkei vorzüglich in commercieller Beziehung zu durchforschen, scheint unzufrieden gewesen zu sein, daß ihm die französische Regierung bei dieser Mission keinen höhern Titel verliehen hat als den eines Viceconsuls zu Bassora. Dies dürfte der Schlüssel zu mancher mismuthigen Äußerung über die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs sein. Wenn man deshalb manche Partien dieses Reisewerkes mit Vorsicht gebrauchen muß, so läßt sich doch nicht leugnen, daß es im Allgemeinen ein vielseitiges Interesse bietet. In dem Munde eines Franzosen ist das Lob, welches der Verf. der englischen Verwaltung in Indien spendet, befremdend. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 200. —— 18. Juli 1844.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren 1840—42 von Adam Mickiewicz. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Erster und zweiter Theil.

Dritter Artikel.*)

Der zweite Theil der „Vorlesungen" Mickiewicz's behandelt „die Politik, Philosophie und Kunst bei den slawischen Völkerschaften vom Ende des 17. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts" und umfaßt den zweiten Cursus oder die von 1841—42 gehaltenen Vorlesungen. In diesem Zeitraume treten die Slawen in immer nähere Verbindung mit dem übrigen Europa.

> Ihre Zaren, Könige und Edelleute besuchen die westlichen Länder; sie begeben sich nach Frankreich und England, um daselbst Regierungssysteme, philosophische Begriffe und Vorbilder der Kunst zu holen. Das slawische Geschlecht athmet den europäischen Geist durch alle Poren ein.
>
> Es offenbart sich in demselben eine außerordentlich kühne Bewegung, die aber keine stete Richtung hat. Es zeigt sich schon in den Werken hier und da ein originelles Merkmal (?) und alle volksthümlichen Literaturen scheinen zur Gestaltung einer einzigen allgemeinen zu eilen.

Diese Literatur entwickelt sich ganz anders als bei andern Nationen; sie fängt mit politischen Gedichten an. Die ruthenischen Gebiete sind auch diesmal der Sammelpunkt der widerstrebenden Nationalitäten, der polnischen und russischen Dichter.

> Zaleski und Puschkin, Rylejew und Goszczynski treffen hier bei eben denselben Begeisterungsquellen zusammen. Verschieden ist ihre Anschauungsweise der Dinge, verschieden die Wahl der Aussicht; aber mit Recht (?) hat man gesagt, daß es möglich wäre, von diesen Theilen ein harmonisches Ganzes, eine erhabene Stammesrhapsodie zusammenzusetzen.

Von da an muß jeder Literat wenigstens die verwandten Mundarten, die einander nahestehenden Kunstproducte kennen. Kollar habe darum seine „Wechselseitigkeit" deutsch und französisch herausgegeben, um die ausschließlichen Nationalansprüche nicht unzart zu berühren. Das ist ein Irrthum des Verf. Kollar's Buch erschien zuerst böhmisch und zwar in der in Ungarn erscheinenden Zeitschrift „Hronka", aus welcher er es selbst ins Deutsche übersetzte. Eine französische Übersetzung ist uns unbekannt. In Folge Dessen seien die slawischen Stämme in voller Erwartung einer großen Idee, der Idee des Slawenthums überhaupt, deren Entdeckung der Hauptgegenstand des vorliegenden Cursus sein werde.

Die Periode von 1620 an. Von dieser Scheidelinie in der slawischen Entwickelung beginnt der Verfall der slawischen Literaturen. Die russische besitzt zwar eine starke Kraft, allein sie geht auf Abwegen. Böhmen tritt von dem literarischen Schauplatze gänzlich und für Jahrhunderte ab. In Polen herrscht die Sucht der Lobhudelei, die Jesuiten bemühen sich, den Geist in die Fesseln der Scholastik zurückzuschmieden; nur die Volkssprache kann sich unter dem Einflusse des freien Adels glücklicher entfalten. Ein vortreffliches Denkmal dieser Volksliteratur sind die „Denkwürdigkeiten" Pasek's, aus denen der Verf. manches Schöne mittheilt und die er schließlich so charakterisirt:

> Der Stil ist classisch; er hat alle Leichtigkeit, allen Reiz und alle Leichtfertigkeit der Prosa französischer Memoiren; und doch entdeckt man nicht die geringste Spur einer Nachahmung in ihnen. Dieser Edelmann schrieb wie er sprach, ohne Fleiß und Sorge; unbekümmert um ihr Schicksal warf er die Gedanken aufs Papier, hoffte, ja dachte nicht einmal, daß man ihn einst zu den meisterhaften Schriftstellern zählen würde. Nie fehlte es ihm an Worten und Gedanken, er folgte nur seiner Eingebung; und wenn es ihm an dieser fehlte, so ließ er seinen Gegenstand fallen, nahm einen andern auf oder warf die Feder von sich. — In ihm ist die bürgerliche Seite des damaligen polnischen Lebens dargestellt.

In Pasek findet Mickiewicz auch den Faden zur Erklärung der allmäligen Umgestaltung der Nationalsage. Pasek klagt auch bereits über die Verminderung des Enthusiasmus, welcher allein die Spannkraft aller Thätigkeit in Polen bildete. Dies zeigt sich bei der Königswahl. Diese war,

> wie sie die katholische Kirche und das polnische Volk begriff, ein Werk Gottes, eine unmittelbare Wirkung der Vorsehung, mit einem Worte: ein Wunder. Darum sah man alle Maßregeln, die im voraus genommen wurden, für sündhaft an und nannte sie Widerspänstigkeit gegen den heiligen Geist. Die Anrufung des heiligen Geistes, bis jetzt im Gebrauch, war dazumal keine eitle Ceremonie; man glaubte in der That, daß der heilige Geist hierbei wirke (S. 33).

Sollte dem wirklich so sein, so müßte man die Polen für noch größere Idealisten ansehen als sie wirklich sind. Ganz folgerichtig ergibt sich für Mickiewicz die Wichtig-

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 278 und 279 d. Bl. f. 1843 und Nr. 23 und 24 f. 1844. D. Red.

keit einer zweiten Denkschrift aus jener Zeit, die Kordecki's, des Mönches und heldenmüthigen Vertheidigers des heiligen Klosters Czenstochow. Kordecki ist für Mickiewicz das Ideal eines Polen aus jener Zeit, seine Schrift der deutlichste Beweis, daß der Glaube an den unmittelbaren Einfluß der unsichtbaren Welt auf die sichtbare die ganze sittliche und politische Stärke des polnischen Volksorganismus bildet. Diese Idee beherrscht den Verf. auch gegenwärtig noch, sie spricht er am Ende des zweiten Theils wiederholt, obgleich in anderer Gestalt aus. Darum ist es denn auch von nun an Polen, dessen Zukunft fast ausschließlich die Aufmerksamkeit des Verf. in Anspruch nimmt. Nur beiläufig, zur Unterstützung seiner Hauptidee, wendet er den Blick nach Rußland, wo der Einfluß der Fremden und der, wie er ihn nennt, moskowitische Geist die letzten Überreste des slawischen Volkselements vernichtet. Peter der Große und seine Regierungsreformen, die antislawische Tendenz der moskowitischen Politik, der Charakter des großrussischen Volks, dessen Sprachdialekt, die Civilorganisation des Reichs, werden ausführlich, aber nicht selten mit sichtbarem Hasse dargestellt, wie unter Anderm bei der Schilderung des russischen Volks:

Es ist von hohem Wuchse, breiten Schultern und kräftig, hervorragend durch seine Geistesschärfe, in welcher Beziehung es vielleicht das erste Volk Europas ist; aber es hat ein gefühlloses Herz und eine kalte Seele: die Musik und den Gesang liebt es nicht wie die Südslawen und trägt in den Augen einen sonderbaren Ausdruck. Sieht man diese Augen genauer an, so gleichen sie gefrorenen Wassertropfen; man erblickt darin etwas Schauerliches, etwas, das einer Tiefe ohne Grund und Boden gleicht; es sind Augen, von denen das Licht abgleitet, ohne in der Linse zu glühen. Es ist dies ein heller, stechender Blick, nicht der eines Menschen oder eines höhern Thiers, sondern der eines Lurchs oder Gewürms. Um davon eine Vorstellung zu haben, darf man nur ein Insekt unter das Vergrößerungsglas nehmen und seine unbeweglichen, durchsichtigen, durchdringenden und kalten Augen beobachten.

Mehr kann man wahrhaftig nicht sagen. Auch das Testament Peter's des Großen bespricht der Verf. Er vergleicht den Zar mit dem französischen Convent, Peter sei aber ein beiweitem größerer Organisator gewesen, er habe eine ungeheure Vernichtungsmaschine aufgebaut; auf die Literatur und Kunst habe Peter einen entschieden vernichtenden Einfluß geübt.

Erst der Geist des 18. Jahrhunderts hatte die Bestimmung, in den slawischen Völkern das Streben nach Selbständigkeit zu wecken. „Die Geschichte dieses Übergangs ist die Geschichte einer schmerzlichen Krankheit, nach deren Krisis sich nach und nach Symptome von Volksliteratur wahrnehmen lassen.“ Der Marschall Kinski sucht die böhmische Nationalität zu erregen; Konarski und die Piaristen führen einen bessern Geist in die polnische Schulbildung ein; in Rußland gehen auf dem Boden der von Peter dem Großen geschaffenen Armee die ersten Keime einer Literatur auf: Tredjakowski und Lomonosow erscheinen, und während Polen und Böhmen durch den Materialismus des vorigen Jahrhunderts vernichtet wird, erwärmt sich Rußland an demselben und zeigt die ersten Spuren einer freiern, selbständigern, mehr slawischen Entwickelung. Am ausführlichsten und gelungensten scheint uns in dieser Periode der Zustand Polens unter den Poniatowskiern und die Tendenzen der Czartoryskier dargestellt.

Mit dem Jahre 1760 beginnt eine neue Periode der slawischen Entwickelung: die Wiedergeburt der Literatur im Norden. Katharina II. und Stanislaus August üben ihren wohlthätigen Einfluß auf dieselbe; mit Derzawin tritt die lyrische Poesie auf russischen Boden. Die Beantwortung der Frage: was ist lyrische Poesie, was Nationalmusik, welches das Verhältniß beider zueinander? ist vortrefflich und folgende Worte sind in dem Munde eines genialen lyrischen Dichters nicht ohne Interesse:

Wenn wir uns erinnern, daß der bezeichnende Charakter des Organismus der slawischen Gesellschaft der Mangel an der Offenbarung Gottes ist, so werden wir sagen können, was die Erscheinung eines wahrhaft lyrischen Gedichts unter den Slawen zu bedeuten habe. Solch ein Gedicht wird der Anfang einer neuen Epoche, die Ankündigung des göttlichen Gedankens werden. In ihr werden zwei lange Zeit getrennte Kreise sich zusammenschlingen, die literarische Dichtung wird mit der Volksdichtung verschmelzen.

Dieser göttliche Gedanke, die neue Idee entwickelt sich nach Mickiewicz in Polen; die Conföderation von Bar gibt den Anstoß zu derselben. Der Bischof Soltyk spricht sie klar und deutlich aus, der Priester Marek ist ihr Repräsentant. In den Liedern der Conföderaten, den Prophezeiungen Marek's und Wernyhora's zeigt sich die lyrische Poesie mit der neuen Idee verschmolzen. Zwar erliegt die Idee noch der materiellen Macht, Rußland triumphirt, aber auch in seinem Innern schon zeigen sich Symptome derselben Idee. Panin verfolgt den Weg der Czartoryskier, obgleich vergeblich. Erst die Verfassung vom 3. Mai ist im Stande, den „wahrhaft nationalen Gedanken der Gleichheit öffentlich auszusprechen und dadurch die Kluft gegen Rußland, dessen Grundidee die Selbstherrschaft ist, noch weiter zu reißen“.

Nachdem der Verf. auf diese Weise bis auf die Neuzeit herabgekommen, gibt er noch einen kurzen Überblick über die Veränderungen, welche die mannichfaltigen Wege des Schicksals in der weiten Heimat der Slawen hervorgebracht haben, und kommt dabei zu dem traurigen Schlusse, daß jener ganze Zeitraum in dem slawischen Volke äußerlich keine Verbesserung hervorgebracht habe.

Hier und da in den Dörfern ein Palast, aber so viel ihrer auch sind, würden sie vereinigt weder ein Genua noch ein Venedig ausmachen. Vier oder fünf Städte haben sich gehoben, aber meistens durch ausländische Bevölkerung. Einige Kunststraßen dienen zum Herbeischaffen von Luxusgegenständen, bringen aber der Masse des Volks nicht den geringsten Nutzen. Dies ist Alles, was die sogenannte Civilisation den slawischen Ländern gebracht hat. Von allen den Kämpfen während eines Jahrtausends, die wir betrachtet, hat das Volk nichts gewonnen, sein Zustand ist im Gegentheil heute weit schlimmer als im 6. Jahrhundert oder im Mittelalter. Das niedere Volk ist jetzt unglücklich, weil es jetzt nicht mehr die Wälder besitzt,

wo es einige Nahrung und Holz zu seinen Hütten fand, weil es mit seinem Schweiße die Kunststraßen bauen und unterhalten, weil es mehr Unrecht als je von seinem Herrn erfahren und den empfindlichsten Druck, den Geistes- und Glaubensdruck erdulden muß. Die Mongolen haben das Land nur durchzogen, die normännischen Ketzer, die Schweden, haben sich nicht lange darin aufgehalten; aber der Herr, der des Bauern Religion verhöhnt, steht alle Tage vor ihm; der Bauer sieht ihn täglich mit stolzem Haupte am Kreuze vorübergehen, auf welches er seine einzige Hoffnung setzt. Dies ist die äußerste Bedrückung, die moralische.

Nur in geistiger Hinsicht hat das Volk gewonnen, das Gefühl der gemeinsamen Nationalität hat selbst unter dem feudalen Drucke zu keimen angefangen und wird seine Wirkungen nicht verfehlen; denn nirgend entflammte die Liebe zu Gott so lebhaft, nirgend erhob sich der menschliche Geist so warm, nirgend ist die Hoffnung auf die Zukunft so innig und kräftig als bei den slawischen Völkern. Man kann daher sagen, daß diese in Armuth und Elend versunkenen Völker das kräftigste Werkzeug sind, welches der Allmächtige zu seinen wohlwollenden Absichten für die Welt bewahrt hat.

Alle Völker haben ihre Kraft erschöpft in der Weltgeschichte, aber ein Volk gibt es, das das Glück hat, seine Geisteskraft bis auf den heutigen Tag ungeschwächt zu besitzen.

(Der Beschluß folgt.)

John Prince-Smith über den politischen Fortschritt Preußens. Zürich, Literarisches Comptoir. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.

Die neuesten preußischen Zustände sind von englischen Schriftstellern bereits häufig besprochen und aus den heterogensten Gesichtspunkten beurtheilt worden; doch geschah dies bis jetzt nur beiläufig in Reiseberichten oder Journalaufsätzen, die uns entweder, wie die „Times" vom 9. März v. J., mit bitterm Tadel, oder, wie der „Morning Herald" bei seinen Äußerungen über den verjüngten Schwanenorden, mit überschwänglichem Lobe heimsuchten. Dergleichen Zeitungsbeiträge verfehlten zwar nicht ein augenblickliches Interesse zu erregen; denn es ist ganz natürlich, daß der mit der Censur behaftete Deutsche aufmerksam auf solche Stimmen hört, die aus Ländern der Preßfreiheit über ihn laut werden; gleichwol konnten jene Artikel bei ihrem Mangel an tieferm Eingehen und ausführlicher Darlegung keine nachhaltige Befriedigung gewähren, und sind ebenso wirkungslos vorübergegangen als die flüchtigen Notizen einseitiger Touristen. Von ganz anderer Beschaffenheit und mit vollgültigem Anspruch auf dauernde Beachtung tritt uns die Schrift des Hrn. Prince-Smith entgegen. Freudig begrüßen wir dieselbe als ein würdiges Product gereiften Nachdenkens und gründlicher Sachkenntniß. Der Verf. hat lange Zeit in Preußen gelebt und dessen Zustände sorgfältig erforscht; der Standpunkt des Volks, das Wesen der Regierung und Beider Beruf zum Fortschritt ist von ihm mit eigenthümlicher Schärfe aufgefaßt und in einer kräftigen und eindringlichen Weise zur Anschauung gebracht. Ein Vorzug, der dem Buche die Achtung aller Parteien sichern wird, besteht darin, daß der Verf. nirgend Leidenschaftlichkeit in seinen Äußerungen zeigt oder zu erregen strebt; nicht Viele gibt es, die bei so großer Energie und Entschiedenheit so genau die Grenzen der Mäßigung und des Anstandes einzuhalten wissen, und auch der strengste Censor, wenn ihn die Angst nicht allzu sehr verblendet, würde hier schwerlich Gelegenheit zur Ausübung seiner vernichtenden Gewalt finden. Insbesondere ist die Meisterschaft zu rühmen, mit welcher Hr. Smith die deutsche Sprache handhabt; jeder Ausdruck bei ihm ist lebendig, treffend und schön; seine Gedanken entwickeln sich mit einer Klarheit und Rundung, welche die Lecture seiner Schrift, obgleich wissenschaftliche Haltung in derselben vorherrschend ist, zu einer leicht verständlichen und sehr angenehmen machen, und es muß eingeräumt werden, daß der Engländer auch in dieser Beziehung manche deutsche Schriftsteller von Ruf übertrifft.

Der Verf. definirt den politischen Fortschritt in Preußens Gegenwart als den Übergang von einer ausschließlich durch Beamte besorgten Regierung zur Einwirkung des Volks auf die Führung der Staatsgeschäfte. „Insofern die Ausschließung des Volks von der Berathung seines eigenen Wohls eine Folge seiner politischen Unfähigkeit, und das Gelangen zum Rechte der Selbstleitung eine Folge seiner bürgerlichen Ausbildung ist, macht jener Übergang unbestreitbar einen Fortschritt aus. Der politische Fortschritt wird vom preußischen Volke in allen seinen Lebensäußerungen als ein unabweisbares Bedürfniß gefühlt und als ein unverweigerliches Recht gefodert; — nicht etwa wegen Misbrauchs der Beamtenmacht oder unerträglicher Gebrechen der jetzigen Verwaltung — denn es erkennt die Beamten für pflichttreu und human, die Verwaltung, als solche, für vorzüglich an —, sondern weil es einem geistig aufgeklärten Volke zum Lebensbedürfnisse wird, für sich selbst zu handeln und zu denken, für sich selbst zu sorgen, selbständig sich zu fühlen."

Die Erscheinungen, welche der Verf. als Beweise des politischen Fortschritts in Preußen wahrnimmt, sind allerdings vorhanden gewesen, theils bestehen sie noch; wenn er aber von der „jetzt täglich erwiesenen Berücksichtigung der öffentlichen Meinung von Seiten der Regiernng" spricht, so ist zu bemerken, daß er seine Schrift vor der Publication der letzten Landtagsabschiede verfaßt hat.

Im weitern Verfolge zeigt Hr. Smith, wie in dem Maße, als die politische Bildung und die Macht der öffentlichen Meinung im Volke wachsen, auch die Formen der Verfassung modificirt werden müssen, „oder es tritt unvermeidlich ein rechtloses Übergreifen, eine Gewöhnung des Volks an außergesetzliches Einwirken auf den Staatsgang ein — welches unbedenklich als der unheilvollste aller Zustände erkannt werden muß". In diesen Worten ist der Vereinigungs- und Trennungspunkt für alle Parteien gegeben: sie vereinigen sich in der Anerkennung, daß jenes rechtlose Übergreifen und außergesetzliche Einwirken des Volks ein Unheil sei; sie trennen sich und stehen sich meist schroff gegenüber in ihren Ansichten über die Mittel, welche zur Vorbeugung dieses Unheils anzuwenden seien. Christlich-germanischer Staat, organische Entwickelung, historische Basis, strenge Gliederung der Stände u. dgl. mehr, sind die Schlagworte auf der einen Seite, welche auf der andern so ziemlich in Miscredit gekommen sind, seitdem man gesehen hat, was für ein Sinn in dieselben gelegt wurde. Während zur Heilung der kranken Zeit solche aus obigen Ingredienzen zusammengesetzte Medicamente von den machthabenden Ärzten fleißig empfohlen und in der Hofapotheke massenweise präparirt werden, verschreibt der Verf. ein ganz einfaches Recept in Folgendem: „Die Aufgabe für Denjenigen, welcher während einer Periode der politischen Entwickelung das Staatsgebäude sichern will, liegt darin: den jedesmal entstehenden und in den Staatsgang unbesiegbar eingreifenden Mächten entsprechende Berechtigungen durch Verfassungsgesetze zu verleihen, um damit einem Zustande der Verfassungslosigkeit und Gesetzwidrigkeit beständig vorzubeugen."

Der Verf. bespricht hiernächst die durch Misbrauch sehr unklar und verfänglich gewordene Redensart: „zeitgemäße Entwickelung bestehender Grundlagen". Er möchte das Wort „zeitgemäß" ganz verbannen, denn nur gar zu gern wird es untergeschoben und daraus eine Beschönigung des Zögerns geschöpft, als ob nämlich das Unzeitgemäße durch Warten zeitgemäß würde; er erklärt, daß die in dem Worte „unzeitgemäß" enthaltene Beziehung nicht auf die Zeit im eigentlichen Sinne, nicht auf Abschnitte der Dauer zielt, son-

dern daß sie die Unangemessenheit einer fraglichen Institution mit den zur Zeit bestehenden Einrichtungen, sei es des Auslandes, sei es des Inlandes, bezeichnet. „In diesem Sinne kann für Preußen ein sehr rasches Vorschreiten in der Entwickelung seiner volksthümlichen Verfassungsgrundlagen nicht unzeitgemäß sein. Denn, mit Ausnahme Rußlands und Östreichs, stehen alle bedeutendern europäischen Nationen auf einer höhern Stufe des politischen Fortschritts als Preußen, und Preußens Beziehungen zu denselben werden erschwert, ja der Frieden und das Glück Europas wird gefährdet durch sein Zurückbleiben. Kann es den zur Zeit bestehenden Verhältnissen des Auslandes angemessen sein, daß Preußen, welches keiner Nation an Intelligenz, sittlicher Cultur und Macht nachgibt, so weit an bürgerlicher Selbständigkeit zurücksteht? Ebenso wenig darf man behaupten, daß die von den Männern des Fortschritts gefoderten Institutionen mit den bestehenden Einrichtungen im Inlande unverträglich wären. Ein plötzlicher Übergang von absolutistischen zu populairen Institutionen ist nur dann bedenklich, wenn mächtige, dem Volksrechte widerstreitende Privilegien bestehen, deren Umsturz unter hartem Kampfe und mit Gefahr tiefer Erschütterungen auf die Erweiterung der Volksmacht erfolgen dürfte. Aber in Preußen existiren keine solchen mehr. Die Adelsvorrechte, die Zunftmonopole, die Bauernunterthänigkeit sind schon aufgehoben; eine Hierarchie hat es schon seit Jahrhunderten nicht gegeben, auch findet sich daselbst keine Spur des hierarchischen Geistes vor.*) Die Militairmacht ist keine insolente, von Raub lebende Soldateska; die Bureaukratie keine von Misbrauch und Sinecuren sich bereichernde Schmarotzerkaste. Der Hof ist sittlich, wirthschaftlich und human. Es gibt in Preußen nichts von allem Dem, was in frühern absoluten Staaten vor dem Gerichte der Volksmacht zittern mußte; es gibt daselbst sogar nichts von den historischen Übelständen, gegen welche das volksthümliche Element in England, dem ältesten Sitze der repräsentativen Regierung, noch lange wird ankämpfen müssen; denn Preußen hat keine Lords mit einem erblichen Vorrechte der Gesetzgebung, keine Landbesitzer mit einem Monopol der Volksnahrung, keine Staatskirche, auf Kosten der dissentirenden Mehrzahl dotirt, kein Irland, kein Canada, kein Ostindien. Und wenn sogar morgen in Preußen ein ganz frei gewähltes und mit unbeschränkten Befugnissen bekleidetes Parlament zusammenkäme, was könnte es Großes thun? Weiter nichts als verordnen, daß Diejenigen, welche sich der Sorge für die öffentliche Ordnung widmen, sich etwas weniger bemühen; daß das Volk sich mehr seiner eigenen Angelegenheiten annehme; und daß die Geschäfte, welche jetzt weitschweifig und heimlich, künftig einfacher und offener verrichtet werden. Es würde vollkommene Rede- und Druckfreiheit geben, und diese das ganze Regierungswesen in die Öffentlichkeit hervorziehen, aus seiner Lichtscheu herausreißen. Aber darf es denn das Licht scheuen? Wir glauben es nicht. Wir glauben nicht, daß es unter den Gewalthabern in Preußen wirklich Feinde der öffentlichen Wohlfahrt gibt, oder daß solche, wenn sie vorhanden wären, weniger vor der Gerechtigkeit der preußischen Monarchen als vor der des Volks sich zu fürchten hätten. Auch kennen wir keine drückenden Misbräuche, an denen Viele betheiligt wären und zu deren Sturz die Stimme des öffentlichen Unwillens sich erheben dürfte. Es würden vielmehr nur im Verwaltungs- und Gerichtsgange Reformen vorgenommen werden, bei welchen die Beamten selbst gutwillig mitwirken und sich nachher viel behaglicher fühlen müßten, sobald sie erst, durch einige Vertrautheit mit dem Volksgeiste, ihre angewöhnte unnöthige Scheu vor aller Gemeinschaft mit demselben überwunden hätten. Wenn aber Preußen nichts darbietet, was jene den Übergang zur volksthümlichen Regierung sonst begleitenden Wehen veranlassen könnte, so besitzt es dagegen schon Institutionen, welche vorzüglich geeignet sind, den Volksorganen eine breite und feste Basis zu verleihen, und zwar in seiner Städteordnung, Kreisordnung, Gemeindeordnung und Landwehr. Es ist kaum möglich, einen Staat sowol positiv als negativ vollkommener für den Übergang zur politischen Selbständigkeit sich zu denken."

(Der Beschluß folgt.)

*) Sollte in Preußen wirklich keine Spur des hierarchischen Geistes sein? Wir glauben, daß er — wenn auch noch nicht offen, doch im Geheimen — bereits weit verbreitet ist und daß es nur noch einer kurzen Fortdauer begünstigender Umstände bedarf, um seine Wirkungen schauen zu können.

Literarische Notiz aus England.

Englisches Preislustspiel.

In Folge des von Hrn. Webster am Haymarket-Theater zu London ausgesetzten Preises auf das beste zur Veranschaulichung der gegenwärtigen Sitten und Gebräuche in Großbritannien dienende Lustspiel sind bei dem zur Preisertheilung bestellten Comité (bestehend aus acht Mitgliedern: C. M. Young, E. R. Moran, H. Ottley, J. Clarke, Searle, Alex. Dyce, G. P. R. James und Charles Kemble), nicht weniger als 98 Stücke eingegangen. Die Preisrichter vertheilten die Riesenarbeit, diese Masse dramatischen Stoff durchzulesen, unter sich, und so ist es allerdings gekommen, daß der größere Theil der Einsendungen auf das Urtheil einzelner Mitglieder hin verworfen wurde; doch wurden in einigen Fällen die auf diese Weise bereits verworfenen Stücke einer zweiten Prüfung durch andere Mitglieder unterzogen und so namentlich eins derselben „der weitern Berücksichtigung vorbehalten, im Gegensatze zu dem ersten ungünstigen Berichte über dasselbe". Auf diese Weise war man endlich zu einer Auswahl von 17 Stücken gelangt, welche in der allgemeinen Schlußerörterung der Preisrichter in Betracht gezogen werden sollten. Es kann nicht fehlen, daß man von verschiedenen Seiten her, besonders wo man leer ausgegangen ist, dieses Verfahren als ein ungenügendes und der strengen Gerechtigkeit in Beurtheilung der vorgelegten Einsendungen nicht entsprechendes tadelt; die Redaction des „Athenaeum" hatte, in Betracht der Schwierigkeiten einer solchen Entscheidung, die an sie von dem ihr persönlich unbekannten Preissteller ergangene Einladung zur Betheiligung an dem Preisgerichte abgelehnt. Die Endentscheidung ist am 18. Mai gefällt worden und hat sich einstimmig zu Gunsten eines Stückes unter folgendem Titel erklärt: „Quid pro Quo, or, The day of dupes". Es ist das Product eines weiblichen Verfassers, deren Name jedoch noch nicht officiell genannt ist; einem allgemein geglaubten Gerüchte zufolge ist es Mrs. Gore. 129.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte des thierischen Magnetismus.

Von

Dr. Jos. Ennemoser.

Zweite, ganz umgearbeitete Auflage.

Erster Theil:

Geschichte der Magie.

Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Juli 1844. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 201. —— 19. Juli 1844.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren 1840—42 von Adam Mickiewicz. Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Erster und zweiter Theil.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 200.)

Die Idee des Slawenthums oder die polnische Idee bringt keineswegs materielle Vortheile, erheischt vielmehr Aufopferungen, welche gar Vielen zu großartig sind; daher zeigen sich die vielen Verräthereien in Polen, ja selbst das Verlassen des Adels bei den polnischen Revolutionen ist als solch ein Verrath anzusehen. Der Verf. führt diese Idee weiter durch und deutet auch die verschiedenen Reformen an, durch welche verschiedene gutmeinende Männer das polnisch-slawische Volk beglücken wollten; allein dies war vergeblich, weil sie auf den Volksgeist zu wenig Rücksicht nahmen. Während der Zeit aber eilte der polnische Staat seinem Ende immer näher, bis ihn die edelsten Männer der Nation zu Grabe trugen. Niemcewicz ist der Repräsentant dieses Zeitraums. Er und die polnischen Legionisten bilden die polnische Idee weiter aus und fußen vor Allem auf dem Begriffe des Vaterlands, dessen eigenthümliche Fassung sich immer klarer herausstellt. Kein Land, kein Meer schränkt dasselbe ein, in der Idee allein liegt das Vaterland des Polen, und er nimmt es bei der Flucht aus seiner Heimat mit sich fort in ferne Länder. Am deutlichsten zeigt der Verf. diese Idee an den Memoiren des Kopeć, der als polnischer Edelmann selbst in der Gefangenschaft in Sibirien das Vaterland und seinen Beruf treu im Herzen behielt. — Mit der fünfundzwanzigsten Vorlesung nähert sich der Verf. immer mehr dem Schlusse, seinem Ziele, die Idee des Slawenthums in der nächsten Zukunft zu finden. Die Legionisten dienen ihm fortwährend als Anhaltspunkt; sie haben ihm den echten Geist der „Exaltation", jene Begeisterung, durch welche Polen und das Slawenthum seit dem Absterben des religiösen Geistes im 16. Jahrhunderte sich der westeuropäischen Richtung entgegenwirft, durch welche es aber auch seine Zukunft sich sichert. In dieser Hinsicht steht das Slawenthum dem Judenthum sehr gleich; beider Verfassung wird von der Welt als unpraktisch verrufen; in beiden ist's aber der Enthusiasmus, welcher, wie ein Geist über den Wässern, über dem ganzen Volke schwebt. Wie Christus damals der Verkünder einer neuen Lebensära war, ebenso ist es Napoleon für die Neuzeit; das Slawenthum war wie von einem elektrischen Funken berührt, als er auftrat; von ihm datirt sich die neue slawische Ära. Auch meint Mickiewicz, er habe Polen wirklich retten wollen. Nach seinem Sturze vereinigten sich alle Mächte gegen Frankreich, der Wiener Congreß sollte über die Zukunft Europas entscheiden; allein die polnische Frage trat bei jeder Vermittelung hindernd entgegen. Jedes vorgeschlagene Princip, jedes Rechtssystem vernichtete diese eine Frage:

> Mit einem Worte, die Vorsehung hat die polnische Frage deshalb aufgestellt, um allen Unbefangenen die Falschheit sämmtlicher auf dem Wiener Congresse zur Untersuchung gezogenen Systeme und somit den verwerflichen Glauben der Vertheidiger dieser Systeme zu zeigen.

Nur das Wiedererscheinen Napoleon's vereint die Monarchen wieder und zwingt sie zu einem Entschluß. Von diesem Augenblick an datirt sich auch die Schwäche Rußlands, das nun nicht mehr im Stande ist, auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortzuwandeln. Der Zustand Alexander's nach dem Wiener Congresse wird vortrefflich geschildert, die Ursache der Abneigung gegen ihn entwickelt und das endliche Begegnen der polnischen und russischen Liberalen in der Revolution von 1825 als Resultat derselben hingestellt. Das Mislingen dieser Revolution brach die erwachende russische Literatur zusammen, während die polnische desto lebendiger und kraftvoller aufblühte. Das Wiedererwachen Brodzinski's durch die Revolution von 1830 bezeichnet den Augenblick einer großen Veränderung. Denn als selbst diese Revolution mislang, starb die polnische Nationalkraft nicht hin, sondern erwachte nur tiefer, inniger, geistiger. Malczewski brach zuerst die Bahn, Garczynski's „Waclaw" schritt mit Riesenmacht auf derselben vorwärts als Führer der polnischen Nation. Von nun an wird es Hauptaufgabe des geistigen Fortschritts der Polen, den Enthusiasmus mit der Vernunft nicht blos zu versöhnen, sondern sie beide praktisch und im Leben zu vereinigen; denn dazu sind die Slawen berufen. Diese Auf-

gabe werden sie aber nur durch die Wiederherstellung des polnischen Volksthums lösen.

Die romanischen Völker erbten die Ansichten der Römer und haben ihre irdische Herrschaft erweitert. Die Entdeckung von Amerika, die Unterwerfung der übrigen Welt war diesen Völkern von der Vorsehung bestimmt. Die germanischen Völker, welche von der einen Seite durch die Romanen beengt wurden, von der andern Seite her in den Slawen, die mit größerer moralischer Kraft begabt sind, ein Hinderniß zu ihrer moralischen Ausbreitung fanden, mußten sich nothwendig nur auf Lehrbegriffe und Speculationen beschränken. Der slawische Stamm, aus Völkern eines Stammes und einer Sprache bestehend, trat zuletzt auf dem Schauplatze der Politik auf und ist demzufolge bestimmt, die Foderungen der dritten Epoche der menschlichen Entwickelung zu verwirklichen: er soll den Völkern das Recht des Bestehens, des Entfaltens und des Lebens in Rücksicht auf andere Völker nach dem Gesetze der christlichen Wahrheit begründen, mit einem Worte, das Christenthum in die Politik einführen.

Diese Bestimmung, dieses Messiasthum haben alle größern polnischen Dichter in ihrer Begeisterung theils klar ausgesprochen, theils dunkel geahnt, und darum ist Mickiewicz im Stande, bereits jetzt den Hauptcharakter dieses Messianismus zu bestimmen. Das Werk „Polen in der russo-slawischen Apostasie und der gallo-kosmopolitischen Apotheose" gibt drei Punkte an, „deren Keime sich in den Dichtungen, in der Geschichte und in den Schriften der polnischen Staatsmänner vorfinden: sie sind 1) die Nothwendigkeit eines Opfers; 2) die christliche Sendung des Polenvolks, die Nothwendigkeit seines Todes und seiner Wiedergeburt; 3) die Allgemeinheit, der allgemeine (alle Völker umfassende) Endzweck des Messianismus". Die Natur dieser slawo-polnischen Philosophie und Literatur ist nicht eine Doctrin, sondern die Schaffung eines Menschen, eines „einverleibten Worts", welcher diese Bestimmung der slawisch-polnischen Nation erfüllen werde. Diese Nothwendigkeit hat einer der tiefsten Naturphilosophen, der Czeche Ammerling, ebenfalls erkannt. Während also die russische Philosophie sich in der Alles materialistisch zu überwältigen trachtenden Regierung verkörpert, haben die Czechen die Nothwendigkeit einer nationalen Sendung zwar erkannt, sind aber bei dieser Erkenntniß stehen geblieben; die Polen allein haben dagegen die Idee des Messianismus durch einen einzigen Menschen bereits seit dem 16. Jahrhunderte erkannt, geahnt, später sie als Wunsch ausgesprochen und in der Neuzeit sie als klaren Begriff in philosophischen Formeln aufgefaßt. Die Bestimmung dieses Messianismus ist zuerst, die ganze slawische Frage zu entscheiden. Dabei soll Rußland keineswegs untergehen, weder als „Eroberung" noch als „Provinz" von Polen, welches Beides heidnische Ausdrücke seien, sondern es werde groß und glanzvoll sich erheben, nur nach neuen Ideen eingerichtet. Ferner werde der polnische Messianismus auch die Frage über das Volk Israel entscheiden, welches

nicht ohne Grund Polen zu seinem zweiten Vaterlande wählte. Das geistvollste unter allen Völkern auf Erden ist wol fähig zu begreifen, was das Erhabenste in der Menschheit ist; allein bis dahin auf dem Wege seines Fortschritts aufgehalten, hat es, indem es nirgend ein Ende der durch die Vorsehung ihm gegebenen Versprechungen ersehen kann, die Kräfte seines Geistes auf irdischen Wegen zersplittert und ist herabgesunken. Dessenungeachtet ließ es nicht ab, seinen Messias zu erwarten, und dieser Glaube ist wahrscheinlich nicht ohne Einfluß auf den polnischen Messianismus gewesen. Diese zwei Fragen fließen ineinander.

Weiter muß der polnische Messianismus im Bunde mit Frankreich „im Angesichte des Westens sein Wissen, seine Kraft und Weisheit beweisen". Auf diese Weise wird das Slawenthum seine hohe Bestimmung erfüllen. Und darum ruft Mickiewicz zum Schluß den slawischen Völkern die Worte Brodzinski's zu:

Wachet daher, ihr Mütter, ihr Volkslehrer und Prediger! Jede lebendige Seele dürste und wache; denn du weißt weder Ort noch Stunde, in der du berufen sein kannst. Wache Jeder, sei er einfältiglich, sei er weise, sei er ein Mann erhabenen Herzens oder ein schwaches Weib. Lausche, wie das Gras wächst, horche auf jedes Säuseln des Windes: vor Allem entflamme deine Seele zu Gott, der allein die Gnade gibt und allein die Möglichkeit, sie zu empfahen.*)

J. P. Jordan.

John Prince-Smith über den politischen Fortschritt Preußens.

(Beschluß aus Nr. 290.)

Nächst einem anerkennenden Urtheile über die Leistungen der Provinzialstände kommt der Verf. auf die allgemeinen Ausschüsse, in denen er keine Stufe der ständischen Entwickelung zu erkennen vermag, da ihnen ihre Geschäftsordnung den ständischen Charakter raubte. „Die Auserwählten der Landtage, die an Geist und Stellung hervorragendsten Männer aller Provinzen, von einem Minister mit seinen Adjuncten schulen, nach dem Alphabete aufsagen und blos mit Ja und Nein auf engbestimmte Fragen antworten zu sehen, ist für die Stände eine Erniedrigung, die sie durch nichts verdient haben. Wir wollen nur an die eine Thatsache erinnern, daß nämlich, als die Ausschüsse eine Dankadresse für das in sie gesetzte Vertrauen votiren wollten, sie inne werden mußten, wie das gegen sie gehegte Mistrauen ihnen alles Adressiren überhaupt abgeschnitten hatte. Diese Geschäftsordnung hat sich als der bedauerlichste Misgriff, welcher jemals von unserer Regierung begangen worden ist, erwiesen, und dürfte auch selbst von ihren Urhebern schon als solcher angesehen werden. Sie konnte nur aus völliger Unbekanntschaft mit dem Charakter derartiger Versammlungen und den Mitteln, solche zu leiten, hervorgehen; aber jetzt hoffentlich ist man mit dem populairen Elemente des Staatslebens vertrauter und wird sich mit mehr Fassung demselben gegenüber zu verhalten wissen." Es würde zu weit führen, wenn wir erörtern wollten, inwiefern Das, was der Verf. als „hoffentlich" annimmt, eigentlich nicht zu hoffen steht. Doch geschah im Drange der Zeit schon manches Unverhoffte, und so liegt es nicht ganz außer den Grenzen der Möglichkeit, daß unsere Staatsmänner mit dem populairen Elemente vertrauter werden und den nächsten ständischen Ausschüssen eine angemessene Behandlung gewähren.

Als vorzüglich gelungen geben wir hier noch einige Stellen über den historischen Conservatismus, über die große Zeit von 1807—15 und über die Intelligenz Preußens; was der Verf. über diese Intelligenz sagt, die Definition, die er von derselben gibt, ist durchaus originell und gewiß liegt darin viel Wahres, wenn auch für überspannte Eigenliebe nicht gerade Schmeichelhaftes.

„Ist denn", fragt Hr. Smith, „bei der Entwickelung der vorhandenen Verfassungsgrundlagen in Preußen die Einfüh-

*) Ein dritter Theil von Mickiewicz's „Vorlesungen" erscheint binnen kurzem und wir kommen dann auf das Werk in einem vierten Artikel zurück. D. Red.

rung eines conservativen Elements wünschenswerth? — und wenn Dem so ist, soll man ihm eine sogenannte geschichtliche Basis geben? — Wir glauben, daß jener alte historische Conservatismus, nämlich der Vertheidigungskampf des Misbrauchs, nicht als Princip des Zusammenhalts für die Zukunft der preußischen Verfassung nöthig sei; denn das preußische Volk ist schon zu sehr sittlich gebildet und vom Rechtsgefühl beherrscht, um sich jemals einem destructiven oder unrechtmäßigen Bestreben hinzugeben; es kennt zu wohl den Werth der Ordnung, um sich der Unordnung zu überlassen oder solche unter sich zu dulden; es besitzt sogar, im Gegentheil, aus langer Angewöhnung her, eine übertriebene Sucht zur Herbeirufung einer obrigkeitlichen Macht, sogar bei geringfügigen Übelständen, die sich leicht von selbst beseitigen ließen, und diese Sucht dürfte ihm noch lange seine bürgerliche Selbständigkeit verkümmern, wenn noch so günstige Verhältnisse zu deren Verwirklichung sich darböten. Der vernünftige Conservatismus, der Widerstand der Einsicht gegen den Unverstand, des Rechts gegen den Unfug, wird allerdings zur Begründung einer Verfassung nöthig sein; allein um dieses Haltes gesichert zu sein, bedarf es nun der Sorge, daß die Staatsmacht den Einsichtsvollen, Sittlichen, jedem Misbrauch Fernstehenden anvertraut werde. — Aber eine geschichtliche Basirung des Conservatismus ist in Preußen deshalb unmöglich, weil «das Geschichtliche», im fraglichen Sinne, daselbst vernichtet ist; die althergebrachten Misbräuche, welche allein zu einer blinden Vertheidigung des Bestehenden von Seiten der dabei Betheiligten hätten führen können, sind aufgehoben und lassen sich wahrlich nicht zurückrufen. Könnte man dem Adel das gesetzliche Vorrecht der Beamtenstellen und des Grundbesitzes, Steuerfreiheit und das Herrenrecht über die Hörigen wiedergeben; — könnte man in den Städten die Zünfte mit ihrem Gewerbszwang und ihren Monopolen wieder herstellen, ihnen das Recht geben, alle Juden vom Handel auszuschließen und beliebige Zölle von den Zufuhren der Landleute zu erheben; — könnte man eine große hierarchische Kirche reich dotiren; — könnte man, mit einem Worte, durch gesetzliche Misbräuche, große, dem Allgemeinwohl widerstreitende Interessen ins Leben rufen und damit einen schroffen Antagonismus der Stände begründen: alsdann hätte man ein ständisches Element, wie es in der frühern Geschichte bestand, auf welchem auch ein Conservatismus von altem Schrot und Korn basiren könnte. Müßte aber nicht Derjenige eine gar absonderliche Befangenheit verrathen, welcher nur für einen Augenblick wähnen könnte, daß Preußen in dieser Richtung Schritte machen dürfte? Dieser Wahn verriethe zunächst ein gänzliches Verkennen der großen Triebkräfte, welche für die Neugestaltung der socialen Verhältnisse unserer Zeit wirksam sind. Indessen dürfen wir vielleicht nicht von Jedermann fodern, daß er diese allgemeinen Gesetze gesellschaftlicher Entwickelung erfasse. Aber die besondern Bedingungen der Zustände eines gegebenen Staats wenigstens richtig zu begreifen, ist eine Foderung, die wir an jeden Staatsmann machen müssen. Kann denn ein Preuße bei der geringsten staatsmännischen Einsicht an die Möglichkeit einer Rückkehr zu Demjenigen glauben, dessen Abwerfung den ganzen Begriff von Preußens Neuzeit ausmacht? Was gibt Preußen seine Stellung, seine Macht, seine Bedeutung, seinen innern Halt? Was hat es so ruhig und innerlich fest gemacht während aller Bewegungen Europas seit dem Frieden? Was flößt ihm eine so unerschütterliche Zuversicht ein, der Zukunft gegenüber, vor welcher andere Nationen so bange Besorgtheit hegen? Was ist das Palladium, welches ihm Kraft bei seiner Armuth, Sicherheit bei seiner zerrissenen Grenze, Hoffnung bei seinen Leiden gibt? Seine Intelligenz, wird man antworten; — und man hat recht, wenn man mit diesem Worte den richtigen Begriff verbindet. Es darf aber nicht damit gemeint sein, daß das preußische Volk sich an geistiger Befähigung vor andern auszeichnet und durchschnittlich die meisten und besten Kenntnisse besitzt; daß Preußens Gelehrte und Künstler alle übrigen verdunkeln; seine Gewerbsmänner die erfinderischesten, seine Kaufleute die unternehmendsten sind; auch kann man nicht behaupten, daß seine Staatsmänner die gediegensten, seine Diplomaten die gewandtesten oder seine Regenten alle mit dem erstaunlichen Genie des großen Friedrich begabt sind. Im Gegentheil, brauchbare Mittelmäßigkeit und gute Übung ist die Hauptcharakteristik des preußischen Geistes, welcher an Lebendigkeit, Schwung, Originalität und Genie, sogar an hervorragendem Talent von vielen andern, auch deutschen Nationen merklich übertroffen wird. Jene Intelligenz, auf welche Preußen mit Recht Anspruch machen darf, liegt darin, daß es einst, in denkwürdiger Stunde, alle jene aus den Zeiten der mangelnden Intelligenz herrührenden Misstände wegwischte, die bürgerlichen Berechtigungen für einen viel höhern Grad der allgemeinen Intelligenz, als da wirklich bestand, normirte — kurz, daß es durch seinen Ausspruch einen Sieg der Rechtsausgleichung bewirkte, welcher sonst erst mit der Zeit und nur von einer viel größern Verbreitung der Intelligenz im Volke hätte errungen werden können. Die große Klugheit dieses Schritts hat sich am meisten darin bewährt, daß er die bürgerliche Cultur, welche er beförderte, auf lange Zeit hin vor allem Ankämpfen um Recht verwahrte, und sie befähigte, in friedlicher Liebe zu einer gerechten Ordnung sich in Einigkeit und Anhänglichkeit an ein so bevorzugtes Vaterland zu befestigen. Diese Intelligenz verleugnen wollen, wäre, geradezu gesagt, höchst unpreußisch; diese Wohlthat miskennen, unstaatsmännisch; dieses Palladium der Ruhe Preußens antasten, wäre sogar schlimmer als ein Verbrechen — es wäre eine Thorheit, gegen welche die Ordnungspolicei sich erheben müßte." — —

„Es gab eine Periode in Preußens Annalen — zwischen der Niederlage bei Jena und dem Siege bei Belle-Alliance —, während welcher gewaltsame Ereignisse die bisherige Regierungskunst sammt ihren Werken völlig umgestürzt und vernichtet hatten, Preußens Geschichte war nebst der nationalen Selbstständigkeit erloschen; zu conserviren, wo Alles über den Haufen geworfen war, gab es nichts mehr. Die Furcht, daß der Himmel einstürzen möchte, durfte nicht mehr von der Ausübung der Gerechtigkeit abhalten, denn der Himmel war schon eingestürzt, das Aergste schon hereingebrochen. Alles mußte wieder aufgebaut werden, und man hatte nicht Zeit für die geschichtlichen Künsteleien gewöhnlicher Regierungsmittel. Mit dem Tode vor Augen wollte man durch Werke der Gerechtigkeit das richtende Schicksal sühnen. Man war von seinem Rathe verlassen und baute allein auf Gott, indem man nur gerecht zu sein sich bestrebte. Man mußte die Gerechten anrufen, sich blindlings in ihre Hände geben. Da traten auch Männer hervor, welche sich getrauten, das gefallene Vaterland wieder aufzurichten. Und sie stellten das Vaterland her, — kräftiger größer, sicherer, als es jemals gewesen, ein Ziel der Bewunderung und Hochachtung für die Mitwelt. Diese Männer waren keine Genies, keine überfeinen diplomatischen Köpfe, sondern nur klug durch die Erleuchtung des Rechtsgefühls und groß durch das Vertrauen auf die Kraft einer rein humanen Gesinnung. Sie suchten nicht nach einer geschichtlichen Basis, sondern räumten allen geschichtlichen Schutt hinweg, um ein unerschütterliches Fundament auf dem Boden des Menschenrechts für ihren Neubau zu gewinnen. Und der Bau hat sich bewährt und steht noch fest, und ist noch Preußens Stolz und Preußens Burg. Und die Zeit jenes Baus ist die Zeit der wahren Bedeutsamkeit Preußens für die europäische Culturgeschichte, eine Zeit, in welcher der Geist des Rechts allein, über alle geschichtlichen Rücksichten sich erhebend, frei schalten durfte, und der gerade Gedanke einmal seine Geltung erhielt. Will Preußen jetzt diesen Gedanken, diesen Geist verleugnen, die Stütze seiner Größe wegwerfen, die erprobte Bahn seines Heils verlassen? Erschrickt es vor der Kühnheit seiner eigenen Thaten? Gibt ihm Todesnoth allein den Muth sich groß zu zeigen? — Preußen besitzt alle Elemente einer großen Zukunft. Diese Elemente fallen weniger ins Auge, weil sie meist nega-

tiver Art sind und hauptsächlich in der Abwesenheit der anderweitig eingewurzelten Hindernisse freier Cultur bestehen. Wenn es die hervorstechenden Vorzüge einiger andern Nationen nicht aufweist, so ist es dafür frei von deren Ausartungen. Es hat nicht Englands Reichthum, schaffende Kraft und energisches Nationalitätsgefühl; aber es ist frei von dessen Einseitigkeit de Richtung und Egoismus der Staatspolitik und birgt noch kein solches Proletariat. Es hat nicht Frankreichs geistige Regsamkeit, aber auch nicht dessen grundsatzlose, fast zur bürgerlichen Desorganisation führende Selbstsucht des Individuums. Es hat nicht Amerikas gewaltige Entwickelung selbständiger kernhafter Persönlichkeiten, aber dagegen höhere Bildung, mildere Sittigung und mehr Biederkeit. Preußen hat weder so große Tugenden noch so große Laster, weder so hohe Vorzüge noch so tiefe Gebrechen. Vorurtheilsfrei, vielseitig gemäßigt, human, bildet es sich zu einer harmonischen, immer tiefer wurzelnden und umfassendern Civilisation heran. Es bietet ein wohlbearbeitetes, völlig gereinigtes Feld dar, worauf die kommende neue Culturphase des Weltbürgerthums den am besten bereiteten Boden finden und die ersten Früchte tragen wird — und das Weltbürgerthum ist die Gestalt der europäischen Zukunft."

Mit überzeugender Kraft beweist der Verf., daß das Fortschreiten nicht mehr in der Wahl, sondern in der Nothwendigkeit liegt; er zeigt, wie die Richtung der Zeit nicht auf die Arnachie, sondern auf einen viel unausweichlichern Zwang des Gesetzes hingeht; wie die Stellung des Throns zum Volke in der Vorzeit antagonistisch war, in der Jetztzeit auf gegenseitiger Wohlthat beruht und wie durch politischen Fortschritt die Ergebenheit und Liebe gegen die erbliche Monarchie gekräftigt wird.

Es ist nicht zu zweifeln, daß die treffliche Schrift in den weitesten Kreisen ein lebhaftes Interesse erregen wird; minder dürfte zu erwarten sein, daß sie auch überall die Beherzigung finden wird, welche sie in so ausgezeichnetem Grade verdient.
28.

Bibliographie.

Die Auswanderung der Deutschen nach Texas, Nordamerika und Ungarn. Eine Mahnung an die Nation. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Becker, J. F., Über eine zweckmäßigere Einrichtung der Renten-Anstalten. Berlin, Hirschwald. Gr. 8. 20 Ngr.

Becker, W. A., Die römische Topographie in Rom. Eine Warnung. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Bobertag, R., Über die Verfassung der evangelischen Kirche. Reden an die Frommen unter ihren Gegnern. Liegnitz, Reisner. 8. 7½ Ngr.

Dreizehntes Buch der jüdischen Antiquitäten des Flavius Josephus, enthaltend die Geschichte der Juden seit der Schlacht von Aza, in welcher Judas Makkabäus fiel, bis zum Tode Alexandra's. Übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von M. Horschetzky. Groß-Kanisa. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Dumas, A., Schriften. 1stes und 2tes Bändchen: Athos, Porthos und Aramis, oder: Die drei Mousquetaire. Deutsch von W. L. Wesché. 1stes und 2tes Bändchen. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Eichhorn, K. F., Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 5te verbesserte Ausgabe. 3ter Theil. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Flügel, G., Geschichte der 300jährigen Jubelfeier der Königl. Sächs. Landesschule St.-Afra zu Meißen den 2., 3. und 4. Juli 1843, nebst zahlreichen Beilagen und 12 Lithographien. Meißen, Klinkicht und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Griesinger's, C. T., Sämmtliche belletristische Schriften. 4ter Band. Stuttgart, Griesinger. Kl. 8. 12½ Ngr.

Haenell, K. W., Die Theologie als Wissenschaft vom Glauben gegenüber den Angriffen der modernen Philosophie. Eine öffentliche akademische Vorlesung. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 5 Ngr.

Heeringen, G. v., Mein Sommer. Zwei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In Sachen der Mainzer Advokatenversammlung. Gegen Hrn. Justizminister Mühler und den ungenannten Recensenten in den „Kamptz'schen Jahrbüchern" von dem Verfasser des „Offenen Sendschreibens" an Erstern. Leipzig, Reclam jun. 8. 7½ Ngr.

Drei Männer von Ehre. Eine wahre Begebenheit. Aus dem Englischen übersetzt. Dresden, Gillig. 16. 15 Ngr.

Mügge, T., Skizzen aus dem Norden. 2ter Band. — A. u. d. T.: Reise durch Skandinavien. Mit einer Reisekarte von Norwegen. Hanover, Kius. Gr. 12. Beide Bände 4 Thlr.

Nebben, K., Der Rosengarten des Herzens. Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 12. 22½ Ngr.

Oelckers, T., Die Bewegung des Socialismus und Communismus. Leipzig, Fest. Gr. 8. 20 Ngr.

Pantheon auserlesener Erzählungen des Auslandes. Mit einem Vorworte von A. Knapp. 9ter und 10ter Band: Das Schloß von Carqueranne. Aus dem Französischen des P. Merlin. Stuttgart, Belser. Gr. 16. à 7½ Ngr.

Prölß, A., Kreuz und Leier. Dichtungen. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 20 Ngr.

Ravignau, P. de, Von dem Bestande und der Verfassung der Jesuiten. Aus dem Französischen. München, Lentner. Gr. 8. 10 Ngr.

Remling, F. X., Die Maxburg bei Hambach. Mit 1 Titelkupfer, Übersichtsplan und Grundriß der Burg. Manheim, Schwan und Götz. Gr. 8. 25 Ngr.

Reumont, A., Thorwaldsen. Eine Gedächtnissrede. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 5 Ngr.

Riesler, U., Die schöne Zweibrückerin. Ein Bild aus der vaterländischen Vorzeit. Zwei Theile. Zweibrücken, Ritter. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rust, J., Was sollen christlich-evangelische Gemeinden sein, und was sind viele in dieser Zeit? Eine Installations-Rede. Speyer, Neidhard. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sand, George, Johanna. Roman. Übersetzt von F. Funck. Zwei Bändchen. Frankfurt a. M., Oehler. 8. 1 Thlr.

Schaumann, A. F. H., Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Aus Actenstücken. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 2 Thlr.

Schlosser's, F. C., Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von G. L. Kriegk. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Varrentrapp's Verlag. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schubar, L., Mysterien von Berlin. 3ter Band. Berlin, Heymann. 8. 1 Thlr.

Stengel, Franziska v., Die Rose von Innspruck. Ein Roman aus der Zeit des Conciliums zu Konstanz. Zwei Theile. Manheim, Bensheimer. Kl. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Thiers, A., Napoleon. Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs. Übersetzt und mit einer Einleitung „Geschichte Napoleon's bis zum Consulate" von C. T. Heyne. 1ste Lieferung. Leipzig, Schäfer. Gr. 16. 3¾ Ngr.

Tieck's, L., Schriften. 17ter Band. — A. u. d. T.: Novellen. 1ster Band. Berlin, Reimer. 8. 1 Thlr.

Weber, W. E., Über die Theilnahme deutscher Studirenden an den Interessen ihres Vaterlandes. Eine Frage der Zeit. Hanover, Kius. Gr. 8. 10 Ngr.

Wilisch, H. D., Morgenweihe vor der Abendmahlsfeier. Eine Sängergabe. Dresden, Gottschalck. 8. 2½ Ngr.

Willkomm, E., Wallenstein. Historischer Roman. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Ein Wort über die Phrenologie. Von einem Arzte. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Zedlitz, J. Ch. Freih. v., Gedichte. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
litterarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 202. —— 20. Juli 1844.

Die streitende Kirche in der katholischen Schweiz.

1. Die Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens, nebst einem Schlußwort über die neuen Jesuiten. Nach den Quellen dargestellt von Friedrich Kortüm. Manheim, Bassermann. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Die Jesuiten. Vorlesungen von Jules Michelet und Edgar Quinet. Übersetzt von A. Stöber. Basel, Schweighauser. 1843. 12. 25 Ngr.
3. Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz seit dem Jahre 1831. Von Friedrich Hurter. Schaffhausen, Hurter. 1842. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
4. Die Katholiken des Aargaus und der Radicalismus. (Vermehrter Auszug des letztern Werks.) Schaffhausen, Hurter. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Die unter 1 und 2 angeführten Schriften veranlassen Ref. zu einem Vorwort, das zugleich als Nachwort dienen mag. Er hat nämlich schon früher in d. Bl. (Nr. 283 f. 1843) einige Schriften zur Anzeige gebracht, die sich auf die Jesuiten beziehen; mittlerweile sind nun die Vorlesungen veröffentlicht worden, welche Michelet und Quinet über denselben Gegenstand am Collége de France hielten, und Hr. Professor Kortüm in Heidelberg hat die einschlägige Literatur mit dankenswerthen Untersuchungen über die ersten Zeiten des Ordens und mit treffenden Bemerkungen über seine letzten bereichert. Diese Beiträge zur Lösung einer der wichtigsten schwebenden Fragen des Tags glaubte Ref. nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, und um sie aufmerksamer Beachtung zu empfehlen, schien es ihm am geeignetsten, einige Worte über dieselben dem Berichte über Zustände vorauszuschicken, in denen die anderswo so energisch zurückgewiesenen Einwirkungen gerade am deutlichsten an den Tag treten.

In der Geschichte des Jesuitenordens lassen sich zwei Hauptabschnitte deutlich unterscheiden: das mythisch- oder patriarchalisch-heroische Zeitalter, welches mit dem Tode des Stifters seinen Höhepunkt schon überschritten und mit dem Beginne der Vorsteherschaft des fünften Generals, Acquaviva, sein Ende erreicht hat, und das diplomatisch-militairische, welche die von Acquaviva an immer mehr sich verweltlichende Wirksamkeit des Ordens im Gebiete der Religion, des öffentlichen Unterrichts und der Politik umfaßt. Die eine Epoche weist unleugbar großartige Charakterzüge auf; ohne solche wäre es dem Orden auch nicht möglich gewesen, in der andern den Gedanken einer Universalmonarchie zu fassen und diesem Zwecke so nahe zu kommen.*) Ignaz von Loyola selbst, der Heidenapostel Franz Xaver und jener Enkel Ferdinand's von Aragonien, der den vicekönigl ichen Purpur mit der ärmlichen Soutane, den Palast seiner Ahnen mit der engen Zelle, die Macht, welche ihm seine Geburt und die Gunst seines kaiserlichen Verwandten verlieh, mit dem unbedingten Gehorsam, die Genüsse der Welt mit den niedrigsten Dienstleistungen vertauschte und endlich als dritter Ordensgeneral die Grundlagen des Gebäudes legte, in dessen Hallen die gesammte katholische Welt Unterricht empfing — diese drei Männer, Loyola, Xaver und Borgia, gehören zu den Heldengestalten des Katholicismus, denen man Bewunderung nicht versagen kann. Neben ihnen treten, von den Schatten der Erde schon dunkler gefärbt, die Bilder von Laynez, Bellarmin und Acquaviva hervor — Laynez des Theologen, Bellarmin des Polemikers, Acquaviva des Gesetzgebers. Mit der Darstellung dieses ersten Abschnitts ausschließend, wenn man das Schlußwort abrechnet, beschäftigt sich die Schrift Nr. 1; „meistens den Quellen und unmittelbaren Zeugnissen entnommen, sucht sie den Orden aus der Zeit seines Entstehens und kräftigen Wirkens zu erklären, als die fast unabweisbare doppelte Frucht der gewaltigen Schwingungen für und wider die Reformation auf der einen, für und wider die mittelalterliche Ritterschaft auf der andern Seite, nachzuweisen". Es bleiben derselben jedoch Andeutungen über manche spätere Entwickelung früher gelegter Keime nicht fremd, wenngleich ihre Aufgabe nicht ist, der „factiös vielgeschäftigen Richtung schrankenlosen Ehrgeizes und abgefeimter, ohne sittlichen Rigorismus wirksamer Verstandesreflexion" zu folgen, welche der Orden in der Zeit seiner Ausartung einschlug, einer Zeit, „fruchtbar an Schlichen, Umgriffen und Gewaltthaten".

Die Unbefangenheit, mit welcher Kortüm das Große in der Anlage, den Zwecken und den Charakteren der

*) „It is something to know that an impulse, which after three centuries is still unspent, proceeded from hands of gigantic power, and that their power was moral as much as intellectual, or much more so." So heißt es in einem „Ignatius Loyola and his associates" überschriebenen Artikel des „Edinburgh review" (No. CLII).

Gründer des Ordens auffaßt und anerkennt, verleiht den Worten, in denen er das Treiben der repristinirten Jesuiten zeichnet und verdammt, ein bedeutendes Gewicht. Wir müssen uns begnügen, da wir der auf unbestreitbare Thatsachen gestützten Beweisführung des Verf. ins Einzelne nicht nachgehen können, den Schluß anzuführen, zu welchem er gelangt: daß nämlich kirchlich-religiöse, politische und finanzielle Gründe wider die Aufnahme und Pflege einer Gesellschaft streiten, die in allen Beziehungen dem Wesen und Geiste des Zeitalters entgegen ist.

Die nächste Veranlassung zu den in der Schrift Nr. 2 abgedruckten Vorlesungen gab bekanntlich der Streit, den die französische Geistlichkeit, sobald sie des durch die Julirevolution erschütterten Bodens wieder einigermaßen sicher zu sein glaubte, gegen die Universität begann. Der Gegenstand, oder besser der Vorwand des Streits ist die sogenannte Freiheit des Unterrichts, unter welcher die klerikalische Partei aber nichts Anderes versteht als die Einpressung desselben in die Zwangsjacke des römisch-katholischen Glaubenssystems. Die geistlichen Kämpfer befolgen hier die nämliche Taktik, wie jene Abtheilung der Legitimisten, welche mit Hülfe des allgemeinen Wahlrechts das ancien régime oder wenigstens eine dritte Restauration herbeizuführen denkt. Wäre es ihnen mit der Freiheit des Unterrichts wirklich Ernst, so müßten sie ja auch consequenterweise die wärmsten Vertheidiger der Preßfreiheit sein, denn diese ist nichts Anderes als jene, aus der Schule in das Leben übertragen — dann ständen sie jedoch mit Rom in Widerspruch, das ihre Anhänglichkeit preist und die Preßfreiheit nennt die „deterrima ac nunquam satis execranda ceu detestabilis libertas artis librariae“ (s. das bekannte encyklische Schreiben Papst Gregor's XVI.). Es ist daher wol augenscheinlich, daß „Freiheit des Unterrichts“ nicht ihr Zweck ist, sondern nur Mittel sein soll, um ihnen das Übergewicht oder die Herrschaft zu gewinnen und einen Zustand herbeizuführen, wie er in Belgien, dem wiedergefundenen Paradiese, besteht. Schon deshalb haben sie keinen Anspruch auf unsere Sympathie; die entschiedenste Misbilligung verdient aber die Weise, in der sie ihrer bête noire, dem Universitätsmonopol, das im Grunde Niemand vertheidigt, zu Leibe gehen. Die Waffen, deren sie sich bedienen, lassen die Rüstkammer, aus welcher sie hervorgehen, nicht verkennen. Es ist die alte Jesuitenpolemik; Thatsachen, die Jedermann vor Augen liegen, werden abgeleugnet, Personen, die im Wege stehen, verketzert, die Stelle der Gründe vertreten Schmähungen, Alles wie zu den Zeiten des P. Garasse, dieses durch Voltaire unsterblich gewordenen Kampfhahns, der nichtsdestoweniger, wie die Geschichtschreiber des Ordens sagen, „modestia, affabilitate, mansuetudine supra modum amabilis“ war. Von den Erzeugnissen dieses Ehrenmannes stammen in gerader Linie alle jene Libelle ab, die man gegen die Universität und was ihr angehört zu schleudern nicht müde wird. Die Familienähnlichkeit ist auffallend; es geifert in ihnen der ererbte unversöhnliche Haß gegen eine Körperschaft, der man nach beinahe drei Jahrhunderten ihr Gutachten vom 1. Dec. 1554, ihren nie überwundenen Widerstand nicht verzeihen kann. Zu welchen Schlichen man seine Zuflucht nimmt und wie man es anstellt, um die Blößen, die man sich gibt, zu decken, zeigt ein Beispiel. Der in diesen Blättern a. a. O. bereits gewürdigten „Schweizergeschichte“, der „Weltgeschichte“ des P. Freudenfeld, den „Chefs d'oeuvre“ des P. Loriquet u. s. w. reiht sich die „Histoire de France à l'usage de la jeunesse“ an, welche in Lyon, einem Knotenpunkte neojesuitischer Umtriebe, bei Louis Lesne erscheint. Von diesem Buche veranstalten die Väter je nach Bedürfniß und Umständen von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat neue Ausgaben, und Michelet erzählt, in der Ausgabe vom Juni hätten sie eine Stelle unterdrückt, die er in seinen Vorlesungen nach der Ausgabe vom Januar oder Februar anführte und am 24. Juni gedruckt vor Augen hatte. Dieser Kniff erinnert an die „Geistesgegenwart“ des P. Valentia, der in einer der Congregationen, welche behufs der Prüfung der Lehre des Molina gehalten wurden, in Gegenwart des Papstes Clemens VIII. mitten im Streite den heiligen Augustin, auf den er sich in seiner Beweisführung berief, hervorzog und mit vielem Selbstvertrauen eine ganz und gar fingirte Stelle aus demselben laut ablas.

Ein anderer wesentlicher Zug, der auf die Verwandtschaft der Kämpfer für die Freiheit des Unterrichts mit jenen Kämpfern für die härteste Gewissenstyrannei weist, ist die Art, in welcher sie von der durch so viel Blut und Leiden erworbenen Errungenschaft des menschlichen Geistes, der religiösen Duldung, sprechen. So schließt im „Simple coup d'oeil“ u. s. w., dem zweiten der gegen die Universität erschienenen Libelle, eine Note, in der einer aus den Nostris seine Streitkräfte mustert, mit dem bedeutungsvollen Satze: „Im 16. Jahrhundert schloß man am Hofe Katharina's von Medici ebenfalls hugenottische Hochzeiten ... sie endigten mit Bürgerkriegen.“

Die Vorlesungen Michelet's und Quinet's tragen den Stempel des Augenblicks, der sie hervorrief, des Auditoriums, für welches sie bestimmt waren, und den des verschiedenen Berufs ihrer Verfasser. Sie sind nicht frei von den Spuren einer Entrüstung, die durch persönliche Angriffe erzeugt wurde; sie sind im Hinblicke auf eine lebhafte, der Aufregung gewohnte und bedürftige Jugend geschrieben und wären dem Geschmacke deutscher Leser zusagender, wenn sie weniger rednerischen Schmuck zur Schau trügen; endlich scheint es, als ob der Dichter hier und da der nachhelfenden Hand des Geschichtschreibers, dieser der ergänzenden Phantasie des Dichters benöthigt wäre. In der Stelle, die wir hervorheben, gelang es der letztern, ihrem Stoffe ein tragisches Interesse zu verleihen:

Überall, wo eine Herrscherfamilie ausstirbt, sehe ich eine jener düstern Gestalten jesuitischer Beichtväter aus der Erde

hervorsteigen und sich wie ein Dämon hinter ihr erheben, um sie sanft und väterlich in den Tod zu ziehen — den P. Reidhart bei dem letzten Erben der östreichischen Dynastie in Spanien, den P. Auger bei dem letzten der Valois, den P. Peters bei dem letzten der Stuarts. Ich rede nicht von den Zeiten, welche Sie gesehen haben und welche die unserigen berühren. Aber erinnern sie sich nur an die Gestalt Letellier's in den Denkschriften von St.-Simon! Es ist die einzige, die dieser Schriftsteller, der Alles wagt, mit einer Art von Entsetzen geschildert hat.

Daß es übrigens kein Nicolai-Biester'sches Luftgebilde ist, welches mit den Waffen des freien Geistes zu bekämpfen Michelet und Quinet sich aufgefodert fanden, daß vielmehr ihr Unternehmen ein vollkommen „zeitgemäßes" war, erhellt am besten daraus, daß diese Vorlesungen in Frankreich bereits in fünf Auflagen vergriffen wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

John Hampden. Nebst einem Nachtrage: Flüchtlingslehrjahre und Amnestie, von J. Venedey. Konstanz. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.*)

Rec. muß, indem er sich anschickt, einige Worte über dieses Buch, das ihm zur Lecture und zur Besprechung in d. Bl. mitgetheilt worden ist, niederzuschreiben, mit dem Geständnisse beginnen, daß er den Verf. dieses Buches bis jetzt in keiner Beziehung gekannt hat. Aus dem Nachtrage, welcher in der Hauptsache nur Persönliches in Betreff J. Venedey's enthält, hat Rec. ersehen, daß derselbe, ein geborener Preuße, aus seinem Vaterlande geflohen ist, und daß er, wenn er in dasselbe zurückkehren sollte, die Fortsetzung der wider ihn wegen Hochverrath eingeleiteten Untersuchung zu gewärtigen habe. Wie der Verf. selbst sagt, ist er ein Revolutionnair, aber er ist es gewesen, und er ist, in der Fremde, in Frankreich, zu sich gekommen, er ist dort „zu einem Manne des Gesetzes herangewachsen". Und das sagt er nicht blos; das schreibt er nicht blos a. a. O. an Alexander v. Humboldt; das geht nicht etwa nur aus dem gedachten Nachtrage überhaupt hervor: nein! Das Buch selbst, um welches es sich hier hauptsächlich handelt, sein „John Hampden" selbst legt dafür ein vollkommen gültiges Zeugniß ab. Könnte man das doch von Andern in gleicher Lage mit Venedey sagen! Der Verf. erklärt die vorstehende Arbeit geradezu als das Resultat seiner Flüchtlingslehrjahre. „Erst nach und nach", sagt er, „wurde mir klar, was seit vielen Jahren bereits unausgesprochen mein Handeln leitete. Das Studium der französischen und englischen Revolutionsgeschichte, die neuern Ereignisse und Verhältnisse in Deutschland, der trostlose Zustand Frankreichs öffneten mir immermehr die Augen und machten es mir zur Pflicht, meine Ansicht unumwunden auszusprechen. Ich sah mich hierzu um so mehr veranlaßt, als ich in andern Zeiten, unter andern Einflüssen anders dachte, und somit anders handelte und wirkte." Deutlicher spricht sich Venedey über diese Änderung seiner Ansichten in Betreff der Mittel zu dem von ihm für Deutschlands Zukunft erkannten Ziele, das er noch immer unabweichlich, nach wie vor, vor Augen hat und welches er in der „Einheit Deutschlands", in der „Freiheit und Selbstständigkeit des Volks" findet, in einem, hier mitgetheilten Briefe an Georg Fein, Paris, 1. Juli 1842, aus, von dessen Ansichten über den nämlichen Gegenstand Venedey fortan sich trennte — zu großer Verwunderung und nicht geringem Ärger Fein's. Venedey sagt sich hier offen und unumwunden von der revolutionnairen Opposition los, der er bis dahin angehört, und erklärt, seine Ansichten hierüber in einem besondern Werkchen über den gesetzlichen Widerstand darstellen zu wollen. Dieses Werkchen ist eben das vorliegende.

An dem Beispiele des John Hampden hat er die Macht des gesetzlichen Widerstandes nachweisen, an dem Charakter dieses in der englischen Revolution so bedeutenden Mannes, an seinem politischen Wirken und an den Folgen seines politischen Handelns hat er zeigen wollen, „wie der Kampf gegen das Gesetz stets umsonst ist, wie der Wurf, der nach ihm geschleudert wird, auf Den zurück fällt, der ihn wagt; wie endlich der schwache Mensch, der auf dem Gesetze fußt, ein Fels ist, an dem sich die stärkste Willkür ohnmächtig bricht". Diese Wahrheiten werden von Venedey, nachdem er einen kurzen, auf Guizot's „Histoire de la révolution d'Angleterre" gegründeten geschichtlichen Abriß über Hampden und sein politisches Wirken, sowie über die hier in Frage befangene Geschichte Englands vorausgeschickt hat, durch die Lehren der Geschichte selbst und durch die Foderungen der Vernunft in klarer, eindringlicher Darstellung dargethan. Der Verf. gibt in dieser Darstellung den Freunden der Freiheit eine schöne Lehre, wenn nur sonst diese Freunde die aufrichtigen Freunde der Freiheit sind, und diese Freiheit, für welche sie kämpfen, die wahre Freiheit ist, für die sie um ihrer selbst willen, nicht aber aus egoistischen Absichten kämpfen. Mit warmem Eifer erklärt er sich für die Macht des Gesetzes, gegen jeden Jakobinismus und Radicalismus, gegen das revolutionnaire Princip und jedes revolutionnaire Beginnen, für Recht und Gerechtigkeit, als das Ziel, und für das Gesetz, als den Weg zum Ziele. Das ist der Weg, den uns England in dem Verfahren gegen Karl I. zeigt; das ist der Weg, den Hampden einen Jeden führt, der sich von ihm den Weg des Gesetzes für das Recht will zeigen und führen lassen. Das ist auch der Weg in Betreff Deutschlands, der zum Ziele führen muß; der Weg, den hier Venedey Allen, die einer andern Meinung sind als er, — Allen, die noch seiner eigenen frühern Meinung sind, als den allein zum Ziele führenden zeigt. Klar und kräftig erklärt er sich gegen den revolutionnairen, den ungesetzlichen Widerstand, gegen jede revolutionnaire, systematische Opposition, indem er sich zugleich über den Charakter derselben und über ihr eigentliches Wesen sowie über ihre nothwendigen Folgen offen und einleuchtend ausspricht. Er verwirft sie an und für sich, und um ihrer nachtheiligen Folgen willen; er hält Gewalt nur der offenbaren rechtlosen Gewalt selbst gegenüber für gerechtfertigt. Das System des ungesetzlichen Widerstandes, der revolutionnairen Opposition, das nur darin besteht, daß die Opposition systematisch Ja sagt, wo die Regierung Nein, und Nein, wo diese Ja sagt, findet sich leider auch hin und wieder in Deutschland, in dem Lande, wo die Treue, wo die Redlichkeit und Rechtlichkeit wenigstens sprüchwörtlich zu Hause ist; und sie macht sich auch hier in Gemeinde- und Volksversammlungen durch die Vertreter des Einen und des Andern nicht selten geltend, sie maßt sich nicht selten an, Mode werden zu wollen, und würde wol noch weiter gehen als sie thut, wenn sie nicht den gesunden Menschenverstand des Volkes zu fürchten hätte. Nur die redliche Opposition kann den Regierungen und den Völkern nützen; das Gegentheil aber, die Lüge und der Betrug, also auch die systematische Opposition verdirbt und verfälscht den Geist des Volks, soweit sie, und besonders die Presse, ihr Hauptorgan, zu wirken im Stande ist; sie vergiftet alle Verhältnisse und Zustände des Staats und Volks, und hemmt die Regierungen und Völker auf dem Wege zur wahren Freiheit, auf dem Wege zum Glücke. Wahrheit und Redlichkeit, Gesetz und Recht sind die ersten Bedingungen jedes Strebens für das wahrhaft Gute; und vor allen Dingen muß auch die Presse wahr sein.

Was in diesen Beziehungen namentlich in Frankreich in neuester Zeit gesündigt worden ist, faßt der Verf. besonders ins Auge, indem er sich zugleich über den eigentlichen Charakter und die unendlichen Nachtheile der geheimen Verbindungen, theils von Sei-

*) Vgl. hierüber Nr. 174 und 175 d. Bl. D. Red.

ten der Regierungen und der Höfe, theils von Seiten der Völker, über die sogenannte Propaganda, über Jesuiten, Camarilla, Emeuten und Censur, alles Mittel eines revolutionnairen Widerstandes einer ungesetzlichen Opposition, klar und nachdrücklich ausspricht. Wie ganz anders ist dagegen der gesetzliche Widerstand, der besonders an Luther's Beispiele und an seinen Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!" sowie an Mirabeau's Zauberformel: „Wir sind hier im Namen des Volks, und werden nur der Macht der Bayonnete weichen", eindringlich nachgewiesen wird. Aber dieser gesetzliche Widerstand bedarf vornehmlich zu seiner Wirkung, der nichts widersteht, der öffentlichen Meinung, des gesunden und kräftigen Geistes des Volks; und wie ist dieser rechte Geist des Volks, wie ist diese gesunde öffentliche Meinung möglich, bei der Frivolität, die nicht selten in diesen Dingen bei uns herrscht, die sich breit macht und den gesunden Menschenverstand des Volks zu verführen und zu vergiften droht. Der Verf. hat gerade in dieser Hinsicht mit Demjenigen vollkommen recht, was er über das moralische Joch bemerkt, das Frankreich Deutschland und dem deutschen Volke aufgebürdet, über die Frivolität, womit man nicht selten bei uns über die ernstesten und wichtigsten politischen Gegenstände, egoistisch genug, abspricht; womit man sich in Selbstsucht und den Wahne des Allesbesserwissenwollens befangen, zu leeren Demonstrationen hergibt und in politische Angelegenheiten und Unternehmen politischer Tendenz sich einläßt; über die Frivolität, die sich oft in unsere politische Gesinnung eindrängt und dieselbe, statt daß sie echt national, statt daß sie wahrhaft deutsch sei, zu einer wahren Gesinnungslosigkeit zu stempeln droht. „Der Unsinn", sagt der Verf., „der seit 30 Jahren Deutschland beherrscht, hat seine denkenden Männer gezwungen, auf Frankreich zu horchen, dort Hülfe und Lehre zu suchen." Diese Abhängigkeit von Frankreich verträgt sich jedoch mit einer echtdeutschen Gesinnung, aus welcher allein eine bessere Zukunft Deutschlands sich hervorarbeiten kann, durchaus nicht, und der Verf. hat recht, dagegen so, wie er es thut, warm und kräftig zu eifern. Dabei hat er nicht zu befürchten, in seiner Schilderung des geistigen Standpunkts der deutschen Opposition dieselbe verleumdet zu haben; es ist Wahrheit, was er ausspricht, und es beschränkt sich dies nicht blos auf die gedachte Opposition selbst, es findet auch außerhalb der Grenzen derselben seine Anwendung. Um so nothwendiger ist es, daß die patriotischen Bestrebungen in Deutschland nicht blos eine einseitig politische Richtung nehmen, vielmehr müssen sie mehr eine streng sittliche Richtung verfolgen und müssen den Grundsatz des Verf. „Mit dem Gesetze für das Recht und die Freiheit; mit der Wahrheit für das Recht und gegen das Unrecht!" zum Leitstern sich nehmen. Nur zu diesem Grundsatze bekennt sich hier der frühere Revolutionnair, und er führt ihn in der Anwendung auf Deutschland und auf dessen Zukunft, mit besonderer Rücksicht auf Preußen, in belehrender Darstellung weiter aus. Rec. kann nur wünschen, daß diese Darstellung auch wirklich Andere belehre und bekehre.

Dem Buche voran steht eine Widmung an — Georg Herwegh. Wenn man, ohne das Buch selbst gelesen zu haben, diese Widmung liest, möchte man sich an das bekannte Wort erinnert fühlen: „Herr! behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!" wenn nicht der Schluß der Widmung: „Nur durch ernstes, unablässiges, leidenschaftloses Streben und Wollen wird Deutschland frei werden!" auf andere Gedanken brächte, in denen man dann nun auch durch das Buch selbst bestärkt wird. Der Verf. des Buchs, der Herwegh vor dem Schwindel, nämlich vor dem Freiheitsschwindel, warnt, meint es, wennzleich er selbst in einem gewissen Schwindel, nämlich in dem schwindelnden Zustande des Taumels und der Schwärmerei für Herwegh, sich befindet, dennoch gut und wahr mit ihm, gerade indem er ihn warnt und ihn als befangen und leidenschaftlich tadelt; und wie wenig wir selbst in das Herwegh hier gespendete übertriebene Lob einstimmen können (stellt ihn doch Venedey, wenn nicht über, doch neben Goethe!), sind wir doch der Meinung, daß Herwegh hier etwas lernen könne, wenn nicht der Schwindel, in dem er sich befindet oder befunden, als ein chronisches Übel angesehen werden muß, und Herwegh überhaupt noch etwas für wahre Freiheit lernen — kann! 31.

Literarische Notizen.

Rechtsstreit gegen den Privatbesitz öffentlicher Urkunden.

Vor einem Jahre schon ereignete sich in England der Fall, daß der Verkauf gewisser Handschriften öffentlich angekündigt wurde, von denen es sich auswies, daß sie zu den Records of the Exchequer gehörten. Die Regierung schritt in Folge dessen ein; der Verkauf mußte unterbleiben, und die Urkunden wurden dem Aufseher der Public records ausgehändigt. Ein ähnlicher Fall wird demnächst die französischen Gerichte beschäftigen. Unter einer zum Verkaufe neuerdings öffentlich ausgebotenen Sammlung handschriftlicher Briefe waren als Gegenstände von ungewöhnlichem Werthe aufgeführt: ein Brief von Diana von Poitiers an die Herzogin von Saint-Pol, betreffend die Heirath des „Mons. Domynyn" (d'Enghien), und eine Empfangsbescheinigung von Molière an den Generalschatzmeister für die „kleinen Vergnügungen" (menus plaisirs), betreffend den Empfang von 144 Livres für sich und elf andere Schauspieler seiner Truppe für die Aufführung des „Avare" und des „Tartuffe"; eine königliche Belohnung: 6 Livres auf den Mann für jedes Stück! Man besteht darauf, daß wenigstens die letztere Urkunde Nationaleigenthum sei und diesen Charakter durch keinen Umstand irgend welcher Art und unter irgend welcher Form der Besitzübertragung verlieren könne. Wie sie in die jetzige Sammlung gelangt ist, kann nicht nachgewiesen werden, aber der Director der königlichen Bibliothek hat gegen den Verkauf Einspruch erhoben und fodert den Empfangsschein, als von Rechtswegen zu der Abtheilung der Handschriften der Bibliothek gehörend, zurück. Die Handschrift ist mit Beschlag belegt worden, und man sieht der gerichtlichen Entscheidung entgegen. Die Bibliothèque Mazarine erlangte vor einiger Zeit ein höchst seltenes, gleichfalls zum öffentlichen Gebrauche ausgebotenes Werk in ähnlicher Weise wieder. Überhaupt macht man die Bemerkung, daß eine Menge literarische Schätze angeblich durch übertriebene Nachsicht und Gefälligkeit verloren gegangen sind. Es steht freilich dahin, ob die strenge Durchführung des Grundsatzes: Ubi rem meam invenio, ibi vindico, in diesem Falle der Billigkeit entspreche, indem man einen selbst verschuldeten Schaden dadurch wieder gut zu machen sucht, daß man andere vielleicht nur mittelbar und in später Reihe der Besitzfolge damit in Beziehung Stehende zu zwangsweiser Erstattung anhält.

Lady Bulwer-Lytton.

Die literarische Thätigkeit der Lady Bulwer-Lytton hat sich in jüngster Zeit in England selbst keiner günstigen Aufnahme zu erfreuen. Über die von ihr neuerdings herausgegebenen „Memoirs of a Moskovite" urtheilt das „Athenaeum", es sei geradezu ein Räthsel, wie sich eine so gebildete Dame, als welche man Lady Bulwer-Lytton zu betrachten habe, mit der Veröffentlichung so albernen Geträtsches durch drei ganze Bände hindurch habe einverstanden erklären können; jedes nähere Eingehen auf eine Beurtheilung des Werks nennt es weggeworfene Mühe und Zeitverschwendung. Sei schon „The rabble family" derselben Verfasserin unlesbar gewesen, so seien es diese Memoiren in noch weit höherm Maße. Letztere sind, wie die Herausgeberin versichert, ursprünglich in französischer Sprache geschrieben. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 203. —— 21. Juli 1844.

Die streitende Kirche in der katholischen Schweiz.

(Fortsetzung aus Nr. 202.)

Von den eben besprochenen Schriften ist es nicht schwer, den Übergang zu den unter Nr. 3 und 4 angezeigten zu finden. Wir haben ihn schon angedeutet. Es ist nämlich unsere feste Überzeugung, daß die Verwickelungen, welche in diesem Augenblicke so weit gediehen sind, daß ein Schritt weiter zum Bürgerkriege führen muß, entweder gar nicht entstanden wären, oder wenigstens sich nicht so ausgedehnt und keinen so hohen Grad gegenseitiger Erbitterung erzeugt hätten, wenn man sich von dem verderblichen Einflusse der in der Schweiz befindlichen Jesuitencolonien frei zu erhalten gewußt haben würde. Durch diesen wurden unbedeutende Zwistigkeiten zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt zu drohenden Spaltungen; die erstere ließ sich verleiten in das Gebiet der letztern überzugreifen, und die nothwendige Folge davon war, daß auch diese ihre Grenzen überschritt. Nun wurde das Geschrei über Religionsgefahr erhoben, das Volk fanatisirt und eine Reaction hervorgerufen, die hier der klerikalischen Partei zum Siege verhalf, dort die Macht der „kirchenfeindlichen" nur verstärkte. So ist es gekommen, daß sich jetzt die römisch-katholische und die reformirte Schweiz fast ebenso feindselig gegenüber stehen wie zur Zeit der Reformation, und daß der eidgenössische Vorort Luzern, die — scheinbaren — Interessen seiner Confession höher werthend als jene des Gesammtvaterlands und seine Bundespflichten, sich an die Spitze Derjenigen stellt, welche die Schweiz in zwei Lager sondern und die Tage des goldenen Bundes erneuern wollen. Das nämliche Luzern, welches in einem Zeitpunkte, da noch Niemand oder Niemand mehr daran dachte, die Übergriffe der römischen Curie zu beschränken, die Rechte des Staats gegen die willkürlichen Satzungen derselben mit fester Hand wahrte (1725 im Udligenschwyler Handel), das nämliche Luzern predigt heute einen Kreuzzug, um ein paar Mönchsklöster den Händen der Schullehrer, Krankenpfleger u. s. w. zu entreißen, denen sie von Mitchristen eingeräumt wurden.

Um die Leser auf den Standpunkt zu versetzen, auf dem eine vollständige Übersicht der Verhältnisse, um die es sich hier handelt, allein möglich ist, müßten wir eigentlich auf der Gegenwart sehr fern liegende Zeiten und Ereignisse zurückgehen. Die Grenzen, welche der Zweck d. Bl. vorschreibt, nöthigen uns aber, uns auf eine kurze Angabe des Wesentlichen zu beschränken.

Die natürliche Folge der Reformation in Ländern, wo sie sich nicht an die Stelle der katholischen Kirche setzte, sondern nur neben ihr behauptete, das Mistrauen der Parteien gegeneinander und das Bestreben jeder, sich auf Kosten der andern größere Geltung zu verschaffen, wich in der Schweiz erst mit dem Ende des Toggenburger Krieges, mehr als ein halbes Jahrhundert nachdem in Deutschland Ruhe eingetreten war, einem friedlichern und geregeltern Zustande. Der Ausgang dieses Kriegs zu Gunsten der Reformirten entschied das Übergewicht derselben, welches zwar nicht staatsrechtlich anerkannt, jedoch factisch zugegeben wurde. Die Föderativverfassung hinderte dessen Misbrauch, und von da an ließ man sich, einzelne unbedeutende Händel abgerechnet, wechselseitig unangefochten. Der Protestantismus hatte in Bern und Zürich seinen politischen, in Zürich und Genf seinen dogmatischen Haltpunkt; die Katholiken schlossen sich an Luzern an, welches den von den Vätern überkommenen Glauben in Frömmigkeit und Treue aufrecht erhielt, ohne Feindseligkeit gegen Andersdenkende, ohne blinde Unterwürfigkeit gegen Rom. Hier schrieb der Seckelmeister Felix Balthasar beinahe gleichzeitig mit Febronius „von den Freiheiten und der Gerichtsbarkeit der Eidsgenossen in sogenannten geistlichen Dingen". In Schwyz verbot die Landsgemeinde bei Verlust der Ehrenfähigkeit jeden Antrag auf Einführung der Jesuiten. So blieb es, bis die Revolution alles Bestehende über den Haufen warf und auf den Trümmern die eine und untheilbare helvetische Republik errichtete, der weder Einheit noch Untheilbarkeit zukam. Während der Umwälzungen, die nun folgten, fanden die religiös-kirchlichen Interessen im Ganzen nur eine untergeordnete Beachtung; in den Urcantonen allein traten sie in den Vordergrund oder wurden dahin geschoben, um den Haß gegen die neuen politischen Gestaltungen zu verdecken oder zu rechtfertigen. Wo sich die Gesetzgebung mit ihnen beschäftigte, suchte sie dieselben im Geiste der herrschenden staatskirchenrechtlichen Ansichten zu ordnen. Zwang oder Verfolgung wie in Frankreich fand nicht statt; ja die Geistlichen, welche das Volk zuerst auf-

hetzen, dann im Stiche ließen, wurden eher mit zu großer Milde behandelt. Die Mediation blieb auch bei Regelung der confessionellen Verhältnisse ihrem Charakter getreu, das Alte mit dem Neuen zu versöhnen, soweit die Rücksicht auf den Vortheil Frankreichs dies zuließ; übrigens hielt der gewaltige Arm des Vermittlers jeden Ausbruch der Unzufriedenheit zurück. Die Restauration brachte die Bundesacte, das Ergebniß kurzer, allein nichts weniger als reiflicher Berathungen, die unter den Augen der fremden Mächte gepflogen wurden. Dieses Document trat an die Stelle der alten Bünde und bildet die Grundlage des gegenwärtig gültigen schweizerischen Staatsrechts. Wie es überhaupt sehr mangelhaft ist, so enthält es auch über Religions- und Kirchensachen eine einzige Bestimmung, den bekannten Artikel 12, auf welchen wir später zurückkommen werden. Wir können hier auf die kirchlichen Zustände der einzelnen Cantone in der sogenannten Restaurationsperiode nicht eingehen; im Allgemeinen werden sie durch die Einführung der Jesuiten in Freiburg (1818) und Wallis, die Losreißung der östlichen Schweiz vom Bisthumsverbande mit Konstanz, und Umwandlung aller schweizerischen Bisthümer (Sitten, Chur, Lausanne und Genf, Basel) in immediate, mit Umgehung der kanonischen Zwischenstufen der Erzbisthümer und Patriarchate unmittelbar von Rom abhängige, bezeichnet. Die wohlthätige Wirksamkeit, die sich früher von Konstanz her auf einen großen Theil der katholischen Schweiz ausgedehnt hatte, hörte auf und an ihre Stelle traten die Einflüsse der landshuter und münchener Theologen, der Sailer'sche Mysticismus und die noch schlimmern jesuitischen Einwirkungen. Der Übertritt Haller's, der seine Laufbahn als freisinniger berner Patrizier begonnen hatte und als mittealterlicher Federheld schloß, ermuthigte die Proselytenmacherei; Verfolgungsgeschichten wie die von Troxler, P. Girard u. s. w. ließen errathen, wessen sich die freiere Bildung zu versehen hätte, wenn die Priesterpartei zur Herrschaft gelangte. Den Weg dazu versperrte ihr auf einmal, wie es schien auf lange Zeit, wenn nicht für immer, die Julirevolution mit ihren Nachwirkungen in der Schweiz. Mit dieser beginnt nun, was der Verf. der Schriften 3 und 4 „die Befeindung der katholischen Kirche" nennt — eine Befeindung, deren Bestand und Umfang er auf nicht weniger als 1198 (sic) enggedruckten Großoctavseiten, die „Berichtigungen, Ergänzungen und Nachträge", aber nicht die 298 Seiten der Schrift Nr. 4 eingerechnet, nachzuweisen sich beeifert. Den Inhalt dieser Schriften in kurzem Auszuge zu geben ist nicht möglich, weil der Verf., alle Cantone durchgehend, lauter einzelne Fälle zusammengetragen hat, die beweisen sollen, was er beweisen will, daß nämlich die katholische Kirche in der Schweiz mit Verhöhnung aller Grundsätze des Rechts und der Billigkeit systematisch befeindet werde. Ein solcher Auszug oder eine Würdigung dieser einzelnen Fälle wäre ohnedies hier nicht am Platze, da unsere Aufgabe nicht ist, das Richteramt zu üben, sondern hauptsächlich jene Momente hervorzuheben, welche uns die Beachtung des größern unbetheiligten Publicums zu verdienen scheinen.

Zuerst können wir nicht verhehlen, daß uns die Stellung des Verf. einiges Mistrauen gegen die Glaubwürdigkeit seiner Angaben, gegen die Reinheit seiner Absichten einflößt. Von Jemand, der alle Welt anklagt, dürfen wir wohl verlangen, daß er selbst vorwurfsfrei sei. Wir sehen aber nicht ein, wie es Hrn. Hurter gelingen sollte, sich aus folgendem Dilemma herauszuwinden. Entweder ist er, der ehemalige Antistes der reformirten Kirche von Schaffhausen, im Herzen und seiner Überzeugung nach Katholik: wie kann er dann äußerlich einer Confession angehören, die er innerlich verleugnet und mittelbar in allen seinen Schriften angreift? Oder er ist Protestant: wie kann er dann bei gesunden Sinnen alle Misbräuche und Anmaßungen einer Kirchenwelt vertheidigen, in deren Augen er selbst ein verstockter Ketzer, mit hundert Flüchen verflucht ist? Ist er Katholik, warum nennt er sich einen Protestanten? Ist er Protestant, warum wird er nicht Katholik? Im erstern Falle sind wir berechtigt, seine Aufrichtigkeit, im letztern seine Urtheilsfähigkeit zu bezweifeln.*)

Außer diesem von der Persönlichkeit des Verf. hergenommenen Grunde sprechen noch andere dagegen, daß wir seine Aussagen und Folgerungen als vollgültige annehmen. Die Quellen, aus denen er schöpft, sind meistens Parteischriften, Zeitungen von sehr zweideutiger Respectabilität, oder endlich Erzeugnisse seiner eigenen Muse (Deus haec nobis otia fecit ist das Motto der Schrift Nr. 3) und namenlose oder wol gar ganz erdichtete Autoritäten. Die Wahrheit, die er vertreten will, bedarf, um zu siegen, der leidenschaftlichen Sprache, sie bedarf der Schmähungen nicht, deren er sich bedient; am wenigsten ziemen sich diese für den Geschichtschreiber, der er sein, für den advocatus ecclesiae, den er vorstellen will. Zur Charakteristik der Manier des Herrn Hurter, der, ein zweiter Höllen-Breughel, lauter Greuelscenen und Nachtstücke malt, genügt folgende Probe. S. 107 der „Befeindung" heißt es:

> Im J. 1835 bereiteten die Gebietiger in Aarau einen Kriegszug gegen die Freienämter. Mit der Wuth eines Tigers, mit dem Blutdurst einer Hyäne, mit der Raubgier eines Wolfes sah der Redacteur der „Neuen Zürcher-Zeitung" demselben entgegen und machte jenen nobeln Passionen seines edeln Gemüths in Nr. 112 seines Blattes Luft durch folgende Expectorationen u. s. w.

Von der nämlichen Zeitung sagt er eine Seite früher, daß sie damals von einem schwarzgallichten, blutdürstigen Menschen redigirt wurde.

> Nach diesem Allen sollte man glauben — bemerkt ein zürcher Blatt**) — daß die „Neue Zürcher-Zeitung" in die Reihe jener, von Blut, Schmutz und Wollust trunkenen, zwischen der Guillotine und dem Bordelle geschriebenen Journale der französischen Revolution zu stellen, und ihr Redacteur ent-

*) Bekanntlich hat sich Hurter in der allerneuesten Zeit offen zur katholischen Kirche bekannt; im Innern mag er ihr schon lange angehört haben. D. Red.

**) Beilage zum „Deutschen Boten aus der Schweiz", Nr. 42.

weder ein Antistes in eigener Person oder wenigstens ein zweiter Marat gewesen sein müsse. Und doch ist uns nie zur Kunde gekommen, daß Herr Heinrich Escher, während der aristokratischen Oberamtmann von Grüningen, dann Regierungsrath und Professor an der staatswissenschaftlichen Facultät der Universität Zürich, jetzt Professor und Cantonsprocurator (Advocat), Herausgeber der „Schweizerischen Annalen" und zu der von Herrn Hurter besprochenen Zeit Redacteur der „Neuen Zürcher-Zeitung", je einen Menschen gefressen, oder nach dem Blute eines solchen gedürstet habe; es müßte denn dies etwa damals gewesen sein, als ihm die Führung des Processes gegen die Klara Wendel'sche Gaunerbande übertragen war.

Wir fühlen uns nicht berufen, dem contra des Herrn Hurter das pro entgegenzustellen, seine Irrthümer zu widerlegen, seine Entstellungen zu berichtigen, seine Übertreibungen auf ihr wahres Maß zurückzuführen. Dies erfoderte ein eigenes Buch; ein solches wurde auch bereits geschrieben.*) Mit seinesgleichen läßt sich nicht rechten. Einen Punkt muß man gemeinsam haben, soll eine Discussion möglich sein. Allein wo einen solchen bei einem Manne finden, der von Innocenz III. ausgegangen und bei Gregor VII. angekommen ist?

Die Julirevolution mit ihren Nachwirkungen in der Schweiz schien, wie bereits gesagt wurde, der Priesterpartei den Weg zur Herrschaft zu versperren, auf welchem sie, von den in der Revolutionszeit erlittenen Niederlagen sich schnell erholend, schon wieder eine ziemliche Strecke vorwärts gekommen war. In der Mitte des Klerus selbst bildete sich unter dem Schutze der neuen Verfassungen, von den Regierungen ermuntert und begünstigt, eine weder der Zahl noch der Stellung ihrer Glieder nach unbedeutende Opposition gegen die reactionnairen, von Rom und Freiburg aus geleiteten Umtriebe. Am kräftigsten wirkte sie in St.-Gallen und Luzern, überall im Zusammenhange mit ähnlichen Bestrebungen, die sich gleichzeitig in einigen der Schweiz benachbarten Theilen Süddeutschlands kund gaben. Im Einklange mit dieser Minorität, welche sich gern als die Vertreterin des demokratischen Elements der Kirche angesehen wissen wollte, war die von den Regierungen in den sogenannten regenerirten Cantonen eingeschlagene Richtung, als deren Ausdruck die Badener-Conferenzbeschlüsse gelten können, das Ergebniß von Berathungen, die im J. 1834 zu Baden im Aargau von Abgeordneten der Stände Luzern, Solothurn, Bern, Basel-Land, Aargau, Thurgau und St.-Gallen gepflogen wurden. Die in diesen Beschlüssen aufgestellten Grundsätze, welche die betreffenden Regierungen bei Ausübung der Rechte des Staats circa sacra zur Richtschnur anzunehmen sich verpflichteten, sind im Wesentlichen die nämlichen, nach denen heutzutage in den meisten katholischen Ländern verfahren wird. Wir wollen damit nicht behaupten, daß sie in allen Punkten die richtigen seien, geben vielmehr gern zu, daß in einigen der „Josephinismus" zu weit getrieben wurde; dem größten Theile nach waren sie aber unbezweifelt, oder, wenn man lieber will, durch die Praxis fast überall sanctionirte Rechte des Staats. Diese Verfügungen waren also keineswegs etwas Neues oder Unerhörtes, und gerade in der Schweiz, wo der Einfluß der Geistlichkeit in Folge des so lange vernachlässigten Volksunterrichts sehr groß und die Gewalt der Executivbehörden sehr beschränkt zu sein pflegt, konnte man wol auf den Gedanken kommen, mit ihnen einen Versuch zu machen, der in andern Staaten längst durchgeführt wurde, und der Kirche, deren Diener ihr Reich bekanntlich gern auf diese Welt ausdehnen, gewisse Grenzen anzuweisen. Hrn. Hurter jedoch veranlassen dieselben zu folgender Tirade:

Durch diese Badener-Conferenzbeschlüsse ist den persönlichen Ansichten der Gönner, Förderer und Intestaterben der Revolution, den Erbauern des abstracten Staats und seiner unbemessenen Omnipotenz eine officielle Geltung verschafft; sind die bisanhin noch durch bloßes Herumfühlen sich offenbarenden Bestrebungen formulirt, ist durch das vorangesetzte Paragraphenzeichen die nicht zu bezweifelnde Richtigkeit zugleich mit der Unantastbarkeit für dieselben postulirt; zugleich aber sind diese Badener-Conferenzbeschlüsse zur Angel worden, auf welcher sich fortan einerseits das gesammte System kirchenfeindlicher Unternehmungen und Manifestationen der Gewalt, andererseits zum Hebel, welcher das Volk zu dem Versuch bewegte, seine Kirche von der ihr zugedachten Unterjochung, in einer Beziehung sich selbst, von dem eisernen Joch des Radicalismus zu befreien.

Es ist ein abgenutzter Kniff der Sophisten aus der Schule Haller's, Alles, was ihnen nicht genehm ist, als Frucht der Revolution zu denunciren; so rechnet hier Hurter zur Intestaterbschaft derselben Ansichten, die lange vor 1789 in Frankreich, Spanien, Deutschland, selbst Italien von frommen und gelehrten Männern vertheidigt, von Febronius in ein System gebracht, auf dem Emser Congresse gebilligt und unter den Augen des römischen Hofes in einem angrenzenden Staate, den ein Prinz aus dem „kirchenfreundlichen" Hause Habsburg beherrschte, in Ausführung gebracht wurden. Freilich wurden sie verketzert, mit dem Anathem belegt, sogar widerrufen; aber widerlegt wurden sie niemals.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier untersuchen, durch welche Misgriffe und Halbheiten den Liberalen der Schweiz viele der auf dem kirchlichen Gebiete errungenen Erfolge wieder verloren gingen, und allen Veränderungen folgen, die im Laufe des verflossenen Decenniums in der Stellung der Parteien gegeneinander eintraten. Sie wurde gegen den Schluß desselben hin immer drohender und das J. 1840, welches in den großen europäischen Angelegenheiten ein so bedeutsames war, brachte auch da eine, obschon keine endliche Entscheidung. Ihre Veranlassung waren die in einigen Cantonen um diese Zeit vorkommenden Verfassungsrevisionen, die natürlich jede Partei zur Stärkung ihrer Macht zu benutzen sich rüstete. In der Wahl der Mittel mag man wol auf beiden Seiten nicht sehr gewissenhaft gewesen sein; auch das Vae victis brachten beide in Anwendung. Aargau hob die Klöster auf, Luzern knebelte die Presse und stellte die Einführung

*) Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz, begangen durch Friedrich Hurter, gewesenen Antistes, deren vorgeblichen Vertheidiger. Aus desselben neulich unter obigem Titel erschienenen Schrift selbst. Dargestellt von J. G. Amman. Bern. [illegible]

der Jesuiten in Aussicht. Dieser Gegensatz besteht noch immer unvermittelt fort und droht die Verwirrungen des öffentlichen Lebens, die ohnehin ungebührlich überhand genommen haben, zu unheilbarer Zerrissenheit zu steigern.

(Der Beschluß folgt.)

1793. Beitrag zur geheimen Geschichte der französischen Revolution, mit besonderer Berücksichtigung Danton's und Challier's, zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen von Friedrich Funck. Manheim, Bassermann. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wieder ein neuer Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution! Und zwar ist dies die Geschichte eines einzigen Jahres, die auf 400 Seiten berichtigt und verbessert dargestellt ist zur Widerlegung zweier berühmter französischer Historiker. So nimmt die Masse der Bücher über jene große Weltbegebenheit immer mehr zu und die Erforschung der Wahrheit wird trotz aller Kritik nur immer schwieriger. Indessen wollen wir dadurch dem forschenden Fleiße des Hrn. Funck nicht seinen Werth verkümmern, es bedarf ja zu jedem Bau vieler Hände und jedem Tagewerke gebührt sein Lohn, so auch diesen Beiträgen zur geheimen Geschichte der französischen Revolution. Unter ihnen versteht der Verf. aber nicht allerhand merkwürdige Anekdoten und geheime Aufschlüsse, wie sie sich mit wahnvoller Wichtigkeit wol als neue Quellen auszugeben pflegen, sondern er will mit diesem Titel nur andeuten, daß von den meisten bisherigen Schriftstellern die Wahrheit über jenen Abschnitt der Geschichte geheim gehalten ist und daß statt ihrer Entstellungen im Sinne der plutokratischen, der bourbonischen und der orleanistischen Partei gegeben worden sind. Diese Anklage trifft nun namentlich Thiers, dann auch Mignet, über den sich der Verf. etwas zu vernehm und wegwerfend geäußert hat, wogegen wir seine Polemik gegen Thiers gutheißen. Denn dies Buch hat auch nach unserm Dafürhalten eine unverdiente Berühmtheit erlangt; es mag immerhin viele Parteien in Frankreich ansprechen, aber der besonnene Geschichtschreiber wird es immer nur mit Vorsicht gebrauchen können. Ferner gehört der größte Theil des Buches der Schilderung Danton's an, dessen Leben Hr. Funck an die bedeutendsten Tage des J. 1793 anknüpft, ohne seinen Lesern aber doch ein so bestimmtes, klar ausgeprägtes Bild des gewaltigen Menschen zu geben, als es Wachsmuth in seiner „Geschichte Frankreichs", wo überdies auch alle Quellenschriften Hrn. Funck's schon benutzt sind, gegeben hat. Überhaupt hätte Hr. Funck dies Buch nicht unerwähnt lassen sollen, da es einem Geschichtschreiber durchaus nicht zur Unehre gereicht — ja wir halten es sogar für seine Pflicht —, neben dem fleißigen Quellenstudium, wie es hier hinlänglich bethätigt ist, auch solche Schriften anzuführen und zu benutzen, die auf diesem Gebiete große Bedeutung erlangt haben. So hat es auch Ranke, der gewiß ein Meister in der Quellenbenutzung ist, gehalten.

Den Reichthum des geschichtlichen Stoffes, den Hr. Funck hier zusammengebracht hat, können wir in unsern Blättern nicht darlegen, zumal da seine Untersuchungen und Beweisführungen oft so genau in sich zusammenhängen, daß wir ganze Stellen würden abschreiben müssen. Wir beschränken uns daher auf die Angabe der einzelnen Hauptpunkte. Die Überschriften sind folgende: „Der 10. August 1792", „Der 2. September 1792", „Der 21. Januar 1793", „Der 20. Februar 1793", „Der 10. März 1793", „Der 1. April 1793", „Der 18. April 1793", „Der 18. Mai 1793", „Der 27. Mai 1793", „Der 31. Mai 1793", „Der 2. Juni 1793", „Der 31. October 1793", „Der 5. April 1794." Eine Lobrede auf Danton hat aber Hr. Funck durchaus nicht schreiben wollen. Es kam ihm nur auf die geschichtliche Wahrheit und auf die Feststellung der Verhältnisse Danton's zu den übrigen Revolutionsmännern an, wo Die, welche mit der Geschichte jenes Jahres bereits vertraut sind (denn nur für solche kann das vorliegende Buch bestimmt sein), den von ihm gewonnenen Resultaten in den meisten Fällen beistimmen werden. Hier und da erscheint manche Folgerung etwas gesucht, z. B. bei Marat's Ermordung. „Das royalistische Fräulein, Marie von Armont (dies ist der richtige Name, nicht „Armand" wie Wachsmuth ihn schreibt), welches sich unter dem bürgerlichen Namen Charlotte Corday versteckte, wußte besser was sie that als ihre Lobredner." Wir begreifen nicht recht, aus welchem Grunde die That der edeln Jungfrau in dieser sonderbaren Weise aufgefaßt und ihr eine Berechnung angedichtet ist, die doch gewiß ganz außer ihrem Kreise lag. Ebenso wenig sehen wir ab, weshalb sie einen adeligen Geschlechtsnamen unter einem bürgerlichen versteckt haben soll. Der vollständige Name ihres Vaters, Großvaters und Urgroßvaters war Jacques François de Corday, Sieur d'Armont, wie aus den genealogischen Nachrichten in „Fleury's Memoiren" (Paris 1837) zu ersehen ist; ihr Vater hatte als jüngerer Sohn des Hauses mit seinem Bruder, dem Majoratsherrn, 1790 einen Proceß gehabt, seinen Adel aber durchaus nicht aufgegeben. Als die Tochter eines solchen jüngern Sohnes der Familie d'Armont konnte Charlotte Corday gar keinen andern Namen führen.

Der zweite, kürzere Aufsatz ist dem fanatischen Herolde des Blutvergießens in Lyon, Challier, gewidmet und enthält eine Zusammenstellung der aus Buchez' und Roux' großem Werke hierher gehörigen Stellen. Da jedoch aus diesen nicht die volle Wahrheit hervorgeht, so hätte manches Brauchbare noch aus den Memoiren des Abbé Guillon in Berville und Barrère's Sammlung entlehnt werden können. 9.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Künstlerleben.

Wir haben in d. Bl. bereits zu wiederholten Malen auf die anmuthigen Skizzen aus dem Künstlerleben, mit denen der gewandte Arsène Houssaye die „Revue de Paris" bereichert hat, und die u. d. T. „Le dix-huitième siècle" gesammelt erschienen sind, aufmerksam gemacht. Es sind dies die besten Kunstnovellen, welche die französische Literatur aufzuweisen hat. Ein ähnliches, nicht minder anziehendes Werk erhalten wir jetzt vom Pseudonym Paul Smith. Es führt den Titel „Esquisses de la vie d'artiste" (2 Bde.). Der Verf. dieser Schilderungen hat in seiner Eigenschaft als Journalist Gelegenheit gehabt, mit unzähligen Künstlern in Berührung zu kommen, und er schildert ihr Leben nach allen Richtungen hin. Bekanntlich ist das Künstlerleben mit seinem bunten Wechsel sprüchwörtlich geworden, und so ist denn die Galerie, welche der Verf. in vorliegendem Werke eröffnet, eine ebenso mannichfaltige als interessante. Paul Smith folgt dem Künstler in seine einsame, stille Behausung und zeigt ihn im Kampfe mit der Noth, dem Elend und den andern Widerwärtigkeiten des Lebens. Dann führt er uns wieder Maler, Dichter, Schauspieler vor, denen die Sonne der Gunst lächelt und die jede Laune befriedigen können. Dabei flicht der Verf. seinen Schilderungen einzelne Fragen ein, die nicht ohne Interesse sind. So berührt er unter Anderm den schon oft besprochenen Punkt, ob sich ein Künstler verheirathen könne oder ob die Heirath der Tod der Poesie ist. Dabei ist sein Werk voller einzelner charakteristischer Züge pikanter Anekdoten, welche die Lecture desselben höchst unterhaltend machen. Die ganze Tendenz dieser Skizzen verdient alle Achtung; denn überall wird den wahren Talente die gebührende Ehre erwiesen, der aufgeblasene Künstlerdünkel aber mit allen Waffen des Spotts verfolgt. Neben den Künstlern finden auch die Kunstfreunde und Kunstkenner ihren Platz. Das Capitel, das der Verf. ihnen gewidmet hat, gehört nicht zu denen, welche am wenigsten unterhaltend sind. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 204. —— 22. Juli 1844.

Die streitende Kirche in der katholischen Schweiz.

(Beschluß aus Nr. 203.)

Die Schrift Nr. 4 ist eine weitere Ausführung Dessen, was in der „Befeindung" u. s. w. über den Aargau mitgetheilt wird; sie beschäftigt sich vorzugsweise mit Dem, was der Klosteraufhebung zunächst voranging, mit dieser Maßregel selbst und mit den Folgen derselben. Betrachtet man unbefangen den Beschluß des aargauer Großen Raths vom 13. Jan. 1841 mit Allem, wodurch er veranlaßt wurde und was sich daran knüpft, so kann man sich zuerst eines gewissen Bedauerns über den Untergang zweier mit der Geschichte der Schweiz so innig verknüpfter Körperschaften wie Muri und Wettingen nicht erwehren. Man begreift, daß ihr Fall in einem an alten Überlieferungen mit großer Zähigkeit haltenden Lande viele Empfindungen verletzen, viele achtungswerthe Sympathien aufregen mußte. Allein auf der andern Seite kann man sich nicht enthalten, neben der historischen Berechtigung, die ihnen ohne Zweifel zukommt, nach der philosophischen und nach der Bedeutung zu fragen, welche sie im vernünftigen Staatsleben, das die Gegenwart anstrebt, für sich in Anspruch nehmen können. Als Pflanzstätten der Wissenschaft können Klöster, wie Jedermann zugibt, von keinem großen Werthe mehr sein; überdies haben Muri und Wettingen in dieser Beziehung nie etwas geleistet, was nur von fern mit den Verdiensten der Congregationen St.-Blasien und St.-Maure verglichen werden könnte. Dem geläuterten religiösen Bewußtsein widersprechen der klösterliche Zwang, der Ceremoniendienst, die ewigen Gelübde, Dinge, die zu allen Zeiten zu den größten Misbräuchen geführt haben und immer unausweislich dazu führen werden. Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich daher gegen die Aufhebung nichts einwenden; hingegen finden gegen die staatsrechtliche Zulässigkeit derselben gegründete Bedenken statt. Der zwölfte Artikel des Bundesvertrags lautet wörtlich: „Der Fortbestand der Klöster und Capitel, und die Sicherheit ihres Eigenthums, soweit es von den Cantonsregierungen abhängt, sind gewährleistet; ihr Vermögen ist, gleich anderm Privatgut, den Steuern und Abgaben unterworfen." Diese Bestimmungen sind klar; nach denselben steht keiner Cantonsregierung das Recht zu, ein Kloster, welches zur Zeit der Schließung des Bundesvertrags in ihrem Gebiete bestand, von sich aus aufzuheben, so lange der Bundesvertrag in Kraft ist. Um ihr eigenmächtiges Verfahren mit dem Bundesvertrag in Übereinstimmung zu bringen, nahm die Regierung des Aargaus, unterstützt von Bern, zu folgender Sophisterei ihre Zuflucht. Sie argumentirte:

> Der erste Artikel des Bundesvertrags, dem alle andern untergeordnet sind, lautet: „Die 22 souverainen Cantone der Schweiz ... vereinigen sich durch den gegenwärtigen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit gegen alle Angriffe fremder Mächte und zur Handhabung der Ruhe und Ordnung im Innern. Sie gewährleisten sich gegenseitig ihre Verfassungen ... sie gewährleisten sich gegenseitig ihr Gebiet." Jeder Canton ist zufolge seiner Souverainetät darüber Richter, was mit seiner Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit, mit der Ruhe und Ordnung im Innern, mit der Aufrechthaltung seiner Verfassung vereinbar oder nicht vereinbar ist. Wir fanden die Klöster damit nicht vereinbar, also waren wir im Rechte, da wir sie aufhoben.

Es leuchtet ein, daß durch eine solche Auslegung der Willkür jedes einzelnen Cantons überlassen bleibt, wie viel oder wie wenig er von den Vorschriften des Bundesvertrags beobachten will, was einer thatsächlichen Vernichtung desselben gleichkommt. In jedem Falle, selbst die Schuld der Klöster angenommen (und diese ist keineswegs bewiesen), hätte die Frage, ob die Aufhebung mit dem Bundesvertrage vereinbar sei, der Entscheidung der Tagsatzung übergeben werden müssen. Diese hat auch wirklich die aargau-bernische Interpretation nicht gutgeheißen und erklärt, die Grenzen der Cantonalsouverainetät seien überschritten und der Bundesvertrag verletzt worden. Demgemäß wurde die Aufhebung nicht sanctionirt, jedoch in Berücksichtigung der Umstände durch Beschluß einer Tagsatzungsmehrheit von zwölf Ständen, 31. August v. J., Aargau nur angewiesen, die vier Frauenklöster herzustellen, welchem Entscheide es sich fügte, damit vollkommen auf den Boden des Rechts übertretend. Allein mit dieser Erledigung gibt sich ein Theil der Gegenpartei, Luzern an der Spitze, nicht zufrieden, indem er behauptet, eine Tagsatzungsmehrheit habe kein Recht, einen Artikel des Bundesvertrags außer Kraft zu setzen. Er heißt deshalb die zwölf Stände Bundesbrüchige, fodert zum Widerstand gegen den Beschluß, eventuell zur Trennung auf. Hier sind wir nun

bei dem Marksteine angelangt, der die Grenzen des bisherigen Wirkens der streitenden Kirche in der Schweiz bezeichnet — ob sie dieselben überschreiten, ob sie zur Umkehr genöthigt werden wird, darüber enthalten wir uns aller Vermuthungen. *)

Diese Betrachtungen möge ein Anruf schliessen, den Görres einst an die Schweizer erließ; vielleicht findet er jetzt in ihren Thälern den rechten Widerhall:

Ihr seid aus der Revolution, die eure Thäler überzogen, mehr durch eine Begünstigung von oben denn durch eigene Weisheit, in einem ganz leiblichen Zustand eures öffentlichen Lebens, hervorgegangen; dadurch, daß die Flut viel alten Schutt und Moder weggeschwemmt, hat die innere Triebkraft wieder Luft gewonnen, und statt des Schimmels, der fälschlich ein lebendiges Wachsthum log, regt sich wieder frisch genug das junge Grün. So sorgt denn, daß keinerlei Übertreibung gewaltsam einherschreitend den jungen Anflug niedertrete und kein Glutwind falscher Lehre, durch den Übermuth aufgeweckt, die weichen Sprossen dörre und versenge. Wenn auch die Natur in euerm Lande das Maß des Gewöhnlichen weit überschreitet, so weiß sie doch selbst das Ungewöhnliche im Zügel des Gesetzes festzuhalten: so lernt denn an ihr, die Entwickelung strebsamer Kräfte in der Freiheit nicht zu scheuen, aber sie mit fester Hand in der Regel des Rechts und der Gerechtigkeit zu sammeln. Nehme jeder Stamm seines gesonderten Interesse wahr, aber pflegt auch in allen Dingen sorgfältig vor Allem den Gemeingeist, damit er, da kein äußeres Band Alle insgesammt zur Einheit bindet, durch das Gesammtbestreben aller Gemüther einen künstlichen Schwerpunkt im Centrum der Geister bildet. Seid nicht so thöricht, wie es Andern wol begegnet, den in lebendiger Schnellkraft lodernden Geist, wo er sich in eurer Mitte, besonders in der Jugend, regt, auszurotten; die kommenden Zeiten werden ihn überall nur zu sehr bedürfen, und freie Staaten können vollends seiner gar nicht entbehren. Aber zügelt ihn, damit das äußerlich gehaltene Leben sich intensiv stärker spanne. Laßt ihn begreifen, daß Freiheit nichts als die in schönem Ebenmaße geordnete moralische Bewegung der Geister ist, je nach dem inwohnenden Gesetz bald in dieser bald in jener Curve vollbracht und ausgelassen; daß aber zu jeder solchen Bewegung neben der Schwungkraft, in der sie freilich am liebsten sich gefällt, auch eine Ziehkraft erfodert wird, die, indem sie das Ausbeugende immer zur Mitte lenkt, im steten Kampfe jene schöngeschwungene Linie zieht, die sogleich zerrissen wird, wie das eine oder das andere Element erlahmt oder überschnellt.

54.

Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck. Eine tragikomische Geschichte mit einer Kritik von Friedrich Rückert. Herausgegeben von Otto v. Skepsgardh. Drei Bändchen. Berlin, A. Duncker. 1844. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Noch hat kaum ein Buch einen so gemischten und in sich selbst widerspruchsvollen Eindruck auf mich gemacht wie das vorliegende, und es wird daher schwer werden, ein klares und entschiedenes Urtheil darüber zu fällen. Dennoch verlangt und verdient es ein solches in doppelter Beziehung: einerseits nämlich vom moralischen Standpunkte, insofern darin ein heftiger Angriff auf die Persönlichkeit Ludwig Tieck's enthalten ist, andererseits vom ästhetischen, insofern uns jedenfalls ein nicht gewöhnliches poetisches Talent daraus entgegentritt.

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes spricht sich wol bald in einem zweiten Artikel über die weitere Entwickelung der schweizerischen Verhältnisse aus und gibt eine Übersicht der darauf sich beziehenden literarischen Erzeugnisse. D. Red.

In Rücksicht auf die erste Beziehung erscheint es nothwendig, zuvörderst den Leser mit der Sachlage bekannt zu machen. Als der junge Autor den ersten Theil seiner Geschichte fertig hatte, schickte er denselben an Rückert mit der Bitte um Urtheil und Empfehlung und erhielt darauf eine Antwort, in der Folgendes das Wichtigste ist: „Ich danke Ihnen für die Mittheilung Ihrer humoristischen Geschichte. Sie zeigt ebensowol Geist als Gemüth, Bildung und Kenntnisse, Gewandtheit und Kunst der Darstellung und, was mir das Erfreulichste war, einen unzweideutigen sittlichen Halt, der sich in verfänglichen Verhältnissen erprobt. Nach meinem Urtheil verdient das Werkchen jedenfalls gedruckt und dabei anständig honorirt zu werden. Gehen Sie nur damit zu einem oder dem anderen unserer hiesigen angesehenen, ehrenwerthen und anständigen Buchhändler, und versuchen Sie selbst Ihr Glück. Wenn Sie nicht handelseins werden, so erbiete ich mich gern, bei meiner bevorstehenden Reise durch Leipzig das Werkchen dort in die Hände eines mir nahebekannten Buchmanns zu bringen." Diese Antwort hatte der unterdeß von mannichfachem Misgeschick heimgesuchte Verf. das Unglück zu verlegen, und da nach der Vollendung des zweiten Theils Rückert gerade außerhalb Berlin ist, wendet er sich in gleicher Absicht an Tieck und unterrichtet ihn zugleich vertrauensvoll von seinem abenteuerlichen Lebensgange. Tieck nimmt ihn freundlich auf, lobt an dem Werkchen viel bis ins Einzelne, entzieht sich jedoch — wie? wird vom Verf. nicht klar erzählt — der gewünschten Empfehlung und reizt dadurch den Verf. einerseits zu einem leidenschaftlichen Briefe, der Tieck zu einer „abbittenden Erwiderung" bewogen haben soll, andererseits zu dem Schritte, die ganze Geschichte theils in einer nackten Vorrede, theils in einer allegorisch eingekleideten Nachschrift zu veröffentlichen und Tieck darin als herzlos, als mit der ächten Poesie in Widerspruch, als niedrig denkend, mit einem Worte als „Golem" zu brandmarken und zu dieser Bezeichnung im Motto des dritten Bändchens folgende Erklärung aus Achim von Arnim zu geben: „.... Diese Golems sind Figuren aus Thon nach dem Ebenbilde eines Menschen abgedruckt, über welche das geheimnißreiche und wunderkräftige Schemhamphoras gesprochen worden, auf dessen Stirn das Wort Aemaeth (Wahrheit) geschrieben, wodurch sie lebendig werden und zu allen Geschäften zu gebrauchen wären, wenn sie nicht so schnell wüchsen, daß sie bald stärker als ihre Schöpfer sind. So lange man aber ihre Stirn erreichen kann, ist es leicht sie zu tödten, es braucht nur das Ae vor der Stirn ausgestrichen zu werden, so bleibt blos das letztere Maeth stehen, welches Tod bezeichnet, und im Augenblicke fallen sie wie eine trockene (oder auch kothige) Thonerde zusammen."

Der Inhalt der allegorischen Nachschrift, welche weit mehr verräth als die nicht allegorische Vorrede, ist im Auszuge folgender: Der Herausgeber, in schmerzliche Gedanken versunken, besonders über das Schicksal eines ihm anvertrauten jungen Mädchens — unter dem er wahrscheinlich seine Muse versteht — wird auf der Straße vom Geheimen Hofrathe Tieck angetroffen und eingeladen, mit ihm eine Spazierfahrt in die freie Natur zu machen. Auch die Freundin, nach der sich Tieck angelegentlich erkundigt, wird mitgenommen. Im Park angelangt steigt man auf Tieck's Wunsch aus und kommt auf einem Fußpfade zu einem freien Waldplatze mit einem Sumpfe, der schon in der Geschichte selbst eine wunderliche Rolle spielt und etwa als das Gebiet der ironisch-romantischen Schule, wo Tieck und Puck ihr Wesen treiben, aufzufassen ist. Jenseit des Sumpfes ist ein Ruheplatz, wo das ermüdete junge Mädchen auszuruhen wünscht, zu dem man aber nur über zwei dünne Baumstämme gelangen kann. Die Freundin, welche Tieck vorausschickt, gelangt glücklich hinüber, auch Tieck; doch gleitet er, als er aufs Land springt, ein wenig aus und wirft dabei den einen Baumstamm ins Wasser. Da der Herausgeber auf dem einen zurückgebliebenen nicht folgen kann, bittet er Tieck, an einem hervorstehenden Aste den Stamm wieder in seine Lage zu bringen. Dieser aber überläßt dies Geschäft der Freundin,

die sich dabei zu weit überbeugt und ins Wasser fällt. Während Tieck sich einige Schritte aufs Land zurückzieht, springt der Herausgeber nun selbst ins Wasser, um das junge Mädchen zu retten. Indem er aber damit beschäftigt ist und Gefahr läuft, selbst unterzugehen, sieht er plötzlich am Ufer zwei Tiecks, die miteinander ringen und sich gegenseitig hindern, den beiden Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Dabei sagen sie sich wechselsweise folgende Schmeicheleien: „Fort, du Truggestalt — du Lehmfigur — wandelnde Lüge du — Bodensatz meiner, des Dichters! — Du lügst, ich bin der Dichter! — Inbegriff aller niedrigen Leidenschaften von mir! — Ja das bist du! — Ich nicht, du bist es! — Golem du! — Du selbst bist der Golem! — Du lügst, Ironie deiner selbst! — Du lügst, Golem u. s. w.!" Nach langem Kampfe siegt endlich der Eine, packt den matten Gegner beim Schopfe und „drückt die ganze Figur im Nu zu einer ganz kleinen wunderlichen Puppe zusammen, wie man deren als Curiositäten auf die Tafel kunstliebender Fürsten stellt. Ebenso schnell stak das Püppchen in des Siegers Rocktasche." Hierauf wendet sich der Sieger an den Herausgeber im Wasser und sagt: „Jetzt könnt' ich Ihnen helfen, wenn Sie mir nur einen kleinen Gefallen thun wollten. Sehen Sie, mein lieber junger Mann, ich bin ein armer Autor, der von Fürstengunst leben muß; möchten Sie daher wol die Gewogenheit haben, aus Ihrem Manuscript zuvor diese und jene Stelle auszustreichen, ehe Sie dasselbe mit einer Vorrede drucken lassen? Glauben Sie mir, einem alten Dichter, man fährt bei politischen Satiren schlecht, wenn sie auch, wie ich nicht leugnen kann, gerecht sind." Der Herausgeber geht nothgedrungen auch darauf ein. Dennoch zögert der Mann noch immer mit der Hülfe, und als dem Herausgeber die Arme ersterben, spricht er in sich hinein: „Ob er wol untergeht?" — „Ich sinke!" ruft Jener, an Maler Müller denkend. „Glückliche Reise!" antwortet dieser, „und wenn Sie mich etwa wieder gebrauchen sollten ...?" — Von diesem Hohn empört, ruft der Herausgeber: „Ich will keine nachgelassenen Werke eines Untergegangenen!" und verlangt wenigstens sein Manuscript zurück, das Tieck vor dem Hinübergehen in die Tasche gesteckt. Aber auch damit zögert der am Ufer, bis er es ihm endlich in demselben Augenblicke ins Wasser wirft, wo sich der Herausgeber mit seiner Freundin aufs Ufer hinaufarbeitet. Als er hier nach den leidenschaftlichsten Exclamationen, Vorwürfen und Drohungen Tieck fragt, warum er ihm nicht, da es ihm doch so leicht gewesen, geholfen habe, erhält er zur Antwort: „Bester, Liebster, Schönster, ich glaubte, Sie wären ein Fisch!" wobei der Geheimrath sich so weit herabläßt, dem Herausgeber die Stiefeln abzuwischen. Während er sich so vor dem jungen Mann demüthigt und bückt, entdeckt dieser plötzlich, daß die Gestalt vor ihm ein Golem ist, wischt ihr das Wort „Wahrheit" von der Stirn und macht damit die Lüge lautlos in sich selbst zusammenstürzen, sodaß sie, ein schnöder Lehmklumpen, zu des Herausgebers Füßen lag. Auch der wahre Dichter, also das Figürchen, welches der Golem vorhin in die Tasche gesteckt hatte, wird darunter begraben und läßt sich mit seinem Elfenstimmchen nur noch einmal vernehmen, indem es, als der Herausgeber droht, die ganze Geschichte vor den Richterstuhl des deutschen Volks zu bringen, versinkend sagt: „Geben Sie sich keine Mühe weiter, es hat schon entschieden, man weiß es längst, daß ich, der Dichter, todt und begraben bin!"

Was soll man zu der ganzen Geschichte sagen? Der erste Eindruck ist offenbar ein für den Verf. höchst ungünstiger, ja empörender. Wenn wir einen Mann wie Tieck, der, was selbst seine erbittertsten Gegner nie in Abrede gestellt haben, in der Geschichte der deutschen Literatur eine der wichtigsten Stellen einnimmt, dem wir eine große Reihe der bedeutendsten Geistesproducte verdanken, den der Verf. nach seinem eigenen Geständniß bis dahin selbst wie einen Gott verehrt hatte und den überdies die Würde und die Gebrechlichkeit des Greisenalters vor jeder Schmähung, vor jedem Angriff schützen sollte: wenn wir einen solchen Mann von einem bisher unbekannten, noch durch keine bedeutendere Schöpfung bewährten, kaum den Knabenschuhen entwachsenen Anfänger von seiner Höhe in den Staub gezogen und mit Koth besudelt sehen — gegen wen von Beiden muß sich nothwendig unser Unwille richten? Werden wir nicht unwillkürlich den jungen Mann für rücksichtslos im äußersten Grade, für niedrig, rachgierig, für schmähsüchtig, für frech und unverschämt, ja, insofern es ihm leicht wie den Dohlen mit dem Schwane gehen kann, auch für lächerlich halten? Und dennoch bei weiterer Betrachtung können wir ein so hartes Urtheil nicht über ihn fällen. Denn vergegenwärtigen wir uns auf der andern Seite, wie tief schmerzlich es für einen jungen Dichter, der ohnedies schon von vielem Misgeschick verfolgt ist, sein muß, wenn er seine einzige Hoffnung plötzlich scheitern sieht, und scheitern sieht gerade da, von wo er mit einigem Rechte Hülfe und Rettung erwarten durfte; wenn er eins seiner angebetetsten Götterbilder vor seinen Augen in Staub zerfallen sieht, kurz, wenn er sich Alles geraubt glaubt, was ihm als Anhalt und Stützpunkt seines realen und idealen Lebens gegolten hat: so können wir nicht umhin, mit seiner leidenschaftlichen Erregung das aufrichtigste Mitleid zu fühlen; und müssen wir überdies anerkennen, daß in ihm ein zwar reizbares, aber von Natur edles und sittliches Gemüth, sowie ein der Unterstützung wol würdiges Talent verborgen liegt: so werden wir uns selbst geneigt fühlen, seine Erbitterung, ja selbst seine Lust zur Rache natürlich und entschuldigungswerth zu finden und vielleicht selbst den Dichter mit anzuklagen, der kalt und gefühllos genug war, einem jungen, aufstrebenden Keime die so leichte Hülfe zu versagen, ihm dadurch den Glauben an das Große und Göttliche zu nehmen und zu einem so gehässigen, verzweifelten Schritte zu reizen. Aber auch hierbei kann sich das Urtheil nicht beruhigen. So wie man nämlich daran geht, die Schuld auf Tieck zu wälzen, fühlt man sich unmittelbar daran erinnert, wie ganz anders sich die Sache von Tieck's Standpunkte ausnehmen muß. Wie unzählbar oft ist wol Tieck schon mit ähnlichen Bitten angegangen und wie oft hat er sich gewiß schon genöthigt gesehen, dieselben zurückzuweisen, ohne daß darum der zurückgewiesene junge Mann dem Unglück oder der Verzweiflung verfallen ist. Ja Manchem mag eine derartige Abweisung sogar zum Heil ausgeschlagen sein, Andere haben sich dadurch wenigstens nicht irre machen lassen — und so konnte Tieck verständigerweise auf die Gewährung oder Verweigerung der an ihn gerichteten Bitte gar nicht ein so bedeutendes Gewicht legen, wie der Verf. voraussetzt, ja er konnte, selbst wenn der Verf. seine Verzweiflung gegen ihn ausdrückte, an die Wahrheit oder Nothwendigkeit derselben nicht einmal glauben, sondern mußte vom Standpunkte seiner Erfahrung etwa wie Mephistopheles denken:

> Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht,
> Stellt es sich gleich das Ende vor.

So ist es einmal. Die Jugend, sagt irgendwo ein jüngerer Schriftsteller selbst, weiß nicht, welchen wunderbaren Zufällen das Leben zum Spielball dient; sie ist geneigt, überall die bekannte Regel als waltend anzunehmen und, wenn diese Regel ihr keine Chancen verspricht, da die Welt mit Brettern vor sich zugenagelt zu sehen, wo erfahrenere Leute noch hundert Aussichten wissen, welche der erste beste Zufall aufreißen kann. Wenn also dem alten Tieck die Zukunft des Verf. unmöglich so schwarz erscheinen konnte wie dem jungen Verf. selbst, so mußte auch sein Mitgefühl nothwendig der Entscheidung seines ästhetischen Urtheils oder seiner politischen Gesinnung unterworfen bleiben. Was aber zunächst das ästhetische Urtheil betrifft, so mochte dieses in der Dichtung des Verf. neben einzelnem Gelungenen und Lobenswerthen doch auch so viel Verfehltes und Unzureichendes finden, daß es ihr eine unbedingte Empfehlung unmöglich geben konnte, eine bedingte aber ihr vielleicht darum nicht geben mochte, weil junge Leute diese selten zu würdigen wissen. Oder sollte der Verf. für den Tadel empfänglicher sein als andere junge Leute? Warum hat er

in diesem Falle keine einzige der tadelnden Bemerkungen Tieck's specificirt, sondern geht über dieselben so flüchtig wie möglich hinweg? Warum stellt er es so dar, daß Tieck nur aus politischen Rücksichten mit der Vorrede gezögert? Sollte er wirklich daneben nicht auch ästhetische Bedenken geäußert haben, deren Mittheilung der Verf. nur nicht für zweckmäßig hielt, weil sie nicht so leicht lächerlich zu machen oder zu verdächtigen waren? Aber angenommen auch, nur die politische Ansicht Tieck's hätte die Empfehlung verweigert, konnte sie dieselbe geben? Mußte nicht Tieck, auch wenn er im Allgemeinen die Ideen des Verf. gebilligt hätte, doch nothwendig an so manchem Einzelnen Anstoß nehmen, theils weil überhaupt das Alter über solche Dinge ganz anders denkt als die Jugend, theils weil Tieck insbesondere äußerlich so situirt ist, daß ihm nothwendigerweise manche Verhältnisse frisch und rosenfarbig erscheinen müssen, die sich Andern, deren Blick nicht durch allzu große Nähe beschränkt oder geblendet ist, traurig und aschgrau darstellen? Ist es nun auch zu beklagen, daß sich Tieck, von Hoffnungen verführt, die noch vor kurzem ziemlich allgemeine waren, in diese Verhältnisse hineinbegeben hat, so können wir es doch jetzt, nun er einmal darin gefangen und aus leicht begreiflichen Gründen für dieselben eingenommen ist, nur natürlich finden, daß er ihnen gemäß denkt, und sich nicht geneigt fühlt, Ansichten, die mit den seinigen geradezu in Opposition stehen, selbst verbreiten zu helfen. Was berechtigt den Verf., Tieck um dieser politischen Gesinnung willen, die doch noch so mancher anerkannt ehrenwerthe Mann mit ihm theilt, als niedrig und knechtisch gesinnt zu bezeichnen? Was berechtigt überhaupt den Verf. zu dem Schlusse, daß Tieck nur aus Sorge für sich selbst, aus Furcht, daß ihm die Gunst seines Gönners verloren gehen könne, dem Verf. gerathen habe, die politisch-satirischen Stellen zu streichen? Kann dieser Rath nicht vielleicht gerade aus dem lebhaften Wunsche hervorgegangen sein, dem jungen Manne zu helfen und ihm ein besseres äußeres Loos zu bereiten, was ihm nur unter dieser Bedingung möglich war? oder aus Besorgniß, der junge Mann möchte sich, wie schon so mancher andere, durch seine politische Satire in unangenehme Händel verwickeln? oder aus der gewiß nicht unrichtigen Überzeugung, eine derartige Richtung könne dem rein poetischen Talente des jungen Dichters gefährlich werden? — Aber, wird der Verf. einwenden, Tieck hat ja auch hinterher, als ich mich, obwol mit schwerem Herzen, dazu verstanden, jene Stellen zu streichen, geschwankt und gezögert, mir eine Vorrede zu schreiben — läßt sich das etwa auch als aus Besorgniß um mich geschehen erklären? — Ganz gewiß! Und diese Erklärung liegt zum mindesten weit näher als die eben so eitle als schmähsüchtige Interpretation des Verf.: Tieck habe nur den Untergang des Verf. abwarten und sich alsdann mit fremden Federn schmücken wollen! Es ist fast unbegreiflich, wie der Verf. diese Vorstellung bei längerer Überlegung hat festhalten können! Hält er wirklich sein Werk für so bedeutend, daß Tieck hoffen könnte, seinen Ruhm damit noch zu vergrößern? Glaubt er wirklich, daß ein Mann wie Tieck so ehrlos und zugleich so unklug handeln könnte? In diesem Falle müssen wir in der That glauben, daß der Verf. ein ächter Enkel seines Großvaters, des Psychologen, ist. Wie viel humaner ist dagegen die Annahme, Tieck habe nur aus dem Grunde mit seiner Hülfe gezögert, weil der Gedanke in ihm aufgestiegen, ob es nicht doch für den jungen Dichter besser sei, wenn er sich selbst Bahn breche und frei und selbständig seine eigene Straße wandle. Bricht sich nicht stets das Genie am besten selbst Bahn? Und bildet sich nicht jedes Talent am schönsten der eigenen Triebkraft gemäß aus, den Winden ähnlich, von denen Rückert sagt:

Nicht was ich angebunden,
War, was am schönsten blühte,
Sondern was ich ließ ranken
Nach seinen eig'nen Gedanken?

Aus alle Dem geht hervor, daß sich Tieck's Handlungsweise, soweit wir sie aus des Verf. parodischer, travestirender Darstellung zu erkennen vermögen, ganz anders auffassen läßt als der Verf. sie aufgefaßt hat und aufgefaßt wissen will. Wie wir aber auch mit dem jungen Autor sympathisiren mögen, so können wir doch nicht umhin, sein Verfahren in mehrfacher Hinsicht verwerflich zu finden. Erstens trägt es das Gepräge einer maßlosen Leidenschaftlichkeit, die um so weniger entschuldigt werden kann, als es ihr nicht an Zeit zur Abkühlung gefehlt hat. Sodann stellt es sich als durchaus unrechtlich dar, dergestalt, daß der Verf. dafür gerichtlich belangt werden könnte: denn er hat Tieck um rein privatlicher Beziehungen willen öffentlich zu verdächtigen und verächtlich zu machen gesucht. Außerdem ist es auch unwahr und unsittlich; unwahr: weil jede bildliche, travestirende Einkleidung nothwendig den einfachen Hergang entstellt und verfälscht; unsittlich, weil die Art der Darstellung keineswegs blos den Stempel der Leidenschaft und der Indignation, sondern ebenso sehr den der Böswilligkeit, der Rachsucht und eines rücksichtslosen Egoismus trägt. Endlich und zuletzt aber ist das Verfahren auch im höchsten Grade unklug, denn der Verf. hat damit den günstigen Eindruck, den seine Dichtung ohne diese ihr fremdartigen, gewaltsam herbeigezogenen, gehässigen Persönlichkeiten größtentheils gemacht haben würde, fast gänzlich vernichtet; ja, was mehr ist, er hat, indem er so rücksichtslos den Glauben an Tieck untergraben hat, auch den Glauben an ihn und an seine reine Begeisterung für Schönheit und Sittlichkeit, die sich im Roman selbst ausspricht, wankend gemacht: denn unwillkürlich drängt sich dem Leser der Argwohn auf, als sei es dem Autor bei Veröffentlichung dieser ganzen Geschichte nebenbei auch um Hinzufügung eines pikanten Reizmittels zu thun gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

An die Liedertafeln in Nord-Deutschland, ein Promemoria. Oldenburg, Schulze. Ler. 8. 5 Ngr.

Boclo, L., Der Begleiter auf dem Weserdampfschiffe von Münden nach Bremen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 12. 1 Thlr. 2½ Ngr.

Bretschneider, K. G., Die deutsche Reformation der Kirche, nach ihrem Wesen und ihrem Werthe historisch dargestellt. Leipzig, Reclam jun. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buhle, C., Erinnerungen aus den Feldzügen von 1809 bis 1816 entlehnt aus den Papieren eines Veteranen der sächsischen Armee. Bautzen, Schlüssel. 12. 15 Ngr.

Ehrenhauß, C., Ein Wort zur Umgestaltung und Erneuerung der protestantischen Kirche, daß ihre großen Mängel und Gebrechen vermindert werden. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 5 Ngr.

Exner, F., Die Psychologie der Hegel'schen Schule beurtheilt. 2tes Heft: Die Erwiderungen der Herren K. Rosenkranz und J. E. Erdmann. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Fischer, L. W., Teutsches Volk und teutsches Recht. Ein Votum an die Mainzer Advocatenversammlung und Hrn. Justizminister von Mühler. Stuttgart, Göpel. Kl. 8. 11¼ Ngr.

Frantz, C., Versuch über die Verfassung der Familie. Ein Mittel gegen den Pauperismus. Berlin, Hermes. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kreuser, J., Kölner Dombriefe, oder Beiträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Meier, J. K., Gedichte in schweizerischer Mundart. Zürich, Schultheß. 8. 16¼ Ngr.

Stamm, T., Hesperus. Gedicht in drei Gesängen. Wien, Gerold. 8. 15 Ngr.

Weißenborn, H., Hellen. Beiträge zur genauern Erforschung der altgriechischen Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Topographie. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 205. —— 23. Juli 1844.

Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts, von Bruno Bauer. Erster Band. Charlottenburg, Bauer. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Bruno Bauer, der Theolog, scheint mit der Theologie des Christenthums fertig zu sein, indem er sich mit dem Stachel seiner Forschung auf die weltliche Historie wirft. Seine Kritik schien nicht mehr vereinbar mit der Pflege des überlieferten Glaubens. Nach dem Gutachten des berühmten berliner Gottesgelehrten war bereits das Ergebniß der Forschungen von David Strauß von auflösender Wirkung für die Summe des christlichen Wissens, das Bewußtsein des Laien war vor dem drohenden Umsichgreifen von Überzeugungen, die Strauß bewies, nicht mehr haltbar. Das berliner Gutachten hoffte, indem es die politeiliche Beihülfe widerrieth, auf wissenschaftliche Widerlegung. Statt dieser Widerlegung gewann Bruno Bauer auf den Schultern seines Vorgängers dem Inhalt der christlichen Weltanschauung gegenüber einen neuen Standpunkt, von wo aus die Methode wie die Ergebnisse der tübinger Forschung noch „in einem Wust veralteter und unkritischer Voraussetzungen" erschienen. Mit diesen neuen Aufschlüssen erklärte sich die Wissenschaft der deutschen Katheder in ihrer Existenz bedroht, und es bedurfte kaum der Klugheit eines Jesuitismus, um darauf zählen zu können, daß die Majorität der Facultäten ihr Schuldig sprach. Auch Strauß war als Repetent auf der tübinger Universität beseitigt. Es geschah im Stillen; denn es heißt doch in der That der noch immer behaupteten, angeblichen freien Forschung des Protestantismus Hohn sprechen, wird eine Kraft solcher Art, ein so tiefer und reiner Drang der Wahrheitsluft im Wollen und Wirken gelähmt oder auch nur vom Kreise derjenigen Interessen, die dem protestantischen Staate und der protestantischen Wissenschaft noth thun, ausgeschlossen. Aber der Staat, sagt ihr, verlangt zunächst und zumeist christliche Lehrer, Lehrer für die Jugend, Prediger für die Unmündigen! Sind wir so weit, einzuräumen, daß die Universitäten nur für den Haus- und Nothbedarf des Staats Zöglinge liefern, dann solltet ihr nur die Phrase aufgeben, die deutschen Hochschulen seien noch der Herd der freien Forschung. Gegen feste Überzeugungen haben wir nichts als die eigene Überzeugung; aber gebt zuvor die schwärmerische und falsche Selbsttäuschung auf, rottet die Halbheit und Lüge aus! Es ist möglich, daß die freie Forschung nicht mehr im Solde des Staats verbleiben kann. Sie wird deshalb noch nicht aufhören zu existiren. Wirklich gefährdet wäre ihr Dasein, wenn sie zugleich aus dem Verbande der Gesellschaft träte, wenn sie kraft ihrer eigenen Schuld und Unfähigkeit ein vagabundirendes Leben führte und nicht blos vom Policeistaate ausgewiesen, sondern auch vom Schoos der Familien, vom Zusammenhang mit der Gesellschaft, vom allgemeinen Richterspruch der öffentlichen Meinung ausgeschlossen, von Thür zu Thür gehen und betteln müßte ohne ihr Brot zu finden. Die Gesellschaft ist weiter als der Staat. Ob mit Klarheit und Sicherheit, will ich nicht behaupten. Während aber der Staat von Consequenzen des Verstandes getrieben wird, die so lange gültig sind, als sie zusammenhalten, und so lange zusammenhalten, als ihre Zahlenrechnung richtig ist, liegen in der Gesellschaft die Keime der Zukunft, die Möglichkeiten zu einer neuen Ordnung der Dinge. Diese Keime, diese Möglichkeiten wollen gepflegt sein. Ihre Elemente sind relative, ihr Geist und ihre Stimmungen werden erst spruchreif sein, wenn sie aus dem Busen der Innerlichkeit heraustreten und ungehindert Form gewinnen können. Man sei wachsam auf diesen Zusammenhang mit der Welt! Man schone die noch schlummernden oder halb aufbrechenden Keime, welche die Gesellschaft in ihrem Schoose hegt! Wenn die freie Forschung, die wir hier in ihrer neuesten Phase vor Augen haben und die sich als eine epochemachende zu gestalten anhebt, vom Stachel der Verfolgung empfindlich verwundet, im Gefühl der Unbill sich zum Dünkel einer Selbstüberhebung aufschnellt, so tritt sie schon aus dem Kreise der Berechtigung, gibt schon ihre Wirkungen auf, bevor diese angefangen haben, indem sie, statt Mittel zum Zweck zu sein, sich selbst als Zweck setzt, statt der Welt zu dienen sich mit dem Kitzel der Selbstbefriedigung begnügt. Der Geist der berliner Moquerie zerschlägt sich gern sein Ziel, indem er alle seine Mittel an das Raisonnement verschwendet, sich unfähig macht, an die Sache selbst Hand anzulegen, und sich schließlich in die Selbstgenügsamkeit der Reflexion zurückzieht. Von diesem Geiste, der oft genug mit der

Harlekinade seiner selbst endet, ist die freie Forschung in ihrer neuesten Parteirichtung nicht ganz frei. Sie hat nicht selten das Gelüst, selbst bei ihren ernsthaftesten Überzeugungen die Fratze des Gamin zu schneiden. Oder wie soll man es nennen, wenn Einer ihrer Genossenschaft, der vielfältigen Entwickelung der deutschen Stämme gegenüber, um deren Herausbildung zu deutscher Einheit es sich jetzt in deutschen Dingen handelt, die ostpreußische Opposition und die badische Kammer leichtfertig verhöhnt? Auf welche Spitze einer sachlich inhaltsleeren und ideell bankrotten Abstraction will die freie Forschung der berliner Kameradschaft die schweren und heißen Kämpfe des deutschen Lebens verflüchtigen? Ist die selbstgefällige Eitelkeit einer lustigen Verzweiflung schließlich der Gewinn der uns als reine Theorie und rücksichtslos freie Forschung angepriesenen Richtung?

Der Stoff des Lebens läßt sich befruchten, nicht negiren. Altdeutschland wird sich innerhalb seiner selbst zu freier Gestaltung herausarbeiten, und wird nicht sein gegebenes Dasein erst abtödten, um auf der tabula rasa der freien, d. h. in diesem Specialfall aller Wirklichkeit entzogenen Forschung eine neue Existenz zu versuchen. Ich bezweifle hiermit nicht den Ernst in Bruno Bauer's Partei; für seine Person scheint selbst sein Humor die Gesundheit einer derben und reinen Kraft. Eine Art von solidarischer Verpflichtung wird aber für ihn jedenfalls unerlaßlich, je mehr sich die Thätigkeit seiner Genossenschaft mit der Energie, die ihr wie ihm selbst eigen ist, der weitern Zweige des historischen Lebens bemächtigen will. Die freie Forschung hat mit ihm ihren neuesten Wendepunkt bezeichnet. Mit dieser Anerkennung erwächst uns zugleich das Recht, über diese neueste Richtung des deutschen Geistes Wache zu halten, daß sie nicht von der Sache abirre und eigenwillig und selbstgefällig mit der Abstraction ende, als sei diese das Ziel des concreten Lebens, als sei der grobe Stoff der Elemente der Wirklichkeit nur dazu gegeben, um ihn in seiner Verworrenheit loszuwerden, statt ihn zu gestalten. Klarheit über den Inhalt heißt das neue Feldgeschrei. Zerstörung aller Illusionen, Entlarvung aller Täuschungen, sie seien freiwillige oder unbewußte, Geißel aller moralischen Schwäche, Tod aller Lüge, Haß aller weichlichen Flucht vor der Entschiedenheit des Kampfes, Verachtung aller Halbheit, Hohn aller Sklaverei des Geistes und aller sittlichen Entwürdigung! Mit diesen Tugenden, mit diesem Muth und dieser Kraft geht die junge Schule mit der Welt ins Gericht, untersucht sie ihre Gebrechen, erläutert sie ihre heimlichen Krankheiten. Dieser Feldzug ist nicht blos Angelegenheit der berliner Partei, er ist von mehren Seiten her Sache deutscher Jugend. In jener aber, wo die meiste philosophische Tiefe und speculative Kraft, liegt die Gefahr am nächsten, diese Richtung könne, auf halbem Wege stehen bleibend, sich doch um ihr Ziel betrügen; der Wendepunkt, auf dem die freie Forschung jetzt steht, ist nur noch ein Moment. Daß dieser Punkt reiner Selbsterkenntniß und freier Überschauung der Welt sich zur Epoche ausdehne, wird davon abhängen, wie weit die deutsche innerlich aufgeregte Gegenwart innerhalb ihrer eigenen Bedingungen und Möglichkeiten von dem Athemzug dieser freien Kraft ergriffen wird. Die reine Theorie, die aller Wirklichkeit entleerte Überzeugung kann nicht das Ziel für diese Bewegung sein. Nur Diogenes in der Tonne kann die Welt schließlich sich selbst überlassen und mit seinem kahlen Selbst endigen. Zu diesem kränklichen Selbstgenügen führt gern die Abstraction der deutschen Philosophie. Der gesunde, wirkliche Mensch bleibt selbst dann in den Stoffen des Lebens gefangen, wenn er sie nicht klar überwindet, sie noch nicht seinem innern Erkennen gemäß gestalten konnte. Diese Treue an der Sache ist eine germanische Tugend, diese Duldsamkeit, die am Ende doch Herr der Elemente wird, ist aus dem deutschen Lebensproceß nicht auszuscheiden. Nicht die Abstraction, das concrete Leben selbst ist Ziel und Zweck des Lebens. Und die Heranbildung der Massen, die Entwickelung der deutschen Provinzialvölker zu einem noch fernen Etwas, das wir deutsches Volk nennen können, Das ist die Sache, um die es sich in unserer Epoche handelt. Dieser Sache bringen wir Alles zum Opfer, jede Person, jedes Ereigniß, jedes Wollen und Können. Wir würden eine Partei, die Deutschlands Entwickelung nicht vor Augen hätte, in das langsame, aber sichere Getriebe der Gegenwart zur Herausbildung unserer nationalen Gestalt störend eingriffe, selbst mit all ihrem glänzenden Scharfsinn leicht und gern beseitigen. Der Geist der Kritik, die Macht der Negation, hat nur vorübergehende Geltung, wo die positive Innigkeit fehlt, die wohlthuend der Entfaltung der Nation zu Hülfe kommt. Wenn der berliner Geist nicht im Stande ist, Badenser, Schwaben, Franken, Sachsen in ihrer gegebenen, in sich selbst begründeten und berechtigten Eigenthümlichkeit zu begreifen, so erinnern wir diesen spiritus loci daran, daß er bei all seiner Schärfe und Energie nur eben auch ein Special- und Provincialgeist, dessen slawischer Beisatz im Blute ihn unfähig macht, einen Mittelpunkt germanischer Entwickelungen abzugeben. In religiöser, staatlicher, ästhetischer und gesellschaftlicher Hinsicht sind wir nun wol bald so weit, nichts Anderes als heilsam gelten zu lassen, als was die gesammte Entfaltung der Volksstämme deutscher Nation, die Heranbildung eines föderativen Deutschlands fördert.

Doch ist dieser unser Protest gegen Übergriffe der Abstraction vielleicht übereilt. Der speculative Übermuth wird sich nicht in falsche Consequenzen verlieren, die Partei wird sich nicht aus dialektischem Überreiz und Hang zum Gegensatz um ihre Wirksamkeit bringen. Gehen wir auf den Kern Dessen, was sie leistete, auf Bruno Bauer's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" ein.

Die sittliche Kraft, die es hier unternimmt, uns die Entwickelung unserer Vergangenheit vorzuführen, flößt uns eine gewisse heitere Zuversicht ein. Sie gibt zunächst weniger eine Darstellung des Lebens als eine Kritik. Aber sie geht den Wurzeln der Erscheinung nach, sie erläutert die äußere Gestalt an dem Innern,

erklärt dieses an jener und kennt die Wechselwirkung Beider. Der deutsche Tiefsinn tritt hier in der rücksichtslosen Schärfe des reinen Willens auf. Die Sprache dieser freien Forschung ist ohne Schminke, ohne Illusion, sie ist hell geschliffen, durchsichtig klar und macht den Eindruck einer gesunden Frische und naiven Heiterkeit. An Vorgängern in der Darstellung der deutschen Entwickelung des 18. Jahrhunderts sind Schlosser und Gervinus anzuführen. Beide haben mit entschiedener Kraft das Material des Zeitalters durchwühlt und durchackert. Aber Beide blieben in den Stoffen befangen, ohne aus ihnen weder sich noch eine Zuversicht zum Weiterleben herauszuretten. Deutsche Gelehrsamkeit war bisher noch immer mit dem Fluche belastet, über einer Vergangenheit zu brüten, ohne aus ihr eine Gegenwart, geschweige Anknüpfungen für eine Zukunft zu gewinnen. Bruno Bauer steht noch im Beginne seines Werks; dessen Fortsetzung wird ergeben, welche mögliche Gestaltung eines gegenwärtigen und zukünftigen Deutschlands aus seiner Kritik unserer Vergangenheit erwächst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck. Eine tragikomische Geschichte mit einer Kritik von Friedrich Rückert. Herausgegeben von Otto v. Skepsgardh. Drei Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Gehen wir nunmehr zur Beurtheilung des Werkes vom ästhetischen Standpunkte über, so ist die Schwierigkeit, zu einem entschiedenen Resultate zu gelangen, um nichts geringer: denn auch hier sehen wir uns genöthigt, Das, was wir mit der rechten Hand eben an Lob gespendet haben, mit der linken wieder zu nehmen, und umgekehrt, wenn die Wagschale des Tadels zu tief niedersinken will, sogleich wieder ein tüchtiges Gegengewicht in die des Lobes zu werfen. Zuvörderst steht fest, daß der Verf. ein nicht gewöhnliches poetisches Talent besitzt und daß er durch mannichfache Befähigung vor vielen Andern zum Dichter berufen ist. Was Rückert in seinem Briefe über ihn sagt, ist buchstäblich wahr, doch leidet es vorzugsweise nur in Beziehung auf den ersten Theil seine Anwendung und ist überdies so allgemein gehalten, daß wir das Lob noch etwas specieller glauben bestimmen zu müssen. Zunächst thut am Autor die Wärme und Hingebung wohl, mit welcher er der Poesie und dem Schönen überhaupt zugethan ist, dergestalt, daß wir uns selbst durch ihn erwärmt fühlen und es durchempfinden, daß seine Schöpfung in Liebe gezeugt und geboren ist. Sodann überrascht er uns durch ein echt-poetisches Auge, das mit ebenso viel Beobachtungsgabe für die äußern als mit psychologischem Tiefblick für die innern Bezüge des Lebens ausgestattet ist, und — wie Tieck ganz richtig bemerkt hat — namentlich in Auffassung von Familienverhältnissen einen glücklichen Blick an den Tag legt. Zu dieser Beobachtungsgabe gesellt sich auch eine lebendige, über die plane, alltägliche Wirklichkeit sich erhebende Phantasie, sodaß er ebenso wenig einem absoluten Materialismus wie einem absoluten Nihilismus verfällt, wenn auch beide Potenzen noch nicht zu völliger Einheit verschmolzen sind, sondern einen etwas schillernden Anblick gewähren. Ferner entfaltet er ebenso viel innern Takt als technisches Geschick in der Art und Weise, wie er das aus der Wirklichkeit und Phantasie Geschöpfte gestaltet und mittheilt, und weiß dabei namentlich in recht glücklicher Weise den Ton der Naivetät mit dem der Ironie einerseits und dem der Sentimentalität andererseits zu mischen und sich nicht selten in die Innerlichkeit des ächten Humors zu vertiefen. Die einzelnen Gestalten sind zum großen Theil sicher gezeichnet und zur lebendigen sinnlichen Anschauung gebracht, besonders der psychologische Großvater, der später zum alten Schattenspieler wird, der Jäger Wilhelm, Sophie, Klara, der Major, der demagogische Schulmeister, der dumme Hans, Käthchen und einige minder wichtige; wogegen der philosophische Dorfschulz, die katzenbuckler Literaten, wie überhaupt Die, welche als Repräsentanten von Zeitrichtungen persiflirt werden sollen, minder wahr oder weniger tief gefaßt sind. Unter den Schilderungen einzelner Situationen und Beziehungen sind einige ebenso sehr durch ihre ergreifende wie andere durch ihre komische Kraft ausgezeichnet, und mehre derselben runden sich, trotzdem daß sie sich als wohleingreifende Glieder einer Kette darstellen, fast zu einem selbstständigen Ganzen ab und machen den Eindruck von interessanten Genrebildern, so z. B. die Scene, worin sich der Jäger Wilhelm erschießt, das Capitel, „worin sich der Charakter meines Großvaters als der eines geborenen Psychologen bewährt", das Bild, „worin gezeigt wird, wie der dumme Hans sich über Prügel und anderes Unheil zu trösten verstand", ferner das, worin wir erfahren, „wie der dumme Hans zum ersten Mal in seinem Leben den Engel der Liebe erblickte und was er in spätern Jahren von diesem Geiste hielt" u. m. a. Nicht minder lobenswerth ist die Einkleidung der einzelnen Gedanken sowol von Seiten der Vorstellung als des sprachlichen Ausdrucks. Auch hier bewährt er sich als poetisch und gewandt und weiß mit richtigem Geschmack die rechte Mitte zwischen eigentlicher und bildlicher, einfacher und schmuckvoller Diction zu halten.

So gern wir nun alle diese glänzenden Seiten anerkennen und weit entfernt sind, sie gering anzuschlagen, können wir doch nicht verschweigen, daß — auch abgesehen von den pamphletartigen Anhängseln — der Gesammteindruck des Werkes kein günstiger ist oder daß er wenigstens mit dem vortheilhaften Eindruck einzelner Stellen in gar zu großem Misverhältniß steht. Vor Allem wirkt es höchst ungünstig, daß die Dichtung durchaus kein in sich abgeschlossenes Ganzes, kein echtes Kunstwerk ist. Sie besitzt keinen Mittelpunkt, weder einen idealen noch einen realen. Dieser Mangel wird um so fühlbarer, als das erste und zum Theil auch das zweite Bändchen offenbar nach einer künstlerischen Anlage gearbeitet sind und Hoffnung erwecken, daß auch ein planmäßiger Schluß folgen werde. Dieser folgt aber nicht. Gerade da, wo wir auf eine befriedigende Lösung des Knotens gespannt sind, spielt der Verf. in hypergenialer Weise den Alexander und haut ihn entzwei, womit denn das ganze Gespinnst in eine Masse einzelner Fäden auseinander fällt. So wenig künstlerisch dies ist, so hätte es doch der Dichter, als es einmal geschehen war, dabei sollen bewenden lassen. Wir hätten uns dann wenigstens der einzelnen Stücke als solcher erfreuen können. Aber nein! Es scheint ihm hinterher Leid zu thun, und so fängt er an, in barocker Weise die verschiedenen Enden wieder zusammenzuknoten und sich eine Harlekinsjacke daraus zu weben, in der er noch ein Weilchen seine satirisch-burlesken Luftsprünge vor uns aufführt und endlich mit einem tragi-komischen Salto mortale von der Bühne unter das Publicum springt. Wie wenig Befriedigung dies gewähren kann und wie wenig es mit seinen eigenen ästhetischen Grundsätzen übereinstimmt, hat er wol selbst gefühlt und darum die ganze Geschichte als eine bloße Vorrede zu einem Romane, der das eigentliche Kunstwerk bilden soll, von dem wir aber nur das letzte Capitel als Vorrede dieser Vorrede erhalten haben, bezeichnet. Aber diese Einkleidung stellt sich doch nur als ein poetischer Bettlermantel heraus, der die Blößen, statt sie zuzudecken, nur noch bemerkbarer macht, und wenn der Verf., die falsche Genialität auch dieses Kunstgriffs fühlend, sich den Anschein gibt, als habe er ihn nur angewendet, um ein ähnliches Verfahren Immermann's lächerlich zu machen, so macht dies wiederum einen nur ungünstigen Eindruck, einer-

seits weil eine geflissentlich und gewaltsam herbeigezogene Persiflage niemals günstig wirkt, andererseits weil die Form der Persiflage wiederum nur ein Mittel ist, den Vorwurf der Nachahmungssucht von sich fern zu halten.

Dies führt uns auf zwei andere Schattenseiten des Buches — auf die darin waltende Spottsucht und auf seinen Mangel an Ursprünglichkeit und Selbständigkeit, wodurch seine Lichtseiten bedeutend verdunkelt werden. So sehr nämlich der Verf. selbst an der Kunst die positiven Leistungen als die wesentlichen hervorhebt und die negative Richtung als unkünstlerisch und unschön wirkend verwirft: so häufig läßt er sich doch selbst zu rein negirenden Operationen fortreißen. Fast mehr als die Hälfte seines Werkes ist satirischen Charakters und enthält Persiflagen auf Persönlichkeiten und Richtungen unserer Zeit im Gebiete der Literatur, der Politik und des socialen Lebens. So finden sich unter andern Verspottungen Heine's, Freiligrath's, Karl Beck's und vor allen der Hegel'schen Philosophie, die zwar an sich zum Theil belustigend sind, aber dennoch im Ganzen nicht günstig wirken, einmal weil sie nicht als wesentliche und nothwendige Elemente in dasselbe hineingehören, sodann weil sie auf einer einseitigen, ungerechten oder gar falschen Auffassung basiren, und endlich, weil sie uns nothwendig dazu treiben, den Autor nach einem Maßstabe zu messen, dem er nicht gewachsen ist. Wer als Kritiker verdammt, macht sich damit nicht verantwortlich, etwas Besseres zu bringen; wer aber als Dichter verwirft, von dem verlangen wir, daß er etwas wirklich Werthvolleres an die Stelle setze, daß er Die, welche er dem Spotte preisgibt, überflügele, daß er überhaupt schon zu einer gewissen Meisterschaft und Vollendung gelangt sei. Diese Ansprüche befriedigt aber der Verf. noch nicht. So viel Befähigung wir ihm zugestanden haben, so ist er doch seines Talents durchaus noch nicht Herr und Meister geworden. Es fehlt ihm dazu der freie überschauende Blick, die Besonnenheit und Mäßigung, vor Allem aber die Selbständigkeit. Ob ein ursprünglicher, neuer Keim in ihm liegt, ist überhaupt noch zweifelhaft; selbständig aus demselben entwickelt hat er sich jedenfalls noch nicht. Man fühlt in seinem Werke überall noch die Muster und Vorbilder heraus, nach denen er bewußt oder unbewußt gearbeitet hat: Sterne, Cervantes, Jean Paul und — was er auch dagegen sagen mag — Tieck und die Dichter der romantischen Schule. Selbst Heine und Andere, die er gelegentlich verspottet, haben bedeutend auf ihn influirt, er hat sich von diesem Einflusse noch keineswegs losgerissen, und wir haben daher in ihm, wie günstig wir ihn auch beurtheilen mögen, immer nur noch einen talentvollen Schüler trefflicher Meister vor uns, dem etwas mehr Pietät gegen seine Vorbilder, auch wenn er ihre Mängel und Auswüchse theoretisch überwunden haben sollte, nicht geschadet haben würde. Aber das ist eben von einem Schüler, der gerade im Begriff ist, sich zu emancipiren, nicht zu verlangen, und wir wollen ihm daher wegen seiner jugendlichen Eitelkeit und seines burschikosen Zornes keine allzu harten Vorwürfe machen. Die Zeit wird schon mehr Mark und Kern in den üppigen Schößling bringen, sodaß er einst selbständig auf eigenen Füßen stehen kann und nicht mehr als Schling- und Schmarozerpflanze seine Stützen zu erdrosseln braucht. Auch seine Früchte werden mit der Zeit an Herbigkeit verlieren und dafür an Fülle, Reife und Abrundung gewinnen. Sollte ihm dermaleinst, wenn er diesen Standpunkt errungen hat, diese seine erste Frucht, die ein böser Sturm vor der Zeit vom Baume geschüttelt, wieder vor Augen kommen, so wird er sicherlich selbst minder mit ihr zufrieden sein als jetzt, und dabei einsehen, daß Tieck und die Kritik, die er jetzt so redlich faßt, doch nicht so ganz unrecht gehabt haben und nicht so durch und durch böse Leute sind, wie er sich einst gedacht hat. Zur Versöhnung mit ihm und als Probe für den Leser dieser Blätter wollen wir schließlich zwei der eingestreuten Gedichte mittheilen, welche sich über die theologisch-philosophische Frage unserer Zeit aussprechen. Sie lauten:

Der Prälat.

Ich seh's voraus, einst kommen wird die Zeit
(Wer kann das Riesenrad im Rollen halten?),
Wo der Verstand mit kahler Nüchternheit
Kleinkrämerisch die Herzen wird erkalten,
Daß Eigennutz und enge Selbstigkeit
Schon in der Kindheit grünem Thale schalten,
Und schaudernd vor der Gräuel großer Heerde
Der Glaube ganz verläßt die sonnenbörne Erde.

Einst trieb er aus den heimatlichen Au'n,
Er, der den Kelch uns der Erquickung reicht,
Die Tausende, des Heilands Grab zu schau'n.
Es kommt die Zeit, die das behöhnt-vielleicht.
Dann wird der Vater nicht dem Sohn mehr trau'n,
Die Tochter nicht der Brust, so sie gesäugt,
Und in den öden Herzen wohnt das Grau'n,
Das uns aus unbelebten Räumen scheucht.

Der Priester wird am Sterbebett vergebens
Den Trost, deß selber er bedürftig, sprechen,
Und ohne Hoffnung eines Jenseitlebens
Wird dann des Kranken Blick verzweifelnd brechen,
Wo jetzt er Lohn hofft seines Tugendstrebens
Und liebende Vergebung seiner Schwächen.

Rienzi.

Das ist die Zeit der Dämm'rung voller Schrecken,
Wenn schon des Glaubens Mond hinabgezogen,
Eh' noch die Sonne blitzt am Himmelsbogen,
Die uns des Friedens Blumen wird erwecken.

Das ist die Zeit, wo böse Träume necken,
Wenn halb der Schlaf dem Auge erst entflogen,
Der uns zur Nacht den Frieden hat gelogen —
Wir wachen auf, empfinden uns, erschrecken.

Auch will ich lieber mit erwachten Sinnen,
Ein freier Schmetterling, die Luft durchfliegen,
Und sollt' ich Hitz und Regen nur gewinnen,

Denn eine Larve sichern Ortes liegen,
Ein schmerzlos zwar, doch halbes Dasein spinnen
Und mit dem Glück des Schlafes mich begnügen.

23.

Literarische Anzeige.

Eugen Sue's neuester Roman!

Soeben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

8. Geh. 10 Ngr.

Bei Vergleichung dieser Ausgabe mit andern Übersetzungen wird man finden, daß sich dieselbe sowol durch ihre Gediegenheit wie durch gute typographische Ausstattung und einen verhältnißmäßig **sehr billigen Preis** auszeichnet. Die Fortsetzung erscheint immer sofort nach Publication des französischen Originals.

Leipzig, im Juli 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 206. — 24. Juli 1844.

Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts, von Bruno Bauer. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 204.)

Bauer umfaßt das ganze 18. Jahrhundert, nicht blos die Geschichte der deutschen Cultur jener Zeit, die auch ohnedies, soll die Schilderung den Nerv des modernen Europa erfassen, ohne die Darstellung der französischen Nationalentwickelung nicht möglich ist. Den Ausgangspunkt seines Werks wird die französische Revolution abgeben, mit der sich das alte Jahrhundert selbst begräbt. Er fängt mit Deutschland an; wir müssen uns, wie er sagt, durch die sumpfige Niederung durcharbeiten, um zu der Höhe zu dringen, die das Schlachtfeld der Gegenwart und nächsten Zukunft beherrscht. Der erste Band umfaßt die deutschen Zustände während der ersten 40 Jahre des 18. Jahrhunderts.

Die damaligen politischen Zustände geben uns den Anblick des äußern Habitus; die Wirren des deutschen Reiches während des nordischen und des spanischen Erbfolgekriegs und sein Verfall eröffnen die Darstellung des deutschen Lebens. Mit der äußern Zerrüttung steigt die innere Haltungslosigkeit; mit der Feigheit und Furcht der protestantischen Elemente wächst die geheime Macht des Jesuitismus im Süden, die Sorge nach außen sucht in der Angst vor den innern Mächten des Lebens eine Gefährtin, die jene überdecken soll und doch selbst rathlos und elend ist. Je unmächtiger das politische Deutschland in Europa wird, desto peinlicher wird die theologische und policeiliche Bewachung der Gedanken und Gefühle im Volke, ganz im richtigen naturgemäßen Gegensatz zu frühern Jahrhunderten, wo das römische Reich deutscher Nation in voller Kraft entwickelt dastand und gleichzeitig alle innern Adern im Körper des Volks mächtig schlugen und einer freien Pulsirung sich erfreuten, die zu allen Zeiten auch die Quelle äußerer Macht war. Schlechte Fürsten waren niemals im ganzen Laufe der Weltgeschichte ein primaires Übel, sie waren nur ein Erzeugniß der schlechten Zustände, ein Ergebniß demoralisirter Völker, ihr Fußtritt ist nur auf Grund und Boden der Verwahrlosung denkbar. In diesem Sinne betrachtet Bruno Bauer die kleinen und mittlern Höfe jener Zeit, die Landstände, Adel und Bürger. Das gesunkene Sachsen gibt dann zu einem besondern Abschnitt Stoff, der sich nach Förster's Arbeit über die Cabinete und Höfe jene Zeit leicht ordnen ließ. Mit gleicher Sicherheit und Dreistigkeit ist Friedrich Wilhelm I. besprochen. Weder August II. noch Friedrich Wilhelm von Preußen werden als besonders bedeutsame Phänomene großer Persönlichkeiten aufgefaßt; zugleich fehlen jedoch dem scharfen Urtheil über Beide nicht die Motive, die ihre seltsame Artung begreiflich machen. August II. sah um sich her perfide Schmiegsamkeit und Schlaffheit, Friedrich Wilhelm fand ebenso krüppelhafte Feigheit und Indolenz in seinem Volke vor. In Sachsen und Brandenburgern war damals der slawische Beisatz noch nicht durchgearbeitet, er überwucherte noch die germanischen Elemente, wie er denn in beiden provinzialen Volksmischungen noch jeder Zeit zu bekämpfen ist. Bauer gibt diese Motive nicht; er nennt alle Schwächen und Gebrechen der damaligen deutschen Entwickelung — deutsch, während wir doch nicht erkennen, mit wie viel slawischem Zusatz im Blute die germanische Natur zu ringen hatte. Hiermit sei über slawische Art keine böswillige Verurtheilung gesprochen; aber in Mischracen und Grenzvölkern setzt sich jeder Zeit die schadhafte Schärfe zweier Naturen ab, während solche Stämme nach überdauerter Gährung und richtig gepflegt oft die mächtigsten und merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte bieten.

Damals gab es in Deutschland überhaupt wenig Deutsches, es ging in Deutschland gar nicht mehr deutsch zu. Der große Gedanke, der in frühern Jahrhunderten die germanische Welt getragen, war längst mit den Gebeinen der alten Kaiser begraben. Die Erinnerung ging kaum noch um als Schattengeist, als Gespenst, das mit hohlen Knochen klappert. Der Körper Deutschlands lag in Todesschlaf hingestreckt, eine Beute der Fremden, eine vegetirende Leiche, deren Auflösung Gewürm erzeugt und füttert. Es gab kein Deutschland mehr, und die schlechten Stoffe, die das weithingestreckte Germanien in sich aufgenommen, regten sich in seinen Gliedern und brachten eine Gährung hervor, die den ganzen Leib in den gemeinen Proceß schwärender und abschwärender Theile versetzte. Seit dem dreißigjährigen Religionskriege begrub sich Deutschland, auch das factische Deutschland war seitdem todt. Andere Stämme, die sich rascher

zum Begriff ihres modernen Lebens entwickelten, mußten überwiegend auf uns Einfluß haben; Frankreichs rapider, energischer Geist beherrschte ganz Europa, am sichersten aber den Schoos der mittelalterlichen Welt, der ehedem der Erzeuger alles Dessen war, was sich als gesetzgebende Gedankenmacht angekündigt. Deutschland war weder factisch noch geistig mehr vorhanden. Nur die schadhaften Elemente waren uns verblieben, die Latinisirung unsers innern Lebens als hohle, starre Form, und während in den Mischracen der Bevölkerung die slawischen und wendischen, fränkischen und italischen Stoffe ihre unklaren Regungen in sich absetzten, drang die moderne Cultur als Französirung über uns her. Die deutschen Höfe waren französisch, und der geschmeidigste unter unsern Stämmen, der sächsische, ging im galanten Verderbniß den übrigen glänzend voran. Dresden war mit der ganzen Grazie und Infamie jenes Zeitalters der deutschen Ludwige ein deutsches Versailles; später und andauernder liefen die geistlichen Höfe in Deutschland in der Civilisation der Ausartung den weltlichen den Rang ab. Auch das bürgerliche Deutschland war von der allgemeinen Fäulniß der Cultur inficirt, auch bürgerlich war kein Deutschland da, weder in den Formen noch dem Inhalte nach, weder in der Gesellschaft noch im Schoos der Familie, weder in der Empfindung, die sich in die Stille des Kämmerleins flüchtet, noch in der Sprache, die laut wird. Man weiß kaum noch zu sagen, in welche Spalten und Poren sich deutsche Natur damals verkrochen hatte. Man muß sich an das Wort eines alten griechischen Denkers dabei halten, der der Meinung war, bisweilen säßen die Götter eben ganz still in den Poren der Welt. Jenes deutsche Zeitalter hat man bis jetzt unter uns kritisirt, Schlosser mit der ganzen Gewalt eines starken ehrbaren Geistes, Bauer mit klugem, lauerndem Scharfsinn, der sich nicht gern das Gelüst des satirischen Pasquillanten versagt. Dargestellt ist es noch nicht, d. h. mit seiner ganzen innern und äußern Fluctuation, als ein Gewebe menschlicher Gestaltung, die doch immer die Möglichkeit zur innern Besinnung in sich trug. Ganz abgelöst von seinem Gott ist nämlich kein Zeitalter, ganz verloren an das Nichts ist keine Faser Menschenleben. Es gehört ein Poet dazu, diese Darstellung zu liefern. Freilich sollte man auch schon vom Geschichtschreiber verlangen, daß er Psycholog genug sei, um die Menschenmöglichkeit auch des verderbtesten Zeitalters begreiflich zu machen. Die deutschen Geschichtschreiber fehlen uns aber noch für wichtigere Epochen in der Entwickelung unserer Nation. Bruno Bauer ist nur ein Kritiker jener Periode. Und er hat leichtes Spiel innerhalb der ersten 40 Jahre jenes Jahrhunderts. Erst später bei der reichern Entwickelung des Stoffs, bei vollerer Entfaltung der Größe, der Leidenschaften, der Talente und Kräfte, wird sich zeigen, ob er auch als Kritiker bereits jene Tiefe und Sicherheit hat, die ihn nicht fehlgreifen läßt. Sein Instinct leitet ihn meist sehr sicher, seine Wahrheitsliebe ist nicht schwächer als sein heller, kräftiger Verstand, nur verführt ihn leicht der dialektische Hang und Widerspruchsgeist zu Abschweifungen des subjectiven Beliebens, das wie augenblickliche Nothdurft und eigensinnige Selbsterhaltung aussieht. Er hat nicht nöthig, über sein Thun und Wirken ängstlich zu sein. Wer das Schwert bringt, dem wird mit dem Schwerte begegnet werden, zumal wenn der Muth in der Waffenführung bis zur behaglichen Lust und Heiterkeit steigt. Er wird selbst auf Niederlagen gefaßt sein müssen, was ihn weder kümmern noch aufreizen mag, denn es handelt sich ja nicht darum, daß er Recht bekommt, sondern daß die Welt, die schließlich immer Recht behält, von seinem Wahrheitsinstinct Gewinn zieht. Um Herausstellung einer Person oder Partei kann es sich in den Interessen des Zeitalters nicht mehr handeln. Das Zeitalter ist ebenso rasch in Anerkennung als rasch im Beseitigen, wo sich das Werkzeug überhebt, Zweck sein will, während es nur zum Mittel dient, den Nationalgeist zu fördern. Was wir von Bruno Bauer nicht brauchen können, wird ziemlich leicht in sich zerfallen. Die Zeit treibt leicht in Blüte, aber verbraucht auch sehr schnell.

Der leipziger Thomasius war der Erste, der auf dem Katheder Deutsch zu sprechen wagte. Mit ihm beginnt das moderne gelehrte Deutschland; denn die Sprache ist nicht blos das Kleid der Gedankenwelt, sie ist der Wärmeleiter für die innern Stoffe, wo nicht gar einer der Factoren, die das Product einer Nationalcultur erzeugen. Mit Christian Wolf beginnt dann die moderne deutsche Philosophie; er ist der Erste, der im Zusammenhange Deutsch zu denken unternimmt, einen Gedankeninhalt zusammenzuweben versucht, ohne ein Convolut zusammengestoppelter Citate schon dafür auszugeben. Wolf stellte zuerst eine Gedankenwelt, das Dasein geistiger Elemente, als eine „Möglichkeit" auf. Er findet in Bauer's Arbeit seine richtige Würdigung, auf Thomasius und sein Wirken ist zu wenig eingegangen. Was die bürgerliche Gesellschaft gestalten half, kann nicht blos nach dem Vorfund der Acten beurtheilt werden. Hier gilt es, zu combiniren, sobald die Kritik der überlieferten Schriftwerke fertig ist. Um die Stimmung einer Epoche zu schildern, gehört immer, sollen ihre Gestalten und Ereignisse uns als menschliche Wahrheiten nahe treten, eine künstlerische Schöpferkraft. Was buchlich vorliegt, erlebt in Bauer gewiß seinen eifrigsten Kritiker. Und wo ihn die Rücksicht auf ein augenblickliches Bedürfniß im Stande unserer Gegenwart und ihrer Nöthe auf Seitenpartien drängt, da ist es sein besonderes Verdienst, das Entlegene mit dem ganzen glücklichen Scharfsinn, der ihm eigen ist, heranzuziehen. Es ist erklärlich, daß ihn die theologische Debatte jener Zeit nicht blos vorsätzlich, sondern auch nothgedrungen ganz vorzüglich in Anspruch nimmt. Sie drängt sich damals wie heute noch in den deutschen Vordergrund. Die Dogmatiker und die Pietisten werden uns von Bauer vortrefflich erläutert. Die Pietisten von damals werden als Opposition gegen die Dogmatiker gefaßt, sie durchbrachen die harten Schranken der gedankenlos objectiv gewordenen Überlieferung, indem sie das menschliche Herz, dessen Zerknirschung sie foderten, zum

Mittelpunkt des dogmatischen Systems erheben und der Creatur ein volles, warmes Selbstgefühl geben wollten. So richtig der Standpunkt in dieser Auffassung, so wenig ist doch dabei Zinzendorf erledigt. Varnhagen's umfassende Betrachtung des Grafen-Heilands ist zu matt; die Novellisirung seiner Figur in Steffens' Roman ist zu weichlich; erst Bauer rückt ihn mit einigen Zügen in die rechte Beleuchtung; aber die Gestalt des Mannes und seine Wirksamkeit bleibt doch unfertig, wenn hier eben, wie sich Bauer's Werk dafür gibt, Geschichte, nicht blos Kritik zu suchen sein soll.

Mit besonderer Ausführlichkeit sind die verschollenen Oppositionsmänner Dippel und Edelmann behandelt. Die Geschichte dieser vagabundirenden Streitschriftler und Pamphletisten, die, überall verwiesen, ein obdachloses Dasein führten, gehört zu den verschämten Partien in der Entwickelung des deutschen Lebens. Um so besser wirkt ein ungescheuter Blick in die Ehrlosigkeit der öffentlichen Meinung von damals. Von Edelmann wird uns zugleich die Erneuerung einiger seiner regellos und im Drang des Augenblicks hingeworfenen Schriften verheißen. Die Ausführlichkeit in der Vorführung dieses Theologen, von dem, wie Rom von Räubern, der Stand sogenannter Freier, innerlich und äußerlich ungebundener Schriftsteller datirt, wird nicht zu einer übertriebenen Werthhaltung seiner Erzeugnisse zwingen, verdient aber den Dank für Enthüllung dieser entlegenen Seite in jenen Zuständen.*) Edelmann gehört zu Denen, die man Atheisten schilt. Ein denkendes Geschöpf so zu nennen, liegt nämlich nach meiner Überzeugung außerhalb menschlicher Möglichkeit. Die ganze Geschichte der Menschheit ist ein Suchen Gottes, und wehe Dem, der ihn gefunden zu haben wähnt, und den Andern verdammt, der noch im Suchen begriffen ist. Man kennt Dogmen von ausschließlicher Art, allein sie sind eine Nothdurft für den Zusammenhalt einer Heerde mitten im Gewühl der sinnlichen Welt. Der Denkende tritt als solcher schon heraus aus der Masse, und indem er auf eigenen Füßen zu stehen versucht, ist es nur ein lächerlicher, wenn schon höhnischer Übermuth, dem Andern, der sich mit seinen Beinen anders zu stellen und zu balanciren sucht, allen Zusammenhang mit Gott abzuschneiden. Es vermag dies der Einzelne für sich selbst nicht, es fällt Niemand, auch wenn er sich wehrt, aus dem Schoose Gottes heraus, wie er auch den Quell des Lebens zu fassen vermag, als Person oder als Naturgeist. Er gibt damit den Standpunkt seiner selbst an; Gott aber läßt deshalb nicht von ihm. So kann ein ganzes Zeitalter seine besondere Gottheit haben, d. h. seiner Natur gemäß sie begrifflich oder gläubig fassen, und der Einzelne dieser Epoche erkennt den Gott unter ganz andern Vorstellungen und Symbolen. Über das Symbol kommt hier die Denkkraft und die Sprache überhaupt nicht hinaus. Die Vorführung eines des Atheismus angeklagten Deutschen, wie es Edelmann war, könnte bei hartherzigen und doch gutmüthigen Zeitgenossen von heute selbst Verdacht erregen. Es wird dann vielleicht gut sein, wenn sich noch Einer mehr für den Werth dieser Mittheilung aus den Papieren eines angeblichen Gottesleugners erklärt, und die Mitschuld dieser Theilnahme sei einerseits hiermit ausgesprochen. Sporadische Köpfe solcher Art wie Dippel und Edelmann haben recht eigentlich neben der Berechtigung den Beruf, ihr Leben zu schreiben. Im vorliegenden Falle hätten wir dann den Genuß, außer Bahrdt's und Semler's Selbstbeschauungen noch von zwei andern Seitenpunkten aus durch Vertrautheit mit dem Leben und Wirken Einzelner Blicke in jene Anfangsepoche unserer Volksentwickelung zu thun. Da weder Dippel noch Edelmann fertig mit sich selbst wurden, da sie gleichsam im flutenden Stoffe ihres verfolgten und gehetzten Lebens daraufgingen, ohne solche Selbstschau zu liefern, so bleibt dem Freunde unserer bürgerlichen Nationalgeschichte nur übrig, die zerstreute Thätigkeit dieser beiden Broschürenliteraten zu sammeln und die fehlende Verbindung als Biograph hinzuzufügen.

(Der Beschluß folgt.)

*) In diesem Artikel über Edelmann sind, wie es scheint, mehre Cartons mit denjenigen Ausmerzungen eingelegt, die das preußische Obercensurcollegium für zweckmäßig erachtete. Trotz dieser Beeinschränkungen ist Bauer's Werk als das erste Buch preußischer Preßfreiheit zu begrüßen.

Das Nibelungen-Lied im Ton unserer Volkslieder. Durch August Adolf Ludwig Follen. Erster Theil. Siegefriede's Tod. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Ohne Vorrede, Anmerkungen oder sonstiges Beiwerk erscheint diese neue Übersetzung des Nibelungenliedes auf dem Markte der Literatur. Ihre einzige formelle Rechtfertigung — denn nach einer solchen Legitimation fragt man billig bei einer Übersetzung dieses Gedichts — liegt in den Worten des Titels: „im Ton unserer Volkslieder." Was soll Das heißen? Haben wir ein einziges Volkslied dieser Gattung? Haben wir überhaupt eine poetische Volksliteratur der Art, daß sich ihr die Nibelungen in einer Übersetzung anschließen könnten? Und wenn nicht, wozu dieses „im Tone unserer Volkslieder"? Aber ist denn auch diese Übersetzung in diesem Tone abgefaßt? Hören wir den Anfang:

> Es ist in alten Mären uns wundervìel gesagt
> Von lobelichen Helden, die kühnen Kampf gewagt,
> Von Freuden-Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
> Von kühner Helden Streiten, nun lasset euch Wunder sagen.

Das ist so à peu près — das Nibelungenversmaß und der Nibelungenton, aber keine Andeutung des Tones von Volksliedern, es müßte denn eine gewisse Ungebundenheit des Metrums sein. Oder soll etwa „lobelich" und „Freuden-Hochgezeiten" — zwei Worte, die der Verf. sich neu gebildet hat — im Volkstone sein? — Lassen wir nun aber diese eigenthümliche Prädicirung, die diese Übersetzung für sich in Anspruch nimmt, aus den Augen, und sehen, wie sie im Übrigen den Anfoderungen, die man an sie zu stellen berechtigt ist, entspricht. Wir wählen Vers 49 desselben ersten Gesanges.

> Es träumte da Kriemhilden in Züchten dere die pflag,
> Wie einen wilden Falken sie pflegte manchen Tag,
> Den ihr zween Aare griffen, daß sie das mußte seh'n:
> Ihr mocht' in dieser Welte kein leideres Leid gescheh'n.
>
> Den Traum sie da verzählte wol ihrer Mutter Uten,
> Es konnte die nicht besser ihn deuten da der Guten:

„Der Falke, den du pflagest, das ist ein edler Mann,
Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es um ihn gethan."

„Was sagt ihr mir von Manne, vielliebe Mutter mein?
Ohne Recken-Minne will immerdar ich sein.
So schöne will ich bleiben wol bis an meinen Tod,
Daß ich durch Mannes-Minne nie möge gewinnen Noth."

„Nu' verred' es nicht zu sehre!" u. s. f.

Da hätten wir in drei Strophen drei ganz unnöthige und störende Flickwörter, dann zwei Affixen mit e, von denen sich weder das am Dativ des Substantivs, noch das am Adjectivum rechtfertigen läßt, ganz abgesehen noch von dem vulgairen „sehre"; ferner eine neue Umlautung des Imperfects „pflag", der aber der Übersetzer gleich in dem folgenden Verse untreu wird, und über diese sprachlichen Anstöße finden wir noch, daß von dem „manchen Tag pflegen" kein Wort im Original steht, wogegen dadurch die Epitheta des Falken: schön und kühn, die das letztere aufführt, verloren gehen, und daß das „leider nimmer" in ein „leideres Leid" verwandelt ist. Gewiß keine Vorzüge dieser neuen Übersetzung und keine Zeugnisse für ihre Nothwendigkeit. Und was bleibt für den „Ton der Volkslieder" übrig? „Nu' verred' es nicht zu sehre!"

56.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Saintine's neueste Romane.

Wie verderblich der immer mehr und mehr überhand nehmende Einfluß des Feuilleton auf die Schriftsteller ist, zeigt sich recht deutlich an X. B. Saintine. Die ersten Romane dieses Dichters verriethen viel Schöpferkraft, und wenn sein vielgelesenes „Picciola" auch als Dichterwerk verfehlt sein dürfte, so ist es doch in mehr als einer Beziehung ein ganz gutes Buch. Aber je länger dieser Schriftsteller auf dem Gebiete des Feuilleton arbeitet, wo die Concurrenz so groß ist, desto mehr und mehr verflacht sich sein schönes Talent. Seine neuesten Werke, die auch zuerst in Journalen erschienen sind, verrathen nur wenige Spuren von dem Gehalte seiner ersten Sachen. Sie führen den Titel „Histoire de la belle cordière et de ses trois amoureux" und „Un rossignol pris au trébuchet". Das letztere besonders ist sowol seiner Anlage als der Durchführung nach ein mattes Product. In der „Belle cordière" bietet die Charakteristik des Mittelalters wenigstens einiges Interesse, obgleich auch sie nach dem engen Maße des Feuilleton zugeschnitten ist. Was aber die Entstehung aller dieser Romane am meisten verräth, ist das Skizzenhafte der Ausführung. Immer sieht man, wie jede Journalnummer ein neues Bild, eine neue Scene enthalten muß, und deshalb wird der Faden mit einer Hast abgesponnen, die im Journal entschuldigt, ja gerechtfertigt sein mag, die aber, wenn diese einzelnen Skizzen zu einem Kunstwerke zusammengereiht werden sollen, widerwärtig ist.

Communistische Ideen über die Stellung der Weiber.

Einer der ärgsten Schreier und der eigentliche Chorführer des Communismus ist Cabet, der sich stolz der Ex-Deputirte zu nennen pflegt. Das neueste Product, welches aus seiner giftigen Feder geflossen ist, führt den Titel: „La femme, son malheureux sort dans la société actuelle, son bonheur dans la communauté." Diese leidenschaftliche Flugschrift, welche ihres niedrigen Preises sowie ihrer ganzen Fassung wegen auf das Publicum der großen Menge berechnet ist, bietet durchaus nichts Neues und gewinnt nur als Document, zu welcher Verirrung die communistischen Grundsätze führen können, einiges Interesse. Statt das Weib, das Cabet's Meinung nach in unsern gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen eine so schmähliche Stellung einnimmt, in Erwartung des seligen Zustandes, den der Communismus verspricht, in den Augen der Männerwelt geistig zu heben und es gewissermaßen nach seiner tiefen Erniedrigung zu rehabilitiren, faßt er die Frau nur in das Auge als „dépositaire de la puissance créatrice de la nature, mère et nourrice de l'espèce humaine, formant en nombre la moitié du genre humain", also von seiner rein materiellen Seite. Die Schilderung von der unglücklichen Lage der Frau gibt dem Verf. Gelegenheit zu wüthenden Declamationen gegen unsere Gesellschaft überhaupt, die mit den schwärzesten Farben abconterfeit wird. Die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter ist natürlich das Element, von dem alles Böse ausgeht, und die Aufhebung des Eigenthums das Universalmittel zur Begründung des Himmels auf Erden. Wenn der Verf. bei der Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse die bitterste Satire zu schreiben beabsichtigt hat, so gibt er in der Darstellung vom Glück, welches die Frau in der „communauté" erwartet, eine wahre Idylle. Ein eigentliches klares Bild dieser seltsamen „communauté" scheint Cabet selbst nicht vorgeschwebt zu haben, wenigstens suche man es nicht in seiner Broschüre, denn dazu sind die Begriffe in derselben viel zu verworren und unklar. Überhaupt ist die Lecture derselben für Jeden, der seinen gesunden Menschenverstand hat, peinlich und widerwärtig zugleich: denn abgesehen von den verrückten Ideen, die hier aufgetischt werden, sind sie so schwülstig, so geschraubt ausgedrückt, daß man an dem Geschmacke Derer verzweifeln muß, die an dieser ekeln Speise in so gemeinen Schalen sich laben können.

Memoiren über die Herzogin von Berri.

In Frankreich ist die Memoirenform eigentlich schon abgenutzt, und nur einige hervorstechende Namen haben noch Reiz genug, ihren Denkwürdigkeiten einiges Interesse zu verleihen. Dazu kommt, daß man, seitdem Soulavie und einige Andere die Memoiren berühmter und unberühmter Männer gleich fabrikartig angefertigt haben, im Publicum vorsichtiger als früher ist und nicht immer gleich für baare Münze annimmt, was unter der Ägide einer Notabilität gedruckt erscheint. Obgleich wir in die Authenticität der von der bekannten Schriftstellerin Madame Mélanie Waldor herausgegebenen „Souvenirs intimes de Mr. le comte *de Mesnard*, premier écuyer de Mme. la duchesse de Berri" (3 Bde.) keinen Zweifel stellen, so ist es doch um die Redaction und Überarbeitung solcher Memoiren, die aus Briefen und Notizen zusammengestellt sind, immer eine misliche Sache, und nur Wenige verstehen es wie Barante bei der Herausgabe der Papiere von der Frau von Laroche-Jacquelin, sich ganz glücklich aus dieser schwierigen Aufgabe zu ziehen. So viel steht fest, daß es immer sehr schwierig bleibt zu entscheiden, was der Schriftsteller vom Seinigen hinzugethan hat. Die „Souvenirs intimes" enthalten viele interessante Einzelheiten über die Herzogin von Berri und ihre abenteuerliche Unternehmung nach der Vendée. Der feine Hofmann überliefert jedes ihrer Worte mit Religiosität der Nachwelt und umgibt seine Herrin mit einem wahren Heiligenscheine. Dabei läßt er sich zu offenbaren Ungerechtigkeiten verleiten, wenn er die Maßregeln, welche die Regierung zur Aufrechthaltung der Ordnung und der Ruhe in der Vendée ergriff, als Grausamkeit und Barbarei schildert, während er den Aufstand der neuen Chouans als eine That des reinsten Patriotismus hinstellt. Unschuldiger ist die Behauptung Mesnard's, daß die ältere Linie noch jetzt auf dem Throne sitzen würde, wenn es der Herzogin von Berri gelungen wäre, während der Revolution mit ihrem Sohne bis zum Volke zu dringen. Wenn diese und ähnliche Phrasen die Bourbons und ihre Anhänger über den Verlust der Gewalt einigermaßen trösten können, so wünschen wir vorliegenden Memoiren eine recht weite Verbreitung in den Kreisen, für die sie ausschließlich bestimmt zu sein scheinen.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 207. —— 25. Juli 1844.

Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts, von Bruno Bauer. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 206.)

Jede philosophische Entdeckung erlebt in Deutschland ihren theologischen Niederschlag. Auch das keckste Fragezeichen, das stark an den Himmel klopft und die Welt durchschüttert, wird immer unter den Händen der Theologen zum Ausrufungszeichen der frommen Selbstbefriedigung; in jede Herzenswunde eines geistigen Vorkämpfers tauchen, nachdem das Geschrei über Ketzerei verschollen, schließlich die Erbaulichen ihre Fingerspitzen und waschen sich und die Welt salbungsvoll in Unschuld. Vor dieser Erbaulichkeit als vor der Erbsünde bequemer Faulheit hat zuletzt noch der alte Hegel gewarnt. Er fürchtete für seine Ideen nicht die Scharfrichter, die sie hinopfern könnten, nicht die Gamins, die ein leichtsinniges Spiel mit ihnen treiben möchten; er fürchtete lediglich die erbauliche Gemüthseligkeitslust, die müde vom Denken und Kämpfen alle Entdeckungen des Geistes nur wieder für sich und einen schlaffen Gottesfrieden ausbeuten würde. Er witterte sie dicht hinter sich. Es waren dieselben frommen Hände, unter deren Vermittelungen Goethe gehegelt und Hegel gebibelt und Alles wieder in den Stand einer christlichen Eintracht zurückgebracht werden sollte.

Jede deutsche Philosophie wurde schließlich ein Gewinn für die theologische Praxis, weil die Masse unsers Volks immer wieder in den Schoos religiöser Empfindung zurücktritt. Christian Wolf's Gedankensätze wurden von Spalding und Jerusalem für den religiösen Bedarf jenes Zeitalters ausgebeutet. In Bauer's Abschnitt über beide Gottesgelehrten ist zuviel schwerfällige Polemik aufgefahren. Der Hang zur scholastischen Debatte klebt ihm vielleicht selbst noch zu sehr an, um hier frei vom Stoffe ihn übersichtlich zu bewältigen. Weit mehr polemisch als der wissenschaftliche Schulrigorismus wirkt in der Darstellung die Ironie, die darüber steht, und der Humor, der jedes Feld in der innern Welt als von Menschen angebaut erscheinen läßt. Eine Geschichte der deutschen Cultur soll mehr sein als eine Kritik abgelegter Meinungen. Bauer's Darstellung begnügt sich oft mit dieser. Seine Arbeit ist auf gewissen Punkten nur Vorarbeit.

Die Darstellung geht dann zur schöpferischen Literatur jener Periode über. Es heißt:

> In einer Zeit, wo der Staat nur der Hof war, und die Trompete, die Pauke und die Kanone, die der Masse die Feier eines Hoffestes bekannt machten, das Vorrecht der Öffentlichkeit allein besaßen, waren die Hofpoeten Das, was man jetzt politische Dichter nennt, der Ausdruck der öffentlichen Meinung. Wenn sie den Großen des Hofes in ihren mühsam verfertigten Versen ein ewiges Andenken versprechen, denken sie nämlich so wenig an das Volk, daß sie ihm kaum zurufen, wie sehr es Ursache habe, dem Himmel für das Geschenk so edler, so weltberühmter, so unsterblicher Größen zu danken: mit Recht! denn es gab damals kein Volk, und die Masse, die zuweilen als Zuschauer bei Hoffesten zugelassen wurde, verhielt sich dabei gleichfalls als gedankenlose Staffage.

Der rhythmische Bedientenstolz des Hrn. von König in Dresden, Hrn. von Besser in Berlin und Dresden, des Prof. Pietsch in Königsberg wird zur Genüge gewürdigt. Frühere gemüthliche deutsche Ästhetiker verstiegen sich in Beurtheilung dieser literarischen Vertreter in unserer Entwickelung bis zu dem Verdammungsworte: geschmacklos. Die schärfere Auffassung der nationalen Verderbniß führte jetzt mit Recht zu dem Ausdruck: moralische Erbärmlichkeit. Der Verf. sagt:

> Gründlich wurde die Masse des Mittelstandes von dem Interesse an dem Glanze der Höfe erst durch jene Männer befreit, die ihr so zu sagen erst eigene Angelegenheiten gaben und deshalb als die ersten Schöpfer der deutschen Bildung gepriesen werden müssen. Wolf hatte den Mittelstand schon für das Höchste, für das Nachdenken „über alle möglichen Dinge", interessirt, Gottsched setzte sein Werk fort, popularisirte eine an sich schon populaire Philosophie, erweckte die Kritik in der Poesie und gab dazu Anlaß, daß die Wichtigkeit der kritischen Forschung von der Schweiz her noch dringender angepriesen wurde, und der schweizerischen Republik kam zu gleicher Zeit eine andere — Hamburg — zur Hülfe, um das Volk von den Höfen zu emancipiren oder wenigstens eine Art von Volk zu schaffen. Diesen vereinigten Mächten, die mit neuen Ideen auftraten, hatten die Höfe keine neuen Gedanken entgegenzusetzen; sie mußten also eine vollständige Niederlage erleiden und nur derjenige von ihnen konnte für einen Augenblick Bedeutung erhalten, der es zur rechten Zeit, als die neue Entwickelung glänzend geworden war, verstand oder das Glück hatte, sie an sich zu knüpfen, um ihren Glanz auf das mattgewordene Hofleben fallen zu lassen.

Als Gegensatz und Seitenstück zu den stabilen Hofpoeten hätte Günther eine mehr als beiläufige Erwähnung verdient, nicht als ob er der Vertreter einer Gährung von unten auf sein könnte, sondern weil der Ge-

nius ihm mitten in seiner liederlichen Verworrenheit Momente poetischen Gehalts gab und ein bedeutendes Einzelleben, auch wenn es kometenartig verrauscht, in den Strom des allgemeinen Werdens mit aufgenommen werden muß. Bauer's Kritik verfolgt lieber die Wirkungen der literarischen Prosa, deren Debatte in vielverzweigter Consequenz den Kern des Lebens erfaßt. Liscov, der die „elenden Scribenten", die Charlatanerie der Wissenschaftler, die Kriecherei der Versemacher zum auserlesenen Gegenstande seiner glücklichen Satire machte und gegen den rostocker Pedanten Mantzel ein Meisterstück der Kritik schrieb, erhält in Bauer's Schilderung seine bedeutsame Stellung. Gottsched ist ganz richtig nach seinem Einwirken auf den Wendepunkt des Zeitalters, nicht blos nach einer objectiven Gültigkeit aufgefaßt. Die allgemeinere Betrachtung, die Bauer in den Artikel über Gottsched einfließen läßt, ist zur Bezeichnung des Standpunkts, von dem aus hier deutsche Volksliteratur begriffen wird, so gewichtig, daß mit Vorführung derselben Bauer's ganze Haltung zu seinem Stoffe klar wird. Wir geben somit diese Anschauungen, ohne freilich zu wissen, wohin die Consequenzen derselben im Verfolg des Werks führen werden. Für haltbar kann ich nur anerkennen, was förderlich ist für die Entwickelung der provinziellen Deutschen zur Nation. Jedes Gebiet des Wirkens, jede Form der Schöpfung, jede selbständige, in sich wahre Ansicht, jede Schärfe, selbst Bitterkeit ist gerechtfertigt und gültig, hat sie jenen Zweck zum Hintergrund der Bestrebung. An jener Stelle heißt es:

> Gottsched ist einer von den Männern, welchen die Deutschen die Befreiung von den Höfen und den Großen derselben zu verdanken haben. Man kann es eine Revolution nennen, wenn eine Nation, die bis dahin höchstens als Decoration für die Hoffeste diente, auf einmal sich allgemein für Fragen interessirt, die mit ihren zahllosen Höfen gar nichts zu thun und für diese hinwiederum nicht das geringste Interesse hatten. Beide Theile der Nation, der Hof und das Volk, traten in diesem kritischen Augenblick auseinander oder vielmehr es bildete sich jetzt erst ein Volk, eigentlich nur die Möglichkeit eines Volkes. Die Literaturen Englands, Spaniens, Frankreichs sind durch die Höhe der Geschichte und durch Diejenigen, welche von oben her dieselbe geschaffen hatten und leiteten, angeregt und zur Entfaltung gereizt worden. In Deutschland dagegen hat sich die Literatur — und seit Gottsched's Zeiten beginnt erst die Literatur, die wir die unsrige nennen können und die für uns mehr als einen blos historischen Werth hat — allein von unten her, aus der ungeschichtlichen Masse, aus einer Masse gebildet, die noch nicht den Namen eines Volkes verdiente, aber eben in der Literatur sich den ersten Ausdruck eines Volksbewußtseins schuf, und die Möglichkeit einer Geschichte erst erwerben mußte. Im Vergleich mit der literarischen Bewegung in Frankreich, die sich nach dem Tode des großen Ludwig gleichfalls von den Interessen des Hofes schied, ihres Gegensatzes sich aber auch bewußt war, hat man an der Entwickelung unserer Literatur Das gerade schön finden wollen, daß nicht Religion und Philosophie, die leicht fanatisiren, sondern die überall mildernde und versöhnende Dichtkunst das vorherrschende Interesse bildete. Das heißt aber nur — da doch die Dichtkunst selbst da, wo sie freie und vollendete Werke der Schönheit hervorbringt, Voraussetzungen folgt, die der Religion und dem Bestehenden entgegengesetzt sind —, die Deutschen hatten noch nicht die Kraft, Das, wonach sie strebten, sich selbst zu gestehen, die Freiheit unumwunden zum Princip zu erheben und die Masse, d. h. sich selbst durch das Bewußtsein des Zieles, dem sie nachstrebten, zu fanatisiren und zu inflammiren. Sie waren noch nicht dazu bestimmt, in den Kreis der Völker einzutreten, die Geschichte machen und die neuere Geschichte wirklich gemacht haben. Das Schöne, wenn es das vorwiegende Interesse einer Nation bildet, schwächt, entnervt und hat endlich eine allgemeine Erschlaffung zur Folge, da es die Ideen — und wären sie noch so revolutionnair — in einer sinnlichen Hülle darstellt, die von dem Innern niemals abgetrennt werden darf. Früher war die Religion das Reizmittel, welches den Völkern ihr Selbstbewußtsein schärfte, gleichsam der Ausdruck für den Instinct ihres Selbstgefühls und ihrer Antipathie gegeneinander, die Religion war von jeher das mächtigste Mittel, wenn es galt, die Menge in Bewegung zu setzen; das religiöse Interesse ist auch jetzt noch allmächtig, aber heute nur in dem Sinne, daß die Masse von dem Bewußtsein ergriffen werden muß, daß die Befreiung von ihrer bloßen Massenhaftigkeit und ihre Erhebung zu einer menschlichen Gesellschaft an ihre Befreiung von den religiösen Interessen geknüpft ist. In dem Augenblick, wo das Resultat der bisherigen literarischen Periode, die Gemeinheit und Zerflossenheit den Punkt erreicht haben, den sie unmöglich noch übersteigen können, sind auch die Ideen, die zu geschichtlichen Thaten inflammiren können, in einer Reinheit unter den Deutschen hervorgetreten, die sie vorher noch nie, unter keinem Volke erreicht haben — es ist zur Frage gekommen (die morgen, heute vielleicht schon entschieden wird), ob die Deutschen aufhören sollen eine bloße Masse zu sein, oder ob jene Biedermänner Recht behalten, welche die Entschiedenheit des Geistes für Unrecht und für einen Frevel gegen die deutsche Unschuld erklären.

Dieses Bekenntniß gibt dem Leser den Maßstab für Bauer's Leistungen, denn diesen Maßstab stellt er sich selbst. Er sei der Regulator für etwanige Abirrungen, die in seinen weitern Arbeiten nicht fehlen werden. Je inniger, reicher und weitverzweigter im Fortgang des Jahrhunderts die Entwickelung unserer Nation wird, desto fester und gehaltener muß der Blick Dessen sein, der ihren Lauf verfolgen, ihre Linien in der Vergangenheit nachzeichnen will.

Auf die Betrachtung der ersten epochemachenden Lyriker in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, jenes Brockes, von dem man sagen kann, er habe die Natur für die Deutschen erst entdeckt; jenes Hagedorn, der diese kindliche Entdeckung und dies kindische Behagen schon für die Bildung der Gesellschaft zugänglich machte — folgt in Bauer's Betrachtungen ein Schlußartikel über Bach und Händel. An der Gestalt dieser majestätischen Cantoren weist er nach, wie und wo, in welcher Haltung und auf welchem Gebiet ausschließlich jene deutsche Epoche ganze Menschen aufzuzeigen hatte. Die Politik der Deutschen war erbärmlich, die Höfe und die Bildung frivolisirt, die wissenschaftliche Debatte voll kleinlicher Tücke, die Poesie ehrlos oder bewußtlos. Die deutsche Musik war damals die einzige Ehrenrettung für uns; sie gab Das, was die Dichtkunst noch nicht zu sagen wußte, wofür die Feigheit der öffentlichen Charaktere noch keinen Ausdruck fand, sie gewährte selbst für die theologischen Wirren einen Friedensschluß, gab den Deutschen selbst das Maß und das Verständniß ihrer religiösen Interessen.

In dieser Vorführung Bach's und Händel's, zum Schluß des ersten Bandes, hat Bauer bewiesen, daß es ihm, wo er frei ist und den Willen hat, nicht an positi-

der Innigkeit fehlt, die eine Geschichtschreibung der Kämpfe unserer Nation erfodert. F. Gustav Kühne.

Neue Romane.

1. Eva. Ein Roman aus Berlins Gegenwart. Von Luise Mühlbach. Zwei Theile. Berlin, Morin. 1844. 8. 3 Thlr.

Mit kräftiger Feder und feuriger Seele malt Luise Mühlbach die Lebensbilder zu dem Geist des 19. Jahrhunderts; sie trägt Licht und Schatten grell auf, stellt die Contraste schroff einander gegenüber, und wenn sie auch nicht ganz die Wahrheit darstellt, so gibt sie doch Wahrheiten, welche dem sittlichen Gefühl als Leitfaden dienen können. Wenn man von dem Grundsatze ausgeht, daß Bücher Nutzen bringen, so möchte man wünschen, daß viele Bücher wie dieses geschrieben würden, welche allen Ständen verständlich und zugänglich sind und für alle gute Lehren enthalten. Durch sorgfältige Detailmalerei werden die Hauptscenen dem Leser entgegen getragen und den weniger wichtigen Momenten Bedeutung gegeben. Einige Charaktere sind wahrhaft meisterhaft gezeichnet. So die Mutter Anna, die arbeitende und arbeitpreisende Bürgersfrau in ihrem Stolz, in ihrer Selbständigkeit, in ihrer Verachtung der Reichen. Man kann sie nicht als einen Typus ihrer Kaste anerkennen, denn bis jetzt steht die arbeitende Classe noch nicht auf so hohem Standpunkt und ihr Haß gegen die Reichen erstreckt sich nicht auf deren Reichthum, nicht auf ihre Wohlthaten; es ist im Gegentheil ein charakteristischer Zug des Jahrhunderts, daß die Armuth im Luxus das einzige Glück sieht und den Besitz als einen Schutz gegen jegliches Übel betrachtet. Mutter Anna ist indeß ein glücklich gewähltes und erfundenes Bild, indem es eine großartige Ausnahme von der Regel darstellt. Ihre Kinder stehen dagegen dem Leben näher. Fritz Wendt, Sohn eines Maurergesellen, war zum Buchdrucker bestimmt, macht aber Verse und will Dichter werden. Eitelkeit und Genussucht reißen ihn hin, er vertauscht seinen Namen mit einem wohllautendern aristokratischen und in ihm wird eine Kaste von Dichterlingen gegeißelt, welche sich in den letzten Jahren nur allzu oft bemerklich gemacht und die Verachtung der Bessergesinnten sich zugezogen hat. Die Geißel ist indeß allzu bitter und herb und nicht ohne Parteigeist geführt. Gibt es auch manche sogenannte Liberale, welche den wirklich Liberalen in der öffentlichen Meinung schaden, welche das wilde Freiheitsgeschrei der Jugend unüberlegt und gedankenlos anstimmen und dann verstummen, und welche, theils weil das Feuer ihrer Brust sich legt, theils weil äußere Nachtheile schrecken, äußere Vortheile locken, und die Überzeugung, umsonst gedichtet und geschrien, umsonst die persönliche Existenz aufs Spiel gesetzt zu haben, ihnen das Verstummen aufzwingt: so muß man doch die Absichtlichkeit der gemeinen Gesinnung, die sich vom ersten Ergreifen der Tendenz aus schon auf das Umwenden und Umsatteln einrichtet, als eine seltene traurige Ausnahme annehmen. Humanität kann den edeln Menschen zur Revolution treiben, er sieht Ungerechtigkeiten begehen durch Menschen und Verhältnisse, und will ihnen steuern; der fern vom Staatsruder stehende und dichtende Jüngling meint den geistigen Staatsmann zu übersehen. Zu einer philosophischern Anschauung gelangt, sieht er ein, daß Ärgerniß kommen muß in die Welt und daß der Misbrauch der Macht nur stets die unzertrennliche Gefährtin der Macht selbst ist, und er gibt den Kampf auf gegen die Windmühle und wählt den Frieden, der ihm zum thätigen Wirken eines geachteten Staatsbürgers verhilft. Fritz Wendt und seine Genossen sind aber alle so grell in ihrer literarischen Gemeinheit gezeichnet, so ganz ohne bessere Zuthat, daß man darin eine Art von Pasquill herauslesen könnte; Fritz Wendt mit seiner sanften Geliebten und dem edeln, uneigennützigen Freund, dem Briefträger, erinnert an einen Roman George Sand's, worin ähnliche Gestalten und Situationen vorkommen, und welcher wahrscheinlich der Verf. unbewußt vorgeschwebt hat.

Das zweite Kind der Mutter Anna ist die Heldin des Buchs, die ihm den Namen gibt; der Tischlermeister Ralph hat sie geheirathet, aus der tiefsten Armuth gezogen und in den Wohlstand versetzt. Dort wird sie übermüthig, schämt sich ihrer armen Abkunft, sucht Umgang mit höhern Ständen, und ihr Zwiespalt mit sich selbst, mit ihrer alten Mutter, mit ihrem Manne, führt ergreifende Momente herbei, welche mit viel Gefühl und Feuer geschildert sind. Meister Ralph aber ist ein edler Repräsentant des fleißigen Handwerksstandes; seine humane Ansicht, sein Zartgefühl, sein gänzlicher Mangel an Egoismus, so viele schöne Eigenschaften, die man nur von einer sorgfältigen Erziehung, einer dem reiflichen Nachdenken gewidmeten Zeit zuschreiben möchte, würden ihn zum Lichtpunkt des Romans machen, wenn nicht die Liebe zu seiner Frau in eine Schwäche ausartete, welche nicht zu seinen obigen Eigenschaften paßt.

Aus den Kreisen der Reichen und Vornehmen, sowie der der reich und vornehm scheinen Wollenden, werden uns nur sehr miserable Exemplare vorgeführt, und ihr Wesen ist oft Caricatur; ihren Verirrungen wird ein Bewußtsein derselben beigegeben, was sie ins Lächerliche zieht. Der reiche Blitz ist gar zu aufrichtig in Darlegung seines Strebens, die Gräfin Jelsa ist dumm und bös zugleich; die Mode, Cretins in den Romanen eintreten zu lassen, wie im „Thomas Tyrnau" von Frau von Paalzow, im „Cecil" von Gräfin Hahn-Hahn, berührt auch hier unangenehm. Die Episode der Liebe des Cretin Udo, des Sohnes der Gräfin Jelsa, ist widerwärtig, und man möchte dieselbe, sowie das Streben der Mutter, reich zu werden, und die Art, wie sie es anfängt, als das einzige gänzliche Mislungene des Romans bezeichnen. Wo indeß Vieles gelungen, brav gedacht und wacker ausgeführt ist, darf man wol einen einzigen Mißton nicht scharf tadeln. Das Verhältniß des Dichterlings Fritz Wendt zu der sanften Sophie ist meisterhaft geschildert, der Ausgang des Romans befriedigend und wohlthuend; Ralph und Eva reisen vereint nach Amerika, einem thätigen Leben entgegen. Sophie und der treue Briefträger nach Italien, wo er von dem Vermögen seiner reichgewordenen Frau sein Talent zur Malerei ausbilden will; Fritz Wendt, als Leihbibliothekar die schlechten Romane Clauren's und Cramer's anpreisend, scheint viel besser aufgehoben als auf seinem Dichterroß. Die Freiheitsgedichte, welche seiner Feder im Laufe des Buchs zugeschrieben werden, sind mit viel Humor, die politische Poesie der neuen Zeit parodirend eingestreut worden. Wir empfehlen das Werk als eine äußerst unterhaltende und fesselnde Lecture.

2. Aus dem Tagebuche eines reisenden Hypochondristen im Sommer 1843. Leipzig, Hirschfeld. 1844. 8. 18 Ngr.

Wenn man dem vorliegenden Werke irgend einen Vorwurf zu machen hätte, so ist es gewiß nicht der der Weitläufigkeit und Länge. Das kleine, nur wenig Bogen starke Bändchen führt uns durch Sachsen über Kassel nach Frankfurt a. M., nach Mainz, Baden, Strasburg, bis in die Schweiz, dann über Wiesbaden, Ems, Schlangenbad, Schwalbach zurück, und schließt in Weimar vor dem Gobelinbild im Schloß, ein Geschenk des Kaisers von Rußland. Es ist eine wahrhafte Eisenbahnfahrt der Gedanken, welche die bescheidenen Ansprüche des Verf. an den Leser in der Vorrede vollkommen rechtfertigt; mehr als eine gemächliche Siesta vermögen diese Genrebilder nicht auszufüllen, aber sie thun es auf anmuthige, humoristische Weise, mit Anekdoten, Witzen, Gleichnissen und oft ans Komische grenzenden Schilderungen den Reisebericht würzend. Wäre dieses Büchlein von einem Goethe, oder Jean Paul, oder Karl August, oder auch nur von einem Fürsten Pückler, oder irgend Einem, der einen schon berühmten Namen hat und von dem das Publicum mit

Interesse vernimmt, wie Er über manche Gegenstände denkt und spricht und wie Er manche Dinge betrachtet, so würde es ein sehr schöner Zuwachs der Literatur sein; bei der Anonymität des Verf. aber, der nichts zur nähern Bezeichnung bietet als seine Hypochondrie, welche wahrhaftig kein Freibrief ist, sich dem Publicum mit seinem Ich aufzudrängen, ist der Druck gewagt. 12.

Bibliographie.

Bauer, B., Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts. 4ter Band: Deutschland während der Zeit der französischen Revolution. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Thlr.

Behnsch, Über das Verhältniss der deutschen und romanischen Elemente in der englischen Sprache. Ein Beitrag zur Charakteristik der neuern Sprachen. Berlin, Marx und Comp. Gr. 4. 7½ Ngr.

Benzenberg, J. F., Wie dachte sich das Abendmahl des Herrn der Apostel Johannes, der Lieblingsjünger Jesu? Düsseldorf, Bötticher. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bley, L. F., Das Leben und Wirken von Rudolph Brandes, in besonderer Beziehung auf seine Verdienste um die Pharmacie und den Apotheker-Verein in Norddeutschland geschildert. Hanover, Hahn. Gr. 8. 10 Ngr.

Blüthen spanischer Poesie. Metrisch übertragen von F. W. Hoffmann. 2te vermehrte Auflage. Magdeburg, Baensch. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Buhl, L., Die Herrschaft des Geburts- und Bodenprivilegiums in Preussen. Manheim, Selbstverlag. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

— — Berliner Monatsschrift. 1stes und einziges Heft. Manheim, Selbstverlag. Kl. 8. 1 Thlr.

Clemens Brentano's Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Herausgegeben von Bettina v. Arnim. 1ster Band. Charlottenburg, Bauer. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bruckbräu, F. W., Königsblumen. Eine Auswahl von Festgedichten zur Verherrlichung der Allerhöchsten Königlichen Familie von Baiern. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Passau, Pustet. Kl. 8. 10 Ngr.

Franck, A., Die Kabbala oder die Religions-Philosophie der Hebräer. Aus dem Französischen übersetzt, verbessert und vermehrt von A. Gelinek. Mit 1 Abbildung. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 2 Thlr.

Gall, F. v., Der Bühnen-Vorstand. Vorlesung, gehalten in dem literarisch-geselligen Vereine zu Oldenburg, am 23. Februar 1844. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

Geschichte des hannoverschen Landes, von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage. Den besten Quellen gemeinfaßlich nacherzählt. 3te Auflage. Hanover, Helwing. Gr. Lex.-8. 15 Ngr.

Gravely, W., Die Philosophie eines Eremiten, oder: Grundriß der höhern Philosophie. Magdeburg, Baensch. 8. 15 Ngr.

Greef, W., Beitrag zur Beurtheilung des Zeugnisses von Gustav W. Pieper gegen A. Diesterweg. Meurs, Dolle. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hagen, K. H., Die Nothwendigkeit der Handelsfreiheit für das Nationaleinkommen, mathematisch nachgewiesen. Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 5 Ngr.

Hermes, K. H., Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer im 10. und 11. Jahrhundert. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Die Hoffnung der Kirche und ihre Pflicht in unserer Zeit. Ein Wort der Warnung an die Gegenwart. Aus dem Englischen. Berlin, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Jahn, H., Beleuchtung der Schrift: Über den Einfluß der Fabriken und Manufacturen in Schlesien von Treumund Welp. 1ster Brief: Die Gebirgs-Districte. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 10 Ngr.

Karmarsch, K., Die höhere Gewerbschule in Hannover. 2te sehr erweiterte Auflage. Mit Abbildungen. Hanover, Hahn. Gr. 8. 22½ Ngr.

Klee, E. W., Die Ehescheidungsfrage. Eine wissenschaftliche Kritik des protestantischen Ehescheidungs-Princips mit Bezug auf den Preußischen Gesetz-Entwurf. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 15 Ngr.

Der Kunstfreund und Kunstkenner, oder Anleitung, wie Kunstgegenstände, insbesondere Cartons, Gemälde und Statuen betrachtet werden müssen, und wie man sich ein Urtheil darüber aneignen kann. Nach dem Handbook of taste von G. L. Feldmann. Pesth, Verlags-Magazin. Kl. 8. 15 Ngr.

Layriz, F., Kern des deutschen Kirchenliedes von Luther bis auf Gellert. Nördlingen, Beck. 8. 27½ Ngr.

Leberecht, Freimuth, Vertrauliches Gespräch über die Schulangelegenheiten zwischen einem Schulmanne und einem Particulier. Oder: so dumm ist ein Schulinspector des 19. Jahrhunderts. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

Mellin, G. H., Geschichte Schwedens von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten für gebildete Leser. Nach der 2ten verbesserten und vermehrten Auflage aus dem Schwedischen übersetzt von A. G. F. Freese. Berlin, Morin. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oettinger, E. M., Joujour. Humoristisch-satirisches Lesecabinet. 2ter Band. Mit 74 Caricaturen. Leipzig, Reclam jun. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ponsard, M., Lucretia. Tragödie in fünf Abtheilungen. Im Versmaße des Originals aus dem Französischen frei ins Deutsche übertragen von A. R. Nielo. Düsseldorf, Schreiner. Kl. 8. 12½ Ngr.

Reumont, A., Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden. Mit 8 Stahlstichen und Titelkupfer nach Originalzeichnungen. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Köln, Kohnen. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Georg Wilh. Friedr. Hegel's Leben. Mit Hegel's Bildniß. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 3 Thlr.

Saalschütz, J. L., Zur Versöhnung der Confessionen, oder Judenthum und Christenthum in ihrem Streit und Einklange. Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 15 Ngr.

Scharberg, J. B. v., Die Verfassung des Grossfürstenthums Siebenbürgen aus dem Gesichtspunkte der Geschichte, der Landesgesetze und des bestehenden öffentlichen Rechts. Wien, Gerold. Gr. 8. 20 Ngr.

Schlosser, F. C., Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. 4ter Band, bis auf den gescheiterten Versuch der Auflösung der französischen Parlamente um 1788. 3te durchaus verbesserte Auflage. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Offenes freundliches Sendschreiben an den achtbaren und ehrenhaften katholischen Bürgerstand in Deutschland, von einem deutschen Protestanten. Leipzig, Schwickert. Gr. 8. 10 Ngr.

Tegoborski, L. v., Übersicht des österreichischen Handels in dem 11jährigen Zeitraume von 1831—1841, sowol im Verkehr mit dem Auslande als im Zwischen-Verkehre mit Ungarn und Siebenbürgen; sammt einer vergleichenden Zusammenstellung mit dem Handelsverkehre Frankreichs und des deutschen Zollvereins. Als Anhang zu dem Werke „Über Österreichs Finanzen". Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr.

Umbreit, F. W. C., David und Jonathan, Lied der Freundschaft, das älteste und schönste aus dem Morgenlande. Heidelberg, Mohr. 8. 10 Ngr.

Urkunden zur Geschichte der Juden. In ihren Originalsprachen gesammelt und mit einer deutschen Übersetzung versehen. Herausgegeben von J. Fürst. Leipzig, Hunger. Kl. 8. 12½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 208. — 26. Juli 1844.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Joh. Matth. Firmenich. Erste bis dritte Lieferung. Berlin, Schlesinger. 1843. Schmal 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Sammlung der deutschen Mundarten ist schon öfter versucht, obgleich, unsers Wissens, noch nie in der Weise oder Ausführlichkeit, in der sie Hr. Firmenich verheißt, und bereits über 354 verschiedene deutsche Gebiete, Städte und Örter fortgeführt hat. Sein Werk, „dem großen einigen deutschen Vaterlande in Liebe und Begeisterung gewidmet", empfiehlt sich daher schon dem bloßen Titel nach, und hat von manchen Seiten, namentlich in politischen Tagesblättern, die beste Anerkennung gefunden. Ob wir vom wissenschaftlichen Standpunkte, rücksichtlich der Behandlung und Ausführung, ganz in dieses Lob einstimmen können, ist die Absicht dieser Zeilen, zu untersuchen. Wir erklären aber im voraus, daß wir dem Herausgeber sein unbestreitbares Verdienst nicht entreißen wollen, müßten wir es auch etwas schmälern, und daß wir uns nur deshalb einige Genauigkeit und Strenge erlauben, um ihn vielleicht zu veranlassen, bei weiterm Vorschreiten Dieses oder Jenes in seinem Plane zu ändern.

Die Zwecke, die dem Herausgeber bei seiner Sammlung vor Augen schwebten, sind in der That die einzig denkbaren: erstlich nämlich und vor Allem leitete ihn das sprachliche Interesse; zweitens das geschichtliche und volksthümliche, und drittens endlich das poetische. Alle drei hängen so genau miteinander zusammen, daß sie gar nicht zu trennen waren, sofern der Herausgeber den Mundarten keine abstracte grammatische Darstellung widmen, sondern sie in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. als Proben vorführen wollte, welches Material aber außer für die Sprachforschung zugleich für die Geschichte wie für die Geschichte der Poesie von Bedeutung wird.

An die Spitze trat indessen, wie gesagt, die sprachliche Bedeutsamkeit der Mundarten, die um so dringender zu einer Sammlung auffodern mußte, je mehr die letztern fortwährend unter der überhandnehmenden Herrschaft der hochdeutschen Schriftsprache an Umfang und Reinheit verlieren. Man muß bei den Dialekten oder Mundarten gar wohl unterscheiden zwischen solchen, die nur ein entartetes schlechtes Hochdeutsch sind, und zwischen denen, die seit lange unabhängig daneben bestehen, und sogar älter sind als das Hochdeutsche oder seine heutige Form, sofern sie nämlich entweder einem andern Zweige angehören, oder sich doch zu einer Zeit zu bilden angefangen haben, die der jetzigen Gestaltung des Hochdeutschen fern liegt. Zu der ersten Classe, den verderbten mundartlichen Formen des Neuhochdeutschen, kann man z. B. das berliner Patois der Eckensteher und Consorten zählen; während zu der letzten die Schweizerdialekte unter Anderm gehören würden, die dem Althochdeutschen oft so viel näher stehen; der zweiten aber fiele das ganze weitverbreitete Niederdeutsche anheim, welches frühe neben dem Althochdeutschen besteht und von ihm unabhängig seine eigene Geschichte hat, dadurch aber von ganz besonderer Bedeutung wird, daß es sich viel enger den germanischen Schwestersprachen, dem Friesischen, Niederländischen, Englischen, Nordischen anschließt, als das Hochdeutsche.

Indessen greifen wir damit schon etwas vor.

Von dieser Unterscheidung der Mundarten, die der Herausgeber sich vor Allem recht klar hätte machen sollen, hängt nothwendigerweise ihre Bedeutsamkeit und demzufolge die Stellung und der Raum ab, den sie in einer Sammlung in Anspruch nehmen können: moderne Mundarten, die nichts weiter als Verderbnisse sind, haben begreiflicherweise einen nur sehr untergeordneten Werth, und wenige Spalten würden z. B. statt der 16, auf denen der Herausgeber uns das berliner Patois vorführt, hingereicht haben, spätern Zeiten von dem Grade der Verderbniß eine Probe, oder dem Sprachforscher von der eigenthümlichen Lautveränderung derselben ein Bild zu geben. Und darauf hätte es doch im Grunde nur ankommen können. Denn worin besteht die sprachliche Bedeutsamkeit der Mundarten? Wir haben, um diese Frage zu beantworten, einen Blick auf das Wesen derselben im Allgemeinen zu richten, indem wir den obigen Unterschied zwischen Tochter- oder Schwestermundarten dabei festhalten. Das wesentlichste Moment ist hier, daß der Dialekt im Allgemeinen, der Schriftsprache entgegengesetzt, dem gemeinen Volke zur Umgangssprache des täglichen Lebens dient. Hier, im Munde

des Volks wird er zwar jener Regulirung entbehren, deren sich die in bestimmtern Schranken sich bewegende Schriftsprache erfreut, er wird an Formen und gewissen leichten Lauten unendlich viel mit der Zeit einbüßen, und nicht für alle Verhältnisse des Lebens eine gleich freie Beweglichkeit bewahren; auf der andern Seite aber hält er sich, weil weniger angegriffen, in einer gewissen Reinheit und Ursprünglichkeit, nach Seiten des Wortbestandes wie der Lautverhältnisse, die ihm um so mehr einen Vorzug vor der hochdeutschen Schriftsprache sichert, wenn er schon seinem Ursprunge nach eines höhern Alters sich erfreut. Man erinnere sich, um sich dies klar zu machen, des Verhältnisses zwischen dem Hoch- und Niederdeutschen unserer Zeit, aber man entsage den falschen Vorstellungen, die eben darüber nur zu häufig angetroffen werden. Das Niederdeutsche und Hochdeutsche, die früher immer nebeneinander hergehen, stehen sich z. B. in der Periode, die man die mittlere zu nennen pflegt, noch unendlich viel näher als heutzutage, da das erstere nun schon Jahrhunderte aufgehört hat, Schriftsprache zu sein und dabei eine gewisse feste Form angenommen hat, das letztere aber in einem steten unaufhörlichen Flusse begriffen gewesen ist, der ihm genützt und geschadet hat, wie dem ersten das Gegentheil; obwol sich erweisen lassen wird, daß auch hier aus dem Nachtheile wieder ein Vortheil entspringt.

Fassen wir das eben Entwickelte nun noch einmal kurz zusammen, so können wir sagen, die Dialekte zeichnen sich einmal durch Alter und zähe Stabilität ihres Wortbestandes, zweitens aber durch lautliche Verderbniß aus, die ihre Formen und besonders die vocalischen Verhältnisse ergreift.

Und eben diese beiden Punkte sind es, auf denen die sprachliche oder sprachwissenschaftliche Bedeutsamkeit beruht, die wir nun gleich näher 1) als eine lexikalisch-etymologische und 2) als eine rein-sprachwissenschaftliche bezeichnen dürfen.

Beides aber, müssen wir ausdrücklich hinzufügen, ist keine Wichtigkeit, kein Nutzen für das Leben der Sprache, sondern nur für die Wissenschaft derselben.

Wir haben hier nämlich, bevor wir Jenes weiter nachweisen, einer Meinung entgegenzutreten, die man oft hören, und als deren Repräsentant uns Hr. Firmenich gelten kann, der sich nun einmal nicht auf eine genaue Erörterung der Sache eingelassen hat. Er nennt Vorrede S. 1 „die mundartlichen Schätze unserer herrlichen Sprache — kostbare, naturfrische, reichlich sprudelnde Quellen, aus deren urkräftiger Fülle sich unsere Sprache so unendlich bereichern und so manche Goldkörner aneignen kann". Aber eben Das ist leider eine sanguinische Hoffnung, der man sich wol hingeben möchte und sich doch nicht hingeben darf, weil auf solche Weise eine Art von Sprachmacherei entstehen würde, die dem selbstwüchsigen natürlichen Wesen der Sprache geradezu und schnurstracks zuwiderläuft. Die Sache ist darum auch meistens von Solchen angeregt worden, die das Wesen und Werden der Sprache nicht kennen; oder — man halte sich doch nicht bei dem Reden von der Möglichkeit auf, sondern man mache den Versuch — und im Einzelnen ist er schon oft genug vergeblich gemacht! — von neuem, und man wird sich von neuem von der Unhaltbarkeit desselben überzeugen. Was auf solche Weise gleichsam vom Tode — mag er auch ein partieller sein — zum Leben heraufbeschworen werden sollte, würde nur ein kümmerliches Dasein in Siechthum führen, und dem allgemeinen Gebrauche fern bleiben, weil es sich dem allgemeinen Verständnisse entzöge. Darum würde es das Schicksal der ausländischen Wörter haben, ja nicht einmal das, weil es vielleicht noch weniger verständlich wäre, übrigens aber deutsch und heimisch schiene und doch nicht als solches gefühlt würde. Das Kriterium für die Brauchbarkeit neuer sprachlicher Bildungen, und die einzige Bedingung, unter welcher ihre Bildung oder die Aufnahme alter erlaubt scheint, ist eben die unmittelbare Verständlichkeit; es muß entweder gar keines Commentars bedürfen, oder derselbe muß in dem Bewußtsein des Volkes zugleich mit dem Hören durch den Sprachvorrath gegeben sein. Soll man aber darauf rechnen und also nur solche Bildungen aufnehmen, die sich durch die in der Sprache schon vorhandenen Stammverwandten von selbst erklären und begreifen lassen würden, so würden das nur Bildungen sein, die sich auch aus unserer Muttersprache selbst entwickeln könnten, der es an Bildsamkeit nicht fehlt. Überlasse man es denn dem Bedürfnisse der Zeit und dem gesunden Sinne des Volkes: das Volk schafft sich Revolutionen, wo es deren bedarf, es wird sich ja seine eigene schöne Sprache, und wäre es auch nicht das deutsche, mund- und denkgerecht erhalten oder schaffen können, und weiter wird nichts von der Sprache verlangt. Die Pietät gegen die bei Seite gesetzten Wörter, ich meine, sie nicht um des Bedürfnisses sondern um ihrer selbst willen zurückrufen wollen, kommt nicht in Betracht; und endlich, wäre es nöthig und thunlich, die Sprache auf solche Weise zu vermehren, so läge uns die Geschichte, die unserer Muttersprache direct vorangeht, in dem reinern und inniger verbundenen Alt- und Mittelhochdeutschen doch um ein Gutes näher als die entarteten oder seitenverwandten Mundarten.

Also — das glaubten wir Beruf zu haben, weiter zu entwickeln — praktisch und für das Leben der Sprache ist die Bedeutsamkeit der Mundarten eine geringe; desto erheblicher erscheint sie für die Sprachforschung, worüber wir uns nunmehr kürzer fassen können.

Die sämmtlichen deutschen Mundarten, und insbesondere die ältern, reihen sich wie Äste eines Baums, oder Glieder eines Leibes um den Körper der hochdeutschen Sprache, deren ganze Geschichte erst mit ihrer Hülfe übersehen werden kann; und in demselben Grade, in welchem sie die Geschichte derselben ergänzen, tragen sie auch dazu bei, ihr allseitiges Verständniß zu fördern. Sie enthalten eine Menge von Wörtern und Ausdrücken, die dem Hochdeutschen unserer Zeit entweder gänzlich ab-

handen gekommen sind oder, weil sie isolirt dastehen, doch nicht mehr verstanden, d. h. etymologisch begriffen werden; in diesem Falle aber pflegen die Dialekte hülfreich einzugreifen, indem sie nicht selten die vermißten Wörter aus ihrem Leben zur Ergänzung des gesammten Wortschatzes nachweisen, oder durch verwandte Bildungen die einzelnstehenden und unverständlich gewordenen ihrem Leben und Ursprunge näher bringen.

Es ist dieses Verhältniß, und diese erste, auf der durch die Mundarten erweiterten Geschichte und erleichterten Vergleichung beruhende Bedeutsamkeit der Dialekte, die wir oben die lexikalisch-etymologische nannten, so einfach klar und einleuchtend, daß Niemand daran zweifeln wird, und doch ist es dasselbe Verhältniß wie jenes, auf welchem, nur in weitern Kreisen, die Vergleichung und gegenseitige Erläuterung des Sanskrits und der europäischen Sprachen beruht, und welches anzuerkennen man sich so lange gesträubt hat.

Der zweite Punkt, den wir oben als den rein sprachwissenschaftlichen bezeichneten, beruht auf der Lautverderbniß der Mundarten, die zu beobachten dem Sprachforscher von größter Wichtigkeit wird, sofern sich in ihr dieselben Erscheinungen in der Nähe zu wiederholen pflegen, die so zu sagen die Geschichte der sprachlichen Entwickelung ausmachen; außerdem aber zeigt fast eine jede Mundart Einzelheiten auf, welche für die Wissenschaft von um so bedeutenderm Interesse sind, als sie das Charakteristische der einzelnen Mundart zu bilden pflegen.

Sind dies in Wahrheit die beiden Punkte, auf denen die sprachliche Bedeutsamkeit der Mundart beruht, so haben wir nun zu fragen, ob Hr. Firmenich seine Sammlung diesen Zwecken gemäß eingerichtet habe. Und das können wir leider nicht sagen; denn es würde dazu einmal einer umfassenden, vollständigern Darlegung des Materials oder der Quellen der Dialekte, und zweitens einer Kritik bedurft haben, die die gesammten Mundarten in ihrer innersten Eigenthümlichkeit zu erfassen und danach auf das genaueste darzustellen bemüht gewesen wäre. Der Inhalt könnte uns hier gleichgültig sein.

Wie es für den Einzelnen möglich gewesen wäre, solchen Ansprüchen zu genügen, geht uns nichts an: genug, Hr. Firmenich übernahm es mit der Ausführung seines Werks, und die Möglichkeit liegt zu Tage: wenigstens hätte er sie annähernd erfüllen können, wenn er sich über jeden Dialekt mit besondern Gelehrten in Verbindung gesetzt, das Material reichlicher beigebracht, nach dem Alter unterschieden und die neuern Producte der letzten Zeit eingeschränkt hätte.

Wir müssen hier indessen, um nicht zu weitläufig zu werden, in das Einzelne gehen, und wenden uns zur Betrachtung einer bestimmten, wichtigen Mundart, über die wir uns ein Urtheil zutrauen dürfen, des vorpommernschen Niederdeutschen.

Die Mundart Vorpommerns ist auf einer Seite, in drei kleinen Gedichten behandelt; darin finden wir die Form wach (: mag) für wâk; wach ist aber gar nicht niederdeutsch, sondern wâk oder wacht, letzteres mit dem Nebensinne: munter, lebendig; weetst du ist neuer, auf dem Lande und sonst ist üblicher wĕts-du (= wĕtst-du). In Wörtern wie stigt, flügt wäre es der Aussprache angemessener, cht für gt zu schreiben; en anner entweder ên oder 'n anner, wobei das auslautende r auch nicht genau ist; freut gewöhnlich freuj't oder freug't; up de barg müßte barg' geschrieben werden, damit man ar dehne, es soll Plural sein, der Singular würde up 'n barg' lauten; daar kann nicht denselben Laut haben wie baaben, man schreibe lieber dôr, dôer; puchten all und vorher wat dat singen mag, hätten einer Erklärung bedurft. Kinder ist hochdeutsch für kinner, aber die dritte Probe gehört schon einem andern Dialekte an, wie môt, uck u. s. w. zeigen.

Von Neuvorpommern bringt der Herausgeber auch nur drei Proben auf zwei Seiten; die zwei ersten, moderne Producte, hat er der „Sundine" entnommen, das dritte (auch daher?) ist eine Übersetzung. Die Schreibung varirt, indem der Herausgeber sie immer so gelassen hat, wie er sie vorfand: es würden aber danach ebenso viele Schreibweisen entstehen als Dichter oder Mittheiler der Proben: ehn, gohd finden wir hier für das frühere een, goot geschrieben; dohr wechselt mit dâr u. s. w. gleich obigem daar; beting hat offenes e, ganz gleich ae. Viel Anderes ganz zu übergehen, sind lob, jahr, einander u. a. wieder ganz hochdeutsch; der eigenthümliche Laut von star't (in wippstar't) ist durch aar schlecht bezeichnet; wenn Leid für lêd (Lied) aufgenommen ward, mußte diese breitere Form der Mundart auch consequent durchgeführt werden, also geit für geht u. s. f.; wi hämm't (wir haben es) kommt der Aussprache ziemlich nahe, aber ist hier doch zu craß, und sicher kann mit demselben Rechte hebb'n't geschrieben werden; für den Dativ demm wäre dat, wenigstens für manche Gegend Neuvorpommerns, richtiger, aber hier vermissen wir eben die nähere Bezeichnung derselben, denn die Mundarten scheiden sich daselbst nicht blos nach Stadt und Land, sondern auch nach den einzelnen Städten: wurt mußte wûrd (Wort) sein und sint für sünt wird sich auch nur für die stralsunder Gegend rechtfertigen lassen, die i für ü vorzieht, wie ihnen die Greifswalder in den Worten: de mîs' sind bî'n klîtbidel west (für de müs' sünt bî'n klütbüdel west) vorzuwerfen pflegen.

Es folgen dann nach einer kleinen Probe der Insel Usedom sechs Spalten von der rügenschen Mundart, wieder in besonderer Schreibung, wie uns denn gleich soewen an der Stelle des bisherigen sö͡äwen begegnet. Nur noch ein paar Worte über das sogenannte Mittel vör dat fewer (S. 89), das uns in einer richtigern Form bekannt ist. Die Mundart dieses Stücks neigt sich dem Hinterpommerschen zu, aber wenn danach wär'n und febereern (schreibe wêr'n : fewerêrn) zu setzen waren, mußte es auch hinfort balbêrt. kurêrt u. s. w. heißen; sprok ist jünger und neuer, besser sprak wie 86 a;

to'm und im heißen gewöhnlich to'n, in'n, hinwieder der Accusativ nicht en sondern em; bassig soll wol bossig sein? beden für bæten, satt für sàt und avendrin für bàben, bàven sind ganz falsch; freet ist fraet; verdammt, umsünst mögen gelten; aber sich, wohlfeil, sichre, dritten, verschwunden und andere sind ganz hochdeutsch und somit unstatthaft; das Richtige in dem letzten Falle lehrte schon der verletzte Reim zu besunnen : verswunnen. Aber hätte der Herausgeber dergleichen beachtet, so hätte er manche Fehler (z. B. weer : gras für das richtige was : gras) leicht verbessern können.

Wir wissen Beides, was man uns entgegnen könnte, daß es schwer, fast unmöglich ist, die Mundarten richtig durch unsere Schrift darzustellen, und daß sie ferner unendlich schwanken und durch Eindringen des Hochdeutschen gestört sind. Indessen bemerken wir dagegen, den letzten Punkt betreffend, daß es uns gar nicht interessiren kann, den Grad der Mischung, wie er sich im Munde Einzelner macht, zu sehen; daß das Hochdeutsche aus den Proben des Niederdeutschen durchweg da zu verbannen ist, wo noch die niederdeutschen Formen, wie in den obigen Beispielen, daneben lebendig sind; rücksichtlich des ersten Punktes aber, daß der Herausgeber einzelne Proben gebracht hat, in denen der Versuch gemacht ist, die Laute genauer ihrem Werthe entsprechend zu bestimmen und zu schreiben.

Verkennen wir indessen auch nicht das einzelne Gute dieser Arbeit, so müssen wir doch nach den oben genauer untersuchten Proben den Schluß machen, daß es durchaus an derjenigen Kritik gebricht, die erfoderlich ist, wenn die Mundarten die entwickelte Bedeutung für die Sprachforschung haben sollen.

Es bleibt uns also nichts Anderes übrig, als von diesem ersten Zwecke des Herausgebers ganz abzusehen und die ihm mehr nebensächlichen in Betracht zu ziehen, die sich auf die geschichtliche und poetische Bedeutsamkeit der Mundarten stützen. Beide springen in der That so sehr in die Augen, daß wir es nicht erst zu unternehmen brauchen, sie des weitern nachzuweisen, aber die Foderung dürfen wir auch hier aussprechen, daß, wenn beide Zwecke erreicht werden sollen, das Material, bei dem es uns hier nicht sowol auf die Form als auf den Inhalt ankommt, dem letztern nach gehörig gesondert und gesäubert, und nur dann aufgenommen werde, wenn es wirklich Werth hat. Das Werk wird durch die Aufnahme einer Menge moderner Stücke neuer Verfasser, von oft ganz trivialem Inhalte, über die Maßen angeschwellt. Was in dem Volke lebt, und von dem Volke selbst geschaffen ist, nur Das wird ein redender Zeuge für sein öffentliches und geistiges Leben sein und einen wünschenswerthen Beitrag für die politische oder Culturgeschichte wie für die Geschichte seiner volksthümlichen Literatur abgeben. In diesem Sinne wäre es vor Allem nöthig gewesen, außer dem Orte, wo es thunlich, auch die Zeit anzugeben, und wenn dies unmöglich, wenigstens die Quellen nachzuweisen, theils um weitere Forschung zu erleichtern, theils um das Alte und mündlich Fortgepflanzte von dem neuen Producte sicher unterscheiden zu lassen. Hätte der Herausgeber endlich die Veröffentlichung seiner Sammlung erst dann begonnen, wenn er den ganzen Schatz zu übersehen vermocht hätte, so hätte er, wenn ihm die örtliche Anordnung für den ersten nur theilweise erreichbaren Zweck die Hauptsache blieb, dennoch durch Verweisung von Einem auf das Andere eine Zusammenstellung des Gleichartigen zu Stande bringen und damit eine Art von Kritik liefern können, die selbst für Märchen, Sagen, Volks- und Kinderlieder unerlaßlich ist. Aber der Herausgeber hat fast jede Kritik dieser Art von sich gewiesen, und sich nur auf Sammeln und Zutagefördern des Gesammelten beschränkt, Andern überlassend, dasselbe dereinst zu bearbeiten. Und — wir wiederholen es hier gern — er hat sich auch durch diese gewiß mit großer Mühe verbundene und nur durch unablässige Ausdauer zu bewerkstelligende Arbeit des Sammelns schon ein Verdienst erworben, welches ihm auf unsere Anerkennung gerechte Ansprüche gibt, und nur dazu fodern wir ihn dringend auf, will er auch auf dem einmal betretenen Pfade fortfahren, daß er hinfort wenigstens die Quelle (ob gedruckt oder mündlich) angebe, und sich auf das Werthvolle, Alterthümliche beschränken möge, mit Ausscheidung alles Dessen, was, wie die Proben der berliner Mundarten, die zwölf Spalten einnehmenden W. Bornemann'schen Gedichte, die vielen Gespräche u. s. w. hier theils ganz werthlos, theils sattsam bekannt und Dem, den es angeht, leicht zugänglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Amerikanische Alterthümer.

Ein neuerer Reisender, welcher einen großen Theil von Texas durchwandert hat, versichert, im Norden dieses Landes, in der Gegend zwischen Santa-Fé und dem Stillen Meere, bedeutende Ruinen von Tempeln und andern Gebäuden aufgefunden zu haben, besonders in der Nähe des Rio Puerco und im Westen des Colorado. An einem Arme des Puerco, unweit Santa-Fé, befinden sich Ruinen, die augenscheinlich von einem alten, durch seinen Umfang bemerkenswerthen Tempel herrühren. Die Mauern stehen zum Theil noch und sind aus behauenen, mit Mörtel untereinander verbundenen Steinen zusammengesetzt. Der Tempel muß ungefähr einen Acker Boden im Umfang und drei Stockwerk gehabt haben. Das Dach ist nicht mehr vorhanden; aber einige Gemächer, alle in Quadratform, sind noch ziemlich erhalten. Von den Ufern des Colorado an bis zu dem Meerbusen von Californien, in einer von Europäern noch wenig besuchten Gegend, stößt der Wanderer fast mit jedem Schritte auf imposante Ruinen.

Von Dahlmann's „Geschichte der englischen Revolution" erscheint zu London eine englische Übersetzung von H. Evans Lloyd. Der Übersetzer scheint aber mit der Lebensgeschichte seines Autors nicht recht vertraut zu sein, indem er denselben in der Ankündigung noch immer als gewesenen Professor der Geschichte an der Universität Göttingen (Dahlmann war in Göttingen Professor der Staatswissenschaften) bezeichnet und somit anscheinend von seiner Anstellung in Bonn nichts weiß.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 209. — 27. Juli 1844.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Joh. Matth. Firmenich. Erste bis dritte Lieferung.

(Fortsetzung aus Nr. 208.)

Nach diesem Urtheile *) kommen wir nun auf die Sammlung als eine solche, mit Entsagung aller andern Ansprüche, zurück und können uns ungestört des Inhalts derselben freuen, der nach Seiten der Sagen und Märchen, der Volks- und Kinderlieder schon ein reicher Schatz genannt werden darf, und besonders dem Forscher auf dem Gebiete volksthümlicher Dichtung mannichfache Belehrung und Anregung gewähren wird. Wir finden, zum Denkmale des einigen deutschen Geistes, überall Verwandtes und Ähnliches wieder und sehen uns so mit Einem Male, durch Vergleichung desselben, in den Stand gesetzt, eine Art von Kritik zu üben, die man früher kaum für möglich gehalten hat.

Sei es uns vergönnt, einige Beispiele anzuführen. Besonders werth und wichtig schien uns das schöne alte Lied „Von den zwei Königskindern", welches der Herausgeber in der ostfriesischen Sprache mitgetheilt hat. Dieses Lied zeigt sich nämlich nicht blos in vielen deutschen Mundarten und Versionen erhalten, sondern es ist auch in den meisten germanischen Sprachen vorhanden, namentlich im Schwedischen, Dänischen, Niederländischen u. s. w. Wir geben es hier, um der Worterklärungen entbehren zu können, ganz treu übersetzt:

Die zwei Königskinder.

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Die konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

„Du kannst ja gut schwimmen, mein Lieber,
So schwimm' denn herüber zu mir:
Zur Nacht eine Fackel soll brennen,
Die See zu beleuchten dir."

Da war auch eine falsche Nonne,
Die schlich sich ganz sacht nach der See,
Und dämpfte das Licht ihm zumal aus:
Der Königssohn blieb in der See.

Die Tochter sprach zu der Mutter:
„Mein Herze thut mir so weh!
Laß mich in die Luft geh'n zu wandeln,
Wol an dem Strand von der See."

„„Thu das, meine liebste Tochter!
Nur alleine so darfst du nicht geh'n:
Weck' auf deinen Bruder den jüngsten,
Und den laß mit dir geh'n!""

„Ach nein! mein Bruder der jüngste
Der ist so wild, das Kind,
Der schießet nach all den Vögeln,
Die an dem Strande sind.

Und schießt er denn all die zahmen,
Die wilden die läßt er geh'n,
Dann sagen sogleich alle Menschen:
Vom Königskind ist es gescheh'n."

„„Nur Tochter, meine liebste Tochter!
Allein darfst du nicht geh'n:
Weck' auf deine jüngste Schwester
Und die laß mit dir geh'n.""

„Ach nein! mein jüngste Schwester
Ist noch ein spielend Kind,
Sie läuft nach all den Blümlein
Die an dem Strande sind;

Und pflückt sie denn all die rothen,
Die weißen die läßt sie steh'n;
Dann sagen sogleich alle Menschen:
Vom Königskind ist es gescheh'n."

Die Mutter ging nach der Kirche,
Die Tochter ging an das Meer,
Sie ging so allein und so traurig,
Das Herz that weh ihr so sehr.

„Ach Fischer, mein guter Fischer,
Du siehst, ich bin so krank,
Du kannst ja und mußt mir helfen,
Setz aus dein Fischnetz zu Fang.

Hier hab' ich mein Liebstes verloren,
Das Liebste im Erdenrund,
Und kannst du den Schatz mir auffischen,
So mach' ich wol reich dich zur Stund'."

„„Für Euch will ich Tagelang fischen,
Verdien' ich auch nichts als Gotts Lohn.""
Er warf sein Netz in das Wasser, —
Was fing er? Den Königssohn.

---

*) Die in den Noten unter dem Texte angebrachte Erklärung der einzelnen schwierigen Ausdrücke haben wir dabei ganz übergangen, weil sie — so scheint es uns nach ihrer Ungleichmäßigkeit — wol von den unmittelbaren Sammlern oder Einsendern der Proben herrühren. Und dadurch haben sie gewiß den wesentlichen Vorzug der Richtigkeit, denn verhältnißmäßig ist uns nur wenig aufgefallen, was etwas vag oder ungenau sein möchte. Öfter dürfte man die Erklärung ganz vermissen.

„Da Fischer, mein liebster Fischer,
Da nimm dein verdienten Lohn;
Hier hast du mein golden Ketten,
Und hier mein demanten Kron."
Sie nahm ihr Liebsten zum Arme,
Und küßt' seinen bleichen Mund:
„Ach, treuer Mund, könnt'st du sprechen,
Mein Herz würd' wieder gesund!"
Sie drückte ihn fest an ihr Herze,
Das Herze das that ihr so weh,
Und länger konnt' sie nicht leben,
Sie sprang mit ihm in die See.

Diese Recension des weitverbreiteten Liedes unterscheidet sich in mancher Hinsicht vortheilhaft von den andern. Im Schwedischen ist es umständlicher erzählt, wie der Königssohn ertrinkt und ein Knabe der Tochter die Kunde davon bringt. In deutschen Versionen wird hinter Vers 3 hinzugefügt:

Es war am Sonntag Morgen,
Die Leute waren alle so froh,
Bis auf die Königstochter,
Die Aeuglein saßen ihr zu.

Nichtsdestoweniger fährt die eine fort:

Die Mutter und die ging schlafen
Die Tochter ging ihren Gang,
Sie ging so lange spazieren,
Bis sie ein Fischer fand.

wo es in unserm Gedichte oben heißt: „Die Mutter ging nach der Kirche" u. s. w.

Wir versparen uns die weitern Bemerkungen indessen für eine andere Zeit, wo wir Gelegenheit nehmen werden, die sämmtlichen bekannten germanischen Bearbeitungen einander gegenüberzustellen und kritisch zu vergleichen.

(Der Beschluß folgt.)

Politische und finanzielle Abhandlungen von Bülow-Cummerow. Erstes Heft: 1) Die preußischen Landtagsverhandlungen und ihre Resultate. 2) Die Mahl- und Schlachtsteuer. Berlin, Veit und Comp. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Die ebenso große Freimüthigkeit und Offenheit als rühmliche Besonnenheit und Klugheit, wie hier bewiesen worden ist, in einzelnen Abhandlungen Gegenstände des wirklichen Staatslebens vielseitig zu betrachten, zu beleuchten und in ihren Ursachen und Wirkungen zu beobachten, kann der genauen, gründlichen und umfassenden Kenntniß des Zustandes des Vaterlandes, und der Sicherheit oder Unsicherheit, der Vortrefflichkeit oder Verbesserungsbedürftigkeit, und der Wohlfahrt und des Gedeihens oder des Verkümmerns und Verfalles desselben nur Vorschub thun, nur berichtigen und bereichern, mithin nur mit wohlverdientem Dank aufgenommen werden. Schon in unsern Anzeigen der frühern Schriften des Verf. haben wir seinem praktischen Blicke unsere ganze Anerkennung zu erweisen uns verpflichtet gefunden. In diesen beiden Abhandlungen, deren Vermehrung bei gleichem Gehalte recht sehr zu wünschen ist, hat der Verf. mit theoretischen Sätzen wenig zu thun gehabt, bei welchen wir früherhin mitunter Veranlassung gehabt haben, ihm mit unserer Kritik entgegenzutreten, sondern es ist eine durchaus auf Erfahrung und Beurtheilung des Erfolges gegründete Erwägung der beiden Gegenstände, worauf der Verf. seine und unsere Aufmerksamkeit gerichtet hat, wobei wir der Richtigkeit seines Urtheils beizutreten fast überall nicht umhin können. Er hat die Einzelheit der behandelten Gegenstände benutzt, um sie recht im Einzelnen und wieder in ihrer Ganzheit zu beschauen, sowol sie selbst als auch in ihrer Stellung zu ihren Umgebungen und der Wechselwirkung zwischen beiden. Man erkennt nicht nur mit ihm klar, sondern man fühlt auch mit ihm, denn er schreibt mit dem warmen Gefühle des Patrioten und mit dem unverkennbaren Bestreben, seinen Mitbürgern sich nützlich zu machen.

Es ist an sich eine gesunde Idee, die bisherigen Arbeiten der Ständeversammlungen zusammenzufassen, unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen und untereinander zu vergleichen, um daraus das Ergebniß abzuziehen, nicht nur, was sie für das schöne Geld und die schöne Zeit und Kraft, die sie verzehrt, dem Lande genutzt und gefruchtet, sondern auch wie sie sich charakteristisch untereinander unterscheiden und mehr oder minder bedeutsam und gewichtig sich erwiesen haben. Um die vollständigen Züge zu einem treuen Bilde aufzufassen, hätte der Verf. freilich sich nicht allein, wie er gethan, auf die ständischen Petitionen, sondern auch auf die Begutachtung und Beschlüsse über die an sie gebrachten Propositionen gründen, darüber verbreiten, und deren Gediegenheit, Umsichtlichkeit und Entschlossenheit darin nachweisen müssen, wovon hier nur beiläufig bei einzelnen Veranlassungen die Rede ist. Da indessen auch die Petitionen einen eigenen Abschnitt der ständischen Thätigkeit ausmachen, müssen wir uns mit Dem begnügen, was der Verf. vor die Hand zu nehmen sich bewogen gefunden hat. Mit welcher Aufrichtigkeit, Unparteilichkeit und Kernigkeit derselbe seine Betrachtungen angestellt und dem Papiere anvertraut hat, können wir am sichersten durch seine eigenen Worte in den Stellen erkennbar machen, welche zugleich, als die Hauptsachen betreffend, den Gang jener andeuten.

„Die Aufgabe dieser Schrift soll sein, die wichtigen Anträge der Provinzialstände und die Resolutionen, welche darauf erfolgt sind, hervorzuheben; wir werden zugleich Betrachtungen über die politische Entwickelung der verschiedenen Provinzen der Monarchie und die Richtung anstellen, welche die Regierung verfolgen zu wollen scheint. Dies wird nun Gelegenheit geben, auf die wichtigsten Tagesfragen überzugehen und zu zeigen, inwieweit eine Übereinstimmung zwischen den Wünschen des Volks und den Absichten der Regierung besteht und wie diese Interessen sich vereinigen lassen?"

„Wenn es je in der Geschichte Momente gegeben hat, welche für das künftige Schicksal der Völker entscheidend sind, so befindet sich Preußen in einem solchen. Die größte Gefahr besteht aber darin, sich in einem Zustande zu befinden, dessen man sich nicht bewußt ist; und dies scheint gegenwärtig in Preußen ganz der Fall zu sein. Täuschen wir uns nicht, und täuscht uns Das nicht, was jetzt vorgeht, so erkennt weder die Regierung noch das preußische Volk die Krisis, in welcher sich das Land befindet; und doch sind beide gleich nahe dabei betheiligt, daß dieselbe sich zum Guten wende. Von allen Krankheiten, welche die Gesellschaft bedrohen, sind keine gefährlicher als die, welche aus den Gesinnungen entspringen; hat eine solche erst feste Wurzel gefaßt, wird leider nur zu oft die Krankheit eine unheilbare. Noch sind alle Elemente vorhanden, welche erfoderlich sind, um Preußen groß und mächtig nach außen, glücklich und einig nach innen zu machen; noch ist es möglich, die Aufregung der Gemüther zu beschwichtigen. Allein es scheint die höchste Zeit zu sein, wirksame Mittel zur Erreichung des Ziels zu verfolgen, denn die bisherigen sind nicht geeignet zu beschwichtigen, sondern nur die Aufregung zu vergrößern. Wo es gilt, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, gefährliche Theorien zu widerlegen, Regierung und Volk aus ihrem Schlafe und einer gewissen Indolenz zu erwecken, die lähmend wirkt, da liegt den Schriftstellern ob, mit scharfen Waffen zu kämpfen und eine heilsame Aufregung hervorzurufen. Wenn aber eine solche schon besteht

und Misverhältnisse und Misverständnisse obwalten, die bedrohlicher Natur wenigstens werden können, ist es die Pflicht Dessen, der die gute Sache verficht, möglichst zu besänftigen, aufzuklären und die Lösung der Misverständnisse dadurch zu bewirken, daß er die Vereinigungspunkte ausfindig zu machen sucht."

„Es handelt sich gegenwärtig um Gegenstände, von welchen der eine unmittelbar in das innerste Leben des Menschen selbst, der andere in das des Volks (und der dritte, nach der zweiten Abhandlung in die Nationalökonomie) eingreift; und die mithin zu den alleraufregendsten gehören."

Die größte Störung des innern Friedens und der Einigkeit ist aus den kirchlichen Verhältnissen erwachsen. Rom hat die Zeitumstände benutzt, den Klerus wieder enger an den päpstlichen Stuhl zu ketten und durch seinen Einfluß die Macht der katholischen Kirche wieder zu heben. Kaum hat die Regierung vermocht, die von ihm angezettelten Wirren zu überwältigen. „Die Vorgänge in Köln, Posen und Breslau offenbaren das Bestreben, die geistliche Macht dieser Kirche der Staatsgewalt gegenüber immer mehr auszudehnen, während ein Theil der protestantischen Unterthanen die Sicherheit ihrer Kirche dem Wunsche nach Frieden mit Rom geopfert glaubte und sich darüber unzufrieden zeigte. Noch beiweitem beunruhigender ward der sich immer mehr herausbildende innere Zwiespalt in der evangelischen Kirche selbst. Will man auf die verschiedenen Ursachen der innern Zerrissenheit der evangelischen Kirche zurückgehen, so darf man die Einwirkung nicht übersehen, welche das philosophische Zeitalter durch seine kritischen Betrachtungen auf die positive Religion ausgeübt hat. Nachdem durch die Reformation die Ketten gesprengt worden waren, in welchen Rom bis dahin den menschlichen Geist, diese höchste Gabe Gottes, gefesselt hielt, nachdem es den Gläubigen wieder erlaubt worden war, zu denken und Gott im Geiste und in der Wahrheit zu erfassen, konnte es nicht fehlen, daß der sich frei regende Geist alle Schranken durchbrach und Gott selbst zum Gegenstande seiner kritischen Forschungen machte."

Aber eben dies beklemmte und ängstigte Diejenigen, welche zwar an den hervorgebrachten Erfolgen der Reformation, aber nicht an ihrem Principe festhielten, und die sich nicht von der angewöhnten Vorstellung losmachen konnten, daß die Religion ein gegebenes Objective sei, nicht der Inhalt der subjectiven Auffassung eines Erdachten oder Gelehrten. „Unter der Bezeichnung der Frommen hat sich seit einer Reihe von Jahren eine große Anzahl von Christen enger aneinander geschlossen und immer mehr über ganz Deutschland verbreitet, theils um sich auf ihre Weise miteinander zu erbauen, theils um das Christenthum von seinem, von ihnen gefürchteten, Untergange zu erretten. Die Erfahrung lehrt, daß ein gewisser Fanatismus und Hang zur Proselytenmacherei nur zu oft im Gefolge solcher religiösen Verbindungen sich befinden, und daß dadurch auf der einen Seite der Same der Zwietracht ausgestreut wird, während auf der andern das Bestreben dahin gerichtet ist, in der Verwaltung Einfluß zu erlangen, um auch von da her die Bekehrungszwecke zu fördern. Eine selbst in den höhern Kreisen so ausgebreitete Gesellschaft von Gleichgesinnten bildet eine Macht, der sich alle Diejenigen anzuschließen suchen, welche der Ehrgeiz treibt und welche durch Protection zu Ämtern gelangen möchten, wodurch dann leicht die Heuchelei auf eine beklagenswerthe Weise sich ausbreitet. Eine Verbindung dieser Art, die in ihrer weitern Ausbildung eine Kirche in der Kirche zu werden droht und leicht einen großen Einfluß auf die Lehre und selbst auf die Staatsverwaltung gewinnen kann, verfehlt nicht, die ängstlichsten Besorgnisse zu erwecken und eine allgemeine Aufregung zu nähren. Die nächsten Folgen davon und zur absichtlichen Gegenwirkung sind auch schon eingetreten. So haben sich bereits zwei religiöse Genossenschaften gebildet, die eine ganz verschiedene Richtung verfolgen, die Spaltung in der Kirche vergrößern und die innern Zwistigkeiten betrübend vermehren, dafern die Regierung nicht durch ein sehr umsichtiges und weises Benehmen die Gründe zu den erweckten Besorgnissen entfernt und hierdurch den Widerstand dagegen unnöthig zu machen beflissen ist. Sehr leicht begreift sich, welche Hoffnungen auf diese Zustände in der evangelischen Christenheit von der katholischen Kirche gebaut werden, und wie deren Geistlichkeit eine immer größere Thätigkeit entwickelt, daraus den möglichsten Vortheil zu ziehen. Es erklärt dies zugleich die Spannung, mit welcher die protestantischen Unterthanen alle Schritte der Regierung in religiöser Beziehung überwachen und weshalb sich von allen Seiten laut der Wunsch ausspricht, daß die Wahl der Personen, welchen eine so schwierige und zarte Aufgabe zu Theil wird, die bestehenden Wirren zu lösen, auf Männer fallen möge, welche durch ihre echt evangelische Richtung (also nicht nach dem Buchstaben und der Geberde, sondern im Geiste und von ganzem Herzen) eine Bürgschaft gewähren und den Muth haben, «ihre eigene Freiheit in der Freiheit der Andern zu ehren». Wolle doch die Regierung dabei noch berücksichtigen, daß es eben ihre alten Provinzen sind, die den Kern der Monarchie bilden und in denen die größte Aufregung in dieser Beziehung vorhanden ist!"

„Der zweite Punkt, der die Gemüther bewegt, betrifft die Verfassungsangelegenheit. Unter Verfassung ist aber die feste Bestimmung des gesetzlichen Zustandes zwischen der Regierung und ihren Unterthanen zu verstehen, sodaß die Grenzen der Pflichten und Rechte scharf gezogen sind. Niemand ist hierbei mehr betheiligt als die Regierung selbst, und nächst ihr alle Diejenigen, die einen gesicherten Zustand wünschen. Bei der Gleichheit der wohlverstandenen Interessen des Königs und seines Volks, bei den unverkennbaren Absichten eines zugleich geistreichen und gemüthvollen Fürsten und bei dem guten Geist im Volke ist an einer endlichen glücklichen Vereinigung der Ansichten und Wünsche nicht zu zweifeln, wenn erst ruhige Erwägung wieder Platz genommen haben wird. Denn der Zwiespalt betrifft nicht sowol die Frage, ob Preußen einer möglichst vollendeten Verfassung bedürfe, was kaum in Zweifel zu stellen ist, sondern er beruht darin, daß im Lande das Verlangen mehr oder weniger allgemein nach einer baldigen völligen Ausbildung derselben geht, wohingegen der Monarch den Zeitpunkt noch nicht gekommen zu sein glaubt, darauf einzugehen zu können. Eine Verfassung mit Reichsständen, durch welche die Souverainetät des Königs eingeengt oder die Provinzialstände aufgehoben werden sollten, verlangt das alte Land so wenig als die Rheinprovinzen. Auch würde eine solche bei der Verschiedenheit der Verhältnisse der Provinzen und des Bildungsgrades ihrer Bewohner einen Umsturz alles Bestehenden mit sich führen, was Niemand wünschen kann. Ohne alle Sorge könnte der Monarch sämmtliche Provinzen des Reichs befragen, ob sie eine solche reichsständische Verfassung wünschten. Ein einstimmiges Nein würde die unbezweifelte Antwort sein. Wer daher dem Könige die Meinung beizubringen suchen sollte, die Nation fodere Reichsstände mit solchen Attributen, der befindet sich mindestens selbst im Irrthume und begeht ein ebenso großes Unrecht, das Herz des Monarchen in dieser Beziehung mit Mistrauen zu erfüllen, als Diejenigen, welche durch Wort und Schrift die landesväterlichen Absichten des Königs zu verdächtigen sich angelegen sein lassen. Denn ebenso unwahr es ist, daß die Nation nach einer Schmälerung der Gerechtsame der Krone strebe, da sie doch nur begehrt, daß der König ihre Wünsche durch ihre Stellvertreter vernehme; ebenso unbegründet erscheint es, daß es den Freunden der bureaukratisch-absolutistischen Partei gelungen sei, den König von jedem weitern Ausbau der Verfassung abzuschrecken und daß diese Bestrebungen auch von auswärts beachtete Unterstützung gefunden hätten. Um solche Gerüchte auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen, ist nichts geeigneter, als die wirklichen Verhältnisse genau zu erwägen."

„Der nicht in Abrede zu stellende Misbrauch der freier gegebenen Presse und die rastlose Ungeduld der Unbedächtigen

— denn die flüchtigen Gedanken eilen der Zeit voraus und durchschreiten im Sturmschritt alle Phasen, während die Wirklichkeit nicht vermögend ist, ihrem Fluge zu folgen —, mögen die Besorgniß erregt haben, von der Bewegung fortgerissen zu werden, sodaß man glaubte, ihr dermalen hemmend entgegentreten zu müssen, woraus sich so Manches von dem Geschehenen erklärt. Begreiflich und selbst zweckmäßig erscheint es daher, daß die Regierung, nachdem sie einige wichtige Schritte zur Entwickelung der Verfassung gethan hatte, welche die Stände aus ihrer bisherigen Nichtigkeit, in die sie versunken waren, aufrichteten, sich entschloß, fürs erste nicht weiter zu gehen, sondern den Erfolg davon zu beobachten und sich daraus eine Lehre abzunehmen, wie weit man gehen könne und müsse, um auf der einen Seite die Stärke der Monarchie zu sichern, auf der andern dem Volke diejenige Freiheit zu gewähren, auf welche es einen gerechten Anspruch hat, zumal unter den Staatsmännern selbst die Meinung behauptet wird, daß jede gegebene Verfassung eine papierene sei, die morgen wieder zerrissen werden könne, und daß eine dauerhafte Verfassung lediglich aus dem Leben des Volks selbst durch die Umstände und Schicksale desselben sich herausbilden müsse."

Wenn der Verf. die Richtigkeit dieses Satzes darum bestreitet, weil die Auflösung und Erfüllung desselben am Ende auf blutige Kämpfe der ringenden Mächte und ihrer Trabanten hinauslaufe, müssen wir ihm zu Gemüthe führen, daß allerdings jeder Friede und jedes Gut desselben die Frucht eines Kampfes und einer Errungenschaft ist, und jedes Leben und dessen Thätigkeit aus der Entgegenwirkung und Wechselwirkung bewegter Kräfte hervorgeht, also auch die bürgerliche Freiheit, und eine sie schützende Verfassung nur das Ergebniß ihrer Selbstgewinnung und kräftiger Erwerbung sein kann. Ohne Ringen und Kampf darum wird Niemand ihrer mächtig werden; aber darum braucht derselbe noch kein blutiger zu sein, vielmehr kann er dies allemal nur durch die Schuld der Regierung werden, entweder weil sie schwach, stumpf und besinnungslos dem Staatsregimente nicht vorzustehen wußte, sondern die Sachen in solche Verwirrung brachte, daß das Volk sich jenes bemächtigen und diese ordnen mußte, sei es auf ausdrückliches Anrufen der Regierung oder durch die Noth mit ihr dazu getrieben, oder aber weil sie blind und taub gegen die Fortschritte der Zeit unbeachtet ließ, daß aus Kindern Leute, aus Sklaven Unterthanen, aus Unmündigen Mündige geworden sind, daß hiernach deren Behandlung, die Formen der Verwaltung der Staatsgeschäfte und die Verfassung sich richten und umgeändert werden müssen, und daß sie aus Kurzsichtigkeit oder Herrschsucht versäumt, Dem, was hiernach unausbleiblich ist, zu rechter Zeit und mit Liebe entgegenzukommen, es selbst zu lenken und zum öffentlichen Besten zu gestalten, sich nicht durch unvorhergesehene oder wol gar selbst verschuldete Begebenheiten den Zügel aus der Hand reißen zu lassen, mit Einem Worte, es stets und überall zu bedenken, daß jede Regierung und jeder Regent um des Volks willen da ist, dessen Wohl und wahre Freiheit der Zweck, die Macht jener nur das Mittel und ihre Stellung der Beruf dazu. Ein weiser Regent wird und kann es daher nie zu einem Kampfe um die Verfassung oder einen Bestandtheil derselben kommen lassen, sondern bei der Wahrnehmung eines entstehenden Ringens darum immer aus freier Entschließung damit vorgehen, solche Einrichtungen zu treffen und einzuführen, welche die Menschen reif machen, ihr wahres Heil richtig zu erkennen, bescheiden zu begehren und mäßig zu gebrauchen. Institutionen schaffen, durch welche die Einsicht, die Gesinnung und der Charakter der Nation allmälig geläutert, vervollkommnet und veredelt werden, sodaß sie in demselben Maße des Zwangs weniger bedarf, weil die Weisheit der Regierung und im Volke sich einmüthig begegnen, Das ist es, worauf das Glück der Nationen sich gründet und was die Männer unsterblich macht, deren Klugheit und Kraft sie solche verdanken. Ohne solche Schöpfungen kein Verdienst, keine Größe, kein Ruhm!

Sich dergleichen Veranstaltungen und Einrichtungen erst abnöthigen zu lassen, damit zu zögern und zurückzuhalten, bis dies nicht länger angeht, nur von der Nothwendigkeit sie sich abdringen zu lassen, beweist unleugbar Schwäche des Kopfs, oder des Herzens, oder beider. Die Staatsweisheit sieht lange voraus, was da kommen muß und wird, und sie bereitet die Wickelschnur und die Windeln vor der Geburt des Kindes, nach derselben aber sorgt sie für gute Milch und später für immer stärkere Nahrung, wie sie das heranwachsende Kind bedarf. Sie gewährt sie ihm ungefodert und erwirbt sich seine Dankbarkeit, Ehrerbietung und Hingebung durch die Sorgfalt für seine Bedürfnisse und durch die Würde, mit welcher sie es erzieht, Beides aus und in Liebe.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die Theilnahme der Geistlichkeit am öffentlichen Unterrichte.

Zur Ehre der Liberalen in Frankreich muß man gestehen, daß sie bei dem lebhaften Streite der Geistlichkeit mit der Universität keinen Augenblick Anstand genommen haben, die bestehenden Institutionen zu vertheidigen. Nicht als ob sie dieselben für vollkommen und in allen Theilen genügend hielten; aber die Bestrebungen der ultramontanistischen Partei scheinen ihnen zu gefährlich, als daß sie ihr durch Angriffe gegen die Regierung oder auch nur durch Stillschweigen bei dieser wichtigen Streitfrage den mindesten Vorschub leisten könnten. Besonders hat der „National", dessen literarischer Theil ebenso pikant als gehaltreich zu sein pflegt, eine Reihe von trefflich geschriebenen Aufsätzen enthalten, in denen die Geistlichkeit gebührendermaßen entlarvt wird. Diese geistreichen Artikel rühren größtentheils aus der gewandten Feder F. Génin's her, der eine Zeit lang eine Professur zu Strasburg bekleidete und der sich durch mehre historische Werke rühmlich bekannt gemacht hat. Gegenwärtig erhalten wir von eben diesem Gelehrten eine neue, umfangsreichere Arbeit, die in demselben Geiste gehalten ist wie seine Aufsätze im „National", und die als besonderes Werk u. d. T. „Les Jésuites et l'université" erscheint. Es ist dies eins der wichtigsten Documente, welche in diesem interessanten Streite der Geistlichkeit mit der Universität bisher erschienen sind. Was dieser Schrift einen besondern Werth verleiht, ist der Umstand, daß der Verf. einen ebenso scharfsinnigen als eindringlichen kritischen Überblick über alle einzelnen Momente gibt, die sich bei dieser Streitfrage bis jetzt herausgestellt haben.

Blumenlese der neuesten französischen Literatur.

Unter der großen Menge von Chrestomathien der französischen Literatur können wir mit bestem Gewissen ein kleines Werkchen empfehlen, welches u. d. T. „Chefs-d'oeuvre des écrivains du jour: histoire, roman, poesie" vor kurzem erschienen ist. Dasselbe zeichnet sich sowol durch eine sehr passende Auswahl als auch seiner großen Wohlfeilheit wegen vor allen ähnlichen Büchern aus. In zwei Bändchen, von denen jedes nur einen Franc kostet, erhalten wir Bruchstücke von fast allen Notabilitäten der modernen französischen Literatur von Madame Ancelot an bis auf Victor Hugo. Indessen scheint der Herausgeber dieser kleinen Sammlung weniger eine Auswahl des Schönsten, als Dessen, was zur Kenntniß der einzelnen Schriftsteller am charakteristischsten schien, im Auge gehabt zu haben. Man kann sich, wenn man den Inhalt dieses Werkchens überschaut, ein ziemlich getreues Bild der französischen Literatur in ihrer heutigen Gestalt machen, nur dürfte man freilich vielleicht zu der Überzeugung kommen, daß der Herausgeber mit dem Prädicat Chefs-d'oeuvre im Allgemeinen vielleicht allzu freigebig gewesen ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 210. — 28. Juli 1844.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Joh. Matth. Firmenich. Erste bis dritte Lieferung.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Aus dem Ostfriesischen und sonst finden wir eine besondere Art von sprüchwörtlichen Redensarten, auf die wir theils um ihrer äußerst derben, kräftigen und volksthümlichen Natur, theils um der Übereinstimmung willen aufmerksam machen wollen, die sie in den verschiedensten Gegenden auszeichnet. Wie wir sie näher bezeichnen sollen, wissen wir nicht, wir müßten sie denn Beispielssprüchwörter nennen: sie beginnen alle mit einem Kernspruche und sind angeblich von einem bestimmten Falle hergenommen, auf den sie mit den Worten: sagte der Teufel, Junge, Bauer u. s. w. hinzuweisen pflegen. Unter den ostfriesischen finden wir z. B.:

„Das Beste in der Mitte", sagte der Teufel, da lief er zwischen zwei Pfaffen.

„Das ist ein Hund von 'm Pferd", sagte der Junge, da ritt er auf einer Katze.

„Es kommt viel Neues auf", sagte der Junge, als er beten sollte.

„Jeder thut was", sagte der Junge: mein Vater schlägt meine Mutter, meine Mutter schlägt mich und ich schlage das Ferkel.

„Mutter, was ist die Welt groß", sagte der Junge, da kam er hinter den Kohlzaun (kohltuhn; im Oldenburgischen S. 232 ebenso, nur kohlhof).

„Das wäre eins vom Tausend", Jung! sagte der Nadler, geh' hin und hole mir einen Topf Bier.

„Alles mit Maße", sagte der Schneider und schlug sein Weib mit der Elle.

„Jeder nach seinem Geschmacke", sagte der Teufel, da aß er Torf mit Theer; oder: der Junge, da aß er Feigen; oder: der Bauer, da aß er dem Kinde seinen Brei auf.

Wir wünschten, der Herausgeber hätte die Zahl dieser Sprüchwörter vermehrt; sie gehen ganz Niederdeutschland durch und finden sich in großer Anzahl noch im Munde des Volks. Aus dem Englischen sind uns ebenfalls viele der Art bekannt geworden, namentlich kehren sie häufig bei Boz wieder.

Wir sind wie hier, so überall in Hrn. Firmenich's Sammlung auf Bekanntes gestoßen, und erinnern uns noch bei manchem Volks- oder Kinderliede der Melodie, die dieselben in Pommern zu begleiten pflegt, bei manchen aber anderer Formen, die vollständiger sind und die allmälige Verderbniß erkennen lassen.

Zu den Liedern rechnen wir z. B. S. 101 das Sämländer Wiegenlied: „Un wenn et raegent, denn is et natt", das uns aber nur theilweise erinnerlich ist. Einer weniger schönen, aber ansprechenden heitern Melodie erfreut sich S. 187 das Kalenberger Lied: „Un wenn nu de Pott ên lock hett, min leve Heinrich, min leve Heinrich?" Der Herausgeber sagt: „Dieses sehr beliebte Volkslied ohne Anfang und Ende wird besonders von Soldaten auf Märschen gesungen."

Eine pommersche offenbar sehr ähnliche Form beginnt dagegen also:

> Krischåeneken, min såehneken,
> Wennir wistdu ûtreisen?
> Up'n summeh, min leve Lischen,
> Up'n summeh, min pöppemüschen,
> Kumm un slâp bi mi!

Statt des Topfes finden wir hier einen Pelz, den Christian (dort Heinrich) der Liese mitbringen will, „und wenn er inzwei geht, so soll sie das Loch zustopfen". Die Vergleichung zeigt hier übrigens, daß wol beide Formen schon verderbt sind.

Ferner das schöne Menslager Lied: „De Mauter (Mutter) un de Söhn":

> Antönges, mien hartentrute Söhn,
> O segge mi doch, wat di scheelt! (fehlt [?])
> Et is ja, als wenn di de Sücke (Seuche) verteert,
> Als wenn di ook süss (sonst) noch wat queelt.
> Jau faken noch,
> Un all jedoch,
> Du süst üm de neesen (Nase) so piiligen (blaß) ut
> Un hangest de Schnut,
> Dat einen för't Angeblerr (Anplärren) gru't.

Kommt auch so vor:

> Hans Tönjes*), du büst jo min hartenlêf såen,
> O segge mi, wat di so quaelt!
> Et is jo, as wenn di de sucke bedêt (bedân?),
> As wenn di ôk süst noch wat faelt (fehlt).
> Ja vàken doch
> Man gistern noch

*) Das heißt wie oben Anton, obwol es, da Hans daraus wird, kaum noch wie eine Ableitung davon gefühlt zu werden scheint; bulichten scheint verderbt, aber piiligen wol nicht minder; doch erinnert es an das englische pale; endlich angesicht sieht wie eine Glosse aus für das auch wol schon verderbte angeblerr, dessen gewöhnliche Bedeutung wenigstens nicht paßt.

Du sühst um de naese so bülichten üt,
Un hängest de snüt,
Dat enen vör't angesicht grü't.

wo sich denn wieder beide gegenseitig erklären. (Siehe die Note.)

Dazu fänden wir nun noch viel reichlichere Gelegenheit, wollten wir näher in die Literatur der kleinen Kinderreime eingehen, von denen wir selbst eine beträchtliche Sammlung besitzen, die uns zeigen, wie sie auf fast unglaubliche Weise oft schon verdreht und mit dem Verschiedensten in Verbindung gesetzt sind. Auch die Heimat dieser ist vorzugsweise Niederdeutschland, und der Herausgeber hat schon aus einzelnen Gegenden, namentlich aus dem Oldenburgischen, Holsteinischen u. s. w. eine reiche Fülle zusammengebracht, die sich noch ins Große vermehren lassen wird.

Wir sind begierig zu sehen, wie sich der Herausgeber in der Folge, insonderheit bei den außerdeutschen Mundarten verhalten wird. Indessen wie es ihm an Ausdauer und fördernder Theilnahme nicht zu fehlen scheint, so scheiden wir mit gutem Vertrauen und werden ihn weiterhin mit demselben Interesse begleiten, von dem wir ihm hier einen Beweis gegeben haben dürften.

Albert Hoefer.

Politische und finanzielle Abhandlungen von Bülow-Cummerow. Erstes Heft.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Wenn man nun von Orts- und Provinzialangelegenheiten absieht, in Betreff deren die Stände von Westfalen und Schlesien sich besonders bedacht gezeigt haben, muß im Allgemeinen den Ständen von Preußen und den Rheinländern die größte Regsamkeit und Eifer zugeschrieben werden, jedoch in einer nicht zu übersehenden Verschiedenheit. „Die Rheinländer werden durch ihre größere Lebendigkeit und Anhänglichkeit an ihre Institutionen, deren Gefährdung sie befürchten, in der Debatte zuweilen fortgerissen, während die Preußen sich nie aus ihrer angenommenen Haltung herausbringen lassen. Überdies trennt ihre verschiedene politische Richtung Beide. Die Preußen sind durch und durch echt preußisch gesinnt; sie wollen vor Allem eine innige Verschmelzung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, und obgleich ihnen ein gewisser Nationalstolz nicht abgeht, macht dieser sie doch nie übermüthig. Die Rheinländer dagegen haben wenigstens theilweis einen Hang der Sonderung und glauben von sich, an der Spitze der höhern Civilisation in Preußen zu stehen. Es ist löblich, wenn man sich selbst werthschätzt, und in dieser Beziehung fehlen sie nicht; dagegen unterschätzen sie wol zuweilen ihre Brüder in den andern Provinzen und erregen wenigstens den Schein, daß sie eine innigere Verschmelzung noch nicht wünschen. Sie sind sehr zufrieden mit den Institutionen, die sie aus einer frühern Zeit behalten haben; darin haben sie vollkommen recht (?); aber hierin liegt noch kein Grund, mit Geringschätzung auf die Institutionen der alten Provinzen herabzusehen, wie es auch geschieht, deren eigenthümlichen Werth die ältern Brüder kennen und erprobt haben. Eine vortreffliche Eigenschaft der Rheinländer ist die Achtung, welche sie vor dem Gesetze zeigen."

„Sowol bei der ersten Einrichtung der Provinzialstände als auch später bei jeder dazu gegebenen Veranlassung hat der Monarch erklärt: die Verfassung solle auf historischem Grunde beruhen. Nun gibt es zwei Punkte, welche das eigentlich historische Fundament aller ältern deutschen Ständeverfassungen bilden, nämlich erstens die Steuerbewilligung und Steuercontrole und zweitens die Repräsentation des Grundbesitzes. Letztere ist beibehalten; aber der erste Punkt ist recht eigentlich von historischem Belange. Niemals hat es Stände gegeben ohne dieses Attribut; ja was noch mehr ist, in ihm liegt der Ursprung aller Stände (?). Soll der Grundsatz der preußischen Ständeverfassung auf historischem Fundamente beruhen, ist die erste Bedingung, daß den Ständen mindestens eine Controle des Staatshaushalts eingeräumt werde. Bis dies erfolgt ist, fehlt der Verfassung der historische Boden. Dies haben auch die Stände unstreitig eingesehen. Wenn sie es dennoch unterlassen haben, dies zur Sprache zu bringen und darauf aufmerksam zu machen, daß diesem Punkte die Priorität vor allen andern gebühre, ist es wol nur geschehen, um kein Mistrauen durchblicken zu lassen." Das wäre ein sehr seichter Grund, da die Bewahrung eines guten Rechts überall mit dem Mistrauen nichts zu schaffen hat. Allein keine Provinz für sich hat ein Recht auf die Einsicht und Prüfung des gesammten Staatshaushalts; ein gemeinschaftliches Organ gegenüber der sich consolidirten und centralisirten Staatsverwaltung geht ihnen ab; und eine Scheidung und Theilung des ganzen Haushalts nach den Provinzen ist unstatthaft.

„Den, doch möglichen, Fall gedacht, daß entweder durch einen Anstoß von außen oder von innen neue politische Erschütterungen Deutschland bedrohten, könnte die Trennung in den politischen Ansichten der Landestheile in Preußen und die etwanige Sympathie, die sich in verschiedenen Provinzen ergeben möchte, sehr bedenklich werden und in so wichtigen Momenten die Macht Preußens bis zur Unthätigkeit schwächen. Gegen alle dergleichen Gefahren gibt es nur ein ausreichendes Gegenmittel. Dies besteht eben darin, daß die ständische Monarchie, sich vollkommen ausbildend, den Thron und die Freiheit des Volks sichere, eine wahrhafte politische Einheit und preußische Nationalität begründe und durch die Segnungen, die daraus hervorgehen, Preußen die Kraft verleihe, nicht nur selbst allen Stürmen zu trotzen, sondern auch die Ruhe Deutschlands zu sichern. Wenn manche sonst hellsehende Staatsmänner sich noch nicht von einer gewissen Gespensterfurcht und eingesogenen Vorurtheilen frei machen können, welche Dem entgegenstehen und entgegenwirken, wollen wir einen beruhigenden Blick auf unsern König werfen, welcher überall allein in der Mitte seines Volks umhergeht, von der Liebe seiner Unterthanen bewacht und begleitet von deren Enthusiasmus, wo er sich in den weiten Provinzen seines Reichs zeigt. Würde er, mit Militair umgeben, vom Volke getrennt, würde aus dem unbegründeten Mistrauen bald Unsicherheit erwachsen. So wie jetzt die Person des Monarchen in der Verehrung seines Volks die sicherste Leibwache besitzt, so auch das Königthum. Darum sollte man sich wol hüten, dieses durch Argwohn vom Volke zu trennen!"

Prüft man den innern Gehalt der ständischen Arbeiten, so dringt sich die Bemerkung auf, „daß, außer einer gründlichern Beleuchtung der ihnen vorgelegten Gegenstände, welche nicht selten vermißt wird, die versammelten Stände sich als ein, durch das gemeinsame Interesse eng verbundenes Ganzes betrachten und von jedem kleinlichen Standesvorurtheile ganz absehen sollten. Der Monarch beruft die Stände nicht zusammen und die Provinz sendet ihre Abgeordneten nicht auf die Landtage, um sich eifersüchtig und zuweilen selbst dünkelhaft einander gegenüberzustellen, sondern um die Interessen der Gesammtheit wahrzunehmen, nicht um Standes- oder Sonderinteressen zu discutiren, sondern um mit freiem Geist und edler Gesinnung das Rechte geltend zu machen und zu fördern. Jeder ehrenwerthe Abgeordnete sollte deshalb auch von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß in der allgemeinen Wohlfahrt die beste Sicherung der eigenen liege. Leider ist dies bis jetzt nicht immer der Fall gewesen, und bis es nicht dahin kommt, werden die Stände sich wenig der öffentlichen Anerkennung erfreuen und wenig ernten. Besonders ist dem ersten Stande dringend zu empfehlen, den beiden andern mit vorurtheils-

freien Besitze und derjenigen Associationen entgegenkommen, welche ihm mehr einen wohlthätigen Einfluß sichern wird als sein Grundbesitz."

„Eine nur mit den Jahren von 1810—13 vergleichbare Spannung macht sich im ganzen Lande bemerkbar. Damals waren die Ursachen von den jetzigen verschieden; wird es auch der Ausgang sein? Damals mußten fremde Fesseln gesprengt, das eigene Vaterland in ihm selbst wieder erobert werden; damals erkannte die Weisheit des Monarchen, daß die Kraft dazu nur aus einer totalen Umwandelung der veralteten Zustände des Landes und aus einer innigern Vereinigung des Königs mit seinem Volke zu entnehmen sei. Diese im Bedürfnisse liegende Totalreform ging nicht vom Volke, sondern vom Throne aus; und weil sie unter dem Schutze des Scepters durch große Staatsmänner geschickt ausgeführt wurde, machte Preußen seine Revolution auf friedlichem Wege und gewann, was andere Länder unter den krampfhaftesten Zuckungen zu gewinnen strebten und nicht immer erreichten — ein seltenes lehrreiches Beispiel für Regierer und Regierte, würdig der Geschichte der Entwickelung der Völker aufbewahrt zu werden. Jetzt handelt es sich um die weitere Ordnung der innern Zustände, um die Vollendung des großen, damals begonnenen Baus, durch welchen die Gerechtsame der Krone und die Freiheiten des Volks gesetzlich außer Anfechtung gesetzt werden sollen. Es handelt sich um den Bau eines Friedenspalastes, in welchem jedem Gliede der großen Familie seine Wohnung angewiesen werden soll. Es handelt sich aber auch jetzt, wie damals, um die Befestigung des Thrones gegen bedrohliche Stürme, um die Sicherstellung religiöser, geistiger und bürgerlicher Rechtssicherheit und Freiheit im Volke gegen Intoleranz, Obscurantismus, gegen mögliche Beamtenwillkür und gegen Factionsgeist. Vielleicht ist die Aufregung jetzt allgemeiner wie damals. Damals nöthigte die Nähe der Gefahr zum schleunigen Handeln, es blieb keine Zeit zum langen Besinnen übrig, darum schritt das Werk auch rasch zum Ziele; jetzt ist die Gefahr noch nicht allen Augen sichtbar, es ist leichter, sich darüber zu täuschen, die Meinungen und die Interessen sind getheilt, und es gibt noch Verstecke. Nichtsdestoweniger steht so viel fest, daß, soll der Ausgang ein guter sein, darf derselbe nicht abgewartet, sondern er muß unter der Leitung der Regierung herbeigeführt werden."

Wenn wir bei der Durchgehung des ersten Aufsatzes hier und da ein Bedenken aufgeworfen haben, müssen wir bei dem zweiten unsere vollkommene Beistimmung bis auf einen einzigen Einwurf bekennen, der nicht den behandelten Gegenstand selbst, sondern nur eine Nebenbeziehung angeht. Der Verf. beruft sich nämlich auf seine Voraussicht der jetzt schon fühlbar werdenden nachtheiligen Folgen der Nichtbefolgung seines Rathes: den Bau der Eisenbahnen nicht der Privatspeculation anheim zu geben, sondern denselben von Staatswegen und mit dazu im Auslande erborgten Capitalien auszuführen. Was er darüber sagt, ist Alles wahr; ja er sagt noch nicht genug, indem der Schwindelgeist und die Agiotage, welche dadurch angefacht worden sind, zu den verderblichsten Mitteln für die Volkssittlichkeit gehören. Ganz gewiß ist es die Sache der Staatsverwaltung, nicht blos die unmittelbaren Erfolge, sondern auch die mittelbaren Wirkungen jeder Maßregel vorherzusehen und den Misbräuchen, zu denen dieselbe Veranlassung geben oder denen sie ausgesetzt sein kann und durch welche ihre Natur und ihr Zweck oft umgewandelt wird, durch die Gesetzgebung im Entstehen vorzubeugen, nicht erst sie zu erwarten und dann zu spät sie ungeschehen machen zu wollen. Der Einhalt, der neuerdings den vervielfältigten Unternehmungen hat gethan werden müssen, weist dahin, daß solches nicht zu rechter Zeit erwogen worden ist. Dennoch hat jedes Ding auf der Welt seine zwei Seiten; und auf der andern Seite liefern die Erweckung und Verbreitung des Unternehmungs- und Associationsgeistes in unserm Vaterlande ein sehr bedeutsames Gewicht, das nicht außer Anschlag gelassen werden darf.

Die Absicht dieser zweiten Abhandlung ist, die großen Nachtheile der Mahl- und Schlachtsteuer darzustellen und durch deren Aufdeckung auf die Abschaffung derselben zu wirken. „Eine Revision und Umgestaltung unserer ganzen Steuerverfassung möchte auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen und eine große Spannung erregen, ohne ein allgemein erfreuliches Resultat zu liefern. Angenommen, die Stände der acht Provinzen wären aufgefodert worden, sich über das zu befolgende Finanzsystem und die Zweckmäßigkeit der bestehenden Steuern auszusprechen, so ist wol kaum zu bezweifeln, daß es eine Aufgabe wäre, zu deren Lösung sie noch nicht befähigt sind und zu der sie in ihrer jetzigen Zusammensetzung und Stellung vielleicht nie befähigt werden." Auch führt jede Umwälzung des Besteuerungssystems eine solche Störung in dem Besitzstande und in den Verkehrsverhältnissen mit sich, daß sie möglichst zu vermeiden und nur allmälig durch einzelne Verbesserungen zur Durchführung zu bringen ist. Damit aber auch dies zweckmäßig geschehen könne, muß man die Einwirkung der bestehenden und der an ihre Stelle zu setzenden Abgaben vollständig kennen und wissen, und übersehen, welche Aufgabe zu verfolgen ist.

Außer dem Misbrauche des Postregals zu einer ergiebigen Finanzquelle führt nun der Verf. unter den eigentlichen Steuern vier auf, deren schlechte Beschaffenheit ihre Abschaffung oder Umgestaltung wünschenswerth macht, an deren Spitze die Mahl- und Schlachtaccise, außerdem noch das Salzmonopol, die Stempelabgabe und die Gewerbesteuer.

Die erste ist aus folgenden Gründen ganz und gar verwerflich: weil sie 1) die damit belegten Städte von dem übrigen Lande trennt, den freien Productenverkehr im Innern hemmt und solchen vom eigenen Markte verdrängt; weil sie 2) eine sehr ungleiche Besteuerung zwischen den Unterthanen desselben Landes einführt und vorzüglich auf den Schultern der arbeitenden Classen lastet, was wegfallen würde, wenn die Classensteuer an deren Stelle allgemein eingeführt würde; 3) weil sie die ersten Lebensbedürfnisse vertheuert, mithin die Consumtion einschränkt, folglich die Production im Landbau und in den Gewerben vermindert, indem sie die Arbeit vertheuert; und weil sie solchergestalt 4) den Pauperismus vermehrt, Trunkenheit befördert, zur Schmuggelei reizt, solchergestalt im Innern des Landes die Volksmoralität untergräbt und die Verbrechen vermehrt.

Dies Alles führt der Verf. sehr bündig und überzeugend aus, sodaß dadurch die Absicht seiner Betrachtung genügend gerechtfertigt wird, ganz besonders, wenn man den Umfang und das Gewicht einer Staatsmaxime in Erwägung zieht, welche der Verf. mit gutem Grunde zu bedenken gibt. „In der Entfernung der Mängel und Gebrechen unserer finanziellen wie der sonstigen Gesetzgebung steht der Regierung eine weit durchgreifendere und wirksamere Gelegenheit zu Gebote, ihre wohlmeinenden Absichten zu fördern, als sie dies durch directe Einwirkungen und Veranstaltungen je vermögen wird."

Eine andere, ebenso zu beherzigende Maxime predigt der Verf., indem er lehrt, „daß in einem monarchischen Staate der Staatsverwaltung selbst der Beruf obliegt, für die Wohlfahrt der untern Volksclassen möglichst Sorge zu tragen, da deren Interessen sonst von Niemandem vertreten werden. Sie möge daher sich angelegen sein lassen, das Land von einer so garstigen, ungerechten und verderblichen Steuer zu befreien, und nicht die Verantwortlichkeit für deren längeres Fortbestehen auf sich nehmen!"

Etwas Neues und Bemerkenswerthes haben wir durch die Vergleichung der Preise des Gebäcks und des Fleisches zu London und Berlin im feilen Verkaufe erfahren, was allerdings zu weitern Betrachtungen nahe Veranlassung gibt. Man kauft in London zu den nämlichen, und in manchen dieser Artikel zu geringern Preisen als zu Berlin, indem die Bäcker und Fleischer hier den doppelten und dreifachen Profit nehmen als die londoner. Auch in Elberfeld und Barmen bestehen Brot- und

Fleischpreise, die dasselbe Ergebniß liefern. Allerdings wirkt hierauf die Mahl- und Schlachtsteuer mit, doch nicht allein, wie der Verf. selbst durch Zahlen nachweist und dadurch auf eine zweite, sehr erheblich mitwirkende Ursache geführt worden ist, nämlich auf die Entbehrung der Policeitaxen für diese ersten Lebensmittel, deren unumgängliches Bedürfniß er darthut, aus der Erfahrung zeigend, daß die Voraussetzung der Erzielung der wohlfeilsten und besten Befriedigung des Bedürfnisses durch uneingeschränkte Concurrenz nicht blos ein durchaus unzuverlässiges und trügliches, sondern auch ein nothwendigerweise verkehrtes Mittel ist, und daß die öffentliche Bekanntmachung der schwersten oder wohlfeilsten Waaren für den Mangel der Policeitaxe keinen Ersatz geben kann.

Auch dies ist richtig. Zum Wesen aller Freiheit gehört ihre Gesetzmäßigkeit, Regelrechtigkeit und Bemessenheit. Jedes unbemessene, schrankenlose und beliebige Gebaren ist nicht Freiheit, sondern Willkür. Dies findet im Gewerbe wie in allen Fächern der menschlichen Thätigkeit statt. Man hat bei Einführung der sogenannten Gewerbefreiheit dies gar häufig übersehen und an ihrer Statt Gewerbewillkür eintreten lassen. Die blos verneinende Beschränkung der Unverletzlichkeit der Rechte Anderer reicht noch nicht zur Unterscheidung der Willkür und Freiheit aus, sondern die letztere erfodert noch außerdem positive Bestimmungen aus der Natur ihres Gebrauchs; und die Beobachtung und Nichtübertretung eben dieser positiven Bestimmungen liefern die Gegenstände und Regeln, worauf die Gesetzgebung ihr Augenmerk zu richten hat, damit die Menschen in ihrer Selbstbestimmung einander nicht nur kein Unrecht anthun, sondern durch all ihr Thun und Treiben zum allgemeinen Wohle zusammenwirken. Eine solche Gesetzgebung hat es allerdings etwas unbequemer und bedarf größerer Umsicht als diejenige, welche sich auf das Verbot der Rechtsverletzung beschränkt; aber besser wohnen läßt sich unstreitig unter der erstern als unter der letztern. Es gibt jedoch in allen Stücken ein rechtes und weises Maß; diese Regel gilt auch hier, und Dem gebührt der Kranz, der es zu finden weiß und es beobachtet. Allzu viel ist ungesund nach beiden Seiten hin; allzu viel und allzu wenig, Beides bringt in Schaden. 59.

Bibliographie.

Unmaßgebliche Ansichten über einzelne Gegenstände des Menschen- und Volkslebens von C. G. v. C. Jena, Frommann. Gr. 8. 20 Ngr.

Boas, E., Pepita. Italienische Idylle. Leipzig, Voß. 8. 12 Ngr.

Bode's, J. E., Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels, herausgegeben von C. Bremiker. 10te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 3 Kupfertafeln und einer allgemeinen Himmelskarte nebst transparentem Horizont. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Bretschneider, K. G., Offener Brief an die Bischöfe zu Passau, Rottenburg und Würzburg, die von ihnen erlassenen Verfügungen über die Beerdigung der Protestanten betreffend. Darmstadt, Leske. 12. 7½ Ngr.

Neue Briefe zweier Freunde über die katholischen Zustände in Würtemberg. Schaffhausen, Hurter. 8. 26¼ Ngr.

Chaucer's Canterbury-Erzählungen. Übersetzt mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet von E. Fiedler. Erster Band. Dessau, Fritsche und Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. Dritter Band: Barlaam und Josaphat, von *Rudolf von Ems*, herausgegeben von *F. Pfeiffer*. Leipzig, Göschen. Cr. 8. 1 Thlr.

Derselben vierter Band: Der Edelstein, von *Ulrich Boner*, herausgegeben von *F. Pfeiffer*. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 1 Thlr.

Eichendorff, J. Freih. v., Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg. Mit einem Grundriß der alten Marienburg. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Vier Fragen eines Österreichers. Leipzig, Reclam jun. Kl. 8. 1 Thlr.

Die Geheimnisse von St.-Petersburg. Ein Roman aus der Gegenwart. Erster Band. Leipzig, Schreck. Kl. 8. 1 Thlr.

Grün, K., Bausteine. Mit einem Sendschreiben an seine Osnabrücker Freunde. Darmstadt, Leske. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Über wahre Bildung. Eine Vorlesung, gehalten den 28. April 1844 zu Bielefeld zum Besten der armen Spinner im Ravensbergschen. Bielefeld, Helmich. 8. 5 Ngr.

Hitzig, J. E., Vollständige Acten in der wider mich auf Denunciation des Criminalgerichts zu Berlin eingeleiteten fiscalischen Untersuchung wegen angeblicher Beleidigung dieses Gerichts durch öffentliche Kritik einer von ihm in der Schelling-Paulus'schen Angelegenheit erlassenen Verfügung. 2tes Heft: Vertheidigungsschrift. Leipzig, Weber. 8. 7½ Ngr.

Horst, v. d., Die deutschen Nordseestaaten und deren Politik. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 10 Ngr.

Der ewige Jude. Deutsch von Th. Oelckers. Drei Bände. Leipzig, Thomas. Kl. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Kurtz, J. H., Beiträge zur Vertheidigung und Begründung der Einheit des Pentateuchs. 1ster Beitrag: Nachweis der Einheit von Gen. I—IV. Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 20 Ngr.

Lieder-Sammlung des Mainzer Carneval-Vereins. Mainz, Wirth. 16. 10 Ngr.

Merzdorf, J. F. L. Th., Bibliothekarische Unterhaltungen. Mit Urkunden. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 Thlr.

Peters, A., Gedichte. Chemnitz, Goedsche Sohn. Kl. 8. 1 Thlr.

Ponsard, Lucretia. Trauerspiel. Deutsch von C. Krause. Chemnitz, Goedsche Sohn. 1845. Kl. 8. 10 Ngr.

Die Psalmen. Lieder der Andacht, des Trostes und der Erhebung. Nach dem Urtext der heiligen Schrift, meist nach kirchlichen Singweisen übersetzt von M. A. Zille. Leipzig, Wöller. 8. 25 Ngr.

Die Berliner Rabbinatsfrage. Besprochen von einer Stimme außerhalb der Gemeinde. Berlin, Hermes. Gr. 8. 5 Ngr.

Röttger, E. H., Briefe über Hinter-Indien während eines zehnjährigen Aufenthalts daselbst an seine lieben Freunde in Europa. Mit Abbildungen und einer Karte. Berlin, Enslin'sche Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rudelbach, A. G., Über die Bedeutung des apostolischen Symbolums und das Verhältniß desselben zur Confirmation. Mit Beziehung auf die Leipziger Confessionswirren. Offenes Sendschreiben an Se. Exc. den Hrn. Cultminister von Wietersheim. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Sue, E., Der ewige Jude. Deutsche Originalausgabe unter Mitwirkung von W. L. Wesché. 1stes Bändchen. Leipzig, Kollmann. 16. 5 Ngr.

— — Der ewige Jude, übersetzt von A. Diezmann. 1stes Bändchen. Leipzig, O. Wigand. 16. 5 Ngr.

— — Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Thiers, A., Geschichte der französischen Revolution. 1ster Band, 1ste Lieferung. Tübingen, Osiander. Gr. 16. 10 Ngr.

— — Sämmtliche historische Werke, deutsch von W. Jordan. 1ster Theil: Geschichte der französischen Revolution. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 5 Ngr.

Turnlieder. Herausgegeben von J. Günther. Erfurt, Hennings und Hopf. 12. 3¾ Ngr.

Weyl-Liew, L., Neue Berliner Scherze. Humoristische Original-Vorträge. Berlin, Plahn. 16. 5 Ngr.

Winterling, C. M., Poetische Werke. 1ster Band: Schauspiele. Erlangen, Enke. Gr. 12. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 211. —— 29. Juli 1844.

Norwegen in statistischer, historischer und constitutionneller Hinsicht betrachtet.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Nachdem wir Norwegen in einigen großen Umrissen statistisch beschrieben haben, müssen wir zunächst einen Blick auf Norwegens Vorzeit richten und auf die Zustände des Landes vor und nach der Vereinigung mit Dänemark hindeuten, um die Volksstimmung erklären zu können, die den Wunsch, die alte Verbindung zu trennen, immer mehr aufregte und endlich zu der neuen Gestaltung des Staats führte. Sodann werden wir von der gegenwärtigen Verfassung des Königreichs das Nothwendigste beifügen.

In der Zeit, auf welche nur Mythen und Heldensagen ein dämmerndes Licht werfen, war das große Nordland in mehre kleine Gebiete getheilt, deren an Sprache und Sitten ähnliche Bewohner dem westlichen Europa, wo sie in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung als kühne Seeräuber sich furchtbar machten, unter dem Gesammtnamen Normänner bekannt waren. Die Wikinger, die im westlichen Europa erschienen, waren wol meist Norweger und Dänen, während die Bewohner Schwedens ihre Richtung mehr über die Ostsee durch Rußland nach dem Orient nahmen, wohin aber auch oft die Norweger zogen, wie denn viele unter den Wäringern oder Warägern in Konstantinopel sich auszeichneten, und einige sogar gegen die Mohammedaner in Palästina kämpften.

Als das Geschlecht der Ynglinger, welches sich der Abkunft von den Asagöttern rühmte, von dem Königsstuhl in Upsala gestoßen worden war, schenkte das Geschick ihm in Norwegen Erstattung für das Verlorene. In der jetzigen Vogtei Solöer an der schwedischen Grenze, in jenen Tagen eines der vielen Königreiche, in welche Norwegen zerstückelt war, begann die Herrschaft der Ynglinger diesseit des Kjölgebirgs und des Eidaforstes; von dort aus erweiterten sie allmälig durch glückliche Kämpfe gegen die angrenzenden Häuptlinge ihre Herrschaft. Vorzüglich geschah dies unter Halfdann dem Schwarzen, der seinem zehnjährigen Sohne Harald ein unter den damaligen Verhältnissen sehr bedeutendes Reich hinterließ. Sogleich nach dem Tode Halfdann's (863) rüsteten sich die benachbarten Könige (reguli) zum Kampfe, um dem jungen Harald wieder zu entreißen, was das Kriegsglück unter die Herrschaft der Ynglinger gebracht. Aber der tapfere Oheim des jungen Herrschers, Herzog Guttorm, überwand alle Feinde; von ihm lernte Harald siegen und that das Gelübde, „sein Haar weder zu kämmen noch zu schneiden, bevor ganz Norwegen seinem Königsgebot gehorche". Nach der blutigen Seeschlacht im Hafursfjord (885) war das Gelübde erfüllt; der Jarl Ragnvald, Vater des berühmten Rolf, der die Normandie eroberte, schnitt ihm das lange zottige Haar, und rief nach vollbrachtem Geschäft entzückt aus: „O wie schön ist dein Haar, mein König!" — und von nun an hieß dieser Harald Schönhaar (Haarfagre). So wurde er Stifter des norwegischen Reichs. Er schaltete aber als Eroberer. Die Abgaben, welche die freien Grundbesitzer fortan dem König entrichten sollten, wurden als Merkmal der Unfreiheit betrachtet.

Daher verließen Mehre die Heimat und zogen über das östliche Grenzgebirge, um die Urwälder der Landschaften Jemtland, Herjedalen und Helsingland zu lichten; Viele aber wollten die verlorene Freiheit auf dem Meere retten und gründeten Ansiedelungen auf Island, Grönland, selbst auf der Küste von Nordamerika, auf den Faröern, den Orkaden, den Shetlandsinseln, den Hebriden, den Küsten von Irland, und die kühnen Seezüge der Normänner seit dem 9. Jahrhundert hatten zum Theil ihren Grund in dem fruchtlosen Widerstande gegen Harald's unbeschränkte Herrschaft. Seine Nachfolger konnten die Beschränkung der alten Freiheit der Grundeigenthümer nicht behaupten, und schon sein Sohn Hakon mußte, um sich gegen seine Mitbewerber zu halten, dem Volke das alte Recht zurückgeben. Erst nachdem das Christenthum, welches in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts das Heidenthum endlich völlig verdrängte — was vorzüglich dem grausamen Bekehrungseifer des Königs Olaf, der nach seinem Tode heilig gesprochen und bis zur Reformation als Norwegens Schutzpatron verehrt wurde, gelang —, tiefere Wurzeln geschlagen hatte, hörten die Seeräuberzüge der Norweger allmälig auf und die Sitten wurden milder. An die Stelle der frühern Freibeuterzüge traten allmälig ordentliche Kriege,

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 109—110 d. Bl. D. Red.

die von Zeit zu Zeit vorzüglich gegen Schweden und Dänemark geführt wurden. Die Macht der Geistlichkeit stieg seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts, besonders durch Sigurd den Wallfahrter (Jorsalafar) begünstigt, der das Pilgergelübde, sein Reich den Priestern zehntpflichtig zu machen, nach der Rückkehr von Jerusalem eifrig erfüllte. Bürgerkriege, durch streitende Kronbewerber erregt, zerrütteten das Land gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts und wurden von der Geistlichkeit zur Ausdehnung ihrer Macht benutzt. Der kluge und kräftige Sverrer trat in dieser Zeit glänzend hervor und wußte während der kurzen Dauer seiner bestrittenen Herrschaft (1194 — 1202) der Geistlichkeit und dem Papste zu trotzen, aber erst seinem Enkel Hakon V. gelang es, das Land nach der Besiegung seiner Gegner zu beruhigen. Er hob Norwegen auf eine hohe Stufe und gewann während seiner langen Regierung (1217 — 63) seinem Namen auch im fernen Ausland Achtung. Die Anmaßungen der Geistlichkeit wurden allmälig durch freiere Staatseinrichtungen beschränkt. Schon im Jahre 1223 erscheinen auf dem Reichstage zu Bergen nicht nur die Bischöfe, die höhere Geistlichkeit, die Jarle und andere Beamte des Königs, sondern auch Abgeordnete der freien Grundeigenthümer aus allen Bezirken des Landes. Die Bischöfe hatten sich im 12. Jahrhundert das Vorrecht verschafft, bei der Wahl des Königs die erste Stimme zu führen, 1277 aber mußten sie dieses Recht aufgeben, wiewol sie noch immer großen Einfluß behielten, da sie mit mehren vornehmen Geistlichen zu den Reichsräthen gehörten. Norwegen war dem Grundsatze nach ein Wahlreich, doch hatten Harald's Abkömmlinge ein Vorrecht, und wenn dieser Stamm eingegangen wäre, sollten wieder die Bischöfe die erste Stimme bei der Wahl eines neuen Herrschergeschlechts haben. Die Gewalt des Königs war durch die Reichsstände sehr beschränkt. Die Grundeigenthümer genossen in frühern Zeiten völlige Gleichheit und Freiheit. Es gab in Norwegen wie in Schweden einen doppelten Adel: das königliche Geschlecht, wozu die Abkömmlinge und Seitenverwandten des Königsstamms gehörten, aus welchen die Jarle oder Oberstatthalter der Landschaften genommen wurden, und die freien Grundbesitzer, die Odalbauern. Die Würde eines Jarls war in der Regel nicht erblich und seine Söhne galten nicht mehr als der Bauer, so lange sie auf dem Lande lebten und nicht am Hofe des Königs angestellt waren, oder sich nicht durch Waffenthaten den Ehrentitel erworben hatten. Mochte auch die Abstammung von einem Jarl Ehre geben, so lag doch darin noch nicht der später aufgekommene Erbadel, und die Zahl der Jarle war so klein, daß ihre Abkömmlinge nicht einen Stand bilden konnten. Ein Feudaladel wie im westlichen Europa konnte sich nicht erheben, ebenso wenig als die Macht des Papstes in Norwegen, dem freien Geiste des Volks gegenüber, so fest gegründet werden konnte als im übrigen Abendlande. Dies zeigt sich auch in den Gesetzen, die seit dem 13. Jahrhundert gegen Ketzereien gegeben wurden, und die nur Ausschließung von bürgerlichen Rechten, nicht aber Todesstrafen verhängen und nie zu so grausamen Verfolgungen führten, wie sie gleichzeitig in Frankreich und Deutschland wütheten; es zeigt sich nicht minder in dem beharrlichen Widerstande gegen das Verbot der Priesterehe, das die Päpste seit der Mitte des 12. Jahrhunderts einzuschärfen suchten.

Schon während jenes Zeitraums erhielten die Norweger, den Schweden und Dänen gegenüber, ein eigenes nationales Gepräge, und selbst die Obergewalt, welche die schwedischen und dänischen Könige auf kurze Zeit in einzelnen Landschaften erlangten, besonders aber die drückende kurze Herrschaft des mächtigen Dänenkönigs Knut, erweckten noch mehr das Selbstgefühl des Volks. Die reiche Fischerei an der Westküste, die früh von Ausländern besucht wurde, gab Anlaß zur Anlegung von Städten, von welchen die ältesten nur Fischörter und Landeplätze waren. Olaf Trygvesen baute Drontheim im 10. Jahrhundert. Bergen ward 1070 angelegt und erhob sich bald zu einem lebendigen Handelsplatz, wo schon früh den Engländern besondere Wohnsitze angewiesen wurden. Die deutschen Hansestädte, die schon im 12. Jahrhundert ihre Schiffe nach Bergen sandten, errangen aber bald das Übergewicht. Der Handel der Deutschen wurde seit 1278 vielfach begünstigt, und sie wußten die Schwäche der durch innere Fehden und auswärtige Kriege bedrängten Könige so gut zu benutzen, daß sie immer mehr Vorrechte zum Nachtheil des Volks erlangten und ein Monopol in Norwegen erhielten, das sie 200 Jahre lang behaupteten. Während des langen Zeitraums bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts sehen wir das norwegische Volk, so kriegerisch und freiheitsliebend es war, oft unter den Arm des Despotismus gebeugt. Dies hatte darin seinen Grund, daß die Landschaften nicht in inniger Verbindung miteinander standen, wodurch es den Königen leicht ward, eine nach der andern zu bezwingen, noch mehr aber darin, daß jene Landschaften von Beamten verwaltet wurden, die vom König ernannt und von ihm abhängig waren.

Hakon VII., Harald Schönhaar's letzter männlicher Nachkomme, hatte seine Tochter Ingeborg dem schwedischen Herzog Erik, Bruder des Königs Birger, vermählt, deren unmündiger Sohn Magnus nach Birger's Absetzung zum König von Schweden erwählt ward, und als Hakon (1319) starb, erhielt Magnus auch die norwegische Krone. So waren Schweden und Norwegen zum ersten Mal vereinigt. Die norwegischen Reichsräthe, die aus den Bischöfen, dem Kanzler und 16 Edlen bestanden, führten die Verwaltung, bis Magnus (1330) das gesetzliche Alter der Volljährigkeit von 14 Jahren erreichte und die Krönung erlangt hatte. Die Norweger waren ebenso wenig als die Schweden mit der Vereinigung zufrieden, und um einer Empörung vorzubeugen, mußte Magnus schon 1343 in die Trennung beider Reiche einwilligen und seinem ältern Sohn Erik Schweden, dem jüngern Hakon Norwegen bestimmen. Magnus ge-

rieth mit seinen Söhnen in Streit, und als Erik 1359 gestorben war, wurde nach vielfachen Wirren Hakon VIII. auch zum König von Schweden gewählt. Er heirathete Margaretha, die Tochter des Königs von Dänemark, Waldemar's IV., der die Zwistigkeiten in den Nachbarstaaten zur Vergrößerung der Macht seines Reichs zu benutzen wußte. Die Schweden empörten sich gegen Hakon wie gegen seinen Vater und wählten (1364) den Schwestersohn des Königs Magnus, den Herzog Albrecht von Mecklenburg, zum König, und nach einem Kriege gegen Schweden mußte Hakon (1369) seinen Ansprüchen auf die Krone entsagen. Als Waldemar 1375 gestorben war, wurde Hakon's sechzehnjähriger Sohn Olaf V. zum König von Dänemark gewählt. Margaretha führte die Vormundschaft und wurde nach ihres Gemahls Tode (1380) auch in Norwegen Reichsverweserin, und als Olaf 1387 gestorben war, wurde die kluge Frau in Norwegen wie in Dänemark zur Beherrscherin auf ihre Lebenszeit erklärt und der unmündige Enkel ihrer Schwester, Erik von Pommern, zu ihrem Nachfolger ernannt. Die Schweden, schon lange unzufrieden mit ihrem König Albrecht, überwanden ihre Abneigung gegen die dänische Fürstentochter und gaben ihr 1383 die Krone. Nach einem heftigen Kampfe ward Albrecht im folgenden Jahre geschlagen und gefangen, Erik von Pommern 1396 zum Thronfolger gewählt, und 1397 durch den Vertrag von Kalmar (die sogenannte Kalmarische Union) die Vereinigung der drei nordischen Reiche gegründet.

Nach diesem Vertrage sollten Dänemark, Norwegen und Schweden für immer nur Einem König gehorchen und einander gegen äußere Feinde Beistand leisten. Jedem Reiche wurden seine eigenthümlichen Gesetze und Staatseinrichtungen gesichert und nur die Bürger jedes Standes sollten zu Mitgliedern des Reichsraths und zu den höhern Staatsämtern ernannt werden. Nach Erledigung des Throns sollte das Wahlrecht gelten, doch mit dem Vorzug der Söhne des herrschenden Hauses, und die Wahl des gemeinschaftlichen Königs durch Bevollmächtigte der drei Reiche zu Halmstad in der damaligen dänischen Provinz Halland geschehen. Als Margaretha 1412 starb, gährte schon Unzufriedenheit in Norwegen und Schweden, deren Ausbruch ihre Klugheit allein verhindert hatte. Beide Nachbarvölker fühlten sich gekränkt durch die Überlegenheit, welche die Dänen sich anmaßten. Nach Erik's Thronentsetzung wählte der dänische Reichsrath allein, gegen die Bedingungen der Union, den neuen König Christoph von Baiern, Erik's Schwestersohn, den auch die Schweden und später die Norweger annahmen. Bei der neuen Königswahl nach Christoph's Tode (1448) eilten die Dänen, ohne Mitwirkung des norwegischen Reichsraths, den Erben von Schleswig und Holstein, den Grafen Christian von Oldenburg, zu wählen, der auf mütterlicher Seite von dem (1286) ermordeten Dänenkönig Erik V. abstammte. Die Schweden empörten sich gegen diese Wahl und ernannten ihren Landsmann Karl Knutsson zu ihrem König, den bald nachher auch die Norweger wählten; aber ehe er gekrönt war, rückte ein dänisches Heer in Norwegen ein und zwang die Norweger, Christian I. zu wählen. Karl wurde zwar später gekrönt, konnte aber den Thron nicht behaupten. Christian wurde nun (1450) als König von Norwegen gekrönt und erhielt sieben Jahre später auch den schwedischen Thron. Die drei Reiche waren wieder vereinigt, aber diese Verbindung war weder in Norwegen noch in Schweden aus den Wünschen der Völker hervorgegangen, sondern ward in beiden Ländern durch Parteibestrebungen befördert, in Schweden besonders durch den Adel begünstigt, der einen ausländischen König für seine selbstsüchtigen Absichten bequemer fand, in Norwegen durch die den Dänen geneigte Geistlichkeit. Christian I. hatte den festen Schlössern in Norwegen dänische Befehlshaber gegeben, und seit die Norweger ihm bewilligt hatten, daß Dänen durch Verheirathung mit Landestöchtern das Staatsbürgerrecht erhalten sollten, bestand der norwegische Reichsrath zum Theil schon aus Dänen. Während die Schweden mehr als einmal gegen die Fremdherrschaft sich erhoben und von Engelbrecht Engelbrechtsson bis auf Gustav Wasa kräftige Männer aufstanden, die Unabhängigkeit des Vaterlands zu retten, hatte Norwegen das unglückliche Loos, daß es lange an entschlossenen Führern zur Vertheidigung der Rechte des Volks fehlte. Noch einmal ward 1497 die Kalmarische Union erneuert; als aber bald nachher die Schweden sich wieder empörten, erhob sich endlich auch in Norwegen ein Vertheidiger der Volksfreiheit, Knut Alfson, der den Sohn des dänischen Königs Johann I., den Kronprinzen Christian, besiegte, und glückliche Hoffnungen hegen konnte, als er von den Dänen verrätherisch ermordet ward. Ein anderer Anführer des Aufstandes, Herluf Hyttefad, wurde von Christian geschlagen und gefangen, und es gelang dem Sieger, durch grausame Strenge alle Regungen der Volksfreiheit zu unterdrücken. Die Fremdherrschaft war in Norwegen befestigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus England.

Shakspeare-Vorlesungen von Kemble. — Londoner Bühnenzustände.

Während sich bei uns in Deutschland die Gunst des Publicums von den Vorlesungen dramatischer Werke, wie sie namentlich nach Tieck's Vorgange eine Zeit lang ziemlich in Aufnahme gekommen waren, allmälig wieder abgewendet zu haben scheint, haben die Vorlesungen Shakspeare'scher Schauspiele — auf welche auch bei uns vorzüglich die Wahl der dramatischen Vorleser gerichtet zu sein pflegte —, welche neuerdings Charles Kemble zu London veranstaltet hat, einen sehr günstigen Erfolg. Die Wahl der „Cymbeline" für die erste Vorlesung zeigte bei den mannichfachen Schwierigkeiten, welche gerade dieses Stück darbietet, daß es Kemble nicht darauf abgesehen hatte, sich die Lösung seiner Aufgabe leicht zu machen. Günstiger in dieser Hinsicht war die Wahl für die zweite Vorlesung; „König Johann", eins der Meisterstücke unter Shakspeare's geschichtlichen Dramen, enthält einen großen Reichthum effectvoller Stellen für den dramatischen Vortrag, bei deren Auswahl Kemble mit aller Umsicht eines geprüften Urtheils verfahren war. So gelungen der Ausdruck in seinem

ganzen Vortrage war, so schien er doch seine volle Kraft für die Scene des Todes Johann's zu Ende des Stücks aufgespart zu haben; der Eindruck, welchen ihre Entfaltung an dieser Stelle hervorbrachte, wird als ein tief ergreifender und nachhaltiger geschildert. Ebenso erkannte der Kenner des englischen Theaters den Künstler mit Freuden in seiner alten Rolle des Faulconbridge wieder; in den Scenen zwischen dem Könige und Hubert rief Kemble dem Zuhörer unwillkürlich die Erinnerung an seinen Bruder John zurück. Das hohe Alter des Künstlers, scheinbar ein Hinderniß für derartige Versuche, trug nur dazu bei — und nicht etwa als Veranlassung zu einer nachsichtigern Beurtheilung —, die Wirkung des Vortrags zu erhöhen. Beide Vorlesungen waren sehr zahlreich, grossentheils von Zuhörern von Stand und Bildung besucht.

Man muß es bemerkenswerth finden, daß sich ein solches Publicum einzig zu dem Zwecke zusammenbringen läßt, Shakspeare zu hören, in einer Darstellungsweise, die nur auf die Darlegung seiner dichterischen Schönheiten berechnet ist, während dasselbe Publicum nicht in das Theater zu bringen ist, wo ihm doch dieselben Stücke mit der Beigabe des äußern scenischen Aufwands vorgeführt werden. Es zeugt allerdings keineswegs von einem verdorbenen Geschmack, daß man die reine geistige Anschauung des Kunstwerks, wie sie hier geboten ist, dem äußern Prunkwerke der theatralischen Vorstellung vorzieht, bei welcher überdies der wahre künstlerische Genuß nicht selten durch pathetische Übertreibungen und verkehrte Auffassungen von Seiten der Schauspieler empfindlich beeinträchtigt wird. Es hat jedoch dieser gänzliche Verfall des eigentlichen dramatischen Schauspiels auf der englischen Bühne einen tiefern Grund in der Gesellschaft, welchem nicht einmal durch äußere Mittel abzuhelfen ist. Noch unlängst glaubte man die Quelle dieses Übels in dem Monopol suchen zu müssen, welches die Darstellung der in England für classisch-legitim geltenden Dramen zu einem Vorrechte einiger weniger Theater in London machte. Bekanntlich hat aber in neuerer Zeit die englische Gesetzgebung über das Theaterwesen eine Änderung erlitten, indem die früher auf jene bevorzugten Theater beschränkte Aufführung der fünfactigen Dramen jetzt allen Bühnen gesetzlich verstattet ist, sodaß der Unterschied zwischen grossen und kleinen Theatern in dieser Beziehung dem Wortlaute des Gesetzes nach aufgehoben ist; denn das Gesetz hat ausdrücklich „alle Theater auf einen gleichen Fuß der Sicherheit und Achtbarkeit gestellt und keinen Unterschied gelassen". Die Gesetzgebung hat somit gethan, was sie thun konnte: das heißt aber unter den gegenwärtigen Umständen so viel als: es ist gar nichts gethan. Das Gesetz ist nöthig, um ein anderes Gesetz zu erläutern oder abzuschaffen; und in letzterer Hinsicht ist es besonders nöthig, wenn monopolistische Vorrechte den Fortschritt der Kunst beeinträchtigen. Aber die Sache hat noch eine andere Seite, an welche leider keine Gesetzgebung reicht: die Gesellschaft, d. h. Das, was in England als die Gesellschaft gilt, hat das Drama überwachsen. In Amerika findet Macready bei seinen Vorstellungen noch ein volles Haus, obschon auch dort keine Zuschauer aus der fashionablen Welt; in England dagegen wundert man sich darüber, daß überhaupt noch ein zahlreiches Publicum möglich sei; denn hier haben schon längst alle Classen der Gesellschaft aufgehört, das Theater zu füllen und der Aufführung von classischen Dramen beizuwohnen. Die Oper und das Ballet allein haben noch ihre Verehrer; kein Wunder also, wenn die Besitzer der Theater, diesem Geschmacke folgend, den größtmöglichen Nutzen davon zu ziehen suchen. Obgleich somit alle Umstände sich in diesem Augenblicke gegen die Herrschaft Shakspeare's und des sogenannten legitimen Schauspiels auf der Bühne erklären, so kann es doch bei einer Bevölkerung von fast zwei Millionen Einwohnern, wie sie London zählt, nicht an einer Fraction der Gesellschaft fehlen, welche zwar der gewöhnlichen Beachtung ferner liegt, welche aber auch zugleich durch ihre Stellung und andere Verhältnisse von den fashionablen Einflüssen zu wenig berührt wird, als daß sie nicht dem von ihren Vätern überkommenen Geschmacke an Dem treu bleiben sollte, was freilich die feinere Welt als „gemein, niedrig und altmodisch" verachtet und verbannt. Es ist Thatsache, daß in der Nachbarschaft von Islington und Pentonville, wo dieser altmodische Geschmack noch besonders stark zu Hause ist, die Theater mit dem Shakspeare'schen Drama immer gute Geschäfte gemacht haben, selbst zu der Zeit, da dasselbe für sie noch gesetzlich verboten war; freilich stand aber damals diese Gegend nicht nur bei dem vornehmen Publicum, sondern auch bei den vornehmen Schauspielern in Verachtung. Mit der Zeit ist es aber dahin gekommen, daß gerade hier das verfolgte Drama noch seine einzige Zufluchtsstätte in Sadler's Wells gefunden hat, und zwei der besten tragischen Künstler von London, der Schauspieler Phelps und die Schauspielerin Warner, sind froh, daß ihnen hier ein Asyl gewährt ist. Für ihr Künstlertalent ist von dieser zurückgezogenen Stellung keineswegs ein Eintrag zu befürchten; denn hier finden sie unter den Zuschauermassen jenes wahre Gefühl, jene natürliche, sich rückhaltlos kund gebende Sympathie, welche, von dem Künstler richtig erkannt und gewürdigt, diesen selbst mitten in der Vorstellung hebt, ihn seine eigenen vollen Kräfte fühlen läßt und dadurch ihm einen Schwung verleiht, welcher mehr als alle künstlerische Berechnung ihm einen glänzenden Erfolg seiner Darstellung sichert.

Eine Bibel aus dem Nachlasse König Karl's I.

Zu Broomfield bei Chelmsford befindet sich eine Bibel, welche ehemals dem Könige Karl I. gehörte, vom Jahr 1529, gedruckt bei Norton und Hill. Das Format ist in Folio; der Einband mit purpurenem Sammet überzogen; auf beiden Deckeln befindet sich in reicher Verzierung das Wappen von England. Auf einem angehefteten Blatte steht geschrieben: „Diese Bibel gehörte König Karl I.; nachher gehörte sie meinem Großvater, Patrick Youngs, Esq., welcher Bücherverwalter Seiner Majestät war; nun geschenkt der Kirche zu Broomfield von mir, Sarah Atwood, 4. August 1723." Die Bibel ist vollständig, wennschon der Bogen J kein Zeichen hat; die Seitenzahl springt von 84 auf 87, mit Übergehung von 85 und 86. Das Buch ist weder in Morant's Geschichte von Essex noch sonst in einem neuern Werke erwähnt und jedenfalls eine wenig bekannte Reliquie. 129.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von

Arthur Schopenhauer.

Zweite, durchgängig verbesserte und sehr vermehrte Auflage.

Zwei Bände.

Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der **zweite** Band dieses Werkes enthält die **Ergänzungen zu der ersten Auflage** und ist für die Besitzer derselben zu dem Preise von 2 Thlr. 20 Ngr. auch einzeln zu erhalten.

Leipzig, im Juli 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 212. —— 30. Juli 1844.

Norwegen in statistischer, historischer und constitutioneller Hinsicht betrachtet.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 211.)

Als Christian II. durch Gustav Wasa aus Schweden vertrieben war und auch die Dänen sich gegen ihn empört und seinen Oheim Friedrich I. auf den Thron erhoben hatten, huldigten die Norweger dem neuen dänischen König. Christian landete 1532 mit einem kleinen Heer in Norwegen und fand eine starke Stütze in der Geistlichkeit, der er Schutz gegen die in Dänemark schon verbreiteten Lehren Luther's versprach. Die Norweger erklärten ihn zu ihrem rechtmäßigen König, die Schweden und Dänen aber verbanden sich gegen ihn; Lübeck, durch Handelsvortheile gelockt, sandte Kriegsschiffe zur Unterstützung des Dänenkönigs, und Christian fiel in die Gewalt seiner Feinde, um sein Leben in einer siebenundzwanzigjährigen Gefangenschaft zu endigen. Seine Anhänger wurden strenge gezüchtigt, und nach Friedrich's I. Tode (1533) mußten endlich auch die Norweger, nach dem erfolglosen Widerstand einer Gegenpartei, seinen Nachfolger Christian III. als König anerkennen. Es ward ein starkes Heer nach Norwegen gesandt, die Reformation gegen die Neigung des noch wenig vorbereiteten Volks eingeführt, und auf der 1537 zu Kopenhagen gehaltenen Versammlung der Geistlichkeit und des Adels erklärte Christian, daß Norwegen, zu sehr geschwächt, einen eigenen König zu unterhalten, und durch zweimaligen Abfall seiner Selbständigkeit beraubt, auf ewige Zeiten, wie Jütland, Fühnen, Schonen und andere Landschaften, mit der dänischen Krone verbunden sein und weder ein Königreich sein noch heißen, sondern ein Glied des dänischen Reichs bleiben sollte. Dennoch behielt Norwegen den Namen eines eigenen Königreichs, verlor aber seinen Reichsrath und wurde von einem dänischen Statthalter verwaltet. Auf den sogenannten Herrentagen wurden die innern Angelegenheiten berathen, aber die Mitglieder dieser Versammlungen bestanden meist aus dänischen Edelleuten, welche Besitzungen in Norwegen erworben hatten. Christian's III. Erklärung war die Losung zu der Unterdrückung, die später die Oberbeamten der Landschaften (Amtmänner), Vögte und die andern untergeordneten Beamten ausübten. Bauern klagen in einer Beschwerdeschrift, es lasse ihnen auf dem Wege zum König der Beamte auflauern, ihre Schreiben ihnen wegnehmen, und lege ihnen überdies Geldbußen auf. Norwegen wurde besonders unter Friedrich's II. Regierung vernachlässigt und gedrückt, und bei den schlechten Wehranstalten in dem siebenjährigen, seinem Interesse ganz fremden Kriege gegen Schweden hart bedrängt. Die Schweden verheerten das Land und verbrannten seine Städte überall, wo sie siegten, und erregten den bittern Nationalhaß, der durch Jahrhunderte sich fortpflanzte und nicht selten in blutiger Vergeltung sich zeigte. Nur Christian's IV. Regierung (1588—1648) war ein Licht in diesem dunkeln Gemälde. Er war eifrig bedacht, das Land in Aufnahme zu bringen, gründete neue Städte, beförderte den Bergbau, und seine Sorgfalt für das Volk, das ihn liebte, würde einen noch günstigern Erfolg gehabt haben, wenn nicht der Widerstand des mächtigen dänischen Adels ihn beschränkt hätte.

Kaum war Norwegen der Gefahr entgangen, eine Beute der siegreichen Waffen des schwedischen Königs Karl's X. zu werden, als ein Ereigniß eintrat, das auf den Zustand des Landes großen Einfluß hatte. Die gegen den mächtigen Adel erwachte feindselige Stimmung wurde von der Hofpartei so geschickt benutzt, daß 1660 durch einen Beschluß der Stände Dänemark zu einem Erbreich gemacht und dem König eine unbeschränkte Gewalt übertragen ward, und im folgenden Jahre mußte auch in Norwegen dem unbeschränkten Erbkönig neu gehuldigt werden. Darauf wurde die Verwaltung des Landes völlig wie in Dänemark eingerichtet und Kopenhagen ihr Mittelpunkt. Norwegen verlor bald sein eigenes höchstes Gericht, und alle Urtheile der letzten Instanz wurden in der dänischen Hauptstadt von einer Behörde gefällt, deren Mitglieder mit den norwegischen Rechtsverhältnissen nicht vollkommen bekannt waren. Die Bewerber um öffentliche Ämter mußten in Kopenhagen sich prüfen lassen, die norwegischen Bischöfe dort die Weihe suchen, und die bedeutenden Überschüsse der Einnahme flossen in die Kassen des Königs, dessen Prachtliebe und Baulust dadurch genährt wurde. Diese Zuschüsse aber genügten nicht in dem verschwenderischen Haushalt, und

unter Christian V. und Friedrich IV. wurden norwegische Soldaten an Wilhelm III. zur Bekämpfung der empörten Irländer, an den Kaiser für den Türkenkrieg, an Holland und England während des spanischen Erbfolgekriegs verkauft. So heldenmüthig die Norweger zwei Mal ihr Vaterland gegen Karl XII. vertheidigt hatten, so geschah doch nichts, den Klagen des Volks abzuhelfen. Der gewerbliche Verkehr der Norweger wurde durch ungereimte Beschränkungen gelähmt.

Gustav III. nahm die Plane seiner Vorfahren, Karl's X. und Karl's XII., wieder auf, aber durch die Ereignisse der frühern Zeit belehrt, daß die Vereinigung Norwegens mit Schweden durch Waffenmacht nicht erzwungen werden könnte, suchte er seinen Wunsch durch andere Mittel zu erreichen und geheime Verbindungen im Nachbarlande anzuknüpfen. Er glaubte die Unzufriedenheit, die eine neue Besteuerung und die Beschränkung des Getreidehandels zum Vortheil Dänemarks unter dem Volk erregt hatte, für seine Absichten benutzen zu können, und stellte nicht nur einen Consul in Christiania an, der wahrscheinlich geheime Weisungen hatte, sondern hielt auch mehre Jahre einen Kundschafter, den „diplomatischen Abenteurer" Karl Manderfeldt, in Norwegen, der mit dem dänischen Kammerherrn und reichen Kaufmann, dem eiteln und ränkevollen Bernt Anker, einem begeisterten Anhänger der Grundsätze der französischen Revolution, auf einem vertrauten Fuß gelebt haben soll. Im Winter 1790 schickte der König seinen Günstling, den General Gustav Moritz Armfelt, unter verschiedenen Vorwänden nach Wermland, wo dieser in der größten Heimlichkeit mit einigen der bedeutendsten Wortführer Norwegens Besprechungen hatte, „aber", sagt er, „als ich fand, daß erstens die französische Revolution ihr Verlangen, sich von der Unterdrückung zu befreien, hervorgerufen hatte, und daß zweitens sie nicht wünschten, Norwegen unter gleicher Verfassung und Verwaltung mit Schweden vereinigt zu sehen, zog ich mich von diesen Unterhandlungen zurück". Doch wurde verabredet, gewisse Verbindungen zu unterhalten. Auch Gustav IV. Adolf hatte die Wünsche seines Stammes geerbt, und da Napoleon dies wissen mußte, so ist die Behauptung wol nicht unwahrscheinlich, daß Murat und Bernadotte durch den in Lübeck gefangenen Grafen Mörner dem König in des Kaisers Namen einen Antrag zur Aussöhnung auf Kosten Dänemarks gemacht und ihm Norwegen als Lohn seines Abfalls von seinem Verbündeten versprochen haben. Gustav IV. versichert selbst in seiner Erklärung gegen die russische Regierung vom 11. März, worin er über Rußlands Aufregung der Finnländer sich bitter beschwert, es sei ihm, wenn er mit Rußland brechen wolle, von Napoleon nicht nur die Wiedererlangung aller unter Karl XII. verlorenen Länder mit jeder ihm erwünschten Grenze, sondern auch die Vereinigung Norwegens mit Schweden zugesagt worden, er habe aber diesen Antrag verworfen und dem russischen Hofe mitgetheilt. Der König hatte jedoch schon vor der Zeit, nach dem Unglücke, das Dänemark traf, ein ähnliches Anerbieten von den Feinden seines Nachbars gehabt, da während der Unterhandlungen im Sept. 1807 Canning dem dänischen Residenten in London erklärte, daß, wenn Dänemark sich nicht zum Frieden entschließen wollte, man sich genöthigt sehen könnte, Schweden mit Norwegen zu entschädigen.

So erfolglos der Kampf gegen Norwegen war, der König von Schweden schien doch an der Eroberung Norwegens bei Dänemarks bedrängter Lage und der Aussicht auf Englands Beistand nicht zu zweifeln. Die Schweden verbreiteten Aufrufe, worin es hieß, man wäre weit entfernt, Norwegens Handel und Gewerbthätigkeit stören zu wollen, sondern wünschte nur den Häfen des Landes Zufuhr zu öffnen, den Gewerbfleiß zu beleben und dem Norden eine Zufluchtstätte für Freiheit und Ehre zu sichern. Als nach dem ersten Feldzuge ein Waffenstillstand abgeschlossen war, entwarf Gustav IV. einen neuen Plan, in Norwegen einzufallen, und es ward ein Aufruf an das Volk gerichtet, sich für unabhängig zu erklären, den die Regierung zwar nicht öffentlich anerkannte, der aber durch die schwedischen Beamten an der Grenze auf alle Weise, doch ohne Erfolg, verbreitet wurde. In den Jahren 1808 und 1809 stand Norwegen unter den Propyläen des Freiheitsjahrs. Es hatte sich allmälig eine wichtige Umwandlung in der Stimmung, in den Ansichten und Wünschen des Volks gebildet. Das unterwürfige Verhältniß zu Dänemark war durch die Macht der Gewohnheit erträglich geworden, da nur in einzelnen Fällen Gewaltmisbrauch hervortrat, dem Volke nicht zu schwere Belastungen aufgelegt wurden und besonders die frühere Politik der dänischen Regierung gegen das Ausland dem gewerblichen Verkehre so günstig gewesen war. Die Grundsätze der französischen Revolution berührten zwar auf ihrer Rundreise durch Europa auch Norwegens Berge, erschütterten die alten Lehren von duldendem Gehorsam, und Stimmen wurden laut, die das endliche Erwachen des Volks und die Sprengung von Fesseln und Banden verkündeten. Aber ehe sie mit einer freiern Ansicht von des Landes wahrer Stellung ins Leben eindringen konnten, mußte ein Anstoß kommen, der auch die Masse des Volks aufrüttelte, was erst durch die Ereignisse seit 1808 geschah. Großen Einfluß auf die Umwandlung der Ansichten von der Verbindung mit Dänemark und auf die Erweckung des Volksgefühls hatte die seit 1807 von der Nothwendigkeit gebotene eigene Verwaltung, die den Norwegern den Anfang eines seit Jahrhunderten unbekannten selbständigen Staatslebens wiedergab.

In dieser Stellung war Norwegen, als die Nachtheile des Kriegs mit England immer fühlbarer wurden und, seit die Getreidezufuhr aus Dänemark durch die feindlichen Schiffe und durch den Krieg mit Schweden abgeschnitten war, auch das Schreckniß einer Hungersnoth näher rückte. Eine der bedeutendsten Erwerbquellen des Landes, der Holzhandel mit Großbritannien, war fast ganz gehemmt. Das Volk ertrug geduldig diesen Druck und der Gemeingeist zeigte sich in vielfachen Be-

weisen von Wohlthätigkeit; aber auch die Vaterlandsliebe wurde gestärkt, und immer mehr erwachte der Wunsch nach einer vollen Selbständigkeit des Staatslebens. Die Überzeugung, daß die an Frankreichs Interessen geknüpfte Politik der dänischen Regierung, welche den Krieg mit England erregt hatte, die Verheerung des Landes herbeiführen mußte, wurzelte immer tiefer, und Trennung von Dänemark war das nächste Ziel, das die Vaterlandsfreunde im Auge hatten, als die Bürgschaft eines friedlichen Verhältnisses zu England. Alle Hoffnungen und Wünsche scharten sich um den Prinzen Christian August von Augustenburg, der durch seine wohlwollenden Gesinnungen und durch die standhafte Erduldung aller Kriegsbeschwerden in der Mitte seines Heerhaufens die Liebe des Volks in hohem Grade gewonnen hatte. Ja, man erwartete, daß seine Kriegsgefährten ihn zum König von Norwegen ausrufen würden. Der General Graf Adlersparre, der das schwedische Heer an der norwegischen Grenze befehligte, hatte geheime Unterhandlungen mit dem Prinzen angeknüpft und ihm wahrscheinlich auch eine Aussicht auf den schwedischen Thron eröffnet. Der Prinz schloß einen Waffenstillstand, und ehe Adlersparre im März 1809 nach Stockholm aufbrach, um Gustav's Entthronung zu bewirken, erhielt er von Jenem das Versprechen, während der Abwesenheit des Heers die Grenzen Schwedens nicht zu überschreiten.

Der Sturz des Königs von Schweden, am 13. März 1809, hatte einen bedeutenden Einfluß auf die Verhältnisse der skandinavischen Halbinsel und auf das Schicksal des Prinzen von Augustenburg. Die nächste Folge der Umwälzung war die Nothwendigkeit, dem kinderlosen Herzog von Südermanland, der zwei Monate später zum König gewählt worden, einen Nachfolger zu geben, um einen neuen Herrscherstamm zu stiften. Schwedens alter Wunsch, Norwegen zu gewinnen, wurde neu belebt und auch von den Lenkern des Ereignisses im Auge behalten. Der Prinz Christian August wurde von den schwedischen Ständen zum Thronfolger ernannt und nahm den Namen Karl August an. Er gewann in kurzer Zeit die allgemeine Liebe der Schweden. Aber sein plötzlicher, mehr als verdächtiger Tod bei einer Revue in Schonen erweckte die tiefste Trauer in Norwegen und machte auf das Volk einen für Schweden ungünstigen Eindruck. Man mußte sich nun in die Nothwendigkeit fügen, die Herrschaft Dänemarks länger zu ertragen. Die Gesellschaft für Norwegens Wohl stellte seitdem ihren geheimen Plan, Norwegens Selbständigkeit zu erringen, in den Hintergrund und verfolgte nur ihren offen erklärten Zweck: die allgemein gewünschte Stiftung einer einheimischen Hochschule. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte man immer mehr die Nachtheile gefühlt, die höhere Bildung der Jugend in Kopenhagen zu suchen, was für das erwachte Streben nach einer selbständigen Stellung nicht günstig sein konnte, und das Bedürfniß einer Anregung für das geistige Leben in Norwegen kündigte sich immer lauter an. Im Sommer 1811 erließ die obgedachte Gesellschaft eine Auffoderung zu patriotischen Beiträgen für die zu stiftende Hochschule, die überall im Lande, selbst unter den Bauern, troz der Bedrängnisse der Zeit, einen so glänzenden Erfolg hatte, daß gegen 800,000 Thlr. dänisch Courant, die sogleich bezahlt werden sollten, und 13,000 Thlr. jährlicher Beiträge unterzeichnet wurden. Diese kräftige Regung des Volksgeistes entschied. Am 2. Sept. 1811 verordnete der König, ehe noch die Bittschrift angekommen war, unerwartet die Errichtung einer vollständigen Universität, zu deren Sitz Christiania bestimmt und die zwei Jahre nachher eröffnet wurde.

Durch einen Vertrag vom 3. März 1813 versprach der König von Schweden Karl XIII. ein Heer von wenigstens 30,000 Mann auf dem Festlande gegen den gemeinschaftlichen Feind Napoleon zu stellen, das in Verbindung mit russischen Kriegsvölkern handeln und unter den Befehl des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs von Schweden Karl XIV. Johann, gestellt werden sollte. Da nun, sagt der zweite Artikel, der König von Schweden durch jene Zusage einen Beweis des ihn beseelenden Wunsches, auch von seiner Seite zum Siege der gemeinsamen Sache beizutragen, gegeben habe, so verspreche die britische Regierung bei dem Wunsche, ihren Entschluß, sich mit den Interessen Schwedens und Rußlands zu vereinigen, unmittelbar und unzweideutig zu beweisen, der bereits zwischen jenen Mächten geschlossenen Übereinkunft beizutreten, insofern sie der ewigen Vereinigung des Königreichs Norwegens, als eines zum Ganzen gehörenden Bestandtheils, mit dem Königreich Schweden nicht nur kein Hinderniß entgegensetzen, sondern auch die Ausführung der Absichten des Königs von Schweden erleichtern wolle, sei es durch Verwendungen oder auch im Nothfall durch die Mitwirkung einer Flotte in Verbindung mit schwedischen oder russischen Kriegsvölkern; jedoch solle nicht eher zu einer Vereinigung Norwegens mit Schweden durch Waffengewalt geschritten werden, bis Dänemark sich geweigert habe, dem nordischen Bündniß unter den, in den Verabredungen zwischen Schweden und Rußland festgesetzten Bedingungen beizutreten, und der König von Schweden verpflichtet sich, dafür zu sorgen, daß jene Vereinigung mit allen möglichen Rücksichten auf die Wohlfahrt und Freiheit des norwegischen Volks ausgeführt werde.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neue dramatische Behandlung der Jungfrau von Orleans.

Wir haben im voraus auf das Werk eines jungen Schweizerdichters aufmerksam gemacht (Nr. 75 d. Bl.), welches das wunderbare Geschick der Jungfrau von Orleans aufs neue in dramatischer Form behandelt. Nachdem J. J. Porchat — so heißt der Dichter, von dem wir reden — vergeblich die Reise von seiner Vaterstadt Lausanne nach Paris unternommen hat, um hier sein Stück zur Aufführung zu bringen, scheint er sich jezt endlich entschlossen zu haben, wenigstens vorläufig auf diesen Triumph, der mit mancherlei Beschwerden verknüpft ist, zu verzichten. Er hat deshalb seine Dichtung dem Druck übergeben

und dieselbe ist bereits vor kurzem erschienen. So vortrefflich auch viele Partien dieses Drama sind, so dürfte es doch, besonders von der Bühne herab, keinen tiefen Eindruck verursachen. Noch immer wartet die Jungfrau von Orleans in Frankreich auf ihren Schiller, obgleich auch Schiller's Behandlung dem französischen Publicum nun und nimmermehr zusagen kann. Was Porchat ganz von dem deutschen Dichter unterscheidet, ist, daß er in seinem Gedichte alle hypersentimentale Ausschmückung und alles romantische Beiwerk verschmäht und sich mehr an die treue, historische Darstellung anschließt. Vielleicht ist er darin zu weit gegangen, indem er auf die eigentlich künstlerische Wirkung zu sehr Verzicht geleistet hat. So ist denn seine Schöpfung mehr eine dramatisirte Geschichte als ein eigentliches Drama geworden. Er scheint dies übrigens schon in dem Titel „Drame en cinq journées" andeuten zu wollen. Der Anfang, der idyllisch gehalten ist, scheint uns die beste Partie des Stücks. Porchat, der sich schon früher durch hübsche Fabeln bekannt gemacht hat, zeigt sich hier als ein geschickter Zeichner des einfachen Familienlebens. Vielleicht ließe sich indessen gegen diese natürlichen Gemälde, welche der Dichter an uns vorüberführt, einwenden, daß die Zeit, in welche die Handlung des Stücks fällt, wol weniger idyllisch war, wenn nicht die wahre Poesie, die gerade in diesen Partien weht, die Unwahrscheinlichkeit vollkommen entschuldigte. Der erste Tag (journée) spielt zu Domremy. Wir erhalten ein liebliches Bild vom Dorfleben und von der Familie der Jeanne d'Arc. Ihr alter Vater beweint das Unglück des Kriegs, während sich seine Frau weniger über das Elend, welches mit demselben verbunden ist, als über den Zustand ihrer Tochter beklagt, welche immer mehr und mehr in schwärmerisches Brüten verfällt. Diese Exposition, welche uns in die Zeit und in den Gegenstand selbst einführt, ist ebenso geschickt angelegt als glücklich durchgeführt. Johanna selbst hat ihren Bruder zum Vertrauten Dessen, was sie bewegt, gemacht. Sie erzählt ihm mit beredter Sprache, wie und wo ihre Mission ihr offenbar geworden, und Pierre theilt die Begeisterung seiner Schwester. Er entschließt sich, Johanna nach dem Heere zu begleiten. Loyseleur, der Pfarrer von Domremy, widersetzt sich ihrer Abreise und behandelt ihre Visionen als tolle Ausbrüche ihres Stolzes. Zu gleicher Zeit unterstützt er die Bewerbungen eines jungen Mannes um Johanna's Hand. Diese aber bricht Alles, was sie an das Irdische fesseln könnte, und bereitet sich auf ihr großes Beginnen vor. Endlich sieht sie die Ritter kommen, deren Ankunft ihr von ihrer innern Stimme verheißen war. Baudricourt wird von der Wahrheit ihrer göttlichen Sendung überzeugt; er nimmt sie in seinem Heere auf und bewilligt ihr die Begnadigung Loyseleur's, der, weil er sich dem Sturmläuten widersetzt hat, von den Kriegern gefangen genommen war. Der erste Tag schließt mit einem Chore der Landleute zum Ruhme dieses Heldenmädchens. Wir wollen dem Dichter bei der Entwickelung seines Stücks nicht weiter folgen, um so mehr, da er im übrigen Theile gerade weniger glücklich ist. Besonders sind die Partien, in denen das Misgeschick des Kriegs geschildert werden soll, nicht sonderlich gelungen. Dessenungeachtet bleibt das Stück eine Erscheinung, welche alle Achtung verdient. Auch die Sprache ist im Ganzen würdig und dem Gegenstande durchaus angemessen. Nur hin und wieder hat der Verf. sich zu allzu kühnen Inversionen verleiten lassen. Außerdem dürften auch vielleicht einzelne Bilder, die nicht glücklich ausgedrückt sind, gerügt werden. Dahin rechnen wir z. B. folgendes:

Ce feu brillant sur nos rivages,
Au lieu qui les souffla repousse les orages...
Et la France bénie est la porte des cieux...

Geschichte der Kreuzzüge.

Wenn es überhaupt schwierig ist, für die Jugend zu schreiben, so ist dies ganz vorzüglich bei historischen Gegenständen der Fall. Der Historiker muß sich hier auf einen ganz andern Standpunkt stellen, als wenn er zu einem erwachsenen Publicum spricht. Hier handelt es sich nicht um tiefe philosophische Erörterungen, nicht um Politik oder Religionssachen, sondern er muß sich auf eine einfache Erzählung beschränken. Dabei muß er die dramatischste Seite besonders hervortreten lassen und der Jugend solche Scenen vorführen, welche das besondere Interesse derselben zu erregen im Stande sind. Wenn man die Schwierigkeit eines solchen Werks in Erwägung zieht, so wird man sich über die große Menge verfehlter Bücher dieser Art nicht wundern und das Erscheinen der „Histoire des croisades abrégée à l'usage de la jeunesse" von Michaud und Poujoulat, dessen Titel schon etwas Tüchtiges erwarten läßt, mit Beifall begrüßen. Dieser Auszug enthält das Wesentlichste aus dem berühmten umfassenden Werke Michaud's. Dabei ist er in einem Tone gehalten, der das Buch der Jugend lieb und werth machen wird. Nirgend bricht die polternde Declamation hervor, welche den größten Theil ähnlicher Werke für die Jugend und für die reifern Leser gleich ungenießbar macht. Allerdings war der Stoff trefflich gewählt, denn kaum ist ein Abschnitt der Geschichte im gleichen Maße wie die Kreuzzüge geeignet, einen tiefen Eindruck auf die jugendliche Phantasie zu machen. Wir wünschen, daß dieses treffliche Werk einen gewandten deutschen Übersetzer finden möge.

Gedichtsammlungen für die Jugend.

Zu Lausanne sind vor kurzem zwei verschiedene Gedichtsammlungen erschienen, welche beide für die Lecture der Jugend bestimmt sind. Sie haben noch Das gemeinschaftlich, daß in beiden der religiöse Ton vorherrschend ist. Die erste dieser Sammlungen führt den Titel: „Recueil de poésies religieuses et populaires, offert aux écoles et aux familles", und die andere: „Poésie chrétienne recueillie de divers auteurs français", von Mad. C. Olivier. Vom ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet steht die letztere ungleich höher als die erstere. Was wir an dem „Recueil" besonders aussetzen möchten, ist, daß der ungenannte Herausgeber den poetischen Paraphrasen der Bibel, die doch immer hinter der Großartigkeit des einfachen, unverkünstelten biblischen Worts zurückbleiben, einen zu großen Platz eingeräumt hat. Mad. Olivier, die Gemahlin eines liebenswürdigen Dichters, hat sich selbst in der Poesie nicht ohne Glück versucht. Sie zeigt in der Auswahl der Stücke, welche sie in ihre Sammlung aufgenommen hat, im Ganzen einen richtigen Takt, obgleich sie sich vielleicht durch eine gewisse Vorliebe für die moderne Schule zur Aufnahme einiger weniger passenden Stücke hat verleiten lassen. Mad. Olivier ist übrigens, wenn wir nicht irren, auch die Herausgeberin einer trefflichen Chrestomathie neuerer französischer Dichter, die vor einigen Jahren in Frankreich erschienen ist.

Droz über Religion.

J. Droz hat sich außer einigen Schriften gemeinnützigen Inhalts vorzüglich durch eine Reihe philosophischer Werke bekannt gemacht, die vom Geiste eines leidigen Eklekticismus eingegeben sind. Jetzt scheint er, der philosophischen Forschung und Prüfung müde, sich dem Glauben blindlings in die Arme werfen zu wollen. Ja, er spricht dies in seinem letzten Werke, welches den Titel „Pensées sur le christianisme, preuves de sa vérité" führt, unumwunden aus. Was hier der Verf. unter dem Namen des Christenthums bezeichnet, ist übrigens nichts als der Katholicismus im ausschließlichsten Sinne, außerhalb dessen Droz kein Heil mehr zu erblicken scheint. Die Approbation des Erzbischofs von Paris, welche an der Spitze des Werkes prangt, ist eine seltsame Autorität für einen Philosophen von Profession. Freilich geräth der Verf. überhaupt in mehr als einen Widerspruch, besonders da, wo er, statt sich nur mit dem bloßen Glauben zu begnügen, zum Beweise von der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit des Katholicismus zu philosophischen Waffen greift. Indessen wollen wir gern einräumen, daß in dieser Schrift neben vielem Matten manche gute Sachen enthalten sind.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 213. —— 31. Juli 1844.

Norwegen in statistischer, historischer und constitutioneller Hinsicht betrachtet.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 212.)

Den fernern Hergang der Dinge bis zur völligen Vereinigung der beiden skandinavischen Reiche setzen wir hier als bekannt voraus und übergehen ihn um so mehr, da bereits in Nr. 172—175 d. Bl. f. 1843 ein Aufsatz unter dem Titel: „Historische Übersicht des Zustandekommens der norwegischen Constitution", aufgenommen worden ist; wir wollen uns daher nur darauf beschränken, die wesentlichsten Momente der gegenwärtigen Verfassung Norwegens hervorzuheben.

Anfangs widersetzte sich das norwegische Volk, mit dem dänischen Prinzen Christian Friedrich, der soeben in Norwegen als Statthalter eingesetzt war, an der Spitze, dem Beschluß der vereinigten europäischen Mächte, schickte seine Deputirten nach Eidsvold und ließ durch diese eine Constitution ausarbeiten, zufolge welcher es sich für unabhängig erklärte und den Prinzen Christian Friedrich zum König erwählte. Die Großmächte Europas bestanden aber auf der Vereinigung Norwegens mit Schweden; der Krieg brach aus, endigte indessen schon am 11. Aug. 1814 durch die Convention zu Moß, welcher zufolge der König die Regierung an den Staatsrath übergeben, worauf ein außerordentliches Storthing zusammengerufen werden sollte, um das zukünftige Schicksal Norwegens zu bestimmen. Das Storthing beschloß, daß Norwegen als ein selbständiges Königreich mit Schweden unter einem gemeinschaftlichen König verbunden werden sollte, und die zu Eidsvold am 17. Mai 1814 genehmigte Constitution wurde am 4. Nov. desselben Jahrs mit den Modificationen, welche das gegenseitige Verhältniß zu Schweden erfoderte, angenommen.

Nach dieser Constitution ist das Königreich Norwegen ein freies, selbständiges, untheilbares und unzertrennliches Reich, mit Schweden unter einem gemeinsamen König vereinigt. Seine Regierungsform ist beschränkt und erblich monarchisch. Die evangelisch-lutherische Religion ist die Staatsreligion. Übrigens werden alle Religionen geduldet, mit Ausnahme der jüdischen; aber auch Jesuiten sowie andere Mönchsorden dürfen durchaus nicht aufkommen. Die ausübende Gewalt hat der König; dieser soll sich zur evangelisch-lutherischen Religion bekennen und dieselbe beschützen; die Person des Königs ist heilig und unverletzlich, sein Staatsrath hingegen verantwortlich; die Erbfolge und die Wahl, wenn kein Erbprinz da ist, wird bestimmt; der König wählt seinen Staatsrath aus norwegischen Bürgern, die nicht unter 30 Jahre alt sein dürfen; dieser Staatsrath soll aus einem Staatsminister und wenigstens sieben Staatsräthen bestehen; der König kann auch einen Vicekönig oder Statthalter ernennen; nur der Kronprinz oder dessen ältester Sohn können Vicekönig sein; zum Statthalter kann entweder ein Normann oder ein Schwede ernannt werden. Die Vertheilung der Geschäfte unter die Staatsräthe bestimmt der König, und dieselben werden nach Stimmenmehrheit im Staatsrathe verhandelt; im Fall der Stimmengleichheit hat der Vicekönig oder Statthalter zwei Stimmen. Der König ordnet den öffentlichen Kirchen- und Gottesdienst an und führt mit den öffentlichen Lehrern die Aufsicht darüber; er kann provisorische, den Handel, den Zoll, die Gewerbe und die Policei betreffende Gesetze geben und aufheben, die jedoch nicht den vom Storthing entworfenen widerstreiten dürfen und nur bis zum nächsten Storthing Geltung haben. Der König läßt die Steuern einfodern, die das Storthing auferlegt; die norwegische Staatskasse soll in Norwegen verbleiben, und ihre Einkünfte werden nur zum Besten Norwegens verwendet; der König verwaltet das Eigenthum und die Regalien des Staats nach den vom Storthing bestimmten Regeln; der König kann Verbrecher begnadigen, wenn sie durch das Höchste-Gericht verurtheilt sind; in Sachen, die vor das Reichsgericht gezogen werden, findet keine andere Begnadigung als für Lebensstrafe statt; der König ernennt, nachdem er die Meinung des Staatsraths eingeholt hat, alle civilen, geistlichen und militairischen Beamten; der Statthalter, der Staatsminister und die übrigen Glieder des Staatsraths, Gesandte und Consuln, die höchsten geistlichen und civilen Beamten, Regiments- und Corpschefs, Commandanten der Festungen und Oberbefehlshaber der Kriegsschiffe können vom König verabschiedet, andere Beamte jedoch nur durch Urtheil des Tribunals ihres Amts entsetzt werden; der König kann Ritterorden ertheilen, allein

keinen andern Rang als den, der mit dem Amte verbunden ist; adelige Privilegien dürfen künftig nicht ertheilt werden; der König hat den Befehl über die Armee und die Flotte, die jedoch, ohne Einwilligung des Storthing, weder vergrößert noch verringert werden dürfen; die Kriegsmacht darf nicht andern Mächten überlassen werden, mit Ausnahme der Hülfstruppen gegen feindlichen Einfall; der König kann Krieg erklären, Frieden schließen, Gesandte absenden und empfangen, Bündnisse eingehen und aufheben u. s. w.

Die gesetzgebende Gewalt wird vom Volke durch das Storthing, das aus zwei Abtheilungen, dem Lagthing und Odelsthing, besteht, ausgeübt; stimmfähig sind nur diejenigen norwegischen Bürger, welche das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt, sich im Lande aufhalten, fünf Jahre daselbst ansässig gewesen und entweder Beamte sind oder es gewesen, auf dem Lande steuerpflichtiges Eigenthum besitzen oder auf länger als fünf Jahre solches gepachtet haben, oder in den Städten Bürger und im Besitz eines Hauses oder eines Grundes, 150 Spthlr. an Werth, sind, und endlich der Constitution bei dem öffentlichen Tribunal den Eid der Treue abgelegt haben. In den Städten werden Wahlmänner, für je 50 Stimmberechtigte einer, gewählt, welche innerhalb acht Tage ein Viertel ihrer eigenen Zahl zu Mitgliedern des Storthing erwählen; die Wahl ist nicht auf die Wahlmänner, sondern blos auf die Stimmberechtigten des Districts eingeschränkt; keine Stadt darf mehr als vier Stellvertreter zum Storthing schicken; auf dem Lande werden in jedem Kirchspiel ebenfalls Wahlmänner, für je 100 Stimmberechtigte einer, gewählt, welche in jedem Amtsdistrict innerhalb eines Monats zusammentreten und unter den Stimmberechtigten der Districte ein Zehntel ihrer eigenen Anzahl als Repräsentanten auf dem Storthing auswählen. Die so gewählten Repräsentanten bilden das Storthing und fungiren als solche drei Jahre; das Storthing versammelt sich jedes dritte Jahr mit Anfang Februar in der Hauptstadt des Reichs und darf, ohne Einwilligung des Königs, nicht länger als drei Monate zusammenbleiben. Sobald das Storthing constituirt ist, wird es vom König oder dem von ihm Ernannten durch eine Rede eröffnet, in welcher dieser demselben den Zustand des Reichs und die Gegenstände, mit welchen er es besonders zu beschäftigen wünscht, darlegt. Das Storthing wählt ein Viertel seiner Mitglieder aus, die das Lagthing ausmachen, die übrigen bilden das Odelsthing; jede Abtheilung ernennt selbst ihren Präsidenten und Secretair. Jedes Gesetz soll auf dem Odelsthing in Vorschlag gebracht werden, entweder durch eins der Mitglieder desselben, oder durch die Regierung von einem Staatsrathe; wird die Proposition auf dem Odelsthing angenommen, so wird sie an das Lagthing und, wenn dieses dieselbe genehmigt, an die Regierung gesendet, um dem König zur Sanction vorgelegt zu werden; im entgegengesetzten Fall schickt das Lagthing die Proposition an das Odelsthing mit Angabe der Weigerungsgründe zurück, und letzteres nimmt dieselbe wieder vor und übersendet sie mit oder ohne Abänderung abermals dem Lagthing; wird der Beschluß des Odelsthing in dieser letzten Form wiederum nicht genehmigt, so wird derselbe dem ganzen Storthing vorgetragen, und er muß dann zwei Drittel der Stimmen für sich erhalten, wenn er nicht als nichtangenommen beiseite gelegt werden soll; sanctionirt der König den Beschluß des Storthing, so versieht er ihn mit seiner Unterschrift, durch welche derselbe alsdann zum Gesetz wird; wo nicht, so schickt er ihn an das Odelsthing mit der Erklärung zurück, daß er es nicht für dienlich gefunden, denselben zu bestätigen, und darf er alsdann auf dem nämlichen Storthing nicht mehr zur Sprache gebracht werden; wenn ein Beschluß auf drei nacheinander folgenden ordentlichen Storthingen unverändert angenommen worden, so wird er zum Gesetz, auch wenn die Sanction des Königs nicht erfolgt.

Das Lagthing und das Höchste-Gericht bilden das Reichsgericht, das in der ersten und letzten Instanz in denjenigen Sachen entscheidet, die vom Odelsthing gegen die Mitglieder des Staatsraths oder des Höchsten-Gericht wegen Amtsverbrechen oder gegen die Mitglieder des Storthing, ebenfalls wegen Amtsverbrechen, angebracht werden; der Präsident des Lagthing hat den Vorsitz im Reichsgericht; der Angeklagte kann, ohne die Ursachen anzugeben, ein Drittel der Mitglieder des Reichsgerichts verwerfen; das Höchste-Gericht ist die letzte Instanz in allen übrigen Rechtshändeln und soll aus einem Justitiar und wenigstens sechs Assessoren bestehen; im Militairwesen werden dem höchsten Gericht zwei hohe Offiziere vom König beigeordnet; die Urtheile des Höchsten-Gericht sind in keinem Fall der Appellation oder Revision unterworfen. Zu Beamten des Staats können nur norwegische Bürger ernannt werden; doch können auch Fremde Lehrer an der Universität und den gelehrten Schulen, Ärzte und Consuln werden. Norwegen ist nur für seine eigenen Nationalschulden verantwortlich; Niemand kann anders als nach den Gesetzen gerichtet und nach dem Urtheile bestraft werden; peinliches Verhör darf nicht angewandt, keinem Gesetz eine zurückwirkende Kraft beigelegt werden; die Regierung darf sich gegen die Mitglieder des Staats nicht der Militairmacht bedienen, außer in dem Fall, wenn irgend eine Versammlung die öffentliche Ruhe stört und sich, nachdem die Bestimmungen des Landesgesetzes gegen Aufruhr durch die civile Obrigkeit drei Mal vorgelesen worden, nicht auf der Stelle trennen will; die Presse soll frei sein, und Niemand kann für Schriften bestraft werden, die er hat drucken lassen, außer wenn er selbst in ihnen Ungehorsam gegen die Gesetze, Geringschätzung gegen die Religion, Sittlichkeit oder die constitutionellen Mächte, oder Widerstand gegen deren Befehle an den Tag gelegt, oder Andere dazu angeregt, oder falsche und ehrenrührige Beschuldigungen gegen irgend Jemanden gemacht hat.

Dieses sind die Hauptzüge der Verfassung, welcher sich Norwegen seit 1814 erfreut, und deren heilbringende Wirkungen in allen Zweigen der Verwaltung unverkenn-

bar sind. Die Geschäfte der norwegischen Regierung sind auf sechs Departements vertheilt, nämlich: 1) das geistliche Departement, welches alle den öffentlichen Cultus, den Unterricht, die öffentlichen Stiftungen und deren Eigenthum, sowie das Medicinalwesen betreffende Sachen besorgt; 2) das Justiz- und Policeidepartement, welches sich mit der Justizpflege in und außer den Tribunalen, der Policei, dem Tutelwesen, den öffentlichen Wegen und den Strafanstalten beschäftigt; 3) das Finanz-, Handels- und Zolldepartement, welches die Administration der Staatseinkünfte, der Staatsschulden und des Postwesens, sowie die Angelegenheiten des Handels und der übrigen Gewerbe in sich begreift; 4) das Armeedepartement, welches alle auf das Landkriegswesen, und 5) das Marinedepartement, welches alle auf das Seekriegswesen bezügliche Angelegenheiten überwacht; endlich 6) das Revisionsdepartement, welches alle Rechenschaftssachen revidirt und decidirt. Überhaupt wird ernstlich dahin gestrebt, die Staatsverwaltung in vollkommenen Einklang mit der Staatsverfassung zu bringen.

D. G. v. Ekendahl.

William Beckford.

England hat unlängst wiederum eine seiner ältern literarischen Notabilitäten verloren durch den Tod William Beckford's, eines Sohnes des berühmten Alderman Beckford. Will. Beckford war ein merkwürdiger Mensch, nicht sowol wegen des Umfangs und des hohen Werths seiner literarischen Leistungen, als vielmehr wegen der Eigenthümlichkeit seines Charakters und seiner Lebensverhältnisse. Man muß ihn als einen bis zur möglichst hohen erreichbaren Stufe ausgebildeten Geschmacksmenschen bezeichnen, in welcher Richtung er durch seinen großen Reichthum begünstigt ward, den er gern und unbedenklich den ausgesuchtesten Genüssen zum Opfer brachte, welche sich auf dem Gebiete der Literatur und des „Virtuosenthums" darboten. Mit innigem und schwärmerischem Entzücken erging er sich in Visionen eines orientalischen Luxus, deren Eindrücke er in einem glänzenden, ursprünglich (im J. 1786) in französischer und englischer Sprache geschriebenen Romane unter dem Titel „Vathek" niederlegte, ein Werk, welches den Verfasser zu seiner Zeit zu einem berühmten Manne machte. Eine wiederholte Ausgabe des englischen Textes erschien 1815. Beckford war aber nicht damit zufrieden, den Eingebungen seines Geschmacks und seiner Phantasie durch Wort und Schrift Ausdruck verliehen zu haben; er wollte dieselben auch im Leben verwirklichen, und zu diesem Zwecke häufte er auf seiner Besitzung, Fonthill-Abbey, eine Masse von Schätzen auf, wie sie eben bei solchen Kunstvirtuosen, bei Touristen und ähnlichen Leuten in hoher Geltung stehen; nur daß er sie bei seinem nur auf sein eigenes schwelgerisches Behagen gerichteten Sinne ausschließlich seinem eigenen Genusse weihete. Fonthill-Abbey war ein prächtiges Muster des modernen gothischen Stils, und hier verlebte der Besitzer so zu sagen eine Art morgenländischen Lebens, indem er sich mit seiner reichen Sammlung von Gemälden und andern Seltenheiten gänzlich den Blicken der Öffentlichkeit entzog. Es konnte nicht fehlen, daß durch den Aufwand, welchen diese Lebensweise verursachte, selbst Beckford's ansehnliche Mittel erschöpft wurden, sodaß in dessen Folge an den Verkauf der Besitzung sammt den in ihrer Art einzigen Schätzen, welche sie in sich barg, gedacht werden mußte. Diese Gelegenheit benutzte alle Welt, um ein Gebäude zu besuchen, welches man so oft als einen Zauberpalast beschreiben gehört hatte, von dem aber bis dahin jeder Zutritt mit der größten Sorgfalt fern gehalten worden war. Man muß die „Times" vom J. 1822 lesen, um sich einen Begriff von dem Zuströmen nach der Grafschaft Wilts, in welcher Fonthill-Abbey liegt, bei jener Veranlassung zu machen.

Fonthill-Abbey war von dem Vater, dem Alderman Beckford, erkauft worden. Bald nachdem es in seinen Besitz gekommen war, ward das schöne alte Gebäude vom Feuer zerstört. Als der Besitzer von diesem Unfalle in Kenntniß gesetzt worden war, sagte der bürgerliche Krösus im Bewußtsein seines unermeßlichen Reichthums ganz kaltblütig: „Nun wohl, so lasse man es wieder aufbauen!" Wie gesagt, so gethan, und zwar in einem außerordentlich glänzenden Stile. Dennoch war die Lage nicht schön; und als der Verf. des „Vathek" seinem Vater in dem Besitze nachgefolgt war, ließ er das neue Prachtgebäude wieder niederreißen und mit Hülfe des Architekten Wyatt auf einer besser gelegenen Seite mit einem Aufwande von mehr als 400,000 Pf. St. von neuem aufführen. Beckford war im Ertragen großer Unfälle und Verluste ebenso unerschütterlich standhaft wie sein Vater. Während man noch an dem Thurme der Abtei, welcher, 276 Fuß hoch, auf dem höchsten Punkte des Grundstücks stand, arbeitete, brach in seiner Spitze gleichfalls Feuer aus und zerstörte ihn zu einem großen Theile. Beckford, weit entfernt, über den Unfall Verdruß zu äußern, hatte seine Freude an dem prächtigen Schauspiele des flammenden Feuerbusches und bekümmerte sich nicht darum, was es kosten werde, die Verwüstungen des Elements wieder gutzumachen. Der neue Bau ward ohne Aufschub angegriffen; alle Mittel, welche in der ganzen Grafschaft zu Gebote standen, wurden aufgeboten, um das Werk zu Ende zu führen; selbst die Arbeiten an der königlichen St.-Georgskapelle zu Windsor wurden verlassen, damit nur zu Fonthill-Abbey bei Tage und bei Nacht die Kräfte von 400 Menschen aufgewendet werden konnten. Dieser Bau hat viele Ähnlichkeit mit dem des kaiserlichen Winterpalais in Petersburg vor wenigen Jahren. Die Arbeiter lösten sich in bestimmten Zeiträumen einander ab, und in den längsten und finstersten Winternächten sah man die Kelle bei Fackelschein in Thätigkeit; gerade aber diese seltsame Thätigkeit bei Ausführung eines so außerordentlichen Unternehmens war für Beckford ein Gegenstand des höchsten Genusses. Mit derselben äußern Kaltblütigkeit endlich, mit welcher er jenem Thurmbrande zugeschaut hatte, trennte er sich später von dieser prächtigen Schöpfung seines eigenen Geschmacks, als die Verhältnisse ihn dazu zwangen.

In der Folge nahm Beckford seinen Aufenthalt zu Bath, wo er ein an dem Fuße des Landsdown-Hügels gelegenes palastartiges Gebäude bewohnte und seine Einrichtung, wenn auch nicht in gleich großartigem Maßstabe wie zu Fonthill-Abbey, doch in ähnlichem Geschmacke traf. Auf dem Landsdown-Hügel stellte er ein Prachtgebäude her, welches durch seinen asiatischen Stil, durch den üppigen Luxus seiner Einrichtung, durch seine Minarets und andere seiner Bestandtheile Zeugniß davon gab, daß Der, welcher den Plan dazu entworfen und ausgeführt hatte, ganz erfüllt sein mußte von dem Geiste einsamer Größe und strenger Zurückgezogenheit, wie er in allen Ländern und unter allen Völkern des Morgenlandes herrscht. In den verschiedenen Gemächern waren eine Masse höchst ausgesuchter Gemälde und anderer Kunstgegenstände aufgestellt; Zierathen von kunstvoll gefertigter Arbeit in Gold, Schnitzwerk in Elfenbein und Holz, prächtiges Porzellan, Becher geschmückt theils mit Edelsteinen, theils geformt von der wunderfertigen Hand Benvenuto Cellini's, füllten die Reihen der Zimmer. Eins der Gemächer innerhalb dieses Gebäudes hieß „die Kapelle", ein zwar enger Raum, aber gleichfalls auf allen Seiten mit Gemälden behangen; doch nur mit solchen, welche Gegenstände der Andacht darstellten. Der tiefe Eindruck, welchen dieselben auf den Beschauer hervorbrachten, ward noch überboten durch die Statue eines, das Jesuskind in seinen Armen haltenden Mönchs, namentlich durch die Entzückung und das die innerste Befriedigung der Seele

ausdrückende sanfte Lächeln, welche über das ganze Antlitz und über die ganze Gestalt ergossen waren. Der Name des Schöpfers dieses herrlichen Kunstwerks ist nicht bekannt; auf dem Piedestal befand sich nur die Inschrift: Dominus illuminatio mea. Von der Kapelle aus gelangte man in die Bibliothek, zwar von gleich beschränktem Umfange, aber in ebenso üppigem Geschmack eingerichtet. Gleiches gilt von dem Garten, welchen das Gebäude umgab; obgleich verhältnißmäßig von keinem bedeutenden Umfange, war er doch von einsamen Gängen durchkreuzt und bot dem Freunde der Einsamkeit dichte Schattenorte, Alles auch hier in morgenländischem Geschmacke angelegt. Das Ganze war von einer hohen Mauer umschlossen: den Zugang bildete eine einzige sehr kleine Thür. Die ganze Anlage war nicht weit entfernt von Beckford's Wohnung, obgleich diese im Verhältnisse zu jener beträchtlich tiefer lag. Oft besuchte Beckford diese seine neue Schöpfung, aber immer ohne irgend welche Begleitung, nur in seine Gedanken und Betrachtungen versenkt; denn auch hier verharrte er in seinem zurückgezogenen Wesen und hielt, nur auf seinen eigenen Genuß bedacht, jede Berührung mit der Außenwelt fern von sich. Der oberste Theil des Gebäudes endlich gewährt eine weit hin gebreitete Aussicht über die fruchtbaren Thäler von Weston, Tiverton und Keynsham nach Bristol zu, als deren passenden Endpunkt in weiter Ferne hinter Thälern und Hügeln, hinter lang gedehnten Flächen von Feld und Wald sich der Thurm von Fonthill zeigte, und durch diesen zufälligen Umstand soll Beckford zur Errichtung dieser neuen Anlage veranlaßt worden sein, um seine Augen gelegentlich auf diesem Gipfelpunkte jener Prachtschöpfung ruhen zu lassen, an welche er seinen Reichthum und die schöpferische Kraft seiner Phantasie verschwendet hatte; denn nie habe er, sagt man, trotz seiner anscheinenden Kaltblütigkeit im Innern, jenen Verlust verschmerzt, sondern sein Kummer darüber habe sich oft zu gänzlicher Niedergeschlagenheit gesteigert und auf dem Landsdown-Hügel habe er durch Hinstarren auf das für immer verlorene Fonthill schmerzliche Nahrung für die trübe Stimmung seines Geistes gesucht.

Erst fast 50 Jahre nach dem Erscheinen des „Vathek" trat Beckford mit einem zweiten literarischen Erzeugnisse hervor: es sind dies die 1835 erschienenen „Erinnerungen an einen Ausflug nach den Klöstern von Alcobaza und Batalba", welchen er 1795 unternommen hatte. Dieses Werk erlebte 1840 eine zweite Auflage, vermehrt mit einem Überblicke in Briefform über die Beobachtungen, die er zwischen den Jahren 1780 und 1794 in Italien, Spanien und Portugal gemacht hatte. In ihnen drückt sich, wie Beckford selbst andeutet, „die volle Blüte und die Heiterkeit jugendlichen Geistes und jugendlicher Zuversicht aus, zu einer Zeit, da die ältere Ordnung der Dinge noch mit all ihrem malerischen Prunke und all ihren Abgeschmacktheiten bestand; da sich Venedig noch seiner Bleidächer, Frankreich seiner Bastille und die Halbinsel ihrer heiligen Inquisition erfreute". Von alledem ist aber in den Briefen nicht die Rede; diese beschäftigen sich vielmehr mit der Beschreibung von Landschaften und Naturerscheinungen. Von da an ruhte seine literarische Thätigkeit gänzlich; doch hat er einen ansehnlichen handschriftlichen Nachlaß hinterlassen, dessen Veröffentlichung man zu erwarten hat. 140.

Bibliographie.

Die Aktien. Großes romantisches Schauer- und Trauerspiel in drei Aufzügen (d. h. in denen man aufgezogen wird). Leipzig, Reclam jun. 8. 11¼ Ngr.

Boden, A., Dritte Schrift zur Vertheidigung des Hrn. Prof. Jordan in Marburg wider seine Gegner. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 15 Ngr.

Daum, F. v., Bemerkungen über die Landwirthschaft, das Klima und die Vegetation in Südfrankreich, Wälschland und Malta, während einer Reise im J. 1842 und Versuch einer nähern Darstellung des landwirthschaftlichen Betriebes in diesen Ländern. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 2 Thlr.

Doenniges, Über einige Punkte der Form der Gesetzgebung und die Wirkungen des Heerbanns unter Karl dem Großen, sowie über die Entstehung der deutschen Herzogthümer im 9. und 10. Jahrhundert. Ein Sendschreiben an Hrn. Prof. Stenzel zu Breslau. Bamberg, Literar.-artist. Institut. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Preußischen Eisenbahn-Unternehmungen und die Allerhöchste Verordnung vom 24. Mai d. J. Von L.... Berlin, Enslin. Gr. 8. 5 Ngr.

Genin, F., Die Jesuiten und die Universität. Nebst einem Anhang, enthaltend die auf authentische Familienpapiere gestützte und von dem Grafen Alexis von Saint-Priest der Revue des deux mondes mitgetheilte Geschichte der Verbannung der Jesuiten aus Portugal, Frankreich und Spanien, sowie der gänzlichen Aufhebung ihres Ordens durch Papst Clemens XIV. Aus dem Französischen übersetzt von G. Fink. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gervais, E., Gründung der Universität Königsberg und deren Säcularfeier 1644 und 1744. Zur Würdigung und zum Verständniß der bevorstehenden 3ten Jubelfeier für Jedermann. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 7½ Ngr.

Große, K., Karl XIV. Johann von Schweden in seinem öffentlichen und Privatleben und Wirken. Nach Quellen und den besten Geschichtswerken gemeinfaßlich dargestellt. Mit 4 Abbildungen. 1stes Heft. Meissen, Goedsche. 8. 12½ Ngr.

Kohl, J. G., Reisen in England und Wales. Dritter Theil: Orford, Salisbury, Stonehenge, Eton-College, Windsor-Castle, Winchester, Southampton, Netley-Abbey, New-Forest, Portsmouth und Insel Wight. Dresden, Arnold. 8. Alle drei Theile 4 Thlr. 10 Ngr.

Lever, Ch., Harry Lorrequers Geständnisse. Irländisches Charakterbild. Aus dem Englischen von C. Richard. Aachen, Mayer. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Thomas Burke. Roman aus der Zeit des französischen Kaiserreichs. Aus dem Englischen von C. Richard. Zwei Bände. Aachen, Mayer. Gr. 12. Geh 3 Thlr.

Lubojatzky, F., Novellen. 2ter Theil. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr.

Monod, A., Lucilie oder das Lesen der Bibel. Aus dem Französischen nach der 2ten Ausgabe ins Deutsche übertragen von H. Rühle. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 27½ Ngr.

Ozanam, A. F., Dante und die katholische Philosophie des 13. Jahrhunderts. Aus dem Französischen. Münster, Deiters. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ravignan, Von der Existenz und Anstalt der Jesuiten. Aus dem Französischen von K. Reiching. Schaffhausen, Hurter. 8. 10 Ngr.

Streicher, K. A., Das neue Evangelium der Gegenfüßler des Christenthums im 19. Jahrhundert. Ein ausführlicher, gutachtlicher Bericht an das gebildete Publicum, über die moderne deutsche Religionsphilosophie und ihr Verhältniß zum Christenthum, mit besonderer Beziehung auf die christliche Glaubenslehre des Hrn. Dr. Strauß, in verständlicher Sprache erstattet. Leipzig, Geuther. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 214. —— 1. August 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

Bei der täglich sich steigernden Theilnahme an den Kunstdenkmälern des Mittelalters scheint es an der Zeit, das Leben und die Schriften eines Mannes näher zu besprechen, der, durch Geburt und Erziehung wissenschaftlichen Bestrebungen fremd, vom lebendigen Wohlgefallen an den Kunstwerken aller Zeiten zu ihrem tiefern Studium übergehend, zuerst geistreiche und praktische Kennerschaft mit gründlicher Forschung urkundlicher Quellen der italienischen Kunstgeschichte verband, neben der Kunst die mannichfaltigsten Staats- und Lebensverhältnisse mit scharfem Beobachtungsgeiste durchdrang, und sich aus den Anschauungen der Kunst und des Lebens eine in unsern Tagen seltene Behaglichkeit und Lebenskunst zu erzeugen wußte.

Durch die Gunst der Verhältnisse und die Vorzüge des Geistes in mannichfaltige Beziehungen zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit gebracht, beschäftigte Hrn. von Rumohr öfters der Gedanke, Erinnerungen aus seinem Leben niederzuschreiben, und als ich ihn nach einer Trennung von zwölf Jahren, während welcher Zeit die früher flüchtige Bekanntschaft durch wissenschaftlichen Briefwechsel befestigt wurde, von körperlichen Leiden gebeugt in Dresden wiedersah, wünschte er mir einzelne Züge für eine spätere Bearbeitung seiner Lebensgeschichte dictiren zu können; aber seinen Vorsatz vereitelte bald das Hinschwinden der Geisteskräfte, dem rasch der Tod nachfolgte.

Zwei Aufsätze sind nach Rumohr's Tode über sein Leben und Wirken in öffentlichen Blättern erschienen und von mir benutzt worden. Der erste im „Altonaer Merkur" (1843, Nr. 196) scheint von einer Rumohr sehr nahestehenden Person herzurühren und liefert manche treffende Züge zu seiner Charakteristik, ohne auf Rumohr's literarisches Wirken näher einzugehen. Dieses Letztere ist auch in dem zweiten in der „Allgemeinen Zeitung" (1843, Nr. 308—310) enthaltenen Aufsatz nur durch eine mangelhafte Aufzählung der Schriften angedeutet. Die hier mitgetheilten Thatsachen aus Rumohr's früherm Leben sind theils aus dem dritten Band des „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur", theils aus Rumohr's „Drei Reisen nach Italien" entlehnt; aber über Rumohr's letzte Lebensjahre und insbesondere seinen Aufenthalt in Lübeck scheint der Verf. durch nähere Beziehung zu dem Verstorbenen genauere Kunde zu besitzen.

Obwol ich hoffen und wünschen muß, daß Andere aus dem reichen literarischen Nachlasse eine genauere Entwickelung des eigenthümlichen Bildungsganges, ein reicheres Gemälde der interessanten und bewegten Lebensverhältnisse und eine vollständigere Würdigung seiner Verdienste aufstellen mögen, so wollte ich doch durch die folgende Skizze dem Wunsche des Verstorbenen und der Anfoderung der Zeit entsprechen.

Karl Friedrich Ludwig Felix von Rumohr gehörte einem Geschlechte an, welches, schon in den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts abwechselnd Rumor, Rugmore, Rugmare (d. i. rauhes Moor oder Moos) benannt, seit alten Zeiten in den Herzogthümern Holstein und Schleswig mit Gütern angesessen war. Der Familienname ist zugleich die Benennung einer früher während 300 Jahren vom Kloster Bordisholm, jetzt aber vom König von Dänemark besessenen Ortschaft an der Grenze der größern holsteinischen Haiden.

Er war der jüngere Sohn des Landraths Henning von Rumohr auf Trenthorst (das Stammgut der Familie), aus dessen zweiter Ehe mit dem Fräulein Wilhelmine Karoline von Fersen, Tochter des im Siebenjährigen Kriege ehrenvoll gebliebenen hanoverschen Obersten Freiherrn von Fersen.

Der Vater war nach der Schilderung des Sohns und Anderer ein Mann von gesundem, praktisch durchgebildetem Verstand und kräftigem leidenschaftlichen Charakter, die Mutter soll dagegen die liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und Herzens mit ausnehmender Schönheit vereinigt haben.

Karl Friedrich wurde am 6. Jan. 1785 auf dem von seinen Ältern angekauften Gute Reinhardsgrimma am Fuße des sächsisch-böhmischen Gebirgs in der Nähe derselben Stadt Dresden geboren, wo er jetzt nach vielfachem Wechsel seines Wohnorts am 25. Juli des verflossenen Jahrs die Ruhestätte fand. Bald nach seiner Geburt wendeten sich jedoch die Ältern nach ihrem frühern Aufenthaltsorte Lübeck zurück, um von hieraus ihre sämmtlich in der Umgegend gelegenen Güter zu verwalten.

Obwol das älterliche Haus der feinen in ihm herrschenden Sitte wegen rühmlichst bekannt war, so stimmte doch die Erziehung des talentvollen Knaben nach Rumohr's eigener Erzählung mit der überein, welche damals die meisten Familien des deutschen Landadels ihren Kindern zu geben pflegten. Der frühern ritterlichen Erziehung war der physische Nerv und die poetische Weihe entschwunden, und während sich die höhern Stände der romanischen Völker der Spitzen der Literatur zu bemächtigen suchten, hatten französische Bildung und Hofsitte ähnliche Bestrebungen in Deutschland gelähmt. Der Stand der Gelehrten war dagegen bei wissenschaftlicher Tüchtigkeit der freien Weltbildung fremd geblieben und die schüchternsten und ärmlichsten von ihnen, die Candidaten der Theologie, denen man in der Regel die Erziehung der adeligen Jugend anvertraute, fanden sich, wenn erst die Jugendpoesie der Universitätszeit verraucht war, mit ihrem respectvollen ungelenkigen Wesen bald im Nachtheil gegen die Gewandtheit und das freie Selbstbewußtsein der Zöglinge. So war auch der geistvolle Rumohr bei dem mechanischen Unterricht, den ihm seine Hauslehrer ertheilten, fortwährend zerstreut, und der schlechteste von diesen, der, vom Sektengeiste der Illuminaten angesteckt, durch absichtliche Vernachlässigung seines Zöglings zur geistigen Ertödtung der adeligen Jugend mitwirken wollte, ließ ihn ein halbes Jahr lang dasselbe Capitel im Cornelius Nepos lesen. Von den Lehrern oft stundenlang in der größtentheils aus französischen Büchern zusammengesetzten Bibliothek des Vaters eingeschlossen, gewöhnte sich der wißbegierige Knabe früh an Selbstudium. Noch nicht achtjährig soll er sich, im Lesen eines Buchs vertieft, von dem väterlichen Gute Bliestorf bis in die Nähe des zwei Meilen davon gelegenen Lübeck verirrt haben, zur großen Bekümmerniß der besorgten Mutter. Ebenso wird erzählt, daß er, im dreizehnten Lebensjahre zur Reise gerüstet, einer seiner Schwestern begegnete und von ihr befragt, erklärte: daß er unbefriedigt von dem ertheilten Unterricht das väterliche Haus zu verlassen gesonnen sei. Dies bewog die Ältern, den aufstrebenden Knaben dem Abte Wehland in Holzminden im Braunschweigischen zur weitern Fortbildung zu übergeben. Auch von dieser Schule wußte Rumohr wenig Rühmliches zu erzählen, aber in der reizenden Umgebung des Städtchens gewöhnte er sich früh, das Malerische in den Naturbildungen aufzusuchen, für deren mannichfaltige Erscheinungen er später eine so seltene Schärfe des Blicks besaß. Ebenso war die ihm im funfzehnten Jahre gebotene Ansicht der Gemäldesammlung des Grafen von Brombeck zu Söder für seine spätere Lebensrichtung entscheidend. Wenn wir Rumohr selbst hören, so leitete ihn schon damals das unbefangene lebendige Gefühl für das Vortreffliche nicht minder glücklich als später sein durch reiche Anschauungen gebildetes Urtheil. Er sagt in den „Drei Reisen nach Italien" (S. 6):

> Mit Lust erinnere ich mich der Unabhängigkeit des Gefühls und Urtheils, mit welcher ich, 15 Jahre alt, in Söder zum ersten Male eine größere Zahl guter und vortrefflicher Gemälde durchsah. Ohne Zögern entschied ich mich für die kostbaren Ruisdaels dieser Sammlung, studirte ich eifrig den kleinen Correggio, eine Madonna, verwarf etwas höhnisch den sogenannten Rafael und bezweifelte den Claude Lorrain. Zwar kannte ich diese Meister historisch ganz und gar nicht; doch hatte ich von ihrem Werthe mir eine gewisse, freilich nur unbestimmte Vorstellung gebildet und entnahm schon aus dem Correggio, daß jener Rafael ein ungleich neueres Bild sein müsse.

Wenig später sah Rumohr die damals sehr geschmackvoll aufgestellte Gemäldesammlung zu Salzdahlum und das berühmte Mantuanische Gefäß im Museum zu Braunschweig, das, obwol nicht den besten Zeiten des griechischen Alterthums angehörig, doch Rumohr durch die den meisten antiken Kunstwerken eigenthümliche, sichere und gleichmäßige Behandlung des Materials imponirte.

Später bezog Rumohr die Universität Göttingen, zwar mit keiner gediegenen classischen Vorbildung ausgestattet, aber vom lebendigen Drange erfüllt, seine vielen noch unklaren Anregungen und Bestrebungen zu größern Anschauungen zu erweitern und zu bestimmten Begriffen durchzubilden.

Hier nahm Rumohr bei dem alten Domenico Fiorillo Unterricht im Zeichnen und entwickelte bald sein glückliches Talent, dem er später, besonders im Zeichnen von Landschaften und Köpfen, eine eigenthümliche Ausbildung zu geben wußte. Fiorillo zehrte als Zeichenlehrer und Professor in eine kleine Universitätsstadt gebannt an den Erinnerungen seiner Jugend, wo er abwechselnd in Rom und Bologna lebend als Schüler und Anhänger des talentvollen Battoni gegen die eklektische Strenge des diesem in der Theorie überlegenen Rafael Mengs Partei nahm. Als Künstler mittelmäßig und in der Auffassung historischer Aufgaben schlüpfrig ohne Energie der Sinnlichkeit, wußte er doch durch seine anschauliche Lebendigkeit im Erzählen und seine umfassenden Kenntnisse, die er sich als tüchtiger und emsiger kunsthistorischer Compilator erworben, Rumohr's Sehnsucht nach Italien und seine Liebe zum Studium der Kunstgeschichte vielfach anzuregen. Gleichzeitig verschaffte Rumohr die reiche Kupferstichsammlung, welche Riepenhausen der Vater besaß, Gelegenheit, sich eine genauere Kenntniß dieses wichtigen Theils der neuen Kunstgeschichte zu erwerben, und blattweis sammelnd legte er die

erste Grundlage zu seinem spätern Reichthum an Handzeichnungen, Kupferstichen und Radirungen.

Die Sehnsucht nach reichern Kunstanschauungen trieb Rumohr zunächst von Göttingen nach Kassel, wo damals noch jene nicht eben zahlreiche, aber durch vorzügliche Meisterwerke hochberühmte Sammlung vereinigt war, deren bester Theil durch die spätern Kriegsereignisse zuerst nach Paris und später nach Petersburg gelangte. Die herrliche, später fast verschollene Carità des Lionardo, die kurz vorher Goethe zur lebhaftesten Bewunderung hinriß, trat ihm hier mit höherer Weihe entgegen, und gewiß ist Verrochio's von alterthümlicher Einfachheit zu idealischer Schönheit und seelenvoller Feinheit der Bestimmung fortschreitender Schüler mit dem unnachahmlichen Liebreiz, der seine seltenen Bilder durchdringt, vorzugsweise geeignet, jugendliche Gemüther für das Vortreffliche der italienischen Malerei zu gewinnen. Ebenso bezauberten ihn die Anmuth und Grazie, welche Claude über die reiche Welt seiner lichtdurchglühten Landschaften verbreitete, und Paul Potter's ergreifende Wahrheit und sinnvolle Auffassung des Thierlebens. Fremder blieb ihm dagegen das Wesen des Rembrandt, dessen praktische Tüchtigkeit in Technik und Auffassung zu würdigen ebenso der männlichen Reife anheimfällt wie das Verständniß der derben schöpferischen Thatkraft des Volks und Zeitalters, dem er angehört.

Diese Eindrücke überbot aber bald das mit genialer Leichtigkeit hingezauberte geistreichste Werk der neuern Malerei, die Madonna di San-Sisto von Rafael in Dresden, wo Rumohr von den Kunstschätzen gefesselt später sechs Monate verweilte. Gern hätte er in jener Zeit die ganze übrige Galerie für das eine Bild hingegeben, zu dem er oft später mit mehr Kenntniß und feinerm Combinationsgeist, nie aber mit gleicher Frische und Poesie der Anschauung zurückkehrte. Für Correggio's Schwelgerei mit sinnlicher Lieblichkeit gewann er erst dann den richtigen Standpunkt, als er die Gesammtheit der Werke dieser spätgriechischen Natur und ihren Platz in dem Entwickelungsgange der Kunstgeschichte überschauen konnte. Aber Rumohr's gesunder Sinn bewährte sich auch in Dresden durch die frühe Bewunderung und Anerkennung des reichen Veronesers Paolo, der sich außer Venedig nirgend mit dem epischen Reichthum seiner Erfindung, mit der ritterlichen Eleganz der feinsten venetianischen Sitte und der vollen Pracht und Harmonie seiner Farben darstellt wie in Dresden.

Während seines Studiums dieser altitalienischen Meister trat Rumohr in derselben Stadt zur katholischen Religion über, wo sich früher Winckelmann, von heißer Sehnsucht gedrängt, das schicksalsreiche Land der Thaten und der Künste zu betreten, entschloß, dem Glaubensbekenntnisse seiner Väter zu entsagen.

Ob Rumohr von ähnlichen Anregungen bestimmt ward wie gleichzeitig mehre deutsche Künstler in Rom, welche die Bewunderung der Schöpfungen des katholischen Mittelalters dem Glauben zuführte, der sie hervorrief, ist mir nicht bekannt, da Rumohr später jede Mittheilung über diesen Schritt sorgfältig vermied. Von Dresden wendete sich Rumohr nach Heidelberg, wo er seine Studienjahre beendigte. Durch den im J. 1804 erfolgten Tod seines Vaters in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesetzt, schwankte er eine Zeit lang, ob er in fremden Staatsdienst treten oder seiner Neigung folgend eine Kunstreise nach Italien unternehmen sollte. Bei der großen Sicherheit in Beurtheilung der Menschen und der Leichtigkeit, mit der er sich in verschiedenartigen Kreisen schnell zurechtzufinden wußte, hätte man gewiß in praktischen Lebensverhältnissen Außerordentliches von ihm erwarten dürfen, und eine frühe geregelte Thätigkeit konnte ihn vor jener unschlüssigen Weichheit und behaglichen Selbstsucht bewahren, die ihn in spätern Jahren zugleich bestimmte und verstimmte; aber gerade durch das jahrelange absichtslose Hingeben in die Eindrücke der Kunstwerke bildeten sich ihm reichere und mehr objective Ansichten von den mannichfaltigen Kunstrichtungen als andern raschstrebenden Gelehrten, die gern den breiten, vielfarbigen und vielarmigen Strom der Kunstgeschichte in die dürren Grenzen ihrer Gesetze zwängen möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

„Die Gräfin von Rudolstadt" von George Sand.*)

Wenn George Sand in „Consuelo" wunderbare Ereignisse sich jagen und ein wahres Laterna-Magica-Spiel an uns vorüber ziehen läßt, so häufen sich in der „Gräfin Rudolstadt" die Begebenheiten in einem Maße, daß wir in der That wie im Strudel fortgerissen uns mit der Hand an der Stirn fragen müssen, wo hier das Unwahrscheinliche aufhört und das Unmögliche anfängt? Wie ein Taschenspieler hat George Sand Becher mit doppeltem Boden, in die sie Kugeln verbirgt und Karten hervorsteigen, in die sie Blumen wirft und Vögel herausflattern läßt. Bis jetzt verschmähte sie diese Form des Romans. Ihr waren die socialen Zustände so wichtig, daß ihr Talent diesen dienen, für diese allein beredt sein durfte. Nun hat sie auch einmal träumen wollen, wie Kinder auf Wiesen an Frühlingstagen unter Hollunderbüschen träumen. Die ernste, dem Erhabenen zugewandte Frau, die blutige Thränen über die sklavische Stellung ihres Geschlechts vergießt, die dem Volke einen würdigen Platz anweisen und veraltete, vom Zahn der Zeit zerfressene Vorurtheile vollends zerstören möchte, die hat sich von den Kämpfen ausruhen und in die Welt der „Unsichtbaren" fliehen wollen. Zwar sind hier die Unsichtbaren Freimaurer, aber wie George Sand sie sich denkt, wie sie die Idee der Freimaurerei aufgefaßt und verarbeitet hat, wird sie zum Ideal, also zur Unmöglichkeit. In diese Welt hat sie ihre Geschöpfe, ihre Ansichten, Consuelo verpflanzt. Die Gesellschaft wie sie ist, hat der wie sie sein sollte Platz gemacht. Die Freiheit des Denkens geht Hand in Hand mit dem Frieden der Überzeugung. Es weht uns eine warme, versöhnliche, eine himmlische Luft entgegen. Mehr in den Wolken als auf der Erde, werden wir von den Ausströmungen eines Willens getragen, der Kraft und Milde zugleich ist. Da unten herrschte das Gesetz der Willkür, des Eigennutzes, des äußersten Widerstandes; da unten umstrickte der Epheu den Baum und schlängelte sich um ihn mit Stacheln, die dem Safte des Baumes schadeten; da unten stritt Nation gegen Nation, Individuum gegen Indivi-

*) Vgl. den Aufsatz über „Consuelo" in Nr. 194 d. Bl. D. Red.

derum, Welle gegen Welle, Zerstörung gegen Zerstörung. Hier oben strebt Alles nach Erhaltung. Die Sünde der Trägheit hat einer edeln, einer fortgesetzten, einer geregelten Thätigkeit Platz gemacht. Die Willkür ist der Freiheit, das Gesetz ist der Liebe gewichen, und o Wunder! — in der Liebe ruht wiederum das Gesetz, denn Consuelo vergißt Albert, um Liverani zu lieben, und Liverani ist Niemand anders als Albert.

Zu dem Märchenhaften des Buchs zählen wir Consuelo's Aufenthalt am preußischen Hof. Wie wir im Traume Gegenstände, die wir wachend klar aufgefaßt, mit Farben aller Art geschmückt kaum wiedererkennen, so hat George Sand unter ihrem Hollunderbusch mit Gründlichkeit gemachte Studien in lauter undeutliche Farben auslaufen und die Gestalt Friedrich's des Großen in die eines Lilliputaners zusammenschrumpfen lassen. Alle ihre historischen Figuren, die Prinzessin Amalie, der Baron von Trenk, Voltaire, Kaunitz, Maria Theresia, der Graf St.-Germain sind Caricaturen. Aber man verzeiht ihr diese poetische Licenz, diese weibliche Auffassungsart, wenn man sieht, mit welcher Wahrhaftigkeit der Begeisterung, mit welchem Wohlsein der Überzeugung sie den Charakter der Consuelo ausgeführt und in ihm alle Reinheit ihres eigenen Wesens niedergelegt hat. In welcher Lage sie sich befinden, was sie erfahren, mit welchen Menschen sie in Verbindung treten mag, immer bleibt Consuelo das vollendete, von keinem Makel angehauchte, von tiefster Religiosität durchglühte Weib. Und hier ist nicht mehr von dieser oder jener Form, sondern nur von dem angeborenen, unsterblichen Gefühl die Rede. Consuelo sagt sich nicht, daß sie groß ist, sie hat nicht das Bewußtsein ihrer selbst, sie handelt aus Eingebung, aus innerster Wahrheit. In ihr spiegelt sich der fromme Traum einer geregelten, beglückten, idealisirten Gesellschaft. In ihr sproßt der Same, den George Sand in ihren übrigen Romanen gesäet hat, zur Himmelsblume auf. Consuelo ist nicht allein das Genie der Liebe, sondern auch das Genie der Ehe, jener Ehe, wo zwei Willen in einen zusammenschmelzen und mit der ganzen Kraft, mit der ganzen Glut göttlicher Tugend sich nicht allein Treue für dieses, sondern für jenes Leben geloben. „Hinweg", ruft George Sand in der letzten Abtheilung der «Gräfin von Rudolstadt», „mit den rohen Eiden und den rohen Gesetzen! Laßt der Ehe das Ideal und bindet sie nicht in der Wirklichkeit durch die eisernen Ketten des Gesetzes. Laßt Gott die Sorge, das Wunder der Liebe fortzusetzen. Bildet die Gemüther so, daß sich das Wunder an ihnen erfülle, bildet sie für das Ideal der Liebe, ermahnt, unterrichtet sie, zeigt ihnen den Lohn der Treue, jener Treue, ohne die es keine sittliche Kraft, keine wirkliche Liebe gibt. Bereitet die Gemüther auf die Heiligkeit eines Schwurs vor. Sucht eure Söhne und Töchter dahin zu bringen, daß wahre Tugend in ihnen sich entwickeln könne. Und wenn ihr erkennen könnt, daß nicht Habgier, daß nicht Eitelkeit und Sinnenrausch sie zueinander führt, wenn ihr überzeugt seid, daß sie die Größe ihrer Pflicht und die Freiheit ihrer Wahl begreifen, dann erlaubt ihnen sich einander hinzugeben. Aber achtet wohl auf meine Worte. Der Schwur sei eine religiöse Erlaubniß, eine Ermahnung; doch nie ein Gebot, eine Verpflichtung, ein Gesetz mit Drohung und Züchtigung, eine auferlegte Sklaverei mit Scandal, Gefängniß und Ketten im Fall der Übertretung. Die Ungleichheit der Rechte bei beiden Geschlechtern, eine durch die öffentliche Meinung eingeführte Pflichtverschiedenheit, der falsche Unterschied der ehelichen Ehre und alle die abgeschmackten Begriffe, welche das Vorurtheil in Folge schlechter Institutionen geschaffen hat, müssen den Glauben erkälten und den Enthusiasmus der Gatten vernichten."

Mit solchen glühenden Worten legt George Sand die tiefe Tendenz eines Werks dar, das wir als eine hohe Dichtung anerkennen müssen. Wie oft mußte diese geniale Frau die Anklage hören, daß sie die Ehe zerstören wolle. In „Consuelo" und der „Gräfin von Rudolstadt" zeigt sie am energischsten, wie sehr ihr die Wiedereinsetzung des echten ehelichen Verhältnisses am Herzen liegt. Aber freilich weist sie entschieden das Conventionelle als Feind des Sittlichen von sich. Sie will Freiheit in der Liebe, eben weil sie weiß, daß die Liebe die bindendste Fessel ist. Sie will nicht, daß die Ehe ein Handel, sondern ein unmittelbarer Zug des Herzens sei. Sie eifert gegen Roheit, Leichtsinn oder Gleichgültigkeit, und nimmt an, daß ein Bündniß, aus der Harmonie der Charaktere entsprossen, das nothwendige Resultat jener ideellen Sittlichkeit der Ehe liefern müsse, nach der sich alle ihre Heldinnen, von Indiana bis zu Edmée, von Valentine bis zu Fernande mit den Pulsen ihres frischen Herzens sehnen. Wenn die frühern Romane George Sand's Schilderungen der Wirklichkeit enthielten, so enthält die „Gräfin von Rudolstadt" zum erstenmal die Ideen, die sie sich von einer künftigen vollkommenen Gesellschaft macht. Mit tiefem Ernste weissagt sie die Zukunft, mit noch tieferm Ernste spricht sie von dem Ideal, das ihr möglich scheint. Bewundernd hören wir ihr zu, und doch sind uns ihre Worte Räthsel und ihre Verheißungen finden in uns keinen Glauben. Ob das an uns oder an Sand liegt? Vielleicht ist sie mehr Dichterin als Prophetin, mehr Träumerin als Seherin. Wie Dem aber auch sei, ihr Wille ist rein und ihr Wort ist stark.

11.

Literarische Notiz aus England.

Fremdenliteratur.

Die englische Literatur ist schon öfters von berühmten Fremden aus den fernsten Welttheilen bei deren Anwesenheit in Großbritannien durch Schriften meistens biographischen Inhalts bereichert worden. Neuerdings sind in London erschienen: „Memoirs of a Babylonian princess, Maria Theresa Asmar, daughter of Emir Abdallah Asmar. Written by herself and translated into English." Handelt es sich auch in dem Buche nicht, wie man nach den etwas pretiösen Eingangsworten des Titels glauben könnte, um eine babylonische Königstochter, so sind doch die Lebensschicksale der Tochter eines asiatischen Emirs bewegt genug, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich zu ziehen. Der Vater der Verf., der verstorbene Emir Abdallah Asmar, war das Haupt einer der angesehensten und reichsten Familien von Bagdad. Als chaldäischer Christ und treuer Anhänger an seinem Glauben war er unablässigen Verfolgungen und den grausamsten Torturen ausgesetzt und erlitt einen frühzeitigen Tod. Seine Tochter Maria Theresa ist die Einzige von seiner ganzen zahlreichen Familie, welche dem Schwerte der Unterdrücker und den Verheerungen der Pest entgangen ist. Ihre Geburtsstätte war ein Zelt, mitten unter den Trümmern des alten Ninive aufgeschlagen. Hier besaß ihr Vater weite Strecken Landes, und ihre Mutter hatte sich hierher vor der Pest geflüchtet, welche gerade zur Zeit ihrer Niederkunft in der benachbarten Stadt Mossul herrschte. Von demselben heiligen Eifer beseelt, welcher ihrem Vater das Leben gekostet hatte, widmete Maria Theresa auch nach dem Tode desselben und nach dem Untergange ihres Hauses alle ihre Kräfte der Ausbreitung des christlichen Glaubens und der Erhebung des weiblichen Charakters im Morgenlande: ein Unternehmen, welches sie oft in Gefahr versetzte und sie einstmals zwang, ihre Zuflucht zu den Zelten einer wilden räuberischen Bande, welche an den Ufern des Euphrat hauste, zu nehmen, unter welcher sie sechs Monate lang verweilte. Die Erzählung umfaßt außerdem den Aufenthalt Maria Theresa's zu Mossul und Bagdad, ihre Reisen nach Damaskus, Palästina und Syrien, wo sie sich ungefähr vier Jahre lang aufhielt und während dieser Zeit das Amt einer ersten Ehrendame der Gemahlin des Emir Beschir in dessen Palast zu Beteddin auf dem Libanon bekleidete. Den Schluß des Werks bildet ihre Reise nach Europa, ihr zwei- bis dreijähriger Aufenthalt zu Rom, desgleichen zu Paris und endlich ihre Ankunft in England.

120.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 215. —— 2. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Nachdem sich Rumohr für die italienische Reise entschieden hatte, verweilte er noch einige Zeit in München, wo ihn außer der hier in reicher Fülle entfalteten Welt der Flamländer und Dürer's männlichen Apostelgestalten, Rafael's heilige Familie aus seiner florentinischen Zeit fesselte, welche ihn auch in den folgenden Jahren noch mehrfach beschäftigte.

In Gesellschaft von zwei Malern, einem Bildner und einem Dichter, stieg Rumohr im Sommer 1804 zwanzigjährig über die tiroler Alpen nach Verona hinab. Diese schöngelegene Stadt mit ihren prachtvollen Denkmälern antiker und mittlerer Zeit, das traurige Mantua, aus dessen schwerer Sumpfluft die glühende Phantasie des Giulio in heitere Welten entführt, das ernste Bologna und das Centrum der Kunstentwickelung des Mittelalters, das feingebildete Florenz, konnten Rumohr's Sehnsucht nach dem ewigen Rom nur kurze Zeit unterbrechen und erst hier schlug er auf längere Zeit seinen Wohnsitz auf. Unter ganz andern Verhältnissen als der größte Kunstschriftsteller vor ihm, der deutsche Winckelmann, betrat er zum ersten Male diese Kunststätten. Diesem war zwischen kümmerlichen Lebensverhältnissen und Hemmungen aller Art die Fülle der griechischen Kunstwelt aus einem reichen Studium der gesammten Literatur des Alterthums wie eine glühende Morgenröthe heraufgestiegen, reich an herrlichen Gestalten und erhabenen Geheimnissen, zu denen er sich aus einer fremden seelenlosen Umgebung mit der Kraft der Poesie emporschwang. So gestaltete sich ihm eine überschwängliche Ansicht von der Kunst selbst und ihrer Erhebung über die Natur, deren geistigere Erfassung dem Zeitalter fremd war, und wenn er die Massen nach großartigern Gesetzen ordnete, so hinderten ihn eben diese oft an der schärfern Beobachtung und Zergliederung des Einzelnen, für welches auch spätere Entdeckungen neue Standpunkte und Resultate boten.

Rumohr trat dagegen reich und wenig gelehrt, aber von einer frischen und lebendigen Beobachtung der einzelnen Gestaltungen zu größern Gesammtanschauungen fortschreitend, seine Reise an und fand in Italien selbst eine jugendlich frische anregende Umgebung.

Bei Winckelmann's Ankunft war jener künstlerische Aufschwung, der im Zeitalter Julius' II. und Leo's X. die zum Tageslicht wiederkehrenden Marmorbilder begrüßte, längst verraucht und zwischen den wie Luxusartikel in fürstlichen Palästen aufgespeicherten Schätzen hatte sich des Rafael Mengs kaltverständige eklektische Kunstansicht gebildet, die dem begeisterten Forscher manche Hallen der Kunst, wie z. B. die des frühern Mittelalters, verschließend entgegentrat.

Rumohr fand die Kunstgeburten der Winckelmann nachfolgenden Männer, die von den Götterbildern, welche der seiner Zeit voraneilende Dichter entschleierte, die hohle Form erfaßten, ohne den inwohnenden Naturgeist zu ahnen, der sie hervorrief, wieder vom Schauplatz abgetreten. Canova hatte, vom antiken Geiste angeregt, die weiche zierliche Natur der Venetianer anstatt der frühern Zerrbilder in die Kunst eingeführt und die Kirchen mit einigen würdigen Gott ergebenen Gestalten geschmückt, und schon schritt der kräftige Jason des nordischen Genius siegreich zwischen des Venetianers schlank weichlichen oder mit impotenter Kraftäußerung gespreizten Heldenfiguren hindurch. Der Thorwaldsen befreundete und geistig verwandte geniale Carstens war als ein trauriges Opfer deutschen Elends und künstlerischen Unverstands im Jammer gestorben, aber Gottlieb Schick hatte sich nach Verbannung der colorirten und theatralisch angeordneten Statuen der Malerschule David's mit geringerm Reichthum der Erfindung als Carstens, aber mehr technischer Ausbildung, des idyllischen Reichs, der Mythologie und der christlichen Sagenwelt bemächtigt wie Jener des heroischen. Hackert's Hofschranzen-Naturauffassung, die selbst noch einen Goethe bezaubern konnte, hatte der frische Jäger Reinhard verdrängt und Joseph Koch entfaltete eine seit Poussin ungekannte linearische Schönheit in der Zusammenstellung der Naturformen und brachte die Landschaft in ein bedeutungsvolleres Verhältniß zur Historienmalerei. Zur richtigen Würdigung der Kunstschöpfungen des Mittelalters, denen sich in mehren Ländern fast gleichzeitig die Geister wieder zuwendeten, hatte in Italien nach vielen vereinzelten Bestrebungen der verdienstvolle Luigi Lanzi den Weg

gebahnt, worauf ihm bald Künstler und Gelehrte verschiedener Nationen mit schärferm Urtheil und tieferm Verständniß folgten. Von den deutschen Künstlern befreundete sich Rumohr insbesondere mit Reinhard und Koch und noch im Alter sprach er mit dankbarer Erinnerung von den interessanten Abenden, die er im Hause des in jeder Hinsicht ausgezeichneten preußischen Gesandten Wilhelm von Humboldt verlebte, dessen geist- und kenntnißreiche Gemahlin durch ihre Liebenswürdigkeit die Gesellschaft verschönerte. Hier traf Rumohr mit Alexander von Humboldt zusammen, der, eben von seiner amerikanischen Reise zurückgekehrt, jene ihm eigenthümlichen poetisch-wissenschaftlichen Naturanschauungen in Blick und Rede aussprechend, Rumohr zur lebhaftesten Bewunderung hinriß und ihn von seiner bisher rein künstlerischen Auffassung der Naturformen zur Betrachtung ihres innern Wesens lenkte. Die den höhern geistlichen Ständen oft eigenthümliche Eleganz und Feinheit der geselligen Formen zog Rumohr in der Person des in mannichfaltigen Lebensverhältnissen vielseitig gebildeten Monsignore della Genga an, der später als Papst Leo XII. theils durch gerechte Strenge, theils auch durch übelgeleiteten Eifer die allgemeine Popularität gänzlich verlor.

Oft wendete sich Rumohr, ermüdet von der Anschauung der gewaltigen Überreste des Alterthums und der Kunstschöpfungen, worin sich das scheidende Mittelalter verklärte, in die sich in reicher linearischer Mannichfaltigkeit abstufenden classischen Felder der römischen Campagna, von den plastischen Formen der Albaner- und Sabiner-Gebirge umschlossen, zu denen einst aus den ausgebrannten Kratern der Ebene die Völkerlava des ewigen Roms siegreich emporstieg. Bewundernd betrachtete er das nach dem Wechsel der Jahrhunderte in ursprünglicher Schönheit und Kraft erhaltene Landvolk mit seinen malerischen Bewegungen und der angeborenen Eleganz seiner Formen.

Dann zog Rumohr in Begleitung des Violinisten Hausmann aus Hanover, den er im Hause Wilhelm's von Humboldt kennen gelernt, südwärts gewandt bei der Appischen Straße vorbei durch das Rebelland der Pontinischen Sümpfe und Terracinas Felsenpforte des südlichen Paradieses.

Die französische Armee war vor wenigen Wochen diese Straße passirt, um den elenden Ferdinand zum zweiten Male ohne Widerstand aus seiner Hauptstadt zu verjagen. Noch vertheidigte der Prinz von Hessen-Philippsthal die Festung Gaeta und der kühne und gewandte Guerrillasführer Fra Diavolo beunruhigte die belagernden Franzosen durch häufige Angriffe. Mit Recht nimmt Rumohr in seinen „Drei Reisen" Fra Diavolo gegen den Namen eines gemeinen Banditenchef in Schutz, als welchen ihn die Franzosen, die gern alle feindlichen Volksführer in diese Classe zu werfen pflegten, in der Geschichte und im Theater vorgeführt. Noch jetzt fand ich das Andenken des Fra Diavolo, insbesondere in der Umgebung von Sora, wo er sich oft mit seinen Bauern gegen französische Truppen tapfer vertheidigte, bei dem Landvolk in Ehren, und im Vergleich gegen andere so wie er vom König Ferdinand patentirte Parteigänger, wie der Cardinal Ruffo, der Abruzzese Proni und das blutgierige Ungeheuer Gaetano Mammone aus Sora, den Ferdinand seinen General und Freund nannte, verdient er mit Auszeichnung erwähnt zu werden.

Zu Rumohr's Leidwesen waren die vorzüglichsten Kunstschätze der neapolitanischen Sammlungen dem königlichen Hause nach Palermo gefolgt. Er studirte insbesondere das zurückgebliebene pompejanische Museum in Portici und die Bildwerke der Farnese'schen Sammlung. Vielfach erfreute er sich an dem in Neapel traditionellen Talent für komische Theatervorstellungen, worin sich damals vorzugsweise die Opera buffa des Teatro fiorentino hervorthat, sowie später das treffliche Volkstheater S.-Carlino das tägliche Erheiterungsmittel des edeln Grafen Platen-Hallermünde während eines mehrjährigen Aufenthalts in Neapel war. Nachdem Rumohr die Tempel von Pästum, das felsige Eiland Capri und das heitere Ischia besucht, trat er die Rückreise nach Rom an.

Rumohr weilte hier noch einige Zeit, ohne zwischen den mannichfaltigen Anregungen zu der für wissenschaftliche Arbeiten erfoderlichen Ruhe und Klarheit der Ansicht hindurchdringen zu können. Als ein von dem damaligen Unglück seines Vaterlands tieferschütterter Deutscher, schloß er sich auch in Rom an andere von gleichem Franzosenhaß beseelte Männer an. Von diesen hat er den bekannten Pfarrer Thaney aus dem Engadin später in den „Drei Reisen nach Italien" gegen den Vorwurf des Verraths an Andreas Hofer in Schutz genommen, den ihm Bartholdy leichtsinnigerweise und Hormayr offenbar böswillig in seiner zur eigenen Verherrlichung und zur Herabsetzung des sittlich-religiösen Repräsentanten des tiroler Aufstandes verfaßten Lebensbeschreibung Andreas Hofer's aufgebürdet. Die wachsende Gefahr des Vaterlands, wo nach der Auflösung des deutschen Reichs auch der unsichern Größe des preußischen Staats ein bedenklicher Krieg drohte, ließ Rumohr zuletzt keine Ruhe in Rom mehr finden, und da sich gleichzeitig Ludwig Tieck zur Heimkehr entschloß, so konnte sich Rumohr mit ihm zur gemeinschaftlichen Reise vereinigen. Tieck's seltene gesellige Tugenden, die immer gleiche Laune, der feine Witz und die Frische der Empfindung machten diese Reise zu einer der angenehmsten und lehrreichsten in Rumohr's Leben. Rumohr unterhielt von jener Zeit an einen lebhaft anregenden freundschaftlichen Verkehr mit Tieck, bis in den dreißiger Jahren jenes gespannte Verhältniß zwischen Beiden eintrat, von dem später die Rede sein wird. Die Reise ging über Florenz, Parma und Mailand; in Parma erschloß sich Rumohr beim Anschauen der bewunderungswürdigen Fresken des Correggio der Sinn für die eigenthümliche sinnliche Formenschönheit und den unnachahmlichen Farbenschmelz des Lombarden, und in Mailand konnte er Lionardo's berühmtes Abendmahl noch vor der spätern

Übermalung a guazzo bewundern. Später besuchten Beide gemeinschaftlich die Bibliotheken von St.-Gallen und Basel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. **Der Chorherr von Solothurn.** Historische Novelle von Gustav von Heeringen. Zwei Theile. Leipzig, Mayer und Wigand. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. bekundet abermals sein schönes Talent zu erzählen, wie in dem „Knaben von Luzern" und in den „Geächteten". Er läßt die mittelalterlichen Gestalten in der Schweiz auftreten und sich bewegen, und mit der mittelalterlichen Willkür, mit den Gesetzen der Stärkern und dem Mangel aller andern Gesetze erschafft er die wilde Romantik, welche dem Leser oft überraschend in dieser Fiction entgegentritt. Die Geschichte ist dabei gut benutzt und verwendet. Besonderes Talent zeigt der Verf. in der Schilderung von jugendlichen knabenhaften Gestalten, und wie in dem „Knaben von Luzern" spielt auch hier ein noch nicht zum Jüngling gereifter seine muthwillige, humoristische, kecke und in das Ganze wichtig eingreifende Rolle. Der mislungene Angriff auf Solothurn vom Grafen Kyburg, die Verrätherei des Chorherrn und dessen Hinrichtung ist das geschichtliche Moment. Die Charaktere der einzelnen Personen sind meistentheils sehr grell gezeichnet, wenig ausgemalt, doch lebendig, und alle mit ihren verschiedenen Individualitäten ineinandergreifend, um das Ganze in seiner steten Bewegung darzustellen. Die aus Liebe entlaufene Nonne, welche Giftmischerin wird aus Eifersucht, und im Kerker nach der Marter der Folter durch das Schwert stirbt; die am langsamen Gift hinsiechende Buhlerin in ihrer wilden Leidenschaftlichkeit; die Seilerswitwe und ihr phlegmatischer Altgesell, der alte schwache Propst und der schlechte Chorherr: es sind Alles groteske Gestalten voll Licht und Schatten, voll Leben und Kraft. Der Held Egon fesselt das Interesse durch alle schönen Tugenden jenes Zeitalters. Daß ein taubstummes Mädchen durch eine starke Ohrfeige wieder hörend wird, möchte wol die ärztliche Facultät etwas in Erstaunen setzen. Der Roman gehört gewiß zu den bessern Erscheinungen der jetzigen Zeit; er kann als die entgegengesetzte Schule der jetzigen Frauenliteratur gelten, indem er die Reflexionen vermeidet und nur Thatsachen vorträgt, eine Art von Walter Scott ohne Detailmalerei.

2. **Lätitia, eine Novelle mit einer Parabel als Nachwort.** Königsberg, Voigt. 1843. 8. 25 Ngr.

Was diese Novelle heißen und bedeuten soll, konnte der Ref. nicht ergründen. Der Held Walther, ein verheiratheter Mann und Vater, ist in Berlin und scheint am Magen oder Unterleib zu leiden, denn er braucht eine strenge Diät, findet sich jedoch immer an den öffentlichen Orten ein, wo gut gegessen wird. Im Thiergarten nimmt er sich einer von Männern verfolgten Frau an, das ist Lätitia, die, man weiß nicht wie und warum, geheimnißvoll in Berlin lebt; zuletzt erfährt man, daß sie vor einem Bräutigam geflohen ist. Walther macht Anstalten sich in diese Heldin zu verlieben, denkt aber noch zur rechten Zeit an Frau und Kinder, und reitet viel spazieren. Er schildert zwei Pferde und einige Doggen mit großer Genauigkeit und Bewunderung; man lernt den Helden als Pferdefreund kennen, später auch als Kunstfreund, denn er besucht Museum und Theater; die Vorstellung des „Egmont" begeistert ihn, auch ein Urtheil über das französische Stück „Le verre d'eau" gibt er; sodann hört man einige Gespräche in der Restauration über Aristokratie, Vaterland u. s. w. — kurz, man bekommt von Allem etwas und von der Novelle am wenigsten; denn daß Lätitia zuletzt den jungen Otto heirathet und ihren frühern Bräutigam mit ihrem Vermögen (einer Million) abfindet, daß ein gewisser Schwärmer Philipp von Zeit zu Zeit erscheint und am Ende Lätitia's Bildniß als heilige Cäcilie gemalt bringt, und daß Lätitia an den Folgen der Entbindung stirbt, Alles ist so ohne innern und äußern Zusammenhang gegeben, daß man sich nicht den Täuschungen einer romantischen Darstellung hingeben kann. Man sollte meinen, daß der Verf., um sich die Magenschmerzen zu vertreiben, einzelne Aufsätze geschrieben und dann an einen losen Faden gereiht habe.

Die Parabel nun hat dem Ref. gar Kopfbrechen gekostet. Der Jäger bittet einen Bürgermeister um Erlaubniß, seinen Falken fliegen zu lassen; der Bürgermeister findet des Falken Krallen zu scharf und stutzt ihm die Flügel. Da droht der Jäger in hochtrabenden schwülstigen Redensarten, einen Adler abzurichten. Worauf bezieht sich diese Parabel? Sollte das vorliegende Büchlein als Falke gemeint sein? Fürchtet der Verf., die Censur möchte Krallen und Flügel stutzen? Ich glaube, er läuft keine Gefahr: solche Falken dürfen fliegen, und nicht jeder Jäger vermag Adler auszusenden. Die Gedichte sind weniger als mittelmäßig. Der Verf. hat seinen Namen verschwiegen, er hat wohl gethan.

3. **Am Theetisch.** Von Therese. Braunschweig, Vieweg. 1844. 8. 2 Thlr.

„Der Titel dieses Buchs soll ausdrücken, daß sein Inhalt zwischen einer Tasse Thee und einem Besuch gelesen werden kann. Das siedende Wasser summt, der Hausvater ruht im Lehnsessel, die herangewachsene Kinderschar fragt ungeduldig: was lesen wir? Sogleich holt die Mutter ein Packet Bücher, das der Buchhändler geschickt hat, hervor, aber bald ist das eine zu lang, bald das andere zu skeptisch, oder ein drittes zu gelehrt. So helfen vielleicht diese Blätter über das Wählen hinweg." Diese kurze Vorrede der Verf. legt dem Ref. die Charakteristik des Werks in die Feder. Es ist ein Allerlei, aus dem Verschiedenartigsten zusammengetragen, vom Zufall entstanden und dem Zufall geweiht; die einzelnen Aufsätze sind weder zu lang, noch zu skeptisch, noch zu gelehrt: alle aber mit mehr oder weniger Geist, mit mehr oder weniger Ernst und Tiefe geschrieben.

Die schwächste Production ist die Novelle „Jugend"; sie hat keine rechte Färbung, und ist vielleicht eben darum am meisten dem Leben entnommen. Reiseskizzen aus Holland, aus der Schweiz, vom Bodensee und vom Rheinthal u. s. w. sind gedrängt und leichthin erzählt, mit den Reflexionen einer geistreichen Frau, gewiß jedem Theetisch willkommen. Man kann auch in der Mitte derselben aufhören, ohne die Störung zu verwünschen und sich nach der Fortsetzung allzu sehr zu sehnen. Die „Weimarischen Erinnerungen" sowie der Aufsatz „Ragoleriden" sind gleichsam ausgegrabene Alterthümer, die man mit neugierigem Interesse betrachtet; sie haben an und für sich keinen Werth, denn sie sind aus einer viel ausgebeuteten Zeit, geben nichts Neues, und nur die Art, wie sie vorgezeigt werden, erweckt unser Interesse. Ein Aufsatz über „Thomas Thyrnau" schließt das Buch. Er beginnt folgendermaßen: „Es ist oft gesagt, daß der charakteristische Moment des deutschen Gemüths das Romantische sei. Das Wort hat seine tiefe Bedeutung. Der eigentliche Kern desselben ist das Herz, aus dem die Gemüthlichkeit, die reine Liebe, die Huldigung der Frauen, der Geschmack an der Natur, die Herausstellung der Persönlichkeit, die innere Individualität hervorgeht. Alle diese Ingredienzen des Romantischen besitzt die Verf. des «Thomas Thyrnau» in hohem Grade." Mit vollkommener Anerkennung und Bewunderung spricht nun die eine Schriftstellerin über die andere, und weiß aus der so oft gerügten Weitläufigkeit, aus der ermüdenden Beschreibungslust das Schöne hervorzusuchen, das von andern Recensenten Getadelte in ein zum Lobe auffoderndes Licht zu stellen. Wie der Naturforscher bei seinen Forschungen in dem Geschaffenen die Absicht des Schöpfers zu erkennen strebt, so hat die Recensentin sich in die Gedanken und Gefühle der Schriftstellerin hineingedacht und sie ganz verstanden. Eigentlich sollte auch wol nur auf diese Weise recensirt werden.

4. **Die Waise, ein Roman aus dem Alltagsleben von Ludwig Schreyer.** Zwei Theile. Wien, Kaulfuß Wwe., Prandel und Comp. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Die Romanliteratur steht jetzt bei der gebildeten männlichen Lesewelt in so geringem Ansehen, die Verdienste der Romanschriftsteller werden in dem materiellen praktischen Jahrhundert so wenig hochgeschätzt, daß Jeder, der nur einigermaßen eine Feder zu führen vermag, schon überzeugt ist, er werde einen Roman schreiben können. Der Roman ist auch der geduldigste Rahmen für ein buntes Allerlei, und seine Elasticität läßt sich nach allen Seiten hin ausdehnen. Etwas Geschichte, etwas Reisebeschreibung, etwas Politik, etwas Reflexion, dazu Begebenheiten und einige Schilderungen von Personen, und die Sache ist fertig. So meint der Schriftsteller, der gern einen Roman schreiben will, und bedenkt nicht, daß es jetzt darauf ankommt, wie alles dieses Material zusammengestellt und geboten wird. Nirgend ist das Wie so wichtig wie in der heutigen Romanliteratur. Steht ein historischer Roman auf dem Titel, so verlangt man historische Wahrheit, Färbung der Zeit u. s. w., und wenn aus dem Alltagsleben verkündigt wird, so erwartet man Zeitfragen erörtert zu finden, oder die Abspiegelung der Zeitzustände in den Seelenzuständen zu belauschen. Der vorliegende Roman entspricht keiner der Erwartungen, keinem der Ansprüche, wozu ein Leser des 19. Jahrhunderts berechtigt ist. Man sieht eine arme Waise von einem armen Wegemacher in Obersteiermark aufgenommen, von dessen Frau gekränkt, in die Ferne nach Salzburg ziehend, um einen reichen Verwandten aufzusuchen. Das einsame Mädchen hat viele Abenteuer, kommt mit einem betrunkenen Fuhrmann, mit fidelen Musikanten und mit einem Straßenräuber zusammen, einem Straßenräuber, dem man sein Gewerbe gleich ansieht, und der es der Fremden auch nicht leugnet. Die Gelegenheit, eine kleine Reisebeschreibung anzubringen, wird nicht unbenutzt gelassen, und wir begleiten die Heldin Toni durch das schöne Land über Gastein, Hallein u. s. w. Man sieht, der Verf. ist da gewesen. Toni selbst ist nun ein ganz außerordentliches Mädchen, sie hat bei ihrem Wohlthäter Steine geklopft, um ihm das Tagewerk zu erleichtern, und lernt die französische Grammatik während des Gehens; sie ist eine der vielseitigsten Heldinnen und übt guten Einfluß auf Alle, die sich ihr nahen. Zuletzt heirathet sie in Wien einen Verwandten, einen Literaten, dessen bittere und herbe Zeitungsartikel sie mildert und ihn zuletzt zu einem Trauerspiel begeistert. Sowol die Begebenheiten als die darin handelnden Personen tragen in diesem zweitheiligen Roman den Stempel des Unwahren und stören den beschreibenden Theil des Buchs, welcher noch das Beste darin ist, aber in seiner Breite nicht wohl in die Romanform paßt. Der Verf. hat den Beweis geliefert, daß es nicht so leicht ist, einen guten Roman zu schreiben. 12.

Notiz.

Die Sprachgrenzen der Wenden im Königreich Sachsen.

Bernhardi's vortrefflicher „Versuch einer allgemeinen Sprachkarte von Deutschland"*) bedarf in Bezug auf das Gebiet der wendischen Sprache im Königreiche Sachsen einiger genauern Angaben; und wenn daher in nachstehenden Zeilen versucht werden soll, die Sprachgrenzen der sächsischen Wenden etwas genauer zu bestimmen, so möge dies von Hrn. Bernhardi sowol als dem Publicum für nichts weiter angesehen werden als für einen Beweis, wie sehr dem Einsender daran gelegen sei, Bernhardi's eigenem öffentlich ausgesprochenen Wunsche zufolge das Seinige zur Vervollständigung der trefflichen Schrift nach Kräften beizutragen. Die Zahl der Wenden beider Confessionen, die sich im Königreiche Sachsen und vorzugsweise in der sächsischen Oberlausitz aufhalten, beläuft sich, mit Einschluß der in der Stadt Budissin wohnenden 1200 Wenden, auf etwa 60,000 Köpfe in 333 theils ganz wendischen, theils aber auch blos wendisch-deutschen Ortschaften. Die Grenzen des wendischen Gebiets erstrecken sich östlich von der preußischen Grenze bei Weißenberg (1/4)**) über Maltitz, Rostitz, Trauschwitz, Krappe und Kittlitz (1/2), südlich über Rechen, Delsa, Großdehsa, Eiserode, Jauernick, Lehn, Soraßig, Wuischke, Rachlau, Döhlen, Pielitz, Groß- und Kleinkunitz, Cosul, Gukowitz, Halbendorf (1/2), Bederwitz (4/5), Rodewitz, Kleinpostwitz (1/4), Wilthen (2/3), Irgersdorf, Arnsdorf, Dretschen, Diehmen, Neundorf (1/2), Demitz und Thumitz, westlich über Wölkau, Cannewitz, Stacha (2/3), Taschendorf, Säuritz, Glaubnitz, Katschwitz, Ostro, Jauer, Miltitz, Nebelschütz, Deutschbaselitz, Bernbruch, Zschorn (1/3), Schiedel, Weißig und Liebkau bis zur preußischen Grenze zurück. Jenseit des bezeichneten Gebiets sind nur noch die nahgelegenen Ortschaften Leutitz, Georgewitz, Altlöbau, Kirschau, Schmöllen, Pohla und Biehla von einigen wenigen wendischen Familien bewohnt. Vergleicht man hiermit die Grenzen des frühern wendischen Sprachgebiets, soweit sich dieselben aus Knauth's „Kirchengeschichte der oberlausitzer Sorbenwenden" (Görlitz 1767, S. 351—366) für den Zeitraum des 16., 17. und 18. Jahrhunderts zur Nothdurft bestimmen lassen, so ergibt sich, daß die wendische Sprache mehr von Westen her als von Süden aus in Abnahme begriffen sei. Die frühern Grenzen erstreckten sich östlich von der preußischen Grenze bei Reichenbach über Zoblitz, Rosenhayn, Wendisch-Paulsdorf, südlich über Löbau, Altlöbau, Oelsa, Großdehsa, Neudorf, Cunnewalde, Weigsdorf, Worbis, Cresta, Callenberg, Kirschau, Wilthen, Tautenwalde, Naundorf, Trebichau und Schmöllen, westlich über Dännitz, Schönborn, Pohla, Taschendorf, Säuritz, Kindisch, Rauschwitz, Rehnsdorf, Talpenberg, Ossel, Podritz, Wohla, Bischheim, Häslich, Petershayn, Schmorkau, Zietsch, Otterschütz, Schwepnitz und Zinsholz zur preußischen Grenze zurück. 116.

*) Vgl. darüber Nr. 140—142 d. Bl. D. Red.

**) Die Bruchzahlen zeigen an, daß die Ortschaften nur zum Theile von Wenden bewohnt werden.

Literarische Anzeige.

Schriften von H. Koenig.

Nachstehende Schriften des beliebten Verfassers sind im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite verbesserte Aufl. Drei Theile. Gr. 12. 1844. Geh. 5 Thlr.

Regina. Eine Herzensgeschichte. Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. Geh. 3 Thlr.

Die letztern beiden Romane bilden das erste bis dritte Bändchen einer Sammlung unter dem Titel: „**Deutsches Leben in deutschen Novellen.**"

William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1839. Geh. 4 Thlr.

Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 1836. Geh. 4 Thlr.

Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. Geh. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 216. —— 3. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 215.)

Nach Deutschland zurückgekehrt, verweilte Rumohr einige Monate abwechselnd in München und in der nächsten Umgebung der Stadt, wo ihn die gesunde, aufrichtig derbe Natur des Volks und die Eigenthümlichkeit der vom wildzerrissenen Strombett der Isar durchschnittenen Landschaft mit der grossartigen Terrassenbildung der fernen Hochgebirge festhielt. Später zog er sich auf seine Besitzung Rothenhausen bei Lübeck zurück, um hier in wissenschaftlicher Einsamkeit an der Seite seiner ihm durch ausgezeichnete geistige Eigenschaften verwandten ältern Schwester Friederike die reichen Anschauungen der Kunstwerke aller Zeiten durch ein tieferes Eingehen in die Geschichte der Entwickelungen zu ordnen und zu begründen. Zunächst griff er mit unausgesetzter Anstrengung das früher auf eine sehr ungenügende Weise betriebene Studium der alten Sprachen wieder auf, und er bahnte sich so den Weg zum Verständniß der für die Kunst des Alterthums wichtigern Schriftsteller, insbesondere des Plinius. Die Unruhe über die verzweifelte Lage des deutschen Vaterlands und ein Rumohr angeborener Drang nach Gegensätzen des Lebens führten ihn bisweilen wieder nach monatlicher Zurückgezogenheit in das Treiben der Gesellschaft in verschiedenen größern Städten. In Hamburg lernte er im Herbst 1807 Henrich Steffens kennen, der, wie er selbst im fünften Bande seiner „Erlebnisse" erzählt, Rumohr's Einladung folgend, den Winter in Rothenhausen zubrachte. Beide lebten in Rumohr's Hause für ihre getrennten wissenschaftlichen Richtungen und sahen sich nur beim Frühstück und bei der Mahlzeit, der Rumohr schon damals eine besondere Sorgfalt zu widmen pflegte. Des Abends erhielten sie öfters Besuch von mehren der ausgezeichneten Männer Lübecks, von welchen Steffens den Prediger Geibel, Snabedissen und Villers, den Lobpreiser der Reformation und einen der ersten Vermittler der deutschen Literatur in Frankreich, besonders hervorhebt. Bei den zwei Erstgenannten sowie bei andern tüchtigen Männern der Stadt hatten die mit der Einnahme durch Bernadotte verknüpften Greuel die frühere Abneigung gegen die Franzosen in einen tiefbegründeten Haß verwandelt, welcher in der Gesinnung von Rumohr und Steffens einen Mittelpunkt fand. So bildete sich in Rumohr's Hause ein Bündniß, welches zur Stärkung und Einigung der deutschen Gesinnung hinwirken und nach Umständen zur entschiedenen That schreiten sollte. Auch nach Steffens' Abreise, im Frühjahre 1808, nahm diese politische Tendenz, die Rumohr zu mehren Reisen veranlaßte und ihn vielfachen Gefahren aussetzte, seine Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch.

Er befand sich während des Congresses zu Erfurt in der Nähe auf einem Gute seines Schwagers des Herrn von Münchhausen. Schon näherten sich französische Gendarmen, um ihn hier aufzuheben, als es noch seiner Schwester mit Mühe gelang, ihn durch eine Hinterthür zu entfernen.

Rumohr entkam nach Böhmen und begab sich von da nach Wien, wo er den Grafen Stadion, Gentz und Friedrich Schlegel kennen lernte und mit großer Spannung den gewaltigen Rüstungen zusah, die das nach allen Niederlagen mit unversiegbarer Fülle von Kraft und Mitteln auferstehende Östreich zum Ehrenkampfe vorbereitete. Nach dem unglücklichen Ausgange des Kriegs, der Rumohr's letzte Hoffnung auf eine baldige Erlösung Deutschlands zerstörte, wendete er sich nach München, wo damals trotz der vorherrschend französischen Gesinnung doch viele Männer, die durch entgegengesetzte Ansichten den fremden Machthabern verdächtig geworden waren, einen edlen Schutz fanden, und in der vielfach bewegten Stadt boten sich ihm mannichfaltige gesellige, künstlerische und literarische Anknüpfungspunkte dar.

Der Kronprinz Ludwig, der von der trostlosen Lage des deutschen Vaterlands den Blick zu den Kunstschöpfungen hinwendete, die in den Zeiten des Mittelalters kräftiger bürgerlicher Gemeinsinn in Italien und Deutschland hervorrief und manche Entwürfe damals im Geiste erwog, welche in den folgenden Decennien ins Leben traten, zog Rumohr in seine nähere Umgebung und wiederholte Reisen, die er erst als Kronprinz und später als König nach Italien unternahm, führten die Beziehungen zwischen Beiden fort. Damals erneuerte auch Bettina ihre Bekanntschaft mit Rumohr, wie aus ihrem „Briefwechsel"

hervorgeht. Rumohr's vielfach mit der Theorie der Kunst sowie mit der Geschichte ihrer äußern Darstellung beschäftigten Geist regte aber besonders Schelling's Umgang und seine Epoche machende ideenreiche Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur an, wo zuerst die allgemeinen Begriffe vom Idealen, mit der Fülle der Erkenntniß der lebendigen mannichfaltigen Schönheit der Realität aufgehoben, und Winckelmann's ideale Anschauungen der höchsten Schönheit und der Schönheit der Form durch das Erkennen der einigen werkthätigen Wissenschaft in Natur und Kunst lebendig verbunden wurden.

Von München kehrte Rumohr, als die nächste Gefahr für ihn beseitigt war, auf seine Besitzungen zurück, wo er unter policeiliche Aufsicht gestellt in wissenschaftlicher Thätigkeit bis zum Sturze der Napoleonischen Herrschaft ruhig verweilte, ohne an dem von ihm lang ersehnten Befreiungskampf thätigen Antheil zu nehmen. Hier gab er im J. 1810 seine erste Schrift heraus: „Erläuterung einiger artistischen Bemerkungen über die Rede des Herrn Hofrath Jacobs über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken", worin er in geistreicher und geharnischter von Schelling's Ideen angeregter Rede den Hochmuth des übrigens so verdienstvollen Gelehrten bekämpft, der mit einer irrigen, ohne Kunstanschauung gebildeten Ansicht von dem Wesen der alten Kunst und gänzlicher Unkenntniß der Kunstbestrebungen des Mittelalters und der neuern Zeit, allgemeine Sätze über die Kunstgeschichte aufstellen und den Künstlern der Gegenwart neue Wege vorzeichnen wollte. Werthvoll ist Rumohr's Schriftchen insbesondere durch die richtige und scharfe Auseinandersetzung des Verhältnisses der Bildnerei zur Malerei in den verschiedenen Zeiträumen des Mittelalters und der Umstände, welche es bedingten. Es treten uns hier viele treffende Bemerkungen entgegen, die später von Rumohr in den „Italienischen Forschungen" weiter ausgebildet wurden.

An die Schrift gegen Jacobs reiht sich eine andere: „Über die antike Gruppe Kastor und Pollux oder von dem Begriffe der Idealität in Kunstwerken" (Hamburg 1812). Hier stellte Rumohr die von Lessing, Mengs und Winckelmann ausgesprochenen Ansichten über das Wesen der Kunst zusammen, wiederlegte zuerst die bei Lessing hervortretende unglückliche Trennung des höhern Kunstgenius von der technischen Ausführung; zergliederte den von Mengs in durchdachten Schriften empfohlenen und in verdienstvollen aber von origineller Lebenswärme entblößten Bildern dargelegten Eklekticismus und bekämpfte Winckelmann's in begeisterter Rede entwickelten Gegensatz des Idealen und Individuellen durch die Feststellung der geistigen Einheit des Gedankens und der Ausführung im Kunstwerk sowie der Idee und des Charakters. Von dem Grundsatz ausgehend, daß die künstlerische Seite des classischen Alterthums nur künstlerisch zu erkennen sei, zieht er dann die früher unter dem Namen der Decier bekannte, von Winckelmann sonderbarerweise Orestes und Pylades benannte und jetzt gewöhnlich als Hypnos und Thanatos erklärte Gruppe in S.-Ildefonso in nähere Betrachtung und sucht in einer an trefflichen Bemerkungen über die Kunst des Alterthums reichen Entwickelung darzulegen, daß beide Figuren ihrem Stil, Wesen und Zeitalter nach gänzlich verschieden, durch moderne Ergänzung zur Gruppe verbunden seien. Diese letzte Ansicht fand jedoch bald einen kundigen Widerleger an dem berühmten Bildhauer Friedrich Tieck im dritten Bande von Schlegel's „Deutschem Museum", S. 258 fg.

Kurz nachdem Winckelmann das Füllhorn griechischer Kunstanschauungen über die in Stubenluft verkümmerte deutsche Gelehrtenwelt ausgeschüttet, hatte Goethe den Blick emporgeschlagen zu Erwin's steinernem Wunderbau, aber erst in der Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Volks, wo sich die Trauer über die Schmach der Gegenwart an den Erinnerungen einer großen Vergangenheit zur kräftigen Reue und frischen Erneuung stärkte, stiegen die gewaltigen Schöpfungen des deutschen Mittelalters mit ihren Thürmen, ihren schattigen Hallen und der frommen Welt gemüthvoller Bilder aus dem Nebelschleier der Vergessenheit, der den Enkeln die Größe der Ahnen verdeckte. Die Bestrebungen vieler ausgezeichneten Männer vereinigten damals das von Hagen, Büsching, Docen und Hundeshagen herausgegebene „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst", und Friedrich Schlegel's „Deutsches Museum". Im dritten Band des letztern (Wien 1813) sind zwei Aufsätze von Rumohr enthalten. Der erstere (S. 224): „Fragmente einer Geschichte der Baukunst im Mittelalter", gibt in Betrachtungen über die Geschichte der Künste im 10. Jahrhundert mancherlei literarische Notizen, aber wenige auf Untersuchung der Kunstdenkmäler gestützte Bemerkungen. Wichtiger ist eine zweite längere Abhandlung „Über den Ursprung der gothischen Baukunst" (S. 361—385 und S. 465—502). Hier erklärt sich Rumohr, nachdem er die Entstehung der romano-barbarischen und der sarazenischen Architektur aus der altchristlichen Kunst und der Nachahmung der Trümmer römischer Größe dargethan, gegen die Annahme, daß sich die gothische Architektur, welche Benennung er auf Vasari zurückführt, aus der arabischen hervorgebildet, indem sie vielmehr gegen Ende des 12. Jahrhunderts durch eine lebendige Wechselwirkung orientalischer und abendländischer Kunstelemente entstanden sei. Im vierten Bande des „Deutschen Museum" (S. 479—516) ist ein sehr lehrreicher Aufsatz, mit trefflichen, auf sorgfältige Anschauung norddeutscher Denkmäler gestützten Bemerkungen enthalten: „Einige Nachrichten von Alterthümern des transalbingischen Sachsens." Nach mehren Betrachtungen über das Verdrängen des frühern Holzbaus im 11. Jahrhundert und über das Gemeinsame in den mittelalterlichen Denkmälern jener Gegenden schreitet Rumohr zur Beschreibung der wichtigsten Gebäude in Schleswig, Ratzeburg, Schwerin, Doberan, Hamburg und insbesondere in Lübeck, dessen reiche Kunstschätze für Architektur, Bildnerei und Malerei er mit besonderer Vorliebe hervorhebt. Später erschienen die

„Denkwürdigkeiten der Kunstausstellung des Jahrs 1814" (München 1816). Dann beschäftigte Rumohr der Gedanke, selbständig eine Reihe von Abhandlungen über deutsche Alterthümer herauszugeben, und nach langem Umherschwanken zwischen der unendlichen Fülle des Materials, zog er es vor, sich zunächst auf einen beschränktern Zweck zu concentriren. Das erste Bändchen, welches im J. 1816 bei F. Perthes in Hamburg unter dem Titel „Sammlung für Kunst und Historie" erschien, enthält einen längern Aufsatz „Über das Verhältniß der seit lange gewöhnlichen Vorstellung von einer prachtvollen Wineta zu unserer positiven Kenntniß der Cultur und Kunst der deutschen Ostseeslawen". Er legte hier mit einer auf wohlverstandenes Quellenstudium gestützten Untersuchung dar: daß die Wendenstadt, von deren Größe und Ausdehnung selbst der berühmte Johannes von Müller unbegründete Ansichten fortpflanzte, nicht an dem Orte gelegen war, noch gelegen sein konnte, wo man ihre Ruinen zu sehen glaubt, und stellt zugleich den Charakter der Baukunst, die Zustände des Handels, der Cultur und der politischen Verfassung der Ostseeslawen im Gegensatz zu den damaligen deutschen Verhältnissen in ein helleres Licht. Schließlich fodert Rumohr zur Bildung eines Vereins für Beförderung des Studiums der deutschen Alterthümer auf, eine Idee, welche für die einzelnen Theile des deutschen Vaterlands vielfach in Erfüllung gegangen ist, während wir noch immer eine lebendigere Wechselwirkung und gemeinsame Bestrebungen der verschiedenen deutschen Provinzialvereine herbeiwünschen müssen.

Die Fortsetzung dieser Arbeiten unterbrach eine zweite italienische Reise, welche Rumohr im Herbst 1816 antrat. Obwol seit längerer Zeit mit dem Reiseprojecte beschäftigt, wäre es doch bei Rumohr's eigenthümlicher Unschlüssigkeit vielleicht noch nicht zur Reife gediehen, wenn ihn nicht das einem jungen Maler Franz Horny zufällig gegebene Versprechen, ihn nach Italien zu geleiten, über die Alpen entführt hätte.

Hier fand Rumohr eine noch mehr anregende Umgebung als bei seiner ersten Anwesenheit. Das Studium und die Vorliebe für die Schriftsteller des sogenannten Trecento war unter den tüchtigern Männern Italiens allgemein geworden, und Rumohr wurde insbesondere von der Literatur der Novellenschreiber angezogen. In Rom überblickte Thorwaldsen schon eine reiche Welt herrlicher Schöpfungen, und die trefflichen deutschen Künstler Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow hatten das Zimmer im Hause des preussischen Consuls Bartholdy mit der ins Dasein zurückgerufenen Frescomalerei geschmückt. So wie diese Männer neue Ideenkreise in Werk und Wort eröffneten, so veranlaßten sie auch eine tiefere Auffassung der ältern italienischen Malerschulen in der deutschen Künstlerwelt, welche damals durch hohe geistige Vorzüge und edles freundschaftliches Zusammenleben die allgemeine Aufmerksamkeit und Achtung auf sich lenkte. Diesem Leben gab die preussische Gesandtschaft in Rom in der Person des als Mensch und Gelehrter gleich großen Niebuhr einen Mittelpunkt, und Rumohr, von diesen Männern in Geist und Herz angeregt, ward der wissenschaftliche Vertreter und Begründer der neuen Kunstansichten und Bestrebungen.

In einer jener geistreichen Abendunterhaltungen in Niebuhr's Hause warf dieser einst die Frage auf, woher sich Rumohr erkläre, daß in dem nördlichen und mittlern Italien der Bauer überall nur Zeitpächter und Lohnarbeiter sei und das auf die erdenklich kürzeste Frist, auf halbjährige Kündigung. Niebuhr wollte sich die Colonia partiaria aus der sors barbarica der Epoche der Völkerwanderung erklären, was Rumohr nicht überzeugte. Er beantwortete die Frage mit Übergehung von Niebuhr's Ansicht durch die improvisirte Vermuthung: daß in der Zeit demokratisch organisirter Städteherrschaften der Bauer durch Anwendung mercantilischer Ansichten auf ländliche Besitzverhältnisse werde durch Operationen der Capitalisten aus seinem Besitze, wenn ein solcher da war, verdrängt worden sein. Diese Vermuthung wurde durch spätere Forschungen bei Rumohr zur Gewißheit erhoben und er legte von seinen Untersuchungen nach einer Reihe von Jahren in der schätzbaren rechtsgeschichtlichen Schrift „Über die Besitzlosigkeit der Colonen in Toscana" (Hamburg 1830) Rechenschaft ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ursachen der Unzufriedenheit des griechischen Volks mit dem frühern Verwaltungssysteme. Luxemburg, Michaelis. 1844. Gr. 12. 15 Ngr.

Ein Wort zu seiner Zeit, wenn es nur hilft! Ein Wort zur Rechtfertigung, wenigstens zur Entschuldigung des griechischen Volks wegen des, zwar schon vor dem 15. Sept. 1843 vorhanden gewesenen, jedoch mit dem an diesem Tage erlangten Siege über die Fremdherrschaft heftiger und leidenschaftlicher zum Ausbruche gekommenen Fremden-, namentlich Deutschen- und Baiern-Hasses! — aber auch ein Wort der Anklage des frühern Verwaltungssystems in Griechenland, die zwar keineswegs allein gegen die Deutschen, besonders die Baiern in Griechenland gerichtet ist, sondern auch die Griechen trifft, dessenungeachtet, selbst insofern dies der Fall ist, zuletzt nur an der Regierung haften bleibt! Der Verf. der Schrift scheint ein Deutscher zu sein; er ist — man ersieht freilich nicht, in welchen Verhältnissen — in Griechenland selbst längere Zeit gewesen, und hat Dasjenige, was er hier mittheilt und ausspricht, aus authentischen Quellen und aus eigener Erfahrung geschöpft. Übrigens ist er wohlmeinend für Griechenland gesinnt, wennschon durchaus nicht blind eingenommen für das Volk; den untern Classen desselben, namentlich dem Landmann, rühmt er Biedersinn, Gastfreundschaft, Dankbarkeit und noch manche andere jener patriarchalischen Tugenden nach, welche bei uns die steigende Civilisation des Jahrhunderts verschlingt oder bereits verschlungen hat, und findet in Charakter und Moral einen wesentlichen Unterschied zwischen dem eigentlichen griechischen Volke und den Griechen der höhern Classen. Diesen dagegen ist Geldgier, Habsucht, Hinterlist und Hang zum Betrügen durchaus nicht fremd. Bei Allen aber fand der Verf. eine entschiedene Abneigung gegen die Baiern, neben der innigsten Liebe zu dem Könige. Über die Ursachen jener Abneigung spricht er sich ausführlich und ohne Hehl aus, und findet sie in verschiedenen Umständen, in den Personen, die man nach Griechenland schickte, in der Begünstigung der Fremden bei Besetzung der öffentlichen Stellen zum offenbaren Nach-

theile der Griechen und der Stellen selbst, in den Fehlern, die überhaupt von der Regentschaft und von der königlichen Regierung gemacht worden sind u. s. w. Dergleichen Fehler erkennt der Verf. z. B. in der Behandlung der irregulairen Truppen, deren Werth man verkannte, sowie in der Überschätzung der regulairen Truppen, gegen welche die Griechen nun einmal einen entschiedenen Widerwillen haben; in der Wahl des Beamtenpersonals u. s. w. Über dieses Beamtenpersonal, die Gouverneure der Provinzen, die Finanzcommissare, Zehntenpächter, Friedensrichter, Notare, Advocaten, besonders aber die Dimarchen und über die schreienden Übelstände, die sich in dieser Hinsicht zeigten, spricht sich der Verf. ebenfalls offen und ohne Rückhalt aus, indem er zugleich die Ursachen dieser Übelstände untersucht und zweckmäßige Verbesserungen in Betreff des Beamtenwesens, der Gendarmerie und der Nationalmiliz vorschlägt. In Betreff des Heers unterläßt er es ebenfalls nicht, Vorschläge zu machen und besonders die Errichtung von Militaircolonien als zweckmäßig für Griechenland zu empfehlen. Der vielfachen Umtriebe der Parteimänner und übelgesinnter Intriguanten wird ebenfalls als einer Plage des unglücklichen Landes und Volks gedacht, endlich auch noch besonders der Streitigkeiten unter den Regentschaftsmitgliedern und des nachtheiligen Einflusses Erwähnung gethan, den diese Streitigkeiten auf die griechischen Angelegenheiten haben ausüben müssen, wie denn dies Alles auch nicht besonders geeignet gewesen, die Deutschen bei den Griechen in Credit zu bringen. Daß der Verf. der ungünstigen äußern Gestaltung des auf so enge Grenzen beschränkten Königreichs Griechenland mit Unwillen gegen die Politik der drei Mächte gedenkt und auch darin ein Hinderniß für die glückliche Entwickelung Griechenlands erblickt, ist natürlich. „Griechenland", sagt er, „muß eine politische Null bleiben, jeden Augenblick mit der Gefahr bedroht, von seinem Nachbar verschlungen zu werden, so lange es in Süden durch Kandia blockirt, in Norden durch Gebirge eingezwängt wird und auf den Ionischen Inseln die englische Flagge wehen sieht." Indeß kann in dieser Beziehung der bevorstehende Verfall und gänzliche Einsturz der europäischen Türkei Verhältnisse herbeiführen, die wiederum ihrerseits und auch wider Willen der Politik für Griechenlands Zukunft eine günstigere Gestaltung derselben herbeizuführen geeignet sind. Gelegentlich kommt der Verf. auch auf Kapodistrias und auf dessen Präsidentschaft in Griechenland zu sprechen, indem er auch hierin eine Quelle großer Nachtheile für Griechenlands Zukunft findet, besonders insofern, als durch dessen Verschulden alle die Parteien gebildet worden seien, welche Griechenland später so gewaltsam erschüttert und bis auf unsere Tage fortgewuchert haben. Entschieden wird hier dem Kapodistrias ein falsches Doppelspiel, eine nur im Interesse Rußlands zum Nachtheile der Interessen Griechenlands von ihm gespielte Rolle zum Vorwurfe gemacht. Der Verf. bringt für seine Behauptung mehrfache Beweise und theilt eine neue, nicht unwichtige Thatsache mit, daß der russische Admiral Ricord, der sich bei Kapodistrias des größten Einflusses erfreute, sogleich nachdem die Ermordung des Kapodistrias bekannt geworden, in das Arbeitscabinet des Präsidenten sich begeben und einen ansehnlichen Stoß Acten und Schriften aufs Admiralschiff habe bringen lassen. 31.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Komisches Lehrgedicht.

Seitdem Barthélemy, wie man behauptet gewichtiger und klingender Gründe wegen, die politische Poesie aufgegeben hat, ist er fast ganz der Vergessenheit anheimgefallen. Man liest die Werke, welche er in Gesellschaft mit seinem poetischen Zwillinge gedichtet hat, wie die Poesien eines Todten. Dessenungeachtet hat Barthélemy immer fort gedichtet, ohne nur von ferne seine frühere Popularität wieder zu erreichen. Vielleicht mag die unglückliche Wahl seiner Stoffe hauptsächlich mit dazu beitragen, daß seine neuern Productionen gänzlich unbeachtet geblieben sind; denn, nachdem erst sämmtliche Werke Virgil's von ihm in Verse übersetzt sind, hat er sich zu immer sonderbarern Gegenständen verleiten lassen, bis er endlich sein schönes Talent zur Besingung der Syphilis herabgewürdigt hat. Sein neuestes Gedicht ist eine Verherrlichung des Tabacks und führt den Titel: „L'art de fumer ou la pipe et le cigare, poëme en trois chants, suivi de notes." Leichtigkeit der Versification, Gefälligkeit des Ausdrucks, Witz und ein leichtes Spiel der Phantasie — Alles Eigenschaften, die an den frühern Dichtungen Barthélemy's zu erkennen waren — zeichnen auch dieses neue Product seiner Muse vor andern ähnlichen Dichtungen vortheilhaft aus. Was dem etwas gewöhnlichen Gegenstande einigen Reiz verleiht, ist die geistreiche, witzige Behandlung, die nie an das Gemeine und Platte streift. Gleich der Anfang ist originell:

> A bas, l'antique dieu qu'invoquent les poëtes!
> Je n'ai jamais compris ces messieurs à manchettes,
> Qui, devant un bureau pompeusement assis,
> Et la plume collée à leurs doigts indécis,
> Espèrent recevoir l'étincelle sacrée,
> En se gratifiant d'un verre d'eau sucrée,
> Et vont criant sans fin, pour se mettre en émoi:
> Je t'invoque, Apollon, ô muse, inspire-moi!
> Tel n'est point mon système: alors que je compose,
> Sur mon plus large meuble, au hasard je me pose;
> L'installe devant moi, bravant le décorum,
> Ou la cruche flamande ou quelque grog au rhum;
> Il faut que de Cuba le divin narcotique
> Charge de bleus flocons mon divan poétique;
> Le cigare à mes vers a souvent réussi,
> Et ce dieux, je l'espère, inspirera ceux-ci.

Reiseliteratur.

Zu den bessern Reiseschilderungen, welche die letzte Zeit gebracht hat, gehören die Briefe der Gräfin Merlin über Havana („La Havanne", 3 Bde.). Die Verf. ist auf der Insel, deren Beschreibung ihr Werk gewidmet ist, geboren. Sie fühlte das Bedürfniß, ihr Vaterland nach längerer Abwesenheit wieder zu besuchen, und da es ihr während ihres letzten Aufenthalts in Havana so sehr gefiel, so hielt sie es für ihre Pflicht, auch das größere Publicum an dem Genusse, der ihr auf ihrer Reise wurde, Theil nehmen zu lassen. Vielleicht ist sie in ihrer Bewunderung wol etwas zu weit gegangen. Während sie nämlich an den nordamerikanischen Sitten, an dem dortigen Leben und den Einrichtungen der Vereinigten Staaten unendlich viel auszusetzen findet und in ihrem Spott und Tadel noch viel weiter geht als Dickens, Marryat und einige andere englische Reisende, erscheint ihr, nachdem sie einmal am Ziele ihrer Reise angelangt ist, Alles in einem rosenfarbenen Lichte. Wie dort die Farben zu schwarz aufgetragen sind, so scheint hier die Verf. ihr Lob mit zu vollen Händen gestreut zu haben. Ihrer Schilderung nach findet man nirgend mehr Bildung, in keinem Lande ist die Gesellschaft liebenswürdiger, an keinem Punkte der Welt die Natur reicher, erhabener und großartiger in ihren Erscheinungen. Sogar die Sklaven scheinen hier im Schoose der Glückseligkeit zu wohnen. Wenn sich die Gräfin Merlin auch nicht offen gegen die Emancipation der Sklaven ausspricht, so sucht sie in ihrem Werke doch fortwährend darzuthun, wie dieselben nicht nur die Weißen um nichts zu beneiden haben, sondern wie ihre Lage im Ganzen unendlich glücklicher ist als die der Letztern. Indessen sind die Gründe ebenso unhaltbar als diejenigen, welche Granier de Cassagnac in seinen „Voyages aux Antilles" und in dem Journal, dessen Leitung er vorsteht, mit ungleich größerer Gewandtheit als Mad. Merlin vertheidigt hat. Bei alledem wollen wir der Verf. das Verdienst nicht abstreiten, ein interessantes Buch geschrieben zu haben, wenngleich ihrem Stile eine größere Einfachheit und Natürlichkeit zu wünschen wäre. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 217. —— 4. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 216.)

Beim aufmerksamen Durchlesen der anmuthigen Lebensbeschreibungen des geist- und kenntnißreichen Begründers der neuern Kunstgeschichte, Giorgio Vasari, war es schon früher Rumohr nicht entgangen, daß derselbe bei der Zusammenstellung der Lebensbeschreibungen älterer Künstler nach der freiern Behandlungsweise der Novellisten verfahren sei, bei den ihm näher liegenden Zeiten aber sich inmitten eines durch reiche praktische Thätigkeit vielfach in Anspruch genommenen Lebens oft auf sein trügerisches Gedächtniß verlassen habe. In den mannichfaltigen Zusätzen und Verbesserungen späterer Schriftsteller war aber nicht immer das Wichtigere berührt und berichtigt worden. Zwischen die Schätze der altitalienischen Kunst in Florenz zurückgekehrt, fühlte sich nun Rumohr veranlaßt, zu ihrer sichern historischen Feststellung den einzigen Weg zur Erlangung bestimmter Resultate, die Erforschung der Archive, einzuschlagen.

Er begann für diesen Zweck zunächst seine Untersuchungen in den Papieren der florentinischen Bauhütte, wo ihm besonders ein Band Notarialconcepte, der die Verträge der Domverwaltung mit den Künstlern während des Zeitraums von 1430—80 enthielt, eine reiche kunsthistorische Ausbeute lieferte. Dann drang er in das Archiv der Brüderschaft der Misericordia ein. Bei dem Archiv der Riformagioni, wo später Gaye Jahre lang thätig war, begegnete Rumohr Schwierigkeiten und im Archiv der Contracte sollte er, ohne das Verzeichniß gesehen zu haben, erklären, was er suche. Gewohnt, seine Zwecke mit Leichtigkeit zu erreichen und sich selbst oft von kunsthistorisch hochwichtigen Orten zurückschrecken zu lassen, wenn der Besuch, wie bei Orvieto und Urbino, mit einigen Unbequemlichkeiten verknüpft war, wendete sich Rumohr misvergnügt von Florenz nach Siena. An diesem Orte, der Rumohr wegen der Liebenswürdigkeit und allgemein verbreiteten Bildung der Bewohner, in Verbindung mit der reichen, hier eigenthümlich entfalteten Kunstwelt stets besonders werth erschien, sodaß ihn mehrfach der Gedanke beschäftigte, ihn für immer zum Wohnsitz zu wählen, fand er eine über alle Erwartung freundliche Aufnahme. Er stellte selbst im Archiv der Riformagioni eine Abtheilung, die der abgesonderten Finanzverwaltung, her, welche als eine der ältesten dieser Gattung in Europa von besonderer Wichtigkeit war, überzeugte sich von der Unzuverlässigkeit des sieneser Kunsthistorikers Guglielmo della Valle, der seine urkundlichen Forschungen nur aus den Auszügen des Mancini und Benvoglienti entlehnte, und bereicherte die ältere Kunstgeschichte Sienas durch eine Menge neuer wichtiger Resultate.

Hier gewann Rumohr eine solche Vorliebe für ähnliche Arbeiten, daß er sich ganz dem Studium der Diplomatik widmen und an einem Lehrort niederlassen wollte, um jüngern Gelehrten das Studium der Urkunden verschiedener Jahrhunderte zu eröffnen. Die für diesen Zweck als Probeblätter aus den in Siena verkäuflichen Privatarchiven gesammelten Pergamente trat er später, als er diesen Vorsatz gänzlich aufgegeben, der berliner Bibliothek ab.

Bei dem gleichzeitigen unausgesetzten Studium der Kunstdenkmäler selbst war Rumohr besonders der Umgang mit dem früher als Kupferstecher und später als Kunsthändler und Restaurator rühmlichst bekannten Johann Metzger in Florenz förderlich, der sich durch eine Jahre lange Beschäftigung mit den Gemälden der alttoscanischen Meister eine bewunderungswürdige Kenntniß ihrer Technik erworben hatte.

Rumohr überzeugte sich schon durch seine Untersuchungen in Siena und Florenz, daß es seine Kräfte übersteigen würde, wenn er es allein unternehmen wollte, die italienische Kunstgeschichte in allen ihren Schulverzweigungen aus urkundlichen Quellen zu berichtigen, eine Arbeit, welche den gemeinschaftlichen Fleiß mehrer Deutschen, die gegenseitig ihrer Gewissenhaftigkeit und ihres Urtheils sicher wären, erfodern dürfte.

Rumohr gab daher den Plan einer zusammenhängenden Kunstgeschichte auf und hielt eine Zeit lang den Gedanken fest, den in vieler Hinsicht classischen Vasari zu übersetzen, seine zahllosen kleinen Vergehen gegen historische Wahrheit in den Anmerkungen zu berichtigen und die Auslassungen möglichst zu ergänzen. Einerseits aber schreckte ihn bald die Lästigkeit des Übersetzens, andererseits die Weitschweifigkeit des Originals ab, die ihm

nicht zu unserer Sprache und Denkweise zu passen schien. Zunächst bot ihm das 1820 von Schorn gegründete „Kunstblatt" ein passendes Organ für eine Reihefolge kunsthistorischer Aufsätze, die später die Grundlage zu Rumohr's Hauptwerk, den „Italienischen Forschungen" bildeten.

Diese Mittheilungen eröffnete Rumohr im ersten Jahrgang (1820, Nr. 39) mit trefflichen Bemerkungen über den schönen, später von C. C. A. Böhndel lithographirt herausgegebenen spätgothischen geschnitzten Altarschrein der Domkirche zu Schleswig von Hans Bügmann und über den Charakter der altdeutschen Bildwerke im Allgemeinen. Dann verbreitete er sich über das Relief des Peter Vischer in der Pfarrkirche neben dem Dom zu Regensburg von 1521, über die Miniaturen in München und die heilige Familie von Rafael in der Galerie derselben Stadt. Er spricht diesem Gemälde aus triftigen Gründen die Originalität zu, verwirft die Wiederholung in der Sacristei der Kirche S.-Frediano zu Florenz als eine mittelmäßige Copie und erklärt das Gemälde im Palast Rinuccini für die Nachbildung eines Niederländers, den der Ruf des Buonarotti nach Italien zog.

Wichtig für den noch immer nicht gehörig in seiner mannichfaltigen Gestaltung gewürdigten vorgothischen, zum Schlanken übergehenden Baustil des 12. Jahrhunderts ist Rumohr's in Nr. 52 und 53 desselben Jahrgangs enthaltener Aufsatz „Über die altflorentinische Baukunst", wo er, von der Bestimmung des Eigenthümlichen in den florentinischen Bauwerken dieser Zeit und des Abweichenden von den Denkmälern Luccas und Pisas ausgehend, die locale Entwickelung der Architektur, die nur vorübergehend von gothischen Einflüssen bestimmt ward, bis zum Wiederaufleben der antiken Kunst durch Brunelleschi verfolgt. In den folgenden Bemerkungen über die florentinische Malerei suchte Rumohr die Fortschritte der Technik mit den vorhergehenden Umwandlungen in der Denkweise und den Bestrebungen der verschiedenen Zeitalter in ein bedeutungsvolleres Verhältniß zu bringen.

Viel Treffliches enthalten auch die zwei folgenden Aufsätze: „Über das Princip des Schönen" und „Die Tendenz der nach-rafaelischen Kunst"; die sich weniger durch logische Schärfe bei Feststellung allgemeiner Begriffe als durch die Fülle treffender kunsthistorischer Bemerkungen auszeichnen. Zuletzt hebt Rumohr das Verdienst der neu emporblühenden deutschen Malerei hervor und vertheidigt das Bestreben ihrer vorzüglichen Vertreter Cornelius, Overbeck, Veit und Schnorr, sich der alterthümlichen Einfachheit und strengen Tendenz der vor-rafaelischen Kunst anzuschließen.

Noch bedeutender ist ein im folgenden Jahrgang des „Kunstblatt" enthaltener Aufsatz „Über die Entwickelung der ältesten italienischen Malerei", der durch mehre Blätter von Nr. 7—12 fortgeführt ist. Hier wurde nach einer genauern Besprechung der ältern Geschichtsquellen des Vasari, insbesondere des Cennino Cennini und des historisch theoretischen Werks des Lorenzo Ghiberti, zuerst der oft bestrittene und oft auch falsch aufgefaßte Einfluß der Byzantiner auf die frühere Entwickelung der italienischen Malerei festgestellt und das Wesen der byzantinischen Kunst sowie ihr Verhältniß zu den ältesten christlichen Kunsttraditionen und deren Fortbildung in der rohen italienischen Kunstübung der folgenden Jahrhunderte näher erörtert.

In Nr. 32 desselben Jahrgangs ist eine strenge und gründliche Beurtheilung des folgenden Schriftchens enthalten: „Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist, von einem deutschen Künstler in Rom", worin Rumohr die damals unter den deutschen Künstlern vorherrschende etwas überschwängliche Bewunderung des Giotto bekämpft, deren Bestreitung ihn später in den „Italienischen Forschungen" zu einer ungerechten Beurtheilung der Leistungen des großen Künstlers fortriß. Über die Bestrebungen der deutschen Künstler in Rom fand er noch eine andere Gelegenheit sich auszusprechen, indem er die im vierten Theile von Fiorillo's „Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland" enthaltene Beurtheilung ihrer Leistungen mit Wärme und Begeisterung für seine römischen Freunde widerlegte („Kunstblatt", 1821, Nr. 51).

Tambroni's mangelhafte und ungenügende Herausgabe des für die Geschichte der Malerei höchst wichtigen „Trattato della pittura" von Cennino Cennini, den Rumohr selbst in einer genauern auf Vergleichung der verschiedenen Handschriften gestützten Bearbeitung bekannt machen wollte, veranlaßte ihn zu einer scharfen Beurtheilung, wobei er die Geschichte der Einführung der Ölmalerei in Italien näher erörtert („Kunstlatt", 1821, Nr. 45). Auf dasselbe Werk kommt Rumohr noch einmal („Kunstblatt", Nr. 63) zurück, wo er des Antonio Benci gründliche und gehaltvolle Recension von Tambroni's Ausgabe anzeigt.

In andern Aufsätzen der Jahrgänge 1821 und 1822 nahm Rumohr Brulliot's verdienstvolles „Dictionnaire des monogrammes" gegen ungerechte Recensenten in Schutz („Kunstblatt", 1822, Nr. 2) und theilte interessante Bemerkungen über die wichtigsten Erscheinungen im italienischen Kunsthandel mit.

Zwei andere vortreffliche Abhandlungen wurden später ganz in die „Italienischen Forschungen" verwebt. In der erstern derselben nimmt er Veranlassung von einem damals bei Metzger, später aber bei Volkmann in Florenz befindlichen Gemälde von Andrea di Luigi von Assisi, genannt Ingegno, dessen Bezeichnung A. A. P. leider nicht von entschiedener Echtheit ist, um sich ausführlicher über die Leistungen dieses Künstlers sowie den Charakter der umbrischen Malerschule zu verbreiten und Vasari's Irrthümer hinsichtlich der Lebensverhältnisse des Ingegno aus urkundlichen Forschungen zu berichtigen („Kunstblatt", 1821, Nr. 73, 74).

In dem andern Aufsatz spricht Rumohr in einer auf gründliche Forschung gestützten Untersuchung dem

Bernhard Rossellini seine Bauwerke in Pienza und Siena wieder zu, die Vasari dem bekannten Francesco di Giorgio zugetheilt, und beleuchtet das Leben und die Kunstwerke beider Künstler („Kunstblatt“, 1822, Nr. 10).

In Siena hatte sich zwischen Rumohr und dem trefflichen Grafen Platen-Hallermünde ein auf gegenseitige Anerkennung begründetes Freundschaftsverhältniß gebildet, und Rumohr veranlaßte den damals in beschränkten Umständen lebenden Dichter, sein Hausgenosse und Gast zu sein. Jedoch Platen's rastlos strebende, reizbare, aber stoisch-edle Natur wurde Rumohr bei seiner etwas raffinirten Behaglichkeit, die durch jeden leisen Verstoß gegen die Vorschriften der häuslichen Bequemlichkeit empfindlich verletzt wurde, bald unerträglich, sodaß sich Beide nach einem Zusammenleben von wenigen Wochen von der Nothwendigkeit der Trennung überzeugten.

In Rom war Rumohr später so glücklich, mehre Monate lang um die Person des geist- und kenntnißreichen dänischen Thronfolgers Christian Frederik sein zu dürfen, als diesen vielseitig gebildeten Geist, dessen Name noch jetzt bei vielen der ausgezeichnetern Männer Italiens in frischem Andenken lebt, Kunst und Alterthum in reichem Maße beschäftigten. Die Anerkennung seiner hohen Vorzüge und Dankbarkeit für unausgesetzt ihm bewiesene Güte verpflichteten Rumohr, wie er sich in den „Drei Reisen“ ausdrückt, zu mehr als dürrer Ehrfurcht, zu treuer Freundschaft und Anhänglichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Philanthropie.

(Bemerkungen des „Edinburgh review“.)

Es ist hier zu Lande beständig eine Masse von zerflatternder Philanthropie in Thätigkeit, reichlich genug, um jedem socialen Übel, unter dessen Last wir seufzen, abzuhelfen, wenn sie nur behutsamer zu Werke ginge und mit mehr Mäßigung und Einsicht, auf sorgfältigere Nachforschungen gestützt, von reinerm Eifer beseelt und grundsatzmäßiger und systematischer geleitet wäre.*) Unglücklicherweise hat der Geist der Menschlichkeit, wie er sich gewöhnlich bei uns offenbart, etwas Krankhaftes, Unstätes, Hastiges in seinem Charakter, welches sowol seine Lauterkeit als seine Wirksamkeit wesentlich gefährdet. Bei den Nachforschungen, welche er unternimmt, fehlt es ihm an Geduld, Sorgsamkeit und Übersicht, und es ist zu viel Ungesundes in der Emsigkeit, mit welcher er überall umherstöbert nach irgend einem Schlachtopfer, das er retten, oder einem Unterdrücker, den er verschlingen kann. Das Schlimmste aber, was dieser Geist bei uns an sich hat, ist dies, daß, je entlegener das Leiden, desto stärker das Mitgefühl und der Zorn ist, die dasselbe erweckt, und daß wir am unermüdlichsten immer in angemessener Ferne vom Hause thätig sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mehr geschäftige, aufmerksame, zugreifende Mildthätigkeit in England anzutreffen ist als in irgend einem andern Lande unter der Sonne. Dessenungeachtet bietet der Zustand der Gesellschaft nirgend auf Erden schrecklicheres Elend und eine erschütterndere Liste von „wohl erkannten und doch unabgestellten Misbräuchen“ dar. Woher kommt diese Anomalie? Die Erklärung, glauben wir, liefern zwei Bemerkungen, erstlich, daß unsere Philanthropen das Vergnügen, ein Heilmittel in Antrag zu bringen, der Arbeit, die Krankheit zu erforschen, vorziehen; zweitens, daß sie, wo irgend die Wahl ist, am liebsten der Fremde dienen. Sie haben mehr Auge für den Splitter auswärts als für den Balken daheim. Das Laster des Opiumschmauchens in China ist ihnen schmerzhafter als das Laster des Gintrinkens in England. Die Menschenliebe findet ihre zusagendste Thätigkeit bei den Antipoden.

Diese Bemerkungen drängen sich uns auf, indem wir die officiellen Berichte der Kinderbeschäftigungscommission von den Jahren 1842 und 1843 mit dem vor mehren Jahren erschienenen Bericht der Factoreicommission vergleichen. Schon vor zehn Jahren, nachdem das Übel der westindischen Sklaverei vollständig untersucht und zum großen Theile beseitigt war, zog der Zustand der in den Factoreien beschäftigten Kinder das Mitleid einiger sehr wohlmeinender aber nicht sehr wohlunterrichteter oder hinlänglich nüchtern prüfender Philanthropen auf sich, und dem Publicum wurden die Haare zu Berge getrieben durch Schilderungen von Baumwollmühlen, in denen Kinder von zartem Alter zu harter Arbeit 15 bis sogar 18 Stunden täglich angehalten und aufs grausamste behandelt würden, in denen überdies Immoralität jeder Art bis zu einem schaudererregenden Grade herrschte. Die Columnen der Tagespresse und die Vorträge der Parlamentsredner flossen über von derartigen Anführungen, die willigen Glauben fanden und lebhaftes Mitleid erweckten, sonderlich in London und ganz allgemein in Südengland, wo die wahre Lage der Factoreibevölkerung unbekannt war, und die Aufregung des öffentlichen Geistes wurde so groß, daß ein Gesuch der Fabrikanten an das Parlament, die Sache untersuchen zu lassen, ob sie sich wirklich so verhielte, nur mit Majorität von einer Stimme der Zurückweisung entging. Es wurde nun eine Commission ausgesendet, welche die Lage der Kinder und jungen Personen, welche in den Factoreien beschäftigt werden, sorgfältig untersuchte und drei voluminöse Berichte abstattete. Aus diesen geht hervor, daß viele der Angaben, welche über die Factoreiarbeit gemacht worden, völlig unwahr und fast alle stark übertrieben waren, daß die Arbeitszeit gewöhnlich 12 Stunden, und die Fälle, in denen diese Zahl überschritten wurde, äußerst selten, daß die Beschäftigung der Kinder gemeiniglich leicht und ihren Kräften angemessen, daß sie selten vor dem neunten Jahre Zulaß in den Factoreien erhielten, daß Fälle von übler Behandlung überaus selten, und wo sie vorkämen, nicht den Herren, sondern den Werkmeistern und oft den Ältern der Kinder beizumessen, endlich daß kein Grund anzunehmen, daß die in den Factoreien beschäftigten Kinder ungesünder oder unmoralischer als andere aus derselben Classe, ja daß einige Ursache, gerade das Gegentheil anzunehmen.*) Ungeachtet des officiellen Cha-

*) So etwas ist bald gesagt und hört sich schön an; ist aber nicht das Mindeste dahinter. Wer soll forschen? Wer soll leiten? Wenn Alles so leicht ginge, warum greift nicht die Regierung mächtig ein, da sie sich die Gefahr unserer Zeit doch nicht verhehlen kann? Warum benutzt sie die Forschungen, die sie in der That anstellt, nicht besser? Warum richtet sie die grundsatzmäßige, systematische Abhülfe nicht eilends ein? Wer könnte systematischer zu Werke gehen als sie? Liegt aber nicht die Schuld an eingewurzelten Institutionen, die weder die Regierung abstellen kann, noch die Masse der durch dieselben Bevorzugten abstellen will? Was vermag die Philanthropie, die ihrem Wesen nach Privatangelegenheit ist, gegen die festen Lebensverhältnisse? Was vermag sie gegen den Egoismus der Bevorrechteten? Leite man und vertheile man sie wie man will, man wird nicht ein einziges von den socialen Übeln, unter denen das Volk leidet, mit der Wurzel ausrotten. Der Ref.

*) Jene Berichte der Untersuchungscommission dämpfen die schreienden Farben der Zustände sichtlich und geflissentlich ab. Eine solche Bemerkung wie diese, daß in denjenigen Fällen, wo Kinder mishandelt worden seien, die Herren niemals Schuld daran hätten, muß schon Verdacht einflößen. Übrigens ist es etwa nicht genug 12 Stunden Arbeit für Kinder im zarten Alter? Und gewöhnlich nur 12 Stunden! Gemeiniglich leichte Arbeit! Selten Aufnahme vor dem neunten Jahre! Man achte auf diese einschrän-

rakters dieser Ermittelungen ließ sich der Eindruck nicht so leicht verwischen, den die frühern Schilderungen auf das Publicum gemacht hatten; es wurde übrigens nach allen Seiten hin gefühlt, daß, selbst die Zuverlässigkeit der Commissionsberichte angenommen, doch immer Übel in dem Factoreisysteme vorhanden waren, welche Abhülfe foderten, daß 12 Stunden Arbeit für Jedermann gerade genug, zu viel für Kinder sowol in Hinsicht auf ihr leibliches als auf ihr geistiges Wohl, und es ging eine Acte durch, die seitdem fortwährend in Kraft gewesen, enthaltend die Bestimmung des Alters auf 9 Jahre, der Arbeitszeit auf täglich 8 Stunden, und außerdem eine schwerfällige und unzulängliche Maßregel für die Erziehung dieser Kinder. Trotz des günstigen Commissionsberichts und der Wirksamkeit der in dieser Acte enthaltenen Bestimmungen blieb im Publicum der Eindruck herrschend, daß die Fabrikanten die grausamsten Herren und die bei ihnen beschäftigten Leute der gedrückteste und überarbeitetste Theil der arbeitenden Bevölkerung wären, und die Anträge wiederholten sich beim Parlamente immerfort auf neue und schärfere gesetzliche Bestimmungen zur Beseitigung von Misbräuchen, die längst nicht mehr bestanden und die überhaupt niemals auch nur annähernd in dem Maße, wie man es sich einbildete, bestanden hatten. Vor zwei Jahren jedoch kam es auf einmal unsern thätigern Philanthropen in den Sinn, daß doch etwas Wahres an der Behauptung sein möchte, welche Personen, die die ärmern Classen besser kennen als gemeiniglich unsere Gesetzgeber, schon lange ausgesprochen hatten, nämlich daß eine Masse von Kindern in andern Geschäftszweigen außer der Woll- und Baumwollfabrikation beschäftigt würde, daß von dem Zustande dieser noch gar nichts in das Publicum gedrungen und daß, wenn man ihn untersuchen wollte, noch größere Übelstände und Misbräuche als alle bisher entdeckten zum Vorschein kommen würden. Auf eine Motion Lord Ashley's wurde eine Commission ernannt, welche den Auftrag erhielt, „Untersuchungen anzustellen über die Anzahl und Lage solcher Kinder und jungen Personen die in verschiedenen Beschäftigungen nicht unter Controle der Factorei-Regulationsacte stehen". Das Ergebniß ist bekannt gemacht worden in zwei Berichten unter dem Titel: „Childrens' employment commission. Ordered by the House of Commons to be printed." Erster Bericht 1842. Zweiter Bericht 1843. Der erste dieser beiden Foliobände enthält die Ergebnisse der Untersuchung Minen betreffend, der zweite bezieht sich auf verschiedenartige Geschäftszweige; eine Masse von so harten Leiden und von so grausenhafter Verwilderung ist an den Tag gekommen, daß es Alles übertrifft, was sich erwarten ließ und daß von allen Beschäftigungen, zu denen Kinder und junge Personen in England dienen, die in den Factoreien unzweifelhaft noch beiweitem die leichteste, schonendste, am besten geregelte, am besten bezahlte und am wenigsten für Gesundheit und Moralität nachtheilige von allen ist. 78.

Bibliographie.

Die Aufgabe der deutschen Bühne, mit besonderer Beziehung auf das Theater in Köln. Köln, Welter. Gr. 12. 7½ Ngr.

Böhmens Burgen, Vesten und Bergschlösser. Gesammelt von F. A. Heber. 1ster Band. Mit 36 Ansichten, 18 Grundrissen und 1 Burgenkarte. Prag, Medau und Comp. Quer 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Ders. 2ter Band, 1stes bis 5tes Heft. Prag, Medau und Comp. Quer 4. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bothe, F. H., Die griechischen Komiker. Eine Beurtheilung der neuesten Ausgabe ihrer Fragmente. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Damaschka, W. F., Der Günstling. Historisch-romantisches Bild aus den Zeiten Wenzel's IV. Prag, Sandtner. Kl. 8. 8 Ngr.

Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit seit der französischen Revolution. Nach den Quellen und Original-Memoiren bearbeitet und herausgegeben von Bruno Bauer und Edgar Bauer.

Frankreich vom Juli bis zum October 1789, oder die ersten Kämpfe des constitutionellen Princips mit dem Königthum und mit der Volkspartei. Von E. Bauer. 2te und letzte Abtheilung. Charlottenburg, Bauer. 8. 17½ Ngr.

Detmold, Randzeichnungen. 2te Auflage. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 20 Ngr.

Die Geheimnisse von Amsterdam. 1stes Bändchen. Leipzig, Reclam jun. 16. 6¼ Ngr.

Geheimnisse aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Klosterleben in Wien, Prag und Pesth. Von einem Unbekannten. Zwei Bände. Meissen, Goedsche. Gr. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

George, Novellen. 1ster Theil: Irrthümer. — Die Begegnung. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr.

Hesse, K. A., Das heilige Abendmahl, als Opfer und als Communion zur Belehrung und Erbauung dargestellt. Münster, Deiters. 8. 15 Ngr.

Kell's, J., Reformatorische Ideen in Beziehung auf den Religionsunterricht. Kritisch beleuchtet von Jacobus dem Jüngern. Grimma, Verlags-Comptoir. Kl. 8. 7½ Ngr.

Kerning, J. B., Christenthum oder Gott und Natur nur Eins durch das Wort. Dresden, Bromme. Kl. 8. 22½ Ngr.

König, Der Kreislauf des Blutes und die Planetenbahnen. Ein physiologisch-mathematischer Versuch. Weißensee, Großmann. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Kützing, F. T., Die Sophisten und Dialektiker, die gefährlichsten Feinde der wissenschaftlichen Botanik. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Limmer, K., Moseh, oder Geschichte und Geist des Judenthums, in rein religiöser Rücksicht. Ein Seitenstück zu der Geschichte Jesu, oder dem wahren Geiste des Christenthums. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lüft, J. B., Liturgik, oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Cultus. 1ster Band: Allgemeine Liturgik. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 1 Thlr. 23 Ngr.

Oppert, G. F., Flüchtige Betrachtungen über den sogenannten Actien-Schwindel und das bezügliche Gesetz vom 24. Mai 1844. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Riffel, C., Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit, von dem Anfange der großen Glaubens- und Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage. 1ster Band: Ursprung, Fortgang und Verbreitung der großen Glaubens- und Kirchenspaltung in Deutschland, von Luther's erstem Auftreten bis zum Ende des Bauernkriegs. 2te durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Serrato, A. B. Della, Reise nach Belgien über Aachen. Unterhaltendes und praktisches Handbuch. Nebst einer Karte, einer Tabelle über die Preise und Dauer der Eisenbahnfahrten, und einem Kataloge der Gemälde des Museums zu Brüssel. Münster, Regensberg. 12. 20 Ngr.

Stahlknecht, A., Des Juden Fluch. Historische Erzählung. Hamburg, Riemeyer. 8. 1 Thlr.

Sternau, C. O., Knospen. Gedichte. 2te stark vermehrte Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wechsler, G. W. A., Charakter des Protestantismus. Zweiter Beitrag zur Geschichte des Gustav-Adolph-Vereins zu Königsberg. Königsberg, Mangelsdorf. Gr. 8. 5 Ngr.

---

kenden Ausdrücke. Die Seidenfactoreien machten ohnehin, wie der Reviewer selbst anmerkt, eine Ausnahme, indem sie Kinder unter dem neunten Jahre zuließen. Das Publicum fühlte dies recht gut und hatte allerdings Grund, sich durch diese officiellen Berichte nicht beruhigen zu lassen. Der Ref.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 218. —— 5. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 217.)

Der durch Zeitungsblätter und Rumohr's „Drei Reisen nach Italien" hinlänglich bekannte räuberische Überfall bei Olevano, wobei ihm durch die Prellerei des Monsignore Pacca die als Lösegeld für den Sohn seines Wirths gezahlten 700 Zechinen zuletzt allein zur Last fielen, sowie der Tod seines jugendlichen Freundes Franz Horny verleideten Rumohr den Aufenthalt in Italien, sodaß er langsam zurückreisend im Herbst 1822 wieder in Deutschland eintraf. In einem Schreiben an den Herausgeber des „Kunstblatt" vom 28. Nov. 1822 theilt er, in seinem Gute Rothenhausen angelangt, Bemerkungen über die auf der Reise durch Deutschland in Manheim, Darmstadt, Frankfurt, Kassel, Hanover und Lübeck gesehenen Kunstwerke mit.

Schon in Italien hatte Rumohr der Reiz der italienischen Novellen besonders angezogen, und von der historischen Nutzbarkeit vieler derselben überzeugt, war er selbst in einzelnen Fällen zur Vergleichung der Handschriften geschritten, aber er hatte im Angesicht der reichen handschriftlichen Schätze in Florenz nie daran gedacht, die Novellen zum Gegenstande einer spätern Mittheilung machen zu wollen. In seine Heimat zurückgekehrt, veranlaßte ihn aber bald der Wunsch, der wachsenden Menge emphatischer Reisebeschreibungen über Italien die nüchterne Lebensansicht der Eingeborenen entgegenzustellen, und gleichzeitig die Bemerkung: daß man im Allgemeinen zu wenig Werth auf die Novellisten als Geschichtsquellen lege, diesen Zweig der italienischen Literatur in einem besondern Werke zu bearbeiten, welches als zweites Heft der „Sammlung für Kunst und Historie" unter dem besondern Titel: „Italienische Novellen von historischem Interesse, übersetzt und erläutert von K. F. von Rumohr", zu Hamburg 1823 erschien.

In Italien wußte man bereits seit der Herausgabe der Novellen des Sacchetti, und insbesondere durch Manni's treffliche Untersuchungen („Istoria del Decamerone di Giovanni Boccaccio scritta da Domenico Maria Manni", Florenz 1742), daß die meisten Novellen auf Thatsachen beruhen; den deutschen Lesern waren dagegen nur Novellen bekannt, wo der poetische Stoff und die rhetorische Wendung überwiegen wie im „Decamerone", den Novellen des Bandello und den Märchen des Straparola.

Rumohr unterschied die Novellen in poetische und historische, von welchen die erste Abtheilung Erzählungen von freier Erfindung und willkürliche Gestaltungen eines überlieferten poetischen Stoffs umfaßt, die andere dagegen Darstellungen aus dem wirklichen Leben begreift, welche sich wiederum in Erzählungen wirklicher Ereignisse mit Angabe der Zeit, des Orts und der Personen und in Erzählungen theilen, in welchen unter erdichteten Handlungen und Namen bestimmte Eigenthümlichkeiten einer Person, Gegend oder Zeitgenossenschaft geschildert werden. In Übersetzungen von einer trefflichen Auswahl geschichtlicher Novellen führt uns nun Rumohr Lebensbilder verschiedener Zeitalter vom 13. bis 16. Jahrhundert vor. Zur Schilderung der Sitten des 17. Jahrhunderts bedient sich Rumohr der Ermordungsgeschichte des Johanniterritters Zampieri in Bologna, worin sich wie in vielen handschriftlich in Italien umlaufenden tragischen Familiengeschichten die grenzenlose Verwirrung sittlicher und politischer Zustände in der damaligen Zeit offenbart. Bei dieser Gelegenheit entschuldigt sich Rumohr auf eine liebenswürdige Weise, daß er durch diese Mittheilung Schattenseiten aus der Sittengeschichte eines ihm lieben und werthen Volks aufdecke, ohne sogleich Gelegenheit zu finden, auch sein Gutes an das Licht zu ziehen.

Wie Rumohr so von der lebendigen Freude an Kunst und Poesie zu ihrem tiefern Studium und einer reichen schriftstellerischen Thätigkeit für Geschichte und Theorie fortgeschritten war, so konnten auch die rein sinnlichen Genüsse nicht an ihm vorübergehen, ohne seinen immer beobachtenden und combinirenden Geist zu mannichfaltigen Betrachtungen zu veranlassen. Eine schon früh etwas schwächliche Gesundheit machte ihn auf die Zuträglichkeit oder Schädlichkeit der Speisen aufmerksam, und günstige Verhältnisse erlaubten es, mit der seinem verfeinerten Geschmack und der Freude am Genuß entsprechenden Sorgfalt bei der Wahl und Zubereitung der Speisen zu verfahren. Das Studium der Geschichte

älterer und neuerer Zeit führte gelegentlich auf Nachrichten und Zeugnisse über den Haushalt und die Küche der Menschen und gab den Beobachtungen eine geschichtliche Begründung, sowie ihnen vielfache Reisen und der Aufenthalt in den Hauptstädten der verschiedenen Nationen die gehörige Ausdehnung bei den Verhältnissen der Gegenwart verliehen. Durch den Wunsch, Das Andern mitzutheilen, was ihm selbst Quelle des Wohlseins und sinnlicher Behaglichkeit geworden, entstand so Rumohr's Kochbuch, das unter dem Titel: „Geist der Kochkunst, von Joseph König. Überarbeitet und herausgegeben von K. F. von Rumohr", zu Stuttgart 1822 erschien. Mit Recht rügt der Recensent in den Ergänzungsblättern zur hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung", daß sich der Verfasser eines tüchtigen, mit wissenschaftlicher und wohlmeinender Tendenz verfaßten Buchs über die nächsten Bedürfnisse der Menschen, hinter den Namen eines Bedienten versteckt habe.

Rumohr's Kochbuch kündigt im Gegensatz zu allen bisherigen Kochbüchern, die er passend mit unsern marktgängigen Romanen vergleicht, der Schlemmerei und Schleckerei alter und neuer Zeit als den natürlichen Folgen raffinirter Sinnlichkeit und Verderbtheit den Krieg an, und lehrt, wie in den Naturstoffen, welche überhaupt zur Ernährung und Labung der Menschen geeignet sind, durch Feuer, Wasser und Salz die nahrsame, erquickende und ergötzliche Eigenschaft entwickelt wird. Im ersten Buche handelt er von den Elementen der Kochkunst und den thierischen Nahrungsstoffen, im zweiten von den Nahrungsstoffen aus dem Pflanzenreiche. Die einfachsten naturgemäßen Lehren werden mit einer Fülle von Kenntnissen und Beobachtungen aller Art in einer classischen deutschen Sprache vorgeführt, die das Buch für jeden Leser, dem das Interesse für die Kochkunst selbst weniger nahe liegt, im höchsten Grade anziehend machen. Dazu ist ein reicher Humor, zu dem der Gegenstand eine natürliche Veranlassung darbietet, in heiterer Fülle über das Ganze ausgegossen. Dieser ist insbesondere im ersten Anhange, wo der Verf. vom Essen spricht, den mannichfaltigsten Lebenserfahrungen auf die anmuthigste Weise beigemischt, und die Capitel von der Erziehung zum Essen und von den Bewegungen und Zuständen des Gemüths, die man vermeiden soll, in sich selbst oder in Andern während des Essens anzuregen, können als vorzüglich gelungen bezeichnet werden. Der zweite Anhang gibt einige Bruchstücke über die Kochkunst auf der pyrenäischen Halbinsel.

Nach Beendigung dieser Arbeit nahm Rumohr in einem gelehrten Aufsatze über Xylographie Hans Holbein gegen die Angriffe auf die Originalität jener geistreichen Formschnitte in Schutz, welche ihm vor Bartsch mit unerschüttertem Glauben beigemessen worden sind, und theilt über die Geschichte der Todtentänze sowie über die Arbeiten des Hanns Lützelburger viele treffende Bemerkungen mit („Kunstblatt", 1823, Nr. 31).

Der fortwährende briefliche Verkehr mit Johann Metzger in Florenz veranlaßte ihn auch nach der Rückkehr nach Deutschland öfters zu Mittheilungen über die in dessen Kunsthandel vereinigten Gemälde („Kunstblatt", 1824, Nr. 7); aber den größten Theil seiner Thätigkeit nahmen jetzt die Vorbereitungen zur Herausgabe des Hauptwerks der „Italienischen Forschungen" in Anspruch, wobei Rumohr die lange theoretische Einleitung fast mehr Mühe kostete als die Zusammenstellung der auf umfassende Forschungen und eine seltene Sicherheit des Blicks gestützten kunsthistorischen Entwickelungen.

Kleine Reisen in benachbarte Städte unterbrachen bisweilen diese Arbeiten, und die reichen Schätze für Kunst und Alterthum zu Kopenhagen, das ihn durch die hohe Gastfreundschaft, womit ihn der Prinz Christian Frederik beehrte, öfters auf längere Zeit festhielt, veranlaßten ihn zu einer gelehrten Mittheilung im „Kunstblatt", 1825, Nr. 87. Unter andern kleinern Arbeiten bemerke ich die im folgenden Jahrgang des „Kunstblatt" (Nr. 6) enthaltenen Auszüge aus Joachim's von Sandrart „Deutscher Akademie der edlen Bau-, Bild- und Malerkünste" (Nürnberg 1675), wo Rumohr einige zwischen der Schwulst und Weitschweifigkeit des starken Folianten verlorene treffliche Abschnitte über berühmte gleichzeitige Künstler, wie Gerhard Dow, Peter von Laar, Claude Gelée und Johann Both, dem gelehrten Publicum wieder zugänglich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cavaleristische Briefe die großen Cavalerieübungen bei Berlin im Herbst 1843 betreffend. Herausgegeben von F. C. Mand. Mit zwei Steintafeln. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 24 Ngr.

Daß die im Herbste 1843 bei Berlin stattgefundenen großartigen Cavaleriemanoeuvres in der militairischen Welt ein allgemeines Interesse erregten, lag wol in der Natur der Sache. Was aber Interesse erregt, pflegt heutzutage auch alsbald die Federn in Bewegung zu setzen; und somit gaben jene Übungen nicht nur Anlaß zu verschiedenen in militairischen Zeitschriften enthaltenen Aufsätzen, sondern auch zu dem vorliegenden, und zu einem — sogar noch vor ihrem Stattfinden — unter dem Titel „Die großen Cavalerieangriffe in den Schlachten Friedrich's des Großen" erschienenen selbständigen Werkchen. Das hier vorliegende Schriftchen ist in die Form eines referirenden und kritisirenden Briefwechsels zweier höhern Offiziere gekleidet. Ob dieses Wahrheit oder Maske sei, wollen wir dahingestellt sein lassen. Daß die Form eines Briefwechsels, gleich der eines Dialogs, in vielem Betrachte vorzugsweise geeignet erscheint, widersprechende Ansichten und Meinungen in directer Rede und Gegenrede schärfer und anschaulicher hervortreten zu lassen, ist nicht zu bestreiten, aber es ist auch eine sehr schwierige Form der Darstellung, und in den meisten Fällen erfodert ihre befriedigende Anwendung geradezu eine schriftstellerische Meisterhand. Wir sind daher der Meinung, es sei ungleich mehr zu wünschen, daß die beispielsweise als Muster dieser Form der Darstellung zu erachtenden „Militairischen Briefe eines Verstorbenen" nicht allzu viel, sondern im Gegentheil sehr wenig Nachahmung finden möchten, weil denselben gleichzukommen nur sehr Wenigen gelingen dürfte und sogar selbst in diesen doch auch gar manche lange Seite als eitel Überfluß und Ballast erscheint. Jedenfalls würde der ungenannte Herausgeber der vorliegenden „Cavaleristischen Briefe" gar Manches und namentlich Verbrämungen, wie sie S. 77, 126—163 und 165 vorkommen, unbeschadet des

Zweifel haben unterdrücken können, weil der Leser dadurch weder klüger gemacht noch sonderlich unterhalten wird. Desto mehr sind wir mit dem innern Kerne der in diesen Briefen entwickelten und beziehungsweise vertheidigten militairischen Ansichten einverstanden. Ihnen Schritt für Schritt zu folgen gestattet weder der Raum d. Bl., noch ist dies unsere Absicht, und wir werden uns daher darauf beschränken, solche cum grano salis aufzufassen.

Welche Erfolge die Anwendung großer Reitermassen auf der blutigen Bühne der Schlachten hervorgerufen hat, das ist in den Geschichtstafeln aller Völker mit flammenden Lettern eingezeichnet und unterliegt keinem Zweifel; desto mehr aber die Art und Weise, wie die Gliederung und Leitung solcher Massen zu bewerkstelligen sei, um solche Resultate herbeizuführen. Eine blos an der Oberfläche der Erscheinungen herumnaschende Geschichtsforschung hat einige Hypergeniale dazu verführt, alle Form über Bord zu werfen und auf Murat's lakonisches Suivez les mouvements de la première escadron zu verweisen. Andere, eine minutiöse Geschichtsforschung geistlos auffassend, leiteten dagegen wieder gerade umgekehrt den Erfolg nur von der Form ab, in welcher er gewonnen wurde. Aber Erstere haben nicht bedacht, daß die Seydlitz nicht wie Pilze aus der Erde wachsen und daß die französischen Escadronchefs unter Murat vielfach Männer waren, denen eine zwanzigjährige persönliche Kriegserfahrung zur Seite stand, und vor Allem außer Acht gelassen, daß dieses System sich bei verschiedenen Gelegenheiten (z. B. 1812 bei Krasnoi) denn doch als sehr unzulänglich erwiesen habe. Letztere haben übersehen, daß die Form, in welcher dieser oder jener Erfolg gewonnen wurde, oft eine ganz zufällige, der Führer aber, der sie anwendete oder vielleicht trotz derselben dennoch den Sieg gewann, ein Stern erster Größe gewesen sei, oder daß überhaupt die Verhältnisse des Gegners jede Form ihn anzugreifen als zulässig erscheinen ließen. Die Wahrheit liegt aber hier wie überall in der Mitte, und ein wohldurchdachter Methodismus der Stellungs- und Bewegungsform wird stets ein sehr wesentliches Element sein, den Truppen sowie den Führern von Unterabtheilungen die Befähigung zu verschaffen, allen von dem obersten Befehlshaber gestellten Erheischungen mit Fertigkeit und Sicherheit und daraus hervorgehender Ordnung und Raschheit zu entsprechen; kurz ein solcher Methodismus wird namentlich für ein Reitercorps — aber freilich in einem höhern Sinne — ganz diejenige Geltung haben, welche im elementaren Sinne ein gutes Exercirreglement für ein einzelnes Reiterregiment stets behaupten möchte. Ein solcher Methodismus wird mithin mit dem Schwerte Skanderbeg's zu vergleichen stehen, aber in der Hand eines Geistesarmen freilich nichts Anderes als ein bloßes Heft bleiben und ein solcher damit nicht viel mehr anzufangen wissen, als es dem Gegner etwa an den Kopf zu werfen. Wir haben absichtlich den Ausdruck Methodismus der Stellungs- und Bewegungsform eines Reitercorps und zwar in jener Definition des Begriffs gebraucht, welche Clausewitz (Bd. 1, S. 149) davon gibt, und mithin darunter nicht ein bereits bestehendes bestimmtes System, sondern nur eine erst noch zu treffende Auswahl und Zusammenstellung der besten der allgemeinen Formen verstanden. Wir sind daher der Meinung, daß Übungen wie die fragliche einen solchen Methodismus erst noch zum Leben und Dasein zu berufen haben, indem sie zugleich Gelegenheit geben, die darin aufzunehmenden Formen und Evolutionen bis zu einem gewissen Grade zu erproben, weil, wenn schon bei einem bloßen Friedensmanoeuvre die Ausführung irgend einer Evolution Unordnung oder Verwirrung erzeugt, wenigstens so viel mit Sicherheit zu schließen ist, daß sie für den Ernst völlig untauglich erachtet werden müsse.

Obschon die von Praktikern und Theoretikern vorgeschlagenen Stellungsformen und Evolutionen sich so zahllos und oft auch so bizarr als jene der Kaleidoskopfiguren ergeben, so wird dessenungeachtet ein tüchtiger, praktischer Sinn doch wol nicht allzu sehr in Verlegenheit gerathen, darunter eine zweckmäßige Auswahl zu treffen; denn ein solcher wird von dem Ausspruche Bärenhorst's durchdrungen sein, „daß nur eine solche Schlachtordnung der Reiterei das Ideal der Vollkommenheit erreiche, welche sie wie eine stehende Flut bereit hält, auf den ersten Wink in langen Strömen dahin zu rauschen, sich zu ergießen und alle Wehren zu zerreißen": ein Ausspruch, der in unübertrefflicher Kürze und Schärfe das eigentliche Sein und Wesen der Taktik großer Reitermassen in sich faßt und dessen Beherzigung einer grandiosen Einfachheit zuführt und davor sicherstellt, in Vervielfältigung der Formen zu verfallen.

In einem solchen Sinn und Geiste — mit langem Zügel und scharfem Sporn — scheinen, der Darstellung des vorliegenden Werkchens zufolge, jene Übungen bei Berlin im Großen und Ganzen ausgeführt worden zu sein. Man hat daher alle Ursache, solche als ein freudiges Ereigniß zu preisen, sogar selbst dann noch, wenn auch hierbei das Parade- und Tableauwesen sein unkrautähnliches Geslecht dessenungeachtet hin und wieder dazwischen gerankt haben möchte. Jedenfalls darf man annehmen, daß durch das Ergebniß jener Übungen zunächst jene Reitbahncavaleristen aus dem Sattel gehoben worden sind, welche in misbräuchlicher Befolgung des Grundsatzes: vor Allem müsse der Reiter völlig Herr seines Rosses sein, letzteres zu einem Schaukelpferdchen einzulullen pflegen und aus ersterm nur einen gespreizten Zierbengel zu schaffen verstehen. Daß sie nicht wieder in den Sattel kommen, dürfte am sichersten durch baldige Wiederholung solcher Übungen verbürgt werden, zumal wenn der Geist ihrer Oberleitung in der bereits beurkundeten Richtung eine noch gesteigerte Energie an den Tag legen würde. Das von hier ausgehende Beispiel würde gewiß sich weiter verbreiten und den deutschen Patrioten der bangen Sorge überheben, daß hin und wieder Zeit, Geld und die Kraft der Jugend vergeudet und eine Reiterei erzogen werde, deren ausschließliches Streben auf den nichtigen Schimmer der Paradeerfolge und des daraus hervorgehenden Zwitterwesens einer brotlosen Kunstreiterei gerichtet sei, weshalb schwerlich zu hoffen, daß ihr einst ein Ruhm wie jener von Roßbach und Zorndorf zu Theil werden möchte, weil auch in ihren jüngern Führern alle Kühnheit und alle selbstbewußte Thatkraft durch jenes Unwesen nothwendig bis ins Mark verdorren muß.

Auch die Wehlaute jener Afterphilanthropen und Afterhippologen, denen das Schmettern der Fanfare nur als ein Signal der Thierquälerei erscheint, werden hoffentlich durch das Ergebniß, daß jene Übungen durchaus nicht so nachtheilig auf den Zustand der Pferde einwirkten, wie sie es prophezeit hatten, zum Verstummen gebracht worden sein, und der Freimuth Raum gewonnen haben, in Erinnerung zu bringen, daß, weil der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk, auch die Kriegsübung nicht immer eine ganz gefahrlose sein könne. Zum wenigsten äußerte Seydlitz, als einst Friedrich der Große sich mit den Worten zu ihm wandte: „Höre Er 'mal, Seydlitz, bei Seiner Inspection bricht aber auch alle Augenblicke ein Kerl oder ein Pferd Hals und Bein", folgendermaßen: „Das kann leicht vermieden werden, ob aber alsdann die Cavalerie zu erfüllen vermag, was Ew. Maj. von ihr erheischen, wage ich nicht zu verbürgen."

Den Inhalt des vorliegenden Werkchens specieller anlangend, so gewährt namentlich die Untersuchung, ob eigentliches Manoeuvriren oder blos ein so zu sagen taktisches Exerciren für die Ausbildung einer großen Cavaleriemasse als solcher zweckmäßig erscheine, nicht nur einen sehr interessanten Stoff zum Nachdenken, sondern es zeichnet sich dieselbe auch durch die Umsicht und Schärfe des Urtheils, welche der Verf. an den Tag legte, höchst vortheilhaft aus. Der Verf. entscheidet sich — wie uns bedünken will mit vollem Rechte — zunächst für ein Exerciren nach schriftlichen, auf taktische Ideen basirten Dispositionen, und ein allmäliges Übergehen zu mündlichen und zu Dispositionen aus dem Steigbügel. Wenn aber der Verf. hiermit abschließt und ein Manoeuvriren gegen

einen markirten Feind sowie zweier Corps gegeneinander gänzlich verwirft, so können wir diese Meinung nicht vollkommen theilen. Wir erkennen zwar vollkommen an, was der Verf. über die hierbei zu Tage kommenden Schwierigkeiten und Misstände mit so vielem Scharfsinn und Sachkenntniß geäußert hat, indessen glauben wir doch, daß es nutzbar sein dürfte, namentlich durch das Medium eines sogenannten markirten Feindes den Truppen und den Unterbefehlshabern anschaulicher vor Augen zu stellen, in welcher Weise gezeigte Blößen des Gegners rasch zu benutzen stehen. Ein solcher einzelner Act, als z. B. das Durchbrechen der feindlichen Stellung durch ein Reitercorps, kann unserm Erachten nach auch füglich bei Übungen ganzer Armeecorps dargestellt werden, nur muß daran weiter keine fortgesetzte Folge geknüpft, sondern jederzeit damit auch ein solches Manoeuvre als beendet betrachtet werden.

Auf die sehr speciellen Analysen und Kritiken des Verf. über die einzelnen Manoeuvres können wir vollends nicht eingehen. Sehr aufgefallen ist es uns übrigens, daß der Verf. das am vierten Übungstage gegen eine Infanterieabtheilung ausgeführte Manoeuvre kaum berührte, da nach der darüber in der „Allgemeinen Militairzeitung" enthaltenen Darstellung dasselbe ein sehr interessantes gewesen zu sein scheint. Wir bedauern dies um so mehr, als gerade von dem so sehr befähigten Verf. darüber geistvolle Betrachtungen zu erwarten standen. Über die Verwendung der reitenden Artillerie hat derselbe vielfach sehr treffende Bemerkungen gemacht; daß solche nicht ganz mustermäßig erschien, erhellt daraus zur Genüge, und das Citat aus den Papieren eines artilleristischen Freundes: „Die Behendigkeit und Schnelligkeit der Geschütze, vielleicht auch ein beschränkungslos guter Wille der Constabler haben die Cavalerie verwöhnt. Die taktische Ehe nimmt dadurch zuweilen einen indianischen Charakter an", ist wol mit gutem Vorbedacht gewählt. Nicht weniger erregt es auch Verwunderung, daß nur einem Stabs-, nicht einem Generaloffizier dieser Waffe die oberste Leitung der hierbei in Thätigkeit gesetzten Abtheilungen übergeben war, und zwar sogar auch dann noch, als solche (am 18. Sept.) sogar auf acht Batterien angewachsen waren.

Wenn bei manchem Unerfreulichen der bestehenden militairischen Friedensverhältnisse jene Übungen bei Berlin wegen des Geistes, der sie belebte, eine besondere Bedeutung versprechen dürfen, wenn in der Hand des Geistvollen selbst das sonst minder Wichtige eine höhere Geltung gewinnt, so darf das vorliegende Schriftchen mit vollem Rechte Anspruch machen, nicht in die Reihe der ephemeren Erscheinungen verwiesen zu werden, sondern als taktische Studie und als ein Beitrag zur Kenntnißnahme der militairischen Zustände und Bestrebungen der Gegenwart einen bleibenden Werth zu bewahren. Dagegen müssen wir offenherzig bekennen, daß der Posaunenton des Lobes, der mitunter von sehr ungeschickten Musikanten bezüglich jener Manoeuvres erhoben wurde, uns ganz und gar als eine ebenso große Calamität erschien, als der von den templower Feldern aufwirbelnde Staub sich als solche wirklich erwiesen haben mag. Ganz besonders aber haben wir bedauert, daß der Generallieutenant von Wrangel, der auf jenem Übungsfelde so schöne Hoffnungen erweckte und wol auch beurkundete, daß er ganz der Mann sei, der sich seiner Feinde zu erwehren verstehen würde, von überlästigen, lobhudelnden sogenannten Freunden wahrhafte Mishandlungen erfahren mußte. 130.

Literarische Notizen aus England.

Knight's populaire literarische Unternehmungen.

Nach mannichfaltigem Wechsel ist die Herausgabe und Vollendung der „Penny Cyclopaedia" an Ch. Knight übertragen worden, welcher dafür ein ansehnliches Gehalt bezieht. Der Einfluß persönlicher Freunde ist dieser Übertragung nicht fremd. Derselbe Ch. Knight hat unlängst den Prospect zu einer „Volksbibliothek" im umfänglichsten Sinne des Worts erlassen, die unter dem Titel „Knight's weekly volume" erscheinen wird. Das Werk soll in wöchentlichen Bänden für einen Schilling erscheinen, von welchen jeder so viel Text wie ein gewöhnlicher Octavband von 300 Seiten enthalten wird; es sollen sowol neue Originalwerke als wiederholte Auflagen älterer Werke geliefert werden; der Inhalt soll sowol belehrender als unterhaltender Art sein. Die erste Reihe von Bänden soll enthalten: eine Biographie William Caxton's, des ersten englischen Druckers, von Ch. Knight selbst; die erste Serie einer Beschreibung der britischen Fabriken, von C. Abodd; Erzählungen von Shakspeare, von Ch. Lamb und Miß Lamb, mit Illustrationen, in drei Bänden; eine mit Anmerkungen und Erläuterungen begleitete Übersetzung der vergleichenden Biographien Alexander's des Großen und Julius Cäsar's von Plutarch, von George Long; eine Geschichte der englischen Literatur von Wilhelm dem Eroberer bis zur Thronbesteigung Elisabeth's, von J. Cralk, in zwei Bänden; „The Chinese", von J. F. Davis, Mitglied der königl. Gesellschaft und Gouverneur von Honkong, in drei Bänden. Das Unternehmen erfodert bei dem großen Kostenaufwand, welchen es nöthig macht, eine dauernde und thätige Theilnahme von Seiten des Publicums, wenn es gedeihen soll. Die Königin hat befohlen, daß das Werk in den neuerdings in allen königlichen Palästen errichteten Bibliotheken angeschafft werden soll.

Bühnenerfolg eines Preisstücks.

Das unlängst erwähnte Preislustspiel „Quid pro quo, or the day of dupes", als dessen Verf. sich Mrs. Gore wirklich erwiesen hat, ist bei der ersten Aufführung auf dem Haymarket-Theater zu London beinahe durchgefallen, trotz der günstigen Stimmung des Publicums, welche sich zu Anfange des Stücks gezeigt und während der beiden ersten Acte die vorkommenden Scherze und satirischen Ausfälle mit Beifall aufgenommen hatte. Man macht dem Stücke, dessen vorgeschriebene Aufgabe eine Schilderung des Lebens in den Sitten der Gegenwart war, den Vorwurf, daß es bei Auffassung dieses Gegenstandes von der lächerlichen Seite in seiner Satire von maßlosen Übertreibungen bis zur gänzlichen Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit entstellt sei, während die Handlung im Verlauf desselben mehr und mehr an Interesse verliere. Eine zweite Vorstellung des Stücks am Abende nach der ersten hatte in Folge von Abkürzungen einen etwas bessern Erfolg. Die Frage muß freilich für den Augenblick unentschieden bleiben, ob der bestellte Ausschuß der Preisrichter ein minder werthvolles Stück bessern vorgezogen habe, oder ob die dramatische Dichtkunst in England zu einem höhern Aufschwunge unfähig sei. Das Preisstück ist inzwischen auch in den Buchhandel gekommen.

Als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit, welches von dem gewaltigen Umschwunge des kirchlichen Geistes in England Zeugniß gibt, verdient bemerkt zu werden, daß unlängst zu London ein Pamphlet für sechs Pence erscheinen und öffentlich angekündigt werden konnte unter dem bezeichnenden Titel: „Die vorwärts schreitende Kirche; ein volksthümlicher Aufruf an die Römisch-Katholischen über die ermuthigende Gestaltung der Dinge in der Gegenwart, zum Zwecke die Gläubigen aufzumuntern, den Irrthum zu verbannen und das Verbrechen der Reformation auszutilgen."

Das Verlagsrecht und der Verlagsvorrath der zu London erscheinenden Monatsschrift „The metropolitan magazine" ist zum Verkauf ausgeboten. Die Zeitschrift ist im J. 1831 unter Leitung des Dichters Thomas Campbell begonnen und nach dessen Rücktritt von Thomas Moore und dann vom Capitain Marryat fortgeführt worden. Die Erzählungen und Novellen des Letztern sind zum Theil zuerst in demselben erschienen. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 219. —— 6. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

Schorn eröffnete den sechsten Jahrgang seines „Kunstblatt" mit einem Briefe an Rumohr über Stil und Motive in der bildenden Kunst und foderte ihn auf, sich mit ihm öffentlich über diese Begriffe zu verständigen, nachdem Beide früher bei vielen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen zu keinem bestimmten Resultate gelangen konnten.

Schorn nannte Stil jene innere Gesetzmäßigkeit der künstlerischen Darstellung, die sich aus der begeisterten Anwendung der Grundformen der Schönheit auf die mit tiefster Kenntniß erfaßten Gestalten der Natur ergibt. Das Kunstschöne ist ihm der Inbegriff der Grundformen des Schönen, deren Grundlegung das Kunstwerk zu einem selbständigen Ganzen macht, der Stil dagegen die specielle, von der Idee, der Empfindung und der objectiven Naturwahrheit abhängige Anwendung derselben auf die Darstellung. Die besondere Form aber, unter welcher die Idee auf die Empfindung des Künstlers einwirkt und durch dieselbe seine Phantasie zur Erfindung eines Gebildes anregt, bezeichnet er als Motiv.

Rumohr finden wir in seiner Entgegnung (Nr. 75) desselben Jahrgangs auf einem mehr künstlerisch-empirischen Standpunkt. Er unterscheidet zuerst die Aufgabe als den Zweck und Gegenstand künstlerischer Darstellungen von dem Stoffe, vermöge dessen dargestellt wird. Der Gegenstand selbst ist bald ein gegebener, bald eine willkürliche, durch zufällige Anregungen veranlaßte Verbindung von Vorstellungen, und wegen dieser Unterscheidung scheint ihm Schorn's Bezeichnung des Motivs nicht zu passen. Der Stoff aber zerfällt in einen derbern, in Bezug auf den Künstler gestaltlosen — feste Körper für den Bildner, Farbe und Helldunkel für den Maler; und in einen edlern, schon vor aller Kunst gestalteten — die Summe organischer und natürlicher Formen.

Stil nennt nun Rumohr in einer dem allgemeinen Gebrauch entgegengesetzten Weise, die leichtfaßliche, dem Sinne wohlgefällige Vertheilung und Anordnung des derbern Stoffs, und sucht durch geschichtliche Beispiele darzulegen, wie diese in einer niedern technischen Sphäre entwickelte Eigenschaft der Kunst abgesondert vorhanden sein kann und an einzelnen sonst unbedeutenden Kunstwerken als ein Vorzug hervortritt, während auf der andern Seite die gänzliche Abwesenheit des Sinnes für Anordnung und Vertheilung des derbern Kunststoffs den Eindruck verdienstvoller und geistreicher Werke der neuern Kunst zerstört. Besonders eifert Rumohr gegen die Annahme, daß der Stil durch Anwendung der im Menschengeiste ruhenden mathematischen Urformen die Naturgestalten beherrschen könne. Die bildenden Künste, deren Formen nothwendig hinter der Kraft, Eindringlichkeit und innern Vollendung der Naturformen zurückbleiben, sollen diese nicht verklären, sondern sie mit Sinn erfassen, um sie nach den Wünschen und Foderungen der Menschen für menschliche Zwecke selbstthätig zu verwenden.

Schorn beharrt in einem zweiten Aufsatz auf seiner Erklärung des Stils und bestreitet die Möglichkeit, nach Rumohr's positivem Erfahrungsbegriff die Gesetze des Stils aus den Foderungen des Stoffs zu constituiren.

Ihm entgegnete Rumohr im ersten Theile seiner „Italienischen Forschungen" (Berlin 1827), wo er den reichen durch vieljähriges Studium gewonnenen kunsthistorischen Resultaten eine lange Einleitung zur nähern Bezeichnung seines Standpunkts voranschickt.

Die in der ersten Abtheilung, welche Rumohr nicht ganz passend „Haushalt der Kunst" betitelt, enthaltenen Ansichten stimmen im Wesentlichen mit den in seinen frühern Schriften gegen Jacobs, über die Gruppe des Kastor und Pollux, und in den Aufsätzen des „Kunstblatt" entwickelten überein. Die idealistischen Begriffe älterer und neuerer Ästhetiker werden im Sinne Schelling's, daß die Kunst ein Schaffen im Geiste der Natur sein müsse, mit vielen aus reicher Belesenheit und künstlerischer Erfahrung hergeleiteten Gründen, aber ohne philosophische Folgerichtigkeit und Präcision widerlegt. Das den großen Kunstepochen beigelegte und der Gegenwart empfohlene Naturstudium ist kein zufälliges und abgerissenes, sondern ein vielseitiges fortgesetztes Auffassen des Einzelnen mit steter Beziehung auf das Durchwaltende und Allgemeine, wodurch der Künstler gleichsam

mit der Natur vereinigt zur wahren Freiheit und Unabhängigkeit von Einzelnen hindurchdringt. Gegen Creuzer's Bezeichnung Rumohr's als eines hartnäckigen Empirikers *) wurde er zuerst von Friedrich Thiersch in seinen geistreichen archäologischen Briefen über das Ideale in der griechischen Plastik („Kunstblatt“, 1831, Nr. 45) vertheidigt, und Rumohr selbst lehnte sie in einem auf diese Briefe bezüglichen Schreiben an Thiersch („Kunstblatt“, 1831, Nr. 79) entschieden ab. Die in der zweiten Abtheilung über das Verhältniß der Kunst zur Schönheit enthaltenen Ansichten, wo Rumohr, ohne ein allgemeines Schönheitsgesetz aufzufinden, drei Arten von Schönheit feststellte, vertheidigte er in einem besondern Schriftchen: „Beigabe zum ersten Bande der Italienischen Forschungen“ (Berlin 1827), gegen die gerechten Einwürfe des Herrn von Quandt in der halleschen „Allgemeinen Literaturzeitung“, 1827, Nr. 167.

In der zweiten Hälfte des ersten Bands betrachtet Rumohr in geistreicher Entwickelung die dunkelsten Jahrhunderte der Kunstgeschichte, von den ersten Darstellungen des über der sinkenden heidnischen Kunstwelt emporsteigenden Christenthums bis zu den erfolgreichen Bestrebungen namhafter italienischer Künstler im 13. Jahrhundert.

Diese Abschnitte enthalten weder noch beabsichtigen sie eine vollständige Geschichte der gesammten künstlerischen Thätigkeit in jenen Zeiten, denn Rumohr wollte nur Resultate eigener Forschungen mittheilen, und ihm waren nicht allein viele für die Geschichte besonders wichtige Theile des Landes, z. B. ganz Unteritalien und Sicilien, sondern selbst die meisten außerhalb der größern von Rumohr besuchten Städte befindlichen Kunstwerke wegen der mit dem Besuch verknüpften Beschwerden unzugänglich geblieben. Aber nach des edeln Agincourt verdienstvollen, jedoch nicht von hinreichender Kritik geleiteten Bestrebungen, Cicognara's eleganter Oberflächlichkeit und Ciampi's redlichen, öfter benutzten als erwähnten Forschungen verbreitete Rumohr durch die seltene Verbindung gelehrten Studiums mit sicherm künstlerischem Blick auch über die Kunstgeschichte dieser Zeiten ein neues Licht.

Ohne das Wesen der altchristlichen Kunst in Architektur, Bildnerei und Malerei in ein großartiges Gemälde zusammenzufassen oder die Fülle der Erscheinungen gründlich ins Einzelne zu verfolgen, bezeichnet er treffend die Kunststufe, welche die ersten sich der Darstellungsweise der antiken Kunst anschließenden allegorischen Vorstellungen einnehmen.

Bei der Schilderung der Kunstzustände im Zeitalter der Langobarden blieben ihm die sicher jenen Zeiten angehörigen mit Inschriften bezeichneten Reliefs in Cimitile bei Nola und in Cividale im Friaul, sowie die Sarkophage der Erzbischöfe Theodorus und Felix in Ravenna unbekannt. Die Wandgemälde unter dem Dom von Assisi dagegen, welche Rumohr diesem Zeitalter zuschreibt, sind offenbar nach dem um das Jahr 1028 vom Bischof Ugo veranstalteten Neubau des Doms und vor dem dritten Bau durch den Meister Johann von Gubbio 1140 gefertigt worden. Gemälde aus dem 6., 7. und 8. Jahrhundert finden sich häufiger in den Katakomben Unteritaliens und Siciliens, die bis ins 12. Jahrhundert zu Begräbnißplätzen benutzt wurden, und die von Neapel bieten eine Reihenfolge von den altchristlichen Zeiten bis in diese Epoche herab dar, wo sich in den spätern auf gleiche Weise wie in Assisi und wie in den Wandgemälden der verschiedenen Grotten bei Castellamare, Calvi und bei den Ruinen des um das J. 880 zerstörten Klosters S.-Vincenzo al Volturno, viele Spuren der antiken Malerpraxis erhalten haben. Desgleichen gehören die kürzlich von Orti Manara *) herausgegebenen Gemälde der Felsenkapelle bei der Kirche der heiligen Nazario e Celso in Verona nicht wol, wie Rumohr annimmt, dem 7. oder 8. Jahrhundert an, sondern wahrscheinlicher sind die drei verschiedenen Wandbewürfe in kurzen Zwischenräumen im 11. und 12. Jahrhundert bemalt worden.

Der sehr verdienstvolle Aufsatz über den Zustand der bildenden Künste von Karl's des Großen Regierung bis auf Friedrich I. beleuchtet vorzugsweise in einer Reihenfolge treffender Bemerkungen die Geschichte der deutschen Kunst während dieser Jahrhunderte und entwickelt die Ursachen des Übergewichts derselben über die gleichzeitigen Bestrebungen in Italien. Die Epoche des tiefsten Verfalls der letztern führt Rumohr von der Mitte des 9. bis zu Anfang des 12. Jahrhunderts fort, aber die Veranlassungen, die ihn bedingten, faßte er für die sehr verschiedenen Verhältnisse in den einzelnen Theilen Italiens zu allgemein auf, sowie auch die Aufzählung der Kunstdenkmäler zu lückenhaft ist und die localen Unterschiede zu wenig hervorhebt. Allein Mailand konnte z. B. in der von Wolvinus im Auftrag des Erzbischofs Angilbert um das J. 835 gefertigten Altarbekleidung, welche die vorhergehenden Goldschmiedarbeiten des langobardischen Zeitalters an Eleganz übertrifft, sowie in dem Kelch des Erzbischofs Gottfried vom J. 978 und in den beiden auf Befehl des Erzbischofs Eribert um das J. 1045 verzierten Evangelienbüchern für die Johanniskirche in Monza und den Dom zu Mailand interessante Anknüpfungspunkte darbieten. Auch mit den Miniaturen der Abschrift des bekannten Lobgedichts des Donizo lassen sich viele gleichzeitige zusammenstellen, von welchen besonders die aus der Zeit des Abts Desiderius in Montecasino um das J. 1070 eine bessere Technik darlegen. Ebenso begreifen Rumohr's Mittheilungen über die im 12. Jahrhundert mit zahllosen localen Abstufungen wieder aufstrebende Kunst nur eine Reihenfolge von Erscheinungen in Mittelitalien, welche treffend charakterisirt werden, ohne daß Rumohr's Betrachtung selbst

*) In der Anzeige von Thiersch' „Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen“ (wiener „Jahrbücher für Literatur“, Oct.—Dec. 1829).

*) L'antica cappella incavata a scalpello nel monte detto di scagliano o costiglione presso la chiesa de SS. Nazaro e Celso in Verona (Verona 1841).

für diese Länder irgend erschöpfend genannt werden könnte. Für die römische Bildnerschule der Cosimaten hatte Witte vor Rumohr, und Promis und Gaye haben nach ihm Forschungen angestellt, und doch bleibt noch Manches zu erwähnen übrig.

Ein vorzügliches Verdienst erwarb sich Rumohr durch die im folgenden Abschnitt über das 13. Jahrhundert enthaltene gelehrte und lichtvolle Auseinandersetzung der Einwirkungen der Byzantiner auf die Entwickelung der italienischen Malerei und durch die scharfe Unterscheidung des byzantinischen Stils von den künstlerischen Traditionen der Italiener. Für die Nachwirkung der vom Abt Desiderius nach Montecasino berufenen griechischen Mosaicisten konnten die Wandgemälde, welche die ganze von demselben im J. 1073 erbaute Kirche S.-Angelo in Formis bei Capua verzieren, Rumohr einen sicherern Anhaltspunkt geben als die von ihm hervorgehobenen römischen Kunstwerke.

Den insbesondere seit jener Zeit fortdauernden Einfluß der Byzantiner auf die Bestrebungen der italienischen Künstler, die sich ihm bald unbedingt hingaben, bald sich theilweise in ihren Zusammenstellungen und dem technischen Verfahren von ihm bestimmen ließen, während sie sich oft wieder localen antiken Vorbildern anschlossen, können wir in einer Reihe von öfters mit Künstlernamen bezeichneten Bronzethüren, Bildwerken anderer Art und Malereien verfolgen, welche von Rumohr, da sie größtentheils Unteritalien angehören oder in kleinern Orten zerstreut sind, übersehen wurden. Mit dem von Rumohr besonders hervorgehobenen Mosaicisten Solsernus, der 1207 die Façade des Doms von Spoleto verzierte, wetteifern die drei bisher unbekannten römischen Maler Johannes, Stefanus und Nicolaus, welche die jetzt verlassene Basilika beim Castello S.-Elia unweit Civita Castellana ausmalten.

Bei der Fülle trefflicher, auf scharfsinnige Combinationen gestützter Bemerkungen, die dieser erste Band der „Italienischen Forschungen" enthält, übersieht man gern einzelne, besonders kecke, unbegründete Hypothesen, die hier mit der größten Zuversicht mitgetheilt werden. Hierher rechne ich die Annahme: daß die musivischen Deckengemälde des äußern Gangs der venetianischen Marcuskirche dem christlichen Alterthum angehören, wozu weder die Structur und die Geschichte des Gebäudes, noch der Charakter der Gemälde selbst eine genügende Veranlassung geben. Die Gemälde haben nicht, wie Rumohr sagt, einen weißen, sondern goldenen Hintergrund, die Gewandmotive zeigen entschiedene Spuren späterer Technik, und für das Festhalten der früh ausgebildeten typischen Vorstellungen aus dem Alten Testament lassen sich noch spätere Beispiele nachweisen. Aus den frühern Jahrhunderten des Christenthums möchte dagegen der eigenthümlich verzierte Mosaikfußboden der alten Basilika zu Grado in den venetianischen Maremmen herrühren, deren alter Kanzel auch die in der Marcuskirche nachgebildet erscheint.

Noch sonderbarer erscheint aber die Bestimmtheit, mit welcher Rumohr an dem 1743 unter Benedict XIV. nach einer Zeichnung erneuten musivischen Gemälde der Tribune an der Scala Santa Handfertigkeiten des 9. Jahrhunderts wahrnehmen wollte.

Der zweite Band der „Italienischen Forschungen" umfaßt eine Reihefolge verschiedener Aufsätze über die Geschichte der Kunst in Mittelitalien, vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zu den nächsten Vorgängern Rafael's und Michel Angelo's. Nachdem Vasari in seinen anmuthigen Lebensbeschreibungen die Künstler Toscanas an die Spitze aller kunstgeschichtlichen Entwickelung gestellt, rief das mit dem Sinken der politischen Bedeutung Italiens sich steigernde Interesse an den künstlerischen und literarischen Hervorbringungen der einzelnen Städte eine Menge provinzieller Kunstgeschichten hervor, die theils durch verdienstvolle Aufklärungen, theils durch heftige Ausfälle gegen Vasari und oft selbst durch erdichtete Combinationen und Erzählungen ihrer Vaterstadt einen ähnlichen Ruhm sichern sollten wie Vasari den rastlosen Bildungsfortschritten seiner Mitbürger. Lanzi verarbeitete das umfassende Material durch vorsichtige Abwägung der verschiedenen entgegengesetzten Meinungen und reichen Notizen zu einer literarischen Kunstgeschichte, aber schleppte, in den Kunstansichten des Mengs'schen Zeitalters befangen und nur theilweise auf Anschauung des Einzelnen gestützt, die Masse der durch Localscribenten aufgespürten Künstlernamen als literarischen Ballast mit fort. Rumohr faßt dagegen nur die hervorragenden, die Entwickelung der Kunstgeschichte Mittelitaliens bezeichnenden Namen aus der Fülle der Erscheinungen heraus und theilt, ohne Vollständigkeit irgend einer Art zu erstreben, nur neue Resultate seiner auf sorgfältige und gediegene Beobachtung und das umfassendste urkundliche Quellenstudium gestützten Forschungen mit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte des Ursprungs der belgischen Beghinen nebst einer authentischen Berichtigung der im 17. Jahrhundert durch Verfälschung von Urkunden in derselben angestifteten Verwirrung. Von E. Hallmann. Mit Abbildungen. Berlin, Reimer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Beghinen (Beguinen, Beginen) ist der Name einer belgischen weiblichen Genossenschaft, die in einem Mittelzustande zwischen dem weltlichen und klösterlichen Leben stand und in den achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts in Lüttich von einem frommen Priester Lambert le Begue gestiftet worden war. Nach diesem Beispiele bildeten sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den meisten Städten Belgiens und der Nachbarländer ähnliche Vereine von Witwen und Jungfrauen, um in den Beghinenhöfen, zurückgezogen von den Zerstreuungen der Welt, einen gottgefälligen, arbeitsamen und keuschen Lebenswandel zu führen, waren aber nicht von den Vorschriften der Päpste abhängig, sondern von einfachen Verordnungen der verschiedenen Bischöfe in ihren Diöcesen. Ein Pfarrer und selbstgewählte Vorsteherinnen hatten die Aufsicht, der Austritt aus der Genossenschaft war den Mitgliedern verstattet, auch keine bestimmte Zeit für das Verbleiben in derselben bestimmt, denn eben die Freiheit, zu jeder Zeit in die bürgerliche Gesell-

schaft zurückzutreten, ist das Eigenthümliche des Instituts. Ob dies häufig geschah, läßt sich nicht nachweisen. Ein Bischof zu Bois-le-Duc äußerte sich über diesen Punkt in einem der vorliegenden Schrift mitgetheilten Gutachten vom J. 1630 in folgender Weise: „In hisce partibus ob moderatam climatis temperaturam raro ignem noxium Belgicae virgines sentinat et nescire virum suave putant, Christum sponsum habentes." Die Blüte dieser Anstalten war im 13. und 14. Jahrhundert, seitdem geriethen sie in Verfall, haben aber doch die Stürme der französischen Revolution überdauert und bestehen noch jetzt in mehren belgischen Städten, namentlich in Gent, als merkwürdige Überreste des Mittelalters mit ihren alternden, aber eifrig conservirten und restaurirten Zügen neben den Eisenbahnen, der Preßfreiheit und einem mit fast republikanischen Einrichtungen umgebenen Throne.

Die Geschichte dieser Beghinen, deren Gedächtniß durch Lady Morgan's gleichnamigen Roman vor mehren Jahren aufgefrischt ist, hat Hr. Hallmann mit großer Genauigkeit aus urkundlichen Zeugnissen und den vorhandenen Druckschriften dargestellt und dabei das Märchenhafte einzelner Sagen über die Entstehung der Beghinenhöfe und die Unechtheit der sogenannten Löwener Urkunden gezeigt. Die dahin gehörigen Beweise füllen den größten Theil dieser scharfsinnigen Schrift, deren weitere Prüfung aber den Archivgelehrten und Historikern an einem andern Orte überlassen bleiben muß. In der Literatur der hierher gehörigen Schriften haben wir Gieseler's „Kirchengeschichte" vermißt, wo Band 2, Abtheilung 2, §. 71, von den Beghinen gehandelt und von diesem gründlichen und belesenen Gelehrten darauf aufmerksam gemacht ist, wie sich im Schoose dieses Instituts Irrlehren aller Art entwickelt haben.

Die Abbildung einer gut aussehenden Beghine aus Gent in ihrer eigenthümlichen Tracht ist eine ansprechende Zugabe dieser Abhandlung. Von deutschen Beghinenhöfen sind nur die zu Kaufbeuern und Waldsee in Schwaben bekannt. Übrigens wäre es wol möglich, daß auch in Köln sich noch bis in das vorige Jahrhundert ähnliche Institute erhalten hätten. Denn noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts gab es dort Frauenzimmer, die in einer den belgischen Beghinen ganz ähnlichen Tracht öffentlich einhergingen, in der Volkssprache „Beginnen" hießen, als Wärterinnen bei Kranken hier und da gute Dienste thaten, sonst aber eigentlich nicht sehr geachtet waren. Beghinen und Betschwestern galten für ziemlich gleiche Begriffe. 9.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Lyrik.

Unter den zahlreichen Sammlungen lyrischer Gedichte, welche uns die letzten Monate gebracht haben, ist die von Victor de Laprade, welche den Titel führt „Odes et poëmes", beiweitem die bedeutendste. Inhalt und Form dieser Gedichte zeichnen sich gleich vortheilhaft aus. Die Verse sind harmonisch und regelrecht gebaut, ohne daß sie irgendwie classische Steifheit verriethen. Überall ist die Sprache einfach und gerade in ihrer schmucklosen Schönheit erhaben. Dazu kommt das Gefühl wahrer Religiosität, das sich durch die ganze Sammlung zieht. Einige der Gedichte, die in diesem Geiste geschrieben sind, verdienten hier angeführt zu werden. Wir begnügen uns mit einer Probe:

> O mal, d'où venez vous? qui sait ce que vous êtes?
> Dans quelle région se forment les tempêtes?
> Quand l'orage s'abat sur nos fronts foudroyés,
> Est-ce vous, ô mon Dieu! vous qui nous l'envoyez?
> Mais vous êtes l'amour, mais vous êtes la vie,
> Et la perfection d'elle-même assouvie;
> Être, pour vous, ô Dieu! c'est créer, c'est bénir;
> Non, ce n'est point d'en haut que le mal peut venir!
>
> C'est de ton propre sein que sortent les nuages
> Et les noirs éléments du trouble et des orages,
> O terre! en toi dormaient tous ces éclairs brûlants —
> Que t'arrache le ciel pour en frapper tes flancs!
> Ainsi crainte, remords, doute, orages suprêmes,
> Votre invisible cause habite dans nous-mêmes;
> Des assauts répétés que subit notre coeur
> En vain nous accusons le monde extérieur;
> L'homme en lui, comme toi, porte, ô triste nature!
> Le germe renaissant du mal qui le torture.

Der Cultus Laprade's streift an das Pantheistische oder vielmehr seine Religiosität offenbart sich in einer lebendigen Bewunderung der Natur, die er mit echtem Dichtersinne zu beleben weiß. So redet er einen großen Baum an:

> Salut, toi qu'en naissant l'homme aurait adoré!
> Notre âge, qui se rue aux luttes convulsives,
> Te voyant immobile, a douté que tu vives,
> Et ne reconnait plus en toi d'hôte sacré.
> Ah! moi je sens qu'une âme est là sous ton écorce.

Der Graf Jehan de Kerven, wahrscheinlich aus bretonischer Familie, steht als Dichter tief unter Laprade. Seine neueste Sammlung von Gedichten: „Noir et blanc, ou souvenir des légendes poite-vines et bretonnes", enthält viel Reimereien, aber wenig wirkliche Gedichte. Wir hätten lieber gesehen, wenn der Verf. die Sagen und Legenden uns in einfacher Form geboten hätte, als sich in gequälten Versen abzumühen. Es scheint, daß der Dichter sich auf kein günstiges Urtheil von Seiten der Kritiker gefaßt gemacht hat, denn er spricht von denen, „qui versent le fiel du sarcasme et de la satire sur tout ce qui est pur, grand et noble, qui ont stigmatisé avec le fer rouge de l'ironie des âmes à nobles élans qui sentent, qui pleurent, qui aiment, qui prient."

Unter dem gesuchten Titel „Une lyre à la mer" ist von H. Blanvalet eine Sammlung Gedichte zu Frankfurt erschienen, die neben viel Spreu auch manches Gute enthält. Der Verf., der durch sein liebliches Gedicht „La petite soeur" schon bekannt ist, hätte auf Correctheit und Adel der Sprache etwas mehr bedacht sein sollen.

Protestantische Kanzelberedtsamkeit.

Frankreich und die französische Schweiz sind nicht allzu reich an hervorragenden geistlichen Rednern. Einer der bedeutendsten ist ohne Zweifel Jacques Martin zu Genf, der sich besonders durch seine trefflichen Predigten über das Unser Vater bekannt gemacht hat. Wir erhalten jetzt unter dem Titel „Sermons" eine neue Sammlung geistlicher Reden, welche eine nicht minder günstige Aufnahme finden wird als die eben erwähnten Predigten, die in schneller Folge drei Auflagen erlebt haben. Der Redner verschmäht in seinen Predigten alle theologischen Spitzfindigkeiten und hält sich, was den Stil seiner Reden betrifft, gleich fern von überladenem Prunke wie von Dürftigkeit des Ausdrucks. Überall schmiegt sich bei ihm die Form dem Gedanken auf eine passende Weise an. Ohne irgendwo in das Triviale zu fallen, stützt er sich fortwährend auf das Praktische des Lebens, und seine Predigten dürften deshalb eine große Wirksamkeit haben. Vorliegender Band enthält 17 Predigten, die an innerm Gehalt zwar nicht alle gleich sind, die aber ohne Ausnahme ganz vollendete Partien bieten. Zu den ausgezeichnetern Reden dieser Sammlung gehört die über die „Confiance en Dieu". Aber unserer Ansicht nach das Meisterstück des ganzen Bandes ist die Predigt, welche die Überschrift führt: „La nationalité, principe de vie pour les peuples." Diese Rede athmet eine tiefe Entrüstung über die Revolution, welche die Ruhe und den Frieden Genfs gestört hat, obgleich an dem Tage, wo diese Predigt gehalten wurde, die öffentliche Aufregung sich noch nicht gelegt hatte. In einzelnen Theilen dieser merkwürdigen Rede trifft der Prediger den Ton wahrer Erhabenheit. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 220. —— 7. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 219.)

Zuerst wies Rumohr in einem trefflichen und gründlichen Aufsatz dem bei Vasari als eine seine Zeitgenossen weit überstrahlende Erscheinung hervorgehobenen Cimabue durch richtige Würdigung der gleichzeitigen Sieneser Bestrebungen und insbesondere der Gemälde des Duccio di Buoninsegna seine kunsthistorische Stellung an.

Der Bewunderung des von seinen Zeitgenossen hochgefeierten Giotto, die, nachdem sie Jahrhunderte lang gleichsam traditionell fortgepflanzt worden, unter Rumohr's näherer Umgebung in Rom in einer etwas überschwänglichen Weise wieder auflebte, trat er mit nüchterner scharf zergliedernder durch den Geist des Widerspruchs gesteigerter Kritik entgegen, die er später in den Anmerkungen zu Schorn's Übersetzung des Vasari, nach mehren deshalb erduldeten Angriffen, einigermaßen milderte. Weit davon entfernt, dem Giotto eine besondere Grosartigkeit der Auffassung christlicher Charaktere und ein tiefes Eingehen in den jedesmaligen Vorwurf zuzugestehen, bezeichnet er ihn, von einer genauen Betrachtung des durch seine Namensunterschrift beglaubigten Bildes in der Kapelle Baroncelli der Kirche Sta.-Croce zu Florenz ausgehend, als frivolen Erneuerer, der mit Aufgeben der altchristlichen, von den Byzantinern fortgepflanzten, und von Duccio und Cimabue zu seltener Erhabenheit durchgebildeten Typen, mit Geschick und Leichtigkeit die Lieblingsgegenstände seines Zeitalters, insbesondere die Lebensmomente moderner Heiligen in affectvollen Darstellungen vorführte und sich der altitalienischen Malertechnik anschloß. Den Menschen Giotto klagt der lebensfrohe Rumohr, auf ein paar Novellenerzählungen gestützt, wegen seiner nüchternen praktischen Weltansicht an, die er wol mit den meisten italienischen Künstlern gemein hatte, die, während sie wie Pietro Perugino die tiefste religiöse Sehnsucht in ihren Bildern aussprechen, weit entfernt waren von jenem religiösen Hinbrüten farbloser deutscher Stubenfrömmelei.

Schon Ernst Förster vertheidigte Giotto in einem trefflichen Aufsatz der „Beiträge zur neuen Kunstgeschichte" und hob als sein Verdienst die Eroberung des Gedankens für die bildende Kunst und die damit in Verbindung stehende Vermehrung des Stoffs hervor. Dieser Stoff gehört aber nicht vorzugsweise dem pathetischen und burlesken Bereiche mönchischer Religiosität an, wie Rumohr vermuthet, sondern umfaßte die Gedankenwelt einer grosartig bewegten Zeit, deren poetischen Gehalt Rumohr ebenso wenig anerkannte wie die Gesammterscheinung des grössten Künstlers des 14. Jahrhunderts. In S.-Francesco zu Assisi, wo sich die schwärmerische Verehrung des neuern Heiligen in einer eigenthümlichen Kunstwelt aussprach (während der Tempel zu Orvieto die poetisch-symbolische Anschauung der christlichen Religion und die tiefe Einheit des Alten und Neuen Testaments im Begriffe des Opfers verherrlichte und poetische und religiöse Hochgefühle bei der Erbauung freibürgerlicher Dome zusammenwirkten), tritt in der Vermählung des heiligen Franz mit der Armuth und in den andern auf ihrer Kunststufe so harmonisch wirkenden Gemälden das Burleske gewiß ebenso wenig hervor wie in manchen seltsamen Allegorien der „Göttlichen Komödie", aus welcher jener Gegenstand entlehnt ist. Jenes könnte man eher in einzelnen Darstellungen aus dem Leben des heiligen Franz in der Oberkirche zu Assisi finden, die, wie Rumohr darlegt, nicht von Giotto, sondern von seinen Nachfolgern gemalt wurden, obwol mehre der grosartigen und ergreifenden Compositionen, wie der Tod des Grafen von Celano und die Erscheinung des heiligen Franz im Concil von Arles, zu entschieden den Geist der Erfindung des Giotto aussprechen, um sie nicht von ihm herzuleiten. Das berühmte früher von Ruschewevh und zuletzt für Rosini's flüchtige Geschichte der italienischen Malerei als Hauptwerk des Giotto gestochene Wandgemälde im Refectorium von Sta.-Croce zu Florenz erkannte Rumohr als später; wahrscheinlicher dürfte dagegen dem Giotto das Rumohr unbekannte herrliche Tafelbild mit dem gleichen Gegenstand in der Sammlung des Grafen Bisenzio in Rom angehören. Nicht fehlt es, wie Rumohr glaubte, an alten und zuverlässigen Nachrichten für die Originalität der dem Giotto in der Sacristei der Peterskirche beigelegten Gemälde, für diese und für die grosartige Composition des

Mosaiks mit dem Schiff der Kirche hatten Garampi *) und Cancellieri **) schon lange die betreffenden Beweisstellen bekannt gemacht. Irrigerweise fand Rumohr die Vorzüge des Giotto besonders in den lange nach seinem Tode gefertigten Gemälden der Incoronata in Neapel ausgesprochen, die in manchen Theilen an Taddeo Gaddi erinnern, und falsch bezeichnete er ebenfalls die Gemälde in der Arena zu Padua, wenn er sie gänzlich entstellt nennt, da nur ein Theil derselben, obwol mehr als Selvatico ***) in seiner schätzbaren Schrift annimmt, von neuern Händen besudelt erscheint. Die Figur der Stultitia ist nicht wie mehre andere der von Giotto besonders geistreich charakterisirten Gestalten der Tugenden und Laster übergangen, sondern nach Überweisung der Figur des Giotto im 17. Jahrhundert an einer andern Stelle gemalt worden. Wie Rumohr mehre andere Gemälde des Giotto wie das in der Brera zu Mailand und die im Besitz Kestner's zu Rom unbekannt blieben, so sind auch zwei Hauptwerke, die Rumohr's Meinung gewiß bestimmt haben würden, seit dem Erscheinen der „Italienischen Forschungen" der Anschauung zurückgegeben worden. Das großartige trefflich erhaltene Wandgemälde im Refectorium von Sta.-Chiara zu Neapel, welches ich bereits für eine besondere Schrift in Kupfer stechen ließ, würde Rumohr überzeugt haben, daß Giotto seinen Vorgängern nicht wie er annahm in der Durchbildung einzelner erhabener Gestalten der christlichen Welt nachstand, und die lebendige Charakteristik der bedeutendsten Persönlichkeiten des florentinischen Freistaats in den vorzugsweise durch des Engländers Kirkop Verdienst wieder aufgedeckten Gemälden im Palaste des Barghello zu Florenz, mußte ihm die Bewunderung noch erklärlicher machen, welche die Zeitgenossen des Giotto ihm wegen der frischen Auffassung des mannichfaltigen Lebens zollten.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Rumohr um die Nachfolger des Giotto und die sieneser Meister des 14. Jahrhunderts durch geistreiche Bezeichnung ihres künstlerischen Charakters und gründliche Untersuchung über ihre Geschichte. Des Giottino Fortschritt in der weitern Durchbildung der Licht- und Schattemassen tritt besonders in den von Rumohr übergangenen Deckengemälden der Kirche Sta.-Chiara zu Assisi hervor. Demselben Künstler möchte das neuerlich in Florenz wieder aufgedeckte Wandgemälde mit der Vertreibung des Herzogs von Athen angehören, welches in der Personification des Geizes durch eine kleine Geryonsgestalt, die der fliehende Herzog in den Armen hält, ein interessantes Beispiel von dem Einfluß Dante'scher Vorstellungen auf die Kunst gibt.

Sonderbarerweise übersah sowol Rumohr als Förster, der nach ihm den Simon Martini geistreich charakterisirte, ein Hauptwerk desselben, die zehn Darstellungen der Martinskapelle in der Kirche S.-Francesco zu Assisi, welche ihm entschieden angehören, obwol sie Vasari dem Puccio Cappanna beilegt. In der Kirche des heiligen Lorenz zu Neapel entdeckte ich unter dem von neapolitanischen Geschichtschreibern einem fabelhaften Simon von Neapel beigelegten Gemälde mit der Darstellung des Bischofs Ludwig von Toulouse, der seinem jüngern Bruder Robert die Krone von Sicilien abtritt, die Inschrift Simon de Senis me pinxit, wodurch eine interessante Gelegenheit geboten wird, Simon's sinnvolle feine Auffassung im Bildniß des Königs Robert mit der großartigern Weise des Giotto, der ihn im Refectorium der Clarenkirche darstellte, zu vergleichen.

Ein längerer Aufsatz über den Bau des Doms von Siena, der gewissermaßen die kunsthistorische Entwickelung unterbricht, enthält sehr interessante urkundliche Forschungen über das Bauwesen und die Bildnerschulen Italiens im 13. und 14. Jahrhundert.

In der folgenden inhaltreichen Abhandlung: „Von einigen Dunkelheiten und Verwechselungen der Kunstgeschichte des 14. und folgenden Jahrhunderts", stellte Rumohr den Lorenz von Viterbo offenbar zu hoch, wenn er ihn hinsichtlich der Charakteristik der Köpfe dem Fra Filippo und Alessio Baldovineti und in der Anlage des bei ihm mehr motivreichen als zur Schönheit durchgebildeten Gefältes den meisten Zeitgenossen vorzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182. Von Ludwig Giesebrecht. Drei Bände. Berlin, Amelang. 1843. Gr. 8. 6 Thlr.

Das große Volk der Slawen, dessen Name erst seit dem 5. Jahrhundert nach Chr. Geb. in der Geschichte vernommen wird, ist seinem Ursprunge nach beinahe ebenso dunkel als seine Geschichte umfassend und schwierig ist. Allein trotz des weiten Ländergebiets, den dasselbe bereits von dem 6. Jahrhundert an einnahm, hat es weder im Ganzen einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der allgemeinen Geschichte und die Völkerbildung noch insbesondere auf die germanische Welt gehabt. Vielmehr geht theils durch die Deutschen, theils durch andere Völker die Selbständigkeit und die freie Entwickelung der Slawen verloren, theils treten sie erst gegen Ende des Mittelalters, theils endlich während der Neuzeit in einzelnen Stämmen unter den gesitteten Völkern Europas hervor. Trügen jedoch die Zeichen der Geschichte und der Zeit nicht, so sind sie das Volk der europäischen Zukunft. Sie drangen aber einstens den germanischen Stämmen, als diese nach Süden und Westen vorwärts gingen, in einem großen Halbkreise immer nach, sodaß sie sich zuletzt von der Donau und der Wolga bis zur Saale und von der Ostsee bis an das Adriatische Meer ausdehnten: die Deutschen sahen sich von denselben im Herzen ihres eigenen Vaterlands bedroht; im 7. Jahrhundert beginnt die Reaction mit Schwert und Christenthum. Das byzantinische Kaiserthum empfand zunächst das Dasein und das Werden eines innern Nationalbewußtseins der Slawen. Nach und nach aber traten sie in sehr zahlreichen Stämmen, die, obwol besondere Namen führend, doch gewisse gemeinsame Merkmale des Slawenthums an sich trugen, in die Reihe der Hauptnationen des europäischen Continents ein. Und bis auf den heutigen Tag stehen sie in Rußland, Polen, Schlesien, Mähren, Gallizien, Böhmen, Kärnten, Krain, Steiermark, Illyrien, Dal-

*) Illustrazione di un antico sigillo della Garfagnana (Rom 1759), S. 83.

**) De Secretariis veteris Basilicae Vaticanae (Rom 1786), S. 863.

***) Sulla Capellina degli Scrovegni nell' arena di Padua e sui freschi di Giotto in essa dipinti (Padua 1836).

matien, Ungarn, Pommern, Brandenburg und Sachsen bis an die Saale theils rein, theils vermischt da, theils haben sie deutsches Leben und Sitte, doch nicht ohne eigenthümliche Färbung, angenommen. An Bildung des Geistes und Körpers, an Gebräuchen und Sprache werden sie gleich bei ihrem ersten Auftreten als ein von den Deutschen verschiedener Volksstamm erkannt: sie stehen denselben in jeder Beziehung, nur nicht an Liebe zur Unabhängigkeit und an kriegerischem Muthe nach. Das Christenthum, das namentlich seit dem 10. Jahrhundert von Westen und Osten her in seiner lateinischen und griechischen Eigenthümlichkeit auf ihrem Gebiete feste Wurzeln zu schlagen anfing, brachte auch in ihrem Leben und Wesen bedeutende Veränderungen hervor. Milder war der Einfluß von Osten her, gewaltiger ward vom Westen aus gedrängt: wo die Mönche und geistlichen Missionare nicht durchzudringen vermochten, griff das Schwert der deutschen Fürsten ein. Die Eifersucht zwischen der byzantinischen und römischen Kirche beginnt mit den ersten Anfängen der Ausbreitung des Christenthums unter den Slawen: selbst die neuesten kirchlichen Ereignisse in einigen ihrer Länder sind noch Folgen jener Eifersucht, die darum so früh erwachte, weil alte Antipathien und neue Tendenzen hier ihren Brennpunkt fanden. Tief aber senkte sich der Haß gegen die Deutschen in die Gemüther der Slawen ein, mit Verachtung und Siegerübermuth ward er von der andern Seite vergolten. Die Deutschen raubten den Slawen den Glauben der Väter und die politische Unabhängigkeit, zugleich einer höhern Weisung, wie sie glaubten, gegen ein unebenbürtiges Geschlecht folgend, jedenfalls aber von dem Drange der Verhältnisse und dem Bedürfnisse weiterer Entwickelung dazu getrieben. Die Erinnerung an jene Zeiten und Begebenheiten ist nur in demjenigen Theile der Slawen erloschen, denen durch den Verlust der Muttersprache das heilige und dauerhafteste Gefäß für die Bewahrung jener Erinnerung zerbrochen ward. Diejenigen Slawen dagegen, die selbst in ihrer Abhängigkeit von deutscher Herrschaft die Nationalsprache bewahrt haben, sowie die, welche im Laufe der Zeit dem Deutschen Reiche sich wieder entzogen oder von der deutschen Gewalt niemals erreicht, sondern nur bedroht wurden, zeigen noch gegenwärtig Zurückhaltung, Mistrauen, Groll, Haß. Die heutigen Stimmungen und Ereignisse stehen nicht ohne Nachwirkung der Vergangenheit da, nicht ohne Beziehung zu dem stärker als je erwachten Gedanken an eine Zukunft. Übrigens zog sich die Spannkraft der griechischen Christen vor dem übermächtigen Druck der lateinischen Kirche nur krampfhaft zusammen, gebrochen ward sie nicht. Als daher ein slawischer Staat, dessen Bevölkerungsmasse dem griechischen Glaubensbekenntnisse mit einer tiefen Innigkeit anhängt, seine politische Bedeutsamkeit und seine mögliche Bestimmung zu fühlen anfing, erhielt jene Spannkraft neue Stärke, neuen Muth zum Kampfe, während die Sympathie selbst, zwischen den nur kirchlich verwandten Völkern in Wechselwirkung, das politische Gewicht des an sich schon mächtigen Slawenstaats vermehrte und noch vermehrt: zum kirchlichen Kampfe mit Rom hat man die Kraft bereits ausreichend gefunden, daß aber der im Anzuge begriffene Tag der Entscheidung über die weltlichen Dinge nicht überraschend komme, darüber wachen die Argusaugen des nach Ost und West gerichteten Doppeladlers. — Genug, die Slawen durch ihre 70—80 Millionen an sich schon gewichtvoll, sind nun durch die Stärke eines ihrer Staaten und durch den mittels desselben neu belebten Glauben an die Dauer und Wahrheit ihrer Kirche zu einer theils innern, theils äußern Einheit und Machtbedeutsamkeit gelangt, wie sie ihre frühere Geschichte nicht kennt: die Erwartungen von der Zukunft sind allgemeiner und belebter als je. Daß aber die nationale Wissenschaft an dieser Erscheinung ihren Antheil habe, wird Jeder zugeben, der ihre Belebung und Tendenz in den jüngsten Zeiten mit Aufmerksamkeit beobachtet hat. Die slawischen Schriftsteller fodern von dem Forum der Geschichte gerechtere Aussprüche, als sie bisher von dort zu vernehmen gewohnt waren; von der Kraft und dem Geiste ihres Volks verlangen sie Nachholen des Versäumten oder gewaltsam Unterdrückten, und bei den fremden Staaten, denen sie unterworfen sind, vertheidigen sie die Rechte der Nationalität. Die deutsche Geschichtschreibung hat sich noch nicht oft den Ruhm erworben, gerecht gegen die Slawen gewesen zu sein; die Stimmen, die aus den deutschen Quellen des Mittelalters sich vernehmen lassen, haben selbst auf die neuere Geschichtschreibung einen gewissen Einfluß zu behaupten gewußt. Hat doch Clement noch neuerdings seinen persönlichen Widerwillen gegen slawische Figur und Gesichtsbildung unverhohlen ausgesprochen! Allein seit ungefähr zwanzig Jahren ist slawischer Forschungsgeist und slawische Historiographie eifrigst bemüht gewesen, vor dem Richterstuhle der Geschichte selbst Gerechtigkeit zu suchen. Und die deutschen Geschichtschreiber müssen bereits die Verpflichtung anerkennen, in slawischen Geschichten, Zuständen und Erscheinungen auf die Forschungen, Resultate und Urtheile der slawischen Historiker zu hören. *) Ja es wird jeder Unparteiische die Überzeugung gewonnen haben, daß die deutsche Geschichtschreibung sich in der That nichts vergebe, wenn sie Männer berücksichtigt wie Karamsin, Ustrialow, Mickiewicz, Schaffarik, Palacky, Hanusch, Kastorsky u. A. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß sich in den Schriften einiger dieser Männer eine gewisse Parteilichkeit für ihre Volksgenossen und deren Leistungen ausspricht, ja in gewissen Abschnitten sogar Begeisterung für dieselben an den Tag gelegt wird, gleich als wollten sie sich und ihr Volk für die lang erduldete Ungerechtigkeit oder Verkennung zu entschädigen suchen; allein ubi plura nitent etc. wird Das, was nicht völlig entsprechend oder getroffen zu sein scheint, leicht übersehen werden. Übrigens bleibt uns doch die Freude, zu sehen, wie von den slawischen Geschichtschreibern unsere historische Kunst, deren Literatur und Sprache anerkannt und zur Belebung und Fortbildung ihrer eigenen Wissenschaft nachgeahmt wird.

Wir gehen jedoch von diesem Gegenstande ab, um noch den nöthigen Raum für eine kurze Beantwortung folgender Fragen übrig zu behalten: 1) Sind die Slawen uralte Bewohner Europas, oder sind sie Ankömmlinge, die der große Völkerstrom im 4. Jahrhundert nach Chr. Geb. im Osten und Nordosten dieses Erdtheils absetzte? Entschieden günstig zeigen sich nach den neuesten Forschungen die Gründe für die Behauptung, daß sie als ein uraltes indoeuropäisches Volk angesehen werden müssen. Und gewiß sehr richtig sagt Schaffarik in seinen „Slawischen Alterthümern" (Bd. 1, S. 43): „Geben wir die Ursprünglichkeit, die Größe und den Volksreichthum des slawischen Stammes im 5. und 6. Jahrhundert zu, wie wir mit Fug und Recht können, so läßt sich nichts Anderes annehmen, als daß die Slawen entweder im 5. Jahrhundert plötzlich aus Nichts entstanden, oder daß sie unvermuthet und kriegerisch aus dem innern Asien hervorgebrochen, oder daß sie von jeher den Griechen und Römern völlig unbekannt gewesen, oder endlich unter einem andern ältern Namen verborgen in Europa angesiedelt gewesen seien. Die erste Annahme wäre undenkbar, da hierdurch zugleich die Ursprünglichkeit des slawischen Stammes aufhörte und die zu ihm gehörigen Völker als eine aus späterer Vermischung anderer, älterer Völker entstandene Nation erschienen, eine Annahme, die dem ganzen Charakter dieses Volks und seiner Sprache widerspräche. Es bleibt daher nur noch übrig, die Slawen entweder für asiatische Einwanderer nach Art der Hunnen, Bulgaren u. s. w. zu erklären oder sie als alte Urbewohner Europas anzuerkennen. Jener Annahme stehen aber unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Die griechischen und römischen Schriftsteller des 6. Jahrhunderts schweigen gänzlich über eine

*) Wir können es daher nicht billigen, wenn z. B. Rehm in seinem „Abriß der Geschichte des Mittelalters" von den Ergebnissen und Leistungen der slawischen Geschichtsforschung so wenig Notiz nimmt, da ihm doch im J. 1840, wo jenes Werk erschien, Beachtungswerthes vorliegen mußte.

solche Einwanderung. Dieses Schweigen hat aber sicherlich keinen zufälligen Grund, sondern beweist, daß die Slawen damals für ein einheimisches, seit jeher in Europa angesessenes Volk galten. Übrigens tritt noch der höchst wichtige Umstand hinzu: kein Beispiel lehrt, daß auch nur ein einziges Volk des indoeuropäischen Stammes in dieser späten Zeit aus Asien nach Europa eingewandert sei. Der bairische Legationsrath Lindner hat in seiner Schrift „Skythien und die Skythen des Herodot" (Stuttgart 1841) den Beweis zu führen gesucht *), daß die Slawen des neuern Europas kein anderes Volk wären als die Skythen des Herodot, und vertheidigt diese Ansicht nicht ohne Glück und Interesse gegen Bähr, den Herausgeber des Herodot, der sich namentlich auf die mangelhafte Bekanntschaft dieses Historikers mit Skythien beruft, sodaß auf ihn eine Behauptung, wie sie Lindner aufstelle, mit Sicherheit nicht begründet werden könne. Übrigens hat Schaffarik eine mit der Lindner'schen wenigstens verwandte Ansicht. 2) In welcher Zeit treten die Slawen zuerst in die beglaubigte europäische Völkergeschichte ein? Gewöhnlich wird der byzantinische Historiker Prokopius, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts nach Chr. Geb. schrieb, als derjenige Schriftsteller genannt, der dieses Volks zuerst Erwähnung thue: es geschieht dies unter dem J. 494. Dagegen hat der Prof. Kucharski in Warschau aus einem altrussischen Gedichte „Der Zug Igor's gegen die Polowzer im Jahre 1185" den Beweis zu führen versucht, daß die erste Erwähnung des slawischen Volks bereits in das Jahr 367 nach Chr. Geb. falle. Wir kennen diese Schrift leider nicht aus eigener Lecture, um beurtheilen zu können, welcher Werth den Gründen ihres Verf. zugestanden werden dürfe. 3) Aus welcher Zeit stammen die ältesten slawischen Urkunden und Annalisten? Was die Erstern anbetrifft, so übertreffen einige illyrische und mährische alle übrigen an Alter: sie gehen bis in das 9. Jahrhundert zurück; bei der Mehrzahl der slawischen Volksstämme beginnen die Urkunden mit dem 10. Jahrhundert; auch kennt man Münzen aus dieser Zeit. Annalisten erhielt das slawische Volk aber erst seit dem 11. Jahrhundert. Den berühmtesten Namen unter ihnen hat der russische Mönch zu Kiew, Nestor (1056—1116). Übrigens besitzen die Slawen mehre sehr bedeutende und werthvolle Quellensammlungen, wie denn überhaupt die Hülfsmittel zu ihren Geschichten von großem Umfange sind. Als Begründer der slawischen Geschichtschreibung muß der treffliche Böhme Dobrowsky, der die meisten seiner historischen Schriften in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieb, bezeichnet werden. Einen guten Anfang hatte Jordan durch sein Werk „De originibus slawicis" (Wien 1745) gemacht. 4) Welchen Namen führten die Slawen ursprünglich? Wie den Deutschen der Name „Germanen" als ein ausländischer unbekannt war, so wußte auch das Volk, das bei den Ausländern in spätern Zeiten zunächst von den Byzantinern Slawen genannt ward, von dieser Benennung nichts. Sie selbst nannten sich Serben, die Griechen, Römer und Deutschen Winden (Wenden, Veneti). Im Laufe der Jahrhunderte blieb indeß dieser Name, sowol der einheimische als der ausländische, nur einigen Stämmen eigen, jedoch so, daß, wenn die Deutschen im gemeinen Leben von Winden oder Wenden redeten, sie dabei immer an das Gesammtvolk der Slawen dachten, welche letztere Benennung aber vorzugsweise von der Geschichtschreibung und gelehrten Welt angenommen ward und noch jetzt fortbesteht. Schaffarik hat diese Ansicht mit ebenso großem Scharfsinn als Aufwand von Gelehrsamkeit zu begründen gewußt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Sache ist nicht ganz neu, wie Potocki's Werk „Fragments historiques sur la Scythie, la Sarmatie et les Slawes" (4 Bde., Braunschweig 1796) beweist; Mannert hat bekanntlich die Slawen ebenfalls von den Skythen abgeleitet.

Notizen aus England.

Englische Bücherpreise.

Es ist bemerkenswerth, wie bedeutend zur Zeit in England gute Ausgaben älterer werthvoller Werke im Preise stehen. In einer Bücherversteigerung, welche am 12. Juni zu London gehalten wurde, ward ein Exemplar der zweiten Ausgabe von Shakspeare's „Venus und Adonis" vom J. 1594 mit 106 Pf. St. bezahlt. Diese Ausgabe war Malone und seinen Zeitgenossen unbekannt; das einzige Exemplar, welches außerdem davon noch vorhanden sein soll, wurde von dem verstorbenen Caldecot der Bodley'schen Bibliothek hinterlassen. Malone gab für sein Exemplar der ersten Ausgabe von 1593 25 Pf. St.; jetzt würde es sieben Mal so viel kosten, wäre es nicht überhaupt durch Malone's Liberalität, welcher es gleichfalls der Bodley'schen Bibliothek überließ, dem Bücherhandel gänzlich entzogen. Ein Exemplar der „Sonette" von 1609, bei welchem Titel und Widmung fehlten, die jedoch von Harris in seiner unvergleichlichen Weise ergänzt sind, ward bei derselben Gelegenheit für 33 Pf. St. verkauft: ein höherer Preis, als sonst für ein vollständiges, unversehrtes Exemplar bezahlt wurde. Garrick's Exemplar der ersten Folioausgabe ward für 86 Pf. St. verkauft; bei der Versteigerung von Garrick's Bibliothek war es für 34 Pf. St. 2 Sch. weggegangen; Garrick selbst hatte nicht mehr als ebenso viel Schillinge dafür gegeben; der ursprüngliche Preis war 1 Pf. St. Der verstorbene Lord Spencer gab für das jetzt zu Althorp befindliche Exemplar 25 Pf. St.; Sir John Soane 105 Pf. St. für das Kemble- und Boswell'sche Exemplar; der Herzog von Roxburgh 34 Pf. St. 16 Sch. für das seinige; der Herzog von Devonshire 100 Pf. St. für dasselbe nach dem Herzog von Roxburgh; und Grenville bezahlte für das schönste Exemplar, welches man kannte, im J. 1819 121 Pf. St. 16 Sch. An demselben Tage ward ein Exemplar der zweiten Ausgabe von 1632 mit dem ungewöhnlich hohen Preise von 25 Pf. St. bezahlt. König Georg III. gab für das jetzt zu Windsor befindliche Exemplar derselben Ausgabe, welches überdies mit einer eigenhändigen Handschrift und einem Motto des königlichen Märtyrers Karl I. versehen ist, nur 18 Guineen. Ein schönes Exemplar von Shakspeare's Gedichten von 1640 mit einem guten Portrait von Marshall ward für 10 Pf. St. 10 Sch. zugeschlagen. In der „Bibliotheca anglo-poetica" ist der Preis zu 6 Pf. St. 10 Sch. angegeben. Zu diesen Preissteigerungen trägt die Seltenheit der Exemplare von solchen Werken bei, indem in neuerer Zeit die öffentlichen Bibliotheken ansehnliche Mittel auf den Ankauf derselben verwenden und sie somit dem Bücherhandel entziehen. Ein Becher, aus dem Holze von Shakspeare's Maulbeerbaume gefertigt, wurde mit 30 Pf. St. bezahlt.

Nächstens soll auf einem der Thürme des Münsters zu York ein sehr schönes und kraftvolles Glockenspiel aufgezogen werden, zu dessen Herstellung der verstorbene Dr. Beckworth, ein Naturforscher zu York, 2000 Pf. St. vermacht hat. Es besteht aus 12 Glocken, von denen die größte 53 Centner wiegt und aus C tönt; die kleinste wiegt 8 Centner, und das Ganze ungefähr 10 Tonnen. Außerdem soll noch zu diesem Glockenspiele hinzu für dasselbe Münster eine wahre Riesenglocke gegossen werden von 10 Tonnen Gewicht, sodaß dieselbe mithin eine der größten in der Welt werden wird. Die große Glocke auf der St.-Paulskirche zu London z. B. wiegt nur 5 Tonnen, der „große Tom" zu Lincoln 5½ und die große Glocke zu Oxford nur 7 Tonnen. Die Kosten für diese neue Riesenglocke zu York, 1700 Pf. St. betragend, sind bereits durch Unterzeichnungen gedeckt. Wenn aber englische Zeitschriften sie überhaupt die größte in der Welt nennen, so spricht daraus die englische, das Fremde ignorirende Eigenliebe; man braucht nur an die berühmte große Glocke zu Erfurt zu erinnern, welche bekanntlich 275 Centner wiegt. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 221. — 8. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 220.)

Aber als der vorzüglichste Theil des Werks, als Rumohr's trefflichste kunsthistorische Arbeit und als die beste neuere Schrift über mittelalterliche Kunst überhaupt, muß der Entwurf einer Geschichte der umbrisch-toscanischen Malerschulen für das 15. Jahrhundert betrachtet werden. Die Charakteristiken und Zusammenstellungen des Arcagnuolo und des Giovanni da Melano, des Masaccio und Fiesole, des Ghiberti und Donatello werden gewiß zu jeder Zeit als classisch anerkannt bleiben. Spätern Forschern ist es vorbehalten, die Entwickelung einzelner Individualitäten genauer zu verfolgen und neue Gestalten den bekannten anzureihen, aber Rumohr's Betrachtungsweise im Ganzen dürften sie nicht wol erschüttern. Zu einer etwas günstigern Beurtheilung des Donatello hätte ich Rumohr die Anschauung der Meisterwerke desselben zu Montepulciano gewünscht, sowie ihn der Anblick der genialen Schöpfungen des Signorelli in Orvieto veranlaßt haben würde, diesem großen Vorgänger des Michael Agnolo, der zuerst von den Malern der neuern Welt die entkleidete menschliche Gestalt beherrschte und mit Seele durchdrang, eine vorzügliche Berücksichtigung zu widmen. Ebenso wäre es wünschenswerth, daß Rumohr seiner geistreichen und treffenden Charakteristik der spätern Meister der umbrischen Schule, durch den Besuch von mehren kunsthistorischen Hauptpunkten Umbriens und das Studium von Künstlern, über die er wie über Piero della Francesca voreilig urtheilte, eine tiefere Begründung und größere Ausdehnung gegeben hätte. Der Einfluß der Malerschule von Siena auf die Entwickelung der umbrischen Kunst beginnt schon mit der Anwesenheit des Simon in Assisi, und läßt sich außer den bereits von Rumohr erwähnten Beweisen durch manche andere Beispiele bis zu Ende des 15. Jahrhunderts fortführen, wo durch Pietro Perugino und Pinturicchio die Rückwirkung auf die bessern sieneser Meister, insbesondere den Pacchierotto und selbst den Sodoma, eintrat. Für das Anschließen des Alunno an sieneser Vorbilder zeugt der Vergleich seiner frühesten Gemälde in Diruta mit den sieneser Bildern in Pienza.

Weniger genau als in seiner treffenden Charakteristik der Meister ist Rumohr in den Beschreibungen der einzelnen Kunstwerke; ihn beschäftigt nur selten der Vorwurf des Künstlers, aber die Auffassungsweise desselben pflegt er in kurzen, scheinbar aus dem Gedächtniß niedergeschriebenen Sätzen näher zu bezeichnen. Rumohr schrieb mir hierüber im Juni 1834 nach Italien: „Wenn es mir bisweilen geglückt ist, in wenig Worten ein Kunstwerk anschaulich zu machen, so war es, weil ich dabei nur an das Kunstwerk gedacht und dessen Eindruck auf mich vergessen hatte." Irrthümer wie die sonderbare Verwechselung des zu den Füßen Alexander's III. sterbenden Gegenpapstes in den Wandgemälden des Spinello zu Siena, mit der Demüthigung Friedrich's in Venedig, sind ihm jedoch sonst nicht entschlüpft.

In der letzten Abhandlung des zweiten Bandes „Über die unumgängliche Vielseitigkeit in den Beziehungen, die Hindernisse der Entwickelung, die Ursachen des vorzeitigen Verfalls der neuern Kunst", hat Rumohr den vorher nur von sieneser Schriftstellern gefeierten Giovanni Antonio Razzi, genannt Sodoma, unter den Zeitgenossen Rafael's mit Recht hervorgehoben. Mir schien das Verdienst der von Rumohr besonders gerühmten Gemälde im Kloster Monte uliveto maggiore sehr ungleich, auch hat ein großer Theil derselben durch Übermalung gelitten. Die in diesem Aufsatz enthaltenen allgemeinen Betrachtungen über die Geschichte der Kunst in Italien enthalten eine Menge geistreicher und treffender Blicke.

Der zweite Band der „Italienischen Forschungen" wurde mit noch entschiedenerm Beifall begrüßt als der erste, er bildete die Grundlage zu einer neuen, auf sicheres Quellenstudium und umfassende Kunde basirten Auffassungsweise der italienischen Kunstgeschichte, an welche sich alle neuen Forscher angeschlossen haben und anschließen müssen. Unter den Künstlern und Kunstfreunden trug er wesentlich dazu bei, vor dem ebenso einseitigen und verblendeten Enthusiasmus für unbedeutende alte Vergolder, als vor dem für seichte Schmiererei neuerer Zeiten zu bewahren, und Geist und Herz für das

wahrhaft Bedeutende und von originellem Leben Erwärmte aller Zeiten zu erschließen.

Während seines zweiten Aufenthalts in Rom hatte sich Rumohr der unter den geistreichsten deutschen Künstlern wie Cornelius, Wagner, Veit, Koch und Overbeck herrschenden Abneigung gegen das steife geisttödtende Unterrichtswesen der Kunstakademien angeschlossen, das erst in den letzten Zeiten an mehren Orten einige glückliche Modificationen erfahren hat. Diese Institute, welche zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Wunsch italienischer Künstler ins Leben rief, der unter ihren Landsleuten überhandnehmenden Vorliebe für die Kunstbestrebungen der Niederländer entgegenzutreten, hatten seit der Zeit ihrer Entstehung zahllose Summen in den verschiedenen Ländern verschlungen, ohne einem bedeutenden Talente seine Ausbildung gegeben zu haben, denn gediegenere Geister, z. B. ein Rafael Mengs, hatten sich außerhalb derselben ihre Bahn gebrochen.

Rumohr war wie jene trefflichen Künstler der Meinung, daß das Handwerksmäßige der Malerei wie bei den großen Meistern der frühern Jahrhunderte im Knabenalter zu erlernen sei, sodaß die fortschreitende geistige Entwickelung mit der gleichzeitigen Ausbildung der technischen Fertigkeiten Hand in Hand gehe. Ihn hatte schon früher der Gedanke beschäftigt, einen Künstler nach seinen Ansichten zu erziehen, wozu ihn das eigene, insbesondere in der Erfindung von Landschaften anzuerkennende Talent und eine größere Vertrautheit mit dem technischen Verfahren, als sie Kunstgelehrten eigenthümlich zu sein pflegt, befähigten. Das mehr untergeordnete Talent des Franz Horny, der Rumohr auf seiner zweiten italienischen Reise begleitete, konnte seinen Wünschen nie ganz entsprechen. Wäre dieser nicht in der künstlerischen Entwickelung dahingestorben, so hätte er später einen größern Genius auf eine eigenthümliche Weise in der Art des Giovanni da Udine unterstützen, aber nicht wol schaffend auftreten können.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Wendische Geschichten aus den Jahren 780 — 1182. Von Ludwig Giesebrecht. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 220.)

Von diesen Winden oder Wenden im engern Sinne nun handelt das Werk, mit welchem wir unsere Leser bekannt zu machen beabsichtigen. Der Verf. — nicht zu verwechseln mit seines Bruders Sohn Wilhelm Giesebrecht, dem Verf. der „Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft Otto's II." —, erkennend, daß durch die verbesserte und erweiterte Bekanntschaft mit den Quellen des Mittelalters, durch einzelne Abhandlungen und Monographien, namentlich aber durch besondere historische Vereine ein reiches Material für eine Geschichte des Wendenlandes, „von der Eider und Ostsee an zwischen der Nordsee und Elbe zur einen, der Weichsel, Brahe, Netze, Warthe, Oder und dem Bober zur andern Seite, aufwärts bis an den Fuß des lausitzer Gebirgs", sich angehäuft habe, glaubte dasselbe zu einem Ganzen verarbeiten und als Glied in die große Kette der Geschichten des Mittelalters einreihen zu müssen, ein Entschluß, der im Interesse der Wissenschaft alle Anerkennung verdient. Besondern Dank aber schuldet der Verf. der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen. „Ohne die Fornmanna Sögur, ohne die schätzbaren Erläuterungen der «Scripta historica Islandorum», die Islendinga Sögur und Rafn's Fornaldar Sögur Nordrlanda wäre es unmöglich gewesen, die isländischen Überlieferungen von den Wenden so in deren Geschichte herüber zu nehmen, wie es nun geschehen, und irre ich nicht, in gleicher Weise früher nicht geschehen ist." Ein nicht geringeres Verdienst, wenn auch in anderer Beziehung, erwarb sich die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde um das vorliegende Werk, ein Verdienst, was nicht Wunder nehmen darf, wenn man ihre achtzehnjährige Thätigkeit und ihre Leistungen nach den von derselben herausgegebenen „Baltischen Studien" beurtheilt. Unser Verf., der bei ihrer Stiftung wesentlich betheiligt war, sagt deshalb mit dankbarer Anerkennung: „Diese Gesellschaft eröffnete mir Verbindungen nach verschiedenen Seiten hin und war unablässig bemüht, mir das hier und da zerstreute Material, altes und neues, dessen ich bedurfte, zugänglich zu machen. Hätte ich dieses Beistandes entbehrt, mir wäre an meinem Wohnort (Stettin) schwerlich gelungen, was ich mir vorgesetzt hatte. Die Gesellschaft darf deshalb mit gutem Recht meine Arbeit zugleich als die ihrige betrachten." Auch dem mecklenburgischen Geschichtsverein, der einige Jahre jünger ist als der pommersche, räumt der Verf. Ansprüche an seine Dankbarkeit ein. Auf diese Weise hat er einen factischen Beweis geliefert von der Nützlichkeit solcher Vereine, und wir haben deshalb die Sache zur Sprache gebracht, weil die Nützlichkeit derselben wegen ihres zusammenhangslosen Nebeneinanderbestehens in Frage gestellt worden ist. Aus diesem Grunde schlug schon Ernst Münch Zusammenkünfte der Historiker nach Art der Naturforscher und Philologen vor, während Wigand mehr für ein Urkundenbuch stimmte, welches die Arbeiten und urkundlichen Entdeckungen alljährlich in sich aufnehmen sollte. Dieser letztere Vorschlag hat bei dem ersten Anblicke sehr viel für sich, weil er Einheit bezweckt. Allein vermöge der historischen Sonderinteressen, welche nothwendig hervortreten würden, wäre eine Vereinigung der verschiedenen Provinzen angehörigen Redactoren schwerlich zu erzielen, es könnten, selbst wenn diese unter sich einig würden, Reclamationen, vielleicht gar Vorwürfe aus provinziellen Rücksichten gar nicht ausbleiben, sobald die aus dem reichen Material getroffene Auswahl nicht allgemeine Billigung fände, die schwerlich oft erwartet werden dürfte. Besser ist es also, die Vereine bleiben nebeneinander bestehen, benutzen ihre wissenschaftlichen und materiellen Kräfte nach Umständen und stellen ihre Leistungen durch Veröffentlichung derselben zu Jedermanns Recht: der provinziellen Eitelkeit, wenn man so sagen will, und deren Wünschen sowie der historischen Wissenschaft geschieht durch dieses Verfahren Genüge. Auch der Verf. huldigt in der Hauptsache dieser Ansicht.

Im Interesse unserer wissenschaftlichen Leser geben wir jetzt im Allgemeinen den Inhalt der einzelnen Bände an; wir folgen den Überschriften der Hauptabschnitte. Erster Band: 1) „Die Wenden." 2) „Die Begründung der deutschen Herrschaft im Wendenlande." 3) „Begründung der römischen Kirche im Wendenlande." 4) „Vikinger des Wendenlandes." 5) „St.-Adalbert, der Slawe, und der Abfall der Wenden." Dieser Band schließt mit der Regierungszeit Otto's III. Zweiter Band: 1) „Deutsche und Polen im Streite um das Wendenland." 2) „Vernichtung der deutschen und der polnischen Herrschaft im Wendenlande." 3) „Freiheit und Verwüstung im Wendenlande." 4) „Erneuerung der deutschen Oberherrschaft im Wendenlande." 5) „Erneuerung der Missionsthätigkeit im Wendenlande." 6) „Wirren aus der deutschen Herrschaft und den kirchlichen Bestrebungen im Wendenlande." Chronologisch reicht dieser Band bis auf Kaiser Lothar II. Dritter Band: 1) „König Konrad der Hohenstaufe und die Kreuzfahrer im Wendenlande." 2) „Die Wenden unter dem Sachsenherzog Heinrich und gegen Dänemark." 3) „Bündnisse des Sachsenherzogs und des Dänenkönigs gegen

die Wenden." 4) „König Waldemar's Herrschaft im Wendenlande." 5) „Die letzten Zeiten Waldemar's und Herzog Heinrich's." 6) „Die wendischen Geschichten." Dieser Abschnitt bildet einen werthvollen Schluß des Werks von S. 275—398.

Eine Geschichte der Wenden, so aufklärend und werthvoll eine solche auch für die Geschichte Norddeutschlands insbesondere sein würde, besitzen wir nicht. Und die slawischen Geschichtforscher der Neuzeit haben ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf diejenigen Slawen gerichtet, die ihre Nationalität entweder ganz oder doch im Wesentlichen zu bewahren im Stande gewesen sind; die Tendenz ihrer Geschichtschreibung macht dies erklärlich. Die Wenden dagegen sind germanisirt worden; sie sind dadurch in das Bereich der deutschen Geschichtschreibung gefallen, und zwar schon in so früher Zeit, wo sie noch nicht einmal die Bildung sich anzueignen vermocht hatten, um durch nationale Geschichtsdenkmäler das Andenken an ihr Leben und ihre Thaten in einem gewissen Zusammenhange der Nachwelt zu überliefern. Fremde, Feinde, ihre Besieger, die Deutschen übernahmen diese Rolle. Demgemäß behauptet auch unser Verf., daß wol wendische Geschichten, aber keine Geschichte der Wenden möglich sei. Er sagt über diesen Punkt wie wir glauben sehr wahr: „Eine in sich geschlossene und frei aus sich heraus entwickelte Nationalität treibt mit der historischen That das historische Wort hervor. Die Wenden haben es zu keinerlei geschichtlicher Überlieferung gebracht, nicht einmal zu historischen Gedichten wie die Germanen schon in den Tagen des Tacitus. Doch hatte das Volk seine eigene Schrift und war nicht ungebildet. Es hat rühmliche Kriegsthaten ausgeführt und Siege erfochten, nur einen nationalen Helden hat es nicht gehabt, der dem Epos und der Sage einen Inhalt hätte geben können. Ein gemischtes Geschlecht, schwankend in ihrem Glauben, Recht und Sitte nicht selten in schneidendem Widerspruch, waren die Wenden bereits eine zerfallene Nation, da sie mit den Franken in Berührung kamen. So konnte aus ihrer Mitte manches Tüchtige hervorgehen, was Einzelnen, was Familien, was Genossenschaften ausführbar ist, nichts, was nationale Einheit voraussetzt. Vermochten aber die Wenden in irgend welcher Form selbst nicht eine Geschichte der Wenden zu verwirklichen, so vermag es gerade darum der spätere Forscher ebenso wenig, er muß sich an wendischen Geschichten genügen lassen. Die Zeugen sind demnach ausschließlich Fremde, die meisten schon als Christen dem heidnischen Volke abgeneigt, also nicht immer unbefangene Träger der geschichtlichen Wahrheit; doch soll Niemand diese so machtlos glauben, daß sie nicht auch aus widerstrebendem Munde hervorbräche. Der Anfang der wendischen Geschichten liegt fern ab von den Sitzen der Nation, an den Ufern des Bosporus. Der Byzantiner Theophylakt ist es, der zuerst von den Slawen am westlichen Ocean berichtet hat, als Augenzeuge vermuthlich nicht, aber doch räumlich und zeitlich Dem, was er meldete, nahe genug, um glaubhafte Kunde davon erlangen zu können. Man wußte also zu Anfang des 7. Jahrhunderts in Byzanz von slawischen Anwohnern des Baltischen Meeres. Der wirkliche Eintritt der Nation in die subjective Geschichte fand aber erst in Folge der Kämpfe Karl's des Großen gegen sie statt; sie ging als überwundene in dem Triumphzuge des Kaisers, wer dessen Ruhm verkündete, gedachte auch ihrer."

Bei den allbekannten verwickelten Verhältnissen und Kämpfen, in welche das Deutsche Reich, die norddeutschen Fürsten und die Bischöfe mit dem Wendenlande geriethen, bei der immer wachsenden Heftigkeit des Zusammenstoßes der deutschen Macht mit dem skandinavischen Norden, in welchen Kampf wir die wendischen Stämme zugleich vielfach verflochten sehen, endlich bei der theilweisen Lückenhaftigkeit und Parteilichkeit der Quellen, die in einzelnen Fällen aber auch wieder sehr zahlreich und mannichfaltig sind, muß es in der That für ein sehr verdienstliches Unternehmen erklärt werden, daß der Verf. in jenes Chaos Licht, Ordnung und Zusammenhang zu bringen und sichere Geschichtsresultate zu gewinnen gesucht hat. Der Verf. beurkundet eine umfassende und genaue Bekanntschaft mit den Quellen und eine umsichtige Benutzung derselben. Fleiß und Liebe zu seiner Aufgabe sind durch das ganze Werk hindurch bemerkbar. Hier und da könnte man vielleicht eine etwas größere Beschränkung wünschen; einige nordische Raubzüge und Fehden, wie sie so oft, aber ohne Bedeutung, für den Stand der Dinge in ihrer Zeit wiederkehren, könnten vielleicht kürzer gefaßt oder ganz übergangen sein; dessenungeachtet darf man die Erzählung solcher Scenen nicht für völlig bedeutungslos oder unnütz ansehen. Sie sind vervielfachte Bilder der Zeit und veranschaulichen die schweren Prüfungen, welche die nordgermanischen, skandinavischen und wendischen Volksstämme zu bestehen hatten, bevor eine neue, der Menschheit und ihrer Bestimmung entsprechendere und würdigere Ordnung der Dinge eintreten konnte: der Germanismus und das Christenthum als die stärkern und lebenskräftigern Elemente der neuen Bildung siegten, der Slawismus unterlag; sein Territorium ward gewonnen und diente von nun an dem Geiste des Christenthums und der Germanen zur breitern Grundlage seiner welthistorischen Entwickelung. Betrachten wir also des Verf. Werk nicht blos von der objectiven Seite, sondern auch von dem soeben angegebenen Gesichtspunkte aus, so erscheint es als ein um so wichtigerer Beitrag zur Geschichte des Deutschen Reichs überhaupt und des nördlichen Deutschlands insbesondere während der ersten Hälfte des Mittelalters. Die Kenner unserer neuen deutschen Geschichtsliteratur werden darum auch ohne besondere Hinweisung auf den Gedanken kommen, daß die vorliegenden „Wendischen Geschichten" an Ranke's „Jahrbücher des deutschen Reichs", an Gervais' „Politische Geschichte Deutschlands unter Heinrich V. und Lothar III.", sowie an Jaffé's Preisschrift „Geschichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen" (Berlin 1813) theils erweiternd, theils auch berichtigend sich anschließen.

Was die Darstellung des Verf. betrifft, so empfiehlt sie sich in Bezug auf ihre Anordnung durch Übersichtlichkeit und rücksichtlich der Sprache durch Klarheit, Angemessenheit, und nicht selten bei Schilderungen besonderer Ereignisse durch eine Kürze, welche dem Verständnisse und der lebendigen Anschauung sehr förderlich ist: das Ganze trägt eine gewisse individuelle Färbung an sich, welche beweist, daß es aus des Verf. selbständigen Studien hervorgegangen und getreu dem Bilde entworfen ist, das ihm nach Maßgabe derselben in der Seele entstanden war. Der Gang der Erzählung schwebt nicht im Freien, sondern fußt allenthalben mit möglichster Sicherheit auf die Quellen, ohne sklavische Abhängigkeit zu verrathen. Nur einen Wunsch hätten wir, um die Brauchbarkeit des Werks zu erhöhen, gern erfüllt gesehen, nämlich den, daß demselben ein chronologisches Verzeichniß der merkwürdigsten Begebenheiten, nach Jahreszahl und Datum, beigegeben sein möchte, um desto leichter die Berichtigungen wahrnehmen zu können, die entweder für die allgemeinen deutschen Geschichtswerke, oder für die Specialgeschichten Norddeutschlands, oder auch für größere Geschichtstabellen von Interesse sind. Da dieses Bedürfniß nicht befriedigt ist, so macht es große Mühe, die Einzelheiten zu dem angegebenen Zwecke aus dem drei Bände starken Werke herauszufinden. Denn Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß solche Specialuntersuchungen, wie sie der Verf. geliefert hat, ihren Werth wesentlich erhöhen, wenn sie ihre berichtigenden Ergebnisse sowol in einzelnen Dingen als in der Hauptsache an die allgemeinen Geschichten abzugeben geeignet sind. Übrigens dürften es die heutigen slawischen Geschichtforscher unserm Verf. Dank wissen, daß er einem ihrer bis auf geringe Überreste untergegangenen Volksstämme so viel Fleiß gewidmet und ihn mit Gerechtigkeit beurtheilt hat; sie können es wenigstens als einen Beweis ansehen, wie die deutsche Geschichtschreibung ernstlich bemüht sei, den bisher nicht immer mit Unrecht ausgesprochenen Vorwurf der Parteilichkeit gegen die Slawen nicht mehr zu verdienen.

Karl Zimmer.

Literarische Notiz.

Allen, welche sich für den Kampf interessiren, dessen Gegenstand in Frankreich das Unterrichtswesen ist, darf folgende Schrift empfohlen werden: „Die Jesuiten und die Universität. Von F. Génin, Professor an der philosophischen Facultät in Strasburg. Nebst einem Anhang: Geschichte der Verbannung der Jesuiten aus Spanien, Portugal und Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt von Gottlob Fink" (Verlags- und Sortimentsbuchhandlung zu Belle-Vue bei Konstanz, 1844, gr. 8., 1 Thlr. 15 Ngr.). Von dem Begriffe des Ultramontanismus ausgehend kommt Hr. Génin zu den Jesuiten vor 1830, dann schildert er ihr Treiben seit der Julirevolution, die Mittel, deren sie sich bedienen, um die höhern Stände für sich zu gewinnen und auf die untern Classen zu wirken, die Tyrannei, welche sie im Bunde mit den Bischöfen gegen die übrige Geistlichkeit üben, weist ihre Angriffe auf die Universität mit schlagenden Thatsachen zurück und gießt zugleich eine solche Lauge treffenden und vernichtenden Spotts über die einzelnen Kämpfer, die mit dem I. H. S. im Banner auf dem Kampfplatze erschienen sind, daß sein Buch dadurch nicht blos zu einem der belehrendsten, sondern auch, was bei solchen Streitschriften selten ist, unterhaltendsten wird, welche dieses Fach der Literatur zählt. In der dritten Abtheilung unterwirft er das Unterrichtssystem der neuen Jesuiten einer ebenfalls durchaus mit beglaubigten Thatsachen belegten Kritik und prüft die Wirksamkeit derselben als Lehrer und Prediger, als Seelsorger und Beichtväter, als Schriftsteller und Journalisten. Als Anhang hat der Übersetzer den Aufsatz über die Geschichte der Verbannung der Jesuiten aus Portugal, Frankreich und Spanien sowie der gänzlichen Aufhebung des Ordens durch Clemens XIV. beigegeben, welchen der Vicomte Alexis de Saint-Priest im April d. J. der „Revue des deux mondes" mitgetheilt hat. Die Darstellung des Grafen, der einer berühmten Staatsmännerfamilie angehört und selbst Gesandter an den Höfen von Rio-Janeiro, Lissabon und Kopenhagen war, enthält viel Neues, da sie fast ganz aus ungedruckten Urkunden, Depeschen und Familienpapieren geschöpft ist. 54.

Bibliographie.

Albrecht, F. H. J., Handbuch der Philosophie für Gymnasien. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 27½ Ngr.

Amandus und Amanda. Familiengemälde von H. Amas. Zwei Theile. Oldenburg, Stalling. 12. 1 Thlr.

Die Armuth und die Mittel, ihr entgegen zu wirken. Von einem Manne aus dem Volke. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Bähr, J. C. F., Geschichte der römischen Literatur. 3te durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1ster Band, den allgemeinen Theil und die Poesie enthaltend. Karlsruhe, Müller. Gr. 8. Preis für beide Bände 5 Thlr.

Bauer, E., Volksbibliothek. Ein Lesebuch für Jung und Alt, besonders für Stadt-, Dorf- und Schulbibliotheken und Lesezirkel. 1stes Bändchen. Meißen, Klinkicht und Sohn. 8. 10 Ngr.

Castelli's, J. F., Sämmtliche Werke in funfzehn Bänden. Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl. 1ste Lieferung. Wien, A. Pichler's sel. Witwe. Jede Lieferung 1 Thlr. 5 Ngr.

Chateaubriand, F. A., Vicomte de, Leben des Armand Jean le Bouthillier de Rancé, Wiederhersteller des Trappisten-Ordens. Aus dem Französischen. Ulm, Heerbrandt und Thämel. Gr. 16. 15 Ngr.

Echerolles, Alexandrine des, Erinnerungen aus meinem Leben. Übersetzt und mit von der Verfasserin selbst gelieferten Verbesserungen und Zusätzen vermehrt von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Altenburg, Schnuphase. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Engel's, J. J., Schriften. 1ster Band: Der Philosoph für die Welt. 1ster Theil. Berlin, Mylius. Gr. 16. 10 Ngr.

(Faber.) Hr. von Hormayr und die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Piece aus den „Politischen Predigten des Dr. Faber". Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fecht, C. L., Über die Fortdauer des menschlichen Geistes, in Briefen. Ein Weihegeschenk frommer Frauen und Jungfrauen an denkende Männer. Freiburg im Br., Lippe und Wirth. Gr. 8. 20 Ngr.

Fellenberg, W. von, Ideen und Grundzüge zu einem Plane für die Verbesserung der Landescultur. Eine Denkschrift an die Regierungen und landwirthschaftlichen Vereine Deuschlands. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Düsselthal, Rettungsanstalt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fischer, Charlotte, Neue Original-Polterabend-Gedichte. Hamburg, Berendsohn. 8. 5 Ngr.

Fritze, A. E., Ideen zu einer, dem Geiste des Christenthums und den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden, innern und äußern Umgestaltung der evangelischen Kirche. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fulda, K., Aphorismen eines freien Lehrers. Weißenfels, Meusel. 8. 5 Ngr.

Goldschmidt, J., Kleine Lebensbilder. Aus der Mappe eines deutschen Arztes. 1ster Theil. Oldenburg, Stalling. 8. 20 Ngr.

Greverus, J. P. E., Über Liedertafeln und Liederfeste. Oldenburg, Stalling. 8. 6¼ Ngr.

Guizot, F. P. G., Allgemeine Geschichte der europäischen Civilisation in vierzehn akademischen Vorlesungen. Nach der fünften Auflage frei übertragen von C. Sachs. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heinemann, F., Die deutschen Freiwilligen in Griechenland, bis zu ihrer Wiederauflösung unter König Otto I., nebst Reisebeschreibung von München bis zur Landung auf jenem classischen Boden und Topographie der wichtigsten Plätze dieses Landes. Heiligenstadt, Delion. 8. 26¼ Ngr.

Historie von der schönen Magelone, eines Königs Tochter von Neapel, und einem Ritter, genannt Peter mit den silbernen Schüsseln, eines Grafen Sohn von Provence. Aus der französischen Sprache übersetzt durch Veit Warbeck. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 7½ Ngr.

v. Holtzendorff-Vietmansdorf, Gemeinden, Steuern und Vertretung. Mit einer tabellarischen Übersicht der Landtagspetitionen und der darauf ergangenen Landtagsabschiede. Selbstverlag des Verf. Gr. 8. 20 Ngr.

Josty, D., Le Citoyen du monde. (Der Weltbürger.) Offert en trois langues par etc. (Französisch, deutsch, romanisch.) Berlin, Mittler. 8. 1 Thlr.

Lamping, C., Erinnerungen aus Algerien. Oldenburg, Schulze. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ludwig, F., Maria Magdalena. Religiöse Dichtungen. Frankfurt a. M., Brönner. 12. 18¾ Ngr.

Naumann, F., Der Tod in allen seinen Beziehungen, ein Warner, Tröster und Lustigmacher. Als Beitrag zur Literaturgeschichte der Todtentänze. Mit drei Tafeln. Dresden, Grimm. 12. 22½ Ngr.

Orla. Dramatische Dichtung. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Reich der Flora. Vom Verfasser des Werkes: Der Selam des Orients. Sieben Bände. Berlin, Hayn. 12. Jeder Band 1 Thlr.

Sommer, F. v., Konrad von Wallenrode, Hofmeister des deutschen Ordens. Ein historischer Roman nach Quellen bearbeitet. Drei Bände. Berlin, Hayn. 12. 3 Thlr.

Älteste und alte Zeit. Fragmente. V. 1. Cimbern und Sueven. 2. Nemeten, Vangionen und Triboken. 3. Iberen in Europa und Amerika. Vom Verf. des Magusanischen Europa. Hanover, Helwing. Kl. 8. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 222. — 9. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

Während jetzt Rumohr in Rothenhausen mit der Herausgabe der „Forschungen" beschäftigt war, besuchten ihn öfters jüngere Künstler aus Hamburg, die von seinen Sammlungen und seinem Interesse an ihrer Thätigkeit angezogen wurden. Von diesen nahm Rumohr einen talentvollen sechzehnjährigen Jüngling, Namens Friedrich Nerlich, in sein Haus, suchte ihm früh die Handhabung aller malerischen Werkzeuge methodisch beizubringen und leitete die künstlerische und wissenschaftliche Ausbildung. Nerlich's Heranwachsen zur männlichen Reife und sein glühendes Verlangen, das Vaterland der Künste zu betreten, wo er sich später unter dem Namen Nerly die allgemeine Anerkennung und Liebe erwarb, trafen mit Rumohr's Wunsche zusammen, nach Beendigung der Herausgabe des zweiten Theils der „Forschungen" für einen dritten, der die Untersuchung durch eine umfassende Arbeit über das Zeitalter Rafael's abschließen sollte, an Ort und Stelle neue Materialien aufzufinden.

Ehe Rumohr im Frühjahr 1828 in Nerlich's Begleitung seine dritte Reise nach Italien antrat, verweilte er einige Zeit in Dresden und in Berlin. In Dresden fand er in jener Fülle von Meisterwerken, die einst die Richtung seiner Lebensbestrebungen bestimmte, die Krone von allen, Rafael's Madonna, durch Palmaroli's unglückliche Restauration entstellt. Die öffentliche Verbreitung seiner mündlichen Misbilligung veranlaßte ihn zu einer umständlichen und lehrreichen Auseinandersetzung seiner Ansichten über diese und andere neuere Wiederherstellungsversuche alter Meisterwerke („Kunstblatt", 1828, Nr. 38). In Berlin nahm Rumohr den lebhaftesten Antheil an dem Emporsteigen des neuen Museums, mit welchem der geistreichste Architekt der neuesten Zeit eine Epoche in der Architektur Norddeutschlands begründete. Genaue Bekanntschaft mit den zur Ausschmückung bestimmten Gemälden, und der Wunsch, den mannichfaltigen Sprossen des Baumes der Kunstgeschichte neue und zugleich die Blüten der Vollendung hinzuzufügen, begleiteten Rumohr nach Italien und veranlaßten ihn, mit Zurücksetzung der literarischen Absichten, seine Zeit auf die edelste und uneigennützigste Weise diesem Zwecke aufzuopfern. Die Reise ging von Anfang an nicht ganz nach Rumohr's Wunsch, schon in Mantua beschädigte er sich durch einen Fehltritt den Fuß, was später während zwei Monaten seine Thätigkeit in Florenz lähmte. Dann knüpfte er mit Metzger in Florenz und dem Marchese Nerli in Siena, wegen Bilderverkaufs Unterhandlungen an, welche ihn selbst nöthigten, den für seine Gesundheit erfoderlichen Gebrauch der Seebäder an der genuesischen Küste aufzugeben.

Inzwischen traf der Kronprinz von Preußen in Florenz ein, und Rumohr wurde die ehrenvolle und schwierige Aufgabe zu Theil, diesen für alles Schöne in so hohem Grade empfänglichen Fürsten in vier Tagen durch die Kunstwelt der Arnostadt zu führen. Dann geleitete Rumohr den Kronprinzen durch die alterthümlichen Gebäudemassen des hochgelegenen, malerisch gruppirten Siena, dessen reichgeschmückter schattiger Dom und alte Malerschule durch das Gepräge einer auf religiöse Hingebung und bürgerliche Freiheit basirten poetischen Blütezeit so mächtig auf jedes edle Gemüth wirken.

Der Kronprinz hatte in Mailand ein verkäufliches Bild gesehen, welches dort dem Rafael zugeschrieben ward, und Rumohr, dessen Meinung der Prinz zu vernehmen wünschte, da das erregte Wohlgefallen nicht alle Zweifel niederschlug, ließ sich durch den preußischen Gesandten in Rom Geheimrath Bunsen bewegen, eine Reise nach Mailand zu unternehmen. Hier angelangt fand er sich in seinen Erwartungen in Betreff des Bildes getäuscht, der Aufenthalt, der sich durch die Aussicht auf andere Erwerbungen bis auf drei Monate verlängerte, befriedigte ihn wenig, und zuletzt mußte der Ankauf der von ihm vorgeschlagenen Gemälde aus dem 16. Jahrhundert von großartiger Wirkung, woran das berliner Museum so fühlbaren Mangel litt, wegen eingetretener Verhältnisse unterbleiben. Da traf es sich, daß Rumohr für die zu seiner Disposition gestellte Summe von 117 Louisdor ein schönes von Valerio Vincentino gearbeitetes Gefäß von Bergkrystall, mit reicher Fassung, von Benvenuto Cellini erwarb, das ihn aus Besorgniß, es möchte auf dem Transport beschädigt werden, zuletzt veranlaßte, es

selbst nach Berlin zu überbringen. Hier nahm Rumohr den lebhaftesten Antheil an der historischen Bestimmung der einzelnen für das neue Museum ausgewählten Gemälde, und nach der Rückkehr nach Rothenhausen wurde ihm vom Staatsminister von Humboldt angezeigt, der Kronprinz wünsche, daß die zur Auswahl und Anordnung der Gemälde des Museums ernannte Commission sich mit ihm in Verbindung setzen möge. Rumohr erklärte sich nach Einsicht der ihm mitgetheilten Sitzungsprotokolle im Einzelnen mit den Deliberationen der Commission einverstanden, stellte aber im Allgemeinen einen ganz verschiedenen Plan auf, der mit leichten Abänderungen angenommen wurde. Gleichzeitig erhielt Rumohr vom König und vom Kronprinzen mehrfache Zeichen ihrer Gunst und Erkenntlichkeit.

Wie mir Rumohr am 30. April 1832 nach Rom schrieb, hätte er auf dieser letzten Reise gewünscht, Fea's matt gesammelte und matt benutzte Forschungen in einem größern Maßstab im Archiv der Peterskirche und in andern römischen Archiven bis zur Zusammenstellung eines Codex diplomaticus der Kunstgeschichte des Papstes Julius II. fortsetzen zu können. Er würde das später von Gaye und Passavant mehrfach besprochene Gedicht des Giovanni Santi in der vaticanischen Bibliothek abgeschrieben, die öffentlichen und Familienarchive in Perugia und Citta di Castello für Rafael's Jugend, das der Gonzaga zu Mantua für Giulio Romano und Tizian und das der Medici zu Florenz für die Regierungen Leo's X. und Clemens' VII. untersucht haben. In Urbino hätte er eine Revision der Untersuchungen Pungileoni's für nöthig und eine Nachlese möglich erachtet.

Obwol nun Rumohr keine Gelegenheit gefunden hatte, seine frühern Forschungen für das Zeitalter Rafael's, die er nach einem so umfassenden Plane fortsetzen wollte, irgend zu bereichern, so beschloß er sie doch, die Hoffnung einer baldigen Rückkehr nach Italien aufgebend, zur Herausgabe zu ordnen, da sie ihm im Vergleich zu den Schriften Anderer über denselben Gegenstand noch sehr erheblich schienen.

Der Aufsatz: „Über Rafael von Urbino und dessen nähere Zeitgenossen", welcher den Hauptinhalt des 1831 gedruckten dritten Theils der „Italienischen Forschungen" bildet, konnte den Erwartungen, die Rumohr insbesondere durch den Entwurf einer Geschichte der umbrisch-toscanischen Kunstschulen für das 15. Jahrhundert erregte, nicht entsprechen. Man suchte eine großartige Auffassung und Darstellung der geistigen Zustände und des nach allen Seiten hin thätigen Kunstlebens überhaupt in jener glänzendsten Periode der neuern Kunstgeschichte und fand nicht einmal ein vollständiges Bild der geistigen, poetischen und künstlerischen Entwickelung und Thätigkeit des vielseitigsten und größten Malers der neuern Welt, sondern nur eine Reihefolge scharfsinniger, feingefühlter und geistreicher Bemerkungen über seine Werke und einzelne Lebensverhältnisse. Über Urbino und Giovanni Santi theilt Rumohr nichts von Wichtigkeit mit, er beurtheilt Letztern, dessen Lebensgeschichte und kunsthistorische Stellung zuerst durch Passavant's umfassendes und verdienstvolles Werk festgestellt ward, nach dem Bilde des berliner Museums, das offenbar nicht ihm, sondern dem Timoteo della Vite angehört, da hier wie öfters seit dem erwachten Interesse an den Leistungen des Giovanni Santi die Inschrift verfälscht wurde.*) Bei der Aufzählung der Jugendwerke Rafael's verleitete Rumohr das mit der Anerkennung seiner schriftstellerischen Verdienste gewachsene Selbstgefühl zu manchen künstlichen Combinationen und kecken Annahmen. Von letztern will ich beispielsweise nur die erwähnen, daß Ridolfo Ghirlandajo Rafael's am fleißigsten vorbereitetes Gemälde, die Grablegung, beendigt habe, worin dieser die Ergebnisse seiner [florentinischen] Studien mit dem tiefsten Gefühl der umbrischen Schule in einer über alle Theile gleichverbreiteten Vollendung verschmolz. Bei vielen andern Behauptungen tritt uns dagegen die Wahrheit der Ansicht Rumohr's mit entschiedener Evidenz entgegen, wie da, wo er Rafael's Mitwirkung bei dem Gemälde des Pinturicchio in S. Girolamo zu Perugia vermuthet. Vergebens sucht man bei Rumohr eine genauere Würdigung der Mitschüler Rafael's, insbesondere des Giacomo Spagna, dessen frühere und bessere Werke sich in der äußern Erscheinung am meisten Rafael's spätern Jugendbildern annähern, obwol sein gemüthvolles aber beschränktes Wesen den frühern Spuren eines nach allen Seiten hinausstrebenden Genius und eines tiefern Seelenlebens gegenüber nicht zu verkennen ist.

Viel Treffliches enthalten Rumohr's Bemerkungen über Rafael's Leistungen zu Rom unter der Regierung des Papstes Julius II., er hob jedoch blos die in ihnen dargelegte technische Entwickelung des Künstlers hervor, ohne auf die oft schwierige Deutung der einzelnen auf die gelehrte Weltansicht des Zeitalters begründeten Gemälde sowie des innern Zusammenhangs der verschiedenen Darstellungen in den Stanzen des Vaticans näher einzugehen, wofür trotz der lobenswerthen Bemühungen Platner's und Passavant's noch Manches insbesondere im Zimmer des Heliodor zur Bestimmung der tiefern Beziehung zwischen den Deckengemälden und den Hauptdarstellungen auf den Wänden zu leisten übrig bleibt. Fruchtlos scheinen Rumohr's Bemühungen, das bekannte Bildniß des Bindo Altoviti in München für ein Spiegelbild des Rafael selbst zu erklären.

Die historische Zusammenstellung des großartigen ungestümen Julius mit dem feinen, gelehrten und weichlichen Leo ist treffend und geistreich. In dieser Charakteristik war ihm freilich Carlo Fea**), aber in der ihm eigenthümlichen energischen und einseitigen Weise,

---

*) Noch vor wenigen Jahren wurde das Bildniß eines unbekannten Knaben, durch eine evident moderne Inschrift als das des Rafael von der Hand des Giovanni Santi bezeichnet, in Rom für eine bedeutende Summe von einem Engländer erworben und dem König von Preußen eine Copie übersendet.

**) Notizie intorno Raffaele Sanzio da Urbino. Parte II. Paralello di Giulio II. con Leone X. (Rom 18[illegible].)

vorangegangen, welche die ebenso einseitige Entgegnung Ratti's *) hervorrief. Aber viele der bedeutendsten spätern Werke Rafael's, insbesondere die für die Tapeten gefertigten Cartons, worin sich der eigenthümlich dramatische Geist der spätern Rafael'schen Kunst und die männliche Auffassungsweise christlicher Gegenstände im Gegensatz zu der in den frühern Werken vorherrschenden sehnsuchtsvollen Lyrik auf eine so glänzende Weise offenbart, werden nur sehr vorübergehend charakterisirt.

Glücklich bezeichnet Rumohr Rafael's Eingehen in die mythologischen Aufgaben und das Umschaffen derselben zu einem modernen Kunstelement im Zeitalter Leo's X. Das Hervorheben der ununterbrochenen Fortpflanzung und der mannichfaltigen Bedingung antik-mythologischer Vorstellungen in Poesie, Kunst und Volksleben, durch alle Zeiten des Mittelalters bis auf unsere Tage, ist ein noch zu lösendes Problem. In der italienischen Poesie verwebte sich jenes Element theils organisch mit den neuen Gestalten des Christenthums, wie bei Dante, theils durchdringen sich in wunderbarer Mischung und zu keinem ideellen Ganzen verschlungen, antike und christlich-mythologische Gebilde, wie in den Werken des Sannazzaro und in der Reihefolge von Lobgedichten auf die Päpste des 15. und 16. Jahrhunderts, welche handschriftlich in der vaticanischen Bibliothek aufbewahrt werden und ein merkwürdiges Zeugniß von Dem ablegen, was man den Päpsten als Schmeichelei sagen konnte; theils endlich ist die Mythologie wie in unsern Tagen der Anruf der Muse eine äußerliche Maschinerie und ein Surrogat für poetische Gedankenarmuth. In den Künsten wurden von den ersten Zeiten des Christenthums an antike Gestalten und Motive zu christlichen Vorstellungen umgebildet, aber die mythologischen Vorstellungen selbst umschwebten oft als heiteres Gedankenspiel, als einfassende Groteske die ernsten Erscheinungen der Religion. Rafael allein von allen Malern ist es gelungen, die Mythenwelt des Alterthums in einer Weise zu reproduciren, daß seine Erfindungen trotz einzelner Fremdartigkeiten dem Geiste der Composition nach einem spät griechischen Künstler angehören könnten, während sie gleichzeitig fest auf dem Boden ihres Zeitalters stehen. Hierin kam ihm Correggio in den Fresken von S. Paolo zu Parma am nächsten, die uns vielleicht noch mehr als Rafael's Werke die Charis der Griechen vergegenwärtigen können. In den frischen Erfindungen des Giulio erdrückt schon die mächtige übersprudelnde Kraft der von einer gewaltigen Gegenwart erfüllten Subjectivität den zarten Hauch griechischer Anmuth und sinnvollen Eingehens in die Vorbilder des Alterthums.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Lettera al Sig. Avv. Carlo Fea sul di lui parallelo di Giulio II. con Leone X. (Rom 1822.)

Réquisitoires, plaidoyers et discours de rentrée prononcés par M. *Dupin*, procureur-général à la Cour de cassation, avec le texte des arrêts, depuis le mois d'Août 1830 jusqu'à la rentrée de 1842. Paris 1843.

Man hat die drei Brüder Dupin, die sich fast auf Einem und demselben Gebiete berühmt gemacht haben, die besten Vertreter der nach allen Richtungen hin thätigen, sarkastischen, interessirten und durch und durch prosaischen Gegenwart genannt. Vorzüglich ist es André Marie Dupin, der den eigentlichen Repräsentanten des Mittelstands abgeben kann, welcher sich in der Julirevolution die öffentliche Gewalt erobert hat. Er ist witzig, lebendig, wie unsere ganze auf praktische Zwecke gerichtete Zeit. Dieser Umstand gibt gerade seinen Reden ein wahrhaft historisches Interesse. Man darf in denselben weder eine tiefere Gelehrsamkeit, noch ergreifende Gedanken, noch jene noble Gesinnung suchen, die uns erhebt und unsere Brust schwellen macht. Aber dafür spiegeln sich in ihnen alle Richtungen, alle Ideen und das ganze Wesen der Gegenwart. Der Ausdruck hat nichts Hinreißendes; aber dafür ist er kurz und bündig; er trifft den Nagel auf den Kopf und verfehlt seine Wirkung nicht.

Hr. Dupin hatte schon im J. 1836 in drei Bänden die Reden und Vorträge zusammengestellt, welche er seit 1830, wo er das Barreau mit dem Parquet vertauschte, gehalten hatte. Wir bekommen jetzt drei neue Bände, welche die begonnene Sammlung in chronologischer Ordnung fortführen. Dieselben stehen den frühern Bänden weder an Reichhaltigkeit noch an Interesse nach. Abgesehen von ihrer allgemeinen Bedeutung sind sie insbesondere für die Geschichte des französischen Rechts, wie es sich seit der Julirevolution gestaltet hat, von der größten Wichtigkeit. Dupin läßt keinen einzigen Punkt, der während der verflossenen dreizehn Jahre in der Jurisprudenz zur Sprache gekommen ist, vorüber, ohne ihn von seinem Standpunkt aus zu beleuchten. Ob seine Ansicht immer die wahre ist, ob sie namentlich stets einer tiefergehenden wissenschaftlichen Prüfung Stich hält, ist freilich eine andere Frage. Dupin schlägt sich nicht mit allgemeinen Theorien herum, und fast nie erhebt er sich zur Abstraction; aber dafür drischt er auch nirgend leeres Stroh, und wo er immer eine Frage angreift, da ergibt sich für ihn ein praktisches Resultat.

Es wäre ermüdend, wenn wir das lange Register der drei dicken Bände, welche uns vorliegen, durchlaufen wollten. Nur auf zwei Punkte, welche namentlich auch wol für deutsche Gelehrte einiges Interesse bieten möchten, wollen wir hier aufmerksam machen. Es ist dies die Angelegenheit der Protestanten von Montargis, die, was auch Dupin immer sagen möge, bei der Staatsgewalt den Schutz nicht fanden, auf den sie Anspruch machen konnten. Bei dieser Gelegenheit dringt Dupin darauf: daß man die Freiheit des Cultus zwar schützen, zugleich aber auch die Cultuspolicei aufrecht halten müsse, oder daß mit Einem Worte weder Alles erlaubt noch Alles verboten, aber eine fortwährende Beaufsichtigung ausgeübt werden müsse. Der zweite Punkt, den wir hier vorzüglich hervorheben wollen, betrifft das Duell. Es ist eine ernste Frage, welche Dupin hier behandelt, ob nämlich das Duell als crime oder als délit im Strafcodex aufzuführen sei. Der Umstand, daß der Zweikampf bis jetzt im französischen Gesetzbuche keine besondere Erwähnung gefunden hat, ist um so auffallender, da er bis zum J. 1789 einer äußerst harten Strafe unterworfen war. Diese Lücke im „Code pénal" hat unter den französischen Juristen zwei sich schroff gegenüberstehende Ansichten hervorgerufen. Die Einen behaupten nämlich, daß, wenn der Gesetzgeber des Duells keine Erwähnung thäte, es deshalb geschähe, weil er dasselbe wirklich nicht bestraft wissen wolle, während die Andern die Ansicht aufstellen, das Duell habe keiner besondern Anführung bedurft, da eigentlich Alles, was vom Todtschlage gesagt werde, auch auf den Zweikampf An-

wendung finde. Die Aussage eines der Rechtsverständigen, welche an der Ausarbeitung des „Code" betheiligt waren, spricht dafür, daß letztere Ansicht den Gesetzgebern eigentlich vorgeschwebt habe. Treilhard, einer der Redactoren des „Code", sagt ausdrücklich: „Wir haben vom Duell nicht gesprochen, weil wir ihm nicht die Ehre anthun wollten, es einzeln aufzuführen." Dies sind also die beiden Ansichten, welche sich bei dieser wichtigen Frage gegenüber standen, und von denen sich bald die eine, bald die andere Geltung zu verschaffen wußte, bis endlich in Folge mehrer Aussprüche des höchsten Gerichts das System der Duldung, das System des laissez faire allgemein herrschend wurde. So standen die Sachen, als Dupin die ganze Frage 1837 aufs neue ins Auge faßte und den Gerichtshof, bei dem er angestellt ist, vermochte, diese wichtige Angelegenheit in ernste Erwägung zu ziehen. Die Reden, welche Dupin bei dieser Gelegenheit gehalten hat und in denen er die Strafbarkeit des Duells in allen Richtungen beleuchtet, gehören zu den glänzendsten Proben seiner Beredtsamkeit. Seine Bemühungen wurden mit dem gewünschten Erfolge gekrönt, und seit dieser Zeit haben sich in Frankreich die Duelle, auf die eine strenge Strafe gelegt ist, auf eine sichtbare Weise verringert. Indessen kann man sich nicht verhehlen, daß sie noch seltener vorkommen würden, wenn nicht die Geschworenen noch unter dem verderblichen Vorurtheile ständen, daß der Zweikampf eine Ehrensache sei, die man nicht ohne seine Ehre zu beflecken ablehnen könne. Es zeigt sich dies namentlich darin, daß jetzt die bestehenden Strafen von der Jury nie in ihrem ganzen Umfange erkannt werden, sondern daß man regelmäßig Milderungsgründe aufzufinden und so das Gesetz zu umgehen weiß.

Die sogenannten „Discours de rentrée", mit denen vorliegende Sammlung eröffnet wird, sind zum Theil schon in einem größern Kreise bekannt, wenigstens sind einige derselben zu ihrer Zeit von verschiedenen politischen Blättern besprochen worden. Einige dieser Reden sind wahre Meisterstücke. Dazu rechnen wir namentlich diejenigen, welche der von den Franzosen mit Vorliebe und mit besonderm Glück gepflegten Gattung der Eloges angehören. Hier reiht sich Dupin oft würdig an Alembert, Cuvier und Mignet an. Er wählt natürlich in diesen Reden immer solche Männer, die entweder als Lehrer oder als Anwender des Gesetzes sich einen bleibenden Namen gemacht haben. Bei der Darstellung der unsterblichen Verdienste eines L'Hôpital, eines Etienne Pasquier, eines Molé, eines Merlin und Malesherbes scheint es dem skeptischen Dupin doch auch zuweilen warm um das Herz geworden zu sein. 6.

Notizen.

Vernichtung von Alterthümern in Irland.

Unter dieser Aufschrift führt ein im „Athenaeum" enthaltener Aufsatz schwere Klage über den fast systematischen Vandalismus, mit welchem man in Irland gegen die Überreste der Vorzeit verfährt. Früher begnügte man sich, die in verschiedenen Theilen der Insel in ziemlicher Menge aufgefundenen Kunstwerke aus edlem Metall einzuschmelzen. Erst kürzlich noch ward ein solches aufgefunden, welches sich jetzt im Besitze des Geistlichen De Todd befindet und an Gewicht dem Werthe von 200 Sovereigns gleichkommt. In neuerer Zeit hat sich aber die Zerstörungssucht auch auf die Denkmäler von Stein erstreckt. Der Verf. des Aufsatzes zählt eine Reihe solcher Fälle auf. Der Besitzer des Grundstücks von New-Grange hat die Absicht, das daselbst befindliche Riesendenkmal aus der Druidenzeit, die irische Pyramide nicht mit Unrecht genannt, abzubrechen, aus keinem andern Grunde, als „weil es ihm den Boden belaste". Zu Mellifont hat man eine große Mühle aus den Steinen der schönen Klostergebäude erbaut, welche jetzt nur noch zum Theil diesen reizenden Ort zieren. Der Kirchhof zu Monasterboice umschließt einen der schönsten runden Thürme; außerdem befinden sich daselbst die Trümmer von zwei kleinen alten steinernen irischen Kirchen und drei höchst künstlich gearbeitete steinerne Kreuze von 18 — 20 Fuß Höhe; aber der Kirchhof ist gänzlich überwachsen, und die Heiligkeit des Ortes ist seine einzige Schutzwehr. Zu Clomnacnoise befanden sich noch vor vierzig Jahren auf den Grabsteinen einige hundert Inschriften in altirischem Charakter, von denen jetzt kaum noch ein Dutzend und zwar von den am mindesten bedeutenden übrig sind; die großen Steinplatten, worauf sie gegraben waren, hat man zu Werkstücken an Thorwegen und anderm massiven Mauerwerke verwendet. Der Architekt Peter ward bei Gelegenheit des Aufsuchens solcher Steine zu Baumaterial auf das Studium der irischen Alterthümer geleitet, und seine sorgfältig ausgeführten Zeichnungen müssen jetzt zur einzigen Aushülfe für die Kenntniß architektonischer Denkmäler in Irland in vieler Beziehung dienen. Zu Glendaloch in der Nähe von Dublin sind von den sieben Kirchen drei bis auf den Grund niedergerissen; die sämmtlichen von Ledwich beschriebenen charakteristischen Kunstwerke in Stein, welche wahrhaft einzig in Irland waren, sind verschwunden; zum Theil hat man sie als Schlußsteine an den Bogen der Derrybawnbrücke verwendet. Die kleine Kirche, St.-Kevin's Küche genannt, ist zu einem Schafstalle geworden; die Abteikirche mit Bäumen und Gesträuch über- und umwachsen. Die verwandte Bauart der Kirchen in Irland und im Norden von England macht die Erhaltung dieser irischen Alterthümer auch für den englischen Alterthumsfreund wichtig. Es ist daher ein Mangel, daß die neulich in England begründete Gesellschaft für Erhaltung britischer Alterthümer ihr Augenmerk nicht auch auf die Schwesterinsel ausdehnt. Der Verf. macht daher am Schlusse seines Aufsatzes auch in dieser Beziehung den Ruf geltend: „Gerechtigkeit für Irland!"

Originalminiaturgemälde Milton's.

Vor einigen Wochen ist unter einer Anzahl werthloser Bilder aus dem Nachlasse eines zu Tours wohnhaft gewesenen Engländers, Namens Villiers, welche ein gewisser Foster nach England gebracht hatte, ein Originalgemälde Milton's in Miniatur an den Tag gekommen. Bei dem Verkaufe jenes Nachlasses in London hielt man es nur für zweifelhaft echt; es befand sich in schlecht bewahrtem, schmuzigem Zustande, welcher es zwar unkenntlich machte, aber doch die Spuren zarter Ausführung nicht gänzlich verwischt hatte. Es wurde damals für 2 Pf. St. 10 Schill. verkauft. Als man es jedoch aus dem Rahmen genommen hatte und einer nähern Prüfung unterwarf, fand sich zur rechten Hand in unscheinbaren Zügen das Monogramm S. C., d. h. Samuel Cooper, einer der frühesten und besten englischen Miniaturmaler, was noch ganz ausdrücklich bestätigt wurde, als man den Überzug der Rückseite behutsam ablöste, auf welcher man die Aufschrift entdeckte: „Milton — gemalt von Samuel Cooper." Das Miniaturbild ist im Ganzen den andern vorhandenen Abbildungen Milton's, welche aus der Zeit nach seiner Erblindung stammen, völlig ähnlich; nur mit dem Unterschiede, daß es zarter, jugendlicher und lebensvoller ist. Auf den meisten zeither bekannten Gemälden glaubt man in Milton eher einen Conventikelprediger zu sehen als einen begeisterten Dichter; nicht so auf diesem Miniaturbilde, von dem mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß es aus der Zeit stammt, da er das Gesicht noch nicht verloren hatte. Der Dichter ist auf diesem Gemälde in einem schwarzen Gewande mit einem Spitzenkragen abgebildet. Das Bild trägt durchaus den Charakter seiner Zeit und zeigt alle Vorzüge, durch welche sich Cooper's Miniaturgemälde auszeichnen. Das Haar ist in der Gegend der Schläfe leicht verletzt, im Übrigen aber in einem sehr schönen Zustand. Es ist dies nunmehr das zweite bekannte Miniaturbild Milton's; das andere befindet sich zu Rockeby; das hier in Rede stehende ist neuerdings von dem Herzoge von Buccleuch für 100 Guineen erkauft worden. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 223. —— 10. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 222.)

Die dem Leben Rafael's im dritten Theile der „Italienischen Forschungen" angehängte Untersuchung über den gemeinschaftlichen Ursprung der Bauschulen des Mittelalters enthält neben vielen bereits früher von Rumohr im „Deutschen Museum" und im „Kunstblatt" mitgetheilten Bemerkungen manche neue schätzbare Aufklärung. Über die Werke der Gothen und Langobarden berichtet Rumohr wenig Bedeutendes. Die Bauten der Letztern in Oberitalien hatten bereits Sacchi und besonders Giulio Cordero*) in den durch die Preisaufgabe der Akademie von Brescia veranlaßten Schriften über die Architektur der Langobarden schärfer ins Auge gefaßt. Die ursprünglich römische Wasserleitung zu Spoleto, deren gegenwärtigen Bau Rumohr, dem spoletaner Geschichtschreiber Campello folgend, den Langobarden zuschreibt, während er keineswegs den Resten langobardischer Massenbauten in Spoleto, Ascoli, Benevent und in Oberitalien entspricht, legt Fontana**), dem sich hierin der neueste Geschichtschreiber über Spoleto***) anschließt, richtiger dem Cardinal Egidio Albornoz um die Mitte des 14. Jahrhunderts bei. Eine ähnliche Wasserleitung mit hohen Pfeilern und gequetschten Spitzbogen aus normännischer Zeit findet sich zwischen Palermo und Bagheria; auf dem Festlande entsprechen der von Spoleto die bei Salerno und Vietri, letztere wurde nach dem Zeugniß einer von Casaburi †) mitgetheilten Urkunde 1320 erbaut.

Das Hauptverdienst der Abhandlung Rumohr's beruht auf einer scharfen Bezeichnung der Perioden der byzantinischen Architektur sowie ihres Verhältnisses zu der romanischen oder vorgothischen Baukunst des Abendlandes. Für die bisher gothisch oder deutsch benannte Bauweise schlägt Rumohr die Bezeichnung germanisch vor, worin ihm andere Gelehrte gefolgt sind, obwol auch diese Benennung insbesondere in der Ausdehnung, wie sie von Kugler gebraucht wurde, ihre Schwierigkeiten darbietet, sodaß der gangbare Name „gothische Architektur", bei welchem Niemand mehr an die Gothen denken wird, den Vorzug zu verdienen scheint.

Der Hofrath Hirt, der an der zur Auswahl und Anordnung der Gemälde für das neue berliner Museum berufenen Commission nicht Theil genommen hatte, benutzte das Erscheinen dieses dritten Theils der „Italienischen Forschungen", um in einer Recension im Decemberheft 1831 der „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", nicht blos Rumohr's Mittheilungen über Rafael, sondern auch seine uneigennützigen Bemühungen für das Museum und mit ihnen die Thätigkeit der Commission auf die leidenschaftlichste und ungerechteste Weise anzugreifen. Dieser Tadel kam um so unerwarteter, da Hirt die frühern Theile mit Lob überschüttet, und wenn auch Rumohr's Darstellung des Rafael'schen Zeitalters den gehegten Erwartungen nicht entsprach, so überbot sie doch durch umfassende Kunde und Gediegenheit des Urtheils alle neuern vorher in Deutschland, Frankreich und Italien über Rafael verfaßten Werke. Waagen übernahm es, Rumohr's Ansichten und das Verfahren der Commission in einer rücksichtslosen aber gelehrten und gründlichen Schrift*) zu widerlegen; er bewies das Grundlose von Hirt's Tadel und legte dessen Unkunde und Taktlosigkeit in Fragen über die Geschichte der neuern Malerei auf das evidenteste dar. Hirt beantwortete Waagen's Schrift in einer barschen, höhnenden aber im Grunde der Sache sehr schwachen Abfertigung**), der von Waagen für das Verfahren der Commission und gegen die Hirt'schen Behauptungen beigebrachten Beweise und griff Waagen und Rumohr selbst

*) Dell' italiana architettura durante la dominazione Longobarda, ragionamento del Cav. *Giulio Cordero*. (Brescia 1829.)

**) Descrizione del Monte Luco di Spoleto carme di Pier *Francesco Giustolo*, illustrato dal Cav. Pietro Fontana. (Fuligno 1829.) Vgl. Gaye in Schorn's „Kunstblatt", 1835, Nr. 54.

***) Spoleti orazione accademica detta per la solenne distribuzione di premi dell' arcivescovile seminario Spoletino. (Spoleto 1838.)

†) Notizie sull' antica e distrutta città di *Marcina*. (Neapel 1830.) S. 91.

*) Der Herr Hofrath Hirt als Forscher über die Geschichte der neuern Malerei in Erwiderung seiner Recension des dritten Theils der „Italienischen Forschungen" des Herrn K. F. von Rumohr, von Dr. Waagen. (Berlin 1832.)

**) Der Dr. Waagen und Herr von Rumohr als Kunstkenner. Dargestellt von A. Hirt. (Berlin 1832)

persönlich an, welchen Letztern er als Mitverfasser von Waagen's Schrift bezeichnete.

Jetzt trat Rumohr selbst mit einem heftigen und groben Ausfall gegen Hirt in seinen „Drei Reisen nach Italien" hervor, dessen ganze Haltung man um so mehr beklagen muß, da Rumohr früher in den ersten Theilen der „Italienischen Forschungen", Hirt's freilich blos traditionelle aber durchaus nicht begründete Autorität in Fragen der neuern Kunstgeschichte mehrfach anerkannt hatte. Die „Drei Reisen" sind, wie ich im Eingange bemerkte, die Hauptquelle für Rumohr's Lebensgeschichte, sie enthalten viele interessante Bemerkungen über die von ihm durchlebten Zeiträume und über die Künstlerbildung unserer Tage. Am Schluß werden einige schätzbare Mittheilungen über die Kunstwerke Genuas und der Lombardei, insbesondere über die Nachwirkung des Lionardo, den Morone von Bergamo und den Moretto beigefügt. Die Darstellung des Martyriums des heiligen Lorenz aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts am Dom von Genua ist nicht, wie Rumohr annimmt, von neuer Erfindung, sondern beruht auf früher entwickelten typischen Vorstellungen, wie das aus den Miniaturen des „Vaticanischen Menologiums", Nr. 1613 und den Wandgemälden der Grotten von Calvi und S. Vincenzo al Volturno hervorgeht. Treffend bemerkt Rumohr die Verwandtschaft des Lovino mit dem Giovanni Antonio Razzi, die uns nicht blos in der Formenbildung und Malerei, sondern in der ganzen Auffassungsweise christlicher und mythologischer Gegenstände entgegentritt.

Rumohr hatte sich inzwischen im Frühjahr 1831 nach Dresden gewendet, wo er sich der hohen Gunst der königlichen Prinzen erfreute, und im vertraulichen Umgang mit Tieck, Carus, dem Grafen Baudissin und dem berühmten griechischen reisenden Baron von Stackelberg heitere und interessante Tage verlebte. Einen Theil der Tageszeit nahm stets der Besuch der Gemäldegalerie in Anspruch und gern pflegte er im Angesicht der Meisterwerke jüngern Männern seine lehrreichen Bemerkungen mitzutheilen. Mit lebhafter Dankbarkeit werde ich selbst stets des gütigen Wohlwollens gedenken, mit welchem Rumohr meine Bestrebungen zum Studium der neuern Kunstgeschichte hinleitete und wie mich das Treffende und Tiefeingehende seiner Beobachtungen anregte und begeisterte. Noch erinnere ich mich lebhaft, wie Rumohr das schöne bisher dem Lionardo da Vinci zugetheilte Portrait dem jüngern Holbein vindicirte, was Frenzel durch Auffindung des Stichs von W. Hollar, wonach es den Engländer Morett, den Goldschmied Heinrich's VIII. vorstellt, bald darauf außer Zweifel setzte. Ebenso schwebt es mir vor, wie Rumohr die Originalität des angeblichen Paolo Veronese Christus mit den Jüngern zu Emmaus bezweifelte, obwol ich jetzt in ihm lieber das Bild eines spätern Venetianers, als mit Rumohr eine französische Copie des 17. Jahrhunderts erblicken möchte.

Zwischen diesen Anschauungen brach bei Rumohr oft die Sehnsucht nach dem Vaterlande der italienischen Kunstschöpfungen wieder hervor, und als ich im Sept. 1831 Dresden in Gesellschaft der Herren von Stackelberg und Sternberg verließ, um Italien zu bereisen, schwankte er längere Zeit, ob er mit mir dahin zurückkehren und sich in Siena niederlassen sollte. Es bezeichnet Rumohr's eigenthümliche Unschlüssigkeit, daß er durch das Loos zum Zurückbleiben bestimmt ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas zur Entgegnung auf ein paar Äußerungen von G. Julius in dessen Aufsatze: „Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein", in Nr. 153 bis 157 d. Bl.

Zur Vermeidung von Misverständnissen aller Art die Bemerkung voraus, daß ich hier ganz und gar nichts beabsichtige als Das, was die Überschrift ankündigt, von nichts Anderm sprechen will. In dem Kampfe, welcher neuerdings über und wider Christenthum und christliche Anschauungen sich erhoben, ist es mehrfach vorgekommen, daß dieselben zuerst misverstanden und misdeutet und dann angegriffen und überwunden und verhöhnt, oder aber verdreht sind, um sie angreifen und besiegen zu können. Sie bleiben natürlich unversehrt dabei, die Fechterstreiche gehen in die Luft oder zerstören doch nur die eigenen Werke der Angreifer, Das, was sie für Christliches ausgeben. Die Angreifenden schaden sich und ihrer Sache, auch wo sie eine gute ist, durch dies ihr Verfahren nothwendig selbst, und um so mehr, je handgreiflicher ihre Misverständnisse über das Christliche, ihre Misdeutungen desselben sind. Ich denke, so etwas ist Herrn Julius begegnet. Das kommt nun vom „christlichen Staate", oder aber von den neuerdings in die Welt geworfenen christlichen Staatsconfusionen, die ihren Grund unter Anderm in dem unglücklichen Bestreben haben, das Christliche mit dem Politischen zu vermengen, dem Christlichen eine Parteianschauung davon unterzuschieben, und zu trachten, dieselbe mit unchristlichen Mitteln zur Herrschaft zu bringen. Wider jene Confusionen erhebt sich auch Herr Julius, und das ist löblich; er wird ihrer aber nicht mächtig, sondern confundirt sich selbst und gibt der Seite, die er bekämpft, Waffen in die Hände, und das Alles ist schade. Die Äußerungen von ihm, wider welche ich hier einzureden denke, sind gar nichts Apartes mehr. Schon vor ihm sind sie von Andern zehn und wieder zehn Mal auf den Markt gebracht. So wird er nicht gar zu unwillig werden, wenn ich sie anzutasten mir gestatte und Irrungen nachweise, welche darin liegen.

In einem zum Gegenstande und dessen Ernste schlecht passenden scurrilen Tone, dem die Spuren der Burschikosität noch anhängen, sagt er S. 310, noch immer gehöre es sicher zum Wesen der Germanen, „Sie sollen ihn nicht haben" zu singen. „Das ist aber gewiß sehr unchristlich, denn wenn die Gallier das linke Rheinufer haben wollten, so müßten ihnen die Germanen, wenn sie Christen sein wollen, das rechte noch dazu geben. Siehe Matth. 5, 40, und Luk. 6, 29." Sodann kann er sich nicht vorstellen, was ein christlicher Staat ist; „denn ein Christenmensch soll vor allen Dingen Christo nachfolgen und alles Irdische stehen und liegen lassen, auch die Todten ihre Todten begraben lassen, soll keine andere Rede im Munde führen als Ja, Ja, Nein, Nein, soll nicht hadern, nicht streiten und rechten, soll seine Feinde lieben, soll alle seine Habe den Armen geben, auf die Ehebrecherin keinen Stein werfen, lieber nicht heirathen als heirathen und seine Seligkeit schaffen mit Furcht und Zittern; ein „christlicher" Staat wäre also ein Staat ohne Thron, ohne Adel, ohne Finanzen, ohne Justiz, ohne Policei, ohne Eigenthum, ohne Processe, ja am Ende ohne Ehen u. s. w. „Kurz, Staat und Christenthum vermag ich nicht zu Einem Begriff zusammenzubringen" u. s. w. Und dabei, vorher und nachher, beruft er sich dann auf Luther

(der es vermochte) und führt vermeintlich beweisende Äußerungen desselben an, d. h. pflückt dergleichen aus den Schriften Luther's heraus, was sehr leicht ist. Er thut es, ohne wie man sieht Luther's Sinn zu begreifen, was freilich nicht Jedermanns Sache und noch lange nicht damit gethan ist, daß man etwa eine oder die andere seiner Schriften durchläuft, und was am allerwenigsten gelingt, wenn es nur geschieht, um Belegstellen für eine vorgefaßte Meinung zu finden.

Ich weiß nicht, ob dies bei Herrn Julius der Fall, aber Das weiß ich, daß er Luther so wenig als das Evangelium versteht, und daß ihm seine unbesonnenen Äußerungen leid sein werden, wenn er Achtung vor dem Genius hat; denn eines solchen Wort soll man noch weniger drehen und deuteln als das eines Fürsten.

Die Bibelstellen: Wer euch den Rock nimmt, dem gebt auch den Mantel u. s. w., sind allerdings in den allerersten christlichen Zeiten, dann wieder in einzelnen kurzen religiös lebhaft angeregten Perioden stets von Einzelnen oder kleinen Minderheiten buchstäblich verstanden worden. Gütergemeinschaft, freiwillige Armuth, Enthaltung von Rechtsstreitigkeiten u. s. w. bestanden eine Zeitlang in den ersten christlichen Gemeinden, dann wieder in Klöstern, bei Minderheiten. Das aber bedarf keines Beweises, die Kirche, die Christenheit im Ganzen und Großen, hat die betreffenden evangelischen Vorschriften niemals buchstäblich verstanden und in und nach einem nicht buchstäblichen Verständniß derselben gelebt und sich eingerichtet; und so steht es in ihr, so hält sie es auch noch, und hat darin so gewiß recht, als im Evangelium reichliche Anleitung zum rechtschaffenen Wandel in den Lebens- und Weltverhältnissen vorhanden ist und somit nicht gemeint sein kann, daß jeder Christ zu jeder Zeit Welt und Leben den Rücken kehren soll. Die Christenheit hat ihre Perioden der Begeisterung und auch Überspannung gehabt, aber es ist ein Anderes, was von diesen, und was insgemein von ihr gilt und gelten muß. Ebenso hatte Luther seine Zeit der Unklarheit und überspannten Begeisterung und Anschauung. In ihr begab er sich in den Mönchsstand, sie wirkte bei ihm Lebenslang nach, doch überwand er sie mehr und mehr. Man hat kein Recht, ihm oder den Christen eine exceptionelle, von ihnen ausdrücklich verworfene Ansicht oder Lehre als die ihrige aufzubürden, um sagen zu können: Hic niger est!

Zu Luther's Zeit waren es vornehmlich die Türken, welche Ungarn und Deutschland dazu haben wollten. Hat er gemeint: sie sollen es haben? Dies nie. Nur erklärte er sich in seiner ersten reformatorischen Periode gegen einen Türkenkrieg, theilweise aus mönchischer buchstäblicher Ansicht von den evangelischen Vorschriften, doch noch mehr aus dem Grunde, weil Rom zum Türkenkriege antrieb, einen Glaubenskrieg daraus machen wollte, selbstsüchtige, den Deutschen nachtheilige Absichten dabei verfolgte; endlich weil er davon ausging, daß man, wenn man mit Glück kriegen wolle, zuvor in sich gehen, sich bekehren und bessern, daheim gute Ordnung machen müsse. Wer weiß aber nicht, daß er späterhin oft und nachdrücklich wie Einer in Predigten und besondern Schriften die deutschen Fürsten und die Nation zur Abwehr der Türkengefahr aufrief? Man denke nur an seine gewaltige Heerpredigt wider die Türken. Und da wollte er, Jeder, wer einen Arm rühren könne, bis auf Frauen und Mädchen, Alles sollte zur Wehr greifen. Die Christlichkeit des Kriegs nachzuweisen, den er eben als einen nationalen und vaterländischen auffaßte, ließ er sich ganz besonders angelegen sein. So würde es ihm nicht eingefallen sein, so ist es den deutschen Christen, Geistlichen und Nichtgeistlichen, 1814 oder 1840 nicht in den Sinn gekommen, den Galliern das linke Rheinufer lassen und das rechte dazu geben zu wollen oder zu müssen aus Christlichkeit, die evangelische Vorschrift zu verstehen, wie Herr Julius meint, daß sie verstanden werden müsse, die Ablehnung der Feindesfoderung für sehr unchristlich zu halten. Hätte Herr Julius etwa gesagt: wenn die Gallier das linke haben wollten, so müßten ihnen die Mennoniten das rechte dazu geben. Aber er sagt: die Christen. Er kann freilich sagen: ich verstehe das Evangelium mit den Sekten und Schwärmern, mit der allerersten christlichen Gemeinde nun einmal so, und die Kirche und Christenheit im Ganzen und Großen lebt im Misverständniß, in einer nur vermeintlich christlichen Anschauung. Das kann ihm Niemand wehren. Die Ausrede liefe doch aber klärlich auf ein gut Theil Sophisterei hinaus. Und dann wieder die Berufung auf Luther, die vom gänzlichen Misverstehen zeugende! Als hätte Luther „das Christenthum wieder in das innere Heiligthum des Herzens, in das ihm eigene himmlische Gebiet versetzen" wollen (S. 610), in dem Sinne gewollt, daß der Christen Wandel im Himmel sei (S. 611), daß sie „alles Irdische stehen und liegen ließen" u. s. w. Er hat aber nur gewollt, daß sie mit himmlischem Sinne im irdischen Berufe lebten. Schon in seiner frühesten reformatorischen Periode tadelte er z. B. die Wallfahrer, daß sie ihren wahren irdischen Beruf, der, recht erfüllt, auch ein Gottesdienst und ein christliches Werk sei, eine falsche Heiligkeit suchend versäumten. Von da an hat er mehr und mehr, hat er Lebenslang die mönchische und sektirerische Ansicht bekämpft, das „alles Irdische stehen und liegen lassen", das vermeintliche Christlich- und Heiligseinwollen durch Abtrennen von der Welt. Zu einer seiner wichtigsten Lebensaufgaben hat er es sich gemacht, die Christenheit davon zurück, weltlichen Stand und Beruf wieder zu Ehren zu bringen. Selbst das gewaltsame blutige Kriegshandwerk verbot er den Christen nicht. In der Schrift: „Ob Kriegsleute auch in einem seligen Stande (d. h. Christen) sein können?" bejaht er diese Frage, schreibt er eben vor, weist er an, dringt er darauf, daß ein Kriegsmann sein Kriegshandwerk mit rechtem ritterlichen Sinn treibe, seinen Harnisch beweise, wacker drein haue und steche. Der Kriegsmann soll nur von christlicher Gesinnung erfüllt sein, dann aber getrost glauben, er richte mit seinem Kriegen Gottes Dienst und Befehl selbst aus. In seinen Katechismen (d. h. Unterweisungen im Christenthume nach seinem Sinne) lehrt er keineswegs, alles Irdische stehen und liegen zu lassen, sondern wie Jeder in seinem irdischen Stande und Verhältnisse ein Christ sein könne und solle. Die Hälfte seiner Schriften ist voll von Anweisung hierzu. Und gerade auch die Kirchenpostille ist hiervon voll, aus welcher Herr Julius ein Stück herausreißt, um sich für die Marotte, Christenthum und christlicher Wandel vertrage sich mit dem bürgerlichen und Staatsleben nicht, auf Luther zu berufen, mit Luther sich zu „schmücken", wie dieser sich etwa ausdrücken würde, wenn er entgegnete. Es würde dabei aber härtere Worte geben, das mag Herr Julius glauben. Diejenigen, die es zu Luther's Zeit etwa so trieben wie Herr Julius, liefen sehr übel an. Ich wüßte nicht wenige Stellen in Luther's Schriften zu bezeichnen.

Herr Julius führt (S. 611) aus der Predigt am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis in der Kirchenpostille eine Stelle an, welche seine vielerwähnte Ansicht beweisen soll, und sie lautet außer dem Zusammenhange einigermaßen zu Gunsten derselben. Im Zusammenhange aber stellt sich ein ganz anderer Sinn heraus als der, den Herr Julius darin gefunden haben will, dem es entgangen oder der es ignorirt, daß sie ein Stück ist — eben aus einer berichtigenden, die Misdeutung abwehrenden Antwort auf verdrehende Einwände: „Wie, verbeutst du denn gute Werke? Ist es nicht recht, fein ehrbarlich, tugendlich leben? Mußt du nicht selbst bekennen, daß man soll weltlich Recht und Obrigkeit haben" u. s. w. (S. „Luther's Werke" von Plochmann, Bd. 9, S. 352 u. 254.) Luther eifert — dahin geht der Sinn seiner Rede — gegen „den Ruhm und Trotz der Gesetzesgerechtigkeit vor Gott", den der Apostel niederlegen wolle. Herr Julius weiß nicht oder will nicht wissen, daß Luther gerade auch in der Kirchenpostille wiederholt und stark darauf dringt, daß man das Christenthum nicht so verstehe, wie Herr Julius meint oder glauben machen möchte, daß es Luther verstehe; daß man den christlichen himmlischen Wandel nicht in Abtrennung von der Welt, sondern in den Stän-

den suchen und bewähren solle, „so Gott geordnet, darin untereinander zu leben unter den Leuten" (nämlich „Knecht, Magd, Herr, Frau, Überherrn, Regierer, Richter, Amtleute, Bauer, Bürger" u. s. w.). Denn christlich Leben „zerreißet nicht die Ordnung, so Gott geschaffen und gestiftet, der gemeinen Stände und ihrer Werke unter den Menschen, der Obrigkeit, Vater, Mutter, Söhne, Knechte, Mägde" u. s. w. (Predigt am siebzehnten Sonntage nach Trinitatis, daselbst S. 282 fg.) „Bist du eine Magd oder Knecht, meinest du, daß du müßig gehen werdest, so du, deinem Stand und Befehl nach, treulich mit allem Fleiß deinem Herrn dienen sollst? Bist du ein Fürst, wer hat mehr zu thun denn du, daß deine Unterthanen recht thun, Friede sei, Niemand unrecht geschehe? Siehe, wie nun Niemand ohne Befehl und Beruf ist, so ist auch Niemand ohne Werke, so er recht thun will. Ist nun einem jeglichen darauf zu merken, daß er in seinem Stande bleibe, auf sich selbst sehe, seines Befehls wahrnehme und darin Gott diene, so wird er zu schaffen so viel überkommen, daß ihm alle Zeit zu kurz, alle Stätte zu eng, alle Kräfte zu wenig sein werden" u. s. w. (Predigt am Johannistage, daselbst, Bd. 10, S. 235 fg.)

Herr Julius sagt, ein Christ solle nicht rechten, und schließt, ein christlicher Staat sei also ohne Processe. Er sei ohne Sorge. Luther in der Kirchenpostille gestattet ihm dergleichen, z. B. in der Predigt am neunzehnten Sonntage nach Trinitatis, a. a. O., S. 317: „Willst du Recht haben und suchen, das ist dir nicht gewehret, so du es ordentlicher Weise thust, nämlich an dem Ort oder bei Denen, welchen es von Gott befohlen ist (den ordentlichen Gerichten), die magst du anrufen und Schutz begehren." Herr Julius stimmt in den Vorwurf der Katholischen und mancher symbolzwangsüchtigen Lutherischen ein, daß wir Protestanten keine Kirche hätten. Luther in der Kirchenpostille führt mehrfach aus: „Wo das Wort bleibet, da bleibet gewißlich auch die Kirche" (Predigt am achtzehnten Sonntage nach Trinitatis, a. a. O., S 304), und das Wort ist denn doch bis jetzt geblieben. Herr Julius meint, ein christlicher Staat müsse am Ende ohne Ehen sein, und beruft sich dann auf — Luther! Herr Julius findet Lieblosigkeit und Unduldsamkeit im Christenthume mit Feuerbach, auf den er sich beruft (S. 617), der schlagende Belegstellen aus Luther angeführt, z. B. „Glaube und Liebe sind zweierlei. Glaube flucht, Liebe segnet" u. s. w. Er reißt aber die Worte aus dem Zusammenhange, er sagt nicht, daß Luther hinzusetzt: „Darum (um das Wesen und den Unterschied von Glauben und Liebe recht zu verstehen) muß hier Geist sein; wo nicht, so kann Niemand solch Exempel des Fluchens recht verstehen noch brauchen oder folgen." Wenn der Teufel Gottes Wort und Segen verderbe und fluche, da sei es Zeit, „daß der Glaube hervorbreche, fluche und wünsche, daß solch Fluchen und Hinderniß untergehe, auf daß dem Segen Gottes Raum bleibe" u. s. w. (Predigt am zweiten Sonntage nach Epiphaniä, daselbst Bd. 8, S. 40). Herr Julius — doch ich breche ab, aus Rücksicht auf den Raum und in Erwägung, daß es am Gesagten genug sein möchte, und daß es, sollten ähnliche oder dieselben Entstellungen und Unvorsichtigkeiten wiederkehren, noch immer Zeit ist, das noch viel Mehre zu sagen, das hier zur Entgegnung gesagt werden kann, und dem gerechten Unwillen Raum zu geben, den oder dessen Ausdruck zu mäßigen bei solchen Veranlassungen nicht eben leicht ist. Noch schwerer mag es freilich sein, an solche Schöne und Größe, Höhe und Tiefe und Fülle des Geisteslebens, wie es in den biblischen und lutherischen Schriften sich entfaltet, hinanzutreten, ohne davon ergriffen zu werden, und nur Stoff zum Tadeln, Nörgeln, Deuteln und Klügeln — nur Gift herauszusaugen, wie, um es lutherisch zu sagen, die Spinne mit der Rose thut. Doch immerhin! Es muß einmal — um mit Luther zu reden — „Gottes Wort für Narrheit und Irrthum gehalten werden in dieser Welt" (Predigt am zweiten Christtage, in der Kirchenpostille, Luther's Werke von Plochmann, Bd. 10, S. 166). „Wo Christus ist und sein Glaube, da muß Widersprechen sein, oder ist nimmer Christus: thun es nicht Menschen öffentlich, so müssen's Teufel heimlich thun. Ist kein Widersprechen da, so ist Christus auch nicht da, und solch Widersprechen, das nicht vom Türken, sondern von seinem Allernächsten geschieht" (Predigt am Sonntage nach dem Christtage, daselbst S. 266 fg.).

K. Jürgens.

Literarische Notiz aus England.

Die Bibliothek des Herzogs von Sussex.

Am 1. Juli hat die Versteigerung der Bibliothek des verstorbenen Herzogs von Sussex begonnen, nachdem deren Ankauf auf Kosten des Staats bekanntlich von der britischen Regierung abgelehnt worden ist. Die Bibliothek ist behufs der Versteigerung in drei Abtheilungen getheilt worden. Das Verzeichniß der ersten Abtheilung, welche eine höchst umfassende Sammlung von Bibelausgaben und theologischen Werken enthält, bildet einen Octavband von fast 300 Seiten und umfaßt 5551 Nummern, zu deren Versteigerung 24 Tage bestimmt sind, und zwar die ersten 10 ausschließlich zu der der Bibeln. Man bemerkt unter diesen besonders die erste Ausgabe der „Biblia sacra Latina" in zwei Bänden, des ersten mit beweglichen Metalllettern-gedruckten Buchs; die erste Ausgabe der lateinischen Bibel mit Angabe des Druckers und des Druckjahrs, nämlich Fust und Schöffer, 1462; „Biblia sacra Hebraica", Neapel um 1491, von welcher Ausgabe sich außerdem nur noch ein einziges anderes Exemplar in der herzoglichen Bibliothek zu Parma befindet; die drei lateinischen Bibelausgaben aus der Druckerei von Eggesteyn; die heilige Schrift von Miles Coverdale, erste Ausgabe, 1535, die erste englische Bibel; die sämmtlichen Polyglotten; die sehr seltene, weil unterdrückte Ausgabe der „Biblia sacra Latina jussu Sixti V. edita", Rom 1592; die erste Ausgabe der polnischen Bibel, gleichfalls unterdrückt und darum sehr selten; das „Novum Testamentum Aethiopicum cum omnibus St. Pauli epistolis", erste Ausgabe, 1553; das einzige bekannte Exemplar des bei Reinold Wolf gedruckten Neuen Testaments, von 1519. Die zweite Abtheilung wird die Sammlung der Handschriften enthalten: darunter die einer hebräischen Bibel mit Punkten in zwei Bänden, aus dem Jahre 1291, mit Namenangabe des Schreibers am Ende der Handschrift; die „Evangelia sacra Latina", aus dem 8. Jahrhundert; das „Psalterium Latinum", aus dem 10. Jahrhundert; „Histoire ancienne du monde", aus dem 13. Jahrhundert, mit Zeichnungen von griechischen Künstlern; die Decretalien Gratian's in zwei Bänden, aus dem 15. Jahrhundert, mit Zeichnungen von italienischen Künstlern; „Historia del Vecchio Testamento", in venetianischem Dialekte, aus dem 15. Jahrhundert, mit 519 höchst merkwürdigen Zeichnungen; die „Chronique de St.-Denys", mit Miniaturbildern; die Heiligenlegende, englisch, aus dem 13. Jahrhundert; Duns Scoti Opera", in vier Bänden, aus dem 15. Jahrhundert, mit Miniaturgemälden; der „Pentateuchus Hebraeus", in spanischen hebräischen Charakteren, aus dem 13. Jahrhundert, mit sehr kostbaren Miniaturbildern; das Neue Testament von Wiclif, aus der ersten Zeit des 15. Jahrhunderts; die Evangelien, armenisch, aus dem J. 1251, mit kostbaren Miniaturbildern; ein lateinisches Gebetbuch, ausgeführt für König Sigismund I. von Polen, mit Angaben über die Geburts- und Sterbefälle in der Familie Sobieski; „Augustinus de civitate Dei", mit Miniaturgemälden von italienischen Künstlern; eine Handschrift des Virgilius aus dem 14. Jahrhundert u. s. w. Die dritte Abtheilung endlich wird die geschichtlichen Werke und die Schriften über allgemeine Literatur umfassen.

129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 224. —— 11. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

In Dresden wendete Rumohr seine schriftstellerische Thätigkeit, vielleicht mit durch Tieck's Umgang bestimmt, von der Kunstgeschichte zur Betrachtung der Sitten und Lebensverhältnisse. In den damals verfaßten „Deutschen Denkwürdigkeiten aus alten Papieren" (Berlin 1832) stellte er sich zur Aufgabe, die verschiedenartigen sittlichen und politischen Zustände Deutschlands nach dem Hubertsburger Frieden zu schildern. Die durch vier Bände ausgesponnene Erzählung hat wegen des die poetische Erfindung überwiegenden reflectirenden Verstandes keine so allgemeine Theilnahme gefunden, als man dem Werk in Betracht der trefflichen Darstellung, der einzelnen lebendig vorgeführten Gemälde und des Reichthums an feinen Beobachtungen wünschen möchte. Mit besonderer Behaglichkeit und gemüthlicher Breite verweilte Rumohr bei den Beschreibungen häuslicher Einrichtungen und Bequemlichkeiten und vorzugsweise bei den Speisen, denen er gleichzeitig bei der Herausgabe der zweiten Auflage seines „Kochbuchs" eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete.

So trat nach und nach das Verlangen, nach Italien zurückzukehren, mehr und mehr in den Hintergrund. Rumohr antwortete mir im Juni 1832, als ich ihn, entzückt von den Wundern des ewigen Roms, zur Reise zu bewegen suchte:

> An einem gewissen Drängen und Sehnen nach Italien fehlt es nicht; bedarf keines Anstoßes. Jedoch tritt da mehr entgegen, als in der Kürze zu sagen ist, sodaß ich mich darauf einschränke, zu sagen, daß ich nun eben doch nicht kommen werde. Ein schweres Opfer, doch es soll gebracht werden. In Berlin habe ich sechs Wochen verweilt und bin von meinem Aufenthalt höchst erbaut. Wenn Sie sich einst in Berlin niederlassen, werden Sie gewiß des Sandes und Brandes ungeachtet sagen, es ist eine schlechte Welt diese Welt; doch in ihr das Beste, unter Leuten zu leben, welche einen Standpunkt gefaßt, eine Gesinnung in sich herangepflegt haben, einer größern Zukunft vertrauungsvoll und voll That- und Spannkraft entgegensehen und gehen.

Von Dresden zog sich Rumohr in eine an der Elbe romantisch gelegene Villa in der Nähe von Wachwitz zurück, wo er öfters in seiner wissenschaftlichen Einsamkeit von gelehrten Freunden besucht ward. Im Begriff, sich mehr und mehr von der Kunstgeschichte zur poetischen Schriftstellerei hinzuwenden, bemühte er sich mit vielem Fleiße, seine schon früher seltene Gewandtheit in Handhabung der deutschen Prosa zu größerer Meisterschaft durchzubilden. Ihn beschäftigte damals der Gedanke, eine gelehrte Gesellschaft zur Verbesserung der deutschen Schreibweise zu stiften, und diese machte einen Lieblingsgegenstand seiner Unterhaltung und seiner Briefe aus. Unter Anderm schrieb er mir am 31. Juli 1832 aus Wachwitz nach Rom:

> Mein lieber junger Freund, ich habe mit Vergnügen und Belehrung Ihren langen inhaltreichen Brief durchlesen. Ich glaube darin sogar im Stile Vorschritte zum Vortrefflichen wahrzunehmen. Die Perioden sind kürzer, weil Sie anfangen, bei deren Eröffnung an das Ende zu denken und die nöthige Ruhe erwerben, für jegliches Vorausbedachte den richtigen Platz sich vorzubehalten. Solche Fehler des Übersprudelns kann Niemand besser beurtheilen als ich selbst, weil ich täglich dahinein verfalle und nichts schreibe, ohne hinterdrein auf jeder Seite Perioden in zwei oder drei abzutheilen. Es gibt freilich eine Constructionsart, welche selbst im Deutschen eine gewisse Länge zuläßt, deren ich häufig mich bediene. Es ist die successive, wo das verbindende Princip im Gegenstande liegt und meist gar nicht ausgesprochen wird; oder doch nur in einem die Folge andeutenden ersten, oder; Mehrmal habe ich wol auch Participien und Adjectiva mit voller Flectionsform nachklappen lassen, was etwas Griechisches an sich hat und, wie mir scheint, im Deutschen nicht übel läßt, deutlich und kurz ist. Allein die eingeschachtelten langen Perioden sind schon für sich selbst, nun bei unserer ganz verrotteten und baufälligen Conjugation mislich dunkel und höchst fatal. Wenn so am Ende alle verba und auxil. mit dem Komma dazwischen übereinander hinpoltern und nicht einmal der Gedanke selbst sich selbst klar und Andern deutlich ist, so hole der Teufel die deutschen Philister.

Häufige Besprechungen mit dem rühmlichst bekannten Archäologen Dr. Sillig veranlaßten Rumohr, diesem seine Ansichten „Über den Vorbegriff der Idealisirung von Bildnissen in der alten und neuen Kunst" in einem vom 15. Dec. datirten Aufsatz mitzutheilen. Da mir Herr Dr. Sillig die Benutzung dieser Handschrift gestattet, so schalte ich sie hier um so lieber ein, weil Rumohr darin seine Betrachtungen über die Theorie der Kunst noch einmal kurz zusammenfaßte.

Ehe wir diese Untersuchung beginnen, sollen wir berühren, was überhaupt von jeglichem Kunstwerke, also auch von den

Bildnissen gilt, welche Anspruch haben, als wahre Kunstwerke angesehen zu werden.

Bis in die nahe vergangene Zeit hinab hat die theoretische wie die praktische Ästhetik nie mit ausreichender Schärfe unterschieden, was ich selbst (nicht etwa aus Caprice, sondern um der Künstlersprache unserer Zeit mich anzuschließen, das ist einem der sehr geläufigen Begriffe und Worte eine strengere Definition zu geben) den Stil genannt habe. Jedes Kunstwerk, was es auch darstelle, ist stets und nothwendig ein Werk des menschlichen Geistes; es unterscheidet sich von den natürlichen Erscheinungen, wie schön sie an sich seien, durch Ausschließung alles nach menschlicher Ansicht Zufälligen, soll sich darstellen als ein Werk der Absicht und des Bewußtseins; eine Foderung, welche Jeder, auch ohne eben daran zu denken, an Kunstwerke zu richten gezwungen ist. Es wird aus diesem Grunde bei den Bildnissen ganz so unerlaßlich, als bei den Darstellungen Dessen, was man Ideen nennt, die Theile des Ganzen geometrisch schön und ebenmäßig in dem Raume zu ordnen, welchen sie im jedesmaligen Kunstwerke einnehmen und ausfüllen. Ich nenne dieses den allgemeinen Stil, weil er für alle die verschiedenen Kunstarten gleich wichtig und verbindend ist, der Architekt, der Bildner, der Maler ihn gleich sehr zu beachten haben. Besondern Stil nenne ich entgegen die Beachtung jener ersten und allgemeinsten Foderungen, welche der Geschmack nicht an alle Künste gemeinschaftlich, sondern an jede für sich richtet oder doch zu richten hat. Ich habe mich bereits, wenn auch noch immer etwas verworren und undeutlich, über diesen Gegenstand ausgesprochen. Ich will hier nur anführen, daß die Bildnerei, weil sie in festen, dichten, schon schweren Stoffen ihre Formen zur Erscheinung bringt, nichts Leichtes und Luftiges in seiner reellen Ausdehnung vorstellen kann, ohne das Gegentheil von Dem zur Erscheinung zu bringen, was sie ausdrücken will. Sie wissen aus eigener Erfahrung, mit welcher Feinheit die antiken Bildner die Haare, Gewänder niedergedrückt, abgeflächt und durch Vertiefungen verschiedener Art Schatten von vortrefflicher Wirkung hervorgebracht haben, welche im eigentlichsten Sinne ein klug gewählter, zeichnender oder malerischer Behelf sind. Allein auch innerhalb dieser engern Grenzen der Bildnerei unterscheidet sich die Behandlung der verschiedenen bildnerischen Stoffe nach reinen optischen Gesetzen, worüber wir gelegentlich der Lysippischen Stelle uns schon besprochen haben.

Diese und alle mit diesen zusammenfallenden Berücksichtigungen vorausgesetzt und zugegeben, bleibt uns zu untersuchen, ob durch die geistige Auffassung individueller Erscheinungen in deren Darstellung erhebliche Abweichungen von der Form, den Verhältnissen, dem allgemeinen Charakter zu irgend einem vernünftig denkbaren oder wesentlich erfreulichen Zwecke einzuführen und aufzunehmen seien.

Hier bietet sich uns zunächst der (vielleicht noch bestrittene) Grundsatz dar: daß für die geistige Potenz eines Kunstwerks der einzige ganz sichere Maßstab in dem zu ermittelnden Grade liege, enthalten sei, in welchem der Künstler den Gegenstand seiner Darstellung, möge er eine Idee oder ein Object der sinnlichen Wahrnehmung sein, in jeder Richtung und Dimension durchdrungen hat. Dieser Grundsatz wird vielleicht noch immer nicht durchhin eingesehen; allein, frage ich, wie könnte, was der Geist abstract als Kraft und Thätigkeit denkt, in der Anwendung auf andere Weise erprobt, geprüft, gemessen werden als eben durch Vergleichung mit dem Object, auf welches es jedesmal bezogen worden.

Bei ideellen Aufgaben können Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung als Studien, Modelle, bloße Hülfsmittel benutzt, müssen indeß einleuchtend der Aufgabe selbst, der ideellen, ganz untergeordnet werden. Im Bildniß aber und in der Ansicht ist umgekehrt eben nur ein Individuum, welcher Art und Beschaffenheit es sei, das wahre und eigentliche Object der Darstellung.

Daher ist das geistreichste Bildniß nothwendig unter vielen nur dasjenige, welches das darzustellende Individuum, in Folge einer ebenso tiefen als vielseitigen Durchdringung, seinem vollen Gehalt und Werthe nach wiedergibt.

Als Thatsache kann ich aus eigener Erfahrung anführen, daß jene Vergröberung der Züge, welche an geistlosen Bildnissen so häufig auffällt, keineswegs, wie bisweilen angenommen wird, aus einer genauern Nachbildung des Objects hervorgeht, sondern stets aus jenem Übersehen alles Feinern und Bedeutendern, welches letzte in wahrhaft künstlerischen und edlern Bildnissen den Maler oder Bildner gleichsam zwingt, kein Maß zu überschreiten, keinen Zug zu vergröbern. Denn, was die Individualität anziehend macht, an sie fesselt, an ihr beschäftigt oder rührt, beruht durchhin auf undenklich feinen, zarten Übergängen und Eintheilungen. Wer nun diese nicht faßt oder ganz übersicht, wird, nach Art der Grobsinnigen jeglichen Faches, alle Formen und Eintheilungen willkürlicher und roher behandeln. Und dieser Art ist gerade, was das moderne Luder idealisirte Bilder nennt.

Der letzte grobe Ausfall gegen den Hofrath Hirt muß einigermaßen damit entschuldigt werden, daß der Aufsatz ursprünglich nur für eine Privatmittheilung und keineswegs für den Druck bestimmt war. Im folgenden Jahre beehrte der Kronprinz von Preußen Rumohr bei der Durchreise mit einem Besuche und lud ihn zu sich nach Sanssouci ein, wo Rumohr später mehre Monate zubrachte.

In der letzten Zeit von Rumohr's Aufenthalt zu Dresden wurde das bis dahin zwischen ihm und Tieck bestehende, auf gegenseitige Achtung begründete Freundschaftsverhältniß durch ein ernsthaftes Zerwürfniß für immer getrübt. Der hohe Werth, den Rumohr auf seine neue schriftstellerische Richtung legte, und eine gewisse Eifersucht gegen Tieck's Überlegenheit auf diesem Felde, sowie das Gewahrnehmen oder vielmehr die Voraussetzung ähnlicher Gefühle und feindseliger Äußerungen von Seiten Tieck's, scheinen die nächste Veranlassung gegeben zu haben.

Den „Deutschen Denkwürdigkeiten" folgten 1833 und 1835 zwei Bände Novellen. Bei dem im ersten Bande enthaltenen idyllischen Gemälde „Sieg der Gesinnung" ist die höchst einfache Verwickelung durch eine gewisse gemüthliche Breite in den Sittenschilderungen aufgehalten, bei welchen die durch Rumohr's bewunderungswürdige Schärfe der Beobachtung erworbene umfassende Kunde der ländlichen und bürgerlichen Lebensverhältnisse überrascht. Von großartigerm und reicherm Interesse sind „Die Erfahrungen eines Bedachtlosen", wo uns Rumohr in einer an treffenden Zügen und geistreichen Bemerkungen reichen Darstellung das furchtbare Gemälde der blutigen neapolitanischen Revolution im J. 1799 mit einer aus der tiefsten Kenntniß italienischer Charaktere und Verhältnisse geschöpften Wahrheit vorführt. Längere politische Betrachtungen unterbrechen hier und da den Faden der Erzählung, von welchen die über die Geschichte des Adels und seine Umwandlung aus dem alten ritterlichen, burggesessenen in den höfischen, abgeschlossenen der neuern Zeit besonders lehrreich ist. Die weniger anziehenden Erzählungen des zweiten Bands der Novellen sind durch die Erfindung einer Gesellschaft, worin sie nach der Art

derer des Boccaccio vorgetragen werden und durch Gespräche über das Wesen und den historischen Charakter der Novellen unter sich verbunden und näher motivirt. Die Novelle: „Eine Hand wäscht die andere", welche den größten Theil des zweiten Bands ausfüllt, enthält manche treffende Schilderungen aus dem Leben der Literaten unserer Tage.

Drei andere geistreiche Novellen wurden in Taschenbücher aufgenommen; in die „Urania", Jahrgang 1834: „Der letzte Savello"; in Alfred Reumont's „Italia", Jahrgang 1838: „Schönheit ein Traum", Jahrgang 1840: „Lehr- und Wanderjahre des Rafael Santi von Urbino". „Der letzte Savello" übertrifft die übrigen poetischen Productionen Rumohr's an gedrungener Fülle und großartiger Wirkung und enthüllt uns eine jener furchtbaren Familienkatastrophen, woran die Geschichte der großen Geschlechter Italiens in den letzten Jahrhunderten so reich ist. In der Malernovelle führte Rumohr im anmuthigen Gewande der Poesie manche geistreiche Vermuthungen über Rafael's Jugendleben und erste künstlerische Bestrebungen weiter aus, die er auf dem strengern Gebiete der kunsthistorischen Forschung nur andeuten konnte.

Rumohr's Vorliebe für Schilderung sittlicher Zustände und seine seltene Schärfe der Beobachtung in ihrer Auffassung, leiteten ihn zuletzt darauf, sie zum Gegenstand eines besondern Werks zu machen. „Die Schule der Höflichkeit für Alt und Jung" (Stuttgart 1834) muß wegen der Fülle treffender Bemerkungen, der vorzüglichen Darstellung und des unerschöpflichen Humors, der das Ganze wie mit einem Schleier umhüllt, zu Rumohr's vorzüglichsten Schriften gerechnet werden. Am 27. Aug. 1834 schrieb mir Rumohr darüber aus Rothenhausen nach Neapel.

Seit langer Zeit bin ich aus dem Studium Ihrer Art wie ausgeschieden. Die sittlichen Verhältnisse haben meine ganze Aufmerksamkeit angezogen und bis jetzt festgehalten. Bücher mache ich genug, welche Ihnen selbst schwerlich zu Gesicht gekommen sind. Das neueste ist eine Schule der Höflichkeit, nach dem Recept des Herrn von Cotta, die einiges Gute enthält. Es ist gar zu umständlich mit den Büchersendungen nach Italien, sonst hätte ich Ihnen deren gesandt. Ich bin jetzt dabei, eine Reimerei drucken zu lassen, mehr um einem Künstler Gelegenheit zu geben, sie durch Bilder auszuzieren, als sonst in dem Anspruch, für einen Poeten zu gelten. Obwol das Poetische darin minder schlimm ist als das Metrische, dem ich mit vieler Kunst eine gewisse populaire Unform zu geben versucht habe.

Rumohr spricht hier von der von ihm herausgegebenen „Kynalopekomachia, der Hunde-Fuchsen-Streit", mit sechs Bildern von Otto Speckter (Lübeck 1835). Die Radirungen sind in des Künstlers Weise geistreich und lebendig, das Gedicht selbst ist launig und unterhaltend; was jedoch die Anspielungen auf Zeitverhältnisse betrifft, von welchen die „Allgemeine Zeitung" spricht und welche ich nach einer mündlichen Äußerung Rumohr's zu finden erwartete, so sind diese sehr vereinzelt und in keinem Falle treffend und consequent durchgeführt, wie z. B. in den „Paralipomeni della Batracomiomachia di Omero", von Giacomo Leopardi.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Schule und Erfahrung. Ein biographisches Fragment. Aus den Papieren eines schweizerischen Theologen herausgegeben von H. Gelzer. Zürich, Höhr. Gr. 16. 17½ Ngr.
2. Die falsche Wissenschaft und ihr Verhältniß zu dem Leben. Von J. H. v. Wessenberg. Stuttgart, Neff. 1844. Gr. 8. 22½ Ngr.

Ein Reformationsgeist durchweht wie ein Frühlingshauch die Gegenwart, und neue Keime drängen überall zum Licht empor. Wie nun Niemand das Frühlingsleben deshalb verdammen wird, weil unter den jungen Pflanzen auch manches Unkraut mit aufsprießt, so darf man unsere Zeit auch keine irreligiöse nennen, weil Leben und Wissenschaft mit der Theologie hier und dort in harten Streit gerathen sind. Ja, es sind besonders die Theologen, welche so laut über Atheismus schreien und nicht einsehen lernen, daß unser an Erfahrungen und Kenntnissen bereichertes religiöses Bewußtsein neue Formen für seinen vermehrten Inhalt verlangt. Indem die Philosophie oder die Wissenschaft überhaupt scheinbar das frisch bewegte Leben zu einem Eismeer abstracter Begriffe erstarren und die Individualität zu allgemeinen Kategorien verdunsten läßt, fürchten viele engherzige Männer, das ganze Gemüthsleben werde verödet, der Strom der Gefühle versandet. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß, obschon Philosophie und Glauben denselben Inhalt haben, dieser doch durch die verschiedene Form, in welcher er genossen wird, ein verschiedener wird. Dem Denker ist die Wahrheit ein selbst errungenes Gut, ein Product seines Geistes; der Gläubige nimmt sie demüthig als Gnadengabe Gottes hin; Jener kritisirt und schematisirt, Dieser beherzigt und verinnerlicht sie durch das Gefühl; bei Jenem bleibt sie oft nutzlose Theorie, bei Diesem wird sie zur Praxis, welche das ganze Leben durchdringt und läutert.

Gegen das Verfahren der Philosophie, alles individuelle Leben zu Begriffsformeln zu verallgemeinern, reagirt die Individualität des Gefühlsmenschen, indem er die Persönlichkeit mit all ihrer Zufälligkeit zum Princip macht und das dunkle, trübe Gefühlsleben, das mystische Versenken in unklare Vorstellungen hoch über das klare, prosaische Wissen und Beweisen stellt. Dieser Streit zwischen Kopf und Herz, Welt und Gemüth, Wissenschaft und Theologie, Staat und Kirche wird jetzt in halb Europa geführt, und zu den Streitern der reactionnairen Partei gehören auch die Verfasser der genannten beiden Schriften. Nr. 1. ist ohne weitern Werth, da in ihm eine wissenschaftlich begründete Lösung des Conflicts zwischen Glauben und Denken nicht gegeben wird, sondern blos eine individuelle. Das Buch soll „die innere Lebensgeschichte einer religiösen Überzeugung sein, die aus den Kämpfen der theologischen Schule und des religiösen Bedürfnisses, aus dem Widerstreite des kirchlichen Glaubens und des nach wissenschaftlicher Klarheit ringenden Gedankens zu einem gesicherten geistigen Halt emporstrebt." Ein schweizerischer Theolog, nicht befriedigt von den Resultaten der Wissenschaft, wird durch den Umgang mit frommen Männern zum Glauben zurückgeführt, verachtet die Wissenschaft und gibt sich ganz dem Treiben des religiösen Gefühls hin. Außerdem ist das Buch noch formlos; denn sein Inhalt liegt so bunt durcheinander, als ihn das Leben liefert; die Darstellung bewegt sich in den bekannten erbaulichen Redensarten und Gefühlsergüssen, alle Beweggründe sind aus der Zufälligkeit des individuellen Lebens genommen, sodaß das Buch nur für Gleichgesinnte genießbar ist.

Die Betonung der Persönlichkeit, die Erhebung des Glaubens über die Wissenschaft hat auch die zweite Schrift, der

eine mehr wissenschaftliche Form gegeben ist, zu ihrem Inhalte. Zwar geht der Verf. mit seinen Anklagen gegen die Philosophie vorsichtig zu Werke, sichert ihr oft seine Hochachtung zu, erklärt aber dennoch, daß sie nur eine Magd der Theologie sein dürfe, daß sie dem Speculiren entsagen müsse, weil sie von Gott doch nichts wissen könne und „das Wissen zu unserer Lebensbestimmung unnöthig" sei.

Der Verf. behauptet das Unvermögen des Denkens, zur Wahrheit zu gelangen, „denn nur Beobachtung und Erfahrung führen zur Wahrheit", ohne sie artet das Denken in Skepticismus und Pantheismus aus; denn „die Wahrheit ist ein Geheimniß Gottes, mithin nur Denen zugänglich, die, göttlich gesinnt, diese Gesinnung im Leben bethätigen", aber „der Genuß der Sodomsäpfel der grübelnden Sophistik schwächt den Sinn für Wahrheit und gibt der Zweifelei und der Gleichgültigkeit in Bezug auf Wahrheit und Irrthum großen Vorschub". Solche und ärgere Vorwürfe werden der Philosophie gemacht, deren Wirkungskreis deshalb, um sie unschädlich zu machen, durch folgende Schranken bestimmt wird: 1) sie soll uns die wahrnehmbaren Ursachen und Wirkungen, ihren Zusammenhang und die richtige Auffassung der Erscheinungen lehren; 2) das Besondere aufs Allgemeine zurückführen, die positiven Kenntnisse mit der Philosophie beleuchten und die Richtigkeit ihrer Lehren durch positive Nachweisungen darthun, wozu ihr besonders das Studium des classischen Alterthums, der Geschichte und der Urquellen der Kunde vom Christenthum empfohlen werden; „denn alle Erkenntniß bekommt vom Christenthum die Richtung auf das Leben".

Wenn der Verf., veranlaßt durch einige extreme Richtungen der Philosophie, diese als unpraktisch und zu verderblichen Lehren führend schilt, so könnte er wol Dasselbe mit dem Christenthume thun, wozu ihm die Kirchen- und Dogmengeschichte genug abgeschmackte und unsittliche Lehren liefern wird, z. B. die der Adamiten, Jesuiten, das ganze Klosterwesen u. s. w. Und dennoch wird es Niemand einfallen, das Christenthum wegen solcher Auswüchse zu verdammen. Rec. läßt sich daher auch nicht auf Widerlegung der schon oft widerlegten Anklagen ein, wol aber will er die Zumuthung zurückweisen, die Wissenschaft zur Dienerin der Theologie zu machen; denn sie ist im Sinne einer ganzen Partei ausgesprochen, der das helle Licht der Wissenschaft schon lange unangenehm in die Eulenaugen fällt. Im Namen der Religion der Wahrheit und des von Luther gereinigten Glaubens protestiren wir gegen jede Knechtung der freien Wissenschaft. Mannichfach sind wir gehemmt und beschränkt, Policei und Censur beobachten argwöhnisch jede offene Regung; die freie Wissenschaft ist das einzige Gut, bei dem dem Deutschen das Herz schlägt, auf das er stolz ist, das er gerettet hat aus dem Untergange des politischen Lebens. Freie Wissenschaft ist der Lebenssaft des deutschen Lebens, sie ist das Losungswort unserer neuern Geschichte, und sie nur erhält uns frisch, froh und kampflustig; deshalb wollen wir uns sie nicht rauben lassen, so lange wir schreiben und reden können. Wir wollen nicht vergessen, wie der katholische Klerus mit Galilei, Copernicus, Columbus u. A. verfahren ist, wie der protestantische einen Wolf, Gesenius, Fichte, Friedrich den Großen verleumdete und verketzerte u. s. w.

Die freie Wissenschaft ist ein nothwendiges Resultat der Reformation; denn indem Luther den Katholicismus, ja die biblischen Bücher selbst kritisirte, stürzte er die Herrschaft der Autorität, machte er das denkende Prüfen zum Princip und den Glauben durch diese Vermittelung zum vollen Eigenthum des Herzens. Es ist daher nicht zufällig, daß die deutsche Philosophie erst mit der Reformation beginnt, und Kritik und Speculation immer mehr Raum gewannen, bis sie in neuester Zeit an die Spitze der geistigen Bewegungen getreten sind. Die Ausbildung dieser Demokratie im Reiche des Geistes führt nothwendig dahin, daß in jeder Sphäre geistigen Lebens die ungehemmte Bethätigung des Subjects zur Aneignung des Objects gefodert wird, daß das Ringen nach Freiheit das vorherrschende Streben unserer Zeit ist. So soll z. B. der Staat nichts Geheimes, sondern durch die Betheiligung der Bürger an ihm ein Gemeingut, das Recht ein öffentliches und die Wissenschaft ein nur den eigenen Gesetzen folgendes Entwickeln des Geistes sein. Mithin steht die freie Wissenschaft im engsten Zusammenhange mit den Bewegungen der Zeit, indem sie sich kritisirend gegen das blos Positive, Überlieferte wendet. Die freie Wissenschaft zur Sklavin machen hieße den menschlichen Geist Jahrhunderte weit zurückwerfen; wenn daher hier und da Irrungen vorkommen, so berechtigen diese ebenso wenig zu einem Verbot des Denkens, als der Misbrauch eines Messers zum Mord ein Recht gibt, den Gebrauch desselben überhaupt zu untersagen. Welches Recht hat endlich die Theologie, für sich allein die Wahrheit in Anspruch zu nehmen? Herrschen in ihr nicht auch Parteien und Widersprüche? Nennen uns nicht die Katholiken Ketzer und wir sie Zurückgebliebene hinter der Zeit? Ist es nicht das Wesen des Geistes, frei zu sein? Soll die Menschheit wieder in Pfaffenherrschaft gerathen? Wo Wahrheit ist, da ist Gott, da ist Freiheit, und nicht blos in theologischen Compendien steckt die Wahrheit, sondern überall, wo Geist ist und gefunden wird. „Gott ist ein Geist", sagt Paulus, „wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." 113.

Notizen.

Reliquien großer Briten.

1. Shakspeare's Krug. Diese Reliquie des unsterblichen Shakspeare kam unlängst bei einer Versteigerung zu London unter den Hammer. Es ist ein irdenes Gefäß von blasser Farbe, ungefähr neun Zoll hoch; der Länge nach in acht Abtheilungen getheilt, welche wieder durch Horizontallinien in verschiedene Felder zerfallen, auf welchen die Hauptgottheiten der griechischen Mythologie in ziemlich kühnen Umrissen dargestellt sind. Shakspeare hinterließ ihn nebst andern Geräthschaften seiner Schwester Johanna, welche sich mit William Hart zu Stratford am Avon vermählte. Die Familie Hart wohnte später zu Tewkesbury und bewahrte den Krug durch mehre Geschlechter hindurch mit gewissenhafter Sorgfalt; vor wenigen Jahren jedoch kam er aus ihren Händen. Jetzt hat ihn Mrs. Fletcher, die Gattin eines Büchsenschmieds zu Gloucester, welche aus der Familie Hart stammt, für 19 Guineen erstanden, um dieses Familienstück für die Zukunft wieder in dem Besitz ihres Hauses zu erhalten.

2. Die letzte Kugel Nelson's. Die Kugel, welche dem Admiral Nelson seine Todeswunde beibrachte und von dem verstorbenen Sir William Beatty, dem zur Zeit jenes Unfalls auf dem Admiralschiffe Victoria Dienst thuenden Oberarzte, aufbewahrt worden ist, hat Capitain Beatty, der älteste überlebende Bruder Sir William's, als eine denkwürdige Nationalreliquie der Königin zum Geschenk gemacht, auf deren Befehl sie in Windsorschloß niedergelegt werden soll. Die Kugel sammt den Theilen des Rocks und den Epauletten, welche durch sie in den Körper Nelson's hineingetrieben worden waren, sind in ein Krystallgehäuse niedergelegt, welches mit einem doppelten Ankertau von Gold eingefaßt ist und sich wie eine Taschenuhr öffnen läßt.

Der Upasbaum.

Die Ostindische Compagnie hat unlängst der Gartenbaugesellschaft zu London eine lebende, vollkommen gesunde Pflanze des berühmten Upasbaums zum Geschenk gemacht. Man hat sie in den Chiswickgarten gepflanzt und kann sich ihr ohne alle Gefahr nähern, allen Fabeln holländischer Reisebeschreiber zum Trotze. Indessen besitzt sie ein so starkes Gift, daß man nur mit besonderer Vorsicht damit umgehen darf. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 225. —— 12. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 224.)

Der wiederholte Aufenthalt in Kopenhagen 1835 und 1836, wo Rumohr als Kammerherr in die Dienste des Königs trat und sich in der Umgebung des geist- und kenntnißreichen Thronfolgers sehr wohlgefiel, führte ihn noch einmal zu seinen frühern kunsthistorischen Studien zurück. Der Oberhofmarschall Freiherr von Hauch mit der Oberaufsicht der ästhetisch-wissenschaftlichen Sammlungen beauftragt, veranlaßte eine erfolgreiche Umgestaltung und neue Anordnung derselben. Den naturwissenschaftlichen Sammlungen wurde ein eigenes Gebäude angewiesen, ein anderes Privathaus wurde dem königlichen Kunstmuseum für eine zweckmäßige und würdige Wiederaufstellung erworben, der Gemäldegallerie in dem Christiansburger Schloß ein großartiges Local gesichert und das innerhalb eines Jahrzehends zur größten geschichtlichen Bedeutung herangewachsene nordische Museum zweckmäßig aufgestellt und zugänglich gemacht.

Die zahlreichen Denkmale der neuern Geschichte und die reiche trefflich geordnete und verwaltete Münzsammlung fanden im Schlosse Rosenburg eine schöne Anordnung, und bei Erweiterung der königlichen Bibliothek um den neuen Flügel, in welchem die Manuscripte aufgestellt sind, wurde eine neue Räumlichkeit zur Aufbewahrung von Handzeichnungen und Kupferstichen bestimmt. Diese letztere hatte früher durch gewissenlose und schlechte Behandlung und zuletzt bei dem berühmten Schloßbrand 1794 manchen Schaden erlitten. Rumohr nahm an allen diesen großartigen Umgestaltungen den regsten Antheil und wurde zum Mitglied der Commission ernannt, welche den reichen Schatz von Kupferstichen, der insbesondere an holländischen Radirungen beträchtlich war, zu einer geordneten Sammlung umschaffen sollte. Man vertheilte die Masse der Kupferstiche in malerische Stiche, in Werke von Virtuosen der Kupferstecherkunst und in Kupferstiche, die, ohne ein besonderes Verdienst als solche zu haben, von bestimmten Kunstwerken treue Kunde geben, und Rumohr legte mit dem Professor Thiele, der mit der Herstellung und Aufbewahrung der Sammlung beauftragt ward, in einer besondern Schrift *) von den befolgten Grundsätzen Rechenschaft ab, gegen welche von Frenzel manches Begründete eingewendet ward („Kunstblatt", 1836, Nr. 40 und 41). Den Haupttheil der Schrift nehmen aber sehr schätzenwerthe Mittheilungen über einige Merkwürdigkeiten der Sammlung ein, worin Ergänzungen und Berichtigungen des „Peintre graveur" des Bartsch und Ergänzungen und Bestätigungen des „Dictionnaire des Monogrammes", von Brulliot, gegeben werden, die der gelehrte Verleger, Herr Rudolf Weigel, mit einigen Noten bereicherte.

Diese Arbeiten leiteten Rumohr zu einer zweiten Erörterung **) des bereits früher von ihm im „Kunstblatt", 1823, besprochenen Verhältnisses zwischen Hans Holbein und Hans Frank dem Lützelburger. Die große Meisterschaft bewundernd, welche sich in Erfindung, Zeichnung und Ausführung der kleinen, in Holz geschnittenen, zu Lyon in mehren Ausgaben von 1538 — 62 herausgekommenen Todtentanz-Vorstellungen offenbart, suchte er aufs neue darzuthun, daß sie kein Anderer als Holbein selbst geschnitten habe, und behauptet, daß im Allgemeinen in jener Zeit Maler und andere Künstler von schöpferischem Talent öfters eigene oder fremde Erfindungen nicht blos auf die Holztafel zeichneten, sondern auch mit Kunst und Sorgfalt in derselben ausarbeiteten. Das Hauptverdienst des Lützelburger glaubte Rumohr dagegen auf eine frühe kunstvolle Ausbildung des Clichetwesens beschränken zu können.

Rumohr's Schrift fand jedoch in Sotzmann einen kundigen Gegner, der in einem gelehrten Aufsatz im „Kunstblatt" (1836, Nr. 30 — 32) die getrennte Thätigkeit des Aufzeichners und des Formschneiders bei der Entstehung der vorzüglichern Formschnitte jener Zeiten historisch begründete und Lützelburger, der bei weniger kunstvollen Darstellungen selbst als Erfinder auftrat, den Formschnitt der genannten Platten zu sichern suchte. Diese Recension

---

*) Geschichte der königlichen Kupferstichsammlung zu Kopenhagen. Ein Beitrag zur Geschichte der Kunst und Ergänzung der Werke von Bartsch und Brulliot. (Leipzig 1835.)

**) Hans Holbein der Jüngere in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen. 8. (Leipzig 1836.)

rief von Seiten Rumohr's eine Entgegnung hervor *), welche ebenfalls von Sotzmann im „Kunstblatt“ (Nr. 83) widerlegt ward.

Dies veranlaßte Rumohr im folgenden Jahre, nachdem er auf einer vierten italienischen Reise in der Sammlung des Erzherzogs Karl zu Wien und in Basel Gelegenheit zu neuen Nachforschungen gefunden, seine Lieblingsansicht, daß wir in einem großen Theile der classischen deutschen Formschnitte unmittelbare Lebensäußerungen der Schnittfertigkeit der vorzüglichsten Geister, z. B. eines Dürer, eines Lucas Kranach, eines Holbein und Burgkmayr vor uns haben, in einer an scharfsinnigen Bemerkungen reichen, umfassendern Arbeit **) weiter auszuführen, wobei ihn insbesondere Herr Dr. Drecke in Lübeck und Herr Prof. Petersen in Hamburg durch Mittheilungen unterstützten. Reichhaltiger als in den frühern Aufsätzen ist auch hier die Frage über das Alter des Gebrauchs, Formschnitte durch den Guß zu vervielfältigen, behandelt worden.

Während sich Rumohr noch mit diesen Untersuchungen beschäftigte, wurde sein rastlos thätiger Geist von einer ganz entgegengesetzten Seite her angeregt, und er betrat schnell mit der ihm eigenthümlichen Leichtigkeit des Überblicks diese neue Bahn der Forschung. Schon früher hatte Rumohr die bereits erwähnte rechtsgeschichtliche Abhandlung über die Besitzlosigkeit der Colonen in Toscana zu einer vielseitigen Betrachtung der bäuerlichen und landwirthschaftlichen Zustände veranlaßt, wozu ihn gleichzeitig der eigene Landbesitz und der wiederholte längere Aufenthalt in demselben auffoderte. Ebenso war er von den Untersuchungen über die Speisen und ihre Zubereitung bei den verschiedenen Völkern zu höhern staatswirthschaftlichen Gesichtspunkten emporgestiegen.

Das Leben im größern Weltverkehr am Hofe zu Kopenhagen scheint den vereinzelten Betrachtungen über politische Zustände einen großartigen Zusammenhang gegeben zu haben; die verschiedenen durch die Zeitverhältnisse angeregten Fragen leiteten zu manchen auf den Reisen vorübergehend gemachten Beobachtungen zurück und regten zu einer genauern Verfolgung derselben an.

Schon bei frühern Reisen hatte Rumohr die seltene Cultur der lombardischen Ebene überrascht, bei welcher der unerschöpfliche Reichthum der Natur, die treffliche Bestellung des unter kleine Erbpächter vertheilten Bodens und die seit sechs Jahrhunderten bis zu erstaunenswerther Ausdehnung durchgebildete Feld- und Wiesenbewässerung gleichmäßig zusammenwirken. Diese letztern Anlagen sowie andere eingeschränktere Bewässerungssysteme, die Rumohr in der Feldmark von l'Aricia, in der Ebene des lucchesischen Gebiets, in den Legationen des Kirchenstaats und in mehren Gegenden Deutschlands sah, erweckten in ihm den Wunsch, diese Irrigationssysteme in ihrer praktischen Anwendung, zugleich mit dem staatsrechtlichen Verhältniß der Bewohner zu denselben auf einer besondern Reise in die Lombardei scharf ins Auge zu fassen, die geschichtliche Entwickelung durch Studien in den Archiven aufzuhellen und so zu einer vielfältigern Anwendung der Bewässerungen in Deutschland beizutragen. Die sehr ausgebreitete Correspondenz, die Rumohr über diese Angelegenheiten unterhielt, bestätigte ihn in seinem Vorhaben und wirkte anregend auf Andere zurück. Im Winter 1837 reiste Rumohr, der natürlichen und künstlichen Beschaffenheit des Bodens eine unausgesetzte Beobachtung widmend, von Lübeck nach Berlin. Hier, in Dresden und in Prag, wo Rumohr die miniirten Handschriften der Stadtbibliothek durchsah, verweilte er nur kurze Zeit. In Wien suchte sich Rumohr die nöthigen Empfehlungen zur Benutzung der Archive in der Lombardei zu verschaffen und widmete der Anschauung der reichen Kunstschätze einen vierwöchentlichen Aufenthalt. Dann setzte er seine Reise durch Unteröstreich und Steiermark nach Friaul fort, besuchte Udine, Treviso, Vicenza, Verona und ließ sich zuletzt in Mailand als dem Centrum seiner Forschungen auf längere Zeit nieder. Während hier die Nachforschungen über die Bewässerungssysteme den größten Theil seiner Thätigkeit in Anspruch nahmen, veranlaßte ihn das Verdienst des Alessandro Bonvicino, genannt Moretto, den Rumohr in seiner Vaterstadt Brescia genauer kennen und bewundern gelernt hatte, seine Gemälde und sein künstlerisches Verhältniß zum Giov. Antonio Licinio, genannt Pordenone, in einem Aufsatz der mailändischen Zeitschrift „l'Echo“, näher zu besprechen und ihm das schöne Gemälde mit der Darstellung der heiligen Justina in der kaiserlichen Galerie zu Wien und die thronende Madonna mit den vier Kirchenvätern in der Sammlung des Cardinals Fesch, welche dem Pordenone bisher fälschlich zugetheilt worden waren, zu vindiciren.

Der Wunsch, sich den Hauptgegenstand seiner Untersuchungen, die Bewässerungen, den Landbau und die bäuerlichen Verhältnisse der Lombardei recht anschaulich zu machen, veranlaßte bald Rumohr das Studium der Archive noch einmal zu unterbrechen und mit praktischen Anschauungen zu vertauschen. Er fuhr deshalb am 3. Juni in Begleitung seines Freundes Herrn Giov. Frizzoni über Lodi und Crema nach dessen ausgedehntester Besitzung Ticengo, und weiter hinaus über Cremona, Brescia den See von Iseo bis in das Gebiet von Bergamo zurück, um den Rest des Vorsommers auf dem Colle di Pasta in dem feingebildeten Familienkreise der Gebrüder Frizzoni zuzubringen, in welchem, wie Rumohr und Platen, viele deutsche und italienische Gelehrte oft längere Zeit eine gastliche Aufnahme fanden. Nach Mailand zurückgekehrt, verbrachte Rumohr mehre Wochen mit Forschungen im Archiv von S. Fedele und in den Bibliotheken, zu welchen ihm der Gubernialsecretair von Czörnig den freiesten Zutritt verschafft hatte. Derselbe sowie der Ingenieur Bruschetti und der Dr. Lomeni unterstützten ihn mit schriftlichen

---

*) Auf Veranlassung und in Erwiderung von Einwürfen eines Sachkundigen gegen die Schrift: „Hans Holbein der Jüngere in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen.“

**) Zur Geschichte und Theorie der Formschneidekunst. (Leipzig 1837.)

Mittheilungen und verschafften ihm Gelegenheit zu einer genauen Bekanntschaft mehrer der bedeutendsten Landwirthschaften der Umgegend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder und Skizzen aus Rom, seinem kirchlichen und bürgerlichen Leben. Stuttgart, Metzler. 1844. 8. 1 Thlr.

Unter den äußern Erscheinungen des römischen Lebens sind es die zahllosen kirchlichen Festlichkeiten, denen der Verf. seine Aufmerksamkeit vorzugsweise zugewendet hat; durch seinen Aufenthalt in Rom ist er zu der Überzeugung gelangt, daß in der katholischen Kirche gar Manches, was die meisten Kritiker als Gebrechen, als Misbrauch späterer Zeiten darstellen, wirklich schon frühe bestanden hat. Das sieht aus wie eine Empfehlung katholischer Gebräuche und ist auch wirklich eine solche; denn unmittelbar darauf folgt die Frage: „Sollte darunter sich nicht manches altchristliche Element finden? Manch allgemein menschliches Bedürfniß, welches der Protestantismus geradezu ignorirt, versuchte wenigstens Rom zu leiten, zu befriedigen." Was wir bei Lesung dieses Satzes dachten, wollen wir mit zwei Worten sagen. Wenn wir uns nämlich erinnern, wie die „allgemein menschlichen Bedürfnisse" bisher von Rom befriedigt, geleitet und — ausgebeutet worden sind, so können wir nichts dringender wünschen, als daß es uns vergönnt sei, mit der römischen Leitung und Befriedigung (und was Dem ähnlich ist) noch recht lange verschont zu bleiben. Besser däucht es uns, das bescheidene Gewand der protestantischen Kirche zu lassen wie es ist, als von dem reichen Mann in Rom ein glänzend Kleid für sie zu borgen und unsere besten Güter dagegen zu verpfänden; der Zahltag könnte uns überraschen, und schwerlich möchte dann an eine Auslösung zu denken sein. Einige Wechsel sind ihm ohnehin schon verschrieben; hüten wir uns, daß wir ihm nicht noch mehr schuldig werden und Bankrott machen an der Lehr- und Gewissensfreiheit! Indem wir Dies aussprechen, wollen wir hinsichtlich der vorliegenden Schrift nicht etwa zu erkennen geben, daß dieselbe aus dem ultramontanen Standpunkte entsprungen sei; es liegt vielmehr zu Tage, daß der Verf. ein Protestant ist und Roms Schattenseiten recht gut kennt; um so mehr hielten wir uns aber gedrungen, unsere Meinung über die Heilmittel auszusprechen, die uns aus der Metropole des Katholicismus empfohlen werden.

Die einen großen Theil des Buchs füllende Beschreibung mehrer Kirchenfeste gewinnt durch Einflechtung lebendiger Genrebilder, Mittheilung von Bruchstücken aus Predigten und geistlichen Edicten, Schilderungen der Localitäten ein hinreichendes Interesse, um mit Vergnügen gelesen zu werden. Nächst diesen Darstellungen finden wir eine Reihe von Skizzen über die verschiedenartigsten Gegenstände: Brüderschaften und Wohlthätigkeitsanstalten, die Jesuiten im Kirchenstaat, das Sprachenfest der Propaganda, die päpstliche Lotterie, Asyle für Verbrecher, Proselytenmacherei u. s. w. Als ein merkwürdiges Bildungsmittel der Römer werden die Volksromane erwähnt; unter der strengsten Censur erschienen, bieten sie die beliebteste Lecture für die niedern, wol auch für die mittlern Stände der ewigen Stadt. Unter Andern ist die Geschichte vom „großen Marziale" höchst erbaulich; ihren Inhalt faßt die Aufschrift also zusammen: „Ein grausames Schauspiel, welches die Geburt, das Leben, den reuevollen Tod und die Meuchelmorde desselben erzählt, wie er hernach das Erbarmen Gottes sich leuchten sah und von der Hölle befreit wurde, obgleich er Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Magd, Diener ermordet hatte und noch Hauptmann von 170 Banditen gewesen war. Als solcher pflegte er täglich einen Menschen zu morden." Diese Geschichte beginnt mit ausführlicher Schilderung, auf welche Weise der sechzehnjährige Junge seine Schwester verführte; die unnatürlichsten Laster werden gehäuft zur Verherrlichung der Gnade Gottes und um Diejenigen, „welche noch keine Religion gehabt haben, dadurch zu erweichen". Die Rotte erobert endlich eine Grafschaft, in welcher sie nun ein Leben führt wie die — Lutheraner (si viva come Luterani). Ein Mönch wagt mitten in diesem schändlichen Treiben aufzutreten. Marziale dringt racheschnaubend in die Kirche, denn Jener hat eine seiner Maitressen bekehrt; aber der Mönch tritt ihm entgegen: „Der unendliche Gott hat geblutet, um dir Vergebung zu erwerben; der barmherzige Gott hat bisher dir zugesehen; jetzt bitte ihn um Verzeihung, er erwartet dich mit offenen Armen im Himmel!" O miracol di Dio, o gran momento! Marziale verlangt sogleich, gebeichtet zu werden, wird sogleich absolvirt und communicirt; während man eilends eine feierliche Messe zurüstet, zerspringt dem Bußfertigen das Herz, er stirbt mit den Worten: Gelobt sei Jesus Christ; eine Taube bringt einen goldenen Brief vom Himmel, welchen der Mönch „mit großem Pomp" vorliest und worin erklärt wird, daß Marziale in den Himmel aufgenommen sei. Darauf verlangen Viele zu beichten und rufen Maria an. Ein Gegenstück hierzu ist folgende römische Volkslegende; sie ist die vernünftigste Ausführung, welche man von dem Sprüchwort: Chi s'ajuta, Dio l'ajuta finden kann. „Christus ging einmal mit den Aposteln bei schlechtem Wetter und Wege durch einen Wald. Da begegneten sie einem Manne, dessen Esel unter der Last nicht weiter konnte. Der gute Mann warf sich auf die Kniee und flehte Gott und seine Engel an, sie möchten ihm und seinem Thiere weiter helfen. Petrus fragt den Herrn, ob sie dem Bedrängten nicht aushelfen sollten; der Herr verneinte. Über eine Weile fanden sie einen Mann mit seinem Thiere, welcher in derselben Noth war; aber dieser schlug und schalt seinen Esel, schob an ihm, fluchte wol auch mitunter. St. Peter fragte den Meister abermals, und dieser heißt die Jünger hülfreiche Hand anlegen. Im Augenblick ist der erlegene Esel von den eifrigen Jüngern abgepackt und auf den guten Weg gebracht. Das war aber St. Peter ganz gegen seinen Kopf gegangen; er kann es durchaus nicht reimen mit des Meisters Lehre. Er kann es Diesem nicht bergen, er bittet ihn um den Grund seines Verfahrens. Der Herr erwidert: «Der erste Mann war ein thörichter Mensch und dazu noch faul, er meinte, Gott und die Engel müßten sich ins Mittel legen, ihm und seinem Esel von der Stelle zu helfen. Der Andere aber that, was er konnte, wenn auch mit Ungestüm; wer sich selbst nicht hilft, dem hilft Gott auch nicht.»"

Daß es mit der Rechtspflege in Rom gar übel steht, ist allgemein bekannt; in der vorliegenden Schrift wird ihr Zustand durch einige Anekdoten recht anschaulich gemacht. So z. B.: Unter einem der beiden letzten Pius hat ein Mann seinen Gevatter bei der Chiavica del buffalo demüthigst, selbst auf den Knieen, um Verzeihung wegen eines Unrechts; der Gevatter stößt ihn nieder, daß er todt auf dem Platze bleibt. Um ihm ein Asyl vor der Gerechtigkeit zu eröffnen, wird ihm sogleich von einem Bekannnten in der Familie (Dienerschaft) eines Cardinals die Stelle eines Auskehrers in einem päpstlichen Palaste verschafft, und der Mörder ist vor der Strafe sicher.

Die beherzigungswertheste Stelle aus dem ganzen Buche scheint uns folgende zu sein: „Der Papst ist ein Italiener; seine Politik wird also den Charakter des Italieners tragen; wer mit ihm zurechtkommen will, muß mit ihm als mit einem Italiener handeln, muß ihm gegenüber dieselben Regeln befolgen, welche der Fremde gegen den Italiener, sei er hoch oder niedrig, zu beachten hat. Daß man vor Allem kein Mistrauen zu zeigen hat, sondern eine gewisse gehaltene Zuversicht zum Andern und noch mehr zu sich selbst, dies gilt nicht blos vom Verhältnisse zum Italiener. Dieser hat von seinen Rechten einen sehr hohen Begriff, er macht oft sehr anmaßliche Ansprüche; er versucht mit Heftigkeit und mit List sie durchzusetzen; sobald man ihm darin Schranken setzt, gebehrdet er sich, als geschähe ihm himmelschreiendes Unrecht; man bleibe aber nur fest bei seinem Rechte, vergebe sich keinen

Fingerbreit, erkläre sich mit ein paar klaren Worten, so läßt er es anfangs murrend, bald gern geschehen und wird am Ende noch ganz freundschaftlich. Da der Papst ein Italiener ist, mache man es mit ihm gerade so, und man wird sehen, daß man nicht schlecht dabei fährt."

Gegen den Schluß des Buchs theilt der Verf. einige Volkstraditionen über Sixtus V. mit. Von der furchtbaren, gewöhnlich in Grausamkeit ausartenden Energie dieses Papstes haben sich eine Menge Züge im Andenken der Römer erhalten. Etwas Gutes, dessen Anwendung auch noch heutzutage den Fürsten nicht schaden könnte, war es, daß er häufig incognito auf den Straßen umherging und sich hier von den Meinungen und dem Treiben der Leute Kenntniß verschaffte. „Eines Abends soll Sixt auf einem seiner Beobachtungsgänge von einem starken Regensturm überfallen worden sein. Er stellte sich in einer Sackgasse unter einen großen Thürvorsprung. Da kommt ein armer Mann daher gelaufen und klopft gegenüber an das Haus eines Pfarrers und bittet und fleht, dieser möge seiner sterbenden Frau die Sacramente reichen. Der Pfarrer sagt, das Wetter sei zu schlecht, schilt ihn und wirft das Fenster zu. Da tritt Sixt hervor und ermuthigt den Armen, er soll noch einmal den Pfarrer bitten und ihm die Noth vorstellen. Endlich entschließt sich der Mann dazu, aber es wird ihm mit Scheltworten entgegnet und mit einer üblen Bescherung gedroht. Nun gibt sich Sixt dem weinenden Armen als Priester zu erkennen, begleitet ihn in seine jämmerliche Kammer; da er sich früher mit Chirurgie befaßt hatte, erkennt er, daß die Frau in Kindesnöthen, aber aus Hunger zu schwach ist. Er schickt den Mann schnell nach stärkender Nahrung und nach Hülfe; beim Abschiede erbietet er sich, das Kind selbst über die Taufe zu halten. Bald darauf wird in St.-Peter Anstalt getroffen zu einer feierlichen Taufe; das Gerücht verbreitet sich in Rom, der Papst werde selbst zu Gevatter stehen, und man spricht von einer hohen Dame, welche incognito nach Rom gekommen. Eines Morgens rücken die Schweizer in den Dom, viele Vornehme harren des Kindes. Endlich erscheint ein einfacher Vasall (Mann vom niedern Volk) und seine blasse Frau, ihnen hält der Papst das Kind über die Taufe. Der gewissenlose Pfarrer aber wird zum Papst berufen; dieser eröffnet ihm, er habe von seinem Eifer gehört, wie er ohne Ansehen der Person seine Pflicht thue, die Zeit verlange solche Männer, er sei zum Bischof ernannt. Der Pfarrer nimmt mit allen Zeichen der Demuth die Würde an; aber der Papst hatte von ihm für die Ausstellung der Urkunde 2000 Scudi gefodert. Der Pfarrer hatte sich anfangs unfähig dazu gestellt; er bringt jedoch das Geld in den Vatican. Sixt befiehlt, daß er stehenden Fußes auf Lebenszeit in ein Strafhaus für Geistliche abgeführt und das Geld zur Deckung der Ausgabe mitgegeben werde."

28.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Prosodie.

Die romantische Schule hatte sich, wie man weiß, nicht nur von den classischen Traditionen losgesagt, sondern es hatte fast den Anschein, als wollte sie die Schranken aller Regeln, insbesondere die der Metrik und Versification im Allgemeinen überspringen. Nachdem nun längst die romantische Schule als solche alle Bedeutung verloren hat, ist ihr nun plötzlich in Wilhelm Ténint ein Gesetzgeber erstanden, der Das, was uns Willkür und zügellose Laune schien, in seiner „Prosodie de l'école moderne" in bestimmte Regeln zu fassen versucht hat. Bekanntlich kommt die Theorie der Praxis immer nachgehinkt. Ténint ist ein enthusiastischer Anhänger der Romantiker, und er vertheidigt nicht nur, sondern bewundert Alles, was aus dieser Schule hervorgegangen ist, bis auf ihre Mängel und Schwächen. Victor Hugo ist ihm der König aller Dichter, und er muß sich glücklich geschätzt haben, daß derselbe geruht hat, sich in einem Briefe, der der „Prosodie" vorangedruckt ist, ermunternd über dieses Werk auszusprechen. Wir können leider der günstigen Meinung des großen französischen Dichters nicht beipflichten; es scheint uns vielmehr diese „Prosodie de l'école moderne" eine durchaus ungenügende, unwissenschaftliche Arbeit, die übrigens auch bereits in dem „Investigateur historique" ihre gebührende Abfertigung erhalten hat. Das einzige Interesse, welches sie uns bietet, dürfte das sein, daß sie eine Mustersammlung von allen Sonderbarkeiten abgibt, zu denen sich die romantische Schule durch ihr Streben nach Originalität hat verleiten lassen. So finden wir unter Anderm folgendes Sonett, das an einige Verskünsteleien Rückert's erinnert und das sich auf den Tod eines jungen Mädchens bezieht:

Fort	Rose
Belle, Elle	Close
Dort!	La
Sort	Brise
Frêle! Quelle	L'a
Mort!	Prise.

Der Verf. dieses Gedichtes, das bei W. Ténint große Bewunderung erregt hat, ist Paul de Rességuier. Von ganz anderm Gehalte als diese „Prosodie" ist ein anderes Werkchen über denselben Gegenstand von Paul Ackermann, der sich durch gediegene Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachwissenschaften einen rühmlichen Namen erworben hat. Sein Werk führt den Titel: „Traité de l'accent appliqué à la théorie de la versification" und ist bereits in der zweiten Auflage erschienen. Es ist voll der neuesten und geistreichsten Ansichten und kann unbedingt den ausgezeichnetsten Specialwerken über einzelne Theile der französischen Sprachwissenschaft beigezählt werden.

Lamennais' neueste Schrift.

Niemand wird Lamennais ein herrliches Rednertalent, einen erhabenen Stil, eine ergreifende Declamation absprechen. Aber man bekommt alle Declamation, wenn sie eben immer nur Declamation bleibt, denn endlich doch zum Überdruß. So müssen wir gestehen, daß die letzte Schrift, welche aus der Feder dieses leidenschaftlichen Mannes geflossen ist, auf uns wahrhaft widerwärtig gewirkt hat. „Une voix de prison" — dies ist der vielversprechende Titel, den sie führt — ist eine furchterliche Anklage gegen die gegenwärtige Lage der Dinge und insbesondere gegen die ungerechten gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Anklage, welche hier erhoben wird, ist so leidenschaftlich und so ingrimmig, daß man versucht wäre, ihren Urheber der sansculottischen Bande der Communisten beizuzählen, wenn er nicht ausdrücklich diese Alles nivellirenden Grundsätze verworfen hätte. Aber wenn Lamennais auch erklärt, daß er mit dem Communismus nichts zu thun haben will, so führen seine Declamationen denn doch geradesweges zu dieser verderblichen Lehre, und dann hätte der Verf. dieser aufregenden Broschüre sich nicht verheimlichen sollen, daß Diejenigen, welche schon mit den gegenwärtigen Verhältnissen unzufrieden sind, nur Gift aus diesen leidenschaftlichen Blättern, die er ihnen bietet, saugen werden. Dazu kommt noch, daß man durchaus nicht absieht, worauf den Lamennais eigentlich hinaus will. So möge er denn aus seiner Wolke von hochtrabenden Phrasen einmal heraustreten und uns das Ziel, dem er zustrebt, bei Namen nennen. Mit bloßen Declamationen über einen Tag, der allen Ungerechtigkeiten der Erde ein Ende machen und mit dem die Herrschaft der Seligkeit beginnen soll, ist es wahrhaftig nicht allein gethan.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 226. —— 13. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 225.)

Schon begann Rumohr Vorbereitungen zu einer amtlichen Statistik des lombardischen Königreichs zu machen, welche den Vortheil eines höhern Standpunkts und einer lebendigen Ansicht mit der vollständigen Berücksichtigung jegliches, auch des untergeordneten Einzelnen verbinden sollte, als er sich plötzlich durch Nachrichten aus seiner Heimat zur Rückkehr bestimmen ließ. Im August trat er in Begleitung des ältern Frizzoni und seines Freundes und frühern Zöglings Nerly die Reise an. Nachforschungen über landwirthschaftliche Verhältnisse fesselten Rumohr noch einige Zeit an den wichtigsten Punkten der Schweiz, dann wendete er sich über Freiburg, Karlsruhe, Heidelberg, Frankfurt durch Hessen, immer den gleichen Gesichtspunkt verfolgend, nach Lübeck zurück. Hier angelangt, legte er den reichen Schatz seiner Reisebeobachtungen nieder in folgendem Werke: „Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardei und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Landwirthschaft" (Lübeck 1838).

Das Buch enthält eine Fülle treffender Bemerkungen über die natürlichen Bedingungen, die Landwirthschaft und die Volkssitten aller von Rumohr durchreisten Gegenden, vorzugsweise aber die genauesten Nachrichten über den landwirthschaftlichen und statistischen Culturzustand der Lombardei, die Geschichte der Entwickelung und das gegenwärtige System der Irrigationen. Der Kunst wird nur hier und da vorübergehend gedacht. Treffend ist das Bezeichnen der verschiedenen Richtungen bei Gründung der berliner und der dresdner Gemäldesammlung, wie dort das historisch-wissenschaftliche Interesse vorwaltete, während die Auguste Freude und Genuß am wahrhaft Schönen bestimmte.

Einiges wird über die Miniaturen in Prag, den Lionardo der Galerie Esterhazy zu Wien, andere hier und da zerstreute Kunstwerke, insbesondere aber über den Moretto und Pordenone bemerkt, wobei jedoch die überraschende Großartigkeit des Letztern, die vorzugsweise in seinen Wandgemälden im Dom zu Treviso so gewaltig imponirt, nicht genug anerkannt wird.

Abwechselnd in ländlicher Einsamkeit zu Rothenhausen und am Hofe zu Kopenhagen verlebte dann Rumohr die nächsten Jahre zwischen Beschäftigung mit staatswirthschaftlichen Studien. Dann ergriff ihn noch einmal das Verlangen, Italien zu besuchen, er durchmaß Süddeutschland im Herbst 1840 und brachte den Winter in der Nähe seines Freundes Nerly in Venedig zu. Die alternde Weltstadt mit ihren in wunderbaren Lichtreflexen schimmernden Palastreihen, den verödeten Kanälen, durch welche die schwarzen Gondeln wie trauernd über die hinsinkende Pracht der hochaufstrebenden Gebäudemassen hingleiten, welche von Adrias vormaliger Herrlichkeit erfüllte Dichter wie Byron und Platen lange Zeit fesseln konnten, hatten jetzt für Rumohr's überwiegend praktische Richtung ebenso wenig Anziehendes als das noch immer rege Leben, aber ohne Streben und Thatkraft, in der Nähe des Marcusplatzes. Die Erfordernisse der häuslichen Bequemlichkeit und einer gut besetzten Küche, die schon in Rumohr's Jugend ihr Recht behaupteten, überwogen in seinem vorgerückten und etwas leibenden Alter zu sehr die Begeisterung, als daß ihm der Aufenthalt in Italien den frühern Reiz hätte bieten sollen. Er trat schon im Frühjahr die Rückreise an und traf bald nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin in seiner Heimat ein.

Hier beförderte er sogleich seine letzte kunsthistorische Schrift zum Druck: „Untersuchung der Gründe für die Annahme, daß Maso di Finiguerra Erfinder des Handgriffs sei, gestochenene Metallplatten auf genetztes Papier abzudrucken" (Leipzig 1841). In dieser lehrreichen und scharfsinnigen Schrift beweist Rumohr, daß man bei der Annahme, Maso habe zuerst 1452 seine berühmte für die florentinische Taufkapelle gefertigte Platte auf genetztes Papier gedruckt, irrigerweise mehr dem aus ungewissen Erinnerungen combinirenden Vasari gefolgt sei als dem als Techniker glaubwürdigen Benvenuto Cellini. Dann zeigt er, daß der von Zani dem Maso beigelegte Kupferdruck der pariser Sammlung nicht mit Gori's Beschreibung der Tafel des Maso übereinstimme, sondern mit der Platte des Matteo Dei vom Jahre 1455. Schließlich legt er auf das eviden-

vorgenommen werden dürfe und Zeitschriften nur historische Berichte, keine Betrachtungen, insonderheit durchaus keine solchen enthalten sollen, welche im Sinne oder in der Richtung irgend einer Partei geschrieben sind, bringt er doch einen Vorschlag zu Tage, der einer Beachtung außerordentlich werth ist, indem er in jedem landräthlichen Kreise und in jeder ansehnlichen Stadt ein Censurgericht eingesetzt wissen will, an welches die Beschwerden über die Censoren zu bringen sind, weil deren Verhandlung vor den Oberpräsidenten und einem einzigen Obercensurgerichte nicht blos zu schwerfällig und zeitraubend sei, sondern auch darum ungenügend, indem hier aus dem Bereiche der Bureaukratie und des sie beherrschenden Geistes niemals herauszukommen ist. Die vorgeschlagenen Censurgerichte hingegen sollen, eine Analogie des englischen Friedensrichteramts, vermöge Volkswahlen besetzt werden, auch befugt sein, bei wiederholentlicher Misbilligung der Censoren auf deren Zurechtweisung und selbst auf deren Absetzung bei den Staatsbehörden zu dringen. Außer allem Zweifel liefert dieser Vorschlag einen sehr angemessenen Übergang aus dem Zustande des Preßzwangs zu dem der Preßfreiheit, wo Bedenken getragen wird, diese auf einmal zu gewähren, sodaß dessen Ausführung mit einigen Veränderungen in den Nebenbestimmungen überaus empfehlungswerth und das Verdienst des Verf. durch seine Aufstellung anerkennungswerth erscheint.

Über seinen dritten Aufsatz spricht der Verf. selbst das richtige Urtheil, „daß darin durchgeführte Grundsätze und Einheit der Ideen zu vermissen sei". Seine praktischen Bemerkungen rechtfertigen allerdings das Verlangen der öffentlichen Meinung nach einer Umgestaltung der ganzen Strafgerichtsverwaltung, indem die bestehende in wesentlichen Stücken den Anfoderungen der Gerechtigkeit und Staatsweisheit nicht nur nicht entspricht, sondern stückweise zuwiderläuft; aber das hierüber Vorgebrachte ist bereits vielfältig ausgesprochen, auch manche vorgeschlagene Änderung nicht eben angemessen.

Dahingegen zeigt sich der Verf. in dem vierten Aufsatze über die Unstatthaftigkeit des Fortbestehens der Patrimonialgerichtsbarkeit ganz und gar als einen Mann, der in seinem Fache bewandert und erfahren ist. Er zeigt gründlich, daß, außer mehren der Unparteilichkeit Eintrag thuenden Übelständen das bloße Dasein der Patrimonialgerichtsbarkeit die Staatsgewalt geographisch und materiell behindert, ihrer Pflicht Genüge zu leisten, allen Unterthanen eine gleiche, gute und möglichst nahe Rechtspflege und Rechtserlangung zu beschaffen, und daß sonach deren Fortdauer zu einer öffentlichen Ungerechtigkeit werden muß. Man lese den Verf. hierüber selbst, und kein Zweifel wird übrig bleiben. 59.

Literarische Notizen aus England.

The Lowell offering.

Neuere Reisende, darunter Dickens in seinen „Amerikanischen Noten", haben viel Wesen gemacht von den jungen Fabrikarbeiterinnen zu Lowell im Staate Massachusetts, von ihnen wie von einer Art moralischem Phänomen gesprochen. Jenen Angaben zufolge kleiden sich dieselben wunderschön, gehen mit Sonnenschirmen in die Kirche, haben Bibliotheken und ein Lyceum und ediren aus eigenen Originalbeiträgen ein — Taschenbuch. Glücklicherweise steht nicht zu vermuthen, daß die Fabrikarbeiterinnen und Klöppelmädchen des sächsischen und böhmischen Erzgebirges alles Das erfahren. Entweder zöge der blasse Neid bei ihnen ein, oder sie gäben auch ein Taschenbuch heraus. Das fehlte noch zu ihrem Elend. Genug, Ref. bekennt, daß er jene Schilderungen der Lowell'schen Herrlichkeit mit einigem Mistrauen gelesen, sie wenigstens zum größern Theile für Wahrheit und Dichtung genommen hat. Außer Stande, von den schönen Kleidern und Sonnenschirmen, den Bibliotheken und dem Lyceum sich durch Augenschein zu überzeugen, trachtete er mindestens nach einem Exemplar ihres Taschenbuchs, des „Lowell offering", wie sie es betitelt haben. Daraus ließe sich schon auf Weiteres schließen, meinte er, selbst wenn, wie er ebenfalls meinte, der Inhalt nicht eben eine Bereicherung der Weltliteratur wäre. Und siehe, es ist Ref. gelungen, einen Band des fraglichen Werks zu erhalten, laut Titelblatts der zweite Band. Von welchem Jahre, vermag Ref. nicht zu sagen, das ist nicht angegeben. Vermuthlich datirt er von 1842 oder 1843. Der Inhalt ist theils Prosa, theils Poesie, meist kurz, und entweder blos mit Anfangsbuchstaben unterzeichnet oder mit Vornamen, als: Tabitha, Ella, Orianna, Annetta, Adelaide. Das Titelblatt versichert, sämmtliche Beiträge seien eigene Composition der Fabrikarbeiterinnen — „are the composition of females actively employed in the mills". Aufrichtig, Ref. sieht in seiner Präsumtion der Nichtbereicherung sich keineswegs getäuscht. So gut wie die Mehrzahl dieser Sächelchen brächten die Erzgebirgerinnen sie am Ende auch zusammen. Doch finden sich nirgend Verstöße wider gute Sitte und guten Geschmack, und einige Aufsätze und Gedichte sind entschieden besser als manche unhonorirte Ergießung vornehmer Dilettanten in unsern Taschenbüchern u. s. w. Dagegen hat Ref. mit Freuden ersehen, daß die Schilderungen der Lowell'schen Herrlichkeit wol im Ganzen mehr Wahrheit als Dichtung sind. Jedes Fabrikmädchen scheint des Jahrs von 100 bis 200 Dollars zu verdienen und deshalb „recht hübscher Leute" Kind zu sein. Solch ein Kind mit freier Kost und Wohnung zu Hause scheint das Meiste seines Erwerbs auf seine Äußerlichkeit zu verwenden. Daher verlautet, daß Adelaide sechs seidene Kleider, Ella und Tomana goldene Uhren haben. Wo der Fabrikmädchen Erwähnung geschieht, heißen sie und nennen sich ohne Ausnahme nicht young women, was unsern „Mädchen" entsprechen würde mit der Andeutung niedern Standes, sondern „young ladies", also Fräulein, und das bezeichnet in Amerika mindestens Töchter achtbarer Handelsleute. Folglich stehen die Lowell'schen Fräulein in der bürgerlichen Rangordnung wahrscheinlich über den erzgebirgischen Klöppelmädchen. Das könnte eventuell zur Beruhigung dienen. Eine Probe von den Beiträgen zu geben fühlt Ref. sich nicht berufen.

Zu den beliebtesten Tagesschriftstellern in England gehört unstreitig der pseudonyme Harry Lorrequer, der mit seinem echten Namen Lever heißt. Die Popularität, welche also Hr. Lever gleich durch seine ersten Beiträge zum „Dublin university magazine" sich erschrieb, erklärt sich kaum aus etwas Anderm als aus dem sorglosen Holter de Polter, mit welchem er lebhafte Skizzen von Menschen und Sitten, humoristische Geschichten und komische Anekdoten bunt durcheinander wirft, ebenso wenig darauf bedacht, originell und consequent zu sein, als er Beides in Wahrheit nicht ist. Er ähnelt einem Reisegesellschafter, der sich angenehm macht, weil er Alles und Jedes längs der Heerstraße kennt und an Alles und Jedes ein Geschichtchen zu hängen weiß. Tiefe Anschauung geht Hrn. Lever gänzlich ab. Dagegen faßt er lächerliche Seiten im Moment auf und benutzt sie für seine Charakterzeichnungen mit großem Geschick. In die Falten des menschlichen Herzens wagt er sich nur selten, und das beweist, daß er sich kennt. Denn wo er jenes thut, wird er meist unausstehlich langweilig. Mithin ist er weder ein Dickens noch ein Marwell, sondern kurzweg ein anmuthiger Erzähler lustiger Geschichten, die bei der Siesta gute Dienste leisten. Und das gilt wörtlich von seinem neuesten dreibändigen Werke: „Arthur o' Leary; his wanderings and ponderings in many lands" (London 1844). Es enthält regelwidrige, aber amusante Erzählungen, fragmentarische Geschichten und flüchtige Skizzen von Orten und Menschen, Alles angeblich aus den Tagebüchern und Notizen eines excentrischen Irländers, der die ganze Welt durchreist hat, blos weil er vagabundirender Natur ist. Journalistikern sei als Probe eine Verdeutschung des ersten Capitels empfohlen: Reisebericht von London nach Rotterdam. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 227. —— 14. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Fortsetzung aus Nr. 226.)

Darf ich dagegen das Urtheil zu bestreiten wagen, welches der Verstorbene über sein eigenes Wirken fällte, so würde ich sagen, daß die Rumohr vom Schicksal verliehenen Mittel dem geistigen Berufe seines Lebens entsprachen. Sein vom Anfang an mehr beobachtendes und kritisch ordnendes als poetisch schaffendes Talent hätte ihn schwerlich bei höherm Rang und reichern Mitteln zu einem in gleichem Maße vielseitig anregenden und großartigen Kunstbeschützer, noch bei ärmlichen die Thätigkeit der Noth erheischenden Verhältnissen zu einem Künstler von dem Range befähigt, den er durch die Klarheit seines Wissens und den Umfang der Kunde als Kunstgelehrter einnahm. In diesem letztern Beruf aber konnte eine noch vortheilhaftere äußere Stellung Rumohr's Vorliebe für das größere gesellige Treiben und das Bestreben, sich in ihm Geltung zu verschaffen, noch mehr entwickeln, und sicher hätte ihm dagegen in ärmlicher Lage die Thatkraft gefehlt, eine Welt von Gegensätzen mit dem Schwung eines Winckelmann aus innerm Drange des Genius zu bewältigen.

Die Gabe, richtig zu sehen, das Gesehene stark zu empfinden und im Gedächtniß festzuhalten, haben große schaffende Künstler mit dem sinnigen Kunstfreunde gemein, aber bei jenen ist der Eindruck erhabener Kunstwerke mit dem Gefühl des Schöpferbewußtseins gepaart, die Kritik mit dem Prüfen, ob dem eigenen Geiste ähnliche Schwingen zu Gebote stehen würden, oder ob er das Walten eines höhern Genius anerkennen und sich von ihm bestimmen lassen muß. Bedeutende Künstler regen durch frische lebendige Gefühle, geistreiche Blicke auf die Kunstbestrebungen vergangener Jahrhunderte eine richtige Betrachtung der Kunstgeschichte überhaupt an, wie es bei den Künstlern des Rafael'schen Zeitalters für das Alterthum der Fall war, wie des Rafael Mengs eklektisch-philosophische Ansicht die Denkweise der Gelehrten des vorigen Jahrhunderts bestimmte, der sich selbst Winckelmann's überlegenes Genie nie ganz entziehen konnte, und wie in unsern Tagen das tiefere Eingehen in das religiöse Leben der italienischen Malerei des Mittelalters vorzugsweise durch die Begründer einer neuen Epoche der deutschen Malerei bedingt ward. Der schöpferische Künstler beschäftigt sich mit dem Kunstwerke an und für sich, er erfaßt wol eine große künstlerische Individualität im Ganzen, aber das Erforschen der Urkunden, die kritische Bestimmung der Jahrzahlen, das Auffinden der Namen und die auf umfassende historische Kunde gestützten Combinationen überläßt er Künstlern von geringerer Productivität und den Kunstgelehrten.

Rumohr's Antheil an der Kunst wurde weniger vom Trieb des Schaffens als vom Genuß bestimmt. Gewiß besaß er eine hinreichende Kenntniß von dem technischen Verfahren, konnte er mit ungewöhnlicher Leichtigkeit die mannichfaltigsten Gesichtsbildungen mit der Feder hinzeichnen, wußte er selbst landschaftliche Motive bisweilen großartig und oft geistreich zusammenzustellen; aber das ruhige gemächliche Genießen und objective in sich Aufnehmen der Naturbildungen und Kunstwerke hatte früh die einzelnen poetischen Aufwallungen mehr und mehr zurückgedrängt, die, wenn sie zum wahren Schöpferberuf gesteigert und von ihm belebt gewesen wären, sich bei Rumohr's glücklicher äußerer Stellung nur um so freier entfalten konnten.

Der Genuß mußte bei einem Manne von großer Verstandesthätigkeit und seltener Beobachtungsgabe das Bestreben erzeugen, sich die Ursachen des Gefallens zu erklären, die einzelnen Erscheinungen zu größern Anschauungen zu verbinden und durch Forschung zu begründen. Diese Ruhe des objectiven Genießens und die aus demselben hervorgebildete Kritik bewirkten bei Rumohr einerseits jene Sicherheit und Überlegenheit über alle neuern Kunstschriftsteller in der Kenntniß des Einzelnen, andererseits sprechen sie sich vielfältig in seinen schriftstellerischen Leistungen aus. In den theoretischen Abhandlungen verliert er sich in einer Menge aus der Beobachtung erfaßter Einzelheiten, ohne es je zu wagen, sich durch kühne geistreiche Blicke von dem sichern Boden eines empirischen Standpunkts zu entfernen. In den historischen Entwickelungen begegnen wir weniger großartigen Gesammtansichten über den geistigen Gehalt und die Bestrebungen ganzer Zeitalter, die durch Entschiedenheit imponiren, aber im Einzelnen der Kritik Schwächen darbieten müssen. Ru-

mohr's Kühnheit ist nicht die der Phantasie, sondern die des Verstands, die sich in scharfsinnigen Combinationen der einzelnen Erscheinungen beurkundet, welche in den spätern Schriften mit dem wachsenden Selbstvertrauen häufiger werden. Weniger zogen ihn die Erscheinungen in der Kunstgeschichte an, bei deren Verständniß der Beschauer wie beim Giotto die eigenthümliche Poesie des Gedankens erfassen und die Unvollkommenheiten einer in sich einigen, aber nicht zur Freiheit der Bewegung durchgebildeten Kunststufe im Geiste ergänzen muß, oder wo wie beim Michael Agnolo die überwältigende Großartigkeit der Gedanken den ruhigen Genuß ausschließt, als die, wo der beobachtende Geist in glücklich der Natur abgelauschten Motiven seine Thätigkeit wiederfindet. War es Rumohr nicht gegeben, seinem Jahrhundert wie Winckelmann vorauszueilen und es durch die überraschende Neuheit der Ansichten mit sich fortzureißen, so trat er doch frei von den sentimentalen, religiös kränkelnden und leer rhetorischen Empfindungen unserer Tage, das vom eigenen Geiste Entblößte beseitigend, das Tüchtige aller Kunstepochen und das Verhältniß der Künstler zu ihrer Zeit klar erkennend und die Thatsachen durch eine der Kunstgeschichte bisher fremde Forschung begründend hervor, wirkte er durch sein geist- und gemüthvolles edles und hülfreiches Wesen vielfach anregend auf die Kunstbestrebungen unserer Tage.

Als Dichter fehlte Rumohr der Schwung des Genius, jener höchste, auf harmonischer Fülle geistiger und physischer Kraft beruhende Lebensmuth; sein immer vorsichtiger berechnender Geist bricht überall durch das zaghaft gesponnene Gewebe mit Betrachtungen hindurch und verbreitet sich am liebsten in gemüthlichen, behaglichen Beschreibungen idyllischer Situationen oder in humoristischen Darstellungen menschlicher Charaktere. In der rhythmischen gebundenen Sprache hat er sich nicht mit besonderm Glück versucht, aber den ruhigen Strom der Prosa läuterte er durch die Klarheit seiner Gedanken zur reinsten Durchsichtigkeit. In dieser für alle Gegenstände gleichmäßigen Bemeisterung der Sprache, die besonders in den spätern Novellen vorzüglich durchgebildet erscheint und nur bei philosophischen Bestimmungen der logischen Schärfe entbehrt, kann Rumohr zu den besten deutschen Schriftstellern gerechnet werden. Wo in seinen humoristischen Schriften die Laune den ganzen Inhalt umschleiert, wagt sich dieser Humor nie zum kräftigen Kern zu krystallisiren, um wie aus dem Kern der Diamant herauszublitzen, ebenso wenig wird er aber zur ätzenden Schärfe, die in unsern Tagen so oft die edlen Metalle der Vorzeit zersetzt.

(Der Beschluß folgt.)

Einige neueste literarische Erscheinungen in Paris.

Wir beeilen uns, ein wichtiges literaturhistorisches Factum en die Register Ihres Literaturblattes einzutragen. Der Geist r französischen Literatur, der seit dem Kaiserreiche die religiöse Emancipation der Revolutionsperiode längst wieder verschmäht hatte und aus seinem philosophischen Unglauben wieder in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt war, er, den die vereinte Sorgfalt der Regierungen und der Geistlichkeit bis jetzt in seinem frommen Glauben väterlich erhalten und bestärkt hatte, ist neuerdings durch den Lärm, welchen der heftige Streit zwischen dem Klerus und der Universität in allen Kreisen und selbst in den Kammern erregte, wieder stutzig geworden und neigt sich jetzt entschieden wieder den von Voltaire und den Encyklopädisten angeregten Zweifeln über Gott und Kirche zu. Doch scheinen die Franzosen bei ihren neuesten Untersuchungen über die christlichen Glaubensgründe gewissenhafter und gründlicher als ehedem zu Werke gehen zu wollen. Dem täglich wachsenden Bedürfnisse genügt der Vorrath an alten philosophischen Schriften nicht mehr. Es ist eine neue Auflage von Helvetius verlangt und besorgt worden; man sucht die bestaubten Encyklopädisten wieder hervor und trachtet ihre Polemik mit den Resultaten desjenigen Kampfes in Zusammenhang zu bringen, der in der letzten Zeit auf den deutschen Universitäten die philosophischen und theologischen Facultäten einander feindlich gegenüberstellte. Die Franzosen richten immer aufmerksamer ihre Blicke auf diese Geistesbewegung in Deutschland, und bereits befindet sich eine Übersetzung des „Wesen des Christenthums" von Feuerbach unter der Presse. Hr. Guerrier, ein Franzose, und Hr. Everbeck, ein Deutscher, haben die schwierige Aufgabe, den einer umfangsgenügenden Terminologie entbehrenden Franzosen ein deutsches philosophisches Werk möglichst verständlich zu machen, glücklich gelöst. Die in Frankreich immer noch sehr starke religiöse Partei unterläßt es natürlich nicht, gegen diese freigeistigen Kämpfer ihre tüchtigsten Truppen ins Feld zu führen. Zu den interessantesten Publicationen auf diesem Schlachtfelde gehört die Broschüre des Hrn. Libri: „Lettres sur le clergé et sur la liberté d'enseignement", welche die geheimen Machinationen von sechs Bischöfen gegen die Universität an das Licht zog. Gleiches Aufsehen erregte eine andere Broschüre, „Liberté de l'enseignement" betitelt, von welcher in drei Nummern des „Univers religieux" einzelne Fragmente abgedruckt wurden. Diese letztere enthält unter Anderm den Compte-rendu des Processes des Abbé Combalot und Briefe der Bischöfe von Chalons und Valence, welche den Abbé Combalot wegen seiner Verurtheilung, als zu einem Siege des Katholicismus, beglückwünschen. Der Bischof von Valence citirt in seinem Briefe die Stelle aus dem Evangelium: Cum iniquis reputatus est, und fügt hinzu, daß die Verurtheilung dem Abbé Combalot eine Ähnlichkeit mit Christus gebe und daß der heilige Geist ihn ohne Zweifel in seinem Kerker umschweben werde. Hr. Veuillot, der Redacteur des „Univers religieux", wurde wegen der mitgetheilten Stellen vor Gericht gezogen und zu einem Monate Gefängniß und 3000 Francs Geldstrafe verurtheilt. Auch Hr. Victor Cousin, der, seit ihn Barthélemy in seiner Nemesis so heftig angegriffen, einigermaßen in Miscredit und Vergessenheit gerathen war, hat sich endlich seiner langen Ruhe entrissen und mit Wort und Feder an dem Kampfe lebhaft Theil genommen. Er vertheidigte die Universität nicht nur in der Pairskammer durch eine Reihe von Reden, wie sie selten von den Wänden des friedlichen Luxembourg widerhallen, sondern schleuderte gegen die Geistlichkeit auch die kräftige Broschüre: „Défense de l'université et de la philosophie", in das Publicum. Auch von dem so sehr gelesenen Buche von Roselly de Lorgues: „Le Christ devant le siècle", ist in der Hivert'schen Buchhandlung soeben die funfzehnte Auflage erschienen. Man hat die Vorrede des Abbé Orsini beibehalten, jedoch die Capitelüberschriften und, wie es scheint, auch den ganzen Schluß zu einer Waffe in dem Kampfe der Gegenwart umgeschliffen. Der Verf. bemüht sich, mit einem gewaltigen wissenschaftlichen Apparate nicht nur die Dogmen der heiligen Schrift, sondern auch alle ihre historischen Angaben zu vertheidigen. Ein besonderes Capitel widmet er der Darstellung des Lebens und Charakters Jesu Christi, worin er zeigt, daß Strauß für ihn allerdings noch nicht existirte. Seine Hauptangriffe sind

gegen Voltaire und die von ihm aufgestellten Maximen gerichtet. Gegen den Schluß aber lautet eine Capitelüberschrift: „Motifs de croire à l'enseignement de l'église catholique", und von da ab handelt diese neue Ausgabe ausschließlich von dem politischen Einflusse des Christenthums, worunter immer der Katholicismus verstanden ist, und es wird bis ans Ende gegen den Protestantismus und seine verderbliche Philosophie höchst siegreich polemisirt. So umgeformt mag allerdings auch heute noch das Buch in den Händen des französischen Klerus zu einem Schwerte werden oder manchem von der frechen Philosophie bedrängten Gewissen zum Schilde dienen.

Wenden wir unsern Blick von dieser Seite der französischen Literatur, die heute die große Mehrzahl des literarisch gebildeten Publicums vorzugsweise interessirt, auf die mehr oder minder rein belletristischen Schriften, welche ihr Lebensblut nicht so direct aus dem lebendig pulsirenden Herzen der Gegenwart saugen, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß die Thätigkeit der Franzosen auf diesem ihrem Hauptfelde in der letzten Zeit bedeutend abgenommen zu haben scheine. Der Grund davon mag theils in der Absorbirung der bedeutendsten literarischen Kräfte durch die hochwichtigen Zeitfragen, theils auch in der Vergeudung der unentbehrlichen materiellen Kräfte liegen, welche durch kostspielige Illustrationen und sonstige nutzlose Spielereien leichtsinnig verzehrt werden. Die belletristischen Productionen Frankreichs erblicken heute meist im Schoose des Feuilleton das Tageslicht und tragen ihr Leben lang die Nägelmale dieser Hebamme an ihrer Stirne. Auf der Uebergangsstufe von der belletristischen zur historischen Literatur stehen die „Portraits de femmes" von Sainte-Beuve, die soeben in einer gänzlich umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Auflage erscheinen und in dieser neuen Form ohne Zweifel zu den erheblichsten pariser Publicationen unserer Tage gehören. Das neue Gewand gibt den treffenden Charakteristiken der Frau v. Sévigny, Frau v. Staël und Madame Guizot einen neuen Reiz. Sainte-Beuve's unbestreitbares literarisches Talent zeigt sich in diesem Werke in dem vortheilhaftesten Lichte; er bewegt sich hier in der ihm eigenthümlichen Sphäre. Wenn er in seinem didaktischen Romane „Volupté", dem wir nur Jacobi's „Woldemar" an die Seite zu stellen haben, sich in der gewandten Darstellung innerlicher Ereignisse als ein feiner psychologischer Beobachter zeigt, wenn er in seinen „Portraits littéraires" als ein gründlicher Kritiker erscheint, der mit scharfen und kräftigen Strichen einen Charakter abzurunden versteht und ein wohlgetroffenes Portrait aus der Fläche heraustreten zu lassen vermag, so vereinigt er diese Eigenschaften in der trefflichen Zeichnung von Frauencharakteren und führt sie in der Bestimmung ihres relativen literarischen Werthes auf die höchste Spitze. Sainte-Beuve hat die vorliegende Ausgabe seines Werks auch durch Poesien in der ihm eigenthümlichen Manier vermehrt. Die Abschnitte „Christel" und „Maria" sind in ihrer Art gewiß höchst gelungene Productionen zu nennen, wenn der Ton dieser Dichtungen auch mit der die Gegenwart durchwehenden frischen Luft in einigem Widerspruche steht. Sainte-Beuve bleibt sich gleich; er ist hier noch derselbe melancholische, sentimentale René oder Werther, der er in seinen ersten, unter dem Titel: „La vie, poésies et pensées de Joseph Delorme", erschienenen Gedichten war. Sein idyllisches Gemüth macht ihn etwas zum poetischen Kleinigkeitskrämer. Er ist ein Poet des Stilllebens, Salis, Tiedge und Hölty in Einer Person. Wir finden in der besprochenen Ausgabe der „Portraits de femmes" einen neuen höchst interessanten Aufsatz unter dem Titel: „Une ruelle poétique sous Louis XIV." Er behandelt jene französische Dichterschule des 17. Jahrhunderts, für welche das Zeitalter Ludwigs XIV. gar nicht existirt zu haben scheint, die, von der literarischen Revolution unberührt, im Geschmacke Ludwig's XIII. und der ersten Regentschaft bis zur zweiten Regentschaft fortsiegt. Diese eigenthümliche Schule geht von Voiture und Saint-Evremont aus, Hand in Hand mit Lafontaine, verschanzte sich zur Zeit Racine's und Boileau's unter Nevers, Des Houillières, Hesnault, Pavillon, Perrault in dem Hôtel Bouillon, und schließt endlich mit Lamotte und Fontenelle ab. Der doppelte Charakter dieser Schule ist: sie bleibt zu gleicher Zeit hinter ihrem Jahrhunder zurück und eilt ihm voraus; sie steht mit einem Fuße in dem bereits todten, mit dem andern in dem noch nicht geborenen Zeitalter uud bewahrt so die Kostbarkeiten, aber auch die Schwächen des einen, während sie zugleich mit der Kühnheit der Neuerer das andere erobern zu wollen scheint. Die alten Perrücken werden mit dem neuerfundenen Puder der Aufklärung bestreut, auf einen morschen Baumstamm die Reiser edler Fruchtbäume gepfropft, könnte man auch sagen. Die Erwähnung dieser Dichterschule führt mich auf die Besprechung einer deutschen Dichterschule in Paris, welche unsere vaterländische Literatur ganz neuerdings mit einigen Werklein beschenkt hat, und auf welche die eben erwähnte Kritik von Sainte-Beuve in mehr als einer Beziehung ihre volle Anwendung findet. Auch sie gehört mehr der Vergangenheit und der Zukunft als der Gegenwart an, und wenn sie auch bei der letztern vielleicht eben deshalb nicht viele Sympathien zu erwecken vermag, so ist es doch Pflicht einer Literaturzeitung, das Auftreten derselben in ihren Annalen zu verzeichnen und dadurch die Existenz dieser entschieden ausgesprochenen Richtung für immer zu constatiren. Die neuesten Productionen dieser Dichterschule sind: Der erste Theil eines „Weltdrama" von German Mäurer, „Deutsche Lieder aus der Fremde" von W. Rolte und die soeben aus der Presse hervorgegangenen „Klänge der Vergangenheit und ein Blick in die Gegenwart" von einem ungenannten Verfasser. Hr. G. Mäurer hat bereits früher andere Gedichte und namentlich seine „Verschmähten Blätter und Blüten" herausgegeben. Von Hrn. W. Rolte existiren ebenfalls schon „Nachtigallenlieder" und die „Lieder eines Einsiedlers". Ob und womit der ungenannte Verf. der „Klänge aus der Vergangenheit" schon vor das Publicum getreten, wissen wir nicht und wagen es auch nicht, ein auf den Charakter seiner Poesien begründetes Wiedererkennen zu proclamiren. Der Beurtheilung der genannten Erscheinungen erlaube man uns einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken, welche dazu dienen werden, die Begründung unsers Urtheils außerordentlich abzukürzen und zu vereinfachen. Die deutsche Poesie hat in kurzer Zeit gewaltige Fortschritte gemacht und einen für die Gegenwart bedeutsamen Standpunkt eingenommen. Man kann ihren Entwickelungsgang, wie den eines Volks, nicht unpassend mit den Phasen eines Menschenlebens, und zwar eines deutschen Menschenlebens vergleichen. Nachdem sie nämlich der Naivetät der Kindheit, welche in den Volksliedern alle Eindrücke mit der natürlichsten Unbefangenheit mittheilte, entwachsen und über sich selbst zum Bewußtsein gekommen war, ging sie zunächst bei den Alten in die Schule, nahm ihre Denk- und Anschauungsweise in sich auf und eignete sich nach und nach alle classischen Formen an. Dann assimilirte sie sich die Literaturfrüchte der modernen Völker. Sie machte sich die Anschauungsweise der Italiener, Spanier, Engländer, Skandinavier, Slawen, ja selbst des fernen Orients zu eigen, lebte sich in ihre Gedankenwelt hinein, nahm nacheinander von allen poetischen Formen dieser verschiedenen Völker Besitz und verarbeitete dieselben zu ihrem wirklichen geistigen Eigenthume. Nachdem sie auf diese Weise aus ihrem Material, der Sprache, durch langjährige und vielseitige Behandlung einen außerordentlich biegsamen und bequem zu handhabenden Stoff gemacht hatte, der nicht nur zur Annahme aller Formen geeignet, sondern auch zur scharfen Bestimmung aller Gedanken- und Gefühlsnuancen fähig war, wendete sie in neuester Zeit ihre Sorgfalt von der Form ab und ausschließlich dem Inhalte zu — und hier mußte sie wieder ganz national werden. Die deutsche Poesie wurde der wahrhafte Ausdruck des deutschen Volksgefühls, wie es gegen den auswärtigen Feind in Begeisterung aufwallte, und wie es dann, sein inneres Siechthum fühlend, über Unbehaglichkeit klagte und jezuweilen in einen Schmerzensschrei ausbrach. Die erstere brachte

die Kriegs- und Freiheitslieder, das Bewußtsein der letztern jene Richtung in der Poesie hervor, jene Tonart, die man nicht unpassend mit dem Namen **Weltschmerz** bezeichnet hat. Die deutsche Poesie ging bei diesem Hineingehen in ihr eigenes nationales Bewußtsein so gründlich zu Werke und kränkte sich namentlich in der Weltschmerzperiode so aufrichtig, daß sie darüber ihr Äußeres ganz und gar vernachlässigte. Die Zerrissenheit des Herzens und Zerbrochenheit des Charakters sprach sich auch in der Form aus und berechtigte einen Augenblick lang zu der Befürchtung, daß die schönen Früchte der mühevoll durcharbeiteten Schuljahre hierbei gänzlich verloren gehen könnten. Bald aber ermannte sie sich wieder. Je deutlicher und bestimmter sich in ihr das Gefühl von ihrer eigenen Bedeutsamkeit ausbildete, je mehr sie sich mit dem Nationalgefühle identificirte, desto klarer wurde sie sich auch aller ihr zu Gebote stehenden Mittel bewußt, und jetzt, da sie sich bis zum Ausdrucke der Volksgesinnung erweitert und mit Kühnheit alle Zeitfragen der Gegenwart in sich aufgenommen hat, jetzt entwickelt sie eine Mannichfaltigkeit der Form, jetzt bewegt sie sich mit einer Leichtigkeit, einer Grazie, jetzt zeigt sie eine äußere Vollendung, die es hinlänglich darthun, daß das bei den Alten und Neuern Erlernte ihr auch wirklich in Fleisch und Blut übergegangen sei. Die deutsche Poesie der neuesten Zeit hat sich auf einen allgemeinen nationalen Standpunkt erhoben. Während noch in der Zeit der Freiheitskriege und der Weltschmerzperiode die Dichter das allgemeine Gefühl nur an sich selbst deducirten und das eigene Ich überall zum Mittelpunkte ihrer Kunstproducte machten, traten sie jetzt vor den großen Zeitinteressen, vor dem gewaltigen socialen und politischen Ideenumschwunge, der das Herz der Gegenwart schneller pochen macht, bescheiden in den Hintergrund zurück. Diese Antecedentien steigern die Anfoderungen, die man an unsere heutigen Dichter zu machen berechtigt ist; man darf, außer dem überall nothwendigen deutlichen Herausfördern eines präcisen Gedankens, namentlich auch eine vollkommen abgerundete, von der Literatur der Alten und Neuern durchtränkte und wiederum national gewordene Form verlangen, die weder, wie Beides noch vor Kurzem geschehen, dem Gedanken zu Liebe aufgeopfert, noch auch auf Kosten des Gedankens mit Vorliebe ausciselirt ist, sondern vielmehr durch ein wohlvertheiltes Gleichgewicht inzwischen beiden befriedigt. Nach diesen allgemein historischen Andeutungen besteht der Hauptpunkt der Kritik eines Dichters darin, ihm auf dieser historischen Stufenleiter, die jeder deutsche Poet in sich selbst durchlaufen haben muß, bevor er die Höhe unserer Zeitpoesie erreichen kann, die ihm gebührende Sprosse anzuweisen. Dies geschehe nun hier noch kurz. Alle drei genannten Dichter stehen, wie oben bereits angedeutet, noch mit einem Fuße in der Periode der Freiheitskriege und des ihnen folgenden Weltschmerzes, und mit dem andern fahren sie in den Wolken einer höchst ungewissen Zukunft umher, ohne noch irgendwo einen festen Punkt finden zu können. Das „Weltdrama" entgeht der Kritik durch seine Vorrede, in welcher der Verf. den Leser bittet, über den vorliegenden ersten Theil nicht vor dem Erscheinen der folgenden Abschnitte ein Urtheil zu fällen. Das Unzusammenhängende der einzelnen Scenen dieses Theils läßt auch in der That noch nicht ahnen, wo der Verf. eigentlich hinaus will. Wir beschränken uns daher auf die einfache Abgabe unserer Meinung: die einzelnen hier mitgetheilten Bruchstücke erscheinen uns als eine sehr schwache Nachahmung Goethe'scher Scenen im „Faust". Die „Deutschen Lieder" des Hrn. Nolte enthalten einige glückliche Gedanken (wie z. B. Titanengroll, Judenbekehrung und Christentoleranz u. s. w); die Form aber gehört durchweg noch in die Canitz'sche oder Gleim'sche Literaturperiode, sie ist noch ungelenk, oft fehlerhaft und sitzt wie ein schlecht gemachtes Kleid auf dem Körper des Gedankens, nirgend aber erscheint sie wie die natürliche Haut, alle Windungen des Gedankens leicht und zwanglos umgebend; ja in den meisten Fällen kann sie gar nicht einmal die Entschuldigung für sich in Anspruch nehmen, einem Gedanken zu Liebe aufgeopfert worden zu sein. Die „Klänge der Vergangenheit" machen, trotz ihrer brillanten äußern Ausstattung, zuvörderst einen unangenehmen Eindruck durch ihre außerordentliche Menge von Druckfehlern, ein Übel, das den in Paris gedruckten deutschen Büchern leider nur zu oft anklebt. Hat man diese Störung einmal überwunden, so erfreut an dem Buche im Allgemeinen die leichte, ungezwungene, oft sehr gelungene Form. In Bezug auf dieselbe würde, scheint es uns, der Verf. den Anfoderungen unserer Zeit genügt haben, wenn er sich einer größern Reinheit in den Reimen beflissen und einige Nachlässigkeiten vermieden hätte. Was den Inhalt betrifft (wir beurtheilen das Buch nur vom Standpunkte des Kunstrichters aus), so steht der Verf. theils noch in der Matthisson-Geßner'schen Elegien- und Idyllenperiode, theils noch in der Volksstimmung nach den Freiheitskriegen (wie die Elegie an Sand's Grabe beweist), trifft nur an wenigen Punkten mit den Bedürfnissen unserer Zeit zusammen und tappt sehr viel nach einer ihm durchaus nicht klaren Zukunft hinüber. Im Allgemeinen fehlt Gedankenpräcision. Der Anfang ist durchweg idyllisch gehalten. Die dann folgende Schilderung der Studentenjahre ist gut, wenn es des Verf. Zweck war, die Schattenseite des deutschen Studentenlebens recht grell hervorzuheben, wenn es in seiner Absicht lag, durch seine in manchen Zügen nur zu wahre Darstellung einen heilsamen Abscheu zu verbreiten und so der Vertierung und Verflachung auf unsern Universitäten entgegenzuarbeiten. Erwähnen wir noch des Gedichts „Der Rhein", das zu den gelungenern gehört, und am Schlusse einer durchaus guten und abgerundeten Schilderung der Julirevolution. Der ungenannte Verf. der „Klänge der Vergangenheit" ist einer der Hauptpfeiler der genannten Dichterschule, zu deren Fahne auch Heinrich Heine und Heinrich Börnstein, der Redacteur des in Paris erscheinenden deutschen Journals „Vorwärts", schwören. Beweis dafür sind ihre theils in den deutsch-französischen Jahrbüchern, theils in dem „Vorwärts" publicirten Dichtungen, die alle schon im Äußern noch immer den Nachlässigkeitsstempel der längst verblichenen Weltschmerzperiode auf der Stirn tragen und in Bezug auf die künstlerische Darstellung und Abrundung des Gedankens der von unserer Zeit hervorgebrachten und deshalb verlangten Vollendung sehr fern stehen. Das Zurückbleiben hinter den Anfoderungen unserer Zeit auf der einen Seite, und, in den durch sie hervorgerufenen Leidenschaften, die Nichtachtung der Kunstgrenzen, immer unschöne Maßlosigkeit auf der andern Seite, charakterisiren diese ganze Dichterschule, die wir zu unserm Troste für ein nothwendiges Übel, für einen Durchgangspunkt zu halten berechtigt sind. **Adalbert Nördansz.**

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Most (Dr. G. F.),

Encyklopädie der **gesammten Volksmedicin,** oder Lexikon der **vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel** aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt.

Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Auch in 7 Heften à 15 Ngr. zu beziehen.)

Der Name des Herausgebers, der dem Publicum durch seine übrigen Schriften hinlänglich bekannt ist, bürgt für den Werth dieses populairen und gemeinnützigen Werks.

Leipzig, im August 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 228. —— 15. August 1844.

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von Heinrich Wilhelm Schulz.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Vielleicht scheint es sonderbar, wenn ich schließlich von der politischen Gesinnung eines Mannes spreche, dessen Hauptthätigkeit dem Erkennen des Kunstschönen aller Zeiten zugewendet war; dieses war aber stets das Kind wahrer bürgerlicher Freiheit und edler Regsamkeit, sowie gleichzeitig der liebste Günstling erleuchteter Herrscher, und wird sich mit dem Vorschreiten des deutschen Volks zu einer vielseitigen Durchbildung und zu einer lebendigen organisch gegliederten Freiheit, die freilich weit entfernt ist von jenem materialistisch-nivellirenden französischen Liberalismus, aus seinen schon jetzt vielfach emporsprießenden Knospen zu reicherer Fülle und Pracht entfalten. Rumohr fühlte vor allen Dingen stets deutsch, ihn beunruhigten schon Frankreichs Übergriffe, als man in Norddeutschland über der Literatur des Vaterlands das Vaterland selbst vergaß, während die Siegesfeuer des Feindes Ulms alternden Dom rötheten. Ihn bestach ebenso wenig der Jubelruf des neuerwachten, Freiheit für Verlust bietenden Frankreichs, als die schauerliche Größe und die Deutschland verderbliche Freundschaft des östlichen Reichs. Rumohr war der Staat kein todtes Aggregat mechanisch nebeneinander bewegter Theile, sondern ein lebendiger Organismus, in dem sich die einzelnen Glieder mit möglichster Freiheit und Selbständigkeit bewegen sollen. An das monarchische Princip fesselten ihn mehr die Hochachtung und Ergebenheit für ausgezeichnete fürstliche Persönlichkeiten als eine allgemeine Ehrfurcht für die schwankende Legitimitätslehre. Wie die meisten seiner Standesgenossen erfüllte ihn eine gerechte Vorliebe für die Aufrechthaltung des Glanzes alter edler Geschlechter, aber er faßte den Adel im Sinne der Engländer und des deutschen Mittelalters als die Vertretung des großen Grundbesitzes und die sich immer durch neue Elemente verjüngende Blüte der Nation. Er sagt in seiner „Reise in die Lombardei" (S. 54): Die Macht, das Ansehen, der Einfluß ansehnlicher Familien kann durch Besitz, Charakter, Fähigkeiten, vornehmlich aber durch eine unausgesetzte Bereitwilligkeit erhalten werden, mit Allem sich zu verbinden, was im Verlaufe der Zeiten, sei's materielle, sei's moralische und intellectuelle Kräfte entwickelt."

Ich schließe diese Betrachtung mit dem Wunsche, daß aus dem reichen handschriftlichen Nachlasse des Verstorbenen noch manches Tüchtige ans Licht gefördert werden möge, und daß sich durch den Ankauf der gesammten mit so reicher Kenntniß und so feinem Geschmack vereinigten Sammlungen sein Gedächtniß ebenso auf die Nachwelt fortpflanze, wie sich Rumohr durch seine Schriften einen unsterblichen Namen gesichert hat.

Nachwort über die physische Constitution und Schädelbildung sowie über die letzte Krankheit Rumohr's.

Von C. G. Carus.

Es ist gewünscht worden, daß ich, der ich bereits im J. 1828 in Florenz Rumohr kennen lernte, der ich späterhin ihm öfters begegnet und auch mehrfältig in Dresden bei mir gesehen habe, der ich endlich in seiner letzten Krankheit ihm als theilnehmender Freund und Arzt zur Seite stand, den obigen interessanten und belehrenden Erörterungen noch einige Worte, von meinem Standpunkte aus, beifügen möchte, und ich entspreche diesem Wunsche sehr gern. Ist es doch die Pflicht der Zeitgenossen, das Bild jeder ausgezeichneten, in das Fortschreiten der Menschheit irgend wie thätig eingreifenden Individualität möglichst zu erhalten, vielseitigst zu beleuchten und in hinreichender Klarheit den Nachkommenden zu übergeben!

Die Art und Weise, wie sich das bewußte Leben Rumohr's in sehr verschiedenen Verhältnissen und beim Anstreben zur Lösung mannichfaltiger Aufgaben gestaltet hat, geht aus dem vorhergehenden Aufsatze mit schöner Deutlichkeit hervor; mehr jedoch, als es oft erwogen zu werden pflegt, ist das Unbewußte unsers Daseins, die Art und Weise, wie lange vor Entwickelung des Bewußtseins die Idee dieses Lebens in erster Gestaltung des Organismus sich geregt und bethätigt hat, der tiefe geheimnißvolle aber ungeheuer mächtige Grund davon, daß gerade auf diese Weise aus dem Unbewußten hervor auch eben dieser bewußte Geist sich entwickelte

In dieser Beziehung beruht jedes gereifte menschliche Leben zuhöchst auf einem Mysterium, dessen Symbole sich namentlich in der Art verrathen, wie und auf welche Weise gleich anfänglich seine Lebensidee als ein organisches Ganzes sich dargelebt hat, und das bedeutsame Wort:

Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehn,

wird insbesondere bestätigt, wenn wir, eingeweiht in die Kenntniß des organischen Baues, die Gliederungen irgend einer gegebenen Individualität sorgfältig untersuchen; ja in dieser Hinsicht wird eigentlich die Erforschung der Geschichte schon jedes einzelnen Menschen eine ganz unermeßliche Aufgabe, die wir nie zum vollständigen Abschluß bringen können, weil in den Beziehungen des ersten unbewußten Waltens der Idee in organischer Bildung zu den Entwickelungen höchsten geistigen Lebens zwar sehr Vieles dem Wissenden sich erschliessen kann, aber zuletzt doch überall ungelöste Räthsel zurückbleiben.

Für K. F. von Rumohr war schon die Abstammung ein vielfach begünstigendes Moment. Eine Mutter von besonderer Schönheit, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und Gemüths, ein Vater von kräftigem, leidenschaftlichem Charakter, mit gesundem, praktisch durchgebildetem Verstand: in solchen Gegensätzen liegen gute Elemente für Hervortreten einer neuen bedeutenden Lebensidee. K. F. von Rumohr war denn auch von sehr kräftigem, großem und in gutem Ebenmaße echt männlicher Organisation entwickeltem Körper. Im Baue des Kopfs und in der Bildung des Rumpfs zeigten sich dabei manche eigenthümliche und bedeutende Verhältnisse. Bei der Betrachtung des erstern muß ich freilich voraussetzen, daß dem Leser nicht fremd geblieben sei, was ich über wissenschaftlich begründete Kranioskopie in den verflossenen Jahren dem Publicum übergeben habe. Ich füge zuvörderst die in diesem Sinne entnommenen Maße des Schädelgewölbes von Rumohr hier bei.

Vorderhaupt: Höhe 5″ 2½‴, Breite 4″ 3‴; Mittelhaupt: Höhe 5″ 2½‴, Breite 6″ 1‴; Hinterhaupt: Höhe 3″ 10‴, Breite 4″ 3‴ (die Länge der Kopfwirbel war nicht zu messen, da der Kopf nicht spalatirt wurde). Nasenlänge 2″, Breite der Orbitalgegend 4″ 4‴, Breite des Ohrwirbels 5″ 6‴. Diese Maße haben viel Besonderes, und, was im Allgemeinen bemerkt werden kann, etwas Disparates, Ungleiches, es fehlt ihnen eine gewisse innere Harmonie, wie wir sie wol an andern Schädelbildungen gewahr werden. Das Vorderhaupt, das Zeichen besonderer Entwickelung der die Intelligenz repräsentirenden vordern Hirnabtheilung, ist sehr bedeutend hinsichtlich seiner Höhe, nicht bedeutend in seiner Breite. Die gegenständliche Erkenntniß findet sich somit stark, die analytische philosophische Erkenntniß nur schwach angedeutet. Am Mittelhaupt ist die bedeutende Breite bei der mäßigen Höhe auffallend. Die Gefühlsregion deutet sich in diesen ursprünglich durch die mittlere Hirnmasse bedingten Wirbelbogen an, und umgekehrt gegen das Vorderhaupt, herrscht hier die in Gegensätze zerfallende, von Äußerm bald angezogene, bald abgestoßene Richtung der Gefühle vor, während die intensive Einheit und Kraft des Gefühls, welche in der Höhendimension des Mittelhirns und Mittelhaupts sich charakterisirt, hier weit schwächer repräsentirt ist. Endlich ist das Hinterhaupt, die Region des Willens und des Triebes, im Allgemeinen kräftig ausgebildet, insbesondere jedoch in der Richtung der Breite, welche dem Willen und dem Triebe nach dem Geschlechtsgegensatze wieder ebenso entspricht, als die Höhendimension der hintern Hirnmasse und der Bogen des Hinterhauptwirbels im Verhältniß steht zu der intensiven Einheit und Kraft des Willens überhaupt. Was die Gegenden der großen Sinnesorgane betrifft, so ist die Augengegend entschieden verhältnißmäßig mehr hervorgehoben als die Gegend des Gehörs, und deutet denn dieses entschieden auf vorherrschende Neigung, die Welt mehr von der Seite des Sichtbaren aufzufassen als von der Seite des Hörbaren.

Will man alle Resultate der Betrachtung seiner Kopfform ruhig vergleichen und in ein Gesammtbild fassen, so wird es nicht fehlen, daß man erkennt, wie sehr die wesentlichsten Züge im Charakter des bewußten Geistes dieses Mannes offenbar vorgebildet waren in den durch unbewußtes Wirken der innersten Lebensidee gestalteten Formen seines Hauptes. Ich muß dabei ausdrücklich bemerken, daß bei der Section die innere feste, scharfausgebildete Textur des im Allgemeinen groß zu nennenden Gehirns auf die reiche Ausbildung der eigenen Fasersubstanz des Hirns hinwies, welche in ihrer Entwickelung einestheils ein synthetisches Denken bedingt, aber auch anderntheils durch ein vielfältiges und anhaltendes Denken in ihrer Entwickelung ungefähr ebenso gefördert wird, wie die Entwickelung der Fasersubstanz des Muskels durch seine vielfältigen Zusammenziehungen gefördert zu werden pflegt.

Wie der Kopf, so war auch der Rumpf groß und kräftig in Brust- und Unterleibshöhle entwickelt; verhältnißmäßig stellte sich jedoch die letztere größer dar, als sie dem männlichen Körper sich eignet, und gab schon dadurch Veranlassung, daß das Verdauungsleben, als unbewußtes so mächtig, auch im bewußten Leben eine Richtung begünstigte, welcher wir zum großen Theil Rumohr's oft so interessante, aber bei einem Manne solchen Geistes etwas unerwartete Arbeiten über die Kochkunst verdanken.

Wie es nun zu gehen pflegt, daß das Leben mit seinen bewußten Thätigkeitsentfaltungen immer auch wieder auf das unbewußt Bildende zurückwirkt, so hatte eine Lebensrichtung, welche, von äußern Glücksgütern unterstützt, in einem bequemen wohlhabigen Dasein sich bewegte und in mannichfacher mehr kritischer als productiver Thätigkeit sich schon zeitig kundgab, nur dazu beitragen können, alle die Anlagen, welche die obigen Betrachtungen zuerst in ihren symbolischen Andeutungen nachgewiesen haben, zu Eigenschaften zu entfalten und zur vollen Reife zu bringen. Es entstand dadurch eine

scharfgezeichnete Persönlichkeit, wie sie in unserer nivellirenden und mehr nur massenweise Unterscheidung der Individuen zulassenden Zeit immer seltener erscheint.

Ich habe dafür gesorgt, daß nicht allzu lange nach Rumohr's Tode eine genaue Abformung seines Kopfes gemacht wurde, welche durch ihre Treue und Frischheit und durch fast büstenartige Vollendung den Beschauer überrascht. Wer einen Abguß hiervon vor sich stellen und betrachten will, wird über die Durchbildung derselben Eigenthümlichkeiten, wie sie sich an den Elementartheilen des Schädels darstellten, auch in der Modellirung der einzelnen Gegenden der Schädelwölbung und in den bequem humoristisch-kritischen Zügen der wohlgenährten Physiognomie zu Vergleichungen gelangen, welche immer mehr Interesse gewinnen müssen, je tiefer man ihnen nachgeht.

Doch es ist hier nicht der Ort, zu weit in solchen einzelnen Untersuchungen vorzudringen, zumal da noch ausführlichere Wegweiser dem Publicum fehlen, um mit Leichtigkeit diesen Betrachtungen zu folgen. Ich wende mich daher zu den Krankheitserscheinungen, welche ziemlich früh dieses Leben zu Ende führten; und wenn wir bei dergleichen überhaupt unterscheiden können, ob das Erkranken tief in den Verhältnissen einer gegebenen Organisation vorbereitet, oder ob es mehr durch äußere Verhältnisse dem Organismus aufgedrungen war, so wird sich auch hier das Hervorwachsen desselben aus den vorhandenen Anlagen mit Deutlichkeit nachweisen lassen.

Alle die Krankheitszustände nämlich, welche ich bei Herrn von Rumohr in den beiden letzten Lebensmonaten desselben zu bekämpfen hatte und welche in ihren organischen Resultaten die Section nachwies, beruhten auf abnormer Stofferzeugung und Stoffaufhäufung, und finden somit ihrem frühesten Keime nach in den in der Gesammtbildung angedeuteten Verhältnissen allerdings ihren ersten Grund. Ich sagte, daß die Organe des Verdauungslebens im Allgemeinen stärker als gewöhnlich entwickelt waren, und dies und eine behagliche, oft vorherrschend sitzende Lebensweise gaben jedenfalls zuerst Veranlassung zu Dem, was man Stockungen im Pfortadersysteme nennt, und woraus dann die mannichfaltigen Leiden sich entwickelten, denen der Kranke zuletzt unterlag. Der Verein krankhafter Zustände, welcher sich bei dem Verstorbenen vorfand, war in rein medicinischer Hinsicht ein sehr merkwürdiger zu nennen; es kann jedoch hier der Ort nicht sein, auf ausführlichere Auseinandersetzungen in dieser Beziehung einzugehen, und ein kurzes Namhaftmachen dieser Zustände wird Alles sein, was wir uns gegenwärtig hierüber erlauben dürfen; doch kann schon dieses hinreichen, zu zeigen, wie mannichfaltig die Abnormitäten und Verbildungen sein können, welche aus einer unverhältnißmäßigen Ernährung sich unter Umständen zu entwickeln im Stande sind.

Eine der frühesten Störungen, welche hier der Organismus in dieser Richtung erfuhr und welche vielleicht durch den langen Aufenthalt Rumohr's in einem warmen Klima noch besonders begünstigt worden ist, war jedenfalls ein kranker Zustand desjenigen Organs, welches den Herd der Blutzersetzung und Blutumbildung in den Regionen der Verdauung darstellt — d. h. der Leber. Schon lange mußte sich eine krankhafte (hier gewiß wie überall auch auf Gemüthleben rückwirkende) Gallenabsonderung eingefunden haben, denn nicht weniger als 25 ziemlich große Gallensteine erfüllten größtentheils die sehr erweiterte Gallenblase. Was aber die Leber für die Zersetzung und Umbildung der Blutkörperchen, das sind die Nieren für das Plasma (den rein flüssigen Theil) des Bluts, und so konnten auch diese bei dem allgemeinen kranken Blutleben der Unterleibsorgane nicht ungestört bleiben. Man fand die linke Niere durchaus abnorm und großentheils zerstört. Als charakteristisch für den Zustand des Verdauungslebens konnte es übrigens auch in diesem Falle gelten, daß trotz der kranken Beschaffenheit so wichtiger Organe doch eine außerordentlich reichliche und über alle Theile verbreitete ungewöhnlich vollständige Einhüllung mit Fettsubstanz wahrgenommen wurde.

Ferner waren nicht minder bedeutend die Regelwidrigkeiten, welche eine gestörte und doch in mancher Beziehung überreichliche Blutbereitung unter den Organen der Brusthöhle erzeugt hatte. Die Lungen, besonders die linke, waren krankhaft verändert, auch theilweise zerstört und mit der Pleura verwachsen. Eine beträchtliche Wasserergießung fand in der linken Brusthöhle statt, und im Herzen selbst fand sich, als ein höchst seltenes Vorkommniß, eine krankhafte lockerschwammige Wucherung vom Boden der linken Herzkammer aufwachsend, welche wahrscheinlich an dem zuletzt doch noch ganz plötzlich eintretenden Tode besonders wesentlich Theil haben mußte.

Doch nicht blos bis zur Brusthöhle, auch hinauf in die Region des Hirnlebens hatten jene in der Tiefe des Organismus entwickelten Abnormitäten gewirkt. Das an sich reichlich und kräftig ausgebildete Hirn mit vielen und scharfgezeichneten Windungen war mit serösen Ausschwitzungen umzogen, ja in den Hüllen des Hirns fanden sich manche festere Niederschläge und selbst eine eigenthümliche freiliegende kleine Knochenbildung entwickelt, welches denn Alles namentlich an dem bedrückten, oft wunderlich umdunkelten Zustande des Bewußtseins Antheil hatte, welchen seine Freunde in den letzten Wochen seines Lebens an Rumohr beklagen mußten; denn so ist die Einrichtung und das Gesetz unseres Lebens, daß auch der hellste Geist und das reichste Bewußtsein sich nicht gegen Umnachtung und Verworrenheit schützen können, wenn an dem merkwürdigen und geheimnißvollen Gebilde des Gehirns, welches wir oftmals nicht mit genug Ehrfurcht betrachten und in welchem die Werkstatt ist der das Empfinden und Gegenwirken in uns vermittelnden Innervationsströmungen, nur einige wesentliche Faserungen bedrängt werden oder krankhafte Ergießungen sich wie in diesem Falle über seine gesammte Oberfläche und seine Höhlungen verbreiten.

Eine reiche geistige Entwickelung wurde hier in ih-

rem zeitlich sich Darleben durch solche krankhafte Erscheinungen frühe erdrückt, und möge daher auch dieser Fall wieder darauf aufmerksam machen, wie sehr nur unter der Bedingung wahrhafter Gesundheit das höhere Ziel unsers Daseins erreicht werden kann, und wie wesentliche Aufgabe der Lebenkunst es also für Jeden und namentlich den geistig Begünstigten sein muß, sich diese Gesundheit zu erhalten.

Haynes Bayly.

Nächst Moore's Liedern gibt es aus der neuern Zeit in England keine beliebtern als die des oben genannten Haynes Bayly. In der Schale viel fodernder Kritik wiegen sie allerdings leicht; aber der schärfste Kritiker wird sie ohne Ausnahme elegant und gefällig nennen müssen. An heiterm, luftigem Wesen übertreffen manche Moore's beste Lieder dieser Art; andere gehen in ihrem einfachen Pathos schnurstracks zum Herzen. Bayly war aber nicht blos lyrischer, sondern auch dramatischer Dichter. Als Letzterer ist er wahrscheinlich in Deutschland gekannt, als Ersterer kaum. Und als er 1839 gestorben und auf dem Kirchhofe zu Cheltenham unter einem Steine ruht, welchem sein nun auch gestorbener Freund Theodor Hook die Inschrift gegeben: „He was a kind parent, an affectionate husband, a popular author, and an accomplished gentleman", so verdient er Einführung jetzt um so mehr, seit seine Witwe Gelegenheit dazu geboten durch eine Sammlung seiner lyrischen Dichtungen unter dem Titel: „Songs, ballads and other poems" (2 Bde., London 1844). Laut vorgedrucktem „Memoir" war er das einzige Kind eines reichen Mannes bei Bath, der früher Advocat gewesen. Er wurde auf der Schule zu Winchester gebildet und studirte in Orford. Sein Vater bestimmte ihn der Rechtswissenschaft. Er wollte lieber Theolog werden. Der Vater gab nach; die Theologie mundete dem Sohne nicht, und er entschied sich für die schöne Literatur. Noch in Orford knüpfte sich ein Liebesband zwischen ihm und der Schwester eines befreundeten Studenten aus Bath. Aber beiderseitige Väter mochten die Kosten der Ehe nicht tragen. Die Liebenden waren besonnen genug, nicht von der Liebe leben zu wollen. Sie schieden unter Thränen und Seufzern. Das Mädchen heirathete später einen Andern, und Bayly dichtete inzwischen ein vielgesungenes Lied, dessen zwei erste Strophen so lauten:

> I never wish to met thee more, though I am still thy friend;
> I never wish to meet thee more, since dearer ties must end;
> With worldly smiles and worldly words, I could not pass thee by,
> Nor turn from thee unfeelingly with cold averted eye.
>
> I could not bear to see thee 'midst the thoughtless and the gay;
> I could not bear to view the decked in fashion's bright array;
> And less could I endure to meet thee pensive and alone,
> When through the trees the evening breeze breathes forth its cheerless moan.

Ein Jahr in Schottland und ein heiterer Aufenthalt in Dublin ließen den Dichter seinen Schmerz vergessen. Siebenundzwanzig Jahre alt kam er 1824 zu seinem Vater zurück, lernte in Bath die schöne und reiche Miß Hayes kennen und führte sie 1826 zum Altar. Frei von der Sorge fürs Leben dichtete er Lieder, die allgemein gefielen, schrieb eine Novelle, „The Aylmers", die günstige Aufnahme fand, und beschäftigte sich 1831 mit seinem ersten Bühnenstücke, als eine unglückliche Speculation seines Vaters und der gleichzeitige Verlust des Vermögens seiner Frau ihn mit der Sorge fürs Leben bekannt machten. Mehre Monate erlag er. Dann raffte er seine Kraft auf und schrieb:

Address to the Spirit of Song.

> I welcome thee back as the dove to the ark:
> The world was a desert, the future all dark;
> But I know that the worst of the storm must be past,
> Thou art come with the green leaf of comfort at last.
> Around me thy radiant imaginings throng,
> I welcome thee back again, Spirit of Song!
>
> I welcome thee back, and again I look forth
> With my wonted delight on the blessings of earth;
> Again I can smile with the gay and the young;
> The lamp is relighted, the harp is restrung.
> Despair haunts the silent endurance of wrong;
> I welcome thee back again, Spirit of Song!

Von nun an dichtete Bayly für Honorar und war so fleißig, daß in wenigen Jahren seine Bühnenstücke 36, seine Lieder und Balladen in die Hunderte zählten. Aber die Anstrengung erschöpfte seine Kraft. Ein früher Tod löschte seine Augen, ihm einen Wunsch erfüllend, den er einst, noch im Schoose des Glückes, in einem seiner schönsten Lieder: „I'd be a butterfly, born in a bower", scherzweise in die Worte gekleidet:

> What, though you tell me each gay little rover
> Shrinks from the breath of the first autumn day!
> Surely 't is better, when summer is over,
> To die, when all fair things are fading away.
>
> Some in life's winter may toil to discover
> Means of procuring a weary delay —
> I'd be a butterfly; living, a rover,
> Dying when fair things are fading away!

14.

Notizen aus England.

Kemble's dramatische Vorlesungen.

Durch den Erfolg der ersten Reihe dramatischer Vorlesungen, welche Kemble zu London gehalten hat, ist dieser zur Fortsetzung derselben veranlaßt worden. Die neue Reihenfolge wird wie die erste gleichfalls nur Stücke von Shakspeare umfassen. Das „Athenaeum" empfiehlt diese Vorlesungen besonders angelegentlich der englischen Jugend mit einem stechenden Seitenblicke auf die Art der Bildung, welche man derselben zu ertheilen pflegt: während man nämlich von jedem sogenannten gebildeten jungen Mädchen als sich von selbst verstehend voraussetze, daß es sich an das Pianoforte setzen und zur Unterhaltung seiner Freunde etwas dazu singen könne, sei nicht Eine unter 50, ja nicht unter 500 im Stande, ein Gedicht mit nur einigermaßen dramatischem Ausdrucke vorzulesen. Diese Bemerkung möchte leider auch außerhalb Englands, selbst bei uns Deutschen, auf Geltung Anspruch haben.

Orthographie von Staatswegen.

Das spanische Ministerium des Innern hat eine merkwürdige Verordnung erlassen, welche zum Zwecke hat, die Orthographie der spanischen Sprache wieder in ein gleichförmiges System zu bringen. Man hat sich nämlich seit einiger Zeit darüber beklagt, daß jeder einzelne Lehrer und Professor die Schreibart nach seiner eigenen Laune gestaltet habe, ein Misbrauch, welcher die Sprache mit einem schädlichen Einflusse bedrohte und allgemeine Unbestimmtheit und Verwirrung befürchten ließ. Man hat nun beschlossen, ohne daß man dem Rechte jedes Schriftstellers, in seinen Schriften zu schreiben, wie er es für richtig hält oder ihm sonst überhaupt gut dünkt, zu nahe treten will, daß alle Elementarlehrer in Übereinstimmung mit dem von der königlich spanischen Akademie angenommenen orthographischen Systeme lehren sollen, bei Verlust ihres Diploms; sowie, daß künftig bei allen Prüfungen auf Orthographie ein ganz besonders strenges Augenmerk gerichtet werden soll.

129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 229. — 16. August 1844.

Geschichte der englischen Revolution. Von F. C. Dahlmann. Leipzig, Weidmann. 1844. 8. 2 Thlr.

Wie gerecht auch in manchen Beziehungen der Vorwurf sein mag, den man dem deutschen Lesepublicum in Bezug auf seine Theilnahmlosigkeit an der wissenschaftlichen historischen Literatur unseres Vaterlandes zu machen pflegt, so zeigt doch der allgemeine Beifall, mit dem das vorliegende Buch aufgenommen und, wie wir gehört haben, auch gekauft worden ist, deutlich, daß die Ursache jener Theilnahmlosigkeit nicht allein im Publicum, sondern auch zum großen Theil an den Schriftstellern selbst liegt. Zwar wollen wir nicht leugnen, daß die Popularität, welche der Verf. durch sein charakterfestes Benehmen in der hanoverschen Angelegenheit gewonnen, auch Einiges zur günstigen Aufnahme seines Buchs beigetragen haben mag; entscheidendes Moment bei derselben ist sie jedoch keineswegs gewesen. Vielmehr bedarf es nur einer einfachen Durchlesung des Buchs selbst, um sogleich inne zu werden, daß nicht accessorische Einflüsse, sondern vor Allem die innern Eigenschaften desselben ihm den Beifall des edelsten Theils des Volks zugewendet haben. In der That wüßten wir auch kein Buch in der ganzen deutschen historischen Literatur, was so sehr alle Eigenschaften vereinte, um gleichmäßig alle Classen der Gebildeten zu befriedigen und so im edelsten Sinne des Worts ein populaires zu werden. Einzelne Werke mag es geben, die tiefsinniger oder geistreicher, andere, die glänzender und kunstvoller, wieder andere, die schlagender und schärfer geschrieben sind, und viele andere, die mehr Gelehrsamkeit oder tendenzsüchtige Schönrednerei zur Schau tragen, keins aber ist dem Ref. bekannt, das so harmonisch, so wie aus Einem Gusse die sonst nur zerstreut vorkommenden, entgegengesetztesten Eigenschaften vereinigte: gründliche Forschung mit Verleugnung jedes gelehrten Prunks, geistige Durchdringung des Stoffs mit Vermeidung alles Raisonnements, kunstvolle historische Anordnung und Gliederung mit der zwanglosesten und klarsten Behandlung des Gegenstandes; Reichthum des Wissens mit strengster Auswahl des Stoffs und unnachsichtiger Beschränkung auf den gegebenen Zweck; Unparteilichkeit mit grundsatzvoller historischer Gerechtigkeit; festes, abgeschlossenes Urtheil mit der Ruhe der Leidenschaftslosigkeit; Vielseitigkeit der Auffassung mit Consequenz der Ansicht; Objectivität der Darstellung mit unbefangenem Auftreten der eigenen Persönlichkeit, die sich zwar bescheiden in den Hintergrund zurückzieht, aber nicht künstlich verbirgt; tiefe Erkenntniß des geistigen Wesens der Zeit mit dem einfachsten, schmucklosesten, stilistischen Ausdruck derselben: mit Einem Worte, vollkommene Durchdringung von Stoff und Idee, von Inhalt und Form, beruhend auf der tiefen sittlichen Grundlage des regsten Gefühls für Wahrheit und Recht, und gehoben von einem klaren, durchgebildeten Geist, einem reinen, milden Gemüth und einem von den Zeitereignissen im Allgemeinen wie von dem besondern eigenen Schicksale ausgewirkten Charakter.

Um zu einem richtigen Urtheil über das vorliegende Werk zu kommen, um nicht Ansprüche an dasselbe zu machen, die es nicht erfüllen kann, weil es dieselben nicht erfüllen will, ist es vor Allem nöthig, Das, was der Verf. eigentlich zu geben beabsichtigte, den Zweck seines Buchs, richtig erkannt zu haben. Da stellt sich denn nun heraus, daß er weder eine Geschichte der englischen Revolution in universalhistorischer, noch in culturhistorischer, noch in staatsrechtlicher Beziehung beabsichtigte, und daß er noch viel weniger eine Geschichte Englands und des englischen Volks in seinen gesammten Beziehungen während der Revolution geben wollte; seine Absicht ging vielmehr nur dahin, uns eine Darstellung des Ereignisses der englischen Revolution vom politischen Standpunkte aus zu geben, sie als politische That in ihrem Verhältniß zur Entwickelung der politischen Freiheit Englands zu schildern. Das politische Moment ist daher das vorwaltende in dem Buche, vor dem alle übrigen zurücktreten müssen, ebenso wie die Auffassung der englischen Revolution als Ereigniß, als Handlung, die rein historische Darstellungsart, d. h. die Schilderung durch Erzählung der Handlungen vorherrschen läßt und die doctrinaire Auffassung, die Entwickelung aus principiellen Zuständen, und noch mehr die pragmatisch-raisonnirende sowie die philosophisch-abstrahirende zurückdrängt. Die Schilderung der Handlungen, insofern sie sich auf das politische Object beziehen, bildet daher den Grundzug in der Darstellungsweise des Verf.; da nun aber das politische Leben eines Staats vorzugsweise in dem Werden und Wirken der Staatsgewalten besteht, so

ergibt sich von selbst, daß die Erzählung der Thaten und Ereignisse, in denen sich die Ausbildung und Thätigkeit der Staatsgewalten Englands hauptsächlich dargestellt, den Grundfaden bildet, an dem das historische Gewebe des Verf. sich aufreiht. Doch denke man nicht, daß er hierbei mit einer ängstlichen dialektischen Systematik verfahre, die nichts gibt, was nicht unmittelbar als Argument zur Durchführung ihrer Idee dienen könnte; so streng der historische Gedankengang des Verf. im Ganzen ist, so ist er doch zu sehr historischer Künstler auf der einen, und politischer Denker auf der andern Seite, um nicht hier durch Einflechtung von prägnanten, wenn auch nicht gerade in unmittelbarem nothwendigen Zusammenhange stehenden Zügen, Umständen oder Begebenheiten ein mittelbares Licht über seinen Gegenstand zu werfen, und so ihn desto anschaulicher zu machen, oder um nicht dort durch kurze Bemerkungen und treffende Urtheile den Leser auf den rechten Weg zu führen und das richtige Verständniß des Gegenstandes zu vermitteln. Überall sieht man, wie der Auswahl und Zusammenstellung der Thatsachen ein reicher Schatz des Wissens zu Grunde liegt, aus dem der Verf. mit der taktvollsten Sicherheit und strengsten Selbstbeschränkung nur das Bezeichnendste und seinem Zwecke Dienende wählt: ein Verfahren, dessen Strenge nur durch die freie, ungezwungene Handhabung des Stoffs verdeckt wird.

In dem ersten Abschnitt, der „Einleitung", beginnt der Verf., nach wenigen die celtische, römische und sächsische Herrschaft berührenden Worten, mit der normannischen Eroberung, in gedrängtester Kürze zeigend, wie auf den Einrichtungen, die Wilhelm der Eroberer in England einführte, unter ihm und seinen Nachfolgern das Gebäude des englischen Staats sich aufbaute und die Nation zu immer größerer politischer Freiheit sich entwickelte, die vor Allem im Entstehen und in der weitern Ausbildung des Parlaments, der realen Grundlage von Englands Verfassung, ihre äußerliche Bethätigung findet. Der zweite Abschnitt: „Die Tudors", behandelt die Periode der Tudors in einer Darstellung, die um so ausführlicher wird, jemehr sich der Verf. der eigentlichen Erzählung seines Gegenstandes nähert; denn in dieser Periode vollzieht sich der kirchliche Theil der englischen Revolution, die englische Reformation, und bereiten sich die Kräfte und Zustände vor, die unter gegebenen Verhältnissen, wie sie unter den Stuarts dann eintraten, zu einer politischen Umwälzung führen mußten. So sehen wir auf der einen Seite, wie die Tudors durch Schwächung des mächtigen Lehnsadels, dessen Macht sich in den Kriegen der beiden Rosen schon aufgerieben hatte, durch Hebung des gesammten Zustandes des Landes im Innern, durch Vermehrung seiner Macht nach außen, durch Verbesserung und Ordnung der Staatsverwaltung, durch den Sturz der katholischen Kirchengewalt und ihre Vereinigung mit der königlichen, es dahin brachten, daß sie Schritt für Schritt durch Gewaltmaßregeln wie durch Mittel der Klugheit, auf rechtmäßige Weise wie durch gesetzwidrige Übergriffe die Regierungsrechte in dem Maße erweitern konnten, wie sie die Rechte und die Wirksamkeit des Parlaments beschränkten, bis sie das Königthum factisch zum alleinigen Inhaber der gesammten Staatsgewalt machten, und endlich die Lehre vom unbedingten Gehorsam, von der absoluten königlichen Gewalt die herrschende, und das Parlament nur zu einer äußern Formalität ward. Auf der andern Seite aber sehen wir, wie durch das Emporkommen des Bürgerstandes, die Vermehrung des Nationalreichthums, die Hebung des Nationalgefühls, das Eindringen freierer religiöser Ansichten, insbesondere der kirchlich-demokratischen, aus Deutschland und Schottland, die hinwiederum die Entwickelung freierer politischer Ansichten zur Folge hatten und haben mußten, wie durch alle diese Umstände unter dem Volke eine politische Gesinnung nach und nach verbreitet wurde und Wurzel faßte, die, mit jenem monarchischen Absolutismus im directesten Widerspruch stehend, zwar durch Persönlichkeiten wie die Heinrich's VIII. und besonders Elisabeth's niedergehalten, oder durch eine so glorreiche, volksthümliche Regierung wie die der Letztern neutralisirt werden konnte, jedoch unter schwächern Regenten und unter schlechtern Regierungen nothwendigerweise zu einem Conflict mit der königlichen Gewalt führen mußte. Diesen Conflict stellt nun der dritte Abschnitt: „Die beiden ersten Stuarts", dar, und mit ihm kommt der Verf. zu seinem eigentlichen Thema, der englischen Revolution, das er, außer diesem, noch in weitern sechs Abschnitten behandelt, deren Eintheilung aufs ungezwungenste sich dem Gange der Ereignisse anschließt und dessen Epochen entspricht, wie man schon aus ihren Überschriften abnehmen kann. Diese heißen: „Die Republik unter dem langen Parlament", „Die Republik unter dem kurzen Parlament", „Das Protectorat Cromwell's", „Die letzten Athemzüge der Republik", „Die beiden letzten Stuarts", „Die Lösung". Eine Skizze des Inhalts oder Auszüge aus diesen, den Kern des Werks bildenden Abschnitten zu geben, unterlassen wir, da jene, bei der ohnehin gedrängten Erzählungsweise des Verf., nur ein dürres Gerippe geben könnte, diese aber bei der concreten, streng zusammenhängenden, prägnanten Darstellung, bei der Abwesenheit von Effectstellen, raisonnirenden Betrachtungen und philosophischen Deductionen fast unmöglich wären, da es schwer wäre, ohne das Buch halb abzuschreiben, den passenden Anfang und das rechte Ende in ihnen zu finden. Wir begnügen uns daher, die Leser angelegentlichst auf die Lecture des Buchs selbst hinzuweisen, denn nur diese kann eine genügende Idee von demselben geben, und hier nur darauf aufmerksam zu machen, wie sie in demselben den schönsten, rein durch Thatsachen geführten Nachweis von dem Wesen wahrer politischer Freiheit erhalten und ihrer Nothwendigkeit zur höhern staatlichen Entwickelung der Völker. Die Idee der politischen Freiheit in ihrer Herausbildung und Verwirklichung aus den verschiedensten Gegensätzen und widerstrebendsten Extremen, und unter den mannichfachsten Hindernissen und Übereilungen, nachgewiesen in der Geschichte eines einzelnen Volks und insbesondere einer ein-

zelnen Begebenheit in derselben —, dies ist die Idee, welche lebendig und belebend das ganze Werk organisch durchdringt, und deren ausgezeichneter Durchführung es hauptsächlich den Eindruck, welchen es hervorgebracht, verdankt, wennschon sie nirgend unmittelbar in bewußter Begrifflichkeit auftritt, sondern, still im Hintergrunde verborgen, das Ganze wie ein belebender Odem maßgebend durchdringt und mehr in ihren thatsächlichen Wirkungen als in ihrer philosophischen Wesenheit sichtbar wird. Diese Idee der politischen Freiheit, entsprossen in England auf dem Felde uralter nationaler Gewohnheiten, ohne Unterbrechung, wenn auch mitunter mit scheinbarer Vernachlässigung, gepflegt und Schritt für Schritt erweitert im Laufe der Zeiten unter vielfachen Wirren und Widernissen, sie entwickelte sich auf einmal zur glänzenden Blüte, theils in Folge einer innern sittlichen Nothwendigkeit, welche die Völker, wenn sie einmal auf einem Punkte der Entwickelung angekommen sind, treibt, jene Idee entweder in sich zu verwirklichen, oder rückwärts zu gehen, theils in Folge der von Deutschland ausgegangenen, jenes Zeitalter mit aller Macht einer geistigen Gewalt durchströmenden Idee der geistigen, religiösen Freiheit, die nicht nach fremder Auctorität, sondern nach eigener Überzeugung glauben und wissen wollte. Diese Blüte der politischen Freiheit glaubten zwei Könige wie Jakob I. und Karl I. zurückhalten oder gar unterdrücken zu können; allein Beider Bestrebungen, im Verein mit der kleinmüthigen Beschränktheit und lächerlichen Pedanterie des Einen sowie der Verblendung und Rathlosigkeit des Andern, und der antinationalen Politik Beider zusammen, bewirkten gerade das Gegentheil; die politische Freiheit erhob sich um so mächtiger, jemehr sie bekämpft wurde, und wurde um so übermächtiger und ungesetzlicher, jemehr man sie mit gewaltsamen und ungesetzlichen Mitteln bekämpfte, bis sie am Ende, in Folge der sittlichen Schwäche ihrer Gegner, immer mehr selbst alle äußere Haltung und alle Selbstbeschränkung verlor, zur Leidenschaft ward und dann gar in ihr Gegentheil umschlug, zur Gewaltherrschaft, zur Tyrannei ward. Wie alle Extreme keine Dauer in sich tragen, so konnte auch jene puritanische Freiheit nicht von Dauer sein, die nichts war als die Freiheit in den Händen und zu Gunsten einer gewaltsamen Sekte, mochte diese nun im Parlament, oder in einer Glaubensarmee, oder in einem einzigen Gewaltherrscher unter religiöser Maske ihren ausübenden Vertreter finden; sie wurde gestürzt, nicht blos weil Cromwell gestorben war und weil Monk und Andere sie verriethen, sondern weil das Volk der im Namen der Freiheit an ihm verübten Tyrannei müde war, weil es fühlte, daß die wahre Freiheit nicht die Freiheit einer Meinung, einer Partei sei. Dies begriffen in ihrem puritanischen Eifer und ihrer Einseitigkeit die Independenten nicht; aber auch die zurückgekehrten Stuarts wollten dies nicht begreifen, und es bedurfte einer zweiten Revolution und der maßvollen Weisheit eines Wilhelm van Oranien, um dem englischen Volke die Freiheit zu sichern, welche die allein wahre ist, die Freiheit aller Meinungen und Parteien, so lange sie, sich selbst mäßigend und einer höhern Einheit, dem Gesammtwohle des Staats, unterordnend, in der Bahn des Gesetzes sich zu halten wissen; die Freiheit, zu der damals der dauerhafte Grund gelegt ward, welche das englische Volk im Laufe von anderthalb Jahrhunderten so schön weiter entwickelt hat, und durch die es groß, mächtig und ruhmvoll geworden ist.

Wie wir vernehmen, beabsichtigt der Verf. auch die französische Revolution auf dieselbe Weise dem Publicum vorzuführen, wie er dies hier mit der englischen gethan hat. Wir glauben wol ohne die geringste Anmaßung versichern zu können, daß ein solches Werk noch ungleich größern Beifall finden würde als das vorliegende, einen um so größern, als die französische Revolution uns näher liegt und uns unverhältnißmäßig tiefer berührt hat. Möge der würdige Verf. die nöthige Muße finden, das deutsche Volk bald mit einem solchen Werke zu beschenken; und möge er es, wenn sonst keine höhern wissenschaftlichen Rücksichten Dem entgegenstehen, in umfänglicherer Weise ausführen als das gegenwärtige, denn das Einzige, was wir an demselben auszusetzen hätten, wäre, daß der Rahmen, in welchen es gefaßt, für die Bedeutung des Gegenstandes zu eng, die Darstellung daher gar zu gedrängt und mitunter skizzenhaft ist, wo der des Stoffs minder kundige Leser eine weitere Ausführung wünschte. Wie es den ihres Stoffs nicht mächtigen Historikern häufig passirt, daß sie in ermüdender Breite alles Material geben, so ist dem Verf. das Umgekehrte begegnet, daß er wol meinte, auch der Leser sei des Stoffs so mächtig wie er, und ihm genüge eine kurze Hindeutung, eine einfache Anführung, um alle ergänzenden und erläuternden Thatsachen und Verhältnisse, die sich damit verknüpfen oder daraus hervorgehen, mit schnellem combinativen Blick zu überschauen und zu erkennen.

90.

Bibliographie.

Aster, H., Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden vom 7. März bis 28. August 1813. Nebst zwei großen Schlachtplanen. Dresden, Arnold. Gr. 8. 4 Thlr.

Baumann, A., Gedichte. Halle, Graeger. Gr. 12. 22½ Ngr.

Becker, F., Die atmosphärische Eisenbahn. Nach den Berichten von Smith, Mallet, Samuda, Pim ic. und englischen Quellen bearbeitet. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 15 Ngr.

Binder, R., Über die Emancipation der Schule. Eine Zeitfrage, aus der Idee der Schule und nach Maßgabe der vorliegenden Wirklichkeit beantwortet. Ulm, Seitz. 8. 3⅔ Ngr.

Das Buch der Haare und Bärte. Humoristische Abhandlungen für Jedermann und — jede Frau. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, Jackowitz. Kl. 8. 15 Ngr.

Denkwürdigkeiten des Herzogs Karl von Braunschweig. Mit authentischen Actenstücken. Zwei Bände. Kassel, Hotop. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Echo der neuesten englischen Tagespresse. Deutsche Ausgabe, im Verein mit mehren beliebten deutschen Schriftstellern herausgegeben von F. Philippi. 1ster Band: Marston, oder Geheimnisse eines Staatsmannes. Ins Deutsche über-

tragen von A. Kretzschmar. 1ste Lieferung. Grimma, Verlags-Comptoir. Kl. 8. 2½ Ngr.

Haas, C., Joseph's und Konrad's Feierstunden, oder: Sollen wir katholisch oder lutherisch werden? Mit klaren Zeugnissen der Schrift und Vernunft für das Volk beantwortet. Augsburg, Rieger. 8. 15 Ngr.

Harnisch, W., Der jetzige Standpunkt des gesammten preußischen Volksschulwesens; mit besonderer Beachtung seiner Behörden, wie der Bildung und äußern Stellung seiner Lehrer; geschichtlich nachgewiesen, mehr für Beamte und Ständemitglieder als für Lehrer. Leipzig, Weichardt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hülsen, C. Graf v., Zeitinteressen. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kallenbach, G. G., Geschichtsabriß der deutschmittelalterlichen Baukunst. Berlin, Schultze. Gr. 8. 2½ Ngr.

König, J. L., Die Menschwerdung Gottes als eine in Christus geschehene und in der christlichen Kirche noch geschehende dargestellt. Mainz, v. Zabern. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Küttlinger, F., Untersuchungen über die wirthschaftlichen Grundlagen des Rechts. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 15 Ngr.

Evangelischer Liederkranz aus älterer und neuerer Zeit. Basel, Bahnmaier. 8. 20 Ngr.

Lilien, Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1845 von C. v. Wachsmann. 8ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Focke. Kl. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lindner, F. L., Der von Hegel'scher Philosophie durchdrungene Schuster-Geselle, oder der absolute Stiefel. Drama in zwei Auftritten. Stuttgart, Schweizerbart. Kl. 8. 6 Ngr.

Marcard, H. E., Der Bauernschinder. Eine Geschichte, wie es viele gibt. 3te abermals verbesserte Auflage. Münster, Wundermann. 12. 1¼ Ngr.

Märchensaal aller Völker. Märchen für Jung und Alt. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von H. Kletke. Nebst einem Anhang: Die Literatur der Märchen. 1sten Bandes 1ste Lieferung, 2ten Bandes 1ste Lieferung und 3ten Bandes 1ste Lieferung. Berlin, Reimarus. Ler.-8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Mulder, G. J., Das Streben der Materie nach Harmonie. Eine Vorlesung. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 7½ Ngr.

Müller, J., Populaire Darstellung der gesammten Erdkunde. Ein geographisches Taschenbuch für Jedermann. 2te sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, Haas. Kl. 8. 15 Ngr.

Munde, C., Memoiren eines Wasserarztes. 1ster Band. Dresden, Arnold. Gr. 12. Preis für zwei Bände 2 Thlr. 15 Ngr.

Nachtrag zu der von Wigand verfaßten Vertheidigung Jordan's, bestehend in einem Schreiben des Hofgerichts-Advocaten Dr. Bansa in Gießen an den Hrn. Stadtgerichtsdirector Dr. P. Wigand in Wetzlar, die Untersuchungssache gegen Jordan betreffend. Mainz, v. Zabern. 8. 2½ Ngr.

Niebuhr, B. G., Römische Geschichte. 4ter Band, 1ste Lieferung. — A. u. d. T.: Römische Geschichte von dem ersten punischen Kriege bis zum Tode Constantin's, nach Niebuhr's Vorträgen bearbeitet von L. Schmitz. Aus dem Englischen von G. Zeiß. 1ste Lieferung. Jena, Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Ortmann, J. C., Möhra, der Stammort Dr. Martin Luther's und die Lutherbuche bei Altenstein und Steinbach. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte Dr. Martin Luther's und seiner Verwandten. Salzungen, Bocke. 8. 1 Thlr.

Pabst, C., Der Königssohn. Münster, Wundermann. 1843. Kl. 8. 15 Ngr.

Perlen christlicher Andacht, zur häuslichen Erbauung für evangelische Gläubige, von einem Freunde des Worts. Stuttgart, Becher u. Müller. 32. 6¼ Ngr.

Philippson, L., Saron. Gesammelte Dichtungen in metrischer und prosaischer Form. Zwei Bände. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 8. 2 Thlr.

Ponsard, Lucretia. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen bearbeitet von A. Philippi. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 20 Ngr.

Rau, K. H., Lehrbuch der politischen Ökonomie. 2ter Band: Grundsätze der Volkswirthschaftspolitik mit anhaltender Rücksicht auf bestehende Staatseinrichtungen. 3te Ausgabe. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Rößler, K., Die Thugs, oder indischer Fanatismus. Historischer Roman in zwei Theilen. Altenburg, Schnuphase. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmitt, A., System der Übereinstimmung der Philosophie mit der Theologie überhaupt und insbesondere mit der Lehre Jesu. Mainz, Wirth. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneckenburger, M., Die Berliner evangelische Kirchenzeitung im Kampfe für das Bisthum in Jerusalem. Ein Vorschlag zum Frieden. Bern, Fischer. Gr. 8. 15 Ngr.

Schubar, L., Mysterien von Berlin. 4ter Band. Berlin, Heymann. 8. 1 Thlr.

Sigwart, H. C. W., Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt. 3ter Band, enth. der zweiten Periode 2te Abtheilung oder 5ten Abschnitt. Vom 16. Jahrhundert bis J. Kant. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Simeons, K., Über die Nachtheile der jetzigen Stellung des ärztlichen Standes für Staat, Kranke und Ärzte, und die Mittel, solche umzugestalten und gründlich zu verbessern. Mainz, v. Zabern. 8. 20 Ngr.

Simprecht von Benzenau. Ein Gemälde aus dem Bauernkriege für Jung und Alt. Mit einem Vorworte des Verf. der Beatushöhle. Nebst einem Stahlstich. Augsburg, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Stab, An die wissenschaftlichen Beamten Deutschlands. Eine Auffoderung zur Vereinigung für die große Sache allgemeiner Volksbildung. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Stock, C. L., Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker in alter und neuer Zeit. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 15 Ngr.

Stürmer, T. v., Zur Vermittelung der Extreme im Staatsleben durch die Heilkunde. Gegenwart. Beiträge zur Psychologie der Staaten Europas. 1stes Heft. Leipzig, Kummer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Über die Wiederbelebung der Gesellschaft des Schwanenordens und dessen mögliche Tendenzen. Worte eines Unparteiischen an die Ungünstigen. Münster, Wundermann. 8. 5 Ngr.

Valenti, v., Der Wahnsinn, in seinem Verhältniß zur Sünde, sowie zu der Macht und Wirksamkeit des Teufels in der Welt. Ein Wort der Lehre, und Warnung an Ärzte, Prediger und Erzieher. Basel, Bahnmaier. 1843. Gr. 8. 5 Ngr.

Wangenheim, F. T., Der Partisan des dreißigjährigen Krieges. Historischer Roman. Mit 16 Orginal-Holzschnitten, gezeichnet von G. Berger. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 8. 5 Thlr.

Wangenmüller, M., Hat die römisch-katholische Kirche Gebrechen? Briefe eines Laien. Stuttgart, Rieger. 8. 11¼ Ngr.

Was lehren die Römisch-Katholischen und was die Evangelischen? Münster, Wundermann. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Weitbrecht, Martha, Über weibliche Missionsthätigkeit in Indien. Übersetzt von A. Ostertag. Basel, Bahnmaier. Kl. 8. 7½ Ngr.

Wendelin von Höllenstein, oder die Todtenglocke, eine Geistergeschichte. Neueste Auflage. Wien, Haas. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 230. —— 17. August 1844.

Fragen der Zeit vom historischen Standpunkte betrachtet, von Karl Hagen. Erster Band. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Längst ist es ausgesprochen und oft wiederholt, die deutsche Wissenschaft müsse dem Leben, dem Verständnisse der Nichtgelehrten näher gebracht, popularisirt werden. Und mit besonderm Eifer haben sich die literarischen Handlanger, Taglöhner und Fabrikarbeiter im Bunde mit speculativen Verlegern der darin liegenden Lockung und Wahrheit bemächtigt. Sie hängen sich daran, beuten sie nach Herzenslust aus, misbrauchen sie zum Aushängeschilde und Schanddeckel für seichte, oberflächliche, ekle Waare, womit der Büchermarkt überschwemmt und für bessere Sachen verdorben wird; für Sudeleien, welche die Literatur verunzieren und den Lesern und Käufern nichts nützen, oder vielmehr ihnen schaden, sie betrügen. Die Kritik sollte minder nachsichtig gegen diese Schmarotzerpflanzen und ihre Urheber sein, sie anfassen mit ihrem Messer, wo sie sie irgend erreichen kann, was aber freilich nicht immer und zur Genüge der Fall ist. Das beste Mittel gegen sie liegt in den Händen der gründlichen Gelehrten, der wahrhaftigen Männer der Wissenschaft. In dem Maße, als sie sich herablassen, oder eigentlich: die gebührende Sorgfalt anwenden und die Kunst lernen, mit Geschmack und so zu schreiben, daß die Nichtgelehrten sie verstehen und von ihnen angezogen werden, in demselben Maße wird sich auch jener Unfug vermindern. In der That ist ein guter Anfang solch echten Popularisirens der Wissenschaft gemacht. Die, wenn wir so sagen dürfen, leichte wissenschaftliche, auf der Basis gründlichen Forschens und Wissens wie gediegener Gesinnung ruhende Literatur wird umfangreicher, und ihr gehört das Büchlein an, von welchem hier die Rede sein soll und das damit der Beachtung bestens empfohlen sein mag.

Ist nun hiermit seine Art im Allgemeinen bezeichnet, so darf fast nur noch der Inhalt genauer angegeben werden, als ihn der Titel angibt, und wir haben streng genommen das Unserige schon gethan. Denn eine eigentliche Kritik möchte kaum statthaft sein. Das Ganze besteht aus einzelnen, sehr verschiedene Gegenstände behandelnden Aufsätzen, die nur insofern eine Einheit bilden, als sie sämmtlich auf Zeitfragen sich beziehen, wie sie denn auch größtentheils schon früher in Zeitschriften abgedruckt gewesen sind. Indeß bieten wol Bücher dieser Art eben die besten Stoffe für „literarische Unterhaltung". Das ganze Genre verbreitet das Gold der Wissenschaften weithin und rasch in kleiner currenter Münze. Ebenso rasch bringt es aber auch falsches oder zu leichtes Geld in Umlauf. Auch aus diesem Grunde soll man es nicht vornehm oder gleichgültig unbeachtet passiren lassen.

Der Verf. eignet sein Buch einer Dame zu. Die Leserinnen d. Bl. mögen daraus abnehmen, daß er es für geeignet hält, auch gebildete Frauenzimmer in die Zeitfragen, welche er bespricht, einzuführen oder über dieselben aufzuklären, von ihnen mit Nutzen und Genuß gelesen zu werden. Und er hat recht darin. Er erklärt, seine Wissenschaft, die Geschichte, nie anders als in Beziehung zum Leben und zur Gegenwart betrachtet zu haben, so wenig er die vergangenen Zeiten nur durch die Brille der unserigen ansehen möge. Dem tüchtigen Historiker dürfe die Kenntniß seiner Zeit nicht abgehen. Er habe sich daher stets auch mit der Gegenwart beschäftigt und durch sie nicht selten das Verständniß für verwandte Epochen der Vergangenheit gewonnen. Auf der andern Seite aber sei er auch der Meinung, daß die Fragen der Gegenwart nur dadurch zu einer ersprießlichen Lösung gelangen könnten, wenn man sich über die historische Entwickelung klar werde, indem die Geschichte gar manche Aufschlüsse zu geben vermöge, welche die Bestrebungen der Zeit erst in das rechte Licht stellten und dadurch auf ihre weitere Entwickelung großen Einfluß übten, weshalb er denn seit einer Reihe von Jahren neben seinen größern historischen Studien Abhandlungen geschrieben, die, obwol auf jene gestützt, doch vorzugsweise die Fragen der Gegenwart beträfen.

Das ist gewiß Alles recht schön. Auch darf gerühmt werden, daß des Verf. historischer Standpunkt ein unbefangener und freisinniger, daß es ihm um die Wahrheit zu thun ist, daß er seine Ansicht offen ausspricht, daß sich helle, manchmal überraschende Blicke und Combinationen in seinen Darstellungen finden. So werden denn auch billige Meinungsgegner die Anerkennung nicht versagen, welche dem Ernst des Forschens, der Gesinnung und Rede stets gebührt; die unsere ent-

steht dem Verf. um so weniger, da wir im Ganzen sowol seine Geistesrichtung als seine Ansichten theilen und nur über einzelne Punkte anderer Meinung sind, nur an einzelnen kleinen Oberflächlich- oder Flüchtigkeiten einigen Anstoß nehmen.

Wir geben hiernach den Inhalt des Bandes, hier oder da mit einer begleitenden Bemerkung oder Gegenbemerkung an, wobei wir freilich, wegen der Vielheit der zur Sprache kommenden Gegenstände, eben auch nicht gar zu tief eindringen können.

1) „Über Weltliteratur, Kosmopolitismus und Patriotismus" (1838). Hier ist unter Anderm davon die Rede, daß das Reformationszeitalter neben der Freiheit der Gewissen die freie selbständige Entwickelung der Nationalitäten gewollt, und daß dies Ringen nach nationaler Selbständigkeit vorzüglich in Deutschland sich ausgesprochen habe. Die edelsten Männer, welche für das Hervorrufen einer neuen Zeit gearbeitet, hätten das Vaterland im Sinne gehabt; so Rudolf Agricola, Konrad Celtes, Bebel, Wimpheling, Hutten. Der Reformatoren wird nicht gedacht. Wer ist aber zu jener Zeit deutscher gewesen, wer hat das Vaterland mehr im Sinne getragen als sie, Luther namentlich, wenn ihm auch die politische Seite minder nahe lag als Hutten? Wie stark trat das patriotische Element, das deutsche Gefühl, schon gleich in seinem ersten öffentlichen Streite bei ihm hervor! Erregte er doch auch eben dadurch die Nation so gewaltig, daß er bald mit zornflammender Rede, bald mit zerschmetternder Ironie auf den Schimpf hinwies, daß die Deutschen sich so narren, dominiren, aussaugen und obenein auslachen ließen von den Wälschen? Kaiser und Reich deutscher Nation ächteten ihn und verloren nie seine Liebe; eine Liebe, in welcher er gar oft alle Rücksicht auf seine Person, auf weltliche Klugheit, ja auf den Vortheil der Glaubenssache außer Augen setzte. Sein ganzes Leben ist ein Opfer für seine „lieben Deutschen" gewesen, um die er bis an sein Ende große Schmerzen gelitten, für die er zu wagen, Thaten zu thun, die er zu stärken und zu trösten, aufzumahnen und zu warnen nie aufhörte. Sie mochten ihm folgen oder nicht, ihn loben oder schelten, ihm wohl oder wehe thun, er nannte sich mit Recht und war und blieb „Deutschlands Prophet". Agricola, aus Italien zurückgekehrt, schrieb, wie der Verf. anführt, er wolle nicht eher ruhen, als bis die Deutschen den Italienern ihren Ruhm in den Wissenschaften entrissen hätten. Als gute Gegenäußerung bietet sich dar, daß Luther schrieb, als er, noch in Erfurt, die philosophischen Grade erlangt, nun vollends dürfe des Studirens kein Ende für ihn sein, wolle er anders den deutschen Magistern keine Schande machen. Die Bemerkung ist nicht mehr neu, daß die Reformation nicht blos Glaubens- sondern ebenso sehr Nationalangelegenheit gewesen. Die ganze Anschauung, welche darin liegt, ist von erster Wichtigkeit, ist aber noch lange nicht allgemein genug eingedrungen. In zehn und wieder zehn Reformationshistorien, zumal in den volksmäßigen, ist noch kaum oder gar nicht die Rede davon, als wenn die Nation, das Volk blos Glauben, oder blos confessionelles und kein nationales Bewußtsein bedürfte, als wenn nicht eben in diesem die confessionelle Schärfe, Einseitigkeit und Trennung die beste Milderung und Auflösung fände, als ob man die Reformation anders denn falsch verstehen könnte, wenn jener Gesichtspunkt unbeachtet bleibt!

2) „Über die rechte Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben." Der Verf. spricht da z. B. von dem „ungeheuern Einflusse", den die Volksschriften vor der Reformation und in ihrem Zeitalter geübt. Auch bemerkt er hier, daß der ganze (also auch der nationale) Charakter der Reformationszeit in Luther so schön und plastisch sich ausgeprägt habe. Der Charakter der Reformationszeit sei ohne jene Volksschriften gar nicht zu begreifen. Sehr wahr. Sieht man dagegen unsere Volksschriften an, so begreift man wol, und namentlich woher es wenigstens großentheils kommt, daß unser Volk hinter dem Volke in manchem andern Lande fortwährend in wesentlichen Beziehungen zurücksteht, versunkener, unempfänglicher für viel Wichtiges sich zeigt, obwol es so viel besser unterrichtet und geschult wird, obwol wir so viel wissen — was wir nicht anzuwenden verstehen. Die rechte Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben! Dr. Hagen spricht kurz, aber recht gut darüber.

3) „Über die angebliche Entartung und Hoffnungslosigkeit unserer Zeit." Sie wird in Abrede gestellt. Es fehle weder an der Fähigkeit einer weitern Entwickelung, noch an der Kraft dazu. Wo so viel getadelt werde, sehe es wahrlich nicht so schlecht aus. Gerade die Zeiten wären immer die besten gewesen, welche die Gegenwart nicht zu sehr mit Lob und Preis überschüttet, wogegen diejenigen an den größten Gebrechen gelitten hätten, welche sich über alle andern selbstgefällig emporgehoben, wie das Zeitalter Ludwig's XIV. (Hier hätte ein viel jüngeres auch noch genannt werden können.) In dem Christenthume, das mit seinem Geiste die europäische Menschheit so ganz durchdrungen habe, daß es schwer sein dürfte, irgend eine Entwickelung anzugeben, wo es nicht, wenn auch nur mittelbaren Einfluß geübt, liege trotz aller Verfälschungen ein Kern, der sicher nicht verloren gehen werde, und jener Geist sei stark genug, um das heutige Europa, sollte es noch so versunken sein, zu neuem Leben zu erwecken. (Seit Dr. Hagen dies schrieb, 1838, hat freilich Bruno Bauer auf gut Napoleonisch decretirt: das Königreich Christi hat aufgehört zu bestehen.) Sodann habe auch das germanische Element eine so gute unverwüstliche Natur, daß es aus jeder gefahrvollen Krisis immerdar gesund, nur mit verjüngter Kraft und mit neuen Lebenselementen herausgetreten. (Allerdings hat der Deutsche viele tödtliche Krisen, manchen Scheintod, ja sein eigenes Reich glücklich überlebt, dessen tausendjähriges Bestehen er sogar noch ex post feiert — eine spirituöse und zugleich derbe Natur, ein Phönix, wenn er sich verbrannt, ein Antäus, wenn er die Erde berührt, ein auferstehender Michel, wenn er ausgeschlafen hat. Die sollten in sein neues Wappen statt des alten Doppeladlers: der

mythische Engel, der Riese und der Erzengel. Der Zankapfel dürfte indeß auch nicht fehlen.)

4) „Über einzelne Hauptrichtungen der Gegenwart" (1839 und 1842). Die patriotische im Gegensatz zur kosmopolitischen, die nach freier Entwickelung des Geistes auf dem Boden der Nationalitäten hingehende, die reactionnaire, die destructive. Der Verf. erklärt sich unter Anderm gegen die althegel'sche Systematisirerei und junghegel'sches Überstürzen, und insbesondere gegen das letzte junge Hegel'sche Auftreten, namentlich auf dem Felde der politischen Erörterung. (Wir unsererseits möchten von diesem Auftreten sagen, daß es weit mehr als ein Verbrechen ein Fehler gewesen, und daß dabei doch am Ende St.-Michael Gevatter gestanden.) Die Hegel'sche Linke wird gelobt, daß sie die Fragen der Gegenwart zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht und mit aller Energie die Partei des Fortschritts unterstütze, ja von der Sprache der Schule sich losgesagt und sich sogar durch klare, lebendige, nicht selten pikante Darstellung auszeichne. Aber freilich sei auch nicht ausgeblieben, was immer bei den Deutschen vorkomme: die freien Richtungen, nicht zufrieden, in dem Endziele miteinander übereinzustimmen, und den Weg, dahin zu gelangen, Jedem frei zu lassen, feindeten sich nun schon untereinander selbst an und föchten gegen sich fast ebenso hartnäckig wie gegen den gemeinsamen Gegner. Wir lachen über die Reformatoren des 16. Jahrhunderts, daß sie über nutzlose Dogmen sich entzweien, sich verketzern und verdammen und das gemeinsame große Ziel dabei aus den Augen lassen konnten. Und doch sehen wir heutzutage fast dieselbe Erscheinung. Das junge Deutschland hat den Anfang dazu gemacht.

In der That, wie oft und stark hat es die Deutschen wegen ihres Grübelns, ihres unpraktischen, das Leben, die Anwendung, das Ziel vergessenden oder verfehlenden Wesens gescholten, gestachelt, gehöhnt, und ein unklugeres Zanken wider andere, doch eben auch den Fortschritt Erstrebende, nur denselben Weg nicht Verfolgende, ein verkehrteres Anfeinden von Parteien oder Richtungen, mit welchen es wenigstens eine Gemeinschaft hatte, die wichtige des Feindes, ein grübelnderer, abstracterer Princip- und Theoriekram, neben so viel lebenvoller Frische, eine unpraktischere und unpolitischere Taktik als bei ihm soll noch entdeckt werden. Michael germanicus im Philosophenmantel! Hagen spricht in einem andern Aufsatze („Gedanken über den deutschen Volkscharakter") davon, wie es die Namenseigenthümlichkeiten und Gegensätze gewesen, welche in Deutschland stets die vollkommene äußere Einheit gehindert, und bemerkt dann sehr wahr — und es paßt auch auf die Hegel'sche Linke, namentlich auf ihr vielfach preiswürdiges politisches Fortschrittsstreben —

jeder Deutsche bildet sich seine besondere Meinung über diesen oder jenen Gegenstand und glaubt das Recht zu haben, darauf zu beharren. Selbst bei gleicher Richtung im Ganzen wird sich doch immer eine nicht unbedeutende Verschiedenheit im Einzelnen bei uns finden, und wir sind so wenig geneigt, unsere besondere Ansicht aufzugeben, daß wir lieber das Ganze fallen lassen. Dieser Eigensinn, dieses Festhalten an der individuellen Meinung hat von jeher alle unsere großartigsten Plane und Unternehmungen vereitelt. Dieser unser Erbfehler war daran schuld, daß die Reformation nicht in ihrer ursprünglichen großartigen Anlage durchgeführt werden konnte, daß Deutschland in kirchlicher Beziehung noch gespalten ist. Und dieser Erbfehler, fürchte ich, möchte sich auch noch heutzutage geltend machen, wenn etwa eine ähnliche Bewegung wie damals die Gemüther ergreifen sollte. Laßt einmal nur ein Dutzend von gleicher Richtung beisammen sein und fragt jeden Einzelnen nach seiner Meinung, so wird Jeder etwas Besonderes wollen, und sich mit seinem Bruder, der doch in der Hauptsache mit ihm einverstanden ist, bald über Kleinigkeiten entzweien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Astolfo Bardonnas, Gemälde aus der jüngsten Vergangenheit Spaniens, von M. Norden. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Die letzten Bürgerkriege Spaniens sind ein günstiges Terrain für die Romantik, und leicht weben sich die Herzensgeschichten einiger schönen Spanierinnen in die Kriegsscene ein; Parteihaß färbt die Leidenschaft der Liebe und des Hasses noch greller, und es erhöht das Interesse, Namen, welche man noch nicht vor gar langer Zeit in der Zeitung als handelnde Personen einer großen Lebenstragödie gelesen, jetzt im Roman zu begrüßen. So Espartero, den Grafen von Espagna, Don Carlos, die kleine Königin Isabella, den Obersten Don Miguel und den furchtbaren Cabrera. Da außergewöhnliche Zeiten auch außergewöhnliche Menschen erzeugen, so sehen wir die Nebenpersonen des politischen Treibens, welche die Hauptpersonen des Romans sind, mit kräftigen Pinselstrichen als ausgezeichnete Charaktere dargestellt, und Astolfo Bardonnas und Enrico Bilmans, welche Beide der Christinischen Partei angehören, werden nicht minder tapfer, der Sache, für die sie kämpfen, sich hingebend, dargestellt, als einige Parteigänger der Carlisten, worunter Astolfo's Bruder. Einige Vorliebe für die Christinische Partei — als die Partei des Fortschritts —, hegt indeß der Verf., und diese Vorliebe schimmert auch zuweilen durch die Fiction. Daß vor Jahren der Vater des Enrico Bilmans, ein Deutscher, welcher Protestant und von seiner Frau geschieden war, eine Spanierin geheirathet, und diese in Abscheu über die früher nach katholischen Ansichten nicht lösbare Ehe sich von dem Gemahl getrennt, in ein Kloster gegangen und ihren Sohn den Jesuiten anvertraut hat, führt eine Begegnung zweier Brüder herbei, welche der Zufall sowol im Krieg als in Liebe einander feindlich gegenüberstellt, und deren zu spät eintretendes gegenseitiges Erkennen zu einer ergreifenden Scene die Veranlassung gibt. Enrico war, wie viele abenteuerlustige Deutsche, in spanische Dienste getreten. Wie der Bürgerkrieg in einzelne Familien eingreift, welche Farbe der Nationalcharakter diesem Krieg gibt, wie das häusliche Leben, der Besitz, die Geselligkeit u. s. w. durch die äußern Unruhen beeinflußt sind, geht aus diesem Romane hervor. Die geschichtlichen Recapitulationen sind nicht geschickt angebracht, man merkt ihnen das Absichtliche zu sehr an.

2. Polirena, historischer Roman (Schweden von 1788—92) von Amalie Schoppe. Drei Theile. Jena, Luden. 1844. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Sehr empfehlenswerth scheint uns dieses vorliegende Werk einer schon längst anerkannten und vom Publicum geschätzten Feder. Der Hauptmoment des historischen Theils ist die Ermordung Gustav's III. Königs von Schweden, durch den Grafen Horn, ein freilich schon oft bearbeitetes und in allen Gestalten dem Leser vorgeführtes Thema; um so verdienstlicher ist es indeß, wenn es auf neue und Interesse erregende Weise bearbeitet erscheint; gründliches Studium der Geschichte hat die Staf-

sage zum Königsmord geleitet, und der romantische Theil ist sehr kunstvoll dem historischen angeschmiegt, sodaß man das Absichtliche darin nicht herausfühlt. Vielleicht hätte hier und da einige Weitläufigkeit bei dem ersten Auftreten der jungen schwedischen Geschwister, welche die eigentlichen Helden des Romans sind, wegbleiben können, im Ganzen liest man aber mit Genuß und Spannung; nirgend stößt man auf Unwahres, da selbst das Erfundene das Gepräge einer innern Wahrheit trägt. Dieses Werk ist dem letzten der Verf. sehr überlegen, zeigt von Fleiß und Talent und wird der Menge wie dem Einzelnen gefallen.

3. Bilder aus dem Leben, in Erzählungen und Novellen von Paul Hellmuth. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. 3 Thlr.

Eine leichte, angenehme Lecture; die meisten dieser Novellen sind geschaffen, um irgend eine Idee darzustellen, irgend ein Vorurtheil durch die That zu bekämpfen oder eine Wahrheit klar zu machen; daher kommt es, daß man oft Absichtlichkeit fühlt. „Die Bekehrten" sollen den Pietismus in seiner Schwäche, die Pietisten in ihrer Heuchelei darstellen; „Der Pflanzer und sein Sklave" bringt die Sklavenfrage u. s. w. Andere Erzählungen sind ohne Absicht, ohne besondere Tendenz; dessenungeachtet wurden die Charaktere nicht mehr ausgemalt, und die Tiefen des Gemüths, die Motive der Handlungen sind nicht dargethan. Es sind mehr Skizzen aus dem Leben als Bilder, und es fehlt ihnen das Leben. Doch ist nichts Unwahres darin, nichts Gemeines, nichts Rohes, und wenn auch Genie und Talent nicht die Feder führten, so ist doch die wahre Gemüthsbildung und die gute Gesinnung dabei nicht zu verkennen.

4. Schatten von Joh. N. Vogl. Wien, Jasper. 1844. 8. 26¼ Ngr.

Allerdings fehlt es den vorliegenden Erzählungen nicht an Schatten; es sind Nachtbilder, von einer gewaltigen Phantasie zusammengetragen; ein Hang zum Abenteuerlichen, zum Furchtbaren thut sich kund; zwei der Erzählungen sind zwar einer fremden Literatur entlehnt, der französischen nämlich, die andern aber sind in demselben Genre, und man möchte sie alle für derselben Feder entflossen halten. In der ersten Novelle, „Der Führer", geleitet ein junger Norwege im nächtlichen Dunkel die feindlichen Schweden zum Überfall seines Vaterlands durch das Gebüsch; mit der brennenden Fackel fliegt er auf Schrittschuhen ihnen voran, einen Berg herab, und als er um eine Ecke biegt, wirft er in den vor ihm geöffneten Abgrund die Fackel, welche allen 300 ihm nachfolgenden Schweden zum Tode leuchtet. Der „Tatar von Aleppo" bringt abgehauene Köpfe, die türkische ruhige, berechnende Grausamkeit als einen Theil des Fatalismus. Im „Freineger" ist mehr südliche Glut, mehr Feuer. Die Hauptmomente treten in dieser Erzählung sehr grell hervor; es finden indeß manche Verzeichnungen statt. Im „Freineger" ist die Maronjägerin eine wahre Caricatur, und die Charaktere werden so schroff dargestellt, daß ihnen die Natur oft abgeht. In diesen Novellen spricht sich indeß Genie und Talent aus, und es fehlt nicht an kräftig erschütternden und ergreifenden Accorden.

5. Liebe am Rhein. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. Von Fr. L. August. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine recht gewöhnliche Liebesgeschichte, welche sich auf der Reise entspinnt und durch Conversation über Gegenden, Gemälde, Zeitfragen, und namentlich Erörterungen über gemischte Ehe und Katholicismus, zu einem ganzen Buch anschwillt. Die Reflexionen sind brav, die Gespräche gewiß der Wirklichkeit entnommen, die darin geäußerten Ansichten vernünftig, der Stil gut; aber es fehlt der Götterfunke des Genies, und unnatürlich, absichtlich, erscheint Vieles, zu breit und lang Anderes, das Ganze ohne das ergreifende Interesse, welches ein romantisches Lebensbild verleihen sollte. 12.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Römische Geschichte.

Prosper Mérimée, der — wenn wir nicht irren — Mitglied der mit Überwachung der öffentlichen Monumente beauftragten Commission ist, gehört zu den kenntnißreichsten, fleißigsten und gewissenhaftesten Schriftstellern, welche Frankreich aufzuweisen hat. Seine Feder hat sich schon an den verschiedenartigsten Stoffen versucht. Außer seinen poetischen Darstellungen, zu denen bekanntlich die unter dem Namen der Clara Gazul herausgegebenen Dichtungen zu zählen sind, werden vorzüglich seine gehaltreichen kunstgeschichtlichen Schriften geschätzt. Indessen zeigt ihn uns sein neuestes Werk, welches vor kurzem die Presse verlassen hat, als einen ebenso gelehrten als kritisch gerüsteten Historiker. Dasselbe ist der römischen Geschichte gewidmet und führt den Titel „Etudes sur l'histoire romaine" (2 Bde.). Diese historischen Studien bestehen aus zwei Fragmenten, von denen das eine die Verschwörung des Catilina, das andere den langen und schrecklichen Streit behandelt, der mit der Auflehnung der Gracchen gegen die Gewalt des Senats beginnt und mit dem Triumphe des Sylla endet. Wir erhalten in dem letzten Fragmente ein lebendiges Gemälde jener großen Unruhen, deren Geschichte für die Gegenwart ein so lebendiges Interesse bietet, weil mehr als ein Moment dieser zerrüttenden Kämpfe auf unsere modernen Verhältnisse eine ungezwungene Anwendung findet. Dieselben Ideen, welche schon damals die Massen in Bewegung setzen, treten uns in der Gegenwart, nur unter andern Formen, entgegen. Auch die Verschwörung des Catilina bietet, wenn man sie von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, manche Vergleichungspunkte mit modernen Erscheinungen. Wir wissen nicht, ob dem Verf. dieser Gedanke vorgeschwebt hat, oder ob er sich uns nur aufdrängt, weil die Fülle von einzelnen Zügen, die Mérimée mit emsigem Fleiße zusammengetragen hat, uns das ganze Bild jener berüchtigten Empörung so lebendig vor Augen treten läßt. Der Stil, in dem diese „Etudes" gehalten sind, ist ganz vortrefflich, gleich entfernt von der Koketterie, in die nicht selten französische Historiker verfallen, und von der pedantischen Trockenheit, an der die deutsche Geschichtschreibung siecht. Dabei begnügt sich der Verf. nicht mit einer bloßen Darstellung der Thatsachen, die überall einer historischen Kritik unterworfen sind, sondern er versteht es trefflich, die Ideen, welche ihnen zu Grunde liegen, überall gebührendermaßen hervortreten zu lassen.

Geschichte vom Sturz der Jesuiten.

Die Jesuiten sind mit einer unbegreiflichen Zähigkeit und Hartnäckigkeit begabt: denn so oft sie auch niedergeschmettert und in ihrem innersten Wesen zu Grunde gerichtet worden sind, so oft haben sie ihr unbeschädigtes Haupt doch immer wieder aus dem Staube emporgerichtet. So sehen wir sie jetzt in Frankreich, wo sie durch rechtskräftigen Parlamentsbeschluß förmlich aufgehoben sind, wieder nach der Herrschaft streben. Ob es ihnen gelingen wird, die Zügel der Gewalt an sich zu reißen, lassen wir dahingestellt. Immerhin aber bleibt es ein interessantes Schauspiel, zu sehen, wie der Jesuitismus, den man mit der Wurzel ausgerottet zu haben wähnte, aufs neue sich zu entfalten versucht. Aus der Menge von Schriften, welche diesen wichtigen Punkt berühren, heben wir besonders ein Werk hervor, dem ein vorzügliches Interesse nicht abzusprechen ist. Wir meinen die „Histoire de la chûte des Jésuites au 18ième siècle (1750—82)" vom Grafen A. de Saint-Priest. Der Verf. entwirft von dem letzten Ringen der Jesuiten im vorigen Jahrhundert ein Bild, das durch keine Parteifarben verunstaltet wird. Er sucht nicht, wie die meisten Geschichtschreiber der Gesellschaft Jesu, dem Orden Verbrechen aufzubürden, die ihm fremd waren; aber ebenso wenig verheimlicht er die Fehler, die sich derselbe hat zu Schulden lassen, und das Verderbliche seiner ganzen Constitution. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 231. —— 18. August 1844.

Fragen der Zeit vom historischen Standpunkte betrachtet, von Karl Hagen. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 230.)

5) „Aphorismen über unsere gegenwärtige Literatur" (1841). 6) „Gedanken über den deutschen Volkscharakter" (1840). Die erstrebte Unparteilichkeit des Historikers geht hier wol einmal in Übertreibung über und verwickelt sich dafür zur Strafe in handgreifliche Widersprüche. In der Reformationsepoche „begann — es ist nicht anders — die Ausländerei bei den protestantischen Fürsten", d. h. den Häuptern der reformistischen Partei, die da der Volkserhebung sich angeschlossen, an die Spitze derselben, der Reformation, sich gestellt hatten, die letztere als Nationalsache am Reiche durchzuführen suchten und zu ausländischen Bündnissen erst durch die Gegenpartei gedrängt wurden, welche von allem Anfang den ausländischen (römischen) Tendenzen zum Dienste sich hergab und zuerst (1524) wider die Reichsbeschlüsse in ein Bündniß mit einer ausländischen, jener ausländischen Macht sich einließ, die von jeher die Deutschen getrennt und gegeneinander aufgebracht hatte, deren Einfluß im Reiche eben der Hauptgrund der Ohnmacht und der Spaltungen desselben war. Also die Ausländerei begann zuerst bei den protestantischen Fürsten. Und doch war „die Idee der Nationalität, der Patriotismus nie größer als in der Reformation", wie denn schon vorher die letztere als Reaction der Nationalitäten, besonders der deutschen, dargestellt war. Das reime nun Einer, daß der Patriotismus nie größer gewesen als in der Reformation, und daß die unpatriotische Ausländerei bei der Reformpartei begonnen haben soll, welche Reich und Deutschthum vom hierarchisch-wälschen Einflusse zu emancipiren strebte. Sie hat doch nicht etwa auch zuerst eine fremde Soldateska ins Reich geführt, demselben Provinzen entfremdet? u. s. w. Das that doch wol der antireformistische Kaiser, der undeutsch und antinational damit begonnen, dem ausländischen Rom zu gefallen den Volksmann und in ihm die Nationalsache zu ächten.

Im Übrigen macht der Verf. hier manche treffende Bemerkung über den deutschen Volkscharakter, z. B. wie unser Familiensinn die nachtheilige Seite habe, in eine übergroße egoistische Sorge für die Familie, Mangel an Gemeinsinn, Gleichgültigkeit gegen die allgemeinen Verhältnisse und Zustände der Nation einzuschlagen, woher sich unter Anderm erkläre, warum fast alle unsere Patrioten in schlechten erbärmlichen Verhältnissen gelebt, geendet oder in der Noth im Stich gelassen worden. Indeß ist nicht zu verkennen, daß das gemeinsinnig-patriotische Streben doch nicht vergeblich gewesen, daß der öffentliche Sinn etwa seit den siebzehnhundertvierziger Jahren im zunehmenden und gewiß gründlichen, weil schon hundertjährigen Erwachen ist. Unter zahlreichen andern hierfür redenden Zeichen mag nur auf das eine hingewiesen werden, daß eben verfolgte und leidende Patrioten jetzt überall in Deutschland eine Theilnahme finden, die ihnen vor 100 Jahren wol kaum in ihrer Provinz geworden sein dürfte. Hätten wir jetzt einen Luther, und er würde undenkbarerweise geächtet, so erhöbe sich sicher die ganze Nation wie Ein Mann für ihn.

7) „Zur Vermittelung des Streits zwischen dem rationalen und historischen Princip in unserm Staatsleben" (1839). Hier wäre wol Mancherlei einzureden, was indeß zu weit führen würde. Im Ganzen werden dem politischen Rationalismus und der historischen Ansicht ihre Fehlgriffe gut nachgewiesen. Sehr wahr und beachtenswerth, daß die letztere darin gefehlt habe, daß sie einseitig nur einen, den letzten, oder vielmehr den zu ihrer Theorie und ihrem Interesse passenden Theil der Geschichte zur Basis nahm, nicht die ganze Geschichte; daß die rechte Vernunft das Gegebene nicht verschmäht, sondern sich an demselben heranbildet; daß die rechte Geschichte gerade jenen Zustand, welcher als ein historischer ausgegeben wird, für einen unhistorischen erklären muß. Ganz richtig. Wir haben seit tausend Jahren vielerlei Zustände und Verhältnisse gehabt, freie und unfreie, gute und schlechte. Nun schreit z. B. Junker Alexander und will Alles historisch haben, unter den volltönendsten Phrasen, dem klingendsten Wortschwall. Sieht man zu, welche der vergangenen Zeiten, Zustände, Verhältnisse er meine, so findet man, er greift mitten hinein und meint genau die, wo er vom Bauer das Besthaupt erhielt. Es hilft ihm freilich nichts, und es ist ein wunderbarer Gang der Dinge. Statt ihr reactionaires Ziel zu erreichen, haben die Historischen die Gegen- und Fortschrittspartei zu einem fleißigern und tiefern Eingehen in die Geschichte

veranlaßt, und da ist denn klar und immer klarer vor Augen getreten, daß die wirkliche und wahre historische Basis und Entwickelung nicht auf Herstellung des Besthaupts für den Junker, sondern auf volle Bauernbefreiung — und so nicht auf Absolutismus und Volksmündigkeit mit ihren Institutionen, sondern auf die politische Freiheit mit ihrer Öffentlichkeit, ihren Schwurgerichten u. s. w. hinweise; namentlich die Redefreiheit, von welcher der Verf. sagt, daß sie vor allen Dingen nöthig sei, damit das Nöthige und als nöthig Erkannte geschehe, nämlich daß die Nation als Nation sich wieder fühle (mit hochtrabenden Phrasen von der Einheit Deutschlands u. dgl. ist es nicht gethan), wo denn auch die ursprünglichen politischen Elemente und Richtungen wieder erwachen würden. Bei Freiheit „wird nichts Anderes hervorquellen, als was der eigenthümlichsten Natur des Volksgeistes entspricht. Ist nur einmal Freiheit gegeben, daß sich das Volk ungehemmt in seiner nationalen Eigenthümlichkeit, auch politisch zu entfalten vermöge, dann wird in unser Leben auch wieder ein recht positives Element kommen" — jenes positive Element, das Mancher sucht oder wovon Mancher sagt, er möchte es gern fassen und ihm huldigen, und könne es nur noch nicht finden, wie Blindekuh mit verbundenen aber recht gut sehenden Augen wol schäkert. Der Verf. schildert mit Lebendigkeit, wie auch die negirende Richtung unserer Zeit, die eigentlich blos das Alte, Verwerfliche umzustürzen gesucht, theils ihrer eigenen Natur zufolge, theils durch die Gegenmaßregeln der Reaction getrieben, zu einem Zustande fast allgemeiner Auflösung geführt habe. Aus dem furchtbaren, mit immer unwiderstehlicherer Gewalt hereinbrechenden Verfalle, sagt er weiter, vermöge uns nun, gerade wie im Reformationszeitalter, nur eine große Idee zu retten, welche in sich ein recht positives Element trage, das im Stande sei, unsere Begeisterung aufzuregen und alle schönern und edlern Kräfte des Menschen zu neuem Leben und neuer Thätigkeit zu erwecken. Diese Idee sei die der politischen Freiheit, nur in anderer Weise wie bisher. Nicht mehr blos negirend, einreißend, sondern setzend, bejahend, gründend, bauend. Das werde sie wieder nur durch ein positives Element, welches in sich selbst eine Fülle von Leben habe und das reichlichste Leben spende und ausgieße.

Und dies positive Element ist unser Vaterland, unser Volksthum, der Geist unsers germanischen Rechts, die Freiheit unserer Ahnen: alles Das, was unser früheres großartiges Volksleben erzeugt hat, was es auch jetzt wieder zu erzeugen vermag. Denn nur in einem wahrhaften Volksleben ist Heil und Rettung zu suchen: nur durch ein Volksleben, welches die edelsten, die schönsten, die gewaltigsten Kräfte der Nation zum Bewußtsein bringt, zur Thätigkeit kommen läßt, wird die Entsittlichung, die allgemeine Auflösung, die Zerrissenheit unserer Verhältnisse gehemmt werden: nur durch ein solches wird eine schöne Harmonie aller Richtungen, aller Bestrebungen, wird eine großartige Vermittelung eintreten können!

Wir sind schon derselben Meinung, was die Hauptsache betrifft. Allein es scheint uns fast, Dr. Hagen macht sich hier einigermaßen zum Echo von Zeitredensarten, Lügen und Beschuldigungen, wenn er anders sagen will, was man doch annehmen muß, die Volks- und Fortschrittspartei, die deutsche constitutionnelle Opposition der letztern Jahrzehnde sei es, welche negirt habe und negire statt zu gründen u. s. w. Gerade umgekehrt, die Reaction, die Widerstandspartei negirte und negirt; — oder was gründet und baut sie, was hat sie gesetzt und geschaffen? Sie temporisirt, macht provisorische Anordnungen, trifft Zeitabkommen, weicht den Entscheidungen aus; sie schafft nichts, sie widersteht lediglich den in der Gegenwart lebendigen Ansichten und Tendenzen; negirt die Bestrebungen, welche auf Ausbildung der eingeführten Verfassungen des Bundes wie der einzelnen Länder, auf Verwirklichung der herrschenden Ideen, die da das Ergebniß der bisherigen historischen Entwickelung und Erfahrung und Geistesarbeit, hinzielen. Die in die Opposition gedrängte Partei des Fortschritts, der Constitutionnellen, ist es, welche die Hineinführung dieser Ideen ins Leben betrieb und betreibt, die „Freiheit der Ahnen", ein echtes großes „Volksleben", die germanische Volksthümlichkeit des Rechts und der Rechtsverwaltung, das germanische Princip eines im Staat mitredenden und handelnden Volks statt der eingedrungenen ausländischen Bevormundung und Passivität desselben zurückzuführen trachtete und trachtet, so gut sie konnte und kann. Auch hat sie als Organ der Ideen der Zeit doch Einiges erreicht, einiges Aufbauen und Gründen bewirkt, so ungenügend das Alles noch sein mag. Es ist daher geradezu unwahr und widersinnig, wenn man sagt, daß sie blos negire, oder daß unser bisheriges Freiheitsstreben blos ein negirendes, einreißendes gewesen sei. Spricht die Reaction die darin liegende Beschuldigung aus, so weiß man schon, sie hat ihren Zweck dabei, und insofern ist, wenn sie wider die Wahrheit spricht, doch Raison darin; was aber nicht der Fall ist, wenn freisinnigerseits die Anklage nachgesprochen, d. h. ein unnöthiges, überbereitwilliges, unkluges Zugeständniß gemacht wird. Dr. Hagen will die politische Freiheit und spricht gerade so wie man dort spricht, wo man mit ihr kokettirt und sie eben nicht will. Da heißt es auch, man wolle sie — nur in anderer Weise als die Constitutionnellen, sagt aber nicht wie; man suche und wolle etwas Positives — das aber nicht benannt, bezeichnet wird, während das Positive in Wahrheit bei der Hand, gerade das wahre (freilich nicht das Schein-) Repräsentativ-System ist, das man aber, das wahre, eben nicht will, weil man die politische Freiheit nicht will, sondern nur beschwichtigen oder täuschen will. Interim nihil fit! Doch „Blindekuh du kannst sehen!" wird gesagt und gedacht. Geh' nur gerade los auf Das, was du siehst so gut wie wir Alle, und greif' zu; oder du wirst bei und trotz der Anstellerei und Schäkerei, dem Indieluftgreifen hierhin und dahin, zuletzt anrennen und dir die Nase zerstoßen.

8) „Epochen des Absolutismus im neuern Europa" (1842). Ein sehr gelungener Aufsatz, der gewiß zum zweiten Male gelesen wird, wenn er einmal gelesen ist. Wir versagen es uns mit Bedauern, ausführlich davon zu reden. Nur Einiges. Der Verf. kommt auch auf

Luther's Ansichten über den göttlichen Ursprung der Obrigkeit und den passiven Gehorsam der Unterthanen, und scheint uns dabei theilweise im Irrthume zu sein. Für Viele, die es noch nicht wußten, wird die Nachweisung des Verf. sehr interessant sein, daß die philosophischen Staatstheorien, über welche als das revolutionnaire Element so viel geklagt, denen alles Unheil der Neuzeit schuld gegeben zu werden pflegt, ursprünglich gerade nicht von der Volkspartei, sondern von den Thronen ausgegangen seien, welche, da sie ihre Bestrebungen — die Richtung auf Unumschränktheit der Fürstenmacht — geschichtlich eben nicht rechtfertigen konnten, zur Speculation ihre Zuflucht nahmen und nehmen mußten. Denn seit dem Ursprunge der jetzigen europäischen Staaten, und auch durch das ganze Mittelalter hindurch, standen die Fürsten und Völker zueinander in einem Verhältnisse des Vertrags, waren die Befugnisse und die Gewalt der erstern durch die Rechte und die Widerstandsmittel der letztern sehr wesentlich beschränkt, und eben nur durch abstracte Theorien, Berufung auf sie, Nichtberücksichtigung der historischen Rechte und Zustände, Hereinziehung ausländischer Rechtssysteme und Grundsätze, wurde und konnte das Fürstenthum Das werden, was es seit dem 16. und besonders im 18. Jahrhundert geworden ist. Von gleichem Interesse ist dann auch die weitere Nachweisung, wie der Absolutismus selbst wieder seinen Charakter wesentlich änderte, wie er es anfangs noch für seine Aufgabe und seine Pflicht hielt, das Wohl der Staaten im Auge zu haben, wie er dann aber späterhin diese Idee aufgab und zu der Maxime vorschritt, daß die Völker nur der Könige wegen da seien, daß diese die Gewalt und zwar rechtmäßig hätten, aber ohne Pflichten, und daß es ganz und gar ihrer Willkür überlassen sei, zu regieren wie sie wollten; und wie sich dann eine Opposition gegen ihn erhob, welche noch jetzt im Kampfe mit ihm begriffen ist, eine Opposition, welche anfangs — weil das absolute Königthum allmälig in das historische Recht eingetreten war und die Völker die Erinnerung an ihre historischen Rechte verloren hatten — ihren Rechtstitel, gerade so wie früherhin der Absolutismus, in der Vernunft, der Philosophie suchte, und erst allmälig zum historischen Bewußtsein zurückkehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Urzustand der Erde und die Hypothese von einer stattgehabten Änderung der Pole erklärt durch Übereinstimmung mit Sagen und Nachrichten aus ältester Zeit. Eine geologisch-historische Untersuchung über die sogenannte Sündflutkatastrophe von Frederik Klee. Nach der dänischen Handschrift des Verfassers von G. F. v. Jenssen-Tusch. Stuttgart, Schweizerbart. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Eine Theorie der Erde! Vor etwa funfzig Jahren war dies ein sehr geachtetes Lieblingsthema aller Naturforscher. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es unter den Gelehrten der Naturwissenschaft kaum eine hervorragende Celebrität, welche sich nicht an die Bearbeitung dieses erhabenen Gegenstandes gemacht hätte. Zur würdigen Behandlung dieses großen Stoffes gehört ein sehr umfassendes gründliches Wissen. Die besten Köpfe können hier ihre Gediegenheit am glänzendsten bewähren. Daher der Reiz zum selbständigen Auftreten in dieser Sache für Jeden, der sich fühlt. Aber, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, es drängten sich bei dieser nur den großen Meistern angehörigen Angelegenheit gar oft viele Unberufene, Halbwisser, bloße Schwätzer mit in den Kreis und diese pfuschten und salbaderten mit so ungenügendem Material, so verblendeten Augen, so ungeschickten Köpfen, daß die edle Sache dadurch bis zum Ekel entheiligt ward. So kam es, daß wir hier auf diesem anfangs so schön bestellten Felde der Literatur die allerwunderlichsten Träumereien und Dichtungen dicht neben den geistreichsten, höchsten Leistungen gewahrten, daß die Anzahl der Schriften ebenso abschreckend groß wie ihr Inhalt oft lächerlich war. Lichtenberg sagt wahrlich nicht zu viel, wenn er behauptet: „Über diese Materie ist unglaublich viel geschrieben worden. Es läßt sich ohne viel Mühe ein halbes Hundert von Theorien der Erde zusammenbringen. Wer noch keine darunter wählen mag, der thut vielleicht am besten, wenn er gar nicht von den Naturforschern zu lernen verlangt, wie die Erde und die Welt geschaffen sind." Auch scheint es, als wenn man dieses Wort Lichtenberg's recht tief zu Herzen genommen habe, denn seit jener Zeit ist unser Gegenstand nur noch von wenigen bedeutenden Männern wieder aufgenommen worden; er ward auch nicht mehr für so wichtig angesehen. Man ließ die Schreier gewähren und wartete ruhig das Eintreffen einer bessern Zeit ab. In diesem Schweigen verharrte man aber fast zu lange.

Seit zwanzig, dreißig Jahren haben sämmtliche Naturwissenschaften Riesenschritte zu ihrer Ausbildung gethan. Physik und Chemie, ein paar sehr gewichtvolle Grundpfeiler der Theorie der Erde, sind in dieser kurzen Zeit sowol an Umfang als an innerer Gediegenheit viel mehr bereichert und befestigt worden, als Jahrhunderte, ja man kann recht gut sagen, Jahrtausende vorher den Grund dazu legen konnten. Man denke nur an die großartigen Erfindungen und Entdeckungen, welche mit Volta, Davy, Oersted, Faraday in Verbindung stehen. Und wie ist die Erd- und Völkerkunde, wie überhaupt jeder Zweig der Geographie durch Reisende und scharfe Denker in ein ganz neues Licht gestellt worden! Was haben hier Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, Karl Ritter und Berghaus geleistet! Danach ist es nun begreiflich, daß alle Hypothesen über den Urzustand unserer Erde durchaus nicht mehr dem gegenwärtigen Stande und den Anfoderungen der Wissenschaften genügen können, daß hier wieder Tüchtiges geleistet werden muß und kann. Auch fehlt es jetzt gar nicht an lebhaftem Interesse für diesen Gegenstand, das sehen wir an der äußerst beifälligen Aufnahme der jüngst erschienenen Schriften ähnlicher Art von Petzholdt, Hugi, Carus. Übrigens beweisen auch diese und andere neuere Werke desselben Stoffes — das vorliegende nicht ausgeschlossen — vollkommen, daß es in unsern Tagen ohne Vergleich schwerer zu genügen sei als vor funfzig Jahren. Sie lassen alle noch sehr viele Wünsche unbefriedigt. Es ist noch nicht genug beherzigt, daß hier keine einzelne Fachwissenschaft die alleinige Regentschaft übernehmen darf, und daß es höchst unweise sei, mathematische Hülfe und Gründlichkeit für unwesentlich oder gar für nachtheilig zu halten. Doch nun zu unserm Werke selbst.

Es ist dies eine sehr interessante Schrift. Für Astronomen, Geographen, Geologen, überhaupt für die Fachmänner aller Naturwissenschaften hat dieselbe ebenso viel anregend Neues, wie sie für jeden Gebildeten überhaupt einen großen Reichthum von anziehender Belehrung in sich schließt. Ihr Verf. ist ein gründlich gebildeter, kenntnißreicher Mann, ein Gelehrter, — aber keiner von der abschreckenden, starren Art,

den blos wieder für Stockgelehrte zu schreiben versteht. Er weiß die Fülle seines Wissens hübsch sparsam zu verwenden und weise zu beherrschen; er bringt nur das Nöthigste und immer am rechten Orte davon zur Sprache und verhandhabt es mit einem feinen, sichern Takte. So bleibt er für Jeden genießbar. Er versteht die Kunst, überall nur gern gesehenen Stoff darzubringen, und weiß sowol durch ihn selbst als durch die eigenthümliche Behandlungsweise desselben seine Leser zu fesseln. Die Sprache könnte allerdings an mehren Stellen wol etwas präciser und weniger mit langgedehnten Perioden durchwoben sein, indeß thut das der guten Sache an sich wenig Abbruch. Es liegt ihm nur die Sache am Herzen, um die Form ist es ihm am allerwenigsten zu thun. Er führt die schwierigsten Beweise, die verwickeltsten Ideen seines Themas doch immer für jeden Denker verständlich, übersichtlich und klar aus. Oft sind seine Hypothesen sehr kühn, aber nirgend ohne streng durchgeführte Begründung. Seinen Beweisen fehlt es nie an Schärfe, selbst nicht an fein berechneter Beredtsamkeit, und wenn sie auch nicht für Jeden zur vollkommenen Überzeugung führen können, so sind sie doch sicher der sorgfältigsten Beachtung werth. Ref. hält es daher für Pflicht, auf diese Arbeit als auf eine der beachtenswerthesten der heutigen Literatur aufmerksam zu machen.

Herr Frederik Klee ist den Naturforschern Deutschlands mit ganz besonderer Hochachtung zugethan. Dies beweist er fast auf jedem Blatte seiner Schrift durch die Vorliebe und Begeisterung, womit er sich auf die gefeiertsten Sterne erster Größe unseres gelehrten Vaterlandes bezieht. Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, Werner, Leonhard, Blumenbach u. m. A. sind ihm die schönsten Quellen seines Wissens, sind ihm die gründlichsten Stützen seines erhabenen Gebäudes, sind ihm die Geleits- und Gewährsmänner beim Auffinden der Wahrheit, beim Entwickeln des Systems. So durchdrungen ist er von dem Gefühle der Hochachtung und Liebe für diese Heroen, daß er seine Schrift, die ihm durch das langjährige, fleißige Bemühen um die allmälige Ausbildung und Vollendung sehr innig ans Herz gewachsen ist, unsern deutschen Naturforschern gewidmet hat.

Das Vorwort des Verf. ist kurz. Es nimmt nur ein einziges Octavblatt in Anspruch, aber es wirkt in dieser Kürze wie ein Zauberschlag. Der Leser fühlt das Aufrichtige der Bescheidenheit des Verf., er ahnt die Größe des behandelten Gegenstandes sowie die gewaltigen Schwierigkeiten, hierin das Wahre, Richtige und Bessere erforschen zu können. Daß dies Werk vielfach anstoßen, daß es sogar zu Kämpfen die nächste Veranlassung geben werde, das scheint dem Verf. sehr wahrscheinlich, ja er wünscht es sogar; aber er ist dadurch zugleich stark in die Versuchung gekommen, von seinem bisher streng befolgten Grundsatze, nichts Anonymes von sich drucken zu lassen, gerade hier, wo es beiweitem angenehmer sei, dem Streite ungekannt aus verborgener Entfernung zuzuschauen, eine Ausnahme zu machen; indeß ist er sich auch wieder der reinsten Absicht bewußt, nur nach Wahrheit gestrebt zu haben, daher bleibt er muthig seinem alten Grundsatze getreu.

Die Einleitung, welche dem Vorworte, wie die kräftig durchgeführte Rede einem interessanten Thema folgt, ist so innig mit dem ganzen Werke verschmolzen, daß man kaum weiß, wo ihr Ende ist. In dieser Hinsicht sowie überhaupt in der Art und Weise, wie der Verf. seine Schrift eintheilt, könnte ihm leicht der Vorwurf gemacht werden, gegen die Regeln der Übersichtlichkeit gesündigt zu haben. Die 288 Seiten des ganzen Werks bilden nur ein einziges Capitel, nur ein einziges Buch. Kleine Sonderungsstriche sind ab und zu Andeutungszeichen der Ruhepunkte, auch fehlt es einigen solchen Abschnitten nicht an einer Überschrift, indeß herrscht hierin durchaus kein in die Augen fallendes logisches Princip durch. Dem Verf. ist es ja aber nur um die Wahrheit der Sache, nicht um die Richtigkeit der Form zu thun, und in der Durchführung der Sache selbst vermißt man wahrlich die Logik nicht. Ref. ist durchaus nicht geneigt, den ehrenwerthen Herrn Klee über diesen vermeinten Verstoß gegen logische Zergliederungskunst zu tadeln, ihm sind die jetzt gar häufig auftauchenden literarischen Bestrebungen mit überfein durchgeführter äußerer Wissenschaftlichkeit so sehr zum Ekel, daß er recht von Herzen diesem bloßen Paradeschmuck Einhalt gethan wünscht. Man zeige wie Herr Klee durch die That, daß man ein klarer scharfer Denker ist, so wird sich die Formenrichtigkeit von selbst herausstellen. Man mache es wie der Maler menschlicher Gestalten; ihm darf die sichere anatomische Grundlage nicht fehlen, aber er darf auch diese Grundlage nicht zu stark als Hauptsache in den Vordergrund drängen und zur Schau stellen wollen, sonst gibt er die Natur nicht wie sie ist; er bleibt nicht wahr, er wird blos zeichnender Zergliederer des Menschen und gibt den Menschen nicht selbst.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen aus England.

Verschiedenheit der chinesischen Dialekte.

Als Beleg für die bedeutenden Abweichungen der chinesischen Sprache in den verschiedenen Provinzen erzählt ein Correspondent des „Athenaeum", welcher dieser Zeitschrift bereits eine Reihe anziehender Berichte über seinen Besuch der Küstenstädte, zu welchen den Briten durch den letzten Friedensschluß der freie Zugang eröffnet worden ist, erstattet hat, folgendes Begegniß auf einem Ausfluge in der Umgegend von Ningpo, welches den Tschusaninseln fast in gerader westlicher Richtung gegenüber liegt: „Ich fuhr den Strom aufwärts nach Ningpo zu, als ich eine Menge Häuser mit Strohdächern bemerkte. Da ich den Zweck derselben kennen zu lernen wünschte, so schickte ich meinen chinesischen Diener ab, um sich danach zu erkundigen, welcher denn bei seiner Rückkehr allen Ernstes erzählte, es seien Lagerstätten für die chinesischen Truppen während des Winters. Da ich dies nicht recht glauben konnte, so befragte ich selbst die Bootsleute und brachte heraus, daß die fraglichen Gebäude Eishäuser seien, deren Annehmlichkeit in den Sommermonaten von den Einwohnern des Landes sehr stark gesucht wird. Es gibt dies einen guten Begriff von der Beschaffenheit der chinesischen Sprache, welche in den verschiedenen Provinzen so sehr in sich selbst abweicht, daß ein Eingeborener von Kanton und ein anderer aus dem Norden des Reichs einander nicht verstehen können. Es geht dies so weit, daß mir mein aus Macao gebürtiger Diener im Norden rücksichtlich der sprachlichen Dienste fast ganz nutzlos ist."

M'Culloch's Meinungswechsel.

M'Culloch spricht sich in der neuesten Ausgabe seines Handelslexikon sehr feindselig gegen Rowland-Hill's bekannte Verbesserung im englischen Postwesen aus und nennt den Plan eines gleichförmigen Pennyportos eine „elende Quacksalberei". Die Gegner Rowland-Hill's haben diese neue Autorität sehr hastig aufgegriffen; namentlich stützt sich darauf der Verf. eines neu erschienenen, 218 Seiten langen Pamphlets: „The administration of the post-office, from the introduction of Mr. *Rowland-Hill's* plan of penny postage to the present time", in welchem das Postwesen noch standhaft als ein „Regierungsmonopol zum Besten der öffentlichen Einnahme und einzig zum Zwecke des Gewinns für diese aufgefaßt wird, welchen nicht die mindeste Verpflichtung zur Beförderung der Correspondenz des Publicums obliege". Von welchem Werthe aber jenes Urtheil M'Culloch's ist, geht am besten daraus hervor, daß dieser Ehrenmann, bevor er zu einer amtlichen Anstellung gelangte, zu den Unterzeichnern der ersten Bittschrift um Einführung der jetzt von ihm sogenannten „elenden Quacksalberei" gehörte.

129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 232. —— 19. August 1844.

Fragen der Zeit vom historischen Standpunkte betrachtet, von Karl Hagen. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 231.)

9) „Die alten landständischen Verfassungen und das Repräsentativsystem." Es gibt schwerlich eine Zeitfrage, bei welcher so viel Begriffsverwirrung vorkäme als gerade bei dieser. Die Confusion wird vielfach durch Unkunde Derer, welche sie besprechen, oft absichtlich genährt. Der Verf. erörtert den Gegenstand, obwol nicht ohne einige auch hier bemerkbare Flüchtigkeit, doch im Ganzen mit Sachkunde, Verstand und Klarheit, und um so dankenswerther ist sein Beitrag zur Lösung der Frage von dem landständischen und Repräsentativsysteme. Nichts ist gewöhnlicher, wenn auch nichts verkehrter sein kann, als daß die Repräsentativverfassung der Idee und der Erscheinung, oder die der Erscheinung in den verschiedenen Ländern verwechselt wird — die Theorie mit der Gestalt, in welche sie gebracht worden, namentlich das französische mit dem deutschen Repräsentativsysteme. Der Verf. lehrt besser, weil er besser unterscheidet, und entgeht dadurch der Fatalität, Dummheiten über die Sache zu sagen, wie es mit den Ignoranten fast täglich Leute thun, welche sonst zu den gescheidten gehören.

Man hat das Repräsentativsystem neuerdings durch den Vorwurf angegriffen, daß es keine nationale Grundlage habe. Indeß ging nach den Freiheitskriegen das Streben nach Verfassungen ohne Zweifel von dem neuerwachten Nationalgefühle aus, und man hatte dabei nicht sowol die französische Charte als neben der Theorie vom vernünftigen Staate die altgermanischen Rechtsprincipe im Auge, welche freilich wider die Reaction nicht durchzudringen vermochten, die sich dem Streben nach Verfassungen entgegenstellte, das sowol auf politische Freiheit als Erhebung und Kräftigung der deutschen Nationalität hinzielte.

Davon geht der Verf. aus, handgreiflich falschen und gehässigen Darstellungen und Behauptungen entgegentretend. Dann spricht er unbegreiflicherweise eine solche ohne Prüfung nach. Der Liberalismus habe jenen nationalen Standpunkt allmälig aufgegeben, und seit der französischen Julirevolution hätten die Männer der Opposition größtentheils sich mehr an die französischen Ideen angeschlossen und französische Einflüsse in sich aufgenommen. Natürlicherweise bleibt Dr. Hagen den Beweis schuldig, der nicht geführt werden kann, und nennt keine Namen, weil sie fehlen. Denn geht man die Liste der namhaften Oppositionsmänner aus den der Julirevolution folgenden Jahren und den verschiedenen constitutionnellen Ländern durch, so ergibt sich ohne Frage, daß gerade nur die wenigsten und unbedeutendsten französirten. Nationale Richtung und die beste deutsche patriotische Gesinnung den Itzstein, Rotteck, Welcker, Pfizer, Menzel, Schott, Römer, Glaubrech, Jordan, Stüve, Todt und wie sie weiter heißen, den Oppositionnellen von Baden bis Sachsen, Hanover u. s. w. abzusprechen, ist nur Verleumdern, der Hinterlist oder der Gedankenlosigkeit und Ignoranz eingefallen, welche gute ehrliche deutsche Ideen, Richtungen und Institutionen französisch nennen, sobald sie sich bei den Franzosen wiederfinden, oder sobald sie nur von den „Liberalen" ausgesprochen oder bevorwortet werden. Was wider den — französischen und russischen, nur nimmermehr deutschen — Absolutismus ist, muß stracks französisch sein bei den Kämpen des letztern und ihren Sippen. Wie kommt Dr. Hagen in diese Gesellschaft? Es scheint, dadurch, daß ihm, wie es Vielen ergeht, die Dreistigkeit und öftere Wiederholung jener Behauptungen und Anschuldigungen imponirt hat, sodaß er sie nicht prüfte, ohne Prüfung annahm und die falsche Münze, ohne sich sonderlich viel dabei zu denken, weiter gab.

Er fährt fort: dagegen habe sich aber im Innern des deutschen Volks eine nationale Reaction erhoben, welche bei der Drohung eines französischen Angriffs zum Ausbruch gekommen sei. Welch eine geistreiche Entwickelung — die blos den Wald vor Bäumen nicht sieht. Wer sind denn die Repräsentanten jener nationalen Reaction gegen die französirenden Männer der Opposition? Wer hat diese Reaction geweckt, genährt? Sie fiel doch nicht aus der Luft? Nur zugesehen mit offenen Augen! Die freiheitliche Richtung — die der Opposition — war deutsch; die reactionnaire Politik war durch und durch undeutsch. Wer hat diese Politik eifrigst, nachdrücklichst, ausdauernd bekämpft; wer die Freiheit — die Bedingung eines einigen und starken Deutschlands, eines kräftigen Nationallebens — wer die Vollendung der deutschen Bundesordnungen gefodert, an die Gefah-

ren des Vaterlands beim herrschenden politischen Systeme unaufhörlich erinnert, wer ist deshalb verdächtigt und gescholten, bedrängt, verfolgt? Gerade die Männer der Opposition. Ihre Anträge und Reden in den Kammern, ihre Schriften liefern den Beweis. Nicht im Gegensatz zu ihnen hat sich jene nationale Reaction im Volk entwickelt, sondern ihre übrigens und äußerlich sonst ziemlich erfolglose Opposition hatte wenigstens die gute Wirkung, daß sie die freiheitlichen und zugleich patriotischen Ideen und Gefühle in der Stille nähren, unterhalten, stärken und entwickeln half, bis und sodaß dieselben unter einer eintretenden günstigen Constellation verschiedener Umstände hervorbrechen konnten.

Der Verf. spricht dann weiter davon, wie man jene nationale Reaction gemisbraucht, wie man sie zum Deckmantel benutzen wollen, um unter ihrem Schutze und von ihr unterstützt den Kampf gegen die freien politischen Ideen fortzusetzen, wie man deshalb unsern Verfassungen und dem Repräsentativsystem überhaupt vorgeworfen, daß es einer volksthümlichen Grundlage ermangele (ganz richtig; aber mit dem, gegen die Männer der Opposition ausgesprochenen Vorwurfe des Französirens verhielt es sich ebenso), und wie man dagegen auf die alten landständischen Verfassungen hingewiesen habe, als welche, hervorgegangen aus einer natürlichen historischen Entwickelung, unserer nationalen Eigenthümlichkeit weit besser entsprächen, weshalb man denn jene fremdartigen Constitutionen aufgeben und diese dafür wieder einführen sollte. Der Grund dieser Anpreisung der alten landständischen Verfassungen sei kein anderer als der, daß man glaube, sie entsprächen dem unumschränkten Fürstenthume besser, was aber durchaus nicht der Fall sei, indem sie dasselbe weit mehr beschränkt hätten als die Verfassungen, welche wir jetzt haben.

Es ist dabei vergessen, daß jene Anpreisung häufig auch, oder vorzugsweise von aristokratischer Seite ausging und ausgeht, wo denn der Grund der ist, daß man glaubt, sie entspräche den Adelsprätensionen besser, was viel wahrer ist. Weiter hätte deutlicher gesagt und hervorgehoben werden sollen, daß man, von welcher Seite das Lob der alten landständischen Verfassungen auch angestimmt werden mochte, dieselben keineswegs in ihrem Wesen, ihrer Kraft und Blüte, sondern in ihrem Unwesen, ihrer Unkraft, ihrer Abgestorbenheit und Fäulniß meinte und meint —, wie sie in ihrer Verderbniß und Ausartung im 18. Jahrhundert waren, wo sie nicht das Fürsten-, sondern nur das Volksthum einschränkten, wo sie dem Despotismus keinen Abbruch thaten, sondern nur die Kraft hatten, das in der Fäulniß üppig wuchernde Privilegien- und Kasten- und Schranzenwesen zu unterstützen und trefflich zu begünstigen — im 18. Jahrhundert, dessen politische Zustände, wie der Verf. weiter unten nachweist, eben nicht national, sondern Producte, besonders französischer Einwirkungen waren. Endlich haben wir den naheliegenden und sehr fruchtbaren Gedanken vermißt, daß das Streben nach Repräsentativverfassungen, wenn man das Wesen, die leitenden Ideen ins Auge faßt, eben nichts mehr und nichts weniger ist als das Streben, die wieder erwachte alte nationale Anschauung von dem Verhältniß der Fürsten und des Volks, die altgermanische im Mitrathen und Thaten des Volks bei den öffentlichen Dingen bestehende Freiheit in das Leben zurückzuführen, oder aber an den Punkt wieder anzuknüpfen, wo die Volksfreiheit größtentheils unterging, zuerst im Feudalwesen, dann im Regierungsabsolutismus; und daß das Repräsentativsystem eben auch nichts mehr und nichts weniger ist als, theoretisch genommen, die Idee der alten Volksfreiheit, wie sie nach den jetzigen Zuständen wirklich werden kann, und gefaßt in den Formen, wie es bei uns bis jetzt zur Ausführung gekommen, der Versuch oder der Complex von Versuchen, jene Idee in den gegebenen Verhältnissen zu verwirklichen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Urzustand der Erde und die Hypothese von einer stattgehabten Änderung der Pole ꝛc. Von Frederik Klee. Nach der dänischen Handschrift des Verfassers von G. F. v. Jenssen.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Der Verf. ist Geologe, aber nicht von Fach, daher macht sein Werk schon in dieser Hinsicht eine wichtige Ausnahme von den meisten andern, die mit ihm demselben Ziele nachstrebten. Sein sehnlichster Wunsch besteht nur darin, „daß dieser Versuch, einen merkwürdigen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit näher zu beleuchten, besonders vom weltgeschichtlichen, nicht allein vom geologischen Standpunkte beurtheilt werden möge". Der Hauptzweck der Schrift ist eine kritische Beleuchtung der sogenannten Sündflutkatastrophe. Dies Thema hat der Verf. schon viele Jahre mit ganz besonderer Neigung in sich verarbeitet, er hat sich nie überreden können, daß die mosaische Erzählung von der Sündflut, die in allem Wesentlichen das Gepräge innerer Wahrheit trüge, nicht auf historischem Grunde ruhen sollte. Um nun seine Leser vorzubereiten zu der Hauptuntersuchung des Werks, so bespricht er auf den ersten 52 Seiten das wichtigste mineralogische Material, es kommt das Interessanteste über die Versteinerungen vor, daran wird ein kurzer Abriß von der Geschichte der Geologie geknüpft, dann das Erhebungssystem Elie's de Beaumont, das System Leonhard's, Lyell's zur Sprache gebracht und zuletzt Leonhard's Theorie von der Schöpfung des Erdballs in Parallele mit der Mosaischen Erzählung gestellt. Alle diese Gegenstände sind allerdings nur kurz, aber für jeden Nichtgeologen vollkommen ausreichend und anziehend klar besprochen. Sie tragen die einzige Überschrift „Einleitung" an der Stirn und sind im Grunde auch nichts Anderes als vorbereitende Einführung in das ganze nachfolgende Werk, welchem die Überschrift „Sündflut und die mit derselben in Verbindung stehenden Phänomene" gegeben worden ist. Hier werden nun von den vielen noch unbeantworteten Fragen über die Urgeschichte unserer Erde zunächst folgende drei herausgewählt:

1) „Rühren die diluvischen Gebilde, welche fossile Überreste von vollkommen organischen Pflanzen und Thieren enthalten, von mehren oder nur von einer einzigen Überschwemmung, der sogenannten Sündflut (Diluvium), her? 2) Herrschte vor dieser Sündflut überall auf der Erde tropisches Klima oder nicht? 3) Existirte um jene Zeit ein Menschengeschlecht, das zum Theil oder gänzlich in der Flut umkam?"

Die geologisch-historischen Untersuchungen in Betreff der Beantwortung dieser drei Fragen bilden nun das eigentliche Wesen der Schrift. Der gelehrte Verf. ist hier am rührigsten,

am kräftigsten. Er fühlt sich durchdrungen von der Wahrheit und Wichtigkeit seiner Ansichten; er geräth in eine feurige Begeisterung. Doch wird er in diesem lodernden Eifer nie so weit getrieben, daß er nicht mehr Herr eines unbefangenen Urtheils bliebe, daß seine Umsicht sich nicht mehr klar und ruhig verhielte bei der Darstellung und Beurtheilung anderer Meinungen. Ungerechtigkeit gegen Andere kann man ihm nirgend zum Vorwurf machen.

Das Resultat dieser Hauptuntersuchung des ganzen Buchs fällt dahin aus:

1) „Daß es in jener Diluvialperiode nicht wiederholte, sondern nur eine große Wasserflut gegeben hat, zu welcher die Ursachen in einer mit der ganzen Entwickelungsgeschichte der Erde in genauer Verbindung stehenden Naturbegebenheit zu suchen; 2) daß unmittelbar vor der Flut ähnliche klimatische Verhältnisse auf der Erde stattfanden wie die jetzigen, daß aber die unter nördlichen Breiten, wo vordem ein tropisches Klima herrschte, eingetretenen klimatischen Veränderungen von gleichen Ursachen wie diejenigen herrühren, welche die Flut veranlaßten, und endlich 3) wie es dessenungeachtet nicht blos möglich, sondern höchst wahrscheinlich, daß gleichzeitig mit der Flut und den klimatischen Wechseln ein Menschengeschlecht auf der Erde lebte, das nicht gänzlich in dieser Revolution umkam, mithin die Angaben der heiligen Schrift von der Sündflut in allen wesentlichen Theilen sich bestätigen."

Zu diesen Beantwortungen der oben erwähnten drei Fragen wird er durch die Behauptung berechtigt, daß die Axe unserer Erde einer plötzlichen großen Verrückung unterworfen gewesen sei, wozu die Ursache in der eigenen Entwickelungsgeschichte der Erde gesucht werden müßte. Eine scharfsinnige Untersuchung führt ihn dahin, anzunehmen, daß ursprünglich das Festland der nördlichen Hemisphäre einen um Vieles beträchtlichern Flächenraum einnahm, daß Europa, Asien und Nordamerika ein großes zusammenhängendes Festland bildeten, wovon Südamerika, Afrika, Asien und Oranien nur drei große Halbinseln waren. Der frühere Nordpol lag nach des Verf. Meinung da, wo der Ferro-Meridian unsern jetzigen Äquator durchschnitt, mithin waren vor der großen Axialkatastrophe unsere jetzigen Nord- und Südpole unter dem damaligen Äquator. Für diese gewagte Behauptung führt er nun sehr viele triftige Gründe an. Er berücksichtigt die Folgen, welche die durch die Axialänderung in den Gewässern entstandenen Strömungen auf das Festland veranlassen mußten, er erwägt die Wirkungen der so plötzlich veränderten Centrifugal- und Centripetalkraft unserer Erde, er ermißt die hierdurch veranlaßten gewaltigen Senkungen und Hebungen, er läßt den Klimawechsel, den diese große Axendrehung als nothwendige Folge mit sich führte, nicht einen Augenblick außer Acht und zeigt auf eine höchst überraschende Weise, wie dies Alles zur sichersten Stütze seines obersten Grundsatzes dienen kann, wie sich gerade hierdurch die überzeugendsten Beweise für seine Ansicht ganz klar ins Licht stellen lassen. Der Verfasser ist in dieser Art ganz neu. Seine Aussprüche überraschen, seine Beweise überzeugen oder tragen das Gepräge von vielem Scharfsinn.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß das Werk mit recht zusagenden überzeugenden Gründen die starke Wahrscheinlichkeit einer Axialänderung der Erde nachgewiesen hat, auch daß daraus als ganz natürliche unmittelbare Folge die Sündflutkatastrophe sammt allen damit verbundenen gewaltigen Veränderungen auf der Erdoberfläche hervorgehe, und es kann dem Buche von dieser Seite durchaus keine Schwäche nachgewiesen werden. Aber ungeachtet aller dieser Vortrefflichkeit ist doch ein Punkt in der Theorie unsers geehrten Verf. nicht stark begründet. Aus dem Vorkommen von Überresten tropischer Thiere und Pflanzen in den nördlichen Zonen, sowie von der Ausdehnung der Hauptlandmassen in der Richtung von Norden nach Süden und aus ähnlichen andern Gründen wird es dem Verf. wahrscheinlich, daß auf unserer Erde die Pole einst ganz andere Lagen gehabt haben müßten. Dieselbe Wahrscheinlichkeit führt ihn dahin, den ursprünglichen Ort der Pole unter unsern jetzigen Aequator zu setzen. Dann sagt er, angenommen, die Pole wären ursprünglich die Durchschnittspunkte des Ferro-Meridians mit dem jetzigen Äquator gewesen und die Axe sei plötzlich von dieser ersten Lage in ihre jetzige verrückt worden, welchen Einfluß wird diese Änderung der Axenrichtung auf die Oberfläche und Gestalt der Erde ausgeübt haben? und die Beantwortung dieser Frage führt zu Resultaten, die mit der Wirklichkeit aufs überraschendste zutreffen.

Dies Alles ist nun gut. Wir wollen die Richtigkeit einmal nicht in Zweifel ziehen, so fragt es sich aber doch noch, was ist — wenn auch nur möglicherweise — die Ursache einer solchen Axialveränderung gewesen? Diese Frage ist wichtig, und der Verf. hat sie so gut wie gar nicht beantwortet. Er sagt wol einmal: „Die Veränderung der Erdaxe würde von einer uns wohl bekannten Naturkraft zuwege gebracht, vom Magnetismus, der nächst der Schwere und dem Elektromagnetismus eine der größten Rollen im Universum zu spielen scheint, und wir hatten nicht nöthig, unsere Zuflucht zu Kometen-Remonters oder dergleichen Unregelmäßigkeiten in der Natur zu nehmen, um uns jenes Phänomen näher zu erklären." Diese und noch einige andere ähnliche Stellen sind Beweis genug, daß der Verf. die vorhin aufgeworfene Frage mit Gewalt von sich hinwegdrängt. Auch will es Ref. so vorkommen, als ob Hr. Klee noch weniger Physiker und Mathematiker als Geologe ist, daß das Historische und allgemein Geographische seine vorzüglich starken Seiten sind. Wie wäre es sonst möglich, den jetzt allgemein für wahr gehaltenen wichtigen Satz, daß Erdmagnetismus und Elektromagnetismus der Erde für Eins und Dasselbe gehalten werden, gar nicht zu kennen? Wir wollen zur Bestätigung unserer Behauptung noch eine Note des Verf. zu der oben angeführten Stelle hier Platz finden lassen:

„Unter den Einwendungen, die man gegen unsere Theorie von der Veränderung der Erdaxe machen wird, vermuthen wir auch diese, daß nämlich diejenigen Stellen der Erdoberfläche (im Atlantischen Ocean), welche vormals unter oder in der Nähe des Nordpols lagen, noch jetzt magnetisch sein und folglich die Magnetnadel anziehen müßten, sofern wir recht hätten. Allein wie wir hier den Leser wiederholt ersuchen, sein Urtheil über die von uns aufgestellte Theorie von der Bewegung des Erdballs bis zum Schlusse gegenwärtiger Schrift auszusetzen, wo man besser im Stande sein wird, den Werth unserer Hypothesen und Ansichten zu übersehen, und jedenfalls erkennen wird, daß die Laplace'sche Theorie unmöglich richtig sein kann, so können wir auch schon hier gegen die vorgenannte Einwendung bemerken, wie wir annehmen, daß jene magnetischen Stellen im Atlantischen Meere von den ungeheuern Massen zerstörter und zerquetschter Erdrindentheile bedeckt worden sind, welche unter der gewaltigen Axialkatastrophe losgerissen wurden, was dagegen nicht der Fall sein konnte mit den unterm jetzigen Nordpol gelegenen oder in der Nähe desselben liegenden Stellen, weil, wie man in der Folge sehen wird, die zweite Hauptströmung der großen Flut alle losern Theile mit einer Alles überwindenden Gewalt von den nunmehrigen Polen nach den Regionen des Äquators fortführte. Wir wollen uns übrigens nicht auf die unzuverlässigen und allerdings etwas abenteuerlichen Sagen von Magnetfelsen im Meere berufen, die übrigens auffallender Weise älter sind als die Erfindung des Compasses in Europa. Könnte man denselben einigen Werth beilegen, so scheinen sie zu der Meinung zu berechtigen, daß die magnetische Kraft in frühern Perioden anderswo herrschend gewesen, als wo wir sie nun auf der Erdoberfläche kennen. Wir wollen uns vielmehr nur erlauben, hier die Hypothese zur nähern Prüfung der Naturforscher hinzustellen, ob nicht das merkwürdige Phänomen, daß die magnetischen Pole und ihre entsprechenden Südpole nicht constant gewesen sind, die ganz einfache Ursache haben sollte, daß die Golfströmungen, welche bekanntlich von mächtigem Einflusse auf das Meer in der nördlichen Halbkugel

sind, diejenigen Sandmassen und Erdtheile, welche den Meeresboden der nördlichen Polargegenden bedecken, langsam verschoben und dadurch die magnetische Kraft zugleich verrückten."

„Hinsichtlich der Axialveränderung selbst wollen wir nur noch bemerken, daß ein Winkel von 90° die einzige Lage ist, in welcher ein um den Mittelpunkt horizontal balancirender Ring, wenn derselbe nirgend beschwert oder durchbrochen wird, in völliges Gleichgewicht kommen kann, daß mithin schon aus diesem Grunde eine Veränderung der Erdaxe unter einem Winkel von 90° — mag dieselbe übrigens durch magnetische oder bloße Schwerkraft, wie z. B. Einstürzungen unter den Äquator, veranlaßt sein — die allein richtige sein kann, wie auch wir sie daher annehmen, da der Äquatorialring hier am schnellsten und ohne zu gewaltsame Zerstörungen zur erfoderlichen Ruhe unter der Rotirung gelangen konnte. In vollkommene Ruhe konnte die Erde schwerlich jemals nach einer Axialveränderung kommen. Wir möchten uns daher zu der Meinung bekennen, daß die wirklich stattfindende, periodische Veränderung der Erdaxe, welche die Astronomen andern Ursachen, namentlich dem Umlaufe des Mondes um die Erde, zuschreiben, wenigstens zum Theil von der hier besprochenen Veränderung der Erdaxe herrührt."

Die partielle Rettung des Menschengeschlechts wird nun noch vom Verf. durch die älteste Geschichte der Menschheit, durch die Bibel, durch überlieferte Mythen und Sagen bestätigt. Es wird im Auszuge die Weissagung der Vala (der weißen Frau) mitgetheilt, eine rhapsodische Beschreibung von dem Untergange und der Verjüngung der Welt, wie die alten Nordbewohner sich eine Vorstellung davon machten; zu demselben Zwecke sind auch die hierher gehörenden Stellen aus der interessanten griechischen Mythe von dem Kampfe der Götter mit den Titanen und Platon's und Diodor's Sagen von der Atlantis mit aufgenommen.

Den Schluß des Werkes bildet ein Versuch einer neuen Theorie über die Bewegungslehre unsers Planetensystems. Die hier zur Sprache gebrachten Gedanken sind allerdings beherzigenswerth, aber es will Ref. doch fast so scheinen, als wenn der Verf. hier seine Meinung noch nicht bis zur völligen Reife und Klarheit habe kommen lassen. Auch hat der Verf. nicht wohlgethan, seine Ansichten auf einem so kleinen Raum, wie ihn zwei Octavblätter gestatten können, zusammenzudrängen.

Der Verf. unsers Werks hat die neuesten Forschungen über unsere Erde allerdings schon etwas mit benutzt, aber doch lange noch nicht in dem Maße, wie man es in unsern Tagen von einem vollkommen durchgebildeten Naturforscher mit Recht erwarten darf. Das geschichtliche Princip herrscht bei ihm vor, und das aus dem einfachen Grunde, weil er das Erforschen der Sündflutkatastrophe viel mehr als das Aufstellen und Durchführen einer allgemeinen Theorie der Erde zu seinem Hauptthema gewählt hat. An einer so recht das Ganze der Erde betreffenden neuen Theorie, wobei das astronomische, physikalische und geologische Wissen unserer Zeit eben so kräftig als gediegen ganz gleichmäßig das Wort nehmen müßte, an einer solchen Theorie fehlt es uns noch durchaus. Dabei fehlt es uns aber nicht an Männern, welche einem so großen Werke vollkommen gewachsen sind, deren Meisterschaft sich hier aufs schönste verherrlichen könnte. Schon 1819 klagte Christopher Hansteen zu Christiania: „Europas Mathematiker haben seit Kepler's und Newton's Zeiten sämmtlich die Augen gen Himmel gekehrt, um die Planeten in ihren feinsten Bewegungen und gegenseitigen Störungen zu verfolgen; es wäre zu wünschen, daß sie jetzt eine Zeit lang den Blick hinab in den Mittelpunkt der Erde senken möchten, denn auch allda sind Merkwürdigkeiten zu schauen. Es spricht die Erde mittels der stummen Sprache der Magnetnadel die Bewegung in ihrem Innern aus, und verständen wir des Polarlichtes Flammenschrift recht zu deuten, so würde sie für uns nicht weniger lehrreich sein. Der Zusammenhang der Meteorologie mit dem Polarlichte, folglich mit den magnetischen Kräften, springt in die Augen; ebenso merkwürdig ist die Gleichheit zwischen Humboldt's isothermischen Linien und den magnetischen Neigungslinien." Diese Mahnung ist stark beherzigt worden. Das Wissen über unsere Erde ist in diesen zwanzig Jahren durch Männer wie Humboldt, Gauß, Arago zu einer gewaltigen Höhe emporgestiegen. Aber es liegt Alles noch vereinzelt da, es fehlt noch die große vereinigende Hand eines Newton.

D. H. Birnbaum.

Literarische Notiz aus England.

Britische Antipathien gegen Deutschland.

Die Stimmung gegen uns Deutsche hat in neuerer Zeit bei den Engländern einen bedeutenden Umschwung, und zwar nicht zu unsern Gunsten erlitten; wir sind ihnen nicht mehr das weiseste, tugendhafteste, bescheidenste und beste Volk, als welches wir bei ihnen zu der Zeit galten, als sie, angetrieben durch das Studium unserer Literatur, mit warmem Herzen und einer zur Bewunderung geneigten Phantasie kamen, unsere nähere Bekanntschaft zu suchen; unser gesellschaftliches Leben erscheint ihnen nicht mehr als vollendetes Muster von Biederkeit, Unschuld und geistiger Liebenswürdigkeit. Das Alles ist vorbei; aber konnte freilich unser wahres Wesen mit jener utopistischen Auffassung vor einer genauern Bekanntschaft in der Nähe und vor einem unbefangenen Urtheile nicht bestehen, so können wir uns doch damit trösten, daß die jetzt herrschend, gewissermaßen Mode gewordene Meinung ebenso wenig von Einseitigkeit, Leidenschaftlichkeit und Übertreibungen frei ist wie die frühere günstige, daß man in England in dieser Hinsicht aus einem Extrem in das andere verfallen ist, und daß wir besser sind als der Schein, den Schriftsteller und Touristen von jenseit des Kanals über uns zu verbreiten geschäftig sind. Diese in vielen neuern englischen Schriften über deutsches Leben und deutsches Wesen wiederkehrende Wahrnehmung bestätigt sich wiederum in Will. Howitt's neuester Schrift über Deutschland: „German experiences: addressed to the English: both stayers at home and goers abroad." Dazu kommt, daß die englischen Reisenden immer nur einen gewissen Theil unsers Vaterlands, namentlich die Rheingegenden besuchen, und ohne weitere Kenntniß des großen Ganzen ihr Urtheil sofort nach diesen theilweisen Eindrücken bemessen. Auch Howitt's Erfahrungen sind größtentheils auf den Kreis beschränkt, den ihm ein längerer Aufenthalt in Heidelberg bot, und sollten somit lieber Heidelberg als German experiences heißen. Die Erfahrung, die er zu Köln an einem oder zwei Dieben macht, lassen ihm sofort die rheinländische Bevölkerung als ein räuberisches und demoralisirtes Volk erscheinen, während selbst unbefangene Engländer zugestehen, daß, wenn gerade in jenen Gegenden Demoralisation zu Hause sein sollte, sie zum guten Theile dem schädlichen Einflusse und den Ausschweifungen des fremden Reiseschwarms in Rechnung zu bringen ist. Bei dem Tadel, den er über uns ausgießt, vergißt er, daß er in seiner eigenen Heimat nicht minder ergiebigen Stoff zu ganz denselben Vorwürfen und Ausstellungen sammeln könnte, und daß wir Deutsche nicht besser aber auch nicht schlechter sind als die Andern eben auch. Nicht als ob Alles, was er an uns auszusetzen findet, unbegründet wäre; aber der gerechte und der ungerechte Tadel fließen so durcheinander, daß man irre daran wird, das besonnene und das unüberlegte Urtheil voneinander zu scheiden; ja selbst das Lob, zu welchem er Gelegenheit findet, können wir nicht immer annehmen, da es davon zeugt, daß der Verf. manchen in neuerer Zeit eingetretenen Bewegungen in unserm gesellschaftlichen Leben und in der allgemeinen Sinnesart nicht genau genug gefolgt ist, um zu erkennen, daß Manches leider nicht mehr so ist, wie er es noch äußerlich sieht. In das Buch ist eine Abhandlung über die lebenden politischen Dichter Deutschlands aufgenommen, welche der Verf. bereits früher besonders veröffentlicht hat. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 233. —— 20. August 1844.

Fragen der Zeit vom historischen Standpunkte betrachtet, von Karl Hagen. Erster Band.
(Beschluß aus Nr. 232.)

Sehr wohl gerathen ist die quellenmäßige Geschichte der landständischen Verfassungen, welche der Verf. folgen läßt, was die ältere Periode betrifft. Mangelhaft wird die Darstellung, wo die Zeiten des Verfalls des altständischen Wesens beginnen. Eine Vergleichung desselben mit dem Repräsentativsystem, wie es in Deutschland bis jetzt sich gestaltet hat, fällt deshalb zum Nachtheile des letztern aus. Natürlich aber kann das Ergebniß nur darin bestehen, daß man vor den alten nationalen Institutionen, vor dem altständischen Wesen, wie es nämlich vor seinem Sündenfalle war, Respect haben und trachten soll, von seinen Vorzügen so viel als möglich wiederzubekommen und ebenso viel Schlechteres vom Repräsentativwesen wie wir es haben dafür hinzugeben. Dann wird aber mitnichten geschehen, was die Gegner und Abgönner der Volksrechte und gemeinen Freiheit wünschen und meinen, sondern — die constitutionnelle Theorie wird eine bessere Ausführung erhalten, das Wollen der Verfassungsfreunde zum Ziele gelangen, das Repräsentativsystem im Leben durchgreifender ausgebildet werden; denn es ist und bleibt dasselbe nun einmal die einzige bisher entdeckte Form, in welcher die Volksfreiheit unter den vorhandenen Zuständen ohne eine gewaltsame Umwälzung wirklich werden kann.

Das zehnte und letzte Stück ist überschrieben: „Rußland und das Slawenthum", und kämpft sehr patriotisch dawider. Doch wir müssen wol abbrechen, und thun es, indem wir vor Dr. Hagen mit Courtoisie die mehrmals wider ihn erhobene Waffe neigen und von ihm mit der Achtung scheiden, welche wir ihm auch durch offene Gegenrede, worin er das Wahrheitsstreben eines Freundes seiner Richtung und Gesinnung anerkennen wird, bezeigen wollten.

Fast in demselben Augenblicke, in welchem ich das letzte Wort über die „Fragen der Zeit" niederschrieb, ging mir der zweite Band von einem andern, den Lesern d. Bl. schon (beiläufig nicht durch mich) vorgeführten Werke desselben Verfassers zu *):

*) Vgl. Nr. 204 f. 1842. D. Red.

Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Zweiter Band. Erlangen, Palm. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. hat diesem zweiten Bande den Doppeltitel mitgegeben:

Der Geist der Reformation und seine Gegensätze. Erster Band.

was man nur billigen kann, indem dieser zweite Titel dem allgemeinern Inhalte des Buchs offenbar besser entspricht. Es ist das letztere eine wirklich bedeutende Erscheinung. Den „Fragen der Zeit" gleicht es durch eine ansprechende, klare, jedem Gebildeten zugängige Darstellung, ist aber verschieden von ihnen, indem es die Mannichfaltigkeiten nur eines einzigen Gegenstandes zu einer Einheit verknüpft, und ferner indem es trotz seiner gemeinfaßlichen Darstellung doch der eigentlich gelehrten Literatur angehört, als ein Ergebniß gründlicher und selbständiger Forschungen, keineswegs blos auf die Zeit und deren nächstliegende Fragen berechnet: es will tiefer wirken, und man kann ihm eine tiefergehende und weiterreichende Wirksamkeit versprechen.

Es behandelt einen Gegenstand, welchem sich neuerdings Forscher, Schriftsteller und Publicum sehr angelegentlich zugewendet haben; es ist gewiß ein wichtiges zu nennen, gehört zu den verhältnißmäßig wenigen Büchern von bleibendem Werthe; die Beschäftigung mit ihm dürfte für Gelehrte und Nichtgelehrte gleich anziehend und anregend, nützlich und förderlich sein: so möchte ich hier gar gern ausführlich auf seinen Inhalt eingehen. Doch hindern mich daran zwei Rücksichten. Einmal die auf den gestatteten Raum, der nun einmal durch die Anzeige der „Fragen der Zeit" bereits fast zu sehr in Anspruch genommen wurde, sodann die auf die Zweckmäßigkeit. Denn eine zutreffende Charakteristik, ein gehörig motivirtes Urtheil kann nicht wol vor Vollendung des Ganzen erfolgen. Der dritte und letzte Band ist aber noch im Rückstande. Ich beschränke mich daher für jetzt auf eine allgemeine Inhaltsanzeige und ein paar aphoristische Bemerkungen.

Der Verf. will keine vollständige Reformationsgeschichte geben. Sein Zweck ist nur, die geistige Bewegung, die im Reformationszeitalter die Gemüther ergriffen hatte, zu schildern, darzuthun, wie sich die neue

öffentliche Meinung gebildet und entwickelt, und wie sie trotz aller Reaction doch endlich durchgebrochen ist. Er berührt daher die äußern Begebenheiten der Reformationsgeschichte nur, geht aber dafür um so mehr in solche Thatsachen ein, welche als schlagende Beispiele der öffentlichen Meinung erscheinen.

Es ist sehr viel Wahrheit darin, ja es ist fast ganz wahr, wenn der Verf. sagt, die Reformation sei bisher von Wohlwollenden immer nur von einem Standpunkte aus angesehen und dargestellt worden, nämlich vom Standpunkte der protestantischen Kirchenlehre; man habe von vorn herein nur den Zweck gehabt, die Entwickelung des protestantischen Dogmas zu zeigen, als sei dieses die uranfängliche Intention der reformatorischen Bewegung gewesen. Es ist hiermit in Beziehung auf einen Theil der Geschichtschreiber der Reformation von Sleidan bis Plank, Marheineke, K. A. Menzel, Neudecker, Ranke's zu geschweigen, doch wol etwas zu viel gesagt. Aber wahr ist es, die andern Bestrebungen jener Epoche, welche mit der protestantischen Kirchenlehre nicht in Übereinstimmung zu bringen waren oder gar gegen sie in die entschiedenste Opposition traten, wurden wenigstens in der Regel gar nicht beachtet oder doch schief beurtheilt. Ebendarum ist nun des Verf. Werk von Bedeutung, weil es zu einer vielseitigern Betrachtung führt, ein vollkommneres Verständniß vermittelt, indem Dr. Hagen einen andern Standpunkt einnimmt und durch quellenmäßige Nachweise zu begründen sich bemüht, nach welchem ihm die ursprüngliche Tendenz der Reformation viel großartiger, bedeutender, umfassender, ja der Protestantismus, wie er sich in den neuen Kirchen mit der neuen Dogmatik aussprach, mehr oder minder als ein Abfall von der ursprünglichen freien reformatorischen Richtung erscheint.

Jene Nachweise entnimmt er hauptsächlich den Flugschriften der Reformationsepoche, die er mit großem Fleiße gesammelt und mit großem Geschick für seinen Zweck benutzt hat. Manchen dürften seine Mittheilungen aus denselben zu reichlich erscheinen. Aber vielleicht wünschen Andere noch mehr. Es ist dies sehr individuell, und so viel gewiß, daß eine größere Anschaulichkeit auf keine Weise hätte erreicht werden können als eben durch solche reiche Auszüge aus Schriften, von denen die meisten, selbst unter den Studirten, entweder keine oder doch nur wenige lesen und zu lesen Gelegenheit haben. Dieser ganze reichhaltige Stoff lag fast unbenutzt da. Es ist überraschend, was der Verf. daraus zu erschließen, zu construiren, hervorzubilden gewußt hat. Er vertheidigt gegen den Recensenten des ersten Bandes in der „Preußischen Staatszeitung", was er im zweiten Bande wieder thut, nämlich, daß er aus den Flugschriften des Reformationszeitalters auch manche derbe Stellen aufnahm und aufnimmt. Gerade sie bezeichnen ganz vortrefflich den Charakter der damaligen Zeit, welche eben dadurch wesentlich von der unserigen verschieden, daß sie rücksichtslos die Sache mit dem wahren Namen nannte, auch dadurch Kraft, Muth, Gesinnung zeigte — und eben darum eine Reformation hatte, während wir trotz aller Anerkenntniß der Nothwendigkeit einer solchen, wegen unserer Pruderie, unsers Umherumgehens, Leisetretens und Rücksichtnehmens keine haben, sondern nur Anläufe, Versuche, Halbheiten mit ebenso pomhaften als hohlen Phrasen, die in ihrer Heuchelei, elenden Doppelsinnigkeit u. dgl. viel Ärgeres und Ärgerlicheres enthalten als die Derbheiten des Reformationszeitalters. Auch zu einer rechten Geschichtschreibung kann es bei jener Pruderie und Vornehmthuerei nicht kommen, hinter welcher sich nur die Furcht und die Schwäche verstecken oder die auf Täuschung und Betrug berechnet sind. So ist es nicht wahr, daß die Derbheit des Geschlechts der Reformationsepoche in der Literatur mehr zufällig als wesentlich sei. Dr. Hagen sagt mit vollem Recht, daß ein wesentliches Merkmal jener Zeit in ihr liege. Aber das ist wahr, sie ist zarten Ohren oft unendlich anstößig, was sich indeß ebenso mit der Wahrheit überhaupt verhält und gar nichts thut; und was noch mehr ist, es liegt in der echten und vollständigen, uns in immer größerm Maße zu wünschenden, noch lange nicht im wünschenswerthen Maße vorhandenen Kunde jener Zeit sammt ihrer Derbheit eine unendliche Kraft, Gesinnung einzuflößen, Muth zu wecken, gute Gewissen zu stärken und böse zu schrecken, woran sehr gelegen und was ja um so weniger zu meiden, je mehr es die letztern etwa vermieden wünschen.

Der Band ist abgetheilt in vier Capitel mit folgenden Überschriften: „Luther und die religiöse Bewegung bis zum Jahre 1520"; „Reactionen, Fortgang der oppositionellen Bewegung"; „Wesen und Inhalt der reformatorischen Richtung"; „Verbreitung der neuen Lehre in den J. 1521—23". Den Beschluß macht ein Anhang: „Belegstellen über die Begriffe Vernunft und Natur."

Ich schließe, indem ich das Werk noch als ein, das Ranke'sche über die Reformation ergänzendes, als ein Werk philosophischer Geschichtschreibung im besten Sinne, d. h. als ein den nicht willkürlich behandelten, sondern gründlich durchforschten Stoff vergeistigendes, die Geschichte mit philosophischem Geiste aus ihm, nicht aus der Luft, aus den abstracten Sätzen oder Formeln eines Systems construirendes bezeichne und empfehle; indem ich einen weitern, angemessener würdigenden Bericht ankündige und einigen Widerspruch nur andeute. So bin ich darin nicht ganz einverstanden mit dem Verf., daß ihm Luther nur Träger der Ideen seiner Zeit, nur dadurch groß und einflußreich ist, daß er sich von der öffentlichen Meinung, dem ursprünglich Wirkenden, tragen läßt, nur so lange groß und einflußreich ist, als er dies thut. Dabei, so viel Wahres darin enthalten, scheint doch das Unleugbare einigermaßen übersehen zu sein, die schöpferische Kraft in Luther, daß er die öffentliche Meinung auch mehrfach und wesentlich bestimmte. Er erscheint mir bisweilen gerade dann recht groß, wenn seine Gedanken, seine Gesinnung, sein Muth und seine Entschlossenheit größer waren als die Nation, die öffentliche Meinung, wenn sie ihn allein stehen ließ und er den-

noch unerschüttert blieb. Freilich, sein Einfluß würde dann geringer, nur seine Größe nicht. Vor Allem und noch mehr scheint übersehen zu sein, daß die öffentliche Meinung, mochte sie das ursprünglich Wirkende sein, hätte er allerdings nichts ohne sie vermocht, doch ihrerseits ohne ihn die Kraft nicht gehabt hätte, es zur Reformation zu bringen. Alle Flugschriften und sonstige Zeichen und Äußerungen von ihr hätten ohne ihn zur Entscheidung, zur That, solcher That nicht geführt; er rief sie selbst großentheils erst zum Dasein, ihre Wirksamkeit war großentheils nur eine Folge der seinigen. Wir glauben es selbst gar nicht, wie viel bei den Deutschen dazu gehört, sie aus der Stelle, vorwärts, von der Erkenntniß, der Meinung, zur That zu bringen. An Aufgeklärtheit fehlt es uns ja derzeit auch nicht, die Reactionen sind schwerlich jetzt so kräftig wie im Reformationszeitalter, wir kennen das Ziel und möchten gern zu ihm hin, aber wir thun es nicht, verbrauchen unsere Kräfte in unzulänglichen Anstrengungen.

So erscheint mir auch Das gar zu dürftig, ungenügend und nicht einmal ganz richtig, was der Verf. S. 7 und 12 über Luther's innere Entwickelung im Kloster zu Erfurt, über die 95 Disputirsätze sagt. Was die letztern betrifft, so ist es ganz richtig, beim ersten Anblicke — und wenn man ohne genaueres Eindringen in ihre tiefern Beziehungen liest — kommen sie Einem nicht viel anders vor als eine jener in den Schulen damals gebräuchlichen Zänkereien, und Manche sahen sie zu jener Zeit so an. Allein sie unterscheiden sich sehr wesentlich von Streitsätzen zum Behuf einer der gewöhnlichen Schulstreitigkeiten, sie greifen schon in alle Fugen des kirchlichen Systems, greifen eben aus der Schule mitten in das Leben hinein, und eben darum durchflogen sie binnen wenigen Wochen ganz Deutschland, und daher der gewaltige Eindruck, den sie hervorbrachten. Um sie ganz zu verstehen, zu erkennen, welch eine Welt von Ideen und welche Kühnheit in ihnen liegt, muß man die erst 1518 erschienenen, aber schon mit ihnen **gedachten** Resolutionen mit ihnen lesen. Doch ich disputire über sie und Anderes mit dem Verf. vielleicht ein anderes Mal.

K. Jürgens.

König René von Anjou.

Unter dieser Aufschrift enthält das „Edinburgh journal" folgenden, nicht in literarischer Hinsicht allein beachtenswerthen Artikel:

Es steht zu fürchten, daß bei Abwägung der Verdienste eines Fürsten viele jener Tugenden, welche ein Schmuck des Privatmannes sind, leicht für ihn, wenn nicht gegen ihn wiegen. Wenigstens gilt das in vollem Maße von René, König von Sicilien und Jerusalem und Graf von Anjou und der Provence, gekannt während seines Lebens bis heute als „der gute König René". *) Nie war ein Herrscher bei Lebzeiten geliebter, nie sein Gedächtniß den Unterthanen theuerer. Und doch sprechen die Geschichtschreiber von ihm voll Mitleid mit seiner Schwäche, ohne Achtung für seine Tugenden. Sein von Sir Walter Scott in „Anna von Geierstein" gezeichnetes Bild ist charaktertreu, aber meist historisch falsch. Auch von den letzten Tagen seiner Tochter, Königin Margarethe, Gemahlin unseres unglücklichen sechsten Heinrich, hat der große Zauberer sowol in Betreff ihrer letzten Lebensumstände als hinsichtlich des Ortes ihres Todes ein trügerisches Bild heraufbeschworen. Die Vermittelung seines abscheulichen Neffen, Ludwig's XI., bei König Eduard IV. zum Zwecke der Freilassung seiner gefangenen Tochter zu erkaufen, opferte der gute König René seine Besitzungen in Anjou und der Provence sammt dem Anrechte auf die Provence, Lorraine und Bar. Man erzählt, der gutherzige Monarch, Dichter und Maler zugleich, habe eben eins seiner Favorit-Rebhühner portraitirt, als er die Nachricht erhielt, daß sein Neffe für die Unterhandlung mit England die sofortige Übergabe der Grafschaft Anjou begehre. Mit einem Seufzer tiefen Kummers, ein Land zu verlassen, dem er, und ein Volk, das ihm anhing, willigte der gute alte Mann in die harte Bedingung und — malte weiter. Nur begraben wollte er in Anjou werden, und demgemäß ruhte seine Asche in der Kirche des heiligen Moritz zu Angers und war dort sein Grab zu sehen, bis der revolutionnaire Wahnsinn von 1793 alle solche Denkmäler zerstörte. Auf sein ausdrückliches Geheiß wurde über seinem Grabe eins seiner eigenen Gemälde befestigt, eine Eiche mit einem Skelett in königlichen Gewändern, und darunter acht lateinische Verse, ebenfalls von ihm. Wegen mehrer 1783 in der Kirche vorgenommenen Baulichkeiten waren Grab und Gemälde vom Chor ins Schiff versetzt worden. Aber die Zerstörer von 1793 haben Alles vernichtet, und mag auch, wie zu vermuthen, der Kunstwerth des Gemäldes ein geringer gewesen sein, als Werk des guten Königs René ist der Verlust gewiß zu bedauern. Eine wenig gekannte Probe seiner Grabschriften befindet sich noch in der Kirche zu Nantilly unweit Saumur, eine Grabschrift auf seine Amme!

René schrieb auch einige französische Werke, und seine provençalischen Lieder haben ihm einen Platz eingeräumt neben den Troubadouren seiner Zeit. Er hielt auch eine Vogel- und Kaninchenhecke, zog Rebhühner, die Bartavellen heißen, und veranlaßte durch Kreuzung verschiedene Kaninchenarten. Aber alle diese sehr unköniglichen Liebhabereien, ja selbst seine schlechten Verse und seine schlechten Gemälde müssen wir ihm verzeihen, wenn die Sage wahr ist, daß er unsern Gärten die Provencerose und die Nelke geschenkt hat und wir von unsern Früchten die Muskatweintraube zu danken haben. Was seine Vorliebe für weiße Pfauhähne betrifft, so ließ Salomo sie noch weiter holen.

Unter der Regierung des Königs von Sicilien und Jerusalem kamen mehre sonderbare Gebräuche nach Anjou, die sich Jahrhunderte lang erhalten haben. Einige derselben bezweckten offenbar die Civilisirung der nördlichen Angeriner. Andere charakterisiren René selbst und sind Zeichen eines merkwürdigen Gemisches von Thorheit und Menschlichkeit. So einer in dem kleinen Kirchsprengel Carbai, nördlich der Loire. Die Ländereien dieses Kirchsprengels waren früher beim Burgherrn von Angers zu Lehn gegangen, und für die Ablösung stellte das Dorf zur Kriegszeit 12 Mann Schloßbesatzung und entrichtete jährlich 12 Hühner und 100 Scheffel Hafer. Bei einer seiner Reisen durch die Grafschaft fiel René das ärmliche Aussehen der Bewohner von Carbai auf, und in dessen Folge enthob er sie der jährlichen Steuer unter der Bedingung, daß sie jedesmal am Ostersonntage durch Stimmenmehrheit einen

---

*) „Es sind Gesandte da vom alten König René",

sagt König Karl in der „Jungfrau von Orleans", und eine Anmerkung in der ersten Ausgabe berichtet: „René der Gute, Graf von Provence, aus dem Hause Anjou; sein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er selbst machte nach seines Bruders Tode Anspruch auf dieses Reich, scheiterte aber in der Unternehmung. Er suchte die alte provençalische Poesie und die cours d'amour wieder herzustellen, und setzte einen prince d'amour ein als höchsten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demselben romantischen Geiste machte er sich mit seiner Gemahlin zum Schäfer."

König von Carbai wählten. Gewählt sollte dieser werden aus den jungen, unverheiratheten, im Orte geborenen Männern und nach der Wahl gekrönt werden mit einem Diadem von Weidenrinde mit zwei Hasenohren. Dies Zeichen königlicher Würde auf dem Haupte sollte er nackt in den Dorfteich springen, dann seine Kleider anlegen, einen weißen Stab in die Hand nehmen und gefolgt von allen jungen Leuten des Kirchspiels der großen Messe beiwohnen, worauf in seinem Namen verschiedene Proclamationen ergehen sollten. Dabei sollte der Prior des Klosters zu Carbai dem Eintags-Monarchen Wohnung, fünf Pfund Butter und eine Schmorpfanne geben, Monsieur le curé für ihn beten und jede Familie ihm zwei Eier liefern, unter Pön der Confiscation sämmtlichen Geflügels zu Gunsten des Königs von Carbai. Auch sollte jeder im Laufe des Jahrs verheirathete Mann vier Deniers in den königlichen Schatz zahlen oder in vorerwähntem Teiche gesäckt werden. In demselben Districte existirten noch andere seltsame Gebräuche, nicht ganz so frei von Unheil wie jene Satzung des guten Königs René. So gab es in einer Vorstadt von Montreuil unweit Saumur ein Benedictinerkloster, dessen Garten durch das überfließende Wasser einer von einem der Barone von Montreuil erbauten Mühle bisweilen Schaden gelitten und dessen Prior sich daher die Freiheit nahm, den Damm durchstechen zu lassen, woraus viel Unglück erwuchs. Der Baron wurde klagbar und der Prior zum Tode verurtheilt, die Strafe aber, weil er ein Geistlicher, dahin abgeändert, daß für ewige Zeiten der Prior des Klosters jedesmal am Dreieinigkeitssonntage unterhalb der Brücke über den Fluß Thonet in selbigen geworfen würde, sich zu retten wie er könne. Diese abscheuliche Thorheit bestand ein volles Jahrhundert. Rückwärts auf einem Esel sitzend wurde der Prior durch das Dorf geführt und dann wie eine Ladung Schutt in den Thonet geworfen; doch standen Männer bereit, ihn herauszuziehen. Einmal geschah es aber, zum Unglück für ihn, zum Glück für seine Nachfolger, daß ein Prior ertrank. Da wurde der Gebrauch aufgehoben, und an dessen statt zahlten die Benedictiner dem Baron eine jährliche Geldsumme. Zur Erinnerung wurde jedoch ein Bild des Priors gesäckt, nachdem es unter dem Rufe des Volks: „De part de Monsieur le Baron on va jeter l'Abbé dans l'eau", durch das Dorf paradirt worden war. Das dauerte bis ins 18. Jahrhundert. Eine Menge Menschen strömte zusammen und verbrachte den Tag mit Tanz und Lustbarkeiten. Ein anderer Gebrauch bestand darin, daß, so oft es dem Baron einfiel, in seinem Schlosse Gaillard zu schlafen, die Vasallen bei schwerer Strafe längs des linken Ufers des Thonet sich aufstellen und mit ihren Stöcken ins Wasser schlagen mußten, um die Frösche zu hindern, mit ihrem Gequak die Ruhe von Monseigneur zu stören.

Doch zurück zum guten König René. Nach seinem Tode fielen seine Besitzungen in den südlichen Provinzen sowie in Anjou und Touraine an die Krone Frankreich, und die unglückliche Margarethe, die ungekrönte Königin von England, mußte die Gastfreundschaft eines Vasallen ihres Vaters ansprechen und schloß ihr trübes, ereignißvolles Leben nicht, laut Scott, in der Provence, sondern an einem wenig gekannten Orte in Anjou, auf dem kleinen Schlosse Dampiere, unweit Saumur, dessen Besitzer François de la Vignolles hieß, und wo sie . . . . den 25. Aug. 1482 verschied. Sie wurde in der Kirche des heiligen Moritz zu Angers begraben, neben ihrem Vater und dessen zweiter Gemahlin, Joan de la Val. Das Leben der Königin Margarethe, so glänzend in seinem Anfange, so umwölkt an seinem Schlusse, war damals das Loos der Plantagenets und hat in unsern Tagen merkwürdige Parallelen gefunden .... Von der belgischen Grenze bis an die Gestade des Mittelländischen Meeres donnerten am 20. März 1811 10,000 Kanonen der Welt die Nachricht zu, daß dem Kaiser ein Sohn und Erbe geboren sei — der König von Rom, in dessen Wiege das Schicksal der Völker ruhte. Und als er starb, ein Verbannter in seiner Mutter Land, erzählte man es sich in Frankreich wie etwas vielleicht nicht ganz Unwichtiges. Der übrigen Welt galt es so gleich, als sei ein Bauerjunge gestorben. Die Geburt Heinrich's, Herzogs von Bordeaux, gab Frankreich einen zweiten Festtag. Welche Chancen der Herrschaft hat er jetzt! Der Graf von Paris ist Frankreichs heutige Hoffnung. Wer deutet ihm die Zukunft? 14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Übersetzungen Plutarch's.

Kaum dürfte irgend ein classischer Schriftsteller des Alterthums eine solche Verbreitung in Frankreich gefunden haben als Plutarch. Zeugniß davon geben die zahlreichen Übersetzungen, die von seinen Werken existiren und die zum Theil selbst mehrfache Auflagen erlebt haben. So erhielten wir vor kurzem wieder eine neue Ausgabe der Bearbeitung von Ricard, deren Werth bereits anerkannt ist und die in ihrer neuen gefälligen und zugleich wohlfeilen Form eine noch größere Ausdehnung erhalten wird. Vielleicht bedauern Einige, daß man bei der Wahl der Übersetzung, die man in diesem neuen Abdruck in einer sogenannten Charpentier-Ausgabe dem Publicum bietet, nicht lieber auf die bekannte Bearbeitung des trefflichen Amyot gefallen ist. Wir verkennen keineswegs den eigenthümlichen Zauber, der in der einfältigen, schmucklosen, aber gerade um so reizendern Sprache dieses ausgezeichneten Prosaikers liegt; aber wir können doch nicht umhin, der Ansicht Derer, die sich bei dieser Wahl für die treue Übersetzung Ricard's entschieden haben, beizupflichten. Abgesehen von einzelnen Flecken und Makeln, welche der Amyot'schen Arbeit anhaften, die aber, insofern sie nur auf den Gebrechen eines unkritischen Textes beruhen, leicht hätten getilgt werden können, kann man sich nämlich nicht verhehlen, daß die ganze Sprache Amyot's, die auf den Kundigen einen so gemüthlichen und angenehmen Eindruck macht, doch im Allgemeinen dem Verständniß der Menge zu fern liegt, als daß man bei einer Ausgabe, die gerade für ein größeres Publicum berechnet zu sein scheint, daran hätte denken können, gerade zu dieser Bearbeitung zu greifen. So hat denn die Ricard'sche Ausgabe vor der Amyot's den großen Vorzug der Verständlichkeit, und wo irgend eine Schwierigkeit sich darbieten könnte, da ist von den Herausgebern in den Noten und Anmerkungen ein genügendes Material zum leichten Verständniß geliefert worden.

Geschichte der geistigen Tradition.

F. v. Schlegel bekämpft in seinen trefflichen „Vorlesungen über die Geschichte der Literatur", die vor kurzem von Th. Mundt neu herausgegeben und fortgesetzt sind, die irrige Ansicht, als wenn zu irgend einer Zeit des Mittelalters die gesammte geistige Tradition unterbrochen gewesen wäre. Eine vollkommene Windstille hat in dem gewaltigen Zuge der Weltgeschichte nie geherrscht, wenn auch hier und da das Triebrad geistiger Thätigkeit in Stocken zu gerathen schien. Einen ähnlichen Gedanken entwickelt der talentvolle Ozanam in seinem neuesten Werkchen („De la tradition littéraire en Italie"), indem er auf eine gewissenhafte Weise untersucht, ob sich im Gange der italienischen Geschichte eine Pause wahrnehmen läßt, in der alle Regsamkeit erstorben oder, mit andern Worten, der Faden der wissenschaftlichen Überlieferung abgerissen wäre. A. F. Ozanam hat sich durch eine höchst gediegene Schrift über den Katholicismus Dante's rühmlichst bekannt gemacht, die bereits ins Italienische und, irren wir nicht, auch ins Deutsche übersetzt ist. Wir selbst haben auf den schönen Eifer aufmerksam gemacht, mit dem er eine Reihe von Semestern hindurch als „agrégé suppléant" an der Sorbonne unsere ältere deutsche Literatur mit großem Beifall behandelt hat. Nicht ohne Interesse waren auch die „Reisebilder aus Italien", welche die „Revue de Paris" vor einigen Jahren aus seiner Feder brachte. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 234. — 21. August 1844.

Aus dem Tagebuche des Generals Fr. L. v. Wachholtz. Zur Geschichte der frühern Zustände der preußischen Armee und besonders des Feldzugs des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls im Jahre 1809. Bearbeitet und herausgegeben von C. Fr. v. Vechelde. Braunschweig, Vieweg. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

„Ah, c'est un vaillant guerrier", rief Napoleon aus, als ihm in Schönbrunn gemeldet wurde, daß Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls mit seiner kühnen Schar glücklich den Verfolgungen seiner Feinde entgangen sei und sich am 6. und 7. Aug. in Elsfleth nach England eingeschifft habe. Wenn man nun weiß, wie ungern Napoleon fremdes Feldherrntalent anerkannte und wie sparsam er mit einem öffentlich ausgesprochenen Lobe war, so ehrt das obige Wort den wackern Braunschweig, der Welfen echt geborenes Kind (wie Arndt von ihm gesungen hat), um so mehr aus dem Munde eines Feindes, der nur mit Massen zu siegen gewohnt war. Das Außerordentliche, Überraschende, ja fast Unglaubliche dieses Zuges wurde daher nach dem wiederhergestellten Frieden zuerst der Gegenstand einer kleinen Schrift von G. von der Heyde, die sich auf eine in London auf Befehl des Herzogs gedruckte und jetzt seltene Relation des Hauptmanns v. Oppen stützte; auch Venturini, Römer und andere braunschweigische Schriftsteller bemühten sich auf alle Weise die Tüchtigkeit des Führers und die Tapferkeit und Ausdauer der Truppen in dem verdienten Lichte erscheinen zu lassen. Seit jenen Schriften ist in einem Zeitraume von 24 Jahren — denn das Heyde'sche Buch ward 1819 gedruckt — über den Herzog von Braunschweig und seine Schwarzen (wie sie im Munde des Volks hießen) keine neue Schilderung oder Beleuchtung erschienen. Die Zahl der Männer, die unter ihm gestritten haben, wird immer kleiner, viele deckt schon längst die fremde Erde Spaniens, andere leben in stiller Zurückgezogenheit und gedenken wol gern der Vergangenheit, aber sie fühlen sich zur schriftlichen Darstellung derselben weder aufgelegt noch befähigt. Da nun aber jetzt der Geschichte der ersten drei Decennien unsers Jahrhunderts sich eine besondere Theilnahme vieler Schreibenden — einzelne freilich sind sehr unberufen — zugewendet hat, und man selbst geringere Beiträge zur Aufhellung geschichtlicher Vorgänge nicht als unerheblich abgewiesen, sondern mit einiger Gunst aufgenommen hat, um wie viel erfreulicher und wichtiger ist es, eine so wichtige Episode in den Napoleonischen Kriegszeiten, als der Zug des Herzogs von Braunschweig war, von der Hand eines Augenzeugen, eines tapfern Degens, eines wohlgesinnten, unterrichteten Mannes zu empfangen. Alle diese Eigenschaften aber besaß der am 16. Sept. 1841 in Braunschweig verstorbene Generalmajor v. Wachholtz, der nicht allein den Zug durch Deutschland mitgemacht, sondern auch in Spanien gefochten hat und der einzige von allen Offizieren aus dem Jahre 1809 war, der neben dem Herzoge stand, als er in der Schlacht bei Quatrebras den Heldentod starb. Der Name des treuen Begleiters war fast der letzte Laut, den man von den Lippen des sterbenden Fürsten vernahm. Das aus den Papieren des Generals herausgegebene Buch macht also Anspruch auf vollkommene Glaubwürdigkeit, die sich noch durch des Verf. große Bescheidenheit und Anerkennung Dessen, was sein Herzog Großes gethan und was seine Kriegsgenossen Lobenswürdiges geleistet haben, so sehr erhöht, daß wir diese Denkwürdigkeiten sowol wegen ihres geschichtlichen Interesses als wegen ihrer natürlichen, dem angewiesenen Kreise treu verbleibenden Unbefangenheit und klaren, verständlichen Sprache in gleicher Weise zur Belehrung wie zur Unterhaltung sehr geeignet erachten.

Wir werden weiter unten noch auf die preußische Dienstzeit des Verf. zurückkommen. Die zweite, größere und interessantere Hälfte des Buchs beschreibt die braunschweigische Dienstzeit im J. 1809. Wachholtz schildert als Augenzeuge die Bildung des Corps in Nachod, den vertraulichen Verkehr des Herzogs mit seinen Offizieren, seinen Kostenaufwand, um Alles recht gut und brauchbar einzurichten, wo er durchaus mit seinem Gelde nicht geizte und namentlich den Offizieren reichliche Besoldungen gab. Er hatte sich deshalb gezwungen gesehen, seine Fürstenthümer Öls und Bernstadt mit so bedeutenden Schulden zu belegen, daß von preußischer Seite eine Sequestrationscommission in Öls ernannt werden mußte. Er aber wollte Alles für seine Ehre einsetzen oder kämpfend untergehen. Ganz unrichtig ist also die als Gerücht auch in bedeutende Werke aufgenommene Nach-

richt, wie in Bülau's „Geschichte Deutschlands", daß der Kurfürst von Hessen-Kassel die Kosten der Ausrüstung getragen habe. Was es überhaupt mit diesen hessischen Unterstützungen im Kriege 1809 für eine Bewandtniß gehabt habe, erfahren wir hier zuerst. Der Kurfürst hatte allerdings ein Corps von einigen Hundert Mann ausgerüstet, aber mit großer Sparsamkeit und nicht zur eigentlichen Kriegführung, sondern nur, um nach Befreiung seines Landes gleich einige Cadres verschiedener Truppengattungen in seine Residenz mitbringen zu können. Da gab es, sagt Wachholtz, dunkelblaue Grenadiere mit Bärenmützen, apfelgrüne Jäger, weiße Kürassiere, hellbraune Dragoner, gelbe Husaren, aber nach des Kurfürsten Geschmack mit gepudertem Haar, dicken Locken und langen Zöpfen. Im Vergleich mit diesen grotesken Gestalten, wie sie der Kurfürst freilich noch 1814—16 liebte, dürfte es nicht überflüssig sein, für unsere Leser ein Bild der schwarzen Schar zu entwerfen, da ihr Name sich an die deutschen Nationalhelden angereiht hat und schon Viele unter uns leben, die von ihnen nichts gesehen haben, nicht einmal eine Abbildung, die früher sehr zahlreich waren, jetzt aber selten geworden sind.

Der Uniformrock der Infanterie bestand aus einer schwarzen Kutka mit einfachem Besatz, hellblauen Aufschlägen und stehendem Kragen, der mit einer schwarzen Schnur eingefaßt war. Zu dem Rocke wurden schwarze, lange Beinkleider getragen; ein Czako mit einem weißmetallenen Todtenkopfe und schwarzem Federbusche, welcher später mit einem schwarzen Roßschweife vertauscht wurde, diente zur Kopfbedeckung. Die Uniform der Husaren glich im Allgemeinen jener der Infanterie. Sie trugen statt der Kutka schwarze Dolmans mit hellblauem Kragen und dergleichen Aufschlägen, schwarzem Schnurbesatz, eine gelbe Schnurschärpe mit hellblauen Knöpfen, schwarze Reitbeinkleider mit blauem Streife. An dem Czako befanden sich gelbmetallene Sturmbänder, ein weißmetallener Todtenkopf und ein Roßschweif zierte denselben, das Lederzeug war schwarz.

An der Spitze dieser Schar, die einen Überfluß an Offizieren hatte, aber an Gemeinen in der ersten Zeit nur langsam zunahm, ritt der Herzog in einfacher schwarzer Uniform, ohne glänzenden Waffenschmuck, das Antlitz von der Sonne verbrannt und von einem starken Bart und weißen Augenbrauen beschattet, ein Bild tiefen Ernstes. Von den Waffenthaten in Sachsen, wo die Braunschweiger mit den Östreichern verbunden kämpften, ist die Wiedereroberung von Zittau am 30. Mai durch 160 Mann ein Beweis glänzender Tapferkeit, der kühne Streifzug zweier Offiziere und dreier Oberjäger von Oschatz aus nach Schlieben, Luckau und Lübben vom 23. bis 25. Juni ein Wagstück, dem wol wenig ähnliche in der Kriegsgeschichte an die Seite gestellt werden können; die muthige Theilnahme aber und die rührige Tapferkeit in den Gefechten im Baireuthischen gegen Marschall Junot und den König von Westfalen zeigt hinlänglich, wie gut die Braunschweiger in geordneten Schlachtreihen zu kämpfen verstanden haben, selbst wo sie an Zahl die schwächern waren.

Unter sehr günstigen Aussichten für einen Feldzug in Deutschland erhielt der Herzog urplötzlich die Nachricht von dem nach der Schlacht bei Wagram zu Znaim abgeschlossenen Waffenstillstande zwischen Östreich und Frankreich und von der dadurch bedingten Trennung der östreichischen Truppen, mit denen er bis jetzt zusammen den Krieg geführt hatte. Jetzt blieb ihm nur noch der Weg durch Norddeutschland übrig, wenn er seine Selbständigkeit behaupten wollte. Sein Entschluß war schnell gefaßt, bei Zwickau entließ er nach einer männlichen Rede die Offiziere und Soldaten, die nicht bei ihm aushalten wollten, und nahm seinen Weg mit einem Corps von 2010 Mann über Altenburg, Leipzig und Halle (in letzterer Stadt von dem freudigsten Zurufe der Bewohner begrüßt), bis er vor Halberstadt stille stehen mußte, da diese Stadt von 3000 Westfalen besetzt war. Der Angriff und die Erstürmung dieser Stadt am 29. Juli ist durch die Entschlossenheit und den Muth des Corps einer der Glanzpunkte in der Geschichte desselben, und es ist daher ganz passend, daß Wachholtz außer seiner eigenen Erzählung noch den Bericht eines halberstädter Geistlichen über die Schrecknisse, welche die in ihre Häuser geflüchteten Einwohner in jener Nacht erlebten, aufgenommen hat. Mancher Exceß, manche Plünderung ist dabei nicht unerwähnt geblieben, wie er bei einem Corps von so gemischter Zusammensetzung, namentlich nach einer blutigen Schlacht, nicht ausbleiben konnte. Die hartnäckige Vertheidigung der jungen westfälischen Truppe wird mit aller Anerkennung erwähnt, wie denn überhaupt Wachholtz sich nirgend in schnöder Herabsetzung der Gegner gefällt, vom Herzog aber einen edlen Zug erzählt. Einer der ausgezeichnetsten Offiziere, Major v. Scriver, war tödtlich verwundet, und auf die wiederholte Frage des Herzogs, ob er noch einen Wunsch auf dieser Erde habe, bat er ebenso brav als ehrlich, der Fürst möge so gnädig sein, seine Schulden zu bezahlen. Der Herzog versprach es und wies schon im folgenden Jahre von London aus seinen Geschäftsträger in Deutschland an, eine Summe von 1361 Thaler für seine Rechnung zu bezahlen.

Die weitere Erzählung schildert den Jubel der Einwohner in Wolfenbüttel und Braunschweig, mit dem sie den theuern Sohn ihres vielgeliebten Karl Wilhelm Ferdinand empfingen, die Verlegenheit, in welche der Herzog durch die anrückenden Corps unter Reubell und Gratien, die ihn mit großer Überlegenheit an Mannschaft einzuschließen und zu vernichten drohten, gerieth, endlich das Treffen bei Ölper, unweit Braunschweig, am 1. Aug. Trotz der ausgezeichneten Tapferkeit der Schwarzen und der Feigheit der Gegner, über die der französische General Pelet die bitterste Klage geführt hat, blieb das Treffen doch eigentlich unentschieden und die Lage des Herzogs höchst gefährlich. Sie wurde es noch mehr, als sich in der Nacht Angst und Verlegenheit unter den Offizieren zeigte und eine Anzahl von ihnen eine Capitulation mit den

Feinden abzuschließen geneigt war, während sich der Herzog allein durch die Flucht nach England retten könnte. Die Getreuen meldeten ihm dies sogleich. Er aber, von seinem Strohlager aufspringend, erklärte im höchsten Unwillen: den ihm gemachten Vorschlag weise er zurück, er verachte ihn; Keinen werde er fesseln, der ihm nicht folgen wolle; er ziehe es vor und halte es für ehrenvoller, unterzugehen und zu sterben, als nur einmal vom Ergeben zu reden. Sein Corps in dem jetzigen Augenblicke zu verlassen würde für ihn eine ewige Schande sein, und alle Gefahren werde er stets mit ihm theilen. Dennoch verließen ihn am andern Morgen 16 Offiziere, auf deren Abtrünnigkeit wol die Einflüsterungen des westfälischen Obersten v. Wellingerode, der seit der Einnahme von Halberstadt als Gefangener bei den Corps geführt wurde, großen Einfluß gehabt haben mochten. Der Herzog aber brach eiligst nach der Weser zu auf, ging über Hanover, Nienburg, setzte über die Hunte und gelangte endlich nach Elsfleth und Brake, wo bei der Ausmündung der Hunte in die Weser Schiffe sein Corps am 5. und 6. Aug. aufnahmen und dasselbe zu den auf dem Meere harrenden Engländern brachten. Das Detachement, welches unter Major Korfes den nachfolgenden Feind über die Richtung des Marsches hatte täuschen sollen, gelangte auch durch seines Anführers Bravheit und Klugheit am 7. Aug. glücklich auf die Weser, und am 10. fand sich die tapfere Schar mit ihrem heldenmüthigen Führer auf Helgoland vereinigt.

Die schon 1809 aufgeworfene Frage, wie es möglich gewesen sei, daß der Herzog den ihm mit großer Übermacht verfolgenden Westfalen und Holländern unter Reubell und Gratien, zu denen in den letzten Tagen auch noch Dänen unter Ewald kamen, habe entgehen können, drängt sich unwillkürlich wieder bei dem vorliegenden Werke auf. Die Antwort darauf kann aber keine andere sein, als daß des Führers entschlossener Sinn und seiner Soldaten Muth und Ausdauer das fast Unmögliche möglich gemacht und in dem kurzen Zeitraum von 14 Tagen 62 Meilen mitten durch feindliche Scharen zurückgelegt haben. Dabei kamen ihnen allerdings der gute Wille der Bewohner, die Schwarzen mit Verpflegung und jeder Art von Hülfe zu unterstützen, und der Haß gegen die Franzosen sehr zu statten; ganze Wegstrecken wurde die Infanterie gefahren, und wenn diese Wagen auch nicht mit derselben Willigkeit gestellt wurden und oft requirirt werden mußten, so waren sie doch vorhanden und erleichterten das Fortkommen. Hierbei ist noch der wesentlichen Hülfe zu gedenken, welche der Herzog von Hanover aus bei den beiden Gebrüdern Crop gefunden hat, und die wir hier, da sie bei Wachholtz nicht erwähnt ist, aus der Schrift eines Zeitgenossen: „Erinnerungen aus Hanover und Hamburg in den Jahren 1803—12“ (Hanover 1843), nachtragen wollen. Der Hauptmann Crop nämlich gab den kürzesten Weg nach Elsfleth an, und sein Bruder, jetzt hanoverscher Amtmann in Hitzacker, wurde als ein der Gegend durchaus kundiger Mann und als Marschcommissair dem Zuge beigegeben. Die herzlichste fürstliche Dankbarkeit lohnte ihn dafür nach der Rückkehr des Herzogs, da der wackere Mann die thätlichen Beweise der Erkenntlichkeit auf das bestimmteste ablehnte, wie wir auf S. 67 der angeführten Schrift erfahren. Ob nun die verfolgenden Generale, Reubell und Gratien, mit Absicht dem Herzoge langsam gefolgt sind oder ob sie ihren deutschen Truppen für den Fall eines Gefechts mit den bis zur Verzweiflung entschlossenen Schwarzen nicht trauten — das ist wol schwer zu ermitteln. Aber nach dem sonst bekannten Charakter der genannten Generale ist kaum anzunehmen, daß sie sich die reiche Beute mit Absicht hätten entgehen lassen, vielmehr ließ sich Reubell nach dem Berichte unparteiischer Zeugen in dem Treffen bei Ölper große militairische Versehen zu Schulden kommen, und Wachholtz bezeugt, daß es zweifelsohne in seiner Macht gestanden habe, dem Corps des Herzogs den Weitermarsch zu versperren, wenn er bei Ölper dessen linke Flanke bedroht oder doch wenigstens so lange durch Flankenstellungen und Parallelmärsche aufgehalten hätte, bis General Gratien herangekommen wäre. Derselbe Reubell erfrechte sich nach Wachholtz a. a. O. später, als ihn der König von Westfalen verabschiedet hatte, die englische Regierung anzugehen, mit der Äußerung, er habe ja dem Herzoge absichtlich den Weg freigelassen und dessen Entkommen begünstigt: worauf er aber gar keiner Antwort gewürdigt worden ist.

Die Schicksale des Corps in England entsprachen nicht der Erwartung des Herzogs, dessen rastloser, unternehmender Geist dasselbe am liebsten sofort neu ausgerüstet und mit andern Truppen verstärkt nach Deutschland zurückgeführt hätte. Aber davon wollte die englische Regierung nichts wissen. Die Truppen cantonnirten erst in schlechten Baraken auf der Insel Wight, wo sie neu bekleidet und unausgesetzt einexercirt wurden, da ihnen allerdings das Äußere noch sehr fehlte, wobei sich freilich Zank und Widersetzlichkeit unter Offizieren und Soldaten nicht selten ereignete. Viel besser erging es ihnen in dem Cantonnement auf der Insel Guernsey seit dem 22. Nov. Sie waren hier gut und bequem in Baraken untergebracht, sie erhielten als englische Truppen reichlichen Sold, aber die Unthätigkeit auf der einen und die strengere Disciplin auf der andern Seite führten häufig unangenehme Auftritte herbei, bis Oberst Dörnberg, dessen Name in den Befreiungskriegen so oft mit Ruhm genannt ist, das Commando des Corps übernahm und der Herzog selbst auf einige Zeit von London nach Guernsey kam, um zur Eintracht und Application im englischen Dienste zu ermahnen. Seine Aussichten, als selbständiger Feldherr in Deutschland auftreten zu können, waren freilich so gut wie vernichtet, aber wie verklärte sich sein Antlitz, wie hell und feurig glänzten seine großen Augen, wenn in der Unterhaltung mit den treuen Kriegsgefährten das Gespräch auf die Möglichkeit einer solchen Unternehmung kam. Daß Stein, Münster, Gneisenau und die andern Ehrenmänner, die auch in der tiefsten Noth die Sache Deutschlands nicht

aufgaben, damals besonders auf kräftige Mitwirkung des Herzogs von Braunschweig rechneten, ist aus den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" jetzt hinlänglich bekannt. Nach fünf Monaten verließ das Corps das liebliche Guernsey, obschon Haltung und Exercitium der Infanterie noch Manches zu wünschen übrig ließ, das auch durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt zu Fermoy in Irland nicht durchaus verbessert werden konnte; Vorzüglicheres leistete die Cavalerie. Auch kamen so grobe Excesse vor, daß der Commandeur des Corps sich nach langem Widerstreben genöthigt sah, zu Stripsparaden seine Zuflucht zu nehmen. Um so erfreulicher war es für Obere und Gemeine, als der Befehl kam, nach Portugal zu Wellington's Armee abzugehen. Am 15. Sept. landete das braunschweigische schwarze Infanterieregiment (denn die Uniform war geblieben) in Lissabon (die Husaren verließen Irland erst im Dec. 1812) und wurde am 10. Oct. bei Sirol mit der englischen Armee vereinigt.

Hier schließt Wachholtz seine interessanten Mittheilungen, denen wir nur noch hinzufügen, daß die Braunschweiger, eingedenk des ruhmvollen Zugs 1809, auf der pyrenäischen Halbinsel überall Tapferkeit und Ausdauer bewährt haben. Es blieben vom Corps allein 13 Offiziere auf dem Schlachtfelde, und eine ebenso große Anzahl wurde durch ehrenvolle Verwundungen kampfunfähig.

Der Raum gestattet uns nicht, einzelne Züge militairischer Tapferkeit und Gewandtheit aus der Geschichte des Zugs herauszuheben. Daher müssen wir uns begnügen, nur die Namen Korfes, Scriver, v. Hertzberg, v. Fragstein, Fr. und Wilh. v. Dörnberg, v. Schrader, Pott, v. Girsewald, Grüttemann, Häusler, v. Stengel, v. d. Heyde, v. Oppen, v. Bernewitz, Schwarzenberg, v. Wachholtz als die derjenigen Männer zu nennen, auf deren Muth und Einsicht das Gelingen der Unternehmung vorzugsweise beruht hat. Viele andere Brave verdienten freilich außer ihnen noch genannt zu werden, und es ist eben der Vorzug solcher Monographien wie der vorliegenden, oder der Geschichten einzelner Regimenter, an denen die preußische Militairliteratur jetzt immer reicher wird, das stille Verdienst der gemeinen Soldaten zu fortwährendem Andenken aufbewahrt zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Ansichten über Staats- und öffentliches Leben. Von Karl Grafen v. Giech. Zweite Auflage. Nürnberg, F. Campe. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. hat die Resultate eines langen, praktischen Staatsdienstes in diesem herrlichen Büchelchen niedergelegt. Man hört es so oft als Vorwurf für die politische Richtung der Gegenwart aussprechen, daß sie unreif sei, daß sie von Knaben und Jünglingen, die noch zu keinem Urtheile über den Staat berechtigt seien, laut verkündet werde, daß sie sich in der Praxis nicht bewähren könne. Das Buch des Grafen von Giech aber straft solche geistlose und geheimnißvoll thuende Bureaukratenseelen Lügen, denn ein erfahrener, in der langen Praxis gereifter Staatsmann trifft hier mit den modernen Theorien des Staats fast immer in Einem Punkte zusammen. Die meisten Aufsätze sind aphoristisch gehalten, aber sie geben viel zu denken, es ist der Inhalt eines langen, für die höchsten Güter der Menschheit immer thätigen Lebens wohlwollend in ihnen niedergelegt; es sind keine Phrasen, die uns in ihnen entgegentreten. Die größere Hälfte der Schrift wird von einem Aufsatze über Gemeindeverfassungen eingenommen, und der Unparteiische wird gestehen müssen, daß der Verf. die Aufgabe, die er sich gestellt hat, vollkommen zu lösen verstand. Was die andern Aufsätze betrifft, so will ich nur auf den schön geführten Nachweis des Unterschieds zwischen Geschäftsmann und Staatsmann aufmerksam machen; ich erinnere mich nie etwas Klareres und Eindringlicheres gelesen zu haben. Der Verf., der bereits mehre Male ehrenvoll in deutschen Zeitungen erwähnt wurde, scheint in diesem Schriftchen zugleich seine Rechtfertigung darstellen zu wollen; er gehört jener liberalen fränkischen Partei an, die mit den Maßregeln der jetzigen bairischen Regierung nicht übereinstimmen konnte und, ausgeschieden aus dem Staatsmechanismus, ein stilles Vertrauen auf die Zukunft setzt. Das deutsche Volk weiß die Verdienste dieser Männer zu würdigen und zu schätzen. Wunderbar genug, als ich das Buch des Grafen v. Giech bei Seite legte, fragte ich mich: wann wird die Zeit kommen, wo man von einem mecklenburgischen Grafen eine ähnliche Schrift erwarten könnte?

104.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Stapfer's vermischte Werke.

P. A. Stapfer gehört zu den ehrenwerthen Charakteren, die, ohne nach dem blendenden Lobe des Tages zu haschen, sich in geräuschloser Thätigkeit für das allgemeine Wohl aufopfern. Wir erhalten gegenwärtig eine Auswahl kleiner literarischer Arbeiten aus der Feder dieses wackern Mannes, welche von seinem Freunde, dem trefflichen A. Vinet, besorgt worden ist („Mélanges philosophiques, littéraires, historiques et religieux, par M. *P. A. Stapfer*, précédés d'une notice sur l'auteur, par M. *A. Vinet*", 2 Bde.). Diese Sammlung, sowie vorzüglich die beigegebene biographische Notiz führt uns das Bild Stapfer's auf eine lebendige und anschauliche Weise vor. Er war geboren zu Bern und stammte aus einer aargauischen Familie. Seine Neigung und seine Studien bestimmten ihn für den geistlichen Stand, und er würde nie aus der Verborgenheit des Privatlebens hervorgetreten sein, wenn die Verhältnisse und besonders das Geschick seines Vaterlandes ihn nicht auf die größere Weltbühne gedrängt hätten. So ward er veranlaßt, an den öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen. Man weiß, wie er einige Zeit lang Cultusminister der Helvetischen Republik war und wie er dann nach Paris als Abgesandter der Schweiz beordert wurde. Seit dieser Zeit hat er sich in Paris niedergelassen und ist bei allen gemeinnützigen Unternehmungen, besonders bei denjenigen, welche aus dem Schooße des Protestantismus hervorgegangen sind, betheiligt gewesen. Seine vorzüglichste Wirksamkeit hat er der Bibelgesellschaft, dem evangelischen Missionswesen und der Société de la morale chrétienne gewidmet. Die Reden, welche er in den jährlichen Versammlungen dieser Vereine gehalten hat, sind zum größten Theil in dem ersten Bande obiger Sammlung enthalten. Man findet in demselben außerdem noch einige Fragmente über die Controverse, über christliche Apologetik, über den theologischen Unterricht und über die Organisation der reformirten Kirche. Der andere Band bietet eine Auswahl moralischer und philosophischer Versuche sowie mehre historische oder literarische Notizen. Stapfer verdient, ohne daß er jemals auf den Ruhm eines Literaten Anspruch gemacht hätte, doch selbst als Schriftsteller einen ganz achtungswerthen Platz. Sein Stil ist einfach, ohne falsches Flitterwerk, aber überall spiegelt sich in ihm ein treues, inniges Gemüth.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 235. —— 22. August 1844.

Aus dem Tagebuche des Generals Fr. L. v. Wachholtz. Zur Geschichte der frühern Zustände der preußischen Armee und besonders des Feldzugs des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls im Jahre 1809. Bearbeitet und herausgegeben von C. Fr. v. Vechelde.

(Beschluß aus Nr. 234.)

Wir haben nun noch über die erste Hälfte des Buchs zu berichten, die auf 170 Seiten die preußische Dienstzeit des Verf. bis zu seinem Eintritte in das braunschweigische Corps schildert. Enthält nun die letztere ein Bild frischen, kräftigen Gemeinsinns und eine Sammlung echt kriegerischer Scenen, so bietet uns die erste Hälfte die Anschauung eines großen, aber in sich zerrütteten Militairwesens und Beiträge zu der Unglücksgeschichte Preußens im Oct. 1806, bei denen der Verf. mit der tiefen Wehmuth eines echten Patrioten verweilt hat.

Der Verf., einem edeln, militairischen Geschlechte angehörig, war am 30. Aug. 1783 in Breslau geboren. Sein Vater, preußischer Hauptmann, im einträglichen Besitze einer Compagnie und dabei der Jagd eifrigst ergeben, kümmerte sich wenig um die Erziehung des Sohnes, den aber, als er über die ersten Kinderjahre hinaus war und am Spiele mit den 18 Jagd- und Hühnerhunden seines Vaters kein Behagen mehr fand, eigene Neigung und die Mahnung einer wackern Mutter zu ernstern Beschäftigungen hintrieb. Er hatte sich vorgenommen zu studiren, besuchte mit Eifer und gutem Erfolge das Gymnasium in Brieg, bis plötzlich im Sommer 1797 ein Besuch des inspicirenden Generals entschied, daß der Jüngling Soldat und „kein Federfuchser" werden sollte. Eingeschüchtert gab er nach. Am 1. April 1798 ward der vierzehnjährige Wachholtz um 10 Uhr confirmirt, um 11 Uhr schwor er zur Fahne und um 12 Uhr erhielt er das Patent eines Portdépéefähnrichs. Er schreibt (S. 33):

Ich trug einen dicken, bis an die Taille reichenden Zopf, welcher dicht am glattgeschorenen Kopfe angebunden war, jede Seite des Haupts zierte eine quer über das Ohr gehende Locke, reich mit Pomade durchknetet und mit Puder überschüttet. Auf dieser Frisur saß ein zweistutziger Hut, mit einer zollbreiten silbernen Tresse eingefaßt, auf dessen vorderer Klappe der Namenszug des Königs. Eine schmale Pappstreife, mit schwarzem Serkahn überzogen, bildete die Halsbinde, ein enger blauer Rock mit gelbem, stehendem Kragen, Ärmelaufschlägen und in Bogen von der Brust nach den Hüften gehenden Rabatten, eine weißtuchene Weste mit langen, eckigen Schößen, ein zwei Zoll breites, weißledernes, um den Leib geschnalltes Koppel, an welchem ein kurzer, nicht tief zur Erde hängender Pallasch sich befand, kurze, enge, weißtuchene Beinkleider, bis ans Knie heraufreichende schwarztuchene Kamaschen mit 18 kleinen Messingknöpfen an jeder Seite, Stulphandschuhe, dies bildete den Anzug, dazu ein spanisches Rohr in der rechten Hand.

Eine besondere Gunst war es, daß er bei seinem Obersten in Brieg freien Tisch erhielt, dafür aber auch einen großen Theil des Tags zur tödtlichsten Langeweile verdammt war, im Sommer im Garten der Frau Oberstin beim Obstschälen behülflich sein, im Herbst mit dem Obersten auf die Jagd gehen und fast täglich an seiner Spielpartie Antheil nehmen mußte. Das Leben dieses Ehepars in seiner wirklich schrecklichen Einförmigkeit und Fernhaltung jeder geistigen Einwirkung ist ein treffliches Genrebild aus den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts. Wir bedauern diese Schilderung nicht mittheilen zu können.

Wachholtz hatte das Glück, bald Offizier zu werden, und war hierdurch in den Stand gesetzt, sich mit dem innern Wesen der großen Maschine, „an deren Rädern er ein Zäckchen geworden war", genau bekannt zu machen. „Die Armee", sagt er in diesen sehr lesenswerthen Erörterungen, aus denen wir nur die Hauptpunkte herausheben, „maßte sich die Erbschaft des Ruhms aus des großen Friedrich Zeiten an, die Lehren der französischen und polnischen Feldzüge waren für die meisten Offiziere unbenutzt geblieben, durch eine strenge Disciplin suchte man den Geist des unsterblichen Führers zu ersetzen." Weiter spricht der Verf. von den Stabsoffizieren, die mit geringer Ausnahme schwache, hinfällige und eigensinnige Greise waren, die kaum mehr ein Pferd besteigen konnten, und von der oft filzigen Verwaltung ihrer Compagnie, er schildert den Kastengeist, die schlechten Gehalte und den so oft hervortretenden Mangel an geistiger Bildung bei den jüngern Offizieren (ein Premierlieutenant, selbst ein Stabscapitain, hatte monatlich nur 19, ein Secondelieutenant und Fähnrich 13 Thlr., wovon er aber nach allen Abzügen nur 11 Thlr. behielt), ferner die Unteroffiziere, die „kein Glück genossen und kein Unglück fühlten", die Zusammensetzung der Compagnie aus In- und

Ausländern, das Werbesystem und die Desertionen. Zu den sehr unerfreulichen Gegenständen, die eine spätere Zeit entfernt hat, gehören die Nachrichten über die Löhnung und Verpflegung der Soldaten, über die Prügel- und Spießruthenstrafen und über die Montirung der Leute aus den gröbsten Stoffen, wo die Hemden mehr grau als weiß, rauh wie eine Feile und von der Frau Hauptmannin mit ihren Kindern oft selbst — schlecht genug — genäht waren. Welche Noth die Gemeinen mit ihrer knappen, engen Uniform, mit dem Anstreichen der Kragen, mit der Erhaltung der Frisur hatten, wie streng bei den Offizieren auf Gleichmäßigkeit des Anzugs gehalten wurde, diese und ähnliche Plagen treten hier den ältern Zeitgenossen wieder auf das anschaulichste entgegen und vervollständigen das Gemälde einer Zeit, die man jetzt in allen ihren Einzelheiten zu erforschen mit Eifer bemüht ist. Ein Gleiches gilt von den Bemerkungen über die Bewaffnung der Infanterie, ihr Exercitium, die Revuen und die geringen Vorübungen für den Feldbienst, wo allerlei ergötzliche Geschichtchen, wie überall, eingestreut sind. An der Cavalerie werden ähnliche Mängel gerügt, zu alte Stabsoffiziere, schlechtes Material, Mangel an geistiger Ausbildung und eigene Überschätzung, noch mehr als bei der Infanterie, daher Anmaßung und auf Nichts begründeter Stolz, was im Einzelnen nachgewiesen ist: die Lichtseite der Cavalerie war ihre Schulreiterei. Von der Artillerie werden zuletzt wundersame Dinge erzählt, sie habe ihre Mannschaft bei dem Geschütz nur auf der Stelle in Schuppen einexercirt, es sei nur eine Batterie in der ganzen Armee bespannt gewesen und man habe daher vom Manoeuvriren in der Armee keinen Begriff gehabt.

Man glaube aber ja nicht, daß diese Bemerkungen in böswilliger Absicht niedergeschrieben sind. Sie sind vielmehr einfache Relationen und Erinnerungen an frühere Zustände, vielleicht schon vor Jahren aufgesetzt und von Hr. v. Wechelde erst jetzt zum Druck befördert. Wachholz zeigt auch nach dem Austritt aus dem preußischen Dienste überall große Anhänglichkeit an sein Vaterland, er sieht als Mann vom Fach, wie nothwendig die strengsten Formen sind, um eine so complicirte Maschine leiten zu können, und wie ungerecht oft der Vorwurf des Kleinlichen und Pedantischen in militairischen Angelegenheiten ist. Aber er beklagt auch, daß man in Preußen zu sehr beim Alten geblieben und den Geist der Zeit nicht habe begreifen wollen.

Mit dem Jahre 1799 gewann Wachholz mehr Gelegenheit, sich mit den militairischen Wissenschaften zu beschäftigen, da General Grawert zu Glatz einen Lehrcursus eröffnet hatte und der Lieutenant Wachholz in den Wintern 1803 und 1804 diesem mit Eifer beiwohnte, wodurch er sich vor andern Offizieren bei seinen Chefs, namentlich bei dem ausgezeichneten (1832 als Generallieutenant verstorbenen) Oberstlieutenant v. Raumer, bemerklich machte. Die Mobilmachung der Armee im Sept. 1805 erfüllte die Stabsoffiziere und Capitains mit Ärger und Unwillen, während die jüngern Offiziere jauchzten. Sie mußten nun auch ihr Feldgeräth in Stand setzen, und Wachholz ward von einem ältern Offizier ermahnt, sich ja mit allen Bequemlichkeiten zu versehen, auch ein Nachtgeschirr nicht zu vergessen, da es doch bei unfreundlichem Wetter unangenehm sei, aus dem Zelte zu gehen. Sein Packpferd sollte nun tragen: einen Koffer mit Kleidung und Wäsche, einen Sack mit einem Federbette, eine Bettstelle, ein ziemlich großes Zelt, einen Feldtisch, einen Feldstuhl, eine Feldkrippe, einen Eimer, zwei Piquetpfähle, Putzzeug, Fouragierleinen und Kochgeschirr, nebst Fourage auf drei Tage, Gepäck des Packknechts und des Burschen. Ref. kann sich dieser Packpferde noch aus seiner Jugend sehr gut erinnern und weiß, daß sie mit ihrer weißgrauen Decke eher als Dromedare denn als Pferde aussahen. So wollte 1805 ein preußischer Secondelieutenant ins Feld ziehen, während 1813 König Friedrich Wilhelm III. von allen nothwendigen Kleidungsstücken nur die doppelte Zahl mitzunehmen befahl und nach der Schlacht bei Bautzen nahe daran war, in zerrissenen Stiefeln einherzugehen!*)

Die Unordnung vor der Schlacht bei Jena beschreibt der Verf. von seinem Standpunkte aus als Augenzeuge. Sein Regiment focht bei Auerstädt, er nahm am Kampfe Antheil, aber auch an der Verwirrung und wilden Flucht des Rückzugs, nachdem sich die erschöpften und halbverhungerten Soldaten größtentheils muthig und brav geschlagen hatten; traurige Einzelheiten bestätigen die Berichte anderer Geschichtschreiber. Er selbst verlor sein sämmtliches Feldgeräth und kam von Allem entblößt in Magdeburg an. Das waren die schlimmsten Tage seines Lebens. Denn außer dem herben Schmerze über den Fall des theuern Vaterlands sah er sich selbst auch ohne alle Aussicht und Hoffnung für die Zukunft.

Nach der schmachvollen Capitulation von Magdeburg begab sich Wachholz nach Brieg zurück. Er war auf sein Ehrenwort entlassen und sah mit tiefem Unwillen die Vorgänge in Schlesien, bis ihn die Noth seiner Mutter und die Unmöglichkeit, sich Lebensunterhalt zu verschaffen, bewog, einen Weg nach Preußen zum Heere des Königs zu suchen. Da das französische Gouvernement ihm nicht das in der Capitulation gegebene Versprechen wegen Zahlung des halben Gehalts hielt, so glaubte er sich auch nicht an das seinige gebunden, entfernte sich am 5. Mai 1807 mit einem andern Offizier aus Brieg und gelangte durch Galizien und Polen am 1. Juni nach Gumbinnen. Hier ward Wachholz zwar einem Reservebataillon zugetheilt, konnte jedoch während des bald nachher abgeschlossenen tilsiter Friedens nicht mehr im Felde thätig sein und sah sich durch die Auflösung des Bataillons wieder in die trostloseste Lage in einer ganz fremden Provinz versetzt. Es blieb ihm nichts übrig als nach Schlesien zurückzukehren, wo er erst in Breslau bei Verwandten lebte, dann in Brieg seine Mutter bei der Leitung einer Töchterschule unterstützte und sich dabei unter drückender Noth und Sorge die wissenschaftliche Ausbildung erwarb, die man später an ihm belobt hat. Seine

---

*) Hippel's „Beiträge zur Charakteristik König Friedrich Wilhelm's III.", S. 75.

Hoffnung war auf eine neue Anstellung gerichtet, sobald die Franzosen Schlesien würden geräumt haben. Aber als dies nach zwei Jahren geschehen war und ihm endlich eröffnet wurde, daß ihm nicht mehr als das monatliche Wartegeld von acht Thalern bewilligt werden könne, da reifte in ihm der Entschluß, sich dem Corps des Herzogs von Braunschweig anzuschließen. Wie er dies ausgeführt hat, ist bereits oben angegeben worden.

Es bleibt nun noch übrig, einige Worte über die Redaction dieser „Denkwürdigkeiten" zu sagen. Wir verdanken diese fleißige Arbeit dem Hrn. C. F. v. Vechelde, demselben braunschweigischen Patrizier, der durch die 1831 herausgegebenen braunschweigischen Geschichtsbücher des Rathmanns Tob. Olfen seine Liebe zur Heimat und durch die ruhmwürdigen Bestrebungen, das Andenken Schill's zu verherrlichen, seine deutsche Gesinnung in sehr ehrenwerther Weise bethätigt hat. Die gegenwärtige Schrift ist nun zwar nicht von ihm bevorwortet, aber viele Anmerkungen und Bezugnahmen auf historische Werke Pelet's, Hormayr's, Holzendorff's u. A. scheinen von dem Herausgeber herzurühren, dem auch unstreitig die Ergänzung und Vervollständigung des genauen Verzeichnisses der braunschweigischen Offiziere 1809 angehört. Es ist dies unstreitig eine für die noch lebenden Theilnehmer des Zugs und für die Angehörigen der Verstorbenen gleich schätzbare Zugabe. 9.

Andrew Marvell.

Der alte Marvell war in Kingston-upon-Hull Schulmeister und Vorleser bei der Dreieinigkeitskirche, ein witziger und beredter Mann, dabei unglaublich sorgfältig in der Vorbereitung zu seinen Kanzelvorträgen. Dieselben Züge finden wir in dem Charakter seines Sohnes wieder. Andrew wurde den 15. Nov. 1620 geboren. Er zeigte früh hervorstechende Anlagen und wurde, noch nicht 15 Jahre alt, nach Cambridge aufs Trinity College geschickt. Die Jesuiten suchten ihn in Cambridge an sich zu ziehen und zu bekehren; sie stellten gern solchen jungen Studenten nach, die bedeutende Fähigkeiten verriethen. Andrew entging ihnen jedoch, wie es scheint, durch Dazwischenkunft seines Vaters. Dieser Letztere fand bald darauf in den Wellen des Humber seinen Tod. Es ist eine rührende Geschichte. Ein junges Mädchen von drüben, der Abgott seiner Mutter, war zur Taufe bei dem alten Marvell, und es hatte viel Kunst gekostet, der ängstlichen Mutter die Erlaubniß zu diesem Besuche abzugewinnen. Am andern Tage sollte das junge Mädchen wieder hinüber. Es war stürmisches Wetter, die Überfahrt gefahrvoll, kein Schiffer wollte sich in das tobende Wasser wagen. Die gute Tochter bestand darauf, ihrer Mutter die Angst zu ersparen. „Wenn Sie durchaus der Gefahr trotzen wollen", sagte der alte Marvell, „so fühle ich mich in Ehre und Gewissen verbunden, Ihnen treu zur Seite zu bleiben." Ein Bootsmann wurde gewonnen, man stieg in das Fahrzeug. Es wurde abgestoßen; da warf der alte Marvell sein Rohr mit dem goldenen Knopf hinüber ans Ufer und rief den Umstehenden zu, sie möchten es, falls er dahin führe, von wannen keine Wiederkehr ist, seinem Sohne geben und ihm sagen, seines Vaters zu gedenken. Das Boot schoß hinaus in die Flut und wurde nicht wieder gesehen.*) Die nun kinderlose Mutter des jungen Mädchens nahm Andrew an Kindesstatt an, trug für seine weitere Ausbildung Sorge und hinterließ ihm ihr Vermögen. Vom College wurde Andrew inzwischen wegen gewisser Jugendstreiche, vorzüglich aber weil er sich gewissen (religiösen) „Übungen" entzogen hatte, ausgeschlossen und ging auf Reisen, vermuthlich kurz nach seiner Relegation, im J. 1642. In Rom, wo er sich lange aufhielt, schloß er mit Milton eine Freundschaft, die fürs Leben war. Marvell versuchte sich damals zuerst in der Satire, indem er ein Spottgedicht auf Richard Flecknow verfaßte. In Paris machte er ein lateinisches Pasquill auf einen gewissen Abbé, Namens Lancelot Joseph de Maniban, der sich mit Wahrsagereien abgab. Vom J. 1652 ist ein Empfehlungsschreiben Milton's an Bradshaw erhalten, worin unter Anderm angeführt ist, Andrew habe vier Jahre auswärts zugebracht, in Holland, Frankreich, Italien und Spanien, und sei der verschiedenen Sprachen dieser Länder mächtig geworden, sei auch gelehrt und wohlbelesen in den lateinischen und griechischen Autoren, desgleichen mit dem guten Tone vertraut, denn „er tritt erst eben aus dem Hause des Lord Fairfax, wo ihm der Unterricht der jungen Lady in den Sprachen anvertraut gewesen". Im J. 1653 wurde Marvell Erzieher bei Cromwell's Neffen, dem Mr. Dutton. Von seiner Vorsorglichkeit möge folgende Stelle aus einem bei Gelegenheit der Übernahme dieses Amtes an den Protector geschriebenen Briefe ein Beispiel geben: „Ich habe Sorge getragen, ihn verschiedene Male in Beisein des Herrn Oxenbridge zu examiniren, nach Art Derer, die Geld vor Zeugen wägen und überzählen, ehe sie es annehmen; denn ich dachte, es könnte ja wol zu leichtes Gewicht an der Münze befunden werden, oder etwas verzählt sein, wofür ich nachher verantwortlich gemacht werden könnte ...." Im J. 1657 trat Marvell den Dienst als zweiter lateinischer Secretair neben Milton an, den Cromwell schon 1650 zum Geheimschreiber für die lateinischen Ausfertigungen ernannt hatte. Im Jahre darauf starb der Protector. Es ist über Marvell nichts weiter bekannt, bis wir ihn 1660 als Mitglied für Hull im Parlamente finden. Mit derselben Gewissenhaftigkeit, Geschäftsmäßigkeit und Umsicht, welche er in allen frühern Verhältnissen entwickelt hatte, bediente er während seiner langen parlamentarischen Thätigkeit seine Constituenten. Er gab ihnen pünktlich Bericht über die Parlamentsverhandlungen, kurze, rein factische Notizen, wie sie für die huller Kaufleute paßten; die Sammlung dieser Briefe, zuerst von Capitain Thomson bekannt gemacht, findet sich auch wieder abgedruckt in der Compilation von John Dove: „The life of Andrew Marvell, the celebrated patriot; with extracts and selections from his prose and poetical works" (London 1832). Die Trockenheit der Berichte war auch deshalb nothwendig, weil auf dem Postoffice Privatbriefe häufig eröffnet wurden, um der Regierung von dem Inhalte Kenntniß zu geben; in Briefen an Freunde sprach sich Marvell weitläufiger über die öffentlichen Angelegenheiten aus und machte sich oft Luft über den verderbten Zustand des Hofes. Z. B.: „Da der König unter dem Vorgeben großer Kriegsrüstungen, die von seinen Nachbarn gemacht würden, 300,000 Pfund für seine Flotte gefodert (obwol er im Verfolg kein Schiff ausgerüstet) und das Parlament seine Schulden bezahlen sollte (die jedoch die Minister dem Hause der Gemeinen durchaus nicht specificiren wollten), so hat unser Haus unterschiedliche Bills gegeben. Sie sehen, wie weit das getrieben ward, und ohne allen vernünftigen Grund, sintemal nichts Genügendes vorlag, in welcher Weise diese Schulden gemacht worden, und Jedermann voraussah, daß das Bewilligte nicht zur Abtragung der Schulden, die, höre ich, dermalen auf vier Millionen gestiegen, verwendet, sondern wiederum, wie bisher, verthan werden würde. Nichtsdestominder war die Anzahl Derer, so stets und ständig Höflinge sind, so groß und noch verstärkt durch die abfälligen Patrioten, so bestochen wurden, theils mit 6000, auch mit 10,000, Einer mit 15,000 Pfund in baarem Gelde, der Ämter, Ländereien, Rückfälle, die

*) Der Humber, aus dem Zusammenfluß der Ouse und des Trent gebildet, ergießt sich auf der Ostküste Englands, wo er die Grafschaften Lincoln und York trennt, unterhalb der Stadt Kingston zu einem beträchtlichen Busen erweitert, in die Nordsee.

Andern zu Theil worden, nicht zu gedenken, daß *es eine Gnade ist, wenn sie nicht ganz und gar Land und Freiheit von England dahin gegeben*. .... Sie haben wiederum neue 10,000 Pfund jährlich der Herzogin von Cleveland verbrieft und gesiegelt, die schon gleichermaßen fast 10,000 Pfund des Jahrs aus der neuen Verpachtung der Landesaccise vom Ale und Bier, 5000 Pfund jährlich aus den Posteinkünften, und, heißt es, die Reversion von gesammten königlichen Verpachtungen (leases), die Reversion von allen Stellen im Custom House, das grüne Siegelwachs und was nicht Alles hat! Alle Beförderungen zu geistlichen und weltlichen Ämtern gehen durch ihre Hände." Damals erhielten die Parlamentsglieder noch Diäten von ihren Constituenten; wenigstens durften sie sie gesetzlich fodern. Doch gehörte Marvell wol zu den Letztern, welche diese Entschädigung für ihren Zeitaufwand empfingen. In einem Briefe vom 3. März 1776 schreibt er: „Sir Harbottle Grimstone hat eine Bill angekündigt, alle Grafschaften, Städte und Boroughs für die Diäten, welche sie ihren Vertretern für frühere Jahre schulden, loszusprechen, und zwar aus dem doppelten Grunde, sowol wegen der Armuth Vieler, so nicht im Stande wären, einen langen Rückstand aufzubringen, sonderlich jetzt, da sie mit neuen Auflagen beladen, als auch weil Sir John Shaw von Colchester seine Diäten von der Stadt eingeklagt habe, andere Mitglieder aber, wie es schiene, ihren Boroughs gedroht hätten, daß sie es thun wollten, wenn sie nicht bei der neuen Wahl ins Parlament gewählt würden." Die Diäten betrugen zwei Schilling den Tag, so viel als jetzt etwa ein Schneidergeselle in England erhält, wurden aber häufig als eine so große Last angesehen, daß Boroughs sich so unpatriotisch fanden, daß sie um Erlassung der Pflicht, einen Stellvertreter ins Parlament zu senden, einkamen. Auch war es nicht selten, daß die gewählten Personen den Auftrag nur mit Widerstreben annahmen, so wenig hielten sie von der Ehre, im Parlament zu sitzen. Bei den Sitzungen hielt es schwer, das Haus vollzählig zu erhalten, und wiederholentlich wurden Strafen gegen die Ausbleibenden beschlossen. Ein Mitglied schlug vor, von den Strafgeldern ein Schiff zu bauen und demselben den Namen „Sünderfregatte" zu geben. Und was für eine jämmerliche Rolle spielt dieses Parlament! Wie verräth es die Interessen der Nation, fröhnt den Verschwendungen des Hofes, vergeudet die Zeit mit Lappalien, mit Bills, daß alle Nonconformisten doppelte Taxe zahlen sollen, daß sechs oder sieben Jahre lang alle Leichen in Wolle bestattet werden sollen u. dgl. m. Lärmende Scenen kamen vor, bei denen sich die Mitglieder fast prügelten, seltsame Händel des Unterhauses mit dem Oberhause. So fand das Unterhaus einmal, daß das Oberhaus der Ostindischen Compagnie auf die Beschwerde eines gewissen Skyner hin Unrecht gethan, und ließ den Beschwerdeführer einstecken, wofür aus Rache das Oberhaus einige von Denen, die beim Unterhause petitionirt hatten, einstecken ließ. „Es ist ein höchst wichtiger und gefährlicher Handel", sagt Marvell am Schlusse seines Berichts. In einem der Briefe findet sich folgende Nachricht: „Gestern ging Klage ein, daß einige gewaltsame Verhaftungen in verschiedenen Kirchen stattgefunden, sogar während der Predigt, ja Einer wurde zwischen Brot und Kelch vom Abendmahle weggerissen. Das Haus beschloß, daß eine Bill *wegen besserer Beobachtung des Sonntags* eingebracht werden sollte." Die huller Constituenten sendeten Marvell, wie man aus den Danksagungsbriefen ersieht, von Zeit zu Zeit ein tüchtiges Faß Ale als besondere Gratification für seine treuen Bemühungen. Marvell's Correspondenz umfaßt einen Zeitraum von beinahe 20 Jahren, nur mit einer Lücke von etwa zwei Jahren (1661 und 1662), wo er in Holland war. Im J. 1663 begleitete er mit Bewilligung seiner Constituenten den Lord Carlisle nach Dänemark, Schweden und Rußland. Im J. 1665 finden wir ihn wieder auf seinem Sitz im Hause, das sich damals in Oxford versammelte. Von 1671 ist wieder eine Lücke von drei Jahren in dem Briefwechsel; dann geht er aber von 1674 bis an seinen Tod ununterbrochen fort. Gesprochen scheint er im Parlamente nicht zu haben. Bei seinem strengen Patriotismus, seinem scharfen Blick, seinen satirischen Äußerungen im Gespräch und in Schriften, bei seiner Unbestechlichkeit fehlte es ihm nicht an Feinden, ja, er war mehrmals in Gefahr, ermordet zu werden. Der König ergötzte sich an Marvell's Witz und hätte ihm gern Wohlthaten erzeigt, der Patriot lehnte aber alle Anerbietungen ab, um nicht gezwungen zu sein, aus Erkenntlichkeit für die Hofpartei zu stimmen. Im J. 1672 begann Marvell's Fehde mit Samuel Parker, nachmaligem Bischof von Oxford. Es ist bekannt, in welchem Zustande von Zelotismus, Liederlichkeit, Hochmuth, Kriecherei und Schändlichkeit aller Art sich der hohe Klerus damals bewegte. Parker und sein Patron, Erzbischof Sheldon, waren unter den Saubersten dieser saubern Gesellschaft. Parker stellte den Grundsatz auf, daß der Monarch unbeschränkter Herr seiner Unterthanen sei und auch über deren Gewissen zu gebieten habe u. s. w. Nachdem er 1670 eine Schrift unter dem Titel „Ecclesiastical polity" anonym herausgegeben hatte, ließ er 1672 ein nachgelassenes Werk des Erzbischofs Bramhall drucken und zog in der Vorrede mit großer Heftigkeit gegen die Nonconformisten los. Da schrieb Marvell gegen ihn „The Rehearsal transprosed" — nach dem Lustspiel „Rehearsal", worin Buckingham Dryden in der Figur des Mr. Bayes lächerlich gemacht hatte *) —, die Schrift, welche ihm literarischen Ruf machte. Parker war so unwiderstehlich lächerlich gemacht, daß selbst seine eigene Partei lachen mußte; selbst der König, sagt der Verf., und die Hofleute konnten nicht umhin. Parker versuchte nach langem Zögern eine Gegenschrift „Reproof to the Rehearsal transprosed", worin er die Regierung auffoderte, „den pestilentialischen Witzbold, den Knecht Cromwell's und Freund Milton's zu zertreten". Marvell antwortete in einem „Second part" seines „Rehearsal". Parker schwieg hierauf. Im J. 1675 schrieb er in seinem Eifer für Recht und Billigkeit eine Satire gegen Dr. Francis Turner, der ein Schriftchen des Bischofs Dr. Croft über die „frühste christliche Kirche" schmähsüchtig angegriffen hatte; diese Satire hatte den Titel: „Mr. Smirke or the Divine in mode"; angehängt ist: „A short historical essay concerning general councils, creeds and impositions in matters of religion". Seine letzte Controversschrift gab Marvell 1677 heraus, eine Vertheidigung des damals wegen seines versöhnlichen Tractats über „das göttliche Vorauswissen" hart angegriffenen John Howe; diese Schrift Marvell's ist von keinem seiner frühern Biographen erwähnt, befindet sich in keiner Ausgabe seiner gesammelten Werke und ist sehr selten. Das letzte Buch von einigem Umfang, welches er verfaßte, ist das 1678 erschienene „An account of the growth of popery and arbitrary goverament in England". Auf die Entdeckung des Verf. dieses „Libells", wie sie es nannte, setzte die Regierung einen Preis, aber ohne Erfolg. In seinen letzten Lebensjahren schrieb Marvell noch einige politische Broschüren, die wahrscheinlich nicht ohne Eindruck auf das Volk blieben, dem er seine politische Erniedrigung in scharfem Spott vorhielt. Marvell starb am 16. Aug. 1678. Die erste Sammlung seiner Werke erschien 1726 in 12., blos Gedichte und einige Briefe. Eine vollständigere Sammlung, doch auch nicht sonderlich kritisch und ohne die erwähnte, überall fehlende Controversschrift, gab Capitain Thomson, ein enthusiastischer Verehrer Marvell's, in drei Quartbänden 1796 heraus. 78.

*) Mrs. Bayes erzählt nämlich in diesem Stücke, wie er dichte. Er nehme alle guten Witze, die er in allerlei Büchern finde, heraus; wenn sie in Prosa wären, schreibe er sie in Verse um, und wenn sie in Versen wären, in Prosa. Diesen Proceß nennt er Transversing. Das Umschreiben der Verse in Prosa, sagt darauf ein Anderer, würde besser Transprosing genannt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 236. —— 23. August 1844.

Schwarzwälder Dorfgeschichten. Novellen aus dem Bauernleben von Berthold Auerbach. Manheim, Bassermann. 1843. Gr. 16. 2 Thlr.

In der jüngsten Zeit ist das deutsche Bauernleben häufig in Novellen und Genrebildern verarbeitet worden, und wo fände man auch noch die Kernpoesie des deutschen Gemüths als unter dem oft eigensinnig knorrig, aber doch immer eigenthümlich kräftig, treuherzig und innig gearteten Bauernvölkchen, wie es sich noch bald da bald dort, unberührt von dem ausdörrenden Culturhauche großer Städte, in Ecken und Winkeln, unter Forsten und in Bergthälern verbirgt, um Gesinnungen, Gebräuche, Trachten und Sitten als heiliges Erbgut unangetastet von Generation zu Generation zu vererben? Von den Landleuten der Fläche, welche durch die Heerstraßen der Civilisation und des Handels nach allen Seiten hin durchschnitten wird, ist hier nicht die Rede; diese haben seit langem begonnen, sich durch einen gewissen modernen Abschliff der allgemeinen nivellirenden Civilisation zu nähern und, ohne bisher einen tüchtigen Ersatz für Das, was sie eingebüßt, errungen zu haben, doch das Alte, Eigenthümliche und Besondere immer mehr von sich zu streifen; es ist hier die Rede von den Bauernstämmen, die ein in sich abgeschlossenes Ganzes von eigenthümlicher Physiognomie und innerhalb der allgemeinen deutschen Nationalität besondere Völkerschaften bilden, die, wie abgesprengte erratische Steinblöcke, hier- und dorthin zerstreut, ihre Ur- und Granitbildung bewahrt haben. E. Willkomm, der, wie Auerbach die Schwarzwälder, die oberlausitzer Grenz- und Gebirgsbewohner zur Aufgabe seiner novellistischen Studien machte, bemerkt gelegentlich, daß diesen in ihrer provinziellen Schroffheit verharrenden Bauernschaften alle Neuerungen ein Greuel sind und daß sie ein absolutes Königthum, welches sie in ihren ererbten Rechten beläßt, jeder auf Nivellirung der Besonderheiten hinarbeitenden sogenannten Volksrepräsentation — denn eine eigentliche Volksverfassung haben wir noch nicht, da meist nur die vornehme studirte Intelligenz und die Geldmacht in unsern Kammern vertreten ist — vorziehen werden. Ähnlich ist es mit den Schwarzwäldern bestellt. So antwortet Buchmaier, eine der in Auerbach's Genrebildern hervortretendsten Personen, auf den Einwurf, es sei doch traurig, daß die Verbesserungen so schwer bei dem gewöhnlichen Volk Eingang fänden, Folgendes:

> Das ist gar nicht traurig, im Gegentheil, das ist recht gut; glaubet mir, wenn die Bauersleut' nicht so halsstarrig wären und jedes Jahr das Versuchertes machen thäten, das die studirten Herren aushecken, wir hätten schon manches Jahr hungern müssen u. s. w.

Und mit Recht bemerkt Auerbach im Namen des Schullehrers, der jenen Tadel erhob:

> Die stetige und fast unbewegliche Macht des Volksthums, des Volksgeistes, ist eine heilige Naturmacht; sie bildet den Schwerpunkt des Erdenlebens, und ich möchte sagen die vis inertiae im Leben der Menschheit. Welchen unglückseligen Schwankungen wäre die Menschheit hingegeben, wenn alsbald jede sittliche, religiöse und wirthschaftliche Bewegung die der Gesammtheit würde! Erst was die Schwankung verloren, erst was Stetigkeit, ich will sagen was ruhige Bewegung geworden, kann hier einmünden; hier ist das große Weltmeer, das sich in sich bewegt.

In dem Leben der deutschen Universitäts-, Handels- und Residenzstädte liegt auffallend wenig Poesie, und das der kleinen Städte ist mit einem paar philisterhaften, wenn auch gemüthlichen Strichen abgethan; man spielt hier dieselbe Melodie wie vor 50 Jahren, wenn auch in veränderter Tonart; man hat das Moll der Sentimentalität vielleicht in Dur umgesetzt und seinen gemüthlichen Fonds verloren, ohne in gleichem Maße an Ideen und Anschauungen gewonnen zu haben. Unsere größern Städte sind keine ergiebigen Vorrathskammern für den Dichter, weder das genußreiche glänzende Wien, noch das kaufmännisch speculirende Hamburg, noch das militairisch eingekleidete und beamtenmäßig zugerichtete Berlin trotz seiner hohen Bildungsfähigkeit, Berlin, das man ebenso gut das Streck- und Folterbett der Geister nennen kann, wie Grillparzer Wien das Capua der Geister genannt hat. Alle diese Städte haben einzelne Liebenswürdigkeiten und Vorzüge, aber nicht die Macht und Fülle, wie etwa Paris oder London, noch das charakteristische Gepräge italienischer oder spanischer Städte. Andere deutsche Städte erhalten ihre poetische Färbung nur durch ihren alterthümlichen Anstrich und ihre historischen Erinnerungen, während sich das gegenwärtige Leben überall sehr engherzig, matt und farblos gestaltet hat. Daher ist es auch sehr erklärlich, daß, während sich in Boz die Localfärbung

Londons, in E. Sue, Balzac, Paul de Kock u. s. w. die charakteristische Physiognomie von Paris ausdrückt, unsere größten Dichter von jeder localen, auf die Physiognomie einer bestimmten Stadt zurückzuführenden Färbung oder Schattirung durchaus frei, dafür aber auch mit dem höhern Welt- und Menschenleben viel inniger verflochten sind. Ebenso erklärlich ist es aber auch, daß unsere jüngern Novellisten die Rekruten zu ihren Darstellungen aus dem stämmigen und kräftigen Volke der Provinzbewohner und Bauern entnehmen, da die abgeschwächte Generation in den Städten ihnen gleich frische und gesunde Burschen nicht liefern kann.

Die Hauptveranlassung hierzu gab wol die bekannte meisterhafte Episode von dem westfälischen Schulzen in Immermann's „Münchhausen". Diese derbe, kräftige, aus der Realität des Dorflebens geradeswegs entlehnte Zeichnung erregte um so größeres Aufsehen, je mehr die Hauptrollen in den Romanen und Novellen der vornehmen Blasirtheit zugetheilt zu werden pflegten, mochte diese nun auf hoher und ausschließlicher und deshalb zu Anmaßungen geneigter Intelligenz oder auf gesellschaftlicher Stellung beruhen. Der Eindruck war so entschieden wohlthätig, wie derjenige ist, welcher durch den Gegensatz zwischen einem geregelten und berechneten Culturgarten und einem wild gewachsenen Forste hervorgebracht wird, in welchem das Leben der sich aus ihrer eigenen Fülle entwickelnden Natur unmittelbar zu unserm Gemüthe spricht. Um so mächtiger war die Wirkung dieser Zeichnung, da sie von der Hand eines Meisters herrührte, den man selbst zu der Kaste der ausschließlichen und vornehmen literarischen Bildung zu zählen gewohnt war. Willkomm hatte zwar, so viel ich mich erinnere, schon früher Darstellungen aus dem bäuerlichen Leben seiner Heimat geliefert; doch gehörte der genannte Novellist damals sehr genau der social-politischen Tendenzrichtung an, und sowol seine „Trompetermarie" wie sein „Pascherleben", die zu seinen gelungensten Erzählungen gehören, hatten ihre Hauptvorzüge vielleicht gerade in dieser Richtung. In dem Feuer der Gesinnung brannte da natürlich viel frischer Naturstoff auf, sodaß die Flamme vielleicht ein schöneres Schauspiel gewährte als der daran gegebene Stoff und der Inhalt. Später hat sich auch Willkomm der objectivern und ungetrübtern Auffassung bäuerlicher Figuren, provinzieller Zustände und localer Erscheinungen befleißigt, wie manche Novellen in seinen „Grenzern, Narren und Lootsen", seine Darstellungen aus dem Leben der Helgolander und seine Bauernnovelle in dem Taschenbuche „Der deutsche Bauer" beweisen. Viel später trat Rank mit seinen Novellen aus dem Böhmerwalde hervor, die er durch eine sehr dankenswerthe Betrachtung über das merkwürdige Volk der deutschen Bauern, welche unter den das Land inne habenden Slawen gedeihliche, ausgedehnte und selbständige Colonien begründeten, einleitete. Geschickt wußte Rank die am meisten charakteristischen und anziehenden Eigenthümlichkeiten dieses Völkchens aneinanderzureihen und seinen Genrebildern aus dem bäuerlichen Volksleben hauptsächlich dadurch ein poetisches Colorit zu ertheilen, daß er gerade den reichen dichterischen Gemüthsfonds des Völkchens, dessen alterthümliche, dichterisch erfundene Sitten und Gebräuche und nächstdem die heimatlichen Lieder, Festsprüche u. s. w. ausbeutete. Hierbei kam ihm seine Naivetät und kindliche Unbefangenheit zu statten, der man es mit Vergnügen vergibt, daß sie es zu keinem Kunststile brachte und sich mit einer eigenthümlich kurzen, unliterarischen, aber lebendig Alles in die Nähe und Gegenwart rückenden Schreibart begnügte. Viele deutsche Zeitungen, welche bis in die asiatische Türkei hinein ihre Originalcorrespondenten haben und mit jeder einigermaßen bekannten Völkerschaft in Südaustralien und Mittelasien vertraut sind, schienen plötzlich höchst überrascht zu sein, daß durch Rank, aus dem sie ganze Auszüge mittheilten, in den böhmischen Grenzgebirgen ein Völkchen entdeckt worden sei, welches aus Originaldeutschen der entschiedensten Art bestehe. Seitdem machten noch Andere novellistisch-ethnographische Entdeckungsreisen nach verschiedenen Gegenden Deutschlands, so A. Weill nach dem Elsaß, dessen Dorfleben er in seiner kecken, ungenirten Weise novellistisch verarbeitete, und Lentner, Verf. des Romans „Ritter und Bauer", nach Südbaiern, wo er mehre talentvoll geschriebene und in der „Europa" abgedruckte Novellen spielen läßt. Hierher kann man auch Spindler's „Der Vogelsteller von Imbst" zählen, der sich jedoch in den breitern Dimensionen eines Romans bewegt. Novellen mit solchen ethnographischen Hintergründen haben einen doppelten Reiz, einmal als Volks-, Landschafts- und Sittenschilderungen, sodann durch ihre poetische Ausschmückung oder Erfindung, die dann wol nur durch einzelne, aus der Wirklichkeit entnommene Züge dieser näher gerückt ist. Solche, wenn auch nur vereinzelte naive Züge reichen häufig hin, der magersten Erfindung Leben und Fülle zu geben und jenen Glauben an ein wirkliches Factum zu erwecken, welches der Aufnahme einer Novelle bei dem größern Publicum so günstig ist. Ohne den treuherzigen Chronikenstil, der die Verwendung so mancher wahren Züge aus den Hexenprocessen noch glaubhafter macht, würde man z. B. Meinhold's „Bernsteinhexe" vielleicht sehr mager gefunden haben. Der größere oder geringere Beifall, den sich bei der großen Menge eine Dichtung erwirbt, hängt meist von dem Fähigkeitsgrade des Dichters ab, womit er seine Dichtung der allerdings leicht überredeten Menge auch factisch glaubhaft zu machen weiß. Unzweifelhaft würde aus gleichem Grunde die christliche Religion in ihrer jetzigen Form mit dem Glauben an den historischen Christus aufhören; und ganz aus gleichem Grunde fügt sich die Menge schwer in eine Neuerung und ist, gegenüber der sich fort entwickelnden Intelligenz der Gebildeten, eine Hauptstütze der Regierungen in ihrem häufigen Bestreben, Veraltetes und zu historischem Moment Gewordenes aufrecht zu erhalten. Das Glaubwürdige und scheinbar Factische einer Dichtung wird aber gesteigert, wenn der Kreis, in welchem

sich der Dichter bewegt, in engen Grenzen abgeschlossen ist und ihm so Veranlassung wird, alle Specialitäten genau kennen zu lernen und, statt in der Luft der Allgemeinheit nach Phantomen umherzugreifen, einige schwere Erdmassen zu seinen Gebilden zu verwenden, obgleich es fast leichter sein mag, mit Klopstock eine ausgedehnte Himmelswirthschaft als mit Jean Paul eine beschränkte Familienwirthschaft poetisch und anschaulich zugleich zu schildern. Daher haben Immermann's „Epigonen" in ihrer allgemeinen hin- und herfahrenden Haltung geringeres Glück gemacht als die einzige westfälische Dorfepisode in seinem „Münchhausen"; daher überhaupt die Gunst, welche die novellistischen Darstellungen aus dem speciellen, provinziellen und bäuerlichen Leben sich in jüngster Zeit erworben haben.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation. Von K. F. H. Marx. Göttingen, Dieterich. 1844. Gr. 4. 20 Ngr.

Diese kleine, aber gehaltreiche, aus dem zweiten Bande der Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen besonders abgedruckte Schrift des Professors Marx an der Universität in Göttingen mag nicht blos insofern besondere Beachtung verdienen, als sie bestimmt ist, die Klagen, daß unsere Zeit, so sehr sie in materieller und geistiger Hinsicht vorwärts schreite, doch in physischer Hinsicht zurückkomme, daß das Befinden der Menschen gegen sonst schwächer und schwankender geworden, daß es von weit mehr Gefahren bedroht sei, und daß überhaupt die Krankheiten sowol an Extensität als an Intensität zugenommen hätten, auch wenn diese Klagen scheinbar begründet seien, doch als wirklich unbegründet darzustellen; sondern sie ist auch deshalb von nicht geringem Interesse, weil sie über Das, was unsere Zeit in der angegebenen Beziehung, verglichen mit frühern Zeiten, bereits geleistet hat, was in dieser Hinsicht und in Folge der Zunahme der Civilisation gethan ist, aber auch zugleich über Das, was diesfalls noch erstrebt werden muß und woran es noch mangelt, aufzuklären vermag. Die kleine Schrift ist in der That vielfach belehrend und anregend, und gerade unsere Zeit, die bemüht ist, gewisse Gefahren, gewisse Übel und Nachtheile für das Menschengeschlecht, wenn auch nicht ganz zu beseitigen, doch zu vermindern (diesem Zwecke dienen ja offenbar auch die „Mystères de Paris" von Sue), steht es wol an, den hier behandelten Gegenstand mit dem Verf. näher zu betrachten und alles Das, was hierbei Beherzigung und thätliche Beachtung verdient, auch wirklich zu beherzigen und zu beachten. Der Hauptzweck, den der Verf. vor Augen hatte, war: zu zeigen, daß mit der Zunahme und Ausbreitung der Cultur auch die Gesundheitsverhältnisse der Staaten und Völker eine wesentliche Verbesserung erfahren, daß die Krankheiten wirklich stets mehr an Menge und Stärke abnehmen, und daß jeder Fortschritt auf der Bahn der Erkenntniß und Gesittung auch wohlthätig auf das ganze leibliche Dasein des Geschlechts zurückwirke. Er wollte nicht blos zeigen, daß die Zunahme der Krankheiten in unserer Zeit der Civilisation und durch dieselbe in gewisser Hinsicht eine scheinbare sei; er wollte auch darthun, daß zwar eine große, von ihr gerade bedingte Zahl von Krankheitsursachen vorhanden sei, die nothwendig an sie geknüpft seien, daß sie aber durch sie wieder gemildert, neutralisirt, aufgehoben werden könnten, indem, neben den unvermeidlichen Ausflüssen eines ausgebildeten Culturzustandes, auch in gleichem Maße die Mittel sich entwickeln und vervielfältigen, ihnen zu begegnen und sie in ein beschränktes Bett zu leiten. Natürlich spricht der Verf. hierbei immer nur von echter, wahrer Civilisation, nicht aber von der nur sogenannten, falschen; allein — was ist denn echte, wahre Civilisation? worin besteht die falsche? worin besteht der unechte Culturzustand? In unserer Zeit scheint nicht blos Vieles, was es nicht ist; unsere Zeit strebt sogar in vielen Dingen nach dem bloßen Scheine, nach äußerm Glanze, nach falschem, unechtem Schimmer, und dies gilt ebenso von der Civilisation und Cultur, als es von der politischen und kirchlichen Freiheit gilt. Im Übrigen mag es sein, daß man für die gegentheilige Meinung des Verf., also für die Ansicht, daß mit der Zunahme der Civilisation auch die Krankheiten sich vermehrt hätten, oft nur nach dem bloßen Scheine geurtheilt hat. Ist aber nicht auch hier, nicht auch bei der Ansicht des Verf. Täuschung? Läge wirklich in der größern Civilisation der Grund der jetzt so sehr vermehrten Mittel, nicht nur zur Abhülfe der körperlichen und geistigen Krankheiten, sondern auch zu deren Verhütung und zur Abwendung der Gefahren, welche früher das Menschengeschlecht in höherm Grade bedrohten? Und wenn auch Letzteres der Fall wäre: ist die Civilisation nicht auch daran schuld, daß diese Krankheiten und Gefahren sich vermehrt haben? vermehrt haben — gegen frühere Zeiten? Wol mag es auch in dieser Beziehung in gewisser Hinsicht wahr sein, was der Verf., das bekannte Wort jenes englischen Staatsmannes: Kenntniß ist Macht, parodirend bemerkt: Kenntniß und Einsicht sei nicht blos Macht, sondern auch Gesundheit; allein könnte damit mehr gesagt sein, als daß es unsere Zeit, im Vergleich zu frühern Jahrhunderten, in der Wissenschaft, in der Erkenntniß der Krankheiten und der Mittel dagegen, namentlich auch in der praktischen und glücklichern Anwendung der letztern weiter gebracht habe? Das wird unserer Zeit, das wird der größern Civilisation und der vorwärts geschrittenen Cultur Niemand bestreiten; und auch hier finden sich sprechende Zeugnisse dafür in Demjenigen, was der Verf. über einzelne Krankheiten bemerkt, die jetzt theils seltener vorkommen und in ihren Wirkungen geringer sind, theils leichter verhütet werden können und unschädlich zu machen sind. Aber liegt es dessenungeachtet nicht in gewissen, durch die größere Civilisation und Cultur bedingten Verhältnissen des heutigen Lebens, namentlich in einigen Classen der bürgerlichen Gesellschaft, daß unserer Zeit manche Krankheiten, manche physische Übel eigenthümlicher sind als frühern Jahrhunderten? und kann man vornehmlich sagen, daß in unserer Zeit die Sittlichkeit so zugenommen habe und befördert ward, daß auch dadurch Krankheiten mehr als früher verdrängt worden seien? Es wäre gut, wenn man gerade das könnte; es wäre gut, wenn man es könnte, nicht blos um der Wirkung willen, sondern auch wegen der Ursache; aber hätte wirklich die Sittlichkeit, die praktische Religiosität in gleichem Grade zugenommen wie die Civilisation und die Cultur? Ref. kann seine Zweifel hierüber durchaus nicht unterdrücken, und er findet sie in so manchen betrübenden Erscheinungen und bedenklichen Zeichen der Zeit vielfach bestätigt. Der Geist unserer Zeit dient und huldigt mehr dem Verstande als dem Herzen! 31.

Notizen.

Mittelamerikanische Archäologie.

Der Architekt F. Catherwood, Gefährte des bekannten Reisenden Stephens auf dessen meisten Wanderungen durch Mittelamerika, hat eine Reihe von Ansichten alter mittelamerikanischer Denkmäler („Views of ancient monuments in Central-America, Chiapas and Yucatan") herausgegeben, welche den beschreibenden Reisewerken Stephens' als willkommene Erläuterung durch bildliche Darstellung dienen. Lassen auch diese ursprünglich mit dem Daguerreotyp aufgenommenen Zeichnungen eben wegen dieser ihrer Entstehungsart für den Künstler von Fach Manches zu wünschen übrig, und mögen sie ihrem Kunstwerthe nach mehr den Liebhaber des Wundervollen und

Malerischen befriedigen und mehr für die populaire Anschauung Geltung haben als für den strengen Kunstverständigen, so ist doch das Werk gerade wieder wegen seiner genauen und effectvollen Darstellungen höchst schätzenswerth und durch das Originelle und Fremdartige der dargestellten Gegenstände unstreitig das interessanteste unter allen neuern Skizzenbüchern. Die Anomalien dieser Bauart, welche symmetrisches Verhältniß und die Zierlichkeit reicher Ausstattung mit den häßlichsten und rohesten Phantasiegebilden verbindet, ziehen unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich. Die allgemeinen Umrisse der massiven Bauwerke in den alten Städten Copan, Palengue, Urmal, Chichen, Itza, Kabah und Tulum sind sehr gleichartig. Das Charakteristische von allen besteht in der pyramidalen Basis von verschiedener Höhe mit Stufen, welche zu einer Fläche von verschiedenem Umfange führen, auf welcher Reihen von engen, offenen Zellen aufgeführt sind, welche ihr Licht nur durch den Eingang erhalten. Auch die Wohnungen der Priester und die Tempel gleichen einander in dieser Hinsicht. Die Höhe der Gebäude war ohne Zweifel nach einem doppelten Zwecke bemessen: einmal um in dem Volke das Gefühl der priesterlichen Würde und Heiligkeit dauernd zu erhalten und die Priester vor profanem Zudrange zu bewahren; sodann nach Rücksichten auf die Gesundheit, indem die Bewohner dieser hohen Wohnungen durch schwere Steindächer vor der Sonnenhitze und ebenso vor den Ausdünstungen des feuchten Bodens in einem tropischen Klima geschützt waren; während die offenen Arcaden als kühle Gänge zum Genusse der Abend- und Morgenluft dienten. Obgleich man in der Basis die pyramidalischen Formen der Ägypter, in dem Oberbau die langen, niedrigen, terrassenförmigen Façaden Hindostans, und in den Verzierungen zum Theil sogar etwas von classischer Kunst wiederfindet, so sind die Tempel von Yucatan doch ganz eigenthümlicher Art; sie sind augenscheinlich ganz den Zwecken der Theokratie entsprechend gebaut; der Opferstein mit seiner abgerundeten, concaven Oberfläche und seinen Abzügen für das Blut der Schlachtopfer zu Füßen des Götzenbildes, dem diese blutigen Gebräuche galten, kann nicht deutlicher für diesen Zweck sprechen. Der Charakter der architektonischen Verzierungen deutet durchgängig auf ein in hölzernen Häusern wohnendes Volk; aller künstlerische Schmuck verräth den ursprünglichen Entwurf in Holzwerk, während die auf den Façaden stehend wiederkehrenden rohen und häßlichen Gestalten, welche das menschliche Gesicht darstellen sollen, und die Einfugung der die Götzen versinnlichenden kolossalen Masken mit gräulichen Fratzen in die weißen Mauern einen höchst niedrigen Standpunkt der bildenden Kunst bekundet. Zugleich erkennt man darin die geringe Civilisation eines Volks, welches zu Gegenständen seiner Ehrfurcht Bilder wählen konnte, die nicht viel höher stehen als die grinsenden Federmasken der Südseeinsulaner oder die hölzernen Schnitzwerke der Otaheitier und Neuseeländer. Unverhältnißmäßige Größe und wilder, häßlicher Ausdruck sind die Eigenschaften, welche ein Volk immer seinen Bildwerken gibt, so lange es noch den Schrecken für den Haupthebel religiöser Verehrung ansieht; wogegen schon erfinderische Phantasie erfoderlich ist, um die Attribute von Thieren mit der menschlichen Gestalt zu verbinden, wie es bei den Ägyptern geschah, bis endlich, aufwärtssteigend, die Griechen dahin gelangten, ihre Vorstellungen von göttlicher Vollkommenheit und Gestalten von vollendeter Schönheit und Größe zu verkörpern. Allenthalben hat die Priesterschaft die vorhandenen Mittel der Kunst zu ihren Zwecken in Bewegung gesetzt, und um deswillen können die Gegenstände der religiösen Verehrung stets als sprechende Zeugen für die Stufe des Geschmacks und der Kunstfertigkeit dienen, welche ein Volk je erreicht hat. Die constructive Fertigkeit der mittelamerikanischen Völker war somit weit entfernt von einem fortgeschrittenen, selbstschöpferischen Kunstsinne, und der Schluß liegt nahe, daß ihre architektonischen Kenntnisse etwas ihnen von außen Zugebrachtes waren, während ihre Geltung von bildender Kunst ihnen ganz eigenthümlich angehört. Verschiedene ihrer Bildungen verrathen es geradezu, daß man sich der ursprünglichen Bedeutung gar nicht bewußt war; ja sie sind sogar zuweilen in ganz verkehrten Verhältnissen ausgeführt. Die lithographischen Nachbildungen der ursprünglichen Zeichnungen Catherwood's von A. Picken, H. Warren, W. Perrot u. A. sind von malerischem Effect und treu im Detail. Die Einmischung von Farben in den Druck ist zuweilen von glücklicher Wirkung; wo man jedoch versucht hat, die wirklichen Farben der Gegenstände wiederzugeben, statt nur den Ton der ursprünglichen unbestimmten Färbung zu heben, ist der Erfolg nicht immer ein gelungener. Die oberste Leitung der ganzen lithographischen Ausführung hat Owen Jones geführt, und das Werk entspricht den hiernach zu stellenden Anfoderungen vollkommen. Das Ganze besteht aus 25 Tafeln nebst beschreibendem Texte.

Fata Morgana.

Von den gewaltigen Täuschungen, welchen der Reisende durch das Phänomen der Luftspiegelung ausgesetzt ist, findet sich ein neues Beispiel in dem von dem Staatssecretair für die Colonien, Lord Stanley, der Geographischen Gesellschaft zu London mitgetheilten, in deren Sitzung am 16. Juni verlesenen Berichte des Capitain Frame über eine im Juli 1843 angestellte Untersuchungsreise an den See Torrens. Jenseit des Flusses Murray sah sich Capitain Frame genöthigt, von der Ebene, die er bisher durchwandert hatte, hinweg seine Richtung nach dem zur Linken liegenden hügeligen Hochlande einzuschlagen, um daselbst Wasser aufzusuchen. In dieser Richtung nach Norden vorwärts dringend gelangte er zu 30° 59' südl. Br., wo der See in einer Entfernung von 15—16 Meilen in seinen Gesichtskreis trat. Von dem Hochlande aus erschien er mit Wasser gefüllt, Inseln in seiner Mitte umschließend und im Osten von einem hohen Felsenufer begrenzt. Als man jedoch am folgenden Tage an Ort und Stelle kam, war nirgend ein Tropfen Wasser zu sehen. In Zwischenräumen traf man eine salzige Kruste über dem Sande am Rande des Sees oder, richtiger gesagt, der Wüste. Der Sand wurde je weiter immer lockerer, ohne die geringste Spur von Vegetation, und jeder Versuch, zu Pferde vorwärts zu dringen, erschien vergeblich. Alles war eine Täuschung durch wesenlose Luftgebilde gewesen. Die ganze Gegend, welche Capitain Frame auf diesem Ausfluge durchwanderte und überschauen konnte, war eine völlige Einöde, für keinen der Colonisationszwecke, weder in Hinsicht auf Ackerbau noch auf Viehzucht tauglich.

Die Oberfläche des Kaspischen Meeres.

Bis jetzt war es eine allgemein feststehende Annahme, daß der Stand des Wassers im Kaspischen Meere sich mindestens um 300 Fuß unter dem des Schwarzen und des Mittelländischen Meeres befinde. Diese Ansicht gründete sich auf eine Reihe barometrischer Beobachtungen; allein man machte ausfindig, daß auf der Linie von zahlreichen Stationen längs des Landstrichs zwischen dem Kaspischen und dem Asowschen Meere einzelne unbedeutende Täuschungen zu einem sehr bedeutenden Irrthum angewachsen waren, und eine neue Untersuchung zu veranstalten sei. Diese ward von dem berühmten Astronomen Struve unternommen unter Mitwirkung dreier anderer Mathematiker: Fuß, Sawitsch und Sabler, von welchen Jeder besondere trigonometrische Messungen anstellte, deren Ergebnisse höchstens um ein bis zwei Fuß voneinander abwichen. Das Gesammtergebniß, welches Struve neulich bei seinem Aufenthalt in England dem Präsidenten der Geographischen Gesellschaft, Murchison, und dieser der Gesellschaft in ihrer letzten Sitzung für diese Saison, am 24. Juni, mitgetheilt hat, geht dahin, daß jener Abstand beider Meere nicht mehr als 83,6 englische Fuß beträgt, wodurch denn diese lange schwebende geographische Frage zu einer bestimmten endlichen Lösung gediehen ist. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 237. —— 24. August 1844.

Schwarzwälder Dorfgeschichten. Novellen aus dem Bauernleben von Berthold Auerbach.

(Beschluß aus Nr. 236.)

Den eben Genannten schließt sich Berthold Auerbach in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" mit ausgezeichnetem Glück an. Die weitläufigen Tendenzen in seinen frühern Romanen: „Spinoza" und „Dichter und Kaufmann", so viel Schönes und Beherzigenswerthes sie auch enthielten, verklangen ohne besondern Nachhall; seine in beschränktern Kreisen spielenden Dorfgeschichten wendeten ihm ebenso schnell als entschieden die Gunst des lesenden Publicums wie der Kritik zu. Ich will Auerbach über die früher Genannten, deren Jeder seine eigenen Verdienste und Vorzüge hat, nicht geradeswegs stellen, aber er vereinigt in einem gewissen Grade die Vorzüge dieser Aller. Er ist ebenso wenig ohne Intentionen und Tendenzen als Willkomm in seinen frühern Novellen, aber er weiß sie geschickter zu verarbeiten und aus der rein subjectiven Haltung und Vereinzelung zu objectiver Gestaltung und zu einem allgemeinen, wenn auch nicht auffallend sichtbaren Grundzuge zu erheben; er spricht nicht in seiner Subjectivität als reflectirender und erläuternder Chorus zu uns, sondern durch die rein natürliche Wirkung von Thatsachen, Personen und Situationen, die kaum noch erfunden, sondern gegeben zu sein scheinen. Er geht ferner so naiv und treuherzig in ethnographische Details ein wie Rank, aber er weiß sie besser zu verschmelzen und zugleich als wirksame Kunstmittel zu verwenden. Sein Stil ist nicht so subjectiv eigensinnig wie der Rank's, dabei milder und von einer Naivetät, welche auf Kunstbildung beruht und so zur Natur zurückgekehrt ist, daß man ihm die künstliche Berechnung gar nicht ansieht. Auch an Immermann erinnert er, in einigen Figuren wie im Buchmaier vielleicht zu auffallend, obgleich dieser Buchmaier, von dem Vorbild abgesehen, ebenfalls ein ganz vortrefflicher Kerl ist. Hier und da spricht sich, wie in Zschokke's „Goldmacherdorf", ein didaktischer Zweck aus, obgleich sich in dieser Hinsicht Manches zum Vortheil und zu Gunsten Auerbach's bemerken läßt. Das stille, süße, heimlich poetische Gemüth, welches bis in die feinsten Falten des Seelenlebens dringt und den Leser Alles miterleben läßt, weil es selbst Alles miterlebt, hat er vor Vielen der Genannten voraus. Hierin übertrifft er vorzüglich Immermann, der mehr seinem plastischen Triebe gehorcht, während Auerbach auch mit zarten an das Herz sprechenden Tinten zu malen weiß. Eine gewisse musikalische Innerlichkeit und ein leiser Anklang von Humor zeichnen Auerbach außerdem noch aus. Die novellistische Erfindung ist nirgend die Hauptsache, sondern die psychologische Durchführung; diese Dorfgeschichten sind reine Gemüthsbilder. In Summa: wir haben hier eine durchaus zartkräftige, gemüthvoll gesunde, liebenswürdige und dabei lehrreiche Erscheinung vor uns.

Den Inhalt dieser Novellen zergliedern, hieße einen schönen menschlichen Körper skelettiren, eine Blume trocknen und ihres Duftes berauben, den Farbenschmelz von den Fittichen eines Schmetterlings abstreifen. Hier und da ließe sich mäkeln; aber die wie ein Wurm fressende Kritik wäre hier übel angebracht; man muß diese Dorfgeschichten mit den Augen eines Liebhabers, nicht mit den scharfen Blicken und Seitenblicken eines Kritikers betrachten. Gleich die ersten allerliebsten Genrebilder: „Der Tolpatsch" und „Die Kriegspfeife", sind in ihrem Inhalt so einfach, daß er allen Reiz verlieren würde, wenn man ihn hier in seiner Nacktheit anführen wollte. Einen rein tragischen Ausgang haben die folgenden: „Des Schloßbauers Befele" und „Tonele mit der gebissenen Wange". Die erstere erzählt eine traurige Geschichte, wie sie tausendmal vorgekommen ist und noch täglich vorkommt, und über die der verbrecherische Egoismus der Männer sich mit dem schneidenden Ausspruche des Mephistopheles tröstet: „Es ist die erste nicht." Befele wird durch einen betrügerischen Städter, dem sie mit allen Kräften ihrer Seele und ihres Herzens vertraut, verführt und zu Grunde gerichtet. Rührend ist die Liebe Wendel's zu der Gefallenen. Als Befele eines Tages weinend in der Küche auf dem Herde saß, trat der Wendel ein und sagte:

> Müßet nicht greinen, ich hab's euch ja damals gesagt, es gibt noch rechtschaffene Bauersleut' genug, wenn sie auch keine solchen Katzenbuckel machen können.

Befele sah mit thränenden Augen auf, über diese Rede befremdet; es antwortete aber nichts und der Wendel fuhr nach einer Weile fort:

> Ja, gucket mich nur an; was ich sag', ist so wahr, wie wenn's der Pfarrer von der Kanzel sagt.

Er näherte sich Wefele und faßte dessen Hand, indem er weiter sagte:

Drum kurz und gut, ich weiß, wie's mit euch steht, aber ihr seid doch braver als hundert Andere, und wenn ihr Ja saget, ist über 14 Tag' unsere Hochzeit und euer Kind ist mein Kind.

Endlich, nach einigem Hin- und Widerreden, sagte Wefele schwer athmend:

Ich kann nicht viel reden, aber verzeih mir's, ich kann nicht; Gott wird dir dein Herz noch gewiß belohnen, aber gelt, jetzt reden wir kein Wort mehr davon.

Und der Wendel ging fort und sagte noch in derselben Stunde dem Melchior auf Martini den Dienst auf. Wefele wanderte eines Tages nach Stuttgart; man hat nichts weiter von ihr gehört. Brönner, ihr Verführer, kam auf dem Meere um. Dies ist eine zu leichte Strafe für einen Verführer dieser subtilsten Art; er müßte eigentlich zur Buße ein langes Leben hindurch moralisches und physisches Elend mit sich herumschleppen und allmälig in sich selbst verfaulen; denn die Fäulniß steckte schon in ihm.

An der Novelle „Tonele mit der gebissenen Wange" ließe sich die zu schnell herbeigeführte tragische Katastrophe aussetzen, die, weil sie zu abrupt herein und das Gebäude der Novelle über den Haufen stürzt, weniger Wirkung macht, als der traurige Fall an sich erwarten läßt. Doch ich will ja nicht kritisch mäkeln und mache den Bruch meines Versprechens dadurch wieder gut, daß ich die fünfte Geschichte: „Befehlertes", unbedingt preise und empfehle. Sie enthält zugleich eine schöne Rede des Buchmaier, aus welcher hier Einiges mitgetheilt sein soll. Seit alten Zeiten ist es unter den schwarzwälder Bauern Sitte und Recht der „Mannen", d. h. der verheiratheten Männer, nicht der „Buben" oder ledigen Bursche, bei einem Gange über Feld, d. h. von einem Orte zum andern, eine kleine Handaxt am linken Arme zu tragen. Der Oberamtmann Rellings verbietet in allen Dörfern des Oberamts diesen alten Brauch. Da tritt Buchmaier mit den Bauern, alle ihre Axt am linken Arme tragend, vor den Oberamtmann.

Allen Respect vor euch — sagt er — Herr Oberamtmann, der König hat euch geschickt und wir müssen euch gehorchen, wie das Gesetz will; der König ist ein braver, rechtschaffener Mann, er will gewiß nicht, daß man die Bauern wie das Vieh hudeln oder wie die Kinder mit Döble (Schlägen auf die Hand) einschulen soll. Die kleinen Herrle, die von oben bis 'runter stehen, die haben Freud' an dem Befehlertesspielen; zuletzt schreiben sie's noch nach Noten vor, wie die Henn' gackern muß, wenn sie ein Ei legt.... Die Gemeinde soll jetzt gar nichts mehr gelten, Alles soll in den Beamtenstuben abgethan werden; ei so pflüget und erntet auch in den Beamtenstuben. Mit eurem Schreiberwesen wisset ihr nichts mehr zu befehlen und ihr kommt ans Verhüten, Vorsorgen und Verhindern. Und wenn ich da mit der Axt die Thüren bis zum König aufbrechen muß, ich geb' sie nicht aus der Hand. Wer sagt denn euch, daß wir noch ärger als die kleinen Kinder sind und ihr unsere Lehrer und Vormünder? Ihr Herren thut gerad', als wäret ihr dran schuld, daß ich jetzt nicht zum Fenster 'nausspring'; in der Hauptsach' vom Leben muß ja doch Jeder für sich und jede Gemeinde sorgen und nicht ihr Herren. Was sag' ich da? Herren! Unsere Diener seid ihr und wir sind die Herren. Ihr meinet immer, wir sind euretwegen da, damit ihr was zu befehlen habt; wir bezahlen euch, damit Ordnung im Land' ist, und nicht, um uns cujoniren zu lassen. Staatsdiener seid ihr, und der Staat, das sind wir, wir Bürger. Wenn uns kein Recht wird, so gehen wir nicht mehr zum Brünnele, sondern zum Brunnen; und eh' leg' ich meinen Kopf auf den Block und laß mir ihn mit der Axt vom Henker abhacken, eh' ich sie mir von einem Beamten ohne meinen Willen nehmen laß'.

Die drei größern Erzählungen: „Iwo, der Hairle" (Herrlein, Pfarrer), „Florian und Creszenz" und „Der Lauterbacher", halte ich zugleich auch für die schönsten der Sammlung, namentlich die erste, in welcher ein überaus reiches und poetisches Gemüthsleben quillt und Alles aus der innerlichsten Anschauung des Welt-, Natur- und Menschenlebens hervorgegangen ist. Sie ist geradezu ein größeres Meisterstück zu nennen, worin wieder kleinere Meisterstücke, wie der prächtige Brief des Aloys Schorer, des frühern Tolpatsch, aus Amerika eingewebt sind. In mehr äußerlichen, wenn auch lebendigen Zügen bewegt sich die zweite der genannten Erzählungen. Vortrefflich ist in der dritten der junge Schullehrer, der Zögling der modernen Bildung, geschildert, der sich von dieser starren Mammuthnatur der Nordstetter überall beengt und zurückgestoßen fühlt, in seiner geistig delicaten und nach innen gewandten Bildung, aber seinerseits ebenso oft den Nordstettern Gelegenheit zu offenem oder heimlichem Gespötte gibt, bis sich die Gemeinde und der Schullehrer allmälig in ihren Vorzügen kennen und würdigen lernen und dieser durch eine Heirath mit einer Tochter aus der Gemeinde sich mit der letztern völlig verschmilzt und verwächst. Etwas philiströs Didaktisches liegt jedoch gegen den Schluß hin in den vom Schullehrer eingerichteten Lesestunden für die Gemeinde, wobei unter Anderm Körner's „Hedwig die Banditenbraut" gelesen wird und sich des größten Beifalls erfreut.

Es fehlt diesen Dorfgeschichten auch nicht an einer Menge treffender oder sinniger Bemerkungen, die ohne Prätension und in einem reinlichen Werkeltagsanzuge auftreten und doch so sonntäglich wirken. Poetische Klänge ziehen bald da bald dort, wie fernes festliches Dorfgeläut, durch die Luft und laden den Leser zur Kirche; denn der Verf. ist religiös, aber im besten, edelsten Sinne. Sein Gott ist nicht der Gott der Juden noch der der Christen, nicht der Gott der Bibel, der Exegese und Dogmatik, noch der starre philosophische Gott, die Ausgeburt des kalten abstracten Denkens, sondern der Gott, zu dem auch das Kind und der Greis beten können, der Gott, der sich mit und aus dem Gemüthe erzeugt und im innern Gefühlshimmel des Menschen seine Wohnung aufgeschlagen hat. Daher das Versöhnliche und Milde in Auerbach's gesammter Erscheinung. Was den Volksstamm betrifft, welchen Auerbach hier schildert, so zeigt sich dieser treuherzig, naiv, munter, derb, selbst knorrig, sodaß man der verknoteten harten Rinde oft nicht ansieht, welche Saftadern von Gemüth und Liebe im Innern des Stammes auf- und niedersteigen. Aus der Rede Buchmaier's und aus an-

dern Stellen erkennen wir, daß dieses Volk an seinen Rechten und ererbten Sitten mit unerschütterlichem Trotze hängt und, dem verhaßten Schreibervolke gegenüber, selbst von äußerlichen, scheinbar unbedeutenden Gebräuchen nicht lassen will, zum Theil aus liebgewordener Gewohnheit, zum Theil in dem richtigen Instinct, daß, einmal im Kleinen nachgegeben, des Foderns und Nachgebens kein Ende sein wird; denn wer heute den Stiel einer Axt von uns verlangt, wird, in seiner Foderung befriedigt, morgen auch die Axt selbst in Anspruch nehmen. So richtig daher in ihrem Princip diese instinctmäßige Opposition auch ist, so hat sie doch mit dem modernen Liberalismus nichts zu thun; denn das große Ganze liegt ihr im geringsten nicht im Sinn; sie beschränkt sich nur auf specielle Stammes-, Local- und Gemeinderechte, und während die eigentlich liberale Opposition den alten Flitter und Plunder immer mehr abzustreifen und eine große Allgemeinheit für die vielen Besonderheiten herzustellen sich bemüht, bezweckt die Opposition dieser bäuerlichen Gemeinden von allem Diesen das gerade Gegentheil. Der Liberalismus kann aus diesen gesunden, aber beschränkten Zuständen für jetzt noch keine Nahrung saugen, und erst, wenn er aus seinen krank- und krampfhaften Zuckungen zu einer organischen Bildung durchgedrungen und nicht mehr auf das Lesen und Schreiben der Journale beschränkt sein wird, möchte es ihm gelingen, auch diese bäuerlichen Besonderheiten in sich aufzunehmen als einen ihm vielleicht sehr nothwendigen, wenigstens heilsamen und neue und gesunde Kräfte zuführenden Beisatz. Bis zu diesem noch sehr fernen Tage wird uns die Lecture solcher einfach gesunden Darstellungen aus dem Bauern- und Volksleben jene Erquickung bieten können, um die wir vergebens die fremdartigen Riechwasser und Essenzen unserer Salonromantik in ganzen Fluten an unsere Stirn verschwenden; die von vielem Grübeln und Denken brennt, während dort ein reines und gesundes Quellwasser, welches aus der Brust des deutschen Volks selbst durch die literarischen Brunnenmeister hervorgelockt zu sein scheint, eine belebende und natürliche Frische rings um sich her verbreitet. Hermann Marggraff.

Shakspeare in Frankreich.

Seit dem ersten Erscheinen der verwässerten Bearbeitungen Shakspeare'scher Stücke von Ducis ist in Frankreich für das Verständniß des großen britischen Dichters ein mächtiger Schritt geschehen. Selbst auf der Bühne, auf der sich die Ducis'schen Übersetzungen zum Theil wenigstens noch immer erhalten haben, sind schon einige bessere Bearbeitungen zum Vorschein gekommen, es wird endlich gelingen, Shakspeare nicht mehr im verkleinerten Maßstabe, sondern in seiner ganzen Größe den Franzosen vorzuführen. Zu den vorzüglichern Übersetzungen Shakspeare'scher Stücke rechnen wir z. B. die Bearbeitung des „Othello", welche von dem berühmten Alfred de Vigny herrührt. Freilich hat auch diese Nachbildung immer noch ihre großen Mängel und Schwächen, und es ist wol erklärlich, weshalb das Shakspeare'sche Meisterwerk auch in dieser Gestalt noch nicht die volle Anerkennung in Frankreich gefunden hat; indessen ist dies doch immerhin ein Fortschritt. [illegible] darf man sich von der Hoffnung nicht zu weit reißen lassen, denn im Grunde ist die Kluft zwischen den Dichtungen Shakspeare's und der ganzen französischen Poesie so ungeheuer, daß man wol nicht annehmen kann, die Werke dieses Dichters würden jemals in Frankreich sich einer wirklichen Popularität erfreuen. Daher kommt es denn, daß einer der bessern unter den jüngern französischen Dichtern vergeblich seine gelungenen Übersetzungen von „Macbeth" und „Romeo und Julie" auf dem Théâtre français zur Aufführung zu bringen versucht hat. Immer blieben die Thüren dieses Theaters verschlossen, obgleich der Name des Bearbeiters in der literarischen Welt bereits einen guten Klang hat. So sieht sich denn Emile Deschamps — denn er ist der neue Übersetzer Shakspeare's, von dem wir reden — genöthigt, seine Bearbeitungen der Shakspeare'schen Stücke, nachdem sie Jahre lang in den Bureaux des Théâtre français gelegen hatten, dem Drucke zu übergeben. Auch Deschamps hat sich noch erlaubt, einige stark aufgetragene Stellen zu mildern und einige Verkürzungen vorzunehmen, aber man muß ihm wenigstens nachrühmen, daß er bei diesen vermeintlichen Verbesserungen, die nun einmal in Frankreich noch unerlaßlich sind, wirklichen Takt bewiesen hat. Anerkennungswerth ist auch, daß er, ohne den Reiz der Form zu verschmähen, sich bemüht hat, in seiner Bearbeitung den Schwung der Shakspeare'schen Sprache ahnen zu lassen. Vielleicht ist es für die zahllosen Freunde des großen Dichters in Deutschland nicht ohne Interesse, wenn wir ein Bruchstück aus dieser neuen Übersetzung mittheilen. Wir wählen als Probe den Monolog Macbeth's, als derselbe, von phantastischen Bildern umdrängt, sich in das Zimmer des Königs begibt:

Est-ce bien un poignard que je vois, dont la garde
Est vers ma main tournée? Oh! oui, plus je regarde...
Viens que je te saisisse, instrument infernal!
Tu voles dans la nuit, comme un oiseau fatal.
Mais, je ne te tiens pas... comment est-il possible
Que je te voie encore? N'es-tu donc pas sensible
Au toucher comme aux yeux, étrange vision?
Ou n'es-tu qu'un poignard d'imagination,
Fruit d'un cerveau malade et d'une âme coupable?
Je te vois cependant, tu me sembles palpable
Autant que celui-ci qui frémit sous ma main.
Tu m'indiques mon arme et traces mon chemin.
De tous mes sens, mes yeux sont les seuls en délire,
Ou bien ils valent seuls tous les autres... Et dire
Que je te vois toujours!... sur ta lame, à présent,
Je remarque, par place, oui des gouttes de sang,
Qui ne s'y trouvaient pas... Tout est imaginaire,
Rien n'est réel, non c'est... mon projet sanguinaire
Qui prend là cette forme existant pour moi seul.
— Maintenant, la nature, avec son noir linceul,
Pour une des moitiés du monde semble morte;
Et de songes maudits, rôdant de porte en porte,
Abusent le sommeil, de rideaux entouré!
Maintenant, dans un lieu, des humains abhorré,
Les sorcières, cherchant de nouveaux maléfices,
Vont à la pâle Hécate offrir leurs sacrifices,
Et le meurtre, averti par le loup vigilant,
Sentinelle affamée autour des bois hurlant,
Comme autrefois Tarquin allonge un pas nocturne,
Et vers son crime au loin s'avance, taciturne. —
Quelle que soit la route où s'enfoncent mes pas,
Terre solide et ferme, oh! ne les entends pas,
De peur que tes cailloux ne parlent de ma course,
Et n'étouffent ainsi mon forfait dans sa source.
Tandis que je menace, il respire... Avançons.
L'ardeur de l'action s'évapore en vains sons.
Tout est calme, muet, désert... Terminons vite.
Oui, j'y vais. C'en est fait, et la cloche m'invite.
Ne l'entends point, Duncan, car cette voix de fer
Est la voix qui t'appelle au ciel ou dans l'enfer.

Die Übertragung von „Romeo und Julie" ist fast noch gelungener als die des „Macbeth", indem nämlich das ganze Talent Emile Deschamps' sich mehr zur Darstellung der zartern Gefühle eignet. 2.

Bibliographie.

Adami, F., Sonnenblumen. Almanach historischer und moderner Novellen für 1845. 6ter Jahrgang. Berlin, Behr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Andresen-Siemens, J., Andeutungen betreffend Deutschlands Handelsschiffahrt in besonderer Beziehung auf die Elbe. Hamburg, Kittler. 12. 7½ Ngr.

Beaumont, Ch. v., Die Kirche, ihre Autorität, ihre Institutionen und der Jesuitenorden. Mit einem Anhange von Zeugnissen und Urtheilen über den Jesuitenorden, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von einem Staatsmanne. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Castioli. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Bindemann, C., Der heilige Augustinus. 1ster Band: Das Leben des Augustinus bis zu seiner Taufe, oder bis zum Schlusse des geschichtlichen Theils der Confessionen. Berlin, Schultze. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Börne's, L., Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von den Erben des literarischen Nachlasses. Zwei Bände. Mit Börne's Bildniß. Manheim, Bassermann. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. 3te Sammlung. Adorf, Verlagsbureau. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Actenmäßige Darstellung der wider den Rittergutsbesitzer Alex. Küntzel geführten fiscalischen Untersuchung. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit seit der französischen Revolution. Nach den Quellen und Original-Memoiren bearbeitet und herausgegeben von Bruno Bauer und Edgar Bauer. Charlottenburg, Bauer. 8.

Religion und Kirche in Frankreich seit der Auflösung der constituirenden Versammlung bis zum Sturz Robespierre's. Von C. Jungnitz. 2te Abtheilung. 17½ Ngr.

Dreis, Über Sallust als Geschichtsschreiber, mit besonderer Berücksichtigung der beiden Einleitungen zu Catilina und Jugurtha. Itzehoe. 1843. 4. 7½ Ngr.

Drey, J. S. v., Die Apologetik als wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums in seiner Erscheinung. 1ster Band: Philosophie der Offenbarung. 2te verbesserte Auflage. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erb, K. M., Das Aufsichtsamt über die Volksschule. Vom pädagogischen und administratorischen Standpunkte. Ulm, Wohler. 8. 1 Thlr.

Feierabend, M. A., Geschichte der eidgenössischen Freischießen. Ein Scherflein auf den Festaltar der vierhundertjährigen Schlachtfeier von St. Jakob und des dazu veranstalteten eidgenössischen Freischießens in Basel im Juli 1844. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frank, P. P., Krieg und Frieden. Oder: Der Hermesianismus und seine Gegner. Sechs Sendschreiben an Herrn Rath und Notar Deycks zu Opladen. Nebst einer classischen Abhandlung über die Verleumdung. Siegen, Friedrich. 8. 10 Ngr.

Hermann, E., Eintracht gibt Macht, oder die dringende Nothwendigkeit für die evangelische Kirche unserer Zeit zu einem gleichmäßigen Verfahren in Hinsicht auf die gemischten Ehen und die religiöse Erziehung der Kinder in denselben. Düsseldorf, Böttcher. Gr. 8. 12½ Ngr.

Hurter, F., Reden und Predigten. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Juliens Nachlaß. Von der Verfasserin von Juliens Briefen. Leipzig, Wienbrack. 8. 22½ Ngr.

Kuttenberger, K., Bilder aus dem Soldatenleben. Leipzig, O. Wigand. Kl. 8. 8 Ngr.

Lever, C. J., Jack Hinton. Irische Bilder. Aus dem Englischen von C. Richard. Zwei Bände. Aachen, Mayer. Gr. 12. 3 Thlr.

Liebig, J., Bemerkungen über das Verhältniss der Thier-Chemie zur Thier-Physiologie. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Luther's, M., Politische Schriften. Mit einer Einleitung über Luther's Bedeutung im deutschen Nationalleben herausgegeben von Th. Mundt. 1ste und 2te Lieferung (oder 1ster Band). Berlin, Simion. Kl. 8. 15 Ngr.

Des Pindaros Siegesgesänge aus der griechischen Urschrift verdeutscht von *F. Ganter*. Donaueschingen. 8. 15 Ngr.

Preiswerk, S., Festrede bei der Secularfeier der Schlacht von St. Jakob, gehalten auf dem Schlachtfelde den 30. Juni 1844. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 2 Ngr.

Rau, H., Mysterien eines Freimaurers. Zwei Theile. (Manuscript für Freimaurer.) Stuttgart, Franckh. 8. 2 Thlr.

Rödinger, F., Nationale Rechtserzeugung und Rechtsbildung in Deutschland. Ein Vortrag für die Versammlung der Advokaten in Mainz bestimmt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7½ Ngr.

Roth, S. L., Die Zünfte. Eine Schutzschrift. Hermannstadt, v. Hochmeister. Gr. 12. 7½ Ngr.

St. Relly, Die Rückkehr ins Vaterhaus. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Schlacht bei St. Jakob in den Berichten der Zeitgenossen. Säcularschrift der historischen Gesellschaft zu Basel. Mit Vorrede von W. Wackernagel. Basel, Schweighauser. 4. 25 Ngr.

Schreiter, T. G., Die Hoffnungen und Hindernisse des Gustav-Adolf-Vereins. Kiel, Universitätsbuchhandlung. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sherwood, Mistreß, Frauenwerth. Aus dem Englischen. Hamburg, Kittler. 8. 1 Thlr.

Simrock, K., Das kleine Heldenbuch. Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. (Des Heldenbuches 3ter Band.) Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Spaziergänge eines Wiener Poeten. 3te Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 22½ Ngr.

Die Staatskirche Rußlands im Jahre 1839. Nach den neuesten Synodalberichten dargestellt von einem Priester aus der Congregation des Oratoriums. Mit Beilagen. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Stadelmann, R., Die Stiftung von Hofwyl. In Auszügen und Umrissen der Hofwyler Blätter und Bestrebungen dargestellt. Mit Vorwort und Widmung von F. C. H. Beck. Darmstadt, Jonghaus. 12. 15 Ngr.

Das römische Studienwesen, nach den Statuten Leo's XII. Erlassen den 28. Aug. des J. 1824. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 10 Ngr.

Tits, A., Schöpfungslehre oder Theorie der christlichen Philosophie, über Gott und dessen Verhältniß zur Welt, verglichen mit den Grundsätzen des Rationalismus neuerer Zeit. Aus dem Französischen übersetzt von P. Braff. Aachen, Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Vilney, A., Toni. Ein Gemälde aus Ungarns Gegenwart. Manheim, Bassermann. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Vogl, J. N., Klänge und Bilder aus Ungarn. Dichtungen. 2te vermehrte Auflage. Wien, Tendler. 8. 22½ Ngr.

Gustav Wachenhusen und die deutschen Studenten. Einige Worte zur Würdigung seiner Schrift: „An die deutschen Studenten." Quedlinburg, Basse. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 238. —— 25. August 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Dritter und letzter Artikel.*)

26. Dramen und Dramaturgisches. Von C. Immermann. Düsseldorf, Schaub. 1843. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zu der Zeit, als wir Immermann, den halleschen Studenten, welchem seine Kämpfe mit der Burschenschaft die Ehre einer Deputation nach Berlin verschafften, kennen lernten, glaubten wir wahrlich nicht, zur Beurtheilung seines literarischen Nachlasses dereinst noch berufen zu sein. Der früh vollendete Dichter war damals ein stämmiger, ungewöhnlich kräftiger Jüngling, den, wie jedes Unrecht, die Anmaßungen der Burschenschaft grimmig gemacht hatten; er glich einem Bären, von außen und innen, und schien mindestens die doppelte Lebenszeit, die uns bestimmt sein mochte, vor sich zu haben. Nun denn, er ist vor uns heimgegangen; aber er wird mehr als die doppelte Lebenszeit leben! Sein Geist ist so fein, daß er sich vielen Zeitaltern einfügt, und er ist sicher, mit den nächsten Generationen zu leben, wenn diese dem Geiste huldigen. Bekanntlich fehlte ihm zum populairen Dichter Alles; er verachtete die Massen, er sonderte sich von den Tagesinteressen, er floh die Coterien, er war Denker, neben Dem, daß er Dichter war, und da er die Politik fast ebenso begriff, wie Goethe that, so war ihm populairer Ruf natürlich nicht beschieden. Die Versuche, die er ein oder zwei Mal machte, diesen Preis zu erringen, z. B. mit dem „Trauerspiel in Tirol", scheiterten, weil sie gegen seine Natur waren. Er dichtete, gleichsam um sich selbst zu strafen wie für eine Verwirrung, den „Merlin". Am vollendetsten war er, wenn er weder unter noch über sich hinausging, wenn er seine eigene edle, abwiegende, des Hasses unfähige, in sich fußende Natur darstellte, wie in den „Epigonen".

Hier empfangen wir eine Nachlese seiner dramatischen Arbeiten; schon Gedrucktes, aber nicht Veraltetes: eine dramaturgische Erstlingsarbeit über den „Rasenden Ajax" des Sophokles; „Die Prinzen von Syrakus", romantisches Lustspiel, etwas breiten Witzes voll — der Witz soll spitz, ein Blitz sein —; die dramatische Idylle „Die Nachbarn", gut erfunden, gefühlsam, leicht, gefällig; ein „Morgenscherz in Versen", der schon 1824 in Holtei's „Jahrbuch" schwerfällig und gedehnt erschien, und endlich: „Die Opfer des Schweigens", dramatisches Gedicht (1837), hier unter dem veränderten Titel „Ghismonda", eine der letzten namhaften Arbeiten des Dichters. Das Stück ist vielfach getadelt worden; der poetische Anhauch darin ist unverkennbar. Ein Geist, dem Schönen aus Naturtrieb zugewendet, kennt über dem Kampf gegen das Schicksal etwas Höheres, die schweigende Entsagung; der Kampf ist ihm Krampf und das Krampfhafte ist unschön; Schönheit aber ist Ruhe. Hier aber — und das ist schlimm — ist das „Schweigen", dem zwei edle Opfer fallen, eigentlich nicht viel mehr als eine Grille, und diese kann auf tragischen Effect nicht rechnen. Ghismonda verlangt, daß Guiscard Niemandem ihre Liebe verrathe. Warum verlangt sie das, da sich Beide doch trennen? Und wenn sie es ohne Grund verlangt ist Guiscard bis zum Tode an sein Versprechen gebunden? Und dieser Tod — von der Hand eines Greises — ist er eine natürliche Folge von Guiscard's Schweigen? Ist er überhaupt natürlich, wahr? So sehen wir in zwei Hauptbezügen bei dieser Tragödie die Natur verletzt; des Dichters Wille ist an ihre Stelle getreten; er aber bleibt uns den Nachweis schuldig, daß er zu diesem Willensact berechtigt war. Die treffliche Form, der poetische Ausdruck, die schöne Prägnanz des Stücks, sie leisten, so viel sie vermögen, Ersatz für diese Grundgebrechen des Plans. Die Liebe, und zwar die plötzliche, bewußtlose, unbesiegliche weiß der Verf. schweigend und sprechend zu zeichnen, wie Wenige neben ihm. Zuerst malt er sie stumm, dann in der köstlichen Scene des dritten Acts, mit überflutender Rede, endlich am Schluß kurzweg sich selbst vergötternd, verächtlich gegen Alles, was sie nicht ist. So ziemt es sich! Schön ist auch Ghismonda's Zorn gegen den schon Geliebten, der ihre Seele aus ihrer ruhigen Fassung wirft; schön ist's, daß ihre Thränen unwillkürliche Verräther ihrer Liebe werden; schön ist ihr letztes lautes Bekenntniß vor dem ganzen Hofe. Eine Wendung der Gedanken aber wie die folgende kann nur bei einem wahren Dichter gefunden werden.

Guiscardo.

Nun bleib' ich doch?

Ghismonda.

Mit nichten, mein Guiscardo.
Daß diese Stund' in unser Leben trat,
Wir konnten's nicht verhindern; aber daß
Kein schimpflich Leben solcher Stunde folge,
Das steht bei uns. Mein Freund, die Zeit ist längst
Vorüber, da Isolt und Tristan durften
Ein heimlich Minneleben führen, Dichter
Dies holde Recht in ihren Reimen lobten.
Streng herrscht der Sitte eisernes Gesetz. —
Und wähnst du, weil mich deine Arm' umschlossen,
Vergessen hab' ich, wer ich bin? . . . .

Es mag eine Generation darüber hingehen, ehe für Deutschlands Dramaturgie wieder ein Immermann geboren wird.

27. Lustspiele von C. Töpfer. Fünfter und sechster Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1843. Gr. 12. 4 Thlr. 10 Ngr.

Ein frischer Geist in alten Stücken, wie sie der fünfte Band enthält. Wer hat sich an „Hermann und Dorothea" nicht einmal erfreut, wem der „Empfehlungsbrief" nicht ein Lächeln abgewonnen? Sentimentale Sachen wie „Ein Tag vor Weihnacht" sind gewiß, in Deutschland beifällig aufgenommen zu werden, wenn sie so gutes Maß halten als hier der Fall ist; für die Kunst ist davon nicht viel zu gewinnen. Auch „Die Wassercur oder der reiche Mann" ent-

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 89 — 91 und 130—133 d. Bl. D. Red.

hält, obwol ein Originallustspiel in vier Acten, des Rührenden viel; inzwischen überwiegt doch der Scherz und die Lehre, daß Luft, Wasser und Frieden mit der Welt das geistige Auge gesund machen und erkennen lehren, wie erbarmenswürdigen Jämmerlichkeiten wir oft die höchsten Güter des Lebens zum Opfer bringen, diese Lehre darf immer wieder und wieder gepredigt werden.

Der Inhalt des sechsten Bands ist dem Bühnenpublicum auch bereits bekannt und verdient größtentheils die Gunst, in der er steht. „Ein Stündchen Incognito", „Strauß und Lanner", „Der Tagesbefehl" sind allerliebste dramatisirte Anekdoten. „Des Königs Befehl" ist ein gut gearbeitetes, echt deutsches Lustspiel mit Charakteren, denen zur Wahrheit und Wirklichkeit nur wenig fehlt. Etwas weniger Kunst, etwas mehr Concentration auf das Hauptthema, und die Sache wäre noch besser ausgefallen; jetzt geht das Stück ein wenig in die Breite. Dennoch empfehlen wir es den neuerwachten Jüngern des Komus als schätzbares Modell für Ton und gute Sitte. „Die Weiber im Harnisch", Zauberposse, sind eine lustige Albernheit, aus der weiter keine Ehre gewonnen werden kann, obwol wir Niemandem verwehren, darüber zu lachen.

Töpfer ist ein vortrefflicher Lustspieldichter im bürgerlichen Sinne des Worts; er hat den Geist der Situation, er schafft wie ein echter Poet aus Nichts, er braucht fast gar keinen Stoff, um doch gefällig und angenehm zu sein, und während Andere an der „Erfindung" ihren ganzen Geist verschwenden, stellt sich diese bei ihm wie von selbst dar, und er ist im Gedränge unter der Menge von Situationen, die sich ihm darbieten. Die jüngst zu Ruf gelangten Lustspielpoeten, mit ihren peinvollen, mühseligen Modearbeiten, werden ihm daher den Rang nicht ablaufen. Dabei kennt Töpfer die Sprache, selbst, was selten ist, die der guten Welt, und welcher unserer „prosaischen" Lustspieldichter könnte das Gleiche von sich sagen? Er gehört daher zu den Wenigen, denen wir nach jedem seiner frischen, muntern Lustspiele ein herzliches „Sansadieu" zurufen, weil wir ihn bald wiederzusehen wünschen.

28. Maria von Medici. II. — A. u. d. T.: Luines. Trauerspiel von J. L. Klein. Berlin, Klemann. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Was wir von der unvollkommenen tragischen Wirkung verwickelter Stoffe schon öfter andeuteten, findet an dieser sonst begabten Arbeit einen Beleg. Die complicirte Günstlingsgeschichte aus Ludwigs XIII. Regierung, welche den Stoff der Tragödie bildet, so verwickelt, daß selbst die charakterfeste Herrscherleidenschaft Maria's von Medici keine Einheit in das Ganze zu bringen vermag, zeigt sich hier als ein durchaus unglücklicher dramatischer Vorwurf. Zur Hervorbringung der tragischen Wirkung bedarf es in der That aller dieser Zubereitung nicht; vielmehr sie ist ihr hinderlich, und in dem Maße, wie der Poet deutlicher, eindringlicher zu werden sich bestrebt, in demselben Maße wird er wirkungsloser. Zuletzt bleibt ihm zur Lösung aller seiner Verwickelungen nichts übrig als eine allgemeine Metzelei, und so kommt es auch hier. Eine Schlacht aber ist Alles in der Welt — nur nicht tragisch. Der Verf. hat nun viel Fleiß und einiges Talent gänzlich verloren, er darf, seiner eigenen Regel zufolge, auf keine Dankbarkeit rechnen.

> Wag' deine Mittel an kein Hirngespinnst!
> Es führt zu nichts . . .
>
> Mobène.
>
> Er that mir manches Gute.
>
> Deagant.
>
> Er that! daß dich! that, eben weil er that,
> Und nicht mehr thut, nichts thun kann . . . .

Wir haben nichts dagegen, daß manche Scene dieses Stücks gut gedacht und geschickt dialogisirt, der Vers natürlich und gut, die Sprache lobenswerth sei. Erfüllt das Stück darum seine Aufgabe? Nein! Charaktere, Situation, Ausdruck, Alles daran mag sich rechtfertigen: es läßt uns dennoch kalt. Ein einzelner Donnerschlag erschüttert — ein stundenlanges dumpfes Rollen des Donners spannt uns ab. Die Kunst, seine tragische That zu vereinzeln, zu isoliren und sie damit zu unserer Erweckung günstig aufzustellen, diese Kunst hat er nicht verstanden. Der Verf. wähle sich einen einfachen Stoff und zeige uns, was er vermag; hier läßt er uns Kräfte ahnen, aber er bringt sie nicht zur Anschauung.

29. Kater Murr's Jugendstreiche. Berlin, Plahn. 1843. 8. 10 Ngr.

Ein unglücklicher Versuch, ohne Beruf witzig sein zu wollen. Dergleichen hat Ursache, sich vor aller Kritik zu verstecken, nicht, sie herauszufodern.

30. Wie wird man Amtmann? Locales Lebensbild mit Gesang in zwei Acten. Von F. Kaiser. Wien, Pichler's Witwe. 1842. 8. 12½ Ngr.

Das eben Gesagte paßt auch hier. Man sieht, daß auch in Wien die Laune und der gute Humor bisweilen betteln gehen.

31. Geld! Posse mit Gesang. Von F. Kaiser. Wien, Pichler's Witwe. 1843. 8. 12½ Ngr.

32. Die Zigeuner. Locales Lebensbild. Von F. Kaiser. Wien, Pichler's Witwe. 1842. 8. 12½ Ngr.

Etwas besser als das vorhergehende Lebensbild, und für das Theater an der Wien gut genug. Der beste Witz in beiden Stücken ist Rumpler's Ausruf: „Meine Tochter ist entführt, o ich glücklicher Vater!" Verdient in Stein gehauen zu werden!

33. Witzigungen oder: Wie fesselt man die Gefangenen. Von W. Vogel. Wien, Wallishausser. 1843. Gr. 8. 22½ Ngr.

34. Das Duellmandat, oder ein Tag vor der Schlacht bei Roßbach. Von W. Vogel. Wien, Wallishausser. 1843. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Ernster gemeinte und mit Bühnenkunde geschriebene Dramen, von denen das erste eine gute Aneignung einer englischen Idee, das zweite Original ist. Die „Witzigungen" tragen den Namen mit der That und geben ein gefälliges Lustspiel, das sich den Bühnen empfiehlt, wo dergleichen ohne Caricatur darstellbar ist. Das „Duellmandat" beruht auf einer geschichtlichen Anekdote und kann bei den Personen, die darin auftreten, der alte Fritz, Seydlitz und Keith u. s. w., seine Wirkung gar nicht verfehlen. Sonderbar genug wurde dies Stück schon vor zwanzig Jahren auf dem Volkstheater della Pace zu Rom gegeben!

35. Das bemooste Haupt, oder der lange Israel. Schauspiel in vier Acten. Von R. Benedix. Wesel, Becker. 1840. 12. 22½ Ngr.

36. Die Sonntagsjäger. Originallustspiel in drei Aufzügen. Von R. Benedix. Wesel, Becker. 1843. 12. 20 Ngr.

Benedix ist ein Kopf, in dem sich eine Masse der spaßhaftesten Einfälle concentrirt. Ist er darum ein Lustspieldichter? Wir werden dies untersuchen, wenn wir an seine jüngsten, mit diesem Anspruch geschriebenen Dramen kommen; hier ist er höchstens ein sich Vorübender. Der Verf. ist oder war Schauspieler, und wiewol er jetzt nur in Rollen seiner eigenen Stücke den Dilettanten spielt, so besitzt er doch die Kenntniß vom Bühneneffect, die zwar nicht unerlaßlich, aber doch hülfreich ist, wenn man den Effect zu seinem Ziele nimmt. Er macht uns lachen, denn er weiß auf ein Haar, was ein Parterre lachen macht. Im Übrigen finden wir „Das bemooste Haupt" höchst langweilig und „Die Sonntagsjäger" zwar eines gewissen trockenen Humors voll, aber ohne allen Anspruch auf den Namen eines Lustspiels, wie „Dr. Wespe" allerdings eins ist. Will man die Art des Witzes kennen lernen, die darin die herrschende ist? Nun denn: „Friedr. Unser Herr ist nur ein Sonntagsjäger. Ros. Was heißt das? Friedr. In der Woche mißt er Kattun und verkauft wollene Strümpfe, und

Sonntags — Ros. Schießt er Hasen? Friedr. Nein, er geht nur auf die Jagd. Ros. Nun ja, da schießt er Hasen? Friedr. Nein. Ros. Wie? Friedr. Er trifft sie nicht!"

37. Dramatische Frühlingsgabe. Herausgegeben von W. Müller. Berlin, Hold. 1843. 8. 1 Thlr.

Der Frühling bringt allerdings neben Veilchen und Maiblumen auch Distel und Stachelgewächs zum Vorschein, und so ist es mit der Frühlingsliteratur. Bei Erzeugung dieser Gabe hat er keine große Anstrengung gemacht und seine Kräfte wenigstens nicht erschöpft. Albini's „Weisheit in der Klemme" heißt zwar ein in Versen geschriebenes Lustspiel, wir haben indeß darin weder rechte Lust noch rechtes Spiel — mit Gedanken nämlich — entdecken können. Die „Zaubersalbe", Vaudeville vom Herausgeber, enthält außer dem spaßhaften Vatersegen des alten Schneller nicht viel Launiges, und die Kleinigkeit: „Friedrich's des Großen Flöte", kann nur neben Verunglücktem und Langweiligem für passabel und annehmbar gelten. Das letzte Sujet hätte eine sorgfältigere Ausführung wohl verdient; es steckt ein Lustspiel darin für Den, der es herauszufinden weiß.

38. Vor und hinter den Coulissen. Herausgegeben von F. Adami. Almanach für 1844. Erster Jahrgang. Berlin, Förstner. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gute Theater-Almanache sind seit einiger Zeit unter uns selten geworden; der Himmel weiß, woran es liegen mag. Wir glauben, an den französischen Übersetzungen und an den — Kupfern, die Bücher von an sich geringem Preis übermäßig vertheuern. In diesem Almanach werden uns Originalien von Lasker, Müller, Schneider, Wehl u. A. geboten. Der Herausgeber selbst führt sich mit einer desperaten Albernheit: „Lord und Räuber", tragikomisches Melodrama in vier Abtheilungen, ein, die kaum zu ertragen wäre, wenn sie einen Act füllte, in vier Acten aber ein wahres Remède contre la passion du théâtre ist. Folgt hierauf Sue's und Pyat's: „Mathilde oder die Leiden einer Frau", in fünf Acten, nach dem leider so berühmt gewordenen Sue'schen Roman, den Jeder von uns oft weggeworfen und endlich doch durchlesen hat, weil er nicht anders konnte. Machte diese Art von Hexenproceß schon beim Lesen jene Wirkung, so kann man leicht denken, welche er beim Anschauen aller jener Greuel, in denen Sue Meister ist, hervorbringt! Verschiedene kleine Stücke und Aufsätze über Kotzebue — wol das beste Stück der ganzen Sammlung — über Schauspielerinnen, biographische Skizzen, Silhouetten von Schauspielern u. s. w. füllen den Rest des Bands, der hiermit nach Verdienst empfohlen sein möge.

39. Dramatische Dichtungen von C. E. v. Budberg. Erster Band. Mitau, Reyher. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein geschmackvoller Geist, wie der Verf. dieser Dramen ist, hält sich gern an den Satz unsers Tieck: daß auch Scherz und Witz göttlicher Abkunft seien und daß sie uns läutern und reinigen, wenn wir sie mit keuscher und reiner Beschwörung citiren. Dem rohen und kecken Scherze kann das nicht nachgerühmt werden. Der Verf. hält sich fern von dieser gefährlichen Berührung und gibt daher in den vorliegenden vier Dramen nur Geläutertes und Reines. Es begegnet ihm hierbei, etwas gedehnt und monoton zu werden und lange Fäden da zu spinnen, wo ein kurzes, körniges Gewebe mehr an seinem Platz wäre. So ist das Lustspiel „Aus dem Leben" zu lang und zu wenig individualisirt; es ist nach spanischen Vorbildern ein wenig gewaltsam modellirt; aber in guten Versen und mit dem Anspruch geschrieben, „ein Stück Leben" darzustellen.

Doch Ungewöhnliches verlangt im irren Sinne
Des großen Haufens überreizter Gaum.

Das Lustspiel „Das Schlüsselloch", in drei Acten, ist mehr für die Bühne berechnet und hinterläßt mit seinem frischen, feinen Dialog eine eindringlichere Wirkung. Die „Nebenbuhlerinnen", in einem Acte, und die „Macht des Augenblicks", in zwei Aufzügen, entbehren kunstmäßiger Verwickelung und können daher wol nur für Skizzen gelten. Es ist ein feiner Geist in allen diesen Stücken, viel Formverständniß und ein gefälliges Talent, dem viel Anmuth in Sprache und Vers zur Seite steht.

40. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Dreiundzwanzigster Jahrgang für 1844. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese bekannte Lieferung macht sich diesmal durch einige wirklich erhebliche Arbeiten geltend. Indem wir uns an diese halten, gehen wir über „Der beste Arzt", Schauspiel in vier Acten, von Charlotte Birch-Pfeiffer, über „Der Bruderkuß", von A. P., und selbst über das sinnvolle dramatische Gedicht von Paolo: „Sophonisbe", leicht hin. „Erich der Geizhals", Originalschauspiel in fünf Acten von K. v. Holtei, ist, einiger Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, eine der besten Arbeiten dieses gewandten und bühnenkundigen Geistes. Es ist Charakter in dem Stück. Der Verf. hat das Unglück gehabt, diese Arbeit in Berlin fast durchfallen zu sehen, nachdem sie in Wien gefallen hat. Er wundert sich darüber in einem erzürnten Nachwort — wir nicht! Wir wollen ihm das Räthsel vielmehr lösen. Das wiener Parterre ergibt sich dem Poeten auf Gnade und Ungnade, das berliner Parterre kritisirt. So tüchtig und wirksam das Stück nun in anderer Beziehung construirt ist, so hat es doch den großen Fehler, nicht natürlich zu sein. Warum ließ er seinen Erich nicht den Bruder Frohberg's sein und räumte hiermit die Unnatur hinweg, die in seinem Verhältniß zu Therese nun liegt? „Kaufmann und Seefahrer", Schauspiel in vier Acten, von H. Smidt, kündigt sich gut an, befriedigt jedoch die erregte Erwartung nicht. Wir kommen zu Raupach's „Versucherin", Lustspiel in Trochäen und in drei Acten. Welchen geistlähmenden Einfluß Trochäen in unserm Lustspiel üben, ist bekannt; man sollte nicht glauben, daß ein so bühnenerfahrener Mann wie Raupach auf eine so gefährliche, von Jedermann geflohene Stelle treten mochte. So bunt und lebhaft nun auch das Maskenspiel in diesem Stücke ausfällt, so eindringlich die Lehre auch hervortritt, daß „ohne Glauben keine Liebe" bestehe, so wird man doch mit uns fühlen, daß eine Sprache wie beispielsweise diese:

Farsetti.
. . . Ha, ich bin ein Narr,
Mich den Launen eines Weibes
So zum Werkzeug hinzugeben.
Freilich, Launen haben Alle,
Oder besser wohl, wir nennen
Launen Das, was wir im Wesen
Dieser Holden nicht verstehen.
Freilich, Liebe fühlt sie schwerlich.
Eben deshalb muß Gehorsam,
Treuer Dienst und Selbstverleugnung,
Ihre Liebe n.ir erwerben,
Denn ob ihre Wünsch' auch manchmal
Launen sprechend ähnlich sehen,
Immer bleibt sie wunderschön —

niemals die des Lustspiels sein kann. Ihr fehlt das: kurz und gut!

41. Dramatisches Vergißmeinnicht. Von Theodor Hell. Zwanzigstes Bändchen. Dresden, Arnold. 1844. 8. 1 Thlr.

Die drei nach französischen Vorlagen bearbeiteten Dramen, welche das diesjährige „Vergißmeinnicht" bringt, nämlich „Bob", oder die Pulververschwörung von Duport, „Der Schulmeister" von Anicet, und Scribe's „Fesseln", haben ihren Werth und verdienten eine sorgsame Übertragung, wie sie hier geboten wird. Wir ziehen den heitern Scherz der beiden erstgenannten Sachen dem Charakter peinlichen Ernstes, der am Ende doch in nichts ausgeht, vor, wie er in den berühmt gewordenen „Fesseln" herrscht. Welche nützliche Lehre soll am Ende doch aus solchen überkünstlichen Combinationen entnommen werden? Denn daß sie an sich und um ihrer selbst willen einen

Kunstwerth ansprechen dürften, können wir ohne weiteres gar nicht zugeben. Den Eindruck der Schönheit machen sie nicht; dazu gehorchen sie viel zu sehr der Willkür des Poeten. Den Begriff des Nothwendigen stellen sie nirgend dar, und das Gesetzmäßige, was sie versinnlichen, beruht ausschließlich auf der doppelten Convenienz der Bühne und des Lebens. Kurz, das Interesse, welches wir daran nehmen, ist eigentlich ein nirgend gerechtfertigtes, es ist das der Neugierde, wie der Verf. seine eigene wirre Verwickelung nun endlich lösen werde. Wir wiederholen also, daß uns ein guter erquicklicher Scherz mehr zusagt als diese peinvollen angeblichen Situationen aus dem Leben. Inzwischen — as you like it!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Agronomie.

Über diesen Gegenstand ist in Paris ein Buch unter folgendem Titel erschienen: „L'agriculture de l'Allemagne et les moyens d'améliorer celle de la France", von Emil Jacquemin. Der Vergleich, den der Verf. zwischen dem Zustande des Ackerbaus in Deutschland und Frankreich angestellt hat, fällt ganz zum Vortheil des erstern Landes aus. Jacquemin sagt: „Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und vor Allem während der letzten 20 Jahre, hat Deutschland sich aus allen Kräften bemüht, eine Reform in der Landwirthschaft zu bewerkstelligen, deren Vollendung wir es noch heutigen Tages mit ehrenwerther Ausdauer verfolgen sehen. Dieses Land ging von Fortschritt zu Fortschritt; der Unterricht in der Landwirthschaft pflanzte sich bis in den Schoos der entlegensten Felder fort, und was thaten wir während dieser Zeit in Frankreich? Wir fuhren fort, der Routine zu folgen; es dauerte sogar lange, ehe wir von der heilsamen Bewegung, welche bei unsern Nachbarn vor sich ging, das Geringste wußten, oder, wenn wir einige Kenntniß davon hatten, so blieben wir dabei ganz oder fast ganz gleichgültig." Nachdem er die Principien und Gesetze dargethan, die man befolgen muß, damit die Benutzung der Felder wahrhaft gut, wahrhaft rationell werde und Alles einbringe, was sie einbringen soll, spricht er von der traurigen Lage der Meier oder kleinen Pächter in Frankreich, diese Mühebeladenen, die man in der Mitte, im Westen und Süden von Frankreich sieht. „Der Pachter", sagt Jacquemin, „kann zu dem Boden, der ihm nicht gehört, keine Liebe gewinnen, er hat keine Capitalien, Alles wird ihm von dem Herrn geliefert, dem er große Interessen bezahlt; er muß die Producte seiner Arbeit mit diesem theilen. Wie sollte er also die geringste Verbesserung in die alten Verfahrungsarten beim Feldbau einführen können? Muß er nicht mehr oder weniger bedeutende Vorschüsse dafür machen? Braucht er nicht dazu sowol große Intelligenz, einen festen und ausdauernden Willen als Unterricht und genaue Kenntnisse? Nun fehlt ihm aber das Geld und gleichfalls alles Übrige; er weiß nichts als sich nach dem Schlendrian zu richten, und würde sich fürchten, einen einzigen Schritt vorwärts zu thun: was kann man von der mit Armuth gepaarten Unwissenheit erwarten?" „Ich weiß wohl", fährt der Verf. fort, „daß man in einer gewissen Anzahl Departements Versuche gemacht hat; daß die Ackerbaugesellschaft von Chateaudun den glücklichen Gedanken gehabt hat, Preise für die Grundbesitzer, welche ihrem Pachter eine längere Pachtzeit gewähren würden, zu stiften; daß man im Departement du Nord, in einem Theile der Normandie, namentlich in der fruchtbaren Gegend von Caux, Verbesserungen in der Dreifelderwirthschaft eingeführt hat, denen ähnlich, welche fast in ganz Deutschland stattgefunden haben. Aber diese hier und da gemachten Versuche bleiben auf die Localitäten, wo sie entstanden sind, beschränkt." Wenn man dies Alles erwägt, so muß man gestehen, daß das große Werk der Reform der Landwirthschaft in dem größern Theile von Frankreich noch zu machen ist, und daß man in jenem Lande nicht einmal daran gedacht hat, sich mit dem Unterricht des Landvolks im Ackerbau, der zur Grundlage dieser Reform dienen muß, zu beschäftigen. Es ist wahr, es hat Verbesserungen auf verschiedenen Punkten des Reichs gegeben; aber wenn man einige Gegenden des Nordens und Südens ausnimmt, so findet man diese Verbesserungen blos bei den großen und reichen Gutsbesitzern. Um sie herum schreitet nichts vorwärts, es sind immer die alten Verfahrungsarten, und man ist nicht darauf bedacht, irgend eine Maßregel zu ergreifen, um die ackerbauende Bevölkerung aus dem Zustande der Unwissenheit, worein sie versenkt ist, herauszureißen. „Ich sage es ungern", fährt Jacquemin weiter fort, „aber ich sage es, weil es meine Überzeugung ist, überall, wo Grundbesitzer und Pächter sich in der Stellung von Herren und Sklaven einander gegenüber befinden, ist jeder Fortschritt unmöglich." „Ich appellire daher an die Gesetzgebung; es gibt für Frankreich ein unermeßliches Interesse zu regeln. Es muß, dies ist eine Nothwendigkeit unserer Zeit, der Fortschritt möglich sein, Frankreich muß sich in Bezug auf die Landwirthschaft auf gleiche Stufe mit den dasselbe umgebenden Ländern stellen. Das Erste demnach, was zu thun, ist, Leuten den Boden anzuvertrauen, welche ihre Kunst verstehen und die Freiheit haben, solche Verbesserungen, die sie für zweckmäßig halten, zu machen. Es ist das Werk der Regierung, welche, um es zu vollbringen, die Pflicht hat, sich mit den Kenntnissen der Ackerbaugesellschaften und landwirthschaftlichen Vereine zu umgeben, sich durch die Nachweisungen, welche Localbehörden ihr zu geben im Stande sind, leiten zu lassen; aber diese Gesellschaften müssen auch besser gegliedert sein, als sie es gegenwärtig sind, damit sie einen größern Einfluß auf das Land üben können. Mit Einem Wort, alle aufgeklärten Menschen müssen der Regierung beistehen, damit sie mit Festigkeit und Ausdauer auf ein so würdiges Ziel losgehe." Das Werk des Herrn Jacquemin handelt, wie man sieht, von sehr wichtigen Fragen; sein Zweck ist, das Ackerbau treibende Frankreich auf die von Deutschland, England, Belgien und Holland so rühmlich verfolgte Bahn zu bringen und dasselbe, nach dem Beispiel seiner Nachbarn jenseit des Rheins, zum Fortschritt einzuladen. Die Einleitung bietet einen Plan des Unterrichts in der Landwirthschaft dar, welcher die Aufmerksamkeit aller Freunde des Fortschritts zu fesseln verdient. Das erste Capitel ist der wichtigen Frage über die Wechselwirthschaft und das Brachlegen der Felder gewidmet und von einer großen Anzahl agronomischer Tabellen begleitet. Im zweiten Capitel wird von der Viehzucht überhaupt gehandelt; im dritten von der Pferdezucht insbesondere; in der vierten von der Schafzucht, der Wolle, dem Fleisch und einer Menge anderer wichtigen Fragen, die mit derselben in Verbindung stehen. Man wird dem Verf. in seinem Vaterland einmal Dank dafür wissen, daß er sich gegen das System der mehr oder weniger ausschließlichen Production von Cerealien, welche noch über einen großen Theil von Frankreich herrscht, mit so großer Kraft erhoben hat. Man sieht es, der Gegenstand, womit Herr Jacquemin sich beschäftigt, ist unermeßlich; es handelt sich um eine vollständige Reform, die nach und nach eingeführt werden muß, zuerst in den öffentlichen Unterricht der ackerbauenden Bevölkerung, und dann in alle die Landwirthschaft betreffenden Verfahrungsweisen und Ackergesetze. Es ist mithin eins der Werke, welche einem wirklichen Bedürfniß, besonders in Frankreich, entsprechen. Heutzutage, wo der Ackerbau sich überall von veralteten und zurückgebliebenen Verfahrungsarten zu befreien und den Rang einzunehmen sucht, der ihm gebührt, gewinnen Werke dieser Art neue Wichtigkeit. Mehr als je macht sich die Nothwendigkeit des Unterrichts unter den Landwirthen fühlbar und dringt in alle Classen derselben ein. Demnach kann auch das hier erwähnte Werk allen Landwirthen und Freunden des Fortschritts, und vorzüglich den Gesetzgebern und Regierungen getrost empfohlen werden. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 239. —— 26. August 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

42. Der Kampf um Tirol. Dramatisches Gedicht von Ed. Silesius. Erster Theil: Friedrich der Treue, Herzog von Tirol, historisches Schauspiel in fünf Acten. Zweiter Theil: Oswald von Wolkenstein, Schauspiel in vier Acten. Bunzlau, Appun. 1842. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Held des Stücks ist Ritter Oswald von Wolkenstein, der im J. 1416, mit Verlust von Aug, Weib und Kind, des angestammten Fürsten Recht gegen überlegene Feinde verfocht, und siegte. In den Schlußversen:

Wolkenstein.
Beschattet, Herr,
Mit eurer Gnade weißem Schwanenfittich
Den ganzen Adel auch.

Herzog.
So wahr mir Gott!
Das ist zu viel begehrt! Die Hochverräther
Soll ich begnad'gen, deren Frevelarme
Sich grad' vergriffen an der Majestät?

Wolkenstein.
Gott helf! Ich theil' ihr Loos, wie es auch laute.
Ich trieb sie in den Kampf, ein Schuft wär' ich,
Verließ ich sie . . .
Empörer, sinkt dem milden Herrn zu Füßen! —
Gebt Gnade, Herr! Ihr Schuldbrief sei zerrissen! —

liegt eigentlich der Inhalt der beiden Dramen voll und ganz. Da diese Verse zugleich von Stil und Ausdruck genügendes Zeugniß geben, so haben wir nichts Anderes hinzuzusetzen, als daß die Arbeit viel zu lang ist für den Stoff, und daß der Stoff auf ein allgemeineres Interesse nicht rechnen kann, da er nur ein besonderes ausbeutet.

43. Konradin, der letzte Hohenstaufe. Ein Trauerspiel von K. G. Korte. Schwelm, Scherz. 1843. 8. 22½ Ngr.

Die Behandlung dieses beliebten und der tragischen Muse allerdings günstigen Stoffs, der wie von selbst zu einem Trauerspiel zusammenschießt, ist hier noch wirksamer ausgefallen als in einer früher gedachten Leistung über dieselbe Aufgabe. Das rechte Verständniß der Tragödie zeigt sich, wenn wir den überschießenden Schluß, der sich etwas ungehörig dem Ende des Stücks anfügt, abrechnen, in dieser gelungenen Arbeit durchweg lebendig. Die Charaktere ruhen ohne Übertreibung und ohne gesuchten Contrast in sich selbst und zugleich auf sich selbst und zugleich auf sicherm historischen Boden; die Sprache ist warm, zuweilen poetischen Hauches und dichterischer Farbe voll, der Vers ist im Ganzen genommen leicht und geschickt gehandhabt und macht nur selten auf die Nachsicht des Hörers Anspruch. An der Führung der Fabel ist wenig und gewiß nicht, ohne daß der Verf. auch für seine Wendung der Sache gute Gründe anzugeben vermag, auszustellen, da es ihm nirgend an Wirkung fehlt. Und dennoch, und allem Diesen gegenüber — wie wenig Lohn und Anerkennung darf der Dichter von seiner Arbeit ansprechen? Dies Lob in wenigen Zeilen ist vielleicht aller Ertrag, alle Freude, die er ihr zu danken hat. Die Bühne wird sich sträuben, sein Drama darzustellen; der Verleger, einen seinem Werthe entsprechenden Ehrensold zu zahlen; die Kritik, sich tiefer eingehend damit zu beschäftigen; die Lesewelt, die Blätter aufzuschneiden; die Sammler, das Werk zu kaufen. Entsetzliches Loos des deutschen Dramaturgen! Der Markt ist überfüllt — nirgend, von keiner Seite her ein Sporn, ein Lohn für Arbeit und Mühe, als in dieser selbst! Und dennoch, läßt der zähe, der geduldige Deutsche darum ab, Trauerspiele zu schreiben? Keineswegs! Vielmehr, je höher der Damm ansteigt, je schwächer die Hoffnung wird, ihn zu durchbrechen, um so ernster, größer, angestrengter, scheint es fast, wird sein Bemühen.

Für den Ruhm der Hohenstaufen athmet in dieser Dichtung eine wirkliche, echte Bewunderung; es ist uns verbürgt, daß der Verf. empfindet, was er ausspricht; denn so warm, wie S. 9, 73 und [illegible], spricht nur ein wahres Gefühl:

Es war der Geist
Der Hohenstaufen, der lebendig sich
Im letzten Gliede des Geschlechts bewies.
Bald sagt er dieser Erde Lebewohl.
Dann ist die Zeit verwaist! Jahrhunderte
Verlangen dann zurück und sehnen sich
Nach diesem Geist der Hohenstaufen.

Wir meinen, der Verf. hat recht, und die Stunde der Sehnsucht ist seit jener Zeit mehr als einmal über Deutschland gekommen.

44. Papst und König, oder Manfred der Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Acten. Von Oswald Marbach. Leipzig, Francke. 1843. 8. 5 Ngr.

Auch diese Leistung ist nicht ohne Spuren von Beruf und Begabung, wenn sie auch an Wärme und poetischer Belebung der vorhergehenden nicht gleichsteht. Einige Schuld hieran trifft den Stoff, der mehr ein trauriges historisches Ereigniß als ein tragischer Vorgang ist; denn das klägliche Ende König Manfred's ist ein reines Product roher Gewalt, nicht wie in dem Fall Konradin's die Folge innerer Gewalten und unbesieglicher Weltmächte, als da sind: Abfall, Neid, Verrath, Unzuverlässigkeit des menschlichen Wesens. Die Fabel ist sonst glücklich gefühlt und stellenweise voll guter Wirkung; die Charaktere sind ausgearbeitet, ausgetieft, Dialog und Vers belebt und befriedigend. Ein seltsamer Fehler des Autors ist nur, daß er uns darüber gänzlich im Dunkel läßt, wie König Manfred sein Schicksal vollendet; er tritt von der Scene ab, und unmittelbar darauf bringt ein Bauer seinen Leichnam auf einem Karren herbei, rufend:

Wer kauft für einen Schilling einen König!

Bei aller Vorliebe, welche wir für kurze und rasche Entwickelungen bekennen, will uns diese doch gar zu rhapsodisch erscheinen. Die Schlußapostrophe Violante's leistet einigen Ersatz hierfür und macht sich wirklich als ein gutes Bruchstück geltend:

> Es siegt das Licht, die Völker werden frei.
> Des Aberglaubens schwere Ketten sinken.
> Gott wird in Geist und Wahrheit angebetet
> Zum zweitenmal wird Romas Weltenherrschaft
> Gestürzt von meines Deutschlands starken Söhnen.
> Doch seht, doch seht! Der Aar — empor zur Sonne
> Spannt er den Fittich und sein Blick erträgt
> Die strahlende — wie sicher — ruhig — stark.
> Die Nacht versinkt, tief unter ihm u. s. w.

Der Protestantismus hat den Auftrag, diese Vision zur Erfüllung zu bringen!

45. Plinganser, oder die bairischen Landesvertheidiger. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Acten von Joh. Schiesl. Regensburg, Pustet. 1843. 8. 12½ Ngr.

Gut gemeint, aber nicht viel mehr! Der Verf. trifft an einigen Stellen seines in zulässiger Sprache und guten Versen geschriebenen Stücks, welches den bairischen Volkskrieg von 1705 zum Stoff hat, den tragischen Ton, z. B. wenn der brave Student Plinganser am Schluß, nachdem er die Prinzen gerettet, ruft:

> Zersplitt're Schwert! Dem Feind selbst nicht die Trümmer!
> Hoch Wittelsbach! Hoch Wittelsbach für immer!

Allein das Thema selbst ist spröde und spottet der tragischen Kunst. Die Sprache indeß ist warm und zeugt von poetischem Anhauch, wie er der Jugend ziemt:

> Gott, der in jener Nacht
> Mit warmem Taubenfittich Wache hielt,
> Er wird bei euch sein, wenn ich nicht mehr bin.

Und so mag der Verf. denn künftig Besseres leisten.

46. Meisterwerke dramatischer Poesie. Herausgegeben von Oswald Marbach. Erstes Bändchen: König Ödipus. Bearbeitet und erläutert von O. Marbach. Leipzig, Franke. 1843. 16. 15 Ngr.

Nach der hier gelieferten Probe erscheint die Unternehmung empfehlenswerth. Des Bearbeiters Bemühen ist darauf gerichtet, den geistigen Gehalt der griechischen dramatischen Meisterwerke getreu wiederzugeben, ohne die äußere Erscheinungsweise zu copiren, was er für ein vergebliches Werk hält. Er hat recht für Einige, unrecht für Andere; Alles kommt darauf an, sein Publicum zu suchen und zu finden! So viel aber kann immer aus seinem Streben abfließen, daß die antike Besonnenheit in der Kunstbildung dabei zu neuen Ehren gebracht werde; mindestens halten wir seine Ansicht für richtig, daß das regellose Gebaren des blossen Talents, ein Sang wie der der Vögel im Walde, unsere Literatur der alten Barbarei wieder zuführen müsse. Die Übersetzung des „Ödipus" ist in fließender Sprache und in Jamben gut zu Stande gebracht, einige trochäische Chöre abgerechnet, und die ästhetischen Betrachtungen über die Tragödie zeugen von Nachdenken, wenn auch nicht von neuer Auffassung des Themas. Wir müssen das Übrige erwarten, bevor wir aussprechen können, ob der Verf. seine Aufgabe gelöst habe.

47. Spanische Dramen, übersetzt von C. A. Dohrn. Dritter Theil. Berlin, Nicolai. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese bekannte Sammlung liefert hier den „Valiente justiciero" von D. Agostin Moreto, dem wir so viel Bewährtes verdanken. Der „Ritterliche Richter", wie der Verf. den schwierigen Titel übertragen hat, passirt nach Ochoa's Äußerung für ein Plagiat L. de Vega's, ohne daß merkwürdigerweise das angebliche Original: „El Infanzon de Villescas", je zu Tage gekommen wäre; denn der „Caballero de Yllescas" hat mit diesem Stücke nichts gemein. Wie Dem auch sei, das Stück ist der Meisterhand Moreto's würdig und einige Kraftstellen abgerechnet, nicht minder liebenswürdig und fein als „Donna Diana". Auch hier fällt wiederum das schöne Bild auf, welches der dramatische Poet von dem König Pedro de Castilla uns darstellt, den die Geschichte den Grausamen, sämmtliche Dichter aber ein Urbild königlicher Gerechtigkeit nennen. Eine solche Opposition zwischen Historie und Poesie ist selten und verdiente wol einmal gründlichere Erörterung. Die Übertragung ist durchweg gelungen, treu, so viel als nöthig, sprachgewandt und mit tönenden Reimen ausgestattet. Die Sammlung wird durch solche Leistungen allen Freunden der spanischen Dramaturgie wohl empfohlen.

48. Sieg der Tugend, oder Rettung und Wiedersehen. Ein Neujahrs- und Festgeschenk von B. Baudlin. Zürich, Höhr. 1842. 16. 10 Ngr.

Gut gemeint, aber unendlich schwach. Der Verf. hält z. B. folgende Verse für Poesie:

Spolverini.

> So kommt mir heut' willkomm' der Mann.
> Ach, dächt' doch jeder Vater d'ran,
> Wie viel, unendlich viel stets Dem gebührt,
> Der seinen Sohn zu Recht und Tugend führt!

Wir danken für die Festgabe!

49. Isenbart, der erste Graf von Hohenzollern. Drama in fünf Aufzügen. Von K. L. Kannegießer. Berlin, Nicolai. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein gutes, ein patriotisches Drama, das in Berlin die Scene beschreiten sollte — ohne Dedication geschrieben und um so lobwürdiger! Ist die Fabel auch nur Sage, so liest sich das Ganze doch vortrefflich. Isenbart im Heergefolge des großen Karl ist es, der den Kaiser der Franken vor dem Dolch Belligant's schützt, ihm die Unterwerfung Wittekind's vermittelt, dem Christenthum am Ebro und an der Weser zum Siege hilft, und dafür von Kaiser Karl mit der Hand Irmentraut's, der Burg Zollern und dem Grafenthum begnadigt wird; worauf Selima:

> Der Berg ist hoch — d'rum Graf von Hohenzollern! . . .
> Gott hat dich groß gemacht, und du bist groß,
> Weil du der Frömmsten einer bist auf Erden.
> Dein Sohn wird's auch sein; dein Geschlecht wird herrschen . .
> Ich seh' die Zukunft, Isenbart, die deine.
> Welch ein Geschlecht von hohen, höhern Enkeln!
> Mitten durch Deutschland geht der mächt'ge Zug,
> Bis zu der Ostsee Strand. Am kleinen Fluß
> Erhebt sich eine neue prächt'ge Stadt;
> Die Grafenkrone — zum Kurfürstenthum,
> Zur Königskrone wandelt sie sich um.
> Und welche Männer sind es, die sie tragen?
> Friedrich und Friedrich Wilhelm schallt es laut . . . .

Und dies ist zum Überfluß! Wenn der Verf. die Gestalten nicht anzudeuten wußte — beim Namen durfte er sie nicht nennen. Das übersteigt die Seherbefugniß und kann nicht zugegeben werden. Muß denn auch Alles gesagt sein? Ist der Zuschauer nicht da, um zu denken? Beschränkt ihr ihn in diesem Recht, so wird er euch mit Verstimmung lohnen.

50. Hektor. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach Napoleon's Plane von Luce de Lancival. Übersetzt von J. G. Seidl. Wien, Pfautsch. 1843. 16. 15 Ngr.

Die Entstehungsgeschichte dieses merkwürdigen Dramas liegt im Dunkel; die Annahme des Übersetzers jedoch wird von äußern und innern Wahrscheinlichkeitsgründen getragen. Der rohe Entwurf des Stücks gehört höchst wahrscheinlich Napoleon an, der ihn um die Zeit der Belagerung von Toulon

[illegible] wagt, und im J. 1808 von dem Professor der [illegible] Lancival, dessen Namen das Stück trägt, eine regelrechte Tragödie daraus fertigen ließ. Das Comité des Théâtre français wies die Aufführung zurück; da erschien ein kaiserlicher Stallknecht in schmuziger Jacke mit dem Befehl, das Stück binnen vier Wochen aufzuführen. Das half; die ersten Talente der französischen Bühne, Talma, die Duchesnois, Lafond, Damas theilten sich in die Rollen; das Drama gefiel und wurde in Napoleon's Gegenwart beklatscht. Ganz Paris theilte das öffentliche Geheimniß. Die Arbeit selbst ist jenes Beifalls werth; wir stehen nicht an, dem „Hektor" weithin den Vorzug vor Ponsard's „Lucretia" einzuräumen. Hier ist Kraft, Wärme, Begebenheit, und die Stelle der hohlen Rhetorik, der stofflosen Redseligkeit jener neuen „Lucretia" wird hier von echter, der Situation entfließender und naturwahrer Poesie, allerdings in französischer Beschränkung, aber doch von Poesie eingenommen. Die Übersetzung ist bis auf einige Härten wohl gelungen zu nennen. Es kann nicht fehlen, daß dies Drama, von dem großen Verfasser einer noch in frischer Erinnerung lebenden Weltgeschichts-Tragödie erfunden und unter seiner beständigen Kritik geschrieben, hiernach aber von ihm besonders beschützt und beliebt, unter allen Umständen ein Interesse erwecke, das es schon als gute Lösung einer schwierigen dramatischen Aufgabe verdient.

51. Ritter Rodenstein, oder der wilde Jäger. Volksmärchen in fünf Acten. Von A. Rodnagel. Darmstadt, Leske. 1843. 12. 15 Ngr.

Diese Leistung überrascht durch Geist und Auffassung. Der ganz populaire Stoff scheint kaum geschickt, zu mehr als einem Marionetten-Bühnenstück dienen zu können; dem Verf. hat er zu einer Arbeit genügt, in der Talent und Begabung unverkennbar sind. So wenig entscheidet der Stoff — so viel hängt von der Kraft ab, die ihn ergreift und behandelt! Das Stück hat Stellen und Scenen, die an „Macbeth" mahnen; es macht Wirkung troz der schlichten Prosa, in der es geschrieben ist. Die Zauberei darin ist wahrhaft poetisch aufgefaßt, nämlich als ein Zauber, der in uns vorgeht; man könnte dies als Shakspeare'schen Zauber bezeichnen, denn in gleicher Art begreift der große Brite das übernatürliche Element. Wir können nicht länger bei den Einzelheiten dieser Arbeit weilen; aber wir wünschen, dem Verf. wieder zu begegnen und zwar da, wo es sich um eine wahre tragische That handelt, die hier fehlt und der ganzen Anlage nach auch nicht gesucht wurde.

52. Deutsch Gesicht und deutsch Gedicht. Festspiel von G. A. Vogel. Ulm, Rübling. 1843.

Wahrlich, das hohe Meer des deutschen Dramas treibt vielerlei Wellen! Hier schlägt eine poetische empor, die das alte Lied zu nichte machen könnte, als könne ein patriotisches Gedicht nicht auch ein poetisches sein. Die kleine Arbeit enthält vielmehr vortreffliche Gedanken im Gewande reinsten Ausdrucks. Lesen wir nur eine Stelle:

Germania.

. . . Noch eine Gunst!
Was frommt mir meiner Kirche heil'ger Bau,
Was meines Handels, meiner Schiffahrt Macht,
Was meiner Künste Flor, wenn groß und blau
Der Freiheit Himmel nicht darüber lacht!
Wenn in des deutschen Landes off'ne Flanken,
Ins Lamm, das Tigerthier mit spitzen Pranken (!),
Die Russen dorten greifen, hier die Franken?
Du gabst so Vieles, gib dies Eine noch!
Du stelltest mich so herrlich und so hoch,
Nun lass' mich auch die letzte Höh' ersteigen,
Nun wolle frei, mein Volk, mein Land mir zeigen!

Zeit.

Frei sollst du sein! . . .

Accipimus omen!

53. Ein Handbillet Friedrich II., oder Incognito's Verlegenheiten. Lustspiel in drei Aufzügen. Von Wilh. Vogel. Wien, Wallishausser. 1843. Gr. 8. [illegible] Ngr.

Das Stück erhielt in Berlin den Anerkennungspreis, und vom Bühnenstandpunkt angesehen verdiente es diesen schon um des Mottos willen:

Genau die Rollen memoriren,
Charakter und Effect studiren,
Am rechten Orte nur pausiren,
Sonst rasch und sicher locidiren,
Nicht ungereimt extempoiren,
Und zehnlerleise stets souffliren,
Das Ganze fleißig einprobiren,
Das Ganze würdig costumiren,
Das Ganze tadelfrei sceniren,
Mit Umsicht dann es arrangiren,
Und kurz nur zwischen musiciren —
So wird dies Lustspiel reussiren!

Nun — der Verf. wolle permittiren, das heißt zu viel doch prätendiren! Indessen das Stück verdient es, daß einiger Fleiß auf dasselbe verwendet werde. Der kurze, fast heroische Dialog, die durchaus wirksame Situation, der zu rechter Zeit einfallende Donnerschlag des königlichen Kraftworts: Sei er kein — alter Narr! — alles Dies kann seine Wirkung kaum verfehlen. Auf diese versteht sich der Verf. überhaupt mehr als Andere.

54. Die Wette um ein Herz, oder Künstlersinn und Frauenliebe. Lustspiel in drei Aufzügen. Von C. Elmar. Wien, Wallishausser. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein josephstädter Bühnenstück wie viele; es fehlt nicht an Spaß darin, und das ist genug. Die deutsche Literatur kann davon nichts profitiren; sie hat, dermalen besonders, eine entschiedene Neigung zum Ernst; Kotzebue selbst brächte die lebende Generation kaum zum Lachen.

55. Das lebende Bildniß. Lustspiel in drei Aufzügen. Nach dem Französischen bearbeitet von L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

56. Doctor Robin. Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen bearbeitet von L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die launige Situation „Das lebende Bildniß", die prächtige Caricatur eines viereckigen englischen Squire am überfeinerten Hofe des Regenten von Frankreich und seiner etwas leichtfertigen Tochter, Madame de Berri, versprechen dem erstern Lustspiel überall gute Aufnahme, und das der Unwahrscheinlichkeit zum Troz, die den Plan bildet. Das zweite Stück gehört mehr der gefühlsamen Gattung an, gibt aber Gelegenheit, die Gutmüthigkeit und das unübertreffliche Schauspielertalent Garrick's in ein glänzendes Licht zu stellen. Das Ganze ist wie zur Warnung junger Mädchenseelen gegen eine etwanige Begeisterung für Theaterhelden geschrieben und in dieser Beziehung kostbar.

57. Dramatische Einfälle. Von A. v. Maltitz. Zweiter Theil. München, Franz. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Man kennt den Verf. als einen geschmackvollen und auf dem Druckpapier auch beliebten Lustspieldichter; es ist nur zu verwundern, daß die Repertoires ihm nicht günstig sind und daß nur selten eins seiner Stücke zur Darstellung gewählt wird. Die Erscheinung muß ihren Grund haben, und wir glauben ihn zu bezeichnen, wenn wir sagen, daß der Verf., um als Bühnenpoet wirksam zu sein, sich nicht leicht genug bewegt. Er haftet zu sehr an seinem Vorwurf, wendet ihn links, wendet ihn rechts und läßt ihn nicht eher los, als bis er ihn ganz ausgebeutet hat. Das gibt Monotonie, spannt ab und misfällt auf der Scene, die regen Wechsel verlangt. Die ersten beiden Stücke dieser Sammlung können zum Belege unserer Bemerkung dienen. Goethomanie, Antiquitäten- und

[illegible] und der [illegible] Stoff die Wertstellung in dem „Nachlaß“, Lustspiel in vier Aufzügen, und in „Friederike und Gretchen“, Lustspiel in fünf Aufzügen. Neue Alte über dasselbe Thema sind bei aller Variation desselben doch zu viel. Der Stoff klebt an dem Poeten, er beherrscht ihn, anstatt des umgekehrten Verhältnisses; er raubt ihm die springende, hüpfende Beweglichkeit, die wir vom Lustspieldichter fodern. Das Lustspiel „Sprung und Ruf“, in drei Aufzügen, ist nahe daran, wieder in ein verwandtes Thema zu fallen. Glücklicherweise drängt sich noch die „fromme Bettelei alter Dramen“ in den Vordergrund und fängt die Geissel des Poeten auf. Diese Nachtseite unserer Zeit wird in dem Stücke gut und geschmackvoll verspottet, nur haben wir wiederum zu bemerken, daß der Dialog des natürlichen Flusses entbehrt, mühsam ineinander greift und durch die unstatthafte Auslassung vieler Mittelglieder schwer verständlich wird. Mehr Fluß hat der Verf. im Verse, wie das folgende Stück: „Taube, Rabe, Geist“, in einem Aufzuge, bekundet; es ist nur schlimm, daß der Schornsteinfeger Till hier eine Hauptrolle zu spielen hat, und daß unsere nervenschwachen Damen vor Schornsteinfegern — erschrecken! Somit ist auch für diese Arbeit kein Bühneneffect zu hoffen, obwol sie sonst gut ist. Der Dichter muß leichter und verständlicher zu werden suchen — doch das Suchen führt hier nicht zum Ziele.

58. Schloß Limburg, oder die beiden Gefangenen. Lustspiel in zwei Aufzügen. Frei nach Marsollier. Zweite Auflage. Wien, Wallishausser. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Stück wird von einer guten Idee getragen. Schmollende Gatten werden durch einen unfreiwilligen Festungsarrest, im Schlosse eines Freundes — für immer curirt. Der Dialog ist lebendig und gut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Über die sichtbare Wasserminderung im Baltischen Meere und über die Erhebung Skandinaviens, vom Major Beamish.

Auf einer Reise nach Stockholm im Sommer 1843 hatte der englische Major Beamish Gelegenheit, viel von dem Sinken des Baltischen Meeres sprechen zu hören, und auch mit eigenen Augen Thatsachen zu beobachten, welche die Wirklichkeit dieser Erscheinung beweisen. Er wurde insbesondere drei Tage lang, vom 4. bis 6. Mai, in dem Hafen von Travemünde aufgehalten durch das plötzliche Sinken des Wassers, welches daselbst stattfand und bedeutend genug war, um das Dampfboot, dessen Abfahrt dadurch verzögert wurde, aufzuhalten. Man weiß, daß das Baltische Meer, obgleich es keine Ebbe und Flut hat, periodischen Abwechselungen in der Tiefe seines Wassers unterworfen ist; aber dieses stand im Sommer des vergangenen Jahres niedriger wie je, und diese Thatsache schien merkwürdig genug, um der schwedischen Akademie der Wissenschaften in Stockholm von Berzelius vorgetragen zu werden. Das Sinken des Niveau des Baltischen Meeres fing im Sommer 1842 an bemerklich zu werden, und es ist seit der Zeit nicht in die Höhe gestiegen; im Gegentheil hat sich das Wasser noch vermindert, und es scheint nicht wahrscheinlich, daß es je wieder die Höhe erreichen wird, die es noch im J. 1841 hatte. Man hat zu derselben Zeit keine merkbare Veränderung im Niveau des Wassers der Nordsee beobachtet. Man könnte die Frage aufstellen, wo das Wasser des Baltischen Meeres geblieben ist, wenn man es nicht durch eine große Anzahl Thatsachen und Beobachtungen, die noch ganz neuerdings von Lyell bestätigt worden sind, wüßte, daß das Gestade von Schweden eine allmälige Erhebung erführe. Es scheint nur, daß diese Erhebung nicht durch unmerkliche und regelmäßige Gradationen, sondern sprungweise in ungleichen Zwischenräumen, und nach einem größern Maßstab, als man vermuthet hatte, stattfinde. So hat ein Seeoffizier, der an der südwestlichen Küste von Schweden, nördlich von Gothenburg, beschäftigt war, Beweise einer neulich geschehenen Erhebung von diesem Theile des Ufers geliefert, und im letztvergangenen Sommer haben Fischer ihm Untiefen bei Orust nahe am Walstrom gezeigt, die man vorher nie bemerkt hatte. Die Erhebung der schwedischen Küste bildet einen sonderbaren Contrast gegen die Unbeweglichkeit des anstoßenden Ufers von Norwegen, wo man, so weit die Geschichte zurückgeht, keine Veränderung bemerkt hat, obgleich Niederlagen von Meermuscheln, die man auf den Bergen Norwegens in bedeutender Höhe über dem gegenwärtigen Niveau des Meeres gefunden, zu beweisen scheinen, daß diese Theile des Bodens auch einmal unter Wasser gestanden. Übrigens werden wir bald zuverlässige Nachweisungen über diese wichtige Frage erhalten, denn die norwegische Regierung hat am Ufer Kennzeichen anbringen lassen und eine Commission ernannt, um die Untersuchungen, welche Licht auf den Gegenstand werfen sollen, zu leiten. Unterdessen bietet die skandinavische Halbinsel dem jetzigen Anschein nach eine sonderbare Erscheinung dar, indem der westliche Theil, nämlich Norwegen, feststehend bleibt, während der Süden und der Osten, nämlich Schweden, sich in einem bedeutenden Maße erhebt. In der Discussion, welche auf die Vorlesung der Denkschrift von Berzelius folgte, machte Hr. Lyell die Bemerkung, daß, wenn es bewiesen wäre, daß die Erhebung der skandinavischen Küste bisweilen mit großer Schnelligkeit stattfände, eine große Anzahl beobachteter Phänomene leichter zu begreifen seien. So spielt er auch auf die unterirdische Höhle an, die er bei Söderteljе, nicht weit von Stockholm, beobachtet hat, über welche regelmäßige, 24 Fuß starke Niederlagen sich angehäuft haben, und welche Meermuscheln enthalten, mit süßem Wasser vermischt, wie man sie noch heute in dem Brackwasser des Baltischen Meeres findet. Man könne, sagt er, die Lage dieser Höhle mit dem Glauben nicht vereinigen, daß Skandinavien erst seit 5—6000 Jahren bevölkert gewesen sei, wenn man nicht annimmt, daß die Erhebung des Bodens bisweilen nach einem weit größern Maßstabe, als man sie während der letzten Jahrhunderte in der Umgegend von Stockholm beobachtet hat, vor sich gehe. Hr. Hopkins gab an die Hand, daß unabhängig von den Erdbeben, welche die plötzlichen und größern Erhebungen erklären, man sich eine langsame und regelmäßige Bewegung der Erdschichten vorstellen könnte, indem man Veränderungen in der Temperatur der Erdkugel annähme, welche in den festen Theilen der Erdkruste entsprechende Ausdehnungen oder Zusammenziehungen verursachten. 16.

Griechisches Ebenmaß.

In der Sitzung des Instituts der britischen Architekten vom 17. Juni machte W. Granville in einer von dem Secretair vorgelesenen Abhandlung über einige von den alten Griechen bei ihren Bauten angewendete Methoden, zum Belege für die genaue Beobachtung der Verhältnisse und des Ebenmaßes bei denselben, auf den Umstand aufmerksam, daß bei dem Erechtheion und dem Parthenon die Größe der einzelnen Steine genau um so viel voneinander verschieden ist, als das eine Gebäude von den andern sich hinsichtlich der Größe unterscheidet.

Dampfkraft im 11. Jahrhundert.

Wilhelm von Malmesbury erzählt von Papst Sylvester II., daß dieser eine Orgel erbaut habe, welche durch Dampf gespielt wurde. Kann man auch der Autorität dieses höchst leichtgläubigen Geschichtschreibers nicht die stärkste Beweiskraft beimessen, so verdient seine Erzählung doch Berücksichtigung als Beleg, daß der Gebrauch des Dampfes als einer bewegenden Kraft bereits im 11. Jahrhundert theilweise bekannt oder mindestens geahnt war. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 240. —— 27. August 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 239.)

59. Wladimir's Söhne. Trauerspiel in fünf Acten. Von Karl Weichselbaumer. Düsseldorf, Schaub. 1843. 8. 20 Ngr.

Den Tadel, welchen wir über eine früher erwähnte Leistung des Verf. aussprachen, haben wir zu unserer Genugthuung bei dieser Arbeit in Anerkennung und Lob zu verwandeln. Die Kritik müßte mehr als strenge sein, welche in diesem Drama nicht Beruf und Begabung erkennen und dem Autor nicht das Zeugniß geben wollte, daß er zu den namhaftesten Repräsentanten der dramatischen Kunst in Deutschland zu zählen sei. Der ernste, majestätische Schritt der tragischen Muse tönt durch dies ganze Stück. Die Scene öffnet sich mit dem Tode des großen Wladimir:

> Still, still; daß in dem Lager nichts verlaute!
> Der Jammer des getreuen Heeres wirkte
> Wohl tödtlich auf des Schwer-Erkrankten Herz.
>
> Sawa.
>
> Steht es so schlimm, daß Klageruf den Fittich
> Der fluchtbereiten Seele schwellen kann?
>
> Borisl.
>
> Rasch fällt der Tod so große Männer an,
> Als scheu' er, fest ins Auge sie zu fassen.

So beginnt die Scene. Wir sind dann Zeuge der unseligen Theilung des Reichs, und Wladimir's Satzung:

> Die Herrschaft sei, doch nicht das Reich getheilt,
> Ein Rußland soll der Freund, der Feind erblicken —

füllt uns mit trüber Ahnung. Swätopolk, der älteste der Söhne Wladimir's, enthüllt sich uns in einem Monolog, voll Wahrheit, voll Poesie:

> Man sagt von einer Ewigkeit, wo Schuld
> Verdammniß, Lohn der fromme Wandel finde,
> Und Tausende, durch Furcht, durch Hoffnung feig,
> Geh'n dürstend an dem Lebensquell vorüber.
> Wenn nun ein Leichentuch der ganze Preis
> Der Tugend wäre? . . .
> Wer die Geduld hat, krieche lechzend hin —
> Ich schlürfe diesen sichern Tropfen Zeit.
> Hier will ich glücklich, mächtig, selig sein,
> Hier gilt mein Geist, mein Muth und meine Faust

Dieser Geist, gestachelt durch sich selbst und Andere, entzündet den Bruderkrieg, und an diesen Geist wendet der Verf. seine ganze Kunst. Es geschieht auf Kosten der übrigen Brüder, Jaroslav, Boris, Gejeb, welche allerdings mit einer schwachen Ausstattung vorlieb nehmen müssen und kaum bis zur Persönlichkeit durchdringen. Das Thema war zu reich und foderte, sollte jeder der Brüder gelten, einen Dichter wie den des Richard II. und die Leser- und Zuhörergeduld vergangener Zeiten. Genug, der Kampf entbrannte. Die Brüder unterliegen, Swätopolk ist Sieger, da wendet sich der Verrath gegen ihn, und wie Macbeth im Siege reuig, im Unglück ein Wüthender, verfällt sein Geist der Macht der Erynnien ganz. Er ruft:

> Sittensprüche
> Sind hohler Wortkram auf dem Fürstenstuhl.
> Da wird die Schwachheit Sünde, Unfähigkeit
> Ein Laster, Härte sanft und Milde grausam,
> Gewalt'ge Klugheit Recht, und blindes Recht
> Gewalt, da schont Zerstörung, würget Schonung! . . .
> Und wär's auch Schuld, was ich gethan, ich war
> Der Arm nur der Nothwendigkeit.

An der Alta erreicht ihn das Schicksal; der Gewaltige fällt von Houäsjer ermordet. Der menschlichste der Brüder, Jaroslav, wird zum Großfürsten ausgerufen; er schließt die Tragödie mit den Worten:

> Ihr aber, die in Siegesschauern bebt,
> Lernt Demuth aus des Stolzen herbem Fall —
> Denn tugendloser Ruhm ist leerer Schall.

Die von uns hier gegebenen Bruchstücke bezeichnen diese Arbeit hinlänglich als eine achtbare. Wir setzen hinzu, daß das Interesse, welches der Verf. seiner Fabel eingewebt hat, dauert, daß That und Ausdruck, harmonisch ansteigend, sich bis zum Schlusse von fesselnder Kraft zeigen und daß, was der Verf. will, uns gegen Gewaltthat mit heilsamem Schrecken erfüllen, erreicht wird. Er kann daher mit Recht auf die Anerkennung seiner Leser rechnen.

60. Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Sechzehnter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nicht ohne Absicht haben wir uns zum Beschluß unserer langen Rede einen Dichter aufbewahrt, der von der unerkenntlichen Zeit allmälig in den Hintergrund gedrängt zu werden beginnt, und der doch, Alles wohl erwogen, noch jetzt auf die große Mehrzahl seiner Vorgänger wie von einer gewissen Höhe herabsieht. Langathmige Werke haben Raupach's Verständniß der tragischen Aufgabe, seine Bühnenkenntniß, seine Befähigung, Regel und Gesetze mit den Foderungen des Moments in Harmonie zu setzen, zur Genüge bekundet. Die Kritik wußte an ihm immer nur ein gewisses überwiegendes Bewußtsein und einen Mangel an poetischer Hingebung an seinen Stoff zu rügen. Poetische Diction bestritt ihm Niemand, poetische Auffassung des Gegenstandes, Begeisterung mit Einem Wort, Viele. Er hat sich davon nicht irre machen lassen und ist, wie es sich ziemt, sich selbst bis zuletzt treu geblieben. Treu sich selbst zeigt ihn auch die Trilogie „Cromwell", welche uns hier vorliegt. Der Dichter hat die Begebenheit, die er zum Vorwurf nimmt, durchaus historisch aufgefaßt; nicht gerade so, daß jeder Zug des Gemäldes geschichtlich belegt werden könnte, doch in dem Sinne, daß in dem Bilde des Protectors alle poeti-

sche Zuthát fehlt und daß es ganz dem Gemälde des historischen Cromwell entspricht. Dieser Aufgabe sagt nun auch die einfache prosaische Form zu, in der die beiden ineinander fließenden Stücke „Cromwell Protector" und „Cromwell's Ende" hier erscheinen. Es bleibt immer schwer zu begreifen, warum der Dichter hier ein für Anfänger freilich sehr zu empfehlendes, für den fertigen Poeten jedoch sehr bedenkliches Beispiel gibt, darum bedenklich, weil es von Ermattung zeugt. Schiller's „Wallenstein" in Prosa wäre immer nur ein halber Wallenstein. Wie Dem auch sei, die Trilogie „Cromwell" enthält unleugbar sehr schöne Züge. Den Tod Cromwell's kann Niemand ohne Erschütterung sehen, weil er unendlich wahr ist. Man sage nicht, daß der Anblick des Todes immer erschütternd sei; hier ist er tragisch, weil er im Kampfe gegen ein großes Schicksal erfolgt. Der Protector schaut die Richtigkeit seines ganzen Strebens klar an; er fühlt, daß Niemand seine Stelle ersetzt, er sieht den Sturz seines ganzen Baus, die nothwendige Wiederkehr des Alten, da sich Keiner bis zu seiner Höhe mit ihm erhob. Das schlägt und tödtet ihn, wie Betty's Bitte, sie nicht in Westminster begraben zu lassen. Das Drama gehört längst der Öffentlichkeit an und bedarf keiner Analyse. Es ist ein Werk des Gedankens, weniger der Poesie — in seiner ersten Eigenschaft steht es wie eine besondere Species da und macht auf eine Schätzung nach eigenen Regeln Anspruch. Innerhalb dieser Regeln ist es ein neues Kunstwerk, das dem erfahrenen Dichter zur Ehre gereicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Protestantismus und Kirchenglaube. Bedenken eines Laien an die protestantischen Freunde. Zwei Hefte. Glogau, Flemming. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eine überaus merkwürdige Erscheinung in der gegenwärtigen Zeit, und gedruckt in Berlin! Wir haben absichtlich angestanden, davon früher Anzeige zu machen, weil wir die Kritik den eigentlichen Fachblättern anheimgeben zu sollen gemeint gewesen sind, möchten sie dieselbe oder die entgegengesetzte Richtung verfolgen. Allein außer der „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie" zu Bonn hat sich noch keins der gelehrten Blätter damit befaßt. Freilich ist das Werk noch nicht geschlossen, vielmehr scheint der Anlage nach nur erst die Einleitung vorzuliegen. Allein es ist in diesen beiden Heften doch schon genug gegeben, um daraus den Charakter und die Aufgabe des Ganzen abzunehmen, dessen ausführliche Anführung, also die Angabe des Inhalts, vollkommen zureichen wird, den obigen Ausruf zu rechtfertigen und unsere Leser damit bekannt zu machen. Denn die Religion ist unter allen Angelegenheiten der Menschheit die wichtigste und ausgedehnteste. Ihre Beschaffenheit steht in der genauesten Wechselwirkung mit der Bildungsstufe des Geistes überhaupt, wird durch diese bedingt und bedingt sie wieder. Der Geist aber, weil er geistigen Wesens ist, läßt sich nicht binden, noch halten. Jeder merkliche Fort- oder Rückschritt in der Wissenschaft muß unvermeidlich von selbst in den gangbaren religiösen Vorstellungen die damit zusammenhängenden Veränderungen hervorbringen, darin aufräumen oder sie verwirren, mehr Licht oder Finsterniß hineinbringen. Als Europa unter den Schwertern der überschwemmenden Wandervölker erlag, verdunkelte sich immer mehr das an sich lichte Christenthum; als nur ein Theil der Wissenschaft sich aus dem Morgenlande wieder ins Abendland flüchtete, zündete sie die Fackel der Beleuchtung an und bereitete die Reformation vor. Entweder nun hat die Wissenschaft seit der Reformation still gestanden oder sie hat sich ausgebreitet und zugenommen. Nur in ersterm Falle kann der Glaube der protestantischen Kirche unverrückt derselbe geblieben sein, wie die Reformatoren ihn bekannten, welche das Recht der eigenen Prüfung und Begründung des Glaubens einem Jeden selbst vindicirt haben, der dessen fähig ist, sodaß das Aufhören einer Beherrschung des Glaubens durch die Theologen, die Geistlichen oder die Kirche die Grundlage des Protestantismus selbst geworden ist. Wie nun vermöge eben dieses Grundsatzes in der Gegenwart das religiöse Bewußtsein eines denkenden, von der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes innig durchdrungenen und die zum Verständnisse erfoderlichen Vorkenntnisse sich verschaffenden Protestanten sich selbständig ausgebildet und entwickelt hat, dies darzustellen ist der Gegenstand unsers Buchs, welches in keiner Weise darauf ausgeht, für seine Sätze bekehren zu wollen, sondern nur durch deren öffentliches Bekenntniß und Begründung allen entgegenwirkenden Gewissenszwang und Satzung zu bekämpfen.

Es ist an sich schon etwas nicht ganz Gewöhnliches, daß ein Laie sich so fleißig und so eindringlich damit beschäftigt hat, durch Selbststudium sich eine klare Einsicht in den Inhalt und Zusammenhang des Christenthums zu erwerben, die ganz sein Eigenthum und frei von allen Lehrmeinungen und Vorschriften ist, und daß er seine Befugniß dazu und zur Offenlegung seiner Überzeugung durch eine Beweisführung darthut, welche mit nicht abgenutzten Waffen das Hinwirken auf die Verwirklichung des Gegentheils in unserer Zeit angreift. Es ist aber auch interessant, zu erfahren, zu welchen Ergebnissen ein solcher Selbstforscher gelangt ist in Vergleichung mit Dem, was durch die Behandlung des Gegenstandes in dem mehr oder minder geschlossenen Kreise der Geistlichkeit in die Welt gekommen ist. Es ist merkwürdig, zu schauen, wie der Verf., indem er alles Verderbniß der Kirche und alle Verunstaltung der reinen Christusreligion der Absonderung des Klerus von der Gemeinde zuschreibt, in der Abnahme des Ansehens der Geistlichkeit nicht nur keinen Schaden für die Kirche und noch viel weniger für die Religion findet, sondern umgekehrt die Emancipation der Laien, deren eigene ernste Beschäftigung und Verständniß der Religion, und die Umwandlung blinden Nachbetens in ein Anerkenntniß und Huldigung wahrer Verdienstlichkeit um die Anleitung und Belehrung jener, als die Bedingungen der Belebung echter und wirksamer Religiosität darstellt. Es ist erfreulich, wahrzunehmen, welche Herzensangelegenheit dem Verf. seine Beschäftigung mit der Religion, wie sie ihm das Wichtigste und Ehrwürdigste gewesen, und wie er insonderheit der Lehre Jesu mit ganzer Seele ergeben und von Bewunderung und Entzücken darob erfüllt ist; wie er eben darum die Bibel emsig gelesen hat und darin bewandert ist; wie er sich durch die Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte und Alterthumskunde unentbehrliche Vorkenntnisse zum richtigen Verständnisse eingesammelt hat; und wie er durch Beiseitesetzung aller Vorurtheile und Lehrmeinungen, nach gewissenhafter eigener Überzeugung, unter Beobachtung der Regeln des richtigen Denkens, Auslegens und der Kritik, und mit eifrigem Bestreben nach Bestimmtheit und Deutlichkeit des Gedachten, zu seiner Heilsordnung gekommen ist, welche in ihrer Begründung, ihrem Zusammenhange und ihrer Fruchtbarkeit nirgend der Rechtfertigung entbehrt. Wir wollen uns hiermit keineswegs über den Gehalt, die Vollständigkeit und Wahrheit dieser Ansichten ein absprechendes Urtheil herausnehmen, noch viel weniger irgend einen entgegengesetzten Glauben verwerfen, sondern wir müssen es nur weiter als merkwürdig bezeichnen, daß der Verf., die Obliegenheit und die Nothwendigkeit eben dieser Begründung für sich anerkennend, völlig fremd ist jedem Verlangen und jedem Bemühen, Andere zu seiner Fahne zu werben und zu bekehren, daß er vielmehr dieselbe Geistesfreiheit, die er für sich in Anspruch nimmt, auch für alle Andere ehrend, einem Jeden die Abwägung der Gründe und das Endurtheil für sich freistellt, nur das Grundlose und Unbegründete als unverbindlich in aller Weise verwerfend. Merkwürdig dabei ist noch die schwesterliche Verbindung der Religion und der Philosophie bei der strengsten Unterscheidung des Bereiches ihrer Gebiete, ihrer Principien und ihrer Entfaltung, nicht minder die Vereinbarung des Glaubens und des Wissens zur Erhebung des menschlichen Geistes und zur Erfüllung seines Berufs, sodaß

überall kein Gegensatz und Hader unter ihnen obwaltet, nicht einmal über einen beanspruchten Vorzug oder Suprematie, weil beide, die richtige Erkenntniß und der wahre Glaube, in dem Denken sich vereinigen, die Menschen einträchtig zu demselben Ziele leiten und einander dazu behülflich sind. Merkwürdig endlich ist die Verfechtung der auf der Vernunft beruhenden und von ihr unabtrennbaren Denk- und Gewissensfreiheit, mit welcher sich kein Glaubens- und Kirchenzwang, keine fertige und abgeschlossene Symbolik oder Dogmatik, und keine Priestergewalt verträgt, welche vielmehr in der Anerkennung ihrer angeborenen Unvollkommenheit das Bedürfniß und das Gesetz steter Vervollkommnung zur Gottannäherung für jedes einzelne Vernunftwesen, für das ganze menschliche Geschlecht, für alle Einsichten, wie für alle Einrichtungen, also auch für die Religionserkenntniß und für die Kirche vorfindet und auffindet, und gleichmäßig in den Lehren und Anordnungen Jesu Christi unverkennbar wiederfindet.

Eine etwas ausführlichere, aber doch immer nur die Hauptsachen auffassende Anzeige des Inhalts und der Ausführung des Buchs wird am zuverlässigsten ausweisen, ob das vorstehende Urtheil ein dadurch gerechtfertigtes sei oder nicht. Es ist die Briefform gewählt worden, wol nur darum, weil der Verf. in dem ersten Briefe seine Bedenken über den Erfolg und die Erwartungen von den Bemühungen der in Köthen sich versammelnden Protestantischen Freunde denjenigen gegenüber ausgesprochen hat, welche sich selbst die Rechtgläubigen nennen und eben wegen dieser behaupteten Rechtgläubigkeit es verdammen, nicht Dasselbe zu glauben. Daß der Censor an einem angesehenen Orte den Abdruck dieses Schreibens nicht hat zugeben wollen, hat dann den Verf. vermocht, den Inhalt desselben weiter zu verfolgen und zu entwickeln, um darzuthun, wie solcher ein durchaus christlicher und reiflich zu erwägender sei. Dies die Veranlassung; nun die Entwickelung.

Erster Brief. Der Verf. ersieht darin eine trostlose Schwierigkeit des Bemühens jener Freunde des Protestantismus, daß die Orthodoxen und Heterodoxen in ihren Grundvorstellungen sich in einem Gegensatze befinden, welcher alle Vereinbarung hindert, namentlich in ihren Begriffen vom Glauben, vom Erlösungswerke und von der Kirche. Denn während jene vermeinen, mit dem Glauben über aller Vernunft zu stehen, ja sie anfeinden und sich gegen sie verstocken zu müssen, weil sie sie abzuirren vermöge und untüchtig sei, dem Glauben zu dienen, der etwas Gebotenes, nichts Erdachtes umschließe, nehmen die Letztern wahr, daß ohne Denken gar kein Glaube möglich ist, daß mithin der Glaube zu den Leistungen der Vernunft selbst gehört und vom Wissen hiernach weder in der Form der Regelmäßigkeit des Denkens noch in den Gegenständen wesentlich verschieden sein kann, sondern lediglich in dem Maße der Entschiedenheit des Urtheils, wodurch die Denkkraft sich bestimmt, das Gedachte als ein ihr selbst Entsprechendes und ihr Angemessenes anzuerkennen, dergestalt, daß der Zweifel nach der Natur des Denkens ebenso unabweislich und ebenso an sich befugt ist wie der Glaube, mithin auch, wenn der letztere in Dunkelheit, das heißt Unbewußtheit seiner rechtfertigenden Gründe, Platz genommen hat, der erstere gleich einem Keile in denselben eindringt und durch die sich erweiternden Risse immer mehr Licht in die Seele strömt. Denn eben darum, weil der Glaube von dem Wissen durch die mindere Gewißheit sich unterscheidet, liegt es in dem Berufe der Menschheit, mit aller Anstrengung vom Glauben durch das Erkennen zum Wissen vorzudringen, wie es die Sehnsucht der Geister danach offenbart. Wenn nun ferner auch beide Gegenparteien darüber einverstanden sind, daß das Menschengeschlecht einer Erlösung und eines Heilands bedurfte, nicht minder, daß Jesus Christus dieser Mittler geworden ist, sind sie doch darüber einander entgegengesetzt, daß die Rechtgläubigen Gott durch den Opfertod Jesu versöhnen lassen, dessen die Gläubigen durch den Glauben selbst und durch die Sacramente sich theilhaftig machen, da umgekehrt die Andern eine jede Veränderung Gottes in seinem Denken oder seiner Gesinnung für unvereinbar mit seinem ewigen Wesen erachten, mithin auch nur eine Versöhnung der Menschen mit Gott durch Sinnesänderung gestatten, wozu Jesus durch Lehre, Leben und Sterben sie angeleitet hat, aber keineswegs durch eine Opferung ohne eigenes Verdienst und Würdigkeit. Endlich geben die Rechtgläubigen den Andersdenkenden nicht zu, daß die Kirche eine menschliche Gesellschaft und freie Vereinbarung sei, sondern halten sie für eine unmittelbare Anordnung und Einsetzung Gottes zur Bewahrung der geoffenbarten Religion und zur Spendung der in ihren Gewahrsam und Verwaltung gegebenen Gnadenwohlthaten, dergestalt, daß der Kirchenglaube in einem objectiv Gegebenen und im Glauben nur Festzuhaltenden besteht, dahingegen die Andersdenkenden sich nicht zu überreden vermögen, daß irgend Etwas glaubhaft werden und sein könne als eben Das, was durchs Denken also beschaffen befunden worden ist, folglich der Glaube jedes Einzelnen durchaus abhängig von seiner Denkfähigkeit und deren Anwendung, mithin immer subjectiver Art sein müsse, eben damit aber auch ein unablässiger Fortschritt im Glauben und eine unendliche Vervollkommnung jeder Religion geboten sei, wie denn die christliche gerade darin nach der Anleitung ihres Stifters ihre Vortrefflichkeit aufweist.

Zweiter Brief. Er enthält in einem Gespräche zwischen einer Dame und dem Verf. eine Schilderung des frühern und des dermaligen kirchlichen Zustandes insbesondere in Betreff des Ansehens und des Einflusses der Geistlichkeit, indem jene ihre desfallsigen Wahrnehmungen und Empfindungen beschreibt, dieser aber sie auf die Ursachen dieser Erscheinungen und den ganz natürlichen Gang der Veränderung aufmerksam macht einerseits aus der geschichtlichen Umbildung des Religionsinhalts selbst, andererseits aus der fortschreitenden Entwickelung der Denkkraft, welche die unwillkürlich aufstoßenden Zweifel verfolgte, um dem unabweislichen Bedürfnisse, darüber ins Klare zu kommen, und ihrer unersättlichen Wißbegierde Nahrung zu geben. Hierbei wird die Verschiedenheit der Wirksamkeit des Kopfs, des Herzens und des Gemüths, des Vorstellungs- und des Denkvermögens, wie auch das unvermeidliche Einmischen der Einbildungskraft in das Denken, deren Natur und Geschäftigkeit erörtert und es wird daraus die zahllose Menge der Irrthümer nachgewiesen, denen die Menschen bloßgestellt sind und deren Zahl noch durch die häufige Unbewußtheit der Denkthätigkeit und durch die Unbestimmtheit des Ausdrucks in den Sprachen vermehrt wird, sodaß in dieser Quelle Wahrheit und Dichtung gar häufig sich mischen und Schwärmerei und Mystik daherfließen.

Dritter Brief. Er liefert die Widerlegung der von dem Censor für seine Verweigerung der Druckerlaubniß angeführten Gründe, wobei der wesentliche Unterschied zwischen Religion und kirchlicher Symbolik oder Dogmatik, die gänzliche Unmöglichkeit der Feststellung eines Glaubensinbegriffs in der evangelischen Kirche nach dem Grundsatze der Reformation, der doch von deren Angehörigen nicht verleugnet werden kann, und die eben darin sich gründende unaustilgbare Verschiedenheit des Protestantismus und Katholicismus zur Sprache gekommen sind, von denen dieser einen und denselben Glaubensinhalt in feststehender Form allgemein erzwingen will, jener diese Nöthigung aufgehoben und die ursprüngliche Freiheit wieder hergestellt hat, sich selbst über seinen Glauben Rechenschaft zu geben. Es führt weiter zu etwas ganz Entgegengesetztem, ob man die Lehre vom Opfertode und der Buße oder von der Liebe zur Unterlage und zur Summe des ganzen Christenthums macht, da jene von der Benutzung der Affecten der Furcht und Hoffnung ausgeht, und nur diese mit der geistigen Freiheit im unmittelbaren Einklange steht. Glaubensfreiheit hindert nicht die freie Übereinstimmung in Glaubenssachen und die Vereinbarung zu gemeinschaftlicher Gottesverehrung, worin die evangelische Kirche gegründet ist. Aber Priesterthum und Pfaffenherrschaft werden als ganz unchristliche, aus dem Juden-

und Heidenthum in das Christenthum mit herübergebrachte Einschwärzungen bezeichnet, so dem Geiste des letztern widerstehen. Die Absonderung des Klerus von der Gemeinde und eine geistliche Gewalt desselben über die Laien ist den ausdrücklichen Geboten Jesu entgegen, konnte mit deren Hintansetzung nur durch hierarchische Bestrebungen eingeführt werden, ist aber auch nach Ausweis der Geschichte die gewichtigste Ursache der Überhebung und Ausartung der Kirchengewalt und der großen Verderbniß der Kirche geworden, welche durch das Ärgerniß, das sie gab, die Reformation herbeiführte. Durch diese wurde, den Grundsatz der freien Prüfung der Kirchenlehre geltend machend, die Reinigung derselben begonnen, aber noch lange nicht vollendet, was auf einmal weder geschehen konnte noch beabsichtigt wurde. Die freie Prüfung bedingt eine zwar vorsichtige und gewissenhafte, aber unbefangene und in keiner Weise zu beschränkende Kritik; was darin unecht und unlauter befunden wird, muß fallen und darf Niemandem weiter aufgebunden werden. Dem Volke die eingesehene Wahrheit vorenthalten und Täuschungen fortbestehen lassen, ist scheußlicher Jesuitismus und Teufelswerk. Jesus selbst vielmehr hat die Anleitung gegeben, wie aller Sauerteig mit Umsicht auszufegen ist und noch unbekannte Wahrheiten der Religion einzuführen und dem Volke zu seiner Aufklärung und Veredelung zugänglich zu machen sind. Diesem Beispiele sollen wir nachfolgen. Daß durch das Selbstdenken, Geistesfreiheit und Aufklärung das Ansehen blinder Verehrung der Geistlichen in Abnahme kommt, beweist keineswegs einen Verfall des Kirchenthums, noch viel weniger der Religiosität, sondern wird lediglich Denen anstößig, welche jene und die Kirche zum Mittel ihrer selbstsüchtigen Zwecke zu misbrauchen gelüstet. Jene blinde Verehrung muß sich in eine wohlbewußte Anerkennung und Huldigung wirklicher Verdienstlichkeit um die Religiosität der Gemeindeglieder, um die Erleuchtung ihrer Einsichten und deren Aufnahme ins Gemüth umwandeln. Dies ist das einzige Mittel, das geistliche Amt in Ehren zu erhalten und noch höher zu heben; äußere Mittel thun es nicht, sie schaden weit mehr, als sie nützen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Handelsrechte.

Wir haben hier zwei Werke anzuzeigen, welche für die Kenntniß der Rechtsverhältnisse des auswärtigen Handels von bedeutendem Interesse sind. Das erste führt den Titel: „Le droit commercial dans ses rapports avec le droit des gens et le droit civil", von G. Massé (Paris 1844). Wir brauchen die Wichtigkeit der Aufgabe, welche sich der rühmlichst bekannte Verf. in diesem umfassenden Werke gestellt hat, nicht besonders hervorzuheben und begnügen uns vielmehr mit der Versicherung, daß dies eine der bedeutendsten Erscheinungen ist, welche in letzter Zeit auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft in Frankreich hervorgetreten sind. Die beiden ersten Theile, welche bis jetzt erschienen sind, bilden nur die erste Abtheilung des Ganzen. Sie umfassen das Völkerrecht in seiner Verbindung mit dem Handelsrechte und den Anfang des Privatrechts. Das ganze Werk wird aus sechs Theilen bestehen.

Die zweite Schrift ist die „Concordance entre les Codes de commerce étrangers et le Code de commerce français", von Anthoine de Saint Joseph (Paris 1844). Der Verf. hat sich schon früher durch eine „Concordance des Codes civils des divers états de l'Europe avec le Code Napoléon" bekannt gemacht. An dieses Werk schließt sich die vorliegende Schrift vollkommen an. Die Nützlichkeit dieser Werke wird von Niemandem in Zweifel gezogen werden; besonders hat sich der Verf. durch seine neueste Publication ein wesentliches Verdienst erworben. Schon längst hätte man eine vollständige Sammlung der auswärtigen Gesetzbücher zu besitzen gewünscht. Die französische Regierung gab deshalb Pardessus den Auftrag, eine solche Zusammenstellung zu veranstalten. Dieser berühmte Rechtsgelehrte hat bekanntlich diesem ehrenvollen Auftrage in seiner umfassenden „Collection des lois maritimes", welche bis auf das 18. Jahrhundert geht, auf eine glänzende Weise Genüge geleistet. Aber diese bändereiche Sammlung befriedigt mehr ein wissenschaftliches Interesse und ist schon ihrer großen Ausdehnung wegen für den praktischen Gebrauch nicht zu empfehlen; überdies erstreckt sich dieses Werk nur auf das Seerecht und läßt die übrigen Partien unberücksichtigt. Es ist deshalb nur zu billigen, daß Saint-Joseph sich der schwierigen Aufgabe, alle verschiedenen Handelsgesetzgebungen zusammenzustellen und in Einklang zu bringen, unterzogen hat. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist ihm, durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Aufgabe, bei der Ausarbeitung dieses Werks förderlich gewesen, indem er allen diplomatischen Agenten im Auslande den Auftrag gegeben hat, die verschiedenen Handelscodices zu sammeln und an Saint-Joseph einzusenden. Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Concordanz der neun wichtigsten und vollständigsten Handelsgesetzgebungen enthält. Die Anordnung, welche der Verf. gewählt hat, ist sehr zweckmäßig und erleichtert den Gebrauch seines Werks außerordentlich. Von diesen Gesetzbüchern waren die von Preußen, von Spanien und von Holland allein bereits übersetzt, die von Portugal, Ungarn, Rußland, von Würtemberg, sowie die Ordonnanz von Bilbao, welche in Mexico und den großen Republiken Amerikas in Anwendung steht, erscheinen hier zum ersten Mal in französischer Sprache. Die zweite Abtheilung enthält die „lois non codifiées" über verschiedene Theile des Handelsrechts. Sie sind nach der alphabetischen Folge der Namen der verschiedenen Staaten, wo sie Geltung haben, geordnet. Jedem Gesetze sind kurze erläuternde Bemerkungen über die Handelsgebräuche des Landes vorangeschickt. Wir bemerken die Ordonnanz Östreichs vom J. 1758, die Handelsgesetze von Dänemark, von Sicilien, den Vereinigten Staaten, England, Hamburg, den Ionischen Inseln, dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche, Malta, Sardinien, Schweden, den Cantonen Basel und St.-Gallen. Die Einleitung, welche dem ganzen Werke vorangeschickt ist, gibt außer verschiedenen rechtsphilosophischen Erörterungen eine übersichtliche Geschichte der neuern europäischen Handelsgesetzgebungen.

Über Indien.

Wir haben in jüngster Zeit eine große Menge von Werken über Indien erhalten, von denen ein großer Theil wol in Folge zeitgemäßer Speculation entstanden sein mag. Indessen ist nicht zu leugnen, daß sich unter der großen Masse von Spreu auch manches Gute befindet. Dahin rechnen wir unter Anderm „L'Inde anglaise en 1843" vom Grafen Ed. v. Warren (2 Bde., Paris). Der Verf. dieses Werks ist in Indien von französischen Ältern geboren und hat daselbst einige Zeit in englischen Diensten gestanden. Er hat diese ausnahmsweise Stellung gut zu benutzen verstanden. Die Beobachtungen, welche er über das Land, die Sitten und Gebräuche und besonders über die politischen Verhältnisse mittheilt, sind zum Theil von hohem Werthe. Zu den anziehendsten Partien seines Werkes gehört aber die Schilderung von Madras, die für Frankreich von besonderm Interesse ist. Wichtiger indessen als diese Beschreibungen sind die tiefgehenden Betrachtungen, welche Warren über die Politik der Engländer in Indien seinem Werke einverleibt hat. Wenn der Verf. auch zum Theil seinen französischen Standpunkt nicht ganz aufgibt, so muß man ihm doch im Allgemeinen Unparteilichkeit und eine gewisse Mäßigung nachrühmen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 241. —— 28. August 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 240.)

Nachtrag.

Drei mit der Jahrzahl 1844 erschienene „geistliche Dramen" veranlassen uns, da sie mit Glück einen neuen Ton anzuschlagen versuchen, zu einer nachträglichen Besprechung der neuesten dramatischen Erzeugnisse. Die dramatische Literatur hat sich, vielleicht mehr als recht ist, bei uns von dem Gebiete, von welchem sie ursprünglich ausging, dem „religionsgeschichtlichen" nämlich, entfernt, und es wäre eine eigenthümliche, aber keine wunderbare Wendung der Dinge, wenn sie mit gesteigerten Kräften, nach so mancher Verirrung und so manchem andern verunglückten Versuch, abermals auf ein Feld zurückkehrte, auf dem sie ihren Ursprung nahm und wo sie ihre erste Kindheit verlebte. Der Geist der Zeit scheint ihr günstig bei dieser Wendung; man liest dermalen die „Messiade" wieder mit neuem Genuß, und wir sehen erst allerjüngst einen berühmten Dramatiker und bekannten Professor der Geschichte, also einen jedenfalls urtheilsfähigen Mann, vor einer glänzenden Versammlung die geistlichen Tragödien der Nonne Roswitha für die erhabensten und vollendetsten aller dramatischen Erzeugnisse erklären. Wen sollte ein solches Urtheil nicht einen Augenblick lang in die Irre führen?

Aus diesem Grunde halten wir für nöthig, über die nachfolgenden Dramen unserm schon beschlossenen Artikel einige nachträgliche Worte hinzuzufügen.

61. Herodes der Große, in zwei Stücken, von Friedrich Rückert. Erstes Stück: Herodes und Mariamne. Stuttgart, Liesching. 1844. 8. 1 Thlr.

Der große Formenreichthum und die gewaltige Gedankenfülle unsers Rückert haben in diesem Drama einen neuen Weg der Äußerung gesucht, und wir können für diesen Versuch nur dankbar sein, wenn uns die Interessen der Kunst theuer sind. Es ist ein großer, ein erhabener Gedankenfluß, der hier durchbricht, gewöhnlicher Wehre und Dämme spottend; ein prachtvoller Strom, dem die Darstellung des Erhabenen, der Sieg des Übersinnlichen über das Sinnliche, der Triumph des Christengeistes über die alte Macht der Götter und der weltbeherrschenden Römer zugleich, ein ernstes Ziel ist. Der Grundgedanke des Dramas spricht sich am deutlichsten in den Schlußversen des Liedes, das der Engel vor der Krippe zu Bethlehem singt, aus:

Ihr, unschuldig neugebor'nen,
Geht für Unschuld in den Tod,
Habt das Leben nicht verloren,
Sondern nur des Lebens Noth.
Denn das Leben ist gegeben
Dem, der es im Tode fand,
Doch ein Tod ist dieses Leben,
Das sich ab von Gott gewandt.

Daß dies Herodes dem Großen, dem sieghaften, dem staatsklugen, dem glänzenden Herrscher am Schluß dieser Tragödie geschieht, bildet die Tragödie; dem zweiten Theil muß es vorbehalten sein, die Buße dafür, den Sieg des Gottes, der in seiner Brust vernehmlich genug spricht, aber dem er trotzet, darzustellen.

Das Drama eröffnet sich mit einer des höchsten Preises würdigen Veranschaulichung der Geschichte und der Staatsverhältnisse, der Sitte und des Lebens in dem heiligen Lande zur Zeit der Vermählung Herodes mit Mariamme, der Makkabäerin und Erbtochter des Reichs Juda. Wir vernehmen den Volksjubel über diese hoffnungsreiche Verbindung:

Mariamme mit Herodes, wie der Stern an seinem Pol,
Wie die Ros' an ihrem Zweige, auf dem Altar sein Idol.

hören dann zwei Bewohner Samarias, die nun Sebaste heißt, des Landes Wünsche, Erwartungen, Klagen erörtern und vom Glanze der Zukunft träumen:

Hesekiel.
Sonst war hochherrlich uns
Der Herr nur, und nun sind's die röm'schen Herrn!
Und unser König —

Menelaos.
. . . ist durch ihre Gunst
Nun selbst hochherrlich hier und allerhöchst.

Hesekiel.
Durch Römergunst, anstatt durch Gottes Gnade.
Ein Sohn von Esau König über Jakob! . .
Die Übersetzung uns'rer alten Namen
Und uns'rer alten Sitten in das Griechische
Gefällt mir nicht. Da nennt sich einer Jason,
Den Josua genannt sein Vater hatte.
Klingt Jason schöner, edler
Als Josua? ich wüßte nicht . . . .
Da will ein Aaron lieber Chanson heißen . .
Da hatt' ich selber einen Vetter Joseph,
So oft ich ihn bei seinem Namen nannte,
Dacht' ich des jugendlichen Traumauslegers,
Des gottgeliebten, schönen, klugen, keuschen . .
Nun schämt er sich des Joseph, und Äsop
Will er genannt sein und ihn so zu nennen
Schäm' ich mich selbst und nenn' ihn lieber gar
Nicht mehr . . . .

So wird erläuternd der Gang der Bildung durchgegangen, an dem der Stockisraelit Hesekiel:

> Mit einem Namen, den ins Griechische
> So leicht kein Mensch ihm übersetzt . . .

sich ärgert, während Menelaos der Propheten Mund verspottet, die David's Stamm den Sieg über den Erdkreis verkündigten. An dieser Exposition bewährt sich Rückert als poetischer Meister; Niemand in Deutschland schreibt sie ihm nach. Schön und stolz tritt Herodes auf vor Jerusalem, schön und stolz, doch wie er sich selbst nennt:

> Zur schönen, stolzen Mariamme nur
> Ein Nachtrag, Anhang, Nachhall.

Er fühlt eben das Gewicht in der Propheten Mund, und an diesem Gefühl erwächst in ihm der Geist des Argwohns, der Gewaltliebe und der Herrschbegier. „Die Stadt ist unser — ist dein", meldet sein jüngerer Bruder, der Sieger Pherores. Der Dämon der Eifersucht, des Mistrauens ringt sich in Herodes' Brust empor. Alexandra, die stolze Gattin des letzten der fünf Makkabäer,

> . . . eine Hand des Siegs,
> Die Gott zur Rettung seines Volks erhob
> Und schlug damit ins Antlitz seines Feindes . . .

durchschaut ihn und wird seine Feindin, die er nun zu verderben trachtet. Sie flieht mit ihrem jüngsten Sohn, Aristobal, dem Hohenpriester, dem Makkabäer, zu Kleopatra, wird zurückgeführt, und der Hohepriester kommt im Bade um. Herodes, schwer verklagt, soll sich bei Antonius, seinem Gönner, rechtfertigen; er gewinnt den Sieger Augustus und läßt der wildesten Leidenschaft nun den Zügel schießen. Kostabar, die Söhne Baba's, fallen als Opfer, Mariamme, die ihn nicht mehr lieben kann, wird verstoßen und Unthat auf Unthat gehäuft, gleichwie im „Macbeth", dem unverkennbaren theilweisen Vorbilde des „Herodes". Da die Verwirrung am größten ist, leitet ein köstliches Gespräch zweier Krieger, Gallier und Germane, die Katastrophe ein:

Gallier.

> Es ist so arg geworden in der Welt,
> Daß, wie es scheint, kein Mensch mehr helfen kann,
> Und selbst ein Gott vom Himmel steigen muß.
> Hilft der vielleicht den Faden knüpfen, Bruder
> Germane?

Germane.

> . . Still und laß uns weiter sinnen.

Gallier.

> Und unsere Druiden prophezei'n
> Von solchen Dingen.

Germane.

> . . . . Und von Götterdämmerung
> Klingt solch ein Lied in den german'schen Hainen.

Hierauf ein Monolog Herodes':

> Apollon will ich einen Tempel weih'n,
> Dem Gott des Lichts, dem Gott des Heils,
> Und neben seinem Tempel soll ein eig'nes
> Sacellum haben Äsculap, sein Sohn,
> Wenn sie mir einen Strahl des Heils entzünden
> In des Gemüthes unheilbarer Nacht.

Die klare Pallas, die hohen Eumeniden, Vulcan, Ceres, Bacchus, alle Götter des Olymps sollen Tempel haben, ja Jehovah selbst will er anrufen, wenn sie ihm Ruhe schenken:

> Dem Chaos will ich einen Tempel bau'n, dem Tode
> Des Weltalls, dem gestorb'nen großen Pan.
> Trost = und hülflose Welt, wo ist dein Heil?
> Wo, rettungslos verlor'ne, deine Rettung?

Hierauf Gesang der Hirten von Bethlehem, und das Lied des Engels, welcher Freude kündet; die Weisen vor der Krippe und der Engel mit dem obigen Schlußliede.

Wer will verkennen, daß hier ein Gedicht vorliege, daß hier Weihe walte, Meisterschaft des Gedankens? Wer will die Fülle poetischer Anschauung, die Prägnanz der Handlung, den Reichthum der Charaktere, das Vollgewicht der Sprache, die Erhabenheit der Intentionen, die Zeichnung der Zeit, der Sitte, den großen Stoff, den Geistreichthum des Dialogs, die Wärme, die Glut der Bilder nicht erkennen, die hier niedergelegt sind? Ein Gedicht dieser Art bleibt von der Kritik unerreicht, es steht über ihr; sie kann daran höchstens erläutern, erklären.

Was wir anders daran wünschten, ist nichts Gesetzmäßiges; es ist nur subjectives Belieben. Wir wünschten dem Dialog etwas weniger Geist, etwas mehr Ruhe und Natur. Es ist anstrengend, ein Werk zu lesen, bei dem jedes Wort ins Gewicht fällt; der Genuß leidet unter dieser Anstrengung. Die Häufung des Scharfen, Schweren, Gewichtigen, die Flucht der Begebenheit und ihr künstliches Dunkel, die übergroße Fülle der Verhältnisse und Beziehungen und der Geist, in dem sie erfaßt sind, machen die Lecture dieses überreichen Gedichts zu einer Anstrengung für Viele, zum Genuß für Wenige. Das ist, was die Kritik dagegen erheben kann. Wir bescheiden uns, daß diese Erinnerung auch gegen den „Faust" gilt, und was man sonst mit ihm vergleichen kann. Der Werth des Gedichts wird davon nicht berührt, und Preis und Ehre bleibt dem Dichter!

Mit Ungeduld erwarten wir den Schluß, den zweiten Theil eines poetischen Werks, dessen Ruhm gesichert ist und das ganz zu würdigen unser Raum hier viel zu beschränkt ist. Wir geben nur flüchtige Züge daraus, um unsere Leser an diesem reichen Tische zu Gaste zu laden.

62. Moses. Drama von Sigismund Wiese. Berlin, Lesecabinet. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Geist und Kraft der Darstellung mangeln fürwahr auch in dieser und der nachfolgenden Leistung nicht; es ist nur die Frage, wie die Kunst und der Schönheitssinn dabei bedacht sind. Der Dichter hat zunächst den Heros der Juden in einer ganz eigenthümlichen, wie uns bedünken will, wenig historischen Weise aufgefaßt. Er stellt ihn dar als einen jungen, von glühender Liebe für sein Volk und für die Schwester des Pharao, Amenais, erfüllten Sieger, Stütze des ägyptischen Reichs, dessen Schlachten er geschlagen hat, und führt ihn uns in der Exposition als heimkehrenden Triumphator vor. Seine Gegner sind die Priester, welche in seiner Abwesenheit sein Volk erniedrigt, unterdrückt, beschimpft haben, seine Leidenschaft ist sein Gott und Amenais, die ihm der Pharao Necho misgönnt, während die Pflegemutter Asnath dieser Liebe günstig ist. Amenais selbst ist der Bewunderung ihres Helden, der gläubigsten Liebe voll, und ihre reine Glut ist wol die gelungenste unter den Zeichnungen des Verf. Dieser Moses, ganz im Geiste Michel Angelo's, glühend, leidenschaftlich, sieghaft aufgefaßt, empört sich nun gegen die Priestergewalt und die Verachtung Necho's, seines Jugendfreundes, der gleichwol mit schwerem Herzen sich von ihm lossagt. Moses befreit sein Volk, das — nebenher gesagt — dieser Befreiung ziemlich unwerth erscheint, und führt es nach Kanaan; das übrige verläuft historisch, bis Moses auf dem Berge Nebo den Blicken Israels entschwindet. Von Amenais hat er sich mit diesem Abschied losgesagt:

> Erschrick mir nicht. Von dir, mein gutes Wesen,
> Das schmeichelnd mich mit Himmelsträumen nährte,
> Vermag ich in Erstarrung nicht zu scheiden.
> Beklagen muß ich's tief, daß meine Schulden
> Mich der Gestalt der Wahrheit hart berauben;
> Daß meine Schuld den Gott im Menschen, der
> Einst Wesen war, mir zur Einbildung macht.
> Ich find' in dir nicht, noch in mir den Gott.
> Sieh, sieh, wie kam ich stürmend her und jauchzend
> Und wähnte das Unsühnbare gesühnt.
> Ich meint' in dir den Himmel zu umfangen,
> In Reinheit einverleibt mit Gott zu leben,

Mit Israel zu einen und Ägypten
Durch diesen Himmelsgeist, deß ich war voll.
Da, Stoß auf Stoß, drang auf mich ein das Leben
Und ich erwachte aus dem hehren Rausch
Mich schüttelnd vor Entsetzen, weil die Welt
Den Herrn nicht offenbart, nein, ihn verhüllt.
Erwachen sollt' ich aus dem Lügenleben
Zur wahren Einkehr bei mir selbst . . .
Amenais, ich trenne mich von dir.
Was wird mit dir.

Amenais.

Wer fragt?

Moses.

Der Herr, ein Fels!

Von dem Geiste, in dem dies Gedicht geschrieben ist, gibt das Vorstehende eine genügende Probe. Es ist eine langathmige Begeisterung für das Höchste, die der Verf. in sich erweckt hat, und die in dem folgenden Drama: „Jesus", noch höher ansteigt, noch überirdischere Gestaltung sucht; eine schöne Gefühlsfülle, die aber, wir müssen es bekennen, das Gebiet der Kunst fast ganz verläßt. In dieser wogenden Begeisterung sieht der Verf. nicht, daß er dem Kunstgesetz entfremdet wird, daß seine Verse oft dunkel, häufiger unharmonisch, sein Ausdruck unverständlich, sein Stoff ganz undramatisch, seine Form ganz verfehlt auftritt. Klopstock blieb, einige dramatische Einschiebsel ungerechnet, im Ganzen genommen der epischen Kunstgestalt treu; der Verf. aber fällt gegen das Ende des „Moses" und in dem andern Drama fast immer, von aller Form ab und gibt Episches, Lyrisches und Dramatisches in einem unentwirrbaren Durcheinander! Das ist übel, sehr übel; denn es sind sonst schöne und achtbare Kräfte, die an diese Arbeit gewendet sind, und die bruchstückweise fast in allen Gattungen und Formen Vorzügliches hervorgebracht haben. Freilich verfährt der Verf. mit dem Verse oft willkürlich genug; allein die schöne Fülle von Gedanken und Gefühl, die ihm überall treu bleibt, deckt die Schwächen seiner Verskunst und selbst die seiner Diction reichlich zu.

(Der Beschluß folgt.)

Protestantismus und Kirchenglaube. Bedenken eines Laien an die protestantischen Freunde. Zwei Hefte.

(Beschluß aus Nr. 240.)

Vierter Brief. Dieser beschäftigt sich mit der Untersuchung und Erklärung des Begriffs: Glaube. Eine der erheblichsten Ursachen großer Misverständnisse in dem Verständnisse der Bibel ist gewesen, daß das griechische Wort Pistis früh schon im Lateinischen durch Fides, und noch mehr, daß es von Luther durchgängig durch Glaube, übersetzt worden ist, da es doch eine so viel umfassende Bedeutung hat, daß es kein einziges deutsches Wort gibt, welches dieselbe in allem Betrachte ausdrückt. Denn es bedeutet nicht blos die redliche Überzeugung, sondern zugleich die innigste Aufnahme des Geglaubten in die Gesinnung, die Durchdringung und das Walten jenes in dieser. Zum Erweise dessen hat der Verf. alle Bibelstellen zusammengestellt, um den unterschiedlichen Gebrauch dieses Wortes ausfindig zu machen. Durch eben diese Arbeit hat er aber auch zugleich den praktischen Beweis geliefert, daß der Verstand nur seine Verrichtung des Verstehens gehörig auszuüben braucht, um zu deutlichen Begriffen zu gelangen und alle Verworrenheit zu bewältigen. In derselben Art wird aus dem biblischen Sprachgebrauche der Unterschied zwischen Verstand und Vernunft, Erkenntniß und Weisheit, Weissagung und Offenbarung herausgestellt, wobei es sich zeigt, daß es ein Grundgedanke der jüdischen Vorstellungsweise war, daß Gott, wie er die Ursache von Allem ist, auch alle Erkenntniß, Weissagung und Offenbarung wirke und schaffe, solche also von ihm ausgehe. Die Geschichte und den Zweck der mosaischen Gesetzgebung vorausschickend, weist der Verf. nach, daß das Prophetenthum darin eine wesentliche Einrichtung war behufs der eigenen Fortentwickelung des in der ersten Ausbildung jener noch in der Anlage nur enthaltenen, wobei die Wahrheit des von den Propheten Verkündeten die alleinige Beglaubigung ihrer Echtheit abgab und abgeben mußte. Da die Christen ursprünglich nur als eine jüdische Sekte bestanden, war es natürlich, daß sie auch die hergebrachte Form des Gottesdienstes beibehielten, woraus weiter von selbst folgte, daß sie sich auch der gebräuchlichen Unterrichts- und Ehrfurchtserweisungsmittel bedienten, als da sind Evangelienabschnitte, Lehrvorträge, prophetische Verkündungen, Ausbrüche der Begeisterung und Entzückung, lautes Gebet. Mit dem Übergange aller jüdischen Vorstellungen in das Christenthum, welche durch dieses nicht geradezu angefochten und verworfen worden waren, mußte unausbleiblich auch der große Wunderglaube fortgepflanzt werden, der unter den Juden so allgemein verbreitet und tief eingewurzelt war. Derselbe weicht nur der Einsicht der Wissenschaft. Stückwerk aber ist all unser Wissen und bleibt es. Denn eine endliche oder unvollkommene Denkkraft vermag nichts Unendliches zu begreifen, sondern nur zu ahnen; überdies vermögen wir alles zu Denkende nur durch seine Unterscheidung von allem Übrigen uns vorzustellen; noch übt die Sinnlichkeit eine große Macht über das Denkvermögen, von welcher sich loszumachen es viele Übung erfodert. Irren, und aus einem Irrthume in einen andern verfallen, ist deshalb das Loos der Menschheit und das Zeugniß ihrer Geschichte. Die Macht der Trägheit und das Gefühl der Ohnmacht im Denken erhält die Menschen lange in jener und vererbt diese von Geschlechte zu Geschlechtern. Durch das wenn auch noch so langsame Anwachsen der Bewußtwerdung, durch die bewußte Klärung des Selbstbewußtseins, gelangen die Menschen jedoch allmälig zur Erkenntniß der Gesetze ihres eigenen richtigen Denkens, durch deren Übung die Wahrnehmung des Wahren und Falschen befördert, daraus ferner die Würdigung des Guten und Bösen begründet und der Mensch solchergestalt Gott zugeführt wird, welcher als die Ursache alles Daseins, auch des eigenen Seins und des Seins eines jeden ihn Denkenden nicht anders von einem solchen aufgefaßt werden kann, als daß er das Gute in der Unbeschränktheit und Wirklichkeit sei, ein persönliches Wesen von aller Vollkommenheit, weil eben der Mensch in seinem Bewußtsein das Denken, Wollen und Thun nur als Eigenschaften der Persönlichkeit wahrnehmen und zuschreiben kann. Die Persönlichkeit Gottes in Abrede stellen oder Gott und Menschen und Welt für Eins ausgeben, muß unausweichlich entweder zur Abgötterei oder zur Gottesableugnung führen, entweder zum Materialismus oder zu einem verneinenden Idealismus. Es widersteht der Natur des menschlichen Denkens.

Fünfter Brief. Dieser ist am wenigsten in einen Auszug zu bringen, sondern nur sein Inhalt ganz im Allgemeinen anzugeben, weil derselbe eine psychologische Darlegung des menschlichen Gefühls und dessen Verhältnisses zum Denkvermögen in sich faßt, ferner einen genau zusammenhängenden Erweis des Satzes: daß alle Wahrheit in der Übereinstimmung, in der Erkennung der Einheit, ihren zureichenden Grund habe. Daran schließt sich eine Nachweisung des Zusammenhangs der Sinneswahrnehmungen und der Geisteserzeugungen aus dem Selbstbewußtsein vermöge des Gesetzes der Ursächlichkeit, eine Zergliederung der Thatsache des Begreifens, Verstehens und Vernehmens, der Ideen und Ahnungen, endlich die Auffassung des Sinnes der Unterscheidungen des Realen und Idealen wie des Reellen und Ideellen.

Sechster Brief. Zum Glauben zurückkehrend und davon ausgehend, daß in ihm eine Zuversicht, aber keine Gewißheit waltet, indem er selbst eine Frucht der Denkkraft, dasjenige Ergebniß derselben ist und nur sein kann, was ohne Anfechtung oder mit nicht überwindender als wahr und vorhan-

den vorgestellt wird, können Philosophie und Religion, Wissen und Glauben, beide Töchter des einen Denkvermögens im Menschen, einander nicht bekriegen noch auf gegenseitige Unterdrückung ausgehen, widrigenfalls eine von beiden oder beide Aftergeburten sein müssen, das heißt unvernünftig. Wegen der Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit aller menschlichen Erkenntniß ist es jedoch unumgänglich, dieselbe fortwährend zu prüfen und zu erweitern, wozu es kein anderes Vermögen gibt als eben das Denkvermögen, in seiner höchsten Bethätigung Vernunft genannt, welche also für die Wissenschaft und den Glauben Wächter und Richter ist. Weil inzwischen der Glaube nicht allein im Denken besteht, sondern im Gemüthe lebt, waltet zwischen jenem und diesem ebenfalls eine Wechselwirkung ob, woraus sich die Macht und Kraft des Glaubens erklärt. Der geschichtliche Gang der Entwickelung der Religiosität geht parallel mit dem Fortschritte der Ausbildung des Geistes von der Herrschaft des Sinnes zur Herrschaft der Vernunft. Bei der Zunahme der Vernunftreife ist die Abnahme jeder blinden Hingebung und jedes ungeregelten Eifers unausbleiblich. Dies wird sogar um der Tugend willen nothwendig, welche nur in der Freiheit und Liebe ihr Dasein gewinnen und emporwachsen kann. Liebe ist die Tugend der Gesinnung und die Krone echter Religiosität.

Siebenter Brief. Derselbe beginnt mit der Unterscheidung der Natur der natürlichen und geoffenbarten Religion, und in Betreff der erstern insbesondere, je nachdem sie durch Affecte angeregt oder durch reines Denken begründet worden ist. Alle und jede Religion stammt von Gott durch dessen Einrichtung der Menschen und durch den Bildungsgang der Völker nach seiner Weltregierung; andererseits aber ist sie eine Frucht der menschlichen Einsicht und der Beherrschung des Gemüths, solchergestalt ein Erzeugniß des geistigen Lebens der Menschheit selbst. Denn auch durch Unterweisung kann in den Seelen der Menschen nichts aufkeimen und bekleiben, wozu sie unfähig sind, es aufzufassen, in sich aufzunehmen und durch seine Verarbeitung sich anzueignen. Eine unmittelbare Offenbarung als Eingebung ohne eigene Geistesthätigkeit und bei Gedankenlosigkeit ist etwas durchaus Unmögliches. Gott offenbart sich den Menschen durch deren Beobachtung der Wirkungen seines Seins, sowol in der Natur als in der Selbsterkenntniß, und in der Weltregierung oder Geschichte der Menschheit, in welcher die Stifter der Religionen, gleich Hohlspiegeln, die zerstreuten Funken des bis zu ihnen frei gewordenen religiösen Lichts sammeln und vereint zurückstrahlen, sonach in dieser Vereinbarung eine neue Thätigkeit bewirken. Es ist deren keiner, der sich nicht für dazu berufen erachtet und erklärt hätte; ein jeder hat in dem Bewußtsein und der Kundgebung seines Berufs zugleich die Beglaubigung seiner Ermächtigung dazu gepredigt. Alle geben sie sich für echt aus und werden dafür von ihren Bekennern anerkannt. Es gibt wieder keinen andern Prüfstein dafür als eben die Wahrheit selbst und ihre Erforscherin, die Vernunft. Diese kann sich nur für das reine Christenthum entscheiden, wie es aus der Lehre Jesu stammt. Eben deswegen ist auch Jesus Christus der Wendepunkt der ganzen Geschichte geworden. Gottinnigkeit ist die Grundlage seines Evangeliums, aber von dessen Eingebung nirgend die Rede. Gottinnigkeit muß der Anfang und der Ausgang aller wahren Religion sein, und die Erleuchtung des Geistes, um sie aufzufassen und zum klaren Bewußtsein zu bringen, ist eben die Geisteskraft und der Tröster, so Jesus Jedem verheißen hat, der sich nach seiner Anleitung darum gewissenhaft befleißigt. Offenbarung ist im Neuen Testamente eine von den üblichen Lehrformen. Da die Sprache das alleinige Mittel aller Unterweisung ist, kommt ebenso wol die Sprachweise des Unterrichtenden als des zu Unterrichtenden in Betracht. Die sehr bemerkbaren Verschiedenheiten in den Ansichten und Äußerungen der Jünger Jesu, wie sie sich in ihren Schriften darlegen, beweisen den Unterschied ihrer Auffassungs- und Verdauungsfähigkeit. Beim Bibellesen müssen sonach eben diese Eigenthümlichkeiten derselben sorgfältig unterschieden werden von der Lehre Jesu, worin sie insgesammt übereinstimmen und die in sich nur übereinstimmen kann. Wegen der Unentbehrlichkeit der Sprache zur Unterweisung ist es ferner nicht zu umgehen, auf die in den zu Unterrichtenden schon vorhandenen Vorstellungen und Denkweisen einzugehen, an diese die erstere anzuknüpfen und sich ihnen dadurch anzubequemen, was noch keine Billigung oder Übereinstimmung damit in sich schließt. Hierauf muß ebenfalls wol gemerkt werden. Es wird aus der Sprache der Bibel dargethan, was in ihr Wunder oder wunderbar heißt. Die Auferstehung Jesu aus dem Grabe braucht kein Wunder gewesen zu sein, und die Nachrichten von den einzelnen Umständen dabei mögen mehr oder weniger genau sein, so bleibt sie doch eine unleugbare Thatsache, und eine Begebenheit, welche zur Beglaubigung der Messianität Jesu und zur Begründung der christlichen Kirche von dem größten Belange gewesen ist. 59.

Bibliographie.

Alzog, J., Universalgeschichte der christlichen Kirche. Lehrbuch für akademische Vorlesungen. 3te theilweise umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit einer chronologischen Tabelle und zwei kirchlich-geographischen Karten. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Balzer, J. B., Das christliche Seligkeits-Dogma, nach katholischem und protestantischem Bekenntnisse. 2te Auflage. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Bege, C., Geschichten einiger der berühmtesten Burgen und Familien des Herzogthums Braunschweig. Aus den Quellen bearbeitet. Mit lithographischer Ansicht und Grundriß der Asseburg im Jahre 1658. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 25 Ngr.

Hirsch, S., Die Reform im Judenthum und dessen Beruf in der gegenwärtigen Welt. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 12½ Ngr.

Homeyer, C. G., Des Sachsenspiegels IIter Theil, nebst den verwandten Rechtsbüchern. 2ter Band, der Auctor vetus de Beneficiis, das Görlitzer Rechtsbuch und das System des Lehnrechts. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Jäger, P. A., Tirol und der baierisch-französische Einfall im Jahre 1703. Aus archivalischen und andern gedruckten und ungedruckten Quellen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Deutsche Literaturgeschichte in Biographien und Proben aus allen Jahrhunderten, zur Selbstbelehrung und zum Gebrauch in höhern Unterrichtsanstalten. Von G. H. F. Scholl und T. F. Scholl. 2te, völlig umgearbeitete Auflage. 1ster Band: Geschichte der altdeutschen Literatur in Proben und Biographien. Unter Mitwirkung des Hrn. Fr. Pfeiffer herausgegeben. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Madler, Das Kloster auf dem Engelberg. Geschichtlich-topographisch beschrieben. Amorbach 1843. 8. 10 Ngr.

Möhler, J. A., Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampfe mit dem Arianismus. In sechs Büchern. 2te, veränderte Auflage. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 2 Thlr.

Stolle, F., 1813. Ein historischer Roman. Drei Theile. 2te verbesserte Auflage. Hamburg, Engel. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Theiner, A., Schenkung der Heidelberger Bibliothek durch Maximilian I., Herzog und Churfürsten von Bayern, an Papst Gregor XV. und ihre Versendung nach Rom. Mit Originalschriften. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 242. —— 29. August 1844.

Dramatische Literatur des Jahres 1843.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 241.)

63. Jesus. Drama von Sigismund Wiese. Berlin, Lesecabinet. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Derselbe künstlerische Charakter wie der des „Moses" wohnt im Ganzen genommen auch diesem zweiten von Wiese's geistlichen Dramen bei, das wir jedoch für noch charakteristischer und in der Neuheit seiner religionsgeschichtlichen Auffassung überhaupt für ein sehr merkwürdiges Werk halten. Namentlich ist es die mit schönem und tiefgeschöpftem Detail dargestellte Geschichte der Kindheit Jesu, seine Erziehung und seine erste Entwickelung — in den zwei ersten Acten —, die uns in hohem Grade beachtenswerth, ja merkwürdig erscheint. Wir wissen nämlich nicht, ob die hier niedergelegte Ansicht von der innern Geistesentwickelung des Heilands auf irgend einer geltenden und anerkannten theologischen Ansicht beruht, ob sie Strauß entlehnt oder von wem sonst zuerst an den Tag gebracht worden ist. Genug, sie hat uns durch Neuheit — um nicht zu sagen durch Wahrheit — überrascht. Mit wenigen Worten ist sie diese: Der heilige Knabe wird unter Umständen geboren, die sich auf die oft und viel verkündigte Geburt des Messias, des Königs und des Retters des jüdischen Volks deuten lassen. Seine ganze fromme und reine Umgebung — nur Joseph erscheint oft etwas jähzornig — durchdringt sich mit dieser Idee, und diese Idee wird dem heiligen Kinde selbst frühzeitig eingepflanzt. Der schöne, fromme, früh gelehrte und heilige Knabe fühlt sein großes Herz von unsaglicher Liebe zu seinen Brüdern, den Menschen, und zu Gott, seinem Herrn, geschwellt: er fühlt seine Einzigkeit, denn obwol Alle um ihn her fromm sind, diesen Überschwung der Liebe, der in seiner eigenen Brust lebendig ist, findet er nirgend, selbst in dem geliebten Johannes nicht wieder. Aus diesem Bewußtsein der Einzigkeit entkeimt auch bei ihm das Bewußtsein: der vielverkündigte Messias der Propheten zu sein. So nennt er sich, so fühlt er sich Gottessohn! In das Wort bricht dies Gefühl zum ersten Mal und mit erschütternder Plötzlichkeit in dem Tempel aus, am Schluß des zweiten Acts, da die fast zürnenden Ältern den Verlorenen suchen, ihn unter den Schriftgelehrten antreffen, und er der Mutter antwortet:

> Was ist es,
> Daß ihr mich suchtet? Wißt ihr nicht, daß ich
> In Dem sein muß, was meines Vaters ist?

Von nun steht sein Glaube fest und sein Beruf: er ist der erweckte Messias, der alle Weissagung über sich kennt und der jede auf sich anwendet.

Wir müssen es den Theologen überlassen, diese Ansicht von der Entwickelung des Messias, die auf den ersten Blick allerdings etwas Profanes enthält, die in den Tiefen der Wahrheit jedoch wiederum mit den supernaturalistischen Grundideen zusammenfällt, zu bekämpfen. Aus rein menschlichem Standpunkte her fußt sie auf innerer Wahrheit, und die Kunst kann nur an der Wahrheit zur Schöpferin werden. Eben deshalb aber muß dahingestellt bleiben, ob dieser Stoff, ob die evangelische Geschichte — dramatisirt werden kann, wie der Verf. unternommen hat, oder ob sie nicht vielmehr der Kunstbildung, die nicht von dem vollen Glauben an die Überlieferung ausgeht, die diesen Glauben vielmehr kritisch zersetzt, ein für allemal ganz entgegen ist? Wir sind sehr geneigt, an unserm Theil das Letztere für richtig zu halten, und der Kunst hier nur so weit Feld einzuräumen, als sie sich an die Tradition hält und diese nicht zerlegt oder beschädigt — wie Klopstock that. Es wäre viel hierüber zu sagen, was wir jedoch an dieser Stelle übergehen müssen; der Stoff ist reich.

Vom dritten Acte an wird in dem vorliegenden Werke nur die evangelische Geschichte in Handlung gesetzt, abwärts von der Taufe im Jordan bis zur Himmelfahrt des Herrn.

> So werdet ihr ihn sehen wiederkommen.
> Denn siehe, der der Erst' ist und der Letzte,
> Der Anfang und das End': er kommt, er kommt!

Der Geist, in dem diese lange Dichtung geschrieben ist, entspricht der erhabenen Aufgabe. Es fehlt auch nicht an Mannichfaltigkeit der Bilder, Zustände und Charaktere darin, wie man befürchten könnte. Vielmehr ist zu bewundern, wie farbenreich in dieser Beziehung das Gemälde ausfällt. Die sanfte Glut unendlicher Liebe in dem heiligen Knaben, der starke Wille, die Herrscherkraft und die Demuth in Johannes dem Täufer; die menschliche Begierde nach Sieg und Übergewicht in vielen heiligen Frauen und Männern; die ganz eigenthümliche Erscheinung der Magdalena in diesem Bilde, die nur den frommen Schein haßt und deshalb für sündhaft gilt; die Schattirung in den Charakteren der verschiedenen Priester und Schriftgelehrten, Gamaliel, Lamech, Eleazar, die mannichfaltigen Gestaltungen der Jünger und Gläubigen, der Feinde und Gegner des Herrn und Derer, die von ihm geheilt, erweckt, gerettet wurden, alles Dies gewährt ein überaus reiches, wechselvolles, anziehendes, ja bis zu Ende fesselndes Bild. Die Schwäche Pilatus' und die Gestalt Herodes' sind als besonders gelungene und wirklich dramatische Einzelheiten zu bezeichnen.

Auch dies ist ein Gedicht, das „genossen" sein will, und das die Kritik zum Theil ausschließt, so angefüllt mit schönen Gedanken, so zart und einschmeichelnd, so groß und erhaben in einzelnen Theilen, dann aber wieder so wenig kunstgerecht und stellenweis die Kritik verletzend, daß diese sich scheu davor zurückzieht. Als Probe feinsten Sinnes und tiefer Charakteristik stellt sich im zweiten Act ein Gespräch zwischen Elisabeth und Maria dar, aus dem wir schließend eine Probe bieten. Maria allein — dies ist des Dichters Gedanke — begreift das Wesen ihres Sohnes ganz; die Andern sehen mehr einen Helfer aus äußerer Noth, einen Rächer, einen künftigen König in ihm.

Elisabeth.

> Du bist abtrünnig unsrer Art zu sein
> Und wardst der überschwenglich Frommen eine,

Die mit den Früchten vom Erkenntnißbaume
Nicht zu ersättigen . . . .
Schau hin, in seinem Allerheiligsten
Wohnt Gott allein — wir Menschen weben diesseit.

Maria.

Gesetzt, der Vorhang wiche dem Messias,
Wir fänden keinen Zutritt zu dem Herrn!

Elisabeth.

Der Herr that seinen Willen kund durch Moses,
Und hat es vor, im Geist ihn zu erfüllen.
Wir sollen wandeln unter dem Gesetz,
Das Gottes Sohn und Held im Namen Gottes
Handhaben wird in dieser ganzen Welt,
Die, wie vom Sturm das Meer, durchwogt von Gott,
Glückselig sein wird, eines und in Frieden . . .

Maria.

Kann wahrer Friede sein in einer Welt,
Die, weil sie muß, gehorcht, nicht weil sie mag?

In diesem schönen Satz haben wir eine poetische Verklärung des ganzen Unterschiedes zwischen Moses und Christus, zwischen Judenthum und Christenglaube. Dort Zwang des Gesetzes — hier Freiwilligkeit der Liebe.

Wir haben zu schließen. Die beiden geistlichen Dramen des Verf. werden — trotzdem daß unsere Zeit sich so gern den Ruhm ernster Einkehr aneignet — von Wenigen ganz gelesen werden, und unter diesen Wenigen werden gerade Die, welche vorzüglich gern nach solcher Speise greifen, die Frommen, am wenigsten Genuß davon haben, weil sie den Verf. nicht zu verstehen vermögen. Und doch verdienen diese Dichtungen fortzuleben und als eine andere Auffassung des messianischen Stoffs gewürdigt und genossen zu werden.

64. Thomas Thyrnau. Schauspiel in sechs Acten. Nach dem Roman gleiches Namens. Von Fr. Rudolf. Wismar, Schmidt und v. Cossel. 1844. 8. 1 Thlr.

Wie schwer es sei, aus einem Roman ein Drama herzustellen, und wie sehr diese Schwierigkeit wachse, wenn dieser Roman drei Bände umfaßt und mit Begebenheiten angefüllt ist, ist Jedermann — Madame Birch-Pfeiffer ausgenommen — bekannt. Den „Thomas Thyrnau" in ein gutes Drama umzuwandeln — es sei denn, daß man den Roman ganz zur Seite liegen lasse, ihm blos die nackte Begebenheit entlehne, und so ein neues Werk schaffe — übersteigt jedes Vermögen, und scheint selbst jener rüstigen Dramaturgin zu schwer geworden zu sein, denn sie hat es noch nicht versucht. In der That ist der Ideengang in dem Roman auch ganz undramatischer Natur, und die Anhäufung der Verhältnisse, welche durch und zu Ende zu führen sind, die künstlichen Aufhalte der Ereignisse und die überkünstelten Charaktere der Erzählung, die schon beim Lesen des Romans einen starken Kopf erfodern, sind ohne verwirrende Geistesanstrengung in der dramatischen Unmittelbarkeit gar nicht wieder darzustellen. Obgleich der Verf. daher sechs Acte aufbaut, und im Ganzen seine Personen concis, fast lapidarisch sprechen läßt, zuweilen auch nicht geringe Sprünge versucht, so ist sein Drama doch nicht ohne Kopfschmerz zu durchlesen und müßte wol in der Darstellung einen höchst wunderlichen Effect hervorbringen. So wie er die Sache angegriffen hat, war ihr Gelingen eben eine Unmöglichkeit. Hätte er dagegen die Hauptcharaktere des Romans sich deutlich vor Augen gestellt, das Hauptziel der Handlung frei aufgefaßt, die wesentlichen Durchgangspunkte festgehalten, und nach einem solchen Entwurf eine freie Arbeit unternommen, so hätte, meinen wir, da ihm Anlagen nicht fehlen, etwas Gelungenes, vielleicht selbst etwas Darstellbares entstehen können. Was uns jetzt vorliegt, hat etwa nur für Denjenigen Werth, dem der berühmte Roman zu dickleibig vorkommt und der sich in einigen Stunden von dem Inhalte desselben in Kenntniß setzen will.

Wir haben außer diesen noch des

65. Theater von Karl Blum. Dritter Band. Berlin, Schlesinger. 1844. 8. 25 Ngr.

zu gedenken und dem Inhalte desselben gebührende Anerkennung zu gewähren. Das Schauspiel „Schwärmerei nach der Mode" in vier Acten, gehört sicher zu Blum's besten Arbeiten und gefiel bei den wenigen Aufführungen, die es in Berlin erlebte, ungewöhnlich. Der verewigte König sagte dem nun auch dahingeschiedenen Verf. voraus, daß ihm diese Arbeit Feinde bereiten würde, und dieser Geist, der in so vielen Dingen das Rechte erkannte, behielt auch hier recht. Die öffentliche Verspottung des Gleißnerthums und ein übelgewählter Name zogen dem Stücke ein Verbot zu, das die gerade herrschenden Umstände rechtfertigten. Man vergaß das gute deutsche Sprichwort vom Mucken, und das Stück sucht nun Leben in der Presse. Das zweite Stück: „Erziehungsresultate", Lustspiel in zwei Acten, ist minder anziehend und minder anzüglich für uns, denn es ist französischen Ursprungs: das deutsche Lustspiel soll durchaus nicht sein, was es seiner Natur nach sein muß, nämlich anzüglich. So lange wir über diesen Widerspruch zwischen Foderung und Foderung am Lustspiel nicht hinauskommen, ist klar, daß es seine Aufgabe, durch Lachen die Sitte zu läutern, nicht erfüllen kann. Denn was sollten wir wol zu einem Lustspiel sagen, dessen Tendenz es wäre, Schwächen als ehrenwerth darzustellen und jedes Lächeln der Zuhörer absichtlich zu unterdrücken? Es wäre ein nec plus ultra des Witzes.

Den Schluß möge machen:

66. Dramatische Jahresgabe von Chr. Dohn. Leipzig, Weber. 1844. 8. 25 Ngr.

Auch hier erhalten wir in „Eulalia Pontois" ein Schauspiel in fünf Acten nach einem Roman von Fr. Soulié gearbeitet, eine Testamentsgeschichte mit einiger Verwandtschaft zu „Thomas Thyrnau". Allein sei es, daß die Erzählung an sich einfacher ist, oder daß der Verf. das Unwesentliche besser verstanden hat, das Drama ist so weit gelungen, daß wir weder überfüllt werden noch Leere empfinden. Es ist eben ein interessantes, mäßig gut geschriebenes Schauspiel, in dem sich die vorgekommenen Misverständnisse nach französischer Art in Wohlgefallen lösen. Aus den beiden Lustspielen in einem Act: „Die Kriegserklärung" und „Die beiden Ohelme", geht einiger Beruf zu Arbeiten dieser Art hervor; es läßt sich in Beiden nur bedauern, daß die an sich ganz launigen Erfindungen lange nicht genug benutzt sind, um wirkliche Lustspiele daraus zu machen; der komische Anhauch geht ihnen zu unrechter Zeit aus und die Situation fällt in das schon Dagewesene. 114.

Neue Beiträge zur Geschichte Philipp's des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, bisher ungedruckte Briefe dieses Fürsten und seiner Zeitgenossen Karl's V., Ferdinand's I., der Königin Maria von Ungarn u. s. w. In Auftrag des Historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen gesammelt im königl. belgischen Staatsarchive zu Brüssel und im großherzogl. hessischen geh. Staatsarchiv zu Darmstadt von Eduard Duller. Darmstadt, Jonghaus. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

Während auf der einen Seite die Nothwendigkeit schon längst anerkannt ist, daß, um dem Ganzen der deutschen Geschichte wesentliche Dienste zu leisten, möglichst sorgfältige Specialforschungen angestellt werden müssen, sind auf der andern Seite auch die Verdienste um so höher anzuschlagen, welche sich die historischen Vereine, deren eine recht erfreuliche Anzahl in Deutschland besteht, durch die Herausgabe archivalischer Documente bereits erworben haben. Und wir können nicht umhin, hier wiederholt unser Bedauern auszusprechen, daß Sachsen zur Zeit noch keinen historischen Verein besitze, der das unendlich Zerstreute vereinige und das noch Ungedruckte und Unbekannte

zu Tage fördere. Wie viel in letzter Beziehung bei Fleiß und Aussicht zu gewinnen sei, das haben nicht nur Märker's „Burggrafen von Meißen", sondern namentlich auch von Langenn's treffliche Biographien Albert's und Moritz's bereits hinlänglich bewiesen, und noch ausgedehntere Beweise, die in der Vorbereitung begriffen sind, werden hoffentlich nicht lange mehr auf sich warten lassen. Bei der Verbindung aber, welche die civilisirten Nationen Europas im Interesse der Wissenschaft und aus Achtung vor derselben untereinander angeknüpft haben, sodaß selbst kirchliche oder politische Spaltungen, welche jene Nationen auseinander halten, auf diesem Felde verschwinden, und vermöge der beinahe allgemeinen Regsamkeit für geschichtliche Studien, ist es erklärlich, wie das bis dahin Verborgene an dem gehörigen Orte bekannt und in gegenseitigen Austausch gesetzt wird. Die neueste Reformationsliteratur legt dafür ein sehr sprechendes Zeugniß ab. Wir müßten uns von unserer Aufgabe zu weit entfernen, wollten wir eine Übersicht Dessen, was in einer kurzen Reihe von Jahren in dieser Beziehung geleistet worden ist, hier versuchen. Wir bemerken nur, daß man seine Aufmerksamkeit auch auf den Briefwechsel gerichtet hat, den Fürsten oder Gelehrte des Reformationszeitalters untereinander geführt haben, wozu auch die diplomatischen Correspondenzen zu rechnen sind. Was den Briefwechsel betrifft, so nimmt bekanntlich Voigt's Werk: „Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen" (Königsberg 1841), einen sehr ehrenvollen Platz ein, während in diplomatischer Hinsicht folgendes italienische Werk die Berücksichtigung der deutschen Reformationshistoriker sehr verdient: „Relazioni degli ambasciatori veneti al senato, raccolte, annotate ed edite da Eugenio Albèri" (Florenz 1840 und 1841). Wer wissen will, was Italiener über Karl V. und Ferdinand I. urtheilten, was sie über Deutschland und seine Fürsten dachten und welche Politik man der Reformation gegenüber nach ihrer Ansicht einzuschlagen habe, der wird dort manchen Aufschluß, manche Belehrung finden. Das kleine Werk nun, das uns jetzt zur Anzeige und Besprechung vorliegt, bildet, wie schon der Titel zu erkennen gibt, eine Sammlung von Briefen solcher Personen, die zum Theil in die Verhältnisse und politischen Ereignisse ihrer Zeit so tief verwickelt waren oder selbst eine historisch merkwürdige Rolle dabei spielten, daß auch das dem Anscheine nach Unbedeutende einen besondern Werth erhält: die ipsissima verba der auf dem damaligen politischen Schauplatze handelnden Persönlichkeiten besitzen eine Autorität für die Geschichte, die durch keine andern wenn auch gleichzeitige Relationer aufgewogen werden kann. Deshalb hat sich der Historische Verein für das Großherzogthum Hessen durch Herrn Duller ein unbestreitbares Verdienst um die Specialgeschichte der Reformationszeit erworben.

Die Geschichte Hessens, deren Glanzpunkt im Reformationszeitalter der Landgraf Philipp ist, hat in der neuesten Zeit viel Glück gehabt, dieser Glanzpunkt hat für die gelehrten Historiker eine gewisse Anziehungskraft entwickelt, sodaß die Forschungen derselben theils in unmittelbarer, theils in mittelbarer Beziehung zu ihm stehen. Die Leistungen von Rommel's und Neudecker's gehören der erstern Kategorie an, während Buchholtz, von Langenn und Ranke nur mittelbar und gelegentlich für die Aufhellung der Geschichte des Landgrafen und seiner besondern Verhältnisse thätig gewesen sind. Doch eröffnete sich ganz unerwartet eine neue Quelle zum Vortheile dieses historischen Thema durch Dr. Coremans in Brüssel. Dieser machte nämlich die deutschen Geschichtsforscher auf das deutsche Reformationsarchiv, welches einen sehr bedeutenden Theil des belgischen Staatsarchivs bildet und dem genannten Gelehrten seine Rettung und Ordnung verdankt, aufmerksam. Der Historische Verein für das Großherzogthum Hessen sendete unter besonderer Theilnahme des regierenden Großherzogs Hrn. Duller nach Brüssel ab, um aus jener Quelle Dasjenige zu schöpfen, was für die Geschichte des Landgrafen Philipp — denn darauf war der Auftrag lediglich beschränkt —, von besonderer Bedeutung sein möchte. Und die Ergebnisse jenes Auftrags hat Hr. Duller in dem Buche, das wir soeben zu besprechen beabsichtigen, niedergelegt. Das Material, was er in Brüssel vorfand, war für die allgemeine deutsche Geschichte des Reformationszeitalters interessant und verführerisch genug, um den Beauftragten zu einer allseitigen Ausbeutung bestimmen zu können, „allein ich mußte mich", so sagt Hr. Duller seinen Auftrag und seine Verfahrungsnorm bezeichnend, „wollte ich meinem Auftrage genügend entsprechen, um so mehr streng innerhalb des Kreises halten, den ich mir gezogen und dessen Mittelpunkt Philipp der Großmüthige bildete; dabei ergaben sich jedoch aus den nahen Bezügen desselben zu Karl V., dem römischen Könige Ferdinand, der verwitweten Königin Maria, Statthalterin der Niederlande, dem Cardinal Granvella u. s. w. immerhin noch eine Menge interessanter Details zur schärfern Charakteristik dieser bedeutenden Zeitgenossen und zur genauern Kenntniß einzelner wichtiger Vorfälle, wie z. B. der dem Passauer Vertrag vorangehenden Verhandlungen, wovon allerdings nur der kleinste Theil dem Kreise meiner Sammlung einverleibt werden konnte. Bei Sichtung des Materials nahm ich, wie sich von selbst versteht die erste Rücksicht auf Originalbriefe und Minutien, über deren Authenticität eine gewisse Kritik keinen Zweifel zuließ. Aber auch Copien und Übersetzungen glaubte ich nicht unbeachtet lassen zu dürfen — erstere, wenn sie gleichzeitige officielle oder vidimirte spätere, und zwar von solchen Stücken waren, die meines Wissens bis jetzt unbekannt geblieben; die von der Hand des Präsidenten Viglius gefertigten erhielten durch die Stellung dieses Mannes zum Kaiser, der Königin und dem Landgrafen eine Bedeutnng, welche der von Originalien gleichzusetzen war. Auch vidimirte Auszüge aus Correspondenzen, die im Archiv jetzt nicht mehr vorhanden, wie das zweite Supplement der «Documents relatifs à la réforme religieuse en Allemagne» deren eine Menge enthält, verdienten theilweise nicht übergangen zu werden, und Übersetzungen, meistentheils zum bequemern Gebrauch der Personen des kaiserlichen Hauses angefertigt, mithin einen officiellen Charakter tragend, konnten zur Verificirung und Erläuterung von bisher bekannten Originalien dienen, sowie einzelne Notizen aus der Zeit der Custodie *) zur vollständigen Veranschaulichung der letztern. Daß ich übrigens von den zahlreichen und umfangreichen Verhören des Landgrafen und der bei seinem Fluchtversuche zu Mecheln u. s. w. betheiligten Personen nicht jedes Einzelne mit allen Wiederholungen der Aussagen, sondern blos solche, woraus sich irgendwie Aufschlüsse ergaben, aufnahm, wird man, wie ich hoffe, billigen; den Hauptstamm bildeten hierbei der ausführliche und charakteristische Originalbericht des Pagen Anton von Wersebe und das Verhör des Landgrafen vom 12. Dec. 1551." Während übrigens der Herausgeber einige Urkunden in seine Sammlung nicht aufnahm, weil sie bereits durch Rommel und Langenn bekannt gemacht worden waren, glaubte er einige andere des Zusammenhanges wegen aufnehmen zu müssen, obgleich Dr. Coremans und Buchholtz deren Veröffentlichung bereits bewerkstelligt hatten. Außerdem sei noch bemerkt, daß die vorliegenden archivalischen Documente nicht nur chronologisch geordnet, sondern auch mit diplomatischer Treue rücksichtlich ihrer zum Theil sehr wunderlichen Orthographie und Interpunktion abgedruckt worden sind.

Somit hätten wir denn die Grundsätze kennen gelernt, welchen der Herausgeber bei seiner Arbeit gefolgt ist. Und es wird sich gegen dieselben, wenn man den bemessenen Umfang seiner Aufgabe ins Auge faßt, schwerlich etwas Erhebliches einwenden lassen. Nur der Wunsch wird durch Hrn. Duller's Andeutungen rege gemacht, daß das brüsseler Reformationsarchiv im Interesse der allgemeinen deutschen Reformationsgeschichte von einem Sachverständigen ausgebeutet werden möchte. Fragen wir nun

*) Das ist der gewöhnliche Ausdruck, dessen sich die deutschen Briefe zur Bezeichnung von Philipp's gefänglicher Haft bedienen.

nach dem historischen Werthe der 177 archivalischen Urkunden, die, vom Jahre 1530—60 reichend, durch Hrn. Duller der wissenschaftlichen Welt vorgelegt worden sind, so berühren sie allerdings zunächst, wie auf der Hand liegt, die hessische Specialgeschichte, haben aber zugleich in Folge der Stellung, welche Philipp dem Kaiser Karl V. gegenüber einnahm und insofern derselbe eine Hauptstütze des protestantischen Deutschland war, ein Interesse für die allgemeine deutsche Geschichte. Denn wie hoch man die Persönlichkeit des Landgrafen und die Bedeutung seiner Opposition von Seiten der Gegner anschlug, gibt z. B. das Antwortschreiben des Königs Ferdinand vom 14. Juli 1547 an seinen kaiserlichen Bruder zu erkennen, wo folgende Stelle vorkommt: „Ich sehe wol ein, und es ist wahr, daß wenn mit Ehren und ohne den Unwillen der beiden Kurfürsten zu reizen, der Landgraf lange in Haft gehalten werden könnte, Solches für die Ruhe Deutschlands das Zuträglichste sein würde." Daß nicht alle mitgetheilten archivalischen Documente von gleicher Wichtigkeit sein können, versteht sich von selbst; und mit dem Herausgeber zu rechten, ob er nicht vielleicht das eine oder andere Schreiben habe ohne Nachtheil ungedruckt lassen dürfen, würde ebenso wol Undank gegen seine mühevolle Gewissenhaftigkeit, die sich überall wahrnehmen läßt, als Splitterrichterei verrathen. Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit einigen wichtigen Punkten zu.

Bekanntlich hat man die unerwartete Verhaftung Philipp's entweder durch einen Gewaltstreich des Kaisers oder durch eine Wortfälschung des „einig" in „ewig" zu erklären gesucht. Wir lesen noch in Rehm's „Geschichte beider Hessen", Bd. 1, S. 355: „In einer Berathung mit dem jüngern Granvella unterzeichneten die Vermittler eine geheime Nebenerklärung (2. Juni) in welcher die kaiserlichen Räthe das Wort einiger in dem Versprechen, «das in dem Landgraven solche ergebung weder zu leybstraff noch zu einiger gefencknuß raichen», in ewiger umänderten." Buchholtz ist bemüht gewesen, einen so schmählichen Verdacht vom Kaiser abzuwenden und Hr. Duller stimmt ihm bei. Auch Ranke sagt Bd. 4, S. 530: „Daran ist nicht zu denken, daß jene Erzählung, nach welcher in der Urkunde die Wörter einig und ewig verwechselt sein sollten, wie sie lautet, richtig wäre: die Sache im Ganzen angesehen, ist sie aber doch so irrig nicht." Und diesem Zusatze Ranke's glauben wir beistimmen zu müssen nach den Briefen, die wir bei Hrn. Duller finden. Wir lesen zuvörderst in einem Briefe des Bischofs von Arras an die Königin Maria vom 20. Juni 1547, also den Tag nach Philipp's Verhaftung, Folgendes: „Et après Sa Majesté dit de tenir ledit Landgraff prisonnier pour jusques à ce qu'il eult comply le traicté actendu qu'il s'estoit rendu a gnad et ungnad sans aucune condicion horsmis que à part les Electeurs Duc Mauritz de Saxen et Marquis Joachim de Brandenbourg et avoient dressé ung article lequel ils presentaient à Sa Majesté, lequel assuroit que pour leur gnad elle ne la châtiroit ne de la vie ny d'aultre privation de ses biens plus de cela contenu aux articles n'y aussy à prison perpetuelle, ce que Sa Majesté leur avoit accordé et n'y semble que ce mot de perpetuelle donnoit clerement à entendre qu'ils ne rejetoient qu'il ne peult être prisonnier à temps définy" u. s. w. Vergleicht man damit, was derselbe Bischof am 21. Juni an dieselbe Königin schreibt: „Sa Majesté en vertu du traicté, et sans contrevenir aux motz exprès d'icelluq, le pouvoit détenir prisonnier, le temps qu'il lui plairoit, pourvu que la prison ne fut perpétuelle et que eulx mêmes seroient seulx que le vouldroient soubstenir contre quiconque vouldroient prétendre, que sa dite Majesté feist faulte à sa parolle" u. s. w.: so erkennt man deutlich genug die diplomatische Spitzfindigkeit, womit man den Landgrafen und seine Sicherheitsvertreter zu berücken beabsichtigt hatte, was bei der Arglosigkeit der beiden vermittelnden Fürsten nur zu gut gelang. Hält man endlich damit zusammen, daß weder Karl noch Ferdinand dem Landgrafen trauen zu dürfen glaubten, wie aus ihren Briefen hinlänglich zu erweisen ist; daß politische Gründe die völlige Demüthigung auch des zweiten schmalkaldischen Bundeshaupts nothwendig zu machen schienen; daß ferner der Kaiser an der Bereitwilligkeit Philipp's, alle Vertragsbedingungen zu erfüllen, zweifelte; daß endlich der Erstere an seinen Bruder Ferdinand aus dem Lager bei Wittenberg schreibt: „Lex Marquis Electeur de Brandenbourg et Duc Mauris de Saxen ayant veu les articles qu'ils ont rapporté dudit Landgrave par les quels il demeure arreste à non vouloir donner pour assurance du traicté que seullement deux de ses forteresses et à temps limité assavoir" u. s. w.: so konnte es nicht an Vorwänden und scheinbaren Rechtsgründen fehlen, einen Fürsten zu verhaften, der um jeden Preis aus seiner Oppositionsstellung geworfen werden sollte. Übrigens macht Ranke zur Vergleichung gewiß nicht unpassend auf das Verfahren aufmerksam, welches einstens in echt spanischer Weise Gonsalvo de Cordova gegen Cäsar Borgia, und der Herzog Alba gegen die Grafen Egmont und Horne in Ausführung brachte. Anfangs ward der gefangene Landgraf fürstlich behandelt; allein schon sein unruhiges Temperament und Benehmen, das von Johann Friedrich's ruhiger und frommer Ergebung weit abstach, zog ihm Unannehmlichkeiten zu; doch ging die Behandlung, die er Seiten seiner spanischen Wache erfuhr, in Roheit und beinahe in Grausamkeit über, als ein Versuch, aus der Haft zu entfliehen, entdeckt worden war. Philipp schildert in einem eigenhändigen an die Königin Maria gerichteten Briefe — Bilsen bei Maastricht den 24. Aug. 1552, also nur wenige Tage vor seiner Befreiung, die am 2. Sept. erfolgte — die Leiden, die er von dem die Wache befehligenden Hauptmann zu erdulden hatte. Sie waren so unerträglich, daß er der Königin erklärte, lieber im tiefsten Thurme oder in eisernen Fesseln zu sitzen. Der ganze Brief ist höchst charakteristisch und gehört zu den bedeutendsten der ganzen Sammlung auch insofern, als daraus ersichtlich ist, was sich die siegestrunkene Roheit der Soldateska gegen einen der ersten Reichsfürsten erlauben zu können glaubte, die selbst vom Kaiser, wie sich aus einem etwas spätern Vorfall abnehmen läßt, wenigstens keine solche Misbilligung erfuhr, wie sie es verdient hätte. Die Sache ist von der Art, daß sie nach beinahe drei Jahrhunderten noch den Unmuth eines patriotischen und protestantischen Herzens zu erregen im Stande ist. Was das Inhaltsverzeichniß betrifft, so würde der Werth desselben bedeutend erhöht und der Gebrauch der ganzen Urkundensammlung wesentlich erleichtert worden sein, wenn jeder einzelnen Nummer mit wenigen Worten wenigstens eine Angabe des betreffenden Gegenstandes beigegeben wäre. 60.

Literarische Notiz aus England.

Mistreß Gore hat die Romanliteratur mit einem Werke vermehrt, das unter dem neuen Titel „Wilfulness of woman" (3 Bde, London 1844), das alte Thema, weiblichen Eigensinn, behandelt und für die fashionable Welt, in welcher sich die betreffenden Personen bewegen, nichts weniger als eine Lobrede ist. Aus Eigensinn verschmäht die junge und schöne Harriet Erskine den verständigen Sydney und heirathet den liederlichen Trelawney, sieht nach zwölf Monaten sich um einer Buhlerin willen vernachlässigt und sucht Vergessenheit im Weinglase. Aus Eigensinn heirathet Lady Sarah Monteith einen reichen und vornehmen Mann, den sie nicht liebt, und läuft mit einem Andern davon. Ersterer ist wahrscheinlich geistesschwach, denn er wird darob wahnsinnig, und nachdem Madame sich zwei oder drei Jahre mit ihrem Paramour auf dem Continente amusirt hat, läuft sie ihm davon, um — sich in England den Tod zu geben. Übrigens liest sich das Ganze sehr gut und enthält unstreitig viel Wahres aus dem fashionablen Leben. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 243. —— 30. August 1844.

Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. Von Karl Schnaase. Erster Band: Die Völker des Orients. Zweiter Band: Griechen und Römer. Düsseldorf, Buddeus. 1843. Gr. 8. 6 Thlr.

Ein anderer Mitarbeiter hat bereits in d. Bl. das vorliegende Werk, von welchem zwei Bände vollendet sind und vielleicht noch eine Anzahl zu erwarten sein dürfte, im Allgemeinen besprochen, doch nur die Einleitung einer wahren Prüfung unterworfen und dieser im vollsten Maße Zustimmung und Lob ertheilt.*) Ref., weniger einverstanden mit den in jener Einleitung ausgesprochenen Ansichten des Hrn. Schnaase über Kunst, hat es hier blos mit dem materiellen Inhalte des angekündigten Werks zu thun, welchem von vornherein die günstigste Prognose zu stellen ist.

Gewiß ist das Bedürfniß eines solchen Werks vorhanden, welches fast gleichzeitig von zwei berufenen Ehrenmännern erkannt und zu befriedigen versucht worden ist. Kurze Zeit nach der Erscheinung des Kugler'schen „Handbuch der Kunstgeschichte" tritt nun Hr. Schnaase mit seiner Arbeit hervor, mit welcher er jedoch wahrscheinlich schon früher als Hr. Kugler mit der seinigen beschäftigt war. Er spricht sich darüber ausführlich in der Vorrede aus, die zugleich ein Zueignungsschreiben an Hrn. Kugler ist. Klar hat er darin das Verhältniß beider Werke zueinander und die große Aufgabe, die er sich selbst gestellt, auseinander gesetzt. Ihm kam es zunächst darauf an, die Kunst einer jeden Zeit als den Reflex des Volkslebens, oder nach seinen eigenen Worten: als den Ausdruck der physischen und geistigen, sittlichen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten des Volks zu erfassen und diese Bedingungen ihres Ursprungs in das hellste Licht zu versetzen, dann aber auch nachzuweisen, daß die Kunst der verschiedenen Völker eine bleibende Tradition darstelle, daß ein Zusammenhang da sei, welcher verstanden werden müsse, ohne welchen auch die einzelnen Epochen nicht richtig gewürdigt werden könnten, kurz, er betrachtete als Hauptsache, was bei Kugler Nebensache geblieben war. Dagegen wollte er weniger auf eine Aufzählung des Einzelnen und in kritische Untersuchungen eingehen, welcher Entwickelungsstufe das eine oder andere zweifelhafter Kunsterzeugnisse angehöre, wodurch ihm Nebensache wurde, was bei Kugler sich als Hauptsache geltend macht. Man sieht, daß die von unserm Verf. sich gestellte Aufgabe eine große und umfassende ist, die außerordentliche Studien voraussetzt, für welche noch nicht einmal das erfoderliche Material zusammengetragen ist. Aber man kann ihm nicht Unrecht geben, wenn er die Mängel desselben weniger hoch anschlägt und sogar die Behauptung aufstellt, daß aus den Gestaltungen der Kunst die weniger deutlich hervortretenden Elemente des Volkslebens ermittelt werden könnten. Auch die Lücken unserer kunstgeschichtlichen Kenntniß hält Hr. Schnaase nicht für so groß, wie die Männer vom Fache sie oft ansehen. Selbst wo sie wirklich vorhanden sind, räumt er ihnen keinen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der Kunstgeschichte ein, wenigstens nicht auf die von ihm beabsichtigte „vorbereitende und einleitende Auffassung". Während demnach Kugler's Handbuch vorzugsweise für die Meister des Fachs, oder doch für die schon eingeweihten, selbstthätigen Schüler geschrieben ist, will der Verf. seine Arbeit zunächst für die Laien bestimmt wissen, und nur danach wünscht er sie beurtheilt zu sehen. Nur dieses vermöge die Kühnheit eines so weitschichtigen Unternehmens zu entschuldigen, vor welchem vielleicht die Veteranen der Wissenschaft zurücktreten, während die Begeisterung des Dilettanten ihm den Muth dazu verleiht. Wir können diese bescheidene Äußerung gelten lassen, ohne sie allzu wörtlich zu nehmen, denn die Leser werden bald inne werden, daß auch die Eingeweihten aus dem Buche unsers Verf. zu lernen haben dürften und daß ein Dilettant, wie er es ist, auch den Meistern ihr Ansehen streitig macht.

Das zweite Buch des ersten Bandes bildet den eigentlichen Anfang des ganzen Werks und behandelt in drei großen Capiteln „Die Kunst der alten Inder". Hier macht Hr. Schnaase zuerst auf den Gegensatz Indiens gegen China aufmerksam, indem „wir dort die erste, aber auch jugendlich frische Gestaltung höherer Anschauungen entdecken, während China als die abgesonderte, mittheilungslose Stätte einer einseitigen, nur auf gemeine Nützlichkeit gerichteten Bildung in der Geschichte dasteht". Hierauf folgt in der anziehendsten Form eine Darstellung der Natur des Landes, des Volkscharakters

*) Vgl. Nr. 73 und 74 d. Bl. D. Red.

und der Religion, deren Widersprüche und Gegensätze der Verf. sehr treffend hervorhebt. Die indische Kunst erscheint vorzugsweise in der Architektur, welcher denn auch ein langes Capitel gewidmet ist. Sehr ausführlich beschreibt Hr. Schnaase die Grottentempel in Elephante, Salsette, Ellora, Carli, bei der Festung Nassuk und die Felsenstadt der sieben Pagoden, d. i. Mavalipuram, welches jetzt fast im Meere versunken ist und, gleich jenen andern wunderbaren Denkmälern, große Grotten, Säulenhallen, Monolithentempel, Gemächer, Treppen und Bassins enthält, die dem Cultus des Wischnu und Schiwa geweiht waren. Aber nicht blos südlich und östlich erstrecken sich diese Grottenwerke und Höhlentempel, sondern auch weiter nach Europa zu, gegen Norden und Westen. So die Grotten in Malva (Centralindien), zu Dhumnar und Baug, deren erste eine ganze Troglodytenstadt aufweist; nicht weit entfernt von Kabul zu Bamiyan (Alexandria ad Causasum), welches außer seinen unzähligen Grotten durch ein paar kolossale Götzenbilder berühmt ist. Auch jetzt noch soll die Anlegung unterirdischer Tempel, nur in viel kleinerm Maßstabe und namentlich bei den Buddhisten, nicht ganz außer Gebrauch sein. Höchst merkwürdig muß es nun erscheinen, daß sich bei den heutigen Brahmanen, so sehr sie an dem Hergebrachten festhalten, nirgend eine Spur von einem solchen Grottencultus findet und diese Felsenbauten ihrer mythologischen Ausschmückung nach ihnen fremd sind. Ebenso auffallend ist es, daß, wiewol ihre Entstehungszeit gewiß in das graueste Alterthum fällt, doch Griechen und Römer ihrer gar nicht gedenken und die früheste Kunde derselben erst in das 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fällt. Den Charakter dieser Architektur zu bestimmen hat seine große Schwierigkeit, da hier nicht, wie bei andern Völkern, gewisse Formen vorherrschen, sondern überall nur ein bunter Wechsel vorhanden ist. Von ihren vorgefaßten Meinungen geleitet haben europäische Beobachter hier griechische oder maurische, ja selbst äthiopisch-christliche Formen zu entdecken geglaubt, während bei unbefangener Prüfung sich nur der Mangel einer festen Regel zeigt. Das einzige architektonische Glied, welches wiederkehrt und eine Vergleichung gestattet, ist der Pfeiler, dem der Verf. beiweitem nicht solchen ästhetischen Werth beimißt wie Kugler, der, sonderbar genug, diese Form eine geistreiche nennt. Gewiß ist die Bemerkung des Verf. richtig, daß bei den Hindus die Architektur unmittelbar von dem speciellen Lehrsystem (Brahmaismus und Buddhaismus) oder dem Charakter des Tempelgottes bestimmt zu sein scheint, daher „die wilden mythologischen Traditionen und die sinnlich orgiastischen Vorschriften der Schiwareligion auch ausschweifende schwülstige, die strengen mehr auf das Innerliche gerichteten Lehren Buddha's einfachere Formen hervorbrachten".

Aber der Schönheitssinn bestimmte sich noch nicht aus dem ganzen Wesen des Menschen, das Kunstwerk war noch nicht frei und selbständig.

Diese schweren, schwülstigen Formen, diese dunkeln Höhlen, überladen mit gigantischem Bildwerke, lassen uns empfinden, daß sie aus einem unfreien Geiste hervorgegangen, — — sie sind daher als Kunstgebilde noch sehr unvollkommen. Wie aber das indische Heidenthum schon der Anfang tieferer Einsicht war, so enthält auch diese erste künstlerische Gestaltung schon Anklänge des Schönen. Im Ganzen ist zwar die Phantasie noch von den gährenden Naturkräften überwältigt, sie schwelgt darin voller, maßloser, im Grausigen oder Weichlichen; aber in diesem Taumel der Sinnlichkeit macht sich der Geist im großartigen Streben und in symbolischer Tiefe geltend; er ringt mit jener Naturgewalt, und dieser Kampf selbst ist erhaben und eine ernste Vorbereitung auf die heitere Harmonie künftigen Friedens.

Den Übergang zu den freien Bauten bilden die buddhistischen Dagops (d. i. Körperverbergende, übereinstimmend mit den Stupa's oder Tope's, den „architektonischen Denkmalen der indo-baktrischen Königsstraße"), Massen von der Form einer etwas überhöhten Halbkugel, die auf einem breiten cylinderförmigen Untersatze ruht. Sie vergegenwärtigen das den Buddhisten geläufige Bild der Wasserblase, womit diese die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens zu vergleichen liebten, und haben demnach eine symbolische Beziehung. Häufig enthalten sie auch Reliquien, die dem Buddha oder Buddhaheiligen zugeschrieben werden. Endlich kommen die eigentlichen Bauwerke an die Reihe, namentlich die freien Tempelbauten oder Pagoden, bei denen im Allgemeinen die pyramidale Form und, statt des Geradlinigen und Rechtwinkeligen, üppige Fülle und Anhäufung vorherrscht. Die Pagoden von Ramisseram, Tanjore, Chillambrum (Chalembaram) und Jaggernath werden besonders erwähnt.

Reich an den feinsten Bemerkungen und von tiefem Studium zeugend ist auch das Capitel über die „Plastik und Malerei" der Inder, worauf Hr. Schnaase in einer Schlußbetrachtung die Summe seiner Ansichten über den Charakter der indischen Kunst sehr sinnig zusammenstellt.

Das dritte, „Die Kunst der westasiatischen Völker" umfassende Buch führt uns zu den Babyloniern, Persern, Phönizern und Juden. Unsere Kenntniß von der Kunst der alten Babylonier (Chaldäer) gründet sich fast einzig auf Andeutungen oder Berichte alter Schriftsteller; keine Ruinen ihrer als ungeheuer bezeichneten Bauwerke haben sich erhalten, sondern nur etwa vier große, meistens aus Backsteinen bestehende Schutthügel, unter welchen der von den Arabern Birs-Nimrod genannte der bedeutendste ist und die Stelle des Belustempels bezeichnen soll. Von vielen mächtigen Städten der Vorzeit sind jetzt nur noch Trümmer vorhanden, aber keine Stadt ist so fast spurlos verschwunden wie Babylon, an welcher die Worte des Propheten (Jes. 13, 20) buchstäblich eingetroffen sind. Keine Spur mehr von allen jenen Prachtbauten, die wir nach den Beschreibungen der Griechen für kolossal halten müssen: von den ungeheuern Mauern und Thürmen der drei geographische Meilen in die Länge und Breite messenden Stadt, von den dies- und jenseit des Euphrat gelegenen Königsburgen mit bildverzierten Mauern und den berühm-

ten hängenden Gärten, und vor Allen von dem babylonischen Thurm oder Tempel des Belus, dessen treppenartig pyramidalischer Bau ursprünglich wol eine symbolische Bedeutung hatte und später eine astronomische Bestimmung erhielt. Die nächste Ursache dieses gänzlichen Verfalls findet Hr. Schnaase mit Recht in dem zu diesen Bauten verwendeten Material, da, bei dem Mangel an Stein und Holz in den Niederungsgegenden Mesopotamiens, man sich gebrannter und ungebrannter Ziegel bediente, die man mit dem dort häufigen Erdpech verband. Eben dieses Material, welches wol zartere Details und feinere Gliederungen nicht aufkommen ließ, läßt einigermaßen auf den architektonischen Styl schließen, der durch das Kolossale und massenhafte Verhältnisse zu imponiren strebte. Vergleichen wir die Architektur der Babylonier mit der der Hindus, so erscheinen beide in vielen Beziehungen sich schroff entgegengesetzt.

Dort der Felsen selbst zum Tempel, seine natürliche Form zur Kunstgestalt umgebildet, hier schon der Boden der Natur abgewonnen, das Baumaterial völlig künstlich, eine durchaus regelrechte Form bedingend, dort ein Übermaß von üppigvollen, schwellenden Gliedern und bildlichen Verzierungen, hier das geradlinige Element vorherrschend, ohne Säulen und Steinarbeit, flache, nur farbig verzierte Mauern. Das Gemeinsame ist das Vorherrschen sinnlicher Größe, aber dort ist die Sinnlichkeit phantastisch wild, hier verständig, von Zwecken abhängig, egoistisch.

Auch über die Bildwerke der Babylonier ist wenig bekannt. Herodot und Diodor erwähnen freistehender Bildsäulen (des Belus, der Here und Rhea) von Gold und Erz (über einem hölzernen Kern). Die bildreichen Darstellungen auf den Mauern, in denen vier Ellen hohe Figuren erwähnt werden, müssen wol Malerei gewesen sein, da sich Reliefs von dieser Größe bei einem Bau in Ziegeln nicht wohl ausführen ließen. Eine Stelle bei Hesekiel (23, 14) kommt dieser Meinung des Verf. sehr zu statten. Der geschnittenen Edelsteine, Cylinder (*Amulete*) mit Figuren und Keilschrift, und zierlich geschnitzten Stockknöpfe, die man im Schutt gefunden, wird nicht gedacht.

Bei den Persern wird zuerst ihr dualistisches Religionssystem einer sehr eindringenden Betrachtung unterworfen, welche manche Lehren Zoroaster's in einem neuen Lichte erscheinen läßt. Wenn diese dem Verf. auch nicht geeignet scheinen, eine „haltbare sittliche Gestalt des Lebens" zu befördern, auch Kastenwesen, Despotismus und Polygamie eine selbständige und edle moralische Haltung des Volks kaum möglich machten und endlich das persische Reich wie alle übrigen asiatischen durch Willkür und weichliche Üppigkeit entnervt wurde, so loben doch noch die Griechen an den Persern Wahrheitsliebe, unerschütterliche Treue, Milde des Urtheils, häusliche Einigkeit. Obgleich den Indern geographisch noch näher als die Babylonier, sind doch die Perser viel weiter von ihnen entfernt; „gegen das wildphantastische, naturtrunkene Wesen der Inder erscheint die Weltansicht der Perser eine höchst verständige, bürgerlich nüchterne. Dort ist uns Alles fremd und wunderbar, hier sind wir fast einheimisch", wofür dem Verf. nicht blos die Verwandtschaft der persischen und deutschen Sprache, sondern auch eine gewisse Ähnlichkeit im Charakter beider Völker spricht. Die Religion der Perser war den bildenden Künsten nicht günstig; ihr abstracter, unpoetischer, immer nur den schroffen Gegensatz von Gut und Böse festhaltender und somit auch das Nützliche und Schädliche zu sehr abwägender Geist konnte den Formensinn eben nicht beleben und den Sinn für Schönheit überhaupt ausbilden. Sehr wahrscheinlich haben daher die ältern Perser keine bedeutende eigene Kunst gehabt, die erst Eingang fand nach der Eroberung Ägyptens und der kunstreichen griechischen Colonien in Kleinasien. Wenn der Glaube der Perser keiner Bilder bedurfte, so untersagte er sie auch nicht, und Glanz und Pracht waren nicht nur gestattet, sondern hatten bei diesen Verehrern des Lichts sogar eine religiöse Weihe. Es fehlt darum nicht an Monumenten einer persischen Kunst von eigenthümlichem Charakter, bei welchen man jedoch stets die ältern aus der Zeit der Achämeniden stammenden von den spätern, aus der Zeit der Sassaniden unterscheiden muß, welche nicht hierher gehören. Jene liegen vorzugsweise im eigentlichen Persien, in Farsistan, in den fruchtbaren Flußthälern von Merdascht und Murghab, nördlich von Schiras. Hier war der Stammsitz der persischen Herrscher und die alte Burg des königlichen Geschlechts; hier gründete Cyrus Pasargada (d. i. Perserlager, griechisch Persepolis); hier waren auch die Grabstätten der altpersischen Könige. Unter diesen hat man das an babylonische Vorbilder erinnernde Grabmal des Cyrus erkannt, welches beim Volke Meschhedi-Maderi-Suleiman (Grab der Mutter Salomo's) heißt. Doch beiweitem das wichtigste Monument bilden die Ruinen des Reichspalastes von Persepolis oder, wie sie jetzt heißen, von Tschil-Minar (d. i. 40 Säulen, obgleich ihrer viel mehr vorhanden sind). Unser Verf. hat es sich angelegen sein lassen, eine genaue Beschreibung und Ausdeutung derselben zu geben, aus welcher man leicht auf die ehemalige Herrlichkeit des auch im Technischen bewunderungswürdigen schönen Baus schließen kann. Zunächst macht sich an diesem die terrassenförmige Anlage, ein aufstrebendes Element, bemerkbar, was zwar an babylonische und indische Bauten erinnert, aber doch nach Hrn. Schnaase sich hier als eigenthümlich ausweist. Auch die Details beurkunden eine große Verschiedenheit; denn während in den Hindubauten „Alles üppig-schwellend, wulstig, wie vom schweren Drucke herausgepreßt erscheint, ist es hier schlank und luftig, selbst dünn", wie sich dies namentlich in den Säulenformen ausspricht. Auch ägyptischen und griechischen Einfluß, den einige in dieser Architektur erkennen wollen, kann man nicht gelten lassen, und der Verf. macht es sehr einleuchtend, daß die feste Ausbildung eines eigenthümlichen architektonischen Styls bei den Persern nicht zu bezweifeln sei. Was über die Reliefbildwerke an den Wänden dieser Gebäude gesagt wird, zeugt ebenfalls von großer Einsicht und feinem Sinn. Bekanntlich enthalten jene Sculpturen feierliche Handlungen

des Königs, Opfer, Processionen des Hofstaats und gabenbringender Völkerschaften, Kämpfe mit fabelhaften Thieren, an denen das der Natur Nachgebildete sehr treu ist. Alle diese Sculpturen, die auf Schönheit im höhern Sinne des Worts nicht Anspruch machen können, findet Hr. Schnaase doch sorgsam, geschickt und verständig gearbeitet, frei von den Extravaganzen der indischen Kunst, und „erkennt selbst in den phantastischen Gebilden den ehrbar bürgerlichen, verständigen Sinn wieder, den die Perser überall zeigen". Ref. kann hierbei nicht unbemerkt lassen, daß diese noch manche Zweifel zulassende Charakterisirung den Persern denn doch ein gar zu modernes Gepräge verleiht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Skizzen aus der Feder eines exilirten Ministers.

Der Baron d'Haussez war — wenn wir der Angabe Louis Blanc's Glauben beimessen können — von allen Mitgliedern des Polignac'schen Ministeriums Derjenige, der sich am längsten und am standhaftesten weigerte, die verhängnißvollen Juliordonnanzen zu unterzeichnen. Jetzt mag er wol oft Gelegenheit gehabt haben, es zu bereuen, daß er sich doch endlich von seinen verblendeten Collegen zur Verleugnung seiner eigenen Überzeugung hat verleiten lassen: denn er theilt nun ihr trauriges Loos und muß sein Vaterland meiden. Seitdem er sich so durch die Umstände genöthigt gesehen hat, die Laufbahn der öffentlichen Thätigkeit zu verlassen, hat er seine unfreiwillige Muße zur Ausarbeitung verschiedener schriftstellerischer Werke benutzt. Wir heben unter denselben besonders seine nicht uninteressanten Reiseberichte hervor, in denen er die Beobachtungen mittheilt, die er auf seinen ausgedehnten Wanderungen in verschiedenen Ländern Europas gesammelt hat. Wir erhalten jetzt ein neues Werk aus seiner Feder, welches den Titel „Études morales et politiques" führt und das eine reiche Fülle fruchtbarer Gedanken und selbständiger Anschauungen bietet. Der Stil ist zwar nicht überall ganz correct, und man sieht wol, daß die ganze Bildung des Verf. mehr eine weltmännische als eine reinliterarische ist; aber dafür trägt die Darstellung doch überall das Gepräge einer in sich abgeschlossenen Individualität, wie sie in unserer verschwimmenden Gegenwart nicht allzu häufig vorkommt. Der Verf. sympathisirt, wie es scheint, mit den gegenwärtigen Verhältnissen nicht eben sehr. Besondere Abneigung empfindet er gegen die Julirevolution und gegen das revolutionnaire Princip überhaupt sowie gegen die neue Lage der Dinge, wie sie sich auf dem Wege der modernen Ideen gestaltet hat. Nichtsdestoweniger ist er weder ein unbedingter Lobredner der Vergangenheit noch ein verbissener Tadler aller gegenwärtigen Zustände, und er spricht dies ausdrücklich aus, wenn er sagt: „Die Welt beobachten, und dann eine Satire daraus machen, das heißt noch nicht sie kennen. Erst wenn man es sich angelegen sein läßt, sie zu studiren, und dieses Studiren für sich und Andere nützlich zu machen sucht, kann man Anspruch auf den Namen eines Menschenkenners machen." Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet er die Zustände und Personen, und man wird ihm das Zeugniß geben, daß er weder in diesem noch in seinen frühern Werken geflissentlich die Wahrheit verdreht hat. Wenn er zuweilen unter dem Einflusse gewisser vorgefaßter Meinungen steht, so macht er nirgend ein Hehl daraus. So bekennt er sich offen zu einem Aristokraten und gesteht, daß er ein Feind der Gleichheitsideen sei, deren Ziel eine Vermischung aller gesellschaftlichen Unterschiede ist. Nur zuweilen scheint er uns etwas zu weit zu gehen. So z. B. wenn er den Stab über die Emporkömmlinge bricht, die nichts als les fils de leurs oeuvres sind oder die, mit andern Worten, Alles sich selbst verdanken. Haussez meint, solche Personen ermangelten einer gewissen moralischen Garantie, die man bei den Sprößlingen adeliger Geschlechter (chez les hommes de races anciennes) finde. Diese und ähnliche Ideen brechen jedoch, wie gesagt, nur selten hervor, und das vorliegende Werk enthält eine Menge praktischer Bemerkungen, welche für die aristokratischen Extravaganzen vollkommen entschädigen.

Über das Gefängnißleben der Frauen.

Bei dem großen Interesse, welches man allgemein an der wichtigen Frage des Gefängnißwesens findet, wollen wir auf ein soeben erschienenes Werk aufmerksam machen, welches dieses Thema von einem ganz speciellen Gesichtspunkte aus betrachtet. Dasselbe führt den Titel: „Les femmes en prison, causes de leu rchûte; moyens de les relever" von Demoiselle J. Mallet. Die Verf. sucht die Augen des Gesetzgebers auf die dringende Nothwendigkeit zu lenken, welche eine bessere Organisation des Gefängnißwesens in Bezug auf die weiblichen Gefangenen fodert. Sie geht hierbei von dem Gedanken aus, daß die Frau, die oft mehr von den Umständen als aus eigener Verworfenheit zum Verbrechen getrieben wird, auch viel häufiger für die bessernde Gewalt der Strafe empfänglich ist als der Mann. Sie hält dabei das Cellularsystem für das zweckmäßigste, verlangt aber, daß es zugleich mit den nothwendigen Garantien verknüpft sei, ohne die es leicht gefährlich werden könnte. Auf diese Weise hofft sie das Herz der Gefangenen für sittliche Grundsätze empfänglich machen zu können. Zugleich ist sie der Ansicht, daß das Cellularsystem überhaupt sich für das weibliche Geschlecht am meisten eigne, indem die Frau mehr an ein stilles abgeschlossenes Leben gewöhnt ist und diese neue Lebensweise daher mit ihrer frühern in keinen so grellen Widerspruch tritt, als dies beim Manne der Fall ist, auf den die sitzende Lebensart leicht einen schädlichen Einfluß ausüben kann. Demoiselle Mallet entwickelt ihre Ansichten über die Art und Weise, wie sie auf das Herz der Gefangenen einwirken will, mit einer gewissen Umständlichkeit. Überall zeigt es sich, daß sie über ihren Gegenstand reiflich nachgedacht und ernste Beobachtungen über denselben angestellt hat.

Dramatisches.

Es stand zu erwarten, daß der glänzende Erfolg, den Ponsard's „Lucrèce" bei ihrem ersten Erscheinen auf der Bühne gehabt hat, unzählige Nachahmungen ins Leben rufen würde. Wir greifen aus der Menge dramatischer Erzeugnisse, die offenbar unter dem Einflusse dieses vielgenannten Werks geschrieben sind, nur eins aus: „Le vieux consul, tragédie en cinq actes", von Arthur Ponroy. Der Verf. hat wie so viele Andere die wahre Bedeutung der „Lucrèce" ganz und gar misverstanden, indem er den Karren des Drama, der allerdings auf seltsame Irrwege gerathen war, geradezu wieder auf die breitgetretene Straße des alten, abgenutzten Classicismus zurückzuschieben sucht. Obgleich er nämlich hier und da den Romanticismus und die classische Schule in Einklang zu bringen sucht, so trägt sein ganzes Werk doch vollkommen den Stempel der letztern literarischen Richtung an sich. Dabei ist der Verf. weit entfernt, die stilistische Vollendung Ponsard's zu erreichen; seine Darstellung ist vielmehr im Ganzen matt und farblos. Wenn auch die ganze Disposition des Drama verfehlt zu nennen ist, so muß man sich doch gestehen, daß sie der Stoff zu einer ganz anziehenden Dichtung war. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 244. —— 31. August 1844.

Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. Von Karl Schnaase. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 243.)

Phönizier und Juden. Von den Werken der Phönizier hat sich nichts erhalten, während über die Bauten der Juden genauere und umständlichere Berichte vorhanden sind. Es versteht sich von selbst, daß hier vorzugsweise vom Salomon'schen Tempel die Rede ist, über dessen Bau unser Verf. sehr gründliche Untersuchungen anstellt, auf welche wir hier blos hinweisen können. In einem besondern Anhange theilt er dann noch eine ganze Reihe antiquarischer Bemerkungen über den Tempel mit, die zu manchem neuen Resultate führen und den Bau, den man bald nach ägyptischen, bald nach griechischen Mustern, bald rein symbolisch auffaßte, mit großem Scharfsinn in seiner historischen Form zu ermitteln suchen. Jedenfalls ist die in neuern Zeiten sehr angewachsene Literatur über den Tempel Salomo's durch Hrn. Schnaase sehr wesentlich bereichert worden. Was er endlich über die Plastik der Phönizier und die Kunstrichtung der Juden bemerkt, trägt nicht minder den Stempel einer tiefeindringenden und originalen Auffassung. Namentlich scheint uns die Art und Weise, wie er in den Visionen der Propheten den Schlüssel zur vorstellenden, bilderschaffenden Phantasie der Juden findet und hieraus die ganze Kunstrichtung derselben entwickelt, äußerst glücklich und treffend. Das Endergebniß lautet:

> Ruhiges Verhältniß, Gleichmaß, Symmetrie und Form waren hier gleichgültig; Bewegung, Rhythmus, Gegensatz und Zweck herrschten und ließen jene nicht aufkommen. Es zeigt sich der Gegensatz der bewegten Künste, Poesie und Musik, gegen die ruhigen. Für jene war eine Fülle der Anlagen, für diese Mangel.

Das vierte Buch beschäftigt sich in vier großen Capiteln mit der „Kunst der Ägypter" und bewährt auf jeder Seite die gründlichen Studien, die tiefe Einsicht und die plastische, gedankenreiche und den Leser fesselnde Darstellungsweise unsers Verf. Sehr ausführlich wird hier zuerst die Natur des Landes und der Charakter des Volks auseinandergesetzt und zwar auf eine Weise, die auch das Bekanntere unter neue Gesichtspunkte zu bringen versteht. Ref. rechnet dahin Alles, was über Kastenwesen, Religion und namentlich über Hieroglyphen gesagt ist, deren Wesen und Bedeutung er fast nirgend so klar und faßlich, und dabei doch so tief eindringend entwickelt gefunden hat. Daß die Hieroglyphenschrift für freie geistige Mittheilungen, für freiern, individuellen Ausdruck des Gedankens, für wissenschaftliche Zwecke oder geistreiches Verständniß nicht gemacht war, unterliegt keinem Zweifel, und so ist es, nach den auf uns gekommenen und entzifferten Proben zu schließen, wol schwerlich ein Verlust, daß sich von altägyptischer Literatur so äußerst wenig erhalten hat. Nach einer geschichtlichen Übersicht erhalten wir im zweiten Capitel eine „Geographische Übersicht der ägyptischen Bauwerke", die von Obernubien aus dem Laufe des Nils folgend die Monumente nicht nur namhaft macht, sondern auch so anziehend und anschaulich beschreibt, daß die Phantasie kaum das Hülfsmittel der Abbildungen zu entbehren scheint. Das dritte Capitel hat den „Stil der ägyptischen Architektur" zum Inhalt. Den Anfang machen hier die Pyramiden, die von den andern Bauten völlig getrennt werden müssen, da „beiden eine ganz verschiedene Richtung des Formensinns zu Grunde liegt". Den Unterschied gibt Hr. Schnaase sehr treffend an, aber auch eine entfernte Verwandtschaft, welche in den schrägen, abschüssigen Mauern aller übrigen ägyptischen Gebäude begründet ist. Was nun ihr Alter betrifft, so prüft der Verf. die darüber vorhandenen Ansichten und kommt zu dem Schlusse, daß sie einem andern Völkerstamme angehören und aus dem innern Äthiopien nach Mittelägypten verpflanzt sind. Indischen Ursprungs sind sie nicht, wiewol die buddhistischen Dagops an sie einigermaßen erinnern könnten. Außerdem macht der Verf. bemerklich, daß bei dem afrikanisch-äthiopischen Stamme sogleich Alles ein charakteristisches Gepräge des vorherrschenden Verstandes erhalte, während in Indien die Phantasie vorherrscht. Nach den Pyramiden kommt die Anordnung der größern Tempel an die Reihe. Hier erhalten wir zuerst eine sehr klare Schilderung der Pylonen nach ihrer Bedeutung und Construction. Um den Eingang noch imposanter zu machen, befanden sich vor ihnen kolossale sitzende oder stehende Statuen und Obelisken, und bei feierlichen Gelegenheiten erhielten sie noch einen besondern Festschmuck, der in großen Mastbäumen mit Fähnlein bestand. Auf den Pylon folgt gewöhnlich

lebens die Familie; in einer zweiten Epoche, die man die constitutionnelle nennen kann, wurde die Familienverbindung zur herrschenden Form, d. h. der Staat. Dieser Epoche gehört das Leben der alten Welt an, in welchem zwei Formen stets miteinander kämpfen und abwechseln: die Aristokratie, welche auf der Verschiedenheit der geistigen und physischen Anlagen beruht, und die Demokratie, der das schon in jeder Kinderbrust sich regende Freiheits- und Rechtsgefühl (dieser göttliche Anhauch) zum Grunde liegt. Die dritte Epoche, oder die kirchliche, hat die Aufgabe, die Staatenverbindung oder Menschheit als Form des Lebens zu verwirklichen. In dieser Epoche, welche die unsrige ist, stellt sich die Entwickelung der Mannichfaltigkeit aller Anlagen und Kräfte (das aristokratische Element) im Staatsleben dar, das Element der Freiheit und, in höchster Potenz, der Liebe in der Kirche. Der Staat ist das Gebiet für die Ausbildung der Form, die Kirche das Gebiet, in welchem das Wesen (das Göttliche, der heilige Geist) zur Erscheinung kommt. Der Zweck des Staats ist Ordnung, der Zweck der Kirche Freiheit. Die Ordnung schafft sich das Gesetz; die Kirche bedarf keines Gesetzes, da Gott in ihr die Gesetze, die er gibt, selbst vollstreckt. Wer (durch Christus, den Begründer der kirchlichen Epoche) zur reinsten Menschenliebe (Aufopferungsfähigkeit) durchgedrungen ist, der wird von jeder mangelhaften Formweise erlöst*) und ist dadurch für eine höhere Formweise (Organisation) reif geworden, mit andern Worten für den Himmel erzogen. Sowie aber die Familie durch das Vaterland nicht vernichtet ist, und das Vaterland nicht in der Menschheit untergeht, vielmehr veredelt fortbesteht, so wird in der höhern Organisation auch die Menschheit nicht verloren, sondern bis zur Vollendung in Gott ewig verbunden sein. (Die letztern mystischen Worte verstehe ich zwar nicht, aber ich habe sie dem Verf. nachgeschrieben; vielleicht versteht sie ein Anderer.) Im Staate also ist volle Freiheit nicht möglich, wegen der natürlichen Unterschiede, und weil in der Natur eins das Andere bedingt; diese Freiheit ist nur in der Kirche möglich, aber auch nur in der idealen Kirche, oder, wie Hr. Hottinger es ausdrückt, so lange die Kirche, nach dem Vorbilde Christi, dem Gebiete der Form sich fern hält. Sobald sie der Form bedarf, tritt sie in den Staat ein. Schon mit der Errichtung einer Gesellschaftskasse findet dieser Eintritt statt. Die Kirche muß die Formen ihrer Einrichtung den Staatsformen nachbilden, da der Staat das ursprüngliche Gebiet für die Ausbildung der Form ist. Auf dieselbe Weise könne, meint Hr. Hottinger, der Staat, sobald er aus dem Reiche der Form oder der Ordnung nach Freiheit strebt, dieselbe nirgendwo anders auf unschädliche Weise finden als in dem Princip der Kirche, in der Liebe; d. h. der Staat strebe, wenn er geistig werden will, ebenso der Kirche zu, als die Kirche, wenn sie formal werden will, dem Staate.

*) Man sieht, auf wie viel tausend Arten die christliche Dogmatik zurecht gemacht wird. In jedem christlichen Buche, das man liest, stößt man auf ein anderes Christenthum. Kirchlich wenigstens ist obige Versöhnungslehre gewiß nicht.

Ich habe den Gedankengang, der dem Büchlein des Hrn. Hottinger zu Grunde liegt, hier möglichst einfach wiederzugeben gesucht; aber ich denke mir, den armen Studenten, die diese beiden Vorlesungen vollständig angehört haben, muß wirbelnd im Kopfe geworden sein. O wie viel Wust auf diesen Lehrstühlen, von denen alle klaren Köpfe immer mehr entfernt werden! Und welche Kost muß die liebe Jugend schlingen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Erinnerungen an Napoleon.

Eine Erscheinung, wie sie in der reichhaltigen Napoleon'sliteratur bis jetzt nur noch selten vorgekommen sein mag, sind die „Recollections of the Emperor Napoleon during the first three years of his captivity in the Island of St. Helena" von Mrs. Abell. Das Buch ist kein geschichtliches Memoire, welches irgend welchen noch mangelnden Aufschluß über die Thaten des Weltenstürmers gewährt; es verdient kaum den Namen eines biographischen Beitrags zur Lebens- und Leidensgeschichte des gestürzten Glückskindes des Jahrhunderts, sondern es ist ein aus dem bloßen Privatleben herausgegriffenes Charakterbild; ja man könnte sagen, ein wahres Idyll; so kindlich unbefangen, natürlich, wahr und treu ist Alles, was die Verf. in dieser Schrift nicht sowol zur Schilderung ihres großen Gegenstandes als vielmehr der Art und Weise des Verhältnisses niederlegt, in welches das Schicksal sie auf ihrem Lebenswege zu demselben treten ließ. Die Maus, die mit dem gefesselten Löwen spielt, ist das lebendige Bild des Eindrucks, welchen die Erzählung der Verf. macht. Die Familie der Miß Elisabeth Balcombe — dies ist der Familienname der Mrs. Abell — wohnte im Oct. 1815 zur Zeit der Ankunft Napoleon's auf St. Helena, in den „Briars", dem schönsten Punkte der Insel; das Haus der Familie lag in einem schönen Thale und war von einem Garten umgeben, dessen Umfang einer vollständigen Pflanzung gleichgekommen sein muß, da sein Ertrag, außerdem daß er die Familie mit ihren eigenen Bedürfnissen versorgte, jährlich mehre Hundert Pf. St. abwarf. Der Kaiser ward von der Annehmlichkeit dieses Landsitzes sowie von dem freundlichen Wesen seiner Bewohner so schnell eingenommen, daß er schon bei seinem ersten Besuche daselbst, Tags nach seiner Ausschiffung, den Wunsch ausdrückte, dort öfters zu verweilen, und auch in wenigen Tagen in den Briars wie zu Hause war und mit den Bewohnern auf dem vertraulichsten Fuße stand. Miß Elisabeth ward sein Liebling; und so unbefangen sich ihr Verkehr zu dem großen Manne gestaltete, so sehr zeugen ihre „Recollections" von dem hohen Werthe, welchen sie auf die wahrhaft herzliche Freundschaft desselben legte. In diesem Verhältnisse fand sie reiche Gelegenheit, mit ihrem unbefangenen kindlichen Blicke tiefe Einsicht in das Innere des auch in psychologischer Hinsicht höchst merkwürdigen Mannes zu gewinnen, und ihre Schilderungen und Erfahrungen sind sehr geeignet, uns zu seinen Gunsten zu stimmen. Sie dienen überdies gewissermaßen den von der Herzogin von Abrantes entworfenen Charakterzügen zur Bestätigung, wie zur Entkräftung des Vorwurfs, als seien viele der schelmischen Anekdoten, welche diese von Napoleon erzählt, eine Erfindung, zum Zwecke, ihrer eigenen Koketterie zu schmeicheln. Zum Theil sind die in diesem Buche gesammelten Erinnerungen einzeln schon in den verschiedenen englischen literarischen „Magazines" erschienen und aus diesen auch in deutsche Zeitschriften übergegangen. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 247. — 3. September 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 246.)

Die Ansicht, welche Hrn. Hottinger vorgeschwebt hat, ohne daß er ihrer recht Herr werden konnte, ist die von Marheineke schon seit langer Zeit verfochtene und bereits in seiner „Praktischen Theologie" recht gut dargelegte, jetzt aber in seiner neuesten Schrift, die schon in unserm ersten Artikel angeführt wurde, vollständiger entwickelte und bestimmter auf die gegenwärtigen Verhältnisse bezogene Ansicht.

Marheineke leitet wie Hottinger beide, Kirche und Staat, aus Gott ab. Jedoch ist sein Gott anders bestimmt. Auf diese principielle Verschiedenheit können wir hier noch nicht eingehen. Die Kritik derselben würde uns auf das Gebiet der Religionswissenschaft führen, deren Erörterung unserm dritten Artikel vorbehalten ist. Aber Das muß hier hervorgehoben werden, daß es Marheineke wesentlich darum zu thun ist, die Vereinigung beider Sphären, des Staats und der Kirche, nicht in Gott allein zu setzen, wie Hottinger thut, d. h. nicht in den abstracten Begriff Gottes, oder in die ideale, in die jenseitige Welt der frommen Vorstellung, sondern diese Vereinigung auf Erden und in der Wirklichkeit, nämlich in dem wirklichen Dasein von Kirche und Staat zu vollziehen. Daher sind in Marheineke's System weder wie bei Vinet beide Sphären, Kirche und Staat, auf verschiedene, im Menschen getrennt vorhandene Seelenkräfte zu beziehen, noch wie bei Hottinger so zu unterscheiden, daß die eine das Wesen oder den Inhalt, die andere die Form darstellte. Vielmehr sieht Marheineke den Geist als Einheit an, und die beiden Sphären sind nur verschiedene Offenbarungsweisen desselben Geistes. Er sagt:

> Seitdem der Protestantismus in der Welt ist und die Kunst und Wissenschaft wie auch den Staat zur Freiheit erhoben hat, ist auch die Entdeckung gemacht, daß die Kirche nicht das Privilegium des Absoluten hat, und der Staat nicht mehr als ein Gottloses und Geistloses, als ein Unsittliches und nur Weltliches anzusehen sei.

Marheineke geht von der logischen Anordnung Hegel's aus, der zufolge der subjective Geist und der objective Geist unterschiedene Sphären sind, die ihre Vereinigung im absoluten Geist finden. Der objective Geist verwirklicht sich und stellt sich dar, breitet seinen Inhalt aus im Staate. Marheineke bezeichnet ausdrücklich diese Entdeckung als Hegel's Verdienst, indem er sagt:

> Hegel verwarf den Noth-, Schutz-, Rechts- und Policeistaat und charakterisirte den Staat als „die Wirklichkeit des allgemeinen objectiven Geistes", als „diejenige Lebensgestalt, außer welcher man nicht zur vollen Freiheit des Daseins und Bewußtseins gelangen kann". Die sittliche Idee entfaltet sich im Staate zu einem in sich geschlossenen System, zu einer organischen Totalität.

In der Kirche dagegen kommt der absolute Geist zur Erscheinung. In ihr beziehen sich alle Menschen, die Menschen aller Staaten auf den absoluten Geist und zwar auf den mit dem Menschen Eins gesetzten absoluten Geist oder auf den absoluten Menschengeist (denn der absolute Geist ohne diese nähere Bestimmung würde nur die abstracten Regionen der Kunst, Religion und Philosophie umfassen).

Hier zeigt sich sogleich, daß das System den scharfen Blick der Prüfung nicht aushält. Denn der absolute Menschengeist kann nichts Anderes sein als Das, was sich im Staate offenbaren soll, der sittliche Geist, nur der örtlichen Beschränkung auf das Staatsgebiet enthoben und als der sittliche Geist der gesammten Menschheit gedacht, somit Etwas, das nur innerlich sein kann, nämlich im Innern des Menschen, nicht aber Etwas, das auch wieder einen äußern Umfang und ein räumliches Dasein hat, woran man doch bei dem Worte Kirche nothwendig denken muß. In der That spricht auch Marheineke selbst zunächst nicht von der Kirche, sondern nur von der Religion. Die Religion, sagt er, ist die Grundlage des Staats.

> Zur Sittlichkeit schließt sich die christliche Religion auf als zu ihrer höchsten Blüte; der Staat, die Verwirklichung der sittlichen Idee, ist also das höchste Erzeugniß der Religion, und zwar der christlichen als der vollkommenen Religion, wenn man den Staat nicht im Sinne der Staaten des Alterthums, sondern als den modernen, christlichen Staat denkt. Das Gebiet der Religion ist das der Kirche und dem Staate gemeinsame.

Es springt aber in die Augen, daß die Religion eine ganz andere Stellung zum Staate hat als zur Kirche. Für den Staat ist sie nur der Grund, das im Innern der einzelnen Staatsbürger Treibende, Beseelende. In der Kirche soll nur dieses Innerlichste äußere Gestalt gewinnen. Was bedarf es dieser äußern Gestalt? Ist nicht die von ihm hervorgetriebene Blüte eben die Staatsge-

sinnung, und also die einzig mögliche Gestalt der Staat selbst? Man höre nur Marheineke's eigene Worte:

Im Staate kommt die Religion zur Realität, die in der Kirche nur als Idealität (in dem Worte der Lehre und in dem Genusse des Gottesdienstes und der Sacramente) besteht. Die Kirche kann nur Gefühle, Gesinnungen und Entschließungen in den Einzelnen hervorbringen, das Thun fällt in das Gebiet des Staats. In der Kirche ist die Sittlichkeit als Frömmigkeit, in dem Staate ist die Frömmigkeit als Sittlichkeit. Die Bestimmung der Kirche ist gar keine andere, als die im Staate herrschende Ordnung und Sitte, Gesetzmäßigkeit und Gewissenhaftigkeit auf ihr wahres Princip zurückzuführen und Allen zum Bewußtsein zu bringen, was der sittlichen Gesinnung Quell ist. Daher kann man vom Staate gar nicht reden, ohne zu fragen, welches die in ihm verbreitete Religion und Kirche sei.

Geben wir zu, daß man von dem Staate nicht reden könne, ohne zu fragen, welche Religion seinem Dasein zum Grunde liege! Aber wie gesellt sich hier zur Religion die Kirche? Wie ergibt sich deren Nothwendigkeit aus dem Begriffe der Sache? Der Staat ist ja selbst als das Product der Religion angesehen, kann also auch selbst für Erhaltung dieser seiner Quelle sorgen. Marheineke sagt, man könne auch andererseits von der Kirche gar nicht reden, ohne an den Staat zu denken. Dies ist richtig, denn die Kirche ist wirklich gar nichts ohne den Staat, oder wenigstens ohne selbst zum Staat zu werden. Aber der Staat ist ohne alle Kirche etwas sehr Reales und bleibt dieses sogar ohne alle Religion, man müßte denn eben nur Das, was den Staat zusammenhält, das Gefühl und den Trieb der Zusammengehörigkeit Religion nennen. Man kann also von dem Staate sehr wohl reden, ohne an eine Kirche zu denken. Zwar deutet Marheineke an, wie man von der Religion zur Kirche gelangt. Er sagt:

Wenn auch die Religion Inneres im Gemüthe ist, so zieht sie doch eine äußere Gemeinschaft der Gleichgesinnten nach sich und macht eine Vermittelung der Lehre nothwendig.

Wirklich bringt er es aber auch hiermit nicht zur Anschaulichkeit, daß eine Kirche sein müsse, vielmehr sagt er selbst:

Die Religion tritt hiermit sogleich auf den Boden, welcher die Domaine des Staats ist. Sie kann sich nur in staatlicher Form organisiren. Im Katholicismus hat sie sich unabhängig von dem existirenden Staate organisirt, ist selbst zum Staate geworden. Das richtige Verhältniß ist aber, daß sie Alles, was an ihr äußerlich ist, dem wirklich bestehenden Staat unterwerfe und von ihm sich ihre Verfassung geben lasse.

Dies ist nun im Protestantismus geschehen. Natürlich blieb der Kirche dabei nichts Eigenes. Dies aber wieder beseufzt Marheineke. Er nennt es einen großen Übelstand, daß die protestantische Kirche nicht nur, was ganz in der Ordnung war, aller Selbstregierung entsagte, sondern sich nun so darstellte, als ob sie auch aller Gedanken, Wünsche und Vorstellungen davon unfähig wäre, kurz, daß sie in die unbedingte Botmäßigkeit des Staats verfiel. Aber in der That konnte dies gar nicht anders sein. Denn, ist die Sittlichkeit die höchste Blüte der Religion und der Staat die Entfaltung des sittlichen Geistes, so ist eben der Staat die Gemeinschaft, in welcher sich das innere Wesen der Religion äußerlich entfaltet, und es bleibt außer dieser Entfaltung gar kein Raum für noch eine andere und besondere äußere Entfaltung der Religion.

Wie geht es nur zu, daß Marheineke neben der Verwirklichung des religiösen Inhalts, welche er in den Staat setzt, noch eine besondere äußere Gestalt verlangt, in welcher dieser Inhalt frei vom Staate für die Verwirklichung in diesem zubereitet werde? Es kommt ganz einfach daher, daß Marheineke die Kirche nun einmal vorfindet. Alles was ist, soll construirt, aus der Idee hergeleitet werden. Aber daraus, daß es ist, folgt ja gar nicht, daß es nothwendig ist. Die Kirche, welche Marheineke durch seine Construction herausbringt, hat in der That keine Spur von Nothwendigkeit in sich. Man sieht nicht ein, warum der Staat sie freisprechen, mündig erklären soll. Weil der Staat sich nicht um die Dogmatik zu kümmern hat? Aber der in ihren Synoden organisirten Kirche spricht Marheineke ebenfalls das Recht ab, dogmatische Streitigkeiten zu entscheiden, da solche Entscheidung nur durch die freie Bewegung der Wissenschaft zu Stande kommen soll. Und in diesen Synoden soll doch die ganze Organisation der Kirche bestehen. Der Lehrstand, der die Synoden bildet, wird außerdem selbst als zum Beamtenstande des Staats gehörig angesehen. Die Kirche ist also wirklich nichts Besonderes, wirklich nur ein Staatsinstitut.

Die Sache ist diese, daß Marheineke, sobald er die wirklichen Verhältnisse berührt, seine eigene Definition des Staats vergessen hat. Der Staat ist ihm plötzlich zur bloßen Staatsregierung geworden. Wenn es heißt, der Staat solle sich nicht direct in die kirchlichen Sachen mischen, so sind hier die Staatsbeamten gemeint, Diejenigen, welche es mit der Justiz und Administration zu thun haben. Des Staatsbeamten Religion, sagt Marheineke, ist die praktische, ist Redlichkeit, Unbestechlichkeit, Treue, unverdrossene Thätigkeit, ist mit Einem Worte die Gewissenhaftigkeit, religio im ursprünglichen Sinne. Wir befinden uns also hier auf dem Boden der Wirklichkeit, nicht mehr im Himmel der Begriffe. Wir haben einen wirklichen Beamtenstaat vor uns, und in ihm wirkliche Kirchen, wie sie historisch geworden sind. Dieser wirkliche Staat müßte aber, meint Marheineke selbst, ein Ideal von Staat sein, wenn man ihm zutrauen sollte, die von der Speculation entworfene Idee zu realisiren.

Es setzt allerdings einen hohen Standpunkt des Staats voraus, ein außerordentliches Maß der Frömmigkeit, Weisheit und Sicherheit, der Kirche (d. h. aber doch den Kirchen) diese Freiheit eigenthümlichen Lebens zuzugestehen.

O, alle Frömmigkeit, Weisheit und Sicherheit der Welt würde nichts helfen; denn die Sache ist an sich selbst unmöglich, ein Widerspruch in sich selbst. Die Staatsbedienung darf sich nicht mit theologischen Sachen befassen. Sie soll den verschiedenen Confessionen Freiheit lassen, sich mit ihren Dogmen und Gottesdiensten, Riten und disciplinarischen Institutionen nach bestem Gewissen einzurichten, vorausgesetzt, fügt Marheineke hinzu, „daß sie von dem Allen dem Staate die nöthige Kennt-

niß geben, damit er sich überzeuge, ob sie auch nichts Staatswidriges unternehmen". Wie sollen aber die Staatsbehörden, außer deren Sphäre dieses Theoretische liegt, es anfangen, um zu entscheiden, ob irgend ein Dogma staatswidrig sei oder nicht? Um zu entscheiden, was der Staat der Kirche frei lassen darf, muß die Regierung nothwendig einen festen Begriff von Staat und Kirche haben. Wenn nun die freie Entwickelung in der Kirche zu andern Resultaten führt als jene sind, die der Regierung in ihrer Redlichkeit die richtigen und zum Wohle des Staats unumgänglichen scheinen, muß sie jene nicht unterdrücken? Was hat es aber alsdann mit der Freiheit der Kirche auf sich? Andererseits sollen aber auch die Diener der Kirche Staatsbeamte sein. Gehören sie also mit zu dem Staate, sogar zur Staatsregierung, wer ist alsdann der Staat, dem die Kirche Rechenschaft geben soll? Der lebendige Punkt, in welchem sich das Staatsleben nach Marheineke's Ansicht concentrirt, ist das Staatsoberhaupt, das zugleich Oberhaupt der Kirche ist. Im Grunde gibt also nur in der Person des Monarchen der Staat sich über sich selbst Rechenschaft.

Solche Rechenschaft, sollte man denken, ist gar keine; es ist vielmehr ein Spiel der Willkür mit sich selbst. Aber nein, sagt Marheineke,

wo Christenthum, christliche Bildung und Sitte Macht und Einfluß haben, ist die Monarchie nicht unumschränkt. Der christliche Monarch ist zwar keinem Menschen, aber Gott und seinem Gewissen verantwortlich, und das Letztere will viel mehr sagen als Jenes.

Des Königs Gewissen ist also hier zu einem Unendlichen gemacht, hat diese Ausdehnung erhalten, daß es das göttliche Wissen in sich schließt, denn ohne Wissen kann man nicht verantwortlich sein. Also ist der König in diesem System ein Ideal, der ideelle Punkt der Einheit von Kirche und Staat, kein wirklicher König von Fleisch und Blut. Würde aber an einen wirklichen König gedacht, so wäre es doch gewiß besser, ihn den Menschen Rechenschaft von seinem Thun ablegen zu lassen; wir erhalten sonst einen Heinrich VIII. von England, der, nachdem er mit dem Papst gebrochen (dem Papst waren im Mittelalter die Könige Rechenschaft schuldig, also auch nicht blos dem abstracten Gott ihres Gewissens), der, sage ich, die Sachen vor dem Gerichte seines eigenen Gewissens untersuchte und Alles that, was er wollte, unter dem Vorgeben, daß ihn dazu sein durch den Geist Gottes, der die Herzen der Fürsten leite, geleitetes Gewissen berechtige.

Indem Marheineke von der Einheit, von dem Geiste, von der Vernunft als von der Grundlage alles Existirenden ausgeht, kann er zu einem Dualismus, wie solcher sich in den Sphären von Staat und Kirche darstellt, gar nicht eigentlich gelangen. Der Geist in seiner Verwirklichung ist der objective Geist; mit andern Worten: der absolute Geist, insofern er wirklich erscheint, Dasein erhält, ist der Staat. Noch eine besondere Verwirklichung des absoluten Geistes neben dieser seiner Objectivität ist gar nicht denkbar. In Hegel's Encyklopädie ist daher auch von der Kirche nichts zu finden, sondern der absolute Geist in Form der Religion liegt dem Staate zu Grunde. Den Dualismus von Kirche und Staat hat Marheineke aus der mittelalterlichen Anschauung aufgenommen und beibehalten, weil auch der Protestantismus der Reformatoren mit dieser Doppelgestalt noch nicht hatte fertig werden können, und sie, beim Einschlafen des protestantischen Princips, als eine Reminiscenz aus dem Weltalter des Dualismus stehen geblieben war. Als eine Reminiscenz; denn thatsächlich hat der Staat die Kirche verschlungen; sie existirt nur noch dem Namen nach oder ist von dem Gelüsten der Geistlichkeit als ein abgeschiedener Geist heraufbeschworen worden. Staatsregierungen finden es zum Theil bequem, diesem Spuk nicht zu wehren; zum Ernste können sie es damit nicht kommen lassen, dies verbietet ihnen schon ihr Selbsterhaltungstrieb. Es ist nur die Verwirrung der speculativen Constructionen, welche Marheineke blendet uud ihn nöthigt, auf dem Begriffe einer Kirche zu bestehen. Sobald er zur Entscheidung der praktischen Fragen fortschreitet, entscheidet er diese im Geiste der neuern Zeit; so, wenn er sich gegen das Institut der Diakonissen oder gegen den protestantischen Jesuitismus erklärt. Hier leitet ihn sein praktischer Sinn. Es ergeht ihm hierin wie Carrière, der sich aus der theoretischen Idee zuletzt rettet, indem er mit beiden Beinen in die praktische Foderung einer völligen Lostrennung der Kirche vom Staate springt. Nur daß Marheineke für die Praxis die entgegengesetzte Foderung stellt, daß die Kirche sich dem Staate anvertraue. Dieser Unterschied kommt daher, daß Carrière in der Politik dem constitutionnellen System anhängt, Marheineke aber der absoluten Monarchie. In der Praxis also läßt sich Marheineke von den praktischen Erfodernissen leiten; aber es hilft ihm nicht. Sobald er sich, wie er doch immer wieder thut, auf das hohe Pferd der speculativen Theorie schwingt, bringt er, ohne es selbst zu bemerken, das Gegentheil von Dem heraus, was er beabsichtigt. So organisirt er die Kirche, während er sie frei haben will, dergestalt, daß sie völlig von dem Staate abhängig ist; und während er die Kirche dem Staate anvertraut, construirt er zugleich eine solche Kirche, die, wenn sie wirklich würde oder wirklich Das sein sollte, was er als ihr Wesen schildert, nichts Anderes sein könnte als die römisch-katholische Kirche selbst. Das Erstere ist schon gezeigt; das Letztere soll hier noch nachgewiesen werden.

Im Staate offenbart sich, nach Marheineke's Theorie, nur der Volksgeist. Damit nun auch der allgemeine (absolute) Menschengeist eine besondere Erscheinungsform habe, soll die Kirche sein. Nun aber, wenn die Kirche den allgemeinen Menschengeist darstellen, objectiviren soll, muß sie dann nicht, wie der Staat alle Individuen eines Volks umfaßt, so alle Menschen umfassen? Das ist aber gerade der Gedanke der römischen Kirche. Marheineke sagt: „Erst als Einzelnes ist das Allgemeine wahr und wirklich." Diesen Satz unterschreibe ich. Er folgert aber aus diesem Satze: Die Katholicität (als

das Allgemeine) muß aus der Abstraction in die Wirklichkeit eingehen, und da die Wirklichkeit von den einzelnen Staaten vollständig in Beschlag genommen ist, so findet die Kirche (die allgemeine, unsichtbare) erst in diesen einzelnen Staaten als einzelne oder Landeskirche ihre Wirklichkeit. Diese Folgerung unterschreibe ich nicht; denn sie beruht auf einer Vertauschung von Begriffen. Nämlich in dem Satze: „Das Allgemeine ist nur als Einzelnes wirklich", ist das Wort „das Allgemeine" gleichbedeutend mit „Gattung" oder mit „Begriff", aber nicht gleichbedeutend mit „Gesammtheit" oder „Inbegriff". Z. B. es ist richtig, daß der Begriff „Baum" nirgend existirt, sondern es gibt nur Bäume, in jedem Baume aber die Baumnatur oder das Wesen des Baumes, dieses Allgemeine. Dagegen ist es nicht richtig, daß der Begriff „Gesellschaft" von jedem einzelnen Gesellschaftsmitgliede dargestellt werde, sondern er existirt nur in allen zusammen, in jeder bestimmten Gesellschaft. Denn Gesellschaft ist nicht nur ein Begriff, sondern ein Inbegriff. Kirche also ist kein Gattungsname, sondern ein Sammelname wie Gesellschaft oder wie Haufen. Der Haufen besteht aus einzelnen Körnern oder dergleichen, nicht aus Häuflein; vielmehr würden verschiedene Häuflein nicht eher den Haufen bilden, als bis sie zusammengefaßt wären und also aufhörten, besondere Häuflein zu sein. Richtig angewendet auf die Kirche würde Marheineke's allgemeiner Satz lauten: Die unsichtbare Kirche (d. h. die Idee der Kirche) ist nicht wahr und wirklich außer in einer sichtbaren Kirche (d. h. in dem Individuum Kirche). Da nun der Begriff die Kirche, die Katholicität enthält, so muß auch das Individuum Kirche die Katholicität enthalten, d. h. alle Menschen in sich schließen. Eine wirkliche Kirche, die nicht alle Menschen umfaßt, ist auch nicht wirklich die Kirche. Ferner sagt noch Marheineke:

> Die protestantische Kirche hat sich der urbildlichen Persönlichkeit Christi nachgebildet, welcher nicht nur der allgemeine Mensch, sondern als solcher der einzelne, dieser Mensch, und so erst der wahrhaft wirkliche ist.

Wie denn? Da es nicht mehre Christi gegeben hat, sondern nur Einen Christus, so kann es nach dieser Analogie auch nicht unterschiedene Kirchen geben, sondern nur Eine Kirche. Marheineke fährt fort:

> Das Papstthum hingegen muß mit seinem Grundsatz sich zu David Strauß' Glaubenslehre bekennen, nach welcher der Gottmensch die menschliche Gattung, die Menschheit, dieses Abstractum ist.

Aber es verhält sich ja gerade umgekehrt. Die menschliche Gattung ist in unzähligen Exemplaren möglich; also bekennt sich der Protestantismus zu David Strauß' Glaubenslehre, indem er die Kirche, als Kirchheit, als unsichtbare Kirche, als dieses Abstractum betrachtet und daher die Möglichkeit zuläßt, daß sich die Kirche in zahllosen Landeskirchen wie die Menschheit in unzähligen Menschen darstelle. Und wenn Marheineke endlich sagt, der Staat, die Verwirklichung der sittlichen Idee, sei das höchste Erzeugniß der christlichen Religion, so ist in Wahrheit nur die römisch-katholische Kirche derjenige Staat, der das Resultat dieser Entwickelung ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Kriegsgeschichte der Elefanten.

Für Freunde der Geschichte der Kriegskunst ist neuerdings ein interessantes Werk erschienen unter dem Titel: „Histoire militaire des éléphants", vom Ritter Armandi. Der Verf. sagt in seiner Vorrede: „Alle Theile der Kriegskunst der Alten sind mit mehr oder weniger Vollständigkeit theils von gleichzeitigen, theils von neuern Schriftstellern behandelt worden. Die Zusammensetzung der Truppen, die verschiedenen Weisen, wie man dieselben in Schlachtordnung stellte, die Waffen, die Maschinen, endlich die Lager- und Belagerungskunst haben wechselsweise die Aufmerksamkeit der Kriegskundigen und Gelehrten gefesselt. Der Dienst der Elefanten im Krieg ist der einzige Punkt der Kriegskunst der Alten, der noch nicht auf eine specielle und methodische Weise untersucht worden ist." Dies geschieht nun von Armandi. Die Untersuchungen, die er anstellen mußte, um seine Aufgabe zu lösen, die Sorgfalt, womit er aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft und nichts aufgestellt hat, ohne es auf gründliche und genaue Benutzung und Anführung derselben zu stützen, machen aus seinem Buche ein wichtiges Werk unter dem dreifachen Gesichtspunkt der Alterthumskunde, der Geschichte und der Kriegswissenschaft. Das Werk ist in drei Bücher getheilt und von einer großen Anzahl belehrender Anmerkungen nebst Zeichnungen von einigen auf den Gegenstand bezüglichen Denkmünzen begleitet. Der Verf. beginnt mit einem Resumé der sichersten und wichtigsten Nachrichten, die man hat, von der Naturgeschichte der Elefanten, von ihrem Instinct, ihren Sitten und von den Mitteln, welche man anwendet, um sie zu fangen und zu zähmen. Er beweist, daß die Völker Ostindiens von uralten Zeiten her es verstanden haben, von der ungeheuern Kraft und der Intelligenz dieser Vierfüßler für verschiedene Zwecke und insbesondere für den Krieg Nutzen zu ziehen; daß die mächtigsten Fürsten beträchtliche Heerden, oft 5000—9000 an der Zahl, davon unterhielten. Aber die eigentlich sogenannte Kriegsgeschichte der Elefanten fängt erst mit Alexander dem Großen und der Schlacht an, die er über den hochgesinnten Porus gewann. Sie gibt uns mit der größten Ausführlichkeit die Erzählung von den merkwürdigsten Schlachten, die unter den Nachfolgern dieses Eroberers stattfanden, an deren Ausgang die Elefanten einen sehr bedeutenden Antheil hatten. Danach folgen die Kriege der Karthager und Jugurtha's gegen die Römer und endlich die Kriege in Macedonien und Syrien, in denen die Römer selbst von einem Mittel Gebrauch machten, welches sie bis dahin ihren Feinden gelassen und zu dem sie nie ein großes Vertrauen gehabt hatten. Das erste Buch schließt mit der Niederlage der Averner und Allobrogen, welche im J. 122 v. Chr. stattfand und an der die Elefanten, welche Fabius in seinem Heere hatte, zum Theil schuld waren. Trotz dieses Erfolgs scheinen die Römer sich später dieser Thiere, die oft ihre Wuth gegen ihre eigenen Führer kehrten, nicht bedient zu haben. Im zweiten Buche zeigt uns der Verf., welche Mittel man anwandte, um die Elefanten zu den Schlachten zu dressiren, wie man sie führte, welchen Platz sie in der Schlachtordnung einnahmen, wie sie bewaffnet wurden, theils zu ihrer eigenen Vertheidigung, theils um ihre Angriffe mörderischer zu machen. Das dritte Buch ist der Kriegsgeschichte der Elefanten unter den römischen Kaisern und im Mittelalter gewidmet, bis zu der Zeit, wo die Einführung der Artillerie diese Thiere für immer vom Schlachtfelde verbannt hat. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 248. —— 4. September 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.
Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 247.)

Durch dieses System, welches Alles vereinigen will, ist eben Alles vernichtet, Staat und Kirche, Protestantismus und Katholicismus. Das Ganze, soweit es Marheinecke construirt, ist eine ideale Welt, die keiner Realität fähig ist. Der Staat, also jeder Staat soll die Kirche enthalten, die über jeden Staat übergreift; diese Kirche, die keine Realität hat, außer in den besondern Staaten, soll dem Staate die geistigen Elemente seines Daseins zuführen. Der Staat soll aber die Kirche, von der er den Grund seiner Sittlichkeit empfängt, controliren, damit sie nichts zu seinem Schaden vornehme. Die Kirche soll aber über ihre Principien dem Staate keine Rechenschaft schuldig sein. Diese Principien soll sie in sich und aus sich selbst entwickeln, mittels der Bewegung der Wissenschaft. Diese Wissenschaft darf aber von der Kirche nicht gebunden werden, sondern ist frei, und der Staat soll sie in ihrer Freiheit schützen, wenn immer die Wissenschaft sich empörend gegen die Kirche verhalte. Der Staat soll aber gegen die Kirche nicht gleichgültig sein, sondern auch sie schützen, nur nicht gegen ihren schlimmsten Feind, die Wissenschaft. In der Praxis beruht dann Alles auf dem guten Willen. Dem Staat muß zugetraut werden, daß er die Kirche nicht knechte, der Kirche, daß sie dem Staate gute Bürger bilde, der Wissenschaft, daß sie ewig von der Einheit der Philosophie und Religion überzeugt bleibe, den Geistlichen, daß sich ihre Überzeugung nie von der reinen Lehre entferne, den Gemeinden, daß sie den gläubig Wissenden die Anordnung der Gemeindeverhältnisse willig überlassen: lauter in der Welt unmögliche Dinge; dem Gott freilich möglich, dem Alles möglich ist; aber dem speculativen Gott ist nicht Alles möglich. Im Grunde ist nun in Staat und Kirche nach der vorgeschlagenen Reform Alles so geblieben wie es jetzt ist, nur daß die protestantische Kirche durch die Staatsregierung mit der Form einer Synodalverfassung bereichert ist. Trotz der Synoden, die ohnehin keine Kirchenversammlungen sein sollen, denen die Feststellung des Glaubens obläge, werden also die Herren Rupp, Carrière, Vetter, Lilie, Gaupp und wie sie Alle heißen, bei ihren Meinungen bleiben und, die Einen nach Symbolzwang, die Andern nach Freiheit von den Symbolen, die Einen nach einer deutsch-unirten, die Andern nach einer freien deutschen, wissenschaft-kunst-germanisch-romantischen Kirche, die Einen nach völliger Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, die Andern nach dem Beistande des Staats zur Beförderung des liturgischen Geistes, die Einen nach Freiheit der Wissenschaft, die Andern nach Anstellung orthodoxer Lehrer und Absetzung neologischer Lehrer schreien; die frommen Pädagogen werden die Kinder für den Himmel erziehen, und der weltliche Staat, dem das ganz lieb sein kann, weil die so erzogenen Bürger vermuthlich kein Verlangen nach dem self government auf Erden haben, wird thun was er will und sich es dabei recht gern gefallen lassen, daß man ihn den christlichen Staat nenne; ein Name, den vorzugsweise die absolute Monarchie im Unterschiede von der despotischen verdient, indem durch das Christenthum die Weltregierung Gottes zu einer väterlichen geworden ist. Die katholische Kirche aber wird sich freuen, indem sie dieses Gewirr betrachtet und wird die verirrten Schäflein in die große römische Hürde zurücklocken, wie z. B. unter vielen andern folgende Schrift versucht:

9. Der Protestantismus in seiner Selbstauflösung. Eine theologisch-politische Denkschrift, in Briefen von einem Protestanten. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. 1843. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Es ist dieses ein Briefwechsel zwischen einem Protestanten und einem Katholiken. Am Schlusse ist natürlich der Protestant bekehrt und wird katholisch. Gleich in der Vorrede ist ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Der Verf. sagt:

> Die Protestanten und die protestantische Kirche müssen wieder katholisch werden, wenn nicht das Ganze seiner völligen Auflösung in eine bloße Policeianstalt entgegeneilen soll.

Den Anfang macht eine Schilderung des Unfugs, den die modernen Philosophen treiben, und der Rand- und Bandlosigkeit alles kirchlichen Lebens. Diese Schilderung entwirft Joseph, der Katholik. Das sei Alles wahr, antwortet ihm Gustav, der Protestant, allein es sei ein Läuterungsproceß; eine Kirche des tiefinnigsten Religionslebens werde zuletzt daraus entstehen, eine Kirche der tiefsten, vollkommensten Erkenntniß, daß nicht das subjective, individuelle Ich, sondern das durch die ganze

Gemeinde der Gläubigen repräsentirte allgemeine Ich der Christenheit die Wahrheit erkenne oder vielmehr im Besitz habe. Die Philosophie des Selbstbewußtseins werde schon wieder zur Bibel, zum Inhalt der Offenbarung zurückführen, und die Zeit der Vereinigung von Glauben und Wissen werde nun erst recht angehen. Dagegen macht ihm Joseph bemerklich, daß dies eine liebenswürdige Schwärmerei von Seiten Gustav's sei. Die neueste Philosophie sei nichts als die reine Consequenz des Protestantismus oder vielmehr der unkirchlichen Bildung, deren Frucht schon der Protestantismus selbst gewesen sei. „Allerdings, wer ein echter Protestant sein will, muß Philosoph sein." Nun aber sei es mit der Kirche nichts mehr. Sie könne es der freien Forschung nicht verbieten, zu den äußersten Grenzen fortzuschreiten, da sie keinerlei Macht habe, könne auch vom Staate keine Hülfe erwarten, denn der Staat habe gar kein Recht, der Wissenschaft Einhalt zu thun. Die Allianz des protestantischen Staats mit der orthodoxen protestantischen Kirche sei eine Misheirath. Sie werde nur geschlossen, weil der Staat Hülfe verlange gegen die Ungebundenheit der Philosophie, der er ohne kirchliche Vermittelung nicht wehren kann. Aber dazu müßte er sich nothwendig mit der römischen Kirche verbinden, nicht aber mit der protestantischen, die keine Unfehlbarkeit besitzt und also der Forschung keinen Riegel vorschieben kann. An der heiligen Schrift habe diese Kirche keinen Wall; denn ohne feststehende Auslegung sei mit der Schrift Alles zu beweisen was man wolle. Die Generalsynoden werden nichts ausrichten. Eher hätte sich Luther mit dem Papst vereinigen können als die heutigen Theologen sich miteinander vereinigen werden. Die Schrift entscheidet nichts; die symbolischen Bücher gelten nichts. Jedermann beruft sich auf sein Gewissen. Niemand kann einen Machtspruch thun. Das einzige Band der Vereinigung ist noch der Staat. An diesen aber verliert die Kirche ihre Freiheit. Nun schreien die Geistlichen wieder nach Emancipation. Und doch können sie mit der Freiheit nichts anfangen. Könnten sie sich sogar vereinigen, so würden sich die Gemeinden ihnen nicht unterwerfen. In Summa: der Protestantismus reibt sich selbst auf. Die römische Kirche kann ganz ruhig zusehen, und braucht keinen Schritt zu thun. Wer christlich gesinnt ist, wird von selbst zu ihr zurückkehren, wenn er inne wird, wohin es mit dem Protestantismus kommen mußte und gekommen ist.

Nach diesem Triumphliede beginnt Joseph die Vorzüge der römisch-katholischen Kirche auseinanderzusetzen. Er demonstrirt, daß die Kirche Eine sein müsse, sichtbar, mit Unfehlbarkeit und Autorität ausgerüstet. Dies Alles ist nach Möhler's Ausführungen gearbeitet. Gustav's Einwendungen sind Marheineke entlehnt. Besonders die Behauptung, daß sich die katholische Argumentation in einem Cirkel drehe. Joseph sagt in seiner Antwort unter Anderm:

Marheineke vergleicht die katholische Kirche mit jener Hexe, die sich selbst auffrißt, und wenn sie fertig ist, auch wieder ihren Magen. Dieser Vergleich soll auf den Katholicismus passen, da, wo er seine Infallibilität aus der Schrift und diese wieder aus jener zu beweisen und zu erklären sucht. Ich meine aber, man könne den Wagen umdrehen und die Deichsel just gegen den Protestantismus richten, wenigstens gegen den Hegel'schen. Sich selbst fressen heißt nämlich sich selbst verneinen, den Magen aber fressen heißt die Verneinung verneinen. Die katholische Kirche aber bejaht sich durch die Schrift, und bejaht wieder die Schrift durch sich.

Es wird dann hinzugesetzt:

Wenn die katholische Kirche sagt: Ich bin, der ich bin! nämlich, Gott hat mich gesetzt und durch mich äußerlich die Schrift, in der Schrift aber innerlich mich, so schwebt dies nicht im Leeren, sondern es ist auf den höchsten und obersten Erkenntnißgrund basirt.

Dagegen zeigt er der protestantischen Kirche, daß es verkehrt sei, die Tradition, durch welche sie die heilige Schrift habe, zu verneinen, die heilige Schrift selbst aber zu bejahen. Die katholische Lehre sei einfach die, daß nicht die Schrift als solche, sondern vielmehr der Geist, welcher sich in ihr wie in der Kirche offenbart, ihre eigene Göttlichkeit wie auch die der Überlieferung verbürge.

Was will der Protestantismus von seinem Standpunkt aus gegen diese Argumentation vorbringen? Sehen wir z. B., wie Hr. Gaupp sich mit der katholischen Kirche auseinanderzusetzen sucht. Er gibt ihr die Versicherung, daß Irrthumslosigkeit (Infallibilität) keine nothwendige Bedingung einer wahren Kirche Gottes sei. Zum Beweise führt er den Umstand an, daß „seit der Apostel Zeiten noch niemals eine kirchliche Gemeinschaft geblüht habe, welcher die ewige Wahrheit durch keine menschliche Färbung getrübt gewesen". Diese menschliche Färbung und Trübung ist ja aber Dasjenige, was die Kirche allezeit als Ketzerei von sich ausgeschieden hat. Wenn die Kirche nicht unfehlbar ist, so ist überhaupt gar keine Kirche. Die Reformatoren sind deshalb von der Kirche ausgetreten, weil sie sich für überzeugt hielten, vom heiligen Geist selbst die Offenbarung zu haben, daß in der damaligen Kirche die reine Lehre verunreinigt, diese Kirche also ketzerisch geworden. Sie legten sich selbst somit thatsächlich die Unfehlbarkeit bei; denn hätten sie sich über die reine Lehre irren können, so hätten sie kein Recht gehabt, diese der römischen Kirche abzusprechen und von ihr auszutreten. Nun aber mißt Hr. Gaupp nur den Verfassern der biblischen Schriften Unfehlbarkeit bei. Er sagt:

Nachdem diejenigen Männer abgetreten waren, welchen Christus auf besondere Weise die Verheißung gegeben hatte, daß der vom Vater ausgehende Geist sie in alle Wahrheit leiten sollte, wurde auch die heilige Lehre selbst Gegenstand menschlicher Forschung und Arbeit, und es konnte daher, die größte Treue und Redlichkeit dabei vorausgesetzt, dennoch überall etwas von Eigenem, Menschlichem sich ihr beimischen, wodurch sie in verschiedenen Gefäßen der Auffassung einen verschiedenen leichten Beigeschmack erhalten mußte.

Einen leichten Beigeschmack! Wer steht Hrn. Gaupp dafür, daß es nicht statt eines leichten Beigeschmacks eine vollständige Fäulniß und Verderbniß der heiligen Lehre geworden? Das muß man sagen: schlimmer hätte es Gott mit seiner Kirche nicht machen können, als durch

diese unglaubliche Veranstaltung, plötzlich die ursprüngliche Weise, in welcher der heilige Geist die Menschen in der Wahrheit leitete, mit einer andern, unvollkommenern zu vertauschen. Und weshalb? Konnte Gott die Jünger Christi vollständig inspiriren, warum nicht deren Nachfolger? Aber Hr. Gaupp behauptet, es gebe drei Arten der Wirksamkeit des heiligen Geistes, a) indem derselbe den menschlichen Geist sich zum Organ mache, durch welches er unmittelbar und persönlich redet (wie bei den Propheten im Alten Testamente und selbst solchen unwürdigen Werkzeugen wie Bileam oder Kaiphas, wo dann seine Rede schlechthin Gottes Wort, untrüglich und allgemein gültig), wenngleich er die geistigen Eigenthümlichkeiten Derer, durch welche er redet, nicht aufhebt, sondern nur verklärt; b) indem er den Menschengeist durchdringt, von dem Menschengeist aufgenommen wird, diesen zu einem neuen Leben umbildet (wo es dann keine unmittelbare göttliche Rede gibt, der Mensch vielmehr nur durch den Geist Gottes, nicht der Geist Gottes durch den Menschen redet), sodaß nun alle menschlichen Vermittelungen vom discursiven Denken bis zum religiösen Gefühl, von frommer Forschung und heiliger Meditation bis zum innerlichsten beschaulichen Gebet ihre Geltung haben; dies sei bei den Kirchenvätern und den spätern Nachfolgern der Fall gewesen; c) indem, vermöge einer Zusammenfassung und Wechselburchbringung beider Arten, die die Menschen durchdringende und heiligende Einwohnung des Geistes *in ihnen* die persönliche Rede des Geistes *durch sie* lebendig und kräftig vermittelt, was („wir hoffen nicht zu irren, wenn wir es so erklären", sagt Hr. Gaupp) bei den Aposteln Christi der Fall war, „die demnach Organe des ihren Geist sich aneignenden göttlichen Geistes wurden, indem sie selbst den Geist in sich aufnahmen, um sich als Gottes lebendige Tempel darzustellen". Woher nur Hr. Gaupp das Alles weiß? Der Papst hätte Ursache, ihn für seine Inspirationstheorie mit dem goldenen Sporn zu belohnen, denn wenn dies die beim Protestantismus unvermeidliche Theorie ist, so werden alle gescheuten Protestanten, die nicht Atheisten werden wollen, in hellen Haufen in den Schoos der allein seligmachenden Mutter Kirche zurückkehren. Hr. Gaupp erklärt es für ganz unkatholisch, anzunehmen, daß außer den Aposteln irgend Jemand in der Kirche eine absolute Verheißung untrüglicher Tradition empfangen habe, „daher die Kirche sich immer hübsch selbst mistrauen soll, ob sie auch unter des heiligen Geistes göttlicher Regierung Das erfährt, was sie erfährt"; dagegen für ganz katholisch „die Tradition der göttlichen Regierung des heiligen Geistes befohlen sein zu lassen"; für ganz unkatholisch, zu wähnen, daß der Geist anders als mittels der heiligen Schrift, d. h. auf dem Wege ordentlicher Auslegung, nicht aber durch ein von dem göttlichen Wort (der Bibel) unabhängiges inneres Licht richte; dagegen für ganz katholisch, ein unbedingtes Vertrauen in Christum zu setzen, er wolle und werde die Gemeinde in alle Wahrheit leiten; für ganz unkatholisch, die Autorität der drei alten Glaubensbekenntnisse der katholischen Kirche zu verwerfen und so gegen etwas zu protestiren, was mit göttlicher Autorität auftreten kann; dagegen für ganz katholisch, gegen alle menschliche Anmaßung zu protestiren. Was für Widersprüche! Vertrauen, Mistrauen, göttlich, menschlich; Christus in der Kirche wirkend und doch ohne daß man Gewißheit habe, wo und wie; Göttliches vom Menschlichen nothwendig zu scheiden, und doch ohne daß man durch ein inneres unabhängiges Licht Aufschluß erhalte, was göttlich oder menschlich sei, aber auch ohne daß es eine äußere Autorität gebe, welche darüber entscheidet u. s. w. Wie leicht ums Herz muß hingegen dem „Ultramontanen" sein! Der gegenwärtig regierende Papst schrieb, als er noch Mönch war, in seinem Werke „Über den heiligen Stuhl", am Schlusse der Einleitung:

> Obiger Auseinandersetzung zufolge ist der Papst in der Kirche wahrer Monarch. Demnach müssen ihm die Mittel verliehen sein, sein monarchisches Ansehen zu behaupten. Hierzu ist das Unerlaßlichste, jeden Vorwand abzuschneiden, den seine Unterthanen gebrauchen können, um seinen Entscheidungen die Annahme und seinen Vorschriften den Gehorsam zu versagen. Das Mittel hierzu, das einzige, welches es geben kann, ist seine Infallibilität. Folglich: der Papst ist *unfehlbar*.*)

Das ist klar und praktisch. Die römische Kirche hat gegen die protestantische Kirche in dieser Hinsicht leichtes Spiel. Sie argumentirt so: Ist eine Kirche Christi, so muß diese sichtbar sein, denn ohne sichtbar, real zu sein, ist sie gar nicht. Sie kann aber auch nur Eine sein, denn sie ist die Trägerin der göttlichen Offenbarung, der Wahrheit; die Wahrheit ist aber nothwendig nur Eine. Offenbart sich Gott in seiner Kirche, so muß er sich dafür Organe schaffen, und zwar bestimmte Organe; er kann das Wo und Wie nicht dem Zufall überlassen, weil sonst Das nicht offenbar werden würde, was er offenbaren will. Offenbar ist die Wahrheit, wenn sie nicht bezweifelt werden kann. Daher muß das Organ der Offenbarung bekannt und unfehlbar sein. Gott kann sich offenbaren wo er will. Er wird sich also da offenbaren, wo er sich das Organ für seine Offenbarung eingerichtet hat. Glaubt man das nicht, so glaubt man nicht daran, daß Gott seine Kirche regiere. Wenn Gott aber nicht einmal seine Kirche regiert, so kann man auch nicht glauben, daß er die Welt regiere. Und wenn man nicht an Gottes Weltregierung glaubt, so glaubt man nicht an Gott. Ohne Glauben an die päpstliche Unfehlbarkeit consequenterweise kein Glauben an Gott. Widerlege Das wer kann! Daher hat, wie uns die ultramontanen Schriftsteller alle Tage sagen, der Protestantismus in seiner Consequenz zum Atheismus geführt. Und unser guter Joseph in dem „Protestantismus in seiner Selbstauflösung" schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß „wer unter den Protestanten christlich gesinnt sei, zu der Mutterkirche zurückkehren werde, wenn er nun klärlich

*) Credo di avere convincentemente dimostrato che *la forma del governo da Dio stabilito a reggimento della Chiesa sia la Monarchia*, e che il sommo pontefice sostenga in essa il grado di *vero monarco*. . . . *Dunque il papa è infallibile*. (Il Trionfo della Santa Sede. Disc. prelim. [illegible].)

sieht, wohin es mit dem Protestantismus kommen mußte und gekommen ist". Er macht den Protestanten die Rückkehr süß. Er sagt, Alles was die Reformatoren ursprünglich verlangt hätten, das habe das Tridentinische Concil in der sechsten Sitzung ausgesprochen als seine klare Absicht. Er ruft aus:

Warum wollen denn die Protestanten nicht einsehen, daß alle triftigen Gründe zur fortdauernden Trennung von der Mutterkirche beseitigt sind?

Warum? Ei, lieber Joseph, weil sie Autonomie des Menschengeistes, nicht Autorität, weil sie Vernunft, nicht Offenbarung im Auge haben. Wie? wird Joseph antworten; Autonomie des Menschengeistes? Sie stützen sich ja auf die Bibel als auf Gottes Wort. Vernunft? Sie sehen es ja als ihren Hauptlehrsatz an, daß der Mensch durch den Glauben rechtfertig werde, unter den die Vernunft sich beugen muß.

Ja, das thun sie. Doch davon sprechen wir im letzten Artikel.*) G. Julius.

*) Den dritten und letzten Artikel liefern wir im November. D. Red.

Thomas Campbell.

Der Dichter Thomas Campbell, dessen am 15. Juni zu Boulogne erfolgten Tod die Zeitungen unlängst gemeldet haben, war geboren zu Glasgow am 27. Juli 1777. Sein Vater war ein vom Geschäfte zurückgetretener Kaufmann aus einer, wie schon der Name es ergibt, alten hochschottischen Familie und, so viel bekannt, ein einsichtsvoller und gebildeter Mann. Thomas war das zehnte und jüngste Kind seiner Ältern; sein Vater stand bei seiner Geburt in demselben Alter, in welchem der Sohn gestorben ist, im siebenundsechzigsten Lebensjahre. Der junge Campbell erhielt eine ausgezeichnete Erziehung auf dem College seiner Vaterstadt; aber der Dichter war, gleich seiner übrigen Kameradschaft, ein unnützer Schulbube. Seine Überlegenheit gab sich jedoch frühzeitig bei verschiedenen Gelegenheiten kund; als dreizehnjähriger Knabe lief er bei Bewerbung um ein Stipendium seinem noch einmal so alten Mitbewerber den Rang ab; auch gewann er einen Preis für eine Übersetzung der „Wolken" des Aristophanes, welche als einziges Muster unter den Schulübungen auf dem College ausgerufen wurde. Noch sehr jung begab sich Campbell nach Edinburg, wo er ehrenvolle Bekanntschaft mit den ausgezeichneten Geistern des Orts machte und sich der Privaterziehung widmete. In seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre, 1799, gab er die „Pleasures of hope" heraus. Dieses öffentliche Auftreten war für ihn in mehrfacher Beziehung von Nutzen; der glückliche Erfolg des Werks setzte ihn in den Stand, eine Reise nach Deutschland zu machen, deren theils früher, theils später erzeugte Früchte in den trefflichen Dichtungen der neuern englischen Lyrik bestanden. Die Gedichte „Hohenlinden", „The mariners of England", zu Hamburg gedichtet, als gerade ein Krieg mit Dänemark in Aussicht stand, „The exile of Erin", veranlaßt durch ein zufälliges Zusammentreffen des Dichters mit einigen von den verbannten irischen Aufrührern, stammen sämmtlich von dieser Reise her. Wie dieselben zu ihrer Zeit von Mund zu Mund, von Herz zu Herz wanderten, so weit die britische Sprache klang, ist heutzutage freilich nur noch ein Traum aus andern Jahren, doch werden sie auch ferner im Gedächtniß seines Volks unvergeßlich fortleben. Nach seiner Zurückkunft von dem Festlande nahm Campbell seinen Aufenthalt wiederum zu Edinburg, wo gleichfalls viele seiner berühmten Balladen und Gedichte entstanden. Im J. 1803 ließ er sich durch die Anziehungskraft Londons zur Übersiedelung nach der britischen Hauptstadt bewegen. Im Herbste desselben Jahres heirathete er eine Verwandte, Miß Mathilde Sinclair, und gleichzeitig begann er eine Reihe literarischer Arbeiten, von welchen nur wenige Spuren noch vorhanden sind. Er selbst erwähnt in einem Memorandum eine Geschichte von England, wahrscheinlich eine Fortsetzung von Hume's und Smollett's Werke. Seine Gaben im Umgange versammelten einen zahlreichen Kreis von Freunden um ihn, und diesem Umstande sowol als den freisinnigen Grundsätzen, welchen er unerschütterlich von Anfang bis zu Ende anhing, mag die Theilnahme zugeschrieben werden, welche ihm Ch. Fox widmete, der ihn auf die Pensionsliste setzte. Nach sechs Jahren voller Sorgen, Plackereien für die Presse und andern Mühseligkeiten, wie sie dem für seinen Unterhalt arbeitenden Schriftsteller zu Theil werden, zeigte Campbell, daß dadurch seine zu etwas Besserm fähige Geisteskraft nicht aufgerieben, daß auch seine Dichtungen nicht blos ein Erguß jugendlicher Begeisterung oder einsamer Muße gewesen seien, indem er die Gedichte „Gertrud", „Lord Ullin's daughter" und „The battle of the Baltic" veröffentlichte, welchen er in einer folgenden Ausgabe die vielleicht am meisten verbreitete von allen seinen Balladen, „O'Connor's child", beifügte. In dieser Zeit stand er auf dem Gipfelpunkte der Popularität: er war bekannt als Einer, der über Dichtkunst sowol zu urtheilen als selbst zu dichten verstand. In Folge Dessen ward er zu einer Reihe von Vorlesungen an dem königlichen Institut veranlaßt; der Erfolg derselben veranlaßte den Buchhändler Murray, ihn für die Herausgabe der „Critical essays and specimens" zu veranlassen, welche seinen Ruf als prosaischer Schriftsteller begründeten und auch sein bestes Werk in diesem Fache sind. Spätere Schriften dieser Art verrathen Nachlässigkeit in Sammlung des Stoffs und eine Unsicherheit im Stile, welche seines dauernden Ruhms nicht vollkommen würdig sind. Im J. 1820 übernahm er die Herausgabe des „New monthly magazine", bei deren Leitung er seine ganze Fülle zu Tage legte und in dem damaligen glänzenden Zustande der periodischen Literatur seinen Ruhm selbst glänzend bewährte, wennschon er sich dabei nicht als praktischen und geduldigen Geschäftsmann zeigte. Während der zehn Jahre dieser seiner kritischen Beschäftigung war er übrigens auch anderweit thätig: er gab seinen „Theodric" heraus, freilich das schwächste unter seinen längern Gedichten; er betheiligte sich mit Eifer bei der Gründung der Universität London, nahm thätigen Antheil an der Sache Griechenlands, wie später an Polen, und wurde zweimal zum Lordrector der Universität Glasgow erwählt. Im J. 1830 verlor er seine Gattin durch den Tod; zugleich legte er die Herausgabe des „Magazine" nieder, und seit dieser Zeit trat die nach und nach sich steigernde Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte leider unverkennbar zum Vorschein. Zwar begründete er noch das „Metropolitan magazine", gab nacheinander das „Leben Mr. Siddon's", die „Letters from the south" und das „Leben Petrarca's" heraus; aber er ward allmälig, selbst hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Talente, zum Schatten seines frühern Wesens; sein Gesundheitszustand zwang ihn, sich mehr und mehr von der Welt zurück zu ziehen, ja er mußte zuletzt um derselben willen seine gewohnte Stätte verlassen und zur gehofften Wiederherstellung seiner zerrütteten Kräfte in das Ausland sich begeben, wo ihn aber der Tod nach kurzer Zeit ereilte. Die Vollstrecker seines Testaments haben sich an den Dechanten und das Capitel von Westminster gewendet, um die Verstattung zur Beisetzung seiner Leiche in dem Dichterwinkel der Abtei zu erlangen und haben einen günstigen Bescheid erhalten. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 249. —— 5. September 1844.

Venedey über Irland.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Die Zustände eines Landes, die Bewegungen eines Volks erscheinen ganz anders, wenn man die geschichtliche Begründung derselben verstanden hat, als im Auge des dilettantischen Touristen. Es ist in unserer Zeit mannichfach Mode geworden, die Geschichte zu übersehen und als geringfügig zu betrachten; die Leichtfertigkeit, welche nie mit Ernst in eine Sache eindringt, hatte den Kampf zwischen der historischen und philosophischen Schule durchaus falsch verstanden, und sie bildete sich ein, man brauche nur von Liebe im Postwagen zu reden oder politische Brosamen an der Table d'hote zu erhaschen, um ein großer Mann zu sein; man brauche nur mit dem auswendiggelernten Katechismus der Vernunft unter das Volk zu treten, um dieses sogleich zu bekehren und zu Meetings zusammenzutreiben. Aber es tritt uns im Leben der Völker überall eine gewaltige Naturmacht, eine vis inertiae entgegen, und diese will nicht verspottet, sondern liebevoll verstanden und auf die sittliche Sphäre hingerichtet werden. Indem O'Connell diese Kunst verstand, ist er der große Mann Irlands geworden, indem er die geschichtlichen Momente des Volksgeistes in Bewegung zu setzen wußte, schuf er ein neues irländisches Volksbewußtsein. Ein philosophischer Katechismus hätte weder bei Paddy etwas ausgerichtet, noch wird er auch Michel vollkommen regeneriren können. Im Volke ist immer mehr Boden der Geschichte als freies, gereiftes Bewußtsein, das mag uns der Leichtsinn, die Phrasenpublicistik leugnen, um ungestört, aber auch unverdienstlich leere Theorien über Volksthum und Völkerglück in die Luft bauen zu können. Venedey verschmäht diese prunkende, in Deutschland so vielen Lärm machende Leerheit, und nachdem wir im ersten Artikel nachgewiesen haben, mit welcher Liebe, mit welchem gründlichen Ernste er sich in die geschichtlichen Processe Irlands hineingelebt hat, bevor er es wagt, ein Urtheil über die Gegenwart der irischen Insel und des irischen Volks zu fällen, wird uns diese nun um so vortheilhafter beschäftigen können, nachdem ihre geschichtliche Begründung nachgewiesen ist, und es müssen sich die einzelnen Gruppen um so klarer und fester umzeichnen lassen.

Venedey's Hauptverdienste hierbei aber sind sein Ernst und seine Treue. Sie werden um so bedeutender, je seltener sie sich finden. Er sucht nie das Pikante, sondern immer nur die Wahrheit, sein Auge ist nie auf den Schein, sondern stets auf das Wesen gerichtet. Bittere Lebensschicksale haben ihn nicht für den Schmerz der Völker, für die Wehen der Geschichte unempfindlich gemacht; die Verbannung aus dem Vaterlande hat seinen deutschen Charakter nicht verkümmert und geknickt, seine Natur vielmehr hat durch alle Widrigkeiten, welche ihm begegnet sind, etwas Markiges und Erhabenes angenommen, und die Samariterweise, womit er geht, das irländische Elend in sich aufzunehmen, ist von rührender Wirkung. Wer möchte ihn schelten, wenn er, dessen Gemüthsleben ein so reiches und volles zu sein scheint, sich mit aller Kraft einer Partei in die Arme wirft und alles Andere nicht will, was außer ihrer Bewegung bleibt? Nur viele solcher Naturen! Am Rhein, wo der Most in der Traube gährt, ist der Mensch ein anderer als in der Mark, wo die Rüben im Sande wachsen, und man fühlt es überall an Venedey, daß er ein Kind des Rheins ist, sein Gemüthsleben, sein Stil, Alles an ihm ist rheinisch. Nach ihm zu schließen, würden sich zwischen der irländischen und der rheinischen Natur manche Sympathien und Ähnlichkeiten auffinden lassen, wenigstens möchte ein Norddeutscher, der sich mehr dem englischen als dem irländischen Charakter zuneigt, sich nicht so behaglich wie Venedey in Irland fühlen können, und ich meine, ein solcher natürlicher heimatlicher Einfluß ist bei der Beurtheilung dieses Buchs durchaus nicht außer Acht zu lassen, vielmehr von entschiedener Bedeutung. Venedey ist dadurch schon auf natürlichem Wege zu den Irländern hingezogen, bevor er noch auf politischem und historischem ihre Sache als die des Rechts erkannt hat. Es überschleicht ihn unter ihnen sogleich eine Heimatlichkeit; im Shannon erblickt er den vaterländischen Rhein wieder, die Leichtigkeit des Lebens stimmt ihn so rheinisch-traulich, Irlands katholische Elemente erinnern ihn an seine kölner Jugendjahre, und so wird es dann erklärlich, daß er schon am ersten Tage in Irland zu Hause war, während sechs Monate in

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 122—125 d. Bl. D. Red.

England kein ähnliches Gefühl in ihm hervorbringen konnten. Waren seine liebevolle Vertheidigung des irländischen Charakters sowie sein unbesiegbarer Widerwille gegen den kalten, strengen Engländer zum Theil das Resultat gewonnener Überzeugungen, so sind sie doch jedenfalls zum Theil auch aus jenem natürlichen Einflusse herzuleiten. Ein in protestantischen Elementen aufgewachsener Norddeutscher, der seiner Natur nach dem Engländer weit näher als dem Irländer und auch dem Rheinländer steht, würde hier ganz anders urtheilen; aber eben, daß Venedey sich ganz gibt wie er ist und nichts verhehlt, was ihn überrascht und anzieht, eben Dies hat seinen Beobachtungen, auf denen immer der Schmelz eines reichen Gemüths liegt, einen Reiz verliehen, wie er sich nur selten findet und der doch ebenso sehr geeignet ist, für die Sache Irlands ein tieferes Interesse zu erwecken.

Mit Dampf fliegt unser Reisender durch England, von London nach Liverpool. Hier betritt er den Steamer und fährt Erins grünen Küsten voller Erwartung entgegen. Er lernt unterwegs eine Dame kennen; schon die Art und Weise, mit der sie so lebendig an dem herrlichen Schauspiele des Sonnenunterganges Theil nahm, muß ihm beweisen, „daß sie keine Engländerin sei", und richtig, er hat sich nicht getäuscht, es ist eine Tochter Erins. Noch ehe sich die dubliner Bai seinen Blicken öffnet, ahnet der Verbannte, daß ihn in Irland heimatliche Anklänge berühren werden, und wie wohl mögen sie einer Brust thun, die so lange der Heimat entfremdet war! Das freundliche Begegnen der liebenswürdigen Irländerin wird als ein „Willkommen in Irland" genommen, die Wogen rauschen dem Fremdling zu, die Bäume grüßen ihn gleich wie einen alten Bekannten, und wer auch nur die ersten Seiten des zweiten Bandes gelesen hat, der wird darin mit mir übereinstimmen müssen, daß der Flüchtling Venedey in Irland nicht blos ein politisches Interesse, sondern auch einen heimatssehnsüchtigen Trieb zu befriedigen suchte. Erst in diesem Erkennen ist der richtige Gesichtspunkt für alle seine Darstellungen gegeben; der warme, weiche Ton, der unsere Rheinlandschaften so herrlich umwebt, wird von ihm um die Hügel Irlands gewoben, und das Gefühl einer lange entbehrten Heimatlichkeit steigert sich von Tag zu Tag durch das Entgegenkommen guter und lieber Menschen. Allenthalben bricht dieses schöne Gefühl hervor, wie ein Abendroth zwischen dräuenden Bergen und Wolken. So heimatlich er sich nun gleich fühlte, so weiß er doch auch die ersten unangenehmen Gefühle, welche den Stockengländer in Irland sogleich überkommen müssen, sehr treffend zu schildern:

Meine Regel: „Das Nächste ist das Beste", brachte mich (in Dublin) in ein Wirthshaus, wo es schon halb irisch aussah und zuging. Mein Zimmer hatte einen unangenehmen Geruch, es fehlten für Jemand, der aus England kommt, ein halb Dutzend Geschirre auf dem Waschtische; das Linnen glänzte nicht, es war Alles anders, kein rechtes Comfort.

Aber bei dem Frühstücke kam erst die Bescherung; wenigstens 24 Sünden gegen den heiligen Geist der englischen Reinlichkeits- und Bequemlichkeitsetikette. Das Tischtuch war nicht neu aufgelegt, es fehlten ein paar Gabeln und Messer, es war kein Fuß für jedes Ei da, der Thee kam aufgegossen auf den Tisch, kein Spülnapf für den Theesatz u. s. w.

Für einen rechten Engländer muß ein solches Frühstück genügen, um vom Anfange bis zum Ende desselben Irland 24 Mal wenigstens als ein wahres Hottentotten-, Barbaren- und Kosackenland zu verdammen. Die englische Art verwöhnt sehr bald alle Reisenden und Fremden, die eine Zeitlang in England leben; ein Engländer, der sich von Jugend auf in sie hineingelebt hat, muß sich in Irland am ersten Tage so in allen Fasern seines Seins verletzt fühlen, daß er nachher schwerlich je im Stande sein wird, sich mit Irland und dessen Bewohnern wieder auszusöhnen. Überhaupt gibt es nur selten Menschen, die den ersten Eindruck zu besiegen vermögen.

Es ist aber sehr wohl zu begreifen, daß ein solcher erster Eindruck dauernd wirkt. Zwar macht er nicht jene Antipathie, welche zwischen Engländer und Irländer stattfindet, aber er bringt sie zu einem entschiedenen Ausbruche, denn eben die Umstände, die Kleinigkeiten, wodurch er hervorgerufen wurde, lassen sogleich einen sich entgegengesetzten Volkssinn erkennen. Es stoßen sich an ihnen sogleich zwei Nationalitäten entschieden ab. Der Engländer ist seit Jahrhunderten an den gesicherten Besitz unter dem Schutze des Gesetzes gewöhnt worden, sein reicher Handelsverkehr mit allen Nationen lehrte ihn alle Bequemlichkeiten kennen, und unter dem Namen „Comfort" richtete er sich jenes behagliche Leben ein, welches andere Nationen ihm nie ganz ablernen werden. Der Ire dagegen ist fast nie zum gesicherten Besitze gelangt, er blieb fast immer im rechtlosen Zustande, seine Hütten rauchten fast stets in ihren Trümmern, auf seinen Feldern jagte der „Sachse", wie konnte er unter solchen Verhältnissen, welche nur das Gefühl des Schmerzes oder der Rache ausschließlich hervorrufen, zu jenen behaglichen Freuden des Besitzes und Genusses gelangen, welche nach außen eine nationale Unabhängigkeit und nach innen die Geltung des Gesetzes erfodern? Die Schlotterigkeit des irischen Lebens hängt also mit den schwankenden Zuständen des ganzen Volks wol innig zusammen und hat sich natürlich durch den Leichtsinn, der in der irischen Natur liegt, noch greller ausdrücken müssen. Mich dünkt, darauf will auch wol Venedey hindeuten, indem er den Contrast zwischen dem englischen und irländischen Bettler meisterhaft in folgenden Zügen entwirft:

Das Elend tritt in Irland anders auf als in England. Die Mehrzahl der englischen Bettler, denen ich in London begegnete, thaten mir im Herzen wehe, denn sie sahen fast alle aus wie die gefallene Größe. Es ist mir in England nie in den Sinn gekommen, bei ihrem Anblicke an Béranger's Vivent les gueux! zu denken. Sie trugen sämmtlich die Spuren des Bewußtseins ihres Elends neben den Spuren des Berufs zu Besserm mit unverkennbaren Zügen auf der stolzen Stirn geschrieben. Und ihre Art ist ebenfalls eine andere; sie sind in der Regel stumm, und diese Stummheit ist so unendlich beredt. Sie saßen am Wege, ohne ein Wort zu sagen, und hatten auf den Boden geschrieben: We are hungry. Nie werde ich diese Familie, Vater, Mutter und drei Kinder, wandernde Gerippe, vergessen, die mitunter, langsam, Psalmen wimmernd, an meinem Fenster vorüberzogen.

O! wenn England betteln muß, so wird kein furchtbarerer Fluch erfunden werden können!

Aber die irischen Bettler sind anders! Ich konnte sie schon

in London von den Engländern unterscheiden. Sie sind so beredt, sie haben lange Phrasen bereit, es fließt wie Honig von ihren Lippen, sie wollen interessiren. Und wenn man sie ansieht, so liegt in ihrem Gesichte mitunter so viel Gesundheit, so viel Selbstzufriedenheit, so viel Seelenruhe, daß man trotz der Lumpen und des Schmuzes an dem Ernste der wortreichen Noth zu zweifeln versucht ist. Jeder englische Bettler trägt den Fluch Gottes auf der Stirn, jeder irische hat einen Strahl des Mitleidens eines gnädigen Richters in allen seinen Zügen. Jene sind elend, bodenlos elend, selbstbewußt elend — diese meist nur arm.

Übrigens fühlt Venedey sich recht wohl zufrieden mit dem irischen Nationalcharakter. Er hat ein reiches Lob für seine schönen Seiten und wenigstens Entschuldigung für seine schlimmen. Ref. ist nicht in Irland gewesen und höchstens auf dem Continente mit Irländern zusammengekommen, wo sie aber, wenn auch theoretisch noch so sehr Repealer, gern den Engländer spielen. Er muß sich also an allgemeine Thatsachen und an die Geschichte halten, um zu sehen, wie sich darin der irische Charakter ausspricht. Cäsar war der Erste, welcher den Unterschied zwischen den Celten und Germanen eröffnete, und ich meine, dieser Unterschied hat sich, schon in Irlands blutigen Kämpfen allein, seitdem als vollkommen begründet ausgesprochen. Die germanische Welt steht der celtischen durchaus nicht näher als der romanischen, dagegen treten die romanische und celtische Welt näher zusammen. Dem Celten ist das Dolce far niente ebenso lieb wie dem Romanen, er faullenzt und wärmt sich ebenso gern wie dieser im Sonnenscheine, aber dieser Trieb will schlecht zu dem nördlichen Klima passen. Ebenso zeigt sich zwischen den Frauen der celtischen und romanischen Art eine auffallende Ähnlichkeit: der Typus bei beiden ist klein, mit ziemlich großen Köpfen, feiner, aber bräunlicher Haut und schwarzem, dickem Haar. Auch haben die celtischen Frauen mit den Südeuropäerinnen die Frühreife gemein; Venedey sah eine Menge junger Mädchen mit schon vollen Brüsten, in einem Bäckerladen bemerkte er eine vierzehnjährige Aufwärterin in üppiger Weiberfülle, und die dreiundzwanzigjährige Gattin eines Freundes hatte bereits eine sechsjährige Tochter. Bekanntlich geht in allen gleichen Breiten mit Irland die Entwickelung des Weibes weit langsamer vor sich, und es läßt sich dadurch wol nicht ohne Grund auf einen südlichen Ursprung der celtischen Race schließen.

So scheint es denn auch ferner, als wenn das Celtenthum weniger einen originellen Typus bilde, sondern von allen drei Racen der europäischen Menschheit einen Theil in sich aufgenommen habe. Vom Germanenthum hat es die Gastfreundschaft, vom Romanenthum hat es die Faulheit und den Leichtsinn, vom Slawenthum scheint ihm die Zähigkeit und die Uncultur überkommen zu sein. Ein solcher Charakter, so bunt zusammengesetzt und selbst mit dem Klima durch seine Lust zum Nichtsthun im grellsten Widerspruche, konnte sich unmöglich zu dem in sich geschlossenen Organismus eines Volks ausbilden, es mußte ganz natürlich dem Eindringen der germanischen Welt unterliegen, und nicht daß England Irland eroberte, ist zu verdammen, sondern nur, daß England so wenig für die Cultur und Germanisirung des bereits früh verwahrlosten Iren gethan hat. Die nationale Freiheit und Unabhängigkeit läßt sich nur durch schwere Mühen erkaufen und erhalten, Völker, welche ihrer spielend genießen wollen, werden stets unterliegen, und von einem geordneten Naturstaate, wie ihn die germanische Welt im frühesten Anfange aufzeigt, findet sich keine Spur bei den Iren. Die Faulheit, der Müßiggang des Volks ist ein Fluch der irischen Geschichte geworden, und selbst Venedey, dessen Liebe zum Irländer so groß ist, muß zuweilen anhalten und sich fragen, ob der Ire sein großes Unglück nicht auch zum Theil selbst verschuldet habe? Ich meine, gewiß hat er dieses, aber es scheint, als ob das irische Volk nun wenigstens zum Theil seine Selbstverschuldung erkannt habe und sich durch die Steigerung seiner moralischen Kraft und Würde zu einer bessern Zukunft vorbereiten wolle. Möchten John O'Connell und Pater Mathew seine wirklichen Erlöser werden!

Irland ist mehr als irgend ein anderes Land das Land der Dissonanzen und Gegensätze. Während im Charakter der Celten eine weiche Güte, eine reizende Liebenswürdigkeit liegt, zeigen uns die in den „Jahrbüchern der Gefängnißkunde" abgedruckten Verbrecherlisten eine Überhandnahme von Verbrechen und namentlich von unnatürlichen Verbrechen, denen gegenüber das nahe Schottland als lichter Engel erscheint. Diese Zahlen reden schlagend, und man darf sich ihnen gegenüber nicht durch den Schein der Liebenswürdigkeit, nicht durch glänzende Repealreden täuschen lassen. Es scheint da wirklich, als ob eine sociale und moralische Umgestaltung des Volks weit nothwendiger wäre als die Repeal. Was hilft die Repeal, wenn man nicht die Kraft hat, die Freiheit zu gebrauchen? Zwar zeigt die jährliche Vermehrung der Teatotaller, daß der Ire sich aus dem Sumpfe erheben will, aber von dem Nichtbranntweintrinken bis zur wahren Sittlichkeit ist noch eine lange Reihe von Stufen.

Mit Recht sagt Venedey, in den irländischen Bauern habe sich die altirische Art am reinsten erhalten. Ihr Charakter ist der Typus des Volks, und es lassen sich hier wirklich rührende Beweise von Gutherzigkeit und Mitleid erzählen. Im J. 1835 beabsichtigte die Regierung, in Irland die englische Armengesetzgebung einzuführen, und sendete deshalb eine Commission nach Irland, um den Zustand des Landes und die Lage der Armen zu untersuchen.

Die Berichte dieser Commission sind wahre Ehrendenkmale des irländischen Charakters. Auf jedem Blatte findet man in denselben Züge des größten Edelmuthes, der unbedingtesten Aufopferung. Hier ist es ein Sohn, der für seine Ältern arbeitet, hungert und bettelt, dort eine Mutter, die für ihre Kinder schafft und sorgt und sich abtödtet; dann wieder eine Tochter, eine Arbeitertochter am Bettelstabe, die ausschlägt, zu heirathen, weil sie lahme und kranke Ältern in ihrer Noth, vier Pence per Tag ist ihr Gewinn, zu ernähren strebt. In diesem Ehrenbuche Irlands findet ihr ein Bettelweib mit einem Kinde auf dem Arme, einer andern Bettlerin mit drei Kindern begegnend, und Jene sagt zu Dieser: „Der Herr sei gelobt, ich war glücklich diesen Tag und habe nicht wenig ge-

erntet. Ich will euch ein Essen für eure Kinder geben von Dem, was ich gesammelt habe." An einer andern Stelle eine Bettlerfamilie, die einen fremden Auszehrenden aufnimmt und nährt und pflegt, bis er keiner Pflege mehr bedarf.

Sehr häufig soll es auch vorkommen, daß der irländische Bauer so lange gibt, bis endlich auch ihn die Noth erreicht und er alsdann anfängt zu betteln wie Diejenigen, denen er gegeben hat. So tiefergreifend solche Züge nun auch vom allgemein menschlichen Standpunkte sind, so lassen sie sich doch mit einem geordneten Staats- und Familienleben nicht zusammenbringen, und selbst die Güte beruht auf einem Leichtsinne, der die Gewohnheit, nichts zu haben, erklärlich macht, auf einer Schwäche, welche die Unsicherheit alles Eigenthums im Laufe langer Jahrhunderte nothwendig der irischen Natur eindrücken mußte. Weit mehr als das leichte und gutmüthige Hingeben scheint es mir für die Zukunft des Iren zu sprechen, daß der Name „Bettler, Bettlerkind" in diesem Lande, wo man die Bettler mit so großer Schonung behandelt, eine Schande und eine Schmach geblieben ist. Dieses natürliche Gefühl erweckt mehr als manches andere das Vertrauen auf die Zukunft Irlands, denn ein Bettler, der sich schämt, wird kein Bettler bleiben mögen, sondern alle Kraft daran setzen, um frei von der Schande zu werden.

Über den so oft bezweifelten Muth des Irländers sagt Venedey Folgendes:

Sein froher Muth gibt seinem Geiste eine sonnenhelle Richtung. Er lacht gern — und oft aus voller Brust. Er ist geistreich und witzig, und er sprudelt Feuer, so oft er angeschlagen wird. Selbst der ungebildetste Bauer ist nie um eine prompte geistreiche Antwort in Verlegenheit.

Und wie er frohen Muthes in Witz und Laune ist, so ist er noch viel kecker, wo es im ernsten Kampfe das Leben gilt. Dieser Muth ist dann freilich mehr der des Celten als der des Germanen. Der Irländer ist stürmisch tapfer, im Angriffe furchtbar, aber nicht so ruhig; angegriffen, nicht so kalt und fest beim Rückzuge. Er sprudelt eben aus; der Tod hat keine Schrecken für ihn, wie der Franzose kennt er das Pulverfieber, die Schlachtenfurie, die Wunder thut, aber auch oft nicht Ruhe genug behält, im Kampfe selbst sein eigener Meister zu bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Chateaubriand's „allerletztes" Werk.

Chateaubriand's Kokettiren mit dem Tode erinnert an Chamisso, der auch immer von seinen grauen Locken, dem Schnee des Greisenalters, sagte und sang. Wie oft hat der vielverherrlichte französische Schriftsteller nun schon mit aller Förmlichkeit Abschied genommen vom Publicum; wie oft hat er nicht schon angekündigt, er werde nun seine Stimme verstummen lassen, bis sie in seinen „Mémoires d'outre-tombe" von jenseit des Grabes zur Nachwelt zum letzten Male tönen werde! Und immer hält er es wieder für nöthig, wenn eine Zeit verstrichen ist, die öffentliche Aufmerksamkeit durch ein kleines Werk, durch einen Brief, den er der Öffentlichkeit geschickt zu übergeben weiß, oder auch wol durch eine unschuldige Zeitungsreclame wieder auf seinen gefeierten Namen zu lenken. Bei aller Hochachtung, die wir für Chateaubriand empfinden, können wir ihn doch nicht freisprechen von der kleinen Eitelkeit, gern von sich reden zu hören, obgleich er sich immer den Anschein gibt, als habe er mit dem Leben für immer abgeschlossen. So können wir denn seine „letzten Worte", die er in seiner „Vie de Rancé" zu seinen Zeitgenossen spricht und in denen er von seiner Mitwelt rührenden Abschied nimmt und nur noch auf seine Worte aus dem Grabe hinweist, nicht unbedingt für Ernst halten. Der edle Vicomte gefällt sich etwas zu sehr in Theaterpossen, als daß wir jede Regung für ganz natürlich annehmen sollten. Wie Dem auch immer sei, so wird doch Jeder gern einräumen, daß dieses neue Werk ein neues Geschenk seiner glänzenden Feder sei. Das Thema, das er sich zur Behandlung in demselben gewählt hat, ist schon an und für sich vielversprechend; es wird aber noch ergiebiger, wenn man bedenkt, daß Chateaubriand, der Verf. der „Martyrs" und des „Génie du christianisme", es ist, der hier die Lebensbeschreibung des Stifters des Trappistenordens behandelt. Wenn wir auch allerdings nicht verhehlen können, daß diese letzte Schrift — wenn es die letzte bleibt — keineswegs die hervorstechendste Production des berühmten Schriftstellers ist, so haben doch wenigstens in stilistischer Beziehung seine glänzenden Eigenschaften ihn nicht im Stiche gelassen. Welches pomphafte Gewand weiß er selbst solchen Gedanken umzuwerfen, die an sich keinen allzu tiefen Gehalt haben, die aber durch diese prächtige Einkleidung ungemein gewinnen. Indessen kommt es uns doch so vor, als ob alle diese herrlichen Gaben der Darstellung die Wärme und Tiefe des Glaubens, die wir, wenn wir dieses letzte Werk zusammenhalten mit seinem begeisterten „Génie du christianisme", vermissen, nicht vollkommen ersetzen. Gleich in der Vorrede spricht der Verf. wieder zu viel von sich selbst und bietet dem Spott einige Blößen; obgleich die Franzosen, die sonst so gern spotten, an ihrem Feldherrn jede Schwäche schonen. Chateaubriand widmet sein Werk dem Andenken des Abbé Seguin, dem Leiter seines Lebens. Dies veranlaßt ihn zu sagen: „Ich habe nur zwei Dedicationen in meinem Leben geschrieben: eine an Napoleon, die andere an Seguin." Und nun erzählt er uns, daß sein erstes Werk zu London 1797, sein letztes 1844 zu Paris geschrieben sei, und daß zwischen diesen beiden Jahreszahlen ein Zeitraum liege, dreimal so lang als Das, was Tacitus einen großen Theil des menschlichen Lebens nenne. Nun hat der Schriftsteller volles Fahrwasser, und er ergeht sich auf dem hohen Meere der Beredtsamkeit. Er sagt uns, daß er Ludwig's XVI. und Napoleon's Tod erlebt habe und daß es eigentlich nur Spott sei, nach solchen Ereignissen sein Leben zu fristen u. s. w. Wozu, können wir wol fragen, wozu alle diese hohlen Declamationen? Bedarf es aller dieser flitternden Draperien und Decorationen, um uns das Leben eines Rancé interessant zu machen, besonders wenn es von der Feder eines Chateaubriand dargestellt wird?

Neue Ausgaben von den Romanen der Frau von Genlis.

Es ist eine wahre Wuth in die französischen Buchhändler gefahren, ältere Werke aller Art aus dem Staube der Vergessenheit hervorzuziehen und dem geduldigen Publicum in neuen Ausgaben aufzutischen. Es müssen in Frankreich außerordentlich viel Bücher gekauft werden, sonst wüßten wir es uns wirklich nicht zu erklären, wie speculirende Buchhändler darauf kommen könnten, neue, elegante Ausgaben von Werken zu veranstalten, welche, wie die Romane der Frau v. Genlis, alle möglichen Vorzüge haben mögen, aber deren ganze Manier doch jedenfalls schon etwas veraltet sein dürfte. Und doch erscheinen von denselben, oder wenigstens von den berühmtesten unter denselben, gleich drei Ausgaben auf einmal. Diejenige, welche vom Buchhändler Didier besorgt wird, scheint uns die empfehlenswertheste, besonders der trefflichen biographisch-literarischen Einleitung wegen, die einem Bande („Mademoiselle de Clermont" enthaltend) beigegeben ist. Diese lesenswerthe Notiz ist aus der Feder der beliebten Dichterin Mad. Amable Tastu, die seit einiger Zeit eine große literarische Industriethätigkeit zu entfalten anfängt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 250. —— 6. September 1844.

Venedey über Irland.

Zweiter und letzter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Den Müßiggang des Irländers, den Fluch seines Landes will Venedey nicht in der Race begründet wissen, sondern er betrachtet ihn nur als hervorgegangen aus Irlands traurigen Verhältnissen und Schicksalen. Eine Anekdote, die den Müßiggang des Iren genau charakterisirt, ist folgende: „Pat, was thust du?" fragt ein Herr seinen Knecht. „Nichts, Ew. Gnaden!" antwortet dieser. „Und du, Jack?" fragt er den andern. „Ich helfe Pat!" ist die Antwort. Zugegeben, daß die stets schwankenden Verhältnisse Irlands den Müßiggang begünstigen mußten, so liegt die Neigung dazu schon an und für sich in der celtischen Race, und eben darin tritt sie mit der germanischen, deren Streben von jeher auf das Erwerben und Erringen gerichtet war, in einen strengen Contrast. Der Müßiggang ist nicht erst, wie Venedey glaubt, durch die Gewaltherrschaft Englands dem Iren eingeimpft worden, es gab lange vor der Erscheinung der „Sachsen" einen systematisch geregelten Müßiggang auf der Insel. In der frühesten Zeit war das Müßiggehen in den „Kernes" sogar eine Art Staatsamt geworden, und selbst die schönste Tugend des Iren, die Gastfreundschaft, mußte bei seinem mangelnden Interesse am Eigenthum, bei seiner Gleichgültigkeit gegen den Besitz, der weder ein geordnetes Staats- noch Familienleben aufkommen ließ, eine Hauptstütze für seine sorglose Faulheit werden. Allein zu diesem angeborenen Müßigkeitstriebe, der sich wol am deutlichsten in der Glückseligkeit irischer Bettler ausspricht, kam nun der Druck der engländischen Herrschaft. War der Ire anfangs, als das Land sein war, faul und träge gewesen aus angeborener Sorglosigkeit, so beharrte er nun in seiner Faulheit, einerseits, weil er zu klug war, um nur für den Vortheil des „Sachsen" arbeiten zu mögen, andererseits aber auch, weil ihm die Gelegenheit zur Arbeit fehlte. In dem Müßiggange der Irländer allein den Grund ihres Unglücks finden, wie parteiische Engländer wollen, scheint mir ebenso einseitig zu sein, wie die Ansicht Venedey's, welcher den Müßigkeitstrieb des Iren durchaus nur als Product der Verhältnisse darstellen möchte. Ich glaube zwischen beiden Ansichten eine richtige Mittelstraße gefunden zu haben. Venedey selbst erzählt einen Vorgang, der nur allzudeutlich beweist, wie sehr die Bequemlichkeitsliebe dem Irländer angeboren ist:

> Zweimal fuhren wir an diesem Tage an einem einspännigen Bauerkarren vorbei, der erste mit zwölf, der zweite mit neun baumstarken jungen Männern besetzt. Ich frug den Conducteur nur, wo diese Leute hingingen. Er sagte: „Nach Dublin und wahrscheinlich von da nach England — Arbeit zu suchen." Dieses Eine Pferd für zwölf junge Riesen ist fast eine wahre Thierquälerei. Aber vor Allem, es geht nicht rascher, sondern viel langsamer als zu Fuß. Das hat nur Eine Erklärung: Bequemlichkeit! Ich habe in keinem Lande, weder in Deutschland, noch der Schweiz, noch Frankreich oder England je was Ähnliches gesehen.

Weniger begründet als der Vorwurf der Faulheit scheint der andere zu sein, welcher dem Irländer häufig gemacht wird, die Behauptung, er sei von Natur grausam. Es liegt in der celtischen Race so viel Weichheit und Duldsamkeit, daß man weit eher annehmen muß, der Ire sei durch die Unnatur der Verhältnisse, seinem ganzen Charakter zuwider, zur Rache und Grausamkeit getrieben worden. Denn ist es zu verwundern, daß der arme irländische Bauer, dem reichen Grundbesitzer gegenüber, zum Rachegefühle gesteigert wird, da ihm alle Rechtsmittel fehlen und ihm Alles genommen wird, was ihm lieb und theuer gewesen? So verwahrlost er auch sein mag, gewiß ist auch der Zustand dieser irischen Bauern, wie Venedey richtig bemerkt, nicht unheilbar, England braucht nur erst den wahren Willen zu haben, ihn von Grund aus heilen zu wollen. Hat doch die Zeit der Renaissance die Stellung der an die Scholle gefesselten Knechte gebessert, hat doch die Revolution die Bauern Frankreichs, haben doch Stein und seine Helfer in Frieden und Ordnung die Bauern Preußens frei, zu Bürgern und zu glücklichen Mitgliedern der Gesellschaft gemacht; aber sie wollten, und England hat diesen Willen noch nicht, es hat seinen engherzigen Egoismus, den Zuständen Irlands gegenüber, noch immer nicht aufgeben mögen.

Die Fortschritte der Teatotaller beweisen wenigstens, daß in den Iren ein guter Wille zum Bessern ist, und es läßt sich Venedey unbedingt recht geben, daß Pater Mathew lange nicht so mächtigen Einfluß geübt hätte, wäre nicht bereits vor ihm eine stille Umgestaltung im irischen Charakter vor sich gegangen. Der irländische

Bauer hatte angefangen, im Whisky eine Quelle seiner Sklaverei zu ahnen, und er entsagte heroischen Muthes dem Lieblingsgetränke seiner Väter, dem bis dahin einzigen Tröster seines elenden Lebens. Hören wir, was Venedey über den Pater Mathew sagt:

Die Art selbst, wie er sein schönes Wunder vollbracht hat, ist der beste Beweis, daß das Volk vorbereitet war, den kommenden Erlöser aufzunehmen. Am 10. April 1838 errichtete Pater Mathew seine Temperanzgesellschaft, und kaum zwei Jahre später war dieselbe durch ganz Irland verbreitet. An die Stelle der Saufgelage waren musikalische Übungen getreten, und das Volk, das noch vor ein paar Jahren das verrufenste aller Trinker war, ist heute eins der nüchternsten, die es gibt. Die Reisebeschreibungen, die vor ein paar Jahren veröffentlicht wurden, passen heute auf Irland wie die Bilder Callot's auf Frankreich; und der Umschwung hat so unvorbereitet stattgefunden, daß die Leute, die in England als Buchhändler auf irische Scenen speculirten, ihre Commis noch nach Irland schickten, als schon keine Ernte mehr für sie zu finden war, daß selbst Sir Robert Peel sich verrechnete, wenn er gestern noch mit einer Auflage auf Whisky, die vorgestern noch so ergiebig war, einen Zuschuß für sein Budget von heute hoffte.

Sehr beachtungswerth sind aber auch folgende Worte:

Wenn der Teatotalismus in Irland etwas Natürliches, ein Zeichen des Fortschritts und Besserwerdens ist, so würde ich ihn, träte er anderswo in derselben Art wie in Irland auf, eher für ein Zeichen der Decadenz halten. Das will nicht heißen, daß die Mäßigkeitsbestrebungen anderswo überflüssig oder gar verkehrt sein könnten. Aber wo sie anderswo eines Gelübdes bedürfen, da würde in der Regel das Gelübde ein Zeichen der Schwäche sein.

In der That, um das Mäßigkeitsgelübde als einen großen Fortschritt betrachten zu können, muß das Volk auf einer so niedrigen Stufe stehen, wie bisher das irländische, es muß gewöhnt sein an Autoritäten und geistliche Leitung. Hat aber ein Volk, wie das deutsche, sich schon hineingelebt in ein protestantisches Selbstbewußtsein, so wird es durch ein solches Gelübde einen Rückschritt zum Katholicismus machen, und indem die Mäßigkeitsgelübde, unter Berücksichtigung der irischen Verhältnisse, in Irland ein Vorwärtsschreiten des Volks in sich tragen, würde es immer eine Dummheit oder jesuitische Hinterlist zeigen, sie deshalb auch dem deutschen Volke anpreisen und aufzwingen zu wollen. Hier gelte kein katholisches Gelübde, sondern ein freier, protestantischer Wille.

Ein sehr erfreuliches Vorwärtsschreiten der irländischen Cultur, und zwar unter dem Schutze der englischen Regierung, läßt sich jetzt auch in der Art und Weise erkennen, wie der Volksunterricht betrieben wird. So lange die Strafgesetze galten, also bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, war es dem Irländer gänzlich verboten, seine Kinder unterrichten zu lassen; seitdem, obgleich immer noch mit den größten Hemmnissen kämpfend und in den Schulen von einer unfreiwilligen Proselytenmacherei bedroht, war ihm schon ein höherer Bildungskreis eröffnet, bis endlich gegen Anfang des Jahres 1832 eine Board of education, gegründet auf die Toleranz, auf gemeinsamen literarischen und getrennten religiösen Unterricht, für Irland in Wirksamkeit trat. Indem England dieses Institut, unter den Besorgnissen, welche die Julirevolution allgemein erregte, gegründet hat, wich es jedenfalls von dem Irland gegenüber angenommenen Princip ab, und wenn die Board of education, wie bisher, den Angriffen eines unduldsamen Protestantismus die Stirn zu bieten weiß, so läßt sich auf dieses edle Institut die schönste Hoffnung für die Zukunft eines tiefzerrissenen Volks gründen.

Über den großen Schatz celtischen Wissens, der unter dem irischen Volke fortleben soll, verliert Venedey leider kein Wort, er ist nicht eingedrungen in jene stillen Thäler, wo sich die alte Sage fortwebt, und doch bedarf man immer der Mythen eines Volks, um das Charakterbild desselben vollkommen erfassen zu können, denn in ihnen wird ebenso sehr sein natürlicher als sein sittlicher Geist wach, in ihnen läßt es seine liebsten Träume, seine verborgensten Herzenshoffnungen und seine heiligsten, lautersten Klagen hören. Die Übergehung dieser Partie wird vielleicht der Eine oder der Andere vermissen, Venedey sucht sie aber dadurch zu ersetzen, indem er auf die Volksliteratur, wie sie jetzt in Irland gäng und gäbe ist, einen verständigen Blick wirft, nämlich auf die Vier-Pence-Bücher des Hrn. James Duffy. Die Geschichtswerke haben alle, mit Ausnahme der Biographie Napoleon's und der Königin Maria Stuart, ein streng irisches Interesse; eine besondere Abtheilung bilden die Lebensbeschreibungen der Irish Rogues, Rapparees und Tories, sowie die Geschichte von James Frany, Captain Jeremiah Grant — „and several other noted highwaymen". Die Unterhaltungsbücher sind dagegen durchaus kosmopolitisch; Äsop's „Fabeln", „Die arabischen Nächte", „Gulliver's Reisen", „Paul und Virginie", „Die sieben weisen Meister und Meisterinnen Roms", „Die sieben Helden des Christenthums", „Der trojanische Krieg" sind ein Reihentanz, in dem alle Nationen und Zeiten vertreten werden. Man sieht daraus leicht, auf welcher naiven Stufe das irische Volksbewußtsein dem deutschen gegenüber steht, aber nichtsdestoweniger regt sich auch in ihm der Flügelschlag einer Poesie, welche im Vergleich zu unserer deutschen politischen Lyrik durch ihre große Einfachheit, durch ihren männlichen Ernst, durch ihre mädchenhafte Sehnsucht innerlich überraschen muß. Indem Venedey mehre dieser Lieder, z. B. das herrliche Gedicht von Jungirland „Maj land" im Originale mittheilt, gestattet er uns einen tiefen Blick in das irische Volksleben, und man kann es seinem zarten Sinne nur Dank wissen, daß er durch keine kunstvolle Übersetzung den poetischen Blumenstaub, der auf diesen Liedern ruht, abwischen mochte. Ein Volk, in dem solche Lieder wie die von Venedey mitgetheilten lebendig werden, kann noch nicht gänzlich verwahrlost sein, es hat noch auf eine Zukunft zu hoffen, und diese Zukunft zeichnet es sich in seinen sehnsüchtigen Gesängen als Fata Morgana vor, z. B.:

Then, come on and rise, ev'ry man of you —
Now is the time for a stir to be made;
Ho! Pat! who made such a lamb of you?
Life to your soul, boy, and strength to your blade!

Yes! yes! — a dear little spot of it!
Oh! yes! — a sweet little isle!
Yes! yes! — if Irishmen thought of it,
Erin once more is our own little isle!

(Die Fortsetzung folgt.)

Germanische Mythologie. Mit einer kurzen Abhandlung über die sonstigen deutschen Alterthümer. Vornehmlich Deutung der Mythologie von August Schrader. Berlin, Schröder. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Als Klio den Griffel zur Einleitung in die Geschichten der Völker führte, da schrieb sie in hieroglyphischen Geheimnissen und übergab nach deren Vollendung den Schlüssel dazu dem Zeus mit den Worten: Händige ihn niemals den Sterblichen aus, damit sie nimmer vergessen, daß sie dein Werk und nicht ihr eigenes sind. Und seit Jahrtausenden sind die Gläubigen und die Denker vergebens bemüht gewesen, jene hieroglyphischen Räthsel zu lösen. Denn alle Götter, welche der Glaube zu höherm Bewußtsein erwachter Völker sich schuf, sind eben so unerbittlich geblieben als Zeus. Doch sind die Denker noch am glücklichsten in ihren Bemühungen gewesen. Sie haben der Sache einen Reiz zu geben verstanden, der die Geister gebildeter Nationen immer zu neuen Versuchen anspornt; es sind Resultate oder wenigstens Überzeugungen gewonnen worden, die, so zweifelhaft sie auch sind und zur Zeit es noch lange bleiben zu wollen scheinen, dennoch der Wissenschaft von der Menschheit, von ihrem Urzustande, von ihrer allmäligen Ausbreitung über die Erde, von ihrem Götterglauben, von der Bildungsfähigkeit ihrer einzelnen Theile und deren uralten Verbindungen untereinander u. s. w. sehr erhebliche, der Fortentwickelung fähige Dienste geleistet. Die Zeit aber liegt noch gar nicht so fern hinter uns, wo man jene Hieroglyphen einer Deutung entweder für unfähig oder für unwürdig erklärte; man sah in ihnen nur Albernheiten eines kindischen Verstandes oder Ausgeburten eines bemitleidenswerthen heidnischen Aberglaubens; höchstens stellte man in Hand- und Wörterbüchern Einiges zusammen, um namentlich dem Verständnisse der alten Dichter zu Hülfe zu kommen. An einen wahrhaft wissenschaftlichen Standpunkt aber, an eine leitende Idee war dabei nicht zu denken. Unter den civilisirten Nationen des neuern Europa haben zuerst italienische Gelehrte Bücher geschrieben, die sich mit vorhistorischen Zuständen und Glaubenssystemen einzelner Völker beschäftigten; ihnen folgten dann Holländer, Engländer, Franzosen und zuletzt die Deutschen: die classischen Studien hatten den Anstoß dazu gegeben, wie denn auch vorzugsweise jene Bücher Griechen und Römer im Auge hatten. Allein den Deutschen, obgleich die Letzten in der Reihe der genannten Nationen, gebührt dennoch erst das Verdienst, zum Theil gerade deshalb, weil sie die Letzten waren, eine Wissenschaft von der Mythe, d. i. eine Mythologie geschaffen zu haben. Denn um eine solche Wissenschaft möglich zu machen und um ihr denjenigen Werth zu geben, den sie haben kann und soll, bedurfte es zuvörderst theils einer Umgestaltung, theils einer Vervollkommnung, theils einer neuen Anwendung einiger andern Wissenschaften, namentlich der Theologie, der Philologie, der Ethnographie und der Philosophie. Es liegt auf der Hand, ohne die Befreiung der Theologie von der Starrheit eines kirchlichen Dogmas, ohne die Entfernung einer beschränkten Pedanterie von der Alterthumswissenschaft, ohne eine Erweiterung der Kenntnisse der Völker in ihren frühern Zuständen, ohne Anwendung der Philosophie auf Natur und Menschheit, waren Forschungen und Resultate, wie sie von den Deutschen in der mythologischen Wissenschaft erzielt worden sind, eine Unmöglichkeit. Ein indirecter Beweis, wie nur uns Deutschen ein solches Ziel zu erreichen möglich werden konnte, liegt auch darin, daß drei der oben genannten Wissenschaften, die Theologie, Philosophie und Philologie, bei uns zu einer Blüte und zu einer Freiheit des Forschens sich emporgearbeitet haben, wie kein anderes Volk der Neuzeit sich rühmen kann. Und während die englischen Forscher über Natur und Menschheit nicht selten mit den goldenen Fesseln ihres hochkirchlichen Dogmas klirren, nur wenige den Muth und die geistige Unbefangenheit eines Davy besitzen, erschrickt in Deutschland kein wahrhaft wissenschaftlicher Theolog mehr vor den mit Fleiß, Redlichkeit und geistiger Klarheit errungenen Ergebnissen seiner Wissenschaft. Und diese Errungenschaft ist das Werk einer funfzigjährigen Thätigkeit; man darf sie mit ihrem Anfange in das letzte Decenium des 18. Jahrhunderts setzen. Die Literaturgeschichte liefert aber die deutlichsten Beweise, daß die ersten Anfänge einer wissenschaftlichen Mythologie in dieselbe Zeit fallen. Während man aber die Urzeiten des Orients und ihre Überlieferungen zu erklären bemüht war, während man die Sagenkreise der Griechen und Römer zu deuten suchte, vergaßen die Deutschen, daß sowol in dem eigenen Vaterlande als in dem benachbarten und stammverwandten skandinavischen Norden insbesondere Überreste einer Vorzeit noch vorhanden wären, die der Aufbewahrung, Zusammenstellung und Deutung um so würdiger befunden werden müßten, je näher sie unserm Nationalleben ständen und gar wohl auf mehr als Eine Frage der nordischen Völkergeschichten Antwort zu ertheilen vermöchten. Und welchen Verlust wir in Wahrheit erlitten haben würden, wenn wir jene theils redenden, theils stummen Denkmäler der grauen Vorzeit des Germanismus nicht aufgesammelt und ihre entweder phonetische oder bildliche Sprache nicht zum Verständnisse gebracht hätten, dies beweisen am besten die Leistungen, die unsere Literatur sowol als die skandinavische seit ungefähr dreißig Jahren zu Tage gefördert hat. Selbst die slawischen Gelehrten haben sich unsere Forschungen und Ergebnisse zur Auffoderung dienen lassen, ähnliche Untersuchungen auf dem Gebiete ihrer Nation anzustellen. Mit Einem Worte, Deutsche, Skandinavier und Slawen urtheilen über die Anfänge des Völkerlebens und über die höchst mannichfachen Überlieferungen, die wir in den verschiedensten Gestalten aus jenen Zeiten überkommen haben, heutigen Tags ganz anders als vor funfzig Jahren. Allein dessenungeachtet würde es der Wissenschaft als Anmaßung angerechnet werden müssen, wenn sie sich rühmen wollte, daß sie den Schlüssel bereits besitze, der die Räthsel des vorgeschichtlichen Völkerlebens und die Traditionen, die wie abgerissene Töne noch von dort zu uns herüberklingen, ohne Ausnahme zu lösen im Stande sei. Die Wissenschaft hat z. B. noch nicht einmal eine Definition der Mythologie ausfindig zu machen vermocht, die als erschöpfend und maßgebend angesehen werden könnte. Darüber herrscht aber ein ziemlich allgemeines Einverständniß, daß in den verschiedenen Sagenkreisen theils historische, theils religiös-ethische, theils astronomisch-physikalische, theils selbst etymologische Elemente enthalten seien und daß in Folge Dessen eine symbolische Deutung weder in jedem Falle anwendbar sei noch zum Ziele führen und befriedigen könne. Auch darüber sind wol die Meisten einverstanden — die jüngsten Mythendeuter, die Slawen, sind gleichfalls unter ihnen —, daß die europäischen Sagenkreise mit einem nicht unbedeutenden Theile ihres Inhalts auf die orientalische Welt zurückweisen. Endlich wird auch das von allen Sachverständigen ohne Bedenken zugegeben, daß die Mythenzeit eines Volks nicht zusammenhangslos mit seinem Vaterlande, seinem Charakter und seiner Geschichte dastehe, daß, wie insbesondere das Beispiel der Griechen hinlänglich zu erkennen gibt, namentlich Poesie und Kunst eine eigenthümliche Bildungsquelle in ihr haben und daß darum die Kenntniß der Mythen eines Volks, zumal dessen, dem man selbst angehört oder wenigstens nahe verwandt ist, zu einer richtigen Beurtheilung seines Gesammtlebens erfoderlich erachtet werden müsse. Wie diese Sache in Deutschland zu stehen scheine, darüber spricht sich unser Verf. in der Vorrede, die,

beiläufig bemerkt, die Überschriften „Veranlassung“, „Zweck und meine Fehler“ führt, folgendermaßen aus:

„Es gibt unzählige Gebildete und nicht minder Gelehrte, welche eine nordische und deutsche Mythologie kaum erst den Namen nach kennen. Und doch wird in allen unsern Schulen Geschichte gelehrt, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß mit der Mythologie eines Volks stets das Beste fehlt, d. i. das Innerliche, Wesentlichste, die Triebkraft, welcher alles Äußerliche seine Entstehung dankt, wodurch allein es erst Halt und Bedeutung bekommt. Man darf sich ja auch nur umsehen, was man lehrt in unsern Schulen, und was es ist, was die meisten unserer Geschichtsbücher enthalten: Aufzählungen von Schlachten und Regentenfamilien und dergleichen sind es und höchstens eine oberflächliche Charakteristik des Volks, oberflächlich eben deshalb, weil eben jenes Wesentliche kaum berührt, und wo es berührt, nur seiner äußern, unverstandenen Erscheinung nach dargestellt ward. Sage mir, woher du kommst, kann man aber, wie jedem Menschen, so jedem Volke zurufen, und ich will dir sagen, wohin du gehst. Wer von seiner Vergangenheit nichts weiß, kann auch von seiner Zukunft nichts wissen. Gläubig, oder eigentlich abergläubig, fortleben freilich kann man darohne wol, aber wer anders als der große Haufe darf und mag sich noch begnügen lassen mit diesem Glauben, was Anderes soll die Menschheit überhaupt als wissen; und was soll sie wissen als sich selbst, zu welcher Zeit sonst, als in der ältesten, war sie so ganz rein, wie sie sich wissen soll, und wo anders liegt uns zu Tage diese reine Form des ursprünglichen Geistes, als eben in dem Mythus? Das ist es, was das Studium der Mythologie so wichtig macht, und weshalb dasselbe namentlich endlich unsern Theologen zur Pflicht gemacht werden sollte, welche noch immer, wie vormals ihre Erblasser, die Juden, und noch jetzt die Chinesen, alles vor ihnen Bestandene und neben sich Bestehende als winziges, sinnloses Beiwerk übersehend und verachtend, sich für das einzige Volk Gottes halten —, namentlich auch, um nur einen Vielen näher liegenden Nebenzweck zu berühren, als den einzig richtigen Weg, um ihr Missionswesen in und außer dem Lande endlich fruchtbar zu machen. Denn was kann leichter dem Christenthum Eingang und vorerst Verständniß verschaffen, als wenn seine Lehrer im Stande sind, erst das Heidenthum richtig aufzufassen.“

Um den etwas sonderbar klingenden Ton dieser Stelle erklärlich zu finden, muß man wissen, daß der Verf. zu dem Zwecke einer Geschichte der Baukunst die Religionssysteme verschiedener Völker studirte. In der nordischen Mythologie ist er Autodidakt: er hat seine Kenntniß derselben unmittelbar aus den Quellen geschöpft. Enthusiasmirt von der Überzeugung, daß das nordische Mythensystem „wahrscheinlich“ den besten Schlüssel zu all den andern Systemen enthalte — ein derartiger Enthusiasmus bemeistert sich nicht selten der Autodidakten —, legt er seiner Wissenschaft nicht nur eine übertrieben hohe Bedeutung bei, sondern übersieht auch Das, was bereits geleistet worden ist und noch geleistet wird, oder schlägt es wenigstens zu gering an. Daher denn seine harte Anklage der wissenschaftlich Gebildeten, der Gelehrten, der Geschichtslehrer, der historischen Lehrbücher und der Schulen ob ihrer Unwissenheit in der skandinavischen und deutschen Mythologie. Aus demselben Grunde werden die Theologen mit Juden und Chinesen verglichen und selbst den Missionaren wird ein schwer treffender Streich versetzt. Nun waltet aber unter den Gelehrten kaum ein Zweifel über den Werth der Mythologie für die Völkercharakteristik ob; den Sachverständigen ist das Geleistete hinlänglich bekannt, sowie Das, was noch wünschenswerth erscheint und was dem Gedeihen der Wissenschaft von den nordischen Mythen insbesondere lange im Wege gestanden hat; auch sind Alle der Überzeugung, daß nicht vage Anklagen, sondern tüchtige Leistungen und Belehrung das Werk zu fördern und in den gebildeten Regionen beliebt zu machen geeignet sind. Dahin gehört vorzüglich auch eine ansprechende Darstellung. Und in dieser Beziehung hat der Verf. für seinen schriftstellerischen Ruf und für seine Wissenschaft schlecht gesorgt. Er ist auch aufrichtig genug, die Mangelhaftigkeit der sprachlichen Form seines Buchs einzugestehen, schiebt aber die Schuld davon auf die Schule und belastet insbesondere die Philologen damit, und fügt dann noch die Erklärung hinzu, daß er nach der Schule Wichtigeres zu thun gehabt habe als sich mit der auf der Schule vernachlässigten Form und deren Veredlung zu befassen. Wir müssen solche Grundsätze eines Schriftstellers schon an sich beklagen, jetzt aber um so mehr, weil der Verf. den Anklägern unserer heutigen Schreibart einen recht schlagenden Beweis geliefert hat, wie sehr sich manche unserer Schriftsteller in der sprachlichen Darstellung gehen lassen, wie sie wol gar keinen Werth darauf legen und auf diese Weise immer mehr dazu beitragen, daß man sich von deutschen Büchern abwendet und französischen Werken selbst in Beziehungen den Vorzug gibt oder sich Rath bei ihnen holt, wo sie es nimmer verdienen, wo es nimmer geschehen sollte. Der Verf. möchte sich deshalb kaum wundern dürfen, wenn man seiner Mythologie, der materiell ein gewisser Werth nicht abgesprochen werden kann, nicht die verdiente Aufmerksamkeit schenken sollte. Auch finden sich Anmerkungen, wie z. B. S. 123, die füglich hätten unterdrückt werden können. Ebenso wenig gereichen die Druckfehler, welche der Verf. allerdings zu entschuldigen sucht, und das schlechte Papier dem Buche zur Empfehlung. Dagegen ist das Register, wenn auch nicht vollständig, doch eine dankenswerthe Zugabe. Sollen wir schließlich noch ein Gesammturtheil aussprechen, so kann es nach unserer Überzeugung nur folgendes sein. Die in dem Buche enthaltenen Materialien sind sehr brauchbar und zeugen unleugbar für ein fleißiges Quellenstudium. Dem Ganzen aber fehlt eine systematische Anordnung, eine leitende Idee, und darum auch ein klares, die Wissenschaft förderndes Resultat. Zu Vieles ist in den Anmerkungen zerstreut, und Das, was aus dem Tacitus in ziemlicher Fülle genommen ist, mußte nicht sowol übersetzt als vielmehr in den Zusammenhang verarbeitet werden. Kurz, wir glauben, erst eine nochmalige Durcharbeitung und Sichtung des Stoffs wird dem Buche des Verf. einen wahrhaft wissenschaftlichen Werth zu geben im Stande sein. 60.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Aus dem Französischen übersetzt.

8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese Ausgabe, die hinsichtlich ihrer Gediegenheit den Vergleich mit jeder andern aushält, zeichnet sich besonders durch **geschmackvolle typographische Einrichtung** (im Format der beliebten Bremer'schen Schriften), sowie durch einen verhältnißmäßig **sehr billigen Preis** vortheilhaft aus. Die **Fortsetzung** wird sofort nach Publication des französischen Originals geliefert.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 251. —— 7. September 1844.

Venedey über Irland.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 250.)

Die politische Bewegung Irlands concentrirt sich natürlich in der Repeal. Dazu ist es gekommen durch die unnatürliche Behandlung der Iren von den Engländern, daß eine Union, wie sie sich unter andern Verhältnissen kaum vortheilhafter denken ließe, den Haß des irischen Volks auf sich genommen hat und zum Gegenstande des bittersten Hasses werden mußte. Man betrachtet die Repeal auf dem Continente oft noch viel zu geringschätzig, in Venedey finden sich Spuren auf jeder Seite, wie tief sie in alle Classen des Volks gedrungen ist, ja der Repealruf scheint so fanatisch zu wirken, daß man darüber vielfach die socialen Gebrechen vergißt, an denen das arme Irland leidet. O'Connell hat einmal seinen Landsleuten die Union als den Quell aller Schmach, alles Elends und Jammers gemalt, und sie folgen seiner Ansicht mit einem einseitigen Vertrauen, wie es sich eben auch wol nur in einem so weichherzigen, leicht enthusiasmirten und so unglücklichen Volke finden möchte.

Venedey schildert drei Meetings, denen er beiwohnte, die Meetings zu Athlone, Dundalk und Tara, und gewiß gehört ein solches irisches Meeting zu den größten Erscheinungen unsers Jahrhunderts. Wo wäre ein zweiter Mann, der einen solchen Einfluß auf seine Landsleute auszuüben vermöchte wie O'Connell? Wo fänden anderswo solche ungeheure Volksversammlungen statt, die nur auf dem Boden des Rechts ihren Feind besiegen wollen und sich durch die Stimme Eines Mannes von jeder Gewaltthätigkeit abhalten lassen? Venedey schildert das Äußere dieses Einen Mannes aber folgendermaßen:

> O'Connell ist groß, stark, dick in Schulter und Brust, und sein Kopf paßt vollkommen zu dieser kolossalen Figur. In seinen Zügen liegt sehr viel Scharfsinn, viel Geist, viel Ironie. Der untere Theil ist voller Edelmuth, der Mund schön und fein geschnitten. Die Nase ist nicht groß, und auch die Augen sind eher klein. In der Aufregung rümpft er die Nase und zieht die Augenlider zusammen und wird dann oft sehr häßlich. Der untere Theil des Gesichts erinnert an Béranger, das Ganze rief mir durch eine entfernte Ähnlichkeit Zschokke ins Gedächtniß zurück. In der Ruhe lag auf dem Gesichte eine hängende Mattigkeit — vielleicht Folge der gegenwärtigen Arbeiten, vielleicht der 70 Jahre —, aber sobald er spricht, belebt sich Alles, und Rüstigkeit und Kraft leuchten dann aus jedem Zuge.

O'Connell und die irische Repealbewegung dürfen, um sie in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen, nicht isolirt betrachtet werden; jener stürmische Geist der Neuzeit, der das alte Frankreich im blutigen Kampfe sprengte, der Amerika von England abriß, jener Geist, der noch vor kurzem, in dem andern Ende Europas, in Griechenland, der constitutionnellen Bewegung Bahn brach, fodert in Irland Repeal. Es ist deshalb eine sehr bornirte Ansicht vieler Engländer, O'Connell habe die Repeal erfunden und wolle dadurch seine Geldverlegenheiten decken; sie ahnen nicht, daß in dem Rufe Repeal das nationale Gefühl des Iren an ihre harten Herzen klopft. Die Repeal begründet sich auf dem Bewußtsein, daß der Fremde in Irland herrsche und die Kinder der Urbewohner ihm dienen müssen, sowie in dem Elende, welches in Irland wuchert und wofür der Arme — vielleicht mit zu viel Vertrauen — bei einer durchgesetzten Repeal Erlösung hofft. Dazu hat sich in Irland allmälig ein neuer kräftiger Mittelstand mühsam herangebildet, er ist der natürliche Vertheidiger der irischen Nationalität geworden und er kann und will die Wunden nicht vergessen, welche England dem Iren geschlagen hat. Und selbst wollte er es, thäte er Alles, um den Unterschied zwischen „Sachsen" und „Iren" aufzuheben, thäte er Alles, um einen Zeitpunkt herbeizuführen, wo eine Union zwischen England und Irland von beiden Seiten wünschenswerth und überhaupt naturgemäß erscheinen möchte, Englands Staatsmänner haben die erste Tugend eines freien Volks noch nicht gelernt, die Tugend: gerecht zu sein. Und wenn England gezwungen wird durch die Noth, durch das Drohen unerwarteter Verhältnisse, ein Zugeständniß zu machen, was fast wie Gerechtigkeit aussehen möchte, gleich sucht es das durch Stolz und Härte wieder wett zu machen, was es hier einmal Gutes gethan. Seit 1800 hat England sich häufig von Irland zur Nachgiebigkeit zwingen lassen, aber nie, ohne dem irischen Volke auf eine andere Art wieder wehe zu thun. Jetzt, wo die Zugeständnisse für die katholische Geistlichkeit und die irischen Bauern berathschlagt werden, glaubt es, es seiner Ehre schuldig zu sein, den Mann Irlands, der es zu diesen Zuge-

ständnissen zwingt, vorher niedertreten zu müssen, und der „leere Stolz des bösen Gewissens", wie Venedey dieses falsche Würdegefühl sehr bezeichnend nennt, ist vielleicht nie deutlicher, als eben jetzt bei dem O'Connell'schen Staatsprocesse zum Vorschein gekommen.

Hat man etwas zu bewundern, so ist es die seltene Mäßigkeit, mit der das katholische Irland auf seinen Foderungen besteht, und eben hier treten die Verdienste O'Connell's um sein Vaterland aufs hellste ins Licht. Es hätte einem Manne wie ihm nicht schwer fallen können, eine so wilde und rohe, so leicht enthusiasmirte Masse wie das gemeine irische Volk zum Aufstande zu bringen; die demokratische Partei in Frankreich und in Amerika, der Chartismus in England hatten ihm bereits offen und im Geheimen thätige Hülfe angeboten und das Gefühl aller Nationen würde sich für die irische Schilderhebung laut und entschieden erklärt haben, aber O'Connell hat die ganze Kraft seines Lebens daran gewandt, das irische Rechtsbewußtsein zu stählen und den wilden Bergstrom des irischen Charakters zwischen die Dämme der Gesetzlichkeit zu leiten; er ließ sich durch keine Lockungen irre machen. Welcher Volkstribun der Geschichte steht hier über dem Agitator? Welcher Staatsmann darf von sich sagen, daß sein Ziel stets so edel, seine Mittel stets so rein gewesen?

Sehr interessant ist der Eindruck, den die erste Erscheinung und die erste Rede O'Connell's auf unsern Reisenden machten:

> Der Eindruck, den O'Connell's Erscheinung und das Fest selbst auf mich gemacht haben, war der, daß man die Macht des Agitators und den Charakter der Bewegung in Irland verkenne. O'Connell gebietet in Irland über Millionen, gebietet über sie in Folge seiner persönlichen Art, in Folge der Unterstützung, die er in seiner Religion und ihren Priestern, die er in der Geschichte Irlands und dem Benehmen Englands findet. Von allen Rednern, die ich bis jetzt in Paris und London gehört, ist O'Connell unstreitig der größte. Vielleicht würde er in Paris oder London nicht halb so groß sein als in Irland, als in Athlone. Ich hörte oft die Engländer über ihn sagen: „Er ist ein tüchtiger Redner, aber seine Beredtsamkeit ist nicht die rechte." Ich glaube es gern, bei ihm ist Alles Leben, Poesie, Feuer, oft übersprudelnde Begeisterung, oft spielender Witz und Ironie. Das ist dem Engländer zu toll; er will es ruhig, klar, kalt und einleuchtend haben, und wer ihn aus dem Gleichgewichte bringt, ist nicht sein Mann. Cobden ist in England halb, was O'Connell in Irland ganz ist, er kennt jede Herzensfalte des Theiles der englischen Bürger, der in Thee, Kaffee, Zucker und Calicot thut, und deswegen reißt er sie mit sich fort. O'Connell aber kennt jede Falte in den Herzen seiner edeln, unglücklichen Landsleute und treibt sie, so oft er diese Falten berührt, zur Begeisterung. Er gebietet über Irland, wie nie ein König über ein Land geboten hat. Ein Halt! und die gescheuchte Menge sieht dem Gespenste des panischen Schreckens ins Gesicht.
>
> Erst in Irland lernt man das Geheimniß dieses Zaubers ahnen. O'Connell ist der vollkommenste Irländer, den es gibt, der klarste Ausdruck des irischen Nationalcharakters. Er ist kein Philosoph; er spielt oft mit dem Ernste, er ist eitel, und es hat ihn sehr gegrämt, daß er die seidene Toga der Königsadvocatur nicht erlangen konnte; er liebt die Aufregung; er ist kein Feind des Genusses; er soll ein sehr schlechter Haushalter sein — aber er fühlt edel, er hat Muth für Zehn; er ist begeistert für sein unglückliches Vaterland, er hat mehr Ausdauer, als je vor ihm ein Irländer gezeigt hat, er weicht nicht vom Fleck, ist kampflustig und hofft, trotz aller Ungleichheit, bis zum letzten Augenblicke auf den Sieg. So ist er in seinen Reden und so muß er sein, um Irland zu begeistern. Seine Persönlichkeit, oder besser die Persönlichkeit seiner Reden ist ganz irisch. Tiefe Logik würde man vergebens in ihnen suchen, und wol auch vergebens in den Reden der meisten sonst berühmten Redner. Aber es sprudelt und spielt so schön. Und er wird redend mit seinen Zuhörern Eins; der leicht bewegte Irländer kann seine Gefühle nicht unterdrücken. Der Bauer unten denkt laut, und der Befreier oben auf der Tribune fängt den Gedanken von unten auf und sendet ihn zurück oder schleudert ihn in die Luft und spielt mit ihm, so lange ihm gutdünkt. So eroberte O'Connell seine unbeschränkte Herrschaft.

Es sind in deutscher Sprache wol noch keine klarern Worte über O'Connell geschrieben worden. Hier natürlich kann nicht davon die Rede sein, ein umfassendes Charakterbild des großen Agitators geben zu wollen, es muß da auf Venedey verwiesen werden, der das Glück hatte, ihn nicht blos auf Meetings, sondern auch in der Repealassociation und endlich, zur Vervollkommnung seines treuen Urtheils, auch im Kreise seiner Familie kennen zu lernen. In dem letztern Gemälde namentlich lassen sich die lieblichsten Scenen entdecken, wie es denn immer etwas Überraschendes hat, einen großen Mann im stillen Familienkreise waltend zu erblicken.

Sehr beachtungswerth ist auch die Schlauheit, welche O'Connell immer zur rechten Zeit zu entwickeln weiß; selbst der treuherzige, ehrliche Venedey wurde dadurch zuweilen so überrascht, „daß ihm das Ganze wie eine schön gespielte Komödie und der Hauptacteur wie ein Komödiant vorkam". Nach den Meetingsschilderungen, die Venedey entwirft, sieht man ganz deutlich, wie der Agitator auf den besonnenen, überlegenden Nordirländer in ganz anderer Weise als auf den leichten, enthusiastischen Südirländer einwirkt, und dazu vergleiche man dann noch seine im Parlament zu London mit denen in Irland unter freiem Himmel gehaltenen Reden, und man wird sehen, daß diesen wunderbaren Mann, selbst da, wo er sich ganz dem Spiel einer übermüthigen Laune, dem Strudel seiner Begeisterung hinzugeben schien, ein strenger und besonnener Operationsplan leitete. Über die Frage, ob O'Connell die Repeal als Zweck oder als Mittel betrachte, wage ich nicht zu entscheiden; Venedey verneint die letztere Ansicht, welche namentlich unter der englischen Aristokratie vorherrschend ist, ganz entschieden.

(Der Beschluß folgt.)

Athanasia, oder Verklärung Friedrich Wilhelm's III. Ein christlich-religiöses Gedicht von Wilh. Meinhold. Magdeburg, Heinrichshofen. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. dieser in Reinheit und Bescheidenheit empfangenen poetischen Arbeit kennt das Schicksal seines Werks zum voraus und legt es den Edelsten seines Volks ans Herz. Er hat seine Adresse insoweit richtig gewählt; denn den Edelsten des preußischen Volks wird der Edelste unter seinen Königen immer unvergeßlich sein; der Genuß jeder poetischen Leistung aber setzt, was man

auch von der Macht der Poesie halten möge, immer eine gewisse Gleichstimmung der Seelen zwischen dem Dichter und dem Leser voraus. Der Dichter hat sich auf so eigenthümliche Art in die Literatur eingeführt, daß wir Ursache haben, auf seine weitern Erfolge aufmerksam zu sein. Offenbar fehlt es ihm weder an einem löblichen Streben noch an poetischer Begabung; dagegen scheinen Kunstgesetz und Geschmack ihm noch fremder geblieben zu sein. So kommt er in der vorliegenden Dichtung nicht anders als durch einen seltsamen Umweg auf sein Thema. In einer Einleitung, welche sichtbar eine Dante'sche Nachahmung bildet und namentlich dem „Fegefeuer" sich anschließt, läßt er im Traum die Seelen der Menschen vor dem Bilde des Todes zusammenkommen und philosophische Schulen wie religiöse Sekten ein hitziges Wortgefecht, nicht immer in geschmackvoller Weise, eröffnen. Ein gläubiges und reines, dem Wortstreit über das Unlösbare abgeneigt, in Beschränkung des Gedankens sein Heil suchendes Gemüth zeigt sich in diesem Theile des Gedichts; allein der Einheit und dem innern Zusammenhange desselben ist dieser polemische Bestandtheil desselben keineswegs günstig. So schön daher der Eingang des Gedichts ist:

An einem Abend war's im Junimond,
Als von der Flur es mich nach Hause drängte,
Auf der ich mich erging, wie ich gewohnt —
Doch wußt' ich nicht, was meine Brust beengte —
Bis ich auf meinen Lieblingshügel kam,
Wo ich so oft den Schmerz mir fortgesungen —

so bedeutungsvoll sich der Traum eröffnet, der uns die nachfolgende Vision vorführt, so wenig stimmt der nun erwachende Streit zwischen Straußianer, Schleiermacherianer, Pietist, Katholik, Hegeling, Neudeutscher und Kaufmann, Sektirer und Rationalist zu dem soeben schön angeschlagenen Accorde. Im Angesicht des Todes, des Ungethüms, das keiner von allen jenen **erkennt**, entflammt der Streit über Glauben und Denken, scharfsinnig und ergötzlich selbst, aber zu dem Ton des Ganzen wenig passend. Vernehmen wir den Schüler Hegel's beispielsweise:

Ich starb — ich hab' Bewußtsein — und dagegen
Hier dies Geschmeiß ist wie ein todter Stein,
Der weder denken kann noch sich bewegen.
Ha — wahr ist's, was auf des Begriffes Wegen
Mir öfter ging als stolze Ahnung ein.
Ich **selber** bin das **absolute Sein**;
Bin der sich selbst begreifende Begriff,
Bin das Subject — Object, bin Gott! Elende,
Ich thue einen absoluten Griff.
Kommt wieder in die schöpferischen Hände!
Ich nehme mich in die Identität
Nun mit mir selbst zurück —

Mitten in diesen Streit hinein schallt das Lied des Seraphs aus der Gottesstadt, und die Seelen der einzelnen Gotterweckten flattern wie Hagelschloßen (!) herbei. Unter ihnen die Seele des Königs. Der Dichter muß von ihm den Wißbegierigen erzählen und thut dies mit einfachen Worten, worauf abermals großer Streit erwacht. Da ruft der Engel dreimal Heilig! und während der Tod in seiner wahren, nun kenntlichen Gestalt heransaust und die Streitenden verschlingt und niedermäht, brüllend: Ich bin der Tod, dem du gedient, unglückliches Gelichter! — entführt der Seraph die erwählte Schar, den König und den Dichter, zur Gottesstadt:

Sein Schwert erglühte wie ein Meteor,
Wie ein Komet, den Gott vom Himmel zücket (!)
Um Mitternacht; bei jedem Flügelschlag
Brüllten die Donner rings ihm vor und nach,
Als würden hundert Schlachten hier geschlagen.
Wer von uns Allen hätte ohne Zagen
So hocherhab'ne Schrecken wol ertragen,
Wenn seines Engels Näh' ihn nicht erquicket? —

Hier endet das erste Buch: „Der Tod", und es folgt nun „Der Himmel". Die Sprache des Dichters steigert sich, und wir lesen vortreffliche, hochpoetische, begeisterte Einzelheiten. Der Dichter beginnt:

Wer jemals von des Himalaya Warte,
Von diesem Mastbaum für das Erdenschiff,
Könnt' überschauen Asiens Länderkarte,
Der würde wähnen voll erhab'nem Grauen,
Kein Auge könne je Erhab'ners schauen;
Und doch wär's nicht der Blick in einen Spiegel
Der engsten Bettlerhülle gegen Das,
Was uns erschien, und jenes Höhenmaß
Nicht gegen unseres ein Maulwurfshügel.

Die hier angedeutete Dante'sche Form des Gedankens und der Darstellung hält der Dichter nun durchweg fest. Im Zwiegespräch mit seinem Engel durchfliegt der König den Raum:

Der König schwieg erschüttert; da begann
Der Engel wieder, freundlicher Gebehrde:
„Sieh dir einmal dies rothe Pünktchen an,
Dies Tröpfchen Blutes — das ist deine Erde!
So glüht sie mystisch durch die Weltenheerde,
Seit einst das Blut des Herren auf ihr rann,
Und jeder Geist erkennt sie dran —
Und naht er ihr, so kniet er ohne Säumniß,
Und betet an das göttliche Geheimniß.

Dieser Gedanke gibt uns ein Bild von der Glaubensfülle des Dichters, der seinem großen Vorbilde in diesem Punkte nur wenig Vorsprung übrig läßt. Nachdem der Engel noch die Richtigkeit von Raum und Zeit in metaphysischer Weise erklärt:

Doch hör' ein Beispiel, das die Erde beut:
Wer kann das unsichtbare Pünktchen messen,
An dem die unsichtbare Milbe klebt;
Es schwindet jedem Menschenaug', indessen
Die Milbe, wie der Mensch, im **Raume** lebt —

gelangen die Wanderer an die Stelle, wo die Tyrannen büßen: das todte Meer. Des Dichters Phantasie zeigt sich hier lebendig. Ein Schlamm- und Würmermeer hält die gestraften Seelen umfangen. Versenken sie sich freiwillig in den peinvollen Pfuhl, so büßen sie ihre Schuld in der Zeit ab; wenn nicht, so wiederholt sich ihre Qual in Ewigkeit. Der Engel ruft: Hier ist dein großer Feind, Napoleon! „Gott", rief der König, „großer Gott" — und stand

Wie festgebannt und schaute nach den Gruppen.
Dort hielten röchend sich die alten Truppen
In großer Runde ächzend bei der Hand,
Indem ein Fuß sich um den andern wand,
Und schwebten so. — Auf ihren Händen saßen
Marschälle rings, und wie auf einem Thron
Saß wiederum auf diesem, mit dem blassen
Schmerzvollen Angesicht Napoleon.
Er trug noch nach wie vor das kleine Hütchen
Sowie das Kreuz der Ehrenlegion.
Doch sah ich — ach, wie einen tauben Halm
Auf rings umstürmter Bergeshöhe beben
Den einst so Kühnen und so Übermüth'gen,
Und unter tausend Häuptern die von **Palm**,
Hofer und Enghien sich um ihn erheben,
Und roth bemalten Eimern gleich
Im grausen Wechsel auf- und niederschweben,
Daß mein Gemüth auch ward von Jammer weich.

Da rief der Engel: Halt! Die Seelen standen und ein Zwiegespräch zwischen Napoleon und dem König folgt:

Deiner Krone
Strebt' ich einst nach und that dir großen Zwang;
Doch, denk' großmüthig mein an Gottes Throne....
So redend fuhr, heroischer Gebehrde,
Er schnell zu seinem glühen Throne nieder,

Ein Phönix, der sein göttliches Gefieder
Verjüngen will und auf sein glüh'ndes Nest
Sich voll erhab'nem Muthe niederläßt.

Diese Auffassung macht uns den Dichter deutlich; er entsühnt den großen Feind durch freiwillige Buße: es war kein anderer Ausweg aus diesem Dilemma zu finden. Muth, ruft der Held den Seinen zu:

Ihr kämpfet wen'ger Tage als ich Jahre,
Und dennoch seht, wie kühn voran ich fahre,
Daß ich den ew'gen Siegeskranz mir hole,
Der alte Held von Lodi und Arcole.

Der Schwarm der Revolutionsmänner folgt hierauf; keiner ahmt dem Helden nach. Der Dichter aber steigt zum Anblick der Schachinah

Das hehre Licht des Herrn der Herrlichkeiten

empor, dem ersten Himmel nah. Es ist genug, daß seine Sprache hier nicht allzu unverständlich wird, und daß die Wandlungen und die vierzig Farben, der Weltennebel und die Sternenräder nicht zu einem bloßen Lallen der Zunge werden. Durch die hohen Worte schlingt sich wenigstens ein Gedankenfaden — und wir wiederholen — das ist genug! Dante nahm kleinere Maße, als dem heutigen Dichter erlaubt ist, er hatte einen persönlichen Gott — keinen Geist — vor sich und blieb dem Verständniß daher näher. Unser Dichter ist zugleich Philosoph im Sinne seines Jahrhunderts und befindet sich daher innerhalb einer poetischen Unmöglichkeit. Wenigstens ist die Zeit der philosophischen Poesie noch nicht erfüllt, und ihr „Tag" soll noch erst anbrechen. Wir übergehen diesen Theil des Gedichts, um wiederum zu dem „lehrenden" Engel zu gelangen.

Den Wallfahrern schlägt ein Balsamduft entgegen, wie wol

Nach wilden Stürmen den erfreuten Schiffern
Entgegenschlägt von Saba's Balsamauen.

Der Engel lehrt:

Vom ersten Himmel schwebt der Duft heran,
Es ist der Sammelplatz der edlen Heiden,
Die arglos einst zu falschen Göttern flehten.
Und Derer, welche aus der Hölle scheiden
Durch freies Büßen endigend ihr Leiden.

Hier wird das Räthsel des Lebens gelöst und die Seelen, welche hier vom Baum des Lebens kosten, können nach tausend Wandlungen zum zweiten Himmel gelangen:

Hier schließet sich der große Kettenring;
Denn Nichts kann Gottes Vaterhaus ererben,
Als was die Kindschaft auf der Welt empfing
Und was berufen ward, als Christ zu sterben.

Der Dichter zeigt sich hier als strenger Theologe, aber nicht gerade als consequenter Denker. Nimmt er einmal die „Tausend Wandlungen" an, so war es jedenfalls folgerechter, auch die folgenden Himmel der verwandelten Seele zu öffnen, um so mehr, als Christus ja auch diesen Himmel liebend heimsucht von Zeit zu Zeit. Soll denn dies ohne Wirkung bleiben und ist der kurze Lebenstag überhaupt so viel werth? Der Dichter sieht hier Pilatus, seinen eigenen Sohn, Napoleon's Sohn, die vorangegangenen Helden und Kampfgenossen des Königs:

Denn also rief's in majestät'schen Chören:
Herr, deine blut'gen Söhne von Groß-Beeren. (!)

Im dritten Himmel, dem mit vierzig Farben prangenden, wo die Seelen der Treuen als duftige Wunderblumen strahlen, sieht der Dichter die Märtyrer, dann Schwerin, Katt, Froben; als Rosen blühen Dante, Rafael, Angelo, Milton, endlich die Patriarchen als riesige Lilien. So schließt das zweite Buch.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die französische Poesie während der Kaiserzeit.

Die Literatur der Kaiserzeit wird in den literarhistorischen Handbüchern gewöhnlichen Schlages nur sehr dürftig abgefertigt. Allerdings verdient dieser Abschnitt in der Literaturgeschichte keine besondere Berücksichtigung, indem die politischen Erscheinungen des Tages während dieser Zeit die vereinzelten literarischen Bestrebungen im Allgemeinen ziemlich in den Schatten stellten. Nichtsdestoweniger darf doch dieser Abschnitt nicht ganz übergangen werden: denn er bildet ein Mittelglied zwischen alter und neuer Literatur. Schon während der Kaiserzeit gohren die verschiedenen Elemente, die späterhin in den einzelnen Richtungen hervorbrachen. Es ist deshalb sehr erfreulich, daß diese Periode, über welche die meisten Literaturhistoriker leicht hinschlüpfen, in einem soeben erschienenen Werke eine umfassendere Behandlung erhält. Wir meinen die „Histoire de la poésie française à l'époque impériale, ou exposé par ordre de genres de ce que les poètes français ont produit de plus remarquable depuis la fin du 18ième siècle jusqu'aux premières années de la restauration", von B. Jullien (2 Bde., 1844). Wenn auch der Verf. nicht besonders gründlich oder erschöpfend zu Werke geht, so erhalten wir doch im Ganzen ein treues und genügendes Bild dieser Zeit, deren literarische Bedeutung im Allgemeinen zu niedrig angeschlagen zu werden pflegt. Vorliegendes Werk ist aus Vorlesungen hervorgegangen, welche B. Jullien am Athénée royal zu Paris gehalten hat. Er hat sich im Allgemeinen nur auf die Poesie beschränkt, aber er hat dieselbe so in das Einzelne gehend behandelt, daß es kaum irgend eine Erscheinung von nur einiger Bedeutsamkeit gibt, die in dieser Darstellung nicht inbegriffen wäre. Der Verf. hat sich oft unsägliche Mühe gegeben, die Eigenthümlichkeiten solcher Schriftsteller zu charakterisiren, die recht wohl in einigen allgemeinen Zügen hätten zusammengefaßt werden können und die keine besondere Berücksichtigung weiter verdienten. Wenn durch diese seltene Vollständigkeit, welcher Jullien überall nachstrebt, das Werk auch auf der einen Seite einen nicht unbeträchtlichen literarhistorischen Werth erhält, so kann man sich freilich andererseits nicht verbergen, daß damit eine gewisse Monotonie nothwendig Hand in Hand geht. Die eigentlichen und ästhetischen Bemerkungen und allgemeinen Reflexionen sind weder sehr geistreich und blendend, noch sonderlich originell und tief, sie halten sich im Allgemeinen auf der Linie einer alltäglichen Mittelmäßigkeit. Wenn wir jedoch unser Urtheil über vorliegendes Werk zusammenfassen sollen, so würde dasselbe etwa so lauten, daß wir diese Geschichte der französischen Poesie während der Kaiserzeit für ein brauchbares Sammelwerk erklären, welches dem Literaturhistoriker ein sehr reichhaltiges und umfassendes Material zur Behandlung dieses Zeitabschnitts liefert.

Zeitgeschichte.

Der soeben erschienene zweite Band der „Histoire des états européens depuis le congrès de Vienne", vom Vicomte de Beaumont-Vassy, ist der Geschichte Schwedens und Norwegens, Dänemarks und Preußens gewidmet. Der Verf. führt sein Werk auf dieselbe unparteiische Weise fort, der wir schon bei Erwähnung des ersten Bands unsern Beifall gezollt haben. Überall läßt er die Thatsachen für sich sprechen und fügt seiner Darstellung nur selten eigene Betrachtungen ein, weil der Geschichtschreiber der Gegenwart überdies schon zu leicht Gefahr läuft, seinem Werke eine Parteifarbe zu geben. Beaumont-Vassy gibt ein treues Bild von dem ruhigen, allmäligen, aber desto sicherern Fortschritte, der sich in der Geschichte der nordischen Staaten zeigt, und der mit der leidenschaftlichen Aufregung des Südens einen grellen Contrast bildet. Dieser Gegensatz springt besonders aus der Geschichte Preußens hervor, bei deren Behandlung der Verf. eine ebenso große Besonnenheit als Kenntniß der deutschen Verhältnisse an den Tag legt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 252. —— 8. September 1844.

Venedey über Irland.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 251.)

Von großer Bedeutung ist für Irland der Zusammenhang der Repealbewegung mit der katholischen Geistlichkeit. Es ist im ersten Artikel nachgewiesen worden, weshalb Irland dem Katholicismus zugethan bleiben mußte, als die germanische Welt die römische Fessel abstreifte; aber so natürlich dieses Ereigniß auch war, so wenig es Jeden Wunder nehmen mag, daß der Irländer, eben durch den Druck Englands und eines eingefrorenen Protestantismus, am Glauben seiner Väter festhielt, so muß man es doch vom politischen Standpunkte beklagen; das pfäffische Element, welches die Repeal jetzt fördert, wird Irland wieder verderben können, wenn es je frei geworden wäre, und ich stimme nicht in den rosenrothen Enthusiasmus Venedey's ein, wenn er ausruft:

> In Irland sah ich ein Volk von Millionen, Alt und Jung, Arm und Reich, Hoch und Niedrig, im Gottesglauben auf die Knie sinken und für des Volks Heil und Zukunft beten. Und das riß mich mit nieder, ob ich selbst oft zweifle, wie es die Culturstufe meines Vaterlands bedingt; aber ich zweifelte nicht einen Augenblick an dem tiefen Glauben Aller, die neben mir knieten und beteten. Und das Glauben macht glauben.

Anstatt sich niederreißen zu lassen, hätte man von Venedey erwarten können, daß er sich über die Sphäre des betäubenden Weihrauchs erhoben hätte; allein die Erinnerungen einer katholischen Jugend mögen ihn überrascht haben und können wol entschuldigen. Eben in der Verbindung eines unfreien katholischen Elements mit der Repealbewegung finde ich die größte Gefahr für des armen Irlands Zukunft. Gewiß will O'Connell die Repeal nicht des Katholicismus, sondern der irischen Freiheit willen, aber ebenso wenig wird der Priester die Repeal deshalb, sondern des Katholicismus halber wollen. Hierin liegt der Quell eines großen zukünftigen Elends für Irland. Die Verfolgungen haben dem Priester in Irland eine Art Martyrthum erworben, er durchwandert das Land und ist in den Hütten des Volks zu Hause, aber der Schwerpunkt seines Strebens ist, wenigstens der Mehrzahl nach gewiß, nicht Irland; der römische Stuhl, die römische Hierarchie wußte zu allen Zeiten das vaterländische Interesse zu überragen. Eine demokratisirende Gestaltung der katholischen Geistlichkeit ist nicht neu, aber dem Priester ist die Demokratie kein Zweck, sondern ein Mittel für Rom und Roms Interessen und mag sich auch die katholische Priesterschaft ganz besonders aus dem irischen Bauernstande ergänzen, das Priesterthum wußte von jeher durch seine hierarchischen Mittel die Gefühle der Herkunft und die Interessen anderer Stände sich gegenüber nicht zu beachten. Der Priester will herrschen, und wenn die katholischen Elemente sich in Irland nicht klären, wenn die Repeal nur allzuhäufig ein Werkzeug in den Händen der Pfaffen wird, so möchte das arme Irland auch mit seinem theuersten Herzblute seine Freiheit nicht erkaufen können. Venedey selbst hat ein Beispiel angeführt, welches beweist, welche Macht das katholische Priesterthum in der Repeal besitzt, und wie es dieselbe zu hierarchischen Zwecken misbraucht:

> Zu meiner nicht geringen Verwunderung hörte ich Hrn. O'Connell in einer der Sitzungen der Repealassociation Hrn. Murray als unwürdig aus der Zahl der Repealwarden ausstoßen. Aus den Äußerungen Hrn. O'Connell's ging hervor, daß der Geistliche von Athlone gegen Hrn. Murray geklagt hatte, und „daß, wenn ein katholischer Priester über einen katholischen Repealwarden klage, das genüge, um ihn zu entsetzen".

Wenn die bloße Klage eines Priesters genügt, um einen patriotischen Repealer zu entsetzen, wenn selbst, wie wir sehen, O'Connell sich einer solchen Gewalt beugt, so kann man daraus schließen, mit welcher unglaublichen Willkür die katholische Priesterschaft in der Repealsphäre zu herrschen vermag, und wenn man nun fragt, welchen Grund der Priester hatte, welche Absicht ihn bei seiner Klage leitete, und als Ursache erfahren muß, daß Hr. Murray bei der Wahl der Stadtvorsteher in Athlone seine Stimme einem protestantischen Repealer gegeben, während die Geistlichkeit einen katholischen Nichtrepealer unterstützte, so sieht man hierin allzuklar, daß das Pfaffenthum nicht von der Liebe zur Repeal, von dem vermeintlichen Glücksmittel Irlands, nicht von der Repeal als Zweck, nicht von Patriotismus, sondern immer nur von dem Principe der römischen Hierarchie geleitet wird, und daß es diesem, wo es förderlich, alles Andere, Vaterland und Repeal, aufzuopfern wüßte. An diesem Abgrunde steht Irland, selbst in der Repeal liegt der Keim eines neuen Verderbens! O'Con-

nell wies immer entschieden die Hand der englischen Chartisten und der französischen Demokraten zurück, aber er hat sie der Hierarchie nicht verweigern können, und sie wird wahrlich kein kleineres Elend über die Insel bringen können als jene. Die politische Bewegung Irlands steht noch nicht auf eignem Fuße, und so lange sie der hierarchischen Leitung noch nicht entbehren kann, möchte man ihr die vollkommene Reife, trotz aller Begeisterung, absprechen dürfen. Zum Freisinn gehört eine innere Kraft; die socialen Leiden und die Volksaufklärung sollten in Irland nicht allzusehr über einem fanatischen Repealbruche vergessen werden. Was hilft es, wenn fast die ganze katholische Geistlichkeit Irlands demokratisch und Repealer ist, wenn hinter dem Mittel, woran das enthusiastische Volk sein Herzblut verwendet, die Gorgo des katholischen Absolutismus lauert? Wie wenig aber die demokratisirende und repeallustige katholische Geistlichkeit Irlands für geeigneten Volksunterricht, für eine zweckmäßige Volksaufklärung, die wichtigsten Momente für eine bessere irische Zukunft, thun will, das mag hier noch ein Beispiel aus Venedey's „Irland" beweisen:

Ich entsinne mich einer Verhandlung in dem South Dublin Union Workhouse, wo es galt, einen Lehrer für die Schule zu wählen. Der Vorgeschlagene war ein Katholik und hatte von dem Geistlichen des Arbeitshauses ganz gute Zeugnisse erhalten. So sollte er gewählt werden — als Einer behauptete, der Vorgeschlagene höre nicht jeden Sonntag Messe, und der Koch des Arbeitshauses sei ein viel besserer Christ. Nun fand eine neue Untersuchung statt, nicht wer der beste Lehrer, der moralischste Mensch — beides, Wissen und moralischer Wandel, wurde in Bezug auf den Lehramtscandidaten nicht in Frage gestellt —, sondern wer am fleißigsten die Kirche besuche. Dann kam derselbe Geistliche, der früher für den Lehrer gezeugt hatte, widerrief sein Zeugniß und sprach sich für den Koch aus, der somit zum Lehrer ernannt wurde, weil er alle Sonntage eine Messe hörte.

Armes Volk, das von einem solchen Priesterthum seine Freiheit erwartet! Und man möchte in diesem Punkte O'Connell zur Rechenschaft ziehen und ihn einen Verblendeten nennen! Mag er geglaubt haben, er könne die Macht des Priesterthums für seine nationalen Zwecke benutzen; dieses gefährliche Mittel ist ihm über den Kopf hinausgewachsen, und hier liegt der bedeutsamste Zweifel an O'Connell's wahrhafter Größe!

Diesem unglückseligen Einflusse auf das Volkswohl entspricht allerdings von anderer Seite aus die Stellung, welche die englische Staatskirche in Irland einnimmt. Sie drückt und demoralisirt nicht blos, indem sie die Geldmittel des armen Volks schwächt und aussaugt, sondern noch mehr durch ihre Unduldsamkeit, durch ihren Proselytismus. Irland ist das Schlachtfeld für zwei gleich starre und unbarmherzige Pfaffenparteien geworden; keine will weichen, keine nimmt Antheil an den eigentlichen Bedürfnissen des Volks, und dieses muß darüber in seinem Elend verkommen.

Es konnte natürlich nicht in dem Zweck dieses Aufsatzes liegen, ein umfassendes Bild der irischen Volkszustände zu entwerfen; wem darum zu thun ist, den dürfen wir getrost auf Venedey verweisen; es galt hier nur anzuregen und eigene Überzeugungen in aphoristischer Form auszusprechen. Fassen wir nun das Dargestellte und Angedeutete zu einem Resumé zusammen, so findet sich, daß kein Volk, kein Land Europas jetzt in einer so schweren Verwickelung und in einer so gewaltigen Krisis ist als eben das irische. Es bekämpfen sich hier nationale, religiöse und politische Parteien und Vorurtheile, alle sind sie zum Fanatismus gesteigert worden, und sie blasen ihren Schlachtruf über eine Ebene hin, auf der ein Volk in Krämpfen und Zuckungen wimmert, das sich nicht selbst erheben kann. Wer die socialen Schäden Irlands untersucht, wer gefunden und gefühlt hat, auf welchem niedrigen Standpunkte die Cultur des Geistes in den irischen Volksschichten geblieben ist, wer dazu bemerkt, daß die Repealbewegung weniger ein freies Hervorragen aus dem ganzen politischen Volksorganismus als die begeisterte Theilnahme einer Menge, die überall Rettung in ihrem Elend sucht, an den Überzeugungen sowol kühner Patrioten als auch listiger Priester ist, der, meine ich, wird sich sagen müssen, daß in der Repeal allein das Glück und die gesicherte Zukunft Irlands nicht liegen kann. Die Repeal ist nicht gemacht, sie ist vielmehr eine nothwendige Folge der irischen Geschichtsverwickelungen, und sie wird durchdringen, wenn Englands Staatsmänner die Tugend, gerecht zu sein, nicht lernen wollen, aber ob mit ihrem Durchbruche das Heil und der Friede Erins gesichert ist, wie O'Connell seinen Landsleuten sagt und wie auch Venedey zu behaupten scheint, das ist ein Zweifel, den ich noch nicht zu überwinden wußte. Ja, in gewisser Hinsicht möchte man den Pater Mathew größer nennen dürfen als O'Connell, denn er erkannte, daß mit dem politischen Parteiruf Repeal ein verwahrlostes Volk noch nicht zu einer socialen und moralischen Organisation heraufgeführt werden könnte, sondern daß es dazu ganz anderer Hebel bedürfe. Aber immer ist das Teatotallerthum nur noch ein niedriger Anfang zur irischen Selbsterhebung, und bevor diese, welche eine verständige Volksbildung und eine Emancipation von der römischen Hierarchie nothwendig bedingt, nicht noch eine bedeutende Anzahl Stufen zurückgelegt hat, wird die politische Bewegung in Irland, da ihr der sittliche Boden fehlt, meiner Ansicht nach nicht die vielfach erwarteten Früchte tragen können.

Indem ich diesen Artikel schließe und Venedey's schönes Werk beiseite lege, ergreift mich ein eigenthümliches Gefühl nationalen Stolzes und nationaler Wehmuth. Wir sehen nämlich überall den Deutschen durch das politische Klinikum der Welt umherwandern und überall die reichsten Bemerkungen über Volksthum und Staatsleben machen. Er legt überall seine Hand auf die fieberheiße Stirn der Kranken, er fühlt überall demüthig an den Puls der Völker, und was er dann gedacht, was er gelitten, das wandert nunmehr in deutsche Druckereien und wird im Ostermeßkatalog angekündigt! Der Mangel, daheim thätig zu sein, wie man möchte und könnte,

treibt unsere schönsten Kräfte überall hinaus, nach allen vier Winden, und wenn unsere Literatur dadurch auch reich und groß wird wie keine andere der Welt, so gehen dadurch unserm unmittelbaren Volksleben doch so häufig seine kräftigsten Stützen verloren. Sieht man sich solche Gestalten wie Venedey und viele Andere in der Ferne an, so wird man dadurch unwillkürlich an versprengte und vereinzelte Eichen erinnert, die, während es melancholisch durch ihre Äste saust, auch einsam fortwachsen und blühen und von der alten Art nicht lassen wollen. Das Vaterland weiß nicht, wie viele treue Herzen nach ihm in der Ferne schlagen, die alten Uhrgelenke rasseln monoton und zähe auf und ab; dem deutschen Flüchtlinge Venedey aber einen herzlichen heimatlichen Gruß über die Ufer des Rheins! 104.

Athanasia, oder Verklärung Friedrich Wilhelm's III. Ein christlich-religiöses Gedicht von Wilhelm Meinhold.

(Beschluß aus Nr. 251.)

Das dritte Buch führt die Überschrift: „Das Gericht." Der Seraph kniet vor Gottes Thron und liefert die ihm anvertrauten Seelen aus. Satan klagt sie an und Christus selbst rechtfertigt den Angeklagten, indem er dessen Werke verkündigen heißt: die Demuth, den Duldermuth, die Sanftmuth, die Gerechtigkeit. Da fleht der Demüthige, ihn reiner nicht zu schildern, als er sei; Christus aber löset ihn von seinen Mängeln und heißt die Frucht vom Baum des Lebens ihm bringen. Luise bringt sie ihm, und wie der König nun gleich einer Morgenwolke aufglüht, und ein ewig junger Held dasteht

> Und sanft ihn tröstet der barmherz'ge Richter,
> Erwacht in Freudenthränen schnell der Dichter.

Oder wie das Gedicht sagt:

> Da, o mein Heiland, Gott und Bruder, da —
> Als ich dich selber hörte sagen:
> „Und selig Alle, die das Leid ertragen,
> Einst wird das Licht des Trostes ihnen tagen!"
> Da wußte ich nicht mehr, wie mir geschah;...
> Ich war erwacht! - Von Thränen übergossen
> Lag ich im dunklen Erdenlichte da,
> Und ach — mein süßes Traumbild war zerflossen.

Es ist ein glücklicher Gedanke des Dichters, schließlich noch einmal Alles in einen Traum zu hüllen. Der Traum löst alle Inconsequenzen, verschleiert das Ungehörige und stumpft alle Pfeile des Tadels ab, die den Gedankeninhalt der Dichtung treffen können. Der Dichter träumt nur!

Wir leugnen nicht, daß die Erhabenheit seines Traumes im letzten Buch uns die reinste Freude gemacht hat. Es ist eine Glut der Gefühle, gleich im Eingange desselben, wie sie aus der modernen Poesie fast verschwunden schien. Als der Seraph sein Gebet geendet:

> Da kniete Adam nieder und begann
> Ihm nachzuflehn: Erbarm' dich meiner Kinder!
> Und schlug an seine Brust und sodann
> Die Schar der Patriarchen ihm zur Seite:
> Erbarme dich! Und die Propheten nun:
> Erbarme dich! Die Hochgebenedeite:
> Erbarme dich! Laß deine Donner ruhn!
> Die heiligen Jünger drauf, die Presbyteren,
> Die blutig-rothen Zeugen seiner Ehren,
> Die heil'gen Märtyrer, hiernächst der schöne
> Erhab'ne Blumenreih'n: Erbarme dich!
> Dann Eva und Maria Magdalena,
> Zwo Sternen gleich, zu seinem Throne schwebend,
> Das Grabtuch der Erlösung zwischen sich
> Es weinend senkend, weinend es erhebend:
> O Lebensfürst, erbarm', erbarme dich!
> Zuletzt in unermeßlich langen Chören
> Die Schar der Engel mit erhobner Hand:
> Erbarme dich! . . .

Der Herr aber „ward plötzlich überdunkelt"

> Sodaß sein Licht wol kaum der Sonne glich,
> Wenn sie in heller Mittagshöhe funkelt —

worauf die Gewissen der Sünder aufgerissen werden

> wie ein grauses Grab
> Von zwei Hyänen in der Abendzeit;

worüber Satan spottet.

Dies Stück kühner Poesie bekundet unleugbar des Verf. Begabung, und Satan's Schluß:

> So gib allendlich mir die Welt,
> Die mir zuletzt ja doch verfällt —
> Was fodr' ich denn nach langem Streit?
> Ihr Himmel, hört es weit und breit,
> Ich fodre blos Gerechtigkeit! —

zeugt, indem mit einer Goethe'schen Auffassung der Satan zugleich den Gedanken versinnlicht, daß ohne die Liebe und ohne das Erbarmen der Mensch verloren ginge, davon, wie ernst die poetische Unterlage des Gedichts zu nehmen sei. Die nun folgenden einzelnen Züge aus dem Leben des Königs bilden in ihrer modernen Subjectivität nun wieder einen schlimmen Contrast zu den soeben uns vorgeführten, in Wesen und Ausdruck erhabenen Bildern. Der Geschmack, der poetische Takt, das einfache Gefühl des innerlich Harmonischen lehnt sich auf gegen eine Verbindung so großer und so geringfügiger Sachen, und wenn wir hier, vor des Herrn Thron, die Äußerung des Königs in Paris:

> Nein, meine Herrn, ich bitte Sie zu bleiben,
> Hier in der Kirche sind wir alle gleich! —

citiren hören, so befällt uns etwas, das wie Unmuth und Verwerfung anklingt.

An dieser Klippe scheitert die Kunst des Verf.; er behauptet sich nicht auf der Höhe seines ursprünglichen Gedankens, er verfällt, ohne es wahrzunehmen, dem Geringen, dem Kleinen, dem Trivialen selbst, und aller Schwung, den er hier und dort entfaltet, der Pomp seiner Bilder, der oft Milton überragt und oft nahe an Dante streift, schützt ihn nicht davor, an andern Stellen unter sich selbst hinabzusteigen. Die Dichtung, bruchstückweise wirklich schön und erhaben, glutvoll und begeistert, ist nicht aus Einem Guß, zerreißt, ehe wir es uns versehen, in getrennte Stücke und zeugt hiermit eben von — Unreife. Hätte der Verf. das Nonum prematur in annum im Auge behalten, hätte er in seiner Abgeschiedenheit nur eben einen Freund befragt oder selbst den Prüfstein des Geschmacks aufgesucht und angelegt — wer weiß, ob nicht ein Werk von ihm ausgegangen wäre, das neben der Erhabenheit der Messiade dem dichterischen Werthe Dante's und Milton's nahe gekommen wäre, und ob wir nicht von ihm ein Gedicht empfangen hätten, das der „Hölle" oder dem „Verlorenen Paradiese" vergleichbar geworden wäre!

Wie weit der Verf. jetzt davon zurücksteht, bekundet sich durch nichts deutlicher als durch die angehängten Anmerkungen und Erläuterungen seines Gedichts, die wir nun schon vollends hinweggewünscht hätten. Poesie soll und kann sich auch nur selbst erklären, der prosaische Zuguß tödtet sie. Dante, Tasso, Milton, Klopstock und Goethe erläuterten sich nicht selbst. In diesen Erläuterungen eben stellt sich durchweg das Bild eines kleinen Geistes, im Berufe verloren und ohne überblickenden Standpunkt dar; die darin herrschende Polemik ist eng, arm, gehässig, in Doctrin gefesselt, beschränkt, durchweg unphilosophisch. Sie thut Dem wahrhaft wehe, der sich an

den einzelnen Schönheiten des Gedichts erwärmt und erfreut hat.

Und hiermit sei es des Lobes wie des Tadels einer Dichtung genug, die, wie sie auch sei, Anspruch auf Beachtung durch die Kritik in reichem Maße besitzt. Sie ist mindestens neu, ein Versuch achtbarster Art, dem hier und da ein schönes Gelingen zur Seite tritt; ein Gedanke, nicht gemacht, sondern gegeben, eine innerlich begründete, eine nothwendige geistige Geburt, die den Tag zu überleben werth ist.

Vom Fluß des Verses haben wir Proben genug geliefert; es läßt sich von ihm sagen, daß er sich dem Gedanken als ein leichtes und gutes Gewand anschmiegt und in seiner vorherrschend terzinenartigen Gestalt von Beherrschung der rhythmischen Formen Zeugniß gibt. 8.

Bibliographie.

Anzeiger für Literatur und Bibliothekwissenschaft. Jahrgang 1843. Mit Autoren- und Bibliotheken-Registern. Von *J. Petzholdt*. Dresden, Arnold. Gr. 8. 20 Ngr.

Einzelne beleuchtende und belehrende Aufschlüsse über die Bestimmung und Geschichte des Menschen. Von einem ungenannten Schriftforscher. Zürich, Hanke. 8. 7½ Ngr.

Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. Auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von K. *E. v. Baer* und *G. v. Helmersen*. 10tes Bändchen: Nestor, eine historisch-kritische Untersuchung über den Anfang der russischen Chroniken, von *M. Pogodin*. Übersetzt unter Revision und Erweiterung des Verfassers von *F. Löwe*. Angehängt ist: Danilowitsch, über die Lithauischen Chroniken. Aus dem Journal des Ministeriums der Volksaufklärung 1840, November, mit Abkürzungen, übersetzt von *F. Löwe*. St.-Petersburg. Gr. 8. 1 Thlr.

Theologischer, das ist unumstößlicher Beweis, daß die Schule die Dienstmagd der Kirche, ihre Unabhängigkeit von der letztern eine Grille der Zeit und die Aufsicht der Geistlichen die einzig mögliche ist. Letztes Wort in Sachen der sogenannten Emancipation der Schule von der Kirche. Ein offenes Sendschreiben an seinen Amtsbruder, den Pastor Hängkopf in Romansthal; von Pfaffius, Oberpfarrer zu Pfaffenhausen. Keine Schrift für Schulmeister. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Bremens Volkssagen. 1stes Heft. Bremen, Kaiser. 8. 7½ Ngr.

Bretschneider, C. G., Theologisches Gutachten über die Frage: ob die mit Unterlassung der kirchlichen Trauung von einem evangelischen, mit der höchsten Episkopalgewalt bekleideten Landesherrn geschlossene Ehe, und namentlich eine Gewissensehe desselben, nach den Grundsätzen des evangelischen Christenthums für eine wahre Ehe angesehen werden könne. Leipzig, Tauchnitz jun. Gr. 8. 12 Ngr.

Römische Briefe von einem Florentiner. 3ter und 4ter Theil. — A. u. d. T.: Neue römische Briefe. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Casselmann, W. T., Über die galvanische Kohlenzinkkette und einige mit derselben angestellte Beobachtungen. Marburg, Bayrhoffer. 8. 20 Ngr.

Chronica del famoso cavallero *Cid Ruydiez* Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico-literaria par *D. V. A. Huber*. Marburg, Bayrhoffer. Gr. 8. 5 Thlr.

Coeckelberghe de Dutzele, C. de, Histoire de l'empire d'Autriche depuis les tems les plus reculés jusqu' au règne de Ferdinand I, empereur d'Autriche; en six époques. Avec portraits et gravures, tables généalogiques. Tome I. Vienne, Gerold et fils. Gr. in-8. 2 Thlr.

Dörk, C. M., Das Königlich Preußische 15te Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (früher Graf Bülow v. Dennewitz) in den Kriegsjahren 1813, 1814 und 1815. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eiselen, E. W. B., Über Anlegung von Turnplätzen und Leitung von Turnübungen. Als Vorläufer einer neuen Auflage der „Deutschen Turnkunst". Berlin, Reimer. 8. 15 Ngr.

Das Fabrik- und Maschinenwesen, oder der Einfluß des Fabrik- und Maschinenwesens auf die physischen, sittlichen, politischen und wirthschaftlichen Zustände des Völkerlebens. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 22½ Ngr.

Fournier, M., Geheimnisse von Rußland. Aufschlüsse über die russische Politik nach den Notizen eines alten Diplomaten. Aus dem Französischen. Regensburg, Manz. Kl. 8. 15 Ngr.

Grün, R., Carlstein. Historisches Bild aus dem 14. Jahrhundert. Herausgegeben von F. C. Sandtner. Prag, Sandtner. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Guseck, B. v., Vom Borne der Zeiten. Novellen. 1ster Band. Berlin, v. Puttkammer. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hamberger, J., Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme, in einem systematischen Auszuge aus dessen sämmtlichen Schriften dargestellt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heffter, A. W., Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. Berlin, Schröder. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Kienitz, O., Die Braut von Korinth. Tragödie in drei Acten. Mitau. 1843. 8. 1 Thlr.

Lewald's, A., Gesammelte Schriften. In einer Auswahl. 4ter bis 6ter Band. Ein Menschenleben 4ter bis 6ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Mauritius, A., Preußens Verhältniß zu seinen polnischen Landestheilen. Berlin, v. Puttkammer. 8. 12½ Ngr.

Mislin, J., Jerusalem. Frei aus dem Französischen von S. Brunner. Ein Gedicht. Regensburg, Manz. Kl. 8. 6¼ Ngr.

Mühlbach, L., Nach der Hochzeit. Vier Novellen. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, W., Rußland und seine Völker. 1ster Theil: Großrussische Lebensbilder aus Gegenwart und Vergangenheit. Berlin, Buchhandlung des Berliner Lesecabinets. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Nicolovius, A., Johann Georg Schlosser's Leben und literarisches Wirken. Bonn, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nota, A., La Donna irrequieta, commedia in cinque atti. Monaco, Franz. 12. 3¾ Ngr.

Sand, G., Johanna. Novelle. Ins Deutsche übertragen von A. v. Nordstern. 1ster Band. Wriezen, Literatur- und Kunstcomptoir. 8. 12½ Ngr.

Simson. Dramatische Skizze in drei Aufzügen. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 16. 10 Ngr.

Übersetzungs-Bibliothek ausgewählter Schriften der modernen polnischen Literatur. 1ster Band: Leben und Schicksale des Felix Faustin Dodosinski von Dodoscha. Ein humoristischer Roman vom Grafen v. Skarbek. Übersetzt von A. Mauritius. Zwei Theile. Berlin, v. Puttkammer. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Welcker, F. G., Kleine Schriften. 1ster Theil: Zur griechischen Literaturgeschichte. Bonn, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Neuester Zuwachs des akademischen Kunstmuseums zu Bonn. Bonn, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Wintergrün. Taschenbuch auf 1845. Begründet von G. Lotz, herausgegeben von dessen Witwe. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Young's, E., Nachtgedanken. Ins Deutsche übertragen von Elise v. Hohenhausen. Kassel, Hotop. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 253. —— 9. September 1844.

Stimmen aus Ungarn.

Erster Artikel.

Die Bewegung, welche gegenwärtig den Osten Europas aufregt, ist eine rein nationale. Jemehr man die Bestrebungen, die Grundsätze, das theils offen ausgesprochene, theils im Stillen verstandene, theils leise angedeutete Ziel derselben zu erforschen trachtet, desto klarer tritt die eine Wahrheit hervor, daß die gebildetere Masse des Volks, nicht blos einige über dieselbe hervorragende Köpfe, erwacht ist und nun in jugendlicher Begeisterung und mit keckem Jugendmuth in der frischen, kräftigen Morgenluft sich herumtummelt. Den Charakter einer solchen allseitigen Bewegung verschiedener Völkerschaften kennen zu lernen und den Hergang einer solchen Entwickelung sich zu vergegenwärtigen ist nicht nur an sich interessant genug, sondern dürfte auch wegen der ungeheuern Folgen, welche ein solches Emporstreben, wenn es gelingt (und das muß es, denn es ist ein edles, wahres und gutes), nothwendigerweise mit sich führen muß, für die Zukunft wichtig sein. Wir schweigen davon, daß gerade in Deutschland, wo das Streben nach Geltendmachung einer einzigen Nationalität soeben seinen erstaunend raschen Fortgang nimmt, die Beschäftigung mit einem solchen Gegenstande die wohlthätigste Rückwirkung auf die Hebung der Nationalität selbst äußern müsse, und deuten nur darauf hin, wie wohlthätig es in dem entscheidenden Augenblicke werden müsse, wenn Deutschland in jene Zustände, die da in unsern Tagen sich entwickeln, wenigstens eine ebenso große Einsicht habe wie die benachbarten westeuropäischen Völker, die Franzosen und Engländer.

In der neuesten Zeit erschienen eine Reihe von Schriften über die Bewegungen in den Ländern an Deutschlands Ostgrenze. Einzelne öffentliche Organe haben denselben ihre Aufmerksamkeit gewidmet und angedeutet, welche Wichtigkeit dieselben haben. Zwar fand sich in den darüber kundgegebenen Ansichten des Irrthümlichen, des Falschen, ja des absichtlich Entstellten gar viel; allein trotzdem muß man bei einer aufmerksamern Beobachtung allmälig zu der Einsicht gelangen, daß auch in Deutschland die Wahrheit immer deutlicher vor der Fälschung erkannt werde und daß jene Organe, welche es sich zum Ziele nehmen, die öffentliche Meinung irre zu führen, ihre Glaubwürdigkeit immer mehr verlieren. Unter den Völkern, welche sich einer solchen Beachtung in der deutschen politischen und Tagesliteratur erfreuen, stehen die Bewohner des östreichischen Staats, vorzüglich Ungarn, oben an. Für letzteres, das einen großen Theil deutscher Bevölkerung in seinen Räumen faßt, und von dessen Einwohnern ein großer Theil überdies der deutschen Sprache kundig, ist die deutsche Presse ein Centralpunkt geworden, in welchem die verschiedenen Parteien des Landes ihre Ansprüche und Hoffnungen, ihre Meinungen und Vorschläge bald mit ruhiger Würde und dem Bewußtsein des guten Rechts, bald mit stürmischem Ungestüm, bald wieder mit maßlosem Selbstgefühl, mit einem ans Wahnsinnige streifenden Dünkel, immer aber und überall von ihrem einseitigen parteiischen Standpunkte aus vorbringen. Ungarn ist in der Gegenwart das Land, in welchem die mannichfaltigsten, aus den Doctrinen der westlichen Philosophie und dem historischen Nachlasse der frühern Jahrhunderte hervorgegangenen Parteien im gegenseitigen Wettkampfe eine der größten historischen Fragen praktisch zu entscheiden im Begriffe stehen.

Zu der die hier vorkommenden Ereignisse darstellenden Literatur trägt Deutschland selbst nur wenig bei. Die ungarischen Völker selbst sind es, welche deutsche Sprache und deutsche Druckfreiheit, die sie daheim entbehren, in Anspruch nehmen. Und darum sind die Stimmen, welche sich in dieser Flut von Broschüren und Artikeln in öffentlichen Blättern hören lassen, desto nützlicher, jemehr man aus ihnen den wahren Geist der kämpfenden Parteien zu erkennen im Stande ist. Die Trennung der Parteien ist bereits dahin gediehen, daß es nicht schwer wird, die Schriften der einen von denen der andern zu sondern. Um darum in die Masse der verschiedenartigsten, immer und immer wiederkehrenden Hauptideen und ihrer bald einfach geraden, bald durch Winkelzüge auf das Feld politischer Schlauheit hinüberspielenden Darstellung wenigstens einige Übersichtlichkeit zu bringen, wollen wir die zu besprechenden Schriften in vier Hauptreihen theilen. Die Überzahl steht auf der Seite der Magyaren, und darum fangen wir mit den im magyarischen Sinne geschriebenen Schriften an; auch

gehören sie darum an den ersten Platz, weil die Magyaren allein die Angreifenden sind. Ihnen mögen die Schriften der Slawen folgen, welche, durchaus nur auf der Vertheidigungslinie stehend, ebenfalls zahlreich sind. Am wenigsten haben die deutschen Bewohner Ungarns für ihre öffentliche Vertheidigung und Wahrung ihrer Rechte geleistet. Ihre Schriften müssen daher erst an der dritten Stelle stehen. Von ihnen wollen wir dann schließlich zu jenen Schriften übergehen, welche, vom rein objectiven Standpunkte aus geschrieben, die Bedürfnisse des ganzen Landes, das Aufsuchen der Hülfsmittel zur Hebung der geistigen und materiellen Interessen u. s. w. zu ihrem Gegenstande haben und unparteiisch nur das wahrhaft Gute und dem Lande Nützliche anstreben.

Magyarische Stimmen über Ungarn.

Die Magyaren bilden keineswegs die Überzahl der Bevölkerung Ungarns; allein sie sind im Besitze des Reichthums des Landes und herrschen in der Gesetzgebung wie in der Verwaltung, sie haben darum, so lange die andern Nationen ihnen diese Stellung nicht streitig machen, die Macht, sich als Herren des Landes zu gebehrden. In Deutschland nennt sich diese Partei gern die ungarische oder ungrische. Ehemals geschah dies, um das beliebte Axiom aufstellen zu können: „in Ungarn müsse Jeder Ungarisch sprechen und verstehen", welches natürlich ganz anders klingt, wenn man fodert, in Ungarn müsse Jeder Magyarisch reden; gegenwärtig, um gleichsam a potiori als Vertreter des ganzen Landes sich hinzustellen. Sie haben die materielle Macht, die Geldmittel und das Gesetz in der Hand, und nur dadurch sind sie im Stande, den andern gegen sie ankämpfenden Parteien Widerstand zu leisten. Durch erzwungene Gesetze, durch unrechtmäßige, eigenmächtig ausgedehnte Erklärung derselben haben sie sich bereits zur Ueberlegenheit über alle Andern heraufgearbeitet. Nur eine Gesammtvereinigung ihrer Gegner wird sie in den Schranken des Rechts zu halten vermögen. Sie haben in Deutschland ein eigenes öffentliches Organ gegründet:

1. Vierteljahrschrift aus und für Ungarn. Herausgegeben von E. Henszlmann. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. Vierteljährlich ein Band à 2 Thlr.

Henszlmann und seine ganze Partei sind hier gezwungen, ihre Stimme etwas mehr zu mäßigen als daheim in den magyarischen Zeitschriften, weil sie bestrebt sind, wenigstens den Schein der Wahrheit und des Rechts sich zu geben. Ihre Stimme hat in Deutschland bereits vielfachen Anklang gefunden; einmal, weil sie die Furcht vor Rußland und die drohende Gefahr für Deutschland von den Slawen überhaupt gehörig auszubeuten wußten, dann weil man sich in Deutschland nicht schnell genug überzeugte, daß eine Zeitschrift, welche als ihre Tendenz ankündigt, den wahren Zustand Ungarns Deutschland gegenüber darzustellen, trotzdem ein Parteiorgan sein könne; man hatte den Leuten, die an der Spitze desselben standen, zu viel Wahrheitsliebe zugetraut, und kam davon nur darum nicht so schnell zurück, weil die Slawen Ungarns ihrerseits nicht ebenfalls im Stande waren, ein regelmäßiges Organ zu ihrer Vertheidigung in deutscher Sprache zu gründen. Jetzt indeß scheint die Tendenz der „Vierteljahrschrift" allerdings allgemein anerkannt. Um den Geist derselben einigermaßen zu charakterisiren, wollen wir die ersten beiden Bände des vorigen Jahres flüchtig durchgehen, weil sie gerade am meisten berechnet sind. Den Anfang des ersten Bandes bildet eine Darstellung der „sprachverschiedenen Völkerstämme" in Ungarn. Also blos durch die Sprache unterscheiden sich die ungarischen Völkerschaften in der „Vierteljahrschrift", nicht durch die Nationalität überhaupt! Unter den Schilderungen dieser verschiedenen Völkerstämme steht natürlich der Magyare als Herr des Landes, seine Nation als die zahlreichste, sein Charakter als der vortrefflichste, er überhaupt als der allein lebendige, thätige, oben an. Zu diesem Endzwecke werden selbst statistische Angaben entstellt und offenbare Unwahrheiten als unbezweifelte Thatsachen hingesetzt. Sehr behutsam geht man aber mit den Deutschen Ungarns um, denn man hofft mit ihnen ohnehin fertig zu werden und kann nicht sogleich im ersten Hefte vor dem deutschen Publicum gegen dieselben scharf auftreten; dagegen werden die Slawen mit den härtesten Worten durchgenommen, denn sie sind die zahlreichsten, also die gefährlichsten Gegner. Die Feindseligkeit gegen dieselben zeigt sich auch in einem andern Artikel, dem „Briefwechsel zwischen dem Grafen Leo Thun und dem Magyaren Pulszky", wovon später. Gleiche Tendenz hat die Kritik über Kollar's Buch: „Von der Wechselseitigkeit zwischen den Slawen", worin offenbare Lügen gemacht werden. Das zweite Heft enthält einen interessanten Artikel über den Zustand der periodischen Presse in Ungarn seit 1839; der Fortschritt zeigt sich hier nur bei den Magyaren, weil die Slawen immer noch keine Erlaubniß zur Herausgabe einer tüchtigen politischen Zeitschrift erhalten können. Der zweite Band enthält einen tüchtigen Artikel über Ungarns Urbarialgesetze, worin die allmäligen Fortschritte der Freimachung der bäuerlichen Gründe recht gut dargestellt sind. Sofort aber folgt wieder ein Angriff gegen die Slawen, und zwar gegen Kollar's großes Gedicht „Slawy deera". Hier ist endlich eingetroffen, was von den Slawen seit langer Zeit schon erwartet wurde. Die Magyaren haben die unbedachten, in dichterischer Begeisterung das Maß der Wirklichkeit und die Grenzen der Klugheit überschreitenden Ergießungen eines von seinem Gegenstande völlig fortgerissenen Dichterherzens dazu benutzt, durch Herausreißen einzelner Fragmente die falsche Auffassung des ganzen Gedichts möglich zu machen und in ihm eine Kriegserklärung der Slawen gegen die Deutschen aufzuweisen. Von Gerechtigkeit und Unparteilichkeit ist bei solchem Beginnen keine Rede. Mit einem furchtbaren Ausfall wird unter Anderm das 287. Sonett übersetzt und mit Anmerkungen ausgestattet, aus denen dem ruhigen Beobachter die schamlose Entstellung der Facten von selbst entgegentritt, während er andererseits die poetischen Conceptionen Kollar's als dichterische

Hyperbeln allerdings belächeln muß. Solche Übertreibungen und absichtliche Entstellungen sind in der „Vierteljahrschrift" sehr gewöhnlich; besonders treten dieselben im dritten Bande hervor, wobei nach einer Darstellung der landtäglichen Zustände, bei welchen es nicht an Ausfällen fehlt, vorzüglich die Berichte über die Landtagsverhandlungen, vor Allem die über den Sprachgesetzentwurf, mit vorzüglicher Feindschaft gegen die „fremden" Nationen angefüllt sind. Da wir indeß hierbei zu sehr ins Detail gehen müßten, so verweisen wir auf das Buch selbst.

Einer der Hauptmitarbeiter an der „Vierteljahrschrift" eröffne uns nun die Reihenfolge der ihr gleichgesinnten Schriftsteller:

2. Die Ungarn in ihrem Staats- und Nationalwesen von 889 bis 1842. Von Alexander Pusztay. Erster Band. Leipzig, Mayer und Wigand. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. behandelt in einer historischen Entwickelung den Anfang und die Ausbildung der Reichstage und dann den ersten Inhaber der gesetzgebenden Gewalt, den König. Aus der eigenthümlichen Entstehung des ungarischen Staats durch den Einbruch der wilden Magyaren in Siebenbürgen und ihre weitere Verbreitung von da aus durch Aufmunterung und Unterstützung des deutschen Kaisers, ist das Repräsentativsystem, welches er gleich in seinem Anfange hatte, erklärlich. Unter Stephan I. wurden die gesetzgebenden Versammlungen auf dem Felde Rokosch (slawisch Reichsversammlung, z. B. in Polen) organisirt und ihnen im voraus ihr künftiger Charakter gegeben. Die Geistlichkeit hatte nur durch ihre höhere Bildung Einfluß, das monarchische und das aristokratische Element waren herrschend. Die Reibungen und Kämpfe zwischen diesen beiden gaben nicht blos der Geistlichkeit einen ausgedehntern Wirkungskreis, sondern riefen zuletzt auch noch einen vierten Stand, den des niedern Adels, zu den reichstäglichen Versammlungen. Dieser gewann gerade so wie in Polen, dessen staatliche Entwickelungsgeschichte übrigens der Ungarns gleicht wie ein Ei dem andern, in kurzer Zeit ein solches Übergewicht, daß die Macht der Aristokratie von ihm gebrochen, und nur durch ein Anschließen derselben an die Regierung die Übermacht desselben paralysirt wurde. Unter diesen Umständen hatte sich die Macht des Königs einen solchen Einfluß erworben, daß sie mit Hülfe der Geistlichkeit und der Reichsbarone, welche sie nur selten im Stiche ließen, Alles durchsetzen konnte, was sie wollte. Da trat Joseph II. mit seinen Alles umstürzenden Reformen auf und war nahe daran, die königliche Gewalt zu emancipiren und zur Alleinherrschaft zu erheben, als die Bemühungen, Land und Volk zu germanisiren, auf einmal in dem Adel des Landes die alte Kraft und Liebe zur Freiheit wach riefen und nach dem bald erfolgten Tode des Monarchen seinen Nachfolgern ein durch vielfache Wünsche, Bedürfnisse und Bestrebungen bewegtes und durch die widerstreitendsten Tendenzen zerrissenes Land übrig blieb. In solcher Gestalt zeigt es sich in der Gegenwart, und der Verf. beabsichtigt daher die Hauptgewalten, welche den Staat jetzt zu leiten und zu regieren berufen sind, nach ihrer historischen Entwickelung darzustellen und ihre durch den Gebrauch geheiligten und durch die Gesetze bekräftigten Rechte zu schildern und genau zu bestimmen. Wie billig, fängt er mit der königlichen Gewalt, dem Schlußstein und dem Ausgangspunkte der Gesetzgebung, an. Lehrreich ist die Geschichte des Königthums in Ungarn, das, mit auswärtigen und innern Feinden durch ein Jahrtausend in ununterbrochenem Kampfe, dennoch seine constitutionnelle Höhe und das ihm gebührende Ansehen den Reichsständen gegenüber zu bewahren wußte. Dann bespricht der Verf. die Thronfolge und ihre verschiedene Veränderung in der Zeit; er beschreibt die Reichsinsignien, die Krone, das Kreuz, den Reichsapfel, das Scepter, den Mantel, die Strümpfe und Schuhe und das Reichswappen; er schildert die mannichfaltigen Ceremonien bei der Krönung des Königs, erklärt den Eid, den der zu Krönende zu leisten hat, zeigt den Wechsel, welchen die jeweilige Residenz des Königs erlitten hat, und thut die Unmöglichkeit dar, den Wunsch des Reichstags, der König möge eine Residenz im Lande selbst aufschlagen, zu erfüllen. Hierauf geht er zu der Beschreibung des königlichen Hofstaats, mit den Hofämtern, Reichsbaronaten, der ungarischen Leibgarde u. s. w., sowie zur Schilderung der Stellung der Königin, der Prinzen und Prinzessinnen über und gibt dann in einem Schlußworte eine kurze Andeutung des Verhältnisses der im ganzen Buche zerstreuten Zustände Ungarns zu dem Geist und den Foderungen der Zeit, welcher er einen „Ersatz der unterlassenen Vorrede" voranschickt, worin er unter Anderm sagt:

> Ich bringe hiermit eine geschichtlich treue Beschreibung der ungarischen Nation in ihrem Staats- und Nationalwesen dar.

Und kurz darauf:

> Schon der Titel zeigt es an, was dieses Werk werden soll: eine aus den besten in- und ausländischen Quellen geschöpfte Schilderung der ungarischen Nation, eine historische, politische, statistische, geographische, topographische und ethnographische Darstellung des ungarischen Staats, die Alles umfaßt, was das ungarische Staats- und Nationalwesen ausmacht.

Was nun die geschichtliche Treue anlangt, so ist dem Verf. nicht viel Vorwurf zu machen; nur Eine Lüge müssen wir in seiner Darstellung rügen. Im Anfange und am Ende seines Werks, bei jeder politischen Darstellung des gegenwärtigen Zustandes von Ungarn, versteht er unter dem Namen „Ungar" stets das asiatische Volk der Magyaren; bei der historischen Entwickelung der Schicksale seines Vaterlandes dagegen nennt er wieder jeden Bewohner Ungarns, er sei Slawe, Deutscher oder Walache, ebenfalls Ungar, sobald er seinem Vaterlande Ruhm oder Segen gebracht hat, sodaß mittels dieser Manipulation die größten Männer jenes Landes, ein Hunnyady, ein Zrinyi und Andere in den Augen des Lesers zu Magyaren werden. Man nenne die Magyaren Ungarn oder Magyaren, für den Kenner der Verhältnisse ist es gleichgültig; aber der ehrenhafte Schriftsteller würdige sich aus übertriebener Nationaleitelkeit nicht zu so grobem Betruge herab. Wer könnte es bei sol-

cher Erfahrung den Nichtmagyaren verargen, daß sie ihre übermächtigen Gegner stets mit diesem Namen bezeichnen; sie müssen das thun, wollen sie nicht den Ruhm ihrer Väter, den Glanz ihres Volksstammes mit Füßen getreten sehen von Jenen, welche ihre alte Heimat verwüstet, ihre Habe geraubt und auf den Trümmern ihres Staats ein anderes Reich aufgebaut haben, um nach dem Raube der materiellen Güter ihnen in der Gegenwart, im 19. Jahrhundert, auch das geistige Gut ihrer Nationalität und Bildung zu rauben. Darum lassen wir die zweite, eben angezogene Stelle unbesprochen; denn in ihr zeigt sich jene Lüge am deutlichsten. Und darum wenden wir zum Schluß die eigenen Worte des Verf. auf ihn selbst zurück:

Es wird kein Frevel gegen die Rechte der Völker und der gesammten Menschheit verübt, ohne daß sich derselbe räche und das gehäufte Übermaß sich selbst stürze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

In Sachen der Geistlichkeit gegen die Universität.

Wir können die eigentliche Frage, um die es sich bei dem hochwichtigen Streite zwischen der Geistlichkeit und der Universität in Frankreich handelt, als bekannt voraussetzen und wollen uns begnügen, hier nur noch auf ein besonderes Werk aufmerksam zu machen, das ganz geeignet ist, Öl in das Feuer zu schütten. Es ist dies eine Schrift, die aus der gewandten Feder eines der unermüdlichsten Vorkämpfer der Universitätseinrichtungen hervorgegangen ist. Sie führt den Titel „Lettres sur le clergé et sur la liberté d'enseignement", von Libri. Libri, ein Italiener von Geburt, der sich durch gediegene wissenschaftliche Arbeiten einen Namen gemacht hat, ist schon in verschiedenen Streitschriften, von denen einige in den Spalten der „Revue des deux mondes" erschienen sind, als erbitterter Feind des Jesuitismus, der in Frankreich das Haupt wieder erheben möchte, aufgetreten. Er ist der Geistlichkeit gewiß ein Dorn im Auge, denn seine Pamphlets sind Brandraketen, die ein ungünstiges Schlaglicht auf das Lager seiner Feinde werfen. Er führt ein scharfes Schwert und weiß alle Sophismen und gleisnerischen Reden, hinter die sich seine Gegner flüchten, mit sicherer Hand zu zerhauen. Damit wollen wir aber nichts weniger sagen, als daß Libri das Recht allein auf seiner Seite habe. Überhaupt scheint uns beim ganzen Kampfe zwischen Geistlichkeit und Universität doch viel auf bloße Spiegelfechterei hinauszulaufen. Beide Parteien streiten sich auf ganz verschiedenem Boden, sie scheinen aller gemeinschaftlichen Basis zu ermangeln, und so dürfte alle Vereinigung geradezu unmöglich werden. Die Vertheidiger der Universität gehen bei der ganzen Erörterung rein philosophisch zu Werke, während die Anfeinder dieser Institutionen durchaus den religiösen Gesichtspunkt festhalten. So kann man denn recht eigentlich sagen, daß alle Streiche, die beide Parteien führen, ins Blaue gehen, und daß sowol die Einen als die Andern von ihrem Standpunkte aus vollkommen recht haben. So muß man Libri eingestehen, daß alle die Anklagen, die er gegen den Geist der Anmaßung der Geistlichkeit in Frankreich erhebt, vollkommen gegründet sind, aber darf er deshalb wähnen, daß er dadurch die Haltbarkeit der gesammten Universitätsinstitutionen schon dargethan habe? Hier ist die Geistlichkeit wieder in ihrem Rechte, wenn sie darauf dringt, daß man der echt religiösen Erziehung einen größern Spielraum im öffentlichen Unterrichtswesen einräume. Wie Dem aber auch immer sei, der Jesuitismus wird, wenn er auch hier und da einen Scheinsieg davonträgt, bei dem ganzen Streite doch immer mehr und mehr entlarvt, und wenn man einmal zusammenrechnen wird, so wird man sehen, daß ihm mehr als Eine empfindliche Wunde beigebracht ist. So bringt auch Libri einige Einzelheiten vor, über welche die Jesuiten nicht gar frohlocken dürften. Wir meinen besonders ein Document, das diesen Briefen beigegeben ist. Es sind dies Bemerkungen über ein Circularschreiben, welches den Bischöfen am 5. April d. J. vom Cultusminister zugesendet wurde. Diese Bemerkungen, die von sechs Prälaten ausdrücklich gebilligt worden sind, geben Andeutungen über die Art und Weise, wie sich die Geistlichkeit beim Sturme gegen die Universität benehmen soll. Es ist dies eine Art von Angriffsplan, der uns einen Blick hinter die Coulissen gestattet. Es wird den Urhebern dieser Bemerkung gewiß nicht sehr angenehm gewesen sein, als sie erfahren haben, daß diese „vertrauliche Mittheilung", die nur im Kreise der Auserkorenen circuliren sollte, in die indiscreten Hände Libri's gefallen ist. Neben manchen plumpen Bemerkungen, die in diesem interessanten Document enthalten sind, finden wir hier und da in demselben einzelne jesuitische Winke und Fingerzeige, die uns den Geist, von dem aus die Angriffe gegen das bestehende Unterrichtswesen geleitet werden, im rechten Lichte erscheinen lassen. Auf welche Weise Libri in Besitz dieses wichtigen Actenstücks gelangt sein mag, wissen wir nicht; aber wir können nicht umhin, ihm für die Mittheilung desselben Dank zu wissen. Als Pröbchen der ganzen Manier wählen wir einen Passus, der auf Villemain, den Unterrichtsminister, Bezug hat: „Die Personen, welche mit seinem Charakter bekannt sind, wissen, wie empfänglich er für jedes Lob ist. Es steht deshalb zu glauben, daß, wenn man zu den ernsten Betrachtungen, die in dieser Schrift enthalten sind, einige Lobsprüche über die Punkte, die wir früher bezeichnet haben, hinzufügt, die auf diese Art gemilderten und gemäßigten Beschwerden den gewünschten Erfolg haben werden."

Populaire Darstellung von Raspail's medicinischem Systeme.

Wir haben vor einiger Zeit auf ein großes medicinisches Werk aus der Feder des bekannten F. V. Raspail aufmerksam gemacht, das uns bestimmt schien, in der ärztlichen Welt Aufsehen zu erregen. Die Grundsätze, welche in diesem Werk aufgestellt sind, haben auch in der That bereits in einem soeben erschienenen Schriftchen populairer Fassung Anwendung gefunden. Dasselbe führt den Titel: „Le médecin de soi même, moyen sûr et peu coûteux de se préserver et de se guérir de toutes les maladies, d'après la méthode de M. F. V. Raspail", von Fl. Dubois. Wir haben uns schon bei der Anzeige des Werks von Raspail jedes Urtheils enthalten und wollen uns auch hier begnügen, die Aufmerksamkeit der Männer von Fach auf dieses Schriftchen zu lenken. 2.

Literarische Anzeige.

August Lewald's

gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zwölf Bände.

Zweite Lieferung, oder vierter bis sechster Band.

Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Der siebente bis zwölfte Band dieser Gesammtausgabe der Schriften des beliebten Verfassers erscheinen im nächsten Jahre.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 254. —— 10. September 1844.

Stimmen aus Ungarn.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 253.)

3. Zur Charakteristik der Gegenwart in Ungarn. Leipzig, Mayer und Wigand. 1843. Lex.-8. 6 Ngr.

In demselben Geiste geschrieben wie das vorige. Gleich im Anfange gibt der Verf. als die Ursache der jetzigen Bewegung in Ungarn die Sucht an, „mehr Geld zu machen".

Die erste Ursache, welche diese Bewegung hervorrief, ist eine rein materielle, oder mit andern Worten, es ist das Geld als die gesuchteste Materie, oder die die jetzige Zeit im Allgemeinen charakterisirende Geldsucht, welche sich nicht mit dem Genughaben begnügt, sondern viel haben will. Alle übrigen, selbst höhern Fragen sind accessorisch.

Wir sehen, daß, wenn sogar eine Bewegung in der Kirche stattfindet, sich diese vom Geistigen ab- und dem Materiellen — weltlicher Herrschaft — zuwendet, obgleich sie sich bemüht, unter dem Schleier geistigen Interesses die Blicke der Forscher zu täuschen.

Eine sehr hölzerne Ansicht! In Folge jenes Impulses haben sich nun „gemeinschaftliche Nationalinteressen, Constitutionsfragen, die dem Nationalorganismus das Leben geben und erhalten", entwickelt. Bei der Entscheidung dieser Fragen hat der Verf. vier Leitsterne:

1) Ungarn ist ein constitutionnelles Königreich, und die Souverainetät ist getheilt zwischen Nation und König. 2) Ungarn ist ein integrirender Theil des Länderverbands des unter dem gemeinsamen Namen Östreich begriffenen Kaiserthums, und es dient der König von Ungarn dem Interesse des Kaisers von Östreich. 3) Ungarns Handel nach außen und mit den andern Erblanden modificirt der Kaiser von Östreich unumschränkt. 4) Ungarn hat eine weltlich begünstigte Staatsreligion.

Der Verf. bespricht nun diese einzelnen Punkte etwas weitläufiger:

Die Constitution, der Landtag ist oft genug geeignet, der Regierung ernste Besorgnisse einzuflößen, um so mehr, da sein Princip Publicität ist. Die Regierung berief, besonders wenn ihr der Landtag überflüssig dünkte, denselben nicht zusammen; darum trat die Nation mit dem Palladium, der Bewilligung der Kriegssteuer nur für drei Jahre, und dem eines gewissen, immer nur landtäglich zu bewilligenden Truppencontingents mit bestimmter Capitulationszeit, vor.

Darum muß nun der Landtag aller drei Jahre versammelt und dadurch die politische Bewegung im regen Schwunge erhalten werden. Durch diesen Zwist ward die Aufmerksamkeit auf Aufrechthaltung der Nationalität und Sicherung der verfassungsmäßigen Regierungsformen und eine Art Mistrauen gegen die Regierung erregt. Dasselbe wird durch die lärmenden Comitatscongregationen stets wach gehalten. Der Verf. geht dann auf den Landtag über, schildert die Zusammensetzung desselben und unterscheidet die conservative und liberale (?) Partei:

Conservativ (auch Regierungspartei genannt) zeigte sich in beiden Tafeln die Geistlichkeit, ja sie wünschte nach rückwärts statt vorwärts; die Regierung, durch die Großwürdenträger, die sie nach eigenem Ermessen ein- und absetzt, wohin auch die Obergespane aller Comitate Ungarns zu rechnen sind und eine kleinere Bruchzahl der Grafen und Barone; bei der Tafel der Stände einige wenige, aber immer in der Minderzahl gebliebene Comitate, so zwar, daß man die Ständetafel als ganz dem liberalen Princip (?) huldigend ansehen könnte, wenn wir die kleine Minorität der erwähnten Comitate und der niedern Geistlichkeit unbeachtet lassen wollen.

Und darum meint der Verf., sei die liberale Partei in der Defensive, die Regierungspartei in der Opposition (?). Über den Verband Ungarns mit der östreichischen Monarchie spricht sich der Verf. so aus:

Als Theil derselben sollte man wol glauben (wirklich?), daß es zu den Bedürfnissen des Ganzen beitragen müßte, dies hat seine Richtigkeit, man setze aber hinzu, nur insoweit, als dieses Ganze der Beiträge zu seiner Existenz nothwendig habe. Alles Überflüssige schließen wir aus.

Darum bewilligt die Nation keine Steuern, weshalb die Regierung auf indirecte Einnahmen hinarbeitete. Dies geschieht vorzüglich und unmittelbar durch den Handel der außerungarischen Erblande mit Ungarn. Die Nation will nun durch „Belebung eigener Industrie und eines sich hierdurch umgestaltenden innern Handels" sich dieser Besteuerung entziehen. Die indirecte Steuer besteht größtentheils in dem Zoll, welcher ausschließlich in den Händen der Regierung ist. Der Verf. beschuldigt die Regierung, daß sie die Entwickelung eigener Industrie „planmäßig und systematisch von oben herab" hindert und das Land „in dieser respectiven Kindheit mit allem Fleiße" erhält. Der Verf. fragt:

Wie war es möglich, daß Ungarn so lange diese Zinsbarkeit in aller Geduld ertrug, und wer ist die nächste Ursache davon, daß die Sachen so stehen, die Regierung oder die Nation? Und wir stehen nicht an, uns dahin zu äußern, daß es die Regierung ist, weil die Regierung nichts that, was Ungarn dieser Dienstbarkeit entrissen hätte, vielmehr ein Verfahren befolgte, welches Ungarn zu keiner industriösen Mündig-

keit und Befreiung von diesem auswärtigen Drucke führen kann. Und warum dies? Weil dies Verfahren ganz im Interesse des kaiserlich östreichischen Staatsschatzes liegt. Und wodurch das? Durch die Machtvollkommenheit, die in commerziellen Verhältnissen einer Einheit von Seiten Ungarns übertragen ist, welche Einheit diese Machtvollkommenheit in den übrigen Erbländern schon besessen und die jetzt die vereinte, also gesammte Machtvollkommenheit im Interesse des kaiserlichen Staatsschatzes verwendet.

Wir vermessen uns nicht, in diesen letzten Worten einen Sinn zu finden, nur davon sind wir fest überzeugt, daß es den Magyaren schlecht ansteht und erbärmlich genug ist, der Regierung, welche von jeher Gewerbe und Industrie in Ungarn unterstützte, ja welche (durch Gründung und Beschützung der Städte) allein dieselben hervorrief, die Schuld des Zurückbleibens in diesem Punkte aufzubürden, während sie doch nirgend anders zu suchen ist als in der Abneigung der ungarischen Aristokratie gegen jede Beschäftigung, in der Verweigerung jeder Unterstützung des Gewerbes, in der Verachtung, mit welcher der träge Magyare den fleißigen Slawen und den emsigen Deutschen behandelt. Der Verf. klagt dann weiter, daß bei dem Mangel an Reciprocität des Handels den ungarischen Rohstoffen und „den Producten der Kunst (sollte Ungarn letztere wirklich zur Ausfuhr übrig haben?) außer dem innern Consumo kein Markt offen steht. Auch könnten nur Rohstoffe mit Vortheil ausgeführt werden wegen der Zollsätze, welche auf die ungarischen Kunstproducte so hoch gelegt sind, daß sie nach dem übrigen Östreich nicht ausgeführt werden können". Aus dem Ganzen zieht der Verf. den Schluß: 1) Für den außerungarischen Handel gibt es Schutzzölle, für Ungarn nicht; 2) der Werth der Kunstproducte, die aus den außerungarischen Erblanden nach Ungarn eingeführt werden, beträgt mehr als der Werth der ungarischen Ausfuhrartikel in Rohstoffen. Es liegt aber in der Hand der ungarischen Nation (soll wol heißen der Bewohnet Ungarns), durch Begründung einer Industrie dieses Deficit zu decken, sich jener indirecten Steuer zu entziehen, woran die Regierung, die nur indirect und negativ wirken könne, sie nicht zu verhindern vermag. Darum macht er den Vorschlag, öffentlich aufzufodern, sich nur inländischer Fabrikate zu bedienen (in der That unbegreiflich!), durch den Landtag den Ankauf von liegenden Gründen zu erleichtern und die Handelsrechte zu schützen. Denn Ungarn sei jetzt eben an dem Punkte der Reife zum Übertritt aus einem Agricultur- in einen Industriestaat angelangt (?).

Dies sind ungefähr die Hauptideen des Buchs, denn was er dann noch über die Staatsreligion, über ihre Lichtscheue, „welche darum das constitutionnelle Princip verfolgt, weil sie weiß, daß sie durch dieses verfolgt und vernichtet wird", sagt, ist vielmehr Nebensache, das Hauptgewicht liegt ihm in den materiellen Interessen, die er nach seiner Weise ausbeutet. Das Buch mit seinen vielfachen Entstellungen und dem überall durchblickenden Hasse gegen die Nichtmagyaren und die östreichische Regierung, der logischen Inconsequenz und der schlechten Stilisirung gibt dem Leser ein Abbild der magyarischen Journalistik, wie sie von der Ultrapartei gehandhabt wird.

4. Patriotische Phantasien eines Ungars. Ein Wort zur Zeit. Wien, Lauer und Sohn. 1843. 12. 12½ Ngr.

In ganz anderm Geiste, mit historischem Scharfblick, mit tiefer Einsicht in die Verhältnisse und weiser Mäßigung geschrieben und dadurch sich vortheilhaft auszeichnend durch praktischen Werth und durch wahren Adel der Gesinnung. Um zwei Jahrhunderte später als die deutsche begann die Cultur Ungarns mit der Niederlage bei Augsburg 955; darum blieb Ungarn um zwei Jahrhunderte zurück gegen jene, und daraus erklärt sich dem Verf. der jetzige Zustand des Zurückbleibens seines Vaterlandes. Schon hieraus ersieht man den historischen Standpunkt des Verf., welchen er später (S. 12) offen ausspricht, indem er zu seinem politischen Leitgestirn jenen gewichtigen Satz wählt, daß alle politischen Reformen auf einer historischen Basis auszuführen seien. Die weitere Ausführung dieses Satzes schließt er mit den Worten:

> Der Staat ist ein Haus, von einem Stück des ewig blauen Himmelszeltes als Dach und von seinen Grenzen als schirmenden unnahbaren Mauern umfangen, und im Raume dieses Hauses soll ein frohes und frommes, vor Allem aber einträchtiges Geschlecht wohnen, ein ins Unendliche vergrößertes Bild der Familie, wie diese selbst wieder nur die Vergrößerung eines individuell organischen Lebens ist.

Dann geht der Verf. (S. 23) zu seinem „eigentlichen Gegenstande, einige der wichtigsten Aufgaben seiner Nation zu beleuchten und danach seine ebenso unbefangene als wohlüberlegte Meinung zu äußern", über und theilt denselben in drei Rubriken: „Nationalität", „Constitutive Reformen", „Hebung der materiellen Interessen". Die Gleichheit der Nationalität in einem Staate ist nach seiner Ansicht allerdings ein bedeutender, aber glücklicherweise kein unersetzlicher Vortheil. Ja, Östreich verdankt seiner nationalen Verschiedenheit sogar den Frieden in den Stürmen der letzten Decennien; denn „bei Staaten von gemischter Nationalität vermag die Flamme der Unordnung nicht so reißend um sich zu greifen, weil hier polarische Gegensätze in den Gemüthern der Völker sich entwickeln". Auch der Gesammterhebung in wichtigen Momenten, wo es die Ehre, die Rettung des Vaterlandes gilt, und der dabei nothwendigen Entschiedenheit thut die Mischung der Nationalitäten keinen Abbruch; „denn gerade die Geschichte des östreichischen Kaiserstaats beweist es augenfällig, unwiderleglich, daß, wenn es Momente gab, wo ein mächtiger, enthusiastischer Aufschwung nöthig war, der Aufruf gewiß nicht lange ohne Nachwirkung blieb".

Fürchte man weiter die Einflüsse von außen her mittels gleicher Sprache, so sei diese Befürchtung nicht nur grundlos, sondern trage auch den Charakter einer gewissen Muthlosigkeit (wir setzen hinzu: auch des Bewußtseins angethaner Ungerechtigkeit) an sich. Eine solche Zerklüftung der Interessen könne nur da stattfinden, wo der Staat sich im tiefsten sittlichen und politi-

schen Verfall befinde. Was dagegen wahrhaft nützlich und fördersam sei, finde bei der unwiderstehlichen Gewalt der Wahrheit auch in einem Staate von verschiedenen Nationalitäten raschen Eingang und wird, nach unserer Ansicht, durch den dabei zu erleidenden Läuterungsproceß bei seiner Durchbildung noch veredelt. Seit einigen Decennien bediene sich das revolutionnaire Princip der besondern Finte, das Schlagwort Nationalität nach Möglichkeit zu seinen Zwecken auszubeuten. Aber es streite gegen die Natur der Dinge „einigen nivellirungssüchtigen Köpfen das Vergnügen gleichmäßig abgetheilter Nationalitäten" darbieten zu wollen. Wohl könne ein Volk allmälig eine höher cultivirte Sprache annehmen, aber dies sei nur Folge seines Willens; das Interesse der allein ewig gleichen unwandelbaren Humanität, der Friede, die Einigung Aller müsse das letzte Ziel jedes nationalen Strebens sein. Staaten mit gemischter Bevölkerung bieten das schönste Mittel dazu, denn sie seien gewissermaßen die Arena des nationalen Wetteifers. Die Erhebung der magyarischen Sprache zur officiellen „bezeichnet so ziemlich das Maximum, welches dieser Nationalität in expansiver Hinsicht zukommt". Weiter hinaus zu streben sei Niemandem gestattet, denn Jemanden anders als freiwillig seine angeborene Sprache aufgeben zu lassen, sei unstatthaft.

Jede solche Einwirkung, direct oder indirect, wäre zwar kein Gewissens-, aber ein ebenso grausamer Herzenszwang, und wir vertrauen vollkommen auf die Weisheits- und Gerechtigkeitsliebe der Regierung, daß sie auch fernerhin allen überspannten Tendenzen, die sich in dieser Beziehnng etwa noch entwickeln könnten, vorzukehren wissen werde.

Entschieden tadelt der Verf. die „allzustarke Zersplitterung der geistigen Kraft in Journalen und ephemeren Erscheinungen, die, nicht geeignet, den höhern Zweck der magyarischen Cultur zu befördern, eine trostlose Verflachung der Geister nach sich ziehen dürfte". Darum steht die Pflege der Wissenschaften so tief, die Kunst liegt danieder, im Felde der magyarischen Dichtkunst haben wir manche erfreuliche Blüte aufzuweisen; dessenungeachtet wäre es gewiß eine lächerliche Anmaßung, wenn wir behaupten wollten, dieselbe sei der deutschen, englischen, französischen, ja selbst der slawischen Poesie gleichzustellen. Hinsichtlich der Industrie fehlt es nach der Ansicht des Verf. an der wahren Betriebsamkeit, welche die östreichische Regierung stets zu wecken sich bemüht habe, obwol vergeblich. Ebenso reich und gediegen sind die hier ausgesprochenen Ansichten von den Handelsverhältnissen, von den neu zu errichtenden Communicationswegen, den Eisenbahnen und dem „berühmten" Hafen von Fiume, dessen Unbrauchbarkeit er genügend andeutet.

5. Croquis aus Ungarn. Leipzig, O. Wigand. 1843. 8. 1 Thlr.

Ein Buch, über dessen Stil man nicht erschrecken darf, denn obgleich es mit solchem französisch sein sollenden Geiste geschrieben ist, daß man oft Mühe hat, den wahren Sinn des Verf. zu errathen, so hat es doch einen gesunden Kern und entwickelt eine Reihe so reifer Ansichten, daß man es am Ende nicht ohne Befriedigung aus der Hand legt. Der Verf. wirft nach seiner Manier Alles untereinander; mit Paris, „dem Papste der Civilisation", fängt er an, kommt dann auf dem natürlichsten Wege nach Deutschland, sieht Rastatt, Stuttgart, München, wo es sich der Mühe wirklich lohnt, einige Tage zu verweilen, denn um längere Zeit da zu leben, muß man entweder eine Kunst- oder eine Biermanie besitzen; dann citirt er einige Stellen aus Lerminier, aus „Faust", gibt zur Erbauung mannichfaltige lächerliche Urtheile französischer Zeitungen über Ungarn, welche Ungarn wie das Land der Kirgisen behandeln, schildert eine unglückliche Fahrt auf der Donau und dabei mehre öffentliche Charaktere Ungarns, die er nicht nennt; dann kommt Pesths sociales Leben, hierauf politische Betrachtungen; er nennt Ungarn ein Land, „wo man den allmäligen Übergang eines barbarischen Moments zur Cultur und Civilisation am besten studiren könne", und führt als Resultat seiner politischen Ansicht an: „Ungarn ist ein Locomotiv, die Heizer sind die officielle Nation, die Kohlen sie selbst" (wer?); der Mann, der sie hütet, ist der Zufall, Fatalismus. Die Parteien schildert der Verf. zu oberflächlich, zeichnet dagegen Kossuth recht gut. Er sei kein großer Mann, auch „kein Staatsmann; um ein großer Journalist zu sein, fehlt ihm nichts als Takt. Mit den Eigenschaften zum Tribun geboren, möge er Tribun bleiben, so lange er kann". Neben ihm wird der verstorbene Graf Aurel Dessewffy, dann der Graf Stephan Szechényi und Andere beschrieben. Der Verf. widerlegt die Ansicht, die niedere Aristokratie sei demokratisch. Denn „unter dem Worte Demokratie verstehe ich nicht den Einfluß jener Proletarier oder besser jener geadelten niederträchtigen Canaille, die für zwei Zwanziger und öfter noch unter diesem Preise ihr Votum verkauft und die Mehrzahl des niedern Adels bildet". Doch kann derselbe andererseits „bei dem Worte Vaterland in Enthusiasmus gerathen, ohne dessen nähere Bedeutung zu kennen, sodaß er zu den heroischsten Thaten fähig scheint, wenn er betrunken ist". Die Comitatsverfassung findet wegen ihres schleppenden Geschäftsganges keinen Beifall, und die bestehenden Municipalfreiheiten werden in Zukunft dem schönen Ungarn mehr schaden als nützen. Daß sie die Freiheiten des Landes gerettet haben, sei eine Hypothese, die sehr viel Unwahrscheinliches an sich trage. Am werthvollsten sind des Verf. Nachrichten über die Ungarische gelehrte Gesellschaft, weil man dieselben in solcher Vollständigkeit nicht wiederfindet. Zum Schlusse verfällt der Verf. wieder in seinen frühern Ton und schildert Salonscenen u. dgl.

Über dieselbe Ungarische gelehrte Gesellschaft hielt der Graf Stephan von Szechényi im J. 1842 eine Rede zur Jahresversammlung der Mitglieder, die später im magyarischen Original gedruckt und unter dem bescheidenen Titel:

6. Über die ungarische Akademie, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Sievers. Leipzig, Köhler. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

deutsch herauskam. In dieser Rede bemüht sich der Verf., den Begriff, den man sich bei der Idee einer magyari-

schen Akademie dunkel vorstellt, deutlich zu definiren. Nach ihm hat die magyarische Akademie keinen andern Zweck, als zunächst die Entwickelung der magyarischen Sprache in lexikalischer und grammatikalischer Hinsicht zu beaufsichtigen, also neu zu schaffende Ausdrücke für neue Ideen der Nation anzubieten, die von den Schriftstellern gebrauchten entweder anzunehmen und zu empfehlen oder aber zu verwerfen u. s. w., mit Einem Worte, sich nur mit der Sprache zu beschäftigen. Wir wissen nicht, warum man zu solch einem Zweck eine magyarische Akademie gestiftet hat; man hätte der Gesellschaft, die sich jene gewiß lobenswerthen und verdienstvollen Zwecke vorsetzte, einen andern Namen geben können und sollen, weil man an eine Akademie ganz andere Ansprüche erhebt als an eine solche Gesellschaft. Hierin scheint uns ein Hauptgrund des Miscredits zu liegen, in welchem die Akademie in Ungarn steht, denn sie hat durchaus die Kräfte nicht, der Sitz der Wissenschaften des Landes zu sein. Allein dieses Ziel ist dem Verf. mehr Nebensache; ihm lag mehr daran, die hier sich darbietende Gelegenheit zu nützen, um derjenigen magyarischen Partei, welche durch ihr Überschreiten aller Grenzen der Gerechtigkeit, der Billigkeit, ja selbst des Anstandes und der Klugheit bei ihrem Eifer, Alles zu magyarisiren, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und die Reaction besonders der Deutschen und Slawen gegen den Magyarismus rege gemacht hatte, seinen völligen Widerwillen zu beweisen und ihr Wahrheiten offen in das Gesicht zu sagen, durch deren Gewicht sie von ihrem dem gemeinsamen Nationalinteresse (welches allen Parteien und jedem Einzelnen ein und dasselbe ist, nämlich die sämmtlichen Bewohner Ungarns zu magyarisiren), ebenso schädlichen als dasselbe dem Auslande und jedem Billigdenkenden gegenüber bloßstellenden Treiben abbringen sollte. Daß diese im Interesse des Magyarismus geschehene Warnung zwei ganz unerwartete und wirklich beinahe sich zuwiderlaufende Wirkungen gehabt, hat die Folge gezeigt. Bei den magyarischen Parteien verscholl die Stimme des Grafen ohne Widerhall; ja die Ultramagyaren bewiesen seit der Zeit fast noch entschiedener, weil durch die That und durch das Gesetz, wie wenig sie gesonnen seien, die andern Nationalitäten zu schonen. Auf der andern Seite liehen die Slawen den versöhnenden Worten des Grafen ein desto willigeres Gehör, denn sie erließen durch die Männer, welche als Deputation im Interesse der slowakischen Nationalität nach Wien gesandt worden waren eine Adresse an den Grafen Szechényi, nach welcher sie in seinen Worten „die Stimme eines Schutzengels" ertönen hören und „mit freudiger Rührung vernehmen, daß er das dem Slawenvolke zugefügte Unrecht einsehe und ihm Gerechtigkeit widerfahren lasse". Es liefert dieses in der That außerordentliche Zutrauen den besten Beweis, wie wenig die Nordslawen Ungarns bisher von dem „politischen Panslawismus" gekostet haben; denn sie scheinen den Endzweck des Hrn. Grafen, die Magyarisirung aller slawischen Völkerschaften, gänzlich verkannt zu haben. (Abgedruckt ist diese Zuschrift in den „Beschwerden und Klagen der Slawen".)

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Das Tagebuch des Admirals Tromp.

Die Gesellschaft für schöne Künste zu Gent besitzt in ihrer Bibliothek eine werthvolle alte Urkunde an dem eigenhändigen Tagebuche des berühmten holländischen Admirals Martin Herbert Tromp, begonnen um das J. 1629 am Bord des Kriegsschiffs Der fliegende Drache und fortgesetzt bis zum J. 1646 am Bord der Amelia. Es ist reich an Bemerkungen und Berichten über die Unternehmungen zur See, an welchen der Admiral zu verschiedenen Zeiten Theil genommen hat; von besonderer Wichtigkeit sind die erzählten Einzelheiten über den Sieg in den Dünen, wo Tromp im J. 1639 die Flotte des spanischen Admirals Oquendo vernichtete. Nicht minder anziehend ist der Bericht über die Wegnahme eines Corsaren von Algier in der Nähe des Vorgebirgs Landsend in Cornwallis am 27. Aug. 1740, nebst den Angaben über das Leben und die Abenteuer der Offiziere auf dem algierischen Raubschiffe, welche sammt der übrigen aus 105 Köpfen bestehenden Mannschaft durch ein am Bord von Tromp's Geschwader gehaltenes Kriegsgericht zum Tode verurtheilt wurden. Außerdem finden sich häufig die eigenhändigen Unterschriften mehrer der berühmtesten Seefahrer jener Zeit vor.

Dem wohlbekannten Sam Rick ist ein jüngerer, aber vollkommen ebenbürtiger Bruder erwachsen in Jonathan Rick, unter dessen pseudonymem Namen soeben eine Schrift erschienen ist mit dem Titel: „High life in New York", welche eine höchst getreue und lebensvolle Schilderung amerikanischer Sitten und Zustände enthält, wie sie nicht leicht anders als von einem eingeborenen Amerikaner entworfen sein kann, sodaß die aus vereinzelten Anzeigen sich etwa ergebenden Zweifel an dem echt amerikanischen Ursprunge des Buchs vor der innern Wahrscheinlichkeit, die sich aus ihm für denselben ergibt, fast völlig schwinden. Der Held des Buchs, Jonathan, hat die Laufbahn eines Zeitungsschreibers zu Neuyork erwählt und ist daher im Stande, mancherlei Aufschluß über den Zustand der nordamerikanischen Presse zu ertheilen, wobei das Ergebniß freilich lehrt, daß bei allen Eigenthümlichkeiten derselben ihr Unterschied nach ihrem innern und äußern Wesen von der Presse diesseit des Oceans keineswegs so bedeutend ist, wie man vorauszusetzen geneigt sein mag. 129.

Die „Collection des principaux économistes", welche der pariser Buchhändler Guillaumin, der Verleger des „Journal des économistes", des „Dictionnaire de commerce" u. s. w. herausgibt, ist durch eine Ausgabe der Werke Turgot's in zwei Bänden vermehrt worden. Sie waren bis jetzt nur gesammelt in der neunbändigen, von Dupont de Nemours veranstalteten Ausgabe erschienen, aber in chronologischer, auf systematische Ordnung nicht im geringsten Rücksicht nehmender Reihenfolge. In der neuen Ausgabe dagegen sind die verschiedenen Aufsätze nach ihrem Inhalte geordnet, sodaß man den Gedankengang des Systems verfolgen kann. Auch ist sie vermehrt durch zahlreiche noch ungedruckte Briefe, sowie durch das ebenfalls noch nicht veröffentlichte Protokoll des Lit de Justice in Versailles am 12. Mai 1776, gehalten zur Einregistrirung des Edicts zur Abschaffung der Corvées und der Jurandes, ein merkwürdiges Document zur staatsökonomischen und politischen Geschichte der letzten Jahre des Ancien Régime. Als Einleitung dient eine Biographie Turgot's von Daire, die zugleich ein vortrefflich geschriebenes, gedrängtes und vollständiges Gemälde seiner Zeit ist. 133.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 255. —— 11. September 1844.

Stimmen aus Ungarn.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 254.)

7. Magyarenspiegel, oder wahre Schilderung der Völkerverfassung und Richtung des ungarischen Reichs neuester Zeit, von einem Magyaren. Leipzig, Volckmar. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. erklärt (S. 4) als die Aufgabe seiner Schrift: „dem deutschen Auslande ein zwar nur in Umrisse gefaßtes, aber möglichst ganzes Bild von dem Bestande, der Stellung und der Richtung des ungarischen Reichs und seiner Völker zu geben", und hat diese Aufgabe in vieler Hinsicht sehr gut gelöst. Drei Hauptabtheilungen sind es besonders, in welche der Verf. seinen Gegenstand theilt; die erste Frage, die er zu beantworten hat, ist: „Aus welchen Elementen besteht die Völkergesellschaft des ungarischen Reichs?" Er betrachtet diese Elemente zuerst als Masse in ihrer historischen Lagerung, wie dieselben nach und nach theils nebeneinander, theils übereinander sich niedergelassen haben; nach ihrem Alter seien dies folgende Völker: Walachen, Slowaken, Wenden, Deutsche, Kroaten, Slawonier, Ungarn (d. i. Magyaren), Ruthenen, Szotaken (slowakisirte Ruthenen), Juden, Italiener, Serben, Polen, Zigeuner, Griechen, Armenier, Bulgaren, Albanier und Türken. Ihrer Masse nach, welche der Verf. in einer Tabelle „annäherungsweise" darstellt, haben die Magyaren das Übergewicht. Um dies hervorzubringen und dann natürlich daraus Consequenzen zur Entschuldigung der magyarischen Übergriffe zu ziehen, gibt er die Anzahl derselben viel zu hoch an. Da nun aber trotzdem die Slawen dennoch zahlreicher sein würden als die Magyaren (er nimmt 1336 Magyaren mehr an als Slawen), so nimmt er die unbedingt sprachlich und nationell zu ihnen gehörenden 3500 Bulgaren von denselben aus. Es ist dies in der That kleinlich, wenn es sich um reine objective Wahrheit handelt; allein jeder magyarische Schriftsteller ist bemüht, durch diese und ähnliche Kunstgriffe die Zahl seines Volks zu erhöhen, um wenigstens einigermaßen die freilich weit verbreitete, aber trotzdem unumstößliche Wahrheit zu schwächen, daß die Magyaren nun einmal den Slawen gegenüber gering an Zahl sind. In Hinsicht der geographischen Verbreitung der verschiedenen Völker gewinnt der Verf. das Resultat: „daß vier der slawischen Volkszweige den Norden Ungarns, fünf andere den Süden in zwei ziemlich parallel laufenden Längenstreifen bewohnen, in denen jedoch nur je zwei solcher Völkerschaften einige Bedeutung haben; daß ferner die Deutschen im äußersten Westen und im fernen Osten zwei kleine Massen bilden, die ganze Breite des Südostens aber die Walachen überdecken, und daß die Ungarn außer dem Gebirgslande der Szekler auch jetzt noch die ganze weite Mittelfläche des Landes in Masse einnehmen, über welche viele kleine Ansiedelungen der oben genannten Volksstämme sowie über alle ungarischen Länder auch einzelne Familien aller übrigen Völkerschaften gestreut sind". Auf diese Lagerung bauend, fährt der Verf. fort, „daß da die Masse eines Volks nur entweder aus dem Überschusse der Mehrgeborenen oder aus dem der mehr einwandernden Nationalen, oder aber „aus dem Überschusse der Zahl der in das Volkselement Umgestalteten" zunehmen könne; und da dann die vielen nationalen Enclaven zwischen den Massen einer größern Völkerschaft bald in diese übergehen werden, den Magyaren ein bedeutender Völkerzuwachs bevorstehe. Demnach werde es in einer nicht gar fernen (?) Epoche fünf Hauptvölker in Ungarn geben: die Ungarn wären nicht nur, wie jetzt schon, die zahlreichsten, sondern hätten außer der Verschmelzung mehrer anderer Volkshaufen besonders durch die der bedeutenden deutschen und slowakischen Enclaven und eines Theiles der Ruthenen, auch am meisten gewonnen und hätten eine Anzahl von etwa 6,200,000, die Slowaken hätten sich erhoben bis über 3,000,000, die Walachen wären dieser Zahl nahe gekommen: 3,000,000, die Illyrier hätten es gebracht bis auf 2,200,000, und die Deutschen ständen nach dem Verluste ihrer kleinen Colonien noch fast mit 800,000. Dieses Verhältniß der verschiedenen Volksassimilation gebe wieder die obige Hauptsumme der jetzigen Volksmenge des ungarischen Reichs: 15,200,000. Die hier angegebenen Deutschen würden nur an zwei Orten sich erhalten; es seien dies die Deutschen in Siebenbürgen und jene im Westen Ungarns an der östreichischen Grenze; alle übrigen Deutschen in Ungarn seien als solche der Vernichtung verfallen.

Weiter betrachtet der Verf. die individuelle Bedeu-

tung der ungarischen Völker, wobei der Ungar natürlich am besten wegkommt; denn er „verachtet alle andern Völker und sieht sich selbst als den Herrn Ungarns an". Trotzdem muß der Verf. in Hinsicht der Sitten und der Bildung den Slowaken und Deutschen den Vorzug geben. Dafür, meint der Verf., dürfe man den Magyaren nicht mit europäischem Maßstabe messen, weil er noch zu roh und zu wild sei, denn dann würde er nur die Mitte desselben erreichen.

Ferner betrachtet der Verf. „die ungarischen Völker" in ihrem gesellschaftlichen Zusammenwirken zum allgemeinen Haushalte. Hier gehört die Viehzucht vorzüglich dem Magyaren, denn von der Industrie weiß er nichts; Gewerbe und Handel besorgen die übrigen Völkerschaften. In Hinsicht der Leitung des ganzen Staatskörpers aber steht der Ungar oben an, freilich nur in geringer Anzahl, weil dieses Gewerbe verhältnißmäßig nur wenig Menschen bedarf. Der geistige Einfluß der „Ungarn" ist selbst nach des Verf. Geständnisse sehr gering, denn der öffentliche wissenschaftliche Unterricht geschieht in fremden Sprachen: Lateinisch oder Deutsch. In Hinsicht der Künste haben „die Ungarn schon Einiges geleistet und dürften durch den Zuwachs, den sie von slowakischer Seite unter italienischer Leitung bald erhalten werden, noch mehr leisten". Also junge Slowaken, von reichen Magyaren nach Italien zu ihrer Ausbildung geschickt, sind, wenn sie nach Hause kommen, magyarische Künstler? Für das magyarische Theater haben die Stände und die Magnaten (nicht das Land?) schon außerordentliche Opfer gebracht, und dennoch geht es nicht vorwärts. Interessant ist, wie der Verf. das ungarische Adelsrecht auffaßt; denn er meint, Jeder, der einen ungarischen Adelsbrief bekäme, sei darum schon ein magyarischer Edelmann. Wir können uns solche Begriffsverwechselung nicht anders erklären als durch den Doppelsinn, der in dem Worte „Ungar" liegt, sobald man darunter den Magyaren verstehen will.

Die zweite Frage, welche der Verf. beantwortet, ist: „Wie sind die soeben dargestellten Völker und Völkselemente zur bürgerlichen Gesellschaft geordnet, welches ist die Verfassung des ungarischen Reichs?" Das Verhältniß zum Kaiserthum Östreich wird kurz besprochen, dann die ganze Verwaltung übersichtlich durchgegangen. Die Steuerberechnung, welche dabei vorgenommen wird, ist aus der „Vierteljahrschrift aus und für Ungarn" entlehnt und somit unsicher. Eine interessante Abtheilung ist der Abschnitt über die Regierungsform in Siebenbürgen, welches von andern Schriftstellern in der Regel nur oberflächlich behandelt wird. Wir sehen daraus unter Anderm, welch reges politisches Leben unter den siebenbürger Sachsen herrscht, wie es sogar das der andern beiden Nationen überflügelt hat; so, um nur ein Beispiel anzuführen, halten die Deutschen einen „Conflux der sächsischen Nationaluniversität", d. i. eine allgemeine Nationalversammlung, alle Jahre zweimal, während diese Versammlungen bei den Magyaren und Szeklern fast gänzlich außer Gebrauch gekommen sind. Am wichtigsten sind diese Deutschen durch das bürgerliche Element, welchem die Krone mannichfaltige Privilegien ertheilt hat. Außerordentlich lehrreich erschien uns die Abtheilung über die Bauern im ganzen ungarischen Reiche; das Resultat der hier zusammengestellten Nachrichten ist leider ein sehr trauriges und beweist deutlich, wie wenig die Magyaren recht haben, darauf stolz zu sein, daß sie die Gesetzgebung und Verwaltung des Reichs ausschließlich in der Hand haben. Denn wenn wahre Humanität sie beseelte, dann müßte sich die Lage dieser Unglücklichen wol längst schon ganz anders herausgestellt haben.

Nachdem der Verf. dann noch Mehres über die religiösen Angelegenheiten zusammengestellt hat, geht er zur Untersuchung der dritten Frage über: „Welches Streben zeigt sich in diesen Elementen beim gegenwärtigen Gange der europäischen Verhältnisse?" Dieses Streben gehe „nach natürlichem nationalem Dasein, nach nationaler Selbstständigkeit und nach nationaler Glückseligkeit". In der Anwendung dieser drei Tendenzen der Gegenwart auf Ungarn spricht der Verf. nur von Magyaren, sodaß es den Anschein hat, als verschweige er absichtlich die Bestrebungen der übrigen Völkerschaften, die denn doch eben nicht ohne Interesse sind. Am Schlusse bespricht er noch die neuesten Verhältnisse in Ungarn, d. i. das Aufblühen der magyarischen Journalistik und die Steuerfrage. Es scheint, als sei der Verf. gegen das Ende seines Buchs selbst müde geworden; denn während man die erste Abtheilung desselben mit dem größten Interesse liest, wird die zweite bereits etwas lästig, und bei der dritten ist man froh, daß man am Ende ist. Trotzdem bleibt das Buch eins derjenigen, welche dem in die Verhältnisse weniger Eingeweihten gute Dienste leisten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schriften auf das eidgenössische Schützenfest in Basel.

In keinem Lande der Welt sind wol die Vereine und Gesellschaften so zahlreich und zugleich so nöthig wie in der Schweiz, die, von innern und äußern Kämpfen ergriffen oder erregt, zerrissen oder tief verwundet, bald wieder in den Tagen des Zusammenseins, wie die Vereine sie darbieten, Heilung und Einigung und nationales Selbstbewußtsein findet. Daher der unverkennbare Werth dieser Tage, die ihre Bedeutung nicht verloren haben, auch wenn, wie dies bei vielen gelehrten und ungelehrten Gesellschaften der Fall ist, der eigentliche Zweck der Zusammenkunft nur wenig gefördert worden ist.

Unter allen schweizerischen Vereinen ist der eidgenössische Schützenverein der volksthümlichste und nationalste. Hier strömt noch eine Fülle frischen, unverfälschten Lebens aus den jugendlichen Adern des Volks hervor; hier entfaltet sich die wahre Schweiz mit ihrer Liebe und ihrem Haß, mit ihrem Hoffen und Fürchten, mit ihrer der Tiefe des Herzens entquollenen Begeisterung für das Vaterland und das von ihm unzertrennliche Gut der Freiheit; hier endlich findet die Schweiz, altersschwacher Tagsatzungsweisheit zum Trotz, mit der Prophezeiung auch die Bürgschaft eines neuen, lebenskräftigen Bundes.

Mit ihrer Bedeutung für die Schweiz ist den Schützenfesten zugleich die Bedeutung angewiesen, die sie für die klare

und freudige Anschauung und Erkenntniß republikanischen Lebens überhaupt haben. Für die Geschichte haben sie die rechte Stelle durch das Wort Kasimir Pfyffer's erhalten, der sie mit den olympischen Spielen verglich, zu denen alle vier Jahre Griechen aller Stämme jubelnd hinströmten, wie jetzt alle zwei Jahre Schweizer aus allen Theilen des Landes sich an dem Orte versammeln, wo die eidgenössische Schützenfahne aufgepflanzt und entfaltet wird.

Bekanntlich traf das Freischießen, das im Monat Juli dieses Jahres in Basel stattfand und jedes frühere an Größe und Reichthum überstieg, mit der vierhundertjährigen Feier der Schlacht bei St.-Jakob an der Birs zusammen, von der ein wohlunterrichteter und berühmter Zeitgenosse, Äneas Sylvius Piccolomini von Siena, später Papst Pius II., so bezeichnend schrieb: „Von beiden Seiten ward mit äußerster Kraft gekämpft, bis die Schweizer zuletzt, nicht sowol besiegt als vom Siegen ermüdet, für die That, zu welcher sie allzukühn sich hatten hinreißen lassen, büßen mußten.“*) Unter den auf diese Schlacht bezüglichen Schriften verdient die von der Historischen Gesellschaft zu Basel herausgegebene „Urkundensammlung zeitgenössischer Berichte“**) besondere Erwähnung. Davon sind zwar die von Seiten der Schweiz und Östreichs erschienenen Berichte schon bekannt und benutzt; dagegen eröffnen die beinahe sämmtlich neuen französischen Berichte der wissenschaftlichen Kritik eine werthvolle, wenig ausgebeutete Fundgrube. Mit Recht wird übrigens in dem von Wackernagel geschriebenen Vorworte bemerkt, es werde von dem Glanze, in welchem die Schweizer die Schlacht bei St.-Jakob zu sehen gewohnt sind, durch die französischen Zeugnisse *wenig* ausgelöscht werden, zumal die Franzosen in vielen *wichtigen* Punkten nicht nur von den Schweizern, sondern auch untereinander selbst abweichen. Auch geht selbst aus französischen Berichten hervor, daß der heldenmüthige Tod der Schweizerschar auf den Dauphin einen wunderbaren Eindruck machte. Sagt doch Jean Chartier***) in seinem wahrscheinlich gleichzeitigen Berichte: „Le Dauphin voyant que c'estoit un facheux et merveilleux pays — —, il s'en retourna devers le roy son pere a Nancy.“ Trefflich in ihrer Art ist sodann die populaire Darstellung, welche von der Geschichtsforschenden Gesellschaft von Baselland herausgegeben worden ist †), und als deren Verfasser E. Zschokke, ein Sohn des allbekannten Schriftstellers, bezeichnet wird. In einer gediegenen und scharf ausgeprägten Einleitung werden zuerst die Ereignisse und Zustände, welche der Schlacht bei St.-Jakob vorangingen, ins Gedächtniß des Lesers zurückgerufen. Besonders gelungen ist die Schilderung der Schlacht selbst, in ihrer schlichten, eitelm Wortgepränge und farbloser Schwäche gleich fernen Sprache. Einer poetischen Behandlung des Gegenstandes, die von einem Züricher versucht worden ist ††), mag noch zugleich mit dem Berufe des Dichters, der ein Metzger ist, gedacht werden, da wir hier, neben einer tüchtigen Gesinnung, einem Grade von Bildung begegnen, wie er wol im Schlachthaus nur selten vorkommen mag. Lieber aber hätten wir, statt des regelrecht und einförmig dahinfließenden Alexandriners, eine volksthümliche Form gefunden, und gern manchen Misgriff verziehen, wenn uns auch nur etwas von der Ursprünglichkeit des Gedankens und von der Bilderfrische begegnet wäre, die der Volkspoesie so hohe Bedeutung verleihen. Auch die französische Schweiz hat ihren Beitrag zu der Säcularfeier geliefert; doch müssen wir stillschweigend an diesen Schriften vorübergehen, um für die Freischießen und die Arbeit, die uns am meisten angezogen hat, die von August Feierabend geschriebene Geschichte derselben, einigen Raum zu gewinnen.

Schon bekannt durch eine Schilderung luzernischer Volksfeste und Volksspiele, versucht es der Verf., in dem vorliegenden Buche*) den ganzen Entwickelungsgang der für ihn zum heiligen Nationalinstitute gewordenen, so tief im schweizerischen Volksleben wurzelnden, für seine Zukunft so bedeutungsvollen Freischießen zu geben. Früh schon war die Schützenkunst überall geehrt und überall heimisch in den Schweizerbergen, und Zürich und Luzern besaßen im 14. Jahrhundert bereits eigene Schützenzünfte. Mit der Einführung der spanischen Hakenbüchsen, deren Vortheile die Schweizer zuerst in den italienischen Feldzügen erkannt hatten, bildeten sich auch zahlreiche Gesellschaften von Feuerschützen, neben denen die Stachel- oder Armbrustgesellschaften fortbestanden. Der rege, muntere Geist, der in diesen Gesellschaften herrschte, führte bald zu gemeinsamen Schützenfesten und Freischießen. Die sich in den Stunden der Noth tapfer und treu kennen gelernt hatten, fanden sich da zu edlem Wetteifer, zu brüderlicher Vereinigung in Zeiten des Friedens zusammen. Der brüderliche Beistand in der Noth, sagt der Verf., hatte mannichfach die Herzen verknüpft, und hinwieder drängte das richtige Gefühl zu diesem Mittel der Verbrüderung, um eben jenes Beistandes sich in Noth und Kriegsgefahr zu versichern und einen allgemeinen Treusinn immer rege zu erhalten. Mit diesem Geiste des Volks stimmte denn auch meist die Gesinnung und Politik seiner Regenten überein, so lange sie für dasselbe, mit demselben und durch dasselbe lebten. Daher boten sie auch bereitwillig überall die Hand, um durch häufig wiederkehrende gemeinschaftliche Feste die gymnastischen Übungen und Fertigkeiten der Eidgenossen zu unterhalten, den Urstoff ihres angestammten Charakters zu nähren und dadurch warme vaterländische Gesinnung und Verbrüderung zu erwecken, alte Zwiste zu beseitigen und geschlossene Friedensverträge zu befestigen.

Die ältesten Schilderungen von Freischießen sind aus dem 15. Jahrhundert; das erste eidgenössische Freischießen fand im Jahr 1452 in Sursee, im Canton Luzern, statt. Mit dem Armbrustschießen waren die sogenannten offenen Spiele, als Schwingen, Laufen, Steinstoßen, verbunden. Eine Art Berühmtheit erlangte das erste Freischießen in Strasburg im J. 1456. Um der engverbündeten Schwesterstadt Strasburg zu zeigen, wie nahe ihr die Hülfe Zürichs sei, unternahmen rüstige Jünglinge das Wagniß, in Einem Tage mit einem Hirsebrei von Zürich die Limmat, die Aar und den Rhein hinab bis Strasburg zu fahren und mit dem warmen Gerichte ihre Freunde zu überraschen. Diese später wiederholte Fahrt hat Usteri den Stoff zu einer der schönsten Schilderungen der Sitten jener Zeit geboten. Das Einladungsschreiben, das Zürich 1472 zu einem Freischießen an Luzern richtete, ist auf unsere Zeit gekommen und enthält viele interessante Einzelheiten. Die ersten Abenteuer oder Gewinngaben bestanden in Ochsen von acht, sechs und fünf Gulden Werth, in einem silbernen Becher und Goldringen. Vielbesucht und vielgerühmt war das Freischießen, welches der große Rath von Zürich im Sommer 1504 veranstaltete und das den Namen des „großen“ erhielt. Zuerst begann das Armbrustschießen, dann wurde das Büchsenschießen abgehalten. Die Scheiben und zahlreichen Lustzelte der Schützen standen auf der grünen, durch den Zusammenfluß von Sihl und Limmat gebildeten Halbinsel, auf der sich nun Geßner's Denkmal erhebt. Die reichen, bis auf 110

*) Pugnatum est summis utrinque viribus, ad extremum non tam victi quam vincendo fessi, Suitenses nimis audaces præsumpti facinoris poenas dedere. *Aeneae Silvii* historia de Europa, cap. XLII.

**) Die Schlacht bei St.-Jakob, in den Berichten der zeitgenössischen Säcularschrift der Historischen Gesellschaft zu Basel. Basel 1844.

***) Chronique de *Jean Chartier*, chantre de l'église de St.-Denis et historiographe de France, de 1422 jusqu'à 1461.

†) Geschichte der Schlacht bei St.-Jakob. Liestal 1844.

††) Festgabe zur vierten Säcularfeier der Schlacht bei St.-Jakob an der Birs 1444. Von H. Cramer. Zürich 1844.

*) Geschichte der eidgenössischen Freischießen. Ein Scherflein auf den Festaltar der vierhundertjährigen Schlachtfeier von St.-Jakob und des dazu veranstalteten eidgenössischen Freischießens in Basel im Juli 1844. Von M. August Feierabend. Zürich 1844.

Gulden (!) ansteigenden Abenteuer lockten viele Schützen auch aus der Ferne herbei, und unter den ersten Gewinnern finden wir Schützen von Augsburg, Ulm, Insbruck, Reutlingen u.s. w. aufgeführt. Während die Schützen mit Armbrust und Büchse wetteiferten, versuchten die Frauen ihr Glück mit den Loosen des Glückshafens: wir begegnen unter den Gewinnenden Frauen von altadeligem Geschlecht. Um jene Zeit fand die Schießkunst so viel Anklang, daß selbst Knaben ihr Freischießen abhielten; so zogen 1507 die jungen Knaben und Armbrustschützen von Luzern zu einem Schießen nach Uri, und 1589 die urner Schützenknaben nach Luzern. Unter den Freischießen des 17. Jahrhunderts zeichnete sich das von Basel 1605 durch Großartigkeit der Einrichtungen und die Menge der Festbesucher aus. Mit der wachsenden socialen und politischen Entartung des 18. Jahrhunderts sehen wir auch die Schützenfeste spurlos verschwinden; denn ihr Zustand war und blieb immer „ein sicherer Höhemesser des Volksgeistes und seines dichterischen Aufschwunges, und gerade weil sich in diesen Festen der nationale Charakter, der Geist und Geschmack und die Sitten des Schweizervolks in dem Zeitraum mehrer Jahrhunderte getreu abspiegeln, bilden und ausprägen, erhalten sie höhere Bedeutung", bemerkt sehr wahr der Verf., dem wir hier folgten.

Die eidgenössischen Freischießen unserer Zeit, zunächst aus den Cantonalschießen hervorgegangen, traten zuerst 1824 zu Aarau, und mit ihnen die alten Nationalfeste der Schweizer in zeitgemäßer Form ins Leben. Sie wurden seit jener Zeit in verschiedenen Schweizerstädten alle zwei Jahre abgehalten und boten seit 1830 auch Bilder des die Schweiz mannichfach umgestaltenden politischen Lebens dar. Doch selbst in den Zeiten der größten Aufregung wurden die Gebote, die sich die Schützen selbst aufgestellt, heilig geachtet, und das war es auch, was die Bewunderung so vieler Fremden auf sich zog, daß an diesen Festen der bewaffneten Eidgenossenschaft das in vollen Wogen brausende Volksleben nie die Schranken einer würdigen Haltung niederriß. Darum mochte der Freiherr von Malten mit Recht ausrufen: „Ich habe nirgend ein Fest gesehen, das an Wärme, an Einfachheit, an innerer Tugend und äußerer Lieblichkeit dem eidgenössischen Freischießen in Genf gleichgestellt werden kann." Der Geist, der die Schweizer in ihrer besten und schönsten Zeit durchdrang und erhob, der lebt an ihren Schützenfesten unverkümmert auf, der spricht sich laut aus in der Freude, mit der das Volk aller Gauen die zu den Freischießen ziehende, geheiligte Nationalfahne begrüßt. Das treueste Zeugniß von diesem Geiste und zugleich eine Probe republikanischer Beredtsamkeit liegt in den Worten eines der edelsten Volksmänner der Schweiz, des frühern Landammanns von Zug, Sidler, der in Chur zu den Schützen sprach: „Eidgenossen! Schützen! Männer eines gemeinsamen schweizerischen Vaterlandes! Gleichviel aus welchem Canton, von welcher politischen Farbe ihr sein möget, empfanget alle als verbrüderte Eidgenossen den Gruß von einem Eidgenossen! In der Mitte der Herrlichkeit und Festlichkeit dieser vaterländischen Schützentage, umgeben von einer großartigen Alpennatur, durch die Größe und Erhabenheit der äußern Natur im Innern der Seele geistig gehoben, wessen Zunge und wessen Herz sollte nicht bereit sein, das Vaterland, dessen Eigenthümlichkeit uns solche Genüsse bietet, jauchzend und jubelnd zu loben und zu preisen! Der Schweizer kann jedoch des Vaterlandes nicht gedenken, ohne zugleich der Freiheit zu gedenken, und er kann der Freiheit nicht gedenken, ohne sich an die Väter zu erinnern, die manchen heißen Kampf für sie glorreich bestanden haben. Und wo ist der Gedanke an jene weltgeschichtlichen Freiheitsschlachten unserer Ahnen natürlicher, wo mehr an seinem Platze, als hier bei euch, mit euch und unter euch, tapfere, mannhafte und kunstgeübte Schützen! In eurem Kreise, beim Knall eurer Stutzer, beim Anblick eurer Kraft und Rührigkeit, bei der Wahrnehmung eures Hochgefühls können wir den Muth, die Begeisterung und die Kampflust der Väter begreifen, wir können dabei mehr, wir können den Muth, die Begeisterung und auf den Fall des Erfordernisses die Kampflust der Väter in uns entzünden. Hier unter euch, wo der Puls der Freiheit so mächtig schlägt, hier, wo die Wellen des Lebens so hoch schäumen und treiben, hier erweitert sich die männliche, starke Brust, hier wird der Athem freier und leichter, hier wird es Einem wohl ums Herz, hier schwinden Kleinmuth und Ängstlichkeit ums Vaterland. Sollten je die Unabhängigkeit und Freiheit des Volkes wieder in Gefahr kommen: unverzagt auf euch geblickt, ihr Schützen! Eure Kugeln werden, wie jetzt das Schwarze der Scheiben, dann das Herz der Feinde durchlöchern. Die Weihe unserer Schützenfeste, welche wahre Nationalfeste geworden sind, bestehe darin: daß kein Eidgenosse denselben beiwohne, ohne die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande in sich zu erneuern und ohne das Gelübde im Herzen abzulegen, für selbe, wenn es noth thäte, Gut und Blut, Leib und Leben hinzuopfern. . . . . Über allen Freiheiten ist eine die höchste, eine die Blüte, die Krone, das Ziel aller Freiheiten. Ihr fragt, welche diese wunderbare Freiheit sei? Sie ist keine, die mit dem Schwert in der Faust von außen erobert werden kann; ein Jeder muß sie in der eigenen Brust erkämpfen, oft seinem schlechtern, unedlern Theile entgegen sie erkämpfen. Erkenntniß und sittliche Größe, sie machen das Wesen und die Grundlage der Freiheit aus . . . . . Sie sei von uns gegrüßt als eine erhabene Tochter des Himmels. Sie allein erhebt den Menschen zum wahren Menschen und verleiht ihm einen höhern Adel, als Fürsten und Ordenssterne ihn zu geben vermögen. Streben und bemühen wir uns nach Kräften, auf daß das Schweizervolk auch dieser höchsten Freiheit mehr und mehr theilhaftig werde. . . . . Möge unser liebes, vielfach gesegnetes, ausgezeichnetes Vaterland, welches vorzugsweise als das Land der politischen Freiheit erscheint, zugleich ein Tempel Gottes der im sittlichen Menschen wohnenden innern, geistigen Freiheit werden! Mögen die Schweizeralpen im reinen, goldenen Strahl der Sonne weit in die Länder, in die Flächen hinaus als ein Hochaltar erglänzen, auf dem in heiliger Flamme sich verklärt, was aus des Menschen Geist und des Menschen Brust Schönes, Wahres, Großes, Freies, Kühnes, Ewiges, Unsterbliches emporsteigt!" 118.

Literarische Notizen aus Rußland.

Eine neue vollständige Ausgabe von Leonhard Euler's Schriften wird demnächst durch die Akademie der Wissenschaften in Petersburg, an der Euler bekanntlich während des größten Theils seines Lebens wirksam gewesen ist, veranstaltet werden. Die neulich durch den Secretair der Akademie, Staatsrath Fuß, aufgefundenen und bis dahin unbekannten Schriften Euler's haben die Veranlassung zu diesem neuen Abdrucke gegeben. Ein besonderer Ausschuß der Akademie hat den Plan zu demselben entworfen; das Ganze, das also sowol d. i. bereits gedruckten als auch die neuaufgefundenen Werke enthalten wird, soll aus etwa 28 Quartbänden, der Band zu 80—90 Bogen, bestehen und binnen zehn Jahren erscheinen. Die Druckkosten sind auf nahe an 6000 Silberrubel berechnet.

Von der Sammlung der russischen Annalisten, welche die archäographische Commission veranstaltet, sind fünf Bände erschienen. Der erste Band enthält die Geschichte Nestor's nach Handschriften neu berichtigt, der zweite die Ipaty'sche Chronik, die eine Chronik, welche im Kloster Ipaty unweit der Stadt Kostroma aufgefunden worden und die Geschichte der russischen Fürsten aus dem 14. und 15. Jahrhundert enthält. Sie ist von spätern Annalisten benutzt worden. Der dritte Band, der noch vor dem ersten und zweiten erschienen ist, enthält die Nowgorod'sche Chronik, der vierte und fünfte die Geschichte Rußlands vom Zar Alexei Michalowicz' Thronbesteigung bis 1700, nach Manuscripten. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 256. — 12. September 1844.

Stimmen aus Ungarn.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

8. Ungarn im Jahre 1841. Leipzig, Mayer und Wigand. 1842. Gr. 8. 15 Ngr.

Ungarn war und ist bis heute ein aristokratisch-theokratisch-constitutionnelles Königreich, dessen Krone erblich in dem Kaiserhause Östreich zugleich durch Capitulationen dergestalt beschränkt ist, als der Erbkönig in die Einrichtungen des Landes keine eigenmächtigen Eingriffe zu machen vermag, die gesetzgebende Gewalt zwischen ihm und den Ständen getheilt, die ausübende aber grossentheils in seine Hände gelegt ist. Außerdem besitzt er unter seinen übrigen Majestätsrechten das Recht der Ernennung zu den hohen geistlichen und Reichswürden, das Recht, den übrigens alle drei Jahre einzuberufenden Landtag auszuschreiben und aufzulösen; das außerordentlich entscheidende Recht des Veto auf demselben, endlich aber die unumschränkte Macht, den Handel des Landes nach außen zu ordnen.

Mit diesen bündigen Worten charakterisirt der Verf. Ungarns Verfassung ziemlich genau, und meint, durch diese und durch die Vertheidigung Maria Theresia's seien „Ungarn und Habsburg quitt und sollten nicht mehr durch Fesseln der Schuldverschreibung, aber wol durch Bande der Liebe und des gegenseitigen unentbehrlichen Bedürfnisses bestehen". Diese zwei Punkte charakterisiren den ganzen ersten Theil der vorliegenden Schrift, als deren Tendenz der Verf. angibt, das Bestreben einzusehen, warum Ungarn „so lange und in so demüthigender Dunkelheit gleichwie von Starrheit befallen" sei. Der Verf. führt nun alle schwachen Punkte der ungarischen Verfassung und Verwaltung an und wiederholt damit nur, was so Viele seiner Vorgänger gethan. Allein auch er concentrirt die Hauptresultate seiner Forschung nicht nach Einem Punkte und wird dadurch ebenso weitschweifig und unnütz wie so manches andere Buch. Dies trifft besonders die Artikel über die Stände, die Repräsentation, die Wahlen, den Landtag. Besonnener ist der Artikel über das Kirchen- und Schulwesen, in welchem er sich zwar als entschiedener Feind der katholischen Geistlichkeit gerirt und alles Elend und Zurückbleiben der evangelischen Confessionen in der Armuth derselben, die überdies noch der hohen Geistlichkeit den Zehnten tragen müssen, findet; allein keineswegs irgend einen durchgreifenden Vorschlag zu machen weiß, keinen guten Rath ertheilt, sondern zuletzt in allgemeinen Redensarten abbricht. Bei der Besprechung des Bauers finden wir auch hier den furchtbaren Druck desselben bestätigt. Der Verf. ist der Ansicht, man könne nur von der endlichen glücklichen Lösung der Frage, welche Stellung man dem Bauer geben werde, die Lösung der Frage über die Zukunft des Landes selbst erwarten. Die Steuern, welche derselbe zu bezahlen hat, sind fast unerschwinglich; der Verf. classificirt sie und gibt die Größe derselben an, selbst die Person desselben ist wenigstens der gesammten adeligen Sippschaft in corpore leibeigen; denn wenn er dem einen Edelmann seinen Erbpacht aufkündigt, so muß er einem zweiten in die Hände fallen, weil ja stets nur ein Edelmann ein Gut besitzen darf. Als Mittel, die Loskaufung der Bauerngründe möglich zu machen, wird der schon von anderer Seite gemachte Vorschlag, eine Nationalbank mit einem Capital von etwa hundert Millionen zu diesem Zwecke zu gründen (?), wiederholt. Nachdem der Verf. das Ungethüm der Aviticität einigermaßen begreiflich abgemalt, geht er zu dem Handel und der Industrie über und wiederholt hier dieselben Beschuldigungen gegen die östreichische Regierung, gegen welche Wildner's Schriften so entschieden ankämpfen, als sei die östreichische Schatzkammer mit ihrem Grenzzoll gegen Ungarn allein schuld an dem Mangel alles Gewerbfleißes. Auch der Verf. nimmt diesen Zoll als eine indirecte Steuer, welche von der kaiserlichen Regierung dem steuerfreien Ungarn abgenommen werde und „die völlige sichtbare Verarmung des Landes nach sich ziehen müsse".

Ganz anders aber noch tritt der Verf. im zweiten Theile: „Das Aufwachen Ungarns", auf. Hier erhebt er die volle Stimme zum wahren Triumpheston; die beiden edelsten Männer des Volks, Szechényi und Deak, werden mit wahrhaft patriotischem Feuer eingeführt, und schon ist man im Begriffe, die warme Begeisterung des Verf. hoch zu achten, als er mitten in dem Strome seiner Worte auf einmal wieder herabsinkt zu dem schmachvollen Handwerke des Verleumders, des falschen Anklägers und Verdächtigers eines unbescholtenen, durch die rohe Faust des magyarischen Adels schwer getroffenen Volksstammes, der protestantischen Slowaken, die er zu Theilnehmern des nordischen Panslawismus macht, sowie der „illyrisirenden Anklänge", als deren Tendenz er

die Errichtung eines illyrischen Staats klar genug andeutet. Mit einem Schlage fällt nun der Nimbus, in den sich der Verf. zu hüllen sich bemüht, und wir sehen in jedem Zuge den wüthenden Verbreiter der „allein seligmachenden" magyarischen Nationalität, der die Juden nur darum „ein ehrenwerthes Volk" nennt, weil sie sich an die magyarische Sprachwuth am leichtesten anbequemen, wozu sie jedenfalls ihre guten Gründe haben; der die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn, welcher die Siebenbürger aus ihm freilich unbegreiflichen Gründen entgegen sind, nur darum für unausführbar ausgibt, weil die Regierung dazwischen trete; der auf jeder Seite Liebe und Anhänglichkeit an das östreichische Kaiserhaus auf den Lippen trägt, während er doch wieder jedes Zurückbleiben, jede Schwäche und Schwächung der Nationalkraft Ungarns demselben Kaiserhause auf den Hals bürdet. Allein trotz aller dieser Inconsequenzen kommt der Verf. doch zu einem durchaus wahren Schluß, es ist der: Ungarns Aussicht in die Zukunft ist eine trübe, eine sehr trübe, und Niemand mag errathen, was dem Lande vorbehalten ist; der Hauptgrund davon liegt aber in dem geraden Gegensatze, in welchem Ungarns Verfassung zu denen der übrigen Provinzen des Königreichs steht.

9. Slawen und Magyaren. Leipzig, Ph. Reclam. 1844. 8. 1 Thlr.

Wie scharf der Verf. in die Verhältnisse „seines (?) Vaterlandes" geblickt habe, verräth er allzu naiv bereits auf der dritten Seite seines Büchleins, wenn er behauptet, Ungarn gehe einer schönen, hoffnungsreichen Zukunft mit langsamen, aber desto sicherern Schritten entgegen. „Langsam" sind die Schritte Ungarns in die Zukunft in der That, und dennoch übereilt, denn böse Leidenschaften jagen sie fort; fest sind sie, aber keineswegs sicher, denn sie beruhen durch und durch auf verkehrtem Princip und müssen weit vom Ziele abführen. Um so mehr wundert es uns, daß der Verf. nun sofort über alle vor ihm erschienenen Schriften über Ungarn den Stab bricht, ihnen Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit, Unkenntniß der Geschichte, der Verfassung und des Zustandes Ungarns vorwirft, die er sich doch selbst in so hohem Grade zu Schulden kommen läßt. Des Verf. Zweck ist indeß, „den Sprachenstreit in Ungarn näher zu beleuchten, zu widerlegen, was Unrichtiges darüber geschrieben wurde, den Zustand der ungarischen Slawen mit dem der übrigen Slawen der östreichischen Monarchie zu vergleichen und die Rechte der verschiedenen Nationalitäten selbst historisch und gesetzlich zu entwickeln". Eine dankenswerthe Arbeit — wenn sie ausgeführt würde. Zuerst gibt der Verf. nun eine kurze Geschichte der Slawen (deren seine eigene Statistik nur 50 Millionen kennt), besonders der ungarischen, unter denen die Slowaken eine „wahrhaft bewundernswürdige Gabe besitzen, die übrigen Nationalitäten zu verdrängen, d. i. zu slawisiren!" Freilich haben die Magyaren eine solche Gabe nicht, dazu müßten sie erstens höher in der Bildung des Verstandes, zweitens der des Herzens stehen, d. i. mehr Humanität, Liebe und Umgänglichkeit haben. Hierauf folgt eine umfänglichere Darstellung des wilden Einbruchs der Magyaren und ihrer endlichen Civilisirung durch das Christenthum, wobei der Verf. das Resultat erhält: die Slawen seien dagestanden „als unterjochte, untergegangene, die Magyaren als kräftige und selbständige Nation", ohne zu bedenken, daß gerade bei König Stephan's Tode große Landstrecken des jetzt zu Ungarn gehörigen Gebietes andern Beherrschern gehörten, so, um nur Eins zu erwähnen, im Nordwesten und im Süden und Südosten, selbst im Westen.

Nach solchen Vorbereitungen geht der Verf. zur Bestimmung der Begriffe Magyarismus und Slawismus über, welcher letztere von ihm auch „Panslawismus oder Russismus" kurzweg genannt wird. Ungarn, einst der Schirmer des Westens gegen die Türken, hat jetzt, nach deren Schwächung, den Schirm des Westens gegen Rußland übernommen (?) und bedarf dazu die Entfaltung der Nationalkraft. Die Slawen Ungarns haben wegen Stammesgleichheit viel Anhänglichkeit an Rußland, mithin müssen sie entslawisirt und natürlich magyarisirt werden. Der Verf. schildert nun den Kampf, durch welchen die Magyaren von der Regierung das Sprachgesetz erzwangen, indem sie keine Rekruten mehr stellen und keine Steuern bewilligen wollten, wenn die ungarische d. i. magyarische Sprache nicht zur Geschäftssprache erhoben würde. Als dies geschehen, „hob sich mit einem Schlage nicht nur der alte Nationalitätssinn der Magyaren, sondern auch die Sprache selbst, und erreichte einen Grad der Ausbildung wie früher nie". Also gesteht der Verf. endlich ein, daß gerade dadurch, daß sie zur Gesetzsprache erhoben ward, die magyarische erst zur Ausbildung kommen konnte. Diese Erfolge weckten nach des Verf. Ansicht die „Nacheiferung" der Böhmen und der Slawen überhaupt; allein dort gelang das Streben nicht, weil das Volk ohne Theilnahme, der Adel germanisirt und die politischen Verhältnisse ganz andere sind. Nur das Letztere ist wahr, allein nicht der ganze Adel Böhmens ist germanisirt, das Volk nimmt an der Nationalsache regen Antheil, und die Hebung der böhmischen Sprache und Literatur ist außer allen Zweifel gestellt. Lächerlich ist es, zu behaupten, die böhmische Sprachentwickelung sei eine Nachahmung der magyarischen; schon ehe die Magyaren ein Sprachgesetz und mithin eine Literatur hatten, wurden in Böhmen tüchtige belletristische, naturhistorische, naturphilosophische und historische Werke in großer Anzahl verfaßt und für die Bildung des Volks, für welche in Ungarn gar nichts geschieht noch geschehen kann, weil es nicht lesen kann, gearbeitet. Ebenso grundfalsch und verleumderisch ist es, zu behaupten, erst die Aufreizungen der Czechen hätten den Widerstand der Slowaken hervorgerufen! Nein, die Czechen hätten dies vielmehr thun sollen, als sie es nicht thaten, und mit Recht werfen ihnen die Slowaken Vernachlässigung ihrer stammverwandten Angelegenheiten vor. Auch gesteht der Graf Thun dies ausdrücklich zu. Letz-

term legt der Verf. zwei Fragen vor: wie er, ein deutscher Graf, dazu komme, das Slawenthum zu vertheidigen, und warum er über die ungarischen Zustände spreche? welche sich wol dadurch am leichtesten lösen, daß die Thun allerdings böhmische und nicht deutsche Grafen sind, und daß der Graf Leo Thun die Slowaken als einen Theil der böhmischen Nation vertritt, besonders da sie selbst sich nicht vertreten dürfen. Darum sind die nun folgenden Ausfälle gegen den Herrn Grafen, in welchem der Verf. gern stets nur den östreichischen Beamten sehen lassen möchte, nichts weiter als Angriffe gegen die gemeinsame böhmisch-mährisch-slowakische Nation, und darum um so weniger auffallend, jemehr der Verf. den Slawen panslawistische, d. i. russische oder vaterlandsverrätherisch-revolutionnaire Tendenzen aufbürdet. Wenn er ein Ehrenmann wäre, würde er nicht Dinge behaupten, an denen jedes Wort eine Lüge ist, wie auf S. 98.

Zum Schluß seines Buchs geht der Verf. dann noch folgende drei Fragen durch: 1) Haben die Stände Ungarns das Recht gehabt, die magyarische Sprache zur allgemeinen Gesetzes- und Geschäftssprache zu erheben? Die muß allerdings bejaht werden; allein die slawische Sache war dabei nicht vertreten, weil die Magyaren bei der Wahl der Landtagsabgeordneten für den Landtag den wählenden, ungebildeten Bauernadel durch Geld und Schnaps bewogen, in halber Trunkenheit Magyaren zu Ablegaten zu wählen. 2) Auf welche Art befördert Ungarn die Verbreitung und Blüte seiner Gesetzes- und Nationalsprache? Durch die Lehranstalten, wo sie selbst in Volksschulen gelehrt werden soll (!), dadurch, daß man von allen Beamten die Kenntniß dieser Sprache fodert. Also weitere Mittel kennt der Verf. nicht! 3) Welches sind die Beschwerden der Slawen, und sind sie gegründet? Der Verf. findet natürlich alle Klagen ungegründet, selbst die, daß die Slowaken vor den Gerichten Magyarisch zu reden gezwungen werden. Im Ganzen fehlt es dem Verf. entweder an Einsicht oder, was uns wahrscheinlicher dünkt, an gutem Willen, die wahre Sachlage der Slawen in Ungarn aufzufassen; am wenigsten kennt er das Verhältniß derselben zu den böhmischen Slawen, sonst würde er sich Dummheiten und Abgeschmacktheiten wie auf S. 165 nicht zu Schulden kommen lassen, wo er behauptet, die Slowaken hätten nur die Wahl, sich zu magyarisiren oder zu bohemisiren, und da habe das Vaterland größeres Anrecht. Bohemisirt sind die Slowaken, seit Jahrtausenden, ebenso gut wie die Bewohner des Harzes germanisirt. Ob das Buch nach dem durchaus feindseligen, hohn- und verachtungsvollen Tone viel Gutes stiften wird, mögen wir nicht vorher verkündigen; daß es die slawisch-magyarische, also die ungarische Frage nicht weiter gebracht hat, ist uns klar.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. S. H. T. von L. D. S., Verfasser des „Herzklopfens auf Dalwik". Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 1844. 8. 1 Thlr.

„Der Pauperismus ist ein Übel, welches in Folge des unerhörten Steigens der Bevölkerung auch das Reich der Literatur bedroht, denn so manche Schriftsteller fangen schon an, das Feld zu pflügen oder von der schon eingebrachten Ernte zu stehlen. Sogar dem größten Genie, welches zu den abgelegensten Punkten vordringt, wird es heutzutage schwer, neue, für die menschliche Cultur taugliche Stellen zu entdecken, welche nicht schon besetzt sind und einem jeden unserer Schriftsteller ein eigenes Feld anweisen zu wollen, wäre eine reine Unmöglichkeit. . . . . Klein nennt man in dieser Welt nur Das, dessen Zusammenhang und Bedeutung man nicht begreift, denn in dem geringen Grashalm entwickelt die Natur das ganze für uns unbegreifliche Geheimniß des Lebens ebenso gut als in den stolzesten prachtvollsten Bäumen, und Mancher hat sich mit Recht durch seine Studien und durch seine Beobachtungen der Insecten einen unsterblichen Namen erworben, während Andere, die ihr ganzes Leben hindurch über die verwickeltsten Fragen und Punkte der Philosophie nachgedacht haben, als unbedeutende Menschen angesehen und bald vergessen wurden. Eine Wahrheit ist nicht groß, wenn sie einen großen Gegenstand umfaßt, sondern wenn sie tief eindringt."

Diese Reflexionen der Vorrede geben eine Probe von dem Tone des Buches, indem sie dasselbe, als von unbedeutenden Dingen handelnd, entschuldigt. Der Titel steht gar nicht mit dem Inhalt in Verbindung, und wurde nur gewählt, weil dem Verf. einst der pretentiöse Titel eines frühern Buches vorgeworfen wurde. Es wäre auch schwer gewesen, einen Titel zu wählen. „Das achtundzwanzigste Liebesabenteuer" eines impertinenten Lieutenants auf einem Dampfschiff, dessen Gesellschaft er ärgert und langweilt; „Eine Abendgesellschaft in Stockholm", wie unzählige Abendgesellschaften verlebt werden, „Eine außerordentliche Gerichtssitzung", sowie „Die beiden Schwestern" sind wenigstens im erzählenden Stil gehalten und spannend, man kann doch eine pointe erwarten, welche indeß ausbleibt. Weiter findet man Aufsätze über Tanz, Conversation, über Kleidung, Sitten und Manieren u. s. w. Wäre das Ganze an einen zusammenhängenden, durch Romanverschlingungen spannenden Faden gereiht, so würde man Alles mit Vergnügen lesen, obgleich wirklich nichts Neues geboten wird. Ein liebenswürdiger Humor und jener anmuthige Unsinn, welchen Mancher für geistreich hält, und welcher auch geistreichen Leuten hingeht, unterhält und zwingt oft ein Lächeln ab, obgleich man eigentlich jeden der einzelnen Aufsätze unbefriedigt aus der Hand legt. Das Buch zu lesen ist eine rein verlorene Zeit, doch verliert man dieselbe auf eine nicht unangenehme Weise. Zwei Stellen, welche uns auffielen, wollen wir hier anführen: „die Charakteristik einer Nase nämlich, welche zu jenen aufgestülpten, lustig aussehenden Nasen gehört, die das Ansehen haben, als hätten sie Lust, aus dem Gesichte herauszuspringen und sich auf eigene Rechnung in der Welt zu amusiren". In der zweiten Stelle werden Koketterie und Affectation auf gleiche Stufe der Eitelkeit erhoben, ja die Koketterie erhält sogar den Vorzug, weil sie blos ihre Eigenschaften in das beste Licht zu stellen und die Aufmerksamkeit darauf zu ziehen sucht, während die Affectation Eigenschaften annimmt, die ihr fremd sind.

2. Zwei Musensöhne und ein Spaßvogel, oder Linneus, Artedi und Rudbeck. Universitätsskizze von Karl von Zeipel. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 1844. 12. 1 Thlr.

Biographisch und romantisch bearbeitete Bruchstücke aus Kindheit und Jugendleben der Naturforscher Linneus, Artedi und Rudbeck. Viel mehr Interesse würde eine einfache Erzählung darbieten als die in ein romantisches Gewand ge-

hüllte Darstellung, welche viel Längen, viel unnöthige Ausschmückung und unwahrscheinliche Gefühlsäußerungen mit sich führt. Die dem Artedi gebotene Verlockung zur Alchemie, mit der Erscheinung seiner Schwester und deren plötzlichem Dazwischentreten, gehört eher in eine Geistergeschichte als in eine biographieartige Zusammenstellung. Man vermißt einen bedeutenden, die großen Männer charakterisirenden Zug; nur die eine Wahrheit geht hervor, daß sowol Linneus als auch Artedi viel zu kämpfen hatten gegen die Vorurtheile des vorigen Jahrhunderts, ehe sie sich der erwählten Wissenschaft zuwenden durften.

3. Kathinka. Ein Roman von Louise Otto. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. 2 Thlr 15 Ngr.

Es ist eine starke Zumuthung, diesen 20 Bogen langen, sich in den socialen Verhältnissen der oberflächlichsten Art bewegenden Liebesroman ganz durchzulesen; eine noch größere Zumuthung ist es, daß man den im vorigen Jahr erschienenen Roman gleichen Umfangs: „Ludwig der Kellner", gelesen haben muß, um die handelnden Personen des zweiten wieder als Bekannte zu begrüßen und das Interesse an ihn anzuknüpfen. Ref. hatte nun zufällig den „Kellner" gelesen, ihn aber dermaßen vergessen, daß ihm nichts vorschwebte als das Liebesverhältniß des Helden der grünen Schürze zu einem Fräulein, weshalb er sich ins Wasser stürzte. Der vorliegende Roman ist im erzählenden Stil geschrieben, der Autor wendet sich oft an den Leser, tröstet ihn über getäuschte Erwartung und verspricht ihm deren Erfüllung; er entschuldigt Widersprüche, welche in keiner Darstellung unserer modernen Zustände zu vermeiden wären. Der Kellner Ludwig wird als ein Opfer verkehrter socialer Verhältnisse bezeichnet, und Kathinka, die Heldin des zweiten Buchs, als ein Opfer der Erziehung, der verkehrten Ansichten von weiblicher Bildung, wie sie meist im Schwange sind. Und worin besteht die verkehrte Erziehung? Folgendermaßen äußert sich der Vater darüber: „Ich will, daß Kathinka glücklich werde, dann will ich die echte zarte Weiblichkeit in ihr entfaltet sehen, mit der sie glücklich leben und beglücken kann; über des Weibes Bestimmung zu Sanftmuth und Duldung soll sie sich klar werden, und sie wird sie lieben und fröhlich ihre Aufgabe lösen. Einen andern Beruf soll sie niemals kennen lernen, nie eine andere Aufgabe sich zu stellen wagen. Eben weil sie nicht darf, was sie könnte, deshalb soll sie nicht wissen, was sie könnte — glücklich will ich sie machen, deshalb soll ihr die Freude nicht ausgeschlossen sein, die eine höhere Intelligenz ihr bieten kann." Worin liegen nun die Verkehrtheiten, die ins Unglück stürzen müssen? Kathinka liebt einen ausgezeichneten Mann, welcher ihr seit ihrer Kindheit zur Seite steht, und ist unglücklich, als dieser eine andere liebt und sich mit derselben verlobt; daran ist die Erziehung nicht schuld. Die Verf. hat eine sehr oberflächliche Anschauung der Verhältnisse, und es entgeht ihr alle Logik; auch sieht sie durch falsche Brillen. So wird ein junger Künstler jüdischen Glaubens von einem Edelmann beleidigt, welcher ihm Genugthuung verweigert, ja als er beim Handgemenge mit demselben tödtlich verwundet wird, findet er kein Recht vor den Gerichten — weil er ein Jude ist. Wo spielt dieses Stück jetzt in Deutschland! Die Verf. hat hier das Vorurtheil mit dem Gesetze verwechselt. Sie hat überhaupt in vorliegendem Werk ein Kind der Laune geliefert, und ohne Plan und Absicht hingeschrieben, was ihr die Phantasie eingab; sie hat die Feder ergriffen, um diese Phantasie zu beschäftigen, ohne gründliche Vorstudien von Leben und Verhältniß, wie jetzt so viele Frauen die Feder ergreifen, und hat dann ihrem Romane Tendenzen untergeschoben, die dem Roman fremd sind. Ohne die Tendenzen wäre er noch eine ziemlich unterhaltende Lecture für junge Damen, wenn sie nichts Besseres zu lesen haben. 12.

Literarische Notiz.

Beitrag zur Geschichte der geistigen Entwickelung unter Ludwig XIV.

Wir dürfen einen interessanten Beitrag zur Geschichte der geistigen Entwickelung während des großen Zeitalters Ludwig's XIV., den wir vor kurzem von Genf erhalten haben, nicht mit Stillschweigen übergehen. Derselbe ist um so wichtiger, als er einen Punkt betrifft, der in den gewöhnlichen Literaturgeschichten, welche sich über dieses Jahrhundert erstrecken, nur oberflächlich berührt zu werden pflegt. Es ist dies nämlich eine Darstellung des Verhältnisses der protestantischen Kanzelredner zu den katholischen während einer Periode, in der die geistliche Beredtsamkeit in herrlicher Blüte stand. Das Schriftchen, auf das wir hier hindeuten und das in der That alle Beachtung verdient, führt den Titel: „Un sermon sous Louis XIV, suivi de deux soirées à l'hôtel de Rambouillet", von L. F. Bungener. Die ganze Form ist die einer sogenannten Kunstnovelle, was indessen dem wissenschaftlichen Gehalte der Schrift keinen Abbruch thut. Nur in Bezug auf einen Punkt, den wir weiter unten berühren werden, hätten wir gern einigen Aufschluß gehabt. Der Verf. führt uns Bossuet und Bourdaloue auf der einen und auf der andern Seite den protestantischen Redner Claude, dessen schwungreiche Beredtsamkeit selbst bei Katholiken Beifall fand, mit vieler Geschicklichkeit vor. Alle drei berühmten Männer streiten sich über das Wesen der Kanzelberedtsamkeit. Man muß dem Verf. das Lob spenden, daß ihm die Charakterzeichnung in hohem Grade gelungen ist und daß er den Personen, deren Bild er entwirft, stets solche Reden in den Mund legt, die ihrer geistigen Eigenthümlichkeit, wie wir sie uns aus ihren Werken bilden, entsprechend sind. Besonders befriedigend ist die Persönlichkeit Claude's, für den der protestantisch gesinnte Verf. offenbar ein besonderes Interesse empfindet, ohne indessen dadurch der historischen Unparteilichkeit im geringsten zu nahe zu treten, oder ohne in den gewöhnlichen Fehler zu fallen, der darin besteht, daß man die Gegner solcher Helden, die man im günstigsten Lichte möchte erscheinen lassen, vollkommen in den Schatten stellt. Einzelne Vorgänge und persönliche Beziehungen, welche in der Geschichte gegeben waren, werden mit Geschicklichkeit benutzt. Claude macht den katholischen Geistlichen besonders den Vorwurf der allzu großen Nachgiebigkeit und dictirt endlich dem Bourdaloue, der eine Rede vor dem Könige halten soll, den Schluß einer Predigt, der so eindringlich, so kräftig, aber zugleich so verletzend für den König ist, daß Bourdaloue vor dem Wagniß, sie in Gegenwart des Hofes vorzutragen, anfangs zurückschreckt. Endlich schöpft er indessen Muth und hält dem Könige in diesen flammenden Worten einen Theil seiner Verirrungen vor. Der König ist großmüthig genug, der donnernden Stimme der Wahrheit Gehör zu geben, ja, er überschüttet den Redner mit Lobsprüchen über den mächtigen Schwung seiner Beredtsamkeit. Aber Bourdaloue ist zu aufrichtig und zu edel, sich für Leistungen belohnen zu lassen, deren alleiniger Urheber er nicht ist. Er stellt deshalb Claude dem Könige vor, der sich noch nach zehn Jahren der hinreißenden Beredtsamkeit des Protestanten erinnert und ihm eine verspätete Belohnung zu Theil werden lassen will. Aber Claude ist längst durch die Aufhebung des Edicts von Nantes vertrieben und irrt auf fremder Erde umher. Wir wissen nicht, inwiefern diesen Scenen etwas Positives zu Grunde liegt; aber es wäre gewiß höchst interessant, zu erfahren, inwiefern die Erzählung sich auf ein wirkliches Factum stützt. Wenn aber auch alle persönlichen Beziehungen der drei großen Männer, wie sie uns hier gezeigt werden, nichts als poetische Erfindungen sein sollten, so behält das Werk doch immerhin außer seinem künstlerischen Gehalte noch ein historisches Interesse, indem hier wichtige Punkte zur Sprache kommen, die in einer Cultur- oder Literaturgeschichte Frankreichs nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 257. —— 13. September 1844.

Stimmen aus Ungarn.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 256.)

Das letzte, aber in jeder Hinsicht entschiedenste, durchdringendste Werk der magyarischen Partei ist:

10. Eine Stimme über die ungarische und slawische Nationalität. Von Nikolaus Wesselényi. Aus dem Ungarischen übersetzt. Pesth, Emich. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Als politisch „Todter" erhebt der Verf. seine Stimme und bringt ein Bild vor die Augen seiner Nation, das einst in den Prunksälen der Edelsten geglänzt, nun aber fast schon vergessen sei. Wie Ahnenbilder, die bei großen Familienereignissen ein Anzeichen geben, gibt auch er ein Anzeichen. Seine „aus dem Grabe geisterhaft heraushebende Stimme" sagt dies:

> Gefahr droht dir, o Vaterland, eine Gefahr, wie noch keine dir gedroht. Ich zeige euch also in den Stunden der Mitternacht die Gefahr und deren Ursprung u. s. w.

Nachdem er mit diesen Worten seiner Persönlichkeit Genüge gethan, findet er 1. den Ursprung dieser drohenden Gefahr in der Unterdrückung der überwundenen Völkerschaften und der eigenen Nation. Die „Ungarn" (d. i. der magyarische Adel) hat das magyarische Volk gegen sich, weil es seiner politischen Rechte beraubt ist; die Slawen aber, weil sie nicht blos politisch, sondern überdies auch noch national zurückgedrängt sind. Die Gegenwart muß es büßen, daß die Vorfahren nicht durch zweckmäßige Einrichtungen dem einen wie dem andern Übel abgeholfen haben. Wenn man, wenigstens seit einem Jahrhundert, für die Magyarisirung der Slawen gesorgt hätte, wie gering würde ihre Anzahl noch jetzt sein, meint der Verf., und findet gerade darin den Grund der drohenden Gefahr. Sie ist keine andere als die, daß die slawischen Völkerschaften jetzt auf einmal zum Leben erwachen und eine nationale Existenz fodern. Zwar stellt der Verf. diesen Satz nirgend gerade auf, sondern schiebt stets Rußland und die beliebte Knute, die er mit dem Slawenthum und seinen Bestrebungen vollständig identificirt, als Sündenbock voran, welcher den ganzen Strom seines Hasses gegen die Slawen auf seine Schultern nehmen muß. Zweierlei seien die Foderungen unsers Zeitgeistes, Constitutionalität und Nationalität. Beide seien Mittel zu dem großen Zwecke der Volkswohlfahrt. Die Slawen dagegen setzten diese Mittel selbst als Zwecke, und darum ihre Gefährlichkeit. Der Haß gegen die Slawen verblendet den Verf. so sehr, daß er nicht einsieht, auch der Slawe sei ein Mensch mit Geist, auch bei ihm, wenigstens bei einzelnen Zweigen der slawischen Völkerfamilie dringe ein freierer Geist allmälig durch; denn sonst würde er dieselben keineswegs als Feinde der Richtung unseres Zeitalters ausschreien.

II. Zwei Hauptrichtungen geben sich unter den Slawen kund: die russisch-slawische (panslawistische) Propaganda und die polnisch-revolutionnaire. Die erstere rege die einzelnen slawischen Volksstämme durch den Hebel der Nationalität auf und drohe den Regierungen Östreichs, Preußens und der Türkei Gefahr, die zweite setze Constitutionalität und Nationalität zugleich in Thätigkeit. Beide Propaganden schließen einander nicht aus, arbeiten einander vielmehr in die Hand und ziehen aus den gegenseitigen Erfolgen Vortheil. Die Literatur ist für den Augenblick das Hauptmittel für die eine wie für die andere, die gegenwärtige Bewegung unter den Slawen auszubreiten; sie ist der „Deckmantel", unter welchem sie scheinbar zum Wohle der Völker arbeiten. Der Verf. gibt zu verstehen, es sei nothwendig, diese literarischen Bestrebungen zu unterdrücken, und tadelt die Regierungen und die Völker mit gleichem Eifer, daß sie diese slawische Gefahr nicht einsehen. Vergrößert wird die Gefährlichkeit der Slawen noch durch die orientalische Kirche und die durch dieselbe hergestellte Verbindung der griechischen und walachischen Nation mit den Slawen. Diese Bewegung hat sich zuerst in Kroatien am deutlichsten gezeigt, und zwar bei Anlaß der Gesetze über die ungarische Sprache, welche der Verf. insgesammt aufzählt, und die er natürlich ganz in der Ordnung findet. Um sie noch mehr zu rechtfertigen, berechnet er nach der Anzahl der Edelleute (also der Nation), daß die magyarische Sprache die beiweitem überwiegende sei und mit Recht als Gesetz- und Geschäftssprache genommen werde. Die angeführten Gesetze unterdrückten die slawische Sprache nicht (inwieweit dies der Fall sei, werden wir später sehen); die Bewegung der Slawen gegen dieselben sei also nur durch jene politischen Propaganden hervorgerufen. Wenn dies des Verf. stärkster Beweis für das Bestehen solcher Pro-

paganden ist — und weder in diesem noch in einem andern Schriftwerke ist ein anderer Beweis geliefert worden —, so bedauern wir seinen Mangel an Wahrheitsliebe, denn an Verstand fehlt es ihm nicht, von ganzem Herzen. Vorzügliche Achtung widmet der Verf. den Walachen, deren innige Verbindung mit den Slawen, die uns nur möglich, aber in jeder Hinsicht wünschenswerth dünkt, er bereits als wirklich und in voller Thätigkeit begriffen darstellt.

III. Der Stoff der Gefahr ist „das in mehren Ländern mit deren Volksthum nicht verwachsene noch verschmolzene, sondern abgesondert und feindlich dastehende Volksthum der Slawen oder der Mangel an Nationaleinheit". Die Heilmittel gegen diesen Krankheitsstoff sind nun erstens die Erhebung einer Sprache und einer Nationalität zur herrschenden in einem solchen Lande. Dadurch werden natürlich die geistigen Regungen aller übrigen Völker niedergedrückt, und zwar durch Gewalt. Eine solche Unterdrückung wurde angewendet in der Türkei, in Preußen und in Östreich. Der Verf. schildert die verschiedenen Wirkungen derselben, die sich freilich überall, wenigstens großentheils, als erfolglos beweisen. Besonders ist es Östreich, welches den Verf. fesselt und aus dessen Zuständen er Das als Resultat hinstellt, daß die verschiedenen Nationen nach den verschiedensten Richtungen divergiren und nur in Einem Punkte zusammenkommen, in dem Hasse gegen die Deutschen. Ein zweites Heilmittel, das angewendet wurde, ist die Verfeindung der verschiedenen Nationen eines Staats untereinander, welche ein östreichisches Regierungsmittel gewesen sei, aber das schrecklichste Resultat, das gänzliche Zurückbleiben aller Bewohner, geliefert habe. Ein drittes, das einzig zum Ziele führende Mittel ist die Vereinigung aller Nationen durch gemeinsame Interessen, welche vorzüglich durch Constitutionen erzielt werde.

IV. Aus dem Vorhergehenden ist dem Verf. nun klar, daß Europas Zukunft eine düstere und barbarische sein werde, wenn es sich gegen die Slawen und besonders Rußland „nicht sicherstellt". Letzteres erhält nun eine gedrängte, aber ziemlich erschöpfende Darstellung. Sein ununterbrochenes Zunehmen, die ungeheuern Fortschritte, welche es gegenwärtig in Ackerbau, Handel und Industrie mache, die Einheit seiner Bevölkerung, die vortreffliche Geübtheit und Stärke seines Heeres, der gute Zustand der Finanzen wird nach voller Wahrheit gewürdigt und anerkannt, allein der Verf. ist nicht im Stande, auch nur die geringste Andeutung einer Freude über diese Fortschritte eines großen Volks zur Humanität fallen zu lassen, im Gegentheil verwendet er alles Das nur dazu, um das Gewicht der Gefährlichkeit desselben desto mehr zu erhöhen und den Haß der westlichen Völker zu vergrößern. Er ist nun einmal nicht im Stande, den Gedanken zu fassen, daß die Russen, wenn sie materielle Fortschritte machen, jedenfalls auch geistige machen müssen.

V. Nach diesen Andeutungen ist dem Verf. klar, daß die russische und die polnische Propaganda Europas Zukunft entscheiden werden. Er untersucht darum die etwanigen Möglichkeiten; wenn der Friede fortdauere, gewinne Rußland am meisten, weil sich die slawische Idee immer mehr verbreite; wenn ein Krieg ausbreche, so habe Rußland Alles zu gewinnen, aber nichts zu verlieren. Sollte aber die polnische Propaganda überwiegen und eine Revolution zu ihren Zwecken hervorrufen, so gewinne Rußland abermals; denn es werde gegen eine solche entschieden auftreten, die in ihren Grundvesten erschütterten Staaten vor dem Untergange retten und sich abermals die Dankbarkeit derselben erwerben. Immer und überall aber müsse das Resultat zu Gunsten Rußlands, zum Schaden des übrigen Europa und vor Allem der slawischen Volksstämme selbst ausfallen. Wohlberechnet ist darum der Rath, die Slawen möchten zur Erwerbung eines nationalen Lebens sich mit dem „blutigen und sündhaften Mittel der Revolution nicht beflecken", da der langsame aber mächtige Fortschritt der Zeit, die sich verbreitende Intelligenz und die ewige Gerechtigkeit (jedenfalls die magyarische) ihnen dasselbe ohnehin erkämpfen werde.

VI. Welche Mittel soll nun Europa ergreifen, um sich gegen diese slawische Sündflut zu schützen? Gegen die moralischen Kräfte müsse man moralische Mittel anwenden, also die den Slawen feindlichen Nationen erheben und kräftigen; den religiösen Einfluß Rußlands durch Beschützung der griechischen Kirche paralysiren, den nationalen Einfluß der Propaganden durch möglichste Schonung und Nachgiebigkeit in geringen Dingen schwächen, gegen beide aber die Fahne der Constitution aufpflanzen, als des einzigen Mittels, welches die verschiedenartigsten Kräfte nach dem Innern des Landes concentrire. Letzteres sei besonders die Pflicht Preußens und Östreichs. Unter den zu kräftigenden Nationen sei besonders die ungarische wichtig; sie müsse vor allen gestärkt und durch alle Mittel vergrößert werden. Darum ist bei dem Verf. der Enthusiasmus der ungarischen und siebenbürger Deutschen für ihre Nationalität ein „unstatthafter und schädlicher Auswuchs", besonders den Siebenbürgern werden die bittersten Vorwürfe wegen ihrer sächsischen Sprache und ihres Widerstandes gegen die Magyarisirung gemacht. Sie sowie die übrigen Deutschen in Ungarn müssen magyarisch werden und ihre Nationalität aufgeben. Ihre Entschädigung sollen sie in der Constitution Ungarns finden und mit diesem zu dem großen Werke helfen, „die feindlich und drohend gegenüberstehenden slawischen Völker unschädlich zu machen", mit Einem Worte, einen neuen Vernichtungskampf gegen die Slawen anfangen, wie in den glorreichen Zeiten des 8. und 10. Jahrhunderts.

VII. Der Verf. kommt nun zu dem Schlußcapitel. Er untersucht die Gefahr, welche sein Land bedroht, und die von demselben zu ergreifenden Maßregeln. Das von den Magyaren bewohnte Land liegt den umringenden Slawen von allen Seiten offen; im Süden stehen die Grenzer als furchtbare Macht ihnen feindlich entgegen. Im Lande selbst sind die Deutschen gar nicht gefährlich, die Walachen können es werden, die Slawen

aber sind es bereits im höchsten Grade; denn diese „beabsichtigen in ihren bereits öfters erwähnten Träumen von großen slawischen, auf revolutionnairem Wege und auf den Trümmern der gegenwärtigen Reiche zu errichtenden Bundesstaaten, Monarchien und Republiken — Ungarn zu einem Slawenreiche und daselbst die slawische Nationalität zur Herrscherin zu erheben". Glaubt der Verf. wirklich, die Koryphäen der Slawen hegten solche Plane? Wichtiger sind dem Verf. und mit Recht andere Foderungen der Slawen erschienen, die er gewürdigt und erfüllt wissen will, so lange sie „billig", d. h. klein und unbedeutend sind. So z. B. soll Kroatien und Slawonien seine gesetzlich anerkannte Nationalität behalten, auch im Bunde mit Ungarn; allein es soll angeleitet werden, statt des Lateins die magyarische Sprache einzuführen. Ganz anders sei es bei den Slawen im eigentlichen Ungarn, diese müsse man zwingen, denn man habe ja das Gesetz; man solle zwar stets behaupten, ja durch ein besonderes Gesetz des Reichstags öffentlich anerkennen, daß man ihnen ihre Sprache belassen wolle — „im Familien- und Privatleben", und ihnen dabei die „Pflicht" einschärfen, ihre Muttersprache nur insoweit zu gebrauchen und zu pflegen, als hierdurch die „Erlernung und Verbreitung der ungarischen Sprache durch Jedermann keineswegs gehindert ist". Auf diese Weise solle man das Vertrauen der Slawen zu gewinnen suchen (daß es durch eine Täuschung, resp. Lüge des Reichstags geschieht, schadet nichts). Außerdem müsse man die ungarische Nationalität zu verstärken und auszubreiten suchen, und zwar dadurch, daß man die bürgerlichen Rechte sowie die Fähigkeit des Besitzes nur an Jene ertheile, welche 1) die allgemeine Kenntniß unserer constitutitionnellen Lage und Verhältnisse besitzen, 2) lesen und schreiben (!) und 3) Magyarisch sprechen können. Letzteres ist dem Verf. nach Allem zu urtheilen das Wichtigste; darum schlägt er auch vor: von jetzt an eine Zeit festzusetzen, von welcher an alle Jene, welche gegenwärtig die obenerwähnten Rechte besitzen, dieselben verlieren sollen, sobald sie sich jene Eigenschaften, also auch die Kenntniß der magyarischen Sprache nicht angeeignet haben. Wo Das hinaus soll, ist klar. Ganz natürlich dehnt er diese Foderung auch auf Kroatien und Slawonien aus.

Ein vorzügliches Mittel zur Ausbreitung der ungarischen Nationalität ist die Volkserziehung, die nach seinen Ansichten aus jedem Kinde durch die magyarische Sprache sogleich auch einen Magyaren machen soll, denn Sprache und Nationalität scheint unserm Verf. durchaus gleich zu sein. Da dies nun aber in durchaus slawischen Gegenden nicht anginge, so ist es des Lehrers „strenge Pflicht", den Kindern die magyarische Sprache als Mittel anzubieten, das ihnen zu Belohnungen, zu Freuden verhilft. Am glücklichsten müsse dies durch Kleinkinderbewahranstalten gelingen, denn hier „lernt das slawische, raitzische, walachische oder deutsche Kind Ungarisch ohne Mühe und Schwierigkeit", sagt der Verf. S. 218, und hat die Unverschämtheit, auf der gerade gegenüberstehenden Seite zu behaupten: „Es ist weder nothwendig noch wird es beabsichtigt, daß die Einwohner fremder Zunge ihre Muttersprache vergessen sollen." Welche Ideen mag der Verf. über Erziehung haben? Will er die Kinder lebenslang in solchen Anstalten lassen oder ihnen Unterhalt geben, wenn sie nicht blos ihrer Familie, sondern allen Erwachsenen entfremdet und eine ganz andere, beiden Seiten unverständliche Sprache redend, keine Arbeit finden, um sich zu nähren? Um alles Dieses desto eher zu erreichen, soll der Reichstag erklären, er bürge dafür, daß die andern Sprachen des Landes nicht gehindert werden u. dgl. m. Zugleich soll er die bürgerlichen Rechte weiter ausdehnen, den Adel zum Tragen der Domesticalsteuer verpflichten, die Gründung von Volkslehrerseminaren zur Verbreitung der magyarischen Sprache (zur Bildung des Volks nicht) anbefehlen, eine eigene Volkserziehungsbehörde neben den übrigen Staatsämtern aufstellen, einen eigenen Verdienstorden dafür einführen u. s. w., und damit seine Plane oder wenigstens einige zu Stande kämen, ruft er zum Schlusse alle Magyaren zu einer festen Eintracht und Vereinigung unter sich selbst auf, erklärt, er habe die Slawen seines Vaterlands gar nicht verdächtigen wollen, sondern ihnen nur voll „Theilnahme" für ihre Zukunft gute Rathschläge gegeben und so eine „Bruderpflicht" gegen sie ausgeübt, und endet, wie durchschnittlich alle von den Magyaren geschriebenen Broschüren, mit den glänzendsten Versicherungen und Auffoderungen zur Treue und Anhänglichkeit an das östreichische Kaiserhaus.

Dieser kurze Überblick möge genügen, zu zeigen, mit welchen Gegnern die ungarischen Slawen es zu thun haben, von welchen Grundsätzen sich dieselben leiten lassen und was sie Alles aufbieten, um den Haß der Nachbarvölker, die Besorgnisse der Regierung und den Abscheu jedes Freundes des Fortschritts der Völker auf sich zu laden. Im nächsten Artikel nun wollen wir sehen, mit welchen Gründen die Slawen den Magyaren antworten.*)

J. P. Jordan.

Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser, gezeichnet von H. Schneider. Nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen von F. Kohlrausch. Erstes Heft. Hamburg, Perthes. 1844. Lex. 8. 15 Ngr.

Angeregt durch einen Familienvater, der für seinen Sohn Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser nebst Lebensbeschreibungen derselben zu haben wünschte, faßte der verstorbene Perthes, der so gern Alles förderte, was deutschen Sinn athmete und nährte, den Gedanken, ein Buch zu liefern, das die getreuesten Abbildungen jener Fürsten mit gründlich abgefaßten Biographien derselben gäbe. Perthes benutzte seine Verbindung mit Gelehrten, Archiv- und Bibliothekvorstehern, um von den zuverlässigsten Abbildungen der deutschen Könige und Kaiser Kunde zu gewinnen, wie sie sich auf Urkundensiegeln, auf Münzen, Grab- und Denkmälern oder in Gebetbüchern und andern handschriftlichen Werken finden; und es fand sich in der Person des Prof. Schneider in Koburg ein Künstler, der die müh-

*) Den zweiten Artikel hoffen wir im nächsten Monat geben zu können. D. Red.

sam zusammengebrachten Bildnisse mit Fleiß und Geist zeichnete, worauf sie in der münchener xylographischen Anstalt in Holz geschnitten wurden. Die Lieferung des Textes übernahm Herr Oberschulrath Kohlrausch, ein Mann, der durch Kenntnisse, durch Übung auf dem Felde, für welches er in Anspruch genommen ward, und durch Gemüth sich recht zu einem solchen Werke eignete. Er dachte sich anfangs das Knabenalter als dasjenige, wofür er schreiben wolle; aber bald, da er erwog, daß die Biographie eines weitwirkenden Fürsten auch dessen Zeit und Volk berühren, und nicht blos obenhin berühren müsse, ward er inne, daß sein Standpunkt ein höherer, seine Aufgabe eine weitere und allgemeinere sein müsse; er faßte nun das reifere Knabenalter ins Auge, aber indem er dieses that, entstand ein Werk, das, da wir aus dem ersten Hefte auf das Ganze, noch im Werden Begriffene schließen dürfen, allen Lebensaltern, abgesehen von denjenigen, die aus der Geschichte ein eigenes Studium machen, genügen wird.

Den besten Maßstab für das vorliegende Werk gibt die „Deutsche Geschichte" desselben Verfassers. In jenem hatte er den Knaben im Auge, auf dessen Gemüth er zu wirken suchte; dies that er; und wie sein Streben anerkannt wurde und gelang, wovon elf Auflagen des Buches zeugen, so wuchs auch sein Bemühen, mit jeder etwas Gediegneres zu liefern. Sehen wir nun die Biographien an, so scheinen uns alle jene frühern Arbeiten nur eine Vorarbeit gewesen zu sein für diese; der Verf. spricht nicht blos zu Reifern, er selbst als Historiker ist reifer geworden. Sprache und Darstellung zeugen von dem Gemüth, welches das frühere Werk empfahl, aber sie sind gediegener, durchgebildeter. Hatte er sich in dem Zeitraume, worin jene elf Auflagen entstanden, mehr und mehr mit den Quellen bekannt gemacht, so haben wir nun die reifere Frucht dieser Bekantschaft; wir sehen auch hier, wie das großartige Werk, die „Monumenta Germaniae historica", gewirkt. Durch Aufsuchung des Einzelnsten in den Quellen, durch geschickte Anordnung auch der kleinsten zur Charakteristik dienenden Züge sind lebenvolle Bilder entstanden, wie Biographien sie vorhalten sollen. Aber wohl wissend, daß das Leben eines Einzelnen, und wäre es des Größten, nicht begriffen werden kann ohne Schilderung der Zeit, des Volkes, der gleichzeitigen bedeutenden Menschen, hat der Verf. auch für eine solche gesorgt. Männer, die in der deutschen Geschichte kaum oder gar nicht genannt wurden, wie die Enkel Karl Martell's, Adelhard und Wala, wie Elisachar, Hilduin, Rithard, sind in das Leben Karl's und seiner Söhne und Enkel geschickt eingeflochten; der Einfluß der Kirche, die Päpste und andere bedeutende Geistliche aufgeführt, Klosterstiftungen berührt; selbst Sagen, sofern sie den Eindruck schildern, den ein großer Geist auf das Volk gemacht, sind nicht verschmäht.

Was in der „Deutschen Geschichte" des Verf. besonders hervorleuchtete, das Gemüth, das waltet auch hier vorzugsweise, das spricht sich in der Auswahl Dessen, was mitgetheilt wird, in Darstellung und Stil aus. Das Große in einem Charakter wie Karl's hat den Biographen ganz erfüllt, das sucht er darzustellen; er verschweigt dabei nicht Das, was die Schattenseite macht, aber er geht leicht darüber hin. Und dürfen wir das tadeln? Ist nicht Das, was ein Mann Großes geschaffen, ist nicht der Eindruck, den er auf seine Zeit gemacht, der Einfluß, den er auf sie gehabt, die Stiftungen, die ihn überdauert, ist das nicht das Echte, das Wahre, was eigentlich überliefert werden soll? „Man kann", sagt Möser, „die Periode Karl's des Großen die güldene nennen; und wer die Capitularien dieses Mannes ohne Rührung lesen kann, wer seine Sorgfalt für den gemeinen Landeigenthümer, ohne von einer bewundernden und erkenntlichen Andacht zur Anbetung auf seine Knie gerissen zu werden, betrachten kann, der muß das Herz eines Finanzpachters besitzen und Glück und Größe überheben ihn einer gemeinen Rechenschaft." Hier und da mag vor den Lieblingen des Biographen das Eine und Andere zu sehr in Schatten getreten sein, wie vor Karl die Sachsen, die von andern Historikern anders geschildert sind; hier und da mag er in den Geschichtsbüchern gefunden haben, was eigentlich ihm gehört, was ihm besonders gefällt. Dagegen hätten wir über Einiges größere Ausführlichkeit gewünscht, wie über die Reichsverwaltung des großen Kaisers.

Für das Leben desselben, welches den Haupttheil des ersten Heftes ausmacht, ist natürlich Einhard Hauptquelle gewesen, ohne daß jedoch andere übersehen wären; besonders war es das in der Charakterschilderung. Kleine, von dem großen Manne aufbehaltene Züge sind gewissenhaft mitgetheilt; sie geben einer Biographie Leben; und möchten uns nur mehre aufbehalten sein! Ungern vermissen wir das Wort Karl's, das er seufzend sprach, als Paul Warnfried, nachdem er dreimal einer Verschwörung zu Gunsten der besiegten Longobarden überwiesen worden, vor den Richtern Augen und Hände zu verlieren verurtheilt war: „Wo würden wir Hände finden, welche die Geschichte so beschrieben wie diese!". Trefflich ist dagegen das über Alcuin und dessen Freundschaft mit dem Kaiser Gesagte.

Ist auch Karl, wie billig, der Hauptheld des ersten Heftes, so sind doch mit gleicher Treue und Sorgfalt die übrigen Karolinger dargestellt, und Konrad I., mit welchem das Heft schließt. Ausführlich und gewiß zur Freude und Belehrung vieler Leser ist, nach Rithard, der Bundeseid zwischen den Söhnen des frommen Ludwig erzählt, und eine Anmerkung zugefügt, welche die Sprache der Eidesformeln erläutert und in Kürze treffend zeigt, wie im Gegensatz gegen das Deutsche das Französische entstanden ist.

Möchte der treffliche Verf. durch seine anderweitigen vielen und bedeutenden Geschäfte nicht gehindert werden an rascher Fortsetzung des interessanten, lehrreichen Werkes, welches durch die Söhne des Mannes, der die Veranlassung dazu gab, in würdiger Weise ausgestattet ist. Daß dasselbe viele Leser haben werde, dürfen wir mit Sicherheit hoffen, da ja die Verleger, die bei eröffneter Subscription den Preis des Heftes auf 20 Ngr. ansetzten, mit Erscheinen des ersten denselben uneigennützig auf 15 Ngr. herabsetzen konnten. 92.

Notizen aus England.

Verlagsrecht des „Ewigen Juden".

Wie es anderwärts geschehen, so hat auch zu London der Herausgeber des „Courrier de l'Europe", B. Bohain, früher Herausgeber des „Figaro" und Präfect des Departements der Charente, mit Eugen Sue einen Vertrag über das Verlagsrecht des „Ewigen Juden" für England abgeschlossen. Aber Bohain bringt dies nicht, wie es anderwärts geschehen, zu dem Zwecke zur öffentlichen Kenntniß, um andere Herausgeber desselben Werkes mit gerichtlichen Verfolgungen zu bedrohen, sondern nur deshalb, um das Publicum darüber aufzuklären, wie er im Stande ist, die neuesten Lieferungen des „Ewigen Juden" früher zu geben als jede andere londoner Zeitschrift, und mit der Veröffentlichung zu Paris selbst gleichen Schritt zu halten.

Gleich den Leinenhändlern betheiligen sich jetzt auch die Buchhändler zu London an dem Streben, die geschäftliche Arbeitszeit abzukürzen. Letztere haben allerdings ganz besondere und eigenthümliche Veranlassung; denn da der größte Theil der Handelswelt bei der jetzigen Einrichtung keine Muße für Lecture und wissenschaftliche Beschäftigung hat, so haben die Buchhändler unter ihr auch nur eine geringe Anzahl von Kunden, was sich, wie man hofft, bei Durchführung der vorgeschlagenen neuen Einrichtung anders und zwar günstiger gestalten würde. Nachdem sie bereits im April eine öffentliche Versammlung zu diesem Zwecke gehalten haben, ist jetzt von ihnen eine von ungefähr 400 Theilnehmern unterzeichnete Denkschrift ausgegeben worden, in welcher sie vorschlagen, die Geschäftslocale in Zukunft um 7 Uhr zu schließen. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 258. —— 14. September 1844.

Aus der Zeit und dem Leben. Von Karl Gutzkow. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 2 Thlr.

Zeit und Leben bezeichnen sehr treffend das eigentliche Feld Gutzkow's, dieses praktischen, merkwürdig regsamen, Alles versuchenden Geistes. Gutzkow, wie jeder seiner Mitstrebenden ein Sohn der Zeit, ist doch mehr als mancher Andere zugleich ein Agent der Zeit. Agenten braucht ja eine jede Zeit, und weiß sie auch immer so zu rüsten, wie sie ihr dienen können. Unsere wühlende, nach einem Durchbruch drängende Zeit braucht, besonders unzufrieden, gegen das widerstrebende Alte elastische, zugleich aber zur Auffindung neuer Richtungen gespannte Geister. Auch weiß jede Zeit ihre Agenten am rechten Fleck zu fassen. Ein schwärmerisches Jahrhundert ergreift enthusiastische, fanatische Gemüther; ein kaufmännisches Zeitalter wie unseres wird mehr den Geist und Verstand durch Geschäftsantheile in Anspruch nehmen. Vielleicht ist es daher nicht ohne Bedeutung, daß — wie die Gegenwart noch immer keine freiströmende Richtung finden kann — Gutzkow nach einer festen Stellung sucht und so in verwandtem Bedürfniß und Interesse mit seiner Zeit steht, um desto entschiedener in ihrem Sinne und nach ihren Absichten zu schaffen und zu streben. Es war immer Gutzkow's Klage, der Staat thue nichts für die Literaten. Um sich daher selbst zu helfen, gründete er früher einen „Telegraphen" und bemühte sich dann um einen festen Platz bei einem Theater. Beide Richtungen haben sich eine Zeit lang in seine regelmäßigen Arbeiten getheilt, bis ihn das Theater dem „Telegraphen" mehr und mehr entzog. Manche glauben, daß weniger ein inneres Bedürfniß dramatischer Schöpfungen als vielmehr das äußere einer dramaturgischen Stellung unsern geistvollen Autor der Bühne zugeführt habe. Diese Frage liegt indeß dem Ref. bei Besprechung eines Buchs fern, das keinen Bezug zur Bühne, sondern vielmehr eine Herkunft vom „Telegraphen" hat. Es führt uns nämlich eine Anzahl der im Schoose jenes Journals getragenen Kinder zu, die wol noch entschiedener als die dramatischen Sachen Gutzkow's das Gepräge der Zeit und des Lebens an sich tragen. Wir fürchten nicht, daß der Autor damit einen völligen Abschluß seiner Journalthätigkeit beabsichtige. Die Vielseitigkeit seines Talents und seiner Kenntnisse, die Lebhaftigkeit seines Geistes, das für die Atmosphäre der Gegenwart so reizbare Gemüth, die stets blank gezogene, schlagfertige Feder werden ihn immer wieder zu den Fragen des Tages hintreiben. Zeit und Leben bedürfen auch noch lange so scharfer, auf Staat und öffentliches Handeln gerichteter Geister, die da pflügen und die Schollen umwenden. Wenn dann die Aussaat der Zukunft, von unsichtbarer Hand geworfen, aufgehen soll, wird es unserm Geschlecht auch nicht an neuer Wärme, Ehrfurcht und Begeisterung fehlen. Fangen doch Männer wie selbst Gutzkow bereits an, mehr als früher von Thränen angewandelt zu werden: sollte das nicht schon auf befruchtende Niederschläge deuten? Die Barometer der Gegenwart wollen sich in Hygrometer der Zukunft verwandeln.

Auch in den verschiedenen Mittheilungen des vor uns liegenden Buchs spricht sich weniger eine scharfe, angreifende, als vielmehr eine zusammenfassende, anerkennende Anschauungsweise unsers Autors aus. Überhaupt enthält das Buch hinter seinem treffenden Titel viel Treffliches. Daß es nur Gesammeltes, durch das Journal schon Ergangenes bringt, vermindert seinen Werth nicht, sondern legt ihm noch ein Verdienst des Autors zu. Denn der „Telegraph", Gutzkow's früheres Organ, hat immer nur ein ausgesuchteres Publicum gehabt; überhaupt aber flattern die Tagesblätter, zumal die von gemischtem Gefieder, viel zu rasch und oft noch unter fremdem Geräusche durch die Hände der Leser, zu rasch wenigstens für Mittheilungen von solchem Gehalt und Gewicht, wie Gutzkow seinen anregenden kleinern Arbeiten mitgibt. Das Feuilleton, die Anekdote, das Witzwort, die Alltagsnovelle eines Journals mögen etwa noch auf dem Casino unter dem Knall der Billardkugeln oder zu Hause unter ernsten Arbeiten, ein halb Stündchen vor dem Journalwechsel, gelesen werden. Diese bedeutenden Sachen Gutzkow's werden daher vielen Lesern noch neu, und den alten zum zweiten Mal willkommen sein. Wir wollen jetzt den Inhalt des Buchs kurz andeuten.

„Die Königin der Nacht" ist eine Erzählung von geistreicher Physiognomie, in der das Lächerliche mit dem Sinnigen anmuthig wechselt. Doch erscheint sie wol mehr reizend als befriedigend; denn die Verwickelung

führt durch zu viel unwahrscheinliche, mit verrathener Absicht zusammengebrachte Lagen. Der Leser soll, wie die Prinzessin in der Novelle selbst, dem Wohlgeruche der Blume durch alte Gänge, über finstere Treppchen nachgehen, was er freilich doch noch eher thut, als es — aller Hoferziehung nach zu urtheilen — die Prinzessin gethan haben kann. Daß die verlassene Geliebte des Prinzen, die Sängerin Lodoiska, zum Blumenfeste der prinzlichen Braut herbeischleicht und es doch nicht abwartet, daß sie in ihrer Herzensverzweiflung doch den wachthabenden Offizier neckt, daß dieser selbst, um der Witze des Autors willen, ein Tölpel sein muß, daß er zur Blumenwacht beordert wird, wozu eigentlich ein Kammerdiener der rechte Mann gewesen wäre, wenn man nicht durch Verschließung der versteckten Thüre zum Seitenbau die ganze Wacht hätte sparen wollen: dies und noch manches Andere erscheint als gesucht und verstimmt die heitere Anlage des Ganzen. Die etwas erzwungenen Späße rächen sich denn auch dadurch, daß die Prinzessin ohne Absicht des Autors lächerlich wird; indem wir sie, im wahren Sinne des Worts, der Nase nach gehen und die eine Königin der Nacht durch den Geruch der andern auffinden sehen, wo sie alsdann der ehemaligen Geliebten ihres Bräutigams geistreiche Winke über das Verhältniß eines Prinzen zu einer Sängerin gibt.

„Winterphantasien" bringen kurze und ein wenig kalte Monologe, wie sie einem geistreichen Mann in gemüthlich bewegten Abendstündchen, wenn das Journal und die Gesellschaft überstanden sind, als Nachklänge seiner Geistesarbeiten und Interessen aufsteigen. Er selbst weiß, wie viel er dabei gefühlt und gedacht hat, und Beides ist mehr, als der Leser leicht darin findet.

„Zerstreute Blätter über Zeiterscheinungen" erzählen zwei Besuche des Autors bei dem durch seinen Tod über sein Leben berüchtigt gewordenen Oberregierungsrath Tzschoppe, dem die preußische Censur als ihrem obersten Wärter die gesunde Vernunft gestrichen hatte; geben ferner eine Herbstphantasie über die öffentlichen Feste von 1842 und eine publicistische Betrachtung über Parteifähigkeit der Deutschen sowie über die Freiheit der Zerrbilder. Was Gutzkow hierbei vom Verhältniß der Preßfreiheit zu öffentlichen Instituten vorbringt, ist nicht so durchaus wahr, daß nicht auch das Gegentheil darzuthun wäre. Daß die Caricaturfreiheit am Bau der Volksfreiheit der Besen des lustigen Schornsteinfegerjungen sein soll, scheint gerade nicht so nothwendig, daß sie nicht auch der Kehrbesen für den Platz sein könnte, wo der Bau errichtet werden soll. Gutzkow sieht Preßfreiheit ohne vorherige politische Toleranz für schädlich an, wie für nothwendig zur Erlangung politischer Toleranz. Der Aufsatz trägt überhaupt eine Farbe, die einem Manne wie Gutzkow nicht gut zu Gesicht steht. Und endlich werden noch die Mittheilungen des Bischofs Eylert über den verstorbenen König von Preußen besprochen und auf einen Widerspruch aufmerksam gemacht, der, nach jenen Mittheilungen, die liebenswürdige Frömmigkeit des Privatmannes mit den Pflichten des Regenten in Collision bringt.

„Italienische Fragmente" theilen die Anschauungen und Eindrücke mit, die Gutzkow auf einer Fahrt durch die Schweiz nach Mailand und Genua erhalten hat. Sie machen den Hauptinhalt des Buchs aus. Wir gestehen gern, daß sie einen sehr günstigen Eindruck auf den Leser gewähren. Ein Reichthum von Wahrnehmungen ist mit Geist und Unbefangenheit aufgefaßt und mit Milde und Anmuth dargeboten. Die Mittheilungen sind so anziehend, daß sie ihre fragmentarische Gestalt bedauern und nach Ergänzung der Fahrt fragen lassen. Der gute Blick des Beobachters erhebt sich an den rechten Stellen durch die Phantasie des Poeten zu anschaulichen Landschaftsgemälden. Schade, daß wir hier keine Auszüge mittheilen, keine Besprechungen darüber anknüpfen dürfen!

„Die Kunst, Könige zu bedienen", enthält heitere Betrachtungen über eine Druckschrift des Herrn von Malortie in Hanover, „Der Hofmarschall" betitelt. Der Aufsatz ist mit vieler Laune geschrieben und mit leisem Spott durchzogen, der aber mehr spielt als wehe thut.

„Diese Kritik gehört Bettinen" ist eine Dithyrambe auf das bekannte Buch der Frau Bettina. Gutzkow, der sonst beim besten Buche lieber unter der Linie der Anerkennung bleibt, schwärmt diesmal weit über diese Linie hinaus. Die Erscheinung ist interessant und freut Ref., obgleich er keinen ähnlichen Eindruck von dem sogenannten Königsbuche gehabt hat. Im Gegentheil! Bei aller Anerkennung des bedeutenden Inhalts, ja gerade um dieses Inhalts willen, waren ihm diese Bettinasprünge widerwärtig. Ihm schien, was Gutzkow als frische Quellflut genossen hat, doch mehr mit Schaumwein zu vergleichen, wofür es Gutzkow ausdrücklich nicht genommen haben will. Ob Ref. es berauschend nennen sollte, wußte er nicht. Da Gutzkow jedoch das Buch auf gleiche Höhe mit Dante's „Komödie" und zugleich mit Kant's „Kritik der reinen Vernunft" stellt, so muß es wirklich etwas Berauschendes haben. Dennoch soll, wie Gutzkow selbst sagt, das Buch nichts enthalten, als was Tausende vor der Verf. schon gedacht haben, ja, was allgemeine Ansicht sei. So wäre es also nur der Muth, es auszusprechen, und die bizarre Weise der Darstellung, was dem Buche den außerordentlichen Werth gibt? Und gerade diese Darstellung! Gutzkow meint, das Buch behandle zu ernste Fragen, als daß es komisch habe schließen dürfen. Richtig, es behandelt zu ernsthafte Fragen, als daß es überhaupt so komisch hätte abgefaßt sein dürfen. Ref. gehört nicht zu Denen, die sich vor Bettina's Gedanken entsetzen oder bekreuzen, wohl aber zu Denen, die vor dem genialen Kobold erschrecken, der hinter all' dem Aufwande mit so viel Selbstbewußtsein hervorbricht und sich indirect sagen läßt oder selbst sagt: „Ja, Sie sind eine außerordentliche Frau. Sie sind gewiß die merkwürdigste Frau unsers Jahrhunderts; Sie haben einen männlichen Geist, ja

den haben Sie, meine Bewunderung geht ins Erstaunen über." Indeß warnt Gutzkow selbst davor, jede Behauptung in dem Buche wörtlich zu nehmen, um nicht zu den Langweiligen gezählt zu werden, daher wir es denn auch mit seiner Kritik so halten wollen.

Viel gemessener und gehaltener ist der nun folgende Aufsatz über „Ph. J. von Rehfues", in welchem der Verf. die Stellung und Verdienste, die Schriften und Gesinnungen dieses bedeutenden Mannes würdigt.

Noch anziehender und sehr interessant sind die „Erinnerungen an Seydelmann". Sie sind zugleich mit Lebenserinnerungen des Verf. selbst durchflochten. Gutzkow hat mit diesem Künstler in persönlichen Beziehungen gestanden und an ihm einen wesentlichen Theil seiner dramatischen Studien gemacht. Das besondere Naturel Seydelmann's, dieser von Ehrgeiz und Mistrauen gepeinigte Charakter, die eigenthümliche Begabung des Mannes, die sich mit aller Anstrengung aus beschränkter Tiefe zu einer erstaunlichen Breite hervorarbeitete, die Kämpfe desselben mit seinem unglücklichen Gemüth sowol als mit seinen Umgebungen sind klar und scharf skizzirt. Hier und da rückt der Verf. eine Coulisse hinweg und läßt uns flüchtig hinter die Bühnenwände blicken, wo Seydelmann sich anstrengt oder ärgert. Aber er führt uns noch lieber in die Wohnung des Künstlers, um uns mit einem sittlichen und zartfühlenden Menschen in seiner geistigen Originalität und in seinen tiefen „anonymen" Seelenleiden bekannt zu machen. In der Art, wie der Verstorbene geschildert, getadelt und vertheidigt wird, erscheint Gutzkow durchaus achtbar und liebenswürdig, wahr und wohlwollend. Zugleich ist der Aufsatz edel und schön geschrieben — ein würdiger Kranz auf das Grab eines Künstlers. H. Koenig.

Taylor's Revolutionsgeschichte.

Eins der beachtenswerthesten neuern englischen Geschichtswerke ist W. C. Taylor's „The revolutions, insurrections and conspiracies of Europe" (2 Bde.). Zwar hat Taylor in den bis jetzt erschienenen beiden ersten Bänden seine Arbeit noch nicht zu Ende gebracht, aber die Entwickelung seines Planes ist in denselben bereits so weit ausgeführt, daß sie eine hinlängliche Anschauung zur Begründung eines sichern Urtheils über das Ganze gewähren. Man würde sich sehr täuschen, wollte man, etwa von dem Wortlaute des Titels irre geleitet, in dem Werke nur eine skizzenhafte Darstellung der verschiedenen Revolutionsgeschichten, die Schilderung einzelner Aufstandsscenen oder die besondere Enthüllung dieser und jener Verschwörung suchen; dasselbe faßt vielmehr die in seinen Bereich gehörigen oder in denselben gezogenen Theile der Geschichte in einem festgeschlossenen Plane zusammen, welchen der Verf. in den vorliegenden Bänden mit unverrücktem Augenmerke verfolgt. Des Verf. Zweck besteht in dem Nachweise, wie das vorhandene Gebäude der jetzigen Gesellschaft aus den Grundlagen früherer Zeitalter heraus- und emporgewachsen ist; er weist diejenigen seiner Bestandtheile nach, welche aus den Trümmern einer nunmehr veralteten Civilisation in dasselbe mit hinübergenommen worden sind; er wählt unter der Masse der Begebenheiten und Grundsätze, welche durch die christlichen Jahrhunderte hindurch in stetem regem Kampfe mit einander begriffen gewesen sind, diejenigen aus, welche mit überwiegender Gewalt unserm Zeitalter Gestalt und Ausdruck verliehen haben; denn nach Taylor's Ansicht sind alle die großen politischen und religiösen Fragen, welche noch jetzt die Menschheit in Zwiespalt setzen, schon während jener Zeit intellectueller Verfinsterung, aber großer geistiger Thätigkeit in das Leben getreten, welche wir das Mittelalter nennen. Die Schwierigkeiten der von Taylor unternommenen Untersuchung, welche in der großen Mannichfaltigkeit der handelnden Personen wie in der Verwickelung der Begebenheiten liegen und fast die Unmöglichkeit ergeben, diese durch das Dämmerlicht der Vergangenheit und durch die verschiedenartige Beleuchtung der neuern Zeit hindurch in ihren wahren Verhältnissen und in ihrem genauen Zusammenhange zu erkennen; die Vorurtheile und die Masse falscher Angaben und Behauptungen, auf welche man in diesem Gebiete der Geschichte stößt, hat der Verf. mit dem scharfen und durchdringenden Blicke, mit der schätzenswerthen Gabe, das Allgemeine hervorzuheben, und mit der sichern logischen Gewandtheit gehoben und vermieden, welche allein dem philosophischen Geschichtschreiber einen günstigen Erfolg verbürgen, und er hat seinen Gegenstand nicht nur von allem solchen falschen Beiwerke gesäubert, sondern auch von der Darstellung desselben Alles entfernt gehalten, was wegen seines geringern Gewichts sich nicht als wesentliche Bedingung seiner allgemeinen Ergebnisse und in nothwendigem Zusammenhange mit seinem umfassenden Plane stehend erwies, die Folge der gewaltigen Ursachen nachzuweisen, als deren letztes Ergebniß der Zustand des moralischen und politischen Lebens des jetzigen Europa vorliegt. Die Auswahl der geschichtlichen Thatsachen ist daher den Zwecken untergeordnet, welche der von dem Verf. entworfene Plan umfaßt; er hebt aus dem reichen, überströmenden Schatze derselben nur diejenigen heraus, welche als leitende und bedingende Ursachen nothwendig in den Zusammenhang gehören, um die ineinandergreifende Aufeinanderfolge derselben zur deutlichen Ansicht zu bringen; und dieses Verfahren ist ihm in hohem Maße gelungen, indem er die wesentlichsten Thatsachen in Verbindung mit den am meisten hervortretenden Charakteren in einer Weise darstellt, welche eine lebendige Erzählung bildet, ohne den philosophischen Plan des Werkes zu verwischen.

Als die drei großen Umwälzungen nun, welche dem gesellschaftlichen Zustande Europas während des Mittelalters Inhalt und Form verliehen haben, bezeichnet der Verf. die Gelangung des Christenthums zu politischer Anerkennung und Verfassung; sodann das Auftreten thatkräftiger, wennschon fast barbarischer Völkerstämme als Nachfolger und Überwinder der durch eine verderbte Civilisation geschwächten ältern Völker; und endlich den Kampf, welchen die aus den beiden erstern Ursachen hervorgehenden Systeme um ihre Existenz mit dem rivalisirenden Systeme des Mohammedanismus im ersten Feuereifer seiner Jugendzeit zu bestehen gehabt haben. Der zusammenhängenden übersichtlichen Darstellung dieser drei Umwälzungen ist der erste Band des Werks gewidmet. Unter den in diesem enthaltenen Untersuchungen bildet einen der geistvollsten und am meisten durchgearbeiteten Theile die Darstellung des politischen Charakters des Kampfes, welcher stufenweise das Christenthum auf den Trümmern des römischen Heidenthums zu einer festen Stellung erhöhte. Jene politische Seite dieses Kampfes ist allerdings namentlich von Seiten der Kirchenhistoriker mehr als billig, nicht selten sogar gänzlich übersehen worden in Folge eines unbeweglichen Festhaltens der Auffassung, welche aus der Zeit selbst stammt, in welcher jene Umwälzung vor sich ging, indem man damals von Seiten der christlichen wie der skeptischen Partei seine Aufmerksamkeit einzig auf die Gegensätze des Glaubens beschränkte und kaum ahnte, daß dieser Streit nur ein Theil des Kampfes zwischen zwei gesellschaftlichen Systemen war, deren keins von beiden ohne die gänzliche Vernichtung des andern bestehen konnte. Freilich scheint Taylor seine Ansichten über diesen Gegenstand für neuer und ihm selbst eigenthümlicher zu halten, als es in Wahrheit

der Fall ist. Seiner ziemlich ausführlich dargelegten Auffassung von der ursprünglichen, natürlichen Verbindung zwischen der politischen Verfassung Roms und der in ihr enthaltenen staatlichen Einrichtungen und zwischen den religiösen Elementen des römischen und italischen Volksthums, nicht nur in der mythischen Zeit des Königthums, sondern auch in der geschichtlichen der Herrschaft, sowol der Aristokratie als nachmals der Demokratie in der Republik, sowie in der alles ursprüngliche Wesen zersetzenden und die Formen nur um der Form willen beibehaltenden Kaiserherrschaft, liegen durchaus dieselben Ergebnisse zu Grunde, welche die deutsche Geschichtsforschung schon seit Jahren zu Tage gefördert hat, welche die Gelehrten in England aber längere Zeit hindurch theils nur oberflächlich aufgefaßt, theils nicht genügend zu würdigen verstanden, theils vornehm ignorirt haben. Als den Hauptschlag, von welchem der Polytheismus nie wieder erstand, stellt Taylor die Entfernung der Residenz von Rom dar, in welcher er zugleich die Vernichtung der alten aristokratischen Verfassung (Formen?) des Kaiserreichs erblickt. Neben dem Gemälde des Verfalls der alten Religion gleichmäßig her schreitet in gewandter und deutlicher Ausführung die Darstellung der allmäligen Ausbreitung der christlichen Ketzerei, wie sie von dem antiken politisch-religiösen Standpunkte aus mit Recht genannt werden kann. Die Bürgerkriege dieser Zeit, wenn anders die Kämpfe der zahllosen Thronprätendenten so genannt werden können, leitet der Verf. von den Versuchen des Senats und Volks zu Rom, ihrer Stadt die Würde der Kaiserstadt zu erhalten, her; sie sind ihm ein Kampf zwischen dem alten politischen System und dem neuen. Die Erwartung auf einen Erfolg dieser Versuche mußte mit der definitiven Verlegung des Sitzes des Reichs an die Ufer des Bosporus gänzlich verschwinden, wennschon sie bei den verrotteten Anhängern des alten Systems erst mit der Einnahme Roms durch die Gothen bis auf die letzte Spur erlosch. Die Anerkennung des Christenthums endlich als einer positiven Anstalt mittels der Berufung der Kirchenversammlung von Nicäa war der erste äußerliche Schritt auf der Bahn, welche dasselbe endlich zum Gewinne der vollen Herrschaft über den alten Aberglauben geleitete. Der Charakter Konstantin's, des Hauptwerkzeugs in der Hand der Geschichte zur Vollendung dieser Bewegung, ist mit geistvoller Schärfe aufgefaßt, die Schilderung seiner Politik einer nähern Beachtung nicht unwerth.

„Die sehr voneinander abweichenden Gesichtspunkte", sagt Taylor, „unter welchen man die religiöse Politik Konstantin's aufgefaßt hat, rühren her von einem Mangel an genauer Unterscheidung zwischen den östlichen Provinzen, in welchen seine Verwaltung eine unbeschränkte war, und zwischen seinen westlichen Besitzungen, wo sein Gang durch alte Verfassungsformen gehemmt war und ihm von denjenigen Classen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, welche er allein dazu verwenden konnte, die Maschine seiner Regierung in Bewegung zu setzen. Während das Übergewicht der christlichen Kirche in dem einen Theile des römischen Gebiets fest begründet war, war gesetzliche Duldung ihres Daseins das Äußerste, was in dem andern zu erreichen war. Alle Schwierigkeiten sind gehoben, wenn man in Konstantin zwei verschiedene Charaktere anerkennt: den eines Kaisers des Ostens und den eines Kaisers des Westens; der Erstere war Christ aus eigener Macht, der Letztere Heide, oder zum mindesten indifferent aus Nothwendigkeit. Als Konstantin sich zu Gunsten des Christenthums erklärte, war fast der ganze Westen dem neuen Glauben entgegen: der römische Senat und Adel, alle gewerblichen Körperschaften, die Municipalmagistrate der andern Städte; die große Masse unter den Behörden in der bürgerlichen Verwaltung und im Heere waren alle dem Polytheismus ergeben, und die Christen, welche zum größten Theil unbekannt und insgeheim in den Städten lebten, betrugen nicht den zwölften, wahrscheinlich den zwanzigsten Theil der gesammten Bevölkerung. Selbst der Fanatismus würde davor zurückgebebt haben, sich in einen Kampf bei solcher gefährlichen Ungleichheit einzulassen; aber Konstantin war kein Fanatiker, am Ende war er sogar kein sehr eifriger Christ. Die letzten Jahre seines Lebens waren einer trägen Schwelgerei gewidmet, welche nicht selten in anstößige Ausschweifung ausartete, und weder er noch die östlichen Bischöfe, von welchen er umgeben war, schienen die mindeste Aufmerksamkeit auf die westliche Christenheit gerichtet zu haben. Es ist nicht nöthig, auf eine Betrachtung der persönlichen Fehler einzugehen, welche dem ersten christlichen Kaiser zur Last fallen; wie in dem verwandten Falle Heinrich's VIII. und der britischen Reformation müssen wir ihn als ein Werkzeug betrachten, welches unbewußt die großen Entwürfe der Vorsehung vollführte, während er nur Befriedigung seiner eigenen selbstischen Zwecke suchte."

Der übrige Theil dieses Bandes enthält mehr bekannte, durch ihre zum Theil romantische Färbung mehr populaire Gegenstände der Geschichte, reich an anziehenden Begebenheiten. Der Einfall der Mauren in Spanien und ihre Festsetzung daselbst, ihre Einfälle in Frankreich, die normännischen Einfälle in Frankreich, England und Irland mit lebendigen Schilderungen der einzelnen Charakterzüge und Thaten der Seekönige und mit Proben aus den Sagas füllen ungefähr drei Viertheile desselben. Der zweite Band beschreibt ausführlich die Folgen jener drei Hauptbewegungen: den langen Kampf zwischen dem feudalistischen und dem papistischen Systeme; er gibt eine faßliche Übersicht über die Geschichte und Verfassung des Lehnswesens und erörtert die mannichfaltigen Abwandlungen des Geistes barbarischer Abenteuersucht zur Begründung des Ritterthums, die wilden Zeiten der Kreuzzüge und die Gründung der Feudalmonarchie zu Jerusalem. Endlich schildert er den stetigen Fortschritt der Volkssache und die denselben störenden bedeutenden Aufstände der Bauern und der Mittelclassen gegen den Feudaldruck, wie den Bauernkrieg Wat Tyler's und Cade's in England, und die Kämpfe der Jacquerie in Frankreich und den edeln Widerstand der Bürgerschaft von Flandern für ihre Freiheiten unter Philipp von Arteveld. Die noch nicht erschienenen Bände werden gewissermaßen eine Ergänzung des vorliegenden geschichtlichen Hauptwerks bilden und die Bewegungen schildern, welche, mehr vereinzelt dastehend, nicht ein allgemeines Interesse an sich tragen, aber dennoch zugleich wichtigen, einzeln wirkenden Principien zum Ausdrucke dienen. 129.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Friedrich Schiller

als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken

von

Karl Grün.

Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Auch in fünf Heften à 16 Ngr. zu beziehen.)

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 259. —— 15. September 1844.

Der Grundadel und die neuen Verfassungen, von Friedrich Liebe. Braunschweig, Meyer sen. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ohne Zweifel ist in Deutschland seit Anbeginn unserer neuesten Geschichtsepoche, die wir vom Wiener Congreß datiren müssen, auf der staatlichen Seite des Lebens viel und schwer, nicht ohne sehr schlimme Folgen, gefehlt. Man klagt Individuen deshalb an, mit mehr oder minderm Recht und Unrecht. Der eigentliche tiefere Grund des Übels lag jedoch darin, daß man allgemein weder das Gewesene und Untergegangene (trotz alles Versenkens in die germanische Vergangenheit und alles Redens von der Geschichte), noch das Gewordene und Vorhandene, das Lebendige und noch Lebensfähige, die Verhältnisse, die socialen Zustände, wie sie waren, klar und richtig ansah und beurtheilte, und schon deshalb außer Stande war, zu thun, was man hätte thun sollen, deutlich zu wissen und zu sagen, was man wollte; denn Wünsche und Allgemeinheiten, worin man so ziemlich einig war, genügten nicht, das rechte, zum höchsten dunkel vorschwebende Ziel einer genügenden und dauerhaften stattlichen Neugestaltung zu erreichen, wären auch die egoistischen Interessen außer dem Spiele geblieben, so viel sie ihrerseits verdorben haben, was nicht in Abrede gestellt oder verhüllt werden soll. Ein Blick nur auf die politische und staatswissenschaftliche Literatur jener unserer Zeit lehrt ohne Frage, daß wir ungemeine Einsichtsfortschritte gemacht haben. Ein Buch wie das obengenannte wäre 1815 und vielleicht noch vor zehn Jahren unmöglich gewesen. Allein je mehr es zeugt von vorgeschrittener heller politischer Erkenntniß, desto mehr macht es doch auch den Eindruck, daß die letztere bei uns noch immer sehr mangelhaft ist. Je mehr Begriffe es aufklärt, ein je helleres Licht es über so manche Verhältnisse verbreitet, desto lebendiger werden wir uns der Menge und Größe der Unzulänglichkeiten, Unfertigkeiten und Confusionen bewußt, worin und woran wir leben und leiden. An dem Buche ist dies nun freilich eine wesentlicher Vorzug. Es ist mit seiner gleich großen Tiefe und Klarheit um so mehr werth in einer Zeit, wo die Politiker, die Praktiker wie die Theoretiker, die Staatskunst und die Wissenschaft, so confus werden und gemacht werden, wie sie es vielleicht noch niemals waren, sodaß wir besorgen müssen, es werde uns mit der gewonnenen Einsicht alle Freude an dem mühsam gewonnenen Fortschritte, der Nutzen desselben und die Hoffnung zu einem stetigen fernern gründlich zerstört werden. Man kann fast sagen, es geht schon mit unserm staatlichen wie mit dem Thurmbau in Babel.

In einer solchen Sprach- und Ideenverwirrung ist ein so wahrhaft aufklärendes Buch von besonderm Werthe und eine seltene Erscheinung. Es sei der Lecture dringend empfohlen, vor zehn und wieder zehn andern. Es setzt eine massenhafte Kenntniß voraus und vermeidet allen Gelehrsamkeitsprunk. Es ist schwer von stofflichem Inhalt, und geht leicht einher, weil der Verf. des Stoffes so mächtig ist. Es ist ein gründlich gelehrtes, und mit Geschmack und Eleganz geschrieben. Die Schreibart ist gedrungen, körnig und spiegelklar. Der Verf. vereinigt Energie und Frische der Ideen mit größter Besonnenheit, Milde mit Schärfe des Urtheils wie des Ausdrucks, die Bildung der Schule mit der der Praxis. Er kennt die wirklichen staatlichen Zustände auf den Grund und durchdringt sie mit philosophischem Blicke. Er steht auf dem Boden der Zeitphilosophie und redet gemeinverständlich; er ist ihrer mächtig, statt sich blos einige Fertigkeit in ihrer Kunstsprache erworben zu haben. Er ist ein reicher Mann an Ideen, und kann deshalb die Extravaganzen verschmähen, die jetzt so Vielen dienen müssen, ihre Armuth an Studium und Gedanken zu bedecken. Er hätte sein Buch nicht ohne große Überlegenheit schreiben können, und macht keine gegen den Leser geltend. Auf allen vierthalbhundert Seiten findet sich kein einziger Satz im Buche, der nicht leicht zu verstehen wäre.

Allein mit großer Aufmerksamkeit, mit scharfem Nachdenken will es doch gelesen sein. Einer eindringenden umfänglichern Kritik ist es nicht blos werth, sondern auch bedürftig. Es kann sein, und ist immer so, wo Tiefe, wo Ideenreichthum ist, daß man alle einzelnen Theile eines Buchs oder andern Geisteswerks deutlich versteht oder übersieht, und doch ihrer Harmonie, des innern Zusammenhangs, des Grundgedankens sich nicht deutlich bewußt wird, doch nur unvollständig zum rechten Würdigen gelangt, zumal beim ersten Überblicke

Wir haben es hier nicht mit dem nur zu gewöhnlichen vagen und leeren Raisonniren und Expectoriren über öffentliche Zustände, dem Politisiren unterer Classe, zu thun, das dem Verf. mit Recht, und auf seinem Standpunkt und bei seiner Geisteshöhe sehr natürlich äußerst zuwider ist. Es gilt ihm, die ernstern Geister zu gewinnen, die Denkenden zu beschäftigen, der Gesetzgebung Fingerzeige zu geben, die Wissenschaft, die Einsicht von dem Punkte, bei welchem sie angelangt, weiter zu führen. So gilt es zu prüfen, ob er nicht irre leitet, ob er überall auf sicherm Boden sich fortbewegt, bevor wir ihm folgen, seine Gedanken uns aneignen. Außerdem deutet er Manches nur an, überläßt es bisweilen dem Leser, die Folgerungen aus den Begründen des Buchs selbst zu ziehen. Er strebt, die Ideen von individuellen Stimmungen unabhängig zu machen, und sollte es ihm gelungen sein, die Einflüsse der letztern gänzlich von sich abzuhalten?

Eine umfänglichere Kritik wird durch räumliche Rücksichten hier ausgeschlossen. So bleibt nur übrig, seinen Ideengang darzulegen und etwa ein paar Bemerkungen anzuknüpfen.

Man sieht wol, nicht blos die Reactionsversuche des Adels überhaupt, sondern die neuerlichen speciellen im Herzogthume Braunschweig haben ihm den nähern oder entferntern Anlaß gegeben, obwol er speciell gar nicht davon spricht. Auch die verunglückten schriftstellerischen Versuche der reactionnairen braunschweigischen Adelscoterie und ihre Schriftsteller selbst erhalten, ohne genannt zu werden, nur einige gelegentliche Seitenblicke. Sie werden nach der Beschaffenheit der letztern auch nicht mehr wünschen; werden, mit so viel geistiger Vornehmigkeit behandelt, keine weitere Beachtung, Herablassung und Demüthigung begehren.

Der Verf. nimmt seinen Standpunkt hoch über ihrer Sphäre, allgemein, wissenschaftlich, und so nimmt auch dieser Bericht keine nähere Notiz davon. Der Verf. will die allgemeine, Gegenwart und Geschichte leitende Vernunft gegen die blos individuellen Wünsche und egoistischen Liebhabereien einer Classe in Schutz nehmen. Die Adelsverhältnisse führen ihn auf die neuern Verfassungen, die er einer scharfen wissenschaftlichen Kritik unterwirft.

Die „Adelsverhältnisse" sind der Ausgangspunkt im ersten Abschnitte des Buchs. Sie haben sich geändert und werden sich im Laufe der Geschichte noch mehr ändern. Die Geschichte achtet nicht auf Interessen, ist rücksichtslos und grausam. Es fragt sich, kann der Adel bei dem dermaligen Zustande der Gesellschaft und den Entwickelungen, die derselbe bedingt, seine Existenz behaupten, und unter welchen Modificationen? Es ist besser, statt der in der Geschichte lebenden und wirkenden mysteriösen Macht blindlings zu vertrauen, sich offen und klar über den Streitpunkt zu verständigen. Die vernünftige Ansicht, welche hierdurch gewonnen werden kann, ist dann auch eine historische Macht, aber keine mysteriöse und grausame, sondern eine friedlich und heilsam wirkende, und wenn sie die Zeit zu durchdringen und zu leiten mächtig genug geworden ist, so wird die Umwandlung nicht das Werk einer blinden Zerstörung sein, sondern das Neue wird aus dem Alten wie aus einer sanft und schmerzlos abgestreiften Hülle hervorgehen. Sehr wünschenswerth ist eine Verständigung darüber, was oder wie viel von den Adelsrechten oder Vorzügen nach den gegenwärtigen Verfassungszuständen als gültig und mit den letztern verträglich zu conserviren, gesetzlich zu sanctioniren, oder als bloße Ruine dem Verfalle zu überlassen ist. Diese Verständigung ist noch nicht erreicht; weder durch die raisonnirende Skepsis der Aufklärungsperiode, die es nur bis zum Kritisiren, nicht aber dazu brachte, das wirklich Vernünftige in dem Bestehenden zu erkennen, noch durch das als historische Ansicht vertheidigte Geltenlassen alles historisch Gewordenen und Gegebenen. Vielleicht die zahlreichsten Erörterungen über den Adel sind nichts als Ergüsse des Unmuths, mit welchem der Bürgerliche auf die Adelsvorrechte, der Adel auf das Andrängen der demokratischen Elemente sieht. Das Misbehagen beider Theile hat seinen guten Grund, aber mit dem Aussprechen dieser Empfindung wird der Sache selbst nicht geholfen, und deshalb sind alle von diesem Standpunkte ausgehenden Erörterungen, bei denen stets beide Theile recht haben, ohne Werth. Es ist gänzlich zu vermeiden, die eigene Empfindung einzumischen oder auf die Empfindung Anderer wirken zu wollen, denn die Frage wird dadurch von dem Boden, auf welchem sie allein zu entscheiden, entfernt; sie wird aus einer rein wissenschaftlichen Frage zur Sache des Charakters und der Gesinnung, wobei es am Ende nicht auf das Wahre oder Falsche, sondern auf Sieg und Unterdrückung bestimmter Parteien abgesehen ist. Nur scheinbar näher geht die abstracte vernunftrechtliche Ansicht, die Basis der liberalen Richtungen der neuern Zeit, auf die Sache ein. Die als Reaction dawider aufgetretene historische Schule hat ebenso wenig haltbare Resultate über politische Fragen geliefert. Ebenso mangelhaft ist der Standpunkt der ohne alles Bewußtsein allgemeiner und substantieller Zwecke verfahrenden Staatsklugheit. Der Rationalismus führt nur zu Postulaten, die der Wirklichkeit fremd, die historische Ansicht nur zur Erkenntniß Dessen, was war oder gegenwärtig ist, der blos politische Standpunkt läßt die höher liegenden Gründe im Dunkeln und führt nur auf Urtheile nach Gründen unmittelbarer Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit. Die Wahrheit ist durch eine Verbindung dieser drei Standpunkte zu erreichen.

Auf diese Weise bahnt sich der Verf. den Weg, um recht eigentlich auf seinen Gegenstand zu kommen. Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß er auf die Constitutionnellen, die von Seiten der junghegel'schen Schule neuerdings so hart angelassen worden, die sogenannte gemäßigt liberale Partei, gar nicht gut zu sprechen ist, und dabei entsteht ein Zweifel, ob er ganz gerecht sei, ob er nicht unbewußt die eigene Empfindung einmische. Er erklärt die Grundansicht dieser Partei für falsch, und was er

in dieser Beziehung sagt, läßt sich hören, ist großentheils ohne Frage wahr. Wenn er von ihr sagt, der schärfste Angriff treffe sie von Seiten der Radicalen, die die Grundansicht mit ihr theilen, aber nichts von Accommodationen, nichts davon wissen wollten, daß die Erreichung der letzten Resultate in eine ferne Zukunft verschoben werde u. s. w., so mag er zusehen, wie er selbst mit den Radicalen seiner eigenen Grundansicht fertig wird.

Der zweite Abschnitt: „Die Geschichte", ist ein wahres Muster einer gedrungenen, auf den Kern gehenden historischen Darstellung. Er schildert die ältesten Verhältnisse und den Übergang in die Feudalzeit; das Ritterthum, dessen Cultur und historische Bedeutung erläutert und dahin bestimmt wird, daß die blos subjectiven, über die Prosa und das wirkliche Leben hinausgetriebenen und ebendeshalb oft in ihr Gegentheil umschlagenden geistigen Triebfedern dieser Zeit erst im Kampfe mit Leben und Prosa vernüchtert, abgerieben und zu etwas Allgemeinem gemacht werden mußten, um werthvolle Stücke in der Cultur, und die noch jetzt fortdauern, zu bilden. Sodann kommt der alte landständische Zustand an die Reihe. Das ursprüngliche Verhältniß der alten Stände wird kurz und bündig so aufgefaßt, daß neben den Landeshohen, die als wichtigsten Theil ihrer Gewalt das Recht an ihren Privatbesitzungen ansahen, noch andere Stände vorhanden waren, welche Macht genug hatten, einer bloßen Amtsgewalt des Landeshohen sich nicht zu unterwerfen, und welchen daher nicht zu befehlen, sondern mit welchen zu unterhandeln war. Dann weiter: die Änderung durch das Anbrechen der neuern Zeit und die ersten Ansätze zum souverainen Staat; durch den Einfluß des römischen Rechts auf die Bedeutung und Berechtigung des Grundeigenthums; durch das Abkommen des Lehndienstes und dessen Folgen.

Hier ist besonders das über den Einfluß des römischen Rechts Gesagte zu beachten. Es liegt da der Anknüpfungspunkt für alle neuern Reactionsversuche des Grundadels, bei welchen die Ideen von der Nothwendigkeit einer Wiedervermengung des öffentlichen mit dem Privatrechte, der Erhebung der Landgüter zu Territorien, als die leitende nicht zu verkennen ist, wenngleich das Streben nach eigentlichen Hoheitsrechten in diesen Territorien dabei noch sehr im Hintergrunde gehalten wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Johann Friedrich Oberlin's, Pfarrers im Steinthal, vollständige Lebensgeschichte und gesammelte Schriften. Herausgegeben von Hilpert, Stöber und Andern. Mit Berücksichtigung aller Hülfsmittel zusammengestellt und übertragen von W. Burckhardt. Vier Theile. Mit zwei Abbildungen. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. 1843. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Eine kurze Notiz des deutschen Herausgebers am Schlusse des vierten Bandes gibt den nöthigen Aufschluß über die Zusammensetzung des vorliegenden Buches; der erste Band nämlich enthält eine Lebensbeschreibung Oberlin's aus dem Englischen, als deren Verfasserin Fräulein Sarah Atkins von Shipping-Norton genannt ist; der zweite und dritte Band enthalten eine Übersetzung der ausführlichern, ursprünglich französischen Lebensbeschreibung Oberlin's von C. Stöber dem Ältern; den vierten Band endlich bildet Oberlin's hinterlassenes Werk: „Zion und Jerusalem. Nebst einem Anhang über den goldenen Rauchaltar und die levitischen Schaubrote."

Auf eine ausführliche Besprechung der letztgenannten Schrift glauben wir hier nicht eingehen zu dürfen, sie ist allerdings nicht unwichtig als das einzige umfassende Document über Oberlin's theologische Richtung; da es aber weniger diese als seine religiös-praktische Thätigkeit ist, durch welche Oberlin einen so herrlichen Ruhm sich erworben hat, so wird es genügen, hier zu erwähnen, daß jene Schrift ein vollkommenes Seitenstück zu Jung Stilling's und Lavater's mystischen Phantasien ist, daß sie mancherlei Anklänge an Jakob Böhme und die Swedenborgianer enthält. So fern wir davon sind, eine solche Richtung irgend verketzern oder Oberlin's Verdienste ihretwegen irgend herabsetzen zu wollen, müssen wir sie doch von unserm persönlichen Standpunkte aus als eine Abirrung von dem Wege geistig gesunder Entwickelung betrachten, deren Zusammentreffen mit der wahrsten und wärmsten Religiosität und im höchsten und edelsten Sinne religiösen Thätigkeit eine in der That wunderbare psychologische Erscheinung ist.

Wir richten unsere Aufmerksamkeit hier also hauptsächlich auf die doppelt dargebotene Lebensbeschreibung Oberlin's, und da können wir es, was die künstlerische Form des vorliegenden Buches anlangt, durchaus nicht billigen, daß der vorhandene Stoff nicht zu einem zusammenhängenden Ganzen verarbeitet ist; bei der jetzt gegebenen Übersetzung zwei verschiedener Werke, deren zweites das erste benutzt hat, sind nicht nur viele stoffliche, sondern sogar viele wörtliche Wiederholungen unvermeidlich geworden, die zum Theil wenigstens der deutsche Bearbeiter hätte vermeiden sollen, z. B. wiederholt abgedruckte Briefe, Reden und andere Actenstücke. Es finden sich aber auch in Stöber's Arbeit Berichtigungen der englischen, die durch gehöriges Ineinanderarbeiten überflüssig geworden wären. Als letzter Grund dieser formellen Mangelhaftigkeit läßt sich doch am Ende kein anderer annehmen als ein Haften am Buchstaben, welches eignen geistigen Lebens entbehrt.

So werthvoll nun die beiden Biographien an sich betrachtet sind, so durchaus ehrenwerth die Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht, so sind sie doch von dem Ideal einer Lebensbeschreibung noch sehr entfernt. Eine solche soll nämlich das klare und volle Bild eines Menschen hinstellen, dieses dann aber für sich selbst reden lassen; statt dessen haben hier die Verfasser so viel herum und herein geredet und bewundert, daß die Lebensbeschreibung sich theils in eine Lobschrift, theils in ein Erbauungsbuch umwandelt, Beides aber bedarf ein Mann wie Oberlin nicht, bei dem gerade die einfachste Darstellung seiner Thaten die herrlichste und großartigste Lobschrift abgibt. In dieser Beziehung tritt übrigens ein Unterschied zwischen der englischen und französischen Arbeit hervor: jene hat eine vorwiegend ascetische Richtung, diese hebt besonders Oberlin's praktische, allerdings auf die wahrste Religiosität gegründete Thätigkeit hervor; jene wird an vielen Stellen ein Erbauungsbuch, diese ein in Beispielen durchgeführtes Lehrbuch der Nationalökonomie; jene steht auch äußerlich in Verbindung mit den englischen Bibel- und Missionsgesellschaften, diese hat einen Juristen zum Verfasser und legt besonderes Gewicht auf Oberlin's Stellung zu den Staatsbehörden und gemeinnützigen Vereinen. Können wir sonach weder die Originalarbeiten unbedingt gelungen nennen, noch weit weniger aber mit ihrer durchaus passiven und unselbständigen Übertragung ins Deutsche zufrieden sein, so behält doch das vorliegende Buch seinen ganz unbestreitbaren Werth, ist seine Verbreitung recht sehr zu wünschen; denn sein Inhalt ist ein so großartiger, begei-

sternder, belehrender, daß er selbst noch weniger vollendete Darstellungen aushalten könnte, ohne darunter zu erliegen, und ein Verdienst ist den beiden Lebensbeschreibungen jedenfalls im vollsten Maße zuzuschreiben, daß sie nämlich aus der vollsten und innigsten Liebe zu ihrem Gegenstande erwachsen sind.

Auf den Inhalt von Oberlin's Biographie hier einzugehen halten wir für durchaus überflüssig; in ihren Hauptzügen dürfen wir sie gewiß als allgemein bekannt voraussetzen, die Einzelheiten seiner Thätigkeit aber, und auf diese kommt es allerdings grade am meisten an, muß, wem derartige Interessen irgend nahe liegen, dem Buche selbst entnehmen. Nur einige allgemeine Betrachtungen möchten wir hier noch anknüpfen, die sich uns bei der Lecture des besprochenen Buches fast unwillkürlich aufdrängten.

Was hat Oberlin eigentlich Großes vollbracht? Er hat eine in tiefster Armuth, ohne alle geistliche und sittliche Bildung unter höchst ungünstigen äußern Verhältnissen dahinlebende Bevölkerung von jener materiellen, geistigen und sittlichen Armuth gerettet. Heißt das aber nicht in der Sprache unserer Tage: er hat das Geheimniß entdeckt, den Pauperismus mit Erfolg zu bekämpfen? Er hat also Das gekonnt, was heute so Viele durch Wort und Schrift und That — bis jetzt vergeblich zu erreichen suchen; nun so gehe man eben zu ihm und lerne! Man will heutzutage dem Pauperismus hauptsächlich auf zwei Wegen beikommen: die eine Partei, natürlich in ihrem Extrem genommen, hofft ihn durch Singen und Beten (denn das Fasten ist schon von selbst da) vertreiben zu können; die entgegengesetzte Partei sind die Vertreter des Communismus und Socialismus. Welche dieser beiden Parteien kann sich nun wol rühmen, in Oberlin's Geiste zu wirken? Die erstgenannte freilich wird nicht säumen, darauf hinzuweisen, wie Jener Alles vom christlich religiösen Standpunkt aus anfaßte, wie Gebet, Gesang, Gottesdienst jedes Fest und jede öffentliche Handlung begleiteten. Und gewiß, ohne Religiosität keine wahre Sittlichkeit, ohne Sittlichkeit kein Besserwerden auch in weltlichen Dingen. Aber die Frage ist hier die, ob Oberlin mit Glauben und Beten allein seiner Hände Werk gefördert hat? Da spricht denn doch schon seine schöne und edle Toleranz dagegen: kein specielles Dogma machte bei ihm weder hier noch jenseits selig; wußte er sich doch sogar ganz gut in die Schreckenszeit zu fügen, wo nicht nur das Christenthum, wo alle Religion officiell aufgehoben war. Also die äußern Zeichen eines dogmatisch umgrenzten Glaubens galten ihm nicht für alleinseligmachend und namentlich nicht als ausreichend für das irdische Bedürfniß. Wenn also auch Religion und Sittlichkeit die Grundlage waren, worauf er baute, die Mittel, durch welche er den Pauperismus aus dem Steinthal verbannte, waren um nichts von denen verschieden, die man heutzutage nennt: Organisation der Arbeit und Associationsgeist; oder was ist der Gemeinsinn, den er seinen Pfarrkindern einflößte, wenn er praktisch auftritt, anders als Associationsgeist? und was thut dieser anders, als daß er die Arbeit vertheilt und ordnet, wofür man jetzt lieber sagt: Organisation der Arbeit. So wußte Oberlin beide Parteien, die sich jetzt gegenüberstehen, weise in sich zu vereinigen; freilich ist dabei nicht zu verkennen, daß seine Aufgabe leichter war als die unserer Zeit: bei den Steinthalern war der Pauperismus gewissermaßen ein Naturzustand, der einer allmäligen Entwickelung fähig war, wenn nur der rechte Mann die rechten Mittel anwendete. Unser Pauperismus ist leider das Resultat einer sehr hoch gestiegenen Bildung, bei der ein Zurückschrauben weder möglich ist noch den beabsichtigten Erfolg haben würde. Dennoch darf an der Heilung nicht verzweifelt, es darf keine Quelle übersehen werden, aus der zu diesem Zwecke geschöpft werden kann, und eine solche ist Oberlin's Wirksamkeit gewiß. Männer wie Oberlin verherrlichen und lobpreisen ist freilich leicht, aber kein Verdienst; sie vernünftig nachahmen ist schwerer, aber größer! 58.

Zur polnischen Literatur.

Von dem auch als Humoristen ausgezeichneten Kraszewski, der schon jetzt zu den fruchtbarsten polnischen Schriftstellern gehört, ist das zweite Heftchen der „Akta babińskie" (Wilna 1844) erschienen, gleichsam Acten der in früherer Zeit unter dem Namen der Babin'schen Republik bekannten humoristischen Gesellschaft. Es werden in diesem Heftchen manche Seiten des polnischen socialen und literarischen Lebens scharf gegeißelt. Die Mängel der parteiischen polnischen Kritik werden mit bitterer Ironie ans Licht gezogen, und fast jeder neuern Kritik möchte Kraszewski das aus den jesuitischen Disputationen stammende Sprüchwort zum Motto geben: „Plus negare potest asinus, quam probare philosophus." Vornehmlich fodert er das polnische Publicum auf, mehr und mehr seine Liebe von den französischen Modeschriftstellern ab- und der vaterländischen Literatur zuzuwenden. Zuweilen spricht er sehr gemüthlich und ernst. „Arm", redet er das Publicum an, „ist vielleicht unsere Literatur, arm, aber rein, ehrlich und edel. Jene Königinnen unter den Literaturen haben alte grämliche Gesichter, sind bald weiß, bald roth geschminkt, der Körper und die Seele sind durch Male befleckt, der Brust fehlt das Herz. Sie haben ihre Tugenden und ihre Laster durchlebt, die Tage des Unglaubens, der Verzweiflung, der Leidenschaft sind da, sie sind abgelebt und kalt. Unser armes vaterländisches Mädchen öffnet kaum die Augen in der Welt, das Herz fängt erst an zu schlagen, im Kopfe wird es hell, an ihrer Vergangenheit haften keine Male, haftet kein Blut und kein Schmuz, ihr Kleid ist hell und rein, einige Flecken hat sie erhalten, da sie dir nachgejagt hat, mein Leser, der du jetzt so wenig auf sie achtest. Willst du jene zwei oder drei Königinnen dem vaterländischen, dir lieblich zulächelnden, dir die Hand entgegenstreckenden Mädchen vorziehen? Liebst du fremde Buhlerinnen mehr als die angestammte Gattin?"

Eins der neuesten polnischen Werke ist „Wspomnienia podróży po Krymie" (eine Beschreibung einer Reise durch die Krim) von Edmund Chojecki. Die Krim ist ein Land, das für den Polen ein lebhaftes Interesse erregen muß. Die Khane derselben haben mächtigen Einfluß auf Polens Geschicke gehabt, und das Volk hat viele mit Feuer und Schwert gezeichnete Spuren seiner Anwesenheit in den polnischen Ebenen zurückgelassen. Auch sind die Polen durch die großartigen „Krim'schen Sonette" von Mizkewitsch, die Gustav Schwab trefflich ins Deutsche übersetzt hat, in dem fernen Lande heimisch gemacht worden. Die Bilder des Landes, die sich in dem vorliegenden Schriftchen befinden, sind ebenso anschaulich und anziehend, als sie neu sind, denn die Touristen sind bis dahin noch nicht vorgedrungen.

Ein wahrhaftes Verdienst um die polnische Literatur hat sich der Buchhändler Zupanski in Posen durch die soeben von ihm herausgegebene Sammlung der „Kleinen Schriften" Lelewel's erworben. In einem ziemlich starken Octavbande sind alle die Abhandlungen über polnische Geschichte oder Geschichtswerke, die von dem berühmten Historiker entweder einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind, beisammen. Eine zur polnischen Geschichte sehr wichtige Zugabe ist die aus dem 15. Jahrhundert stammende Reisebeschreibung Gilbert's de Lannoy in französischem Urtext mit polnischer Übersetzung.

Einen herben Verlust hat die polnische Literatur an dem den 8. März 1844 zu Lemberg verstorbenen Grafen Anton Karsnicki erlitten. Von ihm konnte auch gesagt werden „Nulla dies abfuit, quin linea ducta supersit". Unter Anderm hat er „Wspomnienia wojenne" (Erinnerungen aus den Feldzügen am Rhein aus den J. 1796 und 1797), ferner mehre Tragödien und Komödien geschrieben und Silvio Pellico's Schrift „Über die Pflichten des Menschen" übersetzt. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 260. —— 16. September 1844.

Der Grundadel und die neuen Verfassungen, von Friedrich Liebe.

(Fortsetzung aus Nr. 259.)

Noch wichtiger ist die sodann folgende Erörterung über das Aufkommen der Souverainetät. Was man aus der Geschichte früherer Zeiten als vor 200 Jahren zur Bestimmung der heutigen Stellung des Adels ausgeführt, sei ganz unbrauchbar, der heutige Zustand beginne erst mit dieser Epoche. Die Stabilirung der Fürstensouverainetät sei vielleicht das wichtigste Moment in der deutschen Geschichte; diese Souverainetät der erste feste Punkt, an welchen sich die Entwickelung Deutschlands zu politischer Macht und Größe anknüpfe (wogegen sich doch Mancherlei einreden ließe); ihr bis jetzt noch nicht völlig besiegter Feind, das alte Leiden des Vaterlands und die alte Quelle seiner Zersplitterung, der dem deutschen Nationalcharakter so tief eingepflanzte Unabhängigkeitssinn, die Abneigung gegen die Unterwerfung unter eine höhere Staatsmacht. Hätte die Unabhängigkeitstendenz, das Princip der alten ständischen Verfassung, sich durchsetzen lassen, so wären die Landesfürsten durch den Adel ebenso eingeschränkt und ohnmächtig gemacht wie der Kaiser durch die Landesfürsten. Historisch sei daher nichts falscher als die Ansicht, daß man jene echt germanische Gliederung in Stände und Corporationen als etwas dem monarchischen Principe Förderliches betrachten müsse, und vollends widerwärtig sei es, wenn dabei eine gewisse patriotische Pietät gegen das echt Germanische — so oft eine bloße Folie für den gemeinsten Egoismus und ein auf Täuschung der Mächtigen berechneter Kunstgriff — zur Schau getragen werde.

Mächtig ist die Souverainetät nur, wenn es keine andern kleinen Souverainetäten, die recht im Kleinen und Einzelnen beschwerlich werden, neben ihr gibt. Ihre Macht ist durch die im vorigen Jahrhunderte vollendete politische Annullirung jener echt germanischen Stände, durch gewaltsame Beugung jenes echt-germanischen Unabhängigkeitssinnes begründet, und wenn sie jetzt unter dem Einflusse der im vorigen Jahrhunderte aufgekommenen Standessympathien, neuerer politischer Irrlehren und leerer Vorliebe für das Historische dem alten Gegner Concessionen machen sollte, so ist sie freilich stark genug, um zunächst den frühern Gefahren nicht wieder preisgegeben zu sein, wol aber wird immer genug damit geschehen, um dem so traurigen und entzweienden Glauben, wonach schlechtweg das Unpopulaire als solches für eine Stütze des monarchischen Princips gehalten wird, eine neue Nahrung zu geben.

Hierauf werden die Versuche, die Souverainetät zu deduciren, die Lehre vom göttlichen Rechte der Fürsten, die Vertragstheorien beleuchtet. Sodann Erörterung der haltlosen Stellung des Adels nach dem Aufkommen der Souverainetät; wie seine alte politische Macht gebrochen und dafür blos factische Begünstigung eingetreten; wie er aufgehört, eine Macht an sich zu sein, und zu einem Mittel hinabgesunken, um Macht zu erlangen und zu sein, was Andere mit andern Mitteln auch können. Weiter folgt die Schilderung des Verfalls und der Nullität, auch Nichtswürdigkeit der ständischen Verfassungen, der principiellen Falschheit der Lage der Stände, des öffentlichen Widerwillens und endlich der öffentlichen Überzeugung von der Untauglichkeit des Ständewesens.

Nach des Verf. Darstellung erscheint, wie es nicht anders sein konnte, der Unfug der Begünstigung des Adels, hauptsächlich im 18. Jahrhundert, als sehr arg; jene factische Begünstigung, die demselben, nachdem er seine eigentliche Bedeutung verloren, nicht aus einem allgemeinen und ewig anzuerkennenden Grunde, sondern nur in Folge gewisser Sympathien zu Theil wurde. Der Verf. schildert die unseligen nationalverderblichen Folgen jener Begünstigung; wie sie die Gesellschaft in völlig heterogene, sich feindlich gegenüberstehende Theile geschieden; wie die öffentlichen Angelegenheiten großentheils deshalb so schlecht gestanden, weil unfähiger Adel die höchsten Stellen eingenommen; wie der Segen des Eintretens der Souverainetät doch immer noch ausgeblieben, weil es zu keiner engen wahrhaften Verbindung der Fürsten mit den Völkern gekommen, und wie es hierzu nicht kommen könne, weil der Adel dazwischen gestanden. Ganz richtig findet er den eigentlichen Grund des Bruchs zwischen Bürgerstand und Adel darin, daß dieser durch seine Standesvorurtheile sich schroff gegen jenen abschloß, sodaß er nicht sowol Auszeichnung eines bestimmten Geschlechts, das übrigens allen andern Menschengeschlechtern physisch und moralisch gleichstände, sein, sondern im Blute, in der physischen Abstammung liegen sollte; sodaß sein Verhältniß zum Bürgerstande, mit völliger Verkennung der geistigen Seite und sonach der Würde der Menschheit, in die Naturseite verlegt, ein

natürlicher, der Vernunft und dem Christenthume widersprechender Raceunterschied daraus gemacht wurde. Hierdurch, durch seine Vorurtheile einer durchgängigen Erblichkeit, machte der Adel sich unfähig, die Functionen einer wahren, dem Staate nützlichen Aristokratie zu übernehmen. Der Mismuth der nicht bevorrechteten Classen, der der Revolution so gewaltigen Vorschub that, rührte wesentlich von der ungerechten Misachtung, welche sie erfuhren, von den, durch allgemeine Gründe nicht zu rechtfertigenden Adelsbevorzugungen her, die nur auf Liebhaberei, auf Sympathien beruhten. Der Adel war weit entfernt, der aus seiner Stellung, aus diesen Sympathien, die er listig nährte, herfließenden Gunst mit Maß zu gebrauchen, sich auch nur der Anschwärzung der Gesinnungen und Strebungen des Bürgerstands zu enthalten; mitnichten erwies er den Gefühlen desselben Schonung.

Wie viel Schonung verdient er hiernach? Was können Bevorzugungen einer Classe, die, wie sie ist, gemeinschädlich ist und auch nicht anders und gemeinnützig werden will; Bevorzugungen, welche landverderbliche und staatsgefährliche Folgen haben, auf keinem vernünftigen Grunde, sondern nur auf unvernünftigen Sympathien ruhen, ungerecht und darum tadelnswerthe Liebhabereien sind — was können solche Bevorzugungen sein als grober Misbrauch der Staatsgewalt? Ein Urtheil dieser Art müßte man vom Verf. nach seiner Darstellung erwarten. Es erfolgt aber nicht. Ganz anders spricht er sich aus. Jene Sympathien und Liebhabereien sollen nicht verdienen, bestritten und angetastet zu werden; das Adelsinstitut soll allen Anspruch auf Achtung und Schutz gegen die negativen und skeptischen Richtungen der Zeit haben; die Empfindungen und Wünsche der Vorurtheilsvollsten im Adelstande sollen ja nicht unbillig beurtheilt, es scheint fast, sie sollen gehätschelt werden. Da scheint denn doch mehr Milde und subjective Empfindung als Consequenz und Wissenschaftlichkeit zu walten.

Der Verf. verbreitet sich schließlich noch über den Einfluß der Aufklärungsperiode, Goethe's milde Schönseligkeit, die Folgen der Revolutionszeit, der Freiheitskriege und der neuen Einrichtungen nach dem Verschwinden des Reichs, wobei das altständische Wesen im Princip ausgeschlossen bleiben mußte; über den Einfluß des neuen Zustandes auf die Ritterschaft, welche fortan in der Vertretung nicht mehr Privatrechte übt, deren Corporation ein bloßer Wahlbezirk geworden ist; über die Emancipation der Bauern, das Eingehen (?) der factischen Begünstigung und die Reaction des Adels. Der Schluß macht nur eben den Eindruck, daß die Gegenwart ein unfertiger Übergangszustand sei, in welchem die Reaction und der Fortschritt hierhin und dorthin zerren und in welchen man blindlings hinein, oder um etwas Festes zu bekommen, vor- oder rückwärts greift.

Der dritte Abschnitt: „Staat und Stände", muß im Zusammenhange und sehr aufmerksam gelesen werden. Er enthält die Begründung mehrer weiterhin folgender Erörterungen und Ideen. Nur ein paar Andeutungen!

Das Recht — so philosophirt hier der Verf. — soll die von der Freiheit abhängigen Bedingungen der Vernunftbestimmung des Menschen herstellen. Diese Bestimmung liegt in der vollständigen Entwickelung seiner natürlichen Anlagen in deren Beziehung auf alles außer ihm Existirende. Die Mannichfaltigkeit dieser Beziehungen gibt dann auch die Mannichfaltigkeit der Sphären an, in welchen das Recht seine Functionen zu üben hat. In allen diesen Sphären, im religiösen und wissenschaftlichen Leben, in der Kunst und Industrie, dem Verkehr und äußerer Cultur, bildet sich die Menschheit fort, und damit sie dieses könne, bestehen nicht blos festere und losere, engere und weitere Vereine für jede einzelne Sphäre, sondern auch noch ein besonderer Verein für das Recht — der Staat — durch welchen den übrigen Sphären die Bedingungen ihrer Entwickelung gesichert werden. Es ist daher ein Misgriff selbst der Hegel'schen Rechtsphilosophie, den Staat für das Letzte und Höchste zu halten, welches alle übrigen Sphären zu Momenten in sich herabsetzt. Sie behaupten vielmehr neben ihm ihre volle Selbständigkeit. Er ist nicht der einzige Zweck und kann jene übrigen Kreise nicht als Mittel benutzen; denn einen andern Zweck als die Beförderung des Gedeihens dieser Kreise hat er nicht, und wo sie zu Mitteln benutzt werden, da geschieht es wenigstens nicht zu Staatszwecken. Diese innere Selbständigkeit sämmtlicher Lebenssphären bezeichnet dann auch die Grenzen für die Einwirkung des Staats. Diese kann das Innere und die eigenthümliche Entwickelung derselben nie berühren, sondern nur die äußern Bedingungen zum Gegenstande haben, durch welche theils die innere Entwickelung einer jeden Sphäre gefördert, theils aber auch verhindert wird (?), daß nicht die eine in das Gebiet der andern übergreife.

Daran knüpft sich dann eine Polemik gegen die liberale Partei, als welche den Staat als die einzige vorherrschende Macht auffasse (worin sie doch nicht ganz unrecht haben möchte, sofern dabei, wie es der Fall, an den Staat der Erscheinung gedacht wird), und deshalb durch Theilnahme des ganzen Volks an der politischen Macht die Macht der Regierung einschränken oder mindestens vor Misbrauch behüten wolle. Allein Absolutismus und Despotismus beständen in nichts Anderm als in Herabsetzung der übrigen Sphären zu bloßen vom Staate gegebenen und nicht wegen ihrer eigenen Berechtigung, sondern aus Liebhaberei oder Nützlichkeitszwecken geduldeten Einrichtungen und bloßen Mitteln. Dieses Misverhältniß möge, nachdem die Macht der Kirche, der Privatmächte, der Corporationen u. s. w. gebrochen, nachdem sich der Staat als öffentliche Macht constituirt habe, eine Zeit lang eingetreten sein, jetzt aber sei es gehoben, und man irre sehr, wenn man glaube, daß es von dem Grade der Stärke und Schwäche der politischen Macht, und nicht vielmehr von einer unrichtigen Ansicht über deren eigentliche Mission und einer unnatürlichen Erweiterung dieser letztern abgehangen habe. Man habe also den eigentlichen Sitz des Übels gar nicht getroffen,

wenn man demselben durch eine Schwächung der Macht der Regierung abhelfen zu können meine. Die Regierung müsse vielmehr stark und mächtig sein, um ihre Functionen erfüllen zu können, und gegen eine Unterdrückung der außer dem Staate anzuerkennenden Lebenskreise schütze nicht ihre Schwächung, sondern lediglich die immer fortschreitende Verbreitung einer richtigen Erkenntniß.

Aber — sollte jenes Misverhältniß jetzt in der That gehoben sein? Und wäre es für den Augenblick gehoben, bliebe nicht die Gefahr seines Wiedereintretens bei der natürlichen Tendenz der Macht zu Ausschreitungen? Sollte es nicht bisweilen oder theilweise auch daher eingetreten sein, weil die eigentliche Mission der Staatsgewalt wol erkannt, aber unbeachtet gelassen wurde? Sollte diese Mission nicht besser erkannt und in der Praxis beachtet werden bei allgemeiner Volkstheilnahme, also — denn Eins folgt aus dem Andern — bei allgemeiner verbreiteter richtiger Erkenntniß? Allerdings hängt jenes Misverhältniß von unnatürlichen Erweiterungen jener Mission ab. Aber wann waren diese größer und die Erkenntnisse geringer, als bei Nichttheilnahme des Volks? Von wo ist die richtigere, wenn auch nicht absolute Erkenntniß ausgegangen und weiter verbreitet als von der liberalen Partei? Wird dieser nicht mit Unrecht schuld gegeben, daß sie die Macht der Regierung schwächen wolle? Hat sie nicht dieselbe eben von ihren aus dem Corporations- und Privilegienwesen herrührenden Fesseln befreien helfen? Heißt es die Regierungsmacht schwächen wollen, wenn man nur ihren Misbrauch verhüten, sie aber zum rechten Gebrauche gleichfalls recht stark haben will? Wird nicht Schwächung der Regierungsmacht und Volkstheilnahme, die ja auch eben zur Stärkung der erstern dienen kann, hier verwechselt? Sollte Verbreitung einer richtigen Erkenntniß wirklich allein gegen Despotie schützen? Sucht die letztere nicht stets die erstere zu hindern, und stehen der Staatsgewalt nicht bedeutende Mittel dazu zu Gebot?

Ähnliche Fragen lassen sich noch viele aufwerfen, und je nachdem sie beantwortet werden, stehen oder fallen nicht wenige Behauptungen des Verf. im Bisherigen und Folgenden. Die Ausführungen nebst der damit verbundenen, zwar großentheils scharfsinnigen, wohlbegründeten und beherzigenswerthen, anderntheils aber auch schwachen, ungerechten, wie es scheint nur aus subjectiven Gefühlen hervorgegangenen Polemik gegen den Constitutionalismus, bilden den minder tüchtige und glückliche Partie des Buchs. Nur die subjectiven Gefühle erklären es da auch, wie der Verf. bei seinem eminenten Scharfsinne in so handgreifliche Widersprüche sich hat verwickeln können, z. B. wenn er die Foderung einer Theilnahme Aller am Staate auf ein verwerfliches Mistrauen reducirt, und doch nicht blos genug Prämissen zu einem solchen an die Hand gibt, sondern ein solches selbst geradezu äußert. Oder wie konnte es ihm entgehen, daß sein Staat ohne jenes vielbesagte Misverhältniß doch in der That noch nicht wirklich ist, daß die absolutistischen Tendenzen manche seiner Behauptungen und Einräumungen bestens acceptiren, und daß er somit durch sie leicht beitragen könnte, sein Gedankenbild in eine noch entferntere Zukunft hinausgeschoben, seine Ansicht von einem vorhandenen Staate ohne jenes Misverhältniß praktisch und sehr unwillkommen widerlegt zu sehen? Der liberalen Partei ist seine Nachweisung und Belehrung ohne Zweifel sehr nützlich, daß unsere gesellschaftlichen Zustände vollkommener sind, als dies oft erkannt wird. Ebenso nöthig wäre indeß den Antiliberalen der Nachweis gewesen, daß sie nicht selten Vollkommenheiten erblicken, wo blos ihre Interessen, und daß sie sich an manchen Stellen leicht beruhigen, wo schwere Schäden und Gefahren liegen.

Er läßt von seiner politischen Theorie aus ein Streiflicht, ein sehr helles, auf den „christlichen Staat", auf die im Evangelium liegende Staatslehre, sofern von einer solchen die Rede sein kann, fallen. Sehr gesunde Ideen äußert er darüber, belehrend sowol für Diejenigen, die im Christenthume Rechtfertigungen oder Beschönigungen der Despotie suchen, als für das jugendliche Philosophencorps, dessen Knappen heuer am Christenthume zu Rittern werden möchten, dadurch, daß sie unter neuen Phrasen den alten voltairistischen Kunstgriff gebrauchen, die christlichen Lehren zu verdrehen, um sie angreifen und Siege darüber erfechten zu können, womit sie allerdings eigentlich nur die eigenen Misgeburten erwürgen.

Für den Adel folgt aus diesem Abschnitt, daß Auszeichnung durch die Geburt und Abstammung aus berühmten Geschlechtern höchst werthvoll sei, daß aber der empirisch vorhandene Adel seinem Typus keineswegs entspreche; zuletzt, daß die Deduction des Adels aus der Ungleichheit und Verschiedenheit in allen menschlichen Dingen nur verfehlt erscheinen könne, da unser Erbadel gerade ungeachtet aller natürlichen Verschiedenheit der Menschen ihnen ein- für allemal gleichförmig den Stempel des Edeln oder Unedeln aufdrücke.

Im vierten Abschnitt wird versucht, „die Nothwendigkeit der Aristokratie" zu deduciren. Sodann Polemik gegen die naturwuchssüchtigen Organiker, die Alles recht hübsch kraus haben und kein Nivellement dulden wollen; die der Erschleichung sich schuldig machen, daß sie zur Vermeidung von Gleichheit, Öde und Fläche gerade die alte Organisation zurückfodern. Im Folgenden wird erörtert: die Ansicht des constitutionnellen Staatsrechts von Aristokratie und wie man Blackstone nachgebetet; die Aristokratie als geistige Seite der Gesellschaft, der natürlichen gegenüber; die Unmöglichkeit positiver Organisationen und der Exclusivität; der Beruf des Adels zur Aristokratie, der jedoch weder durchgängig noch exclusiv, weil der Adel in das schiefe Verhältniß gerathen, seinem Typus so wenig zu entsprechen, daß der Mehrzahl seiner Angehörigen Berühmtheit der Abstammung und historische Erinnerungen fehlen, was aus seiner Erblichkeit abgeleitet wird; Kritik der Restaurationsvorschläge, daß man ihm corporative Einigungen gestatten, seine

jüngern Söhne gehörig versorgen, ihn an den Grundbesitz knüpfen solle. Das Ganze schließt mit etwas mild zuredender, abfassender, tröstender Phraseologie, die nur insofern an der Stelle und natürlich, da dieser Abschnitt die schärfste und salzigste Partie des Buchs enthält; denn man erwartet nach Aufstellung der Rechnung ein ganz anderes Facit. Das dem Leser sich ergebende besteht darin, daß der Adel längst im Verfall gewesen, daß alle Mittel, ihm wieder aufzuhelfen, nicht geholfen haben, und daß auch der Verf. keine Hülfe für ihn weiß.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Richard III.

Wo die Poesie der Geschichte den Griffel aus der Hand nimmt, zieht die historische Wahrheit häufig den Kürzern; sie wird entweder gar nicht gehört oder bald vergessen, denn die lebhaftern Farben der Poesie überglänzen das einfache Grau in Grau der Geschichte und sind von längerer Dauer. Don Carlos wird der Mehrzahl der gebildeten Menschen immer der schwärmerische, freiheitsglühende Jüngling bleiben, als den ihn Schiller geschildert hat, und Wallenstein mag wol vor dem Geschichtsforscher von der Beschuldigung des Verraths gereinigt werden: das große Publicum wird doch an seine Schuld glauben. Ähnliches Unrecht hat die Poesie auch an Richard III. von England begangen. Shakspeare — und man kann vom Dichter nicht fodern, daß er die historische Wahrheit seiner Quellen prüfe — nahm die Volkssage als Grundlage seines Dramas und brachte im Interesse des dramatischen Effects Personen und Ereignisse zusammen, die in Wirklichkeit durch lange Zeiträume voneinander getrennt waren. Sein Dichtergenie wob aus diesen Fäden ein so lebenswarmes, poetisch wahres und farbenkräftiges Bild, daß das nüchterne Grau in Grau der Geschichte davon verdrängt wurde. Die Nachwelt folgte Shakspeare's Anschauung und verwarf Wahrscheinlichkeit und Wahrheit. So wurde Richard zu einem Ungeheuer, wie er noch in der Wiege lag, zu einem Krieger und Mörder, als er acht Jahre alt war, und zum listigsten und rücksichtslosesten Diplomaten, ehe er sein vierzehntes Jahr erreicht hatte. Überhaupt ist Richard's III. Andenken von den Zeitverhältnissen förmlich mishandelt worden. Seine Stellung zu den mit ihm um die Krone ringenden Verwandten seines königlichen Bruders erwarb ihm deren Haß; sein Sieg über den feindlichen Namen der Lancaster, seine und seiner Freunde endliche und vollkommene Niederlage und die lange und harte Regierung seines Besiegers Heinrich VII., unter dessen Regierung die Verleumdungen, die sein Andenken schmähen, entstanden, geben nur wenig Gründe, auf eine unparteiische Darstellung der Geschichte zu hoffen. Dazu rechne man Shakspeare's mächtigen Beistand, und man wird sich nicht wundern, daß man erst jetzt auf den Einfall gekommen ist, die Geschichte — oder vielmehr die Tradition — jener Zeit zu revidiren und den Vielgeschmähten zu rechtfertigen. Dies hat mit vielem Glück und Fleiß Miß Caroline Halsted in ihrem eben erschienenen Werk: „Richard III. as duke of Gloucester and king of England", unternommen. Gestützt auf das Zeugniß zahlreicher gleichzeitiger Urkunden versucht die Verf. darzulegen: daß er seiner Mutter ein guter und liebender Sohn, seiner Gemahlin Anna ein guter Gatte und seinem Sohne ein gütiger Vater gewesen sei; daß er sich immer als der treueste und standhafteste Anhänger seines Bruders Edward gezeigt habe; daß er jedenfalls nur geringen politischen Antheil an der Verurtheilung und dem Tode des Herzogs von Clarence gehabt habe; daß er nicht misgestaltet gewesen sei und daß die Beschuldigung des Mordes seiner Neffen auf sehr schwankenden Gerüchten beruhe. Mag auch die Verf. von ihrem Rechtfertigungseifer zuweilen verführt worden sein, das Bild ihres Schützlings mit etwas zu lichten Farben zu malen, so viel bleibt gewiß, daß das Bild, welches Shakspeare von Richard III. entworfen hat, in seinen Hauptzügen ein gänzlich falsches ist. Eine genaue Untersuchung der frühzeitigsten Geschichtsquellen, die sich auf seine Laufbahn beziehen, zeigt, daß von alle den schweren Beschuldigungen seines menschlichen und politischen Charakters fast keine von Zeitgenossen ausgesprochen werden, daß die Greuelthaten, die seinen Namen verabscheuungswürdig machten, zuerst als Gerüchte galten und von den ersten Geschichtschreibern seiner Zeit, Fabian, Polydore Virgil und Sir J. Moore, während der Regierung seines Nachfolgers als solche anerkannt wurden; daß aber während der langen und dauernden Regierung der siegenden Dynastie, wo es jedenfalls nutzlos, vielleicht selbst gefährlich war, dem gefallenen Fürsten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, diese Gerüchte immer schwärzer und schwärzer wurden, bis Holinsted (Shakspeare's Quelle), Lord Bacon und Andere sie kritiklos als historische Wahrheiten aufzeichneten. Seine Usurpation in einer Zeit allgemeiner Verwirrung und ewigen Kampfes Gleichberechtigter um die Krone hat viele Vertheidigungsgründe für sich; der blutige Verlauf seiner Regierung kann nicht persönlicher Grausamkeit zugemessen werden, denn damals setzten politische Parteimänner stets ihren Kopf ein; er versuchte mit starker Hand die unruhigen Barone zu zügeln, was ihm diese reichlich mit Verleumdung gelohnt haben, als er mit ihrer Hülfe gestürzt war; in den kurzen Zwischenräumen der Ruhe that er aber viel zur Hebung der Städte und des Bauernstandes sowie zur Verbesserung der Rechtspflege. Dem Werke als Beilage dienen zahlreiche Urkunden, die der zugleich geistreichen und gründlichen Arbeit der Verf. als Grundlage dienen. 133.

Napoleon's Äußerungen über das Evangelium.

Der Ritter von Bauterne läßt in seiner zu Paris erschienenen Flugschrift: „Sentiment de Napoléon sur la divinité de Jésus Christ. Pensées inédites recueillies à Sainte-Hélène par M. le Comte *de Montholon*", den Exkaiser Napoleon auf St.-Helena Folgendes über das Evangelium sagen:

„Das Evangelium besitzt eine geheime Kraft, etwas unbeschreiblich Wirksames, eine Wärme, welche auf den Verstand Einfluß hat und welche das Herz entzückt; man fühlt, wenn man über dasselbe nachdenkt, Das, was man bei dem Betrachten des Himmels empfindet. Das Evangelium ist kein Buch, es ist ein lebendiges Wesen, mit einer Thätigkeit, einer Macht, welche Alles erobert, was sich seiner Ausbreitung widersetzt.*) Hier auf diesem Tische liegt das Buch aller Bücher (der Kaiser berührte es mit Ehrfurcht), ich werde nicht müde, es zu lesen, und alle Tage mit demselben Vergnügen. Nirgend findet man diese Reihe schöner Ideen, schöner sittlicher Grundsätze, welche wie Bataillone der himmlischen Heerscharen defiliren und welche in unserer Seele dasselbe Gefühl hervorbringen, welches man bei Betrachtung der unendlichen Ausdehnung des in einer schönen Sommernacht vom ganzen Glanze der Sterne strahlenden Himmels empfindet. Unser Geist wird von dieser Lecture nicht allein eingenommen, sondern auch beherrscht, und nie läuft die Seele Gefahr, sich mit diesem Buche zu verirren. Hat das treue Evangelium sich einmal unserer bemächtigt, so liebt es uns. Gott selbst ist unser Freund, unser Vater und wahrhaft unser Gott. Eine Mutter hat nicht mehr Sorge für das Kind, welches sie säugt. Die von der Schönheit des Evangeliums hingerissene Seele gehört sich selbst nicht mehr an. Gott bemächtigt sich ihrer ganz, er leitet die Gedanken und alle Fähigkeiten, sie ist ihm." 68.

*) Dieses scheint man jedoch in Rom bei den sich stets wiederholenden Bibelverboten nicht anerkennen zu wollen. D. Eins.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 261. —— 17. September 1844.

Der Grundadel und die neuen Verfassungen, von Friedrich Liebe.

(Beschluß aus Nr. 260.)

Im fünften Abschnitt: „Die Verfassungen", erweist er sich noch mehr als Nichtconstitutionellen und Nichtabsolutisten. Es ist die Frage, wo seinen Ideen die Kraft der Wahrheit zur Seite steht, wo sie also eigentlich durchschlagen, auf die Länge wirken werden. Er weist hier sehr überzeugend nach, daß die Idee bei allen neuen Verfassungen eine unklare war. Man schwankte zwischen dem alten Ständewesen und dem Constitutionalismus hin und her. Jenes war der Souverainetät durchaus feindlich, aber scheinbar legitim, weil man nur an seine Nullität im vorigen Jahrhundert dachte; diese wurde von der Reaction angeschwärzt. Die Verschiedenheit beider im Princip und in den Consequenzen, der Grund der Ungewißheit und Principlosigkeit bei den neuen Verfassungen wird erörtert, worauf der Verf. seine eigene Verfassungs- oder Staatstheorie darlegt und weiter ausführt. Das hier Gesagte enthält besonders viel zwischen die Zeilen Geschriebenes, hängt mit dem dritten Abschnitt zusammen, und steht und fällt mit diesem. Die neuere Politik leide an zwei Grundirrthümern. Man habe einmal Fürst und Volk, Regierung und Unterthanen in einem zu äußerlichen Verhältnisse und als voneinander getrennt, gegenüberstehend aufgefaßt und den innern Zusammenhang beider nicht beachtet; man habe zweitens die selbständige und freie Existenz der neben dem Staate vorhandenen Lebenssphären übersehen und Staat und Gesellschaft geradezu für identisch genommen. Diese Irrthümer hätten sämmtliche Verfassungssysteme in eine schiefe Lage gebracht. Der erste habe bewirkt, daß Stände und Repräsentanten von vorn herein in eine oppositionelle Stellung gegen die Regierung gebracht, der zweite, daß die gesellschaftlichen Interessen und Kräfte entweder gar nicht oder nur unvollständig vertreten worden wären. Diesen Nachtheilen soll nun die Theorie des Verf. begegnen. Man entdeckt eine sehr schöne Theorie, wenn man sie unter die Loupe bringt, was jedem Leser überlassen bleiben mag. Im Übrigen däucht uns, daß in ihrer Exposition viel Wahres und Falsches vermischt liege, und daß sie jedenfalls deutlicher exponirt oder noch mehr durchdacht werden müsse, wenn man mit ihr etwas Rechtes soll anfangen können. Von vielen möglichen Gegenbemerkungen und Bedenken hier nur einige.

Des Verf. Ableitung der (jedoch keineswegs durchgängig) oppositionellen Stellung der Stände kann für durchgreifend richtig nicht gelten. Die letztere ist notorisch in sehr vielen Fällen bestimmt nicht Schuld der Stände oder deren oder der herrschenden politischen Ansicht gewesen. Ohnehin führt er selbst an, daß außer der Ansicht, worin er den Grundfehler erblickt, eine andere gewaltet, wonach die Stände als Vermittelung zwischen Regierung und Unterthanen aufgefaßt wären. Die Opposition, oder aber der Bruch der Meinung und des Bestehenden, war vor den Verfassungen, den oft oppositionellen Ständen da, die zum großen Theile selbst eben daher rühren.

Bei aller Verinnerlichung des Verhältnisses beider werden die Stände der Regierung stets gegenüberstehen bleiben und bleiben müssen, wenn sie nicht aus bloßen Regierungsorganen bestehen, sondern wirklich etwas vertreten. Der Verf. will selbst die verschiedenen, neben dem Staat existirenden Sphären selbständig ihm gegenüber vertreten wissen.

Das Richtige soll sein, daß alle jene Lebenssphären repräsentirt werden, daß die Repräsentation das Abbild der Gesellschaft, das Volk im Kleinen sei. Dies ist aber nichts Neues, sondern ein altes Postulat des Constitutionalismus selbst bis auf den Ausdruck. Siehe Aretin, Rotteck u. s. w. Der Verf. will nur keine Theilung der politischen Macht zwischen Regierung und Volk, und sie werde seiner Theorie zufolge verhütet, die zu einer Verbindung der in ihrer Integrität zu erhaltenden politischen Macht mit den übrigen Mächten führe. Allein diesen soll doch nun politische Geltung gegeben werden, sie können also mit der Staatsmacht in Streit gerathen, und ob es geschieht oder nicht, hängt nicht von dieser Einrichtung der Repräsentation ab. Außerdem weiß der Verf. so eigentlich gar nicht anzugeben, wie dieselbe beschafft werden soll. Sie setzt eine noch nicht vorhandene, seiner Idee entsprechende Organisation der von ihm bezeichneten verschiedenen Sphären voraus, er läßt uns darüber jedoch im Ungewissen. So will er, daß die Wissenschaft vertreten werde, damit sie aufhöre, Feindin

zu sein. Natürlich muß sie vorher organisirt werden, aber wie? Er ist in offenbarer Verlegenheit, es zu sagen, er läßt uns unberathen, er gibt uns statt Aufschluß oder Anweisung eine Notiz über die Verhältnisse der Wissenschaft in China, womit er selbst so wenig anfangen kann wie wir.

Er behauptet, die Idee der meisten Liberalen sei, daß die Regierungen andere Interessen haben als das Volk. Das fragt sich doch. Wie, wenn die Ansicht der meisten dahin ginge — und es dürfte der Wahrheit näher kommen —: die Regierungen hätten durchaus dieselben Interessen mit dem Volke, und begriffen das nur ihrerseits bisweilen nicht, oder verfolgten bisweilen dynastische oder Adelsinteressen? u. s. w. Es ließe sich leicht nachweisen, daß Dergleichen von Constitutionnellen unzählige Mal ausgesprochen worden. Durch jene (angebliche) Idee der meisten Liberalen, behauptet der Verf. ferner, werde den Regierungen ein Kampf aufgenöthigt. Aber das steht und fällt mit dem Vorigen. Sollte er nicht, ohne es zu ahnen, den Wolfsadvocaten gegen das Lamm machen?

Mit Recht und Glück bestreitet er gewisse Ansichten über Steuerbewilligen und Verweigern, die er indeß mit Unrecht der Mehrheit der Constitutionnellen aufbürdet. Nach seiner Theorie und Einrichtung soll und kann (vermeintlich) vom Steuerverweigern keine Rede sein. Da setzt die politische Macht mit den andern Mächten das Budget in schönster Einigkeit fest. Aber was wünscht oder will der Constitutionalismus Anderes oder mehr? Wie, wenn die politische Macht, statt die andern Sphären zu schützen, in sie eingreift, despotisch wird? Da haben wir das Zerwürfniß gerade wie beim constitutionnellen Systeme. Wenn dagegen bei diesem die Regierung nichts Unrechtes fodert, Vertrauen erweckt, so kommt auch bei ihm das Budget in vollkommener Einigkeit zu Stande.

Ähnlich verhält es sich mit Dem, was der Verf. über die Theilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung sagt. Seine Theorie enthält mehr als Einen hellen Gesichtspunkt, klärt manche Einseitigkeit oder Verirrung der constitutionnellen auf; das ist ihr Verdienst. Sie berechtigt ihn aber gar nicht zum vornehmen Herabblicken auf den Constitutionalismus; denn er steht, vielleicht unbewußt, auf den Schultern desselben, indem er ihn läutert und weiter führt, vielleicht ohne es eben zu wollen; er wird ungerecht gegen ihn in der Exposition seiner Theorie; er faßt ihn darin mit der Einseitigkeit der Misgunst auf, und ein wenig mit der Zanklust der — Zwillingsschwesterschaft, worin sich die constitutionnelle und seine eigene Theorie befinden; die letztere ist noch ganz unfertig, ruht auf Voraussetzungen, denen die Wirklichkeit entgegenstreben mag, die aber noch nicht vorhanden sind, ist geeignet, Erkenntniß in allen Sphären zu verbreiten, trägt aber nach Lage der Dinge die Gefahr in sich, in einem Sinne, wie der Urheber es freilich nicht will, von der politischen Macht ausgebeutet zu werden, während die andern Mächte derzeit außer Stande sind, sie und die für sie (die andern Mächte) darin liegenden Vortheile zu benutzen, wie er es im Sinne hat. Es wird nicht fehlen, er wird gewisse leidige Misverständnisse, z. B. das von der politischen Gefährlichkeit des Constitutionalismus, befestigen, indem man dort, wo es geschieht, seine Lehre misverstehen wird. Er befindet sich in der vollkommensten Selbsttäuschung, wenn er meint, die Verwirklichung seiner Lehre würde Alles so gar leicht, sanft und ungefährlich ausgleichen.

Im sechsten Abschnitt: „Die Pairie", führt er aus, der niedere Adel habe keinen Beruf zu dieser, man müsse hohen Adel dazu haben und mit ihm die wirklich aristokratischen Elemente verbinden. Im siebenten Abschnitt: „Die Vertretung des Grundbesitzes", wird dessen politische und national-ökonomische Bedeutung vortrefflich erörtert und der Zusammenhang beider nachgewiesen. Weiter kommt zur Sprache die übermäßige Geltung des Grundbesitzes in der Vertretung der Stabilität halber; wie man Burke nachgebetet; die Verschiedenheit der englischen Verhältnisse der Landaristokratie und englischer Stabilität und deutscher; die Räthlichkeit oder Nichträthlichkeit, ob die Analogie Englands gar nicht paßt, eine gleiche, für die jetzigen deutschen Verhältnisse historisch nicht begründete Geltung der Landaristokratie positiv und neu zu schaffen. Im neunten Abschnitt werden die „Majorate" durch ein tieferes Eingehen in die Begriffe von Eigenthum und Erbrecht als Monstrosität nachgewiesen; dann wird gezeigt, daß sie den Nutzen, den man von ihnen erwartet, nirgend gehabt, daß man einer thörichten Eitelkeit mit ihnen sehr verkehrter Weise geopfert. Die beiden letzten Abschnitte verbreiten sich über „gutsherrliche Lasten und Gerichtsbarkeit" und über das „Verhältniß der Rittergüter zu den Landgemeinden". Mit schlagender Wahrheit wird da unter Anderm die Gemeinschädlichkeit der reactionnairen Adelstendenzen und die Thorheit nachgewiesen, die darin liegen würde, wenn man ihnen entgegenkommen wollte. In dem Rathe des Verf., lieber für jetzt keine Landgemeindeordnungen zu erlassen, weil die Verhältnisse im Zustande der Unklarheit befangen, weil man das wirklich Vorhandene nicht festhalten und aussprechen könne, sondern vorwärts oder rückwärts greifen müsse, liegt ein Widerspruch. Aus seinen Prämissen, wenn man sie scharf verfolgt und dabei auch manches Bedenken berücksichtigt, ergibt sich der Rath: man greife offen vorwärts. Klugheit liegt in dem Rathe des Verf., aber es ist jene Klugheit, die gerechtem Wollen und dem Muthe der gerecht Wollenden zu wenig vertraut. Falstaff hat allerdings recht, aber auch unrecht, wenn er die Vorsicht für den besten Theil der Tapferkeit erklärte.

Zum Schlusse, obwol wir noch lange nicht alle bemerkenswerthen Seiten des Buchs berührt, so schwer es uns wird, nicht mindestens noch auf so manchen inhaltschweren Gedanken, so manche treffende feine Bemerkung, so manche geistreiche Wendung hinzuweisen, die es enthält: dies Buch gehört dem Adel und andern hohen Personen.

91.

Gedichte von Emanuel Geibel. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Duncker. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Daß es in Deutschland auch dahin kam, daß wir unsere Dichter nach den politischen Feldlagern sortiren, in Deutschland, dessen Poeten auf einer Höhe zu stehen vermeinten, unter der diese Fragen so winzig und geringfügig erscheinen, wie dem Olympier der Frosch- und Mäusekrieg! Er ist ein liberaler Dichter! An diesen Ausdruck hatten wir uns schon gewöhnt, weil angenommen wurde, ein Dichter dürfe und müsse gewissermaßen liberal sein. Doch freilich, die alte Liberalität, die man den Dichtern zugestand, hat wenig gemein mit unsern heutigen politischen Dichtern. Es bedeutet eigentlich nur: Ihr gehört nicht ins Leben, in die bürgerliche Ordnung, in den Geschäftsverkehr; also ist euch die Freiheit vergönnt wie den Zigeunern. Ihr wißt euch nicht zu finden in Das, was ist, und nothwendig ist und uns lieb und angenehm, also fliegt darüber hinaus in euer Utopien, in das Reich der Träume; wir wollen euch gern fliegen sehen, es wird uns viel Vergnügen machen, wenn wir dabei denken, daß wir ruhig zu Hause bleiben können. Diese alte Liberalität der Poeten ist selig zu Grabe getragen. Wie die neuen liberalen Poeten nicht auf dem Pegasus zu Zeus reiten, um sich am Geruche seiner vollen Tafeln über den Undank der Welt zu trösten, wie sie vielmehr als leichte Husaren Plänkereien gegen die bestehenden Heere, oder als schwere Reiterei heftige Attaken gegen das Gros der Conservativen vornehmen, das ist weltbekannt und vielfach auch schon in diesen Blättern besprochen. Auf der andern Seite gab es blos aristokratische, feudalistische Dichter; auch an diese haben wir uns gewöhnt. Sie sind der nothwendige Gegensatz der liberalen, und wenn sie als Liederdichter im Augenblick nicht bedeutend sind, so liegt der Grund davon nicht darin, daß es ihnen an Stoff und dem Stoffe an Poesie fehlt, sondern eben wol nur in einer zufälligen Conjunctur der Umstände. Die royalistischen Dichter dagegen sind ganz selten geworden, obwol man ehemals von jedem Dichter eben wie Freiheitsgesinnung auch Lob und Preis für die Könige, wenigstens für seine eigenen, erwartete. Diese Begeisterung des Ansingens, die Odeninspiration, scheint vom deutschen Volke förmlich ausgegangen. Selbst wer die Hand ausstreckt nach einer Gabe, singt nicht mehr. Es ist eine beachtenswerthe Concession, dem allgemeinen Gefühle gemacht.

Dagegen soll es conservative Dichter geben, und Geibel und Freiligrath sollen solche conservative Dichter sein. So hörten wir sie wenigstens nennen, am Rhein und anderwärts, gedruckt, in Angriffen und Vertheidigungen. Wer Freiligrath's Gedichte von A bis Z und Geibel's Gedichte von A bis Z, was Gesinnung, Anschauungsart, Form und Gedanken anlangt, zusammen würfelte, oder ein großes Additionsexempel machte und die Durchschnittsgesinnung herausdividirte, wie müßte da wol der Begriff eines conservativen Dichters ausfallen? Der Dichter, der den Deutschen zugerufen, daß ein Deutscher, und namentlich ein Poet, gar nicht leben könne, wenn er nicht die Parteiluft athme, hat, freilich nicht ohne Anlaß, dazu beigetragen, daß man beide Dichter in eine Partei geworfen, an die sie vielleicht nie gedacht. Nun sind sie wider Willen uniformirt und müssen sich finden und gute Miene zum bösen Spiele machen. Wie Freiligrath dies anstellt, bleibe auf sich beruhen; er hat schwer zu arbeiten, seine Löwenjagden, sein Bild vom Emir in der Wüste und dem Bienenbilde auf dem Goldstück, seine Diego-Leon-Hymnen, seinen Angriff auf Herwegh und seine eigenen Freiheitsflüge in eine Uniform zu bringen. Der arme Dichter! darf man ausrufen, wozu ihn nicht die böse Zeit zwingt, die trotz ihrer unablässigen Gesinnesfoderung doch eigentlich zufrieden ist, wenn die Poeten sich nur mit ihren Schneidern gut verstehen, daß der Rock sitzt und aussieht wie — nun wie eben ein Poet von der und der Farbe aussehen soll.

Geibel hat einmal aus seiner innersten Gesinnung heraus, in die Trompete gegen Georg Herwegh gestoßen; ein schöner, voller, kräftiger Ton war es, aber besser als das, ein Ton, der aus seinem Selbsteigen kam; der freie Dichter dachte nicht an eine Partei hinter sich oder vor sich. Zum Einzelkampf foderte er den Ebenbürtigen heraus. Es ist: Der Fluch oder das Glück? Kurz, die Bedingung der Zeit ist's, daß Niemand und Nichts für sich allein stehen, für sich allein etwas thun darf, es wirkt, es geht über ins Allgemeine. Für Geibel erschloß sich der Born einer königlichen Gunst, und einige Tröpflein fielen so auf sein Haupt, um ihn für Die gegenüber zum Manne der Partei zu stempeln; der Zufall wollte, daß dieselbe Gunst auch auf Freiligrath fiel, die Laune des Zufalls oder der Neigung, daß Beide sich am Rheine, am schönen Wasserspiegel von St.-Goar, ansiedeln mußten, Beide königlich Beschenkte, Beide Dichter aus frischer Brust, Beide sich freuend noch am Sonnenschein und Gottes Wundern, Beide liebend, hoffend, Beide Georg Herwegh angesungen „habend", den Georg Herwegh, den der Zorn der Macht ergriffen hatte, was brauchte es mehr, um die Partei ausgebildet, fertig zu machen! Wie lautet ihr Wahlspruch, wie sieht ihr Banner aus? Welche Scharen folgen ihnen, auf welche Festung los zieht ihr Heereszug? Es sind conservative Dichter, ist die einzige Antwort, die wir hörten.

Ja, ein conservativer Dichter ist Emanuel Geibel, der noch heute, nachdem der Weltschmerz schon ausgeklungen, singt:

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größres nimmer gibt.

— — — —

Als ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag:
Mir war's, als sei verschwunden
Die Sonn' am hellen Tag.

Und in seinem „Rühret nicht daran":

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen gibt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum ersten Male liebt.

Der da den Brüdern zuruft:

Keusch im Lieben, fest im Glauben
Laßt euch den treuen Muth nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt;
Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt.

Der den Tscherkessenfürsten alle ihm gebotenen Herrlichkeiten, daß er zum Zar übergehe, ausschlagen und rufen läßt:

Und böten sie mir auch die Wunder aller Fremde,
Nicht käuflich sind mir drum mein schuppig Panzerhemde
Und meine Freiheit und mein Haß.

Der noch heute das schöne Minnelied singen kann, welches den Schluß dieser zweiten Auflage bildet:

Es gibt wol Manches, was entzücket,
Es gibt wol Vieles, was gefällt,
Der Mai, der sich mit Blumen schmücket,
Die goldne Sonn' am blauen Zelt.
Doch weiß ich Eins, das schafft mehr Wonne
Als jeder Glanz der Morgensonne,
Als Rosenblüt und Lilienreis;
Das ist, getreu im tiefsten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

— — — —

Das ist die köstliche der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen gibt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.

O süß Empfangen, selig Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O, gib das Herz aus deiner Brust!

Auch Das ist ein Zeichen der conservativen Dichter, wenn ihre Lieder componirt werden. Viele von Geibel's Liedern sind es und werden gesungen; die sturmrauschenden Freiheitslieder unserer Tage scheinen von selbst componirt zu sein, sie werden aber nicht gesungen, nur gelesen. Der conservative Dichter ist auch einmal in die Offensive übergegangen, in jenen „Zeitstimmen", wo er die Gegenwart warnte:

Hört ihr's dumpf im Osten klingen?
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,
Der Geier, der nach Beute kreist:
Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenensange
Vergiften euch den frommen Geist.

— — — —

Drum haltet Wacht
Um Mitternacht
Und wetzt die Schwerter für die Schlacht.

Und der die schwere Anklage gegen die Zeit mit den inhaltschweren Worten schloß:

Und wenn wo ein Gigant ersteht, so ist er's im Vernichten.

Aber diese Offensive scheint doch seinem Wesen unbehaglich; er hat sich in dieser Sammlung in sein innerstes Sein, in sein Leben und Weben mit den Gefühlen, die ihm die heiligsten sind, zurückgezogen, und gerade daß er jenes Gedicht als Schlußstein setzte, spricht bedeutungsvoll.

Aber in die Burg seiner Gefühle und individuellen Anschauungen sich zu verschließen ist kein Dichter in dieser Zeit der Freiheit mehr frei genug. Geibel steht vor den Wortführern des Vorwärts als ein Wortführer der Vergangenheit, und ihr beredtester Vorsänger hat ihn erst jüngst heftig gezaust. Herwegh's Lied auf Geibel und Freiligrath hat sehr verschiedene Beurtheilung erlitten, aber das Resultat ist, daß Geibel dadurch nicht verloren hat. Eine zweite Auflage seiner Gedichte, der, dem Vernehmen nach, bald eine dritte folgen soll, spricht deutlich dafür. Es ist also ein großes conservatives Publicum da, welches in der deutschen Poesie noch Liebeslust und Minnewonne, Bilderglut bei tiefer Gemüthsinnigkeit, Sehnsucht, Zerknirschung, Festhalten an der Freude, dem Schmerz, dem Glauben der Väter als Fundament verlangt, ein Publicum, welches den kühnern Flügen des Genius sonnenwärts wol gern zuschaut, aber doch immer verlangt, daß er, ehe es Nacht wird, in den grünen Wald oder in die stille Hütte zurückkehre. Die Kritik des Publicums hat sich vorläufig bedeutend genug durch diese wiederholten Auflagen für Geibel ausgesprochen, auch gibt uns der vorliegende Band nicht zu neuen Betrachtungen Anlaß; aber Geibel ist ein Dichter, der noch nicht fertig ist, um ein Endurtheil über ihn auszusprechen. Seine duftige, sinnliche und doch keusche Glut kann noch viele Processe durchmachen, sich namentlich in manchen Beziehungen noch mehr ablösen von der Materie, die er oft in zu brünstiger Umarmung umfaßt, bis — wir wünschen, daß dies bis noch auf lange Zeit aufgeschoben bleibe. Wir wünschen ihm, daß er noch lange nicht fertig sei, und würden uns freuen, wenn noch recht viele Wandlungen, alle aus seinem Innersten heraus, mit ihm vorgingen. *) 10.

*) Es ist seit der Abfassung des vorstehenden Artikels bereits eine dritte Auflage von Geibel's Gedichten erschienen. D. Red.

Bibliographie.

Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1842. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 8 Thlr. 10 Ngr.

Böttcher, J. H., Sendschreiben an Deutschlands Ärzte. Ein Vorwort zu einer demnächst erscheinenden Sammlung von Gutachten deutscher Ärzte gegen den Branntweingenuß. Posen. 8. 7½ Ngr.

Franck, G., Missionsharfe. Berlin, Wohlgemuth. Kl. 8. 7½ Ngr.

Heffter, M. W., Erinnerung an Georg Sabinus, den trefflichen Dichter, akademischen Lehrer und Diplomaten, den Mitstifter der Universität zu Königsberg in Preussen. Zur dritten Jubelfeier der Albertina. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 10 Ngr.

Hessel, J. F. C., Versuche über Magnet-Ketten und über die Eigenschaften der Glieder derselben, besonders über jene, welche ihnen angewöhnt, oder auf sonstige Weise willkürlich ertheilt werden können. — A. u. d. T.: Schriften der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften. 5ter Band. Marburg, Bayrhoffer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Höfler, C., Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. Mit Benutzung handschriftlicher Quellen der Bibliotheken zu Rom, Paris, Wien und München. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

James, G. P. R., Rosa d'Albret, oder die unruhigen Zeiten. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Kissel, C., A. Cornelius Celsus. Eine historische Monographie. 1ste Abtheilung: Leben und Wirken des Celsus im Allgemeinen. Giessen, Heyer. 8. 1 Thlr.

Kobell, F. v., Gedichte in Oberbayerischer Mundart. 2tes Bändchen: Erinnerungen an Berchtesgaden. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 20 Ngr.

Koechly, H., Über Sophocles' Antigone. Vorlesung. Dresden, Arnold. Gr. 8. 10 Ngr.

Krüger, C., Blüthen für Stammbücher. Köln, Eisen. Gr. 16. 10 Ngr.

Lebenswirren aus Gegenwart und Vergangenheit. Erzählungen vom Verfasser des Romans „Heliodora". Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 11¼ Ngr.

Leibrock, A., Die Herzogin von Olonna, oder die Rache einer Römerin. Eine Geschichte aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 11¼ Ngr.

Lothmer, C. J., Stimmen über Grab, Tod und Scheintod. Eine Erzählung für das deutsche Volk. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Das Lutherthum in Bayern. Vier Worte zum Frieden. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Munde, C., Memoiren eines Wasserarztes. 2ter Band. Dresden, Arnold. Gr. 12. Preis für zwei Bände 2 Thlr. 15 Ngr.

Nestroy, J., Einen Jux will er sich machen. Posse mit Gesang in vier Aufzügen. Wien, Wallishausser. 8. 15 Ngr.

Rüsch, G., Historisch-geographische Darstellung des Cantons Appenzell, mit besonderer Berücksichtigung seiner Curanstalten, Alpengegenden und Industrie. Mit 8 Kupfern. St.-Gallen, Tribelhorn. 8. 1 Thlr.

Das Schadowfest. Am 20. Mai 1844. Eine Beschreibung der 80sten Geburtsfeier Gottfried Schadow's. Berlin, Reimarus. Lex.-8. 10 Ngr.

Spindler, C., Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volks gewidmet. Für das Jahr 1845. Mit Illustrationen von L. Weißer. Stuttgart, Franckh. 8. 16 Ngr.

Politisches Vermächtniß Sr. Maj. des verstorbenen Königs von Schweden, Karl Johann. Enthaltend bisher unbekannte Originaldocumente in eigenen Briefen, Noten, Reden rc., dem deutschen Herausgeber mitgetheilt von dem hohen Verstorbenen. Altona, Hammerich. Gr. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 262. —— 18. September 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Dritter Artikel.*)

Nachdem wir in unserm zweiten Artikel den wissenschaftlichen Streit über das Buch von Bruno Bauer durch seine verschiedenen Stadien hindurch verfolgt und die verschiedenen Kämpfer, die auf diesem Gebiete gegen Bauer aufgetreten, kennen gelernt haben, müssen wir nun auch die andere Seite der Literatur über Bauer ins Auge fassen, welche sich mit der äußern Stellung Bauer's und der hier einschlagenden wichtigen Frage der akademischen Lehrfreiheit beschäftigt. Da es sich hierbei zugleich um äußere Begebenheiten, um die Entfernung Bauer's vom akademischen Lehramte und um eine amtliche Betheiligung der sämmtlichen evangelisch-theologischen Facultäten auf den preußischen Universitäten bei diesem Schritte der Regierung handelt, so müssen wir zuvörderst das Factische in wenigen Worten erwähnen, wobei wir uns theils an die den „Gutachten" vorausgeschickte Geschichtserzählung, theils an die Darstellung halten, welche ein Artikel der „Preußischen Staatszeitung" im April 1842 von dem Verfahren des Ministeriums in dieser Sache gibt.

Nach dem Erscheinen des ersten Bands der „Kritik der evangelischen Geschichte" fand das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, durch viele „gewichtige Stimmen" auf die Unchristlichkeit dieses Werks (welches übrigens von dem Verf. selbst bei dem Ministerium eingereicht worden war) aufmerksam gemacht, sich veranlaßt, mit Rücksicht auf die Stellung des Verf. als Docenten bei einer theologischen Facultät jene Angaben einer nähern Erörterung zu unterwerfen. Da den theologischen Facultäten statutenmäßig die Zulassung und Disciplin ihrer Privatdocenten zusteht, so ward zunächst die Facultät zu Bonn zum gutachtlichen Berichte aufgefodert, welchen Standpunkt der Verf. nach dieser seiner Schrift einnehme und ob ihm, nach der Bestimmung der preußischen Universitäten, besonders aber der theologischen Facultäten auf denselben, die licentia docendi ferner verstattet werden könne. „Da es nun aber", fährt der gedachte Artikel der „Preußischen Staatszeitung" fort, „bei der Entscheidung der vorliegenden Frage hauptsächlich darauf ankam, die Freiheit der Lehre und Forschung nicht weiter zu beschränken, als es zur Erhaltung der Principien der evangelischen Kirche und Theologie durchaus nothwendig sei und die Bestimmung der theologischen Facultäten in ihrem Verhältnisse zur Kirche unerlaßlich mache, so hatte das Ministerium zu gleicher Zeit auch die theologischen Facultäten der übrigen Landesuniversitäten zum Gutachten über dieselbe Frage aufgefodert."

Auf den Grund des Ergebnisses aller dieser Verhandlungen ward die dem Licentiaten Bauer verliehene licentia docendi zurückgenommen, und zur Rechtfertigung dieses Schrittes eben jener oben erwähnte halbofficielle Artikel in der „Preußischen Staatszeitung" veröffentlicht, welcher sich, wie wir gesehen, auf die übereinstimmenden Gutachten der Facultäten für den vom Ministerium beabsichtigten Schritt beruft. Diese Gutachten selbst wurden nicht gleichzeitig veröffentlicht, sondern nur ihre Veröffentlichung — auf besonderes Ansuchen der bonner Facultät, wie es hieß — in Aussicht gestellt.

Unterdessen bemächtigte sich, wie vorauszusehen war, die Tagespresse des Gegenstandes mit großer Lebhaftigkeit und Heftigkeit. Die meisten Organe der liberalen Partei erhoben sich gegen die Maßregel als eine unerhörte Beschränkung der Gewissens- und Lehrfreiheit; die Blätter der andern Seite suchten dieselbe zu rechtfertigen als eine durch das Princip der Kirche und der Theologie gebotene. Diese Stimmen der Tagespresse durchzumustern ist hier nicht der Ort; wir halten uns daher an die Broschürenliteratur, in welcher sich das verworrene Durcheinanderklingen einzelner, flüchtiger, sich durchkreuzender Stimmen zu einem geregelten und geordneten Zwiegespräche zusammenfaßt, und gehen auch diesmal wieder der Zeitfolge nach. Als die erste selbständige Schrift in dieser Angelegenheit haben wir abermals zu nennen: Marheineke's „Separatvotum", welches geraume Zeit vor der Veröffentlichung der übrigen Gutachten (denen es jedoch ebenfalls einverleibt ist), auch noch vor der erfolgten Entfernung Bauer's von seinem Amte, in besonderm Abdruck erschien. Aus der Einleitung dieses Separatvotums haben wir hervorzuheben, daß Marhei-

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 69 — 72 und 182 — 185 d. Bl. D. Red.

neke den Wunsch ausspricht, es hätte der Regierung gefallen mögen, nach dem Vorgange der altenburgischen Regierung bei einer ähnlichen Veranlassung, auch von auswärtigen Facultäten Gutachten einzuholen. Das Votum selbst geht sodann von der Ansicht aus, daß die Lehrfreiheit ein unentbehrliches Gut und das theuer errungene Palladium der protestantischen Kirche sei; es tadelt die Beschränkung dieses, im Allgemeinen gewöhnlich zugestandenen Princips bei der Anwendung im Einzelnen und spricht die gewisse Hoffnung aus, daß der preußische Staat, selbst wenn, was der Verf. für unmöglich hält, alle Facultäten gegen Bauer entscheiden und auf seine Remotion antragen sollten, „weiser sein würde als sie alle und sich nicht zu einem Mittel für solchen Zweck hergeben würde", wobei es sich auf den Schutz beruft, den eben dieser preußische Staat einst verfolgten Männern, einem Wolff, einem Fichte gewährt habe. Der Verf. des Votums geht ferner auf das Statut der theologischen Facultäten Preußens ein und findet darin eine doppelte Aufgabe diesen Facultäten vorgezeichnet. Einmal nämlich sollen dieselben „die theologischen Wissenschaften fortpflanzen", sodann aber sollen sie „die sich dem Dienste der Kirche widmenden Jünglinge für diesen tüchtig machen". Jenes, meint er nun, sei das Innere, dieses das Äußere, Jenes das Erste, dieses das Zweite, welches „nur durch das Erste geschehen solle"; „denn nur so, daß sie das theologische Wissen hätten und es aufs genaueste damit nähmen, könnten die Facultäten durch dasselbe der Kirche dienen und ihr die nöthigen Werkzeuge vorbereiten". Hierauf folgt eine lange Polemik gegen Die, „welche umgekehrt auf das Zweite den höchsten, auf das Erste den geringern Werth legen", gegen Die, „denen das Nützliche das Höchste und das sogenannte Praktische der Maßstab sei, wonach das Theoretische und dessen Werth beurtheilt werden müsse". Die Wissenschaft dürfe durchaus nicht bloßes Mittel sein, sondern sie sei wesentlich Selbstzweck, und sie bedürfe daher der Freiheit, um ihr Ziel, die Wahrheit, wirklich zu finden, nicht, es als ein äußerlich ihr gegebenes nur hinzunehmen. „Zu solchen Zwecken", ruft er aus, „muß sie dann aber die Jugend selbst auch durch das Meer der Irrthümer führen; denn der wäre gewiß ein schlechter Theolog, der es nur mit blanken, baaren Wahrheiten zu thun haben wollte." Freilich scheint dabei Marheineke fortwährend von der bestimmten Voraussetzung auszugehen, daß die wahre Wissenschaft auch in ihrer freisten Entfaltung am Ende niemals von dem Glauben ab- sondern vielmehr wesentlich zu ihm hinführe, daß also der Weg vom Glauben aus nur durch die Wissenschaft hindurchgehe, um zum Glauben wieder zurückzukommen, wie denn bekanntlich diese Versöhnung von Glauben und Wissen in einer höhern Durchbildung beider ein Axiom der Hegel'schen Philosophie ist, woran die ältere Schule festhält, welches aber freilich die jüngere Schule, wie z. B. eben Bauer, durch That und Wort als unstichhaltig, ja als eine völlig gedankenlose Halbheit oder gar Heuchelei längst verworfen hat. Marheineke, wie gesagt, scheint dies Axiom durchaus festzuhalten; darauf deuten namentlich die Worte (S. 83):

> Es ist die innerste Natur der positiven Wahrheit, daß sie, um zu sich selbst zu kommen, in der Wissenschaft sich durch alle ihre Negationen hindurch bewegt; sie selbst ist es, die Das thut und ihre Negation setzt und erfindet, wenn sie noch nicht erfunden ist.

sowie die spätern:

> Wahrlich! auf solchem Wege (d. h. durch gewaltsame Unterdrückung einer theologischen Denkart) führt sich der Flor der Kirche so wenig herbei als durch die geistlosen Kategorien vom unmittelbaren Bewußtsein, kirchlichen Sinn und Leben u. s. w., sondern nur durch die Macht des Gedankens und der Wahrheit und das unendliche Vertrauen zu ihm.

Wenn schon diese Worte andeuten, daß Marheineke, indem er die unbedingteste Freiheit des Forschens und Lehrens für den Theologen in Anspruch nimmt, denn doch diese Freiheit wieder nur bedingungsweise, nämlich als eine sich selbst beschränkende und, wenn auch auf Umwegen, doch auf ein bestimmtes Ziel, die „positive Wahrheit" und den „Flor der Kirche" hingehende, anerkennt, wenn sich also in ihnen schon eine gewisse Halbheit und Unentschlossenheit der Gesinnung verräth, so ist diese noch viel auffallender, ja sie geht bis zur Entwürdigung der Wahrheit, der Marheineke zu dienen vorgibt, und bis zur tiefsten Verletzung Bauer's, den er gleichfalls in Schutz nehmen will, in dem Vorschlage, den er am Schlusse seines Gutachtens der Regierung macht. Er sagt nämlich, mit Beziehung auf Bauer:

> Diese seine Bücher sind zum Theil Werke der Noth, geschrieben zu seiner Lebenserhaltung. In einer sorgenfreiern Lage würde er gewiß von der Vielschreiberei gern abstehen. Es ist viel an ihm wieder gut zu machen, nämlich Das, was nicht gut ist. Ich würde es mir nicht verzeihen, wenn ich es nicht für besser und christlicher halten wollte, ihn, den irrenden Bruder, zu heben und aufzurichten, als ihn vollends niederzustoßen und zu vernichten. Niemand wird das für eine Billigung seiner Irrthümer ansehen. Daß seine Privatdocentschaft aufhören möge, kann ich nur wünschen; ihn in der untergeordneten Stellung nur zu belassen, wäre nicht viel besser, als ihn daraus zu verstoßen. Ihn selbst mit Unterstützung nur aus dem Universitätsleben entfernen, wäre nicht verschieden von einer Strafe, wozu durchaus kein Grund vorhanden. Andererseits da er selbst bereits seinem theologischen Charakter freiwillig entsagt hat, kann ihm die Regierung einen solchen nicht aufdringen. Aber, was sie kann, wahrhaftig mit Ehren thun kann, ist, ihm eine Professur in der philosophischen Facultät mit angemessenem Gehalt zu verleihen. Diese Großmuth würde ihn, auch ohne daß es ihm zur Bedingung gemacht würde, bewegen, seinen Studien eine ganz andere Richtung zu geben, ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge der Wissenschaft zu machen und ihn gewiß für immer zum lebhaftesten Danke zu verpflichten.

In der That, dieser Vorschlag ist empörend, jesuitisch, ein wahrer Seelenverkauf, und mit Recht hat die Presse ihn als einen solchen gebrandmarkt. Bald nach dem Separatvotum von Marheineke erschienen drei Schriftchen, von denen das eine für Bauer, das zweite für das Verfahren der Regierung und der Facultäten in die Schranken trat, das dritte endlich eine

vermittelnde Lösung der Frage von einem höhern Standpunkt aus versucht. Jenes erste, welches den Titel führt: „Bruno Bauer und die protestantische Freiheit. Ein politisches Votum", beginnt in sehr schwunghafter Weise mit allgemeinen Betrachtungen über die politische und wissenschaftliche Aufgabe „unserer Zeit, Deutschlands, Preußens", verläuft sich aber hierbei sowie in der Erörterung seines eigentlichen Gegenstandes in die gewöhnlichen Gemeinplätze von „protestantischer Freiheit", Recht der freien Forschung u. s. w., in emphatische Angriffe auf die „Dunkelmänner" u. s. w., ohne doch irgendwie die Lösung der Frage durch Feststellung des Standpunkts oder Aufklärung der einschlagenden Grundbegriffe zu fördern. Dem Verf. ist das Christenthum völlig unabhängig von der Autorität der biblischen Schriften, also auch nicht gefährdet durch Angriffe auf die Echtheit und Wahrheit dieser letztern, überhaupt über alle Anfechtung erhaben. Er sagt (S. 11 fg.):

Dem Christenthume schaden zu können, wie auch immer die Anfechtung beschaffen sein möchte, das kann nur Blödsinn wähnen; einem Vernünftigen steht dessen Göttlichkeit in seinem ursprünglichen und unveränderlichen Wesen über Alles erhaben fest; denn dasselbe ruht auf der Unwandelbarkeit seines geistigen Elements, des ewigen Lichts, das bei Gott war und ist.

Hat denn Christus selbst eine Norm aufgestellt, von der man nicht abweichen dürfe? Nein! Eine Norm, wie sie die Dunkelmänner wol wünschen, gab er niemals; und dies ist ein Zeugniß für seinen reinen, göttlichen Sinn. Er wies uns einfach an Gott, den Vater, und beweist dadurch das einfache Verhältniß eines Christen zu Gott. Was bedarf es nun des scholastischen Dunkels der hoffärtigen Schriftgelehrten, die in ihrem Schoose gern die alleinseligmachende Kirche bauen möchten, damit sie nach Belieben diesen oder jenen aus- oder einlassen könnten.

Erwägt man dies Alles mit freiem Blick im kindlich unbefangenen Aufschauen zu Gott, dem Urwesen jeglicher Creatur, so muß es als Thorheit erscheinen, wenn man Jemand vor Menschen darüber anklagt, und selbst dessen Person niederdrückt, weil er den Muth hat, eine besondere Meinung zu haben und frei zu forschen nach der Wahrheit; ja es erscheint ein solches Verfahren sogar als eine Kränkung der allgemeinen Menschenrechte.

Hiermit glauben wir das kleine Schriftchen hinlänglich charakterisirt zu haben und wenden uns daher jetzt zu dem der Zeit nach nächstfolgenden, nämlich dem: „Theologischen Votum" oder wie der Haupttitel heißt: „Über die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten." Der Verf. dieses Schriftchens geht aus von der Hinweisung auf die Thatsache, daß heutzutage sich ein immer stärkerer Widerspruch zwischen den Anfoderungen der freien Wissenschaft und denen des kirchlichen Lebens offenbare; er findet den Grund davon, daß dieser Widerspruch gerade jetzt mehr als früher zum Vorschein komme, in dem Wiedererwachen eines tiefen religiösen Sinnes, der sich überall, im Katholicismus wie im Protestantismus, zeige und mit allen Mitteln auf eine Regeneration der Kirche hinarbeite. Der Verf. erblickt in dieser Reaction des religiösen Gefühls gegen den bisherigen Indifferentismus keineswegs etwas Bedenkliches oder einen Rückschritt zur Verfinsterung, sondern eine nothwendige Phase des Geistes, aus der er, nach seinem Eingehen in die letzten Tiefen des Bewußtseins, neugekräftigt und verklärt hervorgehen werde, um dann eine ganz andere Arbeit zu beginnen. Aber freilich, das sei, meint der Verf. die Frage: darf die eingetretene religiöse Reaction sich auf Kosten der Wissenschaft geltend machen? Und dies geschehe allerdings gegenwärtig gar häufig.

Ein Fichte lehrte einst in Jena und dann in Berlin im Angesichte des ganzen Deutschlands. Heutzutage betrachten es die Meisten als etwas sich von selbst Verstehendes, daß ein Strauß nicht zum akademischen Lehramte berufen werden könne.

Der Verf. geht hierauf die gewöhnlichen Gründe durch, die man für die Ausschließung der einen Seite der Wissenschaft von den Universitäten geltend zu machen pflegt. Man hat gesagt, eine Richtung, die auf die Auflösung der Theologie hinarbeite, mache sich eben dadurch des Rufes auf den theologischen Lehrstuhl verlustig.

Allein — erwidert der Verf. — wenn es nicht von vorn herein als Axiom betrachtet wird, die Theologie dürfe sich nicht auflösen, d. h. wenn man nicht das subjective Bewußtsein und damit die Willkür zum Richter über die Wissenschaft erhebt, mit welchem Rechte läßt sich denn jener Schluß ziehen? Ob die Theologie sich auflösen müsse oder nicht, das kann nur durch sie selbst entschieden werden, jene Ansicht hätte also nur dann recht, wenn eine solche Richtung auch in formeller Hinsicht aufhörte Theologie zu sein, d. h. wenn sie nur noch Philosophie wäre; aber selbst in diesem Falle könnte man ihr doch den philosophischen Lehrstuhl nicht verweigern.

Man sagt ferner, jene Richtung sei unsittlich, sittenverderbend. Auch diesen Grund läßt der Verf. nicht gelten, einmal, weil diese Consequenzenmacherei, durch welche man wissenschaftliche Richtungen zu verdächtigen suche, selbst unsittlich sei, sodann, weil überhaupt auch der sittliche oder unsittliche Charakter einer Lehre sich immer erst wissenschaftlich feststellen lasse, nicht nach blos subjectivem Dafürhalten oder Gefühle bestimmt werden dürfe.

Also diese beiden Gründe, mit denen man die sogenannte freie Wissenschaft zu widerlegen glaubt, sind nicht stichhaltig. Allein das Verhältniß wird plötzlich ein anderes, wenn die ganze Frage auf den Boden gestellt wird, auf dem sie allein sich entscheiden läßt, den des äußern Lebens. Dann gestaltet sich dieselbe nämlich so: „Hat die Kirche nicht das Recht, eine Wissenschaft, durch welche sie in ihrer Existenz bedroht, durch welche sie ihrer Diener beraubt wird, von dem öffentlichen Lehrstuhle fern zu halten?"

Auf den ersten Anblick nun, meint der Verf., scheine sich jene Frage nur bejahen zu lassen. Die Kirche habe das Recht, von dem Staate ihre Diener zu fodern, und, wenn sie in diesem Rechte dadurch gefährdet oder beeinträchtigt werde, daß eine unkirchliche Richtung ihr die Diener entziehe, so dürfe sie auch dagegen auftreten. Aber sogleich dränge sich auch das Bedenken auf, daß die Universitäten Sitze der freien Wissenschaft seien, und daß also die Kirche nicht zum Richter über sie gemacht werden dürfe. Der Verf. fährt (S. 11) fort:

So haben also beide Seiten gleich recht und unrecht. Der Grund dieses Widerspruchs kann nur darin liegen, daß das ganze Verhältniß ein falsches ist, und inwiefern dies der

Fall sei, das liegt auf der Hand. Wie, fragen wir, kann man, da doch Wissen und Glauben längst auseinander gegangen sind, da die Wissenschaft sich längst in eine kirchliche und negative Richtung gespalten hat, doch immer noch die theologischen und philosophischen Facultäten zugleich als kirchliche und rein wissenschaftliche Institute betrachten? Wie kann man es verantworten, wenn Kirche und Wissenschaft auf diese Weise gleich sehr in ihren Rechten beeinträchtigt werden? Diese Einheit der kirchlichen und wissenschaftlichen Bestimmung gehört einer frühern Zeit an, die es noch nicht verlernt hatte, den Diener des Worts und den Theologen als identisch zu betrachten. Die gute alte Zeit! Welch einen ganz andern Klang hatte doch in ihr noch der Name eines Theologen! Wie ehrwürdig stand er da, der Gottesgelehrte, in den Zeichen seines Amtes, zugleich der gelehrte Forscher und der Pfeiler seiner Kirche! Jetzt ist der Theologe ein Geschöpf, das weder Fisch noch Fleisch ist, in dem oft in widriger Mischung die Brocken moderner Schulweisheit mit dem alten bigoten Fanatismus vergangener Jahrhunderte sich begegnen, im besten Falle aber ein Zwitterding, das mit dem Haupte in eine neue Zeit hineinstrebt, während es mit den Füßen noch gefesselt in dem Boden althergebrachter Verhältnisse wurzelt. Die Wissenschaft strebt mit aller ihrer Kraft, diesen Zustand der Halbheit zu durchbrechen, aber, soll ihr Streben nicht fortwährend gehemmt und niedergehalten werden, so ist es an der Zeit, daß die Emancipation, die im Reiche des Geistes längst begonnen hat, ihr endlich auch im Leben zu Theil werde, indem man die Interessen der Kirche und der Wissenschaft, wie sie sich innerlich geschieden haben, so nun auch äußerlich trennt.

Doch, wie soll dieser wichtige Schritt geschehen? Er ist, antwortet der Verf., nur dadurch möglich, daß einerseits den Universitäten ihre Bedeutung, Sitze der freien Wissenschaft zu sein, ungeschmälert gelassen wird, andererseits aber die Kirche ihre eigenen Institute erhält, in denen ihre Diener herangebildet werden. Der Verf. befürchtet allerdings, man werde gegen diesen Vorschlag ein gewaltiges Geschrei erheben; man werde sagen: „So sollen also, im Angesichte des aufgeklärten 19. Jahrhunderts, unsere Geistlichen zu Pfaffen gemacht werden?" Aber er gibt gegen diesen Vorwurf viele andere zurück, indem er seinerseits fragt, ob es nicht ganz Dasselbe sei, wenn der theologische Lehrstuhl blos im Sinne einer Richtung besetzt werde? ob er damit nicht factisch zu einem rein kirchlichen Institute gemacht werde, wenn er auch diesen Name nicht trage? Wenn man sich ferner auf das Wesen des Protestantismus berufe, welches ja eben der Fortschritt, also die Wissenschaft sei, so meint der Verf. dagegen: es komme eben hierin der innere Zwiespalt des Protestantismus zu Tage; das eigentliche Princip desselben sei allerdings in der Wissenschaft vertreten; in der Kirche als solcher dagegen stelle sich die andere, katholische Seite dar, und darum sei es nothwendig, Beides auseinanderzuhalten. Erst dann, wenn die moderne Richtung die Herrschaft errungen und anerkanntermaßen den Sieg davon getragen haben würde, wenn sich die Kirche, der Wissenschaft gegenüber, nicht mehr halten könnte, erst dann ließe sich daran denken, die Wissenschaft unmittelbar auch in die Kirche einzuführen; für jetzt müsse dieselbe in heilsamer Trennung von der Kirche ihren Gang ruhig fortgehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Englisches Urtheil über deutsche Literatur.

Eine kurze Kritik des „Athenaeum" über Gervinus' „Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (zu London in englischer Übersetzung erschienen) ist nicht sowol um deswillen bemerkenswerth, was darin über das Buch selbst gesagt ist, als der Überhebung wegen, mit welcher der englische Kritiker in wenigen Sätzen über den durchschnittlichen Werth der deutschen Literatur zu Gunsten der englischen abzuurtheilen dabei Gelegenheit nimmt. Wir theilen die betreffende Stelle mit ohne weitere Bemerkung, indem wir die sich von selbst ergebende Antikritik dem unbefangenen deutschen Leser selbst überlassen können. „Die Deutschen", so heißt es im «Athenaeum», „zeichnen sich sicher vor uns durch ihre Duldsamkeit, wie in andern Zweigen, so auch in dem der Literatur aus. Jeder mit dem Gegenstande Vertraute muß die thatsächliche Bemerkung machen, daß bei ihnen viele Schriftsteller von mittelmäßigen Fähigkeiten Beachtung finden, die bei uns gänzlich übersehen werden würden. Wir geben zu, daß ihre großen Schriftsteller, Goethe, Lessing, Schiller u. A. Genie besaßen, gewaltig genug, um ebenso gut ein englisches wie ein deutsches Publicum zu beherrschen; aber selbst diese, hätten sie für das unsrige geschrieben, würden sich gedrungen gefühlt haben, ihren Stil bündiger und kräftiger zu gestalten und die Gedanken, welche sie zu vielen Seiten ausdehnen, oft in wenige Sentenzen zusammenzudrängen. Prof. Servell, ein in seinen Schlüssen sonst gewöhnlich zu hastiger Schriftsteller, sagt gewiß mit Recht von den deutschen Schriftstellern: «Sie können denken gleich Riesen, aber sie können nicht schreiben.» Die Engländer übertreffen unzweifelhaft ihre deutschen Nachbarn an jener Satire und jenem niederwerfenden Witz, welcher keine Duldung kennt für das fein gesponnene Gewebe langweiliger Betrachtungen über Gemeinplätze; und eben in Folge des Mangels an dieser Eigenschaft, welche wir den gelinden Frost der Literatur nennen möchten, sind die deutschen Bücherverzeichnisse voll von schwächlichen, kränklichen Pflanzen, von denen wir in England bald den Boden gesäubert haben wollten. Es ist gewiß befremdend, wenn wir das fruchtbare Wesen der deutschen Presse betrachten, wie wenig Bücher man aus den bändereichen Verzeichnissen auswählen könnte, die in England populair werden würden, und Derjenige, welcher deutsche Literatur studirt, ist im Anfange nicht mehr über den scheinbaren unermeßlichen Umfang und über die Fruchtbarkeit des vor ihm liegenden Feldes erstaunt, als später über die geringe Zahl von Erzeugnissen, die sich durch kräftige Originalität bemerklich machen und im Stande sind, ein allgemeines Interesse zu gewähren. Unter dem großen Haufen der kleinern deutschen Dichter besteht der größere Theil aus bloßen Versemachern mit sentimentalen Gemeinplätzen." Den Schluß bildet eine Empfehlung der Werke Shakspeare's für die deutschen Schriftsteller, um dessen Schöpfergeist anstaunen und den gewaltigen Contrast zu dem sentimentalen und monotonen Charakter ihrer eigenen mittelmäßigen Dichtungen erkennen zu lernen. Nur Schade, daß die wohlgemeinte Empfehlung fast um ein Jahrhundert zu spät kommt. 129.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Noch etwas über Rußland

in Beziehung auf Custine und dessen Widerleger.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 263. —— 19. September 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 262.)

Der Vorschlag des Verf. geht also nach all dem Gesagten dahin: man solle einen Theil der theologischen Facultäten in kirchlichem Sinne besetzen und deren Besuch für die künftigen praktischen Geistlichen zur Bedingung machen („schon jetzt", setzt der Verf. hinzu, „gibt es gewisse Facultäten, die sich zu diesem Zwecke vortrefflich eignen würden"); dagegen müßten an andern Universitäten alle Richtungen Platz finden. Diese werde besuchen, wem es eben nur um die Wissenschaft und ihre freie Entwickelung zu thun sei.

Auf die speciellen Andeutungen des Verf. wegen der Ausführung dieses Gedankens können wir hier nicht eingehen, ebenso wenig auf die von ihm entwickelten Ansichten über den von manchen Seiten her gefoderten Austritt aus der Kirche bei nicht zustimmender innerer Geistesrichtung, wobei wir nur so viel anmerken, daß der Verf. diese Foderung zurückweist, theils weil der Gegensatz zu dem herrschenden Kirchenglauben doch fast nie so groß und so entschieden sei, um einen solchen äußersten Schritt nöthig zu machen, theils weil dadurch der Wissenschaft die Möglichkeit, auf die Fortbildung der Kirche zu wirken, gänzlich entzogen werde. Wir halten diesen letzten Theil der Schrift für weniger stichhaltig als das über die Trennung der Wissenschaft von der Kirche Gesagte, worin wir dem Verf. fast durchgehends beistimmen müssen.

Doch, wir wollen den chronologischen Gang unserer Darstellung nicht unterbrechen und kommen daher jetzt zunächst zu der Schrift von Gruppe: „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit." Wir müssen aus dieser Schrift zuerst eine factische Anführung erwähnen, und zwar deswegen, weil dieselbe mit dem von uns oben über den factischen Hergang der Sache Mitgetheilten und mit den Quellen, aus denen wir dies entnommen, sich im Widerspruche befindet. Nach der geschichtlichen Einleitung der „Gutachten" nämlich, sowie selbst nach dem Artikel der „Preußischen Staatszeitung" muß man durchaus glauben, das Ministerium habe zuerst den Gedanken der Entfernung Bauer's von seinem akademischen Lehramte gefaßt, denn die „Gutachten" melden ausdrücklich gleich auf S. 1:

> Wenige Wochen nach dem Erscheinen von des Licentiaten Bruno Bauer's „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" erhielt die evangelisch-theologische Facultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, bei welcher der Verf. die vier letzten Semester als Privatdocent gestanden hatte, von dem vorgesetzten hohen Ministerium in dem folgenden Rescripte den Befehl, sich über dies Buch, über die sich darin kundgebende Stellung des Verf. zum Christenthum und über seine Qualification zum öffentlichen Lehrer für die evangelische Theologie gutachtlich zu äußern.

In dem Rescripte aber heißt es:

> Der Licentiat Bauer ist in seiner neuesten Schrift „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" mit Ansichten hervorgetreten, welche das Wesentliche und den eigentlichen Bestand der christlichen Wahrheit in ihrem tiefsten Grunde angreifen. Ich kann nicht umhin, nachdem der Verf. mir seine Schrift sogar überreicht hat, davon officiell Notiz zu nehmen, und veranlasse deshalb die evangelisch-theologische Facultät u. s. w.

Der Artikel der „Preußischen Staatszeitung" stimmt mit dieser Darstellung der Sache ebenfalls vollkommen überein. Gruppe dagegen sagt (S. 5):

> Die Facultäten sind verpflichtet, nicht blos über den Lebenswandel, sondern auch über die Lehren der ihnen zugehörigen Privatdocenten zu wachen. So kam es, daß die bonner evangelisch-theologische Facultät darauf antragen konnte, den Privatdocenten Bauer in der weitern Ausübung der licentia docendi zu hindern. Sie that dies pflichtmäßig und aus ihrer Überzeugung u. s. w.

Und weiterhin:

> Nun hat Bauer aber auch selbst seine Schrift dem geistlichen Ministerium eingereicht, dieses also ausdrücklich veranlaßt und genöthigt, nähere Kenntniß von der Richtung seiner Bestrebungen zu nehmen.

Nach dieser Darstellung könnte es scheinen, als sei das Ministerium zuerst durch den Antrag der bonner Facultät, sodann aber erst auch durch eigene Kenntnißnahme von dem inzwischen ihm überreichten Buche Bauer's zum Einschreiten gegen Letztern veranlaßt worden. Wir glauben nicht, daß Gruppe die Sache geflissentlich anders hat darstellen wollen als die „Gutachten", das Ministerialrescript und die „Preußische Staatszeitung" oder daß er in den eigentlichen Hergang derselben besser eingeweiht gewesen sei als diese drei Autoritäten; indessen hielten wir es doch für nicht überflüssig, auf diese kleine Verschiedenheit der Lesarten hinzuweisen, um

einer unrichtigen Ansicht von der Sachlage, wie sie beim Lesen des Gruppe'schen Buchs, ohne sorgsame Vergleichung desselben mit den übrigen Quellen, sich leicht bilden könnte, möglichst vorzubeugen.

Was die Ansichten Gruppe's über das Geschehene betrifft, so tritt derselbe als entschiedener Apologet der Regierung auf, mit einem wenn auch nicht erklärt officiellen, so doch durchaus officiösen Charakter. Er stützt sich bei seiner Vertheidigung der angefochtenen Maßregel auf die, seiner Ansicht nach nothwendige, Unterscheidung zwischen Schreibfreiheit und Lehrfreiheit, zwischen der Stellung des theologischen Schriftstellers und der des theologischen Lehrers. Jenem, meint er, müsse möglichste Freiheit gelassen werden und werde auch gelassen — ein Verbot der Bauer'schen Schrift sei nicht erfolgt —; dieser dagegen sei Rücksichten unterworfen, deren Beiseitesetzung der Staat unmöglich ruhig mit ansehen könne. Die studirende Jugend sei noch nicht in dem Alter, stehe noch nicht auf der Bildungsstufe, daß ihr ein selbständiges Urtheil, eine begründete Wahl zugetraut werden könnte; sie solle dazu erst herangebildet werden. Unverantwortlich würde der Staat handeln, wenn er sie Irrthümern und Gefahren aussetzen wollte, von denen sie vielleicht erst spät zurückkäme. Verlangen, man solle der Jugend alle Richtungen nebeneinander, und selbst die falschen neben den richtigen darbieten, damit sie selbst wähle und durch Schaden klug werde, dies, behauptet Gruppe, wäre eine Thorheit, ein Unrecht und gleich sehr ein Verkennen der Jugend als der Universitäten. Das Eingreifen des Staats, seine Fürsorge für die Jünglinge, die dereinst in seinen Dienst, in den Dienst der Kirche treten sollen, sei wahrlich keine geistige Bevormundung. Der Staat handle hier auch nicht unmittelbar in seinem eigenen Interesse, sondern zunächst in dem der Kirche, die er zu schützen, deren Bestehen und Gedeihen er wahrzunehmen habe. Mit der Existenz der Kirche hänge seine eigene zusammen, und hiernach bestimme sich in der Berücksichtigung des theologischen Unterrichts seine Pflicht und Aufgabe. Damit sei aber nicht gesagt, fährt der Verf. weiter fort, daß die theologischen Facultäten in Einförmigkeit und Einseitigkeit oder gar in Unlebendigkeit verfallen sollen.

Geht die theologische Literatur ungestört ihren Gang fort, so wird Das, was sie als Resultat zu Tage fördert, immer auf die Universitäten seinen Einfluß üben, es komme nun woher es wolle. Jene Staatsverwaltung, die wohlberathen ist, wird hier zu seiner Zeit selbst nachhelfen. Erst Das, was reif geworden, was ausgegohren ist und sich abgeklärt hat, nicht aber die Gährungsstoffe und alle unklaren Bestrebungen der neuesten Gegenwart und der jüngsten Stimmführer gehören hier unmittelbar vor die lernende Jugend. Was von Neutralisation, von Aufhebung der Extreme gesagt wird, das mag von der theologischen Literatur gelten, allein es gilt nicht ebenso von dem akademischen Lehramt der Theologie. Dort mag Bauer seine Stelle behaupten, sie wird ihm nicht streitig gemacht; ob er sie hier behalten durfte, soll die nähere Beleuchtung seiner Schriften und ihre Tendenz darthun; dort ist für ihn die Möglichkeit einer guten Wirksamkeit noch vorhanden, dort kann, was hier ein Mißton ist, im Ganzen sich vielleicht noch harmonisch auflösen, und, was hier schädlich wirkt, könnte dort wohl in seiner Art fruchtbringend werden.

Die Schrift schließt mit den Worten:

Das evangelische Bekenntniß steht in sich selbst fest und sicher da; es gibt kein Zerwürfniß innerhalb desselben, und nur der Leichtsinn und die Oberflächlichkeit war mit allen Dingen so schnell fertig, glaubte das Lebendigste so schnell beseitigen zu können. Die Kirche geht ruhig in ihrer Entwickelung fort, und der Staat, ohne dieser vorzugreifen, wird sie darin auch ferner schützen gegen störende Angriffe von außen. Er hat aber auch nicht aufgehört, die akademische Lehrfreiheit zu schützen, und die Theologie bedarf ihrer gegenwärtig vielleicht mehr als je; sie hat aber ihre natürlichen Grenzen. In Bezug auf Bruno Bauer hat der Staat nur gethan, was er nicht lassen konnte, nicht lassen durfte. Es ist unmöglich, darin eine Schmälerung der Lehrfreiheit zu erblicken, man müßte denn Alles verwirren und auf den Kopf stellen wollen. Wie weit man im Einzelnen den Spielraum der Ansichten, der innerhalb des evangelischen Bekenntnisses zulässig ist, stellen möge, darauf scheint es in unserm Falle gar nicht anzukommen; denn es steht in sich selbst fest: wer die gesammte Theologie, ja noch mehr als diese, in Zweifel stellt, kann kein evangelischer Theolog, kein Lehrer von Theologen sein wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

C. Cilnius Mäcenas. Eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken. Von P. S. Frandsen. Altona, Hammerich. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Einem Schriftsteller liegt unstreitig zumeist an dem Beifalle seiner Berufs- und gelehrten Standesgenossen, somit Hrn. Frandsen an dem Beifalle der Philologen und Antiquare vom Fach. Daß Ref. sich nicht zu den Männern dieser Classe zählt, dies beweist er sofort durch das unumwundene Bekenntniß: ehe und bevor er die angezeigte Schrift zu Gesicht bekommen, würde er es nicht für möglich gehalten haben, daß in unsern Tagen eine 338 Seiten haltende und dabei keineswegs raumverschwenderisch gedruckte Schrift über den Mäcenas erscheinen könne. Hoffentlich erfüllt das eben abgelegte Geständniß Hrn. Frandsen mit großer Geringschätzung des Ref. Nicht unerwünscht wird es diesem sein, in Hrn. Frandsen's Augen solche Geringschätzung zu verdienen; denn alsdann darf des Erstern Gutmüthigkeit nicht befürchten, durch nachstehende Anzeige einen verletzenden Eindruck auf Hrn. Frandsen zu machen, und wenn diese Besorgniß wegfällt, so läßt sich der angezeigte Mäcenas mit um so größerer Gemüthsberuhigung vor des Ref. Publicum besprechen. Da unter diesem Publicum Ref. sich Männer denkt, die, nachdem sie auf der Schule ihren schweren Horaz tractiret, keineswegs die Alten hinter sich ließen, um, wie Goethe sagt, die Schule zu hüten, vielmehr, von dem eigenthümlichen Werth ihrer Schriften überzeugt, nie das Studium derselben bei Seite schoben, so wird Ref., der auch sich zu jenem Publicum zählt, dasselbe am besten befriedigen, wenn er berichtet, welche Ansicht des Mäcenas er als eine bereits vorgefaßte zu vorliegender Schrift mitbrachte, welche Berichtigung und Erweiterung derselben er durch des Hrn. Frandsen gelehrte Mühwaltungen gewonnen. In dem Ref. hatte über Mäcenas sich folgende Meinung gebildet und befestigt. Obschon Vertrauter des Augustus und nicht unthätig bei Förderung der politischen Interessen desselben, ist dennoch Mäcenas keine Persönlichkeit gewesen, ohne deren Eingreifen in die öffentlichen Verhältnisse seiner Zeit dieselben sich anders, als geschehen, würden um Augustus gruppirt haben. Die Tage der Augusteischen Herrschaft sind in Literatur und Kunst dem Jahrhundert Ludwig's XIV. verwandter, als wir es zugestehen wollen, die wir ungebührlich letzteres herabsetzen, ersteres aber überschätzen, indem wir uns durch jene Herabsetzung gleichsam für den immensen Einfluß rächen wollen,

welchen das Jahrhundert Ludwig's XIV. auch bei uns gehabt hat, und zu dieser Überschätzung verleitet werden, weil wir nicht hoch genug glauben stellen zu können, was fort und fort als ein hauptsächlichstes Mittel geistiger Bildung gedient hat. Jene Analogie belehrt uns, und auch ohne dieselbe würde man wissen und begreifen, daß in Augustus' Tagen die meisten römischen Großen sich bei Literatur und Kunst, welche unter den gleichzeitigen Umständen und in der ihnen von selbigen gegebenen Gestaltung nothwendige Ingredienzen des raffinirten Lebensgenusses waren, mit mehr oder weniger innerm Berufe betheiligten. Im Ganzen und Hauptsächlichen fügte sich und stimmte Alles, was wir in Beziehung auf Mäcenas lesen, zu dieser Ansicht; denn unbeantwortet ließ sie höchstens nur die Frage, woher es komme, daß die römischen Dichter der Augusteischen Zeit den Mäcenas zwar nicht allein verherrlichen (wie denn z. B. Virgil auch des Pollio Namen feiert), jedoch überwiegend vor andern gleichzeitigen vornehmen und reichen Römern, die zuverlässig ebenfalls den Notabilitäten der Literatur große Freundlichkeit und Municifenz erwiesen. Indeß das besondere Verhältniß, in dem Mäcenas zu August stand, nimmt auch dieser Erscheinung alles Räthselhafte; denn die Literatur eines Augusteischen Zeitalters, eines Jahrhunderts Ludwig's XIV. trägt zwar nicht eben so gern als dem verschwenderischen Reichthume, wo möglich aber mit noch größerer Dienstbeflissenheit der allgebietenden Herrschaft die Schleppe nach. Niemand wird einen Horaz oder gar einen Properz für Charaktere ansehen, die einen Großen, dem sie den Hof machen, dadurch auf eine intensive Höhe stellen. Mit dieser Ansicht war aller Wissensdurst in Betreff des Mäcenas dem Ref. um so mehr gestillt, als nach bekannten Äußerungen Seneca's der reiche, der vornehme, der berühmte Mann und Vorgänger aller heutigen Mäcenaten ein ziemlich ordinaires Subject war; denn obschon bei dem Besitze von Millionen Seneca's Philosophie strengster Disciplin seinen Worten nicht die proportional strenge Glaubwürdigkeit verleiht, sind wir doch auch nicht berechtigt, als Lügner und Verleumder einen Mann zu betrachten, dessen Hintritt aus dem Leben uns den alten Römergeist und das Rom vergegenwärtigt, von dem ein Neuerer sagt:

. . . . . nirgend
Hat sich die Stoa wie hier würdige Schüler gestählt.

Übrigens hätte mit Lügen und Verleumdungen Seneca keinen Zweck irgend einer Art zu erreichen, höchstens die philologische und antiquarische Nachwelt damit zu täuschen vermocht; jedoch keinem Alten konnte der Gedanke an eine so ganz eigenthümlich beschaffene Nachwelt in den Sinn kommen. Schwerlich hätte die öffentliche Meinung der Zeitgenossen, denen Mäcenas noch mit der Allbekanntheit eines public character vor Augen stand, sich irre führen lassen. Bei einer solchen nicht eben hoch gespannten Ansicht des Mäcenas und der entsprechend lauen Stimmung hinsichtlich der Persönlichkeit desselben, hatte Ref. auch um die Mäcenatenliteratur sich nie speciell bekümmert. Was über Mäcenas Wieland zu den Horazischen Episteln sagt, schien vollkommen gnügend, dies um so mehr, als jener geistreiche Kenner auch der Augusteischen Literatur kein anderes Urtheil über den Mäcenas abgibt, als Ref. sich gleichsam von selbst gebildet hatte. Wieland hält den Gepriesenen für einen muntern, lebenslustigen Mann, für dessen Verherrlichung günstige Sterne das Allermeiste, wo nicht Alles gethan, für eine Capacität, deren Größe darin bestand, mit dem jedesmaligen besten Winde zu steuern. So war der Boden beschaffen, auf welchen bei Ref. des Hrn. Frandsen Mäcenas fiel. Zunächst war es ihm wahrhaft amusant, in der Einleitung zu übersehen, wieviel der humanistische Fleiß über diesen Heros der Menschheit zusammengeschrieben hat. Groß in jenem Ungeschmack, der gar häufig bei den italienischen Alterthumsforschern früherer Zeit wahrgenommen wird, hat ein gelehrter Italiener — Cesare Caporali nennt sich der Bemitleidenswerthe — des Mäcenas Leben in rime beschrieben. Daß ein solches Beginnen umbesehen für ein albernes gelten müsse, das ist nicht die Meinung des Hrn. Frandsen, der bei Erwähnung der gedachten rime hinzusetzt „nach Lion ohne allen Werth" (Albert Lion's „Maecenatiana", Göttingen 1824). Den Reigen dieses fruchtbringenden gelehrten Fleißes eröffnet der am Hofe der schwedischen Christine gehänselte Meibom, der zuerst („Liber singularis de C. Cilnii Maecenatis vita, moribus et rebus gestis", Leyden 1653) den Namen Mäcenas zum Kleiderrechen gemacht hat, an dem er alle Lappen und Läppchen seines weitschichtigen antiquarischen Wissens aufgehangen. Passow's „Leben und Zeitalter des Horaz" ist das letzte Buch, welches in der Einleitung zu der Schrift des Hrn. Frandsen in den Kreis der Mäcenas-Literatur gezogen wird.

Nun zur Beantwortung der Frage: Welche Belehrung, mindestens welche intellectuelle Anregung hat dem Ref. die Schrift gewährt? Gelernt hat er daraus nichts. Man vergleiche, will man hiervon sich überzeugen, seine oben aufgestellte Ansicht von Mäcenas mit Dem, was in Cap. 40, dem letzten der Schrift, Hr. Frandsen unter der Überschrift: „Skizze zu einem Nachrufe des Mäcenas", zu dessen Ruhme sagt: „Mäcenas ist (S. 233) nicht unthätig in den unruhigen Tagen der innern Wirren geblieben. Seine diplomatische Tüchtigkeit hat manche Ursache des Krieges glücklich hinweggeräumt." Schwer ist es zu enträthseln, was Hr. Frandsen damit meint, der in Cap. 12, S. 56, eine Menge herrlicher Eigenschaften als Erfodernisse des Diplomaten aufzählt und dann hinzusetzt: „Ob Mäcenas mit diesen Eigenschaften begabt gewesen oder auch nur die vorzüglichsten aufweisen kann? Hierüber fehlt es gänzlich an Nachrichten." Das Bedeutendste, was hier dem Mäcenas nachgerühmt wird, ist, daß in Abwesenheit des Augustus und Agrippa derselbe mehrmals Rom und ganz Italien administrirt. Das läßt sich füglich also übersetzen: Dem Augustus schien es, Mäcenas sei von allen römischen Großen der Letzte, von dessen patriotischer oder ehrgeiziger Energie er etwas, wäre es auch nur das Allermindeste, zu fürchten habe. Schließlich wird (S. 238) bemerkt, zeitig habe Mäcenas sich von dem öffentlichen Leben in ein behagliches Otium zurückgezogen, man finde, „daß er in seiner Schwelgerei nicht ganz zu Grunde gegangen. Stets wird seiner ehrenvoll in der Literatur gedacht werden. Die Mäcenität ist gleichsam seine Apotheose. Noch immer heißen hochgestellte Gönner der Gelehrten Mäcenaten". Hierauf stolz zu sein haben die Mäcenaten ebenso wenig Ursache als Mäcenas. Also von Herzen wenig ist aus Hrn. Frandsen's Buche zu lernen. Indeß eine Schrift kann vortrefflich sein, ohne daß man aus ihr etwas eigentlich so zu sagen lernt. Daß es keinen Gegenstand gebe, der nicht durch geistreiche und geschmackvolle schriftstellerische Behandlung geadelt werden könnte, hat schon Cicero behauptet*) und, vorzüglich im Gebiete antiquarischer und humanistischer, an sich gar oft sehr unbedeutender Themen, Lessing dies glänzend bestätigt. Auf welche schlagende und brillante Weise würde Lessing, wäre er auf das Thema Mäcenas gerathen und schon zu seiner Zeit auch die Mäcenas-Literatur so umfänglich gewesen, reine Wirthschaft gemacht und alle einschlagenden Stellen, die bequem auf einigen Octavseiten Platz fänden, so zusammengestellt und treffend erläutert haben, daß ebensowol die sichere Schärfe seines kritischen Geistes als die völlig entgegengesetzte Qualification seiner Vorgänger in erfreulichste und ergötzlichste Anschaulichkeit getreten wären. Daß Hr. Frandsen auch in solcher Beziehung nicht den mäßigsten Ansprüchen genügt, dies beweisen wenige Worte in Betreff des Cap. 19 (S. 114—121), welches das Wichtigste und Beste bei Mäcenas und allen Mäcenaten, „die Freuden der Tafel" behandelt. Die triviale Gewißheit, „daß die Vornehmen Roms jener Zeit schon lange von der altväterischen Sparsamkeit abgewichen waren", wird an die Spitze gestellt als eine solche, „die man wol

*) Nihil tam jejunum, tam tenue, quod non splendescat oratione et quasi excolatur.

O süß Empfangen, selig Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O, gib das Herz aus deiner Brust!

Auch Das ist ein Zeichen der conservativen Dichter, wenn ihre Lieder componirt werden. Viele von Geibel's Liedern sind es und werden gesungen; die sturmrauschenden Freiheitslieder unserer Tage scheinen von selbst componirt zu sein, sie werden aber nicht gesungen, nur gelesen. Der conservative Dichter ist auch einmal in die Offensive übergegangen, in jenen „Zeitstimmen", wo er die Gegenwart warnte:

Hört ihr's dumpf im Osten klingen?
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,
Der Geier, der nach Beute kreist:
Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenensange
Vergiften euch den frommen Geist.

— — — —

Drum haltet Wacht
Um Mitternacht
Und wetzt die Schwerter für die Schlacht.

Und der die schwere Anklage gegen die Zeit mit den inhaltschweren Worten schloß:

Und wenn wo ein Gigant ersteht, so ist er's im Vernichten.

Aber diese Offensive scheint doch seinem Wesen unbehaglich; er hat sich in dieser Sammlung in sein innerstes Sein, in sein Leben und Weben mit den Gefühlen, die ihm die heiligsten sind, zurückgezogen, und gerade daß er jenes Gedicht als Schlußstein setzte, spricht bedeutungsvoll.

Aber in die Burg seiner Gefühle und individuellen Anschauungen sich zu verschließen ist kein Dichter in dieser Zeit der Freiheit mehr frei genug. Geibel steht vor den Wortführern des Vorwärts als ein Wortführer der Vergangenheit, und ihr beredtester Vorsänger hat ihn erst jüngst heftig gezaust. Herwegh's Lied auf Geibel und Freiligrath hat sehr verschiedene Beurtheilung erlitten, aber das Resultat ist, daß Geibel dadurch nicht verloren hat. Eine zweite Auflage seiner Gedichte, der, dem Vernehmen nach, bald eine dritte folgen soll, spricht deutlich dafür. Es ist also ein großes conservatives Publicum da, welches in der deutschen Poesie noch Liebeslust und Minnewonne, Bilderglut bei tiefer Gemüthsinnigkeit, Sehnsucht, Zerknirschung, Festhalten an der Freude, dem Schmerz, dem Glauben der Väter als Fundament verlangt, ein Publicum, welches den kühnern Flügen des Genius sonnenwärts wol gern zuschaut, aber doch immer verlangt, daß er, ehe es Nacht wird, in den grünen Wald oder in die stille Hütte zurückkehre. Die Kritik des Publicums hat sich vorläufig bedeutend genug durch diese wiederholten Auflagen für Geibel ausgesprochen, auch gibt uns der vorliegende Band nicht zu neuen Betrachtungen Anlaß; aber Geibel ist ein Dichter, der noch nicht fertig ist, um ein Endurtheil über ihn auszusprechen. Seine duftige, sinnliche und doch keusche Glut kann noch viele Processe durchmachen, sich namentlich in manchen Beziehungen noch mehr ablösen von der Materie, die er oft in zu brünstiger Umarmung umfaßt, bis — wir wünschen, daß dies bis noch auf lange Zeit aufgeschoben bleibe. Wir wünschen ihm, daß er noch lange nicht fertig sei, und würden uns freuen, wenn noch recht viele Wandlungen, alle aus seinem Innersten heraus, mit ihm vorgingen.*) 10.

*) Es ist seit der Abfassung des vorstehenden Artikels bereits eine dritte Auflage von Geibel's Gedichten erschienen. D. Red.

Bibliographie.

Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1842. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 8 Thlr. 10 Ngr.

Böttcher, J. H., Sendschreiben an Deutschlands Ärzte. Ein Vorwort zu einer demnächst erscheinenden Sammlung von Gutachten deutscher Ärzte gegen den Branntweingenuß. Posen. 8. 7½ Ngr.

Franck, G., Missionsverse. Berlin, Wohlgemuth. M. 8. 7½ Ngr.

Heffter, M. W., Erinnerung an Georg Sabinus, den trefflichen Dichter, akademischen Lehrer und Diplomaten, den Mitstifter der Universität zu Königsberg in Preussen. Zur dritten Jubelfeier der Albertina. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 10 Ngr.

Hessel, J. F. C., Versuche über Magnet-Ketten und über die Eigenschaften der Glieder derselben, besonders über jene, welche ihnen angewöhnt, oder auf sonstige Weise willkürlich ertheilt werden können. — A. u. d. T.: Schriften der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften. 5ter Band. Marburg, Bayrhoffer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Höfler, C., Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. Mit Benutzung handschriftlicher Quellen der Bibliotheken zu Rom, Paris, Wien und München. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

James, G. P. R., Rosa d'Albret, oder die unruhigen Zeiten. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Kissel, C., A. Cornelius Celsus. Eine historische Monographie. 1ste Abtheilung: Leben und Wirken des Celsus im Allgemeinen. Giessen, Heyer. 8. 1 Thlr.

Kobell, F. v., Gedichte in Oberbayerischer Mundart. 2tes Bändchen: Erinnerungen an Berchtesgaden. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 20 Ngr.

Koechly, H., Über Sophocles' Antigone. Vorlesung. Dresden, Arnold. Gr. 8. 10 Ngr.

Krüger, C., Blüthen für Stammbücher. Köln, Eisen. Gr. 16. 10 Ngr.

Lebenswirren aus Gegenwart und Vergangenheit. Erzählungen vom Verfasser des Romans „Heliodora". Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 11¼ Ngr.

Leibrock, A., Die Herzogin von Olonna, oder die Rache einer Römerin. Eine Geschichte aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 11¼ Ngr.

Lothmer, C. J., Stimmen über Grab, Tod und Scheintod. Eine Erzählung für das deutsche Volk. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Das Lutherthum in Bayern. Vier Worte zum Frieden. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Munde, C., Memoiren eines Wasserarztes. 2ter Band. Dresden, Arnold. Gr. 12. Preis für zwei Bände 2 Thlr. 15 Ngr.

Nestroy, J., Einen Jux will er sich machen. Posse mit Gesang in vier Aufzügen. Wien, Wallishausser. 8. 15 Ngr.

Rüsch, G., Historisch-geographische Darstellung des Cantons Appenzell, mit besonderer Berücksichtigung seiner Curanstalten, Alpengegenden und Industrie. Mit 8 Kupfern. St.-Gallen, Tribelhorn. 8. 1 Thlr.

Das Schadowfest. Am 20. Mai 1844. Eine Beschreibung der 80sten Geburtsfeier Gottfried Schadow's. Berlin, Reimarus. Lex.-8. 10 Ngr.

Spindler, C., Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volks gewidmet. Für das Jahr 1845. Mit Illustrationen von L. Weißer. Stuttgart, Franckh. 8. 16 Ngr.

Politisches Vermächtniß Sr. Maj. des verstorbenen Königs von Schweden, Karl Johann. Enthaltend bisher unbekannte Originaldocumente in eigenen Briefen, Noten, Reden u., dem deutschen Herausgeber mitgetheilt von dem hohen Verstorbenen. Altona, Hammerich. Gr. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 262. —— 18. September 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Dritter Artikel.*)

Nachdem wir in unserm zweiten Artikel den wissenschaftlichen Streit über das Buch von Bruno Bauer durch seine verschiedenen Stadien hindurch verfolgt und die verschiedenen Kämpfer, die auf diesem Gebiete gegen Bauer aufgetreten, kennen gelernt haben, müssen wir nun auch die andere Seite der Literatur über Bauer ins Auge fassen, welche sich mit der äußern Stellung Bauer's und der hier einschlagenden wichtigen Frage der akademischen Lehrfreiheit beschäftigt. Da es sich hierbei zugleich um äußere Begebenheiten, um die Entfernung Bauer's vom akademischen Lehramte und um eine amtliche Betheiligung der sämmtlichen evangelisch-theologischen Facultäten auf den preußischen Universitäten bei diesem Schritte der Regierung handelt, so müssen wir zuvörderst das Factische in wenigen Worten erwähnen, wobei wir uns theils an die den „Gutachten" vorausgeschickte Geschichtserzählung, theils an die Darstellung halten, welche ein Artikel der „Preußischen Staatszeitung" im April 1842 von dem Verfahren des Ministeriums in dieser Sache gibt.

Nach dem Erscheinen des ersten Bands der „Kritik der evangelischen Geschichte" fand das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, durch viele „gewichtige Stimmen" auf die Unchristlichkeit dieses Werks (welches übrigens von dem Verf. selbst bei dem Ministerium eingereicht worden war) aufmerksam gemacht, sich veranlaßt, mit Rücksicht auf die Stellung des Verf. als Docenten bei einer theologischen Facultät jene Angaben einer nähern Erörterung zu unterwerfen. Da den theologischen Facultäten statutenmäßig die Zulassung und Disciplin ihrer Privatdocenten zusteht, so ward zunächst die Facultät zu Bonn zum gutachtlichen Berichte aufgefodert, welchen Standpunkt der Verf. nach dieser seiner Schrift einnehme und ob ihm, nach der Bestimmung der preußischen Universitäten, besonders aber der theologischen Facultäten auf denselben, die licentia docendi ferner verstattet werden könne. „Da es nun aber", fährt der gedachte Artikel der „Preußischen Staatszeitung" fort, „bei der Entscheidung der vorliegenden Frage hauptsächlich darauf ankam, die Freiheit der Lehre und Forschung nicht weiter zu beschränken, als es zur Erhaltung der Principien der evangelischen Kirche und Theologie durchaus nothwendig sei und die Bestimmung der theologischen Facultäten in ihrem Verhältnisse zur Kirche unerlaßlich mache, so hatte das Ministerium zu gleicher Zeit auch die theologischen Facultäten der übrigen Landesuniversitäten zum Gutachten über dieselbe Frage aufgefodert."

Auf den Grund des Ergebnisses aller dieser Verhandlungen ward die dem Licentiaten Bauer verliehene licentia docendi zurückgenommen, und zur Rechtfertigung dieses Schrittes eben jener oben erwähnte halbofficielle Artikel in der „Preußischen Staatszeitung" veröffentlicht, welcher sich, wie wir gesehen, auf die übereinstimmenden Gutachten der Facultäten für den vom Ministerium beabsichtigten Schritt beruft. Diese Gutachten selbst wurden nicht gleichzeitig veröffentlicht, sondern nur ihre Veröffentlichung — auf besonderes Ansuchen der bonner Facultät, wie es hieß — in Aussicht gestellt.

Unterdessen bemächtigte sich, wie vorauszusehen war, die Tagespresse des Gegenstandes mit großer Lebhaftigkeit und Heftigkeit. Die meisten Organe der liberalen Partei erhoben sich gegen die Maßregel als eine unerhörte Beschränkung der Gewissens- und Lehrfreiheit; die Blätter der andern Seite suchten dieselbe zu rechtfertigen als eine durch das Princip der Kirche und der Theologie gebotene. Diese Stimmen der Tagespresse durchzumustern ist hier nicht der Ort; wir halten uns daher an die Broschürenliteratur, in welcher sich das verworrene Durcheinanderklingen einzelner, flüchtiger, sich durchkreuzender Stimmen zu einem geregelten und geordneten Zwiegespräche zusammenfaßt, und gehen auch diesmal wieder der Zeitfolge nach. Als die erste selbständige Schrift in dieser Angelegenheit haben wir abermals zu nennen: Marheineke's „Separatvotum", welches geraume Zeit vor der Veröffentlichung der übrigen Gutachten (denen es jedoch ebenfalls einverleibt ist), auch noch vor der erfolgten Entfernung Bauer's von seinem Amte, in besonderm Abdruck erschien. Aus der Einleitung dieses Separatvotums haben wir hervorzuheben, daß Marhei-

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 69 — 72 und 161 — 165 d. Bl. D. Red.

neke den Wunsch ausspricht, es hätte der Regierung gefallen mögen, nach dem Vorgange der altenburgischen Regierung bei einer ähnlichen Veranlassung, auch von auswärtigen Facultäten Gutachten einzuholen. Das Votum selbst geht sodann von der Ansicht aus, daß die Lehrfreiheit ein unentbehrliches Gut und das theuer errungene Palladium der protestantischen Kirche sei; es tadelt die Beschränkung dieses, im Allgemeinen gewöhnlich zugestandenen Princips bei der Anwendung im Einzelnen und spricht die gewisse Hoffnung aus, daß der preußische Staat, selbst wenn, was der Verf. für unmöglich hält, alle Facultäten gegen Bauer entscheiden und auf seine Remotion antragen sollten, „weiser sein würde als sie alle und sich nicht zu einem Mittel für solchen Zweck hergeben würde", wobei es sich auf den Schutz beruft, den eben dieser preußische Staat einst verfolgten Männern, einem Wolff, einem Fichte gewährt habe. Der Verf. des Votums geht ferner auf das Statut der theologischen Facultäten Preußens ein und findet darin eine doppelte Aufgabe diesen Facultäten vorgezeichnet. Einmal nämlich sollen dieselben „die theologischen Wissenschaften fortpflanzen", sodann aber sollen sie „die sich dem Dienste der Kirche widmenden Jünglinge für diesen tüchtig machen". Jenes, meint er nun, sei das Innere, dieses das Äußere, Jenes das Erste, dieses das Zweite, welches „nur durch das Erste gegeschehen solle"; „denn nur so, daß sie das theologische Wissen hätten und es aufs genaueste damit nähmen, könnten die Facultäten durch dasselbe der Kirche dienen und ihr die nöthigen Werkzeuge vorbereiten". Hierauf folgt eine lange Polemik gegen Die, „welche umgekehrt auf das Zweite den höchsten, auf das Erste den geringern Werth legen", gegen Die, „denen das Nützliche das Höchste und das sogenannte Praktische der Maßstab sei, wonach das Theoretische und dessen Werth beurtheilt werden müsse". Die Wissenschaft dürfe durchaus nicht bloßes Mittel sein, sondern sie sei wesentlich Selbstzweck, und sie bedürfe daher der Freiheit, um ihr Ziel, die Wahrheit, wirklich zu finden, nicht, es als ein äußerlich ihr gegebenes nur hinzunehmen. „Zu solchen Zwecken", ruft er aus, „muß sie dann aber die Jugend selbst auch durch das Meer der Irrthümer führen; denn der wäre gewiß ein schlechter Theolog, der es nur mit blanken, baaren Wahrheiten zu thun haben wollte." Freilich scheint dabei Marheineke fortwährend von der bestimmten Voraussetzung auszugehen, daß die wahre Wissenschaft auch in ihrer freisten Entfaltung am Ende niemals von dem Glauben ab- sondern vielmehr wesentlich zu ihm hinführe, daß also der Weg vom Glauben aus nur durch die Wissenschaft hindurchgehe, um zum Glauben wieder zurückzukommen, wie denn bekanntlich diese Versöhnung von Glauben und Wissen in einer höhern Durchbildung beider ein Axiom der Hegel'schen Philosophie ist, woran die ältere Schule festhält, welches aber freilich die jüngere Schule, wie z. B. eben Bauer, durch That und Wort als unstichhaltig, ja als eine völlig gedankenlose Halbheit oder gar Heuchelei längst verworfen hat. Marheineke, wie gesagt, scheint dies Axiom durchaus festzuhalten; darauf deuten namentlich die Worte (S. 83):

> Es ist die innerste Natur der positiven Wahrheit, daß sie, um zu sich selbst zu kommen, in der Wissenschaft sich durch alle ihre Negationen hindurch bewegt; sie selbst ist es, die Das thut und ihre Negation setzt und erfindet, wenn sie noch nicht erfunden ist.

sowie die spätern:

> Wahrlich! auf solchem Wege (d. h. durch gewaltsame Unterdrückung einer theologischen Denkart) führt sich der Flor der Kirche so wenig herbei als durch die geistlosen Kategorien vom unmittelbaren Bewußtsein, kirchlichen Sinn und Leben u. s. w., sondern nur durch die Macht des Gedankens und der Wahrheit und das unendliche Vertrauen zu ihm.

Wenn schon diese Worte andeuten, daß Marheineke, indem er die unbedingteste Freiheit des Forschens und Lehrens für den Theologen in Anspruch nimmt, denn doch diese Freiheit wieder nur bedingungsweise, nämlich als eine sich selbst beschränkende und, wenn auch auf Umwegen, doch auf ein bestimmtes Ziel, die „positive Wahrheit" und den „Flor der Kirche" hingehende, anerkennt, wenn sich also in ihnen schon eine gewisse Halbheit und Unentschlossenheit der Gesinnung verräth, so ist diese noch viel auffallender, ja sie geht bis zur Entwürdigung der Wahrheit, der Marheineke zu dienen vorgibt, und bis zur tiefsten Verletzung Bauer's, den er gleichfalls in Schutz nehmen will, in dem Vorschlage, den er am Schlusse seines Gutachtens der Regierung macht. Er sagt nämlich, mit Beziehung auf Bauer:

> Diese seine Bücher sind zum Theil Werke der Noth, geschrieben zu seiner Lebenserhaltung. In einer sorgenfreiern Lage würde er gewiß von der Vielschreiberei gern abstehen. Es ist viel an ihm wieder gut zu machen, nämlich Das, was nicht gut ist. Ich würde es mir nicht verzeihen, wenn ich es nicht für besser und christlicher halten wollte, ihn, den irrenden Bruder, zu heben und aufzurichten, als ihn vollends niederzustoßen und zu vernichten. Niemand wird das für eine Billigung seiner Irrthümer ansehen. Daß seine Privatdocentschaft aufhören möge, kann ich nur wünschen; ihn in der untergeordneten Stellung nur zu belassen, wäre nicht viel besser, als ihn daraus zu verstoßen. Ihn selbst mit Unterstützung nur aus dem Universitätsleben entfernen, wäre nicht verschieden von einer Strafe, wozu durchaus kein Grund vorhanden. Andererseits da er selbst bereits seinem theologischen Charakter freiwillig entsagt hat, kann ihm die Regierung einen solchen nicht aufdringen. Aber, was sie kann, wahrhaftig mit Ehren thun kann, ist, ihm eine Professur in der philosophischen Facultät mit angemessenem Gehalt zu verleihen. Diese Großmuth würde ihn, auch ohne daß es ihm zur Bedingung gemacht würde, bewegen, seinen Studien eine ganz andere Richtung zu geben, ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge der Wissenschaft zu machen und ihn gewiß für immer zum lebhaftesten Danke zu verpflichten.

In der That, dieser Vorschlag ist empörend, jesuitisch, ein wahrer Seelenverkauf, und mit Recht hat die Presse ihn als einen solchen gebrandmarkt. Bald nach dem Separatvotum von Marheineke erschienen drei Schriftchen, von denen das eine für Bauer, das zweite für das Verfahren der Regierung und der Facultäten in die Schranken trat, das dritte endlich eine

vermittelnde Lösung der Frage von einem höhern Standpunkt aus versucht. Jenes erste, welches den Titel führt: „Bruno Bauer und die protestantische Freiheit. Ein politisches Votum", beginnt in sehr schwunghafter Weise mit allgemeinen Betrachtungen über die politische und wissenschaftliche Aufgabe „unserer Zeit, Deutschlands, Preußens", verläuft sich aber hierbei sowie in der Erörterung seines eigentlichen Gegenstandes in die gewöhnlichen Gemeinplätze von „protestantischer Freiheit", Recht der freien Forschung u. s. w., in emphatische Angriffe auf die „Dunkelmänner" u. s. w., ohne doch irgendwie die Lösung der Frage durch Feststellung des Standpunkts oder Aufklärung der einschlagenden Grundbegriffe zu fördern. Dem Verf. ist das Christenthum völlig unabhängig von der Autorität der biblischen Schriften, also auch nicht gefährdet durch Angriffe auf die Echtheit und Wahrheit dieser letztern, überhaupt über alle Anfechtung erhaben. Er sagt (S. 11 fg.):

Dem Christenthume schaden zu können, wie auch immer die Anfechtung beschaffen sein möchte, das kann nur Blödsinn wähnen; einem Vernünftigen steht dessen Göttlichkeit in seinem ursprünglichen und unveränderlichen Wesen über Alles erhaben fest; denn dasselbe ruht auf der Unwandelbarkeit seines geistigen Elements, des ewigen Lichts, das bei Gott war und ist.

Hat denn Christus selbst eine Norm aufgestellt, von der man *nicht* abweichen dürfe? Nein! Eine Norm, wie sie die Dunkelmänner wol wünschen, gab er niemals; und dies ist ein Zeugniß für seinen reinen, göttlichen Sinn. Er wies uns einfach an Gott, den Vater, und beweist dadurch das einfache Verhältniß eines Christen zu Gott. Was bedarf es nun des scholastischen Dunkels der hoffärtigen Schriftgelehrten, die in *ihrem* Schoose gern die alleinseligmachende Kirche bauen möchten, damit sie nach Belieben diesen oder jenen aus- oder einlassen könnten.

Erwägt man dies Alles mit freiem Blick im kindlich unbefangenen Aufschauen zu Gott, dem Urwesen jeglicher Creatur, so muß es als Thorheit erscheinen, wenn man Jemand vor Menschen darüber anklagt, und selbst dessen Person niederdrückt, weil er den Muth hat, eine besondere Meinung zu haben und frei zu forschen nach der Wahrheit; ja es erscheint ein solches Verfahren sogar als eine Kränkung der allgemeinen Menschenrechte.

Hiermit glauben wir das kleine Schriftchen hinlänglich charakterisirt zu haben und wenden uns daher jetzt zu dem der Zeit nach nächstfolgenden, nämlich dem: „Theologischen Votum" oder wie der Haupttitel heißt: „Über die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten." Der Verf. dieses Schriftchens geht aus von der Hinweisung auf die Thatsache, daß heutzutage sich ein immer stärkerer Widerspruch zwischen den Anfoderungen der freien Wissenschaft und denen des kirchlichen Lebens offenbare; er findet den Grund davon, daß dieser Widerspruch gerade jetzt mehr als früher zum Vorschein komme, in dem Wiedererwachen eines tiefen religiösen Sinnes, der sich überall, im Katholicismus wie im Protestantismus, zeige und mit allen Mitteln auf eine Regeneration der Kirche hinarbeite. Der Verf. erblickt in dieser Reaction des religiösen Gefühls gegen den bisherigen Indifferentismus keineswegs etwas Bedenkliches oder einen Rückschritt zur Verfinsterung, sondern eine nothwendige Phase des Geistes, aus der er, nach seinem Eingehen in die letzten Tiefen des Bewußtseins, neugekräftigt und verklärt hervorgehen werde, um dann eine ganz andere Arbeit zu beginnen. Aber freilich, das sei, meint der Verf. die Frage: darf die eingetretene religiöse Reaction sich auf Kosten der Wissenschaft geltend machen? Und dies geschehe allerdings gegenwärtig gar häufig.

Ein Fichte lehrte einst in Jena und dann in Berlin im Angesichte des ganzen Deutschlands. Heutzutage betrachten es die Meisten als etwas sich von selbst Verstehendes, daß ein Strauß nicht zum akademischen Lehramte berufen werden könne.

Der Verf. geht hierauf die gewöhnlichen Gründe durch, die man für die Ausschließung der einen Seite der Wissenschaft von den Universitäten geltend zu machen pflegt. Man hat gesagt, eine Richtung, die auf die Auflösung der Theologie hinarbeite, mache sich eben dadurch des Rufes auf den theologischen Lehrstuhl verlustig.

Allein — erwidert der Verf. — wenn es nicht von vorn herein als Axiom betrachtet wird, die Theologie dürfe sich nicht auflösen, d. h. wenn man nicht das subjective Bewußtsein und damit die Willkür zum Richter über die Wissenschaft erhebt, mit welchem Rechte läßt sich denn jener Schluß ziehen? Ob die Theologie sich auflösen müsse oder nicht, das kann nur durch sie selbst entschieden werden, jene Ansicht hätte also nur dann recht, wenn eine solche Richtung auch in formeller Hinsicht aufhörte Theologie zu sein, d. h. wenn sie nur noch Philosophie wäre; aber selbst in diesem Falle könnte man ihr doch den philosophischen Lehrstuhl nicht verweigern.

Man sagt ferner, jene Richtung sei unsittlich, sittenverderbend. Auch diesen Grund läßt der Verf. nicht gelten, einmal, weil diese Consequenzenmacherei, durch welche man wissenschaftliche Richtungen zu verdächtigen suche, selbst unsittlich sei, sodann, weil überhaupt auch der sittliche oder unsittliche Charakter einer Lehre sich immer erst wissenschaftlich feststellen lasse, nicht nach blos subjectivem Dafürhalten oder Gefühle bestimmt werden dürfe.

Also diese beiden Gründe, mit denen man die sogenannte freie Wissenschaft zu widerlegen glaubt, sind nicht stichhaltig. Allein das Verhältniß wird plötzlich ein anderes, wenn die ganze Frage auf den Boden gestellt wird, auf dem sie allein sich entscheiden läßt, den des äußern Lebens. Dann gestaltet sich dieselbe nämlich so: „Hat die Kirche nicht das Recht, eine Wissenschaft, durch welche sie in ihrer Existenz bedroht, durch welche sie ihrer Diener beraubt wird, von dem öffentlichen Lehrstuhle fern zu halten?"

Auf den ersten Anblick nun, meint der Verf., scheine sich jene Frage nur bejahen zu lassen. Die Kirche habe das Recht, von dem Staate ihre Diener zu fodern, und, wenn sie in diesem Rechte dadurch gefährdet oder beeinträchtigt werde, daß eine unkirchliche Richtung ihr die Diener entziehe, so dürfe sie auch dagegen auftreten. Aber sogleich dränge sich auch das Bedenken auf, daß die Universitäten Sitze der freien Wissenschaft seien, und daß also die Kirche nicht zum Richter über sie gemacht werden dürfe. Der Verf. fährt (S. 11) fort:

So haben also beide Seiten gleich recht und unrecht. Der Grund dieses Widerspruchs kann nur darin liegen, daß das ganze Verhältniß ein falsches ist, und inwiefern dies der

Fall sei, das liegt auf der Hand. Wie, fragen wir, kann man, da doch Wissen und Glauben längst auseinander gegangen sind, da die Wissenschaft sich längst in eine kirchliche und negative Richtung gespalten hat, doch immer noch die theologischen und philosophischen Facultäten zugleich als kirchliche und rein wissenschaftliche Institute betrachten? Wie kann man es verantworten, wenn Kirche und Wissenschaft auf diese Weise gleich sehr in ihren Rechten beeinträchtigt werden? Diese Einheit der kirchlichen und wissenschaftlichen Bestimmung gehört einer frühern Zeit an, die es noch nicht verlernt hatte, den Diener des Worts und den Theologen als identisch zu betrachten. Die gute alte Zeit! Welch einen ganz andern Klang hatte doch in ihr noch der Name eines Theologen! Wie ehrwürdig stand er da, der Gottesgelehrte, in den Zeichen seines Amtes, zugleich der gelehrte Forscher und der Pfeiler seiner Kirche! Jetzt ist der Theologe ein Geschöpf, das weder Fisch noch Fleisch ist, in dem oft in widriger Mischung die Brocken moderner Schulweisheit mit dem alten bigoten Fanatismus vergangener Jahrhunderte sich begegnen, im besten Falle aber ein Zwitterding, das mit dem Haupte in eine neue Zeit hineinstrebt, während es mit den Füßen noch gefesselt in dem Boden althergebrachter Verhältnisse wurzelt. Die Wissenschaft strebt mit aller ihrer Kraft, diesen Zustand der Halbheit zu durchbrechen, aber, soll ihr Streben nicht fortwährend gehemmt und niedergehalten werden, so ist es an der Zeit, daß die Emancipation, die im Reiche des Geistes längst begonnen hat, ihr endlich auch im Leben zu Theil werde, indem man die Interessen der Kirche und der Wissenschaft, wie sie sich innerlich geschieden haben, so nun auch äußerlich trennt.

Doch, wie soll dieser wichtige Schritt geschehen? Er ist, antwortet der Verf., nur dadurch möglich, daß einerseits den Universitäten ihre Bedeutung, Sitze der freien Wissenschaft zu sein, ungeschmälert gelassen wird, andererseits aber die Kirche ihre eigenen Institute erhält, in denen ihre Diener herangebildet werden. Der Verf. befürchtet allerdings, man werde gegen diesen Vorschlag ein gewaltiges Geschrei erheben; man werde sagen: „So sollen also, im Angesichte des aufgeklärten 19. Jahrhunderts, unsere Geistlichen zu Pfaffen gemacht werden?" Aber er gibt gegen diesen Vorwurf viele andere zurück, indem er seinerseits fragt, ob es nicht ganz Dasselbe sei, wenn der theologische Lehrstuhl blos im Sinne einer Richtung besetzt werde? ob er damit nicht factisch zu einem rein kirchlichen Institute gemacht werde, wenn er auch diesen Name nicht trage? Wenn man sich ferner auf das Wesen des Protestantismus berufe, welches ja eben der Fortschritt, also die Wissenschaft sei, so meint der Verf. dagegen: es komme eben hierin der innere Zwiespalt des Protestantismus zu Tage; das eigentliche Princip desselben sei allerdings in der Wissenschaft vertreten; in der Kirche als solcher dagegen stelle sich die andere, katholische Seite dar, und darum sei es nothwendig, Beides auseinanderzuhalten. Erst dann, wenn die moderne Richtung die Herrschaft errungen und anerkanntermaßen den Sieg davon getragen haben würde, wenn sich die Kirche, der Wissenschaft gegenüber, nicht mehr halten könnte, erst dann ließe sich daran denken, die Wissenschaft unmittelbar auch in die Kirche einzuführen; für jetzt müsse dieselbe in heilsamer Trennung von der Kirche ihren Gang ruhig fortgehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Englisches Urtheil über deutsche Literatur.

Eine kurze Kritik des „Athenaeum" über Gervinus' „Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (zu London in englischer Übersetzung erschienen) ist nicht sowol um deswillen bemerkenswerth, was darin über das Buch selbst gesagt ist, als der Überhebung wegen, mit welcher der englische Kritiker in wenigen Sätzen über den durchschnittlichen Werth der deutschen Literatur zu Gunsten der englischen abzuurtheilen dabei Gelegenheit nimmt. Wir theilen die betreffende Stelle mit ohne weitere Bemerkung, indem wir die sich von selbst ergebende Antikritik dem unbefangenen deutschen Leser selbst überlassen können. „Die Deutschen", so heißt es im «Athenaeum», „zeichnen sich sicher vor uns durch ihre Duldsamkeit, wie in andern Zweigen, so auch in dem der Literatur aus. Jeder mit dem Gegenstande Vertraute muß die thatsächliche Bemerkung machen, daß bei ihnen viele Schriftsteller von mittelmäßigen Fähigkeiten Beachtung finden, die bei uns gänzlich übersehen werden würden. Wir geben zu, daß ihre großen Schriftsteller, Goethe, Lessing, Schiller u. A. Genie besaßen, gewaltig genug, um ebenso gut ein englisches wie ein deutsches Publicum zu beherrschen; aber selbst diese, hätten sie für das unsrige geschrieben, würden sich gedrungen gefühlt haben, ihren Stil bündiger und kräftiger zu gestalten und die Gedanken, welche sie zu vielen Seiten ausdehnen, oft in wenige Sentenzen zusammenzudrängen. Prof. Gervell, ein in seinen Schlüssen sonst gewöhnlich zu hastiger Schriftsteller, sagt gewiß mit Recht von den deutschen Schriftstellern: «Sie können denken gleich Riesen, aber sie können nicht schreiben.» Die Engländer übertreffen unzweifelhaft ihre deutschen Nachbarn an jener Satire und jenem niederwerfenden Witz, welcher keine Duldung kennt für das fein gesponnene Gewebe langweiliger Betrachtungen über Gemeinplätze; und eben in Folge des Mangels an dieser Eigenschaft, welche wir den gelinden Frost der Literatur nennen möchten, sind die deutschen Bücherverzeichnisse voll von schwächlichen, kränklichen Pflanzen, von denen wir in England bald den Boden gesäubert haben wollten. Es ist gewiß befremdend, wenn wir das fruchtbare Wesen der deutschen Presse betrachten, wie wenig Bücher man aus den bändereichen Verzeichnissen auswählen könnte, die in England populair werden würden, und Derjenige, welcher deutsche Literatur studirt, ist im Anfange nicht mehr über den scheinbaren unermeßlichen Umfang und über die Fruchtbarkeit des vor ihm liegenden Feldes erstaunt, als später über die geringe Zahl von Erzeugnissen, die sich durch kräftige Originalität bemerklich machen und im Stande sind, ein allgemeines Interesse zu gewähren. Unter dem großen Haufen der kleinern deutschen Dichter besteht der größere Theil aus bloßen Versemachern mit sentimentalen Gemeinplätzen." Den Schluß bildet eine Empfehlung der Werke Shakspeare's für die deutschen Schriftsteller, um dessen Schöpfergeist anstaunen und den gewaltigen Contrast zu dem sentimentalen und monotonen Charakter ihrer eigenen mittelmäßigen Dichtungen erkennen zu lernen. Nur Schade, daß die wohlgemeinte Empfehlung fast um ein Jahrhundert zu spät kommt. 129.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Noch etwas über Rußland

in Beziehung auf Custine und dessen Widerleger.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 263. —— 19. September 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 262.)

Der Vorschlag des Verf. geht also nach all dem Gesagten dahin: man solle einen Theil der theologischen Facultäten in kirchlichem Sinne besetzen und deren Besuch für die künftigen praktischen Geistlichen zur Bedingung machen („schon jetzt", setzt der Verf. hinzu, „gibt es gewisse Facultäten, die sich zu diesem Zwecke vortrefflich eignen würden"); dagegen müßten an andern Universitäten alle Richtungen Platz finden. Diese werde besuchen, wem es eben nur um die Wissenschaft und ihre freie Entwickelung zu thun sei.

Auf die speciellen Andeutungen des Verf. wegen der Ausführung dieses Gedankens können wir hier nicht eingehen, ebenso wenig auf die von ihm entwickelten Ansichten über den von manchen Seiten her gefoderten **Austritt aus der Kirche** bei nicht zustimmender innerer Geistesrichtung, wobei wir nur so viel anmerken, daß der Verf. diese Foderung zurückweist, theils weil der Gegensatz zu dem herrschenden Kirchenglauben doch fast nie so groß und so entschieden sei, um einen solchen äußersten Schritt nöthig zu machen, theils weil dadurch der Wissenschaft die Möglichkeit, auf die Fortbildung der Kirche zu wirken, gänzlich entzogen werde. Wir halten diesen letzten Theil der Schrift für weniger stichhaltig als das über die Trennung der Wissenschaft von der Kirche Gesagte, worin wir dem Verf. fast durchgehends beistimmen müssen.

Doch, wir wollen den chronologischen Gang unserer Darstellung nicht unterbrechen und kommen daher jetzt zunächst zu der Schrift von Gruppe: „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit." Wir müssen aus dieser Schrift zuerst eine factische Anführung erwähnen, und zwar deswegen, weil dieselbe mit dem von uns oben über den factischen Hergang der Sache Mitgetheilten und mit den Quellen, aus denen wir dies entnommen, sich im Widerspruche befindet. Nach der geschichtlichen Einleitung der „Gutachten" nämlich, sowie selbst nach dem Artikel der „Preußischen Staatszeitung" muß man durchaus glauben, das Ministerium habe **zuerst** den Gedanken der Entfernung Bauer's von seinem akademischen Lehramte gefaßt, denn die „Gutachten" melden ausdrücklich gleich auf S. 1:

> Wenige Wochen nach dem Erscheinen von des Licentiaten Bruno Bauer's „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" erhielt die evangelisch-theologische Facultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, bei welcher der Verf. die vier letzten Semester als Privatdocent gestanden hatte, von dem vorgesetzten hohen Ministerium in dem folgenden Rescripte den Befehl, sich über dies Buch, über die sich darin kundgebende Stellung des Verf. zum Christenthum und über seine Qualification zum öffentlichen Lehrer für die evangelische Theologie gutachtlich zu äußern.

In dem Rescripte aber heißt es:

> Der Licentiat Bauer ist in seiner neuesten Schrift „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" mit Ansichten hervorgetreten, welche das Wesentliche und den eigentlichen Bestand der christlichen Wahrheit in ihrem tiefsten Grunde angreifen. Ich kann nicht umhin, nachdem der Verf. mir seine Schrift sogar überreicht hat, davon officiell Notiz zu nehmen, und veranlasse deshalb die evangelisch-theologische Facultät u. s. w.

Der Artikel der „Preußischen Staatszeitung" stimmt mit dieser Darstellung der Sache ebenfalls vollkommen überein. Gruppe dagegen sagt (S. 5):

> Die Facultäten sind verpflichtet, nicht blos über den Lebenswandel, sondern auch über die Lehren der ihnen zugehörigen Privatdocenten zu wachen. So kam es, daß die bonner evangelisch-theologische Facultät **darauf antragen konnte**, den Privatdocenten Bauer in der weitern Ausübung der licentia docendi zu hindern. **Sie that dies pflichtmäßig** und aus ihrer Überzeugung u. s. w.

Und weiterhin:

> Nun hat Bauer **aber auch** selbst seine Schrift dem geistlichen Ministerium eingereicht, dieses also ausdrücklich veranlaßt und genöthigt, nähere Kenntniß von der Richtung seiner Bestrebungen zu nehmen.

Nach dieser Darstellung könnte es scheinen, als sei das Ministerium zuerst durch den Antrag der bonner Facultät, sodann aber erst auch durch eigene Kenntnißnahme von dem inzwischen ihm überreichten Buche Bauer's zum Einschreiten gegen Letztern veranlaßt worden. Wir glauben nicht, daß Gruppe die Sache geflissentlich anders hat darstellen wollen als die „Gutachten", das Ministerialrescript und die „Preußische Staatszeitung" oder daß er in den eigentlichen Hergang derselben besser eingeweiht gewesen sei als diese drei Autoritäten; indessen hielten wir es doch für nicht überflüssig, auf diese kleine Verschiedenheit der Lesarten hinzuweisen, um

einer unrichtigen Ansicht von der Sachlage, wie sie beim Lesen des Gruppe'schen Buchs, ohne sorgsame Vergleichung desselben mit den übrigen Quellen, sich leicht bilden könnte, möglichst vorzubeugen.

Was die Ansichten Gruppe's über das Geschehene betrifft, so tritt derselbe als entschiedener Apologet der Regierung auf, mit einem wenn auch nicht erklärt officiellen, so doch durchaus officiösen Charakter. Er stützt sich bei seiner Vertheidigung der angefochtenen Maßregel auf die, seiner Ansicht nach nothwendige, Unterscheidung zwischen Schreibfreiheit und Lehrfreiheit, zwischen der Stellung des theologischen Schriftstellers und der des theologischen Lehrers. Jenem, meint er, müsse möglichste Freiheit gelassen werden und werde auch gelassen — ein Verbot der Bauer'schen Schrift sei nicht erfolgt —; dieser dagegen sei Rücksichten unterworfen, deren Beiseitesetzung der Staat unmöglich ruhig mit ansehen könne. Die studirende Jugend sei noch nicht in dem Alter, stehe noch nicht auf der Bildungsstufe, daß ihr ein selbständiges Urtheil, eine begründete Wahl zugetraut werden könnte; sie solle dazu erst herangebildet werden. Unverantwortlich würde der Staat handeln, wenn er sie Irrthümern und Gefahren aussetzen wollte, von denen sie vielleicht erst spät zurückkäme. Verlangen, man solle der Jugend alle Richtungen nebeneinander, und selbst die falschen neben den richtigen darbieten, damit sie selbst wähle und durch Schaden klug werde, dies, behauptet Gruppe, wäre eine Thorheit, ein Unrecht und gleich sehr ein Verkennen der Jugend als der Universitäten. Das Eingreifen des Staats, seine Fürsorge für die Jünglinge, die dereinst in seinen Dienst, in den Dienst der Kirche treten sollen, sei wahrlich keine geistige Bevormundung. Der Staat handle hier auch nicht unmittelbar in seinem eigenen Interesse, sondern zunächst in dem der Kirche, die er zu schützen, deren Bestehen und Gedeihen er wahrzunehmen habe. Mit der Existenz der Kirche hänge seine eigene zusammen, und hiernach bestimme sich in der Berücksichtigung des theologischen Unterrichts seine Pflicht und Aufgabe. Damit sei aber nicht gesagt, fährt der Verf. weiter fort, daß die theologischen Facultäten in Einförmigkeit und Einseitigkeit oder gar in Unlebendigkeit verfallen sollen.

Geht die theologische Literatur ungestört ihren Gang fort, so wird Das, was sie als Resultat zu Tage fördert, immer auf die Universitäten seinen Einfluß üben, es komme nun woher es wolle. Jene Staatsverwaltung, die wohlberathen ist, wird hier zu seiner Zeit selbst nachhelfen. Erst Das, was reif geworden, was ausgegohren ist und sich abgeklärt hat, nicht aber die Gährungsstoffe und alle unklaren Bestrebungen der neuesten Gegenwart und der jüngsten Stimmführer gehören hier unmittelbar vor die lernende Jugend. Was von Neutralisation, von Aufhebung der Extreme gesagt wird, das mag von der theologischen Literatur gelten, allein es gilt nicht ebenso von dem akademischen Lehramt der Theologie. Dort mag Bauer seine Stelle behaupten, sie wird ihm nicht streitig gemacht; ob er sie hier behalten durfte, soll die nähere Beleuchtung seiner Schriften und ihre Tendenz darthun; dort ist für ihn die Möglichkeit einer guten Wirksamkeit noch vorhanden, dort kann, was hier ein Mißton ist, im Ganzen sich vielleicht noch harmonisch auflösen, und, was hier schädlich wirkt, könnte dort wohl in seiner Art fruchtbringend werden.

Die Schrift schließt mit den Worten:

Das evangelische Bekenntniß steht in sich selbst fest und sicher da; es gibt kein Zerwürfniß innerhalb desselben, und nur der Leichtsinn und die Oberflächlichkeit war mit allen Dingen so schnell fertig, glaubte das Lebendigste so schnell beseitigen zu können. Die Kirche geht ruhig in ihrer Entwickelung fort, und der Staat, ohne dieser vorzugreifen, wird sie darin auch ferner schützen gegen störende Angriffe von außen. Er hat aber auch nicht aufgehört, die akademische Lehrfreiheit zu schützen, und die Theologie bedarf ihrer gegenwärtig vielleicht mehr als je; sie hat aber ihre natürlichen Grenzen. In Bezug auf Bruno Bauer hat der Staat nur gethan, was er nicht lassen konnte, nicht lassen durfte. Es ist unmöglich, darin eine Schmälerung der Lehrfreiheit zu erblicken, man müßte denn Alles verwirren und auf den Kopf stellen wollen. Wie weit man im Einzelnen den Spielraum der Ansichten, der innerhalb des evangelischen Bekenntnisses zulässig ist, stellen möge, darauf scheint es in unserm Falle gar nicht anzukommen; denn es steht in sich selbst fest: wer die gesammte Theologie, ja noch mehr als diese, in Zweifel stellt, kann kein evangelischer Theolog, kein Lehrer von Theologen sein wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

C. Cilnius Mäcenas. Eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken. Von P. S. Frandsen. Altona, Hammerich. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Einem Schriftsteller liegt unstreitig zumeist an dem Beifalle seiner Berufs- und gelehrten Standesgenossen, somit Hrn. Frandsen an dem Beifalle der Philologen und Antiquare vom Fach. Daß Ref. sich nicht zu den Männern dieser Classe zählt, dies beweist er sofort durch das unumwundene Bekenntniß: ehe und bevor er die angezeigte Schrift zu Gesicht bekommen, würde er es nicht für möglich gehalten haben, daß in unsern Tagen eine 338 Seiten haltende und dabei keineswegs raumverschwenderisch gedruckte Schrift über den Mäcenas erscheinen könne. Hoffentlich erfüllt das eben abgelegte Geständniß Hrn. Frandsen mit großer Geringschätzung des Ref. Nicht unerwünscht wird es diesem sein, in Hrn. Frandsen's Augen solche Geringschätzung zu verdienen; denn alsdann darf des Erstern Gutmüthigkeit nicht befürchten, durch nachstehende Anzeige einen verletzenden Eindruck auf Hrn. Frandsen zu machen, und wenn diese Besorgniß wegfällt, so läßt sich der angezeigte Mäcenas mit um so größerer Gemüthsberuhigung vor des Ref. Publicum besprechen. Da unter diesem Publicum Ref. sich Männer denkt, die, nachdem sie auf der Schule ihren schweren Horaz tractiret, keineswegs die Alten hinter sich ließen, um, wie Goethe sagt, die Schule zu hüten, vielmehr, von dem eigenthümlichen Werth ihrer Schriften überzeugt, nie das Studium derselben bei Seite schoben, so wird Ref., der auch sich zu jenem Publicum zählt, dasselbe am besten befriedigen, wenn er berichtet, welche Ansicht des Mäcenas er als eine bereits vorgefaßte zu vorliegender Schrift mitbrachte, welche Berichtigung und Erweiterung derselben er durch des Hrn. Frandsen gelehrte Mühwaltungen gewonnen. In dem Ref. hatte über Mäcenas sich folgende Meinung gebildet und befestigt. Obschon Vertrauter des Augustus und nicht unthätig bei Förderung der politischen Interessen desselben, ist dennoch Mäcenas keine Persönlichkeit gewesen, ohne deren Eingreifen in die öffentlichen Verhältnisse seiner Zeit dieselben sich anders, als geschehen, würden um Augustus gruppirt haben. Die Tage der Augusteischen Herrschaft sind in Literatur und Kunst dem Jahrhundert Ludwig's XIV. verwandter, als wir es zugestehen wollen, die wir ungebührlich letzteres herabsetzen, ersteres aber überschätzen, indem wir uns durch jene Herabsetzung gleichsam für den immensen Einfluß rächen wollen,

welchen das Jahrhundert Ludwig's XIV. auch bei uns gehabt hat, und zu dieser Überschätzung verleitet werden, weil wir nicht hoch genug glauben stellen zu können, was fort und fort als ein hauptsächlichstes Mittel geistiger Bildung gedient hat. Jene Analogie belehrt uns, und auch ohne dieselbe würde man wissen und begreifen, daß in Augustus' Tagen die meisten römischen Großen sich bei Literatur und Kunst, welche unter den gleichzeitigen Umständen und in der ihnen von selbigen gegebenen Gestaltung nothwendige Ingredienzen des raffinirten Lebensgenusses waren, mit mehr oder weniger innerm Berufe betheiligten. Im Ganzen und Hauptsächlichen fügte sich und stimmte Alles, was wir in Beziehung auf Mäcenas lesen, zu dieser Ansicht; denn unbeantwortet ließ sie höchstens nur die Frage, woher es komme, daß die römischen Dichter der Augusteischen Zeit den Mäcenas zwar nicht allein verherrlichen (wie denn z. B. Virgil auch des Pollio Namen feiert), jedoch überwiegend vor andern gleichzeitigen vornehmen und reichen Römern, die zuverlässig ebenfalls den Notabilitäten der Literatur große Freundlichkeit und Municifenz erwiesen. Indeß das besondere Verhältniß, in dem Mäcenas zu August stand, nimmt auch dieser Erscheinung alles Räthselhafte; denn die Literatur eines Augusteischen Zeitalters, eines Jahrhunderts Ludwig's XIV. trägt zwar nicht eben so gern als dem verschwenderischen Reichthume, wo möglich aber mit noch größerer Dienstbeflissenheit der allgebietenden Herrschaft die Schleppe nach. Niemand wird einen Horaz oder gar einen Properz für Charaktere ansehen, die einen Großen, dem sie den Hof machen, dadurch auf eine intensive Höhe stellen. Mit dieser Ansicht war aller Wissensdurst in Betreff des Mäcenas dem Ref. um so mehr gestillt, als nach bekannten Äußerungen Seneca's der reiche, der vornehme, der berühmte Mann und Vorgänger aller heutigen Mäcenaten ein ziemlich ordinaires Subject war; denn obschon bei dem Besitze von Millionen Seneca's Philosophie strengster Disciplin seinen Worten nicht die proportional strenge Glaubwürdigkeit verleiht, sind wir doch auch nicht berechtigt, als Lügner und Verleumder einen Mann zu betrachten, dessen Hintritt aus dem Leben uns den alten Römergeist und das Rom vergegenwärtigt, von dem ein Neuerer sagt:

. . . . . nirgend
Hat sich die Stoa wie hier würdige Schüler gestählt.

Übrigens hätte mit Lügen und Verleumdungen Seneca keinen Zweck irgend einer Art zu erreichen, höchstens die philologische und antiquarische Nachwelt damit zu täuschen vermocht; jedoch keinem Alten konnte der Gedanke an eine so ganz eigenthümlich beschaffene Nachwelt in den Sinn kommen. Schwerlich hätte die öffentliche Meinung der Zeitgenossen, denen Mäcenas noch mit der Allbekanntheit eines public character vor Augen stand, sich irre führen lassen. Bei einer solchen nicht eben hoch gespannten Ansicht des Mäcenas und der entsprechend lauen Stimmung hinsichtlich der Persönlichkeit desselben, hatte Ref. auch um die Mäcenatenliteratur sich nie speciell bekümmert. Was über Mäcenas Wieland zu den Horazischen Episteln sagt, schien vollkommen gnügend, dies um so mehr, als jener geistreiche Kenner auch der Augusteischen Literatur kein anderes Urtheil über den Mäcenas abgibt, als Ref. sich gleichsam von selbst gebildet hatte. Wieland hält den Gepriesenen für einen muntern, lebenslustigen Mann, für dessen Verherrlichung günstige Sterne das Allermeiste, wo nicht Alles gethan, für eine Capacität, deren Größe darin bestand, mit dem jedesmaligen besten Winde zu steuern. So war der Boden beschaffen, auf welchen bei Ref. des Hrn. Frandsen Mäcenas fiel. Zunächst war es ihm wahrhaft amusant, in der Einleitung zu übersehen, wieviel der humanistische Fleiß über diesen Heros der Menschheit zusammengeschrieben hat. Groß in jenem Ungeschmack, der gar häufig bei den italienischen Alterthumsforschern früherer Zeit wahrgenommen wird, hat ein gelehrter Italiener — Cesare Caporali nennt sich der Bemitleidenswerthe — des Mäcenas Leben in rime beschrieben. Daß ein solches Beginnen unbesehen für ein silbernes gelten müsse, das ist nicht die Meinung des Hrn. Frandsen, der bei Erwähnung der gedachten rime hinzusetzt „nach Lion ohne allen Werth" (Albert Lion's „Maecenatiana", Göttingen 1824). Den Reigen dieses fruchtbringenden gelehrten Fleißes eröffnet der am Hofe der schwedischen Christine gehänselte Meibom, der zuerst („Liber singularis de C. Cilnii Maecenatis vita, moribus et rebus gestis", Leyden 1653) den Namen Mäcenas zum Kleiderrechen gemacht hat, an dem er alle Lappen und Läppchen seines weitschichtigen antiquarischen Wissens aufgehangen. Passow's „Leben und Zeitalter des Horaz" ist das letzte Buch, welches in der Einleitung zu der Schrift des Hrn. Frandsen in den Kreis der Mäcenas-Literatur gezogen wird.

Nun zur Beantwortung der Frage: Welche Belehrung, mindestens welche intellectuelle Anregung hat dem Ref. die Schrift gewährt? Gelernt hat er daraus nichts. Man vergleiche, will man hiervon sich überzeugen, seine oben aufgestellte Ansicht von Mäcenas mit Dem, was in Cap. 40, dem letzten der Schrift, Hr. Frandsen unter der Überschrift: „Skizze zu einem Nachrufe des Mäcenas", zu dessen Ruhme sagt: „Mäcenas ist (S. 233) nicht unthätig in den unruhigen Tagen der innern Wirren geblieben. Seine diplomatische Tüchtigkeit hat manche Ursache des Krieges glücklich hinweggeräumt." Schwer ist es zu enträthseln, was Hr. Frandsen damit meint, der in Cap. 12, S. 56, eine Menge herrlicher Eigenschaften als Erfodernisse des Diplomaten aufzählt und dann hinzusetzt: „Ob Mäcenas mit diesen Eigenschaften begabt gewesen oder auch nur die vorzüglichsten aufweisen kann? Hierüber fehlt es gänzlich an Nachrichten." Das Bedeutendste, was hier dem Mäcenas nachgerühmt wird, ist, daß in Abwesenheit des Augustus und Agrippa derselbe mehrmals Rom und ganz Italien administrirt. Das läßt sich füglich also übersetzen: Dem Augustus schien es, Mäcenas sei von allen römischen Großen der Letzte, von dessen patriotischer oder ehrgeiziger Energie er etwas, wäre es auch nur das Allermindeste, zu fürchten habe. Schließlich wird (S. 238) bemerkt, zeitig habe Mäcenas sich von dem öffentlichen Leben in ein behagliches Otium zurückgezogen, man finde, „daß er in seiner Schwelgerei nicht ganz zu Grunde gegangen. Stets wird seiner ehrenvoll in der Literatur gedacht werden. Die Mäcenität ist gleichsam seine Apotheose. Noch immer heißen hochgestellte Gönner der Gelehrten Mäcenaten". Hierauf stolz zu sein haben die Mäcenaten ebenso wenig Ursache als Mäcenas. Also von Herzen wenig ist aus Hrn. Frandsen's Buche zu lernen. Indeß eine Schrift kann vortrefflich sein, ohne daß man aus ihr etwas eigentlich so zu sagen lernt. Daß es keinen Gegenstand gebe, der nicht durch geistreiche und geschmackvolle schriftstellerische Behandlung geadelt werden könnte, hat schon Cicero behauptet*) und, vorzüglich im Gebiete antiquarischer und humanistischer, an sich gar oft sehr unbedeutender Themen, Lessing dies glänzend bestätigt. Auf welche schlagende und brillante Weise würde Lessing, wäre er auf das Thema Mäcenas gerathen und schon zu seiner Zeit auch die Mäcenas-Literatur so umfänglich gewesen, reine Wirthschaft gemacht und alle einschlagenden Stellen, die bequem auf einigen Octavseiten Platz fänden, so zusammengestellt und treffend erläutert haben, daß ebensowol die sichere Schärfe seines kritischen Geistes als die völlig entgegengesetzte Qualification seiner Vorgänger in erfreulichste und ergötzlichste Anschaulichkeit getreten wären. Daß Hr. Frandsen auch in solcher Beziehung nicht den mäßigsten Ansprüchen genügt, dies beweisen wenige Worte in Betreff des Cap. 19 (S. 114—121), welches das Wichtigste und Beste bei Mäcenas und allen Mäcenaten, „die Freuden der Tafel" behandelt. Die triviale Gewißheit, „daß die Vornehmen Roms jener Zeit schon lange von der altväterischen Sparsamkeit abgewichen waren", wird an die Spitze gestellt als eine solche, „die man wol

*) Nihil tam jejunum, tam tenue, quod non splendescat oratione et quasi excolatur.

als bekannt voraussetzen dürfe". Dann lesen wir weiter: „In diesem Stücke nun wird Mäcenas gewiß seinen etruskischen Ahnen Ehre gemacht haben. Die Tyrrhener waren nämlich wegen ihrer greuelhaften Schwelgerei im Essen und Trinken bei den Römern verrufen." Die deutschen Phäaken gelten in der Meinung des nördlichen Deutschlands als famose Esser. Wird es nun aber wol Jemandem einfallen, daraus zu schließen, ein General oder Minister sei unmäßig, weil er inmitten der modernen Phäaken das Licht der Welt erblickte? S. 116 ist aus Plin. H. N. 8, 3, eine Stelle entnommen, nach der Mäcenas' Braten von Mauleselfüllen in die Mode gebracht, nach seinem Tode aber der Geschmack daran wieder abgekommen, und der Mühe werth dünkt es Hrn. Frandsen, darüber gegen Meibom folgende viel zu viele Worte zu verlieren. „Meibom ist hier wirklich in Verlegenheit, ob Mäcenas diese sonderbare Speise aus Geschmack und Gier eingeführt oder der Gesundheit wegen es gethan habe, da er als ein homo doctus von dem Hofmedicus, dem berühmten Wasserdoctor Musa, leicht hätte lernen können, wie heilsam die Eselmilch für viele Krankheiten sei, und daraus nun diese heilende Kraft in dem Fleisch suchen möchte (sic). Doch die diätetischen Gründe lasse ich auf sich beruhen, und über den Geschmack läßt sich nicht disputiren. Zeit und Auctoritäten haben auf solche Artikel großen Einfluß. Damals mag das neue Gericht Beifall gefunden haben, weil es auf Mäcenas' Tafel gesetzt wurde, und nach des Erfinders Tode ist es wieder aus der Mode gekommen." Unmittelbar hieran schließt sich die inhaltschwere Frage, ob Mäcenas ein Trunkenbold gewesen, der N. H. Gundling einen absonderlichen Tractat gewidmet hat. Es werden die vina Maecenatiana des Plinius erwähnt und wieder eine Menge Worte darüber gemacht, ob sich hieraus eine bejahende Antwort jener Frage folgern lasse. Welchen Menschenverstand würden wir einem Menschen zutrauen, der, weil er von fürstlich Metternich'schen Weinen gehört, darüber mit sich zu Rathe ginge, ob des jetzigen Besitzers des Johannisberges eigne Consumtion des selbsterbauten Gewächses in den Schranken der Mäßigkeit bleibe? Das Capitel schließt mit folgendem schalen Resultate (S. 121): „Nirgend aber finden wir auch dagegen genügende Belege, daß Mäcenas ein Tugendbild der Nüchternheit gewesen. Gewiß wird er sich ebenso gut auf herrliche Weine verstanden haben als auf köstliche Speisen, ohne darum grade ein Trunkenbold zu sein. Als solcher wäre dem verschlagenen Augustus wenig mit seiner Freundschaft gedient, und überdies wäre es gefährlich gewesen, ihm die arcana imperii anzuvertrauen oder ihn zu diplomatischen Sendungen zu gebrauchen. Nur als eine Möglichkeit stelle ich die Vermuthung auf, daß er in spätern Jahren vielleicht einen guten Trunk zu sehr geliebt habe. Ob er aber deshalb von den Staatsgeschäften entfernt worden oder aus Mangel an öffentlicher Wirksamkeit sich am Wein erlabt habe, wage ich nicht zu entscheiden." Graf Platen sagt einmal:

> Ist was schwerfällig und ledern zugleich, so nennen die Deutschen es gründlich!

Wol nicht mit Unrecht zählen wir den Repräsentanten solcher Gründlichkeit den Herrn Frandsen bei, an den schließlich Ref. noch eine Frage richtet. Groß ist in unsern Tagen die Zahl der reichen Leute, welche ihr Reichthum, weil demselben sich wenig Geist gesellt, mit einem Überflusse von Zeit überschüttet, den zu beseitigen materielle Genüsse nicht mehr anschlagen wollen. Darum sind sie genöthigt, Literatur und Kunst zu solchem Zwecke zu prostituiren. Daß sie für diese Sünde gegen den heiligen Geist hochgeehrt werden, ja sogar, so wenig es auch ihnen bei der Wiege gesungen war, selbst als Gelehrte und Künstler gepriesen werden, das kann gar nicht fehlen; denn dazu braucht es nichts als einen splendiden Haushalt jener Industrie zu eröffnen, die von Feder, Griffel und Pinsel, Darm- und Drahtseiten lebt. Diese Leute sollten dem Mäcenas aufrichtig dankbar sein; zum Theil sind sie es auch wirklich, Diejenigen nämlich, welche einigermaßen ahnen, daß sie ohne Mäcenas keine Mäcenaten wären, d. h. ohne Mäcenas ihr nichtiges Treiben (lor vanità che par persona) nicht geadelt, ja idealisirt wäre durch das apotheosirende Licht, womit das Alterthum die classischen Namen umgibt. Warum nun hat Hr. Frandsen die Mäcenaten nicht mit einer dem Buche beigefügten Abbildung des Mäcenas erfreut? Warum (S. 235) hiervon sich abhalten lassen, weil die Antiken, die man hin und wieder für Abbildungen des Mäcenas gehalten, schwerlich sich als solche, zum Theil vielleicht nicht einmal als Antiken verificiren lassen? Was hätte es denn nun auf sich gehabt, wenn mindestens hier Hr. Frandsen seiner Gelehrsamkeit Schweigen geboten und mancher Mäcenat dankbar und treuherzig an seines Ideals vermeintlichem Bildnisse sich geweidet hätte? Indeß wenn Hr. Frandsen die Gewissenhaftigkeit einmal so weit trieb, so hätte er auch so gewissenhaft sein sollen, anzuführen, daß 1837 in der Druckerei der Gebrüder Didot zu Paris unter dem Titel: „Di un busto colossale in marmo di Cajo Cilnio Mecenate, scoperto e posseduto dal cavaliere *Pietro Manni*" vier Abhandlungen über eine kolossale Marmorbüste erschienen sind, welche der Ritter Manni, Professor der Arzneiwissenschaft an der Universität zu Rom, aufgefunden und im Besitz hat, und daß diese Büste für eine Büste des C. Cilnius Mäcenas gilt. Ob sie dafür mit vollkommen ausreichendem Grunde gilt, das läßt Ref. dahingestellt. In der letzten jener vier Abhandlungen behauptet dies Raoul-Rochette, der nicht selbst jene Büste mit Augen gesehen hat. Die drei übrigen der gedachten Abhandlungen sind von dem Ritter Visconti, Cicognara und Missirini. Stellt die gedachte Büste wirklich den Mäcenas dar (was Ref. keineswegs in vollständige Evidenz gesetzt scheint), hat ferner der Bildhauer dem Mäcenas nicht ebenso immens geschmeichelt wie die Dichter der Augusteischen Periode, ist endlich der Umriß jener Büste, so wie er von dem Titelblatte jener vier Abhandlungen im Kupferstiche zu ersehen, ein getreues Abbild der Büste: dann, aber auch nur dann, wenn jene drei Voraussetzungen wahr sind, hat Mäcenas ausgesehen wie ein Mann, dem man Geist und Charakter in nicht alltäglichem Maße zutrauen darf. Daß wir von alle Dem in Cap. 39, S. 233—235, überschrieben: „Abbildungen", nichts lesen, das ist jedenfalls eine Inconsequenz, die um so auffallender ist, als zu Hrn. Frandsen's Ehre Ref. sich überzeugt hält, er sei nicht in dem Falle, dessen Kenntniß der archäologischen Literatur vervollständigen zu können. 34.

Miscellen.

Ein Prediger in Paris begann seine am Feste der Verkündigung Mariä 1699 gehaltene Predigt folgendermaßen: „Es hat ein Eheverlöbniß stattgefunden zwischen dem höchsten und großmächtigsten Herrn Heiligen Geist auf einer, und der höchsten und großmächtigsten Dame Marie Levi auf der andern Seite; wenn Jemand etwas dagegen einzuwenden hat, der thue es ungesäumt." Jetzt machte er eine Pause, und da während derselben Niemand etwas vernehmen ließ, fuhr er fort: „Weil Niemand mit einer Einrede gegen diese eheliche Verbindung hervorgetreten ist, so setze ich mich dagegen Namens der Welt, Namens des Teufels und Namens des Fleisches." In diese drei Haupttheile nun zerfiel seine Predigt.

Ein Poet, welcher sein dichterisches Erzeugniß, bevor er es dem Druck übergab, dem geistreichen Karl Bautru, Kanonikus zu Angers im 17. Jahrhundert, zur Durchsicht und Beurtheilung vorlegte, erhielt von diesem den Ausspruch: das Gedicht scheine ihm zu lang. Der Poet bat, ihm zu sagen, was er denn also damit beginnen solle? „Cest", antwortete Bautru, „d'en retrancher la moitié, et de supprimer l'autre." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 264. — 20. September 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Dritter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 263.)

Wir lassen nunmehr aus den „Gutachten der Facultäten" die bezeichnendsten Stellen, welche sich auf die Frage der Lehrfreiheit beziehen, in Auszügen folgen, ohne sie mit weitern Bemerkungen zu begleiten:

1. Gutachten der berliner Facultät.

Die theologischen Facultäten sind dazu bestimmt, junge Männer durch den Vortrag der auf die Leitung der Kirche sich beziehenden Wissenschaft zur Befähigung für das Mitarbeiten an dieser Leitung zu bilden. Das Dasein der evangelischen Kirche ruht auf dem Wissen des historischen Christenthums. Es wäre daher eine contradictio in adjecto, wenn bei einer theologischen Facultät solche Männer als Docenten auftreten dürften, welche eine Lehre vortragen, die, dem Wesen des historischen Christenthums widerstreitend, das Wesen der christlichen Kirche aufhebt, mit der Bestimmung der theologischen Facultät daher in gänzlichem Widerspruch steht.

Wir erkennen die unveräußerlichen Rechte freier wissenschaftlicher Forschung in der Theologie, worauf das Dasein des Protestantismus ruht. Wir erkennen die Gefahr, den davon zu unterscheidenden Rechten der theologischen Lehrfreiheit zu enge Grenzen zu setzen, welche dem Wesen des Protestantismus zuwiderlaufen, und zumal in einer Zeit der Krisis und des Übergangs wie die unserige, in der erst durch freie Entwickelung von innen heraus aus dem Kampfe der Gegensätze eine höhere Einigung der Geister in dem wissenschaftlichen Verständnisse des Glaubens sich bilden kann. Wir erkennen, daß die Lehrenden in dem Vortrag Dessen, was sich ihnen aus freier, gewissenhafter Erforschung des göttlichen Wortes als Wahrheit ergeben hat, in keiner Hinsicht beschränkt werden dürfen. Die jungen Theologen müssen, indem sich ihnen verschiedene wissenschaftliche Standpunkte innerhalb dieser Grenzen lebendig darstellen, verschiedene Ergebnisse mit ihren Gründen ihnen vorgetragen werden, zur freien, eigenthümlichen Prüfung angeregt, zur selbständigen Mündigkeit des Geistes gebildet werden. Es muß den jungen Docenten von verschiedener theologischer Richtung innerhalb dieser Grenzen, wenn wir auch mit deren theologischem Standpunkt und Charakter noch nicht ganz zufrieden sein können, Raum gegeben werden, sich zu derjenigen Reife zu entwickeln, welche von den Mitgliedern einer theologischen Facultät gefodert werden muß. Aber ganz etwas Anderes ist es mit einer solchen Richtung, welche durch die Art, wie sie das göttliche Wort behandelt, die demselben gebührende Ehrfurcht schlechthin zerstört und die Grundwahrheit, mit welcher das Wesen der chrichlichen Kirche steht und fällt, so viel an ihr ist, verleugnet. Es können, wo solche Richtungen bei einer theologischen Facultät auftreten, nur zwei Fälle stattfinden. Entweder solche Grundsätze werden vorgetragen, ohne den Gegensatz einer esoterischen und exoterischen Lehre damit zu verbinden, so erhellt es, daß sie mit dem Glauben der christlichen Gemeinde unvereinbar sind. Oder, indem man esoterische und exoterische Lehre unterscheidet, darin Lehren der Bibel und der Kirche einen ihnen durchaus widerstreitenden Inhalt unterschiebt und sich eine so verstandene, durchaus willkürliche und falsche Unterscheidung des Wesens und der Idee erlaubt, wird die Theologie zu einer künstlichen Theorie der Lüge, des Jesuitismus. Die Anmaßung und Naseweisheit ferner, mit welcher der Verfasser jener Schrift über solche wissenschaftliche Standpunkte und Denkweisen aburtheilt, zu welchen sich die scharfen und tiefsinnigsten Denker, die weisesten und edelsten Männer aller Jahrhunderte bekannt haben, können wir auch nicht umhin, zumal bei der herrschenden Anlage dieser Zeit, für etwas zu halten, was auf die sich bildende Jugend nur höchst verderblich einwirken kann.

Des „Separatvotums" Marheineke's ist bereits Erwähnung geschehen.

2. Gutachten der bonner Facultät.

Wir glauben, daß eine von echt protestantischem Geiste beseelte und erleuchtete Regierung im Interesse der evangelischen Kirche selbst nicht Bedenken tragen darf, verschiedenen Richtungen der Theologie, welche in derselben thatsächlich nebeneinander bestehen, Freiheit zu geben, sich zu bewegen, zu entfalten und geltend zu machen, und daß dieselbe, als oberste, der Leitung der evangelischen Kirche vorstehende Behörde, von dem ihr an sich zustehenden Rechte, angestellte Lehrer dieser Kirche wegen ihrer auch mit deren schriftmäßigen Grundsätzen nicht ganz in Einklang befindlichen Lehren zu entfernen, außer bei öffentlichem Ärgernisse, nur in äußersten Fällen Gebrauch machen werde. Dafür spricht auch eine Pflicht der Billigkeit um so mehr, je mehr die Staatsgesetze bei uns — ganz anders, als wie z. B. in England — eigenthümlichen Richtungen es erschweren oder unmöglich machen, sich zu besondern religiösen Gemeinschaften zu gestalten.

Wir sind aber auf der andern Seite, wie auch schon in dem bisher Ausgesprochenen angedeutet ist, keineswegs der Meinung, daß für die Lehrer der evangelischen Kirche oder auch nur für die akademischen eine absolute Lehrfreiheit in Anspruch zu nehmen, oder sie, auch bei der größten Zügellosigkeit der Lehre, durch die akademische Lehrfreiheit gegen alle Zurechtweisung geschirmt zu achten seien. Wenn ein im Dienste der evangelischen Kirche angestellter oder zugelassener Lehrer eine katholisirende Richtung kund gäbe, und dieses nicht blos so, daß er in einzelnen Punkten, wie z. B. in der Stellung der Werke zum Glauben, sich mehr zum katholischen Dogma hinneigte, sondern so, daß er in den am meisten nach außen hervortretenden Punkten, z. B. im Mariendienste, in der Lehre von der Messe, vom Primate des Papstes u. s. w., sich entschieden für das Dogma der katholi-

schen Kirche erklärte und dieses, als das echt christliche, gegen die Lehre der evangelischen Kirche geltend zu machen suchte, so würde nicht leicht Jemand es anders als recht finden, daß die vorgesetzte Behörde, der die kirchliche Oberaufsicht rechtlich zukommt, ihn deshalb zur Rechenschaft zöge, disciplinarisch gegen ihn verführe und, wenn er bei der Kundgebung und Geltendmachung solcher Ansichten beharrte, ihn von dem ihm anvertrauten Amt entfernte. Das grundsätzliche Wesen der evangelischen Kirche besteht aber nicht blos in der Abwehr der Hierarchie und bestimmter Lehren der römisch-katholischen Kirche, sondern zugleich in der Setzung und Festhaltung des eigenthümlich Christlichen, im Gegensatz zu dem Deismus und Naturalismus. So liegt es nun in der Natur der Sache, daß ein Hinüberschweifen nach dieser Seite zum Lehramte in der evangelischen Kirche ebenso unfähigt, wie ein solches nach dem Katholicismus entfähigen würde. Wird nun auch gegen jene Richtung, wegen der früher bemerkten geschichtlichen und noch bestehenden Verhältnisse unserer Kirche, durch die Pflicht der Billigkeit ein nachsichtigeres Verfahren geboten, als gegen die letztere Richtung zu beobachten nöthig ist, da die zu dieser Hinneigenden Freiheit und Gelegenheit haben, in eine anerkannte, ihrer Neigung mehr entsprechende Gemeinschaft einzutreten und dort ihre Überzeugung zu pflegen und geltend zu machen, was mit Jenen nicht der Fall ist, so wird doch kein Besonnener behaupten, daß diese Nachsicht eine unbegrenzte sein müsse und daß auch die auf die äußerste Spitze getriebene Regirung und Bestreitung alles positiven Inhalts unsers christlichen Glaubens von Seiten eines Lehrers der evangelischen Kirche ein hemmendes Einschreiten der vorgesetzten Behörde nicht rechtfertigen würde.

3. Gutachten der breslauer Facultät.

So wenig wir, im Bewußtsein der Unerschütterlichkeit der Grundlagen des Christenthums, wünschen, daß der schriftstellerischen Wirksamkeit, auch wenn sie in den entschiedensten Gegensatz zum Christenthum tritt, sobald sie in geziemender wissenschaftlicher Form es thut, irgend welche äußere Schranken gesetzt werden mögen, ebenso wenig können wir davon uns überzeugen, daß solche Männer, welchen die Grundsätze der evangelischen Kirche fremd sind, die Diener derselben bilden können, oder daß den kirchlichen Behörden die Befugniß zustehe oder gar die Pflicht obliege, sie durch öffentliche Anstellung zur Widerlegung des kirchlichen Glaubens zu autorisiren.

Zu diesen Gutachten gehört das Separatvotum des einen der Mitglieder jener Facultät, des Dr. Middeldorpf. Dieser stimmte gegen die Entfernung Bauer's vom Katheder, und zwar:

a) weil das Buch desselben, worauf eine solche Entscheidung begründet werden solle, noch nicht vollendet vorliege;

b) weil die Wissenschaft den Zweifel nicht fürchten dürfe, sondern ihn besiegen müsse, und weil eine Ausschließung Bauer's als ein Einschreiten des Staats gegen eine wissenschaftliche Richtung erscheinen dürfte, die bisher in Preußen Schutz, vielleicht selbst besondere Förderung gefunden habe und die jedenfalls schon zu mächtig geworden sei, um directen oder indirecten Verdammungsurtheilen zu weichen;

c) weil es eine Beleidigung für die bonner Facultät sein würde, wenn man Bauer entfernte, als ob man sie nicht für fähig halte, seinen Irrthümern wissenschaftliche Gründe gegenüberzustellen und sie zu bekämpfen.

Ganz anders — sagt Middeldorpf — würde sich die Sache stellen, wenn Licentiat Bauer seine Ideen auf die Kanzel zu bringen versuchte. In diesem Falle würde ich unmaßgeblich ein Ziel setzendes Einschreiten der Staatsbehörde in eben dem Grade für nothwendig erachten, als es gegen die zelotischen Prediger der entgegengesetzten Richtung wünschenswerth erscheint. Die Kanzel hat es mit der **Religion** zu thun, und deren Element ist der **fromme Glaube**. Einer Theologie aber, die nicht durch Zweifel gegangen ist und sie endlich bewältigt hat, kann nur eine geringe Bedeutung beigemessen werden.

Die Möglichkeit, daß Licentiat Bauer, als akademischer Lehrer, einzelne Jünglinge der wahren Theologie entfremde, kann und mag ich nicht leugnen; aber dieser Gefahr tritt, wenn der Staat in dem Kampfe der Theologen sich entschieden für eine Partei ausspricht, die andere zur Seite, die Gefahr nämlich, daß wir theologischen Gegner des Licentiaten Bauer, ohne unsere Schuld, der Kirche manchen falschen Diener erziehen.

d) weil es unbillig sein würde, Bauer wegen der consequenten Durchführung einer wissenschaftlichen Richtung auszuschließen, die man doch im Princip dulde, indem man Andere im Besitze des Lehramts belasse, welche in der Entwickelung derselben Grundideen nur noch nicht so weit gegangen seien als Bauer. Der, jetzt oft der preußischen Regierung gemachte Vorwurf der Parteilichkeit für kirchliche Rechtgläubigkeit und gegen freie Richtungen würde durch eine solche Maßregel an Kraft gewinnen und den feindseligen Anklägern ein willkommener Triumph bereitet werden.

4. Gutachten der greifswalder Facultät.

Wir haben bereits im zweiten Artikel erwähnt, daß von den greifswalder Theologen zwei, nämlich Schirmer und Finelius, den Bauer'schen Standpunkt nicht für einen absolut unchristlichen, wennschon für einen in manchen Punkten von der christlichen Grundanschauung abweichenden erklärten. Auf Grund dieser Ansicht, mit Rücksicht ferner auf „die Bestimmung der deutschen Universitäten, eine Stätte der freien Entwickelung aller wissenschaftlichen Erkenntniß zu sein", wonach also „die Lehrfreiheit auch zu ihren Palladien gehöre, sowie sie eine Stütze des Protestantismus sei", sprechen die beiden Genannten aus, wie sie „allerdings nicht wünschen können, daß Bauer dem akademischen Lehramte entzogen werde", ja wie sie „selbst keine Gefahr besorgen, wenn ihm auch, die Theologie zu lehren, verstattet bliebe", ja wie sie sogar „dafür halten, daß ihn dies um so eher dahin führen werde, auf das rechte Maß zurückzukehren, um so strenger sich selbst zu richten, und Alles, was, gleich wie vor der christlichen Wahrheit, auch vor der Wissenschaft sich nicht halten könne, abzuweisen". „Denn", setzen sie hinzu, „daß vor der Vernunft oder Wissenschaft sich etwas rechtfertigen könne, was vor dem Christenthume nicht besteht, diese Möglichkeit ist für uns nicht da." Nur, insofern Bauer selbst sich geradezu von den Theologen ausscheide und ihnen feindlich gegenüberstelle, habe er freilich darauf verzichtet, ein Lehrer der Theologie zu sein. Doch würde die definitive Entscheidung darüber immer bis zum Erscheinen des dritten Bands der Bauer'schen Schrift auszusetzen sein.

Was die Rücksicht auf die studirende Theologen betrifft — heißt es weiter ebendaselbst —, so bestimmt sich diese für uns

auf demselben Grunde, von welchem wir bei diesem ganzen Gutachten ausgegangen sind, und kann uns also auch zu keinem andern Ergebniß und Urtheil führen. Allerdings sollen die studirenden Theologen zu christlichen Predigern, zu Verkündigern des Evangeliums Jesu gebildet werden, in welchen zugleich das Interesse für die evangelische protestantische Kirche lebt. Aber der evangelische Geistliche soll auch nicht blos ein Kirchendiener im Sinne des Katholicismus sein, und, ihn nur in eine statutarische Kirchenlehre als in etwas Historisches einzuweihen, reicht nicht hin. Vielmehr bedarf es für ihn, wie es die Idee der evangelischen Kirche und der Geist des Protestantismus fodert, eine Bildung, die durch die freie protestantische Wissenschaft hindurchgegangen und durch sie genährt ist. Es ist die Aufgabe der theologischen Facultäten, besonders in unserer Zeit, für die Bildung einer Geistlichkeit zu sorgen, die mit den Waffen des Geistes zu kämpfen weiß. Denn wo der geistliche Stand hinter der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung der Zeit zurückbleibt, da sind die Folgen, wie auch wol die Erfahrung lehrt, die schlimmsten und übelsten. Wol ist dahin zu wirken, daß der künftige Geistliche ganz und wahrhaft für das Evangelium lebe und auch für dasselbe begeistert sei. Aber die wahre Begeisterung muß eine klare und erleuchtete sein, erleuchtet durch die Erkenntniß. Sonst ist sie blind und verliert sich in Schwärmerei. Wir besorgen daher auch nicht, daß die studirenden Theologen durch eine Kenntniß der Bauer'schen Hypothese, die ihnen doch nicht verborgen bleibt, und die nun doch einmal auf dem Wege der freien Untersuchung ausgekämpft werden muß, besondern Schaden nehmen könnten.

In ganz anderm Sinne wird die gestellte Frage von den beiden Professoren Kosegarten und Vogt zu Greifswald beantwortet. Wir erinnern uns, daß diese Beiden die Bauer'schen Ansichten für durch und durch unchristlich erklärten; ihre Entscheidung über dessen Befähigung zum theologischen Lehramte konnte daher, wie sie selbst im Eingange sagen, nicht zweifelhaft sein. In dem zweiten Theile ihres Gutachtens sagen sie:

Es ist hier nicht davon die Rede, daß die Entwickelung und Veröffentlichung auch solcher Ansichten, welche das Christenthum bekämpfen, gehindert, daß der Fortgang der wissenschaftlichen Forschung, der in ihnen versucht wird, gehemmt werden solle. Das Evangelium wird solche Angriffe bestehen und trotz derselben, vielmehr auch durch dieselben, zu neuen Siegen geführt werden, indem die Gegensätze zu demselben, in ihrer ganzen Consequenz sich entwickelnd, offenbar machen, was in ihnen selbst sei und was sie zu gewähren vermögen, und was im Evangelium zu suchen sei. Es könnte dem Evangelium nur nachtheilig sein, wenn es den Schein gewänne, als müßten Angriffe gegen dasselbe äußerlich unterdrückt werden, damit es keinen Schaden leide; denn es würde dies als ein Zweifel seiner innern Macht erscheinen. Die Theologie selbst gewinnt, wie ja ihre Geschichte der thatsächlichste Beweis dafür ist, gerade durch das Hervortreten auch solchen Widerspruchs Anregung zu neuer Kraftanstrengung, neuen Gesichtspunkten und der Anerkennung mancher Schwächen und Fehler in ihrer bisherigen Entwickelung. Allein von der venia docendi in der theologischen Facultät hängt die Möglichkeit der Veröffentlichung, selbst die Wirksamkeit solcher Ansichten in der jetzigen Zeit anerkanntermaßen gar nicht ab; die Presse gibt dazu reichlich die Mittel.

Die Bedingung für die Existenz und Wirksamkeit der theologischen Facultäten beruht auf ihrem Verhältniß zu der religiösen Gemeinschaft, deren Diener sie bilden, ja die — wenigstens wie die Sache bei uns steht — nur durch sie gebildete Diener annehmen soll. Ihre Aufgabe ist daher eine wissenschaftliche und religiöse; nicht Wissenschaft allein und im Allgemeinen, sondern wissenschaftliche Bildung zur Erkenntniß, Befestigung, Läuterung des Glaubens, den ihre Zöglinge einst in den Gemeinden pflanzen und pflegen sollen, sollen die Facultäten jenen gewähren. Bauer würde, bei seiner ganzen Ansicht vom religiösen Bewußtsein, wenn er nicht die Täuschungskunst lehren wollte, wie man die Wahrheit haben, aber vor den Gemeinden verbergen könne, was jedoch seiner Ehrlichkeit widersprechen und nach Dem, was er jetzt geschrieben hat, auch gar nicht möglich sein würde, mit seiner Überzeugung, welche geltend zu machen ihm Herzenssache ist, nur lehren können, wie man dahin wirken müsse, das religiöse Bewußtsein und dessen Standpunkt aufzulösen und die Menschen zur wahren Freiheit und Sittlichkeit des Selbstbewußtseins zu führen. Mag er es versuchen, eine Gemeinde von Wissenden, wie sie von anderer Seite schon in Aussicht gestellt ist, zu bilden; nur unter dem Schilde der evangelisch-theologischen Facultät thue er es nicht!

Die Aufgabe der theologischen Facultäten ist eine noch näher bestimmte, sofern sie Facultäten einer bestimmten Confession sind. Der eigenthümliche Charakter der Confession ist zunächst in ihren Symbolen ausgesprochen. Das Verhältniß der evangelischen Kirche zu ihren Bekenntnißschriften ist nun aber nicht dies, daß sie dieselben nach ihrem gesammten Inhalt als den Gesetzcodex, als unbedingte Regel und Richtschnur, nach welcher Lehre und Lehrer gerichtet werden sollen, betrachtet, vielmehr das Gesetz, die Grundsätze, welche in den symbolischen Büchern aufgestellt werden, und in welchen die evangelische Kirche ihr eigentliches Lebensprincip ausspricht, weisen eine solche Autorität dieser wie jeder kirchlichen Bekenntnißschriften zurück. Gerade indem wir das in ihnen ausgesprochene Grundgesetz der evangelischen Kirche anerkennen, dürfen wir sie selbst nicht als buchstäblichen Gesetzcodex betrachten. Wollte man die in ihnen dargelegte Fassung der Glaubenslehre im Einzelnen als buchstäbliche Norm für alle Zeit betrachten, so würde man in der That eine Knechtschaft, welche dem Geiste der Kirche selbst fremd und zuwider ist und welche, wie die Geschichte derselben lehrt, nicht ohne empfindlichen Schaden derselben eingeführt werden kann, geltend machen. Um so entschiedener sprechen aber unsere Symbole als das Feste, Unwandelbare das Princip aus, aus welchem die evangelische Kirche in ihrer Eigenthümlichkeit hervorgegangen ist und auf welchem sie beruht, und mit demselben weisen sie zugleich auf diejenige Norm und Richtschnur hin, deren Autorität sie für sich selbst nicht in Anspruch nehmen. Es ist dies, materiell, das der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christum, formell, das der normativen Autorität der heiligen Schrift.

Innerhalb dieses Grundsatzes ist Möglichkeit, Berechtigung, Nothwendigkeit zur freien wissenschaftlichen Entwickelung und Fortbildung, zur Ausbildung wissenschaftlicher Gegensätze, die zur Fortbildung selbst nothwendig sind, genug, und diese Freiheit kann der Theologie nicht genommen werden, ohne ihr die Lebensnerven zu lähmen, ohne ihr die Kraft zu Dem, was sie ausrichten soll: Fortpflanzung des evangelischen Glaubens und Einführung desselben in das lebendige Bewußtsein der Glieder der Kirche zu jeder Zeit, zu hemmen oder zu nehmen. Aber es ist eine wirkliche Freiheit, die nicht eine ins Maßlose ausschweifende willkürliche, sondern freie Entwickelung ihres bestimmten Princips ist.

Nach diesen Grundsätzen, fährt das Gutachten fort, könne dem Bauer die venia docendi in einer evangelisch-theologischen Facultät unmöglich zugestanden werden; denn sonst würde man dieselbe ebenso gut Katholiken, Quäkern u. dgl. einräumen müssen.

Wollte man sagen — heißt es dann noch —, daß es doch zu beklagen sei, wenn Dem gerade, welcher offen und ehrlich die Consequenzen seiner Ansicht entwickelt und ausspricht, ein Recht genommen werden sollte, welches Andern, die vielleicht dieselben Principien haben, aber nur sich hüten, sie mit solcher rücksichtslosen Consequenz und Offenheit zu behaupten und geltend zu machen, dies Recht bleibt; so ist doch fest-

zuhalten, daß Jeder nach menschlichem Urtheil nur für Das, was er wirklich ausspricht und zu seiner That macht, verantwortlich gemacht werden kann, für das Übrige Gott und seinem Gewissen überlassen bleiben muß; dann aber, daß nicht Alle, welche die gleichen Principien nicht mit gleicher Entschiedenheit und Klarheit entwickeln, dies gerade nur aus Unehrlichkeit, sondern auch gehindert durch die Macht, welche der christliche Glaube selbst über sie hat, unterlassen mögen.

Ob dem Bauer die venia docendi in einer andern als der theologischen Facultät zu gestatten sei, das, meinen die Verfasser dieses zweiten Gutachtens, werde von der Frage abhängen, wie das neue Weltprincip des freien Selbstbewußtseins, welches er verkündigen wolle, zur Entwickelung des Staatslebens überhaupt sich verhalte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. Wilhelm Traugott Krug, in drei vertraulichen Briefen an einen Freund im Auslande. Biographisch-literarisch geschildert von C. F. Vogel. Neustadt a. d. Orla, Wagner. 1844. 16. 20 Ngr.

Eine kleine wohlmeinende Schrift, und ebenso ein Zeugniß achtbarer, in unserer Zeit immer seltener werdender Pietät als ein Wort der Anerkennung und der Erinnerung an den unermüdlichen Kämpfer für Glauben, Wahrheit und Recht, für Licht, Freiheit und Vernunft, an den Mann, dessen Namen der Titel der Schrift nennt. Nicht nur diese ehrende Anerkennung verdient Krug, die ihm hier zu Theil wird, er verdient es auch noch nach dem Tode durch die Erinnerung an Das, was er für Glauben, Wahrheit und Recht, für Licht, Freiheit und Vernunft unermüdlich gewirkt hat, dem „Kläglichen und Unheimlichen, das in der Literatur der Gegenwart Platz genommen", der Krankheit unserer Zeit, die „am stärksten nicht an dem ganz Falschen, sondern an dem halb Wahren kränkelt", wo der Nebelmantel der Mystik so leicht um junge, phantasiereiche Köpfe sich legt, wo noch immer Tyrannen von oben und falsche Liberale von unten ihr Wesen treiben, wo Jesuiten im Dunkel der Nacht umherschleichen oder auch frecher ihr Haupt voll List und Heuchelei emporheben; er verdient es, allem diesem Unwesen aller Art mit der Klarheit seines Geistes und seines Wortes entgegenzutreten. Die Gesinnungsschwäche und der Mangel an Ernst sind recht eigentlich die Hauptübel, an denen unsere Zeit krank liegt, und es ist um so verdienstlicher, durch die Anerkennung Dessen, was der gesinnungsvolle Krug, der den Ernst seiner Zeit tief erkannte und mit den Waffen des Geistes und des ernsten Wortes die Feinde der Menschheit im 19. Jahrhundert beharrlich bekämpfte, in zahlreichen Schriften gewirkt hat, jener Gesinnungsschwäche und dem Mangel an Ernst, der Frivolität unserer Zeit entgegenzutreten und „das üppig aufschießende literarische Unkraut des allerneuesten Werkeltagslebens in die gehörigen Schranken zurückzuscheuchen"; von dieser Seite fassen wir die Wendung und das Verdienst der vorliegenden Schrift besonders ins Auge und können ihr deshalb nicht genug Leser wünschen. Auch an ihr selbst, auch von neuem an dem Manne, dessen Verdienste sie in einer biographisch-literarischen Schilderung zu würdigen bemüht ist, ohne übrigens zugleich den freimüthigen Tadel zurückzuhalten, wird sich die Frivolität unserer Zeit, wird sich der ihr eigene Mangel an Ernst vergreifen; aber die Strafe wird auf alle Diejenigen zurückfallen, die Augen haben und nicht sehen, und Ohren haben und nicht hören. Das Leben soll auch von dem Tode lernen! 31.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Fabeln für die Jugend.

Es ist nicht zu leugnen, daß die meisten Fabeln, selbst wenn sie noch so anspruchslos auftreten, sich nicht unbedingt für das jugendliche Alter eignen. Ja sogar Lafontaine, der unübertreffliche Meister dieser Dichtungsgattung, wird von der Jugend niemals vollkommen gewürdigt werden. Und doch entspricht das Wesen der Fabel gerade den Eigenschaften, die bei der Bildung des jugendlichen Herzens von wesentlichem Nutzen sein könnten. Eine Dame, die früher Inspectorin einer Primairschule gewesen ist und die in dieser Eigenschaft Gelegenheit gehabt hat, sich von der fühlbaren Lücke, welche in dieser Beziehung die Jugendliteratur bietet, zu überzeugen, hat den lobenswerthen Entschluß gefaßt, diesem Mangel abzuhelfen. Sie hat sich deshalb daran gemacht, eine Reihe von Fabeln zu liefern, deren Stoff und Behandlung der jugendlichen Anschauungsweise entspricht. Wenn nun so die Absicht alle Anerkennung verdient, so durfte sich die Verf. aber doch nicht verbergen, daß es eine schwierige Aufgabe ist, die sie sich gestellt hat. Denn wenn es überhaupt schon nichts Leichtes ist, im Genre der Fabel etwas Ordentliches zu leisten, so muß die Aufgabe noch schwieriger werden, wenn in Bezug auf Inhalt und Form so enge Grenzen gesetzt werden wie die sind, welche die Jugendschriftstellerin zu beobachten hat. Wenn es bei jeder künstlerischen Production auf Formschönheit und unbedingte Correctheit ankommen muß, so werden diese Bedingungen noch gesteigert, wenn man für die Jugend arbeitet. Das Kind soll bei seiner Lecture doch vor Allem eine klare Gestaltung seiner Begriffe lernen, und wie kann es Dies, wenn die Schriften, welche man ihm in die Hände gibt, selbst an Verworrenheit leiden? Leider muß man aber gestehen, daß die „Fables morales et religieuses" der Mad. Adèle Caldelar nicht blos mit Nachlässigkeit geschrieben sind, sondern daß sie im Ausdruck oft geradezu fehlerhaft und, was noch schlimmer ist, zuweilen verworren sind. Es ist dies um so beklagenswerther, da ihr Inhalt im Allgemeinen ganz untadelhaft zu sein scheint. Was indessen ihr Werk überdies noch von einer großen Verbreitung ausschließt, ist, daß seine allerdings mit viel Geschmack veranstaltete Ausschmückung — die Bilder rühren von Eustache Lorsay her — den Preis gar zu sehr erhöht hat. Spekter's ausgezeichnete Fabelsammlung hätte der Verf. ein vollkommenes Muster liefern können.

Fortsetzung Sismondi'scher Werke.

Wir haben schon früherhin erzählt, daß es zwar dem verdienten Historiker Sismondi nicht gestattet gewesen sei, sein unvergängliches Werk der Geschichte der Franzosen ganz zu vollenden, daß sich aber ein junger Gelehrter glücklicherweise gefunden habe, der Umsicht und Kenntniß genug besitze, dasselbe bis zu seinem Ziele zu führen. Wie die große, umfassende „Histoire des Français" einen Fortsetzer in Amédée Renée gefunden hat, so wird auch der brauchbare Auszug aus dem größern Werke („Précis de l'histoire des Français") von fremder Hand zu Ende geführt. Soeben ist der dritte Theil desselben erschienen. Derselbe rührt aus der Feder eines gewissen Ed. Robinet her, der sich in seiner ganzen Darstellung sowie in der Anordnung und Verbreitung des Stoffs so eng als möglich an Sismondi anzuschließen sucht. Besonders strebt er seinem würdigen Vorbilde an ruhiger und besonnener Kritik und unerschütterlicher Unparteilichkeit nach. Auch zeigt er sich im Allgemeinen sehr enthaltsam in der Mittheilung von zu vielen Reflexionen, wie deren manche neuere Historiker in reicher Fülle aufzutischen pflegen. Wenn der Stil dieser Bearbeitung nicht überall wahrhaft elegant und anziehend ist, so kann sich der junge Historiker auch hier mit Hinweisung auf seinen Meister entschuldigen, der den Grazien auch nur spärliche Opfer bracht. Seine Fortsetzung umfaßt das Ende der Regierung Heinrich's IV. bis zur Zusammenberufung der Stände, mit der die Geschichte der Revolution beginnt. Die Besitzer der ersten Ausgabe des „Précis de l'histoire des Français" werden dem Verf. für seine fleißige Arbeit Dank wissen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 265. — 21. September 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 264.)

5. Das Gutachten der halleschen Facultät

ist, ebenso wie es in seinem wissenschaftlichen Theile inconsequent und schwankend verfuhr, auch in der Beantwortung der praktischen Frage durchaus in Halbheiten und Widersprüchen befangen. Zuerst bespricht dasselbe die Bestimmung der evangelisch-theologischen Facultäten und erklärt dieselbe für eine zweifache, nämlich 1) die künftigen Kirchendiener zu ihrem Berufe so vorzubereiten, daß sie denselben, so weit dies von wissenschaftlicher Bildung abhängt, im Sinn und Geist ihrer Kirche und nach den religiösen Bedürfnissen ihrer Zeit möglichst vollkommen erfüllen können; 2) die theologische Wissenschaft theils mittels des akademischen Unterrichts, theils durch schriftstellerische Thätigkeit fortzubilden, und zwar im Wesentlichen für den Zweck, daß dadurch eine immer reinere und vollkommenere Darstellung der Idee des Christenthums innerhalb der evangelischen Kirche und in Angemessenheit zu ihren Principien vermittelt werde. Nothwendiges Erfoderniß eines theologischen akademischen Lehrers sei daher, neben dem wissenschaftlichen Geist und Interesse, dies, daß er in keinem principiellen Widerspruche zur Kirche stehe. In einem solchen principiellen Widerspruche zur Kirche stehe Derjenige, welcher die heilige Schrift nicht als die Quelle aller göttlichen Wahrheit und als die alleinige Norm des christlichen Glaubens und Lebens anerkenne, und wer sich zu der Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens vor Gott nicht nach ihrem wahren, schriftmäßigen Sinne bekenne. Sehr umständlich und in hochklingenden Worten wird hierauf die Unabweisbarkeit freier Forschung für den protestantischen Theologen proclamirt:

> Zufolge der Principien des Protestantismus steht dem protestantischen Theologen die freie kritische Erforschung des Ursprungs und der Schicksale der heiligen Schriften zu, und daher natürlich auch die öffentliche Mittheilung ihrer Resultate, mögen sie auch negativer Art sein.

In demselben Athem aber wird hinzugefügt:

> Nur dann können kritische Arbeiten zu einem Vorurtheile (sic!) gegen einen protestantischen Theologen berechtigen, wenn sie Leichtsinn oder Mangel an Ehrfurcht gegen die heilige Schrift oder eine offenbar destructive Tendenz verrathen.

Also negativer Art dürfen sie sein, aber nicht destructiver. In der That, Marheineke hat recht, wenn er von „subtilen Distinctionen" spricht, „von denen Nichttheologen nichts verstehen, die aber in der Theologie nothwendig sind". Doch, mit diesem einen Widerspruche ist's noch lange nicht gethan. Das Gutachten wirft sich plötzlich wieder auf die Seite der freien Forschung und führt auf drei Seiten aus, wie es jetzt unmöglich sei, diese freie Forschung durch die symbolischen Bücher oder irgend eine andere Autorität zu beschränken, denn,

> wenn wohlbegründete und anerkannte (von wem?) Resultate der dogmatischen Schriftauslegung und mit ihnen zugleich die Fortschritte des philosophischen Denkens einen andern wissenschaftlichen Ausdruck für einen Bestandtheil des christlichen Glaubens fodern, dann tritt das frühere Dogma zurück, und seine Wahrheit wird in einer neuen dogmatischen Formation aufgehoben ... Ist es also denkbar, daß der ganze dogmatische Inhalt der symbolischen Bücher noch heute seine Geltung habe? ... Gewiß, nur das wahrhaft und wesentlich Christliche in den symbolischen Büchern, was sich als solches auch nach dem gegenwärtigen Schriftverständniß für unsere christliche Glaubenswissenschaft erweisen läßt, nur die eigentliche Glaubenssubstanz in denselben, welche nach dem Sinn unserer Kirche die christliche Heilswirkung bedingt, also nur die Principien des Protestantismus sind es, was man jetzt einem protestantischen Theologen mit Recht zumuthen kann festzuhalten ... Eine dogmatische Einheit ist für längere Dauer überhaupt unerreichbar, kann aber am allerwenigsten bei den Grundsätzen der evangelischen Kirche mit Erfolg erstrebt werden. Ihre Einheit soll vielmehr die Einheit des christlichen Geistes sein, welche nur die Übereinstimmung in den im Neuen Testamente deutlich und unleugbar enthaltenen Hauptlehren des Christenthums zu ihrer nothwendigen Voraussetzung hat.

Also gibt es doch „unleugbare" Lehren, vor welchen folglich auch die „freie Forschung" nothwendig stillstehen muß.

> Wenn man alle menschliche Autorität in Glaubenssachen negirt und die Autorität des Worts Gottes in der heiligen Schrift selbst nicht gelten läßt, ist man nicht in Übereinstimmung mit dem Grundprincipe des Protestantismus,

so lautet das Schlußurtheil der Facultät, aus welchem sich natürlich die Folgerung unzweifelhaft ergibt, daß Bauer in einem principiellen Widerspruche zur Kirche stehe und daß deshalb seine akademische Wirksamkeit an

einer theologischen Facultät nicht förderlich für die Kirche, sondern nur nachtheilig sein könne. Hiernach erwartet man nun einen entschiedenen Antrag seitens der Facultät auf die sofortige Entfernung Bauer's von seinem Lehramte. Allein man höre und staune über den Rath, welchen eine evangelisch-theologische Facultät in einer das innerste Lebenselement ihrer Kirche berührenden Angelegenheit ertheilt:

Gleichwol hat die Facultät nicht geringe Bedenken darüber, ob es rathsam sei, in diesem Falle in der gegenwärtigen Zeit für die Kirche einzuschreiten und dem Licentiaten Bauer die facultas docendi zu nehmen.

Das erste dieser Bedenken ist darin begründet, daß, während es möglich sei, daß Bauer sich bei nachsichtiger Behandlung eines Bessern besinne, es die höchste Wahrscheinlichkeit habe, daß man ihn durch Removirung von der bonner Universität zu einem der, schon in nicht geringer Zahl vorhandenen Schriftsteller macht, welche durch ihre äußern Verhältnisse zu übereilter lukrativer Schriftstellerei genöthigt sind, deshalb durch paradoxe und extreme Ansichten möglichstes Aufsehn zu erregen suchen und, in ihrer Erbitterung gegen alles Positive, sich besonders am Christenthum auf das ärgste vergehen, da sie davon durch keine amtliche Verpflichtung und keine bürgerliche Rücksicht zurückgehalten werden.

Damit, meint die Facultät, verbinde sich ein zweites Bedenken:

Welche Wirkung wird die Bestrafung des Licentiaten Bauer, daß ihm auf administrativem Wege ein gesetzmäßig erworbenes Recht genommen wird, hervorbringen? Die liberale Journalistik wird ihn ohne Zweifel als Märtyrer des Protestantismus und der Glaubensfreiheit preisen und als Opfer der Reaction beklagen, und er selbst wird bei einem nicht geringen Theile des großen Publicums dadurch für einige Zeit als Schriftsteller eine Bedeutung erhalten, die er bisher nicht gehabt hat. Aus diesem Grunde und nicht minder nach der ganzen Stellung des Licentiaten Bauer läßt sich auch nicht erwarten, daß die Bestrafung desselben, als eine Manifestation des Kirchenregiments betrachtet, einen verhältnißmäßigen Eindruck machen werde.

Das dritte Bedenken, welches der Facultät sich noch entgegenstellt, ist dies:

ob nicht durch Removirung des Licentiaten Bauer demselben oder vielmehr seinen Ansichten vor den Augen des Publicums eine viel größere Wichtigkeit, als sie wirklich haben, beigelegt und der Schade vergrößert werde. So weit nämlich die Erfahrung der Facultät geht, werden seine Schriften von sehr Wenigen wirklich gelesen und beachtet, und sind in Hinsicht des Einflusses nicht im entferntesten mit den Schriften von Strauß zu vergleichen. Und ebenso läßt sich wol mit Sicherheit annehmen, daß derselbe als Lehrer in Bonn wenig Beifall finden und keinen sonst abwendbaren Schaden anrichten wird. Erst dann, wenn er in solcher Weise Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit werden sollte, werden auch seine Schriften mehr gelesen und seine Ansichten unter der Voraussetzung von besonderer Wichtigkeit mehr besprochen werden.

Haben wir uns bei dem halleschen Gutachten, seines absonderlichen Charakters halber, länger aufhalten müssen, so können wir um so kürzer in unserm Berichte über das

6. Gutachten der königsberger Facultät

sein, da dieses in schlichten Worten die Ansicht ausspricht, daß zwar allerdings die theologischen Facultäten wesentlich die Aufgabe hätten, ihre Zöglinge für ihren künftigen Beruf, den Dienst der Kirche, vorzubilden, daß jedoch dieser Zweck weit sicherer durch eine solche Zusammensetzung derselben, welche Irrthümer und Einseitigkeiten, die sich bei einzelnen Lehrern fänden, auszugleichen diente, als durch gewaltsame Zurückdrängung dieser Letztern erreicht werde.

Daß über diesen zweiten Theil der Gutachten Bauer und seine Partei sich ebenso verdammend aussprechen würden wie über den ersten, war vorauszusehen, denn in der That treten hier noch weit mehr, als dort, allerlei Widersprüche, Inconsequenzen und sonstige Menschlichkeiten in großer Menge hervor. In seiner Schrift: „Die gute Sache der Freiheit", schwingt denn auch Bauer die Geißel seines schärfsten Spottes und Hohnes über den Häuptern der Verfasser dieser Gutachten, und zwar fast noch heftiger über Denen, welche, entweder aus Halbheit der Gesinnung oder durch äußerliche Bedenken bestimmt, sich für seine Belassung im Amte oder doch für seine anderweite Versorgung verwendet hatten. Er findet es übrigens ganz natürlich, daß die Facultäten in ihrer Mehrheit so entschieden hätten, wie sie gethan, weil die Theologie, so lange sie überhaupt bestehe, sich ihrer Haut wehren müsse, weil zwischen ihr und der Kritik ein Kampf auf Leben und Tod geführt werde, ein Kampf, in welchem kein Theil Pardon geben noch nehmen dürfe. Darum zeigt er sich so erbittert gegen das Mitleid und die Toleranz, welche ein Theil seiner Richter gegen ihn an den Tag gelegt, indem er darin nur eine Schwäche, eine Verzagtheit, wol gar eine Heuchelei, ein Schönthun einerseits mit dem Christenthum, andererseits mit dem Zeitgeiste, zu erblicken glaubt. Besonders erzürnt ist er über das hallesche Gutachten, welches er „mit Verachtung zurückweist" und der größten „Gemeinheit" beschuldigt, weil dasselbe, nachdem es ausgesprochen, daß er in principiellem Widerspruche mit der Kirche stehe, dennoch, aus äußerlichen Rücksichten und „Bedenken" ihn in seinem Lehramte zu belassen rathe. Er ruft aus:

Die Herren meinen, ein Ämtchen und ein Käppchen und jährliche Gehaltserhöhung und Gehaltszulage seien die wahren Mittel zur Aufrechterhaltung des Christenthums.

Wenn aber Bauer die Entscheidung der Facultäten gegen ihn ganz erklärlich findet, so findet er sie doch nicht gerechtfertigt durch das Facultätsstatut und durch die Bestimmung der Universitäten, oder vielmehr er findet dieses Statut selbst in sich widersprechend und die Stellung der theologischen Facultäten unhaltbar, weil der eine Theil ihrer Aufgabe, die wissenschaftliche Forschung, nothwendig in ihrer freien Entwickelung den andern Theil derselben, die Vorbildung zum Dienste der Kirche, unmöglich machen, also die Kirche selbst und die Theologie aufheben müsse. Darum könnten sich die Facultäten nur in jener Halbheit bewegen, die zwar eine gewisse Freiheit des Forschens, aber nicht die Freiheit, nicht die ganze, volle Freiheit, die Freiheit als eine Wahrheit, gestatte. Bauer sagt:

Freiheit der Lehre und Forschung, soweit als es zur Erhaltung der Principien der evangelischen Kirche und Theologie möglich ist — dies sind die Worte, oder wenigstens der Sinn

der Worte, deren sich mehre der Gutachten bedient hatten — ist keine Freiheit mehr; sie ist Knechtschaft, denn die Freiheit der Forschung ist augenblicklich entzogen, sobald man es wagen wollte, diese Principien der Kirche und Theologie selbst zu untersuchen. An die Voraussetzungen der Kirche darf sich die Freiheit der Forschung nicht wagen, es darf nicht einmal gefragt werden, ob diese Principien und Voraussetzungen der Kirche in der Schrift begründet seien. Da, wo es allein der Mühe zu forschen werth wäre, ist die Forschung verboten. Nur in den Nebensachen, im Unwesentlichen ist sie erlaubt. Der Gefangene darf im Gefängniß umherspazieren, aber er darf es nicht verlassen; selbst die Vorstellung, er befinde sich in einem Gefängniß, ist ihm untersagt.

Einen merkwürdigen und interessanten Contrast zu dieser Bauer'schen Auffassung der Facultätsgutachten bilden zwei andere Stimmen, welche sich ebenfalls darüber, freilich in ganz entgegengesetztem Sinne, aussprechen. Es sind dies: „Die Gutachten über Bruno Bauer, ein Zeichen der Zeit", von Breier, und „Lehrfreiheit und Preßunfug", von Gruppe. Die erste, ganz kurze Schrift spricht ihre Freude darüber aus, daß die preußische Regierung durch Einholung dieser Gutachten sowie durch Gestattung ihrer Veröffentlichung einen Beweis ihrer Freisinnigkeit und ihrer Geneigtheit, die Freiheit der Wissenschaft anzuerkennen, gegeben habe. In den Gutachten selbst, insbesondere in dem der halleschen Facultät und in dem von Schirmer und Finelius, findet der Verf. sehr freie Ansichten über das Kriterium der Christlichkeit und die Principien des Protestantismus niedergelegt und erblickt darin, sowie in den früher erwähnten Umständen, „ein gutes Zeichen der Zeit".

Gruppe, in seiner zweiten, oben angeführten Schrift, theilt ganz die Ansichten des vorher genannten Schriftstellers, ist aber nächstdem namentlich bemüht, das eigentliche Verhältniß der Facultätsgutachten in Bezug auf die zweite praktische Frage theils in sich selbst, theils zu den darauf basirten Maßnahmen der Regierung, in ein klares Licht zu stellen. Es findet sich nämlich allerdings bei einer Aufzählung der Stimmen, welche für oder gegen die Entfernung Bauer's von seinem Lehrfache gesprochen, daß im Ganzen nur 12 dafür, hingegen 15 dawider gestimmt haben. Daß die Regierung gleichwol die Entfernung Bauer's verfügt, also nicht das Gutachten der Majorität, sondern das der Minorität der zu Rathe Gezogenen befolgt habe, dies, setzt Gruppe sehr richtig voraus, könne leicht „zu falscher Auffassung gemisbraucht werden", und darum eben sucht er das eigentliche Sachverhältniß aufzuklären, wohin namentlich auch die Erklärung des, in der That auffallenden Umstandes gehört, daß hier 15 gegen 12 sich zu Gunsten Bauer's ausgesprochen haben, während in Bezug auf die erste Frage 21 gegen 6 der Ansicht des Ministeriums beipflichteten. Zunächst nun macht Gruppe darauf aufmerksam, daß hierbei mancherlei Nebenrücksichten von Einfluß auf die Entscheidung der zweiten Frage gewesen wären, Rücksichten auf Bauer's Person, Rücksichten für die Lehrfreiheit. Die Regierung dagegen hätte lediglich die Entscheidung der ersten Frage zur Norm ihres Verfahrens nehmen müssen, und wäre durch „höhere administrative Principien" verhindert worden, jene Rücksichten zu beachten. Die Facultäten hätten namentlich auch Dies hervorgehoben, daß die pantheistischen Systeme der neuern Philosophie auf verschiedenen Punkten in der protestantischen Theologie Deutschlands und Preußens Wurzel gegriffen hätten und lange geduldet worden wären, daß es daher eine Art von Unbilligkeit sein würde, wenn man Einen, der nur die Consequenzen dieser Principien weiter ausführte, gleichsam für alle Andern büßen lassen wollte. Gruppe meint indeß, die Sache stehe doch anders, wenn man versuche, „sich einen Augenblick auf den Standpunkt der Behörde zu stellen", und bedient sich, um dies klar zu machen, folgenden Bildes:

Man vergegenwärtige sich die bekannte hamburger Thorsperre. Der Letzte, der, wenn mit dem Glockenschlage geschlossen wird, noch hineinkommt, hat gegen den Ersten, welcher zurückbleiben muß, populair und menschlich betrachtet, gewiß einen Vorzug, der in keinem richtigen Verhältniß steht mit Dem, was dem Nächstfolgenden zu Theil wird. Und doch kann es nicht anders sein, es ist so und muß so sein überall, wo continuirliche und discrete Größen aufeinander stoßen. Die Entwickelung der Wissenschaften ist stätig und allmälig, die Maßregeln der Verwaltung können nicht anders als in Absätzen erfolgen, und jede Verzögerung des Eingreifens würde die Sache durchaus nicht ändern, sondern nur verschlimmern. Abweichende Maßnahmen, welche der heutige Stand der Dinge erheischt, werfen aber an sich noch keinen Tadel auf die frühere Verwaltung, denn die geistigen Bestrebungen, als solche, fodern das Recht, sich entfalten zu dürfen, und erst wo ihre Schädlichkeit unzweifelhaft wird, hat die Behörde, auf wissenschaftlichen Rath gestützt, ihnen zielsetzend entgegenzutreten. Auf der andern Seite haben die Maßnahmen der Regierung aber auch in sich selbst eine rückwirkende und eben darum ausgleichende Kraft. In demselben Augenblicke, wo Bauer ausgeschlossen wurde, sind zugleich Andere mitgetroffen, die seinen Überzeugungen sich annähern, sie sind erinnert, über sich nachzudenken, in sich zu gehen, wenn auch kein Grund vorhanden ist, den Maßregeln äußerlich eine Rückwirkung zu geben.

Überdies — schließt Gruppe — hat nun wol die Behörde, die nach ihrer Pflicht und in aller Besonnenheit handelte, auch äußere Mittel der Ausgleichung, mit denen sie zeigen kann, daß sie ohne Haß und Zorn verfuhr, sobald man ihr nur angemessen entgegenkommt.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Übersetzungen von Schiller's Gedichten.

Von Schiller's Gedichten sind vor kurzem fast gleichzeitig zwei Übersetzungen erschienen, die eine von Merivale, die andere von Bulwer, dem berühmten Romanschriftsteller. Merivale ist vor kurzem, bereits mit den Vorarbeiten einer zweiten Auflage beschäftigt, gestorben. Er war mütterlicherseits von deutscher Herkunft und schon früher als Übersetzer italienischer Poesien und Mitherausgeber von Bland's „Versions of the greek anthologie" rühmlich bekannt. Seine Originalgedichte wollen nicht viel bedeuten. Was seine Übersetzung Schiller'scher Gedichte betrifft, so zeigt er sich hier als ein Mann, der mit dem Maße poetischer Empfänglichkeit, dessen der Übersetzer bedarf, ausgestattet ist und sich keine Mühe verdrießen läßt, in den Text seines Originals einzudringen und es in der Regel sinn- und formgetreu wiederzugeben. Dies

Bestreben, das Metrum des Originals durchgängig beizubehalten, verleitet den Übersetzer allerdings zuweilen zu gezwungenen Constructionen und dem Gebrauche von bloßen Füllwörtern und Phrasen, wodurch der Eindruck des Ganzen geschwächt wird. Bei alledem aber hat Merivale seine Arbeit mit vielem Glück durchgeführt, namentlich in den eigentlichen lyrischen Gedichten. Bulwer's Übersetzung dagegen ist da am schwächsten, wo der individuellere Charakter und der mannichfaltigere und kunstreichere Rhythmus des Gedichts eine Geduld und Hingebung des Übersetzers verlangen, die bei Solchen, die selbst Dichter sind wie Bulwer, sehr selten zu finden ist. Sowol das genaue Anschließen an den Sinn und Ausdruck des Originals, welches wünschenswerth und erreichbar ist, wie das Bemühen, den Ton desselben beizubehalten, wird zuweilen vermißt, und das Metrum, immer mit großer Freiheit behandelt, wird oft ganz willkürlich zum großen Schaden des Gedichts verändert. Trotz dieser Freiheiten holpert der Rhythmus nicht selten. Wo aber die Schwierigkeit des Verständnisses weniger groß ist, oder, wie in den mehr philosophischen und reflectirenden Gedichten, der Schwung des Inhalts die Musik der Form weniger vermissen läßt, hat Bulwer oft ganz vortrefflich, jedoch immer etwas zu frei übersetzt. Wir nennen von den letztern „Die Künste" und „Macht des Liedes", die uns leider der Raum nicht gestattet hier anzuführen. Dagegen wollen wir die beiden Übersetzungen des bekannten Gedichts, „Thekla, eine Geisterstimme", von beiden Übersetzern hier nebeneinander stellen, wobei freilich Bulwer sehr zu seinem Nachtheile erscheint, da er sich auf diesem Boden weniger glücklich bewegt.

Merivale.

„Where am I? — or whitherward I wended
When my flitting shadow swept thee by?"
Had I not my task fulfill'd and ended —
Lov'd and liv'd? — what was there, but to die?

Seek, the nightingales sequester'd bower,
Who, with her soul-pouring melody,
So bewitched thee in the vernal hour! —
When she ceas'd to love, she ceas'd to be.

„Him, the lost one, whether have I founden?"
Trust me, I with him united go,
Where those never part who once were bounden,
Where the mourners tears no longer flow.

There e'en thou again may'st haply meet us,
If thy love have learn'd to match with ours;
There too, free'd from crime, my Sire shall greet us,
Where no cloud of blood-stain'd murder lowers.

Now he feels, his sight no phantom cheated,
When he upward gaz'd into the sphere;
For to each shall, as he metes, be meted —
Who believes, to him is Heaven near.

Faith will keep in those bright regions yonder
All pure trustful souls who there resort.
— Be thou free to dream, and free to wander —
Meaning deep oft lurks in childish sport.

Bulwer.

„Where am I? whither borne? from thee
As soars my fleeting shade above?"
Is not all being clos'd for me
And over life and love?

Would'st ask, why wing their flight away
The nightbirds that enraptur'd air
With music's soul in happy May?
But while they lov'd, they were!

And have I found the lost again?
Yes, I with him at last am wed;
Where hearts are never rent in twain,
And tears are never shed.

There wilt thou find us welcome thee,
When thy life to our life shall guide;
My father, too, from sin set free,
Nor murder at his side —

Feels there, that no delusion won
His bright faith to the starry spheres;
Each faith (nor least the boldest one)
Still towards the Holy nears.

There word is kept with hope; to wild
Belief a lovely truth is given!
O dare to err and dream! — the child
Has instincts of the Heaven!

Merivale hat blos eine Auswahl, Bulwer dagegen sämmtliche Gedichte übersetzt. Der Erstere hat kürzere, der Zweite ausführlichere kritische Noten und ein mit Benutzung aller gedruckten Quellen geschriebenes Leben Schiller's dazu gegeben.
133.

Bibliographie.

Ein Amendement zu den Gesangbuch-Reform-Anträgen protestantischer Geistlichen in Baiern. Mit besonderer Berücksichtigung des zweiten Sendbriefes von Dr. Friedr. Lapriz. Hof, Grau. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Andersen, H. C., Neue Märchen. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. Berlin, Wolff und Comp. Kl. 8. 7½ Ngr.

Barginet, de Grenoble, Der Grenadier von Elba. Erinnerungsblätter aus den Jahren 1814 und 1815. Frei bearbeitet von F. Heine. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Blüher, F. G., Geschichte der Kirchen-Reformation in der Bergstadt Geyer. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation in Heinrich's des Frommen Landen. Leipzig, Serig. Gr. 8. 5 Ngr.

Hamberger, J., Die hohe Bedeutung der altjüdischen Tradition oder der sogenannten Kabbalah, nach Molitor's Philosophie der Geschichte dargestellt. Sulzbach, v. Seidel. 12. 5 Ngr.

Heck, J. G., Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. 3te und 4te Lieferung. Leipzig, Brockhaus. Quer gr. 4. 12 Ngr.

Heiberg, J. L., Ausgewählte dramatische Schriften. Aus dem Dänischen von K. L. Kannegießer. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Holtei, K. v., Vierzig Jahre. 3ter und 4ter Band. Berlin, Lesecabinet. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Noellner, F., Actenmäßige Darlegung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Dr. Friedr. Ludw. Weidig, mit besonderer Rücksicht auf die rechtlichen Grundsätze über Staatsverbrechen und deutsches Strafverfahren, sowie auf die öffentlichen Verhandlungen über die politischen Processe im Großherzogthum Hessen überhaupt und die spätern Untersuchungen gegen die Brüder des Dr. Weidig. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rothe, C., Dichtungen. Berlin, Wohlgemuth. 12. 15 Ngr.

— —, Die wahren Grundlagen der christlichen Kirchenverfassung. Ein Beitrag zur Beantwortung der kirchlichen Verfassungsfragen unserer Zeit. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 20 Ngr.

St.-Elme, J., Gedichte. Köln, Eisen. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 266. —— 22. September 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Der Verf. der letzten von den in der Überschrift angeführten Schriften, Räbiger, hatte bereits in einer Recension im „Prophet" die Ansichten Gruppe's über Lehrfreiheit, wie sie in dessen früherer Schrift zu Tage kamen, einer scharfen Kritik unterzogen und war dafür von Gruppe in der zweiten, soeben von uns besprochenen Schrift hart angelassen worden. Gegen diesen Angriff in der vorliegenden Schrift sich vertheidigend, versucht Räbiger zugleich seinen Begriff von Lehrfreiheit hier nochmals darzulegen und zu begründen. Der Gang, den er dabei nimmt, ist folgender:

Das Allgemeine, das Princip, worauf die Kirche und der Staat beruhen, die Substanz, welche ihr Dasein und Leben bedingt, ist: für die Kirche der Glaube an Christum, für den Staat das Recht. Staat und Kirche besondern sich nun in eine Menge von Staaten und Kirchen, welche nach ihrer Geschichte ein *bestimmtes* Recht und einen *bestimmten* Glauben haben. Jedoch, bei dieser *historischen* Bestimmtheit müssen doch Beide zugleich auf ihre Idee fortwährend zurückgehen; der *besondere geschichtliche* Staat und die *besondere geschichtliche* Kirche müssen von der Tendenz erfüllt werden, ihr *wirkliches* Leben der *Idee* des Rechts und des Glaubens angemessen zu machen und den Widerspruch, der möglicherweise zwischen der *Wirklichkeit* und der *Idee* stattfinden kann, fortwährend zu vereinigen oder ganz zu beseitigen, wenn sie nicht ihr eigenes Dasein gefährden und in der Ohnmacht ihrer Rechts- oder Glaubenslosigkeit zu Grunde gehen wollen. Daher hat der Staat die Pflicht, nicht nur sein bestimmtes historisches Recht in allen Beziehungen geltend zu machen und zu diesem Zwecke Diener zu bestellen, sondern dieses Recht nach der Idee des Rechts fortzubilden, nach denselben auch die geschichtlich entstandenen Formen zu verbessern und umzugestalten. Ebenso hat die Kirche die Pflicht, nicht nur ihren *bestimmten* Glauben zu verkündigen und zu diesem Zwecke Diener zu bestellen, sondern diesen Glauben nach der Idee des Glaubens, nach der ursprünglich christlichen Wahrheit fortzubilden, nach ihr auch die äußern Formen zu vervollkommnen und die Diener der Kirche *nicht blos in dem kirchlich geltenden Glauben zu unterrichten*, sondern sie *in die Idee des christlichen Glaubens überhaupt einzuführen* und, zu Vollziehung dieser historisch-philosophischen Aufgabe, die aus der Unmittelbarkeit des Glaubens hervorgegangene *Glaubenswissenschaft* als Lehrerin einzusetzen, auch sonst alles in der Kirche vorhandene theologische und praktische Wissen aufzumuntern, über das allgemeine Glaubensleben und alle Bedürfnisse der Kirche öffentlich seine Stimme abzugeben.

Weil somit Staat und Kirche verpflichtet sind, die ihnen zu Grunde liegende Idee zum Princip ihres Lebens zu machen, so müssen sie auch diejenige Wissenschaft, welche die Idee an sich, ohne Rücksicht auf ihre bestimmte, mannichfach besonderte Darstellung im wirklichen Leben, betrachtet, in sich aufnehmen und, als solche, die Philosophie neben der Glaubens- und Rechtswissenschaft als öffentliche Lehrerin anerkennen.

Der Pflicht des Staats und der Kirche, wie sie bisher entwickelt, entspricht das Recht der Staatsbürger und der Gemeindeglieder, nach dem unumgänglichen und ununterdrückbaren Bedürfniß des Geistes jeden Inhalt desselben und jedes Object, das irgendwie mit ihm in Berührung tritt, zu erforschen und zu begreifen, überhaupt der Wissenschaft, es sei welcher es wolle, sich zu widmen, sie auszusprechen und zu bekennen. Das Object aber einer jeden Wissenschaft, sobald es zum Wissen wird, unterliegt der subjectiven Auffassung und wird, obschon an sich eins, doch unter dieser seinem Inhalte nach modificirt, sodaß, nach der Eigenthümlichkeit des subjectiven Geistes, verschiedene Richtungen einer Wissenschaft sich ausprägen, welche durch die Bestimmtheit des Geistes selbst begrenzt sind, daß somit diese Richtungen in der That das Dasein der gesammten Wissenschaft selbst ausmachen und durch die geschichtliche Entwickelung innerhalb jener Grenzen den Charakter der Objectivität, die Bedeutung geschichtlicher Mächte gewinnen. Daher hat der Einzelne außer jenem allgemeinen Rechte, der Wissenschaft sich zu widmen, auch das besondere Recht, einer der Eigenthümlichkeit jenes Geistes entsprechenden und durch die Geschichte legitimirten wissenschaftlichen Richtung zu folgen und auf dieser Bahn, gerade nach der Kraft seines Geistes, den Gegenstand seiner Wissenschaft, zu ergreifen und zu immer tieferer und gründlicherer Erkenntniß desselben zu gelangen. In dieser unbedingten Hingabe an den Gegenstand, an die Sache, an das Object der Wissenschaft, und in der Entschiedenheit und Gewissenhaftigkeit, die Energie seiner Objectivität durch das Anschließen an die historische Entwickelung seiner Wissenschaft ebenso zu begrenzen wie zu erhöhen und zu kräftigen, darin besteht die eigenthümliche Sittlichkeit eines Jeden, welcher dem wissenschaftlichen Leben sich ergeben hat. Das Recht des Einzelnen, die Wahrheit zu erforschen und Andere in ihr zu un-

terrichten und zu belehren, macht sich, dem Staate und der Kirche gegenüber, als das Verlangen geltend, bestätigt und anerkannt zu werden. Und man sieht nicht ein, wie Staat und Kirche, da es ihre eigene Pflicht ist, nach der Idee des ihnen inwohnenden Princips, nach der Wahrheit selbst ihren Organismus zu bestimmen, jenes Verlangen zurückweisen und jenes Recht irgendwie beschränken sollten. Indessen, da in dem bestehenden Staate und der bestehenden Kirche die Allgemeinheit der Idee eine besondere geschichtliche Gestalt angenommen hat, so kann die Möglichkeit eintreten, daß zwischen der Idee und der Wirklichkeit ein so großer Zwiespalt stattfinde, daß dieser Staat und diese Kirche, um ihr eigenes thatsächliches Bestehen zu sichern, in ihrem Innern die allgemeine Macht und das rücksichtslose Wort der Wahrheit nicht dulden und darum jenes Recht nicht nur nicht anerkennen, sondern, wenn nicht ganz verweigern, so doch durch das Positive ihres historischen Inhalts beschränken wollen. Solche Beschränkung würde vorzüglich diejenigen Wissenschaften treffen, deren wesentliche Objecte mit den Principien des Staats und der Kirche selbst zusammenfallen, die Jurisprudenz, Theologie und die Philosophie, von deren freier Entwickelung daher dem Bestehenden möglicherweise die größte Gefahr erwachsen könnte.

Aber jenes Verharren auf der geschichtlich gewordenen Basis und jenes unbedingte Festhalten an dem factischen Bestande ist dem Wesen des Staats und der Kirche so sehr zuwider, daß, wenn sie sich nicht selbst auflösen und zu Grunde richten wollen, sie zwar die Wirklichkeit ihres gegenwärtigen Daseins als ein heiliges Erbe und Erzeugniß der Geschichte bewahren und schützen, aber auch alle Adern ihres Organismus dem Strome der Wahrheit, dem Strome der ihr eigenes Leben bedingenden Idee eröffnen müssen, und darum fällt die Pflicht ihrer eigenen Selbsterhaltung mit dem Rechte der Diener der Wissenschaft so ganz zusammen, daß sie ihnen dies Recht selbst als eine Pflicht auferlegen und dem Verlangen nach Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Lehre mit dem eigenen Verlangen, daß die Wissenschaft ohne Rücksicht die Wahrheit ergründe und lehre, entgegenkommen. Lehrfreiheit zu fodern ist daher ebenso das Recht der Einzelnen, wie es Pflicht des Staats und der Kirche ist, Lehrfreiheit zu gewähren. Wo diese Gewährung und Anerkennung versagt wird, da treten jene Conflicte der Idee und Wirklichkeit, die sich nie ausschließen, sondern unablässig durchdringen sollen, jene Conflicte der ewigen Wahrheit und des beschränkten Daseins ein, deren Spuren mit Blut der Geschichte eingezeichnet sind. In diesem Conflicte starb Christus am Kreuz, aber in ihm ging auch das jüdische Volk zu Grunde, in diesem Conflicte starben die Märtyrer der jungen Kirche, aber in ihm ging auch das bejahrte Heidenthum zu Grunde, in diesem Conflicte floß das Blut vieler Zeugen der Wahrheit im Mittelalter, aber in ihm ging auch die katholische Kirche zu Grunde, in diesem Conflicte floß das Bürgerblut in Strömen, aber in ihm ging auch die Willkürherrschaft zu Grunde.

Wenn nun Staat und Kirche in der Überzeugung, daß durch freies Forschen der Wahrheit und durch freies Lehren derselben ihr eigenes Wohl befördert werde, durch Anerkennung der Lehrfreiheit ihrer Pflicht genügen, und damit selbst alle Berechtigten dazu verpflichten, so erstreckt sich diese Verpflichtung nicht nur auf alle Diejenigen, welche allein auf Grund der subjectiven Befähigung durch Belehrung für die Förderung der allgemeinen Zwecke mitzuwirken verlangen, sondern vorzüglich auf alle Diejenigen, welche von der Behörde selbst zur Pflege der Wissenschaften eingesetzt sind. Ihnen ist mit ihrem Amte die besondere Pflicht auferlegt, eben nichts weiter zu thun als die Wissenschaft, die sie bekennen, als solche zu erforschen, und nichts weiter, als diese zu lehren und so dem öffentlichen Gemeinwesen Diener zu bilden, welche nicht nur die Kenntniß des Bestehenden besitzen, sondern dieses auch aus der Idee der allgemeinen Wahrheit und aus dem Gange der Geschichte zu würdigen und zu begreifen wissen. Das freie Wort, die Stimme des Volks, diese Stimme Gottes, ist ein unabweisliches Recht, und Staat und Kirche verpflichten dazu, ja sie verordnen selbst Diener des freien Worts, und die Preßfreiheit, die kirchliche und akademische Lehrfreiheit sind von Kirche und Staat nicht nur anerkannt, sondern gefodert.

Thun so beide, oder, da ja nach dem factischen Bestehen der protestantischen Kirche der Staat ihre Rechte und Pflichten vertritt, thut so überhaupt der Staat seine volle Pflicht gegen Alle, denen er Lehrfreiheit zugesteht und die sie üben, so hat er nun auch das Recht, zu verlangen, daß sie tüchtig sind, daß sie durch gründliche Bildung zu Dem befähigt sind, was sie zu thun verlangen und thun; denn darauf allein gründet sich das Recht ihrer Foderung. Er muß daher nothwendig bei Denen, welchen er das Amt wissenschaftlichen Forschens und Unterrichts anvertraut und damit die Lehrfreiheit zur besondern Pflicht macht, die Überzeugung sich verschaffen, daß sie die Wissenschaft, die sie lehren wollen und sollen, in dem Grade in sich aufgenommen haben, wie es der Zweck des besondern Amts erfodert. Der Staat hat ferner das Recht, zu verlangen, daß die Lehrenden eben Das thun, wozu sie eingesetzt sind und was sie selbst zu thun begehren, nämlich, daß sie die Wissenschaft als solche lehren, und daß sie nur dies thun, daß sie sich nur von der Sache, nur von dem Gegenstande bestimmen lassen, und daß sie nicht durch was immer für Rücksichten, die aber ihrer Wissenschaft fremd sind, sich im Forschen und Lehren zur Untreue gegen ihr Amt verleiten lassen.

Der Staat hat ferner das Recht, zu fodern, daß die Wissenschaft auf den Grund ihrer historischen Entwickelung getrieben werde, daß der Einzelne nach der Individualität seines Geistes einer objectiv gewordenen Richtung der Wissenschaft sich anschließe und daß er die Eitelkeit subjectiver Erhebung durch die Liebe und den Ernst des Fleißes überwinde, in jener Richtung selbständig fortzuarbeiten. In der eigenen Richtung soll er aber die Wissenschaft überhaupt repräsentiren; das Gesammtleben derselben offenbart sich aber und stellt sich dar in verschiedenen Richtungen; das Wesen derselben soll er an seiner eigenen erkennen, die eigene den andern gegenüber feststellen und in der eigenen den eben gegenwärtigen Gesammtzustand vor Denen, die er zu belehren hat, erkannt und als die hehre Göttin, deren Schönheit in dem Wechsel menschlicher Bildungen nimmer verwischt, sondern nur zu immer hellerm Glanz erhoben werden kann, vor die Anschauung gebracht werde, so bekennt sich damit der Staat auch zu der Pflicht, die objective historische Macht der Wissenschaft und die Freiheit, die der Einzelne in Bezug darauf fodern muß, anzuerkennen. Der Staat würde gegen seine Pflicht und gegen sein eigenes Interesse handeln, wenn er z. B. zu unserer Zeit in der Jurisprudenz der historischen Schule, in der Theologie der supernaturalistischen die freie Ausübung ihrer Wissenschaft versagen und die philosophische ihnen vorziehen wollte, und so umgekehrt. Für diese Anerkennung der Geschichte der Wissenschaft hat nun aber der Staat endlich auch das Recht, zu verlangen, daß die Wissenschaft auch seine Geschichte anerkennt, daß auch die Wissenschaft ihm Freiheit läßt, daß die Wissenschaft auch ihn nicht zwingen wolle. Er muß von Denen, die er zu seinem Dienste die Wissenschaft lehren heißt, fodern, daß sie sein historisch gewordenes Leben der Gegenwart mit all seinen Formen achten und ehren, er muß diese Vaterlandsliebe von ihnen fodern, daß sie jenes Leben anerkennen als die Geburtsstätte der festen Nationalehre, an der sie selbst Theil haben, als die Geburtsstätte des Volksgeistes, für dessen Wohl sie arbeiten; der Staat muß von ihnen fodern, daß sie die Idee, die Wahrheit, die ihre Wissenschaft zu Tage fördert und die er selbst anerkennt und verlangt, ihm nicht stürmisch aufdringen, sondern sie zur Aufnahme unter den Bedingungen der geschichtlichen, der gegebenen und dadurch berechtigten Zustände ihm darbieten. Wenn nun die Lehrenden in ihrer Freiheit jene Rechte des Staats bewahren, so erfüllen sie auch zugleich die Ansprüche, welche der Staat noch an sie in Bezug auf die zu

Belehrenden machen muß; denn diese Ansprüche des Staats müssen ihnen wesentliche Verpflichtungen sein, die sie sich in diesem zarten und schwierigen Verhältniß selbst auferlegen und die in ihrer Allgemeinheit nur durch das Wesen der Lehrfreiheit sich bestimmen lassen, im concreten Falle aber, je nach der Sphäre, in der gelehrt wird, und der Individualität des Lehrenden und der Belehrten sich auf das mannichfachste modificiren können.

Hiermit wäre unsere Übersicht der Literatur über das Buch von Bruno Bauer sowie über die daran sich knüpfenden wissenschaftlichen und politischen Fragen geschlossen und es bliebe uns nur noch übrig, unsere eigenen Ansichten über eben diese Gegenstände und unser Urtheil über die angeführten Schriften auszusprechen.*) 32.

Auszüge aus den Berichten der Children's employment commission.

Kohlenminen. Die Anzahl der in ihnen beschäftigten Kinder ist außerordentlich groß. Beispiele kommen vor, daß Kinder von vier Jahren zur Arbeit angenommen werden, fünfjährige schon öfter, sechs- bis siebenjährige gar nicht selten und sieben- bis achtjährige häufig; das Alter von acht bis neun Jahren ist das gewöhnliche, in welchem ihre Arbeit in den Minen beginnt. Eine große Masse der Minenarbeiter befindet sich in dem Alter unter 13, eine noch größere Masse zwischen 13 und 18 Jahren. In manchen Districten fangen die Mädchen in ebenso zartem Alter als die Knaben in den Minen zu arbeiten an. Die Arbeit, die den jüngsten Kindern angewiesen wird (trapping; ich weiß nicht was das bedeutet), verdient kaum den Namen einer Arbeit, hält sie aber doch vom Beginn bis zum Ende der täglichen Arbeitszeit in den Gruben fest, gewöhnlich ohne Licht und ohne Gesellschaft und Unterhaltung, außer daß die Kohlenwagen hin- und hergehen. Manche von diesen Kindern sehen das Tageslicht nie außer an Sonntagen und wenn Wochentags die Arbeit still steht. Vom sechsten Jahre an werden sie schon zu der schweren Arbeit gebraucht, die Kohlenwagen zu ziehen oder zu stoßen, wobei, nach Aussage aller Zeugen, die ganze physische Kraft der jungen Arbeiter in Anspruch genommen ist. In den Districten, wo Mädchen mit arbeiten, verrichten sie ganz dieselbe Arbeit wie die Knaben und ebenso lange täglich. Knaben und Mädchen, junge Männer und Frauen, auch verheirathete Frauen und Frauen mit Kindern arbeiten gewöhnlich miteinander halb nackt, die Männer in vielen Minen ganz nackt. Die gewöhnliche Arbeitszeit dauert selten weniger als 11 Stunden, öfter 12, in einigen Districten 13, in einem sogar 14 und darüber. In den meisten Minen ist auch Nachtarbeit eingeführt, mehr oder minder regelmäßig, je nachdem Nachfrage nach Kohlen ist. In Hinsicht auf den Gesundheitszustand sind nach einigen Aussagen die Kohlenarbeiter, besonders die erwachsenen, im Allgemeinen kräftige und gesunde Leute, was daher kommen soll, daß die Temperatur in den Minen sehr gleichmäßig und ihr Unterhalt reichlich ist. Meist aber ist das Gegentheil ausgesagt worden. Die Kinder besonders werden, zahlreichen Aussagen zufolge, in der Regel durch die übermäßige Anstrengung und andere Umstände siech und schwächlich, mager, bleiben klein, alle Kohlenarbeiter werden in der Regel etwas buckelig, krummbeinig, herzkrank, asthmatisch, gichtisch u. s. w. Hinsichtlich der geistigen Ausbildung dieser armen Geschöpfe nur einige Beispiele. Unter 219 Kindern in einer der Kohlenminen bei Halifax konnten nur 31 ein wenig lesen, nur 15 ihren Namen schreiben; diese hatten Unterricht in einer day-school gehabt, ehe sie in die Minen kamen. In den Kohlenwerken von Lancashire fanden sich kaum Einzelne, die ein wenig Elementarunterricht genossen hatten. Auch nördlich von Lancashire fanden sich die Kohlenarbeiter ganz roh und ohne alle Entwickelung ihrer menschlichen Fähigkeiten. Ebenso im östlichen Schottland meist keine Spur von Erziehung. Ein Mädchen von 18 Jahren wurde gefragt, ob es etwas gelernt habe. Nein. Ob es in die Kirche gehe. Nein. Ob es nichts von Gottes Sohn gehört habe. Nein. Ob ihm seine Ältern kein Gebet gelehrt haben. Nein. Ob es wisse, was das ist, beten. Nein. Ein anderes Kind, das einigen Unterricht empfangen, sagte: Der Herr habe Adam und Eva auf die Erde geschickt, um die Sünder zu erretten. Ein anderes wurde gefragt, ob es etwas von Christus wisse. Ja, er sei im Himmel geboren. Ob es nichts davon wisse, daß er auf die Erde gekommen. Ja, um Sünde zu begehen. Ob es nicht wisse, wo Schottland liege. Nein. U. s. w.

Kalikodruckereien. Sie beschäftigen eine sehr große Menge von Kindern beiderlei Geschlechts zum Farbenreiben und dergleichen. Man nimmt die Kinder manchmal vor dem fünften Jahre an, häufig zwischen dem fünften und sechsten, ganz allgemein vor dem neunten, läßt sie gewöhnlich, Essenszeit eingeschlossen, 12 Stunden arbeiten, nicht selten aber auch, da die Kinder ebenso lange zu arbeiten pflegen als die Erwachsenen, 14 und sogar 16 Stunden. Ja, diese Arbeitszeit selbst wird in drängenden Zeiten noch ausgedehnt. Thomas Sidbread sagte aus: „Wir fingen zu arbeiten an, ich und der Junge, den ich als Teerer (Farbenreiber) hatte, Mittwoch Abend zwischen 8 und 9; der Knabe hatte aber schon Mittwoch früh angefangen und die Werkstatt gekehrt. Sie werden es mir nicht glauben, aber es ist wahr — ich kam nicht aus der Werkstatt bis Sonntag Morgen um 6 Uhr, und hatte die ganze Zeit gearbeitet, ein paar Stunden abgerechnet, und der Junge immer mit. Ich knickte zusammen und der Junge konnte beinahe kein Glied rühren." Ähnlicher Beispiele mehre. Nachtarbeit ist überhaupt sehr gewöhnlich. Die Kinder in den Druckereien des Lancashire-Districts fand M. Kennedy (Mitglied der Commission) gänzlich ohne Erziehung. Wenn die Kinder die Woche über in den Fabriken gemartert worden sind, müssen sie Sonntags in die Sonntagsschule gehen; damit glauben die Ältern ihre Pflicht gegen die Kinder (ihr künftiges Wohl betreffend) erfüllt zu haben.

Metallwaarenfabriken, besonders in Birmingham, Wolverhampton, Sheffield, für die geringern Branchen auch in verschiedenen Theilen Schottlands, Worcestershire und Lancashire. Viele tausend Kinder treten in diese Werkstätten ein, gewöhnlich mit dem achten Jahre, manchmal früher; bei der Nadlerei in Warrington Knaben und Mädchen schon mit dem fünften, und arbeiten in der Regel täglich 12 Stunden, selten mehr. Die Arbeitszeit ist nicht sehr stätig, sondern variirt in den meisten Metallwaarenfabriken von 10—13 Stunden, wird aber, besonders in der Gegend von Wolverhampton, auch wochenlang auf 15—16 Stunden ausgedehnt. Die Arbeitssäle fanden sich hin und wieder geräumig, reinlich und gut gelüftet, in den meisten Fällen aber in alten, zum Theil verfallenen, ja, Einsturz drohenden Häusern belegen, hatten zerbrochene Fensterscheiben, oft mehr zerbrochene als ganze, sodaß die Arbeiter sich sehr über die Zugluft beklagten. Viele der Räume waren eng und finster, manche lagen 4—7 Fuß unter dem Boden und fanden sich kalt und feucht. Im Sommer oder Abends, wenn das Gas angezündet ist, ist es in der Mehrzahl der Werkstätten unerträglich heiß, im Winter dagegen kalt u. s. w. In Wolverhampton findet sich in dem schmuzigsten Theile der Stadt, wo die ärmste Volksclasse wohnt, in schmalen Straßen bei jedem achten bis zehnten, manchmal schon bei jedem dritten oder vierten Hause ein enger Gang, der zur allgemeinen Gasse dient und zwar oft dergestalt, daß der Unrath die ganze Breite des Weges überströmt. Durch diese Gänge gelangt man in Höfe, deren Größe je nach der Anzahl der sie umgebenden Häuser, Hütten oder — Löcher verschieden ist. Aus dem Hofe laufen wieder andere schmale Gänge aus, die bisweilen

*) Den vierten und letzten Artikel geben wir im November. D. Red.

zu andern Gruppen von elenden Baracken führen. Die Werkstätten liegen gewöhnlich auf kleinen Erhöhungen, welche den Gang durchschneiden. In den größern Werkstätten kommen Mishandlungen der Kinder nicht vor, in manchen, z. B. bei den Lackirern, werden sie Strafe halber nie geschlagen; aber in den Nagelfabriken, in manchen Gießereien und bei der sehr zahlreichen Classe der kleinen Meister überhaupt finden harte und grausame Bestrafungen statt, bis zur rohesten Unmenschlichkeit. In Willenhall werden die Kinder schändlich geprügelt, mit Peitschen, Stöcken, Hämmern oder was gerade zur Hand ist, oder mit Faustschlägen bedeckt oder mit Füßen getreten. In Sedgeley kommt es vor, daß mit einem glühenden Eisen nach ihnen geschlagen wird, oder daß man ein Blitzwetter über sie schickt. Nämlich wenn die Eisenstange weißglühend aus dem Feuer gezogen wird, sprüht sie Funken aus, welche der Arbeiter gewöhnlich durch einen Schwung mit dem Arme in einem Regen auf den Boden schleudert, ehe er die Stange auf den Ambos legt; diesen Funkenregen lenkt er nun bisweilen gegen eins der Kinder. Die Funken treffen Hände oder Gesicht, die nackten Arme oder die Brust; wenn wie gewöhnlich das Hemd vorn offen ist, muß das Kind sie so geschwind als möglich ausschütteln. — Eins der gefährlichsten Handwerke ist die Schleiferei. Der Staub von dem Schleifstein und dem Stahl des Messers oder sonstigen Gegenstandes, der geschliffen wird, wirkt so schädlich auf die Lungen, daß ein Trockenschleifer selten über 35 und ein Naßschleifer selten über 45 Jahre alt wird. Die gebückte Stellung und der Druck auf den Magen vergrößert noch das Übel. Staubschirme (dust-flues) würden in der Vollkommenheit, zu welcher man sie jetzt gebracht hat, das beste Schutzmittel abgeben; allein die Schleifer von Sheffield sind zur Anwendung derselben nicht zu bewegen. „Sie wissen, daß ihnen ein früher Tod bestimmt ist; sie wollen ihr Leben nicht verlängern; sie sehen jedes Mittel, das dazu dienen könnte, als ein Mittel zur Vermehrung der Arbeitskräfte und Herabdrückung der Löhne an; sie wollen lieber kurz und lustig leben. Und manchmal, wenn Meister die Vorrichtung angeschafft hatten, haben die Arbeiter sie auf die Erde geworfen und entzwei getreten." Der moralische Zustand der in diesen Industriezweigen beschäftigten Kinder wird elend geschildert; „unter 1223 während der letzten 12 Monate in Birmingham zur Untersuchung gebrachten Verbrecher war wenigstens die Hälfte unter 15 Jahren".

Putz- und Modewaarenverfertiger (Milliners and Mantuamakers). Die Anzahl der Unternehmer in diesem Geschäft wird für London auf 1500 und die der jungen Frauenzimmer, welche von jenen verwendet werden, im Ganzen (solche, die zu Hause arbeiten, ausgeschlossen) auf 15,000 geschätzt. In einigen Etablissements, die für besonders wohl eingerichtet gelten, dauert die Arbeitszeit während der fashionablen Saison (vier Monate im Jahre) regelmäßig 15, aber in Nothfällen, die nicht selten eintreten, 18 Stunden. In manchen Etablissements sind die Arbeitsstunden während der Saison unbestimmt, und die jungen Frauenzimmer haben zum Schlafen nur 6, bisweilen nur 4, ja 3 und sogar 2 Stunden Zeit; oft wird auch die ganze Nacht durchgearbeitet. „Miß N. war 10 Jahre «first hand» (Aufseherin, Zuschneiderin, Werkmeisterin) in verschiedenen Etablissements. Die gewöhnlichen Arbeitsstunden sind im Winter von 8 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends, im Sommer von 6 oder 7 Uhr früh bis Mitternacht. Während der Saison, d. h. von April bis Ende Juli, wird die Arbeitszeit häufig ausgedehnt; wenn eine Assemblée ist oder eine große Festlichkeit, oder Trauer zu machen, kommt es vor, daß 22 Stunden, manchmal die ganze Nacht durch gearbeitet wird. Jede Saison geschieht es in wenigstens der Hälfte aller londoner Etablissements, daß die jungen Personen vorkommenden Falles zwei- bis dreimal die Woche 20 Stunden arbeiten, und bei den erwähnten besondern Veranlassungen nicht selten die ganze Nacht. Sie selbst hat drei Monate nacheinander täglich 20 Stunden gearbeitet; sie erkrankte gerade in dieser Zeit, und der Arzt, der sie behandelte, verlangte, daß sie das Bett hüten sollte. Die Principalin wollte es aber nicht leiden, hieß sie aufstehen und sagte dem Arzt auf. Oft wurde bis 7 Uhr früh Sonntags gearbeitet, in dringenden Fällen auch den Sonntag durch; dies ist ihr, wie sie glaubt, funfzehnmal in zwei Jahren vorgekommen." Der Arzt Sir James Clark sagte aus: „Ich habe die Lebensart dieser jungen Mädchen so beschaffen gefunden, daß keine Constitution sie lange aushalten kann. Von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht arbeiten, mit Ausnahme der zum Essen verstatteten kurzen Zwischenräume, und zwar in engen Gemächern; die wenigen Stunden, die der Ruhe bestimmt sind, in noch engern und vollgedrängten Räumen zubringen — eine Lebensart, die mehr darauf berechnet wäre, die Gesundheit zu zerstören, läßt sich kaum ausdenken; und in einer Lebensperiode, wo Bewegung in freier Luft und hinlänglicher Schlaf zur Entwickelung des Systems unerlaßlich sind!" Aus dem Berichte des Sub-Commissioner: „Sämmtliche Zeugenaussagen stellen heraus, daß es keine Arbeitsclasse hier zu Lande gibt, bei welcher Glück, Gesundheit und Leben so gewissenlos aufs Spiel gesetzt würde. Ohne alle Übertreibung kann behauptet werden, daß im Verhältniß zu der Masse der Beschäftigten kein Geschäft (wenige ausgenommen, wie Nadlerei) anzutreffen ist, bei welchem so viele Körperleiden und sehr oft traurige und tödtliche Krankheiten erzeugt werden als bei diesem Schneiderhandwerk. Das Übel wird dadurch bedeutend verschlimmert, daß die Herzlosigkeit der Principale die jungen Personen sehr häufig nöthigt, ihr Unwohlsein zu verheimlichen, aus Furcht, außer Brot zu kommen, und so wird die Krankheit oft gesteigert, ja unheilbar gemacht." 78.

Literarische Anzeige.

Preisherabsetzung.

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben
von
Dr. Jos. Franck.

Sechs Jahrgänge (1837—42).

Mit Bildnissen, scenischen Darstellungen und Beiträgen von
Albini, Bauernfeld, Castelli, Franck, Gutzkow, Hagen, F. Halm, Holbein, Immermann, Lagusius, Maltitz, Pannasch, Reinhold, Vogel, Weichselbaumer und **Zahlhas.**

8. Elegant cartonnirt. Ladenpreis 17 Thlr.
Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 20 Ngr.
Einzelne Jahrgänge 16 Ngr.

Ich habe den gesammten Vorrath dieses Taschenbuchs, das ich bisher commissionsweise debitirte, käuflich an mich gebracht, und bin somit im Stande, dasselbe zu dem obigen ungemein billigen Preise anbieten zu können. Das Inhaltsverzeichniß, das die beliebtesten dramatischen Schriftsteller nennt, macht weitere Empfehlungen überflüssig; nur darauf erlaube ich mir noch aufmerksam zu machen, daß dieses Taschenbuch durch seine elegante Ausstattung vorzugsweise zu **Geschenken** geeignet ist.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 267. —— 23. September 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.

Erster Artikel.

Sie haben, verehrtester Freund, unlängst des geistreichen und liebenswürdigen Touristen Kohl „Petersburg in Bildern und Skizzen" gelesen, und jetzt ist Ihnen Custine's Werk: „La Russie en 1839", das ein so allgemeines und keineswegs unverdientes Aufsehen macht, in die Hände gefallen, und Sie wissen nicht, ob Sie dem heitern Kohl'schen oder dem düstern Custine'schen Bilde von Rußland Glauben schenken sollen? Sie verlangen meine Meinung darüber zu hören, der ich eine Reihe von Jahren in Petersburg angesiedelt war und auch das innere Rußland kennen gelernt habe? Aber bedenken Sie, lieber Freund, das sind 40 Jahre her: eine Ewigkeit für eine Stadt, die vor kaum 140 Jahren aus dem Sumpfe sich zu einer der glänzendsten Weltstädte erhoben hat, und für ein Reich, das, vor dieser Zeit kaum im Westen in seiner barbarischen Größe gekannt, jetzt eine Hauptstimme im Rathe der civilisirtesten Völker des Erdbodens führt und zu dem Europa und Asien mit Besorgniß hinschauen. Doch, ich will Ihnen aufrichtig sagen, wie es mir mit den genannten Werken gegangen ist. Ich nahm, durch keine Verbindlichkeit oder Fessel welcher Art sie sei gebunden, beide mit gleicher Unbefangenheit und besonders in politischer Hinsicht im weitern Sinne ohne alles Vorurtheil in die Hand. Ein Sklavenstaat, wenn er durch äußern Anstrich und im Einzelnen auch noch so glänzend erscheinen mag, hat an sich etwas so Unheimliches, daß sich der denkende Mensch unmöglich zu ihm hingezogen fühlen kann. Er sieht darin die Menschheit erniedrigt und in ihrer Entwickelung nicht blos gehemmt, sondern verzwickt, und wenn er sich nun gar einen solchen Staat als weltherrschend denkt, so muß ihn ebenso ein inneres Grauen anwandeln, als wenn er im Gegensatze sich einen Zustand als weltherrschend denkt, wie er in Frankreich von der großen frivolen Masse erstrebt wird: eine Verzwicktheit anderer und selbst widerlicherer Art. Germanen, hütet euch vor beiden: vor den weitausgreifenden Fängen des russischen Doppeladlers und den Sporen des trompetenden gallischen Kampfhahnes! Doch, verachtet sie nicht, überschätzt euch nicht; aber erkennt euern eigenen Werth, seid einig, und dann fürchtet nichts!

Einige Jahre, nachdem ich Rußland verlassen, erschien die verdienstvolle Schrift des Dr. Christian Müller: „St.-Petersburg, ein Beitrag zur Geschichte unserer Zeit in Briefen aus den Jahren 1810, 1811 und 1812." In ihr fand ich Petersburg beinahe ganz wieder wie ich es verlassen hatte, und wurde bei allen Mängeln, die ich hin und wieder bemerkte, doch auch mit manchen interessanten Zügen, an denen sie reich ist, und mit manchen mir entgangenen Einzelheiten durch sie bekannt. Diese Schrift wurde damals von dem eben wieder zu russischen Gnaden angenommenen Kotzebue pflichtmäßig angefeindet, ist aber für die Kenntniß jenes Zeitpunkts nicht zu übersehen. Ganz in gleicher Art erschien mir für die Gegenwart die Kohl'sche Schrift, obgleich sie ins innere Leben Petersburgs, besonders des gesellschaftlichen, nicht so tief eingedrungen und beiweitem weniger reich an Charakterzügen ist als die Müller'sche. Manches erschien mir allerdings darin nach 30 Jahren einer gewaltigen Zeit anders geworden, als ich es gekannt; allein im Ganzen wußte ich mich doch recht gut zu finden, denn sie trägt das Gepräge der Wahrheit, da auch die Schattenseiten, nicht gerade hervorgehoben, aber doch nicht vernachlässigt sind. Nur manchmal mußte ich unwillkürlich ausrufen: Ei, wie sich das in den Kohl'schen Farben artig ausnimmt!

Ganz anders wirkte auf mich das vierbändige Marquis-Werk des Hrn. von Custine trotz seines oft sehr geistreichen und stets überfließenden Raisonnements voll Consequenzen, aus dem man Rußland weit weniger kennen lernt als den Hrn. Marquis selbst. In dem Bilde, das er von dem merkwürdigen Lande aufstellt, erschien mir Alles verschoben bis auf die glänzenden Züge der Herrscherfamilie, für welche wir ihm danken müssen und die eine innere Wahrheit haben, die nicht gerade zum Vortheil des Hrn. Marquis spricht. Dabei wurde mir die fast auf jeder Seite der vier Bände, deren Gehalt in zwei Bändchen füglich Raum gehabt hätte, sich wiederholende Versicherung angeborener Wahrheitsliebe verdächtig, besonders da fast alle seine Angaben historischer Facten Irrthümer enthalten und wenigstens von einer Flüchtigkeit zeugen, wie echte Wahrheitsliebe sich nicht gestattet, wie z. B., daß Katharina einen Eispalast errichten ließ (statt Anna); daß vor dem Michailow'schen

Palais eine (gar nicht existirende) Statue Peter's III. stehe, woran ein seitenlanges Raisonnement geknüpft ist (statt Peter's I.); die Verwechselung (auf Bd. 2, S. 158) des ersten Königs von Preußen Friedrich I. mit dem zweiten, Friedrich Wilhelm I.; die Verwechselung des Verhaltens Kaisers Nikolaus bei dem Militairaufstande zur Zeit seiner Thronbesteigung, den er ganz schief und mangelhaft darstellt, und bei dem Volksaufstande gegen die misverstandenen wohlthätigen Anordnungen bei der Cholera, dessen er gar nicht erwähnt (dort mußte mit den misleiteten Aufrührern, die einen der edelsten Männer Rußlands, den zur Verständigung und Besänftigung mahnenden Grafen Miloradowitsch, mit dem ersten Schusse niederstreckten, durch Kartätschen gesprochen werden; hier genügte die Öffnung der Kirche und das Gebot des kaiserlichen Patriarchen: „Nieder auf die Knie!"); die Angabe, daß Iwan VI. unter Elisabeth in Schlüsselburg umgekommen sei (statt unter Katharina II.) und Ähnliches. Selbst die fade Verunglimpfung des deutschen Volks (Th. 1, S. 39): „Le défaut capital du peuple allemand, *personnifié dans Luther*, c'est le penchant *aux jouissances physiques*", gehört dahin. Der Hr. Marquis geht aber auch bei seiner Darstellung von Gesichtspunkten aus, die wir, verehrter Freund, bei der Beurtheilung eines Volks wol nicht als gewährleistend und als die richtigsten anerkennen werden: vom einseitig aristokratischen, einseitig höfischen, einseitig römisch-katholischen, vom architektonischen und von dem einer ungemessenen Eitelkeit, die sich selbst darin geltend macht, daß er nicht dafür angesehen sein will, als habe die ungewöhnliche Auszeichnung, die ihm geworden und die er einer Freundin, der Vertrauten der Kaiserin, verdankte, wol aber seinem eigenen hohen Verdienste zugeschrieben hat, seinen hellen Blick zu blenden vermocht und daher sich in seinem Raisonnement einer absonderlichen Strenge befleißigt, etwa wie Rousseau in seinen „Confessions" sich selbst belog, um nur für recht wahrhaft zu gelten. Kurz, das Custine'sche Werk kommt mir vor wie eine geniale Caricatur, die bekanntlich oft sehr boshaft sein kann: die Grundzüge sind richtig, aber in Verhältnissen ausgeprägt, daß ein anderes Bild daraus hervorgeht, als die Wirklichkeit darbietet. Die Grundzüge sind: drückende Sklaverei eines Volks von edeln, selbst liebenswürdigen Anlagen in seinem Verhältniß zu den Besitzern von Grund und Boden; Begnügsamkeit und Prunken mit dem Scheine; Servilität und Verdorbenheit des Adels; Mängel der zwar unentgeltlichen, aber nicht geordneten, unfreien Rechtspflege; Mangel an Redlichkeit in der Administration; Mangel an Beförderung nicht äußerer, wohl aber innerer Cultur, und zur Leitung des unermeßlichen Ganzen ein mehr oder minder erleuchteter, aber doch immer nur menschlicher Wille, der gegen in sich unnatürliche Verhältnisse anzukämpfen hat und sich daher nur durch consequente Strenge und Gewalt behaupten kann und muß, wenn nicht Alles in der gräulichsten Anarchie zu Grunde gehen soll; der nicht überall Augen haben kann, der keinen Gesetzen unterworfen ist, folglich keine bestimmte Richtschnur hat und daher leicht, selbst bei den reinsten Absichten am ersten, in Willkür ausartet, die sich dann oft furchtbar an dem Träger des unbeschränkten Willens rächt. Ich kenne den gegenwärtigen Träger dieses Willens nur als einen schönen Knaben; der Hr. Marquis theilt uns aber von ihm Äußerungen mit, an deren Aufrichtigkeit er selbst nicht zweifelt und die ein so vortheilhaftes Bild von ihm geben, daß man versucht werden könnte, Alles, was er dann Nachtheiliges und selbst Schmähendes gegen ihn vorbringt, bei der leicht nachzuweisenden Oberflächlichkeit seines Urtheils (z. B. in der Fürst Trubetzkoi'schen Angelegenheit, die er so grell und so schielend hervorhebt) für ein Phantom seiner galligen und wandelbaren Laune zu halten. Nun, auch einen Herrscher richten seine Thaten, nicht seine Worte! Jene Grundzüge sind aber allerdings der Art, daß sie, ohne alle Vermittelung hingestellt, ein schauderhaftes Menschendasein darbieten, von dem es nur unbegreiflich sein würde, wie es bestehen könne.

Das Grundübel ist jenes traurige und unnatürliche Verhältniß des Volks zum Besitzer von Grund und Boden, das freilich vorzüglich Peter I. zur Last fällt, der dies Verhältniß gesetzlich bestimmt hat bei der unbegreiflichen Verblendung, in solchem Verhältniß sein Volk freien Völkern in der Cultur gleichstellen zu wollen. Übrigens fanden nicht ganz unähnliche Verhältnisse zu Peter's I. Zeit in mehren Theilen des Abendlandes und bei in Cultur vorgeschrittenen Völkern statt, und ihm zunächst in dem Lande, mit welchem er in unmittelbarer Berührung stand, in Polen, wo auch im Besitzer von Grund und Boden, im Adel, die Nation erschien und das Volk nicht zählte. Und abgesehen davon, was denn aus Rußland geworden wäre, wenn es sich nicht europäischer Cultur zugewendet hätte, worüber Hr. von Custine Peter I. als eine Verleugnung der Nationalität bittere Vorwürfe macht, so war er auch nicht der erste russische Herrscher, der seinen Blick auf diese Cultur richtete: seine Vorgänger auf dem Zarenthrone hatten bereits gestrebt, Ausländer nach Rußland zu ziehen. Und ob er es in seiner Gewalt hatte, der Bojarenherrschaft so entgegenzutreten, daß er ein agrarisches Gesetz durchführen und Grund und Boden dem Volke zutheilen konnte, ist wol sehr zweifelhaft. Er konnte aber auch nicht einmal einen solchen Gedanken fassen, denn auch ihm mußte in den Bojaren die Nation erscheinen, und das Volk als Eigenthum des Grundes und Bodens. Der Misbrauch, den Einzelnen dem Grunde und Boden zu entreißen und zu einem Handelsartikel zu machen, der in neuerer Zeit abgestellt ist, kann ihm nicht direct zur Schuld gerechnet werden. Doch, wie sich dies Verhältniß auch immer gebildet haben mag, es ist nun einmal ein chronisches Übel im russischen Staatskörper, und wie ihm abgeholfen werden kann, ist mit menschlicher Weisheit nicht wol abzusehen ohne eine gänzliche gewaltsame Umwälzung, die Hr. von Custine erwartet — aber gewiß irrig — von Religionszerwürfnissen.

Gewichtiger scheint die Bemerkung im ersten Bande, daß der vornehme, gebildete Russe an ein Verhältniß gefesselt ist, das er nicht mehr für ein gehöriges erkennt wie der gemeine Russe, der es nicht besser weiß. Ob dabei das Volk besser fahren würde? Zwar hat Hr. von Custine im zweiten Bande noch eine drohende Quelle einer Umwälzung in Rußland entdeckt: die Söhne der Popen, die nicht zum Adel und nicht zum Volke gehören und Subalterndienste verrichten. „Das sind die für den Staat unbequemen Leute", meint er, „Früchte des Schisma, das den Priestern erlaubt zu heirathen, und von denen die nächste Revolution ausgehen wird." Risum teneatis amici! Diese Quelle konnte nur der scharfe päpstlich-katholische Blick des Hrn. Marquis entdecken, denn jedem Andern muß sie verborgen bleiben, weil — sie gar nicht eristirt. Die Söhne der Popen sind keine Leibeigene, das ist Alles; es gibt aber mehre nichtadelige Russen, die nicht leibeigen sind, und die Söhne der Popen bilden darunter keine besondere Classe, etwa mit besondern Vorrechten.

Vom aristokratischen Gesichtspunkte aus hält der Hr. Marquis es für das größte Unglück, daß die Vollblutsaristokratie im russischen Staate nicht zählt, sondern Jeder, Inländer und Ausländer, durch geleistete Dienste oder auch durch den Willen des Kaisers (der Dienst- und Ordensadel ist in Rußland erblich) die aristokratischen Rechte, besonders des Besitzes von Land und Leuten, erlangen kann. Letzteres ist allerdings möglich, und hat auch bei dem Verhältnisse des Volks zum Besitzer von Grund und Boden eine widrige Seite; aber da denn doch Vermögen zum Ankaufe oder kaiserliche Schenkung dazu gehört, ist es nicht so gar häufig, am wenigsten im eigentlichen Rußland, und also nicht von bedeutendem Einfluß. Durch den Grundbesitz hat aber der eingeborene Erbadel eine bedeutende Stellung im Volke, und dieser lebt, außer den Familien von größern Besitzthümern, die sich zum Hofe drängen, meistens auf seinen Gütern, und da findet häufig ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß zwischen dem Gutsherrn und seinen Unterthanen statt. In der unmittelbaren Berührung bewahrt der Landadel eher die eigenthümliche Gutmüthigkeit des Volks als der Adel, der den Schweiß seiner Leibeigenen in den luxuriösen Residenzen oder auf Reisen im Auslande verpraßt. Diesen Landadel muß man sich keineswegs als ungebildete Halbbauern vorstellen. Er hat in der Regel einige Erziehung genossen, eine mehr nationale in öffentlichen Instituten, eine minder nationale durch Hauslehrer und Gouvernanten, die bis in neuester Zeit meistentheils Ausländer — Franzosen oder Deutsche — waren. Hr. von Custine hat aber Rußland nur in seinem Hofadel aufgefaßt, und dieser ist sich wol so ziemlich überall gleich. Mit dem übrigen Adel hat er sich nicht befaßt, noch weniger mit den übrigen Ständen, und das Volk konnte er bei der Unkenntniß der Sprache nur in der Residenz nach in die Augen springenden äußern Verhältnissen — nach seiner Innerlichkeit gar nicht — auffassen. Und selbst in dieser Äußerlichkeit hat er es nicht richtig aufzufassen verstanden. Seiner Schilderung nach sollte man glauben, man sähe auf Petersburgs Gassen nichts als niedergeschlagene, scheue, lautlose Sklavengesichter. Wie würden Sie sich wundern, verehrter Freund, wenn Sie unter diese gedrückten Sklaven träten und sie mit kindisch leichtem Sinn im heitern Spiele und lautem Lachen und Scherzen fänden! Der Hr. Marquis hat nie eine Masse Muschiks (gemeine Bartrussen) beisammen gesehen; ich Hunderttausende bei Cocagnen, Schaukeln und Eisbergen, und sie haben sich nicht erdrückt, und wenn es Händel gab, so reichte ein Wasserstrahl aus einer Spritze hin, sie triefend und lachend auseinanderzusprengen. Das Lächerlichste ist aber die Behauptung des Hrn. Marquis, das Volk werde von seinen Herrschaften zur Geburtsfeier der Kaiserin nach Peterhof beordert. Es strömt schon aus eigenem Antriebe der Lust dahin und amusirt sich da nach seiner Weise wol mehr vielleicht als die Herrschaften selbst. Das Volk ist ihm aber gänzlich abrutirt, der Adel, dem er am Hofe wenigstens die feinste Weltbildung nicht absprechen kann, durch Ehrsucht und Servilität gänzlich verdorben.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Mohammed und seine Frauen, ein biographischer Roman in drei Abtheilungen von Ida Frick. Drei Theile. Dresden, Arnold. 1844. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ref. möchte lieber als romantische Biographie denn als biographischen Roman dieses gehaltvolle Werk bezeichnet sehen; der Romanstoff ist so ganz Nebensache, höchstens der ernsten Geschichte als Zwischenspiel dienend. Die Geschichte liegt gleichsam dramatisirt vor uns, Mohammed wird nicht geschildert, sondern er lebt, spricht, erzählt; er trägt seine Träume vor mit der Begeisterung der großen Poeten; das im Traume Gesehene wird ihm zum Geschehenen; er verkehrt vor uns mit Frauen und Freunden, die alle lebende Gestalten geworden sind; sie tragen eine gewisse Wahrheit in sich, denn wenn sie auch nicht wirklich so sich gebehrdeten, so hätten sie sich doch gerade so gebehrden können. Die blumen- und bilderreiche Sprache des Orients ist beibehalten, und nichts Fremdartiges stört den frischen Eindruck, nichts erinnert an den Salonroman, an die gesellschaftlichen Liebesgeschichten der neuern Literatur. Das vorliegende Buch ist zugleich als Vehikel zu Religionsansichten und Glaubenserörterungen benutzt, die der neuern Zeit nicht fremd sind; das christliche Dogma muß hier und da von den alten Propheten Angriffe erdulden, welche in neuern Zeiten ihm von manchen Nichtpropheten geboten wurden. Ref. führt der Verf. Vorrede bruchstückweise an:

„Sie hat mich wahrhaft erquickt, diese einfache Welt der Natur, deren Kosmopoliten, an dem Gift übererbter und von Jahr zu Jahr wachsender Misbräuche und Irrthümer gleich uns kränkelnd, mit kräftiger Hand das Joch abschüttelten, welches Vorurtheil, Aberglaube und Priesterherrschaft und die bösen Dämone der Weltordnung aller Zeiten ihnen über den Nacken geworfen. Möchte es mir nur einigermaßen gelungen sein, meinen Leserinnen die Begeisterung mitzutheilen, mit der ich in jene Zeit des Umsturzes und Wiederaufbaues und der Regeneration vaterländischer und religiöser Interessen mich eingelebt, in jene Zeit, die in ihrem einfachen Streben nach Licht und freier Erkenntniß so würdig die Aufgabe der Menschheit gelöst hat."

„Mohammed war ein begeisterter Retter seines Volks, so

lange er noch mit innerer Überzeugung als Apostel Gottes seinem Volke sich beglaubigen konnte. Er war ein großer Mann, als er mit Schwert und phantastischer Täuschung seine gute Sache zu fördern suchte, und er war auch ein gewaltiger Mann voll wunderthätiger Willenskraft, als er, das politische Interesse mit dem religiösen vermischend, neben dem Altare seines Gottes auch seinem Ehrgeiz einen Tempel baute. War es wol zu verwundern, daß ein Mann mit so überwiegender Geisteskraft wie Mohammed, unter Verhältnissen wie die seinigen, diese geistige Befähigung gleichsam zwischen sich und den Gott, den er lehrte, stellend, zum Herrscher sich berufen glaubte, nachdem er den Glauben an seine unmittelbare Sendung verloren hatte? Mohammed war Mensch, und die Leidenschaften des arabischen Blutes glühten doppelt heiß in ihm."

Die von dem heiligen Glaubenseifer bis zur Herrschsucht und Ausschweifung sich entwickelnden Leidenschaften Mohammed's werden nun dargestellt, und der Leser folgt der ganzen Entfaltung jenes kräftigen Charakters. Wir sehen ihn zuerst mit Chadidschah, seiner ersten Gattin, einer funfzehn Jahre ältern Witwe, mit welcher er mehre Jahrzehende eine glückliche Ehe führt. „Die vier beglückendsten Eigenschaften des Weibes", sagt er, seine spätern Frauen charakterisirend, „welche Chadidschah, meine erste Gattin, als duftende Blume im Kelch ihres Wesens umschloß, finden sich alle nur zersplittert und theilweise in den Frauen, die seit Jener Tode mein Haus bewohnen. Ihr schaffender, auf die alltäglichen Dinge des Lebens gerichteter Sinn und die Ordnung des Hauses, ohne die der Mann sich nicht glücklich fühlen kann unter dem heimischen Dache, dies ist in Sadaw mir wiedergegeben; Ainscha hat ihren regen Geist, sie hat ihre rasche Entschlossenheit, nicht aber ihr warmes Gefühl und ihre fromme Bescheidenheit geerbt. Wenn ich Chadidschah mit der um ihre Stütze sich rankenden Weinrebe und mit der schattengebenden Palme vergleichen möchte, so ist Ainscha das wildwachsende Zuckerrohr, die harte Nuß des Muskatbaums, so duftend und süß als widerspänstig und der Nachgiebigkeit abgeneigt. O es wäre mein Glück unermeßlich, fänd' ich für mein Herz eine Gattin. Denn für die Stunden des Genusses, wo ich als Mensch über die Erde mich emporgeschwungen und über den Leib die Seele vergessen will, weil der Leib eben zur Seele wird, für diese berauschenden Stunden ist Rifana das Wonnemeer, worein ich mich versenke. Es sind darum vier Frauen dem Gläubigen von Gott erlaubt, und er sei vorsichtig und wähle die eine für sein Haus, die zweite für sein schwärmendes Gefühl, eine dritte für die Stunden, wo der Geist verachtend auf den Körper blickt, und eine vierte zur Priesterin im Tempel des Genusses. Klug und umsichtig aber wähle er für Geist und Herz die Theilhaberin seiner Gedanken und hüte sich, sie um irgend einer Schwachheit oder eines Verbrechens willen zu verstoßen, an denen die Weiber so reich sind." Die Frau für sein Herz ist Hafza. Die vier Frauen lernt man im Lauf der Erzählung kennen, doch sind sie nebst ihrer Charakterentwickelung Nebensache. Sorgfältige Studien scheinen dem Werke vorausgegangen zu sein. Mohammed's Leben und Wirken wird in den geringsten Details vorgeführt, seine Glaubenssätze, seine Reden, seine Reise in die sieben Himmel und die Wunder, die sich mit ihm zugetragen sowie die, welche er verrichtet, sind mit eigenthümlicher Färbung erzählt, seine Feinde und Freunde redend eingeführt. Wer nicht ganz in der Geschichte Mohammed's bewandert ist, muß großes Interesse an diesem Werke finden, und selbst derjenige Leser, für welchen es nichts Neues enthält, muß dem unermüdlichen Fleiß und der Begeisterung der Verf. ein wohlverdientes Lob spenden.

2. Lichtbilder aus der modernen Welt. Berlin, Morin. 1844. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Lichtbilder, denen eine bessere Beleuchtung zu wünschen wäre. Das erste: „Estella", ist eine lange Erzählung voll Unnatur in Begebenheiten und Charakteren; gänzlicher Mangel an Welt-, Lebens- und Gesellschaftskenntniß führte die Feder. Die Heldin Estella fällt unzählige Mal in Ohnmacht. Sowol ihre Entführung vom verhaßten Polen, als dessen erster Besuch in des Fräuleins älterlichem Hause, wo er unangemeldet zu ihr kommt und ihr zu Füßen fällt, sind auf ganz unbegreifliche Weise dargestellt und eingeleitet. Warum die Lichtbilder der modernen Welt entlehnt sein sollen, begreift man auch nicht; das erste wenigstens hätte ebenso gut oder vielmehr ebenso schlecht in vergangene Jahrhunderte hineingepaßt. Die Mottos der verschiedenen Novellen sowie der verschiedenen Capitel sind indeß gut und mit Geschmack gewählt und beweisen, daß die guten, feinfühlenden, geistreichen Leser um Gottes willen nicht alle Schriftsteller werden sollen. Obgleich der Verf. dieses Büchleins seinen Namen vorsichtigerweise verschwieg, so vermuthet Ref. eine weibliche Hand an der so viel getadelten und Tadel verdienenden Feder, da alle Mängel der weiblichen Autorschaft ohne deren Verdienste darin zu finden sind.

3. Kleine Erzählungen von M. J. von Crusenstolpe, Verf. von „Der Mohr oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden" u. s. w. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 1844. 8. 26¼ Ngr.

Der Übersetzer berichtet in seinem Vorwort, daß die kleinen Erzählungen Jugendversuche Crusenstolpe's sind, und es ist nicht zu leugnen, daß sie nur als solche einiges Interesse zu erwecken vermögen; sie sind größtentheils geschichtlichen Inhalts. Die letzte: „Kollerstad", eine Legende, die Einführung des Christenthums in Schweden durch St.-Siegfried enthaltend, ist mit viel Wärme vorgetragen, ganz im Legendenstil, einfach und ergreifend; die zwei ersten Erzählungen haben wenig Anziehendes. 12.

Literarische Notizen aus Belgien.

Auch die junge flämische Literatur beginnt sich zu illustriren. Nachdem Conscience's „Geschichte von Belgien" mit einem ungeheuern Prachtaufwande in Jamar's Verlage zu Brüssel erschien, gibt der Buchhändler Buschmann in Antwerpen eine „Kunstbibliothek für leseliebende Familien" heraus, welche die „Geschichte von Belgien" an Luxus noch überbietet. Jede Ablieferung, deren sechs im Jahre erscheinen, enthält gegen 100 Seiten Text mit 25—30 Holzschnitten zwischen den Lettern und einem großen Holzschnitt auf chinesischem Papier. Die eben erschienene erste Ablieferung, zu der Conscience den Text, Hamman die Zeichnungen und Brown den Schnitt lieferte, enthält die Novelle „Franzisca von Roosemael", ein herrliches, nur allzu treues und wahres Bild der Verwälschung in Belgien; sie ist des Verf. des „Löwen von Flandern" aufs vollkommenste würdig. Die folgenden Bändchen werden Arbeiten von van Ryswyk, dem bekannten Volksdichter, und P. F. van Kerkhoven enthalten. Das Format ist fast Schillerformat, der Preis (15 Ngr.) durchaus billig. Ganz wahrscheinlich wird Buschmann auch eine deutsche Ausgabe mit denselben Illustrationen veranstalten; thäte er das, er erwürbe sich die größten Ansprüche auf unsern Dank. Die im Vergleich zur französischen und englischen in Deutschland noch ganz unbekannte flämische Literatur würde sich gewiß viele Freunde erwerben, und die Klagen über Kaltsinn Deutschlands gegen sie würden gewiß bald verstummen.

Die Polka. Vor wenigen Wochen machte ein neues köstliches Liedchen van Ryswyk's die Runde in den flämischen und selbst in mehren französischen Blättern Belgiens. „Man wirft uns vor", sagt der Dichter darin, „wir äfften die Franzosen in Allem nach. In Bezug auf die Polka ist das wenigstens eine Lüge, denn die tanzt unser Ländchen bei den Paukenschlägen unserer Minister schon seit 14 Jahren." (Einen Schritt vorwärts, zwei rückwärts.) Da das Lied einer sehr bekannten Melodie angepaßt ist, singt es in Antwerpen Jung und Alt, und in Wirthshäusern und auf der Straße hört man jeden Augenblick:

Wy dansen hem al veerthien jaer.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 268. —— 24. September 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 267.)

Vom höfischen Gesichtspunkte aus ist er von der glänzenden Erscheinung des Hofes so verblendet, daß er in der Residenz, ja in ganz Rußland nichts sieht als den Hof, und ihm Petersburg daher nur als Hof- und damit verbundene Militairstadt erscheint. Jedem unbefangen sich Umschauenden erscheint aber in Petersburg eine große, reiche Gewerb- und Seehandelsstadt, eine große, bildungsreiche Beamten- und Gelehrtenstadt und eine große glänzende Hofstadt, und diese zwar so gesondert, daß die eine von dem Treiben der andern kaum etwas gewahr wird. Von einer eigentlichen Militairstadt war zur Zeit Katharina's II. wenig bemerkbar, das Paradenwesen hat erst mit Paul I. begonnen. Der Hr. Marquis hat sich nun nur in der Hofstadt bewegt und die andern alle übersehen. Das Leben in der Gewerb-, Handels- und Gelehrtenstadt war aber zu meiner Zeit ein höchst geselliges, ungezwungenes und bei den reichen Mitteln ein sehr behagliches. Ob der Hof in Petersburg war oder nicht, machte im Ganzen keinen großen Unterschied als — für die Höflinge, und der Hr. Marquis würde ihn freilich schmerzlich vermißt haben. Übrigens verläßt der Hof Petersburg nur im Sommer, wo der Adel auf seine Güter oder auf Reisen geht, wie in London, Paris und Wien zur Saison.

Vom römisch-katholischen Gesichtspunkte aus erscheint dem Hrn. von Custine das Unglück Rußlands vorzüglich in dem Schisma zu liegen, welches ihm die väterliche Obhut des römischen Rechts entzieht und die Priesterehe gestattet. Nun war aber das verwandte slawische Polen fast ganz römisch-katholisch, und der unirte griechisch-katholische Theil erkannte bis auf die neueste Zeit wenigstens den Papst als geistliches Oberhaupt an, und — war denn das polnische Volk darum besser daran? Zugegeben, daß in der römisch-katholischen Kirche mehr Keime für Volkscultur liegen als in der griechischen, die allerdings noch mehr in blos finnliche Aeußerlichkeit aufgeht; aber sind diese Keime auch gehörig gepflegt und befruchtet zum Wohl der Völker? Und wenn der Stifter der christlichen Kirche sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" hat die römische Hierarchie diesen hohen Ausspruch bewährt und befolgt? Die römisch-katholische Kirche hat ebenso zum politischen Werkzeuge dienen müssen wie die griechisch-katholische, und die letztere steht in sich weit reiner da: ohne Religionskriege, ohne Inquisition, ohne Jesuiten, und tolerant gegen anders Glaubende. Wenn diese Toleranz in neuester Zeit gegen den Katholicismus nachgelassen zu haben scheint, so ist die griechische Kirche durch die intriganten Machinationen des katholischen Klerus unter den Augen des kaiserlichen Patriarchen in Petersburg selbst hinlänglich dazu aufgefodert worden. Eine religiöse Polemik kann, verehrter Freund, hier nicht in Ihrer oder meiner Absicht liegen; Sie werden aber gewiß mit mir lächeln, wenn Sie im dritten Bande des Custine'schen Werks lesen, daß der Lohnbediente in Moskau, ein Italiener, die Wunder in der griechischen Kirche für wahr hält und besonders die eines Marienbildes am Eingange des Kremlin, und der Marquis darüber erschrickt und ausruft: „Quelle terreur politique revèle cette foi à une religion étrangère!" Ich glaube, daß der Ideengang in dem Kopfe des gläubigen Italieners mit der terreur politique nichts zu thun hatte und richtiger war als der im erleuchteten Kopfe des Hrn. Marquis. Er raisonnirte wol so: „Das ist das Bildniß der nämlichen Person, die meine Kirche mir als wunderthätig zu verehren gebietet; kann sie im Bildniß in meiner Kirche Wunder thun, warum nicht auch in einer andern, wo sie ebenso verehrt wird." Daß es aber mit der Wirkung der Religion auf das Volk als geistiges Element in Rußland traurig bestellt ist, das ist gewiß, woraus jedoch keineswegs folgt, daß es damit besser bestellt sein würde, wenn es kirchlich dem römischen Stuhle unterworfen wäre. Das niedere polnische römisch-katholische Sklavenvolk steht dem russischen an Intelligenz unleugbar nach und — man könnte wol behaupten, auch an innerer Religiosität; in den höhern Ständen möchte vielleicht ein umgekehrtes Verhältniß zwischen den beiden slawischen Nationen stattfinden. Der russische Pope steht im Allgemeinen, besonders der Landgeistliche, vielleicht tiefer als der römisch-katholische, obgleich es auch unter der höhern griechischen Geistlichkeit gelehrte, gebildete und höchst achtungswürdige Männer

gibt. Es ist wahr, daß öffentliche Religionsbelehrung in der griechischen Kirche selten ist: es findet fast nie ein geistlicher Vortrag statt. Der Gesang erhebt das Gemüth, allein sagt dem Geiste zu wenig. In den Schulen findet ein förmlicher Religionsunterricht statt, von welchem Gehalt, ist mir nicht bekannt. Hier bietet sich aber einem russischen Alleinherrscher und Patriarchen ein mächtiger Hebel zur Erhebung seines Volks dar in der würdigern Bildung und Stellung der niedern Geistlichkeit, die den segenreichsten Einfluß auf das Volk haben könnte, über welches sie sich jetzt wenig oder gar nicht erhebt. Das Christenthum ist in jeder Form cultivirend, weil es den ganzen Menschen, Gemüth und Geist, erfaßt, und die Cultur eines Volks kann nur aus der Religion hervorgehen. Eine reine Verstandesreligion gibt es gar nicht, und eine rein sinnliche, wenn sie auch auf etwas Höheres und Geistiges hinweist, ist für die Cultur des Menschenwesens sehr unvollkommen. Das wahre Christenthum aber ist eine Religion der Freiheit, nicht der Sklaverei, weder geistiger noch leiblicher. Hinc illae lacrimae!

Vom architektonischen Gesichtspunkte aus, den Hr. von Custine vielleicht nicht mit Unrecht auch als maßgebend bei der Beurtheilung eines Volks betrachtet, steht ihm Rußland und besonders Petersburg unendlich tief. Er muß zugeben, daß das Ganze einen höchst imponirenden Anblick gewährt; allein er vermißt Nationalität, er findet eine heitere Griechenstadt, wo er cyklopische Mauern und vor Schnee und Eis und im hohen Sommer vor den sengenden Sonnenstrahlen schützende Höhlen, wie etwa die Burgen des Mittelalters, erwartet. Die Straßen sind ihm zu breit, die öffentlichen Plätze zu geräumig, die Paläste erscheinen ihm bei seinem hohen Standpunkte zu niedrig, die herrlichen breiten Kanäle, von denen Petersburg durchschnitten ist, verschwinden ihm mit ihren schönen Granitbrücken ganz, sowie er auch das breite Granittrottoir an den unvergleichlichen Granitkaien nicht bemerkt zu haben scheint; das herrliche Denkmal Peter's I. auf dem Senatsplatze, der auf seinem feurigen, mit beiden Vorderfüßen ausgreifenden Rosse einen ungeheuern (leider im Sprengen verletzten) Granitfelsen hinaufsprengt, eine Schlange unter dem Fuße des Rosses zermalmend, und dessen über Petersburg ausgestreckte Hand das „Werde!" gebeut, das großartigste Denkmal, das die neuere Zeit aufzuweisen hat, erscheint seinem hohen Kunstblick unbedeutend, und die sich unter dem Hufe des Rosses krümmende Schlange ein trauriger Nothbehelf des Schwerpunkts (und wäre sie ein Nothbehelf, so wäre er wol ein genialer zu nennen). Von einer symbolischen Bedeutung fällt ihm dabei nichts ein. Und zuletzt ist ihm die Stelle, auf der Petersburg in seinem schönsten Theile steht, nicht recht, und er überhäuft Peter I. darüber sowie überhaupt über Alles, was er gethan hat, mit den bittersten Vorwürfen. Er weiß also nicht, daß Peter I. wirklich das rechte Ufer der Newa (Wassilj-Ostrow) dazu bestimmt hatte; daß er aber bei seiner Rückkehr nach längerer Abwesenheit im Auslande fand, daß man ihn in der Anlage misverstanden und statt der breiten Grachten, mit denen er seine Stadt nach dem Muster von Amsterdam (er bestimmte sie zunächst zu einer Handelsstadt) durchziehen wollte, schmale Wasserrinnen angelegt hatte, wie sie noch zu meiner Zeit auf Wassilj-Ostrow zu sehen waren, und daß er dann erst auf die andere Seite überging. Ob er überhaupt weise daran gethan habe, auf diesem Punkte seiner Eroberungen gegen Schweden eine solche Stadt anzulegen, das muß wol seiner politischen Ansicht anheimgestellt bleiben, sowie seinen Nachfolgern, warum sie Petersburg zu ihrem Hauptsitze beibehalten und ihn nicht wieder in die alte Zarenresidenz Moskau verlegen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Moskau eine schönere, selbst klimatisch mildere Lage mehr im Mittelpunkte des Reichs und eine gesichertere hat, da Petersburg von ungünstigen Windverhältnissen, wie im Jahre 1824, bedroht ist, vom Meere verschlungen zu werden und durch keine Kunst vor dieser drohenden Möglichkeit geschützt werden kann; allein wie es ist, bleibt Petersburg immer eine der schönsten und großartigsten Städte von einem über 3000 Fuß breiten Strome durchwallt, der das herrlichste Trinkwasser darbietet und bei seinem Ausflusse reizende grüne Inseln bildet, bedeckt mit Wald, geschmackvollen Villen und schönen Lustörtern, von denen Petersburg fast von allen Seiten umgeben ist und die, dem hohen Adel und dem Kaiser zuständig, mit seltener Liberalität dem Publicum zu jeder Zeit offenstehen und durch Musikchöre anlocken. Eine Newa hat Moskau nicht, und von dem anmuthigen Leben auf dem Strome erfahren wir von Hrn. von Custine fast gar nichts. Daß die russische Architektur sich mit Säulen überladet, ist wahr und wiederholt sich in allen Städten, wo seit etwa hundert Jahren Gebäude aufgeführt sind, was ihnen allerdings eine gewisse Monotonie ertheilt. Gegen Moskau ist Hr. von Custine gerechter. Die alte gewaltige Zarenveste, der Kremlin, imponirt ihm, weil Napoleon nur einen Stein davon statt des Ganzen, wie er hochherzig beabsichtigte, sprengen konnte. Daß auf Moskaus Thürmen das Kreuz auf den Halbmond geflanzt ist, scheint ihm entgangen zu sein: eine merkwürdige Trophäe der Befreiung vom Tatarenjoche und des Sieges des Christenthums über den Islam, nicht ohne Bedeutung für die Zukunft. Sehr irrt aber Hr. von Custine, wenn er die kleinern russischen Städte für ganz unbedeutend hält, worüber ihn schon auf seiner Reise von Petersburg nach Moskwa Twer an der Wolga mit seinem kaiserlichen Schlosse, der Gouvernementssitz, in welchem der Schwager des Kaisers, der würdige Prinz von Oldenburg mit seiner Gemahlin, der unvergeßlichen Katharina, nachmaligen Königin von Würtemberg, residirte, eines Andern hätte belehren können. Er erwähnt dessen kaum, da es doch weit bedeutender ist als Torschok (nicht Torschek), über welches er sich verbreitet.

Vom Gesichtspunkte der Eitelkeit aus könnte er mit Rußland vollkommen zufrieden sein, wenn — nur die Franzosen nicht als Besiegte in so schmachvoller Zer-

rüttung hätten abziehen müssen und der Kaiser nur nicht die Siege seines Volks gegen sie zu feiern sich vermäße. Offenbar hat den Hrn. Marquis von Custine das Manoeuvre bei Borodino, das zur Einweihung eines Denkmals des Fürsten Bagration, der hier in der Schlacht fiel (die Franzosen nennen sie die Schlacht bei Moshaisk), diese Schlacht darstellte und zu welcher der Kaiser den Marquis persönlich einlud, tief beleidigt und in die bitterste Laune versetzt. Von da an kann ihm der Kaiser nichts mehr recht machen, und ohne nähere Untersuchung läßt er sich alles Nachtheilige über ihn aufbinden, z. B. in der oben gedachten Geschichte der Fürstin Trubetzkoi, die ihrem Gatten, dem Hauptanstifter des Militairaufstands bei der Thronbesteigung des Kaisers, freiwillig nach Sibirien folgte. Der Kaiser hatte ihm auf sein fußfälliges Flehen sein als Hochverräther dem Tode verfallenes Leben geschenkt. Nie wird der Fürstin die Achtung vor weiblicher Hochherzigkeit versagt werden können, auf die sie gerechte Ansprüche zu haben scheint; wenn Hr. von Custine aber dem Kaiser bei der Behandlung ihres Mannes, der nicht ein blos gewöhnlicher Staatsverbrecher, und noch weniger ein Opfer der Gewalt und der Willkür war, Rachsucht vorwirft oder glaubt, den Kindern des dem Gesetze verfallenen Verbrechers, die, wohl zu bemerken, der entadelte Verurtheilte, nicht der Fürst gezeugt hat, geschehe ein Unrecht, wenn sie andern Kindern von Verbrechern gleich geachtet und behandelt werden — vorausgesetzt, daß die Behandlung gegen Unschuldige menschlich sei —, so muß er die Geschichte dieser unsinnigen Verschwörung, die offener vorliegt als irgend eine, und das Betragen des Fürsten dabei nicht kennen. Der Fürst misleitete als Militairchef die Treue seiner Untergebenen durch ein lügenhaftes Vorgeben, sandte sie ins Verderben und verbarg sich selbst währenddeß feigherzig. Wer hätte nicht an seiner Stelle tausendmal den Tod einem schmachvollen Leben vorgezogen? Er aber flehte zitternd darum als um eine Gnade und erhielt es von eben Dem, den er mit seinem Stamm hatte vernichten wollen, denn auf nichts Geringeres war es abgesehen. Daß der Kaiser nicht mit Gleichmuth des Fürsten gedenken kann, ist natürlich; er wollte aber die heranwachsenden Kinder in einem kaiserlichen Institute erziehen lassen; die Fürstin flehte, sie nicht von ihren Ältern zu trennen, weil ihr Vater sonst Alles verlieren würde, und ihr Wunsch wurde von dem Kaiser gewährt. An Mitteln wird es der hochherzigen Mutter nicht fehlen, sie zu erziehen, aber freilich nicht zum Fürstenstande. So verhält sich diese bedauernswürdige Geschichte, und wie erscheint sie bei dem Hrn. von Custine? Fiel denn dem Hrn. Marquis nicht die Ermahnung der Kaiserin, die er so hoch stellt, dabei ein, die zu ihm sagte: „Ich wünsche, daß Sie Alles genau hier kennen lernen, damit Sie aus Rußland eine Meinung mitnehmen, welche die der Narren und Boshaften berichtigen könne. Begnügen Sie sich nicht mit der Außenseite; dringen Sie in das Innere ein: Sie sind ganz dazu geeignet." O die arme getäuschte Kaiserin!

Hr. von Custine spricht oft von der großen Bestimmung des russischen Volks, ohne aber das Ziel derselben zu bezeichnen. Etwa den Panslawismus mit Hülfe des Gallicismus gegen den Germanismus auf den Thron zu heben? Etwa die Quelle, woher eigentlich Rußland seine Cultur geschöpft hat, gewaltsam zu verschütten und den Westen zu knechten? Mir scheint die Geschichte diesem Volke eine würdigere Bestimmung zu ertheilen, die es auch gewiß erfüllen wird, nämlich die abendländische Cultur in den Orient zu tragen und dem Skandal uneuropäischer Türkenbrutalität wenigstens im christlichen Europa ein Ende zu machen. Dazu mußte Peter I. seinem Volke abendländische Cultur gewinnen, und es ist aus diesem Gesichtspunkte ganz consequent, daß er es durch Petersburg mit dem Abendlande in unmittelbare Berührung brachte. Wollte ein russischer Herrscher seinem Volke eine andere Richtung geben, etwa mit Verkennung germanischer Nationalität die nach Westen (wohin ich das Verfahren gegen Polen, den uralten slawischen Erbfeind Rußlands, ohne es im mindesten vertheidigen zu wollen, noch nicht rechnen möchte, so bedenklich es auch ist), so würde er sein Volk um seine Bestimmung und sich selbst täuschen. Verachtung und Unterdrückung fremder Nationalität ist ein Verbrechen, das sich selbst an dem Unterdrücker rächt. In dieser Hinsicht ist es erfreulich, wenn Hr. von Custine eine Allianz zwischen Rußland und Frankreich unnatürlich und unmöglich findet, und es ist zu wünschen, daß diese gewiß in sich gegründete Ansicht in Frankreich durchdringe: sie würde der Welt Blut ersparen und Europa seine Cultur retten. Er selbst scheint eine solche Allianz im Auge gehabt zu haben, und französische Reisende verschiedener Nuancen, die in neuerer Zeit auffallend in der Richtung nach Rußland einander folgen und in den Russen mehre Elemente gallischer und antigermanischer Natur entdecken, sollen in dieser Hinsicht nicht mit ihm übereinstimmen. Was meint Deutschland dazu?

Mit Rußland zu sympathisiren und sich etwa den Heptarchisten zuzuneigen, kann einem vernünftigen und denkenden Menschen nicht zugemuthet werden; allein urtheilen Sie selbst, verehrter Freund, ob der Hr. Marquis von Custine wol der Mann ist, der Ihnen ein treues Bild davon geben kann, und beinahe glaube ich, daß man das von keinem Franzosen erwarten darf. Für die Treue des Bildes, das uns der Deutsche Kohl gibt, kann ich trotz mancher Unvollständigkeit in einzelnen Zügen bürgen. *) 117.

*) Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Entgegengesetzte Urtheile über Wilhelm III. in England.

Dahlmann sagt in seiner „Geschichte der englischen Revolution" über diesen König: „Ihm verdankt England seine Freiheit, soviel Freiheit verliehen werden kann, und Wilhelm hat die größte von allen Staatsfragen, die von der politischen Freiheit der Völker, so mächtig in den ganzen Welttheil mit ihrer scharfen Ecke hineingerückt, daß, wer in ihrer Nähe blos die Augen zuzudrücken und allenfalls ein

Kreuz zu schlagen weiß, sich früher oder später daran den Kopf einrennen muß." Ebenso ist Fr. Bülau stets der Lobredner des Oraniers, dessen große Persönlichkeit er bei jeder Gelegenheit hervorhebt und den er als einen der größten und würdigsten Regenten eines freien Volks rühmt. Dagegen urtheilt Dr. Franz Schulte, der Verf. eines Werks über die englische Staatsverfassung, in der Einleitung zu seiner eben erschienenen Schrift: „Das englische Parlament" (Berlin 1844): „Was England von politischer Freiheit besitzt, hat es im Schweiße seines Angesichts errungen. Es verdankt sie keinem seiner Könige, am allerwenigsten Wilhelm III., dessen ganzes Streben vielmehr dahin ging, die wenigen aus der Revolution geretteten Freiheiten zu vernichten, was ihm auch wahrscheinlich gelungen sein würde, wenn das englische Volk sich nicht gleich nach seiner Thronbesteigung der Bill der Rechte versichert hätte. Als König gab er nur höchst ungern seine Zustimmung zu dieser Bill, obschon er sie wenige Monate früher, wo ihm ihr Inhalt unter dem Namen «Erklärung der Rechte» durch den Marquis von Halifax in Gegenwart beider Parlamentshäuser als bedingungsweise Stufe zum Throne überreicht wurde, angenommen hatte. Wilhelm hielt, ungeachtet der Bill der Rechte und in geradem Widerspruche mit frühern Statuten, sein erstes Parlament über sechs Jahre zusammen. Der ersten Bill für dreijährige Parlamente wich er durch eine Prorogation aus; eine zweite, siegreich durch beide Häuser des Parlaments durchgeführte Bill zu ähnlichem Zwecke verwarf er, als sie ihm zur Genehmigung vorgelegt wurde, obgleich es zu den seltensten Fällen gehört, daß die Krone von dieser Prärogative Gebrauch macht und dies auch seit 1707 gar nicht mehr vorgekommen ist. Einer dritten Bill für die Dauer dreijähriger Parlamente gab Wilhelm 1694 erst dann seine Sanction, als beide Parlamentshäuser den Beschluß gefaßt hatten, ihn dazu zu zwingen. War sein Verfahren bei der Aufruhrbill, wonach das Kriegsheer der Krone entrückt und unter die alleinige Controle des Unterhauses gestellt ward, anders? War es nicht das Nämliche, als der Presse ihre Fesseln durch ein Gesetz gelöst werden sollten? Soll ich noch anführen, daß Wilhelm, um sich später des Thronfolgeacts desto leichter zu versichern, die beiden Factionen im Staate aneinander hetzte und auf diese Weise durch den Fanatismus der einen und den Übermuth der andern, wie sich Burke ausdrückt, den berüchtigten Strafcodex gegen Irland und die Katholiken zu Stande brachte, der an systematischer Intoleranz, Verfolgungswuth und Grausamkeit Alles übertrifft, was die Annalen der Menschheit schänden kann? Wilhelm der Oranier, statt der Begründer politischer Freiheit in England zu sein, war vielmehr ihr entschiedener Gegner, soviel es ihm die Umstände und Klugheit gestatteten. In der Geschichte und im täglichen Leben finden wir, daß der Mensch gewöhnlich seine Wiege, seine Freunde und Versprechungen vergißt, wenn er unerwartet zu hohen Würden gelangt. Eine solche Erscheinung war auch Wilhelm III. Eine ähnliche Bewandtniß hat es nicht selten mit der historischen oder öffentlichen Berühmtheit." 33.

Bibliographie.

Die Albertus-Universität zu Königsberg. Eine Denkschrift zur Jubelfeier ihrer 300jährigen Dauer in den Tagen vom 27. bis 31. August 1844. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Bestrebungen und Leistungen Breslauer Publicisten in den Jahren 1842, 1843 und 1844. Sechszig Aufsätze von O. Behnsch, M. Elsner, C. A. Milde, F. v. Sallet, L. Schweitzer, A. Semran, J. Stein und R. Werner, gesammelt und herausgegeben von L. Schweitzer. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Elegante Bibliothek moderner Novellen. Herausgegeben von F. Wehl. 2tes Bändchen. Berlin, Schepeler. Gr. 16. 15 Ngr.

Binzer, C. E., Sammlung poetischer Versuche. Kiel, Bünsow. 8. 22½ Ngr.

Breier, E., Waldfräulein, oder Ritter und Adept. Romantisches Sagenbild aus der Vorzeit. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 22½ Ngr.

Bürger's, G. A., Sämmtliche Werke. Neue Originalausgabe. 1stes Bändchen in zwei Lieferungen. Göttingen, Dieterich. 8. 20 Ngr.

Capellmann, A., Die weiblichen Charaktere von Sophokles. Koblenz. 1843. 4. 7½ Ngr.

Declamatorium. Auswahl der besten deutschen zum öffentlichen Vortrag geeigneten Gedichte. Brandenburg, Müller. Kl. 8. 22½ Ngr.

Disteln. Kiel, Bünsow. 1843. 16. 7½ Ngr.

Eger, H. H., Rede am Tage der Jahresversammlung des Leipziger Hauptvereins der Gustav-Adolph-Stiftung in Chemnitz den 8. August 1844. Chemnitz, Starke. 8. 2½ Ngr.

Erkenntniß und Nichtigkeits-Beschwerde in der wider den Oberlehrer Witt geführten fiscalischen Untersuchungssache. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 5 Ngr.

Felsecker, F. J., Palästina und eines Pilgers Wege dahin. Aus meinem Reisetagebuche. 1ste Abtheilung. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 22½ Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Orientalische Briefe. Drei Bände. Berlin, A. Duncker. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Harleß, C. F., Die edelsten Juwelen in der Fürsten-Krone. Eine akademische Rede, gehalten zu Bonn am 15. October 1840. Aus der lateinischen Urschrift von dem Verfasser selbst frei übersetzt. Bonn. 1843. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Heller, R., Perlen. Taschenbuch romantischer Erzählungen für 1845. Mit 6 Stahlstichen. 4ter Jahrgang. Leipzig, Reclam jun. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, F., Lieder aus dem Herzen. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 7½ Ngr.

Knobel, A., Exegetisches Vademecum für Hrn. Prof. Ewald in Tübingen. Giessen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Lobedanz, E., Thorwaldsen. Ein Gedicht. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Mannbach, J. A., Kuno der Wilde, oder das rächende Vehmgericht. Eine Rittergeschichte aus dem 12. Jahrhundert. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 22½ Ngr.

Novellen-Kränze. Mit Beiträgen von A. Baron v. Bülow, G. Geibler, J. Krebs, A. Weill u. s. w. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Oettinger, E. M., Narrenalmanach für 1845. 3ter Band. Mit einer räthselhaft dunkeln Medaille und einem wunderbar schönen Holzschnitt. Leipzig, Reclam jun. 1845. Gr. 16. 2 Thlr.

Pohl, A., Lyrisch, Episch, Satirisch. Gedichte. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 12. 20 Ngr.

Randglossen eines Protestanten zu der Schrift des Hrn. Hofrath Friedr. Thiersch über Protestantismus und Kniebeugung. Augsburg, Wolff. 8. 2½ Ngr.

Reybaud, Mme. Charles, Coralie, oder Sieg echter Weiblichkeit. Deutsch von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Sammlung auserlesener Erzählungen für alle Stände. Zusammengetragen von mehren Freunden guter Erzählungen. 1stes bis 4tes Heft. Heidenheim, Kraus. 8. à 5 Ngr.

Schwertinger, Crescenzia, Der Henker und sein Kind, oder Altenburg vor 200 Jahren. Roman. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Buntes Stettin. Skizzen und Genrebilder. 1stes und 2tes Heft. Stettin, Sanne und Comp. Kl. 8. à 5 Ngr.

Tagart, E., Charakterbilder der vornehmsten Reformatoren des 16. Jahrhunderts: Luther, Calvin, Zwingli, Socinus, Cranmer und Knox. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. Mit 6 Bildnissen. Dresden, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 269. —— 25. September 1844.

Über Umfang und Wesen der romanischen Sprachen.

Die romanischen Sprachen bilden eine der wichtigsten Sprachfamilien, denn erstens umfassen sie — ihrer weiten Ausbreitung in Amerika und vielen Gegenden der andern Erdtheile nicht zu gedenken — viele der schönsten Länder Europas; zweitens besitzen sie außerordentlich reiche und vortreffliche Schriftenthümer; drittens müssen sie durch die Art ihrer Entstehung, ihrer Entwickelung und ihres ganzen Baues die Theilnahme der Sprachforscher im höchsten Grade erregen. Gleichwol hat man erst in der neuesten Zeit, seitdem die vergleichende Sprachforschung zur Wissenschaft erhoben worden ist, angefangen, die romanischen Sprachen auf eine der Würde der Wissenschaft angemessene Weise zu behandeln, und es wird noch eine gute Zeit dauern, ehe sie namentlich bei den ihren Fleiß ausschließlich dem Griechischen und Lateinischen zuwendenden Gelehrten die ihnen in so hohem Grade gebührende Anerkennung finden werden, und ehe man überhaupt aufhören wird, mit vornehmem, schon in der Schule eingeprägtem Stolze auf die wie man sagt armen und verstümmelten romanischen Sprachen herabzublicken.

Über den zweiten der vorhin angedeuteten Punkte, über die romanischen Schriftenthümer, etwas zu sagen würde zu weit führen; es sei mir daher vergönnt, nur über den ersten und dritten Punkt, über das Räumliche und das eigentlich Sprachliche der romanischen Sprachfamilie, einige flüchtige Bemerkungen mitzutheilen, welche den Zweck haben, den romanischen Sprachen — abgesehen von ihren Schriftenthümern — eine größere Aufmerksamkeit und Achtung von Seiten der Gebildeten, als ihnen bisher zu Theil geworden ist, zuzuwenden und weitverbreiteten irrthümlichen Meinungen über dieselben entgegenzutreten.

Romanische Sprachen herrschen zunächst auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel mit Ausschluß der baskischen Landschaften, in denen die noch unenträthselte, wahrscheinlich aber gleichfalls zum großen indisch-germanischen Sprachstamme gehörige baskische Sprache (Eskuara) gesprochen wird. Portugiesisch und Spanisch sind nicht blos mundartlich voneinander verschieden, sondern zwei ganz selbständige Sprachen, im Bau zwar durchaus miteinander übereinstimmend, aber durch manche Eigenthümlichkeiten, namentlich im Klange, wesentlich unterschieden. Portugal wurde früher von der arabischen Herrschaft befreit als Spanien; daher hat die portugiesische Sprache weniger arabische Wörter als die spanische, und die arabischen, das Spanische von allen andern romanischen Sprachen unterscheidenden Kehllaute fehlen im Portugiesischen gänzlich; dafür hat dieses eine Menge französischer, im Spanischen fehlender Wörter und Laute (die gelinden Zischlaute und den Nasenlaut), welche durch die zahlreiche Begleitung des Grafen Heinrich von Burgund eingeführt worden sind. Der Klang der Sprache ist, wie sich unter dem milden Himmelsstrich am Meere erwarten läßt, vorherrschend weich durch die gelinden Zischlaute, durch Erweichung und häufige Ausstoßung der Mitlaute und durch Brechung der Selbstlaute e und o in ei und ou. Die ältesten Denkmäler portugiesischer Sprache gehören den letzten Jahrzehenden des 12. Jahrhunderts an.

Den Übergang vom Portugiesischen zum Spanischen macht die galicische Mundart, bis in das 16. Jahrhundert schriftstellerisch ausgebildet, besonders durch König Alonso den Weisen 1252—84. In dieser Mundart bestehen portugiesische und spanische Wortformen nebeneinander, ohne zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen zu sein, doch herrscht das Portugiesische noch entschieden vor.

Weit mehr tritt dieses in den Hintergrund in der leonischen Mundart, in welcher im 13. Jahrhundert ein großes erzählendes Gedicht, „Alexander der Große", abgefaßt ist. Die portugiesisch-galicischen Eigenthümlichkeiten verschwinden hier immer mehr; es treten dagegen die eigenthümlich spanischen Grundzüge schon mehr hervor, die endlich in völliger Reinheit in der castilischen Mundart sich ausprägen. Das staatliche Übergewicht Castiliens erhob diese Mundart zur Gesammtsprache, die auch jetzt noch von den Castiliern mit Selbstgefühl nicht „lengua española", sondern „lengua castellana" genannt wird. Keine andere Mundart Spaniens war auch so befähigt und so würdig, sich zur herrschenden Sprache zu erheben, denn gerade in der Mitte des Landes heimisch, ist sie die eigenthümlichste spanische Mundart und vermittelt die Mundarten der entferntesten Gegenden. Keine andere

romanische Sprache vereinigt mit solcher Anmuth so viel Würde und Kraft wie die spanische; sie ist das treue Abbild des ernsten, stolzen und zugleich heitern, witzigen, geistreichen Volks.

Die Brücke von der castilischen zu den südfranzösischen Mundarten bildet die catalonische Sprache, mit welcher die Mundarten von Aragon und Valencia ziemlich zusammenfallen. Sie hat ein sehr reiches, aber noch wenig bekanntes Schriftenthum und steht ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach den südfranzösischen Mundarten näher als der castilischen Gesammtsprache, weshalb sie auch früher mit unter dem Namen limousinische Sprache begriffen wurde. Der Inlaut der Wörter ist meist weicher, der Auslaut meist härter und rauher als im Castilischen. Die catalonische Mundart erstreckt sich auch über die Balearischen und Pithyusischen Inseln, über den nordwestlichen Theil der Insel Sardinien und nach Frankreich hinein über Roussillon.

Frankreich zerfällt der Sprache nach seit ältester Zeit, wie Deutschland in Ober- und Niederdeutsch, so in Nord- und Südfranzösisch, oder Französisch und Provençalisch, oder langue d'oil und langue d'oc.*) Jede dieser Hauptmundarten umfaßt wiederum eine große Menge von Untermundarten, namentlich im südlichen Frankreich ist wol kaum eine bedeutende Stadt, welche nicht ihr eigenthümliches, zum Theil reiches, wenn auch nicht eben gehaltvolles Schriftenthum hat. Die meisten Mundarten haben auch Wörterbücher, wenigstens kleine Wörtersammlungen aufzuweisen; bekannt ist, daß unter Napoleon 1807 der Minister Chaptal das Gleichniß vom verlorenen Sohne in mehr als 100 französische Mundarten übersetzen ließ.

Die südfranzösischen Mundarten unterscheiden sich von den nordfranzösischen durch Weichheit, Wohlklang, größern Reichthum an Selbstlauten, größere Biegsamkeit und engeres Anschließen an das Lateinische. Sie sind am frühesten und reichsten schriftstellerisch ausgebildet worden; das reichste Schriftenthum unter ihnen haben die mannichfaltigen Mundarten der Provence, Languedoc und Limousin; die Mundart von Roussillon ist, wie schon erwähnt, noch ganz catalonisch, und auch die Mundarten von Bearn und der Gascogne sind dem Spanischen sehr nahe verwandt. Die Grenze zwischen Südfranzösisch und Nordfranzösisch läßt sich fast genauer bestimmen als die zwischen Französisch und Spanisch. Sie fällt mit den nördlichen Grenzen von Dauphiné, Lyonnais, Auvergne, Limousin und Guienne zusammen (also ungefähr 46 Grad nördlicher Breite).

Unter den nordfranzösischen Mundarten erfreut sich der reichsten schriftstellerischen Ausbildung die burgundische (besonders bekannt sind die berühmten Weihnachtslieder oder Noëls von La Monnoye). Eigenthümliche sprachliche Theilnahme erregt die lothringische Mundart, weil sie bedeutenden Einfluß von den angrenzenden oberdeutschen Mundarten erfahren hat. Zwei ganze Landschaften des nördlichen Frankreichs gehören nicht dem romanischen Sprachstamme an, die Bretagne, in welcher eine keltische Mundart (Bas-Breton, Breizunee) herrscht, und das Elsaß sammt dem nordöstlichen Theile Lothringens, wo die Volksmundart Deutsch ist, obwol nach Einführung französischer Sprache getrachtet wird. Auch im Nordbezirk (Departement du Nord) spricht etwa der siebente Theil der Bevölkerung (ungefähr 160,000 Menschen) und im Bezirke Pas de Calais zwei Gemeinden mit etwa 1300 Menschen Flamändisch. Die Normannen dagegen haben ihre germanische Sprache gänzlich aufgegeben und sich begnügt, der französischen Sprache viele Ausdrücke, besonders in Bezug auf das Seewesen, zuzuführen. Im Ganzen möchte sich das deutsche Sprachgebiet in Frankreich über 1,300,000 Menschen erstrecken, das keltische in der Bretagne etwa über eine Million, und im Bezirke der Niederpyrenäen (Basses-Pyrénées) reden noch etwa 100,000 Menschen Baskisch.

Im nördlichen Frankreich hat sich auch die französische Gesammtsprache gebildet, indem die geläuterte pariser Volksmundart sich zur Herrscherin erhob. Sie unterscheidet sich von den Schwestersprachen namentlich durch den Zwiespalt zwischen Schrift und Klang, hervorgegangen aus der argen Verstümmelung der Wörter und Entfremdung vom Lateinischen, durch geringern Wohlklang, durch Neigung zu den den andern romanischen Sprachen fehlenden Umlauten ä, ö, ü und zum stummen e, durch geringere Klarheit im Wortbau, geringern Reichthum an Formen, einförmigern Satzbau u. s. w. Diese und ähnliche Mängel wiegt zum Theil ihre außerordentliche Lebendigkeit und Gewandtheit als Gesellschaftssprache auf, durch welche sie eine so große geistige Herrschaft erworben hat.

Über die nördlichen Grenzen Frankreichs hinaus erstreckt sich die französische Sprache über Belgien, einen Theil Luxemburgs und einen kleinen Theil der preußischen Rheinlandschaft, doch vermag ich hier die Grenze nicht genau anzugeben. Unter den Volksmundarten Belgiens ist, so viel mir bekannt ist, nur eine schriftstellerisch ausgebildet, die wallonische oder lüttichische mit niederdeutschen Einmischungen, in den Grundzügen am nächsten mit der Mundart der Picardie übereinstimmend.

Vom Französischen kommen wir durch Vermittelung der Mundarten der Freigrafschaft (Franche-Comté) zu den romanischen Mundarten der Schweiz. Diese zerfallen in drei Abtheilungen; die westlichen (Genf, Waadtland, Neuenburg, ein Theil von Bern, Freiburg, ein Theil von Wallis) schließen sich so eng an die östlichen französischen Mundarten an, daß man diesen Theil der Schweiz die französische nennt, da auch die französische Gesammtsprache hier allgemeine Schriftsprache ist; doch haben auch alle Volksmundarten ein freilich sehr kleines Schriftenthum.

Die mittlern oder südlichen schweizerischen romanischen Mundarten, die von Tessin und Theilen von Wallis und

*) Oc, vom Lateinischen hoc, oil, jetzt oui, vom Lateinischen hoc illud; jenes wurde im südlichen, dieses im nördlichen Frankreich zur Bejahung gebraucht.

Graubünden, schließen sich enger an die oberitalischen Mundarten an (italische Schweiz), sind aber, so viel ich weiß, nicht schriftstellerisch ausgebildet.

In der östlichen Schweiz in Graubünden, herrscht eine eigenthümliche romanische Sprache, die rhätoromanische, häufig nach der Hauptstadt die churwälsche oder, wegen ihrer Mischung, spottweise kauderwälsche genannt. Sie zerfällt in zwei Hauptmundarten: die rumonsche in der Gegend der Quellen des Rheins im Obern oder Grauen Bunde, und die ladinsche in Thale Engadin, von den Quellen des Inn bis an die Grenze von Tirol. Jene hat bedeutende deutsche Einmischungen, diese nähert sich weit mehr dem Italischen; jede dieser beiden Hauptmundarten hat wiederum einige Untermundarten. Die rumonsche Mundart hat ein weicheres Schriftenthum (doch meistentheils geistlichen Inhalts) als die ladinsche. Die rhätoromanische Sprache umfaßt aber nur ungefähr die Hälfte von Graubünden, etwa 40,000 Menschen; im nördlichen Theile (im Gotteshaus- und Zehngerichtenbunde) wird von etwa 30,000 Menschen Deutsch, und in den südlichsten Theilen von etwa 10,000 Menschen Italisch gesprochen.

Von Frankreich aus machen die Mundarten von Dauphiné und Provence, von der Schweiz aus die der Landschaften Genf, Tessin, Wallis und Graubünden den Übergang zu den norditalischen Mundarten. Die savoyische Mundart steht dem Französischen noch weit näher als dem Italischen und wird nicht mit Unrecht geradezu eine französische Mundart genannt. Soll, was in größter Schärfe nicht möglich ist, die Grenze zwischen französischer und italischer Sprache gezogen werden, so muß sie sich vom Monte Rosa aus zwischen dem Lys- und Sesiathale in die lombardische Ebene hineinziehen. Schon in der piemontischen Mundart tritt der französische Einfluß weniger stark hervor, und je weiter wir nach Osten und Südosten gehen, desto italischer werden die Mundarten. Die Eigenthümlichkeit der oberitalischen Sprachen, unter denen die mailändische das reichste Schriftenthum hat, besteht in Kürze und Härte; sie unterscheiden sich von der italischen Gesammtsprache bedeutend dadurch, daß die Wörter meistens mitlautige Ausgänge haben, während es in der italischen Gesammtsprache und in den unteritalischen Mundarten Gesetz ist, daß jedes Wort auf einen Selbstlaut endigt. Wesentliche Abweichungen von den übrigen oberitalischen Mundarten zeigen zwei durch ihre Lage am Meere abgesonderte Mundarten, die von Genua und von Venedig, von denen namentlich die letztere noch weicher ist als die italische Gesammtsprache selbst. Über die nördlichen Grenzen Italiens hinaus erstreckt sich die italische Sprache (außer über die schon genannten Gegenden der Schweiz) nach dem südlichen Tirol und nach Triest und dem übrigen illyrischen Küstenlande, namentlich Friaul, und über ganz Dalmatien. Dagegen liegen wiederum mitten in romanischen Mundarten einige deutsche Sprachinseln, nämlich acht Ortschaften am Monte Rosa (ungefähr 7000 Menschen), dreizehn Gemeinden in den Bergen östlich von Roveredo und sieben Gemeinden auf den Bergen zwischen dem Oberlauf der Brenta und der Ebene von Vicenza.

Die mittelitalischen Mundarten, namentlich die toscanische, bilden vorzugsweise die Grundlage der gesangreichen, sanften und weichen und doch glühenden und leidenschaftlichen italischen Gesammtsprache; doch haben die einzelnen Volksmundarten dieser Gegenden manche Eigenthümlichkeiten, von denen namentlich die starken Hauchlaute in Florenz hervorzuheben sind.

Unter den unteritalischen Mundarten sind durch ihr Schriftenthum am wichtigsten die napolische und sicilische und durch sprachliche Eigenthümlichkeiten die Mundarten der Insel Sardinien (namentlich die von Cagliari und Loguboro). In allen diesen Mundarten ist griechischer und arabischer Einfluß unverkennbar, wie denn die Sprache der Insel Malta geradezu aus dem Arabischen hervorgegangen ist und den Übergang nach Afrika bildet. In keinem Lande erfreuen sich die Volksmundarten einer so reichen und vortrefflichen schriftstellerischen Ausbildung wie in Italien. Dies hat seinen Grund theils in der Zerstückelung des Landes und in der Feindschaft zwischen den einzelnen Völkerschaften, von denen jede um so eifersüchtiger auf ihre eigenthümliche Mundart war und noch ist, theils in der Neigung des italischen Volks zum Gesange, denn nur mundartliche Gesänge sind echte Volkslieder.

Während die bisher genannten romanischen Sprachen und Mundarten so ineinander übergehen, daß man kaum angeben kann, wo die eine romanische Hauptsprache aufhört und die andere anfängt, kommen wir nun zu einem räumlich getrennten und rings von fremdartigen Sprachen umgebenen Zweige der romanischen Sprachfamilie, dem walachischen oder dakoromanischen im ehemaligen Dacien, an beiden Ufern der untern Donau, von mehr als drei Millionen Menschen gesprochen, in der jetzigen Walachei und Moldau nebst angrenzenden Strichen Ungarns, Siebenbürgens und Bessarabiens und auf einer großen Strecke des rechten Donauufers im alten Thrakien und Macedonien bis nach Thessalien. Wegen des großen Völkergedränges in diesen Gegenden ist kaum die Hälfte des Wortvorraths dieser Sprache Lateinisch geblieben; die andere Hälfte besteht aus slawischen, albanesischen, griechischen, deutschen, ungarischen, türkischen und andern Wörtern; der Bau der Sprache ist aber durchaus romanisch, dem Italischen am nächsten verwandt. Äußerlich zwar hatte die walachische Sprache früher ein ganz slawisches Ansehen, da man sich beim Schreiben der alten cyrillischen Buchstaben bediente. Erst in der neuesten Zeit hat man die lateinischen Buchstaben mit vielfachen Häkchen und Punkten eingeführt, was die Sprache zwar auch äußerlich ihren Schwestern mehr anähnlicht, aber freilich auch mit so großen Schwierigkeiten verknüpft ist, daß es noch vielfachen Widerspruch findet. Durch die Donau wird die walachische Sprache in zwei Hauptmundarten geschieden, die nördliche oder eigentliche dakoromanische und die südliche oder macedoromanische oder kutzowalachische; die erstere ist weniger stark gemischt

und schriftstellerisch ausgebildet, doch beginnt ihr Schriftenthum erst mit dem Jahre 1580 und ist meist geistlichen Inhalts.

Wenngleich nun der Name der romanischen Sprachen, sowie der Umstand, daß sie sämmtlich auf ehemals römischem Gebiete gesprochen worden, und daß der größte Theil ihres Wortschatzes sich auf das Lateinische zurückführen läßt, offenbar darauf hinweist, daß die romanischen Sprachen aus dem Lateinischen hervorgegangen sind, so scheinen sie doch beim ersten Anblicke einen von der lateinischen Sprache ganz verschiedenen Geist und Bau zu haben, sodaß noch in der neuesten Zeit Viele, namentlich französische, englische und holländische Sprachforscher jene Sprachen vielmehr aus der alten keltischen Volkssprache herleiten, denen die Römer blos Wörter zugeführt hätten. Andere, namentlich Raynouard, leiten sie aus der Sprache der Troubadours (provençalischer Sprache, daher vorzugsweise langue romane genannt) ab, ohne zu erklären, woher diese entstanden sei. Aber auch unter Denen, welche den unzweifelhaft lateinischen Ursprung der romanischen Sprachen anerkennen, herrscht Verschiedenheit der Ansichten, von denen zwei am verbreitetsten sind; nach der einen sind die romanischen Sprachen aus der Verschmelzung des Lateinischen mit dem Deutschen, namentlich Gothischen hervorgegangen, nach der andern sind sie Verstümmelungen der lateinischen Schriftsprache. Alle genannten Ansichten sind offenbar falsch, und es ist wirklich unbegreiflich, wie man nicht längst allgemein zu der Überzeugung gekommen ist, daß die romanischen Sprachen nichts Anderes sind als ganz naturgemäße Entwickelungen und Vervollkommnungen der römischen Volksmundarten, also nicht Töchter des Lateinischen — man müßte denn auch Neuhochdeutsch Tochter des Mittelhochdeutschen und dieses Tochter des Althochdeutschen, und die Sprache jedes Jahrhunderts die Tochter der Sprache des vorigen Jahrhunderts nennen —, sondern die lateinische Volkssprache selbst, erwachsen und weiter fortgebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwickelung, oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von J. F. G. Eiselen. Halle, Schwetschke und Sohn. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es läßt sich sehr bezweifeln, ob eine in völlig abstracter und getrennter Weise gehaltene Darstellung der materiellen Volkscultur und der wirthschaftlichen Interessen für die Gegenwart noch von irgend einem Interesse sein kann. Die ganze materielle Seite des Menschheitslebens, die Erzeugung, Verarbeitung, Vertauschung und Verzehrung der Producte, die Verhältnisse beweglichen und unbeweglichen Besitzes und die mannichfachen Wechselbeziehungen, in welchen alles Dieses steht, hängen so genau und innig mit allen übrigen Lebenselementen der Staaten und Völker, mit ihrer Politik, ihren Privat- und öffentlichen Rechtsbestimmungen, ja mit der ganzen geistigen Seite ihres Daseins zusammen, daß die Nationalökonomie aus einem höhern Gesichtspunkte aufgefaßt werden muß, und mit der bloßen Erläuterung einer Reihe abstracter Begriffe von Werth, Preis, Production, Arbeit, Capital u. s. w. nichts geholfen ist. Eine Reihe ganz bekannter Erscheinungen führt immer mehr zu dieser höhern Auffassung hin. Es ist nun, was das vorbezeichnete Werk von Eiselen betrifft, nicht die Absicht des Verf. gewesen, in dieser Beziehung die Wissenschaft weiter zu fördern, sondern er hat nur eine von Citaten, Literatur und Polemik ganz rein gehaltene, sehr detaillirte Darstellung der Nationalökonomie, ohne indeß den Standpunkt dieser Wissenschaft überhaupt zu verändern, gegeben. Es wird daher nicht passend sein, hier auf einzelne Fundamentalansichten über diesen Standpunkt oder auf einzelne besonders in der Gegenwart stark debattirte Fragen, welche auf jenen Fortschritt hindeuten, einzugehen, sondern wir müssen uns mit einer flüchtigen Skizze des Inhalts des Buches selbst begnügen. Nachdem in der Einleitung das System der Bedürfnisse erörtert, und als die Aufgabe der Volkswirthschaftslehre angegeben ist, daß dieselbe zu zeigen habe, wie sich die bürgerliche Gesellschaft durch ein, ihre einzelnen Glieder beherrschendes Interesse, also auf eine natürliche Weise zu einem Wirthschaftssysteme gestaltet, und wie durch dieses System jenes Interesse befriedigt wird, erörtert der erste Theil die Entstehung der äußern Güter. Als Quellen derselben sind Natur und Arbeit anzusehen, die beide erst durch die Ausbildung der Arbeitstheilung ihre productive Kraft gehörig entfalten. Die Arbeitstheilung erhöht die Geschicklichkeit der Arbeiter, führt auf bessere Methoden und Hülfsmittel und gibt einer Menge sonst unbenutzter Kräfte Gelegenheit zur Thätigkeit. Ein zur Hervorbringung der mit der Volksmenge in Verhältniß stehenden Gütermenge dienendes System getheilter Arbeiten ist nur möglich, wenn sich die unmittelbar daraus hervorgehende Trennung zwischen den Bedürfnissen und Thätigkeiten wieder aufheben läßt. Dieses führt zu einer Vermittelung der Bedürfnisse mit den Erzeugnissen, und somit reiht sich die Lehre vom Tausche, vom Gelde und vom Credit an, sowie weiter die Betrachtung des Umlaufs der Güter, Grundstücke und Gütervorräthe, sodaß durch die Erörterung gezeigt ist, wie durch einen Inbegriff von Thätigkeiten eine Masse von Gütern erzeugt und zur Befriedigung der mannichfachsten Bedürfnisse in Umlauf gesetzt wird. Die dritte Abtheilung beschäftigt sich dann näher mit der Art und Weise, wie sich die Güter an die einzelnen Classen der bürgerlichen Gesellschaft vertheilen, und erörtert die Begriffe von Arbeitslohn, Grundrente, Capitalrente und Unternehmungsgewinn. Die folgende Abtheilung faßt das Bisherige in größere Resultate zusammen und handelt vom Nationalvermögen, von den Einflüssen der Consumtion, des Luxus, der Mode und von den Verhältnissen des Reichthums und der Armuth. Der zweite Theil der Schrift stellt die besondere Volkswirthschaftslehre, oder die einzelnen Richtungen dar, welche ein Volk in seiner wirthschaftlichen Entwickelung einschlagen kann, insonderheit also die Vorherrschaft des Ackerbaues, der Manufactur und des Handels. Diesen Theil der Schrift, der zunächst die Verhältnisse des Grundeigenthums, der großen, kleinen und mittlern Cultur (wobei politische Fragen nicht zu übergehen standen), und dann die nähern Details hinsichtlich der Fabrikbetriebes und des Handels erörtert, halten wir für den vorzüglichsten, und müssen mit der Bemerkung schließen, daß das Buch — wie nach den bisherigen Leistungen des Verf. nicht anders zu erwarten stand — einen reichen Vorrath der scharfsinnigsten Ausführungen und einen Quell für gründliche Belehrung enthält, daß aber leider die Darstellungsweise einen großen Theil der Leser durch ihre ermüdende Weitschweifigkeit und Trockenheit von einem genauern Studium des Buches abhalten wird. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 270. — 26. September 1844.

Über Umfang und Wesen der romanischen Sprachen.

(Fortsetzung aus Nr. 269.)

Wir wollen nun kürzlich nachzuweisen versuchen, daß die romanischen Sprachen in der That Entwickelungen der römischen Volkssprache und weit vollkommener als die lateinische Schriftsprache sind. Freilich kann dies hier nur kurz und übersichtlich geschehen; eine ausführlichere und strenger wissenschaftliche Abhandlung über denselben Gegenstand, welche die meisten Leser d. Bl. ermüden würde, soll im zweiten Bande meiner „Beiträge zur Erforschung der romanischen Sprachen" eine Stelle finden.

Daß es so sein muß, wie wir gesagt haben, leuchtet eigentlich schon von selbst ein, wenn man die Entwickelung des menschlichen Geistes im Allgemeinen berücksichtigt; denn so lange der Geist sich entwickelt, so lange entwickelt sich die Sprache im Einklange mit ihm; und warum anders hätte wol der menschliche Geist die lateinische Sprachform aufgegeben, als um sich eine neue, seinen gesteigerten Bedürfnissen entsprechendere, also vollkommenere Sprachform zu bilden? Schon das Hervorgehen der romanischen Sprachen aus dem Lateinischen an sich ist ein wesentlicher Fortschritt, denn die Völker in den römischen Landschaften, welchen der Gebrauch der lateinischen Schriftsprache immer eine Erinnerung an ihre Abhängigkeit von der Hauptstadt Rom war, erhielten dadurch erst sprachliche Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit, und jedes für sich schuf sich ein eigenthümliches, reiches Schriftenthum statt des einen, größtentheils unvolksthümlichen römischen. Unvermeidlich war es natürlich, daß, wie dies überhaupt im Laufe der Geschichte begründet ist, einzelne Vorzüge der lateinischen Sprache aufgegeben werden mußten, aber dies geschah nur, um andere, größere Vortheile zu erwerben. Wir wollen nun diese Vorzüge und den Fortschritt der romanischen Sprachen vor der lateinischen auch im Einzelnen kurz betrachten.

1. Wortschatz und Wortbildung. Man wirft den romanischen Völkern gewöhnlich vor, daß sie ihre Sprachen nicht so begriffen, wie z. B. die Deutschen, weil ihr Wortvorrath aus einer ihnen fremden Sprache geflossen sei, und weil sie eine große Menge Sprossformen haben, deren Wurzeln ihnen fehlen; ja deutsche Eiferer, und darunter gewichtige Männer, sprechen den romanischen Völkern geradezu eine Muttersprache, eine lebendige, ihnen natürliche Sprache ab, während wir allein eine unerschöpfliche Ursprache hätten. So sind z. B. die Wörter écurie, multitude, descendre u. s. w. dem ungelehrten Franzosen, obwol er ihre Bedeutung kennt und sie richtig anwendet, nicht deutlich, weil er die Stammwörter equus, multus, scandere u. s. w. nicht kennt. Allerdings, aber das ist nicht blos ein Misgeschick der romanischen, sondern aller Völker; denn was hilft es z. B. dem ungelehrten Deutschen, wenn wir die Wurzelwörter von Beichte, vertheidigen, Kind, Frau, Leichnam, nicht, Marschall, Eimer u. s. w. im Altdeutschen oder Gothischen finden? Ihm liegt Gothisch und Altdeutsch ferner als dem Romanen Lateinisch. Das Begreifen ihrer Muttersprache ist überhaupt nur das Streben der gelehrtesten Männer, die noch unendlich oft im Finstern tappen; wie will man von einem ganzen Volke sagen, daß es seine Sprache begreife?

Allerdings haben die romanischen Sprachen, wie alle andern, eine Menge einfacher Wörter aufgegeben, aber dafür haben sie einen desto größern Reichthum an Ableitungen, und gerade hierin zeigt sich die große Schöpferkraft der romanischen Sprachen. Sie haben nämlich a) die wichtigsten lateinischen Ableitungssilben in voller Kraft erhalten und wenden sie viel freier und nützlicher an als die Römer (getrauten sich doch diese kaum, Wörter wie naturalis, corporalis, possibilis u. dgl. zu bilden!); b) öfters eine lateinische Endung in zwei oder mehre mit verschiedener Bedeutung gespalten; z. B. aus dem lat. itia wurde das franz. ice und esse (justice und justesse für das eine lat. justitia); aus iceus und icius wurden im Italischen fünf Ableitungssilben mit sinnvoll unterschiedener Bedeutung: accio, eccio, iccio, occio, uccio; aus iscus gewannen die Spanier die vier Formen asco, esco, isco, usco; c) nahmen die Romanen mehre fremde, besonders deutsche Endungen, z. B. art, inc u. s. w. auf, welche ihnen eine Fülle von Ableitungen gewähren; d) bildeten sie eine Menge neuer Stammwörter, theils aus Eigenschaftswörtern, z. B. von albus, serus u. s. w., franz. aube, soir u. s. w., theils aus Zeitwörtern, z. B. aus blasphemare, dubitare, aestimare, franz. blâme, doute,

estime u. s. w. Besonders auf die letzte einfache Weise bildeten sie eine große Fülle neuer Wörter, namentlich für außersinnliche Begriffe, an denen die lateinische Sprache einen sehr fühlbaren Mangel litt. Den bewundernswürdigsten Reichthum aber haben sie an Endungen für Verkleinerung und Vergrößerung der Begriffe, durch welche sie neben wirklicher Kleinheit zugleich Liebkosung, Niedlichkeit, Jugendlichkeit, Unbedeutendheit, Verachtung, und neben wirklicher Größe zugleich Kraft, Tüchtigkeit, Häßlichkeit, Dicke, Plumpheit u. dgl. aufs bestimmteste ausdrücken. Diese Endungen können überdies auch den Eigenschaftswörtern angehängt werden, und durch Verdoppelung, selbst Verdreifachung können sie die mannichfaltigste Färbung des Stammbegriffs auf die leichteste und geschmackvollste Weise bezeichnen. Dem Französischen gehen allerdings diese Formen zum großen Theil ab; mit den übrigen romanischen Sprachen kann aber keine andere Sprache hierin einen Vergleich aushalten. Gegründet ist dieser Vorzug allerdings schon in der römischen Volkssprache.

Ferner zeigt sich die große Schöpferkraft der romanischen Sprachen darin, daß sie von jedem beliebigen Hauptworte durch die bloße Endung ein Zeitwort bilden können, z. B. lateinisch ausgedrückt: viaticare, occasionare, consuetudinare, caritiare u. s. w.

An Zusammensetzungsfähigkeit steht die lateinische Sprache der griechischen weit nach, wie überhaupt künstlerische und dichterische Sprachen Zusammensetzungen mehr begünstigen als Sprachen, welche wie die lateinische mehr auf das Nützliche gerichtet sind; denn Zusammensetzungen beschäftigen vorzugsweise die Einbildungskraft, welche das in ein Wort Verbundene auch im Geiste zu verknüpfen hat und sich ihrer kunstreichen Wortschöpfungen freut; der Verstand hingegen sondert und zerlegt mehr, und für ihn sind daher Zusammensetzungen nicht scharf und deutlich genug. Die romanischen Sprachen haben mehr Dichterisches in sich als die lateinische Sprache, daher auch eine größere Zusammensetzungsfähigkeit; im Ganzen herrscht aber der Verstand in ihnen vor, weshalb sie ihre Zusammensetzungsfähigkeit nicht sehr benutzen. Gleichwol haben sie einen großen Reichthum an der lateinischen Schriftsprache unbekannten Zusammensetzungen von Zeitwörtern mit Hauptwörtern nach Art der Deutschen, Störenfried, Habedank u. s. w., z. B. französisch chasse-ennui Sorgenbrecher, perce-neige Schneeglöckchen, tourne-main Augenblick (oberdeutsch handumchehr); italienisch rubacuora Herzensdiebin; spanisch besamanos Handkuß; portugiesisch lanzaluz Johanniswurm u. s. w.

Wenn die romanischen Sprachen so aus ihren eigenen Mitteln eine solche Menge neuer Wörter gebildet haben, daß sie die lateinische Sprache darin beiweitem übertreffen, so haben sie ihren Wortvorrath noch bedeutend durch aus andern Sprachen entlehnte Wörter vermehrt, um damit die große Menge neuer Gedanken, neuer Dinge, Erfindungen und Einrichtungen zu bezeichnen, die den Römern unbekannt waren. Deutsche Wörter haben die romanischen Sprachen über tausend aufgenommen (besonders in Bezug auf Krieg, Jagd, Seewesen und Rechtsverfassung), arabische finden sich im Spanischen über fünfhundert, außerdem einige griechische, wenige keltische u. s. w. Und allen diesen Wörtern, von denen sie nun wieder eine Menge Ableitungen bildeten, haben sie ein so völlig romanisches Gepräge gegeben, daß oft genug der Sprachforscher Mühe hat, das Urlateinische vom Lateinischen zu sondern, ganz im Gegensatze zu der von den Deutschen selbst entehrten, mit Fremdlingen überfluteten und dadurch in zwei ganz ungleichartige und völlig unvereinbare Hälften geschiedenen deutschen Sprache. Ja ich behaupte, daß die romanischen Sprachen nicht nur die lateinische Sprache an lebendiger Bildsamkeit beiweitem übertreffen, sondern auch der deutschen Sprache wenig nachgeben. Ich führe einige Beispiele von romanischer Bildungsfähigkeit an, die ersten, welche sich mir darbieten, und die zugleich beweisen mögen, wie ganz andern Fleiß die romanischen Völker auf die Bereicherung und Fortbildung ihrer Sprachen verwenden, als wir auf die unserige. Wie wenige Ableitungen (ich spreche nicht von den Zusammensetzungen) werden wir z. B. von den Wörtern Becken, Flasche, Gemse bilden? Die romanischen Sprachen haben diese Wörter aus dem Altdeutschen genommen (Althd. bechin, flasca, gamz) und davon etwa folgende Wörter abgeleitet: Althd. bechin; franz. bassin Becken, bassine Kessel, bassinée Kessel voll Wasser, bassiner wärmen, bassinet Sturmhaube, bassinoire Wärmepfanne, bassiot Kübel; span. bacineta, bacinica, bacinilla, bacinejo kleines Becken zum Einsammeln von Almosen, bacinero Almosensammler; ital. bacioccolo Tonwerkzeug in Gestalt eines Beckens, auf welchem der toskanische Bauer mit einem hölzernen Klöppel spielt (also durchaus volksthümliche Bildung) u. s. w. Althd. flasca; span. flasco Flasche; ital. fiascone große Flasche (franz. flacon Flasche), fiascaccio Humpen, fiaschetta Fläschchen, fiaschettina Schraubefläschchen, fiascajo Glashändler, fiascheggiare den Wein flaschenweise kaufen; franz. flaconner tüchtig trinken u. s. w. Althd. gamz; port. gama (span. gamuza, ital. camoscia, franz. chamois) Gemse; span. gamuzado (franz. chamois) gemsfarbig; franz. chamoiser sämisch gerben, chamoiseur Sämischgerber, chamoiserie Sämischgerberei; ital. camosciatura Gemslederbereitung u. s. w.

Damit man nicht meine, ich hätte besonders ergiebige Wörter ausgesucht, so will ich nur noch einige deutsche Stämme nennen, welche noch weit mehr Ableitungen darbieten, die der Zweifler in den romanischen Wörterbüchern suchen mag: Althd. banch Bank, brittil Zaum, brûn braun, burg Burg; nord. krókr Haken; angels. daróth Speer; nord. faldr Gewand, Saum; althd. hako Haken, Hacke, hatzjan hetzen, lauba Laube, lista Leiste, pressan pressen, rôstjan rösten; angels. orgel Stolz und sehr viele andere.

Thorheit ist es, den romanischen Völkern einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie ihren Stoff aus so vielen Sprachen zusammengeholt haben; fließt doch in ihren eigenen Adern so viel deutsches, in andern Gegenden ara-

bisches und griechisches Blut! Wir aber, die wir uns unserer Unvermischtheit, unseres Urthums so rühmen — wenn wir aus unserer Sprache wegnehmen, was unsere Urväter aus Asien mitgebracht und was unsere spätern Ahnen aus der Fremde entlehnt und sich zu eigen gemacht haben, wie viel wird übrig bleiben, was in Deutschland wurzelt? Ja, wie viele Wurzeln haben wir selbst hingegeben, die wir nur bei unsern romanischen Nachbarn wiederfinden! Eine durchaus unvermischte Ursprache ist undenkbar, wo die Völker so weit vorgerückt sind, daß sie mit vereinten Kräften gemeinsam einem höchsten Ziele zustreben. Eine solche haben wir so wenig wie irgend ein anderes wahrhaft gebildetes Volk. Haben wir aber keine unvermischte Sprache, so ist es doch unsere höchste Aufgabe, uns eine reine eigenthümliche, unverdorbene Sprache zu erhalten. Wer hat diese Aufgabe besser gelöst, die Romanen, welche Wurzeln aus fremder Erde in ihr Land gepflanzt, sie sorgsam gepflegt, Stämme, Sprossen und Früchte selbst gezogen haben, oder die Deutschen, welche ihre Wurzeln hingegeben und die auf fremder Erde gezogenen Früchte zurückgeholt haben, die für unsern Himmelsstrich nicht mehr passen und selbst verderben und durch ihr Verderbniß deutsche Früchte anstecken? Beispiele gewähren die obigen Wörter; Becken, Flasche, Gemse, Laube, Raub, Zopf, Schmelz, spähen u. s. w. haben wir in die Fremde geschickt und dort verarbeiten lassen und nun als bassin, flacon, chamois, loge, robe, toupet, émail, spion u. s. w. wiedergekauft. Und der Kaufpreis ist nicht gering: eine Menge schöner deutscher Wörter, ja die Einheit und Schönheit der deutschen Sprache selbst haben wir dafür hingegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die redenden Thiere, ein episches Gedicht. Nebst einem zusätzlichen Gesange: Über den Ursprung des Werks. Von Giambattista Casti. Aus dem Italienischen übersetzt von J. E. A. Stiegler. Zwei Bände. Aachen, Mayer. 1843. Ler. 8. 4 Thlr.

Gewiß werden Viele darüber sich wundern, daß jetzt noch Jemand auf den Gedanken gekommen ist, die „Animali parlanti" zu übersetzen. Man sollte denken, unsere Literaten hätten Anderes zu thun, abgesehen davon, daß die Kunst des Übersetzens langer epischer Gedichte so schwer und undankbar ist, daß diese übersetzten epischen Gedichte, wenige Sommitäten ausgenommen, eine so beschränkte Zahl von Lesern finden, und in unsern unruhigen und ungeduldigen Zeiten die Beharrlichkeit wie die Muße, welche erfoderlich sind, solche Dichtungen zu genießen, immer seltener werden. Läßt man den Dante, Ariosto, Tasso und Camoens bei Seite, so kann man nicht umhin, den Muth unserer Übersetzer anzustaunen — Gries', der, mit gleich großem Talent wie Ausdauer begabt, die Länge des „Orlando innamorato" und des „Ricciardetto" nicht scheute und bei ersterm in Regis sogar einen Nebenbuhler fand; Winterling's, der sich sogar an Heldengedichte wie „Das eroberte Granada" machte, die in ihrem Vaterlande selbst vergessen sind u. A. m. Der Übersetzer Casti's gehört aber unserer, ich meine der neuesten Bildungsepoche nicht eigentlich an, noch weniger gehörte er zu den eigentlichen Literaten. Stiegler war Kaufmann in Burtscheid bei Aachen, wo er vor ein paar Jahren in vorgerücktem Alter starb. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich gern und viel mit Literatur und Poesie, und wenn (wie dies bei vielen seiner Landsleute der Fall ist, da die Rheinlande durch ihre früher etwas vereinzelte Stellung, dann durch die längere Fremdherrschaft, ziemlich außerhalb des literarischen Lebens gestanden haben, was man auch jetzt noch zur Genüge merkt, obgleich die Verhältnisse geändert sind, die Gesinnungen sich zu ändern beginnen) seine Dichtungen, die nun freilich veraltet erscheinen würden, nicht über die nächste Umgebung seiner Heimat hinaus bekannt geworden sind, so folgt daraus noch nicht, daß sie ohne Verdienst waren. Mit den „Animali parlanti" hat er sich viele Jahre hindurch beschäftigt, anfangs versuchsweise, dann regelmäßig; sie gewährten ihm eine große Erheiterung, und er pflegte Freunden und Besuchenden oft daraus vorzulesen. Die Freude, das Buch gedruckt zu sehen, hat er nicht mehr gehabt. Ob es an der Zeit war, es zu drucken, ist die Frage. Schwerlich wird es von Vielen gelesen werden. Solche lange Allegorien sind nicht mehr für uns, und Manches, was zur Zeit, wo das Gedicht erschien (1802), unterhielt und lebendig und zeitgemäß war, ist es nicht in unsern Tagen.

Die Italiener selbst sind von ihrer großen Bewunderung für Casti bedeutend zurückgekommen. Dies darzuthun, setze ich eine Charakteristik dieses Poeten von einem der geistreichsten und geachtetsten Kritiker her (Niccolo Tommaseo im „Dizionario estetico", Venedig 1840), ein strenges Urtheil: ob ein ungerechtes?

„G. B. Casti war Kanonicus zu Montefiascone, nach Metastasio kaiserlicher Hofpoet (unter Kaiser Franz II., denn weder Joseph noch Leopold, so oft sie über seine Späße gelacht, wollten ihn dazu machen), reiste viel durch Frankreich, Deutschland, Rußland (auch nach Konstantinopel), starb, so zu sagen plötzlich, zu Paris 1804. Ebenso geistreich wie schmuzig, der Stil ebenso schwerfällig wie der Gedanke fein. Ginguené erklärt indeß seine Sachen für elegant: es ist der Franzosen Geschick, die Italiener zu verunglimpfen oder ihnen zu schmeicheln. Joseph II. liebte Casti's Satire, und die russische Katharina nahm ihn höchst ehrenvoll auf, um später von ihm im „Poema tartaro" mit langweiliger Breite mishandelt zu werden. Die galanten Novellen sind ein Gemisch von Grazie und Tölpelei: weniger Längen als bei Boccaccio, aber mehr Unsittlichkeit. Den Zweck des Certaldesen, die Laster der Mächtigen jeder Gattung bloßzustellen, theilen sie nicht; Casti bestrebt sich nur anzutasten, was das Sittenverderbniß Niedrigstes hat und Herabwürdigendstes. Ginguené berichtet uns, sein Leben sei unbefleckt gewesen, aber die Tradition schildert ihn als ein Schandmaul und mit Übeln behaftet, die für einen Kanonicus nicht nothwendig sind. Wäre er weniger schmuzig gewesen, so würde seine Poesie sich höher geschwungen haben: dafür reden die „Animali parlanti" und seine dramatischen Schriften. Italien aber wird ihn nie seinen Dichter nennen; denn wenn nicht die ganze Poesie im Stil besteht, so gibt es doch gewiß keine Poesie ohne Stil."

Man hat Casti's Novellen vielfach gegen solche und ähnliche Anschuldigungen in Schutz nehmen wollen. Auch der Übersetzer der „Animali parlanti" thut es in der 1835 geschriebenen Vorrede, und es wundert mich einigermaßen, daß er es thut, um so mehr, als er ganz davon schweigen konnte, indem Vorwürfe dieser Art das letztere Gedicht nicht treffen. Sein Raisonnement ist überdies ganz nichtig. Er meint, man thue sehr unrecht, wenn man bei ausländischen Dichterwerken unsern Maßstab von Schicklichkeit anlege und voraussetze, daß Schilderungen, die bei uns für anstößig erklärt werden, es deswegen bei allen Nationen sein müßten. Das sind leere Worte. Für Italien wie für Deutschland ist das Sittengesetz nur Eins, und aus dem Umstande, daß Casti „keinen Anstand nimmt, seine Novellen jungen Gatten und Frauen zu widmen", wird Niemand im Ernste deduciren wollen, daß sie sich zu einer Lecture für solche eignen. Es ist schon ein schlimmes

Zeichen, wenn man bei einem poetischen Werke bevorworten muß, es passe nur für Verheirathete, als ob bei diesen das sittliche Gefühl jeden Puff ertragen könnte! Man kann darauf rechnen, daß es in den meisten Fällen Hetärenlecture ist, wie man die Casti'schen Erzählungen richtig bezeichnet hat. Man wird mir vielleicht einwerfen, in Italien scheuten sich die Frauen nicht, den Boccaccio, auch ohne daß er expurgatus, und die übrigen Novellen zu lesen. Ich will es nicht in Abrede stellen, verneine aber, daß es in dem Maße stattfindet, wie Manche glauben und behaupten. Und es nimmt glücklicherweise mit jedem Tage ab, sowie die Erziehung sich bessert, die Gesinnung ernster wird und die alte Frivolität im Leben wie in der Literatur bessern und würdigern Empfindungen und dem Ausdrucke derselben Platz zu machen beginnt. Ich kenne, dem Himmel sei Dank, viele Italienerinnen, die sich schämen würden, wenn man den „Firenzuola" oder die „Novelle galanti" unter ihren Büchern glaubte, und Das nicht aus Pruderie, oder Gleisnerei, oder Rigorismus, wie der mehrgenannte Übersetzer zu glauben scheint, sondern aus edlern Beweggründen und im Bewußtsein der weiblichen Würde. Darum sollen Scherz und Heiterkeit nicht aus Literatur und Leben verbannt sein, auch wenn man einem neuen Casti nicht gestatten möchte, seine Historien den „donne care" und „giovani spose" zu widmen, wozu freilich eine gute Dosis Unverschämtheit gehört.

Auf die „Animali parlanti" findet dies keine Anwendung, und ich bin überhaupt nur darauf gekommen, weil der Übersetzer in der Vorrede eine apologetische Rolle übernehmen zu müssen geglaubt hat. Jenes Gedicht ist beiweitem das vorzüglichste von Casti's Werken. Über den Zweck desselben spricht er sich klar aus. Er wollte „eine große Fabel in verschiedenen Abtheilungen entwerfen, die ein zusammenhängendes Gedicht bildeten, worin, redende Thiere als handelnde Personen einführend, eine vollständige politische Geschichte abgehandelt, die Mängel und Gebrechen der politischen Systeme und die Lächerlichkeit vieler eingeführten Gebräuche aufgedeckt würden, so wie man die gesellschaftlichen Mängel und Gebrechen auf der Bühne dem öffentlichen Spotte preis gibt, welches oft wirksamer ist als der philosophische Ton der Vernunft, indem man zu gleicher Zeit gewissenhaft alle Beziehungen auf besondere Regierungen vermeidet, sowie überhaupt alle verdeckte Rüge, woran die Theilnahme weder allgemein noch dauernd sein kann". Der Umstand, daß der Verf. auf dies Letztere so sorgsam hindeutet, zeigt, daß er befürchte, man möchte Anspielungen herausfinden und deuten, was auch nicht ausbleiben konnte bei einem Poeten, der das Tatarengedicht geschrieben, und der es für gut gefunden hatte, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Wien und seinem Amte als poeta caesareus laureatus den Rücken zu wenden, um sich nach Paris zu begeben. In den „Animali parlanti" nun „ließ er keine Partei triumphiren, er lobte nie die Licenz des großen Haufens, und während er bald die Auswüchse der absoluten Gewalt schilderte, bald die Unordnungen, die der Pöbel anstiftet, bald das durch unredliche Rathgeber verursachte Unheil, hatte er nur die Absicht, den gerechten Widerwillen aller Wohlmeinenden gegen Demagogie wie Tyrannei auszudrücken und den Charakter der verderblichen Schmeichelei mit wahren Farben zu malen". So wollte er der Vernunft den Sieg bereiten, wie er es ausdrückt am Schlusse seines Werkes:

Hochheilige Vernunft erscheine; glänze,
Du milder Strahl der Wahrheit; o verscheucht
Unwissenheit und Wahn von unsrer Grenze,
Gefühl und Geist verwirren sie so leicht;
O bringt mit euch die Tugend uns zurücke,
Damit sie bei uns wohn' und uns beglücke!

Es ist unendlich viel Wahres, Witziges, Anmuthiges, Schönes in diesem Gedicht, aber es ist zu lang und verfehlt dadurch einen großen Theil seiner Wirkung. Es ist kaum möglich, bei einer Allegorie, welche 26 lange Gesänge hat, wach und bei guter Laune zu bleiben; die Beschreibungen und Erzählungen sind zu diffus; das Salz erscheint bisweilen aufgelöst in einem homöopathischen See von Wasser. Um so mehr ist die Ausdauer des Übersetzers zu bewundern, und daneben die große Gewandtheit, womit er seine keineswegs leichte Arbeit ausgeführt hat. Die Übertragung ist nicht nur sehr treu, was sich wol erzielen läßt auf Kosten der Lesbarkeit, sie ist in hohem Grade lesbar und fließend, und schmiegt sich der Urschrift an im Wechsel des Tons, der bald ernst, bald komisch ist nach dem Wechsel der Materien, mit namhaftem Geschick und Glück. Sieht Manches etwas altmodisch aus, so ist es weniger der Übersetzung zuzuschreiben als dem Original, das schon einigermaßen veraltet ist und, wie alle Zeitgedichte (denn diesen Charakter kann es doch nicht ganz verleugnen, so sehr auch der Verf. dagegen sich sträubt), von nachfolgenden Epochen nur durch gefärbte Brillen, wenn dies auch unwillkürlich sein mag, gesehen werden kann. Die Farbe der Brille aber haben die jedesmalige Stimmung und Richtung gegeben. Dies hat die eigentliche, höhere Poesie nicht zu befürchten.

Alfr. Reumont.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Tendenzroman im Interesse der Geistlichkeit.

Einer der beliebtern Romanschriftsteller unserer Tage, Brucker (Michel Raymond), läßt nun für die Sache der Ultramontanen sein leichtes Geschütz ins Feld rücken. Der Donnerstrahl, den er gegen die Universität schleudert, ist nicht eben sehr gefährlicher Art, und wir würden diesen neuen Angriff gegen die bestehenden Bildungsanstalten gar nicht erwähnen, wenn der Verf. nicht eine Form gewählt hätte, die, soviel wir wissen, in diesem erbitterten Kampfe noch nicht in Anwendung gekommen ist. Er sucht nämlich in einem sogenannten Tendenzromane für die Jesuiten, in deren Gemeinschaft der leichtfertige Tagesschriftsteller wie Saul unter den Propheten ist, in die Schranken zu treten. Sein Roman, der in diesem Sinne abgefaßt ist, führt den sonderbaren Titel „Les Docteurs du jour devant la famille". Die Docteurs du jour sind zwei liederliche Studenten gewöhnlichen Schlages, die mit vielen Schulden, aber desto geringern Kenntnissen in ihre Heimat zurückkehren und die Zärtlichkeit ihrer Väter zur Bezahlung ihrer Gläubiger in Anspruch nehmen. Die Familie vertritt das Wesen des Jesuitismus, das hier in den Himmel gehoben und dem alles irdische und ewige Seelenheil zugeschrieben wird. Die Jesuiten, die der Verf. in seinem sehr leicht gesponnenen Romane, dessen fadenscheinende Tendenz etwas zu sehr hervorsticht, auftreten läßt, sind alle wahre Musterbilder der Vollkommenheit, während der Vertreter der Universität als ein geschwätziger, ungläubiger, unmoralischer Rhetor eingeführt wird. Natürlich ist er an den Schulden und den Ausschweifungen der Docteurs du jour schuld, deren Seelenheil endlich von der Familie, d. h. von den Jesuiten, besorgt wird. Man kann aus diesen wenigen Andeutungen schon abnehmen, daß Michelet und Quinet, diese beiden Sündenböcke der Universität, nicht eben sehr glimpflich behandelt werden. Die Glanzpunkte des ganzen Romans sind diejenigen Partien, wo die seichten Behauptungen der Jünger — erst hieß es, sie hätten nichts gelernt, und dann sollen sie wieder für die Vertreter ihrer Professoren gelten, deren Vorlesungen für sie geringern Reiz als die Grande chaumière gehabt zu haben scheinen — von der unerbittlichen Logik der Jesuiten siegreich aus dem Felde geschlagen werden. Der Verf. hat gewiß seinen Ablaß für die frühern Producte seiner zuweilen etwas leichtfertigen Feder und zugleich eine Anweisung auf das jenseitige Heil bereits in der Tasche. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 271. —— 27. September 1844.

Über Umfang und Wesen der romanischen Sprachen.

(Fortsetzung aus Nr. 270.)

2. Betonung und Silbenmessung. Auseinanderzusetzen, wie sinnig die romanischen Sprachen häufig die lateinische Betonung geändert haben und wie sie hierin zwar der deutschen Sprache weit nachstehen, die lateinische aber übertreffen, würde zu weit führen. Ich erwähne daher nur den einen Vorzug, daß ihr Versbau ein viel naturgemäßerer und volksthümlicherer ist als im Lateinischen, wo früh der einfache, auf die Betonung sich gründende Versbau (die Saturnischen Verse) durch die künstlichen und fremdartigen griechischen Versarten, welche sich auf den Wechsel von Länge und Kürze gründen, verdrängt wurde, während die Volksdichtung der alten Form stets getreu blieb. Eine neue Zierde erhielt der romanische Versbau an dem von Griechen und Römern wohl gekannten, aber verschmähten Reime. Welcher Unbefangene wird leugnen, daß ein italisches oder ein spanisches Lied nicht blos zum Gesange weit geeigneter als ein lateinisches, sondern auch blos gesprochen und wenn man nur auf die äußere Form sieht, viel klangvoller, natürlicher, ansprechender ist!

3. Lautverhältnisse. Die romanischen Sprachen sind viel wohlklingender als die lateinische Sprache, weil sie die Härten allenthalben gemildert und eine viel größere Mannichfaltigkeit an Lauten gewonnen haben, sowol an Selbstlauten (namentlich die für die Abwandelungen höchst wichtigen Doppellaute uo, ue, ie), wie an Mitlauten (namentlich die Zischlaute durch alle Stufen, den spanischen Kehllaut j u. s. w.). Allerdings hatte auch die lateinische Sprache Wohllautsregeln, aber in den romanischen Sprachen sind diese viel mannichfaltiger und erfüllen ihren Zweck weit besser.

4. Formenlehre. Die wesentlichsten Unterschiede der romanischen Formenlehre von der lateinischen gehen aus dem Streben nach größerer Deutlichkeit und Verständlichkeit hervor. Sie waren aber alle ganz bestimmt im Keime schon im Lateinischen, und mehr ausgebildet in der römischen Volkssprache vorhanden, wie die Volksmundarten überhaupt stets sinnlicher und darum deutlicher, handgreiflicher sich ausdrücken. Streben nach Deutlichkeit hat

a) den Einzler (Artikel) hervorgerufen, der in allen ältesten Sprachen fehlt, im Laufe der Zeit aber in jeder Sprache sich entwickelt, sowie sie zu größerer Bestimmtheit gelangt; wie sehr diese durch den Einzler befördert wird, ist von selbst klar. Daß aber wenigstens unus als nicht bestimmender Einzler der römischen Volkssprache gäng und gäbe war, geht aus einer Menge von Beispielen bei Plautus und Terentius hervor, und daß auch ille als bestimmender Einzler gebraucht worden ist, können wir mit ziemlicher Gewißheit aus der Geschichte anderer Sprachen vermuthen. Die romanischen Sprachen haben also für das eine lateinische panis, franz. pain, le pain, un pain, du pain. Welcher Vorzug ihnen daraus erwächst, bedarf keiner Erläuterung.

b) Umendung. Gleichfalls aus dem Streben nach Deutlichkeit haben die romanischen Sprachen die Umendung aufgegeben, wie dies im Laufe der Zeit alle Sprachen thun, denn nach und nach wird die Bedeutung der Endungen patris, patri u. s. w. nicht mehr gefühlt, und man zieht daher, da auch die Aussprache mannichfaltiger, zum Theil wenig unterschiedener Endungen für die nachlässige Umgangssprache zu unbequem ist, gleichbedeutende, aber deutlichere Verhältnißwörter vor: de patre, ad patrem. Dieses allmälige Überhandnehmen der Verhältnißwörter zeigen alle Sprachen, z. B. im Deutschen sagen wir: „Der König von Preußen; ich schreibe an dich" u. s. w., statt „Preußens König; ich schreibe dir". Diese Auflösung durch de und ad findet sich auch im Lateinischen schon häufig, da die bloßen Endungen einmal nicht ausreichen, alle Verhältnisse zu bezeichnen, und desto weniger ausreichen, je mannichfaltigere Verhältnisse man wahrnimmt. Je mehr aber die Verhältnißwörter überhandnehmen, desto überflüssiger wurde die Umendung, von der die romanischen Sprachen daher nur das Nothwendigste beibehalten haben, Unterscheidung von Einheit und Mehrheit und von männlichem und weiblichem Geschlechte; sie haben daher mit Abschneidung aller Endungen den bloßen Stamm der lateinischen Wörter übergetragen, und es zeigt sich in der Art dieser Übertragung ein merkwürdig richtiges Sprachgefühl, indem sie z. B. von lepus zwar lepor (franz. lièvre), von tempus aber nicht tempor, sondern tempus selbst (franz. temps) herübernehmen, da sie den wahren Stamm der Wörter richtig herausfühlten.

c) So wenig die romanischen Sprachen durch das Aufgeben der Umendung verloren haben, so wenig haben sie durch das Aufgeben des sächlichen Geschlechts eingebüßt; denn in keiner Sprache entspricht dies vollkommen seinem ursprünglichen Zwecke, Sachen, d. h. leblose Dinge zu bezeichnen, da die Einbildungskraft auch in leblosen Dingen männliche und weibliche Eigenschaften wahrnimmt und sie belebt. Fast in allen Sprachen ist daher auch die Form für das sächliche Geschlecht nicht so ausgezeichnet wie die für das weibliche, und die romanischen Sprachen ließen sie daher im Allgemeinen ganz mit dem männlichen Geschlechte zusammenfallen, wozu schon die römische Volkssprache die ersten Schritte gethan hatte (vgl. Hieron. in Ezech., Cap. 40).

d) Daß die romanischen Sprachen nicht gedankenlos den Formenreichthum der lateinischen Sprache hingegeben haben, kann unter Anderm auch die Steigerung beweisen; nicht aus Mangel an Biegsamkeit haben sie auf dieselbe verzichtet, sondern aus Streben nach Deutlichkeit, und sie haben sie beibehalten, wo sie ihnen bequemer war oder Nutzen brachte; Jenes war der Fall bei den am häufigsten vorkommenden Eigenschaftswörtern, z. B. meilleur, maggiore u. s. w., Dieses bei der Auszeichnungsstufe (Superlativ); während im Lateinischen felicissimus der Glücklichste und sehr glücklich bedeuten kann, scheiden die Romanen dies genauer in il più felice und felicissimo. Ein theilweises Aufgeben der Steigerung findet sich mit der Zeit bei allen Völkern ein; auch die Römer sagten schon magis pius, magis deformis, magis fusus u. s. w.

e) Am deutlichsten zeigt sich der Fortschritt der romanischen Sprachen von dem Lateinischen in der Abwandelung der Zeitwörter, aber gerade hier können wir, wenn wir uns nicht in ausführlichere wissenschaftliche Erörterungen einlassen wollen, nur einige flüchtige Andeutungen geben. Die romanischen Sprachen haben zunächst einen größern Reichthum an Zeiten, welche sie den Hülfszeitwörtern verdanken, die schon im Lateinischen, wenn auch nicht in dieser Ausdehnung, gebraucht wurden; namentlich gewannen sie die vollendete Gegenwart j'ai dit aus habeo dictum neben der Vergangenheit je dis aus dixi. Wie bildsam sie hier, zeigt unter Anderm die ganz selbständig gebildete Zukunft und die Bedingzeit (Conditionalis), welche durch Zusammensetzung der Grundform (Infinitiv) mit Formen von habere gebildet werden, z. B. je dirai aus j'ai à dire, ich habe zu sagen (gerade so wie auch Cicero sagt habeo dicere), je dirais aus j'(av)ais à dire u. s. w.

Ein wichtiges Zeichen für die Lebenskraft der romanischen Sprachen ist die weitere Ausbildung einer starken Abwandelung. Alle Sprachen unterscheiden nämlich mehr oder weniger eine starke und eine schwache Abwandelung; jene ist die älteste und daher bei den ursprünglichsten Zeitwörtern übliche, und besteht darin, daß zur Bezeichnung der Hauptzeiten kein fremdes Wort zu Hülfe genommen, sondern nur der Stammselbstlaut verändert (abgelautet) wird, z. B. ich spreche, sprach, gesprochen; diese, die schwache Abwandelung, ist jüngern Ursprungs und bedarf besonderer aus Hülfszeitwörtern hergenommener Endungen zur Bildung der Zeiten, z. B. ich rede-te, entstanden aus: ich that reden, wie im Lateinischen amavi aus ama-fui. Die starke Abwandelung findet sich nun auch im Lateinischen, aber wegen Mangels an Mannichfaltigkeit der Doppellaute nur wenig ausgebildet und nur in verhältnißmäßig wenigen Wörtern, z. B. ago, égi u. dgl. Die romanischen Sprachen haben dies mit Hülfe ihrer Doppellaute ai, ie, uo, ue, eu weiter ausgebildet und selbständig ein vollständiges Gebäude der starken Abwandelung aufgeführt.

Wenn ferner die romanischen Sprachen, besonders die französische, die Personendungen abgeschleift haben, so hat dies denselben Grund, wie das Aufgeben der Umendung und der Steigerung. Die Bildner der Sprache und Die, welche ihnen der Zeit nach noch nahe standen, fühlten den Sinn der Endungen noch recht wohl; auch die ältesten Griechen mochten noch fühlen, daß εἰμί, alt ἐσμί ich bin, ursprünglich bedeutete ες-μι sein-ich u. s. f.; die Römer fühlten bestimmt nicht mehr, daß su-m ebenso gebildet ist, weshalb sie auch sehr häufig das Zeichen der ersten Person m (Wurzel von mihi, me, mir, mich) fallen ließen, z. B. do statt dom (griech. δίδωμι). Noch viel weniger fühlen natürlich die neuern Völker den Sinn dieser Zusammensetzungen, und daher löst die deutsche Volkssprache (und ebenso die englische) ich rede-te auf in: ich that reden (I did tell), und die neuhochdeutsche Sprache sagt statt des altdeutschen lopêmês (griech. -ἡμεῖς) wir loben. Ebenso sind die romanischen Sprachen nur auf dem Wege fortgegangen, den schon die lateinische Sprache eingeschlagen hatte und der der römischen Volkssprache gewiß ganz vertraut war; sie wurden aus zusammensetzenden (synthetischen) auflösende (analytische) Sprachen: sie trennten allenthalben die unverständlich gewordenen Endungen ab und setzten besondere, denselben Sinn deutlicher ausdrückende Wörter vor, so zur Bezeichnung der Personendungen die persönlichen Fürwörter. Im Französischen, wo dieses Verfahren die weiteste Ausdehnung fand, hat man dadurch nach und nach zwei Classen von persönlichen Fürwörtern gewonnen, selbständige (moi, toi u. s. w.) und unselbständige (je, tu u. s. w.), d. h. solche, welche eben blos dazu dienen, jene lateinischen Endungen zu ersetzen, also *j'*aime gleich dem altlateinischen amo-m, *tu* aimes gleich ama-*s* u. s. f.

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches aus Wien.

Der herkömmlichen Correspondenzpraktik müde, lediglich über Tagesereignisse und verrauschendes ephemeres Getriebe zu berichten, ergreifen wir diesmal den Anlaß, auch einmal Bücher ins Auge zu fassen und zu besprechen. Menschen und Bücher ergänzen sich ja gegenseitig, eins dient als Ariadnefaden im Labyrinthe des andern. Gleichwol müssen wir bekennen, nicht zu den „glücklichen Menschen" zu gehören, von denen Jean Paul sagt, „daß ihnen ein Buch mehr Mensch ist als ein Mensch ein Buch, und denen der Herr Gedruckt der Kreisoberste und Kreisdirector aller Himmels- und Erdenkreise, der einzige Mann, mit dem zu reden wäre, der neue Adam der neuen Welt, das absolute Ich u. s. w." So

weit sind wir in idealistischer Abstraction noch nicht gekommen. Übrigens beabsichtigen wir mit diesem unserm anspruchlosen Literaturbriefe, für den wir um die hospitale Freundlichkeit dieser Blätter werben, nicht etwa einen pikanten Artikel über wiener Literaturzustände, sondern geben vielmehr diesmal nur dem Verlangen nach, einen kleinen, äußerlich bunten, aber innerlich minder heterogenen Büchertrupp die Revue passiren zu lassen. Der Menschen launiger Vormund, der Zufall, hat das scheinbar wie aus allen vier Winden zusammengeblasene Häuflein auf unserm Lesepulte aufmarschiren lassen; versuchen wir nun eine Linie herzustellen und in den disparaten Elementen den „rothen Faden" zu verfolgen. Geben wir zuvörderst der Anciennetät ihr gebührendes Recht und beginnen bei einem grauen, Ehrfurcht gebietenden Veteranen, der da heißt: „Michel Beheim's Buch von den Wienern, zum ersten Male nach der wiener und heidelberger Handschrift herausgegeben von Th. K. von Karajan" (mit Facsimile und Notenbeilage). Dieses merkwürdige, ziemlich voluminöse Werk hat den Bruderstreit Herzogs Albrecht von Östreich und Kaisers Friedrich III. und die Belagerung des Letztern durch die malcontenten Wiener in seiner Burg zum Gegenstande und umfaßt die Jahre 1462—65. Der Verf. stand damals als eine Art Hofpoet im Dienste des Kaisers und theilte das Loos der Belagerten, deren Lage eine ziemlich kritische gewesen. Besonders viel weiß der Dichter von den schmalen Bissen zu singen, die nicht nur ihm, sondern selbst dem kaiserlichen Prinzen zugemessen worden. Sehr übel kommen die Wiener in diesen Schilderungen weg, und eben diese Letztern haben nicht dazu beigetragen, die Gegeißelten günstig für den Verfasser zu stimmen, im Gegentheil schürten sie nur die Gehässigkeit desto heftiger an, und der Dichter muß mannichfach seine Satire büßen. Auf einen eigentlichen poetischen Werth kann dieses Buch kaum einen Anspruch machen, einen um so größern hingegen auf chronikalischen. Der Herausgeber charakterisirt es selbst sehr treffend mit den Worten: „Ein trauriges Bild in kunstlosen, aber wahren Zügen, werthvoll gleich einem treuen Bildnisse, wenngleich nicht begeisternd, erhebend gleich einem Ideale. Der treffliche Karajan, ein tiefer Kenner altdeutscher Literatur und Sprache, hat „Michel Beheim's Buch von den Wienern" mit einer gelehrten Induction, reichen literar-historischen, geschichtlichen, biographischen und bibliographischen Nachweisen ausgestattet. Für den kritischen Forscher in Kaiser Friedrich's III. Geschichte wird Michel Beheim eine kaum zu umgehende Quelle sein. Besonders fleißig und überaus sorgfältig sind die Zusammenstellungen über des Dichters Lebensumstände und über dessen an verschiedenen Orten zerstreute poetische Arbeiten, namentlich über die Handschriften des obigen Werkes zu Heidelberg (die älteste und Autograph), Gotha, Dresden und Wien (hier im landständischen Archive, etwa um ein Jahrhundert jünger als die gothaer). Man kann dieses in vielfacher Beziehung interessante und für seine Zeit so höchst charakteristische Buch den Freunden altdeutscher Schrift- und Dichtweise nur angelegentlich empfehlen. Den lautesten Dank verdient aber der im rüstigen Ausbeuten längst vergessener, dem Staube der Bibliotheken und Archive verfallener Handschriftenschätze unermüdliche Th. von Karajan, der soeben wieder einen der ältesten und ausgezeichnetsten östreichischen Dichter *) aus der Nacht der Vergessenheit ans Licht heraufbeschworen, nämlich Seyfried Helbling, einen Zeugen der merkwürdigen Tage Rudolf's von Habsburg und einen ebenso begeisterten laudator temporis transacti als bittern Tadler der nachgefolgten, dem Beispiele der Ahnen unähnlichen und ausgearteten Zeit. Der culturgeschichtliche Werth der poetischen Arbeiten Helbling's ist unschätzbar. Das Werk, auf das wir vielleicht gelegentlich später einmal speciell zu sprechen kommen, ist im Laufe dieses Jahres in Leipzig erschienen.

*) Man stellt ihn dem berühmten Reimchronisten Ottokar von Horneck an die Seite, den Herr von Karajan in einer verbesserten Ausgabe den Freunden altdeutscher Literatur wieder vorzuführen beabsichtigt.

Wenden wir uns nun wieder einem modernen Werke zu, dessen Gegenstand abermals Wien und die Wiener. Es ist dies Matthias Koch's soeben in Karlsruhe in der zweiten Auflage erschienenes, „Wien und die Wiener" überschriebenes, halb der Geschichte und Politik, halb der socialen Literatur angehörendes Werk. Der Verf., irren wir nicht, gegenwärtig in Salzburg lebend, ist von Geburt ein Östreicher, hat es sich aber zur Aufgabe gemacht, mit klarem Auge vergangene wie gegenwärtige Zustände zu studiren und möglichst unparteiisch zu beurtheilen. Der Umstand, daß das Buch unter den Auspicien der östreichischen Censur erschienen, ohne daß es von seinem ernsten kritischen Freimuth und seiner selbständigen Gesinnung etwas eingebüßt, gehört unstreitig zu den merkwürdigen Thatsachen und zu den seltenen Ausnahmen von der Regel. Möglich, daß eine besondere Vorsehung über dem Buche wachte und die Geister und Presse bevormundende Gewalt dahin disponirte, doch auch einmal sich den Wahrheitsspiegel vorhalten zu lassen und freiwillig hineinzublicken, und da war denn die Wahl in der That keine unglückliche, zumal ein richtiger Takt die Hand des Verf. gelenkt. Historisch deducirend und kritisch beleuchtend zugleich bemüht er sich, die Gegenwart aus den geschichtlichen Prämissen zu entwickeln und zu zeigen, wie sie so und nicht anders werden konnte, ferner, wie sich die Monarchie in ihrer Haupt- und Residenzstadt abspiegle. Haupttendenz des Werkes ist zudem der Nachweis des vorwiegenden deutschen Moments in Östreich. Zur Verständigung zu dienen und die eigene Selbstkenntniß zu fördern, sich endlich einmal für Freund und Feind in wahrer Gestalt zu zeigen, nicht aber mit apologetischen, nur zu sehr das Streben nach Effect verrathenden Draperien zu umhängen: dies ist des Buches physiognomischer Grundzug. Ruhig und besonnen werden alle vorhandenen Zustände geprüft, das Schätzenswerthe vertheidigt, das Tadelnswürdige hingegen gerügt. Herr Koch fußt zwar auf conservativer Basis, gleichwol ist sein Buch im Sinne des Fortschritts, nämlich eines naturgemäßen und vernünftigen, geschrieben. Die angeführten Daten sind aus zuverlässigen Quellen geschöpft und gut combinirt, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß sich mit statistischen Ziffern nicht in allen Fällen moralische Zustände mathematisch erörtern und begründen lassen. Im Anhange werden die beiden Broschüren: „Östreichs Zukunft" und „Ist Östreich deutsch?" kritisch untersucht, und namentlich erstere wegen des sich darin kundgebenden aristokratischen Absolutismus scharf aufs Korn genommen. Die auswärtige Politik wird nicht geprüft, so nahe auch die Veranlassung dazu vorhanden. Der Verf. glaubt vornehmlich Wien gegen den Vorwurf, „als wäre es ein bloßer Tummelplatz sinnlichen Genusses", in Schutz nehmen zu müssen und stellt dasselbe im historischen Lichte als eine der edelsten deutschen Städte, hochverdient um Deutschlands Wohlfahrt, dar. Dabei waren vornehmlich städtische Verfassung und Einrichtung, der Zustand der Wissenschaften und Künste, Leben und Sitte zu schildern. In der Vorrede beklagt der Verf. das einseitige und vorurtheilsvolle Auffassen und Beurtheilen Östreichs, und „daß man es immer nicht hat sehen und eingestehen wollen, daß Deutschlands Stärke und Gewicht nach außen auf Östreichs Macht und Einfluß gegründet seien, sowie umgekehrt fest steht, daß Östreich im festen Verbande mit Deutschland und für den eigenen Bestand größere Sicherheit und Bürgschaft erwirbt. Dies Wechselverhältniß bestand jederzeit und besteht immerfort. Die Gründe des gegenseitigen Anschließens sind daher nöthigende und naturgemäße. Dieser mit patriotischer Wärme vertheidigten, auf einer unbefangenen Anschauung der Dinge beruhenden Ansicht wollen wir curiositatis gratia und um des Audiatur et altera pars willen eine und andere Behauptung entgegensetzen, die dem Kaiserstaat eine östreichisch-slawische Politik als die einzig wahre und zum Ziele führende anweist. Dies thut nämlich der Verf. der in Leipzig erschienenen Schrift: „Böhmens Zukunft und Östreichs Politik vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart". Der jedenfalls unterrichtete

und gleichfalls mit historischem Rüstzeuge ins Feld rückende Verf. stellt für Böhmen eine Vereinigung der sämmtlichen west- und südwestlichen Interessen in Aussicht, deren Centralpunkt ersteres sein und werden soll. Nach ihm ist Östreichs Bestimmung die: eine südslawische Monarchie zu sein. Auch in diesem Werke wird die historische Entwickelung Östreichs erwogen, die europäische Politik und Weltlage der Gegenwart überhaupt, die Verhältnisse des Slawenthums, die geographische Lage des östreichischen Kaiserthums in Betracht gezogen und das System der äußern und innern Politik Östreichs erörtert, und aus allen diesen Prämissen die Zukunft des Slawenthums und des dasselbe repräsentirenden Böhmens horoskopirt. Eine der alten Foderungen Böhmens (schon Wallenstein hatte darauf hingedeutet): „einen Statthalter in der Person eines Prinzen des Herrscherhauses mit ausgedehnten Vollmachten zu haben", wäre nunmehr in Erfüllung gegangen. „Erst wenn wir Alle einsehen und bekennen werden, daß wir Alle mehr oder weniger, theils für active, theils für passive Sünden prügelnswerth sind, erst dann wird eine durchgreifende und bleibende Verbesserung aller Zustände möglich sein"; diese, den „deutschen Worten eines Östreichers" entlehnte kräftigderbe Stelle — (seltsam! ein slawisch gesinnter Östreicher beruft sich im Punkte des Sündenbewußtseins auf den Ausspruch eines deutschgesinnten Compatrioten und nimmt dessen Worte pro confesso an; ist das Humor oder Ironie?) — ist das Motto der obigen, hier nur im Vorbeigehen und des Gegensatzes willen in Anregung gebrachten, überdies bereits in diesen Blättern besprochenen Schrift.

Wir kehren wieder zu Wien, dem eigentlichen stäten Mittelpunkte unserer diesmaligen literarischen Revue, zurück, und führen gleich an, daß dasselbe eine neue „Geschichte" von K. A. Schimmer erhalten. Der Verf. glaubte sich zu dieser Arbeit durch den Umstand aufgefodert, daß seit Hormayr's bändereichem und wegen Überhäufung mit Urkunden und Citaten fast nur für Fachgelehrte geeignetem Werke keine neue Geschichte Wiens erschienen. Überdies bedurften die Hormayr'schen Denkwürdigkeiten einer Fortsetzung. Der Verf. hat jahrelang Materialen gesammelt, bevor er daran dachte, eine Geschichte Wiens zu schreiben. Nun, sich zu dieser Arbeit für berufen erachtend, geht er mit dem Motto: „Jeder ehrt sich selbst, der sein Vaterland und seine Fürsten ehrt", ans Werk. Herr Schimmer hat nun eine pragmatische Geschichte Wiens geliefert, die viel chronikalisches Interesse hat; aber da der Verf. viel Werth auf äußere Ereignisse legt, so wird die innere Entwickelung weniger berücksichtigt. Eine Bürger- und Municipalgeschichte thäte mehr noth als eine neue Regentengeschichte, deren wir ohnehin schon genug besitzen. Das geistige und Künstlerleben Wiens kommt zu wenig in Betracht, der Verf. hat nur die äußern prunkhaften Demonstrationen des politischen Lebens im Auge. Da wäre schon etwas mehr Raisonnement zu wünschen; was dessen Hr. von Hormayr zu viel hat, daran ist bei Hrn. Schimmer Mangel. Da hält „unparteilich sein" allerdings nicht schwer. Auch das gesellschaftliche Lebenselement hat nicht die rechte Bedeutung gefunden, daher auch das Culturgeschichtliche beinahe ganz fehlt.

Unmöglich kann ich nun noch eine literarische Erscheinung übergehen, deren Focus in socialer Hinsicht gleichfalls Wien, und die, als Spiegel der hiesigen Gesellschaft, füglich als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Wiens angesehen werden darf. Es sind dies „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben von Karoline Pichler".*) Dieselben beginnen mit 1769, dem Geburtsjahre der Verf., und gehen bis 1843, in welchem Jahre auch die Dichterin vollendete. Nur noch weniger Striche von fremder Hand bedurfte es, um dieses interessante Lebensgemälde zu ergänzen, so vollständig und mit klarer Vorahnung des nahen Lebensendes hat es die Verf. ausgeführt. Ist es schon für Denjenigen, der die zahlreichen Schriften der Verewigten kannt, ungemein anziehend, in die Genesis derselben eingeweiht zu werden und in dem Lebensgange der Dichterin einen erläuternden Commentar zu erhalten, so gewinnt dieser Lebenslauf ein um so erhöhteres Interesse, je beziehungsreicher und lebendiger die Rückblicke auf die parallelen Erscheinungen und Momente in Welt und Staat, Kunst und Literatur u. s. w. sind. Karoline Pichler hat lange genug und in einer von oftmaligen Stürmen tief aufgewühlten und erschütterten Zeit gelebt, als daß sie nicht die selbst bis zum stillsten häuslichen Herde dringenden Bebungen der Weltkatastrophen empfunden und überhaupt die schlichte, alte Wahrheit des Satzes „Wer lange gelebt, hat viel erfahren" an sich im vollen Maße bestätigt gefunden haben sollte. Kann man nun gleich ihr, der Matrone und Dichterin, patriarchalisch sinniges Leben nicht in dem Sinne ein vielbewegtes nennen, wie dies Epitheton gewöhnlich verstanden zu werden pflegt und wie es z. B. auf das Leben der modernen schriftstellernden und emancipationssüchtigen Damen mit größerm Rechte paßt; so war es doch ein innerlich und äußerlich vielgeprüftes und erregtes. Die Verhältnisse ihres älterlichen Hauses, lange ein Centralpunkt des geselligen, literarischen und künstlerischen Verkehrs in Wien, und ihre eigene spätere Stellung brachten sie mit den bedeutendsten und interessantesten Persönlichkeiten in Berührung. Die Mittheilungen über die letzten Regierungsjahre der Kaiserin Maria Theresia, über die Periode Joseph's II. und Leopold's II., die Rückwirkungen der französischen Revolution, die Zeit der Befreiungskriege und noch so vieles Andere sind treue Spiegelungen der Ereignisse und festgehaltene politische Reflexe auf dem sensiblen Grunde des Familienlebens. Wie gesagt, diese Memoiren dürfen als eine Geschichte der wiener Gesellschaft gelten. Es sind Bekenntnisse einer edlen weiblichen Seele, einer Matrone von classischer und zugleich tiefreligiöser Bildung, mit Einem Worte, einer Frau, wie ihres Gleichen wenige sind. Das zu ängstliche Festhalten an confessionellen Formen, sowie ein dem Greisenalter eigenes redseliges Sichgehenlassen muß man dem Geschlechte und den hohen Jahren der Verf. zugute halten. Was der Verf. des Nachwortes, Ferdinand Wolf, sagt: „Sie war im vollsten Sinne des Wortes ein deutsches Weib, einfach-natürlich, tief gemüthlich, klar und wahr und stets eingedenk, daß, wie die Bestimmung des Mannes in der Bildung und Entwickelung der gesellschaftlichen, staatlichen Verhältnisse, die Lebensaufgabe des Weibes in der Erhaltung und Veredelung der Familienbande und der häuslichen geselligen Zustände besteht" u. s. w., muß als treue Charakteristik unterschrieben werden. 135.

*) Wir kommen nächstens in einem besondern Aufsatz darauf zurück. D. Red.

Literarische Anzeige.

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1845.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Schwanthaler's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Eduard Montague. Novelle von **Th. Mügge.** — II. Die Selbsttaufe. Von **K. Gutzkow.** — III. Die Luisenhütte. Novelle von **W. Martell.** — IV. Scholastika. Von **A. von Sternberg.**

Von frühern Jahrgängen der **Urania** sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Von der Neuen Folge kosten die Jahrgänge 1839 und 1840 jeder 1 Thlr. 15 Ngr., 1841—44 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 272. —— 28. September 1844.

Über Umfang und Wesen der romanischen Sprachen.

(Beschluß aus Nr. 271.)

f) Dasselbe Streben nach Einfachheit und Klarheit, welches die Formenlehre der romanischen Sprachen so vielfach verändert hat, zeigt sich auch in ihrer Wortfügung. Auch diese zeichnet sich durch außerordentliche Klarheit und Übersichtlichkeit und zugleich durch Lebhaftigkeit und Leichtigkeit aus. Die Wortfolge ist die ganz natürliche, ungekünstelte, der Gedankenfolge entsprechende. Mit Bestimmtheit ist anzunehmen, daß die überkünstliche Satzfügung der römischen Schriftsteller der Volkssprache fremd war, ja daß das Volk wol kaum den vielfach verschlungenen Satzbau seiner Schriftsteller verstand, besonders da das Zeitwort, gerade der wichtigste Theil der Rede, so häufig am Ende des Satzes stand. In den romanischen Sprachen bildet das Zeitwort dagegen den eigentlichen Mittelpunkt des Satzes, um welchen sich alles Andere ansetzt. Ist nun der Bau eines einzelnen Satzes in den romanischen Sprachen klar und durchsichtig, so ist die Verbindung der Sätze untereinander ebenso einfach und gewandt, besonders wegen ihres größern Reichthums an Beziehungswörtern (Partikeln). Sie sind daher viel bequemer zu leichter und gewandter Unterhaltung als die steifere und gemessenere lateinische Sprache, die ja nicht einmal einen bestimmten Ausdruck für ja und nein hatte. Aber auch Kürze, Gedrängtheit und Kraft geht ihnen nicht ab, da sie, wenn auch in geringerm Maße als die lateinische Sprache, die Mittelwörter und die Grundformen der Zeitwörter zur Abkürzung der Rede trefflich zu gebrauchen wissen.

So finden wir in den romanischen Sprachen einen viel reichern Wortschatz, größern Wohlklang, größere Klarheit, Deutlichkeit und Gewandtheit als im Lateinischen, und diese Vorzüge sind mit dem Aufgeben der Endungen wahrlich nicht zu theuer erkauft, zumal da die Endungen im Lateinischen nicht selten eine unnatürliche Stellung einnehmen, d. h. eine wichtigere als der Stamm des Worts selbst (z. B. fu-erunt, woraus die Franzosen mit mit Recht fu-rent, die Italiener fu-rono machten; audi-ebamini u. s. w.). Die Art aber, wie die romanischen Sprachen sich entwickelt haben, ist durchaus naturgemäß; denn alle jene Veränderungen waren schon in der römischen Volksmundart vorbereitet und sind nicht erst, wie man es so häufig behauptet hat, durch den Einfluß fremder Sprachen entstanden. Wir können mit Bestimmtheit behaupten, daß die romanischen Sprachen auch ohne die Völkerwanderung sich ebenso gebildet haben würden, denn ihre Form ist völlig lateinisch, und nur ihr Stoff hat sich durch die Völkerwanderung und die spätern Ereignisse erweitert. Ganz ähnlich haben sich aus dem Altgriechischen die neugriechische und aus der ältesten deutschen Sprache die jetzigen germanischen Sprachen gebildet, unter denen namentlich die englische fast denselben Bildungsgang durchlaufen hat wie die romanischen Sprachen, nur daß beim Englischen, gerade umgekehrt, die Form deutsch und der Stoff durch romanischen Einfluß erweitert ist.

Ist es nun wahr, daß die romanischen Sprachen Entwickelungen und Vervollkommnungen des Lateinischen sind, so folgt daraus eine wichtige Lehre für die Forscher im Lateinischen und Griechischen, nämlich die: sie sollen von ihrer in der Schule eingepflanzten Überschätzung der alten Sprachen auf Unkosten der neuern und von den seit Jahrhunderten im Gelehrtenstande überlieferten Vorurtheilen gegen die romanischen Sprachen sich losmachen und sie eifrig treiben; denn das Lateinische oder Griechische, womit sie sich beschäftigen, gleicht einem Jünglinge, den man nur dann richtig beurtheilen und ganz erkennen kann, wenn man sowol seine früheste Kindheit mit ihren ersten Eindrücken und Einflüssen, wie sein Mannesalter, in welchem sich seine Anlagen zur Reife entwickelt haben, genau kennt. So muß man, um das Lateinische vollkommen zu begreifen, die Sprache von ihrer frühesten Kindheit an, so weit wir ihre Spuren in Asien verfolgen können, bis zu ihrem jetzigen Zustande durch alle ihre Altersstufen hindurch beobachten. Viele Erscheinungen im Lateinischen werden durch die romanischen Sprachen aufgehellt, sowie umgekehrt diese nur durch Vermittelung jener verstanden werden können, und ebenso ist zum vollkommenen Verständniß des Altgriechischen das Neugriechische nothwendig. Aber freilich wird es nicht leicht sein, die eingewurzelten Vorurtheile der vielen Gelehrten zu überwinden, welche in ihrer Engherzigkeit sogar nur die lateinische Sprache, wie wir sie bei den Schriftstel-

lern eines kurzen Zeitraums (des goldenen Zeitalters) finden, als die wahre lateinische Sprache anerkennen, über alle andern Zeitalter aber mitleidig die Achseln zucken. Das wahre goldene Zeitalter der Sprachforschung wird erst dann anbrechen, wenn man keine Sprache und keine Mundart für der fleißigsten Untersuchung unwürdig hält und selbst in den Mundarten der rohesten Völker das Walten des göttlich-menschlichen Sprachgeistes wahrnimmt. August Fuchs.

Monaldi. Eine Erzählung. Aus dem Englischen des amerikanischen Malers Washington Allston, übersetzt von Kahldorf. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Die kurze Vorrede des Übersetzers interessirte den Berichterstatter durch ihre Naturfrische fast mehr als die Erzählung Allston's, die übrigens genügend für das schriftstellerische Talent des amerikanischen Malers zeugt. Die Vorrede enthält nur wenige Seiten, aber sie reichen hin, um Kahldorf in einem sehr günstigen und liebenswürdigen Lichte erscheinen zu lassen. So erkennt man auch im geselligen Verkehr einen geist- und kenntnißreichen Mann aus wenigen hingeworfenen Worten, einen tüchtigen Maler aus ein paar Strichen mit dem Bleistift, die er in sorgloser Muße auf das Papier wirft, einen Claviervirtuosen aus ein paar Griffen, die er auf seinem Instrumente thut. Hier eine Probe aus der an den bekannten Landschaftsmaler Preller in Weimar gerichteten Vorrede:

„Übersehen mußt du nicht, daß diese Erzählung für das amerikanische Publicum geschrieben wurde. Es möchte sehr weitläufig sein, wenn ich dir dieses Publicum beschreiben wollte. Wie überall in der christlichen Welt, lieber Fritz, ist auch hier das Christenthum die Grundlage aller Gesittung. Es gibt heutzutage keine andere, und was wir etwa lernen und zur Perfection bringen, ist nichts, wenn es nicht von christlicher Religion durchdrungen ist. Oft wissen wir das leider kaum, und doch ist, bei Lichte betrachtet, unser ganzes Bischen Rechtschaffenheit und Tugend vom Christenthume gestempelt. Daß die Heiden auch Tugend hatten, bleibt deshalb so wahr, das ich mich wundern würde, wenn es anders wäre. In Amerika, d. h. in der Union, ist nun aber das religiöse Fundament auf ganz besondere Weise gestaltet, und weil es an Vielem fehlt, was wir in der alten Welt haben, scheint es ganz natürlich und nothwendig zu sein, daß jeder denkende Mann die positivste Positivität hinsichtlich des religiösen Glaubens als den einzigen Stecken und Stab betrachtet, an welchem die Nation aus der ägyptischen Finsterniß, die sie in vielen andern Beziehungen umnachten möchte, sich heraustappen und fühlen kann."

„Ja, lieber Fritz, es ist ein wunderbares Leben hier. Man träumt von der anglosächsischen Race als der vorzüglichsten Europas, und behauptet, daß man hier von ihr abstamme. Ich, der ich in gerader Linie von der besten Sorte Angelsachsen, die einst England eroberten, meinen Ursprung herleiten kann, ich, ein ostfriesischer Abkömmling, hege dagegen den Glauben, daß das romanisch-normannische und nicht das reine, stille, sassische Blut, das Leben hier mit jener Wolfsgier nach Besitz angesteckt habe. Wie einst das römische Blut der Wölfin in alle romanischen Nationen überging, so ging es auch nach England direct, und zum zweiten Male durch die romanisirten Normannen über. Wenn du dir nun vorstellst, daß man hier unter lauter Souverainen lebt, und daß, wer nicht ein Souverain ist, ein Sklave ist, so magst du dir selbst denken, wie nöthig es ist, diese Masse von souverainem Stoff durch die positivsten Religionsdogmen einigermaßen in Ordnung und Zucht zu halten. Durchdringt nicht das christliche Princip die Souverainetät, so ist Tyrannei an der Tagesordnung."

„Aber damit soll dem Leben hier nichts von seiner Vortrefflichkeit genommen werden. Eins steht hoch, höher als Alles erhöht in der amerikanischen Menschenbrust, und dies ist der aus der alten Welt hierher geflüchtete Grundsatz von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Rechte der Person. Dies zu fühlen, mit unaussprechlicher Dankbarkeit diese Wohlthat anzuerkennen, muß man hier zu leben gezwungen werden. Es tröstet selbst für den Verlust des Vaterlandes."

„Nur einmal möchte ich, du sähest amerikanische Natur. Der Eindruck der Rauheit und Wildheit ist das Erste, was uns entgegentritt, wenn wir die Erinnerung an die gartenartige Cultur des deutschen Bodens als den letzten Eindruck aus der geliebten Heimat hier herüber bringen. Das ganze Leben hat, wie der Boden, noch ein unsagliches Bedürfniß des Anbaues. Aber ich rede nicht von Dem, was Menschenhand, ich rede von Dem, was Gottes Hand gemacht hat. Dieser Himmel, diese Luft, diese Töne des Lichts! Italien hat einzelne dieser Erscheinungen, aber im Ganzen ist der Charakter der Natur ein anderer. Unbeschreiblich ist ein amerikanischer Nachsommer — der Indianersommer. Diesen kannst du nicht in Italien und ebenso wenig in den Kjölen studiren. Stelle dich an die Ufer der reizenden Chesapeak-Bai, wo der Patapsko in sie mündet, wo auf einem Umkreis abfallender Hügel Baltimore liegt, siehe das blaue Wasser, die tiefrothen und starkgelben Eichen, Buchen, Sträucher und Schlingpflanzen, besonders den üppigen Giftsumach, der die höchsten Bäume zu überranken strebt, und mitten aus den Wäldern das prachtvolle Immergrün der Cedern und der baumhohen Rhododendren, bald einzeln, bald gruppenweise — und darüber den klaren, reinen, unaussprechlich zarten und durchsichtigen Ton der Luft, bis hinauf in den blauen Himmel — und du hast eine Färbung der Landschaft, so heiter, so merkwürdig, so ganz abweichend leichtsinnig von Allem, was du an gelben Herbstlandschaften gesehen, daß dir wahrhaftig der Pinsel aus der Hand fällt" u. s. w. Diese Darstellung erinnert etwas an die Manier des anonymen Verf. der „Transatlantischen Reiseskizzen" und macht uns begierig, von dem Übersetzer etwas Größeres und Selbständiges über Nordamerika zu lesen.

Von dem Verf. erzählt uns Kahldorf, daß er bereits über die Blüte des Lebens hinaus sei, daß aber unter seinem „grauen Dache" ein sehr jugendliches Herz schlage. Aus einer andern Quelle führen wir hier an, daß Washington Allston seine Studien unter Reynolds machte und 1805 durch sein in Rom vollendetes Bild, Die Vision Jakob's, großes Aufsehen erregte. Neben seinem Jeremias gelten noch sein Uriel und sein eigenes Portrait als seine Hauptwerke. Besonders groß zeigt sich Allston als Landschaftsmaler, wobei ihm die Kenntniß aller Farbenmittel, und besonders des Helldunkels zu Hülfe kommt. Von seinen Gemälden kennt der Übersetzer nur eins, welches unter dem Namen Der Prophet bekannt und durch einen Zug des Phantastischen charakterisirt sei. Mit Bendemann's Propheten habe dies Bild gar keine Verwandtschaft, und erst, nachdem er Allston's Gemälde gesehen, habe er deutlich empfunden, daß er an Bendemann's Jeremias etwas vermißt habe — denn dieser sei kein rechter Phantast. „Ich habe", sagt Kahldorf, „noch keinen Propheten gesehen oder gelesen, der nicht ein Phantast gewesen, und die sogenannten großen Propheten sind die größten!"

Den Zug des Phantastischen, welchen Kahldorf in Allston's Gemälde erkannte, wird man ohne Mühe auch in der Erzählung „Monaldi" wiederfinden. Eine Notiz des Verf. besagt, daß sie schon 1822 zum Drucke fertig und für das periodische Blatt eines Freundes bestimmt gewesen sei. Da jedoch dieses Blatt bald nachher zu erscheinen aufhörte, blieb sie nahe an zwanzig Jahre ungedruckt im Pulte liegen und trat erst 1841 vor das Publicum. Es spukt auch einiges Urweltliche in der Novelle, und der Übersetzer bemerkt mit Recht, daß der Stil des Verf.

einer andern Zeit anzugehören schien, welche die schweren Perioden liebte.

Den Inhalt einer Novelle als Maßstab für ihren Werth erzählen, heißt eigentlich ein Unrecht gegen den Dichter begehen. Es erscheint dann Alles so leicht trocken, dürftig und kalt, da der Reiz einer novellistischen Dichtung so häufig nicht in der Erfindung, sondern in der Ausführung beruht, nicht in den Linien, sondern in der malerischen Ausfüllung der Linien. Das, was uns in der bloßen Inhaltsanzeige als unnatürlich erscheint, empfängt unter den ausführenden und motivirenden Pinselstrichen des Künstlers leicht den Reiz und Schein der Wahrheit und Natürlichkeit. Die bloße Inhaltsanzeige einer novellistischen Dichtung gibt nicht deren Fleisch und Seele, sondern nur das Skelett; und wer sähe z. B. dem Skelett eines Menschen die Schönheit der menschlichen Gestalt an? Indeß ist die Kritik leider nur zu häufig dazu genöthigt, eine Dichtung zu skelettiren, wie ein Arzt von einem Leichnam das Fleisch mit dem Messer abschabt, um ein gutes Skelett zu erhalten.

Die Einleitung beruht auf einer etwas abgenutzten Erfindung. Ein Reisender, dessen Vettura in einer abgelegenen Gegend der Abruzzen umwirft, findet nach einigen Abenteuern in einem Kloster Zuflucht. Unter den Gemälden, die das Kloster besitzt, fällt eins ihm vorzugsweise auf durch die Phantastik der Erfindung und Ausführung. Die Hauptfigur auf diesem Gemälde ist der König der Hölle selbst, aber nicht der Teufel Dante's oder Michel Angelo's, noch wie ihn Cornelius auf seinem Jüngsten Gerichte malte, sondern der König der Hölle voll furchtbarer, verführischer Schönheit, voll Huld und Majestät, aber doch voll Falschheit, voll jener unnatürlichen Sanftheit, welche böswillige Freundlichkeit allein zu zeigen fähig ist u. s. w. Der Reisende erkundigt sich bei dem ehrwürdigen Prior nach dem Meister des Gemäldes. Er heißt Monaldi. Der Prior öffnet einen Wandschrank und legt ein Manuscript in die Hände des Reisenden, welches die Erzählung von Monaldi's trüben Lebensschicksalen enthält.

Auf das Einfachste zurückgeführt ist dies die Skizze der Novelle: Zwei Freunde befanden sich auf dem Seminar zu Bologna, Maldura und Monaldi, die gerade darum, wie es häufig ist, sich aneinander schlossen, weil sie Charaktere ganz entgegengesetzter Art waren; Jener voll Ehrgeiz, Stolz, Egoismus, ein Vielwisser, der seine Kenntnisse und Talente geltend zu machen wußte, Dieser bescheiden, fast demüthig, sanften Gemüths, das ihm nicht erlaubte, sein mehr in der Tiefe ruhendes Talent zur Schau zu tragen und mit seinen geistigen Mitteln zu prunken. Maldura, dem Alles, selbst die Liebe, nur als Befriedigungsmittel seines Ehrgeizes galt, wendete sich der Dichtkunst und Schriftstellerei zu, indem sein mancherlei abgeleitetes Wissen ihn über seine natürliche Begabung täuschte; er litt an jenem Autorfieber und jener Geniesucht, woran jetzt so Viele kranken und zu Grunde gehen, und hielt seine wohlfeil erworbene Virtuosität für den Ausdruck eines ursprünglichen Talents. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Schon in seinem dreiundzwanzigsten Jahre zum Mitglied der Della-Crusca-Akademie gewählt, hatte er die Aufmerksamkeit der höhern Gesellschaft zu Florenz in ungewöhnlichem Grade auf sich gezogen. Da erscheint seine erste Dichtung im Drucke. Die Societät stürzt mit Eifer darüber her, aber nur um das Werk zu zerpflücken und mit der Lauge des Spottes zu begießen. Der Graf Piccini, die redende Zeitung von Florenz, früher von Maldura beleidigt, unterläßt nicht, ihm die kritischen Pillen beizubringen, die um so bitterer sind, je versüßter die Schale ist. Auch Alfieri befand sich in jener Gesellschaft, in welcher Maldura's Gedicht recensirt wurde. Maldura fragt, was Alfieri dazu gesagt habe. Nichts! erwidert Piccini. Nichts! Dies schmerzt Maldura mehr als Alles. Er schreibt eine Satire, die ein um so vollständigeres Glück macht, da sie anonym erscheint; er will aber kein Satiriker, sondern ein poetisches Genie sein; er schreibt ein Trauerspiel, welches aufgeführt wird und gänzlich durchfällt. Maldura ist, wenn auch nicht gedemüthigt und beschämt, wozu er zu große Selbstliebe besitzt, doch gereizt und erbittert. Er begibt sich nach Rom und sucht hier zu glänzen, indem er sich um die Liebe einer Advocatentochter, Rosalie Landi, welche als die erste Schönheit Roms gilt, bewirbt. Er wird abgewiesen. Um dieselbe Zeit hat sich Monaldi's Malertalent zur höchsten Meisterschaft entwickelt; ganz Italien ist seines Ruhmes voll; zu dem Glücke des Ruhmes gesellt sich das Glück der Liebe; Monaldi erhält die Hand Rosaliens. So von dem bescheidenen, stillen Monaldi in allen wesentlichen Lebenspunkten ausgestochen zu sein, verträgt natürlich der Stolz Maldura's nicht. Er sinnt auf Rache. Bis hierher ist Alles einfach, wahr und natürlich. Der Roman erhebt sich fortan zum dramatischen Pathos, wird aber auch geschraubt und unnatürlich. Maldura besticht einen zum Wegelagerer herabgesunkenen Grafen Fialto, der die abscheuliche Rolle übernimmt, Monaldi zur Eifersucht zu reizen, indem er um das Haus Monaldi's, zuletzt gar in das Schlafzimmer Rosalien's schleicht u. s. w. Monaldi glaubt blindlings an die Untreue seiner Gemahlin, wie Othello an die Untreue Desdemona's, und gibt ihr in seiner Raserei mit dem Dolche einen Stoß in die Brust. Er hält sie für todt, wird wahnsinnig, flieht. In Maldura, der einen so unglücklichen Ausgang nicht erwartete, erwachen nun die Mahnungen des Gewissens. Er kommt mit dem wahnsinnigen Monaldi in einer Hütte zusammen. Monaldi kommt wieder zur Vernunft, als Maldura ihm sagt, Rosalie sei wieder von ihrer Wunde genesen. Er hält Maldura immer noch für seinen Freund; welcher Schreck, als dieser ihm seine Schurkereien gesteht! Monaldi fällt in seinen Wahnsinn wieder zurück, glaubt, daß Maldura der Teufel sei, und verfertigt im Wahnsinn jenes Gemälde, worin der Teufel, abweichend von der typischen Auffassung desselben, in verführischer Schönheit erscheint. Dies ist die Pointe des Buchs. Das Ende der Personen ist ziemlich gleichgültig. Monaldi, dessen Vernunft erst in der Todesstunde wieder zurückkehrt, stirbt wie ein Heiliger in den Abruzzen, und zwar in den Armen Rosaliens, die sich unfern in einem Kloster eingemiethet hat. Maldura geht, voll Reue und Büßerstimmung, ebenfalls ins Kloster, und der schändliche Fialto kommt auf dem Meere um, als ob ein so abscheuliches Geschöpf wie Fialto durch einen so leichten Tod hinlänglich bestraft sei. Diese flache, zufällige Nemesis rührt noch aus dem Katechismus her, nach welchem man ehedem die Romane der moralisch-didaktischen Gattung arbeitete, und dieser Gattung gehört auch ersichtlich die vorliegende Erzählung an.

Trotz der fast krampfhaften Exaltation, womit dieser Roman besonders in der zweiten Hälfte geschrieben ist, enthält er doch manche sehr dramatisch-lebendige Stelle und vorzüglich viele psychologisch beherzigenswerthe Bemerkungen. Hier und da erinnert der Dialog an die convulsivische Sprache unserer Sturm- und Drangperiode, selbst an den Stil in unsern Räuber- und Ritterromanen, über die sich doch diese Erzählung in allen wesentlichen Dingen so weit erhebt. Hier eine Probe. Fialto meldet dem Maldura den Tod Rosaliens. „Das Weib ist todt — das ist Alles", sagt Fialto. „Todt!" ruft Maldura aus; und Fialto fährt fort: „Ja, so todt wie die heilige Rosalie selbst. Herrlich! nicht? Was, stumm vor Freude? Ich dachte mir's wol und hob es auf als Leckerbissen, der seinen Wohlgeschmack dem Herzen selbst mittheilen sollte. Aber das ist noch nicht Alles — das Beste kommt noch; sie wurde ermordet — ermordet noch dazu von ihrem milchigen Ehemann." Maldura taumelte und sank in seinen Sitz zurück. „Ha!" fuhr Fialto fort, „warum lachen, jauchzen Sie nicht! Lustig! gejauchzt und getanzt! Jo, Triumph gesungen, Mann! Denn was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden, ja, geschehen und verlautbaret und eingezeichnet dazu in diesem Augenblicke in allen höllischen Zeitungen." — „Weich von mir, Teufel! Verflucht sei die Stunde, die uns zusammenführte!" — „Was?

Denkst du den Teufel heraufbeschwören und erwarten zu können, daß er sein Werk halb vollendet lasse? Ich dachte, du seiest besser mit ihm bekannt; denn Niemand ist mir noch vorgekommen, der seinem Herrn Vetter in Worten und Mienen so geglichen hätte. Wunderbar! Wie, du hättest über diesem kostbaren Plan wie ein dunkler Höllenvogel über einem Alraunenei gebrütet, und nun, wo das Ding ausgebrütet ist, erschrickst du und wendest dich feig von deiner eigenen Brut weg?" — „Packe dich, Schurke!" schrie Maldura, indem er aufsprang und einen Schritt vortrat. „Gemach, mein würdiger Genosse", sagte der Graf. „Teufel, so oft es dir gefällt; allein meine Ehre verschmerzt keinen gemeinen Zunamen von einem Sterblichen." — „So weiche von mir, Teufel! und strafe mich nicht länger mit deiner verhaßten Gegenwart" u. s. w.

Ob es wol denkbar ist, daß zwei schlechte Kerle wie Maldura und Graf Fialto in einem so höllischen und teufelsmäßigen Stile miteinander verhandeln sollten? Es liegt hierin jedenfalls ebenso viel Naivetät als Über- und Angespanntheit, welche die Glieder verrenkt und zu keiner gleichmäßigen natürlichen Entwickelung kommen läßt. An andern Orten dagegen ist das Urtheil ebenso ruhig als geistreich. So sagt Monaldi über Rafael: „Rafael ist einer von Denen, welche die Kritik kaum berühren kann. Er spricht zu dem Herzen, dem Theile von uns, der niemals eine Meinung misversteht, und Die, welche ein Herz haben, welches versteht, sollten hinsichtlich ihrer Neigung zu ihm nach nichts als dem Vergnügen des Mitgenusses fragen." — „Und dennoch gibt es mancherlei technische Schönheiten", sagte der Advocat, „auf die ein ungeübtes Auge aufmerksam gemacht werden muß." — „Gewiß, und auch Fehler", entgegnete Monaldi, „allein seine Ausführung bildet eigentlich nur einen kleinen Theil von Dem, womit er auf uns wirkt. Aber hätte er auch das Colorit Titian's, oder das magische Helldunkel Correggio's, sie würden kaum etwas zu der Empfindung hinzufügen, mit welcher unsere eigene in Mittheilung steht. Ich habe gewißlich schönere Gesichter gesehen; wir begegnen oft dergleichen im Leben; — Gesichter, in die man sehen kann und mit Vergnügen sieht — aber keins, das man einer Madonna Rafael's ähnlich nennen könnte. Und dazu vermag Rafael mehr, als uns an sich denken zu machen; er macht, daß wir seine Mängel vergessen — oder besser, daß wir sie ergänzen." Und auf die Bemerkung Rosaliens, man sage, daß Michel Angelo grämlich gewesen sei, was sie aber für nicht glaublich halte, antwortet Monaldi: „Glauben Sie nichts, gar nichts davon! Er hatte eine zu große, zu hingerissene Seele für ein unfreundliches Gemüth. Wenn er oft mit seinen Umgebungen nicht übereinstimmte, so war es wol nur, weil er wenig mit ihnen gemein hatte. Nicht daß er weniger Leidenschaften gehabt hätte, aber sie waren geistigerer Natur. Sein Herz scheint dergestalt durch seine Einbildungskraft sublimirt gewesen zu sein, daß seine fast übersinnlichen Neigungen — so möchte ich annehmen — eine höhere Späre suchten, die nämliche, wo die Formen seines Pinsels ihre Geburtsstätte gehabt zu haben scheinen; denn sie sind weder Mann noch Weib, am wenigsten uns ähnlich, die wir im Staube wandeln, sie sind vielmehr von einer Gattung, welche Geister höherer Art sich vorstellen mögen, wenn sie sich etwa die Bewohner des Planeten Saturnus denken wollen."

In jener Überkraft des Dialogs, wie in diesen ästhetisirenden Abschweifungen läßt sich kaum eine Einwirkung deutscher Weise, ebenso wenig aber auch die den echten Künstler vortheilhaft auszeichnende enthusiastische Natur verkennen. In Amerika hat man, laut der Vorrede, diese Erzählung ein wahrhaftes Epos genannt; ebenso gut könnte man sie auch ein in Erzählungsform aufgelöstes Drama mit stehen gebliebenen dramatisch-dialogischen und scenischen Partien nennen. In der Gruppirung wie in der Vertheilung von Licht und Schatten möchte man die Art eines Malers überhaupt, in der Phantastik des Ganzen die Allston zuerkannte eigenthümliche phantastische Manier wiedererkennen wollen. Der Hauptvorzug der Erzählung bleibt, daß sie aus vollem, wenn auch etwas exaltirtem Herzen geschrieben ist und die Individualität des Autors aufs kenntlichste ausdrückt. Solche Bücher bleiben, selbst wenn sie an Mängeln und Verrenkungen leiden, liebens- und beachtenswerth. Sie lassen sich in der Regel nicht so leicht und bequem lesen wie die blos stofflichen Romane, in denen die reine Virtuosität vorwaltet, obgleich es jetzt leider eine Menge Kritiker gibt, welche den Werth eines Romans je nach der größern oder geringern Leichtigkeit bestimmen, womit er sich lesen und verstehen läßt. 66.

Miscellen.

Bartholomäus Chassaneo, Doctor der Rechte und zuletzt Oberpräsident des Parlaments in der Provence (gest. 1542), hatte das Unglück, eine sehr böse Frau zu haben. In seiner „Commentatio super consuetudines Burgundiae et fere totius Galliae" (Lyon 1574) führt er an, daß vermöge eines Gewohnheitsrechts sich ein Mörder oder Todtschläger von der Todesstrafe frei machen könne, wenn sich ein Mädchen finde, das ihn heirathen wolle, und er sich wirklich mit demselben trauen lasse. Von diesem Gewohnheitsrechte, sagt der Verf., könne er keinen andern Grund angeben als den, daß dem Unglücklichen durch den Ehestand eine härtere Strafe auferlegt werde als die Todesstrafe selbst. Zum Beleg wird nun Vieles von der Bosheit und Tücke der Weiber vorgebracht, sodaß man sieht, der Mann spreche aus Erfahrung. Ein anderer Kreuzträger im Ehestande war Stephan Pasquier, königlicher Advocat zu Paris (gest. 1615), gleich ausgezeichnet sonst durch Wissenschaft wie durch seine Liebenswürdigkeit im Umgange. Verbunden jedoch mit einem bösen, zanksüchtigen Weibe, hat er selbst nachstehendes kleines Gemälde von seinem Ehestandsleben entworfen:

Nulla dies nobis, non horula praeterit una,
Non punctum, nullus temporis articulus,
Quo non, vae miseris servis! succenseat uxor,
Succensetque mihi, ni simul ipse querar.
Illius ad nutum totus componor, et idem
Pacificus cum sim, tristia bella gero.
Sic mihi pax bello, sic bellum pace paratur,
Et placide ut possim vivere, vivo miser.
Sic vel cum servis et conjuge litigo, sic est,
Hei mihi! conjugium litigiosus amor.

Benjamin Prialus, königlicher Historiograph zu Paris (gest. 1667), scheint ebenfalls nicht glücklich verheirathet gewesen zu sein, denn er sagt vom Ehestande: „Uxorem ducere insanum; si eos excipias, qui propagando sanguini hoc debent suis penatibus: vix potens humana vis se regere adsciscit difficillimum quod regat, ut, qui remigiis vix lembum subigit, remulcum adjungit."

Unter allen noch jetzt bestehenden Instituten dürfte wol keins eines so hohen Alterthums sich zu rühmen haben als das der Pagen. Nach Arrianus und Älianus war es König Philipp von Macedonien, der zuerst die adelige Jugend zu seinem Hofdienst erwählte; nach Valerius war es aber zur Zeit Alexander's des Großen, Philipp's Sohn, eine alte macedonische Sitte, aus den besten Familien Jünglinge zum Hofdienst zu erkiesen, welche nach Livius Pueri regii hießen, wie denn auch Curtius an mehren Orten dieser macedonischen Sitte erwähnt und sie als eine uralte bezeichnet. Dagegen können sich die Kammerherren keines so hohen Alters rühmen. Gibbon in seinem bekannten Geschichtwerke sagt von ihnen mit besonderer Rücksicht auf England: „Augustus und Trajanus würden sich geschämt haben, den Geringsten der Römer zu Hofämtern zu gebrauchen, wie sie am Hofe und im Schlafzimmer eines eingeschränkten Monarchen vom stolzesten Adel Britanniens so begierig gesucht werden." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 273. —— 29. September 1844.

Die nachgelassenen Papiere Gustav's III.

Zweiter und letzter Artikel.*)

In unserer Recension des ersten Theils von Prof. Geijer's „Mittheilungen aus Gustav's III. nachgelassenen Papieren" hoben wir vorzüglich Das hervor, was auf dessen Kindheit, Erziehung, Jugend, Thronbesteigung und Revolution von 1772 Bezug hatte; bei Besprechung des neuerdings erschienenen zweiten Theils von gedachtem Werke werden wir, wegen der Enge des uns in d. Bl. vergönnten Raums, uns größtentheils beschränken müssen, die wesentlichsten Momente der Regierungsgeschichte Gustav's III. von 1772 bis zum Tode seiner Mutter, der verwitweten Königin Louise Ulrika, im J. 1782, so kurz wie möglich anzugeben.

Als der König Adolf Friedrich sich um die Hand der preußischen Prinzessin Louise Ulrika bewarb, hätte Friedrich II. lieber gesehen, daß seine jüngere Schwester, Amalie, ihr vorgezogen worden wäre. In einer sich unter den Gustav'schen Papieren vom damaligen Gesandten in Berlin, Rudenschöld, findenden Depesche vom 9. Jan. 1744 heißt es:

> Der König hat mir durch den Grafen Podewills sagen lassen, daß die Heirath als sicher betrachtet werden könne, daß aber, was die Wahl unter den Prinzessinnen betreffe, ich mich nicht durch die äußere Manier der Prinzessin Ulrika irren lassen müsse; der König kenne seine Schwestern hinlänglich und sei, obgleich ihr Bruder, doch nicht blind gegen ihre Eigenschaften; die Prinzessin Ulrika sei hochmüthig, auffahrend und intrigant, und die Prinzessin Amalie schicke sich, wegen ihres guten Gemüths, weit besser für die schwedische Nation.

Die Wahl fiel dennoch auf die ältere. Louise Ulrika beherrschte ihren Gemahl und hätte gern das ganze Reich mit Gewalt regiert. Der Revolutionsversuch 1756, welcher durch die Ungeduld, womit sie die Ausführung eines unreifen und übel angelegten Plans übereilte, mislingen mußte, war ihr Werk gewesen. Das Mislingen erbitterte sie, ohne ihre Denkweise zu ändern. Da ihr Sohn Gustav III. nach seiner Thronbesteigung die Foderungen und Ansprüche der Mutter weder befriedigen konnte noch wollte, so wurde sie darüber sehr erbittert. Dies geht aus einer Menge Auszüge und Briefe von Beiden deutlich hervor. Im Herbst 1771 machte die verwitwete Königin eine Reise nach Berlin. Auf derselben schreibt sie an den König:

> Mein lieber Sohn! Rolcken hat mir deinen Brief gegeben, in welchem du deine Betrübniß über meine Abreise aussprichst. Ich möchte mich gern von dieser überzeugen können; aber ich habe allzuviel Ursache, das Gegentheil zu glauben und Alles zusammen nur für Complimente zu halten. Wenn man einander nicht liebt, ist die Abwesenheit ein und dieselbe, und die Entfernung thut nichts zur Sache. Ich bin jetzt und immer die alte Mama. Ich misfalle dir gerade deshalb, weil ich die Wahrheit rein heraussage. In meinen Jahren bessert man seinen Charakter nicht. Der meinige ist offen und aufrichtig (?).

In der That enthielt Gustav's III. Brief an seine Mutter nur eine façon de parler. Nach der verwitweten Königin Rückkehr von Berlin hob der König die Dienstleistung des Leibtrabantencorps bei seiner Mutter auf, was sie auf das tiefste kränkte.

Da Gustav III. von sich keine Leibeserben erwartete, so wünschte er den Herzog Karl bald vermählt zu sehen. Das von der verwitweten Königin betriebene brandenburgische Ehebündniß fürchtete man. Ein Vorschlag wegen einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt, welcher von Rußland begünstigt wurde, ward ebenso wenig passend befunden. Eine Prinzessin von Braunschweig kam auch in Frage; aber ihre Ältern gaben eine ausweichende Antwort, welche Gustav III. sehr verdroß und dem Einfluß des Königs von Preußen zugeschrieben ward. Nun schlug der König die Prinzessin Hedwig Elisabeth Charlotte von Holstein-Eutin, Tochter von König Adolf Friedrich's Bruder, zur Braut seines Bruders vor, und mit ihr vermählte sich Herzog Karl am 7. Juli 1774.

Im Anfange seiner Regierung hatte der König sich öffentlich den ersten Bürger eines freien Volks genannt, und es schien, als ob es ihm Ernst damit wäre. Die Mützen hatten der schwedischen Nation 1766 die Druckfreiheit ertheilt und in der Druckfreiheitsverordnung vom genannten Jahre erklärt, daß sie „alle die Sicherheit besitzen müsse, welche ein unumstößliches Grundgesetz mit sich führt". Gustav's III. Regierungsform hatte alle von 1680—1772 als Grundgesetze betrachteten Bestimmungen ausdrücklich aufgehoben. Nun entstand die politische Frage: ob die Druckfreiheit mit der neuen Constitution übereinstimmend wäre. Die Meisten meinten,

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 225—227 d. Bl. f. 1843. D. Red.

diese Übereinstimmung fände nicht statt. So die Mehrzahl in dem schwedischen Hofgericht, so der Rath. Gustav's III. eigene Äußerung über diese Angelegenheit in der Rathskammer lautet im Wesentlichen wie folgt: Die Druckfreiheit sei nicht durch den Gebrauch schädlich, sondern nur durch ihren Misbrauch gefährlich, aber ihre Nützlichkeit überwiege diesen Misbrauch. Ein König bekomme durch dieselbe die Wahrheit zu wissen, welche man vor ihm mit so vieler Sorgfalt und leider oft genug mit so vielem Erfolge verberge. Beamte genießen den Vortheil, wohlverdientes und unverfälschtes Lob zu empfangen, oder sie haben auch Gelegenheit, das Publicum über falsche Deutungen ihrer Amtsverrichtungen aufzuklären. Das Volk besitze endlich die Sicherheit, seine Klage vorbringen, den Trost, sich beklagen und oft sich von der Unstatthaftigkeit seiner Klage überzeugen zu können. Versichert von der Wahrheit alles des hier Angeführten, habe er (der König) mit vieler Aufmerksamkeit die Druckfreiheitsverordnung vom J. 1766 durchgelesen und dabei keine wesentliche Veränderung, als bei einigen wenigen Paragraphen, zufolge der Regierungsform vom J. 1772 und der verschiedenen Art und Weise, in welcher die Regierung jetzt gehandhabt werde, zu machen gefunden. Seine Druckfreiheitsverordnung vom 25. April 1774 wurde ausgefertigt. Das obgedachte Hofgericht hatte sich dahin erklärt, daß die Druckfreiheitsverordnung gegen den Geist der Regierungsform und die Würde der Beamten des Königs streite, da sie sie unter die Censur der Öffentlichkeit stelle, während sie, der Regierungsform zufolge, nur dem König allein verantwortlich seien. Gustav III. sandte seine Druckfreiheitsverordnung, nebst den Berathschlagungen, welche sie veranlaßt hatte, in Übersetzung an Voltaire, dessen Beifall er wünschte und erhielt. Gegen die Eigengewalt und Bestechlichkeit, welche die Parteizeiten unter Richtern und Beamten eingeführt und hinterlassen hatten, ergriff der König strenge Maßregeln, und sorgte während der ersten Periode seiner Regierung für eine würdige Auslegung der Gesetze.

Das große finanzielle Regierungsmittel der Reichsstände war die Bank gewesen. Auch nach der neuen Verfassung sollte dieselbe unter der Verwaltung und Bürgschaft der Stände verbleiben, aber der Reichstagsbeschluß vom 9. Sept. 1772 übertrug zugleich dem Könige vollkommene Macht, über die Münze und die Finanzen des Reichs zu verordnen. Der erste Schritt des Königs war am 11. Sept., alles Branntweinbrennen und Verkaufen in den Städten und auf dem Lande bis auf weiter zu verbieten, worauf auch während des Reichstags, wegen des schweren Miswachses 1772, gedrungen worden, ohne daß die herrschende Partei ihre Einwilligung dazu hätte geben wollen. Später machte er das Branntweinbrennen zu einem Monopol der Krone, welches der erste Grund fast allgemeiner Unzufriedenheit wurde. Wer seine übrigen Finanzmaßregeln näher kennen lernen will, den verweisen wir auf das hier besprochene Werk selbst. Die strengen Maßregeln, mit welchen man das frühere Branntweinverbot aufrecht zu erhalten gesucht hatte, waren, des guten Zwecks und der Gemeinschaftlichkeit der Aufopferungen wegen, als erträglich angesehen worden. Jetzt wurden diese Maßregeln weit strenger als früher, während der Zweck, um dessentwillen der Branntwein eine Quelle der königlichen Einkünfte werden sollte, nicht dazu geeignet war, sonderliche Achtung einzuflößen. Die Einlieferung aller Privatbranntweingeräthschaften zu öffentlicher Bewahrung, die früher schon hohen Geldstrafen jetzt verdoppelt, die Aufmunterung der Angeber durch zwei Drittel des Strafgeldes und außerdem den ganzen Werth der confiscirten Branntweinblasen, alles Dieses verursachte eine Unruhe im Lande, deren Wirkungen sich bis in jede einzelne Haushaltung erstreckten. Von seinen Regierungsmaßregeln ging bald der Tadel zum Privatleben des Königs über, zu seiner Lust an theatralischen Übungen und seiner Neigung an glänzenden Vergnügungen, z. B. den prachtvollen Carrousels, welche eine Zeit lang seine Neigung zum Theater zu verdrängen schien. Indessen schuf er das schwedische Theater, und zu gleicher Zeit entwickelte sich schnell eine Anzahl großer Talente, unter denen das eigene des Königs als Theaterschriftsteller nicht das geringste war. Der 1775 begonnene Bau des neuen, von ihm den vaterländischen Kunstgöttinnen geweihten Opernhauses wurde 1782 vollendet und dann durch die neue Oper „Cora und Alonzo" eingeweiht. Später wurde das vom König selbst entworfene, von Kellgren ausgeführte Stück „Gustav Wasa" die vorzüglichste Zierde der schwedischen Bühne.

Am Hofe gab es zwei Parteien, die der alten und die der jungen Hofleute, welche ebenso erbittert gegeneinander waren wie die frühern Reichsparteien. Die Erstern zeichneten sich durch einen gewissen Stolz und Anstand aus, sie waren übrigens untadelhaft in ihrem Betragen und wollten geehrt sein; die Letztern dagegen betrachteten sich als Kameraden, Anstand als Zwang, Ehrfurcht gegen die Obern als unnöthig in geschlossener Gesellschaft, Artigkeit als Pedanterie, Kenntnisse als etwas Unnöthiges. Sie waren frech, keck und ausgelassen gegen das andere Geschlecht. Bei jeder Gelegenheit zeigten jene beiden Parteien einander ihre gegenseitige Abneigung. Von Gustav's III. alten Freunden war es der General Baron Jakob Magnus Sprengporten, der den Plan zu der Revolution von 1772 entworfen, welcher zuerst öffentlich mit ihm brach. Warum, zeigt Prof. Geijer vollständig nach. In einem Brief an den König schreibt Sprengporten unter Anderm:

Man beschuldigt Ew. Maj. Charakter einer so großen Duplicität, daß Ew. Maj. irgend einen aufrichtigen Freund und Diener weder haben noch haben können .... Ew. Maj. Schwäche gegen Günstlinge, Ihre sonderbare Zuneigung zur Jugend und zu Favoriten, welche so viel Indisciplin verursacht hat, hat bei Vielen, wenn ich so sagen darf, sogar Verachtung erweckt .... Ew. Maj. unaufhörliche Leidenschaft für Schauspiele, Prunk und jede Art von Lustbarkeiten macht nicht weniger Eindruck .... Man argwöhnt, nicht ohne große Veranlassung, daß es die Absicht Ew. Maj. sei, gleichsam die ganze Nation, so in Sitten wie in Denkweise,

zu einer Gleichförmigkeit mit gewissen andern Nationen umzuschaffen, deren Mehrzahl aus einer angeborenen Neigung mit einer solchen Leichtfertigkeit denkt, daß sie nicht selten das Muntere, Frivole, Vergnügliche, Glänzende dem Gereiften, Reellen, Ernsten, Nützlichen vorzieht.

Das Jahr 1775 zeichnete sich durch Ereignisse in der königlichen Familie aus, welche in hohem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen; auf der einen Seite der vermeinte gesegnete Zustand der Herzogin Karl, geglaubt, kundgemacht, allgemeine Fürbitten, Berathschlagungen über das Ceremoniel bei der Niederkunft und über des Kindes Namen veranlassend, und Alles am Ende sich in einen Irrthum auflösend; von der andern Seite das Aufhören der Kälte, welche bis dahin den König von seiner Gemahlin getrennt hatte, und die darauf gegründeten Hoffnungen. Die verwitwete Königin schien sich für jetzt auch mit dem König verglichen zu haben. Der König versprach ihre Schulden zu bezahlen. Im J. 1777 führte der König seinen Entschluß aus, einen Besuch bei der Kaiserin Katharina II. in Petersburg abzustatten. Er wurde gut empfangen, und alle frühern Kriegsgerüchte wurden vor der Hand verscheucht. Gustav III. schrieb an den Grafen Creutz:

> Meine Reise ist über mein Erwarten gut ausgeschlagen, und ich ernte schon die Früchte derselben. Die alte Mützenpartei ist zertrümmert, und mit den Cabalen der Aristokraten hat es ein Ende, nachdem ihnen alle Hoffnung benommen worden ist, meine Regierung durch Anfachung des Hasses der Kaiserin zu beunruhigen. Freundschaft ist auf das Vorurtheil gefolgt, und der Herr von Simolin (russischer Minister in Stockholm) hat die positivsten Befehle empfangen, sein Benehmen ganz und gar zu ändern.

Dagegen schrieb der schwedische Minister in Paris, Graf Creutz, an den König:

> Vergennes (französischer Minister in Stockholm) berichtet mir, die russische Kaiserin habe nach Ew. Maj. Abreise Äußerungen von sich gegeben, welche nicht für die Aufrichtigkeit der Freundschaft sprechen, die sie Ew. Maj. bezeigt hat; unter Anderm, daß sie nicht an die Dauer der von Ew. Maj. ihr bezeigten glaube.

Privatim gab indessen die Kaiserin dem Könige mehre Proben ihrer Freundschaft. Zum Beweise Dessen kann unter Anderm ein unter des Königs Papieren aufbewahrter eigenhändiger Aufsatz von Katharina II., kurz nach der Geburt des schwedischen Kronprinzen, Gustav Adolf, geschrieben und bestimmt, guten Rath bei dessen allererster Erziehung zu geben, welchen Prof. Geijer ganz mittheilt, dienen; die Kaiserin beschreibt zum ebengenannten Zwecke selbst die Art und Weise, auf welche sie ihren zarten Enkel, den Großfürsten Alexander, behandle.

(Der Beschluß folgt.)

Die Kunst der deutschen Prosa. Ästhetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Von Theodor Mundt. Zweite, umgearbeitete Auflage. Berlin, Simion. 1843. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist eine allgemein anerkannte Sache, daß der altherkömmliche Unterschied zwischen Prosa und Poesie durch den Entwickelungsgang der neuern und neuesten Literatur geradezu unhaltbar und unbrauchbar geworden ist; während bei den Griechen und Römern in der Blütezeit dieser Völker für jeden Stoff und jede Schriftgattung eine ganz bestimmt vorgeschriebene Form vorhanden war, während in der ältern deutschen Literatur die metrische Form ausschließlich herrscht und die Prosa nur allmälig, zunächst für rein praktische Zwecke eintritt, so ist jetzt der Gegensatz zwischen gebundener und ungebundener Sprache ein rein formeller; die metrische Sprachform hat, was freilich nicht sein sollte, ebenso oft rhetorischen als poetischen Gehalt, die prosaische Darstellung aber umfaßt alle Gebiete geistiger Äußerung ohne Ausnahme, selbst in das Gebiet der Lyrik, der die metrische Form am unentbehrlichsten scheinen könnte, hat seit Jean Paul die Prosa bedeutende Eingriffe gemacht.

Mag man nun in diesem Überhandnehmen einen Fortschritt sehen oder nicht, so viel ist außer Zweifel, daß die alten Theorien der Prosa, Rhetorik, Stilistik u. s. w. nicht mehr ausreichen, daß sie selbst eine ungleich größere Bedeutung für die gesammte Literatur und somit, wenn die Hoffnung, daß die Literatur dem wirklichen Leben sich je länger desto mehr nähern wird, nicht täuscht, auch eine ungleich größere Bedeutsamkeit für alle modernen Lebensverhältnisse erlangt hat als früher. So kann die Beschäftigung mit der Kunst der deutschen Prosa wol auch als ein Übergangspunkt in Mundt's Thätigkeit erscheinen: früher eigentlich nur in der literarischen Welt lebend, hat er sich in neuerer Zeit durch sein öffentliches Auftreten als Docent und durch den Gehalt mehrer seiner Vorlesungen, von denen seine „Geschichte der Gesellschaft" Zeugniß ablegt, entschieden dem wirklichen öffentlichen Leben zugewendet; in der Mitte zwischen diesen verschiedenen Richtungen seiner Thätigkeit liegt nun das hier in Rede stehende Werk, durch welches er sich wol gewissermaßen zu seiner neuen Entwickelung gerüstet hat, und es muß für diese als ein Glück verheißendes betrachtet werden, indem es an Klarheit des Inhalts und Bestimmtheit der Richtung wol alle frühern Arbeiten des Verf. übertrifft.

Mundt hat seine „Kunst der deutschen Prosa" in drei Haupttheile getheilt: „Theorie", „Literarische Entwickelung" und „Die literarischen Gattungen" derselben; es scheint allerdings, als ob diese Dreitheilung mit der auf dem Titel des Buches angedeuteten zusammenfallen solle, doch ist dies wol nur scheinbar; denn wenn schon die Theorie der deutschen Prosa nicht ausschließlich vom ästhetischen Standpunkt aus behandelt worden ist, so dürfte der letzte Haupttheil des Buchs wol noch weit weniger mit dem Ausdruck „gesellschaftlich" richtig bezeichnet werden. Aber nicht blos über diese Bezeichnungen, sondern auch über die Anordnung der Theile selbst läßt sich noch streiten: nicht die Prosa an sich, sondern die Prosa in ihrer gegenwärtigen Eigenthümlichkeit und Bedeutung ist der eigentliche Gegenstand des Buchs, da hätte also der historische Nachweis, wie sie zu ihrer jetzigen Entwickelung gelangt, der Theorie passend vorausgeschickt werden sollen; bei der jetzigen umgekehrten Anordnung erleiden beide Abschnitte einen Nachtheil: die Theorie entbehrt der historischen Begründung, deren sie sehr wohl fähig war, die Darstellung der literarischen Entwickelung aber steht ohne Resultat da, weil Das, was ihr schönstes Resultat sein soll, klare Erkenntniß der Gegenwart, schon vorweggenommen ist oder doch durch den dritten Abschnitt, auf den ich noch besonders komme, nur dürftig ersetzt wird.

Abgesehen von der meiner Ansicht nach verfehlten Stellung ist der zweite, literarhistorische Theil des Buchs als vorzugsweise gelungen anzuerkennen; mit vollstem Rechte weist Mundt in der Vorrede den Tadel Derer, die noch diesen oder jenen Schriftsteller genannt haben möchten, zurück; dergleichen Foderungen gehen immer aus subjectiven Gründen hervor, von den Männern aber, die wirklich Epoche machend waren für die Geschichte der deutschen Prosa, wird man hier keinen umsonst suchen. Ein vielleicht nicht ganz richtiges Verhältniß ist dadurch entstanden, daß das 16. und 17. Jahrhundert weit

ausführlicher behandelt sind als das 18.; so scheint mir namentlich Johannes Agricola im Vergleich mit einem Lessing etwas zu stark betont zu sein. Andere Ausstellungen würde man machen können, wenn es sich hier um ein wesentlich literarhistorisches Werk handelte; da aber die geschichtliche Darstellung hier nicht letzter Zweck, sondern nur Mittel ist, so treten jene Anfoderungen billig zurück, und als ein besonderer Vorzug destomehr hervor, daß dieser Abschnitt ein durchaus innerlich zusammenhängendes, organisches Ganzes bildet.

Dies Letztere ist um so mehr hervorzuheben, als es sich von dem ersten Theile, der „Theorie der Prosa", nicht in gleichem Maße rühmen läßt; auch dieser enthält viele treffliche Einzelheiten, aber ein systematisches Ganzes, wie es von einer rechten Theorie verlangt wird, bildet er nicht und kann es auch nicht bilden, da er mehr darauf ausgeht, alte eingewurzelte Irrthümer über die deutsche Stilistik zu stürzen, als etwas Neues zu schaffen; trefflich ist Alles, was in dieser Beziehung über die sogenannte schöne Prosa und andere Auswüchse der deutschen Sprache gesagt ist, trefflich auch viele einzelne Gedanken positiven Gehalts.

Einen schon vielfach besprochenen Punkt kann ich auch hier nicht ganz übergehen, um so weniger, weil mir alle bisher darüber geführte Polemik auf gegenseitigem Misverständniß zu beruhen scheint: es ist dies Mundt's Angriff auf das Nachahmen der Römer, namentlich Cicero's. Man hat es philologischerseits sehr übel vermerkt, daß Mundt der Nachahmung Cicero's schuld gibt, sie habe „in der deutschen Sprache den Hang zur Weitschweifigkeit bestärkt und gewissermaßen rhetorisch ausgebildet". Nun hat Mundt allerdings unrecht, wenn er die Wurzel dieses Übels ausschließlich im Cicero finden will, obschon dieser mindestens eben so viel Antheil daran hat, daß unsere Sprache, Jahrhunderte lang in die Studirstube eingesperrt, über dem unendlichen Schreiben ihren eigentlichen nächsten Beruf, eben das Sprechen, verlernt hat; aber Das muß man auf der andern Seite auch zugeben, daß der Stil, der blos nach Cicero gebildet wäre, allerdings an jenen von Mundt gerügten Mängeln wol in hohem Grade leiden würde; so weit ist er also vollkommen im Recht gegen seine Ankläger, aber er schüttet das Kind mit dem Bade aus, wenn er nun die Alten und namentlich den Cicero gar nicht als Stilmuster in der Bildung der Jugend gelten lassen will. Hier, wo es an eignem Gehalt noch sehr, oft ganz fehlt, kommt es vor allen Dingen darauf an, eine Form auszubilden, die dann später durch den dahinein sich ergießenden Gehalt ihre eigne individuelle Gestalt annehmen soll; als bloßes Formmuster kann aber z. B. Tacitus, den Mundt mit Cicero parallelisirt, nimmermehr gelten, eben weil dessen Form durch seine durchaus individuelle geistige Eigenthümlichkeit bedingt ist, bei Cicero dagegen ist die rein formelle Vollendung Haupteigenschaft und deshalb in dieser Beziehung trefflichstes Muster, nur darf er eben nicht zu lange das einzige Vorbild bleiben; Tacitus hingegen ist schlechthin unnachahmlich, kann also auch nie Muster für die Form sein, wol aber kann er das Hindurchdringen zu eigener, individueller Sprachgestaltung wesentlich fördern und wird dadurch für eine höhere Bildungsstufe ein wesentliches Bildungsmittel. Wie in diesem Punkte, so steht es auch im Übrigen mit Mundt's Theorie der Prosa: im Einzelnen sehr viel Wahres und Schönes, wie aber der wahre Stil sich bildet, das erfahren wir nicht.

Was endlich den dritten Haupttheil des Buchs betrifft, so gibt dieser am wenigsten Ausbeute: theilweise schließt er sich noch an den ersten Theil an und gibt einzelne theoretische Winke, wohin namentlich zu rechnen, daß Mundt für das Drama prosaische Darstellung verlangt; theilweise bildet er eine Fortsetzung des zweiten Haupttheils, die wichtigsten Prosaiker der Gegenwart besprechend, wo man sich dann natürlich mit dem Verf. nicht überall in Übereinstimmung fühlt; so geht es mir namentlich mit dem über Varnhagen von Ense Gesagten: Mundt gibt sich hier alle Mühe, eigenthümliche Vorzüge an des Genannten Prosa nachzuweisen, ohne damit recht zu Stande zu kommen; meiner Ansicht nach deshalb, weil Varnhagen's neuere Prosa durchaus keinen eigenthümlichen, ausgeprägten Charakter an sich trägt, sondern sich nur durch das sorgfältigste Verwischen jedes irgend charakteristischen, individuellen Tones auszeichnet.

Wenn sonach das besprochene Buch grade in seinem letzten Theile etwas resultatlos ausläuft, so bleibt doch dem Ganzen das sehr bedeutende Verdienst, zuerst die moderne Gestaltung und Bedeutung fest ins Auge gefaßt, sie im Wesentlichen richtig gezeichnet und zu ihrer theoretischen Begründung manchen brauchbaren Baustein herbeigeschafft zu haben. Die treffliche Grundidee, daß der „Stil des reinen Inhalts, der Stil des Gedankens" der einzig wahre, und daß die größtmögliche Einfachheit die ihm entsprechendste Form ist, wird durch dieses Werk gewiß nicht unbedeutend gefördert werden. 58.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Beiträge zur Kunstgeschichte.

Unter den wichtigsten Erscheinungen, welche in unsern Tagen auf dem Gebiete der Kunstliteratur in den französischen Buchhandel gekommen sind, nimmt ein Werk über die Leistungen des unsterblichen J. Goujon unstreitig einen der ausgezeichnetsten Plätze ein. Es führt den Titel: „Oeuvre de *J. Goujon* gravé au trait d'après ses statues et ses basreliefs par M. *Revell*, accompagné d'un texte explicatif et précédé d'un essai sur ses ouvrages par MM. *L. G.* et *A. Pottier*." Das ganze Werk, für dessen Werth übrigens schon die Namen der Herausgeber bürgen würden, soll in 18 Lieferungen erscheinen, von denen die bereits ausgegebene erste für den Gehalt der Publication Bürgschaft liefert. Bei dieser Gelegenheit wollen wir gleich noch eines andern kunsthistorischen Werkes Erwähnung thun, das gleichfalls gerade im Laufe seiner Veröffentlichung begriffen ist. Es ist dies eine „Statistique monumentale de la Charente". Die 40 Lieferungen, aus denen das Ganze bestehen soll und von denen vier bereits erschienen sind, enthalten jede vier Bogen Text und vier Kupfertafeln. Der Herausgeber hat zugleich noch ein kleines Werk kunstgeschichtlichen Inhalts geliefert, welches den Titel führt: „Notices sur la restauration de l'abbaye de Puyperoux et sur la fondation de la congrégation des soeurs de N. D. des Anges (Diocèse d'Angoulême). Von bedeutenderm Interesse auch für das mit dem Elsaß sympathisirende Deutschland ist eine vor kurzem erschienene Abhandlung des verdienten Alterthumskenners L. Schneegans: „L'église de St.-Thomas à Strasbourg et ses monumens", welchem an trefflichen Bemerkungen reichen Werke fünf Kupfertafeln beigegeben sind. Das „Album historique et pittoresque de la Creuse, ouvrage rédigé par une société d'hommes de lettres et d'archéologues", von dem kürzlich das erste Heft die Presse verlassen hat, reiht sich zum Theil wenigstens an das erwähnte Kupferwerk Goujon's an. Indessen ist der künstlerische Werth des Letztern ungleich höher anzuschlagen als der Gehalt des Albums, das, wie angekündigt wird, aus 16 Lieferungen, jede zu zwei Bogen Text und zwei Lithographien, bestehen wird. Wir wollen mit diesen Schriften gleich noch ein Werk zusammenstellen, das, obgleich es in Belgien erschienen ist und eigentlich nur auf Belgien Bezug hat, doch seinem Inhalte nach mit den erwähnten Publicationen verwandter Natur ist. Wir meinen die „Délices de la Belgique ou description historique, pittoresque et monumentale de ce royaume", deren Abschluß vor kurzem erfolgt ist. Der Verf. und Herausgeber dieses interessanten Werkes (mit Lithographien und Karten) ist Ad. Wauters, der, wenn wir nicht irren, die Stelle eines Archivars der Stadt Brüssel bekleidet. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 274. —— 30. September 1844.

Die nachgelassenen Papiere Gustav's III.

Zweiter und letzter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 273.)

Mit Frankreichs Hülfe hatte Gustav III. die Regierungsveränderung des Jahres 1772 ausgerichtet. Nun wollte er sein Werk der politischen Probe unterwerfen; er bereitete sich nach sechs Jahren auf einen Reichstag vor. Es war natürlich, daß er sich nach seiner alten Stütze umsah, obgleich jetzt hinsichtlich seiner eigenen Lage mit frohern Gefühlen. Doch konnte ihm weder die Auflösung Frankreichs, in welcher Ludwig XV. es gelassen, noch die Unwahrscheinlichkeit der Hoffnung, daß Ludwig XVI. dieser Macht ihren vormaligen politischen Einfluß wiedergeben würde, entgehen. Der schwedische Reichstag von 1778 war ein politisches Schauspiel, welches Gustav III. der Welt und sich selbst gab. Es war der erste, an welchem die 1772 überraschten Stände freiwillig und dankbar sein Werk besiegeln sollten. Schon die Reichstagsberufung stellt den Unterschied zwischen den frühern Reichstagen und dem nunmehrigen dar.

Da wir aus den Urkunden des Reichs — sagt der König — so der ältern wie der neuern Zeiten entnommen haben, wie eure allgemeinen Reichsversammlungen selten in anderer Absicht geschehen sind, als um den Bedürfnissen des Reichs, oft unter drückenden Umständen und sehr schmerzlichen Empfindungen von eurer Seite, abzuhelfen, so können wir nicht anders, als die innigste Zufriedenheit in uns selbst verspüren, daß wir endlich zu der Zeit hin gelangt sind, in welcher eure Zusammenkunft in der einzigen Absicht anberaumt werden kann, daß ihr euch mit uns über die glückliche Lage des Vaterlands freuen möget.

Die Stände traten am 19. Oct. in Stockholm zusammen. Das Folgende möge aus des Königs Rede bei Eröffnung des Reichstags angeführt werden:

Als wir uns an dieser Stelle das letzte Mal versammelten, versprach ich, euch nach sechs Jahren wieder zusammenzuberufen. Sechs Jahre sind jetzt nach eurer letzten Reichsversammlung verflossen, und außer der Freude, welche ich immer empfinde, wenn ich euch, meine lieben Unterthanen, vor dem Thron versammelt sehe, genieße ich eine innige Zufriedenheit, indem ich euch hier empfange, ohne eure Hülfe und Unterstützung zu den Bedürfnissen des Reichs in Anspruch zu nehmen. Obgleich die Ausgaben groß und die Bedürfnisse dringend gewesen sind, so hat doch ein vorsichtiges Haushalten mir erlaubt, das Reich wiederum in Vertheidigungszustand und Ansehen zu setzen. Ihr erinnert euch, in welcher Verfassung ihr mir das Reich übergabt. Aus den Berichten, welche ich habe abfassen lassen, werdet ihr entnehmen, ob mein Bemühen, Ansehen und Ordnung wieder herzustellen, fruchtlos gewesen sei. Standhaftigkeit im Beschließen und Zuverlässigkeit im Versprechen haben den Frieden erhalten und die Gewölke verjagt, welche des Reiches Ruhe zu stören drohten, und ich empfange euch in Frieden und Ruhe, während Europas übrige Mächte theils schon in Kampf und Streit versetzt sind, theils sich rüsten, einem Kriege zu begegnen u. s. w.

Am 31. Oct. theilte der König den Ständen seine Vorschläge über verschiedene Gesetzfragen mit, welche sich alle durch große Humanität auszeichneten. Gustav III., welcher nach seiner Revolution die Folter abgeschafft hatte, schritt auf derselben Bahn auf dem Reichstage von 1778 weiter durch seine Vorstellungen über die Moralität im Gesetze, „und was im Gesetze zu finden wäre, das Angeber aufmunterte und Ehrlichkeit und Zutrauen störte"; über die Milderung der Todesstrafe für den Kindermord und einige andere Verbrechen und Missethaten; über die Verjährung bei Verbrechen oder Bestimmung einer Zeit, nach welcher Verbrechen nicht weiter zur Sprache kommen dürften; über Beschränkung der Geldstrafen, welche den Richtern und Executoren nach eigener Bestimmung und Beurtheilung zufielen; endlich daß keine andern Verbrechen mit dem Verluste der Ehre zu bestrafen wären als die, welche in sich selbst Infamie oder Niederträchtigkeit und Schande befaßten. Die zufolge Dessen für das allgemeine Gesetz vom König vorgeschlagenen Veränderungen wurden von den Ständen meistentheils angenommen. Um aber gleichsam zu versuchen, ob das Antragsrecht bei Gesetzfragen, welches der §. 42 der Regierungsform auch den Ständen vorbehielt, ihnen wirklich offenstände, machten die Stände selbst eine Vorstellung in demselben Geiste über die Religionsfreiheit und die Bedingungen, unter welchen sie im Reiche genossen werden könnte. Sie erhielt den Beifall des Königs und veranlaßte das Toleranzedict vom 24. Jan. 1781.

Am 1. Nov. 1778 wurde ein Thronfolger geboren, welcher in der Taufe, bei welcher die Reichsstände Gevatter waren, den Namen Gustav Adolf erhielt. Das Reich widerhallte von Freudeausbrüchen, nur die Freude des Königs wurde dadurch vergiftet, daß seine eigene Mutter hinsichtlich der Geburt dieses Kindes einen Verdacht geäußert hatte, der bald allgemein bekannt wurde.

Hier möge der Ausspruch genügen, daß es aus Allem hervorgehe, der König selbst habe das Recht zu haben geglaubt, die Freude eines Vaters zu genießen. Die Lobeserhebungen, mit denen er in seiner Rede bei Eröffnung des Reichstags seinen Bruder Karl überhäufte — gleichsam zum Ersatz für die vereitelte Hoffnung der Thronfolge —, erregten um so größere Aufmerksamkeit, da er seines jüngern Bruders, Friedrich, mit keinem Wort erwähnte. Grund dieses Stillschweigens war, daß Letzterer die Partei der Mutter, deren Liebling er war, ganz öffentlich genommen hatte. Im Reichstagsbeschlusse vom 26. Jan. 1779 äußerten sich die Stände, „daß Se. königl. Maj. sich zwar erklärt haben, ihre treuen Unterthanen mit keiner neuen Bewilligung beschweren zu wollen; wie aber die Stände überzeugt seien, daß die Bedürfnisse des Staats mit den gewöhnlichen Renten und Einkünften des Reichs nicht bestritten werden könnten, so haben sie sich über die Fortdauer der Bewilligung des letzten Reichstags bis zum nächsten vereinigt. Sie bieten außerdem Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen ein Pathengeschenk von 300,000 Rthlr. Species, Sr. königl. Maj. selbst, in Betrachtung der bei dieser Reichsversammlung vorgefallenen außerordentlichen Kosten, eine Gabe von 100,000 Rthlr., Ihrer Maj. der Königin eine gleiche Summe und eine eben solche Sr. königl. Hoheit dem Herzog Karl, in Beziehung auf seine Vermählung, an". Alles durch eine nach Stand und Umständen jährlich bis zu und mit dem Jahre 1785 verfügte persönliche Abgabe, woneben die Handgelder des Königs um 100,000 Rthlr. jährlich vermehrt wurden, welche während derselben Zeit durch freiwillige Zusammenschüsse aufgebracht werden sollten. Der angesetzte Termin für die letztgenannte Bewilligung war ein Wink, daß man dann einen neuen Reichstag erwartete. Doch überließen die Stände es Sr. königl. Maj., nach dem Verlauf der genannten Zeit die Wege zu wählen, von denen die beschlossene Vermehrung seiner Handgelder auch künftig jährlich, wenn es verlangt würde, ausgehen möchte. Von dem angebotenen Pathengeschenk erließ der König 100,000 Rthlr. zum Vortheil der ärmern Classen.

Doch herrschte auf diesem, dem Anscheine nach so einträchtigen, an Loyalitätsversicherungen und Beschlüssen so überreichen Reichstage von beiden Seiten (des Königs und der Stände) wenig Aufrichtigkeit, was schon daraus hervorgeht, daß des Landes vorzüglichste Beschwerde, die Kronbrennereien, mit allen den fiscalischen Chicanen, welche dies regale, übel verwaltete Monopol mit sich brachte, nicht einmal genannt ward. Auch war keine Aufrichtigkeit möglich. Der König seinerseits hatte zu viel in seinem Betragen zu verbergen. Nach heimlichen Ausschweifungen in der Jugend war er im Mannesalter zu unnatürlichen Neigungen getrieben worden. Dies war auch mit der Grund zum Widerwillen der Mutter und zu dem unglücklichen Verhältniß zwischen ihm und seiner Gemahlin. Doch kam nach der Geburt des Kronprinzen eine scheinbare Annäherung Beider zu Stande. Gustav III. meinte, trotz Allem, was er seiner Gemahlin vorzuwerfen hatte, die Freude eines Vaters genießen zu dürfen. Aber nicht minder gewiß ist es, daß er selbst bezeugt, er habe seinem Hofstallmeister, dem Baron Munck, für Dasjenige zu danken, was er seine Versöhnung mit seiner Gemahlin nennt. Die verwitwete Königin gab aber zu verstehen, daß sie diese Versöhnung in einem andern Sinne nähme, und mit ihrer gewöhnlichen Unvorsichtigkeit theilte sie ihre Gedanken dem Herzog Karl mit, welcher in der ersten Hitze darüber mit Heftigkeit gegen den Baron Munck losbrach. Dieser klagte beim König, welcher wiederum gegen seine Mutter ausfuhr und, weil die Sache zu einem öffentlichen Skandal geworden war, sie nöthigte, ihre Aussagen feierlich zurückzunehmen.

Da die öffentliche Meinung anfing, in Druckschriften nicht allein die Regierungsmaßregeln, sondern auch das Privatleben Gustav's III. scharf zu tadeln, so fand er sich bewogen, die Preßfreiheit zu unterdrücken. Zu dem Ende wurde die königliche Verordnung vom 6. Mai 1780 vorbereitet, durch welche der Buchdrucker allein für den Misbrauch der Preßfreiheit verantwortlich gemacht wurde, doch mit Ausnahme solcher Verbrechen, welche zugleich Hochverrath waren, in welchen die Verantwortlichkeit den Verfasser und Buchdrucker gemeinschaftlich traf. Das politische und literarische Leben der Nation hatten sich während der Freiheitszeit gemeinschaftlich entfaltet. Dieser Schlag gegen die Preßfreiheit trennte Politik und Literatur in Schweden für lange Zeit. Die politische Presse sank und mußte zuletzt verstummen. Aber das Misvergnügen hielt sich durch geschriebene, anonyme Aufsätze, die im Lande circulirten, dafür schadlos. Die Reichsräthe verloren immer mehr und mehr ihren Einfluß. Diese ehemaligen Bevollmächtigten der Reichsstände und wirklichen Regenten zwischen den Reichstagen wußten es nur zu wohl, wem sie jetzt für Alles zu danken hatten, als daß sie es gewagt haben sollten, irgend einige ihrer frühern Ansprüche zu berühren. Die Ernennung der sogenannten Herren des Reichs, in Allem den Reichsräthen gleich, ohne jedoch irgend eine andere Würde als die des Ranges zu besitzen, zeigte deutlich genug auch der Letztern wirkliche Bedeutung.

Da Gustav III. seine Gesundheit angegriffen fühlte, reiste er im Juni 1780 nach Aachen und Spaa, nachdem er vorher sein Testament, worin die Vormundschaft seines Sohnes regulirt war, dem Rathe übergeben hatte. Von seiner Mutter nahm er bei seiner Abreise schriftlich Abschied. Die regierende Königin befand sich wiederum in gesegneten Umständen, wie man aus ihren Briefen an den König während seiner Abwesenheit sieht. Mit diesem Jahre nimmt seine Correspondenz einen andern Charakter an. Die ältern Freunde treten in den Hintergrund, und neue kommen an ihre Stelle, zu denen die Sprache vertraulicher ist. Oft ist in diesen Briefen von mystischen Ordensverbindungen die Rede. Die Lust an Geisterseherei und geheimen Wissenschaften verbreitete sich in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts,

besonders unter den höhern Ständen, in demselben Maße wie der religiöse Indifferentismus. Der verhöhnte, entweichende Glaube ließ die Thür hinter sich dem Aberglauben offen, welcher in Dämmerung und Nacht eine heimliche Verehrung genoß, während man am Tage wetteiferte, auf dem Altare der Aufklärung zu opfern. Menschen jeder Art fanden wechselsweise bei Gustav III. Zutritt und wurden für seine Freunde angesehen, obgleich er aus Grundsatz keinen einzigen hatte. Um die innern Angelegenheiten bekümmerte sich der König immer weniger, und wünschte eine Gelegenheit, auf dem großen politischen Welttheater eine Rolle zu spielen. Im J. 1781 wollte er eine zweite Reise nach Paris machen, Dem wurde aber durch den französischen Hof vorgebeugt. Doch dauerten die alten freundschaftlichen Verbindungen zwischen Frankreich und Schweden fort.

Im Mai 1782 erkrankte die verwitwete Königin, schien sich aber nach einiger Zeit zu bessern. Am Ende Juni aber warf die Krankheit sie danieder, welche das Ende ihrer Tage herbeiführen sollte. Gustav III. verlangte seine Mutter zu sehen, was sie ihm nicht gestatten wollte. Der König kam nichtsdestoweniger mit dem Kronprinzen, aber ohne seine Gemahlin, deren Zustand — sie war wieder guter Hoffnung — eine solche Zusammenkunft nicht ausgehalten haben würde. Man sagt, daß Luise Ulrika ihm den Zutritt verweigert habe, er aber, mit dem Kind an der Hand, in ihr Zimmer, bis an ihr Bett vorgedrungen sei. Der Auftritt war herzzerreißend. Heftige Vorwürfe endigten sich damit, daß sie dem König und dem zarten Prinzen ihren Segen ertheilte. Am 16. Juni starb Königin Luise Ulrika, 62 Jahre alt. Ihr Vermögen, mit Ausnahme einiger Juwelen, welche sie dem Kronprinzen gab, vermachte sie ihren beiden jüngern Kindern, dem Herzog Friedrich und der Prinzessin Sophia Albertina. Der junge Gustav Adolf, damals im vierten Jahre, behielt einen solchen Eindruck von jenem Auftritt, von welchem er Zeuge gewesen war, daß man lange Zeit nachher das Kind für sich sagen hörte: „Die Großmutter — die Großmutter — die vergesse ich nie.“ Mit der Erzählung dieser Begebenheit schließt der zweite Theil des hier besprochenen Werks, dessen Fortsetzung uns Prof. Geijer verspricht, und welcher alle Freunde der Geschichte gewiß mit Ungeduld entgegensehen. 16.

Psychologische Studien über Staat und Kirche. Von Johann Kaspar Bluntschli. Zürich, Beyel. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Canton Zürich hat dem Hrn. Bluntschli viel, sehr viel zu verdanken, denn seit dieser ausgezeichnete Staatsmann und Publicist sich der Angelegenheiten der Republik angenommen hat, ist diese nicht nur zum Ein- und Ausgangspunkte der Weltgeschichte, sondern auch zum Sitze einer ganz neuen Wissenschaft, einer Wissenschaft der Welt geworden. In der That gab es, wie wir aus dem Vorworte zu dem ebengenannten Werke (S. VI) erfahren, früher gar keine Wissenschaft, „denn, was man als Wissenschaft verehrt, ist nur eine dichte trübe Nebeldecke“. Hr. Bluntschli ist es, der zuerst die Sonne, die diese Nebeldecke umhüllt, am blauen Himmel erblickt und in den vorliegenden Studien der Welt verkündet hat, und „wie das wahrhaft Große, das Entscheidende in der Welt immer noch durch einzelne seltene Individuen gekommen ist“, so hat auch jetzt „ein überlegenes Individuum das Wort gesprochen, welches den geistigen Mittelpunkt der Wissenschaft feststellt“. Dieses seltene, kostbare Individuum, dem Hr. Bluntschli das inhaltschwere Wort auf eine „dem gesunden Menschenverstand am ehesten befriedigende“ Weise nachgesprochen hat, ist „Friedrich Rohmer, und von der Art ist seine Wissenschaft“.

Wo es sich um die Geburt einer neuen, ja der einzig wahren Wissenschaft handelt, erhält jeder, auch der geringfügigste Umstand unschätzbare Bedeutung. Dies scheint Hr. Bluntschli wol gefühlt zu haben, und daher hinterläßt er der Zukunft, auf deren bereitwillige Anerkennung er baut, und den Biographen, an denen es ihm nicht fehlen kann, die ausführliche Beschreibung aller Verhältnisse und Einflüsse, die bei der großen Schöpfung wirksam gewesen sind. Zugleich versichert er uns (S. XII) mit objectivster Unbefangenheit, „daß seine Kraft dabei aufs höchste gespannt war, daß er noch nie so fruchtbar gearbeitet, daß er die Seligkeit wissenschaftlicher Entdeckung in ihrer Fülle genossen, und daß unter den von ihm beschriebenen Verhältnissen seine Arbeit gelingen mußte“.

Wir haben bisweilen von dem Hochmuth und der Selbstüberschätzung sprechen hören, mit der Hr. Bluntschli, der Staatsmann, sich in seiner Heimat gerire, und wir sind daher keineswegs verwundert, diese Eigenschaften beim Verf. der „Psychologischen Studien“ wiederzufinden, obschon das Maß derselben unsere Erwartungen bedeutend hinter sich zurückläßt. Dennoch glaubten wir, dem Rufe vertrauend, den Hr. Bluntschli als Mann der Wissenschaft in der Schweiz besitzen soll, es könnte hinter diesen Studien, obgleich sie sich mit marktschreierischen Trompetenstößen annonciren, etwas mehr, als eine solche Ankündigung vermuthen läßt, verborgen sein und der neuen, einzigen Wissenschaft irgend ein wissenschaftlicher Gehalt zu Grunde liegen, aber nur zu bald mußten wir uns überzeugen, daß hier Alles eher als Wissenschaft zu finden sei; denn, wenn man einige dem Weichbild gemachter Sentimentalität und erkünstelter Begeisterung entronnene Phrasen, wenn man einige Wahrheiten wegnimmt, die so oft wiederholt worden sind, daß sie als Gemeinplatz überall aufgenommen und betrachtet werden, ausgenommen in den „Psychologischen Studien“, wo sie sich gebehrden, als erblickten sie eben das Licht der Welt, so begegnen wir dem gräulichsten Mischmasch, der schauerlichsten Verwirrung der Begriffe, der vollkommensten Ignoranz in den Elementen positiver Wissenschaft. Hierfür liefert die von den „Grundorganen des Staatskörpers“ handelnde sechste Studie, die zugleich die Quintessenz der neuen Wissenschaft enthält, die eclatantesten Beweise. Von dem kritischen Geiste des Hrn. Bluntschli wird uns in der Studie: „Mohammed und sein Reich“, eine köstliche Probe geboten. Die Geschichte und die Lehre des Propheten ist in der neuern Zeit so vielfach erörtert und zuletzt noch durch Weil, der dabei zu den arabischen Quellen zurückzukehren den Muth hatte, so bereichert worden, daß sich die Person Mohammed's zu einem klaren, die Anfoderungen historischer Prüfung vollkommen befriedigenden Bilde gestaltet hat. Hr. Bluntschli ist auch weit entfernt, hier seine kritische Lampe leuchten zu lassen, denn dazu mußte er ganz andere als die sogenannten psychologischen Studien gemacht haben. Um aber doch seinen Scharfsinn an den Tag zu legen, kehrt er — kaum wird man es glauben — zum Philosophen von Ferney zurück, von dem kein ernsthafter Mensch Aufschlüsse über Mohammed erwartet, und bemüht sich darzuthun, daß Voltaire in seiner bekannten Tragödie, deren Verlauf uns erzählt wird, als beträte sie zum ersten Male die pariser Bühne, auf historische Wahrheit verzichtet habe. An diese mit Seitenhieben auf den armen Voltaire und die jung-

deutsche Schule gewürzte Kritik knüpft nun Hr. Bluntschli zunächst die Vindication Mohammed's, sodann weitere Betrachtungen über den Propheten, wobei wir denn auch in extenso erfahren, daß Mohammed in seinem unersättlichen Geschlechtstrieb mehrmals in einer Nacht alle seine neun Frauen besuchte, und obgleich er den Weibern Keuschheit, den Männern Mäßigung empfahl, für sich erweiterte Grenzen in Anspruch nahm. Nun folgt ein ausführliches Citat, welches darauf ausgeht, nachzuweisen, daß Mohammed in puncto sexti durchaus kein Teatotaller, aber dennoch ein sehr großer Mann war. Hält man diese Äußerung mit Ansichten zusammen, wie sie hier und da in den Studien vorkommen, z. B. S. 199, wo es heißt: „Im Geschlechtssinne (der Zeugungskraft) offenbart sich die erhabenste gemüthliche Kraft des Menschen; auf ihm insbesondere beruht in der Religion die Hoheit und Belebungskraft der sich selbst hinopfernden, göttlichen Liebe", so muß man auf den Gedanken kommen, Hr. Bluntschli habe dabei an seinen eigenen Meister und dessen Fata im Schwabenland gedacht, an ihn, „der persönlich auf die unwürdigste Weise von den Einen verlästert, von den Andern verkannt worden".

Wenn ein den Knabenjahren entwachsener Mann, mit knabenhaftem Dünkel und unbegrenzter Anmaßung aller Wissenschaft Hohn sprechend, Producte wie diese Studien zu Tage fördert, wenn er sie als einzig wahre Wissenschaft im arrogantesten Docententone geltend machen will und dabei den vollständigsten Mangel an Wissen und Können zur Schau trägt, so muß man sich fragen, wie es wol gekommen sein möge, daß ein solcher Mann zu Ansehen und Einfluß gelangen konnte? Auf eine solche Frage würde vielleicht die züricherische Geschichte mit der Hinweisung auf den 6. Sept. 1839 antworten. Überdies wird uns versichert, daß Bluntschli's Buch in Zürich, sowol in öffentlichen Blättern als außerhalb derselben, seine Lobredner gefunden habe, ja, daß einige seiner politischen Freunde darin nach dem Worte: Nullus est magnum ingenium sine mixtura dementiae, einen neuen Beweis für seine Genialität erkennen wollen. Verhält sich dies wirklich so, ruht das öffentliche Urtheil in Zürich auf solcher Basis und hat die Servilität mancher Preßofficianten auch dort einen so hohen Grad erreicht, so lassen sich damit freilich viele Vorgänge erklären, um welche die Monarchie die Republik wahrlich nicht zu beneiden hat. 133.

Bibliographie.

Agassiz' geologische Alpenreisen. Unter Agassiz' Mitwirkung verfaßt von E. Desor. Deutsch mit einer topographischen Einleitung über die Hochgebirgsgruppen von C. Vogt. Mit 3 lithographirten Tafeln. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Amon, J. J., Wendelin der Raubritter, oder der unbekannte Rächer. Eine romantische Geschichte aus den Ritterzeiten. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 20 Ngr.

Austriaca. 1ster Band. Leipzig, Ph. Reclam jun. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Bekehrung der Tahitier und der übrigen Gesellschafts-Insulaner zum Christenthum. Zwei Missions-Vorträge im November und December 1842 gehalten zu Brandenburg. Brandenburg, Müller. 8. 10 Ngr.

Bemerkungen zu der Broschüre: „Einige Worte über die projectirte Hafenanlage in Harburg" Hanover, Hahn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Berg, E. v., Die Separation der Massen im mecklenburgischen Concursprocesse und deren Folgen. Berlin. 8. 25 Ngr.

Brackebusch, H., Der Gustav-Adolph's-Verein und ähnliche Tendenz-Vereine zu christlichen Zwecken, eine verkannte Gefahr der protestantischen Kirche. Sendschreiben an Dr. J. W. Hanne. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 5 Ngr.

Christiano, F., Das weiße Buch. Für die Juden, nicht blos in Hamburg. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Claussen, H. N., Supplicationsschrift an das Königl. Schleswig-Holsteinisch-Lauenburgische Oberappellationsgericht zu Kiel, für Franz Emil Werner Chassot v. Florencourt aus Braunschweig, wegen Theilnahme an Studentenverbindungen, s. w. d. a. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 20 Ngr.

Denkwürdigkeiten und geheime Geschichten des Petersburger Hofes. Leipzig, Reclam jun. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ehret die Frauen. 1845. Mit 12 Stahlstichen. London, Asher und Comp. Lex.-8. 4 Thlr.

Erkenntniß und Nichtigkeitsbeschwerde in der wider den Oberlehrer Witt geführten fiskalischen Untersuchungssache. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 5 Ngr.

Frank, P. P., Drei Sendschreiben an den Verfasser der Schrift: „Die letzten Hermesianer und ihr Anwalt." Ein Wort der Verständigung. Siegen, Friedrich. 8. 5 Ngr.

Gedichte von Maler Müller's Neffen. 1ster Band. 1ste Lieferung. Speyer, Lang. 8. 7½ Ngr.

Handbüchlein der Missionsgeschichte und Missionsgeographie. Herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein. Calw. 12. 11¼ Ngr.

Hartmeyer, A., Joh. Gust. Droysen's Rede zur 1000jährigen Gedächtnißfeier des Vertrages zu Verdün und der Schleswig-Holsteinismus. Kiel, Bünsow. 1843. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Held, Deutschland, wie es fortschreitet und einig — ißt. 1stes Heft: Die Vereine. 1ste Abtheilung. Leipzig, Jackowitz. Kl. 8. 10 Ngr.

Hocker's (Wilhelm) peinliche Anklage vor dem Niedergerichte in Hamburg, seine Vertheidigung und endliche Freisprechung. In Sachen des Gedichts: „Das verhängnißvolle Haus." Zum ersten Male vollständig und zwar buchstäblich nach den Originalacten abgedruckt. Kiel, Bünsow. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Kayser, W., Einige Bedenklichkeiten zur Grün'schen Vorlesung über wahre Bildung. Münster, Wundermann. 4. 5 Ngr.

Klefeker, F., Der Zollverein und die Küstenstaaten Norddeutschlands. (Eine Schrift, veranlaßt durch den Abbruch der Verhandlungen über den Anschluß des Honover-Oldenburg. Steuervereins an den Zollverein.) Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 8. 12½ Ngr.

Lössel, H., Weihnachtsnüsse. Zum Nachtisch fürs ganze Jahr. Berlin, Thome. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Mosaik. Aus dem Magyarischen übersetzt. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 25 Ngr.

Mundt, T., Kleines Skizzenbuch. Berlin, Schepeler. Gr. 16. 1 Thlr.

Pickering, Miß Ellen, Freund, oder Feind. Novelle. Aus dem Englischen von B. F. L. Petri. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Smidt, H., Das Loggbuch. Scherz und Ernst zur See. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Suau de Varennes, Die Geheimnisse von Brüssel. Frei nach dem Französischen von H. Rau. 1ster Theil. Frankfurt a. M., Oehler. 8. 1 Thlr.

Tabouillot, Mathilde v., Dithono, oder: die Tempelweihe. Drama in vier Aufzügen. Wesel, Klönne. Kl. 8. 10 Ngr.

Troxler, Der Kretinismus in der Wissenschaft. Ein Handschreiben an Hrn. Dr. Maffei. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 8. 7½ Ngr.

Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch für 1845. Von B. v. Guseck. 18ter Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wurmb, C. F., Actengemäße Darstellung des Prozesses in Sachen des verhängnißvollen Hauses. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 275. — 1. October 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt

Niccolini's „Arnaldo da Brescia".

Über diese Tragödie, welche in Italien viel Aufsehen macht, ist schon mehrmals in deutschen Blättern gesprochen, aber noch nie der eigentliche Nerv des Stücks hervorgehoben worden. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" hat in einer sehr kurzen Anzeige noch am deutlichsten auf die Tendenz desselben hingewiesen. Die Anzeige in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" aber ist weiter nichts als eine allerdings dankenswerthe Angabe des Inhalts, läßt sich aber auf den Geist und die mancherlei Beziehungen, die unter der Oberfläche zu suchen sind, gar nicht ein. Das Stück ist aber gerade viel weniger als Tragödie merkwürdig als dadurch, daß es der Ausdruck einer gewissen Stimmung ist und uns den Maßstab gibt, um ungefähr die Höhe dieser Stimmung zu ermessen. Dies allein macht es bedeutend, denn als Kunstwerk unterscheidet es sich wenig von den andern italienischen Trauerspielen.

Wenn in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" gesagt wird, das Stück sei von Shakspeare'scher Anlage, so soll dies wol nur eine allgemeine Redensart sein; denn selbst nach dem „Arnaldo" können wir von der italienischen dramatischen Literatur, was die Tragödie betrifft, noch kein anderes Urtheil fällen, als daß sie immer noch an den alten Übeln leide. Unser Dichter hat freilich das alte hirnlose Gesetz der Zeit- und Ortseinheit nach einigen seiner Vorgänger, besonders Manzoni, abgeschüttelt, und in seinem Plane mit der größten Freiheit gewaltet, vor welcher ein Trissino und Rucellai erschrocken wäre, aber mit einer Freiheit, die ihn zuweilen wieder auf der andern Seite in Fehler fallen ließ. So wie schon gerügt ist, daß Arnaldo in einem ganzen Acte gar nicht vorkommt, was er freilich, nachdem sein Schicksal schon im zweiten Acte bestimmt ist, nur noch im fünften Acte nöthig hat, um bei der Erfüllung des Schicksals zugegen zu sein, so läßt der Dichter auch einmal die Personen in einer Scene abgehen und gleich in der folgenden an einem ganz andern, weit entfernten Orte wieder hereinkommen. Ferner können wir die Shakspeare'sche Anlage ebenso wenig in der Anhäufung der auftretenden Personen, außer welchen auch noch Chöre von Priestern, deutsche und römische Soldaten zugleich vorkommen, erblicken. Es ist allerdings gut, wenn die italienischen Dichter recht viele Beispiele sehen, daß eine Tragödie auch anders behandelt werden kann als mit der schrecklichen Dürftigkeit der bekannten Alfieri'schen vier oder fünf Personen, die mit unendlichen Monologen und Dialogen eine Handlung zu Ende bringen, deren Erfolg von Schlachten, Staatsumwälzungen u. s. w. abhängt. Wenn bei Shakspeare viele Personen vorkommen, so dienen sie auf keinen Fall, um die Handlung aufzuhalten, die Scenen sind lebendig, die Dialoge treffend, in jedem Worte springt uns der Charakter der redenden Person deutlich in die Augen, jeder Schritt zeigt uns eine Annäherung zum Ziel oder zur Katastrophe. Im „Arnaldo" haben aber die unzähligen Personen uns doch nicht um den Genuß der schrecklichen Monologe und Dialoge, worin oft die Reden und Gegenreden seitenlang sind, gebracht, und dies ist der alte Fehler, welcher die italienischen Tragödien vom Anfang im 16. Jahrhundert an ungenießbar macht, und von welchem sie sich bis jetzt noch nicht gereinigt haben.

Diese langen Monologe und Reden hängen zum Theil von dem andern Fehler ab, der ebenso alt ist, nämlich die Erhabenheit einer Tragödie nicht sowol in die Erhabenheit des Charakters, in die Größe im Unglück, in den Kampf ungeheurer Leidenschaften zu setzen, als vielmehr in rhetorischen Pomp, in hochfliegende Declamation, in lange glänzende Tiraden. Dieser Fehler langweilt uns schon bei den ersten Producten der tragischen Muse in Italien, er langweilt uns ebenso bei dem gefeierten Alfieri wie bei dieser neuesten Tragödie, und

um so mehr, als diese Tiraden meistens mit der Handlung entweder gar nichts zu thun haben oder sie doch sehr aufhalten, immer aber nichts beitragen, die Charaktere der Helden zu zeigen, sondern vielmehr irgend eine Lieblingsidee des Dichters entwickeln, die gerade in dem Stück angebracht werden kann. So nachdem im ersten Acte Giordano schon seine Theorie von politischer und religiöser Freiheit in langen Reden auseinandergesetzt hat, tritt Arnaldo auf, um dieselben Ideen noch weiter und stärker auszuführen. Der rhetorische Schwung muß dabei unvermeidlich, da so wenig Handlung ist, in den lyrischen übergehen, und dies ist ein dritter Fehler, den wir in der ganzen Tragödienliteratur der Italiener finden, und der auch in diesem Stücke nicht weggeblieben ist. Ein Theil von Arnaldo's Rede im ersten Act ist mehr eine Ode oder Hymne an die Italia, wie sie jenes Land schon in großer Anzahl besitzt, und daß solche unendlich lange Reden über dieses Thema ohne Bezug auf die Handlung, ohne Wirkung auf das zuhörende Volk bleiben, daß sie weder zur That begeistern, noch ihnen etwas entgegengesetzt wird, gibt dem Ganzen eine verdrießliche Mattigkeit. Nachdem Arnaldo das ganze Feuer seiner Beredtsamkeit aufgewendet hat, um die Römer mit Haß gegen die bestehende Ordnung, gegen die päpstliche Anmaßung, die Tyrannei des Barbarossa und die Unsittlichkeit des Klerus zu erfüllen und in ihnen den begeisterten Entschluß zu erwecken, ihre alten Rechte und Freiheiten zu erkämpfen und den Glanz und die Größe der alten Republik wieder herzustellen, und man nun eine große Wirkung dieser Rede erwartet, ist diese Wirkung in der That gleich null, und das Volk fragt gleichsam wie gelangweilt, wer denn dort von der andern Seite herkomme. Im zweiten Act haben wir dieselbe Auseinandersetzung derselben Theorie durchzumachen. Der Papst wird vom Cardinal Guido zur Ermordung des Arnaldo aufgehetzt, schildert nun in ermüdend langen Reden das gesunkene Ansehen des heiligen Stuhls, den unbändigen Sinn Barbarossa's, seine eigene verkehrte Lage, wonach er die Rebellen, die er in Rom bekämpft, in Mailand unterstützen muß, hofft aber doch, den Arnaldo in einer geheimen Unterredung für sich zu gewinnen. Diese Unterredung findet nun statt, und es war allerdings eine glückliche Idee, die zwei Antipoden einander gegenüberzustellen; aber die Unterredung ist zu lang, denn sie ist an sich blos eine theoretische Disputation über die Auslegung des Evangeliums. Der Papst stützt sich auf sein altes Recht und auf seine Macht, und bleibt immer auf dem Satze stehen, daß ihm die Schlüssel zum Paradies und damit die höchste Gewalt verliehen sei; Arnaldo wirft ihm seine weltliche Herrschaft, die Unterdrückung Italiens durch die Barbaren und die Sittenlosigkeit der Priester vor, und sucht ihm aus der Schrift zu beweisen, daß alle Handlungen der Päpste dem Leben und der Lehre Christi und der Apostel entgegen sind. Da alle Gründe von beiden Seiten erschöpft sind, so kommt es nur darauf an, wer die meiste Gewalt besitzt; dies ist keinen Augenblick zweifelhaft, und Arnaldo's Ende ist schon im zweiten Acte bestimmt. Daß diese ganze Unterredung, die übrigens an sich viel Schönes hat, nicht in die Ökonomie des Stücks paßt, ist klar, sie kann auch nur dazu haben dienen sollen, um das Ende des Ketzers, das von Anfang an bei dem bekannten kirchlichen System und bei dem leichten Siege dieser Gewalt über die Einzelnen vorauszusehen war, durch eine kurze Diversion aufzuhalten und die Spannung des Zuschauers durch den Zweifel über das Gelingen oder Nichtgelingen dieser Unterredung zu vergrößern. Sie ist daher auch etwas gewaltsam herbeigeführt, und fehlt gegen die poetische Wahrscheinlichkeit. Der Papst konnte von dem excommunicirten Republikaner und Curienfeind, dem Schüler Abälard's, den der vielfache Erfolg in Italien und der Schweiz in diesem System immer mehr befestigt hatte, nicht in Einer Unterredung eine völlige Umänderung der Gesinnung und der Lehre hoffen, besonders da Arnaldo selbst materiellem Vortheil gar nicht zugänglich war, und der Papst auch gar nicht versuchte, ihn von dieser Seite zu fassen. So interessant daher diese Unterredung Vielen erscheinen mag, und von so großer Wirkung sie gewiß auf eine gewisse Partei in Italien ist, so können wir sie in dem Ganzen der Tragödie doch nicht anders als für überflüssig erklären, weil aus dem ganzen Aufwande von Rhetorik keine andere Wirkung hervorgeht, als die vom Anfang an auch ohne ihn hervorgehen mußte: Besiegung des erklärten und offenen Feindes der Kirche.

Doch der Theorie ist in diesem Acte noch nicht genug. Auch die Freunde Arnaldo und Giordano halten eine lange Unterredung über den Zustand der Kirche, die Tyrannei des Papstes und des Kaisers. Wir hören hier wieder tüchtige Ausfälle gegen Beide, aber das lange Gespräch ist höchst ermüdend, weil gar nichts dabei herauskommt; vor der hohlen Rhetorik und dem Wörterpomp kommt die Handlung gar nie zum Wort, und über dem beständigen Schimpfen über Kaiser und Papst wird auch nicht die geringste Abwehr vorbereitet, nicht der geringste Kampf gegen das ausgesprochene Unrecht beschlossen, keine Kräfte noch Hülfsmittel abgewogen. Wie in den meisten italienischen Trauerspielen, so erscheinen auch hier die Hauptpersonen fast nur als Zuschauer, die zu Dem, was ohne sie geschieht, poetische Reflexionen machen, und die unter den Schilderungen längst vergangener oder gar nur idealischer Größe und unter dem Declamiren großartiger Theorien allmälig untergehen, und in dieser Hinsicht ist das italienische Drama ein Abbild ihres politischen Lebens. Der einzige Mann der unterliegenden republikanischen Partei, der noch handelt und in seiner Handlung einen kräftigen widerstrebenden Geist zeigt, der den großen Kampf, den er begonnen, bis zum letzten Augenblick und mit Erschöpfung aller Mittel durchführen will, und der das Ende der Handlung wirklich auf eine Zeitlang zweifelhaft machen konnte, der Patrizier Ostasio, wird uns gar nicht in diesem energischen Handeln, das noch eine interessante Zugabe zu dem vielen Theoretisiren gewesen wäre, vorgeführt, wir erfah-

ren nur nebenbei, daß Arnaldo auf Ostasio's Schloß geflüchtet, und später, daß dieses Schloß, nachdem des Ketzers Aufenthalt verrathen worden, von den kaiserlichen Truppen erstürmt worden sei, und der einzige kräftige Geist erscheint als eine unbedeutende Nebenperson gegen den andern republikanischen Führer, den declamirenden Giordano.

In der fünften Scene des dritten Acts kommt, nachdem ein langer Monolog des Arnaldo und ein Chor der Schweizer, welche Rom wegen der Tyrannei der Päpste verwünschend nach Hause ziehen, vorangegangen ist, wieder ein unendlicher Dialog zwischen zwei Soldaten des Giordano, wovon der eine von der Sache der Republikaner abfallen, der andere ihr treu bleiben will. Dieselbe Disputation über die Anmaßung der Geistlichkeit und ihren Raub der weltlichen Herrschaft und der weltlichen Güter, die sich schon zur Genüge fast durch alle Stände durchgezogen hat, müssen wir hier wieder von zwei Soldaten mit anhören, wobei sogar auch die Aussprüche des Evangeliums als Streitsätze dienen. Kaum haben diese die Sache ohne Entscheidung verlassen, so fallen wir wieder zwei Scenen später in einen unendlichen Dialog zwischen Arnaldo und einem Mönch über dasselbe Thema. Der Mönch bietet alle Rhetorik auf, um Arnaldo zur Rückkehr ins Kloster zu bewegen; Arnaldo gibt dafür ein schreckliches Gemälde von der Schlechtigkeit der Mönche zum Besten. Beide drehen sich, wie es bei den meisten theoretischen Streitigkeiten der Fall ist, in Cirkelbeweisen herum, Arnaldo hält dem Mönch immer das Evangelium entgegen, und der Mönch behauptet, Arnoldo könne es gar nicht auslegen, weil er der Schüler eines Ketzers sei. Um den Streit mit Einem Male zu beendigen, erzählt Arnaldo den Umstehenden, wie in dem Kloster jenes Mönchs die Hostie für Abälard vergiftet worden sei. Hier wird der Mönch wüthend, seine Soldaten packen den Arnaldo und wollen ihn gefangen ins Kloster schleppen, aber Ostasio's Krieger kommen in dem Augenblicke dazu und befreien ihn nach einem kurzen Gefecht. Ohne nun weiter zu berathen, was mit Arnaldo in der gefährlichen Lage geschehen solle, welches überhaupt die Aussichten der republikanischen Partei seien, welche Hülfsmittel sie in Bewegung zu setzen, was sie zu hoffen oder zu fürchten habe, stellt sich der Chor hin, um die vier Seiten lange Parabel vom Samariter in einer poetischen Umschreibung zu geben, die der einfach erhabenen Erzählung im Evangelisten weit nachsteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire de France, depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789; par *H. Martin*. Neue Ausgabe. Paris 1844.

Die neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe der Geschichte Frankreichs von Henri Martin, von der vor kurzem bereits der elfte Band erschienen ist, hat in d. Bl. noch keine Erwähnung gefunden, obgleich dieses umfangreiche, gediegene Werk in jeder Beziehung bemerkenswerth ist. Wir wollen deshalb, um die Aufmerksamkeit deutscher Leser auf diese wichtige Geschichte zu lenken, die in Frankreich bereits volle Anerkennung gefunden hat, den reichen Inhalt derselben flüchtig durchlaufen und hervorstechende Ansichten des Verf. hier und da aus der Fülle scharfsinniger Bemerkungen, welche über das ganze Werk ausgestreut sind, ausgreifen.

Die beiden ersten Bände, welche im Vergleich zu der frühern Ausgabe die meisten Veränderungen und Zusätze bieten, sind einer Darstellung des Ursprungs und der Bildung der französischen Nation von den ältesten Zeiten bis auf Hugo Capet gewidmet. Martin dehnt nach dem Vorgange von Amédée Thierry die in Betreff der noch vorhandenen Überreste des gallischen Volksstammes angenommene Eintheilung in zwei Zweige auf das gesammte Gallien aus, sodaß also die ganze Bewohnerschaft Frankreichs in die Galls und die Kimris geschieden wird. Hierauf weist der Verf. nach, wie Gallien, das halb civilisirt, halb noch in den Zustand der Rohheit versunken war, und das von der deutschen Barbarei und der Civilisation Roms gleich sehr bedrängt wurde, seine Selbständigkeit nicht behaupten konnte. Rom trug für den Augenblick den Sieg davon, bis fünf Jahrhunderte später das germanische Element seinen gewaltigen Einfluß auf die Umgestaltung Galliens geltend machte. Die Franzosen, d. h. die Nation, welche aus dieser bunten Mischung verschiedener Elemente hervorgegangen ist, haben von den alten Galliern verschiedene hervorstechende Eigenschaften des Charakters, von den Römern die Richtung auf das Praktische, den administrativen Geist, die tradition intellectuelle — wir behalten der Kürze wegen den Ausdruck des Verf. bei — und den Grund ihrer Sprache, von den Germanen den ritterlichen Sinn und eine gewisse moralische Energie geerbt, welche die entnervte Römerwelt nicht mehr kannte. Der Verf. hat mit vielem Geschick nachgewiesen, wie die Bildung der eigentlichen französischen Nation mitten in der Anarchie des 9. Jahrhunderts vollendet wurde. Die Sprache fängt an, eine festere Gestalt anzunehmen; aus einem Herzogthume wird der Kern einer Feudalmonarchie, und Paris wird, nachdem es die Normannen zurückgeworfen hat, eine Hauptstadt im eigentlichen Sinne. Endlich werden die entarteten Abkömmlinge Karl's des Großen, die wie Fremdlinge inmitten einer neuen Gesellschaft dastehen, des Thrones entsetzt, und eine neue Dynastie beginnt einen neuen Abschnitt der französischen Geschichte, die Periode der Feudalherrschaft.

Der dritte und vierte Band umfassen nun diesen Zeitraum von Hugo Capet bis zum Tode Ludwig's des Heiligen, der durch Einführung einer neuen Gesetzgebung die Basis des Feudalwesens eigentlich schon untergrub und der den Gerichtsstand, eine wichtige Stütze des Königthums, schuf. Das Ritterthum, das aus germanischen Ideen hervorgewachsen war, die Kreuzzüge, die Befreiung der Gemeinen, die französische und provençalische Poesie beschäftigen den Verf. der Reihe nach, der in seinem Geschichtswerke den Künsten eine größere Aufmerksamkeit gewidmet hat, als die Historiker gewöhnlich zu thun pflegen. Besonders berücksichtigt zu werden verdient von den Partien seines Werkes, welche sich hierauf beziehen, der Schluß des vierten Bandes, in dem wir ein schönes Bild von der Architektur des 13. Jahrhunderts erhalten. Der Verf. hat das Wesen der damaligen Kunst, wie es uns scheint, treffend charakterisirt. Überhaupt bleibt der Verf. nirgend bei dem äußern Apparate der Geschichte stehen, überall sucht er die Ideen zu entwickeln, welche den Ereignissen zu Grunde liegen. So nimmt denn die philosophische und religiöse Geschichte verhältnißmäßig einen ebenso großen Platz in diesem Geschichtswerke ein als die blos politische Seite. Mit besonderer Sorgfalt hat so z. B. der Verf. die Geschichte der Albigenserkriege behandelt.

Der fünfte Band geht vom Tode Ludwig's des Heiligen, den er als den edelsten Typus der Civilisation des Mittelalters betrachtet, bis zum Regierungsantritt Karl's V. Der Kampf,

den das Königthum mit Hülfe der Legisten gegen die Anmaßungen des Papstthums zum Theil siegreich unternimmt, das tragische Ende des Tempelherrnordens, in Bezug auf dessen Geschichte der Verf. die geistreichen Untersuchungen Michelet's vollständig benutzt hat, ohne sich zu allen Consequenzen desselben zu verstehen, endlich der Anfang der großen Nationalkriege mit den Engländern und der Revolutionsversuch, den die pariser Bourgeoisie während der Jahre 1355—58 machte, sind die wichtigsten Partien, welche der Verf. in diesem Bande behandelt.

Der sechste Band ist der Geschichte der Regierungen Karl's V. und Karl's VI. gewidmet. Die politische Gewandtheit Karl's des Weisen, die Charakteristik Duguesclin's, die Empörungen in Flandern und in der Bretagne und die Ursachen des schnellen Verfalls Frankreichs nach der zu kurzen Regierung Karl's V. beschäftigen den Verf. der Reihe nach. Er hat nicht vergessen, den Kunstsinn dieses Königs, dieses sage artiste et vrai architecteur, wie ihn Christine de Pisan nennt, der nächst Ludwig dem Heiligen der wichtigste Schützer der Künste im Mittelalter war, besonders hervortreten zu lassen.

Der siebente Band enthält die Befreiungskriege Karl's VII. und die ersten Regierungsjahre Ludwig's XI. Diesen Zeitraum hält der Verf. für die kritische Periode, die für das Leben Frankreichs entscheidend war und die gewissermaßen den Wendepunkt der ganzen französischen Geschichte ausmacht. Die Jungfrau von Orleans erscheint ihm wie die Incarnation des Genius von ganz Frankreich, wie etwas noch Erhabeneres und Mysteriöseres als Alles, w s uns die Geschichte des Alterthums bietet. Schon Guizot hat bekanntlich die hohe historische Bedeutung dieses Wundermädchens, die als schlagender Beweis für den volksthümlichen Charakter der Kriege gegen die Engländer dasteht, in seinen ausgezeichneten Vorlesungen hervorgehoben. Martin verfolgt die Geschichte der Jeanne d'Arc von ihrer Wiege bis zum Scheiterhaufen und vernachlässigt keine Notiz in den Schriften der zeitgenossenschaftlichen Historiker, die auf ihr Leben einiges Licht werfen könnte. So ausführlich auch die Partien, welche sich auf sie beziehen, sind, so hat der Verf. doch auch einem Jacques Coeur, einem Richemont, von dem die Organisation der ersten stehenden Heere in neuerer Zeit herrührt, einem Jean Bureau, dem Gründer der französischen Artillerie, die ihnen gebührende Beachtung geschenkt.

Der achte Band erstreckt sich von der Ligue für das Gemeinwohl (la ligue du bien public) bis zu dem Augenblicke, als Franz I. den französischen Thron bestieg. Der Verf. hat den sonderbaren Charakter Ludwig's XI., der mit Ludwig XII., mit dem dieser Band schließt, in einem so grellen Gegensatze steht, mit großer Unparteilichkeit studirt und dargestellt. Das Ende des Feudalwesens und der Anfang der französisch-italienischen Kriege, die von Havemann auf eine so befriedigende Weise behandelt sind, bilden die wesentlichsten Partien dieses Bandes, in dem die Geschichte der Künste und Wissenschaften keinen geringen Theil einnimmt. Sehr bemerkenswerth sind in dieser Beziehung die Darstellungen von der Wiederherstellung der Wissenschaften, von der Erfindung der Buchdruckerkunst, von dem Zustande der Künste in Italien zur Zeit der Expedition, die Karl VIII. in dieses Land unternahm, und in Frankreich während des Ministeriums des Cardinals von Amboise, dem der Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er hat sich der Darstellung dieser ersten Phase der Renaissanz in Frankreich mit großer Vorliebe gewidmet, die ihm viel origineller erscheint als die zweite, während welcher der italienische Einfluß zu sehr die Oberhand hatte.

Der neunte Band umfaßt die Geschichte Franz' I. und Heinrich's II. Der Zustand der Künste und Wissenschaften in Italien und Frankreich, die Reformation in Deutschland, Karl V., Heinrich VIII., die große Aufregung, die während des 16. Jahrhunderts in allen Ländern herrschte, sind die wichtigsten Punkte, welche der Verf. in diesem Bande behandelt. Er bemüht sich, die Hindernisse näher zu beleuchten, welche sich der Ausbreitung der Reformation in Frankreich in den Weg stellten. Hauptsächlich scheint dem Verf. der Charakter der Calvinistischen Lehre, wie sie in den „Christlichen Institutionen" dieses Reformators niedergelegt ist, hieran schuld zu sein.

Der zehnte Band ist der Geschichte der Religionskriege von der kurzen Regierung Franz' II. an bis zum Vertrage von Remours gewidmet, in Folge dessen sich Heinrich III. der Ligue gänzlich unterwirft. Der Verf. hat den Bewegungen der öffentlichen Meinung seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Er analysirt die wichtigsten Erscheinungen der protestantischen und katholischen Literatur, die damals fast durchgängig eine scharf polemische Farbe hatte. Mit besonderm Glück hat er mitten in dem Gewirr sich kreuzender Intriguen die Politik und den Einfluß der Katharina von Medici in einigen scharfen Zügen gezeichnet. Er hat in ihrem ganzen Benehmen eine viel größere Logik und Einheit gefunden, als man ihr beizulegen gewohnt ist. Sie wollte die französische Krone weder den Hugenotten noch Spanien unterwerfen, und noch am Tage vor der Bartholomäusnacht bot sie den ausländischen Protestanten ein Bündniß mit Frankreich gegen Spanien an. Die Schmach, welche auf dem Andenken der Katharina lastet, ist im Allgemeinen gerecht; aber ihre Politik verdient gerade den Tadel nicht, welcher ihr von vielen Geschichtschreibern zu Theil geworden ist. Der Verf. hat sich bemüht, in Bezug auf die traurige Begebenheit, welche unter dem Namen der Pariser Bluthochzeit im Buche der Geschichte eingetragen ist, seine Darstellung ebenso unparteiisch und gerecht als vollständig zu machen. Am Schlusse des zehnten Bandes gibt Martin ein höchst wichtiges Document. Es ist dies eine getreue Analyse des Briefwechsels zwischen dem Herzog von Alba und Philipp II. während der berühmten Verhandlungen zu Bayonne 1565. Der neueste elfte Theil, welcher erst vor kurzem die Presse verlassen hat, führt die französische Geschichte bis zum Edict von Nantes. Der Verf. wird also allem Anscheine nach noch einer großen Bändeanzahl bedürfen, ehe er bei der Gegenwart angelangt sein wird. Wir wünschen nur, daß ihm Kraft und Ausdauer bleiben möge, sein treffliches Werk in der Art, wie es begonnen ist, und ohne Unterbrechung dem Schlusse entgegenzuführen. 6.

Literarische Anzeige.

KALTSCHMIDT, J. H.,

PETIT DICTIONNAIRE COMPLET français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages etc.	Vollständiges **Taschen-Wörterbuch** der deutschen und französischen Sprache, nach den neuesten und besten Werken bearbeitet.

Zweite Auflage.

16. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Trotz der vielen ähnlichen Werke hat sich Kaltschmidt's Taschen-Wörterbuch einen so raschen Eingang verschafft, daß binnen Jahresfrist die **zweite Auflage** nöthig wurde — der beste Beweis, daß seine Vorzüge: **Wortreichthum, schöne typographische Ausstattung** und ein verhältnißmäßig **sehr billiger Preis**, die verdiente Anerkennung gefunden haben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 276. — 2. October 1844.

Niccolini's „Arnaldo da Brescia“.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

An demselben Gebrechen leidet der vierte Act. Statt daß die Handlung sich immer mehr drängen und zum tragischen Ende gleichmäßig führen sollte, wird auch hier wieder dasselbe Thema zwischen dem Papst und dem Kaiser und zwischen dem Kaiser und der Republik abgehandelt. Das Einzige, was in diesem ganzen Acte die Handlung ein wenig weiter rückt, ist die Vereinigung des Papstes mit dem Kaiser, worin die Auslieferung des Arnaldo an den Erstern eine Hauptbedingung ist. Und dieser Act hat die maßlose Länge von 62 Seiten. Zuerst ist ein neun Seiten langer Chor von geflüchteten Einwohnern von Asti, Tortona, Trecate, Gagliate u. s. w., welche ihre Verwünschungen gegen die siegenden Deutschen aussprechen. Unter diesen nimmt sonderbarerweise auch einmal „ein Italiener“ das Wort und erinnert sie daran, daß das allgemeine Unglück sie zu Brüdern mache. Wir müßten diesen für eine allegorische Person halten, wenn wir nicht wüßten, daß noch heutigen Tages sich nur die Bewohner in einer Stadt als Italiener behandeln, dagegen alle Städte sich gegenseitig als Ausländer erklären. Nachdem noch ein Chor von Deutschen seine Siegeshoffnung ausgesprochen hat, gelangen wir wieder zum Thema des Stücks. In einer Scene von 12 Seiten zanken sich der Kaiser und Papst um ihre Rechte und ihre Macht herum, und kommen natürlich dabei weit auseinander, sodaß ein völliger Bruch zwischen ihnen bevorsteht; aber in den folgenden acht Seiten versöhnen sie sich wieder, und die Bestrafung Arnaldo's wird beschlossen, der als Reformator und Republikaner Beiden gleich verhaßt ist. Wenn dies kaum beseitigt ist, so hat noch der Kaiser mit einer Gesandtschaft der republikanischen Partei über die Rechte der Kaiser und die der alten Republik zu disputiren. Die Gesandten gehen dabei um einige Jahrhunderte zurück, reden von den Einfällen der Barbaren, von der ehemaligen Größe Roms, von der römischen Tugend, wie sie in der Republik geglänzt habe, wie die raubsüchtigen Horden sie zerstört haben, wie sie aber noch immer unter den Enkeln fortlebe und sich nun wieder erheben wolle. Der Kaiser fertigt sie in einer langen Rede ab, worin er das Sinken Italiens und die stets anerkannte und behauptete Oberherrschaft der Kaiser geschichtlich nachweist. Den republikanischen Sinn sucht er aber mit folgenden Worten niederzuschlagen:

> Rom hielt dem Reich immer die Treue, aber wo ist mein Präfect? Consuln, Senatoren, Ritterschaft und Magistrate, bloße Namen und Schatten in der Stadt der Gräber, glaubt ihr also von einem Mönch beschworen wieder auferstehen zu sehen? Zu jener Vergangenheit, die euch nie die Zukunft wiederbringen kann, führt euch nur der unnütze Flug der kühnen Gedanken, ihr klagenden Sklaven, und die Brust entzünden euch lärmende Erinnerungen und Hoffnungen.

Endlich haben wir noch etwas zu rügen, was ganz an die alten Tragödien erinnert, nämlich die Monologe, welche statt der Handlung dienen, welche dem Zuschauer erzählen, was unterdessen geschehen ist, und so die Handlung weiter rücken. Dies findet sich häufig in den Trauer- und Lustspielen des 16. Jahrhunderts, wo sich das Drama noch in seiner Kindheit sehr ungelenk bewegte, wo sogar der Prolog jedesmal die ganze Handlung des Stücks auseinandersetzte, ehe man sie in den Dialogen und Monologen noch einmal genoß.

Wir können uns daher durchaus nicht entschließen, in dem Ganzen eine Shakspeare'sche Anlage zu erkennen, wohin die Italiener überhaupt nach der ganzen Geschichte ihres Dramas so bald noch nicht gelangen werden. Man muß nicht Alles durcheinander werfen. Es ist richtig, daß sich dieses Trauerspiel von allen frühern in der äußern Form unterscheidet, und daß hier endlich einmal ein allerdings dankenswerthes und wichtiges Beispiel einer freiern Behandlung vorkommt, aber nur in der äußern Form, und diese berechtigt noch nicht zu einem Vergleich mit Shakspeare. So lange im italienischen Drama noch die Lyrik in dem Grade wie hier vorherrscht, sodaß die Handlung und plastische Ausarbeitung der Charaktere beinahe die Nebensache, die kritische und allseitige Beleuchtung und declamatorische Geltendmachung einer Lieblingsidee durch die ausgefeilteste und gesuchteste Form die Hauptsache ist, so lange ist für das italienische Drama nicht viel zu hoffen. Daß dies hier der Fall ist, wird Jeder sehen können, der das Trauerspiel von Anfang bis zu Ende lesen will. Das Hauptthema ist: Freiheit Roms von der Tyrannei der Päpste und der Herrschaft der Kaiser, Entziehung der weltlichen Herrschaft der Kirche, und Säuberung derselben von den

unsittlichen Elementen. Dieses Thema wird, statt in einer Abhandlung, hier in Form von Gesprächen und abwechselnden Hymnen sehr genau und weitläufig durchgeführt, alle möglichen Einwendungen von der Macht der Zeit und der veränderten Gestalt der Dinge, von dem Wechsel der Völker, von der Unmöglichkeit einer römischen Republik, von dem göttlichen Rechte der Päpste und der Kaiser werden in dem Munde von Papst, Kaiser, Priestern und Mönchen und ihren Anhängern einander entgegengesetzt, und zuletzt siegt in der That das neue System, scheinbar aber die Gewalt. Der ganze erste Act ist mit solchen Disputationen angefüllt. Zuerst disputiren Frangipani und Pierleone über den Misbrauch und das Recht der päpstlichen Gewalt, dann über das Wohlleben der Geistlichkeit gegenüber dem hungernden Volk; dann Arnaldo und ein Cardinal über das Thema, daß der Kirche Scepter, Schwert und Reichthümer zu nehmen seien. Im zweiten Acte disputiren zuerst Arnaldo und Giordano über den Zustand der Kirche, die Tyrannei des Papstes und Kaisers; dann Arnaldo und der Papst über den Misbrauch der päpstlichen Gewalt und die Sittenlosigkeit der Priester; dann Giordano und Arnaldo mit einem Cardinal über die Freiheit Roms und die Anmaßung des Papstes und des Kaisers. Im dritten Acte disputiren zwei Soldaten der Republikaner über dasselbe Thema; dann Arnaldo mit einem Mönch über die Sittenlosigkeit des Klerus. Im vierten Act eine lange Disputation zwischen dem Kaiser und dem Papst über ihre beiderseitigen Rechte, und ebenso eine zwischen dem Kaiser und dem Gesandten der republikanischen Partei. Im fünften Acte haben wir gar eine Disputation zwischen zwei Chören der deutschen und italienischen Krieger. Die so vielseitige Durchführung dieses Themas hat freilich, das ist nicht zu leugnen, einige sehr energische, lebendige und hochpoetische Stellen hervorgerufen, aber sie stellt sich zu sehr als Hauptsache dar, wodurch das Kunstwerk an sich als Mittel an seinem Werth verliert, und das poetische Interesse nur durch Überbietung der pomphaften Declamation und des lyrischen Schwungs rege erhalten wird. Zur Belebung dieses lyrischen Schwungs, dem der Dichter in den Dialogen nicht ganz Genüge thun konnte, sind denn die zahlreichen und langen Chöre eingewebt, am Anfang oder in der Mitte oder am Ende der Acte, sieben oder acht an der Zahl, wovon einige wirklich Alles leisten, was die Lyrik Erhabenes bieten kann, wozu eine ausgewählte und harmonische Sprache kommt; aber sie sind auch wie in den meisten übrigen Tragödien das Beste an dem Stück, insofern dieses nämlich nicht dem Geiste des echten Dramas entspricht, und sie selbst sind zum Theil daran schuld, daß es dies nicht thut.

Wir können dabei nicht umhin, zu urtheilen, daß Arnaldo eigentlich kein Gegenstand für eine Tragödie ist. Das Interesse, das wir für diesen Mann hegen, liegt in Dem, was er gewollt, nicht aber in Dem, was er gethan hat. Seine Hauptstärke liegt in seinen Gedanken, nicht in seinen Handlungen, und unter jenen ist auch nur die Reformation des geistlichen Instituts, als eine zeitgemäße, von jeher und bisjetzt von allen edlern Italienern gehegte Idee, Das, was ihn ehrwürdig macht; denn das andere Thema, die Herstellung der alten ehrwürdigen Republik der Römer nur in der äußern Maske und ohne den Geist der alten Römer, war eine lächerliche Chimäre, womit gleichwol unser Dichter, was er wohl wußte, noch eine ziemlich zahlreiche Partei elektrisiren konnte. Denn es gab zu allen Zeiten und gibt noch eine Menge Italiener, die sich an den Träumereien von der großen Erbschaft der Römer und der Herstellung der Republik erwärmen. Aber Arnaldo ist deswegen kein Gegenstand für eine Tragödie, weil sein ganzes Verfahren der Kampf eines Schwachen gegen einen unendlich und unberechenbar Mächtigern ist. Er selbst kommt auch eigentlich nicht handelnd vor, sondern die darstellbare Handlung wird dem römischen Volk überwiesen, welches sozusagen der Körper von Arnaldo's Geist sein und dessen Ideen verwirklichen soll, und das römische Volk der damaligen Zeit war kein würdiger Held für eine Tragödie. Der Pygmäenkampf gegen die päpstliche Gewalt muß natürlich gleich entschieden sein, und ist es in der That hier schon im zweiten Act. Daß das Ende, das man so lange vorhersieht, noch durch ein paar Acte stille steht, macht das Stück trotz der vielen lyrischen Stellen langweilig; denn es mußte nun eine sonderbare Unschlüssigkeit des Papstes, die gar nicht in seiner Natur lag, und dann ein langer Zank des Papstes und des Kaisers um ihre Rechte, während sie doch über Arnaldo's Schicksal einerlei Meinung waren, eingeschoben werden. Jemehr die Macht des Papstes durch die vollkommene Niederlage der Römer gleich im Anfange bei Aussprechung des Interdicts erhöht, jemehr die unwiderstehliche Macht des Kaisers hervorgehoben wird, jemehr Beide als umsichtig, kräftig und stetig auf ihr Ziel hinarbeitend dargestellt werden, destomehr verliert Arnaldo, desto geringfügiger, schwächer und unbedeutender erscheint er, der den Handlungen der Andern nur Theorien entgegenzusetzen weiß, mit dessen Untergang nichts Reelles untergeht, sondern nur Hoffnungen, vereinzelte Plane und ein unausführbares System.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über „Jocelyn oder der Sturz eines Engels" von Lamartine.

Vielleicht daß diese Arbeit, die wir heute dem Publicum vorlegen, an Interesse gewonnen hätte, wenn sie vor einigen Jahren, gerade in der Zeit erschienen wäre, wo „Jocelyn" am stärksten in Deutschland gelesen wurde; dennoch hoffen wir, daß auch jetzt diese Worte nicht ganz unbeachtet bleiben werden, hoffen das um so mehr, als der Dichter, der, wie er selbst sagt, nicht will, daß man in seinem Werke eine versteckte Absicht, ein System für oder gegen diesen oder jenen religiösen Glauben suche, dennoch ein System, wiewol unbewußt, aufgestellt hat. Dieses System wollen wir aufdecken, aus ihm wollen wir die dunkelsten Seiten, die wenigst vorausgesehenen Folgen ans Licht treten lassen. Es liegt uns am Herzen, hier und da zu

warnen; wir sind sogar ehrgeizig genug, dem Dichter selbst ein Wort zuzurufen, obwol wir wissen, daß die Wahrheit selten an das Ohr der Könige schlägt. Und wer ist König, wer hätte die gefährlichen Privilegien der Herrschaft geerbt, wenn's nicht das Genie ist? Ist das Genie nun tausendmal größer als wir, so ist die Wahrheit noch größer. Weder das Genie noch wir können uns von der Nothwendigkeit, sie zu hören, befreien.

Zuerst wollen wir einer der glänzendsten Productionen der neuern Literatur Gerechtigkeit widerfahren lassen. Lamartine hat den Freunden der Poesie ein üppiges Fest gegeben. Kaum daß er uns selbst auf die Freude, die uns ward, vorbereitet hat, denn seine frühern Werke haben uns nur den lyrischen Dichter gezeigt. Schien er doch anzunehmen, daß keine andere Form als die reflectirende in der Poesie möglich sei. Zuerst glaubten wir in „Jocelyn" nur einen neuen Rahmen für die Reflexion zu sehen, aber hier ist von mehr als von einem Rahmen die Rede, „Jocelyn" ist eine Geschichte, erzählt ein individuelles Leben, stellt Situationen dar, in denen das Schicksal eine Rolle spielt. Die Monologe und Ekstasen machen einem leidenschaftlichen Wortwechsel Platz. Der Mensch antwortet dem Menschen. Die Gesellschaft mit ihren Conflicten und ihren Leidenschaften entrollt sich. Selbst dann, wenn die Einsamkeit sich um den Helden der Dichtung schlingt, trennt sie ihn nicht von seinen individuellen Erinnerungen. Seine eigenthümlichen Erfahrungen geben seinen Gedanken eine besondere Färbung; seine Schmerzen, seine Freuden, seine Träumereien haben einen Namen. Auf der Höhe, im Thal, an den Stufen des Altars, überall finden wir Jocelyn, Laurence's Geliebten. Ist es nöthig, hinzuzusetzen, daß wir auch Lamartine wiederfinden? Doch identificirt er sich nicht mit allen Situationen, weniger noch mit jedem Alter. Bedauerlich ist, daß im Augenblick, wo Jocelyn sich der Kirche weiht, der Dichter statt seines Helden gesprochen hat und ihm daher Schönheiten entschlüpft sind, die das Bild eines sechzehnjährigen Kindes, das sich in der Bewußtlosigkeit seines Alters das Leben und die Pflichten des Priesters vorhält, bieten mußte. Indeß wie sollte es auch Lamartine anfangen, sich von dem Stoffe, den er wählte, zu trennen, er, der eine durchaus lyrische Natur besitzt? Wie sollten die zwei Gedanken, die zwei Leben, das des Helden und das des Dichters, nicht wie zwei Wassertropfen ineinanderfließen? Man täusche sich darüber nicht. Das lyrische oder subjective Element überschwemmt hier das Drama, aber die Ansteckung ist gegenseitig, denn ist Jocelyn zuweilen Lamartine, so ist dieser oft ganz Jocelyn. Als wahrer Dichter überläßt er sich einem Schmerze oder einer Hoffnung, deren Erfinder er ist. Zuweilen auch vergißt er sich. Dann erfüllt er mit bewunderungswürdiger Genauigkeit gerade die Bedingungen, die er sich nie aneignen zu wollen schien. Das Drama ist für seine Dichtung zur herrlichen Draperie geworden. Der Glanz der Bilder hat öfters der Gewalt der Leidenschaft Platz gemacht. Übrigens muß man gestehen, daß das lyrische vom dramatischen Element nicht so entfernt ist als man glaubt. Die Lyrik ist subjectiv, ist das Ich und das Ich allein. In sich zurückgezogen, scheint der Dichter sich nicht von seinem Wesen trennen zu wollen. Aber diese Unzertrennlichkeit ist insofern trügerisch, als das Ich des Dichters ein idealisches, eine verklärte Individualität ist, von der Leidenschaft geschieden und von dieser nur die indirecten Einwirkungen erhaltend. Nie ist wirkliche Leidenschaft lyrisch gewesen. Die Poesie lebt von den ungetrübten Empfindungen; sie nährt sich von dem zartesten Seelenstoff. Der lyrische Dichter ist ein Ich, das dem persönlichen Ich lauscht und das wie ein ernstes Echo die Töne, die es vernimmt, gleichsam veredelt. Was sich in den lyrischen Gesängen ausdrückt, ist weniger die unmittelbare Wirklichkeit als ihr Ideal. So hüllte denn die Lyrik eine Art von Übersetzungsact, eine Verwandlung aus, da der Dichter dem Menschen seine Stimme leiht, indeß das Drama uns die Gedanken und Empfindungen einer Person überliefert, die dem Dichter fremd ist. Aber wir sagen es nochmals: Es gibt Gefühle, die zu heftig sind, um in die reinste, poetische Region aufgenommen zu werden. Die Poesie kann Erinnerungen, Düfte wiedergeben, aber sie wird die Schwere des gegenwärtigen Unglücks von sich stoßen. Alles, was zerreißt oder zerstört, ist ihr fremd. Die Lyrik kann Seufzer haben, sie wird nie schreien. Ihr fehlen die Saiten für den Ausdruck der Verzweiflung oder des Zorns. Wie sollte sie Accorde da finden, wo nicht einmal Thränen fließen? Der Schmerz, der zu stark ist, erscheint unwahr; seine krampfhafte Hand entlockt nur dumpfe Töne, denn dieser heftige Schmerz, der sich kaum selbst ergründet, untergräbt sich auch, aber vergebens. Für solche Augenblicke gibt es keine Poesie. Wir Menschen können nur dichten, wenn das Unglück für uns perspectivisch geworden ist; aber tadle wer will den Dichter, nur nicht, daß er in Reimen schreibt, in Reimen, die seine Sprache sind! Fühlt der Leser nicht, daß das seine Form, eine Nothwendigkeit ist?

Diese Leichtigkeit, diese Fülle, dieser goldene Strom, der sich, je mehr er fließt, desto mehr erweitert, war bis jetzt in der französischen Literatur fast beispiellos. „Höre dein Herz schlagen und sage, was du fühlst" sind Worte, die die Natur Lamartine selbst zugeflüstert hat. Die Einbildungskraft vermählt sich bei ihm mit dem Gemüth. Man weiß in der That nicht, ob er mit dem Gemüth erfindet, oder mit der Einbildungskraft fühlt. Die ganze Gewalt einer poetischen Seele schließt sich in „Jocelyn" auf, aber zugleich ist eine betrübende Incorrectheit sichtbar. Die Verachtung der Form enthält meist die Verachtung des Gedankens, denn beide sind innig eins. Es wäre Unrecht, wollte man leugnen, daß Lamartine nur zu oft gegen die Form gesündigt hat. Er hat sogar zuletzt die Stellung eines Herrschers angenommen und seine Verse wie königliche Gnaden dem Publicum hingeworfen, ja man ist versucht anzunehmen, daß er nie einen Zweifel über sich hegt. Der erste Gedanke, der sich zeigt, wird alsbald aufs Papier geworfen. Lamartine kennt weder die Correcturen noch die Radirungen. Was er geschrieben hat, hat er geschrieben. Er gibt uns seine ersten Entwürfe; sie werden ihm von der Nachwelt folgenden Artikel zuziehen: „Herr von Lamartine war ein vortrefflicher Dichter und wäre, wenn er gewollt hätte, ein ebenso vortrefflicher Stilist gewesen." Obgleich wir nun nicht wissen, ob es noch Zeit ist, ihn auf diesen Irrthum aufmerksam zu machen, so sehen wir wenigstens nicht ein, was uns hindern könnte, darauf hinzudeuten. Chateaubriand pflegte seine Prosa, warum sollte Lamartine seine Verse nicht durchsehen? Überhaupt um Alles zu sagen, müssen wir noch Das hinzufügen: Lamartine's Genie gehört i h m; u n s gehört die Sprache, die unser Aller Schwester ist. Wir würden sie selbst dann entehrt finden, wenn ein König mit ihr spielte. Will er sie besitzen, soll er Eins mit ihr sein; sie sei seine Gefährtin, seine Gehülfin, aber er tändle nicht mit ihr. Vielleicht ist es keine Übertreibung, wenn wir behaupten, daß die Ehrfurcht für die Sprache eine Pflicht, und ihre Verachtung ein schmerzliches Symptom der Zeit ist. Wir sind gegen die Verächter der Sprache aufgetreten, aber böte sich die Gelegenheit, wir würden mit eben der Lebhaftigkeit gegen die unbedingte Liebe für die Form auftreten, gegen die Liebe für das Detail, in der sich am ersten die Begeisterung verliert. Von mehren Dichtern unserer Zeit verschieden, hat Lamartine sich wenig mit literarischen Systemen abgegeben, ja er könnte wie ein berühmter Redner sagen: „Ich bedarf der Kunst nicht, meine Seele genügt." Wir glauben nicht, daß Lamartine viel über die Kunst nachgedacht habe. Eine Dichtung gehört ihm weniger als Werk denn als That. Die Poesie ist in seinen Augen eine Handlung; der Dichter selbst der Träger der vermittelnden Wahrheiten. Er kräftigt sich an diesem Gedanken und sagt sogar einmal: „Man darf diesen Werken der Einbildungskraft nur die Stunden geben, die uns unsere Pflichten lassen. Sie sind die Wollust der Gedanken, daher die Unmöglichkeit, aus ihnen das tägliche Brot zu machen. Was wäre der Mann, der am Ende seines Lebens nur seine poetischen Träume in Reime gebannt hätte, indeß seine Brüder sich für Vaterland und Meinungsfreiheit schlugen?"

„Jocelyn" ist ein Roman in Versen. Nach unserer Ansicht zeigt er die Hingebung durch die Hingebung belohnt, die Nächstenliebe, die untröstliche Schmerzen lindert, ohne sie zu heilen, die Natur, die ihre Gaben wie einen Barmherzigkeitsmantel über die leidende Menschheit wirft, den Priester im Angesicht der Gesellschaft, die Religion, die dem Räthsel unseres Daseins einen Sinn gibt. Dies scheinen die Elemente, die der Dichter in das Erdreich seiner Geschichte gesäet hat. Aber die Idee, die diese Elemente durchglüht, ist die Hingebung, die sich selbst lohnt, die Nächstenliebe, die für die Liebe des Einzelnen entschädigt, ein Elend, das sich dadurch tröstet, daß es fremdes Leiden heilt. Jocelyn opfert im 16. Jahre dem Glück einer Schwester eine Zukunft voll Liebe und Ruhm. Damit sie Den, den sie liebt, heirathen kann, beschließt er Priester zu werden. Dies geschieht 1786. Indeß er sechs Jahre im Seminar bleibt, bereitet sich das Gewitter vor, das 1793 ausbricht. Die Religion ist verbannt, ihre Asyle sind geschändet, ihre Priester getödtet oder entflohen. Jocelyn, der noch nicht geweihter Priester ist, verbirgt sich in den Alpen der Dauphiné. Ein Hirt hat ihm einen Zufluchtsort gezeigt, in dem er mehre Monate in der Einsamkeit lebt. Hier begeistert er sich für die Natur, aber zugleich erwacht auch der Durst des Menschen nach dem Menschen, der Instinct für die Gesellschaft und für die Liebe. Der Zufall führt ihm einen Gefährten, eine Seele, ein Leben zu, das seine zu ergänzen. In Mannskleider gehüllt erscheint ein Weib mit einem heftigen, aber kräftigen Gemüth. Von jetzt an gibt es zwei Seelen in dieser Wüste, zwei Herzen, um alles Das zu verwirklichen, was eine unschuldige Neigung zu den Wundern der Schöpfung hinzuzufügen hat. Als die Entdeckung von dem Geschlechte seines Gefährten Jocelyn eine Zukunft zeigt, so verschieden von der, die er sich in seiner ersten Jugend geschaffen hatte, wird er in ein Gefängniß berufen, wo sein früherer Bischof sich zum Märtyrthum vorbereitet. Morgen schon soll er sterben, und heute will er sich mit der Nahrung stärken, die ein Priester allein ihm reichen kann. Um diese Pflicht zu erfüllen muß, Jocelyn sich zum Priester weihen, mithin auf Laurence Verzicht leisten. Er versucht es, dem Bischof von seinen Hoffnungen zu reden. Dieser droht mit dem Fluch. Jocelyn gibt sich hin. Ein Augenblick, einige Worte, einige Formeln trennen ihn auf ewig von Laurence. Jeder geht seinen Weg. Der Bischof den des Todes, Laurence den der Welt, wohinein sie eine Verzweiflung bringt, die kein äußerliches Glück mildern kann, Jocelyn den der Vereinzelung, wo er in der Erfüllung seiner Priesterpflichten und in der Betrachtung der Unsterblichkeit Linderung für ein unergründliches Schicksal findet. Inmitten dieser Mühen, deren Schilderung einen großen Theil der Dichtung füllt, erreicht ihn ein neuer Schmerz, der ihn in die Mitte des alten trifft. Laurence, immer noch ihm gehörend, aber von dem Gifte der Welt angehaucht und fast entehrt, kommt, um in Jocelyn's Einsamkeit, wohin sie der Zufall führt, zu sterben. Er gräbt ihr auf den Höhen, da, wo ihre Herzen einst Himmelsseligkeit gekostet haben, ein Grab. Von nun an füllen einige traurige Begebenheiten und die Werke der Barmherzigkeit das Leben und das Tagebuch Jocelyn's. Dann, während dreißig Jahre eines anticipirten Greisenthums, schweigt, leidet oder hilft er leiden. Schatten und Schweigen umhüllen sein Leben und seinen Tod. Wir erfahren nur noch, daß er aufgehört hat zu leiden und daß seine Überreste in das einsame Grab gesenkt sind, das Laurence einschließt.

Dies der literarische Inhalt. Wir kommen nun auf den Grundgedanken. Ob Lamartine uns fähig halten würde, ihn zu ergründen? Wir wollen das nicht entscheiden, gewiß ist, daß, wären wir katholisch statt protestantisch, wir uns bitter über ihn zu beklagen haben würden. Erzähler und Theolog, Dichter und Philosoph, hat sich Lamartine dem Katholicismus gegenüber hier schuldig gemacht.

Keine Erzählung, die nicht eine Lehre einschlösse. Erzählen heißt urtheilen. Zuerst entscheidet die Wahl, die man trifft, dann die Färbung, die man den Gedanken gibt. Unter allen Arten, die Idee zu zeigen und fortzupflanzen, ist wol keine eindringlicher als die der Erzählung. Man ist mehr durch Thatsachen als durch Raisonnements berührt; auch ist es besser, zu zeigen als zu beweisen. Wer nicht erzählen kann, dissertirt. Jede Erfindung enthält eine Doctrin, und der pathetische, leidenschaftliche Jocelyn macht keine Ausnahme von der Regel. Lamartine wird viele Seiten für das Priestercölibat zu schreiben haben, ehe er den Eindruck, den der unglückliche Jocelyn, das Opfer dieses unerbittlichen Gesetzes, macht, wird verwischen können! Dieses Gesetz trennt ihn vom Weibe, das er liebt, und dieses Weib vom Glück und von der Tugend. Jemehr der Leser Eins mit jenen zarten Hoffnungen geworden ist, jemehr verstärkt sich auch sein Mitleid für Jocelyn. Durfte Lamartine uns dieser Prüfung unterwerfen? Durfte er junge Priester in Frankreich auf diesen Punkt hinweisen, Priester, die Erinnerungen, vielleicht Reue haben und die, indem sie Zerstreuung suchen, sie beim Lesen „Jocelyn's" im Herzen weinen hören? Man wird einwenden, daß das Bild des Opfers der Pflicht gegenüber der Poesie nicht fehlen darf, daß das Opfer die höchste Schönheit der Tugend ist und daß die Emulation nicht frei von Beispielen sein kann. Wir geben das zu, aber wer dies Resultat wirklich will, wird andere Mittel ergreifen. Er wird nicht bei den Bildern der Liebe stehen bleiben, nicht sein Talent durch das Malen einer Leidenschaft erschöpfen. Man wird mäßiger, vorsichtiger, vielleicht keuscher sein. Man leiht der Hingebung ein heftiger wirkendes Motiv, eine vernünftigere Gelegenheit, sich zu entfalten. Man zeigt die Natur nicht so verführisch und die Gnade nicht so kalt. Man beschreibt die Freuden der Hingebung mit weniger trüben Farben; mit Einem Wort, man schreibt kein Buch, dessen Eindruck im Allgemeinen so wenig dem Zweck, den man zu haben scheint, entspricht. Ein Werk wie dieses wird nicht den Beruf eines einzigen Seminaristen kräftigen und für die meisten Leser eine Diatribe gegen das Priestercölibat sein.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

In mehrfacher Hinsicht beachtenswerth ist die Schrift von dem Professor an der ehemaligen warschauer Universität Adrian Krzyzanowski: „Dawna Polska" (Warschau 1844), die das ehemalige Polen „von dem Standpunkte seines Antheils an der fortschreitenden Humanität" schildert. Der Verf. sagt, daß er im Gegensatze gegen andere Historiker, unter deren Händen die Geschichte Polens zu einer Pathologie geworden ist, die Physiologie, das gesunde Leben der Nation darstellen wolle. Doch fehlt auch in seiner Schrift das Pathologische nicht, und er kann hauptsächlich nur aufführen, was die geistige und sociale Bildung in Polen aufgehalten hat. Die Hauptschuld mißt er mit Recht den Jesuiten bei, und wahrhaft Schrecken erregend sind die Facta, die hier über den Einfluß des Ordens auf das sociale Leben, über dessen fortwährende Reibungen mit den Dissidenten, über dessen hinterlistiges Eindringen in alle wissenschaftlichen Institute des Landes zu einem düstern Gemälde zusammengestellt sind.

In Warschau wird jetzt eine neue Sammlung der ältesten polnischen Chroniken veranstaltet, welche vorläufig auf Cromer, Guagnin, Bielski und Mathias Stryikowski berechnet ist. Stryikowski's Chronik wird genau nach der königsberger Ausgabe von 1582 zuerst abgedruckt werden und in acht mäßigen Heften enthalten sein; sie gilt für eine Zierde der polnischen Literatur und ist in einem sehr reinen Polnisch und mit vieler Gelehrsamkeit abgefaßt. Stryikowski lebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Domherr in Lithauen. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 277. —— 3. October 1844.

Niccolini's „Arnaldo da Brescia“.

(Fortsetzung aus Nr. 276.)

Ist also diese Tragödie in poetischer Hinsicht nicht gerade merkwürdig, so ist sie es destomehr wegen der Gesinnung, die sie ausspricht und in der sie geschrieben worden, und wegen des Zwecks, dem sie zu dienen scheint. Es ist nicht zu denken, daß der Verf. sie zur Aufführung bestimmt habe; denn abgesehen von den Chören liegt ein Haupthinderniß darin, daß der heilige Vater, gegen welchen die fürchterlichsten Verwünschungen ausgestoßen werden, selbst mitspielt, und zwar nicht die ehrenvollste Rolle erhält. Dies macht in Italien allein schon die Aufführung unmöglich. Aber indem der Dichter hierauf verzichtete, gewann er destomehr Freiheit, mit seinen eigenthümlichen Farben das Bild jener ganzen Zeit auszumalen, wodurch er seine Ideen mit einem Male klar hinstellen und durch das anschauliche Kunstwerk in alle Kreise verbreiten wollte, nämlich über die Sittenreformation des Klerus und über die unglückliche weltliche Herrschaft der Päpste, Ideen, von welchen alle ausgezeichnete Italiener zu allen Zeiten erfüllt waren, und die gerade jetzt ein bedeutendes Echo finden. Der traurige politische Zustand Italiens und die Misbräuche der Hierarchie sind in neuerer Zeit, seit Ende des vorigen Jahrhunderts, fast beständig das Thema der ernsten Dichtkunst gewesen, und daß Niccolini auch von diesen düstern Bildern gequält war, zeigt dieses Drama zur Genüge. Um sie dramatisch darzustellen, konnte er keinen bessern Gegenstand finden als den doppelten Märtyrer der politischen und religiösen Freiheit. Das ganze Werk scheint hauptsächlich auf die jetzige Zeit berechnet zu sein, und es ist der unendlich verstärkte Ausdruck der Gesinnungen und Klagen über den Zustand Italiens in dramatischer Form, so wie dieselben von andern Dichtern schon unzählige Mal auch in lyrischer oder epischer Form wiederholt worden sind. Denn wenn wir die Rede Arnaldo's z. B. mit der Hymne des Grafen Leopardi an Italien vergleichen, so kommen Beide fast auf denselben Gegenstand, denselben Zweck, dieselben Wünsche und Hoffnungen, dieselbe Trauer hinaus; Arnaldo sagt ungefähr das Nämliche, was ein großer Theil der Italiener als Lieblingsthema behandelt, und manche seiner Worte mögen allerdings eine gewisse Partei besonders elektrisiren, wie die folgenden im ersten Act:

> Höre mich mein Volk, fern von hier wachte ich über dein Geschick. Allen ist bekannt, wie Deutschland zum zweiten Mal seine Höhlen öffnete, und eine Sündflut von Barbaren unsere Felder überschwemmte; und ich, Römer, habe, ehe ich zu euch kehrte, in heiligem Bündniß die lombardischen Städte zu einigen gesucht. O hätte ich eine eiserne Brust und tausend Stimmen, um zu rufen: Seid Brüder, die ihr von den Alpen bis zum Lilibäus die süße Luft Italiens athmet, und zum einzigen Volk mache euch die Freiheit. O Capitol, höre Worte deines Echos würdig, wiederhole sie allen Hügeln; Lüfte, welche Brutus einathmete, tragt sie zu jedem Ohr! Wenn Italien sich erhebt wie Ein Mann, mit einigem Willen; so suche es Schwerter, um die Deutschen von diesem Lande zu verjagen u. s. w.

Daß dem Dichter ein anderer Zweck vorschwebte, als seinem Publicum durch die Aufführung seines Dramas einen poetischen Genuß zu bereiten, scheint auch aus dem vorangeschickten Leben Arnaldo's und den reichlichen Noten hervorzugehen. Das Leben Arnaldo's ist im vorigen Jahrhundert von dem sehr freisinnigen Abt Guadagnini in Brescia mit fleißiger Benutzung aller aufzutreibenden Quellen und tüchtiger Kritik bearbeitet worden, „um das Andenken eines so großen Mannes wieder zu Ehren zu bringen und zu vertheidigen, welches von dem Anathema der römischen Curie und den alten, in allen Historien wiederholten Verleumdungen erschüttert und durch mehre Jahrhunderte niedergeworfen war“. Arnaldo wird darin geschildert als von dem erbärmlichen Zustande der Kirche zu jener Zeit, von der Simonie, wodurch selbst zwölfjährige Knaben Priester wurden, von den schlechten Sitten und der Unwissenheit des Klerus im Innersten empört; er wird sehr gut und unparteiisch darin vertheidigt, die frühern frivolen Beschuldigungen mit klaren Gründen unabweisbar widerlegt und, um diesen rüstigen Träger von noch immer gehegten Freiheitsideen in das gehörige Licht zu stellen, besonders lange bei der Sittenlosigkeit und den Unordnungen der Kirche, die ihren Grund in der unbegrenzten Herrschaft haben, verweilt. Wir können keinen andern Zweck der Voranschickung dieser Biographie erkennen, besonders wenn wir damit die peinlichen Studien in den Noten vergleichen, als daß der Dichter dieser vielleicht wenig gelesenen Abhandlung in Begleitung seines Kunstwerks

eine größere Verbreitung, durch die rhetorische Ausschmückung und lebendige Darstellung der Grundsätze ein tieferes Eindringen in das Volk, eine weitere Verarbeitung, als alle diese Ideen in der Wirklichkeit schon haben, verschaffen wollte. Denn ein Dichter braucht sich ja sonst, da er kein Historiker ist, nicht über die Art zu rechtfertigen, wie er seine Helden auffaßt, wenn nur die poetische Wahrheit beachtet ist. Aber wenn er der seinem Werke zum Grunde liegenden Theorie mehr Nachdruck geben will, wenn es mehr darauf ankommt, durch Überzeugung Anhänger für seine Ideen zu gewinnen, seinen schroffen und unmäßigen Ausstellungen und Aufhetzungen eine dauernde Wirkung zu geben, so erreichte er freilich seinen Zweck am besten durch eine wissenschaftliche Bearbeitung desselben Gegenstandes, der die Gemüther erst durch den Sieg der Wahrheit vorbereitete und auf den Standpunkt stellte, auf welchem sie für Neuerungen empfänglicher waren.

Ein solcher Zweck scheint noch deutlicher aus den unzählig vielen Noten hervorzugehen, worin mit einer ängstlichen Genauigkeit die einzelnen Charaktere aus der Geschichte nachgewiesen, sogar für einzelne Reden alte Geschichtsquellen angeführt sind, und worin eine starke Opposition gegen das Papstthum, wenigstens gegen den Zustand desselben, den es seit jener Zeit errungen und bis jetzt behauptet hat, sich besonders geltend macht. Niccolini hat sehr weitläufige Studien gemacht, um sich der Kirche mit Nachdruck entgegenstellen zu können. Nicht nur hat er die Quellen oft wörtlich benutzt, wie Otto's von Freisingen „Chronik und Thaten des Kaisers Friedrich", des Mönchs Günther lateinisches Gedicht über denselben Gegenstand, die Briefe Abälard's und des heiligen Bernhard, sowie des Letztern Werk „De consideratione", die alten Schriftsteller, welche Muratori gesammelt hat, sondern er hat auch deutsche, englische, französische und italienische neuere Werke über jene Zeit studirt und zeigt manchmal seinen Unwillen über eine zu milde Beurtheilung der Päpste an. Unter diesen werden namentlich aufgeführt: Leo's „Geschichte von Italien", Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen", Müller's „Schweizergeschichte", Hurter's „Leben Innocenz III.", Voigt's „Leben Gregor's VII.", Hallam's „Europa im Mittelalter", Gibbon's „Verfall des römischen Reichs", Fleury's „Geschichte der Kirche", Thierry's „Eroberung Englands durch die Normannen", Sismondi's „Italienische Republiken", Guizot's „Neuere Geschichte", Cherrier's „Geschichte des Kriegs zwischen den Päpsten und Hohenstaufen", und noch viele italienische Werke über Friedrich Barbarossa und Arnaldo.

Das ganze Drama scheint der Noten wegen geschrieben zu sein, denn es wird darin keine Stelle verpaßt, worin sich irgend eine Polemik gegen das Papstthum anbringen ließ, und diese dann so erschöpfend als möglich behandelt. Viele Noten sind durchaus unnöthig; ob diese oder jene Person gerade wirklich Dieses oder Jenes gesagt hat oder nicht, ist an sich gleichgültig, denn die poetische Wahrheit ist die Hauptsache, die historische kann nicht in Betracht kommen und macht das Stück auch nicht besser. Aber der Dichter sagt gleich im Anfang: „Ich schäme mich, dem Beispiel Derer zu folgen, welche jetzt aus Mode Alles an einem Papst loben." Diesen Grundsatz wiederholt er noch öfters und befolgt ihn genau. Manche Bemerkungen könnten ganz kurz abgefaßt zur Erklärung mancher rhetorischen Phrase sein; sie sind aber absichtlich verlängert, um noch eine Menge Dinge, die dem Papstthum zur Unehre gereichen, anzuhäufen. Auch die Noten, welche die Ausfälle gegen die Geistlichkeit bekräftigen, sind durchaus unnöthig, wenn sie nicht einen besondern Zweck haben. Daß der damalige Klerus äußerst verderbt war, ist nur zu bekannt, aber eben deswegen ist er kein Gegenstand für ein Kunstwerk. Der Verf. glaubte doch sicherlich nicht, daß es vielen Italienern und der Kirche gegenüber zu seiner Rechtfertigung besonders wichtig sei, zu beweisen, daß er sich wörtlich genau an die Geschichte gehalten habe? Ein solches Streben läßt sich in den Noten auch gar nicht erkennen, wol aber der Zweck, manches Oppositionsgeschütz hier noch besser anzubringen, welches in dem Stück selbst keinen rechten Platz finden konnte. Hätte der Verf. nur den dramatischen Kunstwerth vor Augen gehabt, so konnten ihn schon die ungeheure Mühe beim Sammeln der Beweisstücke und die Resultate derselben auf den Gedanken bringen, daß das Werk diese Mühe nicht lohnte, daß Arnaldo kein Gegenstand für ein Drama sei, weil darin mehr Theorie als Handlung entwickelt werden müßte, daß die Verunglimpfungen der Kirche, welche dieselben Bestandtheile und dieselbe Organisation noch jetzt hat, nicht am Platze seien. Er hatte aber in der That einen andern Zweck mit seiner Tragödie, als die damalige Zeit handelnd vor unsere Augen zu bringen, einen Zweck, der mehr auf seine Zeit und auf die Zukunft wirken sollte, der mehr auf eine politische und religiöse als auf eine ästhetische Veränderung hindeutete. Und bei den Italienern mögen allerdings diese Noten ein großes Aufsehen gemacht haben; sie erfahren darin viele neue Dinge, und mancher starke Ausdruck, der in dem Drama unbeachtet bliebe oder als Übertreibung dem dichterischen Eifer zugute gehalten würde, erhält durch die langen geschichtlichen Nachrichten, durch die Citate und die kritische Behandlung erst seine Bekräftigung und Wirkung.

Niccolini war also von den Ideen erfüllt, von welchen überhaupt der größte Theil der Italiener erfüllt ist, ja welche schon so lange die größten Köpfe beherrschen, als die Italiener überhaupt anfingen, zu einer Nation sich zu vereinigen. Die hier so stark ausgesprochene Opposition gegen das Papstthum ist sehr alt und sozusagen das allgemeine Thema, welches in allen Formen, in dem Epos, dem Lustspiel, dem Sonett, den Novellen u. s. w. verhandelt wird. In allen diesen Formen, die „Divina commedia" ausgenommen, war aber dieses Thema mehr im Scherz, im Spott abgehandelt, und nicht sowol dem tiefern Nachdenken als der flüchtigen Belustigung gewidmet. Hier zum ersten Mal seit Dante tritt

der gewaltige Ernst auf, und ein finsterer Groll über das Schicksal Italiens, das mit der Geschichte der Kirche so eng zusammenhängt, macht sich in jeder Scene Luft. Der Dichter steht nicht in Ruhe über seinem Werk, von einer höhern Idee getragen, die er in eine schöne Gestalt zu kleiden suchte, sondern eine dunkle Leidenschaft, eine Art Verzweiflung, für die Lage Italiens, die er wie gar viele Andere so düster ansieht, keinen Ausweg zu finden, reißt ihn hin und raubt ihm die Besonnenheit, und er unterscheidet sich von Dante, von dem er sonst gar Vieles genommen hat, wie sich eben auch sein Zeitalter von dem Dante'schen unterscheidet, welches das Papstthum noch in glänzender Höhe gesehen hatte. Dante, welcher die einzelnen das göttliche Institut der Kirche durch ihren Lebenswandel schändenden Päpste mit den dringendsten Vorwürfen verfolgt, welcher die Buhlereien der Kirche mit den Fürsten und ihrem weltlichen Reichthum bei jeder Gelegenheit tadelnd hervorhebt, welcher fast in jedem Kreise seiner „Hölle" unwürdige Päpste in ihrer Strafe zeigt, welcher selbst die Kraft zu binden und zu lösen ihnen abspricht (XXVII, 100), unterscheidet dabei doch sehr deutlich die wahre Kirche von der falschen, das göttliche Institut von den menschlichen Schwächen und Verderbnissen, und während er Alle, die sich selbst gegen ungerechte Päpste aufgelehnt haben, hart bestrafen läßt, äußert er selbst in seiner Unterredung mit den Seelen der Päpste in der Hölle die größte Ehrerbietung gegen den Stand, den sie so schlecht bekleidet haben. So sagt er in der „Hölle" (XIX, 100) zum Papst Nikolaus, nachdem er ihm wegen der Simonie hart ins Gewissen geredet hat: „Wenn mich nicht die Ehrfurcht vor den erhabenen Schlüsseln, die du im Leben gehalten hast, abhielte, so würde ich dir noch härtere Worte sagen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Über „Jocelyn oder der Sturz eines Engels" von Lamartine.

(Beschluß aus Nr. 276.)

Wir kommen zu noch etwas Ernsterm. Warum wird Jocelyn Priester? Der Beruf dafür war in seinem Herzen gestorben. In der Wüste hatte er sogar Versprechungen geleistet, die unvereinbar mit der Priesterweihe sind. Sie sind rein und heilig. Kein anderes Band hat sie vernichtet. Jocelyn ist moralisch verheirathet. Die Umstände hatten ihn frei gemacht. Warum kehrt er zum Priesterthum zurück? Unvorsichtiger Dichter! Welches Gespenst beschwörst du statt des Katholicismus herauf! Jocelyn wird Priester, um die Absolution, um das Abendmahl einem sterbenden Priester reichen zu können! Daß der alte Bischof in der Gegenwart oder in der Nähe eines Priesters diesen nicht entbehren will, daß er ihn sogar anruft, ist natürlich; aber Jocelyn ist nicht Priester, Jocelyn darf es nicht werden. Diese improvisirte Weihe, die unter den Donnern des Fluchs erzwungen und vollendet wird, ist eine wahrhafte Sünde, die das Interesse für die Unsterblichkeit nicht entschuldigen kann, denn dieses Interesse existirt hier nicht. Kein Mensch würde zu sagen wagen, daß ein treuer Diener des Herrn sein Recht an der göttlichen Erbschaft verliert, weil er, gegen Wunsch und Willen, fern von den Tröstungen der Kirche gestorben ist. Und was ist eine Religion, die das Leben eines Menschen und sein ewiges Heil von einem Andern abhängen läßt, von einem Stückchen Brot und einigen Tropfen Wein? Man wird sagen, daß es das Brot und der Wein des Abendmahls ist, Gott, der nach dem katholischen Glauben sich durch die Barmherzigkeit offenbart. Aber in diesem Gefängniß wird Gott der Raub des Aberglaubens und des Fanatismus. Hier ist Gott im Fleisch sichtbar und im Geiste fern, denn wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit, und welche Freiheit hat die Sklaverei der Formeln? Wohin wären alle Heiligen, die das Schwert überraschte, gerathen, wenn sie nur mittels des Abendmahls zum Himmel hätten kommen können? Der Glaube dieses Bischofs ist hart, ist ohne Salbung, ohne christliche Gesinnung. Der Fanatismus kann schön in der Poesie sein, aber der Dichter, der einen Zweck hat, darf nicht glauben machen, daß er einem blinden Eifer dient. Hier ruht Lamartine's Irrthum, ein Irrthum, der um so unbegreiflicher wird, wenn wir ihn vom Katholicismus reden hören. Der Dichter hat ebensowol als der Erzähler sich Vorwürfe zugezogen, denn er hat durch die Färbung, die er zweien Institutionen seiner Religion gibt, diesen ein furchtbares Gewand umgeworfen.

Er redet vom Katholicismus! Redet er wirklich von ihm? Die vorhergegangenen Werke Lamartine's, „Die Reise in den Orient" nicht ausgeschlossen, haben seinen Glauben unerörtert gelassen. In den alten Tempeln katholisch, in den alten Wäldern pantheistisch, bald im Sinne der Rationalisten, bald in dem der Orthodoxen redend, Christ, weil seine Mutter es war, Philosoph, weil sein Jahrhundert das neunzehnte ist, die Verheißungen annehmend und die Wunder von sich weisend, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Verheißungen an und für sich Wunder sind, immer aber von der Güte Gottes erfüllt, eine tönende Lyra, sein Herz mit Kindeseinfalt und der Einfachheit des Genies vor dem Höchsten beugend, hat uns Lamartine mehr sein Gefühl als sein System gezeigt. Jetzt aber können wir nicht mehr zweifeln, daß sein System das ist, keins zu haben. Lamartine's Religion ist die, die so wenig positive Elemente als möglich einschließt und daher den Widerspruch verbannt oder ihn nur dann erlaubt, wenn vom Gottesleugner die Rede ist. Seine Religion ist keine jener Specialitäten, die die Herzen und die Intelligenzen auseinanderreißen. Die christliche Religion ist aber eine Specialität. Wahr ist es, daß Jocelyn ein christlicher Priester, und zwar ein sehr christlicher, nach der Unterwerfung zu urtheilen, ist, die er den zwei katholischen Institutionen bietet, und dennoch nimmt ihn Lamartine als Typus und als Organ einer Religion, die alle Specialitäten, alle Systeme und allen Widerspruch verwirft. Es liegt hier eine Inconsequenz und ein Mangel an Einheit zum Grunde, die ins Auge springt und von denen das Dichterwerk wie im Herzen getroffen ist. Es ist psychologisch unmöglich, daß Jocelyn von einer Religion zur andern übergeht, weil es in der menschlichen Natur liegt, sich an Das anzuklammern, was uns Opfer kostet, und weil Jocelyn's moralische Hülfsquellen im Katholicismus ruhen. Er ist Rationalist geworden. Nehmt die schönsten Stellen aus den vorhergegangenen Werken, vereinigt diese herrlichen Bilder über die Nichtigkeit der Welt, über die Poesie der Ruinen, über die ewige Jugend der Natur, über die tausend Stimmen der Natur, über die Sphärenmusik, über die Unermeßlichkeit Gottes, fügt diesem einige rührende Bibelstellen bei, und ihr habt die Religion Jocelyn's und Lamartine's. Umsonst sucht man in dieser Dichtung das lebendige Element, wir sagen nicht des Christenthums, aber jeder Religion, die einen Einfluß ausgeübt hat. Wir meinen das Element des Gewissens, die Idee des Gebotes, der Verantwortlichkeit, der Sünde; Alles, was eine Religion heiligt, was sie über die Poesie erhebt, was aus ihr etwas Anderes als einen Hofdienst macht, Alles, was ihr einen Körper, eine Wirklichkeit gibt, mangelt der entknöcherten Religion Jocelyn's. In der That, wenn es also mit uns steht, hört der Widerspruch auf, dieser Kampf des Menschen mit dem Men-

schen oder vielmehr des Menschen mit dem Gesetz, des Sünders mit Gott, dessen Studium Lamartine keine Zeit gewidmet hat, denn alles Das fehlt Jocelyn, und Jocelyn ist ein christlicher Priester!

Sonderbar, daß Lamartine zweimal auf verschiedene Weise den Katholicismus in Jocelyn angegriffen hat, einmal durch muthwillige Übertreibungen, und das zweite Mal, indem er durch den Rationalismus ihm allen Lebenssaft raubt. Im Besitz einer schönen Idee hat er sie mit Absicht zerstört, hat sie in einen Nonsens eingerahmt, hat sie in ein unfruchtbares Feld gesäet, worin sie nicht aufgehen konnte. Sein Werk ist selbst literarisch verfehlt; nur wenige schöne Gedanken, wenige schöne Verse werden von ihm übrigbleiben, da die Unsterblichkeit den vollendeten, den consequenten Werken gehört. Nur Das hat Dauer, was den Charakter der Wahrheit trägt.

Das wahre Christenthum ist praktisch. Alles in ihm wird zur Handlung. Die Moral ist dem Dogma so nahe, daß man sie kaum voneinander zu trennen vermag. Lamartine hat das gefühlt, hat besonders gefühlt, daß die Religion Thaten haben muß. Er hat demnach Jocelyn thätig gezeigt. Aber man kann thätig ohne Glauben sein, und der, den Jocelyn hat, wird nicht zu Thaten auffodern. Sein Glaube ist der Pantheismus des Orients, auf die hohen Alpen verpflanzt, ist der Sirocco, der über die Gletscher streift. Die religiöse That hat drei Triebfedern: den Glauben, die Pflicht, die Liebe. Und wie schwach sind die in einer Religion, die als Grundstein nur das Gefühl hat und so wenig Werth auf das Gebot legt, daß sie die Nothwendigkeit einer Versöhnung verkennt, die endlich der Liebe denselben Gesichtspunkt gibt, den die Verzweiflung und der Unglaube von jeher hatten, wir meinen die Contemplation der Natur und des Lebens. Daß Jocelyn von den Bergen in die Thäler läuft, um die menschenfreundlichen Pflichten zu erfüllen, rührt uns zwar, aber erhebt uns nicht, denn er denkt nur an die materiellen Leiden. Die Leiden der Seele entgehen ihm. Wissen wir, was er den Kranken oder Sterbenden sagt? Spricht er ihnen von Christus? Wir zweifeln daran, da er uns nie davon redet, und in seinem Tagebuche ganz andere Dinge als diese stehen. Wer sich seine Religion selbst macht, sollte sie sich wenigstens heiter machen, aber in Jocelyn ist Alles trübe. Gibt es etwas Niederdrückenderes als die Religion des jungen Priesters, hinterläßt sie nicht eine unaussprechliche Traurigkeit? Am Ende des Werks ist man wie in einer Sandebene, deren Horizont grau ist. Man sage nicht, daß Jocelyn die Last bitterer Erinnerungen trägt. Der Autor mußte ihn unglücklich machen. Der Triumph der Religion ist, zu trösten; sie breitet über die Seele des Gläubigen einen Himmel ohne Wolken aus, wo der Donner in der Bläue widerhallt. Eine Religion, die nicht tröstet, kann die wahre nicht sein. Jocelyn's Gott ist entfernt von ihm; sein Gott ist unerreichbar, er verschwimmt in der Unendlichkeit. Er ist überall und nirgend, Alles und Nichts. Um ihn unendlich zu machen, hat ihn der Dichter als unerreichbar geschildert. In „Jocelyn" ist Gott Jocelyn selbst, ist er sein eigener Christus, ist er seine eigene Hostie; er ruft nicht den Sterbenden in Gethsemane an; er befriedigt sich selbst, trägt selbst sein Kreuz. Wie betrübend das ist, wie man sich aus diesem Labyrinth heraus zu einer tröstenden Idee sehnt! Das Christenthum ist eine Weltkrisis gewesen, aber inmitten dieser Krisis ist der Segen aufgeschossen, und der Baum des Lebens hat sich bis zum Himmel hinaufgerankt und hat Gott den Duft der Anbetung gebracht. Warum hat also Lamartine, wir fragen nochmals, warum hat er in „Jocelyn" die Idee des Christenthums in eine Erde gepflanzt, die keine Früchte tragen konnte? 11.

Notiz.

Der Dom in Köln.

Nach der alten Sage ist die erste Kirche in Köln vom heil. Maternus erbaut, dem ersten Bischof, einem Schüler des Apostels Petrus. Er soll zwei vorzügliche Kirchen in dieser Stadt gegründet haben: die eine in der Vorstadt, vor dem Thore Flaminia, zu Ehren Petrus'. Sie heißt jetzt die Kapelle des heil. Matthäus und Victor, wenn man nicht vielmehr die nahe Kirche St.-Matthäus im Graben der alten Stadt, die nun die Andreaskirche heißt, mit mehren Alterthümlern für Maternus' Werk halten will. Für die erstere spricht jedoch eine von Winheim gegebene Inschrift: „In Gott allen Christgläubigen das ewige Heil, wenn sie Gegenwärtiges lesen. Je öfter wir das Gemüth der Gläubigen zu frommen Werken wenden, desto mehr sorgen wir für das Heil ihrer Seelen. Wir wollen daher, daß die Kapelle St.-Matthäus, Victor und Maternus, welche vor Alters die Höchste genannt worden ist" u. s. w. Die andere Kirche, welche er eingeweiht hat, ist Christus und der Jungfrau Maria gewidmet, im J. 94 (einigen neuern Inscriptionen zufolge). Sie hieß später nach der heil. Eugenia, nun aber die St.-Cäcilienkirche, und war einige Zeit die Kathedrale, bis zur Zeit Karl's des Großen diese Würde auf die neue Kirche überging, die der heil. Hildebold auf den Trümmern des Schlosses der Ubier baute. Die Trümmer dieser Burg finden sich noch an der Mitternachtseite der Kirche, nahe der Sacristei, wo die Straße noch „Auf der Burgmauer" heißt. Erzbischof Wilibert hat diese Kathedrale vollendet oder neu hergestellt am 27. September 837 unter der Regierung des Königs Ludwig im dreiunddreißigsten Jahre derselben, und sie in Beisein der Bischöfe von Mainz, Trier, Verdun, Hildesheim u. s. w. geweiht. Sie hatte zwei Chöre und zwei Gewölbe, der obere Chor war dem Petrus zugeeignet, der untere, zwischen den beiden hölzernen Glockenthürmen, aber der heil. Jungfrau; zugleich war in dem Thurme rechts der Altar St.-Stephan's und links der Altar St.-Martinus'. Im Chor des heil. Petrus waren drei große Fenster bei dem Altare und ebenso im Chor der heil. Jungfrau. Auf den Seiten des obern Fensters waren 25 andere; gegen den Altar St.-Stephan's waren drei und eins über letzterm. Gegen den Altar St.-Severin's, neben der Thür, durch die man aus der Kirche zu den Stufen der Maria und zu der größern kommt, wo einst ein Thurm stand, waren fünf Fenster und eins über dem Altare Cosmus auf der rechten Seite, ebenso viel auf der andern, wo ehemals der andere Thurm sich befand. Auf der Seite der Sacristei waren sechs Fenster unten; auf der andern Seite gegen Süden aber zwölf derselben. Um den Altar Petri befanden sich fünf runde Fenster und über dem Altare der heil. Jungfrau auf jeder Seite der Majestät eins dergleichen. Diese Kathedrale Wilibert's hat viel Unfälle erlitten: nicht lange nach ihrer Erbauung erfolgte der Einfall der Normänner, wo Köln angezündet ward, doch wol nur zum Theil verbrannt, weil die Hildeboldinische Bibliothek, die noch gegenwärtig beinahe vollständig vorhanden ist, von dem Bischof Hildebold 783, d. h. 100 Jahre früher, der Kirche geschenkt war. Auch im J. 1080 unter Erzbischof Sigewin hatte das Feuer die Morgenseite der Kirche ergriffen, ward aber, nach dem Volksglauben, durch herbeigebrachte Reliquien des heil. Cunibert gelöscht. Ein neuer Brand scheint im 13. Jahrhundert vorgekommen zu sein, denn Innocenz IV. schreibt 1248: „Die berühmte und ehrwürdige Kathedrale zu Köln, hören wir, ist durch einen unglücklichen Zufall vom Feuer verzehrt worden. Da aber unser verehrter Bruder, der Erzbischof und das Capitel diese Kirche, in der die leiblichen Hüllen der drei Weisen sich befinden, herrlich wieder herstellen wollen" u. s. w. In der That fing Konrad von Hochstädten in diesem Jahre noch zu bauen an und legte den Grundstein; 1320 aber war der Chor bis zum Sims aufgeführt. Es würde ein Werk ohne Gleichen geworden sein, wenn nicht Krieg und Unfälle die Hände der bauenden Fürsten gelähmt hätten, bis endlich ein hochherziger Regent, der zur glücklichen Stunde für Köln den Thron seiner Väter bestieg, den kühnen Bau fortzusetzen beschloß. 67.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 278. —— 4. October 1844.

Niccolini's „Arnaldo da Brescia".

(Fortsetzung aus Nr. 277.)

Während Dante mit ernsten und erhabenen Worten die Verirrungen der Kirche schilt und ihr immer das Ideal vorhält, zu dem er sie zurückzukehren ermahnt, hält sich Boccaccio mehr an die Außenseite, ermahnt weniger, sondern malt die Verkehrtheit oft mit den komischsten Farben. Er geht die ganze Geistlichkeit vom Papst bis zum Dorfpriester durch, entlarvt die Heuchelei, verspottet den Aberglauben des Volks und die Betrügereien der Priester, selbst viele Vorschriften der Devotion, aber mitten durch seinen Spott blickt seine tiefe und unumstößliche Überzeugung von der Heiligkeit und göttlichen Begründung der Kirche, wie z. B. gleich in der zweiten Novelle von dem pariser Juden, der allen Bekehrungsversuchen seines christlichen Freundes widerstand, aber bei einer Reise nach Rom und nach Betrachtung aller der Ausschweifungen des Klerus den Entschluß faßte, ein Christ zu werden, indem er schloß, daß eine Kirche, die trotz der erbärmlichen Regierung sich dennoch erhielte, göttlichen Ursprungs sein müsse. Von da an zog sich durch die ganze italienische Poesie in Ernst und Spott eine starke und oft sehr kühne Opposition gegen das Priesterthum. In den ältern romantischen Epen bleibt zwar das Christenthum immer die höchste Idee, aber der Papst ist durchaus nicht ein Gegenstand großer Verehrung, und in den „Reali di Francia" wird z. B. ausdrücklich bemerkt, daß der Khalif bei den Sarazenen mehr Ehre genieße als der Papst bei den Christen. Wir sehen, wie sich mit der Entfernung vom 13. Jahrhundert auch die politischen und besonders die religiösen Ansichten der Dichter von den Dante'schen entfernen, bei welcher Richtung das ausgebreitetere Studium des Alterthums einen unverkennbaren Einfluß ausübte. Schon Pulci zeigt in seinem „Morgante maggiore" die Wirkung der Platonischen Akademie, die den Scholasticismus bekämpfte. Während er die Untauglichkeit der Priester mit beißendem Spott geißelt, behandelt er auch zugleich die tiefern speculativen Fragen der Religion mit großem Ernst; die kurzen und gelegentlichen Untersuchungen über die Mysterien der Dreieinigkeit, die Vorausbestimmung des Bösen, den freien Willen, die Seligkeit der Menschen durch Christum verrathen Tiefsinn und einen Stand weit über sein Zeitalter. Er erkennt eine christliche katholische Religion, die ausschließende Wahrheit des Christenthums und die Christlichkeit christlicher Gesetze an, aber kein Papstthum, keine Herrschaft der Priester und Mönche, und spricht ausdrücklich aus, daß Jeder selig werden könne, wenn er nur die Vorschriften seiner Religion treu befolge, und daß die Gesinnung allein verdamme oder selig mache. Wir könnten diese Richtung durch die Geschichte des Epos weiter durchführen, und nachweisen, wie hier im Verhältniß zu der weitern Aufnahme und Verarbeitung antiker Ideen auch ganz neue Ansichten über das Christenthum und besonders das Verhältniß der Hierarchie zu demselben Platz griffen, welche bei einem andern Charakter der Italiener eine Reformation längst vor der deutschen zu Stande gebracht haben würden. So wie aber hier diese Ideen nur eine von der Zeit gebotene Zugabe zu den Werken der Kunst waren, die nicht weiter begründet und ausgeführt wurden und unter den mannichfachen Kunstformen des Ganzen versteckt wenig Eindruck auf die nur für Sinnengenuß empfänglichen Massen machten, so führte auf der andern Seite die neue Richtung bei dem Sittenverderbniß im 16. Jahrhundert, welches das tiefere religiöse Gefühl untergrub, zu Zweifeln, zum Verlangen nach Umsturz der Ordnung; ohne daß eine neue und bessere dem Bewußtsein als Ziel vorschwebte, und bei Einigen sogar zum Atheismus. Von dieser Skeptik und tiefen Gleichgültigkeit gegen das Religiöse finden sich sprechende Beweise in Macchiavelli's Werken und in der ganzen Literatur des Lustspiels. Zu dieser Richtung gesellte sich nun noch, als zum Theil mit ihr verwandt, die Idee einer zu gründenden Republik, in welcher das Römerthum mit seiner Tugend wieder aufleben sollte. Die Italiener hatten auf dieselbe Weise ihre Römerthümler, wie wir unsre Deutschthümler haben. So wie diese Idee eine nichtige Geburt der Phantasie war, so zog sie sich in dem Maße tiefer in die Phantasie zurück, als die Fürstenhäuser in Italien festen Fuß faßten und die Republiken verschwanden. Aber in demselben Maße quälte sie die Phantasie, und selbst die zwei matten Jahrhunderte, die auf das 16. folgten, geben hinlängliche Beweise, wie die Republik als ein verloren gegangenes oder vielmehr geraubtes Gut,

von dem allein das Schicksal Italiens abhänge, betrachtet worden sei. Die französischen Kriege haben natürlich diese Phantasien ungemein entzündet, und sie suchen sich nun mehr als je im Leben zu verwirklichen. Auch die Schriftsteller nähren diese jetzt ziemlich festgewurzelten Ideen, und wenn die frühern, die noch halb in Republiken lebten, mehr Opposition gegen die Hierarchie machten, und zum Theil die ernsten Fragen einer Kirchenverbesserung berührten, so suchen die jetzigen mehr die alte Lieblingsidee einer Römerrepublik mit ihrem eingebildeten Glanze auszubeuten. Wir berühren hier nur oberflächlich die historischen Romane, die jetzt an der Tagesordnung sind und die fast alle die allerdings großen Zeiten der Entwickelung des Stadt- und Bürgerthums zum Gegenstand haben, den philosophischen Roman des Foscolo, den die Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung und das unklare Verlangen nach republikanischen Einrichtungen dictirte, wie denn überhaupt das ganze Geschrei nach dem Heil einer Republik und dem Römerwesen aus einem immer vager werdenden Gebilde der Phantasie hervorgerufen zu sein scheint; wir berühren die Tragiker, welche wie z. B. Pellico ihren Werken durch Concetti nach dem Volksgeschmack Beifall zu verschaffen suchen, und die Helden der römischen Republik als Ahnherren der Italiener darstellen, und ganz nationale Gegenstände zu wählen glauben, wenn sie die Zeit der Fabius und Scipio vorführen.

Wir haben gesehen, wie Italien, das von jeher, selbst zur Zeit der griechischen Colonien, das eigentliche Land der Tyrannen und Usurpatoren war, das von den Römern mehre Jahrhunderte lang tyrannisirt wurde, dann aus ihren Fesseln in die der Kirche und unzähliger fremder und einheimischer Fürsten und Grafen gerieth, wie dieses Italien zugleich von jeher republikanische Ideen nährte, und zwar politisch und kirchlich republikanische Ideen, die aber selten aus dem Reiche der Phantasie in die Wirklichkeit heraustraten. Das Werk von Niccolini ist daher kein isolirtes Factum in der italienischen Literatur, es ist die alte Opposition gegen die Hierarchie und die weltliche Macht. Wie der Italiener alle Ideen, die ihn bewegen, in eine Kunstform zu gestalten sucht, so hat unser Dichter hier für Beides, kirchliche und politische Freiheit, einen Vertreter gesucht, und zwar in den Jahrhunderten, aus welchen jetzt fast alle Dichter ihren Stoff nehmen, entweder weil sie ihre Zeit mit jener für gleichgestimmt halten, oder weil sie eine gleiche Stimmung hervorbringen möchten. Und in der That, wenngleich jetzt nicht mehr von Unsittlichkeit und Anmaßung des Klerus wie damals die Rede sein kann, schon deswegen nicht, weil er im ungestörten Besitz ist, so leiten doch die Meisten das Unglück Italiens von den Unordnungen der Kirche her, von einer Republik aber, nach römischem Maßstab, mit römischem Glück und Glanz sind alle Phantasien schwärmerisch erfüllt. Daher ließen sich in dem Bild der alten Zeit so viele Beziehungen zur neuen anknüpfen, daher die häufige Anführung des Brutus, der immer noch der gefeiertste unter den römischen Helden ist, und so läßt sich die Wirkung und das Aufsehen des Stücks in Italien erklären.

Es ist nun noch kurz zu zeigen, wie der Dichter seine kirchlich- und politisch-republikanischen Ideen durchgeführt hat. Wir sind keineswegs von parteiischer Engherzigkeit befangen, um dem Dichter seine Ausfälle gegen den deutschen Kaiser übel zu nehmen, indem er diesen durch den Mund von Republikanern, Römern und aus ihren verbrannten Städten verjagten Lombarden verwünschen läßt. Daß ein Kaiser mit kräftiger Hand das ihm zukommende Recht behauptet und der Schwindelei eines Volks, das nicht einmal weiß was es will und sich nur momentan zu einigen Ausbrüchen aufhetzen läßt, mit dem ganzen Gewicht seiner Macht entgegentritt, und daß er dadurch manche vermeintliche Rechte verletzt, das muß ihm von Seiten der Wortführer der altrömischen Tugend Verwünschungen zuziehen. Die Italiener haben von jeher die Manie gehabt, all ihr Unglück den Deutschen zuzuschreiben, die sie mit dem Namen Barbaren belegen, weil sie dem römischen Reich ein Ende gemacht und dabei einige Häuser der Sklaven verbrannt haben. Der Kaiser wird übrigens dadurch wieder so ziemlich gehoben, daß er den Italienern ihre Vorwürfe zurückgibt, sie gerade an ihrer wunden Stelle angreift, und ihnen als entarteten Enkeln der Römer das Recht ganz abspricht, in dem großen Streit zwischen Monarchie und Republik mitzusprechen, geschweige mitzuhandeln. Die deutschen Kriegsvölker kommen in dem Mund der Italiener noch schlimmer weg. Von der gewöhnlichen Bezeichnung Schlemmer gar nicht zu reden, die eigentlich gar nicht viel sagt, so werden ihre Habsucht und ihre Plünderungen gar oft mit Wuth angeführt. Allein es ist dabei nicht zu verkennen, daß diese Ausfälle immer wieder einen indirecten Vorwurf gegen die Italiener enthalten, oder daß dieser daran geknüpft wird. So sagt Giordano im zweiten Act:

> Von dem Stolz des habsüchtigen Deutschen wird die geringste Münze verweigert, die er Italien raubte; aber er will an seinen Wagen gekettet die Söhne des Landes aus den verbrannten Städten zum Capitol führen. Und wir sind so uneinig und niedrig geworden, daß er dafür von dem thörichten Volk Beifall, und zwar keinen erkauften erhielte.

Die gleich darauf von Arnaldo ausgesprochene Hoffnung zur Rettung vom deutschen Heer durch fremde Hülfe und durch den schädlichen Einfluß der Sonne und der giftigen Luft im Sommer, ist die gewöhnliche, in allen Schriftstellern wiederkehrende Art, von dem Unglück Italiens zu reden, das immer von außen kommt und von außen wieder weggeholt werden soll. In dem letzten Act aber, in dem Schimpfchor zwischen deutschen und italienischen Kriegern, scheint der Dichter seine eigenen Vorwürfe, die er der italienischen Unthätigkeit und Indolenz machen wollte, woraus er alles Unglück ableitet, den Deutschen in den Mund gelegt zu haben; nur etwas verstärkt, damit sie für jene Zeit passen. Ohne diese Nebenabsicht wären die Vorwürfe nicht am Platz, da sie für eine Schar von Truppen im 12. Jahrhundert nicht natürlich sind. Die Römer schimpfen auf den Kai-

ser und den Papst, nennen Beide Barbaren, weil sie Ausländer sind, beschwören auf italienische Art den Himmel, daß er sie von Beiden befreie, ohne daß sie selbst viel dabei zu thun haben, und lassen mitunter den alten Glanz von Rom hervortreten, womit sie sich gewaltig brüsten. Darauf wissen ihnen die Deutschen mit Folgendem zu dienen:

Immermehr fallen diese Ruinen, und noch tiefer liegt das Volk, das sie besitzt. Vergebens ruft ihr das Vergangene zurück; Rom ist das Skelett einer andern Zeit. Psalmen gehören für euch, entartete Söhne alter Helden; der Kaiser drängt euch, die Kirche schreckt euch, ihr habt auf dem Hals die Deutschen, und zu den Füßen die Hölle.

Hierauf hat der römische Chor nichts zu erwidern, und vergleicht daher zu seiner Selbstberuhigung die deutsche Natur mit dem Boden Deutschlands, für dessen Beschreibung der Verf. die römischen und toscanischen Maremmen zum Muster genommen zu haben scheint.

Dies mag indessen gut sein. Die Aufmunterungen und Erweckungen von Sympathien, die eine allgemein gewünschte aber sehr undeutlich vorgestellte Befreiung aus mancherlei Zuständen beabsichtigen, haben sich in Klagen über die Unmöglichkeit, aus drückenden Fesseln herauszukommen, verloren, und dies ist der allgemeine Ton, der von allen Dichtern angestimmt wird, wenn sie diesen Gegenstand berühren und tiefer den Charakter des Volks und seine Geschichte betrachten. Ganz anders wird aber Arnaldo gegenüber der Kirche geschildert. Er fällt mit der Glorie eines edeln, wenn auch verunglückten Strebens, mitten in einer schlechten Zeit als Märtyrer der geistigen Freiheit und Sittlichkeit. Seine Theorie unterliegt auch nicht einer vernünftigen Macht, die sie als verkehrt und unhaltbar herausgestellt hätte, sondern unangefochten wird sie unterdrückt durch eine Art von Gewalthandlung, die in unsern Tagen selbst in Italien keine Wirkung mehr hat. Schon im Anfang des dritten Acts, wo er die Gewißheit hat, daß seine Sache verloren ist, erhebt ihn der Gedanke, daß er Gottes Sache geführt habe:

Muth, Christenseele, dir geziemt ein frommes, ruhiges Dulden. Hast du nicht dem Kreuz Treue versprochen, um dich zu Gott über die Sinnenwelt zu erheben? Möge ich, o Sohn Gottes, nicht umsonst mit unsterblichem Wort jenen Tyrannen der Zeit und Ewigkeit bekämpfen, welcher sich auf Erden deine Stelle anmaßt, welcher die Füße in den Abgrund hält und in die Wolken das Haupt, und mit dem Bannstrahl ruft: mein ist die Welt! Gesetze, Tugend und Freiheit wollte ich dir wiedergeben, o Rom. ... Ich fühle mich gedrückt von dem schweren Schmerz der in Italien immer getäuschten Hoffnungen, und in meinem Innern eine größere Leere, und im Herzen eine Erinnerung, die fast zum Gewissensbiß wird. Ach wie schnell wirst du in uns schwach, o Vernunft, die du von den ersten Jahren an so viele Mishandlungen gewöhnt wirst ... Doch Gottlob! ich höre die ewige Harmonie der Schöpfung, und die Seele ist von dem Gewicht, das sie hienieden festhält, nicht so bezwungen, daß ihren Gedanken die Freiheit des Flugs genommen sei. Ich zweifle nicht mehr, Schrecken der Klöster bestürmen mich nicht; weil ich in Italien Freiheit und Tugend wollte, wird mein Geist zu Gott zurückkehren, und von Stern zu Stern gehen, ein ewiger Pilger in der Unendlichkeit.

Im fünften Act, in dem schönen Monolog, den er im Gefängniß hält, überblickt er noch einmal sein ganzes Streben, und wird uns als Märtyrer des Evangeliums und der Wahrheit hingestellt:

Den Menschen, der Gottes Tempel ist, suchte ich zu befreien, und auf der Erde wollte ich Leben, Bewegung und Freiheit zum Triumph der göttlichen Liebe; dies war meine Lehre, und Gott allein weiß, daß um die Herrschaft über den Verstand die Vernunft mit dem Glauben in mir kämpfte. Ich war ein treues Echo des Evangeliums, in diesem Gedanken erhebe sich die Seele, und du, o Herr, vertheidige deine Sache, daß sie wieder auflebe, und selbst mit meinem Blut die blinden Irrthümer besiege, und die alte Lüge am Fuß der ewigen Wahrheit sterbe. Aber eher wird sie keine Frucht bringen, als bis die Zeit sie befruchtet, und ich irrte vielleicht in der Hoffnung, sie nahe zu sehen.

Dann wendet er die Gedanken nach seiner Vaterstadt und ruft:

Ach Brescia, vergiß nicht deinen unglücklichen Sohn, und irgend ein liebender Geist bekräftige in künftiger Zeit meinen Ruhm, denn gewiß wird er, von den Schlägen der habgierigen Curie, der Buhlerin der Könige getroffen, danieder liegen; die Erde ist die Stätte der Verleumdung und der Vergessenheit.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Welt und mein Auge von Betty Paoli. Drei Bände. Pesth, Heckenast. 1844. 12. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Unwillkürlich, wenn man jetzt eine Schriftstellerin beurtheilt, vergleicht man sie mit den Aufsehen erregenden Schriftstellerinnen unserer Zeit, George Sand, Gräfin Hahn-Hahn, Friederike Bremer und Frau von Paalzow, und deutet dadurch die Tendenz, Richtung, das Charakteristische ihres Talents an. Betty Paoli möchte nun sich der Gräfin Hahn-Hahn vor Allen nähern, wenngleich sie nicht so keck und kühn die Flügel regt, in der aristokratischen Sphäre nicht so frei sich bewegt, nicht so übermüthig ist in ihren Weltanschauungen, nicht so genial in ihrer Ausführung. Der erste Theil enthält eine Novelle: „Die Ehre des Hauses", wo Familienstolz, Familienehre und Vergötterung des Familiennamens in den grellsten Farben dargestellt wird. Das jetzige Jahrhundert mag wol keine solchen Beispiele aufzuweisen haben, in dem vorigen waren sie aber nichts Seltenes. Wir sehen das Haupt der Familie Brandon in allen stolzen Verwöhnungen und Vorurtheilen der Familie auferzogen, mit der ihm ebenbürtigen Gattin in glücklicher Ehe lebend. Beide edel und brav, doch unter den verfallenen Vermögensumständen leidend, weil sie nicht „standesgemäß" leben, das „Familiengut würdig behaupten können". Der jüngste Bruder legt seinen Namen ab, um durch Geldspeculation das Vermögen der Familie wieder herzustellen. Er gewinnt Reichthümer, betrügt den Bruder, stürzt denselben ins Verderben und kauft dessen Güter; dann nimmt er den Namen Brandon wieder an und lebt „seiner Familie würdig". Der älteste beraubte Bruder, dessen Frau vor Gram stirbt, durchschaut des Jüngern Betrug, er flucht ihm, aber er klagt ihn nicht an und führt keinen Proceß gegen ihn, um „die Ehre der Familie" nicht zu beeinträchtigen; er nimmt einen andern Namen an und lebt als Bauer in Arbeit und Stille. Die einzige Tochter des jüngern Brandon ist die glückliche Braut eines vornehmen jungen Mannes, der den Namen Brandon anzunehmen verspricht; da stirbt ihr Vater und sie entdeckt dessen Unrecht gegen den ältesten Bruder; sie reist zu dem Onkel, bietet ihm das Vermögen und seine Rechte an, er kann es aber nicht annehmen, ohne den Betrug eines Brandon einzugestehen; sein Sohn kann nur durch der Cousine Hand Namen, Erbtheil und Stellung zurückerhalten, und das Fräulein Brandon

opfert ihre Liebe der Familienehre und heirathet den Vetter. An dem Stolz scheitert das Glück dieser Ehe, doch der Stolz wird nicht gebeugt, und auch der Enkel muß als dessen Opfer fallen. Furchtbar, schaudererregend ist diese Geschichte, aber eine mächtige Phantasie hat sie erfunden und dargestellt, und der Familienstolz erscheint als ein unerbittliches Schicksal, als eine Nothwendigkeit, nicht mehr als eine zufällige Eigenschaft, die sich erringen und ablegen läßt. Die Novellen der beiden andern Bände weichen auch vom Gewöhnlichen ab und erheben sich bedeutend über die Novellen, denen man in so zahlreichen Sammlungen begegnet. Etwas Dämonisches, Unheimliches waltet in manchen ob; ein Gelübde ist grauenhaft. Die Mutter, welche mehre Kinder verloren hat, gelobt, das nächste nicht vor sieben Jahren zu sehen, in der Hoffnung, durch diese freiwillige Entsagung das Schicksal zu versöhnen. Sie gibt das Kind von sich, und als es nach sieben Jahren zurückkehrt, ist die Mutter vor seiner Ankunft erblindet. Männer und Frauen werden in den verschiedenartigsten Liebesverhältnissen zueinander auf mannichfaltige Weise geschildert; ein tiefer Blick in das weibliche Herz und in dessen Leidenschaften, ein leises Verstehen der zartesten Regungen, ein gründliches Deuten der Gefühlshieroglyphen bekundet sich in allen jenen phantastischen Geweben, welche das Bild des Lebens aufzunehmen und wiederzugeben bestimmt waren, und sie geben nicht nur die Lichtseite desselben; eine trübe Lebensanschauung, die Philosophie des Entsagens und Entbehrens waltet vor und schimmert überall hindurch.

2. Der Bergmann. Erzählung aus dem nordungarischen Leben von Otto Freiherrn von Hingenau. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Der ziemlich breit erzählte Roman bewegt sich im nördlichen Ungarn, ohne indeß einen deutlichen Begriff von dortigen Zuständen zu geben, ohne Vorurtheile dagegen oder dafür zu berichtigen, wie die Vorrede es verheißt. Die Anlage eines Bergwerks spielt eine große Rolle darin, da durch dieselbe das Schicksal des jungen Helden begründet wird; die Bemerkungen und sehr genauen Schilderungen der geologischen Beschaffenheit des Bodens sowie des Bergmannswesens überhaupt beweisen, daß der Autor in diesem Fache sehr bewandert ist. Die Industrie hat wie im jetzigen Jahrhundert, auch im Roman eine Rolle übernommen und zwar mit Recht; doch drängt sie das Poetische sehr in den Hintergrund. Wie man historische Romane hat, so schien mir der vorliegende ein geographischer, statistischer, geologischer, naturwissenschaftlicher. Die Romangestalten, lauter Ungarn, tragen ihre Nationalität wenig zur Schau, sie könnten ebenso gut Deutsche sein, aber wahrscheinlich hat die deutsche Cultur sie umgeschaffen, und wahr scheinen alle Schilderungen zu sein, sowie auch alle Begebenheiten das Gepräge des Erlebten an sich tragen. Die Charaktere sind anziehend; Elektra scheint als Repräsentant des Ungarmädchens zu gelten; Victor von Szentimre, der Vetter, der sie heirathen soll, ist ein Dichter und patriotischer Ungar, der lieber dem Vaterland lebt als der Familie, und die Braut auch willig dem jungen deutschen Bergmann abtritt. Das Fürchten, Hoffen, Streben, Gewinnen, Verscherzen und Wiedergewinnen in diesem Liebesverhältniß, ist das Romaninteresse des Buchs. Der Verf. versichert in der Vorrede, daß sein Werk kein Tendenzroman sein solle, obschon die Reflexionen und Besprechungen allgemeiner socialer und künstlerischer Fragen unserer Zeit nicht ganz ausgeschlossen wären; die über solche Gegenstände eingewobenen Gespräche seien die Ergüsse der individuellen Ansichten des Autors, oder wie er sie in seinem geselligen Kreis in Ungarn und von Ungarn äußern hörte. Sie werden auch keinem der Leser etwas Neues sein, da solche Gegenstände in neuerer Zeit ziemlich häufig beleuchtet werden.

3. Die Vitalien-Brüder oder des Störtebecker's Leben und Ende, von Adolf Görling. Hanover, Kius. 1844. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Geschichte der Vitalien-Brüder, welche noch als Sage und Historie an den nördlichen Küsten Deutschlands lebt, ward hier zu einem romantischen Sittengemälde verarbeitet, welches voll Leben ist und des Lesers ganzes Interesse erwecken muß. Die wilde Romantik des Muthes, womit Grausamkeit, Habgier und Ungerechtigkeit umhüllt werden, jene dämonische Färbung, welche auch Byron seinem „Korsaren" zu geben vermochte, ist hier vorhanden und spricht die Phantasie des Lesers an. Es fehlt nicht an grotesken Nebenpersonen, an Herzpochen erregenden Ereignissen, an Gefahren, Kampf, Sieg, Mord, Blut, Rache; alle Ingredienzen eines Seeräuberromans sind mit Umsicht angewendet und vertheilt, und die beiden Helden, Störtebecker und Gödecke Michael, die Hauptleute, stehen als Hauptpersonen in dieser schauerlichen Umgebung, Ehrfurcht gebietend und das Interesse fesselnd. Eine sehr empfehlenswerthe Lecture ist dieses Werk in langen Winterabenden, wo das Grauende, Spannende willkommen ist. Nur ungern sieht der Leser das Ende der Vitalien-Brüder durch Henkersbeil, ihr Heldenmuth und die geniale Feder des Autors hat ihnen mehr Theilnahme erworben als sie verdienen.

4. Minona von Henriette von Bissing. Hanover, Hahn. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Verf. hat das Talent, das Unbedeutende auf anmuthige, fesselnde Weise vorzutragen, sie weiß die Charaktere anziehend zu schildern, sodaß man an dem Schicksal der vorgeführten Gestalten großes Interesse nimmt und der Leser sich durch die einfachsten Ereignisse gespannt fühlt. Im vorliegenden Roman ist Minona die Heldin, welche alle Tugenden einer schönen Seele schmücken und welche durch ihre Krankheit dem Leser noch theurer wird, indem sie sein Mitleid erregt. Ihre Familie bietet einen grellen Gegensatz zu ihr, und die einzelnen Mitglieder derselben tragen ihre charakteristischen Eigenheiten dem Leser gleich bei der ersten Bekanntschaft entgegen. Der Held ist nicht übernatürlich, stark und vollkommen; durch seine schwachen Momente veranlaßt er eine Trennung von Minona, die er liebt, und verdient auch diese Strafe; nach langer Prüfung werden indeß zuletzt beide Liebende vereinigt, und die genesene, blühende, in jeder Hinsicht vollendete Minona reicht verzeihend und liebend dem jungen Waldemar, dessen Vater Geheimerath ist und der durch einen militairischen Rang den Mangel des Geburtsadels ersetzt hat, die Hand. 12.

Notizen.

Die dramatische Geschäftigkeit des verstorbenen Karl Blum in Berlin ist dem „Athenaeum" in ihrer Wirklichkeit noch nicht bedeutend genug gewesen; es belehrt uns daher bei Gelegenheit der betreffenden Todesanzeige, daß seine Werke für die Bühne die unglaubliche Zahl von 589 Stücken betragen, einschließlich der Übersetzungen. Aber das ist noch nicht Alles, beiweitem nicht Alles. Blum war auch Componist und seine Werke für Vocal- und Instrumentalmusik belaufen sich auf 162, einschließlich einiger komischen Opern; seine muntern Lieder kann man zuversichtlich bei jeder Zusammenkunft der Liedertafeln hören.

Der in Nr. 202 d. Bl. erwähnte Proceß, welchen der Conservator der königlichen Bibliothek zu Paris, Naudet, veranlaßt hat, um ein öffentlich zum Verkaufe ausgebotenes handschriftliches Document Molière's als Nationaleigenthum für die Bibliothek zu reclamiren, ist von dem Gerichtshofe zu Gunsten der gegenwärtigen Besitzer entschieden und Naudet in die Kosten verurtheilt worden. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 279. —— 5. October 1844.

Niccolini's „Arnaldo da Brescia".

(Beschluß aus Nr. 278.)

Je höher aber Arnaldo nach seinem sittlichen Lebenswandel, seinem innern Werth und seinem Streben gestellt ist, destoweniger hätte sein Hauptgegner, der Papst, erniedrigt werden sollen, und hier kommen wir an die unglücklichste Seite des Trauerspiels. Die maßlosen Ausfälle gegen das Papstthum, das nun einmal eine geheiligte Institution ist und wesentlich zum katholischen Glauben gehört, dessen ganze Organisation mit der weltlichen Herrschaft noch jetzt ebenso besteht, wie sie damals bestehend aufs heftigste angegriffen und dem Abscheu preisgegeben wird, müssen jeden Katholiken empören. So stark und wüthend, wie gleich in der ersten Scene des ersten Acts über die Päpste gesprochen wird, habe ich nirgend gelesen. Dante hat auch über ihre Herrsch- und Habsucht und ihre unnatürliche Stellung mit heiligem Eifer gesprochen, aber immer mit Hinweisung auf die hohe Würde, die ihnen zukommt, und die sie einnehmen sollten, und wegen deren sie immer bei allen Fehlern der Einzelnen zu verehren sind. Andere Italiener und die Franzosen haben ihren tausendfältigen Spott über die Unsittlichkeit der Geistlichen, besonders der niedern ausgelassen. Aber in einem ernsten Trauerspiel, wo nicht flüchtiger Witz schnell vorübergeht, sondern das ernste Wort lang nachhallt, und die Ausfälle nicht einmal von dem Gegner widerlegt, sondern durch blindes Schimpfen noch mehr bestätigt werden, sind solche Reden besonders wichtig. Gleich die erste Scene des ersten Acts ist voller Blasphemien. Giordano zeigt dem Volk die Papstwahl mit den Worten an:

> Unser Blut wird im Tempel verhandelt, und die Cardinäle sind versammelt, um mit dem großen Mantel einen neuen Wolf zu bekleiden, der sich Hirt nennt.

Dies ist aber Alles noch gemäßigt gegen die Reden Arnaldo's in der dritten Scene, welcher eine furchtbare Apostrophe gegen den päpstlichen Stuhl hält und das Volk auffodert, der Kirche Scepter, Schwert und Reichthümer zu entreißen. Der Zorn und die Bitterkeit wächst noch, als die Wahl des Papstes Hadrian angezeigt wird. Arnaldo reizt das Volk mit einer merkwürdigen Tirade auf, den Degen des Präfecten zu zerbrechen, und gibt dann Hadrian's Lebensgeschichte zum besten, worin er alles Schimpfliche zusammenhäuft und manche Dinge erwähnt, die freilich dem neuen Papst nicht zur Ehre gereichten, und bringt die Römer so weit, daß sie dem Papst und dem Kaiser den Tod schwören. Am heftigsten sind die Worte, welche Arnaldo dem Papst Hadrian geradezu ins Gesicht sagt:

> Die Kirche, zwischen die Völker und die Tyrannen gestellt, ist immer mit den Schwachen grausam, und mit den Starken niedrig.

Im Verlauf der Unterredung spielt Arnaldo auch einmal auf die Reformation an:

> Du irrst dich, Hadrian, schwächer wird der Schrecken vor den Blitzen Roms, und die Vernunft zerrt schon an der Binde, die du ewig wünschest; sie wird sie zerreißen, wenn sie auch noch nicht ganz erwacht ist. Schon ist der menschliche Gedanke so aufrührisch, daß er sich nicht mehr bändigen läßt. Christus ruft ihm wie einst dem Kranken zu: Stehe auf und gehe. Er wird dich treten, wenn du ihm nicht voran gehst. Die Welt hat eine andere Wahrheit, die nicht unter den Altären steht, und will nicht einen Tempel, der ihr den Himmel verberge.

Doch sagt ihm Giordano später über diese Unterredung: Armer Arnaldo, du hast umsonst zu Petrus gesprochen; er verleugnet hier Christum und weint niemals.

Nächst Hadrian wird noch besonders über Gregor VII., Eugen und Innocenz alles mögliche Schlimme und Schimpfliche gesagt, dann noch über den heiligen Bernhard, der der Lügenprophet genannt wird, und alle Anhänger der Päpste werden dem Abscheu des Volks empfohlen. Alle Vorwürfe werden freilich in den Noten reichlich durch Thatsachen und Citate bekräftigt, aber deswegen eignet sich doch ein solcher Stoff nicht zur Tragödie; denn Alles, was Arnaldo und Giordano im ersten Act vorbringen, und sie führen immer das Wort, ist nichts als ein Schimpfen auf die Päpste. Daß Niccolini dennoch seine Tragödie vollendete, daß ihn nicht während der Arbeit eine gewisse Scheu abhielt, daß er seiner erbitterten Stimmung, die in dem ganzen Werk herrscht, noch durch viele Noten Luft macht, ist ein bedeutendes Zeichen der Zeit; denn eine solche Gesinnung, die so stark wirkt, daß sie zu einem großen Kunstwerk begeistert, kann nicht plötzlich und vereinzelt hervorbrechen, sondern muß von einer gewissen Menge getragen und bekräftigt werden. Bedeutsam mag hier besonders erscheinen das öftere Entgegenhalten des Evangeliums sowol gegen die Satzungen und die Organisation der

Kirche, als auch gegen das Betragen und den Geist der Priesterschaft. So wird (S. 69 der italienischen Ausgabe) der Herrschaft, die der Papst in Anspruch nimmt, entgegen gehalten, daß ein Vers im Evangelium sei, der uns erhebt und nicht in die Knechtschaft hinabstößt, und daß Christus Mensch wurde, um uns zu Gott zu erheben. S. 93 sagt Giordano zu Arnaldo:

Du suchst vergebens Rom von dem Irrthum zu befreien und das Evangelium den Priestern entgegenzusetzen; ihnen wird geglaubt und nicht Gott. Sie sind schlau genug, zuerst in das Buch des Geistes zu schreiben, und solche Schrift läßt sich dann nicht mehr ändern.

Dann ist die ganze Unterredung Arnaldo's mit dem Papst eine beständige Kritik des Wandelns und Strebens der Päpste im Vergleich zu den Vorschriften des Evangeliums. Seite 100 wird dem Verlangen der gewöhnlichen Ehrenbezeigungen von Seiten Hadrian's das Beispiel Christi entgegen gehalten, welcher in Demuth seinen Jüngern die Füße wusch, und gegen die weltliche Herrschaft der Päpste daran erinnert, daß Christi Krone nur von Dornen war. Später sagt Arnaldo, das Evangelium sei begraben unter den Decreten der römischen Hirten. Im dritten Act muß gar ein gemeiner Soldat das Evangelium anführen, um gegen die Reichthümer der Kirche zu Felde zu ziehen. Neben diesem scheint es auch nicht ohne Bedeutung, daß das von Hadrian ausgesprochene Interdict ausschließlich nur die Weiber erschreckend dargestellt wird, daß nur die Weiber sich vor der Kirche niederwerfen und um Einlaß flehen, daß ein Weib, durch den Bann wahnsinnig geworden, den Aufenthalt Arnaldo's verräth, gleichsam als hätte sich der Dichter geschämt auszusprechen, daß früher auch Männer von dem Bannstrahl hart betroffen wurden.

Noch müssen wir der vielen Reminiscenzen aus Dante's „Divina commedia" erwähnen. Seite 72 wird Petrus' Schiff erwähnt, das so üble Ladung trägt. Dante stellte die Kirche unter der Allegorie eines Wagens vor, und so wird sie hier auch zuweilen angeführt. Seite 84 wird symbolisch von dem Krieg der zwei Planeten (Sonne und Mond) geredet, und daß der kleinere Planet, der die Nacht erleuchtet, mit eigenem Licht zu glänzen glaubt, daß aber jeder Sterbliche in dem dunkeln Wald den rechten Weg verfehlt habe. Wer Dante gelesen hat, wird hier gleich die Allegorie im ersten Gesang der „Hölle" erkennen, die übrigens auch später noch oft vorkommt. Seite 96 wird die Kirche eine Buhlerin genannt, welche mit den Königen Unzucht treibt. Diese Vorstellung ist ganz aus Dante genommen. Er bezeichnet an vielen Stellen seines Gedichts die Kirche als meretrice, nennt sie puttana sciolta, liebäugelnd mit einem Riesen ihrem Liebhaber (Philipp dem Schönen); an andern Orten vergleicht er sie mit der Frau der Offenbarung, welche mit den Königen buhlt, und nennt selbst Bonifaz einen Ehebrecher. So kommen noch viele Nachahmungen aus Dante vor, und es ist kein Zweifel, daß der Dichter ganz den Eifer Dante's in sich aufgenommen hat, aber was er selbst nicht bedacht, zeigt er uns durch sein Werk, daß die Zeiten, in welchen eine solche Sprache geführt werden mochte, weit hinter uns liegen; daß Dante's Eifer ein heiliger war, der die immer noch im Werden begriffene Kirche zu dem reinen Glanz, der ihr gebührte zurückführen wollte, und ihr daher das Ideal vorstellte, zu dem sie sich erheben sollte; daß aber jetzt bei gänzlich veränderten Umständen ein solcher Eifer nur ein Zerstörungs- und Vernichtungswerk ohne wohlthätige Folgen hervorbringen kann. **C. Ruth.**

Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Aus handschriftlichen Quellen und dem Koran geschöpft und dargestellt von Gustav Weil. Mit Beilagen und einer Stammtafel. Stuttgart, Metzler. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.

Je dunkler die Zeiten wegen ihrer Entfernung sind, desto lichter pflegen sie durch den deutschen Geschichtsforscher zu werden. Er steigt hinunter in den tiefen Schacht vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende, hämmert und sprengt unverdrossen, bis er den Erzgang der historischen Wahrheit findet, das Losgerungene zu Tage fördert, um es dann, von aller unreinen Beimischung im Schmelzofen der Kritik befreit, in alle Welt hinauswandern zu lassen. Keine Nationalität ist ihm so fremd, daß er sich nicht hineinleben sollte, keine Sprache so schwierig, daß er nicht in ihr Verständniß eindringen sollte, und kein Knoten von Widersprüchen so verworren, daß ihn seine besonnene Kritik nicht lösen sollte. Zwar haben die Engländer und Franzosen wegen ihrer überseeischen Verbindungen den Ruhm, neue literarische Schätze entdeckt zu haben, aber deren Benutzung, Ordnung und richtiges Verständniß haben sie meist dem deutschen Fleiß überlassen müssen.

Ein solches gediegenes Werk, welches mit fast jeder Seite Zeugniß von dem gründlichen, bedachtsamen Studium seines Verf. ablegt, ist vorliegende Biographie Mohammed's. Zwar ist es nach deutscher Gelehrtenart etwas schwerfällig geordnet, indem die Noten unter dem Text den meisten Raum einnehmen, aber da dieser „das Resultat", jene dessen „Begründung und Erörterung" enthalten, so kann man sie ohne Störung nach beendeter Lecture des Textes lesen. Das Ganze ist „eine genetische Entwickelung", welche den Quellen folgt, „die historische Wahrheit aus dem Nimbus, in den sie gehüllt ist, hervorzieht und, wo sich kein sicherer Boden gewinnen läßt, den Lesern die Zweifel offen darlegt". Außer den bekannten Werken Gagnier's, Geijer's, des Koran u. A. sind besonders die Handschriften Insan Aluyun, Chamis, Sirat und Ibrahim Halebi benutzt, welche nicht nur eine vollständige, sondern auch kritische Biographie liefern ließen, welche durch die eingestreuten Details ein treues, anschauliches Bild des arabischen Lebens, der Entwickelung Mohammed's und der Bildung des Korans aus den Verhältnissen und Stimmungen seines Verf. geben. Der Koran ist im letzten Abschnitt noch besonders kritisirt.

Der Hr. Verf. theilt meist nur Neues mit, weshalb wir uns nicht enthalten können, den Kern seiner Darstellung mitzutheilen, um ihn zum Allgemeingut zu machen. In der Mitte Arabiens wohnten in den ältesten Zeiten die Ismaeliten; von Amalekitern wurde Mekka zwar erbaut, diese verloren aber ihre Herrschaft an die Dschorhamiden aus Südarabien, welche bald auch den Ismaeliten ihre geistliche Herrschaft nahmen, bis diese, unterstützt von den Chuzaiten, ihre Feinde vertreiben, aber dafür ihren Bundesgenossen unterwürfig werden, welche ihnen nur das Recht lassen, die vier heiligen Monate beliebig zu verlegen, bis Kusai, Mohammed's vierter Ahnherr, die weltliche und geistliche Macht an sich bringt, seine Verwandten in zwölf Stämme vereinigt und davon Sammler (Kureisch) heißt. Seine Söhne geriethen nach seinem Tode in

Gheit, theilten endlich die erwebte Macht unter sich, aber zwischen Schems und Naufad (von denen die Ommejjaden abstammen) und dem dritten Bruder Haschim (von ihm stammen Mohammed, die Aliden und Abbasiden) entspinnt sich bittere Feindschaft, welche sich auch durch Mohammed's Leben hindurchzieht. Endlich wird Haschim von den Beni Nadschar, seinen Verwandten in Medina, unterstützt, gewinnt sein Recht, die Pilger zu bewirthen u. s. w. wieder, um es zu vererben an seinen Sohn Abd Muttalib, von dem Abd Allah Abbas, Hamza, Abu Talib u. A. stammen. Abd Allah's Sohn ist Mohammed (der Vielgepriesene), welcher am 1. April 571 zu Mekka geboren wurde, nach zwei Monaten seinen Vater verlor, der ihm ein Haus, eine abyssinische Sklavin, fünf Kameele, einige Schafe und (vielleicht) einen Sklaven hinterließ. Die Beduinin Halima erzog das Kind zwei Jahre, worauf es bis zum sechsten Jahr bei seiner Mutter Amina ist, die dann auf einer Reise nach Medina zu Abwa stirbt, weshalb der Großvater Abd Muttalib, und nach dessen Tode, der nach zwei Jahren erfolgt, Abu Talib seinen Neffen erzieht. Ärmlich mochten Mohammed's Verhältnisse sein; denn im fünfundzwanzigsten Jahre muß er für Lohn Schafe weiden, bis ihn der Leinwandhändler Saib mit Hekim bekannt macht, welcher ihn seiner reichen Tante Chadidscha empfiehlt, die ihn zum Geschäftsführer für eine Handelsreise nach Syrien für den Lohn von zwei Kühen macht, und, da er sich durch Glück und Redlichkeit ihre Liebe erwirbt, in ihrem vierzigsten Jahre den fünfundzwanzigjährigen Jüngling heirathet, dem sie mehre Söhne, die jedoch wieder sterben, und vier Töchter gebiert: Zeinab, Rukkejja Um, Kolthum und Fatima.

Zu Mohammed's Zeit war Arabien in viele sich befehdende Stämme zerrissen, Götzendienst, Unzucht und Lasterhaftigkeit zerstörten das religiöse Leben von Grund aus, und Abd Muttalib's Lehren von einer jenseitigen Vergeltung, von der Einheit Gottes, sein Verbot des Weins, des Töchtermordes, der Blutschande und Buhlerei blieben ohne Erfolg, bahnten aber doch Mohammed seinen Weg. Dieser hatte auf seinen Reisen vielfach Gelegenheit gehabt, das Judenthum, Christenthum und die Magierlehre kennen zu lernen; der Gedanke, sein Volk zu politischer und religiöser Einheit zu bringen, beschäftigte ihn sehr; denn er hielt sich mit seiner Frau viel in der Höhle des Berges Hara in tiefem Nachdenken auf. Seine übermächtige Phantasie ergriff ihn, epileptische Zufälle kamen dazu, die er anfangs für Anfechtungen des Teufels, dann aber für Offenbarungen Gottes hielt, wie ihm dies seine Frau und ein getaufter Jude Maraka bewiesen, worauf er im vierzigsten Jahre vom Engel Gabriel den Befehl erhielt, „die Größe des Herrn zu predigen und den Götzendienst zu vernichten". In den folgenden drei Jahren verkündete Mohammed sein Prophetenthum nur seinen Freunden, von denen ungefähr vierzig an ihn glaubten, unter ihnen besonders Abu-Bekr, der Sklave Zeid, der elfjährige Ali, Othman u. A., welche sich in einer Höhle versammelten und viel Mishandlungen von den Kureischiten auszustehen hatten (der Name Kureischiten bezeichnet nun die Nachkommen Naufal's und Schem's). Im folgenden Jahre versammelt Mohammed die Haschimiten auf dem Berge Safa mehrmals, um sie für seine Lehre zu gewinnen; zwar versprechen sie ihm ihren Schutz, wollen aber von seinem Prophetenthum nichts wissen. Die um ihre Herrschaft besorgten Kureischiten nehmen die Sache ernster, verfolgen Mohammed, mishandeln ihn und seine Anhänger, schlagen Abu Bekr, welcher einst seinen Propheten vor dem Tode schützt, mit Sandalen die Nase breit, sodaß im folgenden Jahre elf Männer und fünf Frauen nach Abyssinien flüchten, Mohammed selbst aber in Lebensgefahr ist, da man für hundert Kameele und tausend Unzen Gold einen Mörder gedungen hat. Diese Verfolgung ging endlich so weit, daß sämmtliche Verwandte Mohammed's unter Abu Talib's Führung Mekka verlassen und drei Jahre ein Schloß in einer unzugänglichen Schlucht bei Mekka bewohnen, wo sie großen Mangel leiden und Mohammed alle Nacht das Bett wechseln muß, um nicht ermordet zu werden. Von den Kureischiten waren sie in die Acht erklärt, welche aber nach drei Jahren von der Tempelwand wieder abgerissen und den Vertriebenen die Rückkehr in die Vaterstadt erlaubt wird. Zu derselben Zeit sterben Abu Talib und Chodidscha, worauf Mohammed die Sauda heirathet und mit Abu Bekr's Tochter Aischa sich verlobt. In Mekka nicht sicher, sucht er in Taïf einen Zufluchtsort, wird jedoch zurückgewiesen und van den Kindern gesteinigt. Nachdem er mehre Stämme vergeblich um ihren Schutz angefleht hatte, machte er zu Mekka mit acht Kaufleuten aus Medina Bekanntschaft, die als Chazradschiten von mütterlicher Seite her mit den Haschimiten verwandt sind, sich bekehren, ihre Landsleute daheim gleichfalls gewinnen, sodaß diese zwei Jahre darauf zu Mekka ein Schutzbündniß mit Mohammed schließen, worauf sich seine Anhänger nach Medina begeben, wohin er selbst nach drei Monaten unter Lebensgefahr nachfolgt, am 13. Sept. 622. Hier baut er eine Moschee auf einem Kirchhofe aus Backsteinen, sieben Ellen hoch, hundert im Geviert, mit einem Palmblätterdach, einer Armenwohnung daran und einer Tribune von drei Stufen darin, von wo er predigt und seine Gebete vorspricht.

Nach dieser Flucht mußte es Mohammed's erste Sorge sein, den Kureischiten die Spitze bieten zu können; zu diesem Zweck sucht er die Juden für sich zu gewinnen, indem er ihnen viel Concessionen macht, um ihnen die Annahme des Islam zu erleichtern; da dies aber ohne Erfolg bleibt, so nimmt er die Concessionen zurück und beschließt die Vernichtung der Juden, indem er Mordbefehle gegen Einzelne gibt, den Krieg gegen Ungläubige außer den vier heiligen Monaten gebietet und endlich öftere Kriegszüge gegen die einzelnen Judenstämme in Medinas Umgegend unternimmt. Zunächst aber sucht er durch Störung des Karawanenhandels die Kureischiten zum Nachgeben zu zwingen; zwar sind die vier ersten Züge ohne Erfolg, aber es kommt bei einer solchen Gelegenheit bei Bedr zum Treffen, in welchem Mohammed mit 300 Mann über 900 Feinde siegt, obschon er selbst sich fern vom Gefecht und zur Flucht bereit hielt. Jetzt vertreibt Mohammed mehre Judenstämme aus Arabien, verliert aber gegen die Kureischiten das Treffen am Berge Ohod, in welchem er selbst dem Tode nur mit Mühe entgeht, da er in einen Graben gefallen war; kurz darauf verbietet er den Wein, und erklärt den fünften Theil der Beute für sein Eigenthum, um ihn unter die Armen zu vertheilen. Nicht lange danach verbinden sich die Juden und Kureischiten, gegen welche sich Mohammed in dem mit Gräben umzogenen Medina, was für eine Schande galt, zwanzig Tage vertheidigen muß, bis er unter den Feinden Mistrauen zu erregen weiß, in deren Folge sie die Belagerung aufheben.

Mohammed's Ansehen war nach diesen Unfällen bei den Medinensern sehr gesunken, sodaß er zu der befohlenen Wallfahrt nach Mekka nur 700 Begleiter bekam, die Mekkaner ihn gar nicht in die Stadt ließen, wohl aber einen zehnjährigen Frieden schlossen und ihm für künftiges Jahr zur Wallfahrt die Stadt drei Tage einräumen wollten. Um die in Medina hierüber entstandene Unzufriedenheit zu stillen, zieht Mohammed wieder gegen die Juden, macht sie zinsbar, und als die Mekkaner kurz darauf den Frieden brechen, zieht er mit 10,000 Mann gegen die Stadt, zwingt durch Androhung des Todes seinen Hauptfeind Abu Sofian zur Bekehrung, Mekka muß huldigen, die Götzen werden zerstört, und der Islam findet von jetzt an auch bei den entferntern Stämmen Annahme. Der kleine Krieg dauerte indessen fort, gegen die Ungläubigen ward er sogar während der heiligen Monate geboten, wie denn auch noch mehre Gesetze über Pilgerfahrt, Gebete u. s. w. gegeben wurden, und der Koran sich aus solchen gelegentlich gegebenen Aussprüchen und Offenbarungen bildet, woraus die häufigen Wiederholungen und Widersprüche desselben zu erklären sind.

Im zehnten Jahre nach der Hedschra unternimmt Mo-

hammed mit 40,000 Gläubigen eine Wallfahrt nach Mekka, führt dort deren stehende Gebräuche ein, hält dogmatische Predigten, gibt Gesetze über Ehe, Erbrecht, Speisen u. dgl. und wird fünf Monate nach seiner Rückkehr nach Medina vom Fieber ergriffen. Zwar hält er noch täglich die öffentlichen Gebete in der Moschee, ermahnt zu einem frommen Lebenswandel, empfiehlt dem Volke Abu Bekr, fragt, ob er Jemand beleidigt habe oder ihm etwas schuldig sei, und stirbt endlich in Aischa's Armen am 7. Juni 632, in deren Wohnung er auch begraben wird. Nach seinem Tode treten die feindseligen Gesinnungen gegen die neue Lehre offener hervor, falsche Propheten und unrechtmäßige Nachfolger wollen sich geltend machen, bis Abu Bekr als Khalif anerkannt wird und das Schwert die Abtrünnigen bekehrt.

Von Mohammed's Persönlichkeit gibt uns der Hr. Verf. das deutlichste Bild. Er war mittlerer Statur, hatte einen großen Kopf, starken Bart, ein rundes Gesicht und röthliche Wangen; die Stirn war hoch, der Mund weitgespalten, die Nase lang mit einer kleinen Erhöhung in der Mitte, über die Brauen hin zog sich eine Zornader, seine Zähne waren blendend weiß und etwas voneinander abstehend, an der Unterlippe befand sich ein kleines Maal, bis auf die Schulter fiel sein dunkles Haar, das er oft braun färbte und parfumirte, wie er überhaupt sorgfältige Toilette machte. Den Schnurbart stutzte er jeden Freitag vor dem Gebet, ebenso die Haare unterm Arm und die Nägel an den Fingern; über der breiten Brust erhob sich ein ausgezeichnet schöner Hals, zwischen den Schultern befand sich ein Maal (das Prophetenmaal); Hände und Füße waren groß, sein Gang aber so leicht, daß man seine Spur im Sande nicht sah. Mohammed sprach nicht viel, scherzte manchmal, war gegen Thiere sehr mitleidig und hatte einen weißen Hahn im Zimmer herumlaufen. Seine Kleidung war sehr einfach, sie bestand aus einer wollenen Mütze, um die er bisweilen ein weißes oder schwarzes Tuch wand, aus einem baumwollenen Hemd, einem Unterkleide von arabischer Leinwand, an Festtagen aus einem gelben Oberkleid, und aus Sandalen; oft aber ging er barfuß. Hosen trug er erst später; Spiegel, Kamm, Haaröl, Augenschminke und Scheere trug er auf Reisen bei sich und auf den Kriegszügen ein doppeltes Panzerhemd und einen Helm mit Visir. Seine Küche war ebenso einfach; seine Hauptnahrung machten Melonen und Datteln aus, dabei war er so freigebig, daß er für sich oft nur ein Gericht übrig behielt, ja drei Tage lang kein Brot, oft Abends kein Licht hatte. Des Nachts lag er auf einer Strohdecke und bediente sich eines mit Palmblättern gefüllten Lederkissens als Kopfpfühl. Weiber und aromatische Gerüche liebte er sehr, war sonst sehr freundlich, folgte jeder Leiche, nahm, wenn er Jemandem die Hand reichte, die seine nie zuerst zurück, hörte Jeden aufmerksam an, und obgleich ohne Unternehmungsgeist und zaghaft, hatte er doch viel Ausdauer und Klugheit in Benutzung der Umstände. Dabei verschmähte er kein Mittel, um seinen Zweck zu erreichen, wollte selbst durch Unwahrheit sein Prophetenthum geltend machen, indem er Fremdes und Gelerntes für Offenbarung ausgab; in kritischen Fällen suchte er bei Andern Rath. Kriegerisches Talent hatte er nicht, und die Erfolge seiner Lehre verdankte er der Hülfe der Aufiten und dem Kriegsglück seiner Nachfolger.

Der Koran ist zwar ohne bedeutende Veränderungen, aber die einzelnen Stücke, selbst Verse liegen unchronologisch und unlogisch durcheinander. Anfangs schrieb Mohammed begeistert und in poetischem Schwung, als er aber die Heiden niedergekämpft hatte und ihm der Vorwurf, „ein Dichter, Wahnsinniger und Besessener" zu sein, gemacht wurde, schrieb er matter, oratorischer, gekünstelt und zweifelnd. Als Resultat seiner Untersuchungen stellt der Hr. Verf. Folgendes zusammen: Mohammed vereinigte die in einzelne Stämme feindlich getheilten Araber zu einer im Glauben an Gott verbrüderten großen Nation, setzte an die Stelle der Willkür, des Faustrechts und der Selbsthülfe ein unumstößliches Recht, beschränkte die Blutrache auf das von den Richtern als Mörder bezeichnete Individuum allein, beschränkte die Polygamie, verbot Kindermord und die schlechte Behandlung der Frauen, erlaubte nur Armen und Junggesellen Concubinen, besserte das Loos der Sklaven, sorgte für die Armen, verbot den Wein, das Spiel, Hader, Härte, Stolz, Hochmuth, Lüge, Geiz, Spott, Verschwendung, Prahlerei und Verleumdung, wogegen er Menschenfreundlichkeit, Bescheidenheit, Nachsicht, Aufrichtigkeit, Keuschheit in Wort und That, Wahrheit und Redlichkeit gebot.

Möge diese Mittheilung jeden Leser veranlassen, das besprochene Buch selbst in die Hand zu nehmen. 113.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Neue Märchen. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. Berlin, Wolff und Comp. Kl. 8. 7½ Ngr.

Darwin's, C., Naturwissenschaftliche Reisen nach den Inseln des grünen Vorgebirges, Südamerika, dem Feuerlande, den Falkland-Inseln, Chiloe-Inseln, Galapagos-Inseln, Otaheiti, Neuholland, Neuseeland, Van Diemen's-Land, Keeling-Inseln, Mauritius, St.-Helena, den Azoren ꝛc. Deutsch und mit Anmerkungen von E. Dieffenbach. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ehrenberg, Beiträge zur Kenntniss des kleinsten Lebens im Ägäischen Meere, am Euphrat und auf den Bermuda-Inseln. Nebst kurzer Charakteristik von 13 neuen Generibus und 69 neuen Arten sammt 1 Steindrucktafel. Leipzig, Voss. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Über die Lager von Gebirgsmassen und Infusorien als Meeres-Absatz in Nordamerika und deren Vergleichung mit den organischen Kreidegebilden in Europa und Afrika. Mit einer kurzen Charakteristik von 12 neuen Generibus und 140 neuen Arten. Leipzig, Voss. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Vorläufige Nachricht über das kleinste Leben im Weltmeer, am Südpol und in den Meerestiefen. Mit einer Charakteristik von 7 neuen Generibus und 71 neuen Arten. Leipzig, Voss. Gr. 8. 12 Ngr.

Fränkel, W. B., Die Rabbiner-Versammlung und der Reform-Verein. Letzte Auflösung der Judenfrage. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Gellert, C. F., Geistliche Oden und Lieder. Neue einzig rechtmäßige Ausgabe. Leipzig, Weidmann. 8. 7½ Ngr.

Hinrichs, H. F. W., Die preußische Petitionsfrage nach provinzialständischem und constitutionellem Gesichtspunkte. — A. u. d. T.: Hinrichs' Ferienschriften Pfingsten 1844. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Meinicke, C. E., Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung. Prenzlau, Kalbersberg. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Riesler, U., Kynast. Romantisches Spiel in fünf Aufzügen. Speyer. 8. 20 Ngr.

Simon, C. H., Gustav Adolph. Gedicht in neun Gesängen. Leipzig, Schreck. Gr. 8. 1 Thlr.

Skizzen böhmischer Kulturbilder. Entworfen von einem norddeutschen Schulmanne mit besonderer Rücksicht auf dessen pädagogische Landsleute. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sybel, H. v., Entstehung des deutschen Königthums. Frankfurt a. M., Varrentrapp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Neue Folge. 6ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Thomson, Mrs., Wittwen und Wittwer. Ein Roman aus dem wirklichen Leben. Nach dem Englischen von W. du Roi. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 4 Thlr.

Waiblinger, W., Gedichte. Herausgegeben von E. Mörike. Hamburg, Heubel. 12. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 280. —— 6. October 1844.

Neueste Bearbeitungen des Dreißigjährigen Kriegs.

Erster Artikel.

1. Der Religionskrieg in Deutschland. Von Söltl. Drei Theile. Erster und zweiter Theil: Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz. — Dritter Theil: Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Religionskrieges in Deutschland. Hamburg, Meißner. 1840—42. Gr. 12. 6 Thlr.
2. Fünf Bücher vom Böhmischen Kriege in den Jahren 1618 bis 1621, nach handschriftlichen Quellen des königl. sächs. Haupt-Staatsarchivs herausgegeben von Karl August Müller. Dresden, G. Fleischer. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.
3. Geschichte des grossen deutschen Kriegs, vom Tode Gustav Adolf's ab, von Barthold. Zweiter Theil. Stuttgart, Liesching. 1843. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Neuere Geschichte von Hessen, durch Christoph von Rommel. Vierter Band. Hamburg, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
5. Der Dreißigjährige Krieg, von Johann Sporschil. Illustrirt von F. W. Pfeiffer. Braunschweig, Westermann. 1843. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Der Dreißigjährige Krieg gehört zu den historischen Stoffen, welche in neuester Zeit am meisten bearbeitet worden sind, und zwar in den mannichfachsten Beziehungen, welche überhaupt bei einer historischen Arbeit in Anschlag gebracht werden können. Theils nämlich ist das Material erweitert worden durch Benutzung der Schätze, welche in Archiven verborgen lagen, und zwar sowol im Allgemeinen als mit Rücksicht auf besondere Staaten; theils ist die Richtung oder der Standpunkt, von welchem aus man den Krieg betrachtete, eine verschiedene; aber auch hinsichtlich der Darstellung hat sich dieser Krieg verschiedener Bearbeitungen zu erfreuen, indem die Einen sich begnügen, blos für das gelehrte Publicum zu schreiben, die Andern aber ihn unter die Gebildeten aller Stände zu bringen suchen.

Auch die fünf vorliegenden Werke über den Dreißigjährigen Krieg, welche wir besprechen wollen, unterscheiden sich voneinander bedeutend theils durch den Stoff, den sie mittheilen, theils durch die Auffassung, theils durch die Darstellung. Was den Stoff betrifft, so beschränkt sich Nr. 2 nur auf den Böhmischen Krieg, Nr. 3 und 4 auf die spätern Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. Nr. 1 und 5 umfassen den ganzen Zeitraum desselben, doch mit dem Unterschiede, daß sich Nr. 1 vorzugsweise mit den pfälzischen Angelegenheiten beschäftigt, wie es denn auch den besondern Titel „Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz" hat. Den Standpunkt betreffend, so haben Nr. 1 und 4 den religiösen protestantischen, Nr. 2 und 3 den nationalen deutschen. Endlich die Darstellung ist bei Nr. 1, 2, 4 meist auf noch unbenutzte handschriftliche Quellen, bei Nr. 3 auf gedruckte Quellen basirt. Aber Nr. 1, 3, 4 haben die Quellen zugleich verarbeitet, während Nr. 2 eigentlich blos die Quellen gibt, und diese gleichsam nur mit einem fortlaufenden Commentare versieht. Nr. 5 gibt keine neuen Quellen, sondern ist nur für das größere Publicum berechnet.

Gehen wir nun mehr in das Einzelne ein, so scheint es zweckmäßig, vorerst Nr. 1 und 2 zusammenzustellen, dann Nr. 3 und 4, weil diese einander ergänzen, sowol hinsichtlich des Stoffes als der Richtung, und Nr. 5 bis auf das Ende aufzusparen, wo sich dann zeigen wird, in wiefern und ob der Verf. die Forschungen der ersten Werke benutzt und verarbeitet hat.

Nr. 1 und 2 haben, wie schon erwähnt, aus Archiven oder handschriftlichem Nachlasse geschöpft, aber Söltl aus pfalzbairischem, Müller aus kursächsischem. Da nun Kursachsen und Kurpfalz damals einander feindlich entgegenstanden, ergibt sich von selbst, wie sich die Nachrichten und Ansichten Beider ergänzen müssen; zugleich aber liegt auf platter Hand, daß sich auch die Ansicht und der Standpunkt unserer Verfasser mehr oder minder entgegentreten muß. In der That, Söltl, als der Geschichtschreiber von Kurpfalz, hat mehr den protestantischen Standpunkt, während Müller, als kursächsischer Historiograph, den nationalen deutschen kaiserlichen bekennt, welchen auch das kursächsische Cabinet bei den böhmischen Unruhen hatte. So sieht Söltl den weitverzweigten Plan der Jesuiten, die evangelische Religion zu unterdrücken, als die eigentliche Ursache des Dreißigjährigen Kriegs an, und nimmt daher die protestantischen Stände, die sich deshalb zur Wehr gesetzt, in Schutz. Müller hingegen sieht in dem Böhmischen Kriege weniger eine Religionssache als vielmehr eine politische, die Erhebung der böhmischen Aristokratie, die sich ihrem

rechtmäßigen Herrn entgegengesetzt, die Entwürfe Ferdinand's zu Gunsten der Jesuiten gar nicht so weitsehend als man glaubt, und Revolution als durchaus unrechtmäßig, unglückselig, um so mehr, als gleich von vorn herein durch die böhmischen Unruhen die Ausländer in die deutschen Angelegenheiten mit hereingezogen worden.

Schon bei der Anzeige des ersten Theils von Barthold's „Dreißigjährigem Kriege" *) habe ich den Gesichtspunkt angegeben, von welchem man ausgehen muß, um die Politik der streitenden Parteien zu würdigen. Daß die protestantischen Fürsten gleich beim Beginn der Reformation politische Zwecke gehabt, ja daß diese die überwiegenden waren, während die religiösen immer in zweiter Linie standen, daran wird nach den neuesten Forschungen über das Reformationszeitalter Niemand mehr zweifeln. Daß das patriotische Gefühl des deutschen Mannes von den einseitigen eigennützigen Tendenzen der protestantischen Fürsten während der sieben letzten Decennien des 16. Jahrhunderts fortwährend beleidigt wird, weil immerfort das Streben nach Erweiterung der Fürstengewalt, nach Einschränkung der kaiserlichen Macht hervortritt, ist leider auch eine unbezweifelte Thatsache. Aber ebenso wenig können wir leugnen, daß das Haus Habsburg, mit Ausnahme vielleicht des einzigen Maximilian II., gar nichts that, um das Mistrauen der protestantischen Stände gänzlich hinwegzuräumen, oder um die wahre Einheit des Reichs, welche von Freiheit unzertrennlich ist, zu behaupten oder herzustellen. Die Habsburger hatten keinen einzigen gewaltigen, Alles umfassenden Genius. Sie ließen sich vielmehr durch ihre einseitige östreichische Hauspolitik oder durch die Jesuiten leiten, und wenn sie auch die Plane der Letztern während des 16. Jahrhunderts nicht energisch unterstützten, so war daran ebenfalls ihre Indolenz, ihre Unfähigkeit Schuld. Erst mit Ferdinand von Steiermark, dem spätern Kaiser, kommt ein Mann von gewaltiger Thatkraft, zäher Festigkeit und außerordentlichem Enthusiasmus oder vielmehr Fanatismus auf den Thron der östreichischen Lande. Daß dieser Mann von den Jesuiten gänzlich umgarnt war, daß er gleich von vorn herein in ihre Plane eingegangen und sie durchzuführen strebte, darin liegt nach meiner Meinung ebenso sehr der Grund zu dem Dreißigjährigen Kriege als in den einseitigen Bestrebungen der protestantischen Fürsten. Müller bezweifelt zwar, daß Ferdinand so große weitaussehende Plane zur Unterdrückung der evangelischen Religion im Reiche gleich von vorn herein gehabt habe. Allein er bringt hierfür keine Documente bei, konnte sie auch nicht beibringen, da er nur aus kursächsischen Archiven schöpfte, und da man von Seiten des kursächsischen Hofes zu der zu beobachtenden Politik nur in der Voraussetzung gelangt war, der Kaiser bedrohe die Religion nicht, so war vorauszusehen, daß sich auch in den Archiven keine andern Darlegungen finden würden. Auch versäumte Ferdinand in den Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen nicht, immer nur die politische Seite hervorzukehren, um die Bundesgenossenschaft desselben zu erreichen. Allein Söltl hat im dritten Theile urkundlich nachgewiesen, daß Ferdinand den weitaussehenden Plan hinsichtlich der Unterdrückung der protestantischen Religion schon im J. 1609 gehabt habe. Wie konnte man auch von einem Manne wie Ferdinand, der sich schon gegen seine eigenen protestantischen Unterthanen so grausam und tyrannisch benommen, erwarten, daß er als Kaiser, als Haupt aller östreichischen Lande, ein anderes Verfahren anwenden werde, von ihm, der, wie man wußte, fortwährend von Jesuiten umgeben war, die alle seine Schritte leiteten! Versetzen wir uns noch dazu in jene Zeiten! Seit 60 Jahren ungefähr standen die beiden Parteien einander gegenüber, kampfgerüstet, mit täglich steigender Erbitterung; alle Leidenschaften sind aufgeregt, Keiner traut dem Andern, ist vielmehr gewohnt, sich von ihm des Allerärgsten zu versehen — wie kann man den Protestanten verargen, daß sie dem bigoten fanatischen Ferdinand mistrauten, daß sie für nöthig fanden, sich vor den Feinden auf das beste zu verwahren!

Freilich, wenn wir näher zur protestantischen Partei hinzutreten, so zeigen sich der Mängel ebenfalls nicht wenige. Die Verbindung mit auswärtigen Fürsten, welche schon in der Reformationsepoche anhebt, hört nicht auf, und am Anfange des 17. Jahrhunderts war namentlich die Verbindung der protestantischen Fürsten mit Heinrich IV. von Frankreich sehr enge, welcher bekanntlich durch die Unterstützung derselben seinen Plan zum Sturze des Hauses Östreich durchführen wollte. Daß Ländergier, nicht immer religiöse Überzeugung die Motive der Handlungen der damaligen Fürsten gewesen, sieht man sehr deutlich bei dem Streite um die jülichclevische Erbschaft: der Pfalzgraf von Neuburg geht ohne weiteres zum Katholicismus über, um durch die Unterstützung der katholischen Stände das Land zu bekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Nr. 80 u. 81 d. Bl. f. 1843.

Ein Tagebuch. Von Frederike Bremer. Zwei Theile. Aus dem Schwedischen. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 20 Ngr. *)

„Ein Tagebuch!" Eine neue Form, in welche die wohlbekannte und beliebte Schwedin ihren neuesten Roman einzukleiden beliebte. Sind Titel nicht sowol dazu bestimmt, den Inhalt des Buchs zu verhüllen und zu verstecken, als vielmehr ihn vorauszubestimmen, wenigstens anzudeuten, so ist der vorstehende eben nicht glücklich gewählt. Was kann ein Tagebuch nicht Alles enthalten! Allerlei Notizen, Reflexionen, Erfahrungen, Resultate der Selbstbeobachtung und Selbsterkenntniß; man erwartet zunächst immer die Geschichte des eigenen Herzens, die der schreibenden Hand am nächsten liegt. Die Tagebuchsform ist aber, wie sehr sie auch in mancher Hinsicht sich empfiehlt, für den Roman am bedenklichsten, wenn Die, welche dasselbe schreibt, nicht füglich der Mittelpunkt der Thatsachen

*) Vgl. einen Aufsatz desselben Ref. in Nr. 65—87 d. Bl. f. 1843: „Die Dichtungen der Frederike Bremer." D. Red.

und Begebenheiten heißen kann, nicht die Hauptheldin des Stücks, und obwol sie in das Getriebe eingreift, doch mehr beobachtet als leitet. In dem vorliegenden „Tagebuch" finden wir allerdings Mehres aus der geheimen Herzensgeschichte der Schreiberin; aber sie tritt doch zurück in den Schatten neben den Gestalten, auf welche sie selbst das meiste Licht concentrirte, und sie erscheint zwar als mitwirkende, doch nicht als vorwaltende Persönlichkeit. Dazu kommt, daß ein Tagebuch das höchste Interesse nur dann erregt, wenn es blos für den engsten Liebeskreis, ja nur für das eigene Leben bestimmt, durchaus nicht aufs Publicum berechnet ist, es wäre denn, daß es nur historische Nachrichten, Beobachtungen einer fremden bedeutenden Persönlichkeit, oder eines größern Lebenskreises, eines längern oder kürzern Zeitalters enthielte. Dem „Tagebuch", das wir besprechen, sieht man es von vorn herein gleich an, daß es für das lesende Publicum bestimmt ist; darum muß denn Vieles, weit mehr als man in einem Tagebuch für den Privatgebrauch niederzuschreiben pflegt, erzählt werden, um die Leser in das Verständniß der nachfolgenden Mittheilungen einzuführen.

Was man aber auch an der Form ausstellen möchte, der Inhalt ist so anziehend und festhaltend, daß die befriedigten Leser Dem, was die tadelsüchtige Kritik an jener rügt, kaum beistimmen möchten, zumal gerade die gewählte Form manche recht interessante Momente darbietet, die gerade in dieser Weise am besten sich kund geben könnten.

Wir treten hier in die glänzenden Kreise der haute volée ein, in welcher der äußerliche Prunk und Schimmer oft nur kümmerlich die innern Wunden und Schäden verhüllt, und die handelnden Personen, trotz scheinbar höhern Flugs, doch nur in niedern Sphären weilen. Obwol den untern Stufen der Gesellschaft entrückt, und fast über jede Berührung mit denselben erhoben, haben wir doch auch in diesem „Tagebuch" nur „Skizzen aus dem Alltagsleben" vor uns, unter welche Rubrik die geistreiche Verf. auch diese reife Frucht ihrer Weltbetrachtung gestellt hat. Und doch möchten wir den Inhalt so wenig wie die Darstellungsweise als alltäglich bezeichnen. Man muß sich selbst in jenen höhern Kreisen frei bewegt, sich mit ihnen in vertrauterm Umgang befreundet haben, und dabei mit so unbefangener Ansicht der Verhältnisse, mit so scharfer Beobachtungsgabe, so sicherer und gewandter Auffassungsweise ausgestattet sein wie Frederike Bremer, um ein so treues und anschauliches Bild zu entwerfen, das, obwol nur Skizze, doch dergestalt treffend und reich colorirt ist, daß es volle Befriedigung gewährt.

Die Schreiberin des „Tagebuch" gibt sich zu erkennen als die verwaiste Tochter eines hohen Staatsbeamten, nach dessen Tode sie Unabhängigkeit und Selbständigkeit gewann. Die ersten Jugendjahre sind vorübergeeilt, die geheime Geschichte ihres Herzens während der Blütenzeit hat sie so wenig verrathen, daß wir sie kaum zu errathen vermögen. Mit reiferm Geist kehrt sie nach zehnjähriger Trennung in das Haus ihrer Stiefmutter zurück, mit der sie früher nicht auf dem besten Fuß gestanden, deren guten Eigenschaften sie aber Gerechtigkeit widerfahren läßt, wiewol es ihr zweifelhaft ist, wie von nun an das Verhältniß sich gestalten, und ob man miteinander zu einer friedlichen Gemeinschaft sich verständigen werde. Begierig, ihre jüngere Stiefschwester, die ihr lieb und befreundet, aber noch ein Kind war, als sie dieselbe zuletzt sah, und die nun zur Jungfrau herangereift ist, wiederzusehen, schleicht sie sich, da bei ihrer Ankunft im Hause der Stiefmutter eben ein glänzender Ball gehalten wird, nachdem sie, wie sich von selbst versteht, angemessene Toilette gemacht, in den Tanzsaal, um, so viel möglich unbemerkt, die Gesellschaft zu beobachten und aus der Menge der geschmückten Tänzerinnen die geliebte Schwester herauszufinden und wieder zu erkennen. Zwei schöne junge Mädchen scheinen vor allen Übrigen die gefeierten Königinnen des Festes zu sein, und sie ist nur kurze Zeit zweifelhaft, welcher sie die Alleinherrschaft in der Gesellschaft wie in ihrem Herzen einräumen soll. Dieses entscheidet sich für die holde Schwester Selma, welche, obwol minder sieggewohnt als ihre Cousine Flora, ohne es zu wollen, mit dieser Prätendentin um den Preis der Schönheit wetteifert, und wenn nicht an Zauber und Anmuth, doch an Unbefangenheit, Anspruchslosigkeit und Unschuld die Freundin übertrifft.

Bald wird die Beobachterin von der Stiefmutter, der Schwester und Andern erkannt, freundlich begrüßt und der Gesellschaft vorgestellt, in der uns sogleich die meisten Gestalten begegnen, mit denen das „Tagebuch" uns, wenn nicht befreunden, doch bekannt machen will. Zuerst nähert sich ihr, noch ehe sie einander vorgestellt sind, der Flottencapitain Brenner, ein wackerer Seemann, von dem Selma, als sie der lange entfernt gewesenen Schwester die fremden Gäste bezeichnet, viel Gutes zu sagen weiß, das im Herzen Sophiens, so heißt diese, viel Anklang findet. Da wir nicht beabsichtigen, den Inhalt dieser „Skizze aus dem Alltagsleben" hier zu skizziren, oder das Interesse am Gange der Geschichten vorwegzunehmen, so mag gleich bemerkt werden, daß sich bald ein zärtliches Verhältniß, das aber nicht zum Einverständniß werden will, zwischen Sophie und dem Flottencapitain entspinnt, und durch mancherlei Verwickelungen sich durchwindet, ohne zu dem erwarteten Ziel, zur Verehelichung — denn der vierzigjährige Mann ist Witwer und Vater mehrer von ihm zärtlich geliebter Kinder, denen er in der dreißigjährigen Sophie gern eine Mutter gegeben hätte — zu führen. Sophie hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, von aller Ehemannsherrschaft sich zu emancipiren; sie will um jeden Preis, trotz der schmeichelhaften Bewerbung eines hochgeachteten und nicht ganz ungeliebten Mannes, unverehelicht bleiben. Sie forcirt sich, eine Philosophin zu sein, aber es will ihr nicht ganz gelingen, ihr System mit den Ansprüchen des Herzens in Einklang zu bringen. Als Brenner Befehl empfängt, mit seiner Fregatte im Mittelländischen Meere, an Afrikas Küsten, zu kreuzen, geht sie in sich, und als er, obwol er auf lange scheidet, ohne Abschied zu nehmen, abreisen will, faßt sie den kühnen, romantischen Entschluß, ihn in seiner und seiner Kinder Wohnung aufzusuchen und den Scheidegruß ihm abzunöthigen. Da er, natürlich sehr überrascht, sie dort findet, erklärt sie ihm, sie werde bis zu seiner Rückkehr bleiben, um seine Kinder zu erziehen, und antwortet auf seine Frage: „Und wenn ich wiederkomme, was willst du dann?" „Was — — du willst!" Nun aber will er ihr „Opfer", das er in seiner derben Seemannssprache ein „unvernünftiges" nennt, durchaus nicht annehmen; denn er hat indeß sein ganzes Vermögen verloren, er hat nichts mehr als seinen Sold und seine armen Kinder. Es entsteht ein Kampf beiderseitiger Großmuth; die Heldin trägt den Sieg davon, und der Überwundene stellt sie unverzüglich ihrem Familienkreise, in den er sie zurückgeführt hat, als seine Braut vor. Damit neigt sich das „Tagebuch" seinem Schlusse zu; denn Sophie hat nun Besseres oder Nöthigeres zu thun als Reflexionen und Alltagsgeschichten niederzuschreiben.

Wir sind der Entwickelung der dargestellten Begebenheiten vorausgeeilt, und müssen nun, um den reichen Inhalt des Ganzen einigermaßen anschaulich zu machen, Einiges nachholen, zumal die Tagebuchführerin ihre eigene Herzensgeschichte keineswegs in den Vordergrund gestellt hat. Als Hauptpersonen läßt sie den edelmüthigen Staatsmann Baron Lennartson, neben ihm in Schatten stehend den Gesandtschaftsrath St.-Orme, der an Selma's ältere, frühverstorbene Schwester verehelicht gewesen, Selma selbst und die glänzendere Cousine Flora hervortreten. Unter diesen vier handelnden und leidenden Personen entspinnen sich seltsame Beziehungen und Conflicte, welche überall die lebhafteste Theilnahme in Anspruch nehmen.

Lennartson, Flora's Vormund, liebt sie, und hat in einer feierlichen Stunde, da sie nach dem Tode ihrer Mutter ganz verwaist vor ihm stand, sich mit ihr verlobt, die kaum noch gehofft, den fest entschiedenen Mann zu gewinnen. Aber der

Verlobte, durch ihren koketten Leichtsinn oft betrübt und abgestoßen, nährt eine geheime Neigung zu Selma, die gleich geheim, kaum sich selbst bewußt, sich ihm zuneigt, aber dies im tiefsten Herzen verschließt, um Flora's Glück nicht zu stören. Um diese aber wirbt St.-Orme um so eifriger, da ihr reiches Erbe seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen aufzuhelfen vermag, und um so dreister und zuversichtlicher, da ihr Leichtsinn und ihre Eitelkeit ihm früher eine große Gewalt über sie eingeräumt und sie verleitet hatte, mit ihm Briefe zu wechseln, deren Bekanntmachung ihrem Ruf verderblich werden mußte. Daß er diesen vernichtenden Schritt nicht scheuen werde, war von seinem gänzlichen Mangel an Großmuth und gesundem Ehrgefühl zu fürchten, und wirklich droht er ihr damit, als sie endlich entschlossen seine Ansprüche zurückweist. Sie steht am Rande der Verzweiflung; da tritt Selma hochherzig ins Mittel, eilt persönlich zu St.-Orme, nöthigt ihn (wir gestehen, die Gewalt, die sie durch Erinnerung an ihre verstorbene Schwester, seine Gattin, plötzlich über dieses verwilderte Gemüth gewinnt, nicht ganz zu begreifen) die gefährlichen Briefe herauszugeben und eilig abzureisen, wozu er wol um so leichter sich entschließt, da seine Geldschulden ihm über den Kopf gewachsen sind, und er fast Alle, in deren Kreise er lebte, namentlich seine Schwiegermutter, Brenner, Felix, Flora's Bruder, um ihr Vermögen betrogen hat.

Selma hat kaum die Freude gehabt, die geretteten Briefe an Flora zu übergeben, als sie in eine tödtliche Krankheit verfällt, in der ihre Liebe zu Lennartson und seine Liebe zu ihr offenbar wird. Indeß hat Flora Lennartson ihre Verirrungen, dieser ihr seine bis dahin verborgene Liebe zu einer Andern gestanden, und gleichwol mit ihr sich von neuem feierlich verlobt. Sie aber, im Bewußtsein, daß sie seiner unwerth sei, faßt nun einen großmüthigen Entschluß; sie sendet ihm einen Absage- und Abschiedsbrief, gibt ihm seine Freiheit wieder, und eilt mit ihrem durch St.-Orme an Leib, Seel' und Vermögen zerrütteten Bruder Felix, der seiner ersten Liebe, die ihn mit Selma verband, unwürdig geworden, ein Schiff zu besteigen, um mehre Jahre im Auslande zu verweilen und dort ihr krankes Gemüth zu heilen, ein neues, besseres Leben zu beginnen. Lennartson und die genesende Selma tragen nun kein Bedenken, von der gewonnenen Freiheit Gebrauch zu machen und, dem Zuge ihres Herzens folgend, sich einander zu verloben, voll schöner Plane für eine hoffentlich glückliche Zukunft.

Dies ist des Romans sinniger Kern, herausgelöst aus seinen zierlichen, feingegliederten Schalen. Offenbar hat die geist- und schriftgewandte Schwedin, obwol man sie auch in diesem „Tagebuch" überall leicht wieder erkennt, etwas Neues, nicht blos der Form, sondern auch dem Inhalt nach, zu Tage gefördert und die Hoffnung bestätigt, daß sie nicht so bald sich erschöpfen, oder in ihren spätern Productionen nur sich selbst copiren werde. An Mannichfaltigkeit der Situationen, an feiner, wenn auch nicht immer tiefeindringender und scharfbegrenzender Auffassung der Charaktere, an Sicherheit der Zeichnung und Wärme des Colorits steht dieser Roman keinem ihrer frühern nach.

Die Auffassung und Schilderung der weiblichen Charaktere ist ihr vorzüglich gelungen, obwol die Absichtlichkeit der Gegenüberstellung des Einen und des Andern fast zu sichtbar durchblickt; aber sie sind wahr und treu, ohne auffallende Übertreibung gezeichnet. Selma erscheint überall als ein in seiner fleckenlosen Unschuld und echten Jungfräulichkeit, in seiner Innigkeit und Milde, die der Kraft nicht entbehrt, reizendes, liebenswürdiges Wesen. In Flora spiegelt sich die Vereitelung, Unlauterkeit und Zerrissenheit, das bei allem Reichthum des Gehalts doch haltlose Schwanken einer durch die modern vornehme, nur nach außen gerichtete, auf Beifallgewinnung berechnete Erziehung verschrobenen Seele, in der die keimenden guten Samenkörner durch üppig wuchern des Unkraut zwar nicht ganz erstickt, aber in ihrer Entwickelung gehemmt sind, so lange, bis eine gewaltige, bis in das innerste Leben eindringende Erschütterung eine totale Sinnesänderung hervorbringt. Lennartson ist mit all der Vorliebe und Vorgunst, mit welcher weibliche Schriftsteller edle Männer darzustellen sich freuen, recht als ein Ideal männlicher Vollkommenheit dargestellt; doch thut sein Schwanken zwischen Flora und Selma, wiewol es nicht unmotivirt geblieben, der guten Meinung von der Entschiedenheit seiner Charakterstärke einigen Abbruch. St.-Orme, sein Gegenfüßler, steht neben ihm fast zu satanisch und widerwärtig; daß sein stolzer Sinn endlich vor Selma's reiner Höhe sich ein wenig beugt, sein verwildertes Gemüth ihrer beredten Ansprache nachgibt, das ist das einzige Gute, was wir an diesem glatten Weltmenschen wahrnehmen. Die Stiefmutter ist als eine Weltdame, in welcher der leere Prunk des vornehmen Alltagslebens doch das bessere Selbst nicht ganz überschattet hat, gut gezeichnet. Die charakteristische Zeichnung des Hofballs und der durch ihn hinschwebenden Conversation beweist, daß die Verf. in den höhern Kreisen der Gesellschaft ziemlich heimisch ist. Gewiß wird dieses „Tagebuch" viele Leser anziehen und festhalten.

F. A. Koethe.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Reisebilder aus Spanien.

Auch Spanien wird bald den eigenthümlichen Reiz der Neuheit verloren haben, den es vor andern Ländern, die von der unzählbaren Schar schreiblustiger Touristen Jahr ein Jahr aus heimgesucht werden, bisher voraus hatte. Die Zahl der Schilderungen, Skizzen, Reisebilder und wie die lose zusammengehefteten Werke sonst alle heißen, die uns jede Messe über Spanien bringt, ist im steten Steigen begriffen. Bald wird dieses Feld, welches früher seiner Entlegenheit wegen noch ziemlich einträglich war, vollkommen abgeweidet sein. Wir selbst haben in d. Bl. auf verschiedene französische Erscheinungen, die sich auf die pyrenäische Halbinsel bezogen, aufmerksam gemacht. Einige darunter ragten über den gewöhnlichen Maßstab der Mittelmäßigkeit hervor. So erinnern wir z. B. an das besonders in kunsthistorischer Beziehung höchst bemerkenswerthe Buch von Théophile Gautier („Tra los montes"), das wir seiner Zeit ausführlicher besprochen haben. Es wird uns jetzt ein neues Werk über Spanien geboten, das wie auch Gautier's Schrift zu dem Besten gehört, was seit Huber's unvergleichlichen Skizzen über Spanien geschrieben ist. Es unterscheidet sich aber von dem „Tra los montes" dadurch ganz wesentlich, daß es mit besonderer Berücksichtigung der neuern politischen Verhältnisse Spaniens abgefaßt ist. Es führt den Titel „L'Espagne en 1843 et 1844, lettres sur les moeurs politiques et sur la dernière révolutions de ce pays" (2 Bde.) und rührt von A. Tanski her. Derselbe gehörte früher zur Fremdenlegion, in der er, wenn wir nicht irren, Capitain war. Seit längerer Zeit ist er am „Journal des débats", freilich nur in der untergeordneten Eigenschaft eines Zusammenraffers (chiffonnier) der politischen Tagesneuigkeiten thätig. Die Redaction dieses ausgedehnten Blattes hat ihn nun vor einiger Zeit nach Spanien geschickt, um sich von dort durch seine Vermittelung Berichte über die wichtigsten politischen Vorgänge erstatten zu lassen. Nach einer andern Version wäre die französische Regierung, die sich bekanntlich der Redactoren ihres Hof- und Leibjournals nicht selten zu geheimen Unterhandlungen bedient, dieser Mission nicht ganz fremd. Dem größern Publicum kann dies übrigens ganz gleichgültig sein; es genügt, daß das Werk, welches die Frucht dieser mehrmonatlichen Reise ist, in jeder Beziehung empfohlen zu werden verdient. Ein Theil der Briefe, die wir hier in ansprechender Zusammenstellung erhalten, ist den Lesern des Journals, an dem Hr. Tanski mitarbeitet, schon bekannt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 281. — 7. October 1844.

Neueste Bearbeitungen des Dreißigjährigen Kriegs.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 280.)

Wir dürfen jedoch das Vorwalten der politischen Tendenzen nicht allein bei den Protestanten vermuthen, sie waren nicht minder bei den katholischen Fürsten vorhanden; und hier ist denn vor Allem der Gegensatz zwischen Baiern und Östreich festzuhalten. Söltl hat diesen Gegensatz sehr schön auseinandergesetzt. Er hat gezeigt, wie sowol von Seiten Östreichs gegen Baiern wie auch von Seiten Baierns gegen Östreich gegenseitige Spannung, Mistrauen schon im 16. Jahrhundert, noch entschiedener aber im Anfange des 17. stattgefunden. Dieser Gegensatz war durch die geographische Lage beider Länder bedingt und hat sich auch, wie bekannt, durch die folgenden Jahrhunderte hindurch bis auf die neuesten Zeiten erhalten. Auf ihn rechneten auch allezeit die Fremden, wenn sie Deutschland beeinträchtigen wollten, insbesondere die Franzosen, welche in ihrer Opposition gegen Östreich natürlich immer Baiern begünstigten, wie denn schon im J. 1589 der französische Gesandte in Rom (Söltl, III, 34) den Vorschlag macht, die Kaiserwürde von Östreich weg auf Baiern zu bringen, wenn man nicht, was man freilich am liebsten gesehen hätte, einen französischen Prinzen, nämlich einen Guise, auf den deutschen Thron erheben wolle. Auch im Anfange des 17. Jahrhunderts, als Heinrich IV. mit den Planen gegen das Haus Östreich umging, wurde Baiern von der französischen Partei für den Kaiserthron vorgeschlagen. Diese Dinge waren Östreich nicht unbekannt und trugen nur dazu bei, das Mistrauen zwischen beiden Häusern zu erhöhen. Selbst in dem Momente, als die zwei bigotesten Fürsten der damaligen Zeit an der Spitze beider Länder standen, Maximilian an der Spitze Baierns, Ferdinand an der von Östreich, zwei Fürsten, bei denen die Verbreitung des Katholicismus und die Unterdrückung der evangelischen Lehre zur Lebensaufgabe gehörte, verschwinden jene politischen Gegensätze nicht. Maximilian war bekanntlich Haupt der Liga, allein die Macht, welche er als solches hatte, fand Östreich so gefährlich, daß man es für nöthig hielt, den Vorschlag zu machen, die Leitung derselben unter drei Häupter zu theilen, unter Mainz Baiern, Östreich, worüber sich denn Maximilian so ärgerte, daß er eine Zeitlang von der Liga nichts mehr wissen wollte.

Endlich war im Hause Östreich selbst Zwist, zuerst zwischen Matthias und Rudolf, dann nach dem Tode des Letztern zwischen Ferdinand von Steiermark und Matthias. Bei dem Zwiste zwischen Matthias und Rudolf war offenbar Herrschsucht des Erstern die Ursache; bei dem Zwiste zwischen Ferdinand und Matthias wirkten allerdings schon religiöse Motive mit ein; im Ganzen aber wurde er bedingt durch die Verschiedenheit der Regierungsansicht. Er brach aber aus bald nach den böhmischen Unruhen, welche ja die Veranlassung zum Dreißigjährigen Kriege gegeben.

Man sieht daher: in beiden Parteien sind die politischen und religiösen Tendenzen vermischt und durchkreuzen einander, keine hat der andern etwas vorzuwerfen. Wenn die protestantische Partei Erhöhung der Fürstengewalt, Vermehrung materieller Güter, insbesondere Einziehung der noch übrigen katholischen Stifter wollte, so war die katholische diesen Dingen ebenfalls nicht abgeneigt, und es wäre eine reine Verkennung geschichtlicher Wahrheit, wenn man etwa annehmen wollte, daß Baiern, weil es später einmal den Kaiser unterstützt, mehr patriotisch, national, deutsch gewesen als die protestantischen Fürsten. Das Haus Östreich endlich hat nichts gethan, um dem Kaiserthum Achtung und Liebe zu verschaffen, hat vielmehr die Macht und das Ansehen desselben für seine eigennützigen Plane oder für die fanatischen Plane der jesuitischen Partei benutzt.

Bei einer solchen Ansicht der Sache — Mistrauen auf allen Seiten, keine hervorragende, Achtung gebietende Persönlichkeit, vielmehr überall nur Egoismus, den man, weil man selbst von ihm geleitet ist, auch bei den Andern vermuthet, gegenseitige Erbitterung, die sich mit jedem Tage steigert — kommt wahrhaftig wenig darauf an, von wem der erste Schlag ausgegangen, und ob Diejenigen, welche ihn geführt, juristisch dazu befugt gewesen. Müller, welcher über den ganzen böhmischen Aufstand die reichhaltigsten Quellen bietet, geht, auf diese gestützt, von dem Gesichtspunkte aus, daß der böhmische Aufstand unrechtmäßig, daß er nicht etwa blos

religiöser Natur, sondern wesentlich auch politischer, und daß er weniger ein Resultat des Volkswillens als vielmehr das Werk der böhmischen Feudalaristokratie gewesen, welche gegen das monarchische Princip, das sich in dem Hause Östreich repräsentirt, in Opposition getreten sei. Gewiß spielte das politische Element eine bedeutende Rolle bei dem Aufstande, und damals schon wurde in manchen Flugschriften angedeutet, daß die politische Freiheit mit im Spiele sei, daß man Opposition gegen die Monarchie bilden wolle, weshalb sich denn die Böhmen auch mit den Niederländern verbunden; denn gleich von Anbeginn waren bei der Reformation politische Elemente vorhanden. Auch wollen wir gar nicht in Abrede stellen, daß die Aristokratie die Sache angestiftet habe, und zwar, wie sich voraussehen ließ, zu ihren Gunsten, keineswegs zu denen des Volks. Darin aber können wir ihm nicht recht geben, wenn er das Auftreten gegen Ferdinand als eine Versündigung gegen alle historische Entwickelung ansieht, wenn er namentlich in den Artikeln, welche die böhmischen Stände entworfen, etwas Unerhörtes, alle monarchische Gewalt Aufhebendes erblickt; denn ein solcher Widerstand ist im Mittelalter, selbst im 16. Jahrhundert, häufig genug vorgekommen, und was jene Artikel betrifft, so ist kein einziger darunter, für den man nicht aus der Geschichte fast jedes deutschen Landes einen analogen auffinden könnte. Es mag immerhin sein, daß die Feudalaristokratie sich damals überlebt hatte, und daß sie, im Ganzen genommen, nicht mehr welthistorisch berechtigt war, dem monarchischen Principe gegenüber sich zu behaupten. Allein sie war eben doch noch im positiven Rechte, und wenn sie dies verficht und im Kampfe es noch zu erweitern sucht, so kann man ihr dies so wenig verargen als heutzutage unsern Monarchen, wenn sie sich gegen die republikanischen Ideen nicht nur vertheidigen, sondern sie sogar zu unterdrücken suchen, weil sie dies für ihre Selbsterhaltung als nothwendig erachten. Auch hat die Geschichte in dem Zeitraume von kaum zwei Jahrhunderten hinlänglich gezeigt, daß das streng monarchische Princip hinsichtlich Völkerbeglückung wenig vor dem aristokratischen voraus hat, und damals konnte sich ein Ferdinand II. wahrhaftig nicht mehr rühmen mit den Wohlthaten, die das monarchische Princip spende, als die Aristokratie dies thun konnte! Wenn der Verf. behauptet, daß die Böhmen an eine Ausgleichung nicht dachten, trotz aller Unterhandlungen, so hat er gewiß recht: sie wollten eben Ferdinand nicht, weil sie seiner Gesinnung und seiner Richtung nicht trauten, und dies mit Recht. Aber ebenso wenig dürfen wir vergessen, daß man auch von östreichischer Seite die Möglichkeit einer mildern Beilegung des Streits nicht wollte. Eben deshalb entstand der Streit zwischen Ferdinand und Matthias. Der Letztere neigte sich damals zur Milde hin, bestimmt besonders durch seinen Vertrauten und Kanzler, den Cardinal Clesel. Die streng katholische, Ferdinand'sche Partei aber wollte keine Milde, und deshalb wurde Clesel ohne Weiteres von derselben gefangen genommen und entführt, Matthias aber in einer Art Gefangenschaft gehalten. Die Sache kam ins Publicum. Konnten die Böhmen dadurch bessere Gesinnungen bekommen, zumal wenn sie erfuhren, daß, wie der Verf. auseinandersetzt, Matthias noch viel mehr über diese Gewaltthat entrüstet war als über den böhmischen Aufruhr? Was war unter solchen Umständen von der Zukunft zu hoffen? Zwar, nach dem Tode des Matthias, bestätigte Ferdinand sofort alle böhmischen Privilegien, und formell hätten demnach die Böhmen keinen Grund zu weiterer Widersetzlichkeit gehabt. Man muß aber auch bedenken, daß damals Ferdinand sich in den traurigsten Verhältnissen befand, welche ihn mit eiserner Nothwendigkeit dazu zwangen, und daß alle Protestanten von der Überzeugung erfüllt waren, die Katholiken gingen sämmtlich von dem Grundsatze aus, den Ketzern sei keine Treue zu halten.

Interessante Aufschlüsse gibt Müller über die Verbindungen, welche die Böhmen gehabt; auch Söltl stimmt mit Dem, was Müller hat, überein, wenigstens was die pfälzischen Verhältnisse betrifft. Vor Allem ist nun Müller's Nachweis interessant, daß eigentlich die Holländer die Anreger der böhmischen Unruhen gewesen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil sie dadurch das spanisch-östreichische Haus beschäftigen wollten, mit dem im J. 1622 der Waffenstillstand abgelaufen wäre. Die Holländer ließen es an Versprechungen bei den Böhmen nicht fehlen, hielten aber keineswegs Wort. Die nächste Verbindung der Böhmen waren die übrigen östreichischen Lande, Ungarn, Siebenbürgen, selbst die Pforte verschmähte man nicht. Ja man ging noch weiter: man dachte an Venedig, Savoyen, England; in Deutschland rechnete man auf die protestantische Union. Unter allen deutschen Fürsten aber wäre ihnen der Kurfürst Johann Georg von Sachsen der wünschenswertheste Bundesgenosse gewesen. Schon früher, 1614, dachte die böhmische Aristokratie an den Kurfürsten von Sachsen als König, und gleich nach der Revolution wird dieser Gedanke wieder aufgenommen und der Kurfürst zu bearbeiten gesucht. So oft sie auch von dem sächsischen Cabinete mit ihren Anträgen zurückgewiesen werden, kommen sie doch immer wieder und geben ihre Versuche nicht eher auf, als bis sich Sachsen gegen sie bewaffnet — ein deutlicher Beweis, wie wichtig ihnen die Verbindung mit diesem Lande geschienen. Erst, als sie hinsichtlich Kursachsens gar keine Hoffnung mehr hegen konnten, wendeten sie sich an Kurpfalz.

In Kurpfalz schienen allerdings die Elemente der protestantischen Opposition, nicht nur von Deutschland, sondern selbst von ganz Europa vereinigt. Der junge Pfalzgraf war Haupt der Union, Schwiegersohn des Königs von England, Neffe des Prinzen von Oranien, verwandt mit dem Herzoge von Bouillon, dem Haupte der Hugenotten, ferner mit den Königen von Dänemark und Schweden. Auch fühlte er, so jung er war, die Wichtigkeit seiner Stellung, und Söltl hat uns im er-

sten Theile ausführlich die Plane mitgetheilt, von welchen der Pfalzgraf erfüllt war. Sein Hof war von dem Gedanken geleitet, daß von Seiten der Katholiken etwas gegen die Protestanten im Werke sei, und daß man Diesem auf alle Weise begegnen müsse. Besonders viel fürchtete man von Östreich, und darum nahm auch der Kurfürst Friedrich den französischen Gedanken wieder auf, die Kaiserwürde dem Herzoge von Baiern, Maximilian, zu übertragen. Vielfache Unterhandlungen wurden deshalb gepflogen: Friedrich reiste selbst einmal deshalb nach München, um Maximilian zur Annahme zu bewegen. Dieser ging jedoch auf seine Plane nicht ein, sei es, daß er ihm nicht traute, oder daß er durch die jesuitische Partei bestimmt war, welche gerade in diesem Zeitpunkte dafür sorgen zu müssen glaubte, daß innerhalb des Katholicismus keine Spaltungen entständen. Die Wichtigkeit des Zeitpunktes, die Wichtigkeit Dessen, was auf dem Spiele stand bei der neuen Kaiserwahl, besonders nach dem Tode des Matthias, konnte natürlich Pfalz nimmermehr übersehen, und daher wurden von dem Kurfürsten noch andere Vorschläge gemacht, welche etwas abenteuerlich klingen. So unterhandelte man sogar mit dem Herzoge von Savoyen wegen der Kaiserwürde, gab aber bei näherer Betrachtung der Dinge den Plan wieder auf. Natürlich kam am meisten darauf an, wie die übrigen Kurfürsten gesinnt seien. Die drei geistlichen stimmten für Östreich, von den übrigen zwei weltlichen, Brandenburg und Sachsen, war das Letztere ebenfalls für Östreich gewonnen. Auch Brandenburg trat später dieser Meinung bei. Müller hat hinlänglich nachgewiesen, daß man damals wol nicht anders konnte, zugleich aber auch, daß sich Pfalz bei der ganzen Sache übereilt habe, indem es nicht in den Vorschlag Kursachsens einging, vor der Kaiserwahl die Ausgleichung der böhmischen Angelegenheiten vorzunehmen. So stimmte denn zuletzt der einzige Kurfürst von der Pfalz für Maximilian von Baiern.

Nach der Wahl Ferdinand's zum Kaiser, glaubte der Pfalzgraf, sei es um die protestantische Sache geschehen, wenn man nicht aus allen Kräften entgegenarbeite, und dieser Gedanke war mit der Hauptgrund, warum er die böhmische Krone annahm. Übrigens gesteht auch Söltl zu, daß seine Gemahlin bedeutend zu dieser Entschließung mitgewirkt habe. Jetzt aber fragte es sich, ob die Verbindungen, die man allenthalben angeknüpft, sich bewähren würden, oder ob wenigstens der Pfalzgraf der Mann sei, das einmal begonnene Werk mit Kraft und Entschlossenheit durchzuführen. Müller weist nach, wie die Böhmen hinsichtlich der auswärtigen Bündnisse anfänglich von Andern getäuscht wurden, dann sich selber täuschten, bis die traurige Wirklichkeit offen hervortrat. Hinsichtlich der Regentenunfähigkeit Friedrich's ist Söltl mit Müller ganz einverstanden. Der Letztere weist aber noch ausführlicher nach, wie schlecht die innern Verhältnisse in Böhmen beschaffen gewesen seien, daß die Finanzen im schlechtesten Zustande sich befanden, daß eben darum für das Kriegswesen wenig geschah, daß nicht Friedrich, sondern nur einige wenige aristokratische Familien regierten, welche damit umgingen, den Bürgerstand zu erdrücken und das Land auszusaugen. Unter solchen Umständen kann man den Ausgang der ganzen Empörung sich leicht erklären. Dazu kam denn, daß in demselben Grade, als die böhmischen Zustände sich verschlechterten, die Gegenpartei sich wieder concentrirte: die Liga trat wieder zusammen, Baiern sagte seine Hülfe zu und leistete sie auch, jedoch nicht ohne das Versprechen, von Östreich für die Hülfe entschädigt zu werden, entweder durch die Pfalz oder, wenn dies nicht möglich wäre, durch ein östreichisches Land.

Aber auch Kursachsen verband sich zuletzt mit dem Kaiser gegen Böhmen. Müller hat natürlich der Politik Kursachsens bei diesen Angelegenheiten große Aufmerksamkeit geschenkt und durch die Documente, welche er mittheilt, den Gegenstand heller beleuchtet, als es jemals bisher geschehen ist. Wir können im Ganzen seiner Auffassung, seiner Vertheidigung des kursächsischen Verfahrens unsere Anerkennung nicht versagen, es macht ihm sowol wie dem damaligen sächsischen Hofe Ehre. Sachsen suchte zuerst die Zwistigkeiten zu vermitteln, sowol bei den Böhmen wie beim östreichischen Hofe. Es hatten aber diese Bestrebungen keine Erfolge, wie vorauszusehen war, indem weder die Böhmen noch Östreich nachgeben wollten. Später, als der Kurfürst von der Pfalz gewählt, dadurch also der entschiedenste Bruch eingetreten war, wurde die Gesinnung des sächsischen Hofs gegen Böhmen immer unfreundlicher, und zwar im Ganzen aus keinem andern Grunde, als weil man darin die unheilbarste Zerrüttung des deutschen Reichs erblickte. Noch dazu wurde Sachsen indignirt durch die Verbindungen der Böhmen mit dem Erbfeinde der Christenheit und des deutschen Reichs, mit den Türken. Es war also der nationale, deutsche Gesichtspunkt, welcher hier festgehalten ward, und diesen müssen wir, wo wir ihn finden, um so mehr anerkennen, als er damals sehr selten anzutreffen war, wenigstens an den deutschen Höfen. Allerdings wirkte die confessionelle Verschiedenheit, der Gegensatz des Lutherthums und des Calvinismus, auch mit ein, wie auch Müller anerkennt, doch war er nicht das einzige Motiv. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß der Kurfürst sich erst spät entschloß, mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache gegen die Böhmen zu machen, daß er vielmehr anfangs nur eine Neutralität den streitenden Parteien gegenüber behaupten wollte, und daß er erst in dem Momente, als er sah, daß er mit dieser nicht auskommen könnte, jenen Entschluß faßte. Daß Sachsen für die Theilnahme an dem Kampfe gegen die Böhmen sich vom Kaiser ebenso entschädigen ließ — durch die Lausitzen — wie der Herzog von Baiern, kann man ihm nicht verargen. Sachsen ging bei der ganzen Sache immer von der Voraussetzung aus — und Östreich versäumte nicht, es darin durch Versicherungen aller Art zu bestärken —, daß es nicht auf die Religion abgesehen sei. Freilich täuschte es sich hierin, und die an-

dern protestantischen Fürsten haben in diesem Punkte viel weiter gesehen. Man könnte daher die sächsische Politik deshalb tadeln, und dies ist auch bisher immer geschehen. Mit Recht findet aber Müller, daß die Voraussetzung Kursachsens viel ehrenwerther gewesen sei.

(Der Beschluß folgt.)

Radicalmittel gegen sociale Schäden.

Der Reviewer des „Edinburgh review", welcher über die officiellen Berichte der Children's employment commission, betreffend den Zustand der Kinder und jungen Frauenzimmer, die als Arbeiter in verschiedenen Industriezweigen dienen, Mittheilung machte und sein Urtheil abgab (vgl. Nr. 217 und 266 d. Bl.), fügt folgende allgemeine Betrachtungen hinzu:

„Legislative Maßregeln, welche dazu dienen sollen, die Misbräuche, welche wir zu beklagen haben, mit der Wurzel auszurotten, müssen darauf berechnet sein, nicht dieselben zu verbieten, sondern die Versuchung zu denselben aus dem Wege zu räumen und die Bedingungen aufzuheben, unter welchen sie entstehen konnten und einreißen mußten. Es ist der Hauptverderb unseres gegenwärtigen Geschäftsganges, daß die in Ämtern stehenden und verantwortlichen Personen zu sehr mit unabweislichen Arbeiten überhäuft sind, um etwas von Dem zu unternehmen, was erfoderlich ist, um Untersuchungen über Misstände anzustellen und Abhülfe zu schaffen, wenn nicht erst allgemeine Klage darüber laut geworden. Die Initiative zu jeder Verbesserung und Reform ist der Privatthätigkeit und dem Privateifer überlassen. Keine Reform fällt daher gründlich und durchgreifend aus, Alles bleibt lückenhaft und unzusammenhängend. Wir setzen immer nur Flicken auf das alte Kleid. Irgend ein besonderer Punkt in unsern ökonomischen, socialen oder rechtlichen Einrichtungen erscheint irgend einem menschenfreundlichen Herzen als ein abscheuliches, entehrendes Übel der Gesellschaft; er spricht oder schreibt dawider, bis die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hingelenkt und das allgemeine Mitgefühl dafür erregt ist. Dann bringt er eine Bill ins Parlament oder verursacht die Einbringung einer solchen, durch welche eine Praktik verboten oder ein Misbrauch abgestellt wird, der in der That nur ein einzelnes Stück eines schlechten Systems ist und seine Wurzel in Ursachen hat, welche der Menschenfreund nicht ergründet und welche ununterbrochen fortwirken. So treiben wir es Jahr für Jahr fort, bis unsere reformirende Gesetzgebung ein Flickwerk von Ausnahmsbestimmungen, verworrenen, einander widersprechenden Vorschriften ist. Mr. Plumptre bringt eine Bill ein, welche dem Volke Ergötzlichkeiten am Sonntag untersagt, ohne im geringsten daran zu denken, ob nicht das Volk gerade Sonntags nur deshalb sich lustig macht, weil es an keinem andern Tage Muße dazu findet und weil es von Denen, die sich seine „gesetzlichen Hüter" nennen, so schlecht erzogen ist, daß es sein einziges Vergnügen in rohem Zeitvertreib und in Ausschweifungen findet. Mr. Buckingham schlägt ein Gesetz vor, welches durch Strafbestimmungen und durch hohe Abgaben auf Branntwein der Völlerei entgegenwirken soll, ohne zu überlegen, ob nicht die Leute in neun Fällen unter zehn sich betrinken, weil Unwissenheit und Elend ihnen keinen Trost außer dem Brantwein lassen. Der verstorbene Mr. Sadler und Andere, gerührt von den Mühseligkeiten, mit welchen junge Kinder in den Factoreien beladen zu sein schienen, setzten ihre Prohibitivgesetze diesen Gegenstand betreffend durch, und es fiel ihnen nicht ein oder sie ahnten nicht, daß Noth und Armuth die aus gesunden und wohleingerichteten Baumwollmühlen verdrängten Kinder in ungesunde und nicht überwachte Minen treiben würde ....."

„Es ist wahr, daß die Dauer der Arbeit für Kinder in Factoreien und ihr Zustand überhaupt größerer Verbesserung bedurfte und vielleicht noch bedarf; wahr, daß die Lage der arbeitenden Kinder in Kalikodruckereien, Nadlerwerkstätten u. s. w. noch dringender nach Reform schreit; wahr, daß das Leben der Kinder und Frauenzimmer in Kohlenwerken überaus kläglich ist; wahr, daß überhaupt die Kinder zu früh zum Arbeiten angehalten und übermäßig angestrengt werden; wahr, daß 15,000 Nähterinnen in London ihr Leben in einem Elend hinbringen, das über alle Beschreibung geht; wahr, daß ein großer Theil der ackerbauenden Bevölkerung schlimmer daran ist als russische Leibeigene; aber alle diese schmerzlichen Wahrheiten sind nur ebenso viele deutliche Symptome und unausweichliche Folgen der beiden vornehmsten Socialübel, an denen England krankt: Unwissenheit des Volks und Überfüllung der Arbeitszweige, oder besser gesagt, der Vernachlässigung unserer Volkserziehung und der Beschränkung des freien Feldes für die Thätigkeit durch schlechte und selbstische Gesetze. Es schmeckt, unserer Meinung nach, gar bös und bitter nach Heuchelei, wenn eine Legislatur, wie wir es in diesen letzten Jahren jede Session erlebt haben, sich hartnäckig weigert, sowol das Volk zu erziehen als die Fesseln hinwegzunehmen, welche seinem Gewerbfleiße angelegt sind, und zu gleicher Zeit ihre Bannstrahlen ausgehen läßt gegen Misbräuche, die einzig und allein von gefesseltem Gewerbfleiß und vernachlässigter Erziehung herrühren. . . . Wir lassen die Unwissenheit gesetzlich bestehen und verbieten das Laster. Wir lassen die Armuth gesetzlich bestehen und verbieten Erwerbsarten, die zu ergreifen nur die bitterste Noth irgend ein menschliches Wesen veranlassen kann. In der einen Hand halten wir unwiderstehliche Versuchung, in der andern Strafe für Den, der sich versuchen läßt."

Der Reviewer dringt, wie man sieht, den Principien seines Journals gemäß, auf erweiterte Handelsfreiheit und verbesserten Volksunterricht. Würden diese Mittel radical sein? Gesetzt, es hätten sich durch Umsturz der Schranken, über welche geklagt wird, neue Absatzwege für die Erzeugnisse der englischen Industrie eröffnet, mehr Arbeitskräfte der Erwachsenen würden in Folge der gesteigerten Nachfrage in Anspruch genommen, die Löhne müßten in Folge der verringerten Concurrenz Arbeitsuchender erhöht werden, die Ältern hätten nicht mehr der Subsistenz wegen nöthig, ihre zarten Kinder in Kohlenminen, ihre reifenden Töchter in Putz- und Kleidermacherwerkstätten zu schicken; gesetzt, dies Alles wäre heute so aufs schönste ausgeglichen, wird nicht morgen eine neue Fluctuation eintreten und Alles wieder in die alte Verwirrung und das alte Elend zurückstürzen? Und Erziehung! Was soll für das Volk gethan werden? Es soll lesen, schreiben, rechnen und den Katechismus lernen. Wird man dabei vernünftige, denkende, willenskräftige, selbstthätige Menschen gewinnen? Solche, die sich selbst zu helfen wissen und die nicht, um menschlich zu existiren, der „gesetzlichen Hüter", der Vormünder bedürfen? O über eure Radicalcuren! Wehe dir Chorazin, wehe dir Bethsaida! 78.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Die

Operative Chirurgie

von

J. F. Dieffenbach.

Zwei Bände in 10—12 Heften.

Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

Das erste und zweite Heft dieses Werks ist bereits ausgegeben; die Fortsetzung wird in rascher Folge geliefert werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 282. —— 8. October 1844.

Neueste Bearbeitungen des Dreißigjährigen Kriegs.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 281.)

Was den Krieg selbst und die Feldherren desselben betrifft, so stellt sich bei Müller sowol wie bei Söltl Ernst von Mansfeld als ein abenteuernder Freibeuter heraus, der bei dem Kriege gleich von vorn herein keine Idee verfocht, sondern denselben nur wollte, um durch ihn existiren zu können. Deshalb hätte er auch leicht die Partei gewechselt, wenn ihm annehmbare Bedingungen gestellt worden wären. Schon vor der Prager Schlacht unterhandelte er mit dem Kaiser (Müller, S. 437). Später, als er sich in der Pfalz herumtrieb, wurden ihm von dem Herzoge von Baiern Anerbietungen gemacht, und die Unterhandlungen waren auch schon im besten Gange; doch fand Mansfeld seine Rechnung nicht dabei, und er brach sie daher ab.

Mit dem Ausgange des böhmischen Kriegs schließt Müller's Werk, welches jedesfalls eine schätzenswerthe Bereicherung der Literatur über den Dreißigjährigen Krieg genannt werden muß. Man könnte vielleicht an dem Werke tadeln, daß es eigentlich keine formell vollendete Darstellung sei, sondern nur die Quellen, welche das dresdner Archiv bot, aneinander reihe; allein wir finden, daß eine so treue Darlegung der Quellen, welche mit dem Neuen, das sie mittheilt, sich begnügt, für die Wissenschaft weit vortheilhafter ist als ein prunkvolles, auf Ostentation hinausgehendes Erschöpfenwollen des ganzen Gegenstandes. Wenn wir hier und da dem Verf. widersprochen haben, so betrifft dies natürlich nicht seine Quellen, sondern nur seine Ansicht, seinen Standpunkt, den wir im Ganzen wol anerkennen, wenn wir uns auch im Einzelnen von ihm entfernen.

Der erste Theil von Söltl begreift noch den Ausgang des pfälzischen und des dänischen Kriegs. Es tritt in demselben theils die Erbärmlichkeit der protestantischen Fürsten, namentlich der Union, theils aber auch die Hinterlist der katholischen Partei recht deutlich hervor. Wie schuftig sich die Union benommen, ist zwar zur Genüge bekannt. Weniger bekannt vielleicht ist, daß die einzelnen Mitglieder derselben sich nach dem Ausgange der böhmischen Revolution an den Kaiser drängten, in der Hoffnung, Gnaden und Würden von ihm zu erhalten, wie dies namentlich auch der Fürst Christian von Anhalt that (S. 230), welcher bisher der vertrauteste Rathgeber Friedrich's gewesen. Die perfiden Unterhandlungen, welche die katholische Partei mit den Protestanten führte, um sie hinzuhalten und dann auf einmal gewaltsam zu unterdrücken, zuerst Spinola mit der Union, dann der Kaiser mit dem Pfalzgrafen und seinem Schwiegervater, Jakob von England, hat Söltl sehr schön auseinandergesetzt, Alles urkundlich nachgewiesen. Es war der katholischen Partei gar nicht um Frieden, um Restitution der Länder des Pfalzgrafen zu thun, sondern um Untergang der entgegenstehenden Partei, und sie benutzte nur die Unterhandlungen aller Art dazu, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Die spanische und die deutsche Partei arbeiteten hier einander treulich in die Hände. So wurde z. B. das Heirathsproject zwischen einer spanischen Prinzessin und dem Sohne Jakob's von England nur deshalb so lange unterhandelt, um Jakob von ernstlichen Schritten zur Unterstützung seines Schwiegersohns abzuhalten; so hatte man den Minister Jakob's, den Herzog von Buckingham, hereingebracht, durch Vorspiegelung, ihm zum Throne von England zu verhelfen, wenn er bei Jakob für die katholische Partei arbeite. So gab man sich große Mühe, den Pfalzgrafen Friedrich selbst zum Katholicismus zu bekehren, mit dem Versprechen, ihn dann wieder in seine Länder einzusetzen, während man doch nichts weiter damit beabsichtigte, als ihn durch diesen Schritt in der öffentlichen Meinung zu ruiniren (S. 301, 302).

Zugleich erhellt aber auch aus Söltl's Darstellung, daß die pfälzische Partei überall bei auswärtigen Potentaten anklopfte, um Unterstützung zu finden; und wenn wir es zwar dem Pfalzgrafen Friedrich nicht verargen können, daß er alle Mittel aufbot, um wieder in den Besitz seiner Länder zu gelangen, so dürfen wir doch gar nicht in Abrede stellen, daß diese Bemühungen wesentlich dazu beitrugen, dem Dreißigjährigen Kriege jenen unseligen antinationalen Charakter aufzuprägen und zuletzt die für das deutsche Reich so traurigen Resultate herbeizuführen. Die Fremden benutzten sogleich diese Gelegenheit, um sich auf Kosten Deutschlands zu berei-

chern, oder trafen wenigstens die gehörigen Einleitungen dazu. Schon 1623 und 1624 war man mit Gustav Adolf in Verbindung getreten, welcher, damals mit dem Kriege in Polen beschäftigt, den Vorschlag machte, in Schlesien einzufallen, während Friedrich vom Rhein her vordränge; ja, man hatte damals schon Frankreich in den Plan hereingezogen, und es schien nicht abgeneigt (S. 316). Allein zu diesem Plane brauchte man Geld, dies hatte man nicht, und Jakob von England verdarb durch seine Unentschlossenheit Alles. Später ging man Dänemark an, welches in Verbindung mit Schweden die Sache des Pfalzgrafen führen sollte. Gustav Adolf trat aber, da sich der dänische König als Haupt des Kriegs vordrängte, zurück und überließ ihm die ganze Leitung. Auch hier war Frankreich wieder hereingezogen worden, es gab an den König von Dänemark Hülfsgelder; der Däne hatte jedoch, wie auch Söltl anerkennt, auch nur die Befriedigung seiner Habsucht im Sinne, führte nun aber zugleich den Krieg so schlecht, daß die siegende katholische Partei, welche bisher nur in Süddeutschland das Übergewicht gehabt, sich auch in den Norden mit ihren Reactionen vordrängte. Beim Ende des dänischen Kriegs war in ganz Deutschland ein katholisches Spionirsystem eingerichtet, welches die Jesuiten leiteten. Sie wußten Alles, was in den protestantischen Ländern, an den Höfen vorging. Ein furchtbarer Druck lag auf dem ganzen Reiche, welcher durch das Restitutionsedict seinen Höhepunkt erreichte.

Es thut wehe, das Auge in jene Zeiten zu werfen, wo das deutsche Volk in jeder Beziehung einen traurigen Anblick darbietet. Aber dem Deutschen kann nach meiner Meinung nicht besser geholfen werden als durch die treue Schilderung solcher Zustände und Zeiten, damit er lerne, was ihn zu Grunde gerichtet. *) 43.

*) Den zweiten Artikel geben wir im nächsten Monat. D. Red.

Der Nationalcharakter des preußischen Volkes und seine historische Entwickelung während des Königthums. Von C. T. Freiherrn Gans, Edlen Herrn zu Putlitz. Leipzig, Hinrichs. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Wenn auch der Titel dieses Schriftchens zu viel besagt — denn den Nationalcharakter des preußischen Volks in seiner Gesammtheit und in dessen Eigenthümlichkeit lehrt es nicht kennen, sondern die Entwickelung der im preußischen Lande sich aussprechenden politischen Gesinnung —, so können wir ihm doch nur recht viele Leser wünschen, sowol wegen der darin waltenden Gesinnung selbst als wegen der meistens klaren und wahren Ansichten und Beobachtungen. Dasselbe bestätigt, was der Verf. von sich selbst sagt, daß er, aus einer der ältesten adeligen Familien stammend, „sich so viel Klarheit des Geistes bewahrt, um Vorurtheile vom Wahren und die Wirklichkeit vom Eingebildeten unterscheiden zu können". Was mit ruhiger Anschauung, verständiger Überlegung und menschenfreundlichem und wohlwollendem Gemüthe aufzufassen gewesen ist, das hat der Verf. zusammengefaßt und solchergestalt ein Gemälde von Dem geliefert, was in der Geschichte vorübergegangen ist, um daraus den Zustand der Gegenwart hervorgehen zu lassen. Allerdings ist der Verf. nur bei den Erscheinungen, den Symptomen und Äußerungen stehen geblieben, in denen sich die Gesinnung und deren Wechsel offenbart hat, ohne in das Innere, die Ursachen und die Gesetze derselben einzugehen. Dazu scheint es ihm selbst an wissenschaftlicher Grundbildung zu ermangeln, wie sich Solches da verräth, wo er auf allgemeine Grundsätze und Ideen aus den abstracten Wissenschaften zurückgeht. Dagegen macht seine vorurtheilsfreie und edle Betrachtung, seine besonnene und milde Beurtheilung und die hochachtbare Richtung seines patriotischen Bestrebens ihn zu einer beachtenswerthen Stimme in der Gegenwart, um deren Beschaffenheit wahrheitsgemäß sich in Gedanken vorzustellen. Das Endergebniß seiner Schilderung, in seinen eignen Worten ausgezogen, wird dies schon hinreichend darthun. „In Preußen wie in ganz Europa sind jetzt Parteien verbreitet, sowol politische als religiöse. Beide gründen sich mehr auf Meinungen als auf das unmittelbare Interesse, und dies letztere ist mehr das Streben Einzelner als der ganzen Partei. Wenn die Parteien Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden sich bemühten, würden sie leicht das Rechte ergreifen, oder, wenn sie wenigstens sich klar machten, was sie eigentlich wollen, und dann prüften, ob sie es können, würden sie doch nicht der Klugheit zuwider handeln. So aber sind sie so blind gegen alles Andere, daß sie nur ihre Partei und deren Ansichten kennen lernen, weshalb sie denn ihre Macht und Wirksamkeit weit überschätzen. Alles, was sie damit jemals erreichen können, werden nur Reactionen sein, die gerade das Gegentheil von Dem zur Folge haben, was sie zu erreichen streben; denn ausgemacht werden durch ein solches unberechnetes Treiben Gegenparteien ins Leben gerufen, und durch die unausbleiblichen Reizungen wird eine gegenseitige Leidenschaftlichkeit erzeugt. Noch ist die große Masse zu verständig, um nicht neutral zu bleiben. Aber doch bleibt es immer zu bedauern, wenn auch nur ein kleiner Theil unwillig wird. Die Masse des Volks ist, Gottlob! von einer Tendenz beseelt. Durch Vaterlandsliebe und Eintracht den Bestand zu erhalten, ist das allgemeine Bestreben der Preußen. Daß aber der gebildete Theil der Nation eine andere Ansicht von den Mitteln zu diesem Zwecke habe als der weniger gebildete, liegt in der Natur der Dinge. Wenn der Letztere die Erhaltung der materiellen Interessen als das Höchste ansieht, so erscheint dem Gebildeten die Förderung der geistigen Güter nicht minder wichtig, zumal das Materielle zum Theil durch Letzteres bedingt wird. Daher das einseitige Bestreben der untern Classe. Arbeitsam und fleißig im Allgemeinen sucht diese Classe ihren Zustand durch Erwerb zu verbessern, was ihr auch in hohem Grade gelungen ist. In Betreff alles Andern ist sie größtentheils indifferent. Die gebildete Classe hingegen sucht im steten Fortschreiten das Heil. Belehrt durch die Geschichte und durch die Erfahrung unserer Tage erkennt der Gebildete, daß Preußen seine Größe dem Fortschreiten (zu einem guten Theile dem Vorangehen) zu verdanken hat und daß seine politische Stellung es anweist, auf diesem Wege seine Erhaltung zu sichern. Darum mögen Rückschritte aller Art, sie seien durch politische oder religiöse Parteien bezweckt, fern von uns bleiben! Denn wahrlich nur im Fortschritte liegt das Heil Preußens!"

Nachdem wir hiermit den Charakter und die Richtung der Schrift anschaulich gemacht haben, werden einige einzelne Bemerkungen zu ihrem Inhalte hinreichen, unser vorangeschicktes Urtheil zu rechtfertigen, wie dies unsere Pflicht ist.

Wenn der Verf. äußert, kein Schriftsteller habe klarer und gründlicher das Unrichtige des Systems vom Socialcontracte bewiesen als Hr. v. Haller in seiner „Restauration der Staatswissenschaft", und derselbe sei nur in der Folge durch seine Hinneigung zur Idee des leidenden Gehorsams in das entgegengesetzte Extrem verlockt werden, so bekundet dies Urtheil allein schon eine Oberflächlichkeit der Kenntniß von der Rechtsbegründung des Staats oder aller Staaten. Diese Begründung des Rechts in dem Vorhandensein und der Gestaltung der Staaten hat es überall nicht mit ihrer wirklichen

oder geschichtlichen Entstehung zu thun, wie überhaupt das Recht von allen Thatsachen und Begebenheiten unabhängig ist, vielmehr nur die Anwendung und Geltendmachung des erstern auf die letztern bezogen und dadurch bedingt wird. Das Gute und das Rechte sind reine Vorstellungen der praktischen Vernunft und erhalten ihr Ansehen lediglich durch diese. Recht bleibt Recht, wie lange und wie sehr es verkannt, abgeleugnet und verkehrt worden sei, und das Gegentheil, das Unrecht kann nie zum Rechte werden, wie lange es dafür gegolten haben möge. Eben das Rechtsgefühl, d. h. die noch unklare Vorstellung von Dem, was das Recht gebietet, oder bei deutlicher Erkenntniß dessen die Vernunft im Menschen belehren ihn darüber, es bedarf dazu nichts weiter, als eben der Vernunft und deren regelrechter Entwickelung in der Rechtsphilosophie. Jede äußere Anerkennung oder Vorschrift desselben ist nur ein Bekenntniß von der desfalls gewonnenen Einsicht, oder sollte es wenigstens sein, dafern nicht das Unrecht sich den Schein des Rechts anmaßt. Zur Rechtsgeltung ist deshalb die Erlassung von abgefaßten Rechtsgeboten keineswegs nöthig, sondern umgekehrt, diese sind selbst nur in so weit rechtlich, als sie den Rechtsgrundsätzen entsprechen, hingegen ungerecht, so weit sie rechtsverletzend sind. Schon der Ausdruck positives Recht beweist, daß solches nicht das allgemeine Recht bezeichnen soll, was für alle Vernunftwesen überall dasselbe sein muß, sondern eine besondere Art des Rechts, wie es in einer Gegend und zu einer Zeit eingesehen und angeordnet worden ist. Soll nun darüber wissenschaftliche Rechenschaft gegeben werden, wie aus bloßen Thatsachen, vermöge deren ein Zustand des Gebietens und Gehorchens oder einer Willensunterwerfung unter Menschen eingeführt worden ist, ein von der Vernunft für rechtmäßig und rechtsverbindlich anerkanntes Verhältniß erwachsen konnte und folglich erwachsen ist, so kann dieselbe dafür keine andere Form, keinen andern Rechtstitel ersinnen als die der Willenseinigung, der Gesellschaft, des Einigungsübereinkommens, wobei es ganz gleichgültig ist, ob ein Grundvertrag wörtlich jemals besprochen worden sei oder nicht; denn selbst ein wirklich abgeschlossener Vertrag würde unverbindlich sein, so weit er nicht zu Recht besteht. Wenn nun die äußerliche Anerkennung des Rechts, alles positive Recht, nach der eignen Ansicht des Verf. dazu dient, um die Ungewißheit und die Unsicherheit desselben zu beheben, so folgt hieraus ganz von selbst, daß bei einer wörtlich abgefaßten Staatsverfassung kein Theil von dem übereingekommenen Rechte abzugehen befugt sein kann, es sei denn ausgemacht, daß sie ohne Unrecht nicht zu befolgen ist. Und wenn der Verf. ferner ganz richtig einer jeden Regierung die Befugniß abspricht, nach Willkür zu verfahren, weil eben die Willkür in der Nichtachtung des Pflichtgebots besteht, so folgt eben daraus ganz von selbst, daß der Willkür kein Recht auf Gehorsam und dessen Erzwingung zur Seite stehen kann, mithin die Abwehr eines solchen unrechtlichen Zwanges selbst nicht für Willkür ausgegeben werden darf, vielmehr im Rechte selbst begründet ist, vorausgesetzt, daß die Ungerechtigkeit des Angriffs außer Zweifel ist.

Keineswegs aber ist es ausgemacht, daß die allgemeine oder die herrschende Meinung im Volke die richtige und gerechte sei, vielmehr werden Unwissenheit und Vorurtheile ihre Macht nach dem Grade wahrer Bildung ausüben. Es fodert eben deswegen das Staatsrecht, daß die Regierung eines Staats an Einsicht und Weisheit über dem Volke, dem großen Haufen, stehe, und daß nicht jene von diesem, sondern dieses von jenem Gesetz und Richtschnur empfange. Das Fortbestehen oder die neue Emanirung von Gesetzen und Einrichtungen, welche nicht mit der gemeinten Meinung und Neigung übereinstimmen, mag sonach von Seiten der Staatsklugheit seine Bedenklichkeiten und seine Vorsichtsmaßregeln haben, indem jene gebietet, Neigungen, Gewohnheiten und Vorliebe zu schonen und nicht zu verletzen; aber niemals darf diese Rücksicht ein Abhaltungsgrund werden, das als gut und recht zuverlässig Erkannte zu unterlassen und nicht zur Ausführung zu bringen, wenngleich die Art und Weise und die Bedächtlichkeit der Ausführung solches in Erwägung zu ziehen hat. Von Dem, was nur wirklich wahr und gerecht ist, kann die Regierung gewiß sein, daß Solches nach und nach eingesehen und ihr gedankt werden werde, wie sehr es anfangs angefeindet werden mag, zumal ihr Mittel genug zu Gebote stehen, die Einsichten darüber aufzuklären.

Wenn der Verf. zwei Capitel mit der Behauptung anfängt, Friedrich I., König von Preußen, sei dort unumschränkt Herr gewesen, so ist dies nur in Betracht seiner Unabhängigkeit von jedem höhern Gebieter andem, nicht gegenüber den Ständen dieses Landes und deren verfassungsmäßigen Gerechtsamen. Wennschon der große Kurfürst nach deren ausdrücklicher Bestätigung der Nothwendigkeit nachgab, sich darüber hinwegzusetzen, wo deren Beobachtung zum Verderben des Staats gereicht haben würde, ist doch deren Rechtsverbindlichkeit niemals außer Rechtsgeltung gesetzt worden.

Daß die Rechtlichkeit der Gesinnung, die Loyalität, das Vertrauen auf die Geradheit, Ehrlichkeit und Gesetzmäßigkeit der Absichten von beiden Seiten die mächtigste Gewährleistung und Bewahrerin der Staatsverfassungen, der innern Ruhe und des Zusammenwirkens von Regierung und Unterthanen ausmache, ist eine Wahrheit, welche England nun seit lange erwiesen hat, und eine herrliche Lehre. Ebenso gewiß ist es, daß die geistige, vorzüglich die moralische Ausbildung der Menschen dasjenige Princip ist, welches am kräftigsten vor aller Willkür und Despotismus sowol von oben als von unten her schützt.

Siegend vertheidigt der Verf. den großen König, der den Beinamen des Einzigen sich erworben hat, gegen den Vorwurf der Freigeisterei, insofern hierunter nicht blos Freiheit des Geistes und Unabhängigkeit von gewissen kirchlichen Formen und Dogmen, sondern Mangel an Religion gemeint wird, deren tiefe Einwurzelung in seiner Denk- und Handlungsweise der große König in seinen Schriften und in seinem Leben dargethan hat. Daß aus seiner Denkweise aber in Preußen jene freiere Religionsansicht, deren Inhalt der Verf. sehr brav zusammengestellt hat, sich weiter ausgebreitet hat, möchte zu den größten Segnungen zu zählen sein, die das Land ihm noch verdankt. Von Friedrich Wilhelm III. berichtet er in dieser Beziehung (S. 103.): „Es erschien ihm wünschenswerth, seine Religionsansichten allgemein zu machen; er hoffte dies durch die Vereinigung der getrennten Kirchen zu bewirken. Durch die Einführung eines gleichmäßigen Ritus fiel zwar die äußere Verschiedenheit weg; aber die Verschiedenheit der Religionsansichten, worauf es doch eigentlich ankommt, hörte dadurch nicht auf. Der König, der wol mehr vom bloßen religiösen Gefühle als von philosophischer Betrachtung der Religion ausging, glaubte, daß ein übergroßer religiöser Indifferentismus herrsche und beabsichtigte, das Gefühl für Religion im Volke mehr zu beleben. Er bemüht sich deshalb, den geistlichen Stand zu heben und ihm durch Auszeichnung ein höheres Ansehen beim Volke zu verschaffen, damit das Volk mit der Achtung vor dem Lehrer der Religion auch einen größern Werth auf diese selbst lege. Aber die gute Absicht des Königs blieb ohne Erfolg, weil die gehoffte Wirkung mit der verkannten Ursache im Widerspruche stand. Ein religiöser Indifferentismus ist keineswegs allgemein. Im Gegentheil, je gebildeter der Mensch ist, je weniger kann er gleichgültig gegen die Religion sein. Aber ein Indifferentismus in Betreff des Ritus findet allerdings statt und muß nothwendig stattfinden, je höher die Bildung und mit ihr die wahre Religiosität eines Volkes steigt. Hätte dieser nicht obgewaltet, möchte es ein sehr gewagtes Unternehmen gewesen sein, die beiden protestantischen Kirchen zu einer vereinigen zu wollen."

Beachtenswerth ist noch aus dem Munde des Verf. die Wahrnehmung, daß die adelige Jugend, welche seit 1806 beflissen gewesen, durch persönliches Verdienst die Geltung zu

ersetzen, welche der Stand in seinen frühern Bevorrechtungen eingebüßt hatte, in der neuern Zeit diese Richtung wieder großentheils aufgegeben habe, und nicht mehr durch Auszeichnung in wissenschaftlichen Bestrebungen und nützlicher Wirksamkeit sich hervorzuthun suche, sondern in erschlaffender Vergnügungssucht und Wiederaufnahme veralteter Anmaßungen. Umsomehr muß es auffallen, daß ihm der Ausspruch Seume's misfällt (S. 79): „Wer die Privilegia erfunden hat, soll zehntausend Jahre nach dem Aussterben der Hölle noch von dem letzten, raffinirtesten Teufel privilegirt in den Stock gesetzt und mit sublimirtem Höllensteine vom Tode zum Leben und vom Leben zum Tode gebeizt werden." Seume war durch und durch ein Dichtergeist und drückt hier poetisch einen Gedanken aus, der in prosaischer Nüchternheit seine volle Wahrheit hat.

Gleich beachtenswerth ist die Bemerkung, daß in dem letzten Jahrzehend die sogenannten Aristokraten sich zu einer zusammenhängenden Partei ausgebildet haben, daß der Unwille und Tadel der übrigen Staatsbewohner darüber nicht ausbleiben konnte, daß jene im Gefühle ihrer Schwäche sich der Partei der Pietisten angeschlossen habe, endlich, daß beide sich sicherlich irren und sich gewaltig verrechnen.

Über die Beibehaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit spricht der Verf. ganz aus dem Standpunkte eines gescheiten adeligen Gutsbesitzers. Er zählt Vortheile und Nachtheile auf, findet aber die letztern beiweitem überwiegend, besonders aber darum die Beibehaltung durchaus unstatthaft, weil die Gesetzgebung dadurch bei der Erzielung eines staatsbürgerlichen Bauernstandes in einen unversöhnlichen Widerspruch geräth.

59.

Bibliographie.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1845. Herausgegeben von J. G. Seidl. 21ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Riedl's Witwe und Sohn. 16. 2 Thlr. 5 Ngr.

Beer, C., Über die Zahl der Schauspieler bei Aristophanes. Nebst einem Anhange, Personenänderungen einzelner Stellen der Aristophanischen Komödien enthaltend. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Benedix, R., Die Mode. Lustspiel in drei Acten. Wesel, Klönne. 1842. Kl. 8. 12½ Ngr.

Bohtz, A. W., Über das Komische und die Komödie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Brennglas, A., Die Berliner Gewerbeausstellung. Genrebild. 1stes Bändchen. Leipzig, Hermann. 8. 7½ Ngr.

Christern, Die Geheimnisse von Hamburg. Zwei Bände. Hamburg, Schuberth und Comp. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.

Delavigne, C., Die sicilianische Vesper. Tragödie in fünf Acten, metrisch übersetzt von A. Schrader. Hamburg, Schuberth und Comp. 1845. 8. 15 Ngr.

Dorow, W., Krieg, Literatur und Theater. Mittheilungen zur neuern Geschichte. Leipzig, Reclam jun. Gr. 8. 2 Thlr.

Droste-Hülshof, Annette Freiin v., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr.

Frege, C. G., Erinnerungen aus dem Osten. Leipzig, Hirschfeld. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Freund des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für das Jahr 1845. 42ster Jahrgang. Mit 7 Kupfern. Wien, Riedl's sel. Witwe und Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1845. 14ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch und Comp. Kl. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Das Gewissen der letzten Hermesianer. Ein Versuch zur Belehrung. Trier, Lintz. 8. 7½ Ngr.

Gotthelf, J., Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein. Solothurn, Jent und Gaßmann. 8. 3¾ Ngr.

Die letzten Hermesianer und ihr Anwalt. Ein Wort zur Verständigung. 2te Auflage. Neuß, Schwann. 8. 3¾ Ngr.

Hugo, V., Die Burggrafen. Trilogie. Metrisch übersetzt von A. Schrader. Hamburg, Schuberth und Comp. 8. 15 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für 1845. 25ster Jahrgang. Edlen Frauen und Mädchen gewidmet. Mit 7 Kupfern. Wien, Riedl's sel. Witwe und Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kollár, J., Über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Lanz, K., Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. 1ster Band. (1513—32.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Mehr Scherz als Ernst. Gereimtes und Ungereimtes von F. G. Reichenbach, George. Gr. 16. 20 Ngr.

Melly, E., Karl Ruß. Umriß eines Künstlerlebens. Wien, Pfautsch und Comp. Lex.-8. 10 Ngr.

Mittermaier, C. J. A., Italienische Zustände. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Noch etwas über Rußland in Beziehung auf Custine und dessen Widerleger. Leipzig, Brockhaus. Kl. 8. 20 Ngr.

Oehlenschläger, A., Derwarodd, das Heldenkind. Ein altnordisches Märchen. Leipzig, Fleischer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Lieb' ohne Strümpfe. Tragi-Comödie, frei nach J. H. Wessel. Leipzig, Fleischer. 8. 20 Ngr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1845. Herausgegeben von Th. Hell. Neue Folge. 5ter Jahrgang. Mit 3 Stahlstichen. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rospatt, J. J., Die politischen Parteien Griechenlands, ihre Stellung und Einwirkung auf die Angelegenheiten des Landes bis zu seinem Untergange durch die Makedonier. Trier, Lintz. Gr. 8. 1 Thlr.

Schulz, H. W., Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften. Nebst einem Nachwort über die physische Constitution und Schädelbildung, sowie über die letzte Krankheit Rumohr's von C. G. Carus. Leipzig, Brockhaus. Kl. 8. 12 Ngr.

Steinacker, K., Die politische und staatsrechtliche Entwickelung Deutschlands durch den Einfluß des deutschen Zollvereins, mit Bemerkungen über des Dr. Faber politische Predigten. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 20 Ngr.

Ungarische Tabletten aus der Mappe eines Independenten. Leipzig, G. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Teutschland und die Donau-Mündungen. Ein Beitrag zur Beleuchtung der äußern Verhältnisse des Vaterlandes und der europäischen Civilisation. Von einem Offizier. Siegen, Friedrich. Gr. 8. 12½ Ngr.

Tischer, J. F. W., Gnomen. Aus seinem Nachlasse herausgegeben. Leipzig, Fleischer. 8. 11¼ Ngr.

Über den vierten Stand und die socialen Reformen. Magdeburg, Rubach. Lex.-8. 11¼ Ngr.

Ungarn als Quelle der Befürchtungen für Östreichs Zukunft. Von S. Leipzig, Reclam jun. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1845. Neue Folge. 7ter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Schwanthaler's. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Das Veilchen. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lecture. 28ster Jahrgang. 1845. Mit 7 Kupfern. Wien, Riedl's sel. Witwe und Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1845, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. 22stes Bändchen. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr.

Wislicenus, E., Washington, oder die Entstehung der nordamerikanischen Freistaaten. Eine Schrift für das deutsche Volk. Leipzig, O. Wigand. 8. 16 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 283. —— 9. October 1844.

Zur Kritik Bruno Bauer's.

1. Briefwechsel zwischen Bruno Bauer und Edgar Bauer, während der Jahre 1839—1842 aus Bonn und Berlin. Charlottenburg, Bauer. 1844. 8. 20 Ngr.
2. Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Von Bruno Bauer. Zweiter Band. Deutschland während der Zeit der französischen Revolution. Charlottenburg, Bauer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit seit der französischen Revolution. Von Bruno Bauer und Edgar Bauer. Charlottenburg, Bauer. 1843. 8. 15 Ngr.

Nicht ohne Empfänglichkeit für diese Frische der Bestrebung, nicht ohne Freude am Gewinn, der uns aus Bruno Bauer's ebenso heiterer als energischer Arbeitsamkeit erwächst, habe ich in d. Bl. *) den ersten Band seiner „Kritik des 18. Jahrhunderts" zur Sprache gebracht. Die weitere Thätigkeit dieses berliner Diogenes in der Tonne werde hier fortgesetzt Gegenstand unserer ebenso heitern Betrachtung. Der laufenden Beurtheilung bedürfen diese kritischen Arbeiten schon deshalb, um gewisse trübe Sümpfe der Gegenwart, gewisse schlammige Kanäle unserer wundersam verworrenen Zeitgeschichte wiederholt mit dem frischen Wasser des jungen Muths zu durchspülen. Freilich kommt es mir weniger auf den literarischen Spühlerich, der sich dabei erzeugt, als auf diese Kanäle an, die sich dadurch reinigen sollen. Kritische Anstrengungen dieser Art sind Mittel zur Beförderung unserer Entwickelungen. Solchen Reinigungsprocessen muß man allen Vorschub leisten.

Arnold Ruge ging nach Paris und schrie uns von dort über den Rhein zu: Ihr seid in eurem Grundwesen alle niederträchtig. Er sagte: Deutschland; aber Deutschland sind eben wir Alle, Jeder ein Theil davon. Er sagte: Der Geist Deutschlands, soweit er bis jetzt zur Erscheinung gekommen; aber anders als in der Erscheinung äußert sich nicht der innere Geist. Also ist damit unsere ganze Natur gerichtet, wie Ketzerrichter nicht blos für diese Zeitlichkeit, sondern auf alle Ewigkeit hin zu verdammen pflegen. Auf solch Majestätsverbrechen würden Senatus populusque Romanus ganz einfach den tarpejischen Felsen decretiren. Bruno Bauer ist nicht so platt wie Ruge. Seine zähe Festigkeit hat zugleich etwas Flüssiges. Die Unruhe seines Geistes gesellt sich zu der Unerschütterlichkeit seiner Überzeugungen. Diese Unruhe gibt ihm jene Emsigkeit, die gern eine hundertarmige Thätigkeit entwickelte. Rührigkeit ist die Cardinaltugend jeder Opposition; wie viel mehr nicht, wo das seltsame Naturel und die unglückliche geschichtliche Entwickelung einer ganzen Nation Gegenstand der Debatte wird! Diese quecksilberne Unruhe Bruno Bauer's wird weder sein Thema zum Abschluß bringen, noch für sich selbst jene Sättigung finden, welche der positive Genius nach einer Sturm- und Drangperiode zu seiner schöpferischen Thätigkeit nöthig hat. Aber diese nie ermüdende Spürkraft seiner Natur wird fortwährend neue Stoffe gewinnen, in immer neuen Plänkeleien den kleinen Krieg lebendig erhalten. Bruno Bauer wird uns behülflich sein, die parties honteuses in unserer Nationalentwickelung aufzudecken. Sein gesunder Sinn, selbst wo er nichts von Bedeutung feststellen wird, muß immer als Instinct im Einzelnen gute Entdeckungen machen, er wird immer etwas Richtiges finden, selbst wenn es ihm nicht gestattet wäre, die ganze, volle Wahrheit zu umfassen und zur Erscheinung zu bringen.

Deutsche und Franzosen sind in ihrem Naturel und in ihren Zuständen oft genug das Widerspiel voneinander. Bei Lecture des Briefwechsels zwischen den Gebrüdern Bauer mußte ich über den Contrast nachdenken, der sich in der Art und Weise zeigt, wie deutsche und französische gealterte und gereifte Notabilitäten sich zu der Jugend des Landes stellen. Lafayette z. B. erregte unsern Widerwillen, wenn wir sahen, wie der greise Mann zur Zeit der Julirevolte mit Schülern schön that, Buben, die ihm zu huldigen kamen, mit unwürdigen Schmeicheleien überhäufte. In Deutschland sucht das notable Alter, es sei Minister oder Professor, Beamter oder Gelehrter, die Jugend schnöde abzuweisen und in dieser Jugend die Hoffnung des Landes, die neuen Keime zukünftiger Ernten, abzutödten und abzumüden. Hierin liegt umgekehrt ebenso viel Unwürdiges. Bei uns, wo Alles Kaste sein will, möchte sich auch Alter und Jugend kastenartig gegeneinander verschließen, während in Frankreich alle moralischen Schranken voreinander schwinden. Der Briefwechsel zwischen Bruno in

*) Vgl. Nr. [illegible]. D. Red.

Bonn und Edgar in Berlin dreht sich um Jenes Ausschluß von der theologischen Facultät. Bruno Bauer war anfänglich als hoffnungsvoller Hegelianer unter Altenstein's Ministerium begünstigt, bis er als selbständiger Dialektiker mit den Consequenzen der Hegel'schen Doctrin gegen das System und dessen Abschluß zu Felde zog. Die Methode erlebte in diesem Schüler eine Spontaneität der frischen freien Kraft, und nun hieß es alsbald, er gehe zu weit, er löse die klug geschlossene Concordanz der Gegenseitigkeit zwischen Staat und Schule. Das System Hegel's war, im Widerstreit mit der Hegel'schen Methode, ein künstliches Gebäude rücksichtsvoller Gegensätze, ein Gewebe von Freiheit und Nothwendigkeit, Selbständigkeit und Fügsamkeit geworden. Bruno Bauer gehörte zu Denen, die den scheinbaren Frieden des Gedankens mit der Wirklichkeit störten, mit der Hegel'schen Dialektik bewaffnet das Hegel'sche System sprengten; er half das große heilsame Schisma zuwege bringen, und die freie Forschung ist seitdem, wie es scheint, noch immer unvereinbar mit der bloßen Brauchbarkeit für Staat und Kirche. Bruno Bauer war in Bonn unbesoldeter Licentiat, aber er bezog vom Ministerium Gratificationen. Man hoffte, er werde aus Rücksicht für sich auch den Zusammenhang der Schule mit dem Staate berücksichtigen. Man warnte, lockte, drohte; der abtrünnige Licentiat hatte guten Humor genug, seinen Weg zu gehen. In Bonn und Berlin hatte er Freunde und Feinde, Schützer und Verfolger; er schritt um Beide unbekümmert mitten hindurch, und Alle ließen ihn fallen. Nicht sowol in diesen persönlichen Nöthigungen, ihn fallen zu lassen, als vielmehr in der Art, wie man ihn zu schützen und andererseits einzuschüchtern suchte, liegt ein erbärmliches deutsches Schauspiel. Als endlich die gesammten Facultäten der Hochschulen des Landes zu seiner Absetzung riethen, weil es in der That unbequemer war, ihn wissenschaftlich zu widerlegen, so ergab sich das notorische Scandalum über die noch immer scheinheilig behauptete Freiheit der Wissenschaften. Der Briefwechsel beider Brüder darüber macht ein Bändchen von fast 200 Seiten. Die Schreiber halten sich natürlich für wichtig genug, auch ihre ganz persönlichen Misèren in den Handel über jenen Fall einzuflechten. Die Verfolgung macht sie wichtig; sie selbst mit ihrem Thun und Treiben, hätte man es nicht für ketzerisch ausgeschrien, nicht diesen Accent auf ihren Namen gelegt, würden erst mühsam und durch lange getreue Dienste im Forum der Öffentlichkeit dahin gelangt sein, für Gegenstände der allgemeinen Aufmerksamkeit zu gelten. Dafür halten sich nun Beide, naiv und klug wie sie sind. Sie lachen sich ins Fäustchen, daß bei so viel Verfolgung, als ihnen zu Theil geworden, nun selbst ganz gemeine Menschlichkeiten, Geldverlegenheit und Nöthe solcher Art bei ihnen von Interesse erscheinen dürften. Diesen kleinen Jammer tischen sie nun munter und lustig ihren Lesern auf. Von besonderm Belang zur Auffassung von Bruno Bauer's Gang der Entwickelung, falls hiervon die Rede sein kann, ist nur Weniges im „Briefwechsel" zu finden. Von Bruno heißt es an irgend einer Stelle: „Er glaubt auch an nichts, hat sich aber einmal so sehr eingefressen, daß er alle Wandlungen durchmachen muß." Auf einem Spaziergange am Rhein denkt er daran, ob der Weg wol weit genug sei, um ihm hinlängliche Verdauung zu geben. Der deutschen spiritualistischen Sentimentalität gegenüber ist solcher materielle Egoismus ergötzlich genug, und charakterisirt sich auch darin der berliner Genius, der sich in diesem trockenen Humor gefällt. „Wenn nur erst mein Buch heraus ist!" ruft Bruno einmal aus. „Diese Facultäten werden es empfinden!" Also Rache ist sein Handwerk. Er sieht oft genug danach aus. Um so weniger können seine Leistungen Zweck für uns sein; sie sind nur Mittel, nur Übergänge, Vorarbeiten. Was Edgar Bauer von dem „bombastischen Hochmuth der deutschen Constitutionnellen", von den „unphilosophischen Qualen" des Rotteck-Welcker'schen „Staatslexikon" und seinem beabsichtigten „Bombardement" dagegen äußert, so sollte er nur Wort halten und weniger Worte machen. Wir unsererseits wissen, daß der Liberalismus auf nationalem Boden nun schon Jahrzehende lang im Feuer stand und aushielt. Deutschland hat einen guten Magen und wird auch Edgar Bauer ruhig genießen und verdauen können.

(Der Beschluß folgt.)

Zuruf eines Christen an die Schriftsteller des französischen Volks. Von G. de Félice. Ein Spiegel auch für die deutsche Schriftstellerwelt. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Dielitz und mit einem Vorwort herausgegeben von Julius Eduard Hitzig. Berlin, Öhmigke. 1843. 8. 20 Ngr.

Das vorliegende Buch ist durch einen dreifachen Namen verassecurirt: einen französischen und zwei deutsche; das fodert zu einer genauen Untersuchung heraus. Hitzig hat schon vor mehren Jahren eine väterliche Theilnahme für die junge Literatur Deutschlands laut werden lassen. Er stellte damals den Vormündern und Vätern Deutschlands vor, daß es kein thörichteres Unternehmen gebe, als wenn ein Jüngling das Brotstudium verlasse und sich mit der Literatur beschäftige. Mehre junge Autoren von damals bezogen diese Behauptungen und die damit verbundenen Auseinandersetzungen speciell auf sich, und Hitzig hat mancherlei Angriffe, sogar Spott und Hohn für sein Wohlmeinen erfahren. Inzwischen scheint derselbe von seiner Ansicht nicht zurückgekommen zu sein; er erklärt nämlich den Aufruf des Hrn. von Félice für einen Spiegel der deutschen Schriftstellerwelt, und fodert auf, unsere deutschen literarischen Zustände zu prüfen, weil, wie er andeutet, auch in ihnen das christliche Element fehle. In der Vorrede erzählt Hr. Dr. Hitzig, daß in dem Jahre 1840—41 dieses Buch in Frankreich in 800 Exemplaren an Professoren und Journalisten, in Paris und in den Departements, versandt sei, und alle hätten sich in ihren Zuschriften an die Société des traités religieux à Paris lobend darüber ausgesprochen; es sei sogar in Frankreich ein Verein von Schriftstellern im Entstehen begriffen, die durch ihre Arbeiten den Eifer für Moral und Religion wiederbeleben wollen. Ref. hat es zuerst mit Hrn. von Félice, hernach mit Hrn. Criminalrath Hitzig zu thun.

Was Hrn. von Félice betrifft, so betrachtet derselbe die Literatur nicht von dem Standpunkte der Kunstphilosophie, oder

der Philosophie überhaupt, sondern von dem Standpunkte der Religion aus. Von diesem Standpunkte aus bemüht er sich zu beweisen, daß die französische Literatur jetzt ganz und gar in Verfall sei. Wie unvollständig ihm dieser Beweis gelingt, sieht man schon daraus, daß er gleich im Anfange seiner Auseinandersetzung zugesteht, daß in mehren Erzeugnissen der gegenwärtigen französischen Literatur etwas Lebendiges, Einschneidendes, Farbiges sei, was man bei den Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts ganz vermisse. Indeß in seiner einseitig religiösen Betrachtungsweise erklärt der Verf., daß die ganze französische Literatur von jetzt nichts tauge; er sagt, seit zehn Jahren seien in Frankreich nicht drei gute Bücher erschienen, und nicht ein einziges, dem man die Dauer eines Jahrhunderts versprechen könne. Sollte denn Hr. von Félice den Victor Hugo gar nicht kennen? Oder sollte er vielleicht den Victor Hugo zu den Autoren rechnen, die unmoralische Stoffe, überspannte Ideen, oberflächliche und sich widersprechende Behauptungen vorbringen und deren Stil incorrect und nicht im geringsten gefeilt sei? Sollte Hr. von Félice den Delavigne, zum Beispiel dessen „Louis XI.", gar nicht gelesen haben? Ja ich gehe noch weiter und behaupte, daß man nach mehr als hundert Jahren noch in Scribe's Lustspielen, namentlich in seinem „Une chaîne" und in seinem „Un verre d'eau", eine seltene Feinheit und einen selten übertroffenen Scharfsinn anerkennen werde. Hr. von Félice bekämpft die Literatur, weil er sie mit seinem Christenthume nicht in Harmonie bringen kann; aber gegen die modernen französischen Schriftsteller scheint er mir auch noch aus folgendem Grunde bedeutend eingenommen zu sein. Nämlich die französischen Dichter haben den jetzt herrschenden Romanticismus, welcher sie von der Schnürbrust erlöste, worin Corneille, Racine und Voltaire Erstickenden gleichen, überliefert bekommen von England und Deutschland, namentlich von Sir Walter Scott, von Lord Byron und von Goethe. Da nun der Verf. des „Zurufs an die Schriftsteller" ein echter Franzose ist, so ist er von vorn herein gegen diese ganze moderne Richtung der Literatur, weil sie einen fremdländischen Ursprung hat, eingenommen. Die Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts erklärt er für die Blüte des menschlichen Geistes. Allein die Christlichkeit dieser Autoren und Dichter zu beweisen ist dem Verf. unmöglich, und doch mußte er es thun; noch mehr: des Unmoralischen gibt es in der französischen Literatur dieser Jahrhunderte eine große Menge; sollte der Hr. Verf. die Schriften von Crébillon nie gelesen haben? Sollte ihm Voltaire's „Candide" unbekannt geblieben sein? Sollte er den Geist der Philosophie von Condillac, d'Alembert, Diderot gar nicht kennen? In dieser Partie des Buchs ist das Urtheil des Verf. ganz oberflächlich und haltungslos; wahrhaft absurd aber ist die Vertheidigung der leichtfertigen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts; er sagt nämlich, daß dieselben zwar ein Übel angerichtet hätten, welches die Anstrengungen von zehn Generationen wol noch nicht ganz heilen würden; aber man dürfe doch nicht vergessen, daß durch diese Schriftsteller zugleich die bürgerliche und religiöse Freiheit, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Reform der alten Privilegien, die Verwendung aller Kräfte zur Civilisation des Volks gefördert sei. Der Verf. fügt hinzu, es bleibe ein merkwürdiges Ereigniß, daß Philosophen, welche ihres Unglaubens sich rühmten, selbst wider ihren Willen die Anwendung einiger Ideen des Christenthums auf das Regiment der menschlichen Gesellschaft verlangten, gleichsam als hätte die Vorsehung in ihren geheimnißvollen Planen sie dazu verdammt, ihren unverschämten Skepticismus in der Praxis Lügen zu strafen.

Ref. braucht kaum darauf aufmerksam zu machen, daß Hr. von Félice hier ganz als moderner Franzose spricht, was zu seinen frühern Äußerungen gar nicht paßt; ferner daß derselbe gar nicht von festen Principien sich leiten läßt, und die Thatsachen deutet und dreht, wie es gerade für seine Behauptungen nützlich scheint.

Wenn der Verf. immer wieder darauf zurückkommt, daß den modernen Schriftstellern nichts Geringeres fehle als das Christenthum, so kommt er mir vor wie der Abbé Lacordaire in Paris, dessen Fastenpredigten im vorigen Jahre so viel besucht waren; er ist mehr Prediger als Schriftsteller; er redet, aber er beweist nicht; er wird heftig, aber er überzeugt nicht; es ist ihm selbst nicht klar, was man sich unter Christenthum und christlichem Glauben denken müsse. Überall stößt man auf die frappantesten Widersprüche; z. B. obgleich er behauptet, daß nur unter dem Schutze des Christenthums die Literatur gedeihen könne, so gibt er doch auch zu, daß die Griechen und Römer eine classische Literatur gehabt haben, ungeachtet sie keine Christen waren. Um sich nun aus dieser Verlegenheit zu retten, gebraucht er einen Hülfsbeweis, indem er sagt: Die Literatur könne nur unter zwei Bedingungen gedeihen; die erste sei, daß unter den Schriftstellern gemeinsame Überzeugungen herrschen; die zweite sei, daß diese Überzeugungen sich auf etwas allgemein Gültiges und Wahres beziehen, die allgemeinste Gültigkeit und Wahrheit aber liege im Christenthum. Nun wollen wir an einem Beispiel zeigen, wie inconsequent er diese Grundsätze anwendet. Er sagt nämlich, im Jahrhundert des Perikles blühte die Literatur, weil die Schriftsteller eine gemeinsame Überzeugung hatten, nämlich den Cultus des Patriotismus, ein Cultus, dem alle religiösen, moralischen und politischen Ideen untergeordnet waren. Die Inconsequenz dieser Sätze liegt am Tage; nämlich die Ansicht, daß Religion und Moral dem Cultus des Staats untergeordnet werden müssen, ist keine Ansicht von allgemeiner Wahrheit und Gültigkeit; folglich ist es — wenn man die Behauptung des Hrn. von Félise für richtig annimmt — ganz unbegreiflich, wie bei dieser allgemeinen Überzeugung der Schriftsteller zur Zeit des Perikles die Literatur in Griechenland blühen konnte. Es braucht wol nicht erst bewiesen zu werden, daß die Ansicht, zufolge der Moral und Religion dem Interesse des Staats dienen müssen, ganz und gar unchristlich sei.

Betrachten wir nun Das, was er über die Schriftsteller und Künstler des 16. Jahrhunderts sagt. Michel Angelo, Rafael und all die großen Genies hätten, behauptet unser Verf., nur deshalb so Großes geleistet, weil sie im christlichen Glauben lebten. Freilich, meint der Verf., sei jener christliche Glaube noch mit Aberglauben untermischt gewesen, indeß es sei doch immer der christliche Glaube gewesen, und der wirke so Außerordentliches. Ref. muß den Mangel an Scharfsinn, der in dieser Behauptung liegt, wirklich bewundern! Nämlich, es ist klar, daß der christliche Glaube in dem sogenannten Aberglauben oder falschen Glauben seinen schroffen Gegensatz findet; es ist nicht denkbar, daß Jemand in einigen Punkten echt christlich glaubt und daß er in andern abergläubisch ist; Aberglaube und Christenthum sind Begriffe, die einander ganz und gar ausschließen; also widerspricht sich der Verf. selbst, indem er behauptet, daß Michel Angelo, Rafael u. A. ihre Werke ohne das Christenthum nicht hätten hervorbringen können.

Was der Verf. über die Autoren aus der Zeit Ludwig's XIV. sagt, ist in gleicher Weise logisch unhaltbar. Er sagt nämlich, daß die vorzüglichen Schriftsteller dieser Epoche die strengen Lehren von Port royal angenommen hätten; das wäre ihre gemeinsame Überzeugung und zugleich eine christliche gewesen, also habe es nicht fehlen können, daß die Literatur dieser Zeit eine classische sei. Ref. bringt in Erinnerung, daß Bourdaloue, Massillon, Bossuet, Fénélon u. A. mit Port royal gar nicht zusammenhingen, daß also ein Theil dieser Behauptung, folglich auch der Schluß daraus, falsch ist. Wie hilft sich Hr. von Félice? Er sagt, wenn auch nicht alle große Autoren jener Zeit Anhänger der genannten Schule gewesen wären, so hätten sie doch alle das christliche Moralgesetz anerkannt, das sei also ihre gemeinsame Überzeugung. Ref. macht bemerklich, daß auch diese Behauptung ganz haltlos ist; denn die christliche Moral und der christliche Glaube sind nicht zwei willkürlich miteinander zu verbindende oder zu trennende In-

stitutionen, von denen man nach Belieben die eine annehmen und die andere verwerfen könne, sondern die christliche Moral ist die nothwendige Ergänzung, der nothwendige Ausfluß des christlichen Glaubens; alle einzelnen moralischen Gesetze und moralischen Handlungen weisen auf den christlichen Glauben zurück, sodaß eins ohne das andere zusammenstürzt und nichts ist.

Ref. behauptet, es gehöre ein gewandtes philosophisches Denken und ein umfangreiches Wissen dazu, um den Begriff **christlich** zu bestimmen. In der christlichen Welt selbst sind die Kennzeichen des Christlichen zu verschiedenen Zeiten gar verschieden bestimmt. Zur Zeit des Bonifaz war man ein Christ, wenn man getauft war und gelobte, dem Teufel und allen Teufelswerken zu entsagen; wer aber z. B. unter Karl III. in Spanien, noch im J. 1760, für einen rechtgläubigen Christen gelten wollte, der mußte die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau beschwören. Indeß das Christenthum ist etwas tief Innerliches; nach der Zahl der Kirchthürme, nach der Menge der kirchlichen Feste kann es nicht taxirt werden. Es ist nicht an eine Confession gebunden, und doch hat durch den Sturz des Katholicismus das Christenthum selbst eine tiefe Wunde bekommen; es ist nämlich jetzt überall mehr oder weniger dem Staate dienstbar. Der Charakter eines christlichen Staats liegt in der Werthachtung der moralischen Persönlichkeit, in der Gleichberechtigung der Individuen; der Staat ist um desto mehr ein christlicher Staat, je mehr er sich zu diesen Ideen erweitert, weil das Christenthum gerade den Zweck verfolgt, das Individuum zu einer selbständigen Persönlichkeit zu erheben. So macht der christliche Staat die freieste Verfassung möglich und nöthig.

Zu einer in dieser Weise philosophisch bestimmten Ansicht über das Christenthum ist Hr. von Félice nicht durchgedrungen. Sogar die Begriffe christlich und kirchlich verwechselt er. Weil er sich nicht auf einen philosophischen Standpunkt erhebt, so hat er auch keine Übersicht über den Gegenstand, den er behandelt, also sind auch seine Reformvorschläge unhaltbar. Er behauptet, nur vom Christenthum könne eine Reform der Literatur ausgehen, weil die Vernunft überall in so wichtigen Dingen nichts erfinden könne. Den Beweis dafür gebe, wie er sagt, das System des St.-Simon und das des Fourier; diese Männer hätten Beide versucht, der Menschheit aufzuhelfen, aber ein Mensch mit seiner Vernunft könne das gar nicht, es müsse durch das Christenthum bewirkt werden, und zwar durch die Lecture der Bibel, die einen jeden Heiden in einen echten Christen umwandeln könne.

Hier finden wir den Verf. abermals in einem ganz unphilosophischen Raisonnement; Hr. von Félice hätte doch wol einsehen müssen, daß nur Der durch die Bibel belehrt werden kann, der ein Bedürfniß nach Belehrung empfindet, und dieses Bedürfniß muß doch durch das Leben selbst in uns geweckt werden; nur Das, was wir erleben, nur Das, was durch das Leben in uns angeregt wird, hat die Kraft, uns zu einem Entschlusse zu bewegen, uns in eine neue Lebensbahn zu lenken. Wie Vieles und unleugbar Wahres hätte der Verf. über die Gewalt des christlichen Geistes, über den Einfluß der christlichen Gemeinde auf den Einzelnen sagen können! Aber zu der Idee, daß das Christenthum, oder vielmehr die christliche Kirche, eine lebenskräftige Gemeinschaft der Gläubigen oder Frommen sei, scheint Hr. von Félice sich gar nicht zu erheben. Christenthum ist ihm eine Lehre, ein Gesetz, ein todtes Wort. Aber die Bibel spricht an vielen Stellen die Behauptung aus, daß das Gesetz nicht die Kraft in sich habe, zu einem neuen Leben zu bekehren, daß vielmehr der Geist des Christenthums lebendig in dem zu Bekehrenden und auf denselben wirken müsse.

Hiernächst kommt unser Autor auf die Frage, ob denn ein Christ überhaupt wol mit der schönen Literatur sich beschäftigen dürfe oder nicht. Die Lösung dieser Frage ist auch nicht aus dem Wesen des Gegenstandes hervorgegangen. Es wird ganz apodiktisch die Behauptung hingestellt, das Christenthum verwerfe nicht alle Romane als solche, sondern nur die schlechten. Aber wo die Grenze von gut und schlecht sei, das wird nicht angegeben, wie auch von einem Princip, wonach das zu beurtheilen wäre, gar nicht die Rede ist. Der Verf. meint, wir sollten nur erst Jünger Christi sein, dann könnten wir sogar immerhin selbst versuchen, Romane zu schreiben; Walter Scott, der aus dem frommen Schottland war, habe es ja auch gethan.

Ref. muß gestehen, es ist ihm unbegreiflich, daß ein Mann wie Hitzig uns Deutschen, welche man nicht mit Unrecht ein Volk von Kritikern genannt hat, eine so oberflächliche Arbeit empfehlen mag! Ich sehe gar nicht ein, wer nach Hitzig's Ansicht die Leute sein sollen, die dadurch in irgend einer Weise angeregt und geistig gefördert werden können. Wem dieses Urtheil hart scheint, der sehe gefälligst in dem Buche selbst einmal das Capitel nach, welches überschrieben ist: „Wie die Religion auf die verschiedenen Zweige der Literatur wirkt." In diesem Capitel heißt es — um nur ein Beispiel zu geben — von der lyrischen Poesie, sie könne zwar der Religion entbehren, aber ohne dieselbe nicht ihre ganze Kraft, nicht ihre ganze Majestät entfalten. Was für ein unlogischer Ausspruch ist das wieder! Der Verf. hätte doch einsehen müssen, daß hier nur zwei Fälle möglich sind: die lyrische Poesie kann entweder die Religion entbehren, oder sie kann es nicht; was der Verf. behauptet, ist offenbarer Unsinn.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Sechster Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Aus der Geschichte der ersten Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten. Von **Talvj**. — II. Ludwig Tieck. Zur Geschichte seiner Vorlesungen in Dresden. Von **K. Gst. Carus**. — III. Der Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II. Von **Rch. Roepell**. — IV. Aufenthalt in Paris im Jahre 1810. Von **K. A. Varnhagen von Ense**. — V. Über den Proceß der Templer und die gegen ihren Orden erhobenen Beschuldigungen. Von **W. G. Soldan**. — VI. Über Johanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Von **F. v. Raumer**. — VII. Über Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien, seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bis zur Einverleibung in die französische Republik. Von **W. A. Arendt**.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs (zehn Jahrgänge, 1830—39) kostet im **herabgesetzten Preise 10 Thlr.**, der erste bis fünfte Jahrgang zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 284. —— 10. October 1844.

Zur Kritik Bruno Bauer's.
(Beschluß aus Nr. 283.)

Im ersten Bande der „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung" hatte Bruno Bauer Deutschland in den ersten vierzig Jahren des vorigen Säculums geschildert. Der Autor macht jetzt im Verfolge seiner Arbeit einen Sprung, er beleuchtet im zweiten Bande die deutschen Zustände zu Ende des vorletzten und zu Anfang des letzten Jahrzehends, während Frankreich seine große Krisis beginnt. Was ihn dazu bestimmt, die stetige Darstellung und die Stufenfolge unserer Entwickelung zu unterbrechen, ist sein Hang, die parties honteuses des deutschen Lebens zu behandeln. Somit wird freilich seine Schilderung eine stückweise, eine episodenhafte, und sein Eifer in Vorführung der Schattenseiten unserer Natur liefert uns hier wieder nur eine vorläufige Arbeit, während er den Zusammenhang in unserer Entwickelung noch schuldig bleibt. In den ersten vierzig Jahren rang sich Deutschland mühsam aus seiner Barbarei einer Aufklärung entgegen, die zu Ende des Jahrhunderts vor dem völligen Umsturz der ganzen gesellschaftlichen Ordnung nicht Stich hielt. Die Sturm- und Drangperiode, die dazwischen liegt, uns aus der alten Roheit aufjagte, aber uns doch keine nationale Gestaltung gab, um Frankreich gewachsen zu sein, ist nur eine literarische Revolution gewesen, eine Revolution, der wir keine einzige politische Reform verdanken sollten. Nach der Schilderung der Barbareien Deutschlands im ersten Bande gibt uns Bauer nun gleich das Schauspiel unserer Erniedrigung. Unsere sogenannte goldene Literaturperiode läßt er inzwischen in der Mitte beiseite liegen; die Cultur, die sie den Deutschen gab, hielt nicht Stand gegen die Weltbewegung, welche die Franzosen anregten, sie blieb esoterisch, blieb das Eigenthum Auserlesener, versäumte in ihrem großen Proceß die Heranbildung der Massen, stellte keine Nation hin, die gewaffnet und im Vollgefühl ihrer Kraft in die Schranken zu treten im Stande war. Die Deutschen des vorigen Jahrhunderts hatten es so weit gebracht, für allgemeine Wahrheiten schwärmen zu können; praktisch aber blieben sie in ihrer speciellen Misère sitzen. Sie fanden keine Brücke von der Theorie in die lebendige Wirklichkeit. Sie glaubten gerade mit ihrer Aufklärung über Gott und Welt fertig zu sein, als das französische Volk mit seiner Aufklärung furchtbar in die Wirklichkeit hereinbrach. Diese Art, die Idee in Fleisch zu verwandeln, war nicht die unserige; aber wir fanden bei unserer sublimen Cultur überhaupt keinen Weg, unsere Wahrheiten zu verwirklichen. Dabei dünkten sich die Deutschen wie immer so unendlich sicher! Kunst und Wissenschaft schienen in allen Zweigen von großen Köpfen glänzend geordnet; im Süden hob man den Orden der Illuminaten auf, weil es thöricht war, die Aufklärung, dies Allgemeingut, blos zur Sache einer geheimen Sekte zu machen; im Norden glaubten Nicolai und die Berliner aller Welt das hellste Licht aufgesteckt zu haben, und als es zur Entscheidung kam, wo wir Klarheit, Haltung, Kraft und Besonnenheit brauchten, standen wir den furchtbaren Ereignissen in Frankreich gegenüber wie lärmende, läppische Kinder vor einer großen Feuersbrunst, nicht wissend, ob wir heulen und weinen oder unsinnig dreinschlagen sollten. Unsere literarisch gebliebene Bildung ließ uns oder machte uns unfähig, an der Bewegung des Lebens Theil zu nehmen oder sie zu beschwören. Das Interesse, das wir daran nahmen, war dichterische Überreiztheit, auf welche plötzliche Enttäuschung und kindische Schwäche folgte. Unser Klopstock sang Oden ins Blaue hinein und kroch dann plötzlich mit seinen Gedanken ins Winkelchen. Wieland debattirte in seinem „Mercur" über die Bewegungen in Frankreich, bis der Satiriker der „Bonzen und Derwische" einsah, die Verwirklichung seiner Romane sei nicht Sache dieser Revolution der Menschheit. Goethe zog sich aus all den „maßlosen Wirren", aus all den „verschlingenden Verhältnissen" in die Harmonie seiner von außen eingefriedigten Natur zurück. In Schiller's Dramen kann man stufenweise den Gang der Revolution aufzeigen, den er in seinem Drange nach menschlicher Größe Schritt für Schritt verfolgt. Er gab seinem Volke die Befähigung, für Größe zu empfinden, aber hundert andere Thätigkeiten und Einflüsse verdrängten seine Wirkungen, die in der Brust der Deutschen nur wie Sonntagsgefühle sitzen blieben. Die deutschen Theologen hatten über die ursprüngliche Verderbtheit der menschlichen Natur so lange gejammert, bis das gute Volk ganz windelweich an seine Erbärmlichkeit

glaubte. Welch ein Widerspiel in Frankreich! Hier hatten energische Köpfe wie Rousseau die kolossale Entdeckung gemacht, der Mensch sei von Uranfang gut. Diese Wahrheit stieg den Leuten ins Gehirn, und in wahnsinniger Freude über diesen Gewinn schlugen sie endlich Alles todt, was nicht an die ursprüngliche Güte der Menschennatur glaubte. Deutschland konnte vor sentimentaler Wehmuth weder sterben noch sich aufraffen. Frankreich trieb mit seiner Heiterkeit einen solchen Luxus, daß sich im Übermuth seiner Freude Alles blutroth färbte.

Auf solche Parallele wird Bruno Bauer schließlich hinarbeiten müssen, wenn er das ganze achtzehnte Jahrhundert in französischer und deutscher Entwickelung überblickt. Vor der Hand beschäftigte ihn Deutschland in seiner Schwäche vor und zur Zeit des französischen Umsturzes. Er gibt oft nur eine Nachlese zu Schlosser's großem gewichtvollen Werke über das vorige Jahrhundert. Manche Partien unserer alten Zustände hat dieser Geschichtschreiber mit der ganzen Derbheit seines mächtigen Pinsels erschöpfend hingestellt. Dahin gehört seine Schilderung der deutschen Höfe, seine Charakteristik des Reichskammergerichts. Dies letztere sucht Bauer weiter gar nicht zu beleuchten; dagegen gibt er in den Abschnitten „Hildesheim", „Hanoversche Unruhen", „Mainz" einzelne kleine Nachträge zu diesem Thema. Einige Abschnitte wie „Der Kreis der edlen Seelen und die Belletristen" sind sehr flüchtig gearbeitet, stofflich nicht erledigt und ohne besondere Durchdringung und Schärfe in der Auffassung. Bauer sucht sehr emsig, mühsam und aufmerksam das Material zusammen, aber seine Darstellung ist übereilt und ohne Sammlung. Wir erstaunen mit Recht über die Belesenheit, die aus den entlegensten literarischen Scharteken bienenartig zusammenträgt, aber die Benutzung ist ebenso oft ohne Umsicht und Ruhe. Eine Anhäufung von Anekdoten und Curiositäten, so charakterisirend diese sein mögen, kann nicht eine Geschichte heißen, wie uns der Titel verkündet. Besondere Genauigkeit hat der Verf. dem „Deutschen Mercur" und den „Göttinger gelehrten Anzeigen" zugewendet; auch hat er mit großem Fleiße die Tagesblätter jener Zeit, die „Annalen der leidenden Menschheit", Processe, gedruckte Actenstücke und Predigtsammlungen durchsucht und studirt, um die Zustände damaliger deutscher Wirklichkeit mit höchst ergötzlichem Detail zu erläutern. Während das französische Volk die großen Angelegenheiten der Menschheit vor sein Forum zog, wurden in Deutschland die Privilegirten langsam beunruhigt, aber statt an bedeutende Reformen zu denken, hatten Kaiser und Reich alle Hände voll zu thun, den hundertfachen kleinen Krieg der bevorrechteten Stände gegeneinander auszugleichen. Man glaubte endlich, mit der Unterdrückung der Emeute in Paris werde der ganzen Welt die Ruhe wiedergegeben werden. Als der Krieg gegen den Heros der Revolution beschlossen war, versammelten sich die Landstände auch in Lippe-Detmold. Dort kam es nach langen Debatten endlich zu der Entschließung, sich eine Armee zu kaufen, da die Landeskinder nicht füglich zu Soldaten taugten. Lippe-Detmold hatte für 60—70,000 Seelen 270 Mann zu stellen. Der Adel berief sich auf seine Steuerfreiheit, wollte jedoch ein für alle Mal als don gratuit 500 Thlr. zahlen, um den Erbfeind des Reichs zu bekämpfen. In Hildesheim war die Gewalt in den Händen des Domcapitels, das den Fürstbischof zum Schatten machte. Adel und Volk waren evangelisch, das katholische Domcapitel bestand aus Fremden, die ihre Einkünfte von 170,000 Thlrn. außer Landes verzehrten. Ein fürstlicher Hof- und Kammerrath, Namens Bertheramb, war die Geißel, die vom gedrückten Landmann noch den letzten Blutstropfen erpreßte, während Custine Mainz eroberte. Der Fürst von Anhalt-Zerbst, der sein Land kaum noch kannte und in Luxemburg auch starb, ließ seinen souverainen Hofrath Hase mit den Unterthanen schalten und walten, und dieser kleine Tyrann in Zerbst, der seinen Herrn in seiner Person vertreten zu müssen meinte, ließ selbst Kinder, die ihm auf der Straße nicht ehrerbietig genug auswichen, in den Kerker schleppen. In Hanover, das England als Domaine behandelte, wurden lange Processe über den Saustand geführt; die Bauern hatten sich für den Wildschaden an den Sauen selbst gerächt, und die Privilegirten entschädigten sich an den Bauern. Vom Rhein aber wälzten sich die fanatisch begeisterten Scharen schon wie eine dunkle Gewitterwolke heran, um mit Feuer und Schwert der Welt ein neues Evangelium zu verkünden! In Mecklenburg brach nach dem Tode Herzog Friedrich's der Pleureusenkrieg aus. Die bürgerlichen Räthe wollten zur Trauer ebenfalls die Pleureuse tragen, und das brachte den Adel in Harnisch. Und während die preußischen Truppen den schweren Feldzug in der Champagne bestanden, hielt in Rudolstadt der gemüthlich schwärmerische Fürst ein mittelalterliches Turnier zum Ergötzen seines Hofes und zur Zerstreuung in den trüben Zeiten.

Bruno Bauer hat sehr sorgfältig alle solche Einzelheiten mit Citaten aus dem „Reichspostanzeiger" und andern classischen Quellen belegt. Seine Belesenheit ist ruhmvoll. Aus dem Artikel „Reaction" finden sich komische Züge in Masse; ein Tacitus hätte sie mit bitterer Trauer, wenn auch nicht mit mehr Redlichkeit zusammengestellt. Ein Prinz von Hessen-Darmstadt zeigte einmal ein Gelüst, sich um die Geschichte seines Hauses zu bekümmern. Der Consistorialrath Wenck sollte ihm Vorträge darüber halten. Allein der französische Hofmeister des Prinzen, Bellisary, erklärte ihm, ein Haus wie das seinige habe keine Geschichte, und hintertrieb die patriotische Regung. Wie erbärmlich sich Deutschland in der Zeit der Noth an den Buchstaben des Christenthums klammerte, weil ihm dessen Geist abhanden gekommen war, davon gibt es in den deutschen Kanzelreden zur Zeit der Revolution Belege, die uns Fabeln dünken, obschon das alte Gelüst in unsern Herzen noch heute nicht erstorben ist. „Der wahre Christ", sagte ein protestantischer Prediger am geweihten Orte, „läßt Alles wie es ist, die moralischen Übel wie die physi-

schen; Alles kommt wie eine Strafe von Gott!" Die bekannten „Fragmente zur Biographie des Geheimraths Bode", vom Jahre 1795, liefern auch wichtige Documente, wie der Deutsche, qualvoll in sich befangen, sich selbst gern verdummt, wenn er in der Angst die Welt um sich her in Aufruhr sieht und nicht aus und ein weiß. Bode gehörte mit dem Freiherrn von Knigge zu denjenigen Freimaurern, welche in den Illuminatenorden traten und auf diese Weise die geheimen Verbrüderungen des deutschen Nordens und des deutschen Südens zu vereinigen bemüht waren. Mit seinem Ordensbruder, dem Herrn von dem Bussche, der zuletzt als Oberstlieutenant in darmstädtischen Diensten stand, war Bode 1788 in Paris gewesen und mit dem Club, den der Herzog von Orleans leitete, in Verbindung getreten. Diese beiden Deutschen hätten nach der Ansicht des Fragmentisten den Illuminatenorden in Paris verbreitet und dadurch den Ausbruch der Revolution im nächsten Frühjahr bewirkt. Also liegt das Übel, sagt der Fragmentist, tief in uns! Die Franzosen haben nicht einmal die saubere Ehre, die Erfinder des nichtswürdigen Projects zu sein, die Welt umzukehren; die Franzosen haben nur mit der Ausführung den Anfang gemacht. Also bei uns laßt uns der Quelle des Bösen nachgehen, bei uns die Wurzel aufsuchen! Und in der That, so wie damals suchen die Deutschen noch heute die Wurzel des Bösen in ihrem unschuldigen Treiben. Evangelische Pietisten beten für unsere verlorene Seele, heimliche Jesuiten machen in Correspondenzen dem Bürger, der Morgens beim Kaffee die politische Zeitung liest, die Hölle heiß, seine Staatskünstler lauschen diesen Warnungen und stellen geheime Wächter auf, wo sie nicht gar stille Tribunale errichten, um den vermeintlichen Geist der Revolution in deutschen Landen zu bekämpfen.

Bruno Bauer enthält sich bei der Darstellung solcher Miseren aller Hinweise auf die Gegenwart. Er will objectiv sein, und sein verkappter Witz verfällt mitunter in den Ton jener simplen Schalkheit, in welchem alte Volksbücher Ungeheuerliches melden. Im nächsten Capitel, sagt er irgendwo, werden wir sehen,

wie ein Adeliger seine Standesgenossen wenigstens zwingt, für das allgemeine Beste Vorstellungen zu wagen, und von ihnen in dem Augenblicke verlassen wird, wo er ihnen das Recht erkämpft hatte, daß sie sich mit dem Besten des Landes beschäftigen durften.

An einer andern Stelle:

Hier werden wir darstellen, wie die kleinlich verwickelten Verhältnisse der deutschen Nation die Kraft und Fähigkeit gewonnen hatten, sich selbst zu heilen, und wie die Privilegirten selbst dann, wenn sie sich einmal einen Aufschwung gegeben hatten und die schreiendsten Misbräuche heben wollten, durch ihren Vortheil und die süße Gewohnheit alsbald wieder zur Besonnenheit gebracht wurden.

Von den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit", welche die Gebrüder Bauer zusammenzustellen unternommen, sind bis jetzt erschienen: „Bailly und die ersten Tage der Revolution", „Bouillé und die Flucht Ludwig's XVI.", „Frankreich vom Juli bis zum October 1789 oder die ersten Kämpfe des constitutionnellen Princips mit dem Königthum und mit der Volkspartei", „Der 20. Juni und der 10. August oder der letzte Kampf des Königthums in Frankreich mit der Volkspartei", „Religion und Kirche in Frankreich während der Zeit der Revolution bis zur Auflösung der constituirenden Versammlung", letztere Schrift von Ernst Jungnitz.

Auf diese sporadische Behandlung des Materials der Geschichte wird später wahrscheinlich Bruno Bauer's zusammenfassende Darstellung des Jahrhunderts in seiner französischen und deutschen Entwickelung erfolgen.

F. Gustav Kühne.

Zuruf eines Christen an die Schriftsteller des französischen Volks. Von G. de Félice. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Dielitz.

(Beschluß aus Nr. 283.)

Aus Allem, was Ref. angeführt hat, ergibt sich das Resultat, daß Hr. von Félice total unfähig ist, über einen so wichtigen Gegenstand, wie der seines Buches ist, zu schreiben; als Prediger mag er sich darüber vernehmen lassen, wenn er geduldige Zuhörer finden kann, als Autor zu reden fehlt ihm die Befähigung, also das Recht.

Herr von Félice hätte vielleicht etwas gewirkt, wenn er nur über den Zustand der französischen Tagespresse geschrieben hätte; wenn er alle die Schriftsteller, die aus der Tagesschriftstellerei ein Gewerbe machen, alle die, deren Feder den Meistbietenden feil ist, wenn er alle diese Ehrlosen namentlich vor sein Tribunal gefodert und zur Rechenschaft gezogen hätte. Das Letzte hat in den letzten Wochen namentlich der Abbé Lacordaire erfahren. Der war nämlich mit dem Herzoge von Bordeaux in London und verfaßte in Belgrave Square all die bon-mots, all die witzigen Repliken, mit denen Seine königl. Hoheit gegen Chateaubriand, gegen Berryer, gegen den Herzog von Valmy und das ganze Corps um sich warf, und ließ dieselbe im Constitutionnel drucken. Wie gesagt, gegen diese und ähnliche Lächerlichkeiten und Schändlichkeiten hätte Herr von Félice zu Felde ziehen sollen, das würde eher von Wirkung gewesen sein als seine Auffoderung an alle Autoren, daß sie Christen werden sollen.

Wenn Herr Dr. Hitzig etwas Tüchtiges hätte thun wollen, so hätte er nicht das obenerwähnte Buch empfehlen, sondern uns darüber aufklären sollen, wie es kommt, daß von all den Talenten, die sich seit 1830 als Messiasse einer neuen Epoche angekündigt haben, keiner die volle Sympathie der Zeitgenossen gewonnen hat. Wir haben seit der Zeit manches Goldkorn gewonnen; aber es waren auch nur Körner. War etwa die Epoche ungünstig, die Theilnahme lau, das Interesse anderweit in Anspruch genommen? O nein. Aber viele jener Talente seit 1830 wollten durch Experimente den Parnaß gewinnen, während doch nur Der ihn gewinnt, den ein Gott im Innern treibt. Zuerst versuchte sie sich mit der Kritik; man decretirte, daß nur durch Kritik dem literarischen Jahrhundert auf die Beine zu helfen sei. Welche Kräfte setzten das Cotta'sche „Literaturblatt", die „Mitternachtszeitung", die „Elegante" in Bewegung! Nebenher debutirte man mit eigenen Productionen, mit Novellen, in allerlei Form, aber alle waren Tendenznovellen und kämpften für Liberalismus auf dem Gebiete der Politik, der Religion und des häuslichen Lebens, oder, mit dem Ausdruck der Schule, für die Emancipation des Fleisches. Nachdem diese Versuche nicht zum erwünschten Resultate geführt hatten, versuchte man sich im Roman, namentlich im komischen Roman. Der „Vater Blasedow" hatte so viele Nachzügler, daß der Verf. stolz erklärte: es sei ihm leid, daß sein Roman gar so viele Nachahmer erweckt habe. Inzwischen hatte man auch lyrische Talente nöthig. Eines Tages stand im „Hamburger Correspondent" ein Artikel aus Paris, worin es hieß,

der deutsche Dichter Ludwig Wihl hat Paris verlassen und wird sich in Hamburg niederlassen. Armes Deutschland, du kanntest nicht einmal den Namen deines Dichters! Doch mit dem neuen Lyriker wollte es nicht recht vorwärts; so sah man sich genöthigt, Freiligrath zu einem großen Dichter zu machen. Mittlerweile war das Becker'sche Rheinlied erschienen; man kam auf den Gedanken, daß sich die Politik doch mit der Poesie gut vermählen lasse, und man versuchte es mit der politischen Poesie, einer höchst wohlfeilen Sorte; viele der Witze, der Anspielungen, welche die Pointe dieser Gedichtchen machen, könnte man sich gefallen lassen, wenn Jemand sie, wie sie der Augenblick gibt, ausspricht; aber daß man sie in Reime zwängt, drucken läßt und für Poesie ausgibt, ist oft fast lächerlich, wenn nicht bemitleidenswerth. Und diese Jünglinge wollen uns lehren, daß die lyrische Poesie eigentlich inhaltlos sei, nur wenn man sie mit Politik ausstopfe, werde sie echte Poesie! Lächerlich oder bemitleidenswerth! Hübsche satirische Sachen enthält Dingelstedt's „Kosmopolitischer Nachtwächter". Herwegh's Dichtungen scheinen mehr oder weniger Nullitäten zu sein, nicht blos poetische, sondern auch politische; in dem zweiten soeben erschienenen Theile ist das umfassende „Auch Dies gehört dem König" noch das Beste, aber in Bettina's Buche steht das ja Alles und aus einem andern Geist; Herwegh versuchte eine Ilias nach Homer, was schon im Alterthum für absurd galt. Der tobsüchtigen Jugend ist in dem zweiten Theile genug geschmeichelt. Wie tief übrigens die Sucht zu experimentiren in unsern modernen Dichtern Wurzel geschlagen hat, zeigt sich darin, daß sogar H. Heine, als er in Hamburg war, in dortigen Blättern politische Lieder drucken ließ.

Gleichzeitig mit der politischen Poesie versuchte man sich in dramatischen Werken. Einer der bedeutendsten Autoren seit 1830 erklärte, da doch so manches Buch nicht recht ins Publicum gelange, da es oft von der Kritik verkannt, maltraitirt werde, so wollten die Autoren jetzt an den Richterstuhl des Publicums unmittelbar appelliren und von der Bühne herab gleich in Herz, Gemüth und tiefste Seele des Publicums einziehen. Auch in diesen dramatischen Werken finden wir die Sucht des Experimentirens. Der geistreichste, Gutzkow, hat einige Sachen verfertigt, die sind wie Exempel zur Seelenlehre; z. B. sein „Richard Savage"; das frappirt, es blendet, man gibt sich hin, aber bei ruhiger Überlegung findet man sich verlockt; das Ganze, weil es nicht auf ein allgemein menschliches Gefühl, auf ein allgemein menschliches Bedürfniß oder eine Urwahrheit gegründet ist, erscheint unwahr, nichtig. Die Experimente vieler andern Autoren, die für die Bühne schreiben, stehen sehr tief unter den genannten, weil darin gar zu wenig Eigenes ist; die meisten liefern nur ein Stück dialogisirte Weltgeschichte und geben es für ein Drama aus. Wo ist da originelle Auffassung, poetische Erfindung, geniale Durchführung? Namen zu nennen wird nicht nöthig sein.

Der Schluß dieser ganzen Auseinandersetzung, die wir eigentlich ganz in Dr. Hitzig's Geist gegeben zu haben glauben, ist: sobald Jemand nur um zu experimentiren, nicht aber aus tiefstem Bedürfniß des Geistes und Herzens eine Composition entwirft und ausführt, so fehlt derselben das innere Leben, sie kommt todt zur Welt.

Hieraus ergibt sich ein Zweites, worüber Dr. Hitzig in seiner Vorrede zu dem Buche des Herrn von Félice hätte reden sollen. Wir meinen ungefähr in folgender Weise. Es kommt in den Zeiten eines lebhaften Parteikampfes oft vor, daß Jemand die eine Partei verläßt und zu der entgegengesetzten übertritt. Für ehrenhaft erkläre ich Das, sobald die innere Überzeugung es fodert. Indeß ehrlos ist das Wechseln der Partei, wenn nur äußere Gründe, Gewinn oder Verlust, persönliche Zuneigung oder Abneigung, die Hoffnung auf Auszeichnung oder Versorgung die Motive sind. Es ist hier nicht der Ort, die Namen Derer zu nennen, die in neuer Zeit ihre eigenen Grundsätze verrathen haben. Hitzig hatte ganz recht, als er vor einigen Jahren die Jugend warnte, sich nicht in Associationen einzulassen, wo man heute pro, morgen contra schreiben muß. Hitzig hatte ganz recht, wenn er es für nicht ehrenhaft erklärte, schriftstellerisch Partei zu nehmen für irgend eine Debatte, sobald man sich im tiefsten Selbstbewußtsein gestehen muß, man sei noch gar nicht zu jener vollkommenen Einsicht in den Gegenstand durchgedrungen, wodurch man das Recht erwirbt, öffentlich mitstimmen zu dürfen. Hitzig hatte vollkommen recht, wenn er Das für einen unverzeihlichen sittlichen Leichtsinn erklärte, wenn er sogar Fälle bezeichnete, wo es eine infame Bosheit sei; er hätte ganz recht, wenn er andeutete, wohin Das führe, nämlich zum Verrath der Freunde, der Partei, zur Käuflichkeit der Feder. Aber warum deutet Herr Hitzig in seiner Vorrede nur an, daß mancherlei Übel grassiren; warum geht er nicht mit der Sonde in die Wunden, warum secirt er nicht die Cadaver? Jedenfalls wäre es verdienstlicher gewesen als im Allgemeinen sich halten und sagen: „Kinder, werdet doch Christen!" Wenn Herr Hitzig meint, daß durch das Christenthum jede verkehrte Richtung corrigirt werden könne, so sind wir mit ihm der entschiedenen Ansicht, daß in dem Christenthum diese reinigende Kraft liege; indeß da die Kirche, die protestantische nämlich, alle Gewalt über ihre Mitglieder sich hat nehmen lassen, oder vielmehr freiwillig aufgegeben hat, so möchte es schwer sein, die Heilungsbedürftigen unter den Einfluß des christlichen Geistes zu stellen.

Wir sind mit Herrn Dr. Hitzig gar nicht zufrieden, daß er die Vorrede des obenbezeichneten Buchs nicht dazu benutzt hat, dem Literatenvereine einige Vorschläge zu machen, deren Abhülfe in der That dringend noth ist, wir meinen namentlich: 1) die Buchmacherei, sowol die grobe als die feine. Noch ganz kürzlich hat Dr. Flügel in seiner Broschüre, betitelt: „Literarische Sympathien", bewiesen, daß sein englisches Lexikon von einem gewissen Grieb auf die schamloseste Weise ausgebeutet ist. Eben so ehrlos ist die feine Buchmacherei, wenn nämlich Jemand Novellen, Romane, Dramen veröffentlicht, die nach fremden Mustern, welche ungenannt bleiben, gearbeitet sind. Die technologische Literatur wird in dieser zweifachen Weise unglaublich stark ausgebeutet. Für alle notorischen Buchmacher sollte der Literatenverein einen öffentlichen Galgen errichten, an den die Namen geschlagen werden. Das Amt des öffentlichen Anklägers sollte das erste Ehrenamt sein. 2) Wenn ein Journal keine andere Tendenz hätte als Gelderwerb, wenn ein Blatt blos eine Speculation auf den Geldbeutel der Einfalt und Gutmüthigkeit wäre, wenn ein Blatt eine nicht ehrenhafte Persönlichkeit oder ein Individuum von nicht-wissenschaftlicher Bildung zum Redacteur hätte — so müßte dasselbe innerhalb der Bannmeile des Vereins vernichtet werden; daß kein Mitglied des Vereins dafür schreibt, es verbreitet, versteht sich von selbst; man soll aber auch die Buchhändler gewinnen, daß sie es nicht debitiren. 3) Der Verein sollte bei der betreffenden Behörde veranlassen, daß das Hausiren mit den trivialsten sogenannten Volksschriften und Bilderwerken u. s. w. unter Aufsicht der Policei gestellt werde, daß die Hausirenden wenigstens Patente lösen müssen, dergleichen alle Musterreiter und Weinreisenden führen.

Wenn Ref. in dem letzten Theile seiner Relation mehr Autor geworden als Kritiker geblieben ist, so trägt offenbar Niemand die Schuld als Herr Dr. Hitzig. 29.

Notiz.

Unter den Handschriften der Universität Dorpat haben sich 23 Manuscripte und noch ungedruckte Werke des berühmten Mathematikers Euler vorgefunden. Der Inhalt beschäftigt sich in lateinischer, französischer und deutscher Sprache mit den tiefsten Fragen der Wissenschaft. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaft zu Petersburg hat die Manuscripte an sich gekauft, um sie der neuen Ausgabe von Euler's Werken einzuverleiben, welche soeben von ihr vorbereitet und 25—28 große Quartbände bilden wird. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 285. —— 11. October 1844.

Franz Dingelstedt.

Sieben friedliche Erzählungen von Franz Dingelstedt. Zwei Bändchen. Stuttgart, Krabbe. 1844. 8. 2 Thlr.

Friedliche Erzählungen? Die Bezeichnung erinnert an „Zahme Xenien", die so genannt wurden, weil „Wilde Xenien" voraus bekannt waren. Zielt der Verf. mit diesem Titel auf seine politische Nachtwächterschaft, und reicht mit dieser Gabe die Hand zum Frieden? Soll dieser Kranz von just sieben Novellen als ein Regenbogen der Versöhnung auf dem Gewölke stehen, aus dem es glücklicherweise in des Nachtwächters Haus nicht eingeschlagen hat? Ich glaube, nein. Dingelstedt hat absichtlos nur an den Inhalt seiner Novellen gedacht. Er hätte sie ebenso gut flüchtige Novellen betiteln können, wie sie ja aus den Fußstapfen des flüchtigen Wanderers erwachsen sind und in der Behandlung die leichte Stimmung tragen, die ihn begleitete. Sie hätten auch als Fortsetzung seines „Wanderbuchs" erscheinen können.

Dingelstedt hatte von jeher viel Unruhe. Als Gymnasiallehrer konnte er kaum die Ferien erwarten, um irgend einen Ausflug zu machen, und traf die Vacanz gerade mit einem pecuniairen Vacat zusammen, fielen die Ferien just in die Mauserzeit des Poeten, so setzte er rasch Novellenfedern an, die ihn manchmal noch über die Ferienzeit hinaustrugen. Er war als Sänger wenigstens ein Strichvogel, bis sein Winter kam, der ihn zum Wandervogel machte. Dieser Winter traf ihn in Fulda, wo der Freund zu den sogenannten Zobelfängern gehörte. So werden hier nämlich in einem vertrautern Kreise scherzweise gewisse, nach Fulda versetzte Staatsdiener genannt. Ich sage nicht welche, sondern nur, daß zwei kurhessische Schriftsteller dazu gezählt wurden — der Verfasser und der jetzige Recensent der „Sieben friedlichen Erzählungen". Wir hielten jene Unruhe des Freundes für Stimmung eines schwer zu befriedigenden Gemüths; nun aber scheint es mir doch mehr als bloße Stimmung gewesen zu sein: Bestimmung nämlich — jener stachelnde Instinct, der den Vogel hinwegtreibt, sich ein höher gebautes Nest und ein Weibchen, eine Sängerin, zu suchen. Richtig hat Franz denn auch Beides gefunden, und der heimgebliebene Mitzobelfänger, der über die Hochzeitgabe der friedlichen Novellen berichten soll, faßt die gute Hoffnung, der befriedigte Freund werde nun auch bald befriedigte Novellen und befriedigende Erzählungen schreiben. Daß es die vorliegenden sieben weniger sind, sei mit aller Achtung vor ihrer heiligen Zahl voraus bemerkt; voraus, und in der heitern Erinnerung an jene Tage, die wir zusammen in Fulda auf dem Zobelfang verlebt haben. Wir standen, sozusagen, auf einem und demselben Pelzwerke, obschon ich ihm zwei Jahrzehende des Lebens voraus war. Er hatte wol mehr äußerlich, ich vielleicht mehr innerlich erlebt. Unsere Ansprüche und Erwartungen waren demnach so verschieden als die Gesichtspunkte, die wir dem Leben abgewannen, als die Maßstäbe, wonach wir es schätzten. Was der Eine und der Andere in Liebe und Leid leicht und was er schwer nahm, was uns begegnete und was uns traf, was wir nicht lachend fahren lassen oder nicht trübselig genug festhalten konnten, das gehörte nicht zur Substanz unserer innern Verwandtschaft. Auch für literarischen Geschmack und wissenschaftliches Bedürfniß brachten wir aus sehr verschiedenen Zeitperioden unsere Taufscheine mit. Allein all Dessen waren wir uns klar bewußt, es änderte unsere Gesinnung, unser Wohlwollen für einander nicht; so viel der Freund auch etwa über mich zu lächeln, ich gegen ihn zu eifern haben mochte. Uns aneinander zu berichtigen, zu ergänzen, zu verbessern wäre später gewiß nicht ausgeblieben. Auch hatten wir außerhalb des Zobelpelzes unter unsern Füßen noch Anderes gemeinsam: denselben wohlwollenden und gebildeten Kreis des Umgangs, dieselben geistlichen und politischen Widersacher, und für Freund und Feind dieselbe freimüthige Laune.

Und mit jener alten Freimüthigkeit gehe ich jetzt an die mir zum Besprechen zugekommenen sieben friedlichen Novellen. Wie könnte ich, bewegt von jenen Erinnerungen, den Freund würdiger recensiren, als wenn ich es streng mit ihm nehme, und Foderungen an ihn stelle, die mehr seinem Talent als den leichten Federn entsprechen, die ihn auf einen ehrenvollen Posten und an einen freundlichen Herd getragen und damit ihren Lohn voraus haben! Dies Talent hat sich bisher lyrisch am achtbarsten bewährt, und wir müssen die Sammlung alter und neuer Gedichte, die bei Cotta in Stuttgart unter der Presse sein sollen, abwarten, um den Freund

in seiner vollen Bedeutung zu würdigen. Indeß bei so viel innern Erlebnissen und äußern Anschauungen kann es dem begabten Manne nicht fehlen, auch in der Novelle Bedeutendes zu leisten, sobald er nur sich selbst Ruhe, und seinen Gebilden Reife gönnen will.

Franz Dingelstedt, aus bescheidenen bürgerlich-hessischen Verhältnissen erwachsend, fand als ganz junger Lehrer an einer Erziehungsanstalt in der Nähe von Hanover frühe Gelegenheit, mit reichen Engländern zu verkehren, und mit den Lehrstunden — Genußstunden zu wechseln. Die gemessenen Formen vornehmer Gesellschaft imponirten ihm, und er suchte sie zu bewältigen. Auf hessisches Fortkommen angewiesen, begegnete er englischem Comfort, das seine jugendliche Aufmerksamkeit erregte und seine reizbaren Wünsche gefangen nahm. Er gewann auf einer Seite eine ungemeine Leichtigkeit für den gebohnten Fußboden und den Divan des Salons, auf der andern einen nur zu wohlgefälligen Blick für die oft nichtigen, nie bedeutsamen Äußerlichkeiten der Societät. Ein lyrisch reizbares Herz, eine jeder Empfindung dienstbare Phantasie spielen dabei dem bürgerlichen Poeten nicht selten einen kleinen Possen: sie schimmern dort durch die nicht eingelebten, sondern nur angenommenen Weltmanieren, und lassen sie als plattirt erscheinen; sie brechen hier durch alle Oberflächlichkeiten und verrathen einen gehaltvollern Kern. So geht der Freund ans Singen und Dichten. Seine Lieder kommen aus dem Herzen — wenn auch manchmal aus dem nur flüchtig bewegten; seine Novellen schöpfen aus äußerer Beobachtung und gefallen sich besonders in jenen Kreisen, die so viel Eindruck auf ihn gemacht haben. Dann kann es wol kommen, daß jener rasche Witz, jene anmuthige Laune, die in Glacéhandschuhen und gebügelten Manieren liebenswürdig, charmant im Salonstil heißen, im Novellenstil, mit nackter Hand niedergeschrieben, so unbedeutend werden, daß sie Druck und Velin nicht mehr vergüten. Dingelstedt's Salonscenen sind ebenso wahr als unpoetisch; jene Leichtigkeit, die in „guter" Gesellschaft witzig und anmuthig über die Gegenstände der Unterhaltung hinweggaukelt, verdrießt uns, wenn sie in der gedruckten Erzählung vor jeder bedeutenden Situation, vor jeder Untiefe einer Leidenschaft mit witzigem Luftsprunge hinwegsetzt; jene lyrische Reizbarkeit, die jede Empfindung oft nur so lange festhält, bis sie wahr und warm in angemessenen Strophen ausgeströmt ist, kann uns verstimmen, wenn sie in der Novelle den Charakter und den Ausdruck der Personen bei jeder Situation umstimmt, und eine handelnde Seele objectiv wahr durchzuführen unzureichend erscheint. Leichter Stil, unerwartete Wendungen, auffallende Gegensätze, wie z. B. Kinder und Bohnen groß ziehen u. dgl. beleben allerdings die Darstellung, aber der frappante Eindruck einer Situation entschädigt den denkenden Leser nicht für die mangelnde Wahrheit derselben, und was an Ereignissen, Affecten, Schilderungen u. dgl. von der Oberfläche des Lebens abgeschöpft wird, ist gerade nicht wie bei der Milch — die Sahne, ebenso wenig, als der poetische Gehalt der Menschheit sich in jenen höhern Kreisen ansetzt, die sich la crême nennen.

Eins dürfte wol neben Anderm nicht unbemerkt bleiben: daß nämlich, wie uns scheint, Dingelstedt's Novellistik in einer Hinsicht noch zu tief in seiner Lyrik verwachsen ist. Ein Sänger hat Vers und Reim für jede Regung und Laune, für jeden Wunsch und Traum; alle Richtungen der Menschheit stehen ihm zugleich offen; es wird seinem Herzen als Reichthum, seinem Talent als Kraft zugute gerechnet, wenn er das Widersprechendste besingt, Alles, was elektrisch die Breite des Lebens durchzuckt. Der Poet aber, der Schöpfer, hat einen magnetischen Zug der Gesinnung zu bewähren. Diesen vermißte der tiefer Blickende in Dingelstedt's bisherigen kleinen epischen Gebilden — Gesinnung, sei es die, welche einem politischen Nachtwächter oder die einem königlichen Vorleser wohl ansteht, gleichviel, wenn sie nur in sich wahr und tüchtig ist. Indeß, jede Emancipation, mithin auch die der Gesinnung aus der Stimmung, verlangt, gleich jeder andern Verwandlung, eine feste, ruhige Widerlage. Dingelstedt, den bisher ein unbefriedigtes Herz vielfach umhergetrieben, hat endlich Hof und Herd gefunden, und wir sehen nun mit den Hoffnungen seines Talents den weitern Entwickelungen desselben entgegen. Nun zu den Novellen!

1) „Deutsche Nächte in Paris" schildern die stillen Zusammenkünfte dreier nach Paris verschlagenen Deutschen in der Wirthschaft eines Polen vor der Barrière der Märtyrer. Diese einleitende Schilderung ist höchst anziehend, zart, wehmüthig-witzig, bis zu den Erzählungen zweier dieser Gäste, des Crawallers und des Diplomaten, aus ihren Leben. Diese Mittheilungen steigern das Interesse nicht, und die Erzählung selbst wird ein wenig springend, hinwegwerfend; die Localtinten verstecken nicht genug den Mangel an Tiefe. Crawaller heißt ein blonder, blöder Jüngling, der seine echt deutsche Liebe zu zwei Grisetten erzählt. Die Eine betrügt und bestiehlt ihn, die Andere macht als anfänglich ruhige, sittsame Comtoirdame im Café d'Orléans unerwartete Sprünge aufs Theater und ins liederliche Leben, angeblich aus Eifersucht, zu der ihr der gute Crawaller keinen Grund gibt. Der Diplomat, wie sich seltsam genug ein sehr unbeholfener, diabolische Geberden schneidender Geselle nennt, wird aus einem Musiklehrer Secretair des Gesandten und liebt die Gesandtin. Er zerfällt mit dem Manne und wird auf dem Platz zu einem gefoderten Duell ergriffen und eingesteckt. Hernach hört er nichts mehr von der Frau. Der Poet, der dritte im Bunde, ist seine Erzählung schuldig geblieben, vielleicht aus Bescheidenheit des Verfassers.

2) „Molkencuren" führen uns nach Kreuth, wo uns der Verf. in der flachsten Gesellschaft, wie sie aus Baiern und Östreich dort zusammen kommen mag, für ein geheimnißvolles Paar interessirt. Die Unbekannte entdeckt sich dem Einsamen, der sich ihrer gegen die Unart lustiger und fader Badegäste mit Wort und Waffen angenommen, als Tänzerin und gewesene Verlobte eines Gra-

sen, der, um ihretwillen von der vornehmen Gesellschaft verstoßen, sich erschossen hat. Man kennt eine solche wiener Geschichte aus der Zeitung. Er, der Einsame, liebte eine Sängerin, die, als er Majoratsherr wird, aus Rücksicht für seinen Stand sich ihm durch eine Resignationsheirath entzieht. Die Tänzerin tadelt diesen Schritt als Mangel an Liebe, dem Majoratsherrn geht darüber ein Licht auf, und es versteht sich nun, daß die beiden Verlassenen einander fassen und sich verbinden. Ganz aus der Natur gegriffen ist die Schilderung nicht: denn der Erzähler läßt einen blassen, „anfangenden" Mond über den Höhlenstein herauf steigen; bekanntlich aber bemerkt man einen anfangenden Mond nur niedergehend, dicht hinter der untergehenden Sonne her. Überhaupt scheint Dingelstedt mit dem Mond auf keinem vertrauten Fuß zu stehen, denn im zweiten Bändchen (S. 47) läßt er den Mond groß und lächelnd „im Westen" aufgehen, was dem guten Mond wol noch nie passirt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806. By Sir *Robert Adair*. London 1844.

Sir Robert Adair, der Verf. dieser Denkschrift, wurde 1806, als Fox mit Lord Grenville in das Ministerium getreten war und Friedensunterhandlungen mit Frankreich angeknüpft wurden, als Ministerresident nach Wien gesendet. Die während seines Dortseins vom Juni 1806 bis Februar 1808 abgesendeten Depeschen bilden den Inhalt des Buches.

Als Fox sein Amt antrat, boten die continentalen Angelegenheiten einen sehr bedrohlichen Anblick; in dem bisherigen Kampfe gegen Frankreich hatte Einheit und Aufrichtigkeit im Zusammenwirken der Alliirten gefehlt, und einer nach dem andern war vor Napoleon's siegreichen Fahnen gewichen. Von England freundlich gesinnten Mächten stand noch Rußland, trotz des Unglücks von Austerlitz, aufrecht. Zwar war sein letztes Bündniß mit Östreich durch den Frieden von Presburg gelöst, aber zu allen Zwecken einer gemeinschaftlichen Sache bestand noch sein Bündniß mit England. Außerdem stand England noch in Allianz mit dem Könige beider Sicilien und auf freundschaftlichem Fuße mit Östreich. So geringe Aussicht auf Hülfe bot der Continent, im Fall das Zerschlagen der Friedensunterhandlungen den Krieg unvermeidlich machen sollte. Um das Band mit Östreich zu knüpfen, sendete Fox Sir Robert Adair nach Wien ab. Er sollte Östreich versichern, daß England jetzt das System, auswärtige Mächte durch Ertheilung von Subsidien zu Kriegen gegen ihren eigenen Willen und ihre eigenen Interessen zu bewegen oder zu zwingen, ganz aufgegeben habe; daß es aber nichtsdestoweniger entschlossen sei, jeden Staat, und insbesondere Östreich, wenn es sich vor neuen Bedrückungen und Beleidigungen Frankreichs in Gefahr befinde, in einem Vertheidigungskriege beizustehen. Zugleich sollte er Östreich auf seine gefährliche Stellung, deren es sich nicht klar bewußt sei — fürchtete Fox —, aufmerksam machen. Der Gesandte fand Östreich von dem Wunsche beseelt, den Frieden, den es eben in Presburg geschlossen, zu erhalten, so hart wie er war, und daher auch geneigt, bei der Sache des allgemeinen Friedens von Europa zu bleiben. Aber es konnte nicht an den Friedensunterhandlungen in Paris Theil nehmen und betrachtete sie mit großer Unruhe, hauptsächlich Rußlands Schritte, welches einen Separatfrieden mit Frankreich abgeschlossen hatte. Wenige Tage vorher war d'Oubril, der russische Bevollmächtigte, auf seiner Durchreise nach Paris in Wien angekommen, aber obgleich er Audienzen bei dem russischen Gesandten, Graf Rassumoffsky und bei Sir Robert Adair gehabt hatte, hatte er doch über die Absicht seiner Regierung ein strenges Stillschweigen gegen Beide beobachtet. Der Separatfriedensvertrag zwischen Rußland und Frankreich wurde am 20. Juli unterzeichnet; am Tage darauf überreichte Lord Yarmouth seine Vollmacht, für England die Unterhandlungen zu beginnen. Das östreichische Cabinet war überrascht, beunruhigt, und eine Spannung trat zwischen Graf Stadion und Sir Robert Adair ein. Doch hatte, wie es sich bald zeigte, England sich nicht des Treubruchs an seinem Alliirten schuldig gemacht, und die Spannung hob sich bald wieder. Frankreich nämlich hatte Lord Yarmouth die Alternative gestellt, entweder sogleich seine Vollmacht zu überreichen, oder Paris in 24 Stunden zu verlassen. In einer so schwierigen Lage, da die französische Regierung sich entschieden weigerte, ihm die kurze Frist zu gestatten, die zur Einholung neuer Instructionen erfoderlich war, und nicht gewillt, die Verantwortlichkeit eines gänzlichen Bruches auf sich zu nehmen, hatte Lord Yarmouth so weit nachgegeben, daß er sich bereit erklärte, über den Anspruch Frankreichs, Sicilien in den Bereich der Verhandlungen zu ziehen, zu discutiren. Damit jedoch hatten seine Concessionen ein Ende erreicht und Östreich war beruhigt.

Neben der Darstellung der diplomatischen Verhältnisse Englands zu Östreich ist Sir Robert Adair's Zweck, Fox von dem Verdacht der französischen Sympathien zu reinigen, ein Ruf, den er seinen Feinden wie seinen Freunden zugleich zu verdanken hatte. Jene hatten in dem Glauben, „eine esoterische Doctrin" in seinen politischen Grundsätzen entdeckt zu haben, die Gewohnheit, ihn als einen ehrgeizigen und misvergnügten Mann darzustellen, der aus Unzufriedenheit, in seinem Vaterlande keine seinen Ansprüchen und seiner Macht angemessene Stellung zu finden, sich mit der Sache Frankreichs identificirt habe und den Frieden wünsche nicht um seiner selbst, oder um des Guten willen, welches er für den Zustand Englands und Europas haben könne, sondern mehr um den Erfolg der Revolution zu sichern und durch deren Einfluß zu steigen. Viele seiner Freunde aber, die der Meinung waren, seine Gesinnungen auszusprechen, beförderten diesen Glauben nicht wenig durch eine ausschweifende Bewunderung der neuen Theorien und durch Äußerungen über die continentalen Monarchien von einer Heftigkeit, die so wichtigen Fragen der Politik und so mächtigen Interessen wenig angemessen war. Auch Napoleon und nach ihm Bignon hegte diesen Glauben, und klagt danach, als sich die Friedensunterhandlungen zerschlagen hatten, Fox der Unaufrichtigkeit und Inconsequenz an. Zur Widerlegung dieser Behauptung bemüht sich Sir Robert Adair, gestützt auf die mitgetheilte Correspondenz vom 26. März bis zum 20. April, und, hauptsächlich auf Fox' eigene und auf Talleyrand's Briefe, den großen Whigstaatsmann von dem Verdacht zu befreien, daß er „esoterischen Doctrinen" anhänge, welche mehr der Wohlfahrt Frankreichs als der Englands förderlich waren, und weist auf die Correspondenz hin, welche deutlich und klar das gerade Gegentheil von Bignon's Aufstellungen über alle wesentlichen Punkte beweise. Es gehe daraus hervor, daß nicht Fox' Tod das Abbrechen der Verhandlungen durch deren Übergang in andere Hände veranlaßt habe, sondern daß lange vorher schon und selbst vor der Sendung des Lords Lauderdale Fox die moralische Überzeugung gewonnen habe, daß Friede mit Frankreich durch Napoleon selbst eine Unmöglichkeit sei. Der Verf. ist um so ausführlicher über diese Verhältnisse, als sie in genauer Verbindung mit jenen Schritten in Wien standen, und mit den Grundsätzen, nach denen er Fox' Instructionen ausführte, und bestrebt sich, das Ganze auf eine irrthümliche Hypothese Napoleon's, der die Parteistellung Fox' gänzlich verkannt habe, zurückzuführen.

Die Anregung zum Frieden kam von Frankreich, welches sich nicht für abgeneigt erklärte, auf den Grundlagen des Friedens von Amiens zu unterhandeln. Darauf jedoch konnte Fox nicht eingehen, denn er hatte nicht allein Englands und Frankreichs Interessen, sondern auch die des Continents im Auge zu

behalten, und mußte daher vor Allem die Zulassung der Alliirten und hauptsächlich Rußlands verlangen. Frankreich wich dem aus, da es von England ein praktisches Eingeständniß seiner Lossagung vom Continent verlangte; zudem hatte es schon Unterhandlungen zu einem Separatfrieden mit Rußland eingeleitet. Später war Frankreich gezwungen, allen Ansprüchen auf eine Einmischung in Englands Verhältnisse zu den Continentalmächten zu entsagen; da es aber am Ende Grund fand, zu hoffen, Rußland zu einem Separatfrieden zu bewegen, so behandelte es die vertraulichen Eröffnungen, die Talleyrand Fox gemacht hatte, als bloße Verbindlichkeiten zwischen zwei alten Freunden, welche Keinen binden könnten, sobald die Verhandlungen ernst würden.

Die mitgetheilten officiellen Documente beweisen, daß Fox, wenn er am Leben geblieben wäre, nicht auf die von Napoleon angebotenen Bedingungen Frieden geschlossen haben würde, daß er nie von der Foderung, mit Rußland gemeinschaftlich zu unterhandeln, abstand und nie einwilligte, einen Separatfrieden zu schließen; daß er nie von dem Anspruch abging, den Frieden uti possidentis abzuschließen — nie einwilligte, daß Frankreich Sicilien bekäme; und daß er, weit entfernt, Unterhandlungen über die angetragene Entschädigung zu eröffnen, nie von dem Abtreten dieser Insel hören wollte, wenn Frankreich nicht bereit wäre, eine den rechtmäßigen Fürsten zufriedenstellende und den Frieden Europas sichernde Compensation zu geben, daß er also im ganzen Verlauf der Unterhandlungen mit Napoleon sich mit derselben Offenheit und Aufrichtigkeit benommen habe, die ihm allgemein für den Beginn derselben zugesprochen werde.

Unter den Beilagen — sie sind sämmtlich mit Bewilligung der Betheiligten, Fürst Metternich, Wellington u. s. w. mitgetheilt — dürfte eine Denkschrift Sir Robert Adair's über die politische Lage des Continents nach dem Frieden von Tilsit, und Bemerkungen zu zwei Memoiren von Gentz von besonderm Interesse sein. In letztern vertheidigt Sir Robert Adair Englands Politik gegen Preußen in der Krisis von 1806. 133.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Naturwissenschaftliche Werke.

In den Naturwissenschaften ist die Schweiz, deren literarische Productivität sonst nicht eben sehr zu rühmen ist, besonders gut vertreten. Ein Name wie Agassiz allein wiegt hundert andere auf. Wir wollen hier auf ein paar literarische Neuigkeiten naturwissenschaftlichen Inhalts aufmerksam machen, die beide in naher Beziehung zu dem eben erwähnten ausgezeichneten Gelehrten stehen. Das erste der beiden Werke, die wir hier kurz berühren, führt den Titel „Excursions et séjours dans les glaciers et les hautes régions des Alpes, de M. *Agassiz* et de ses compagnons de voyage", von E. Desor (Neuchatel). Die ausgezeichneten Arbeiten von Agassiz über dieses Thema sind bekannt. Vorliegende Schrift schließt sich durchaus an dieselben an und kann zu ihrer Ergänzung dienen. Zwar ist der eigentliche wissenschaftliche Gehalt beiweitem nicht so hoch anzuschlagen, als daß man diese bescheidenen „Excursions" mit den großartigen Leistungen eines Agassiz auf eine Linie stellen könnte; aber dafür berücksichtigt Desor gerade die Partien, denen sein großer Lehrer keine sonderliche Aufmerksamkeit schenkt. Wir meinen vorzüglich das eigentliche Pittoreske der ganzen Reise, das für ein größeres Publicum gerade ein besonderes Interesse hat. Wenn daher das Werk Desor's auch in wissenschaftlicher Beziehung nicht viel Neues liefern sollte, so wird man es dem Verf. immerhin Dank wissen, daß er dem weitern Leserkreise einen lichtvollen Überblick über den gesammten Gang dieser höchst interessanten Forschungen gegeben hat. Die Reisen, deren Beschreibung vorliegende Schrift gewidmet ist, sind in der Kürze folgende: Man besuchte zuerst im J. 1838 das Haslithal; dann wurden Untersuchungen im Rhonethale, das nicht weniger Interesse darbot, angestellt, und endlich begann man das fruchtbare Studium des Montblanc. Durch die wichtigen Entdeckungen, die man theils schon gemacht hatte, theils noch zu machen hoffte, ermuntert, ging man an die Besichtigung des Mont-Rose, des Mont-Cervin, des Rhonegletschers und endlich des Aargletschers, auf dem die Reisenden lange Zeit hindurch verweilten. Von hier aus wurden die wichtigsten Forschungen geleitet, die zum Theil höchst bedeutende Resultate ergaben. Aber Agassiz und seine Reisebegleiter wollten nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Eine Frage blieb noch zu erörtern, und das war diejenige, welchen Einfluß die Erdwärme auf das Fortrücken oder Wandern der Eisblöcke ausübe. Agassiz begab sich endlich im nächsten Jahre mit dem Verf. vorliegender Schrift nach dem Grimsel. Vergeblich machten die gemeinschaftlichen Freunde Beider Gegenvorstellungen gegen diese gefährliche Unternehmung. Kein Hinderniß, keine Gefahr, und wäre sie auch noch so drohend, konnte ihren wissenschaftlichen Eifer abkühlen. Die Beschreibung dieser neuen Gebirgswanderung, die an Beschwerlichkeit jeden Glauben übersteigt, bietet in jeder Beziehung das lebhafteste Interesse und verdient von allen Denen gelesen zu werden, welche sich einen Begriff machen wollen von der Gewalt der edeln Begeisterung für wissenschaftliche Zwecke. Das andere naturhistorische Werk, das gleichfalls von einem Schweizer herrührt und das wir in d. Bl. kurz erwähnen wollen, ist „Traité élémentaire de paléontologie ou histoire naturelle des animaux fossiles", von F. J. Pictet. Wir würden es in einem Blatte, in dem streng wissenschaftliche Forschungen eigentlich unberücksichtigt bleiben müssen, nicht weiter erwähnen, wenn wir es nicht für einen schätzenswerthen Abriß hielten, aus dem alle Diejenigen, welche sich über den Zustand der Naturwissenschaften belehren wollen, einen klaren Überblick über die Wissenschaft, die von Cuvier und Agassiz besonders erweitert ist, gewinnen könnten.

Zur Jesuitenpolemik.

Alle Welt speculirt jetzt auf die Jesuiten. Ihre Duldung und die Gefahr, welche aus ihr erwachsen kann, diese wichtige Frage ist jetzt recht eigentlich an der Tagesordnung. Dabei steht es denn nicht zu verwundern, wenn alle müßigen Schriftsteller ihre Federn spitzen, die nothwendigsten Materialien zusammentragen und sich an die Behandlung dieses Themas machen. Natürlich läuft bei der großen Menge viel unnützes Zeug mit unter; aber wir haben doch selbst schon zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, auf Schriften aufmerksam zu machen, die nicht auf bloßen Skandal berechnet waren. Wir wollen hier noch ein Pamphlet aus der Menge von Streitschriften aller Art, welche diese ganze Angelegenheit auf beiden Seiten hervorgerufen hat, ausgreifen. Dasselbe verdient diese besondere Berücksichtigung weder durch neue Gedanken, noch durch eigentlich literarischen Gehalt, sondern durchaus nur um seines einfachen Grundgedankens willen, der sehr löblich ist. Sein Titel lautet: „Les maximes de la religion chrétienne en opposition avec la morale corruptrice des jésuites; inutilité de monachisme", von Mad. Lacombe. Die Verf. stellt, wie man schon aus dem Titel sehen kann, einfach die Lehren des Christenthums, wie sie in der Bibel enthalten sind, dem Katholicismus gegenüber. Diese Parallele spricht mehr als alle Declamation. Als Grundsätze des wahren Christenthums werden festgehalten: Armuth, Demuth, Verzeihung der Beleidigungen und Mildthätigkeit. Nachdem diese einzelnen Punkte näher erörtert sind, wird nachgewiesen, was die römisch-katholische Kirche aus diesen einfachen inhaltreichen Lehren gemacht hat. Damit stürzt von selbst das ganze Gebäude der Hierarchie über den Haufen. Bei Erwähnung der Reformation spricht Mad. Lacombe von der Nothwendigkeit derselben, die sie einräumt, ohne gerade selbst dem Protestantismus anzugehören. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 286. —— 12. October 1844.

Franz Dingelstedt.

(Beschluß aus Nr. 285.)

3) „Der Schmied von Antwerpen“ hat einen reizenden Grundgedanken, der als Typus moderner, verfehlter Genialität hätte benutzt werden können. Ein junger Maler, der sich einen Nachkommen von Quintin Messis nennt, wird — wie dieser aus einem Schmied ein Maler wurde, durch das Unglück seines Pinsels bewogen, vom Maler ein Schmied zu werden. Abgesehen von der wiederkehrenden Eigenheit Dingelstedt's, jedem wärmern Affect ein scherzendes oder spottendes Bewußtsein desselben nachzuschicken, sowie inmitten objectiver Darstellung hervorzutreten und seine schönen Leserinnen als Erzähler anzureden, hat der Novellist unsern Glauben an die Verwickelung und Lösung seiner Geschichte übereilt. Der Huffschmied von der Keerk, der die Liebe des jungen Rafael zu seiner Tochter Regina ungern sieht, soll ein strenger Mann sein, der seine Alte sehr fürchtet; dennoch könnte kein Schneider im Zulassen und Abbrechen, Wiederbewilligen und Wiederverwerfen und doch endlich Zugeben des Liebesbündnisses schwankender sein als der strenge Meister Huffschmied in het vligende Peerd. Diese Schmiede liegt jenseit der Schelde, und als der über seines Pinsels Unglück verzweifelte Jüngling in diesen Strom springt, kommt er vom kalten Wasser noch glücklich zur Besinnung und noch glücklicher, wenn auch mit nassen Unterkleidern, über den breiten Strom hinüber in het vligende Peerd. Ja, wenn er so verzweifelt hätte malen können, als er, dem Dichter zu gefallen, schwimmen konnte! Und warum hat er denn nur vor dem Sprung den Frack so sorgfältig ausgezogen und am Ufer hingelegt? Antwort — damit ihn die arme Mutter finden und glauben konnte, der Junge sei todt. Aber sie fand ihn glücklich wieder als Schmied und Bräutigam Reginens; denn die Alte kam just im rechten Augenblick, da der strenge Schmied wirklich streng sein wollte, in het vligende Peerd an. Dieser Augenblick war auch so pressant, daß die gute Alte sich selbst nicht fragen konnte, wie sie nur dazu gekommen sei, mit dem Frack nicht in die Stadt zurück, sondern stracks über die Schelde zu eilen. Und wir selbst wollen sie nicht fragen, wie sie denn nur hinüber gekommen ist, und wie lange sie in ihrer Verzweiflung auf das übersetzende Dampfschiff zu warten gehabt hat. Dingelstedt nennt es selbst einen Zufall, der in Gestalt der alten Mutter versöhnend und begütigend über die Schwelle der Schmiede gestürzt sei. Er beruft sich dabei auf das tägliche Leben: aber im Leben gilt gar Manches, was in der Kunst kein entscheidendes Wort haben darf.

4) „Der letzte Walzer.“ Die einfache Geschichte eines gebrochenen Herzens. Jenny hat einen englischen Offizier geliebt, am Tage vor der Schlacht von Waterloo noch einen Walzer mit ihm getanzt, und den mit einer Todeswunde zurückgebrachten Geliebten bis an sein Ende gepflegt. Von ihrer harten Mutter, die einen Russen heirathet, in Paris verlassen, wird sie von ihrem Oheim aufgefunden, und die Erzählung beginnt damit, daß er sie nach England bringt. Hier in Wardenhouse findet sie eine Muhme und zwei Cousinen, von denen die jüngere sich ihr zärtlich anschließt, die ältere aber den Neid über Jenny's Glück bei den Männern nicht verbergen kann. Ein reicher Torycandidat faßt ernste Neigung zu Jenny, fodert sie gelegentlich zu einem Walzer auf, und zufällig ist es derselbe, den sie an jenem Tage vor der Schlacht mit dem Geliebten getanzt hat. Dies knüpft nicht etwa ein neues Band, sondern bricht der Zusammenknickenden das Herz. Ein heftiges Fieber stellt sich ein, und Jenny erhebt sich nur, um etwas später, in der Sylvesternacht, während die Andern Punsch trinken, zu entschlummern. Verwickelungen, Conflicte hat diese Geschichte nicht.

5) „Das Mädchen von Helgoland“ ist die beste Mittheilung des Verf. Erzählung und Erlebniß durchflechten sich auf interessante Weise. Natur und Leben auf Helgoland sind anschaulich und anziehend geschildert, die Seelenzustände wechseln und die Darstellung ist gemessen, gehalten, gediegen. Es ist die Geschichte einer liebenswürdigen und kräftigen Helgolanderin, die gegen Vater und Bruder bei grausamster Ausübung des Strandrechts einen verunglückten jungen Amerikaner rettet und pflegt. Der Genesene faßt mit dankbarem, aber schwachem Herzen Liebe zu ihr, heirathet sie aber nur wider seines Vaters Willen, weil er ohne diese Verbindung die Insel nicht verlassen kann. In Amerika wird die Arme übel empfangen und nach ihres Mannes Tode von den Schwie-

gerältern zur Heimkehr bewogen. In ihrem verlassenen Zustande begegnet sie in Paris dem Erzähler, der sie von Helgoland her kennt, und wird durch Unterstützung einiger Deutschen in ihre Heimat befördert.

6) „Ein reicher Poet" sticht destomehr gegen die vorige Erzählung ab. Den Eingangsworten nach dürfen wir vermuthen, daß diese Erzählung für Nähterinnen geschrieben ist. In ihrer Laune springt sie dann auch mit den Charakteren und Lebensverhältnissen so leichtsinnig um wie eine Nähmamsell, die Pfuscharbeit macht, mit ihrer Nadel. Dieser junge Poet — der die Tochter einer Wäscherin liebt, seine nächtliche Lärmfreiheit einem unter ihm wohnenden einsiedlerischen englischen Capitain gegen ein bedeutendes Capital verkauft, wegen verletzten Vertrags verklagt, beim Landgerichte die Gunst des Prinzen Albert gewinnt — ist das wunderlichste Chamäleon von Charakter, bald ein Tölpel, bald ein Bramarbas, hier blöd, dort ein lustiger Athlet. Der Verf. gibt die Erzählung für eine bloße Idylle, aber gerade eine Idylle, die nur die stillsten, einfachsten Lebensverhältnisse zu bieten hat, kann solche nicht treu und wahr genug darstellen; denn nur in dieser Wahrheit des Einfachen liegt der Reiz des Idylls und das Verdienst des Dichters, wie sich der Verf. an Auerbach's „Dorfnovellen" überzeugen kann. Aber was sollen wir dem Verf. hier nicht Alles auf seine gute Laune hin glauben! Ein englischer Capitain bezahlt für nächtliche Ruhe lieber ein bedeutendes Capital und will es an seinem Comfort ersparen, als daß er sich einfach durch die Policei Hausruhe verschafft? Ein englischer Capitain läßt sich gelegentlich eines Wortwechsels mit dem halbsatten Poeten von diesem auf ein Sopha niederwerfen, daß es kracht? Weil der Poet den Vertrag wegen nächtlicher Stille nicht hält, wird er beim Landgericht verklagt, und hat schon des andern Morgens einen Termin? Und der Prinz Albert, der sich für den pseudonymen Dichter seiner Residenz interessirt, läßt sich auf das Landgericht rufen, um ihn da kennen zu lernen? O! Und diesen, um eines jungen Poeten willen so herablassenden Fürsten läßt Dingelstedt dann wieder die lächerlichsten Bedingungen einer Installirung desselben zum Hofpoeten und Vorleser machen: „Dreihundert Gulden Gehalt jährlich in monatlichen Raten, abzüglich der Hofdiener-Witwenkassen-Beiträge, des Personalschosses, der Licht- und Feuerabgabe" u. s. w. Das Beste scheint noch, daß der junge Poet, nicht etwa nach sechs Monaten, wie Andere, sondern nach zehnjähriger Dienstzeit den Charakter als Hofrath erhalten soll. „Hier schwindelte der Poet. «Herr Hofrath!» Ihm war es, als riefen ihm hundert Posaunen den köstlichen Titel unaufhörlich zu, er wußte nicht, sollte er lachen oder weinen vor Freude." Ich für meine Person weiß nicht, ob das die richtigen Empfindungen sind, die man hat, wenn man Hofrath wird. Jedenfalls hat der Freund die gute Laune gehabt, diese frühere Ironie, nachdem sie ihm einen schalkhaften Streich gespielt hat, beim Wiederabdruck der Erzählung nicht zu streichen.

7) „Ein armer Poet." Diese letzte Erzählung muß ich den Lesern unbesprochen überlassen. Es wird sie doch wol freuen, wenigstens etwas ihnen noch ganz Unbekanntes zu erhalten, falls sie solche nicht etwa von früher her schon kennen. Ich selbst kenne sie noch aus dem Munde des Verf. Es war seine Abschiedsnovelle, als er Fulda verließ. Als solche las er sie mit seinem klangvollen Organ einem ausgesuchten Kreise vor, die ihm Alle wohl wollten, und die hinter der Vorlesung her in tiefe Stille versanken.

Möge der Freund nun auf etwas Umfassendes und Gediegenes bedacht sein! Talent dazu hat er, an Muße fehlt es ihm nicht, und die glücklichste Stimmung wünschen wir ihm. In letzter Zeit haben sich die Journale öfter mit seiner Person beschäftigt, möchten sie bald von seinen Werken zu melden haben! H. Koenig.

Aphorismen über Krieg, Kriegsübung und Kriegerstand. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verf. widmet dieses ausschließlich die gegenwärtigen Zustände des preußischen Heeres in Betrachtung ziehende Werkchen Denen, die es zu lesen die Geduld haben sollten, und bemerkt im Vorworte: obgleich er bezweifle, daß es sich Bahn brechen würde, so hege er doch einige schwache Hoffnung, daß Manche wegen der momentan schrecklichen Langenweile, woran sie leiden, zufällig zum Lesen desselben gebracht werden möchten. Da jenes Werkchen aber vielfachen Stoff zu ernstem Nachdenken und zu Betrachtungen von allgemeiner Bedeutsamkeit in sich faßt, so würden wir es wahrlich lebhaft bedauern, wenn der so bescheidene Verf. hierin wahr gesprochen haben sollte, obschon auch wir leider wenig Hoffnung hegen, daß durch die Veröffentlichung jenes Aufsatzes wenigstens vor der Hand irgend etwas gebessert werden möchte.

Wenn es nur betrüben kann, in dem preußischen Heere Gebrechen der Art wahrzunehmen, wie der Verf. solche freilich in etwas nebelhaften Bildern dem Leser vor Augen führt, so ist aber eben die Erkennung derselben immer wieder als der erste, erfolgreiche Schritt zur Besserung zu begrüßen. Insofern ist es also beinahe als eine erfreuliche Erscheinung zu bezeichnen, daß in neuerer Zeit aus der Mitte des preußischen Heeres ein ganz ansehnlicher Chorus wehklagender Stimmen erschallte, obwol dieselben in einem seltsamen Contrast mit dem süßen Flötentone einschläfernder Schmeichelei und dem Fanfarengeschmetter eitler Selbstgefälligkeit stehen, welches man gewöhnt war, schier dreißig Jahre lang von daher zu vernehmen und welches nur hin und wieder durch den vereinzelten Weheruf eines verzweifelnden Constablers dissonirend unterbrochen ward. Deshalb erscheint auch Dasjenige, was der Verf. über Stellung, Geltung und die innern Verhältnisse und Beziehungen des preußischen Kriegerstandes sagt oder ahnen läßt, bedeutsamer als die Aphorismen über Krieg und Kriegsübungen. Letztere enthalten zwar vieles recht Beherzigenswerthe, und namentlich zählen wir dazu die über den Geist der verschiedenen Waffen und ihre Führung an den Tag gelegten Ansichten, indessen ist hierüber auch schon an andern Orten mehr oder weniger mit gleicher Tüchtigkeit und vielfach in einer ansprechendern Form sich geäußert worden.

Wir wenden uns daher vorzugsweise zur Besprechung der „Aphoristisches über Stellung, dienstliches und außerdienstliches Leben des Offiziers, bedingte und mögliche Entartung des Standes und monarchisches Ultrawesen" überschriebenen Abschnitte des vorliegenden Werkchens.

„Wo sind die Zeiten", ruft der Verf. aus, „wo junge Offiziere im Allgemeinen einen Stolz darin suchten, sich gern und willig harte Entbehrungen aufzulegen, um äußerlich al-

len Anfoderungen des Standes zu genügen? Wo sie etwas darin suchten, wirklichen Mangel mit Stoicismus zu ertragen, während man jetzt häufig so sichtlich der Weichlichkeit, ja der Prasserei sich hingibt und Ambition darein setzt, recht viele Bedürfnisse zu haben und mit ihnen zu prahlen."

„Daß es in langem Frieden vornehme und nicht vornehme Offiziere gibt", fährt der Verf. fort, „war immer so und wird ewig so sein; aber arm oder reich, das war früher in der Offiziersgeltung ganz gleich. Daß Leute, welche es im Stande waren, für Tafelfreuden, Kleider, Equipagen, Hunde, Pferde, Meubles, Vergnügungen und Tollheiten, und für Alles, wodurch man sich auszeichnet, geltend macht und extravornehm erscheint, viel Geld ausgegeben haben, war immer so und wird ewig so sein, und daß Einzelne, obgleich sie kein Geld dazu hatten, dieses dennoch nachahmten, war auch der Fall; aber daß beinahe die Mehrheit, daß Jeder in seiner Art und Weise danach strebt, daß es Ton geworden, Dieses für Lebensbedürfniß zu halten und daß der Entbehrende die Entbehrung so fühlte wie heutzutage, das war früher nicht so, und ist ein schlimmes Zeichen der Zeit. Noch schlimmer aber, daß das Vornehmsein, der Comfort, in höhern Regionen wol auch als Maßstab gilt, ob man mehr oder minder beachtungswerth sei oder nicht; und daß so wie heutzutage den Vornehmseienden die Vornehmseinwollenden sich anschließen und in jedem Krähwinkel, in Mitten der Kameradschaft oder Genossenschaft selber, sich exclusive Salonscirkel bilden und diese durch Extra-Klugheit, Feinheit, Liebenswürdigkeit, Gelehrsamkeit und Comfort als die bessere Gesellschaft sich manifestiren und alle übrige Geselligkeit an das Schlepptau nehmen, welches Alles früher so nicht stattfand."

Der Verf. führt nun weiter aus, wie sehr diese Verhältnisse jede wahre Kameradschaft in der Wurzel untergraben, die nachtheiligsten und drückendsten Verwickelungen für den Einzelnen herbeiführen und die wahre Standesehre nach allen Seiten hin beeinträchtigen. Dieses Alles ist zwar leider sehr wahr, indessen darf man doch auch nicht übersehen, daß zu Ende des vorigen und selbst noch zu Anfange dieses Jahrhunderts die äußerste Unzureichenheit der Gehalte der Subaltern-Offiziere und ihre dadurch erzeugte, drückend dürftige Lage, neben jenem von dem Verf. gerühmten Stoicismus doch auch gar vielfach Anlaß zu einem erniedrigenden Schmarotzerwesen gab und selbst der Feinerfühlende kaum anders als mit einem gewissen zur Schau getragenen Cynismus zu existiren vermochte. Daß jene Tage verschwunden, mag daher in keiner Weise beklagt werden; aber daß auch jene Genügsamkeit von Tag zu Tag sich verringert, die noch vor zwanzig Jahren unter minder drückenden Verhältnissen stattfand, das ist freilich desto mehr zu bedauern. So z. B. fand Ref. wol in neuerer Zeit bei Besuchen jüngerer Kameraden diese gar oft genug auf schwellender Ottomane ausgestreckt, in persischen Schlafrock gehüllt, einen griechischen Feß auf dem Haupte, Saffianpantoffeln an den Füßen, eine türkische mit Varinas gestopfte Pfeife in der Hand, Meditationen nachhängen, welche sehr viel Verwandtschaft mit dem dolce far niente zu haben schienen; aber jenen jugendlichen, heitern Frohsinn, jene geistige Rührigkeit, die einst in seinem Freundeskreise herrschte, fand er nicht bei ihnen. Jene enthusiastischen Exclamationen ruhmdürstender Gemüther, wie sie in jenem Freundeskreise so oft hervorbrachen, wenn er allabendlich, einen großen Krug frischen Wassers auf dem Tische, 20 Pfeifen im Gange, versammelt war, hat sein Ohr aus ihrem Munde nicht vernommen. Solche Eintracht als in jenem Freundeskreise, der fast ein Jahrzehend bestanden, ohne daß irgend ein Zwist stattgehabt, hat er nicht wieder angetroffen. Und doch, welche Controversen, welche Plaidoyers der entgegengesetztesten Meinungen fanden darin statt? Welche verschiedenartige Individualitäten bildeten ihn? Zählte er nicht seine Dandies, seine Gelehrten, seine Vortänzer und Allerweltscourmacher, wie seine Dichter und skeptischen Philosophen, seinen Demokrit, Lovelace und Diogenes? Aber freilich Exclusive waren damals, vor kaum funfzehn Jahren, noch nicht bekannt, und der Comfort — er bestand in jenem Freundeskreise wenigstens lediglich in einem alten Sopha, einem alten Lehn- und sechs ditto Rohrstühlen, denen nach Bedürfniß sämmtliche hölzernen Kasernenbänke des zweiten Regiements zum Supplement dienten.

So wenig bedürfen als möglich, ist göttlich, sagt schon Diogenes, und Niemandem ist wol dieser Grundsatz heilsamer als dem Krieger. Darum ist Ref. übrigens aber doch weit entfernt, die Eleganz des Äußern mit puritanischer Strenge zu verdammen, selbst ein wenig Stutzerhaftigkeit mag schadlos der Jugend zugute gehalten werden, und wer mit gleicher Hingebung Anstrengungen zu ertragen wissen wird, wer mit gleichem Tigergrimme dem Feinde entgegenstürzen wird wie Lamoricière und die Seinen, der mag immerhin, wie Jener gethan, vor dem Gefechte neue, weiße Glacéhandschuhe anziehen und sich bügeln und schniegeln so viel er will, er wird quand-même sein Mann sein, und er wird ihn hochachten, ihn preisen und ehren trotz seiner Glacéhandschuhe. Aber in dem Bivouac der Friedensübungen ein vielleicht gar noch selbst gesticktes Nackenkissen, ein Wohlgeruch duftendes Feldnecessaire mitzuführen, den Mokkatrank sich nur in silbernen Gefäßen auf die Thorwache tragen zu lassen, das mag heutzutage zwar immerhin Comfort heißen, Ref. kann darin aber nichts Anderes erblicken als capuanische Weichlichkeit und sybaritische Hoffart. In einer solchen Atmosphäre aber kann ein starkes, frisches Soldatenherz nicht freudig pochen, ein tüchtiger kriegerischer Sinn nicht fröhlich emporkeimen, und wehe dem Heere, wenn es abermals — dereinst oder demnächst — mehr Bagage als spartanische Tugend mit sich führen sollte!

Die Staatsdienerstellung der Offiziere anlangend, so ist es leider nur zu wahr, daß, wie der Verf. bemerkt, nicht blos die Gelehrten, sondern auch fast die gesammte Beamtenschar im Allgemeinen immer noch eine große Eingenommenheit gegen den Offizierstand hegt und sich immer noch nicht der Meinung entschlagen kann, als verknöcherten dessen Glieder in starrer Subordination, als versteinten sie in Form und Methode und verdummten auch wol im ewigen Einerlei des Einundzwanzig, Zweiundzwanzig. Indessen hat der Verf. nicht minder recht, daß gar mancher dieser Herren, wenn so ein Lieutenant von 30—40 Jahren vor seinen Augen sozusagen links gemacht würde, sich ungemein über die Fülle der gediegensten und vielseitigsten Kenntnisse verwundern möchte, die oft einem solchen beiwohnen. Was mitunter, namentlich bei der Artillerie, an einen Lieutenant für Anfoderungen gestellt werden, geht wirklich auch nachgerade ganz ins Blaue hinein. Daß er vollendeter reitender-, Fuß-, Feld-, schwerer-, leichter-, Belagerungs-, Küsten-, Kanonen-, Haubitzen-, Mörser-, Raketen-, praktisch-, taktisch- und theoretischer Artillerist sein soll, ist nämlich noch das Wenigste. Er soll auch in allen möglichen andern Sätteln gerecht sein: die Philosophie der Befestigungskunst (beiläufig eine uns ganz unbekannte Wissenschaft) soll er ebenso ergründet haben als die Materie des Zugstranges. Die Technik von Gott weiß wie vielen Gewerben (darunter jene des ehrsamen Schneidergewerbes wahrlich nicht am wenigsten) soll ihm so eigen sein als die Analyse des Unendlichen. Bald soll er in die Geheimnisse der Naturkräfte sich versenken, bald urplötzlich zur Ästhetik des Schlippenschnittes sich emporschwingen und am Ende wol gar bei Gelegenheit Melodie schießen.

Doch Scherz bei Seite, wenn jene Herren es so ganz übersehen, welche Menge technischer Amts- und Gesetzkenntnisse allein nur die militairische Geld- und Materialverwaltung in Anspruch nimmt, so kommt dieses hauptsächlich vom eignen lächerlichen Dünkel und Hochmuth und davon her, daß die schwachen Seiten des militairischen Lebens und Strebens nicht wie bei dem civilistischen Beamtenthum der Öffentlichkeit meistens verborgen bleiben, sondern gerade im hellsten Mittags-

glanze sich am bemerkbarsten machen. Mag es in den Augen eines Regierungsrathes als ein vages, kindisches Treiben gelten, wenn im Jahre 365 Mal die tägliche Wachtmannschaft mit dem größtmöglichen Spectakel und unter den weitschweifigsten Umständen sich an den Ort ihrer Bestimmung begibt; mag es ihm lächerlich dünken, wenn auf der Parade der höchste Commandirende mit möglichster Grandezza innerhalb eines Raumes, dessen Endpunkte durch vier grimmig um sich blickende Musketenträger bezeichnet werden, den Stabsoffizieren der Wache und dem Adjutanten feierlich die wichtige Mittheilung macht, daß der Compagniechirurgus Schelle vom 12. zum 13. Regimente versetzt worden sei, damit diese es weiter künden und zuletzt die gesammte militairische Welt staunend vernehme, daß der Compagniechirurgus Schelle nun wirklich und wahrhaftig vom 12. zum 13. Regimente versetzt worden sei; wir wollen dieses einem also beobachtenden Regierungsmitgliede nicht verargen; aber wenn wir ein solches fragen dürften, was denn gestern sein hochachtbares Collegium tiefsinnig in Erwägung gezogen habe, ob es wol nicht in endloser Debatte schreibend, schreibend und immerfort schreibend geschriebene Berge beschriebenen Schreibpapiers, höchstens nur den Raub und Moder „eines Wustes elender Formen aufgescheucht habe, welche dem Geiste der Zeit wie der jetzigen Verfassung der Staaten aufs äußerste widersprechen"*); wenn wir manchen Richter nach dem Rechte fragen dürften, wahrlich er möchte um die Antwort oft gar sehr verlegen sein. Daß Amtserlasse wie folgender: „Da der die das letzte Herbstmanoeuvre betreffende Ordre nach Y. tragende Unteroffizier gemeldet hat, daß" u. s. w. nicht als Muster guten Stils zu empfehlen sind, steht nicht zu leugnen, aber wenn eine hohe Residenz-Policeidirection alles Reiten und Fahren mit Schiebekarren oder das Betteln bei fünf Thaler Strafe verbietet, oder wenn eine Gerichtsbehörde einen unwissend wo Weilenden auffodert, sich vor dem Gerichte zu Z. zu sistiren, um sich wegen Straßentumults im trunkenen Zustande vernehmen zu lassen, so möchte die Beamtenschaft in dieser Beziehung wol am eigenen Zeuge zu flicken haben. Daß Finanzbehörden die Zollabgabe von Edelsteinen nach Pfunden bestimmten, mag durch allzusanguinische Voraussetzungen bezüglich der demnächstigen Verkehrsverhältnisse sich erklären lassen, daß aber ein Ministerium die geistlichen Behörden auffodern konnte, die nöthigen Vorbereitungen in der Kathedrale zu X. zu treffen, weil „die Allerhöchsten Herrschaften Allergnädigst geruht hätten zu beschließen, Allerhöchst selbst dem Höchsten ihren Dank daselbst darbringen zu wollen", das, wahrlich, dürfte wol eine bedeutsamere Geltung als die eines bloßen Bulls in sich fassen. Daß das Militairjustizverfahren nach keiner Richtung hin zu preisen ist, mag nicht geleugnet werden, ob aber nicht mancher mit Orden gezierte Geheime- und Oberjustiz- oder Tribunalpräsident oder -Rath vor der Pflichttreue, vor dem Richtermuthe, den schon gar mancher einfache Lieutenant bewiesen, zu erröthen alle Ursache haben dürfte, wollen und können wir nicht näher entwickeln. Daß von Militairingenieuren aufgeführte Gebäude weniger zweckmäßig und dauerhaft sich erwiesen hätten als von Civilbaumeistern entworfene und geleitete Bauten, haben wir noch nicht gehört, wol aber sind uns Fälle bekannt geworden, daß letztere mitunter zusammenstürzten, ehe sie noch einmal vollendet waren. Was überhaupt von Offizieren auf dem Gebiete der Geschichte, der Erd- und Völkerkunde, der technischen und mathematischen Wissenschaften geleistet worden, darüber vermag sich ein Jeder schon durch den Einblick in jedes beliebige gute Bücherlexikon zu unterrichten. Dieses dürfte vorläufig genügen, wenigstens darauf hinzudeuten, daß wol schwerlich irgend ein Stand eine vielseitigere Geistesthätigkeit bewähre als eben der Offizierstand. Wenn aber dabei von deutschen Militairen nicht immer auch zugleich ein solcher Freimuth, eine solche Unabhängigkeit der politischen Meinungsäußerung sich kundgab als bei andern Ständen, so lag dies meistens in den eigenthümlichen Standesverhältnissen begründet und darf am allerwenigsten als Beweis gelten, als hegte das Militair dem wahren Volksglücke feindliche Ansichten und Gefühle.

Wie falsch dies geurtheilt wäre, erweist eben der „Monarchisches Ultrawesen" überschriebene Abschnitt der vorliegenden Aphorismen; denn Ref. glaubt sich überzeugt halten zu dürfen, daß drei Viertheile aller deutschen Offiziere sich zu den in demselben an den Tag gelegten Gesinnungen bekennen. Das wäre freilich kein tüchtiger Soldat, der meinte es freilich nicht treu und redlich mit Fürst und Volk und Heer und mit sich selber, der nicht durch und durch durchdrungen wäre von der Wahrheit des Grundsatzes: „Gehorsam ist die Stärke der Heere, der Wächter ihres Ruhms, die Stütze des Throns, die Sicherheit des Staats, das Grundgesetz vereinter Kräfte"; aber darum ist ein solcher wahrlich noch sehr weit davon entfernt, sich gesinnungslos zu einem Frießhard oder Leutholds erniedrigen lassen zu wollen, um vor einem leeren Hute Wache zu stehen. Traurig wäre es, über Alles beklagenswerth, und wol dürfte man ausrufen, unglücklicher Fürst, unglückliches Volk, bedauerungswürdiges Heer, wenn je ein deutscher Fürst sich nicht genügen lassen sollte an pflichttreuen Offizieren und gehorsamen Soldaten, sondern wenn er begehren würde, sie sollten ihm unterthänige Knechte sein; denn dann, aber auch nur dann könnte wol die Corruption verderbliche Wurzel schlagen bis ins innerste Leben des Heeres hinein.

Darum rufen auch wir und mit uns die weit, die beiweitem große Mehrzahl unserer Kameraden mit dem wackern Verf. der Aphorismen aus: „O geliebte Herrscher! laßt euch nicht täuschen von den Wölfen in Schafskleidern, von Denen, die nur ein starres Legitimitätsprincip, aber kein Volksglück, keine durch halbe Jahrhunderte hindurch mit Blut und Geist erkämpften Volkszustände kennen, für die die Geschichte von Jahrhunderten, die Umwälzungen von Nationen, ja die Umgestaltungen ganzer Welttheile nicht da sind, die Nichts haben und Nichts geben wollen; aber Alles nehmen und uns nehmen wollen eure Liebe und euer Vertrauen."

„Unsere Treue aber ist die wahre, die zuverlässige, denn sie ist Eins mit der alten, deutschen Bauern- und Bürgertreue, wie sie sich bewährt hat unzählige Male und alle Zeit, so bei Wimpfen und in den Mordweihnachten bei Sendling, als im tiroler und im großen Freiheitskampfe. Darum laßt uns, o laßt uns in Ehre eure treuen, gehorsamen Soldaten sein und bleiben, als solche werden wir freudig Blut und Leben für euch hingeben wie bis jetzt noch immerdar! Aber bedenkt es auch, o geliebte Herrscher! bedenkt es wohl, was unseres Volks liebster Dichter mit goldenen Worten so recht aus dem tief Innersten eines treuen Soldatenherzens kündet:

> Soll ich frisch um mein Leben spielen,
> Muß mir noch etwas gelten mehr,
> Oder ich laß mich eben schlachten
> Wie der Kroat — und muß mich verachten."

130.

*) Als solche bezeichnet einer der berühmtesten Lehnrechtskundigen, Göde, z. B. die gesammte Lehre vom Lehnrecht.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Matthiä (A.), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 24 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Kannegießer (K. L.), Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. 22 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 287. —— 13. October 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.

Zweiter Artikel.*)

Custine's „La Russie en 1839" und seine Gegner.

Audiatur et altera pars.

Die Schrift des Marquis von Custine ist schon vielfach besprochen, aber noch nicht gehörig beleuchtet, höchstens hat man einige Streiflichter darauf fallen lassen. Sie hat aber großes Aufsehen gemacht und verdient daher ans volle Licht gerückt zu werden, da der Gegenstand, den sie behandelt, in neuerer Zeit Deutschlands Interesse in mehr als einer Hinsicht in nähern Anspruch nimmt, und also wohl zu wünschen ist, die Wahrheiten in dem dargebotenen Gemälde vor den Schatten, die besonders ein oft geistreiches und bestechendes Raisonnement darüber wirft, klar erkennen zu können. Deutschland fehlte es übrigens schon lange nicht an Mitteln, darin klar zu sehen; allein da diese Mittel ihm nur von Deutschen dargeboten wurden, die nach Wahrhaftigkeit und nicht nach Effect und Skandal strebten, so blieben sie ziemlich unbeachtet. Der russische Staatsrath Storch, von dem wir eine musterhafte Beschreibung des Parks zu Pawlowsk haben, war fast der Erste, der am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts uns das neuere Rußland vorführte. Katharina, und besonders Kaiser Alexander, waren zwei Glanzpunkte, die er mit vorsichtiger Umgehung Kaiser Paul's, und Beide selbst durch diesen gehoben, mit russischen Cabinetsfarben in ein blendendes Licht stellte, welches ganz Rußland mit einer Glorie überstrahlte. Des in seinen Schriften ebenso liberalen als in seinen Handlungen despotischen Generalmajors von Klinger „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur" (1803) trugen dazu bei, von Rußland aus für die Menschheit Großes zu erwarten. Da erschienen „Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von St.-Petersburg über Moskau, Grodno, Warschau, Breslau nach Deutschland", in Briefen von G. Reinbeck (Leipzig 1806), und dämpften die hohen Erwartungen. In dieser Schrift finden sich alle Grundzüge zur Beurtheilung Rußlands; allein Deutschland war noch zu geblendet, um die reine Wahrheit darin zu erkennen, die bis auf heute gültig ist. In Rußland wurde sie nach drei Jahren verboten, erhielt aber nachmals ungehemmten Eingang in die scharfgesichteten Leihbibliotheken Petersburgs. Darauf folgte „St.-Petersburg, ein Beitrag zur Geschichte unserer Zeit in Briefen aus den Jahren 1810, 1811 und 1812", von Chr. Müller (Mainz 1813), und in der Vorrede heißt es:

> Ich ging 1810 nach Rußland, wohin mich vielfache Bande des Herzens und der Wunsch zogen, dies Land wohlvorbereitet nach seinen innern Verhältnissen kennen zu lernen, da es mir sehr wahrscheinlich vorkam, daß wir in unserm Deutschland sehr wenig zusammenhängend wüßten, wie es eigentlich dort aussähe, und nur Hr. Reinbeck, aber doch mit etwas sichtlicher Animosität, uns auf den Gedanken gebracht habe, als möge doch dort Alles lange nicht so sein, wie es uns die Präconen Rußlands überreden wollen.

Die Animosität Reinbeck's nachzuweisen, blieb Hr. Müller schuldig. Seine Schrift bestätigte vielmehr, selbst mit schärfern Bestimmungen, die Ansichten seines Vorgängers, die dieser nicht blos aus Petersburg geschöpft hatte, und fand die verdiente Anerkennung in der „Halleschen Allgemeinen Literaturzeitung". Darüber ergrimmte der als russischer Sachwalter in Deutschland nur zu bekannte russische Staatsrath A. von Kotzebue, und denuncirte diese Anzeige als ein crimen laesae majestatis, welches die Redaction der genannten Zeitschrift bewog, dem damals eben aus Rußland zurückgekehrten würdigen Prof. Severin Vater in Königsberg die Revision der Anzeige aufzutragen. Diese fiel aber zu Gunsten derselben aus, zum großen Ärger Kotzebue's, der sich dann an dem Verfasser der Anzeige auf andere Weise zu rächen suchte, wobei er jedoch auch keine Ehre aufhob. In jüngster Zeit erschien „St.-Petersburg" von Kohl, nach welchem sich Manches sehr zum Vortheil dort geändert haben muß. Nun, es liegen auch dreißig — und welche Jahre! — dazwischen. Seit 1814, wo die Russen auf besondere Anerkennung von Deutschland Ansprüche zu haben glauben — wir lassen ihrem Klima und ihrer bewundernswürdigen Nothwehr mit allen ihren großen Erscheinungen vollkommene Gerechtigkeit widerfahren —, ist in den öffentlichen Blättern häufig von Rußland die Rede gewesen, aber mit dem stets stärker hervortretenden Streben, Rußland über alle Reiche zu erheben, und zu-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 267 u. 268 d. Bl. D. Red.

letzt erschien der Pentarchist, nach dessen Anordnung Deutschland mit Rußlands Protectorat beglückt werden sollte, und dann hinkte noch der Panslawismus hinterher. Rußland, Sklaverei, Knute und Sibirien scheinen dem Deutschen — mit Recht oder Unrecht gleichviel — Synonyme. Das mußte sein Herz abwenden, und Rußland, das wohl sagen kann: Gott behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich wol selbst fertig werden, erschien ihm als sein gefährlichster Feind. Der Deutsche, der nach Einheit und Selbständigkeit strebt, mußte es bitter fühlen, wie wenig Sympathie Rußland für Deutschland, dem es doch unleugbar am meisten verdankt, im Pariser Frieden gezeigt hat, wo es sich um seine gerechtesten Ansprüche getäuscht sah. Seitdem hat sich Deutschlands ein gerechtes Mistrauen gegen Rußland bemächtigt, welches durch Rußlands Verfahren in Polen und noch mehr in den Ostseeprovinzen und in der Absperrung gegen Deutschland genährt wird. Nun erscheint das Werk eines geistreichen Ausländers, was immer noch leider bei den Deutschen ein großes Gewicht hat, und scheint auf jeder Seite ihre Nationalantipathie zu rechtfertigen: was Wunder, daß es ihre Aufmerksamkeit erregt und auch verdient hätte, wenn der Verf. hätte Wort halten können, unbefangen ein treues Bild von Rußland zu geben. Ein solches läßt die Vorrede Custine's allerdings erwarten, denn hier finden wir außer der fixen Idee der alleinseligmachenden Kirche die Grundzüge eines wahrheitliebenden denkenden Reisenden trefflich aufgestellt, aber — wer das Rechte weiß und nicht thut, soll doppelte Streiche leiden.

Wie uns im Allgemeinen Custine's Schilderung Rußlands erscheint, haben wir im ersten Artikel ausgesprochen. Der flüchtigste Blick setzt die leidenschaftliche Unzuverlässigkeit des Verf. außer allen Zweifel. Damit aber nicht der Gegenpart daraus auf Kosten der Wahrheit Vortheil ziehe, ist zu prüfen, was denn dieser gegen Custine vorbringt, und dazu bieten sich uns folgende Schriften dar:

1. Marquis von Custine und sein Werk: „Rußland im Jahre 1839". Eine kritische Beleuchtung obgenannter Schrift von Wilhelm von Grimm. Leipzig, Thomas. 1844. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Über das Werk: „La Russie en 1839. Par le marquis de Custine" von N. Gretsch, aus dem Russischen übersetzt von W. von Kotzebue. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Heidelberg, Groos. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Ein Wort über Marquis von Custine's „Rußland im Jahre 1839". Von einem Russen. Aus dem Französischen, und mit einem Nebenworte von einem Deutschen. Berlin, Schröder. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Rußland im Jahre 1839, wie es der Marquis von Custine träumte, oder Briefe über dieses Werk von J. Jakowlef. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 1844. Kl. 8. 17½ Ngr.
5. Noch etwas über Rußland in Beziehung auf Custine und dessen Widerleger. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 20 Ngr.

Nr. 1 mag uns zur nähern Besprechung dienen. Nicht als ob es das wichtigere wäre und das vorzüglichere, im Gegentheil, es ist das unbedeutendste und positiv schlechteste von allen; indem es aber der Custine'schen Schrift Schritt für Schritt folgt, gibt es am reichlichsten Gelegenheit, dieselbe zu beleuchten. Der Verf. dieser sogenannten Kritik ist nach S. 60 seiner Broschüre ein russischer Militairarzt und, wie diese bezeugt, ohne alle literarische Bildung, von Geburt ein Deutscher, aber — mit Bedauern müssen wir uns sagen — vollkommen entdeutscht und russificirt. Zum Beweise ein paar Stellen aus seiner Schrift. S. 226 lesen wir auf die Behauptung Custine's: „Bald wird man (Rußland) nicht blos in gleicher Höhe mit andern Völkern, sondern über denselben stehen wollen", folgenden deutsch-patriotischen Wunsch: „Auch Das wird geschehen. Möchte es nur recht bald geschehen, um über die muthwilligen Franzosen zu triumphiren." Und die Deutschen? S. 249 heißt es: „Jeder wird sich (von Rußland) ungern trennen, und wer lange Zeit da gewohnt hat, **wird Rußland gern mit seinem eigenen Vaterlande vertauschen.**" Ja, wenn er ein Hr. Wilhelm von Grimm ist. Sein Vaterland lieben und **bei gleichen persönlichen Verhältnissen** vorziehen ist noch nicht Undankbarkeit für genossenes Gutes, und in diesem Fall sind wol die meisten Fremden in Rußland, das ihnen persönliche Vortheile gewähren mag, die das Vaterland nicht so leicht dem Einzelnen darbietet. S. 257 steht:

> Wir (Hr. Wilhelm von Grimm) haben in Rußland lange gelebt, und finden, daß uns kein anderes Land und keine andere Regierungsform besser gefällt als Rußland, **dort** (hier) **fühlt man, daß man Mensch ist, und seine Würde**; die Würde, die man sich durch seine Thaten erworben hat, wird in Frankreich für nichts geachtet, (der Tschin), und der grobe Postillon glaubt sich mit Jedem messen zu können; eine solche Freiheit kann dem Manne von Würde (der einen Tschin hat) und Bildung nie gefallen. Freiheit hat selten Jemand glücklich gemacht, unglücklich sehr Viele, und man sollte doch einmal diesen Wahn, welcher nur ein leeres Hirngespinnst ist, aufgeben. In Rußland sind viele Menschen glücklich geworden, die für das Sklavenleben, wie es Hr. Custine nennt, keine Freiheit der Erde eintauschen würden.

Wir glauben, diese paar Pröbchen charakterisiren unsern Kritiker hinlänglich, um unsere frühere Behauptung von ihm zu rechtfertigen, und wenn Alles Leugnen und von Allem das Gegentheil behaupten widerlegen heißt, so hat er allerdings recht, auf jeder Seite zu wiederholen: „Das haben wir besprochen und widerlegt." Aber treten wir näher zu der saubern Kritik des Hrn. Wilhelm von Grimm.

Die Vorrede beschäftigt sich mit Vorwürfen über Custine's Undankbarkeit, mit welcher er die ihm in Rußland gewordene Auszeichnung in seinem schmähenden Werke erwidert. Darin wird wol Jeder einstimmen, denn die wirklich ungewöhnliche Auszeichnung, die ihm (dem übrigens am russischen Hofe wohlbekannten geistreichen und empfohlenen Literaten, von dem Hr. Grimm nichts weiter zu kennen scheint als sein Werk über Rußland) geworden, hätte ihn wenigstens bewegen sollen, den Gegenstand seines meistentheils höchst verletzend ausgesprochenen Tadels streng zu prüfen, und nicht nach den augenblicklichen Eindrücken auf seine ihm selbst wohl-

bekannte krankhafte Einbildungskraft, sein individuelles Meinen ohne Weiteres der Welt als unumstößliche Wahrheit aufzudringen. Angst und Furcht waren fast die ersten Eindrücke, die Custine durch das traurige Schicksal seiner Ältern in der Schreckensperiode der Revolution als Kind empfangen hat, und die den armen Mann verfolgen, aber auch unfähig machen, richtig und unbefangen zu urtheilen.

Was er im ersten Briefe aus Ems über des Großfürsten-Thronfolgers Ankunft daselbst und über die Haltung seiner Begleitung und der Equipagen sagt, ist ebenso unbedeutend, als was der Kritiker gegen die Behauptung, daß sich im Gefolge eine Mischung von Dienstbarkeit und Stolz gezeigt, vorbringt. Wenn indessen Hr. von Grimm sich dagegen ereifert, daß Custine die Bemerkung macht, in der Gesichtsbildung des Großfürsten sei nichts vom kalmückischen Typus, so hat er die Gesichtsbildung Kaiser Paul's vergessen, die zum Theil auf seine Kinder, besonders auf den Großfürsten Konstantin, weniger auf Kaiser Alexander und auf die übrigen Großfürsten und Großfürstinnen übergegangen ist, unter den Letztern noch am meisten, ihrer hohen Anmuth unbeschadet, auf die Großfürstin Katharine, die verewigte Gemahlin des Königs von Würtemberg, wie aus der Büste von Dannecker zu ersehen ist.

Der zweite und dritte Brief Custine's aus Berlin, mit der höchst interessanten Geschichte seiner Mutter, die freilich mit seiner Reise nach Rußland nichts zu schaffen hat, deren Mittheilung aber allein schon für so manche Unbesonnenheit und Langweiligkeit seines endlosen Raisonnements entschädigt, bietet dem Kritiker nur in der religiösen und politischen Salbaderei über Preußen und Protestantismus Stoff zu einer beiweitem nicht so geistreichen Grimm'schen Salbaderei.

Im vierten und fünften Briefe, wo im Anfange der Spleen des Reisenden sich allerdings deutlich genug ausspricht, um für seine Unbefangenheit bei der Annäherung an Rußland zu bangen, in welchen aber die lebensvolle meisterhafte Schilderung seiner Reise und seiner Reisegefährten enthalten ist, erscheint dem Kritiker das Gespräch mit dem russischen Fürsten K., einem podagrischen ältern Diplomaten von bedeutender Corpulenz, mehr als verdächtig nach seinen nachtheiligen Äußerungen über Rußland und Kaiser Nikolaus. Uns nicht so, ohne was er äußert in Schutz nehmen zu wollen, denn Das erscheint übertrieben. Dieser Fürst K., der auch dem Kritiker als ein geistreicher und freimüthiger Mann bekannt war, ruft uns ähnliche freimüthige und wenn man will unbedachte Äußerungen auch eines Fürsten K. im J. 1801 in Petersburg zurück, der uns erzählte, daß bei dem letzten Aufstande in Warschau ein Fürst — ich glaube Oginsky — vom Volke an seinem Ordensbande vor seinem Palaste sei aufgeknüpft worden, und fügte hinzu: „Wenn solche Volksgerechtigkeit an Spitzbuben bei uns geübt würde, so könnte das Volk nur Jeden von uns, der ein Ordensband trägt, unbedenklich daran hinaufziehen, und es würde keinen Fehlgriff thun." Die russischen Großen sind frivol und lassen oft ihrer Zunge freien Lauf ohne alle Consequenz, besonders gegen Fremde. Wollen sie dadurch sich über gemeine Vorurtheile erheben und unabhängig in ihren Ansichten zeigen? Bei manchen der Äußerungen des Fürsten ist aber nicht zu vergessen, daß er aus einem der alten Bojarengeschlechter abstammte, welche dem Hause Romanow nicht eben zugeneigt sind, und daß er, in Rom erzogen, ein Katholik war. Wenn nun der Fürst sagt:

> Der unbedingte Despotismus, wie er bei uns herrscht, gründete sich in dem Augenblick, wo die Leibeigenschaft im übrigen Europa aufhörte. — — Er hat das menschliche Wort in Rußland bis zu dem Grade entadelt, daß es dort nur als ein Fallstrick betrachtet wird; unsere Regierung lebt nur von Lügen, denn die Wahrheit ist dem Tyrannen wie dem Sklaven furchtbar. Auch, so wenig man in Rußland spricht, so spricht man immer noch zu viel, denn in diesem Lande ist jede Rede nur der Ausdruck religiöser oder politischer Heuchelei —

und der Kritiker entgegnet:

> Wo findet der angebliche (?) Fürst K., daß das menschliche Wort und Sprache unterdrückt ist? So viel uns bewußt ist, kann Jeder frei sprechen, und wäre die Sprache unterdrückt, so müßte dies ein Zeichen von Mangelhaftigkeit der Regierung sein, was in Rußland nicht der Fall ist, wo jeder Stand unter der milden und wohlthätigen Regierung des Kaisers glücklicher lebt als in dem constitutionnellen Frankreich, in welchem der König nicht einmal seines Lebens sicher ist (und die Kaiser Peter und Paul?) —

so finden wir wol Übertreibung in der an sich ganz wahren Behauptung des Fürsten, aber die bitterste Ironie in der Erwiderung des Kritikers. Wenn aber der katholische Fürst oder Custine durch ihn behauptet, Religionsintoleranz sei eine heimliche Triebfeder der russischen Politik, so war dies — bis auf Kaiser Nikolaus wenigstens — in Rußland nicht der Fall, wo vielmehr die unbeschränkteste Toleranz in Sachen der Religion herrschte. Ob bei dem Streben des jetzigen Kaisers, Alles zu russificiren, die religiöse Intoleranz als ein brauchbares Mittel sich eingeschlichen hat, lassen wir dahingestellt sein. Lächerlich aber ist, wenn der Fürst oder Custine den Krieg in Polen für einen Religionskrieg ausgibt. Was in Polen in Religionsangelegenheiten vorgeht, hat ganz andere Motive. Der Russe will sich als Russe tout-à-fait darin festsetzen, er will es sich amalgamiren; da ist der Schlüssel zu suchen, den wir moralisch nicht zu rechtfertigen begehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Johann Gottwerth Müller, Verfasser des Siegfried von Lindenberg, nach seinem Leben und nach seinen Werken dargestellt von H. Schröder. Nebst zwei Zugaben: I. Auswahl aus Briefen berühmter oder merkwürdiger Männer an Müller. II. Johann Gottwerth Müller als Knittelversdichter. Hamburg, Niemeyer. 1843. 8. 20 Ngr.

Monographien thun der deutschen Literaturgeschichte vor Allem noth, denn weder der Stoff derselben, noch weniger die geistige Eigenthümlichkeit aller namhaften deutschen Schriftsteller ist schon so weit erforscht und dargestellt, daß es einem einzelnen

Manne möglich wäre, diese ganze Masse zu bewältigen und in einem Gesammtwerke ebenso treu als übersichtlich vorzuführen. So kann auch Hr. Schröder bei seiner Veröffentlichung wol auf das Interesse Derjenigen rechnen, die aus der deutschen Literaturgeschichte ein besonderes Studium machen; weniger möchten wir ihm die Erfüllung seiner Hoffnung verbürgen, daß seine Mittheilungen „von einem größern Publicum nicht ungünstig werden aufgenommen werden", denn wir fürchten, daß Müller's „zahlreiche Freunde und Verehrer" jetzt auf einen ziemlich kleinen, und zwar auf einen Kreis beschränkt sein mögen, der von literarhistorischen Biographien wenig Notiz nimmt; es müßte denn sein, daß seine Romane in der Nähe seiner Heimat sich mehr im Curs erhalten haben als im übrigen Deutschland, wo sie nach unsern Erfahrungen ziemlich verschollen sind und, müssen wir hinzufügen, nicht eben zu großen Ansprüchen auf neue Verbreitung berechtigt sein dürften. Wir gedenken keineswegs zu leugnen, daß Müller's Romane auf der Grenze der beiden letzten Jahrhunderte eine große Verbreitung nicht unverdient gefunden haben, sie bieten scharf und treu gezeichnete Lebensbilder, eine heitere, aber durchaus ehrenwerthe Gesinnung liegt ihnen zu Grunde; aber die Zeit, aus der sie hervorgingen und die sie treu abspiegeln, ist spurlos vergangen, sodaß es eines bestimmten und bewußten Interesses oder einer ganz ordinairen Lesewuth bedarf, um sich jetzt noch an ihnen zu erfreuen. Wenn so Müller's schriftstellerische Thätigkeit nicht mehr fortwirkt, um für seine Persönlichkeit zu interessiren, so sind seine Lebensschicksale, wie sie uns in den vorliegenden Blättern mitgetheilt werden, ebenso wenig geeignet, eine besondere Theilnahme in weitern Kreisen für ihn zu erwecken.

Johann Gottwerth Müller, Sohn eines Arztes, war in Hamburg am 17. Mai 1743 geboren; er studirte Medicin, trat dann in ein buchhändlerisches Geschäft, betrieb ein solches selbständig in Hamburg und seit 1773 in Itzehoe; Kränklichkeit veranlaßte ihn später, sein Geschäft aufzugeben und sich ausschließlich auf seine literarische Thätigkeit zu beschränken; so lebte er ohne irgend besondere Ereignisse bis zu seinem, am 22. Juni 1828 in Itzehoe erfolgten Tode. Überall erscheint er als ein wackerer, gerader Mann; bei starker Familie in durchaus nicht glänzenden Vermögensumständen lebend, war er genöthigt, um des Gelderwerbs wegen Band auf Band zu schreiben. Dies ist im Grunde Alles, was die vorliegende Biographie Müller's enthält; eine außerordentlich genaue Bekanntschaft mit seinen Schriften hat den Verf. in den Stand gesetzt, fast jede seiner ziemlich ins Kleinliche gehenden Angaben aus denselben zu belegen; über eine solche äußerliche Auffassung ist er aber auch nicht hinausgekommen; statt einer tüchtigen Charakteristik von Müller's Romanen und seiner Stellung zu dem gewaltigen Umschwunge der deutschen Literatur, die er durchlebte, erhalten wir ein sehr genaues Verzeichniß seiner Schriften und Recensionen, sodaß hier also zu einer literarhistorischen Würdigung Müller's nur der rein äußerliche Stoff ohne alle geistige Belebung gegeben ist.

Die reichliche Hälfte des Buchs (S. 61—130) bildet die erste Beilage, Briefe an Müller; die namhaftesten unter den Briefstellern sind Bürger, Lessing, Lichtenberg, Eschenburg, Meißner, Voß, Boie, Knigge, Nicolai, die freilich zum Theil nur durch sehr unbedeutende Billets vertreten sind; aber auch die längern Briefe drehen sich theils um buchhändlerische Angelegenheiten, theils um kleinen literarischen Klatsch, theils um Persönlichkeiten, die eben nur ein Zeugniß mehr für Müller's wackeres und gemüthliches Wesen ablegen. Ebenso hat die zweite Beilage, ein Gedicht von Müller in Knittelversen, nur ein locales und untergeordnet persönliches Interesse. Das ganze Büchlein aber gehört zu den harmlosen Geschöpfen, die weder durch Stoff noch durch Behandlung einen irgend hervorstechenden Werth erhalten, sonst aber als wohlgemeint und fleißig gearbeitet ruhig den Weg alles Fleisches gehen könnten, wenn es nicht Pflicht wäre, bei jeder Gelegenheit gegen die müßige, handwerksmäßige Vermehrung der ohnedies schon übermäßigen Bücherlast zu protestiren. 58.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Nordische Geschichte.

Herr Wheaton, außerordentlicher Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin, hat bekanntlich die Mehrzahl seiner werthvollen Schriften in französischer Sprache abgefaßt, sodaß man sich allmälig gewöhnt hat, ihn den französischen Schriftstellern beizuzählen. Was uns noch mehr berechtigt, die Übersetzung eines seiner neuesten Werke, das ursprünglich in englischer Sprache geschrieben war, fast als ein französisches Originalwerk zu begrüßen, ist der Umstand, daß diese Bearbeitung durch zahlreiche Zusätze und Erweiterungen, welche dem Übersetzer von Seiten des Verf. zugekommen sind, fast zu einer selbständigen Schrift geworden ist. Das Werk, von dem es sich hier handelt, führt in seiner neuen Gestalt den Titel „Histoire des peuples du nord ou des Danois et des Normands, depuis les temps les plus reculés jusqu'à la conquête de l'Angleterre par Guillaume de Normandie, et du royaume des Deux-Siciles par les fils de Tancrède de Hauteville". Dieses Werk, welches die glänzende literarische Befähigung seines Verf. aufs neue bethätigt, berücksichtigt alle neuern Erscheinungen. So sind besonders die Publicationen der thätigen Alterthumsgesellschaft zu Kopenhagen auf gebührende Weise zu Rathe gezogen. Überhaupt kann dieses Werk als eine wichtige Ergänzungsarbeit der bekannten Schriften von Augustin Thierry und von Depping empfohlen werden, die auf manchen Theil der ältesten Geschichte des Nordens ein ganz neues Licht wirft. Außer verschiedenen Noten und Erläuterungen, welche von dem Übersetzer P. Guillot herrühren, und einigen Ergänzungen, die man dem Verf. selbst verdankt, ist diese Übersetzung besonders durch eine ebenso gründliche und gelehrte als lichtvolle Darstellung der gesammten nordischen Mythologie aus der Feder Wheaton's bereichert.

Auswüchse der menschlichen Phantasie.

Zuweilen muß man sich schon dazu bequemen, in die tiefern Regionen der Literatur hinabzusteigen. Wenn man die literarischen Beziehungen eines Volks nach allen Richtungen hin schildern will, so ist es einmal unerlaßlich, auch die Hefen zu schöpfen, um, wie Platen sagt, „zu zeigen, wie trübe der Wein". Aus diesem Grunde allein können wir es über uns gewinnen, in den Kreis der Erscheinungen, die wir in d. Bl. einer kurzen Besprechung unterlegen, auch einen Roman zu ziehen, der seiner grellen Widerwärtigkeit wegen eigentlich kaum dem Gebiete der Literatur angehört. Dieser scheußliche Auswuchs einer wahnwitzigen Phantasie führt den vielversprechenden Titel „Alfred et Nina ou les parricides". Der Verf. heißt C. F. E. Arbus. Wir würden gern seinen Namen verschweigen, aber wahrscheinlich ist er noch auf sein elendes Machwerk stolz. Aller Greuel, den man sich, nachdem man den Titel gelesen hat, auch vorstellen mag, wird vom Buche selbst noch beiweitem überboten. Der Roman beginnt mit Blutschande und endet mit dem Schaffot, aber dazwischen liegt noch eine lange Kette von Scheußlichkeiten aller Art. Und wenn der Verf. dabei auch nur irgend einen moralischen oder ästhetischen Zweck verfolgte! Aber er scheint sich im Kothe zu wälzen aus purem Wohlbehagen. Aller Geschmack und jedes Zartgefühl wird mit Füßen getreten. Besonders albern und abgeschmackt sind die Briefe Nina's und Alfred's, in denen Unsinn und Faselei ihren Spuk treiben. Dazu kommt noch, daß der Verf. einen Stil schreibt, der an Stümperhaftigkeit und Verzerrtheit kaum seines Gleichen hat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 288. —— 14. October 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 287.)

Der sechste Brief beginnt mit der Seeräubergeschichte des Barons Ungern-Sternberg auf Dago, der durch falsche Feuerzeichen die vorüberfahrenden Schiffe zum Scheitern verleitete und sie dann plünderte. Sie fiel unter Kaiser Paul während Ref. Anwesenheit in Rußland vor; ob so, wie sie Custine den Fürsten novellistisch erzählen läßt? Wenigstens scheint uns das Motiv, welches der Fürst oder Custine dem Verbrechen des Barons unterlegt, höchst verdächtig, wenn dieser ein großer durch Erfahrung gereifter Charakter genannt wird und es dann heißt:

> (Von Reisen) nach Petersburg zurückgekommen, es war unter Kaiser Paul's Regierung, bestimmte ihn eine nicht motivirte Ungnade, den Hof zu verlassen; er schließt sich in der Insel Dago, seiner Herrschaft, ein, und von der Welt geschieden, mitten in jener wilden Alleinherrschaft, schwört er dem ganzen Menschengeschlechte tödtlichen Haß, um sich an dem Kaiser zu rächen, an diesem Menschen, für ihn der einzige Repräsentant des ganzen Geschlechts.

Oho! Von diesem wahnwitzigen Umstande war zu der Zeit nicht die Rede, sondern blos von niederer Raubsucht. Die Kritik über diesen Brief ist aber über alle Beschreibung matt.

Der siebente Brief berichtet Custine's Ankunft vor Kronstadt. Wir wollen dem Hrn. Marquis seine verdrießliche Laune bei der langweiligen Transaction der Paß- und Douanenberichtigung, die ihm den niedrigen Strand vor Ingrimm noch öder erscheinen läßt als er wirklich ist, nicht verargen. Wir ließen uns auch einmal davon beschleichen, als wir bei einem kurzen Ausfluge nach Strasburg 1834, um den herrlichen Münster kennen zu lernen, die Unverschämtheit der französischen Douaniers auszuhalten hatten, die, kaum daß wir ausgestiegen waren, hinter unserm Rücken vier Mann hoch unsern Wagen einnahmen und Alles durchwühlten, ohne unsere Anzeige abzuwarten, und ohne daß wir von der Höflichkeit etwas verspürten, wie Hr. von Custine sie in Kronstadt zu seinem Ärger fand. Auch ist uns in der lebendigen Schilderung das Bild des parfumirten Hrn. Oberdouaniers gar nicht fremd. Wenn aber der Hr. Marquis die schöne Ostseeflotte und überhaupt eine Flotte für Rußland verhöhnt, sie eine bloße Spielerei kaiserlicher Laune nennt und die Bemerkung daran knüpft:

> Kinderei im Großen erscheint mir als etwas Entsetzliches; sie ist etwas Ungeheures, das nur unter der Tyrannei möglich ist, die sich darin auf die schrecklichste Weise offenbart. Überall, als unter dem absoluten Despotismus, wird, wenn die Menschen eine große Anstrengung machen, ein großer Zweck erzielt; nur bei Völkern, die blind unterworfen sind, kann der Herrscher ungemessene Opfer gebieten, um ein Nichts zu bewirken —

so verdient dies eine schärfere Zurechtweisung als die des Hrn. von Grimm. Hat er denn so wenig Gedächtniß, daß ihm die Bedeutung einer russischen Flotte, besonders im Orient, entfallen ist? Und auch die in der Ostsee, die das Baltische Meer beherrscht und Petersburg schützt? Und wäre sie auch, was keineswegs der Fall ist, eine bloße Lehr- und Übungsflotte für die Cadetten, so wäre sie doch von großer Bedeutung für die Kriegsmarine Rußlands, die einer Pepinière nicht entbehren kann. Auch beschränken sich die Fahrten der geübtern Cadetten nicht blos auf Kopenhagen. Und auch nur eine Fahrt bis Kopenhagen, von welcher Bedeutung diese ist, würde sich vielleicht überraschend bald gezeigt haben, wenn die Vorsehung den Plan russischer Politik durch die Vermählung einer Kaiserstochter mit dem muthmaßlichen Erben des dänischen Throns befördert hätte. Lord Durham's Bemerkung, daß die Kriegsschiffe der Russen ein Spielzeug des Kaisers seien, hat im Munde eines Engländers seine eigene Bedeutung. Kaiser Nikolaus hat die Bedeutung einer russischen Kriegsflotte wohl erkannt wie sein scharfsichtiger Ahnherr (Custine nennt ihn an mehren Stellen blind) Peter I., und hat daher für ihre Erhebung verständig gesorgt. Darüber aber kann sich der Hr. Marquis beruhigen, daß die Batterien von Kronstadt den Einlauf in die Newa und also nach Petersburg zugleich sperren. Der Zugang ist durch versenkte Steinbarken zur Untiefe gemacht, und für Kriegsschiffe und für Dampfboote und tiefgehende Kauffahrer durchaus unzugänglich; nur allenfalls für eine Scheerenflotte nicht, und dieser tritt eine mächtige Scheerenflotte entgegen, wie bei dem unerwarteten Ereignisse Gustav's III. von Schweden 1788—90.

Was Hr. von Grimm über das mislaunige Geschwätz des achten Briefs über Petersburg als Stadt, über das

herrliche Denkmal Peter's I., über Kaiser Nikolaus u. s. w. sagt, ist unglaublich schwach und matt. S. 32 z. B. lesen wir:

Wir glauben kaum, daß die Schlange (am Denkmal Peter's) von dem Künstler blos deswegen angebracht ist, damit das Pferd eine bessere Haltung (soll heißen stärkern Halt) erlange, sondern die Schlange ist das Emblem der Ewigkeit, folglich war sie angebracht, daß Rußland nie den Mann vergessen soll, dessen Statue hier errichtet ist u. s. w.

Custine's Schilderung des Eingangs Peterburgs vom Meere her ist keineswegs kleinlich, wenn auch im Detail unrichtig, wie z. B. daß Petersburg von den Kuppeln zahlreicher Klöster umgeben sei. Es gibt nur ein Kloster in Petersburg, Alexander-Newsky, das Pantheon für Rußlands große oder bedeutende Männer, das ihre Asche aufnimmt. Was Custine von der Unangemessenheit der eleganten griechischen Bauart in den öffentlichen Gebäuden und Palästen sagt, ist reine Faselei, obwol wir die Manie, überall Säulen anzubringen, auch nicht eben schön, sondern monoton finden. Was braucht man aber an Athen zu denken, wenn man Petersburg sieht, diese erst 150 Jahre alte Stadt, bestimmt, Rußland mit dem Occident zu verknüpfen, und die folglich die Muster wählt, die für die schönsten in der gebildeten Welt gelten? Der Petersburger bemerkt nichts von der vorgegebenen Unangemessenheit der Bauart für sein Klima, er wohnt darin so behaglich, wie man nur immer in Paris wohnen kann, wo es eine Zeit im Jahre gibt, daß die Finger im Zimmer erstarren. Auch würden uns cyklopische Mauern, wie Custine Rußland vindiciren zu wollen scheint, auf dem schwammigen Terrain wol sehr unangemessen dünken. Daß auf diesem Terrain eine Residenz wie Petersburg erbaut ist, mag Peter I. verantworten. Scheint es aber doch fast, als hätte 1812 ihn gerechtfertigt. Moskau, die alte Zarenresidenz, ging verloren, aber Petersburg, die neu-zarische, entweihte kein feindlicher Fuß. Hier erscheint Custine wahrhaft kleinlich-neidisch, und das macht mistrauisch, selbst ihm Glauben zu schenken, wenn er das Hôtel Toulon, in welchem er abtrat, und den Wirth, obgleich Franzose (im neunten Briefe) herabsetzt, obgleich wir gestehen, daß die Gasthöfe eben nicht die glänzendste Seite von Petersburg sein mögen, wie in früherer Zeit das Hôtel Demuth wenigstens nicht, in welchem man sich wenig behaglich fühlte. Die Übertreibung mit dem Ungeziefer springt in die Augen, allein ganz ableugnen läßt sich der Übelstand wol nicht. Was Custine über den schnellen Wiederaufbau des abgebrannten kaiserlichen Winterpalastes faselt, ist mit aller Consequenzmacherei seines weitschweifigen Raisonnements höchst abgeschmackt. Alle Bauten Petersburgs werden rasch betrieben und müssen dies auch werden bei der Kürze der zum Bauen günstigen Jahreszeit, da sie sonst Jahre lang sich hinziehen und, überall unvollendet, leicht dem Verderben ausgesetzt sein würden. Alle Vorbereitungen zu einem Baue werden getroffen, daß keinerlei Aufenthalt stattfinden kann, und dann werden bei großen Bauten Tausende zur Ausführung angestellt. Die Organisation bei solchen Bauten ist bewundernswürdig. Da weiß ein Jeder von den Tausenden, was er zu thun hat, und kommt den Andern nicht in den Weg. Die ansehnlichen Bauten der Erziehungsinstitute der verewigten Kaiserin-Mutter wurden schon vor 40 Jahren in sechs Wochen unter Dach gebracht, und ebenso schnell scheinen die drei- und vierstöckigen Privatbauten wie in einem Treibhause aus dem Boden zu wachsen. Alle Gebäude werden von Ziegel gebaut; in Holz zu bauen wird nicht mehr gestattet. Zu allen, auch zu den kaiserlichen Bauten werden mit Privatunternehmern Contracte abgeschlossen, und freie oder von ihren Herren auf Obrock (Abgabe) entlassene Arbeiter erhalten nach gegenseitiger Übereinkunft der Unternehmer mit ihren Arbeitern ein Tagelohn, und werden nicht, wie man nach Custine glauben möchte, wie die jüdischen Sklaven von den Pharaonen, despotisch dazu commandirt. Das kostet viel Geld, aber fördert auch. Und wenn bei dem kaiserlichen Winterpalais auch der Ehrgeiz der Arbeiter, der Erwartung des Kaisers zu entsprechen, mitgewirkt hätte, was wäre daran zu tadeln? Von launenhafter Aufopferung zahlloser Sklaven war dabei gar nicht die Rede. Daß dieser einjährige Riesenbau einige Opfer gekostet haben mag, ist sehr natürlich und kommt fast bei jedem kleinen Bau in jedem Lande vor. Das Märchen mit den Eiskappen, um der Hitze in den stark geheizten Räumen zu widerstehen, das sich Custine hat aufbinden lassen, ist in sich gar zu lächerlich, wie Hr. von Grimm richtig bemerkt. Der gemeine Russe kann einen hohen Grad Hitze ebenso gut ertragen als einen hohen Grad Kälte und die schnelle Abwechselung beider. Er ist durch seine Dampfbäder und stets überheizten Stuben daran gewöhnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben von Karoline Pichler. Wien, Pichler's Witwe. 1844. 12. 3 Thlr. 25 Ngr.

Karoline Pichler hat während des vierten Theiles eines Jahrhunderts ein großes Publicum erfreut und erbaut. Sehr verschieden von der neuern Schule, welche Schranken umstößt, Vorurtheile bekämpft, Emancipations- und andere Fragen verhandelt, hielt sie die Schranken heilig als eine Nothwendigkeit, und ehrte die Vorurtheile, die auf irgend ein Bedürfniß der Zeit oder der Menschen fußten. Wenn ihre Feder etwas dem Tendenzroman Ähnliches erzeugte, so ging sie doch nie über gegebene Verhältnisse und Bestehendes hinaus, sie wollte wol aufbauen, aber niemals einreißen. Obgleich es nicht so lange her ist, daß ihre Werke erfreuten, so würde sie doch jetzt wenig Leser mehr finden; die Leser sind verwöhnt, oder vielmehr an andere Arten von Bücher gewöhnt; sie wollen nicht mehr so viel Beschreibung von Gemüthszuständen; der Dichter soll nur die Accorde anschlagen, die Phantasie will sie ausführen; die jetzige Lesergeneration hat Karoline Pichler theils nicht gelesen, theils vergessen, und die Denkwürdigkeiten tönen wie eine ernste Mahnung über den literarischen Leichtsinn des Jahrhunderts, welcher so schnell verschwinden läßt, was erfreute, so schnell in den Ocean des Vergessens untertaucht, was weit hervorragte, und unter den immer neu herbeiströmenden Erscheinungen die alten begräbt.

Dessenungeachtet müssen diese „Denkwürdigkeiten" für Viele von großem Interesse sein; Denen, welche die Werke der Pichler gelesen und sich daran erfreuten, denen sie ein Moment in ihrem Leben waren, zu deren Bildung sie beitrugen, deren Mußestunden sie verkürzten, deren Theetischgespräche sie ausfüllten, muß es willkommen sein, zu erfahren, wie sie entstanden sind und wie die Phantasie der Dichterin die Ereignisse der Außenwelt in der innern Werkstatt verarbeitete.

Auch für Solche, welche nicht zu den Lesern der Pichler'schen Werke gehören, sind die „Denkwürdigkeiten" interessant als die wahre Geschichte eines edeln weiblichen Wesens, welches als Tochter, Gattin, Mutter und Schriftstellerin stets achtungswerth dasteht, Geist und Gemüth gleichmäßig entwickelnd im Streben nach dem Höhern, nach dem Wahren. Mit der klaren, ruhigen Weltanschauung eines scharfen Verstandes, mit der Lebensauffassung eines warmen Herzens, mit dem durch eine tiefe Religiosität geleiteten und beschatteten Denken tritt Karoline Pichler uns aus ihrer Zeit entgegen, als ein Kind derselben, dem das Verständniß der folgenden Zeiten nicht abgeht. Vielleicht wird sie zuweilen zu breit über die Begebnisse ihres Familien- und Herzenslebens, vielleicht könnte man ihr den Vorwurf machen, daß die zahlreichen Niederkünfte der Töchter, die Details über Gatten, Geschwister, Freunde, die Begebenheiten des Hauses zu viel Raum in dem vorliegenden Werke einnehmen. Was die Frau mit dem Herzen erfaßt, liegt ihr näher als die Interessen des Geistes, und eben dieses Plaudern über das Familienleben bekundet uns Karoline Pichler als echtes weibliches Wesen, während ihre Werke sie uns als geistreiche Schriftstellerin kennen lehrten.

Wer nun nicht als Psycholog die vorliegenden „Denkwürdigkeiten" liest, wen das Leben und Entwickeln der Schriftstellerin nicht anzieht, wird an ihrem Erlebten ein reiches Interesse finden; denn sie ward geboren und erzogen in einem Kreis edler und gebildeter Menschen, in einer Familie, deren „nützliche Leistungen und Rechtlichkeit von Voraltern und Ältern" sie mit einer Art von Ahnenstolz erwähnt. Sie lebte auch in einer wichtigen Zeit, und große Ereignisse der Weltgeschichte wurden in ihrer Nähe aufgeführt; europäische Schicksale entwickelten sich unter ihren Augen. Sie verkehrte auch mit geistreichen Menschen, die später ihr Schriftstellerruhm ihr zuführte, die sich ihr in Vertrauen mittheilten, und ihr Urtheil über dieselben, weit entfernt von den indiscreten Journalberichten, wie man sie in neuerer Zeit liest, ist mild, anerkennend, eher bewundernd als das Gegentheil. Karoline Pichler hatte nichts Verneinendes, weder in ihrem Wesen noch in ihren Werken, und ihre „Denkwürdigkeiten" gleichen einem schönen Landsee, der Himmel und Erde zugleich aufnimmt und wiederspiegelt.

Die Mutter der Schriftstellerin war Kammerfrau der Kaiserin Maria Theresia, und die ersten Blätter geben interessante Schilderungen aus deren Privatleben; daß kein großer Mann für seinen Kammerdiener groß ist, finden wir hier nicht bestätigt: man liest gern von der großen Fürstin in ihrem Verkehr mit der Kammerdienerin, die zugleich eine Art von Vorleserin war.

Die Zeiten Joseph's faßt Karoline Pichler in ihren charakteristischen Zügen auf.

„Wien war damals fröhlicher, für jedes Schöne empfänglicher als jetzt, für jeden Genuß herrschte ein offener Sinn. Der Geist durfte sich frei bewegen, es durfte geschrieben, gedruckt werden, was nur nicht im strengsten Sinne des Worts wider Religion und Staat war. Auf gute Sitten ward nicht so sehr gesehen. Ziemlich freie Theaterstücke waren erlaubt und cursirten in der großen Welt."

„Ein charakteristischer Zug der Zeit unter Kaiser Joseph waren die Bewegungen, welche durch die sogenannten geheimen Gesellschaften in der geselligen Welt hervorgebracht wurden. Der Orden der Freimaurer trieb sein Wesen mit einer fast lächerlichen Öffentlichkeit und Ostentation. Freimaurerlieder wurden allgemein gesungen, man trug Freimaurerzeichen an der Uhr, und mehre Modeartikel, wie der weiße Atlasmuff mit blau eingesäumtem Unterschlag, der den Maurerschurz vorstellte, hießen à la Francmaçon. In jener Zeit hatte denn auch die Gährung in den politischen Ideen den höchsten Punkt erreicht; die Revolution brach in Paris aus, und auch in Östreich machten sich die geistigen Erschütterungen und Umgestaltungen fühlbar. Vieles gährte und glimmte im Verborgenen, die Opposition, Reaction gegen das Bestehende ward immer stärker, Tadel der Maßregeln des Monarchen sprach sich überall aus."

„Die Thaten des Feldzugs 1789 waren glänzend gewesen und verbreiteten einen hellen Schimmer auf die abnehmenden Lebenstage des Kaisers. Gewaltig war der Umschwung, den seine Denk- und Handlungsweise den Staaten und mit ihnen den Gesinnungen seiner Unterthanen gegeben hatte. Mit seiner Regierung hatte eine neue Zeit für Östreich begonnen, und der Kaiser öffnete mit eigener Hand die Schranken, welche seine Unterthanen von jenen freisinnigen Begriffen erhöhter Foderungen und eigenmächtigen Hervortretens noch trennten, zu welchen sich das Volk in Frankreich selbst gewaltsam Bahn gemacht hatte. War es Vorgefühl seiner kurzen Laufbahn? War es innerer stürmischer Antrieb, der sich durch den Widerstand, den er überall fand, noch mehr erhitzte? War es überwiegende Kraft des Verstandes, der das Gefühl oft zum Schweigen brachte, genug, so menschenbeglückend auch Kaiser Joseph's Plane und Vorbereitungen waren, so wenig man die Idee daran tadeln konnte, so fielen sie doch oft in der Ausführung meist härter aus. Das Alte sollte fort, gleichviel ob es schädlich oder nützlich war, es taugte nach seiner Ansicht nicht mehr in die neue Welt."

„Damals gab es Viele, welche sich dieser Neuerungen, dieser Aufklärung, dieses Wegräumens alten Schuttes von Vorurtheilen und Kastenzwang als glücklichen Vorschrittes freuten. Weit mehr gab es indeß Solche, die sie misbilligten, weil entweder ihr Vortheil darunter litt, oder weil ihr in entgegengesetzten Begriffen erzogener Geist sich darüber entsetzte."

„Gemäßigtere ließen dem edeln Willen des Monarchen Gerechtigkeit widerfahren, billigten, erfreuten sich der meisten seiner Anordnungen, welche die Erleichterung und sorgfältigere Bildung der untersten Classen, die Abstellung alter Misbräuche und Einschränkungen lästiger Vorrechte und endlich Gedankenfreiheit und allgemeine Duldung zum Gegenstand hatten. Aber sie konnten die rasche Hastigkeit, womit Alles betrieben wurde, nicht loben, sowie den Mangel an Billigkeit und Schonung bei Ausübung der strengsten Gerechtigkeit. Ebenso wenig waren sie mit dem übereilten Aufklären der untern Volksclassen und mit dem gewaltsamen Wegräumen mancher Schranken und hindernder Begriffe zufrieden, welche in den Gleisen des Volks ihre stille Macht gegründet hatten, wohin das Gesetz zu reichen nicht im Stande ist. Ich erinnere hier nur an den freilich nicht durchgesetzten Befehl, die Leichen künftig ohne Sarg in einem Sack zu begraben und mit Kalk zu überschütten. Das Gefühl der ganzen Stadt war empört und die Sache mußte unterbleiben, weil «meine Unterthanen länger Äser bleiben wollen», sagte Joseph bei Aufhebung des Befehls. Ebenso unbillig schien mir die strenge Gerechtigkeit, welche, Alles vor dem Gesetze nivellirend, einen Grafen, einen Hofrath und angesehenen Privatmann zu eben der Strafe des Gassenkehrens wie den Taglöhner, den Hausknecht u. s. w. verdammte, deren tägliches Geschäft jenes ohnedies war, und die noch dazu von Niemand vermißt, von Niemand gekannt als den wenigen, ebenfalls der Welt verborgenen nächsten Verwandten, ihre Schmach in Dunkelheit begruben und daher minder fühlten."

Die kurze Skizze von Joseph's Leben und Wirken, welche die Verf. in wenigen Seiten gibt, ist mit Gemüth aufgefaßt und mit Talent niedergeschrieben. Neben den politischen Einflüssen der französischen Revolution werden auch die socialen erwähnt:

der abgeschaffte Zopf und Puder, die leichte, unanständige Kleidung der Damen u. s. w. Auch die Kriegsbewegungen und 1797 die französische Einquartierung in Wien, mit allen Vorbereitungen und patriotischen schmerzlichen Gefühlen, werden angeführt und besprochen.

Später bilden Napoleon'sche Feldzüge, die Gefahren Wiens, die Vermählung der Kaiserstochter mit dem fremden Eroberer interessante Momente in der Erzählung; die daraus hervorgehende Veränderung im wiener und deutschen Leben, die verschiedenen sich im Innern entwickelnden Stimmungen im Volk und in den gebildeten Ständen, sowie auch die Beurtheilung der Literatur und Gesellschaft werden dabei stets treu angegeben und dargestellt. Mit Begeisterung wird der Freiheitsperiode erwähnt und der Reaction gegen den fremden Druck.

„Ein schöner Geist fing an sich zu regen. Durch Bücher, durch Dichtungen, durch die Richtung, welche Kunst und Literatur auf vaterländische Gegenstände nahmen, bekamen diese höhern Werth für Jeden, als sie vormals gehabt hatten. Die Idee des Vaterlandes, der Nationalehre erwachte in den durch lange Gewohnheiten und bequemes Hinleben im behaglichen Friedensstand der letzten Decennien erschlafften Geistern, und es ist nicht zu leugnen, daß auch die romantische Poesie, indem sie eine bis dahin unbeachtete Vergangenheit aus ihren Gräbern aufrief und die alten Schätze deutscher Dichtkunst uns vor Augen führte, diesen Geist erhöhte und verstärkte. Man fing an das alte Deutschland zu lieben, man studirte seine Sitten, man erwärmte sich an dem ritterlich frommen Sinne des Mittelalters und gewann das Land und die Landsleute lieber, denen man früher gern alles Ausländische vorgezogen hatte."

„So war die allgemeine Stimmung, als Östreich den Krieg gegen Frankreich erklärte. Freund Collin dichtete für diesen Zweck seine Landwehrlieder, welche mit Musik von Weigel am Ostersonntag vor einer gedrängten Versammlung von mehren Tausend Menschen im Redoutensaale gesungen wurden, und in welche das Publicum mit allgemeinem Jubel einstimmte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Miscellen.

Byzanz oder Konstantinopel.

Die ersten Spuren der Erbauung von Byzanz verlieren sich in der fabelhaften Zeit; als eben die Athener mit den Spartanern um die Oberherrschaft kämpften, kam die Stadt in des Darius, dann in der Jonier, endlich in des Königs von Medien, Xerxes, Hände. Der Lacedämonier Pausanias belagerte und eroberte sie; von ihm durch neue Pflanzer erweitert, erschien sie als eine neue Stadt. Nachdem jedoch der Athener Thrasyllus den Pausanias vertrieben, kam Byzanz wieder in die Gewalt der Athener, bis eine Empörung der Einwohner sie wieder den Lacedämoniern überlieferte. Später bemeisterte sich Alcibiades der Stadt, theils durch Verrätherei, theils durch Gewalt, worauf Philipp von Macedonien, des Amyntas Sohn, sie vergebens belagerte. Nun von den Thraciern angefallen, riefen die Einwohner den aus seinem Vaterlande vertriebenen Klearch zu Hülfe, der sich jedoch die Obergewalt selbst zueignete. Weil sie nachher streng eingeschlossen war, vertheidigte sie Leonidas und legte Weinhäuser auf dem Walle an, damit die Kriegsleute nicht fortgingen. Unter der Römer Herrschaft belagerte Sextinius Severus, um des Ungehorsams der Bürger willen, drei Jahre hindurch die Stadt und eroberte sie im fünften Jahre seiner Regierung. Der Verlust aller Freiheiten und Vorrechte war ihre Strafe und ihre Mauern wurden niedergerissen, das Theater und alle Bäder zerstört und sie selbst den Herakläern geschenkt; doch sah er nachher ein, daß sie ihm als Vormauer gegen die Barbaren des Pontus und Asiens nützlich werden könnte, deshalb richtete er ihre Mauern wieder auf, erbaute die Rennbahn, das öffentliche Gefängniß und den Jägerhof wieder (196) und nannte sie Antonia Byzantinorum Augusta (Hesychius Milesius; Eustatius ad Dionysium). Zu Galien's Zeiten ward durch desselben Kriegsleute Byzanz völlig zerstört, alle Einwohner ohne Unterschied gemordet. Um sie zu bestrafen kam Galien selbst mit dem Heere an, umstellte die Stadt und ließ die unbesorgten Soldaten alle umbringen. Einige Zeit darauf kamen die Heluren auf 500 Schiffen über den Möotischen Moor in das Schwarze Meer und eroberten Byzanz; weil die Stadt aber bald darauf Konstantin den Großen nicht anziehen lassen wollte, ward sie von ihm belagert und wegen ihrer bezaubernden Lage in der Folge zu seiner Residenz gewählt, wobei sie den Namen Konstantinopel erhielt. Durch ihre Lage nahe der Grenze dem öftern Angriffe der von Osten heranstürmenden Barbaren ausgesetzt, ward die Stadt, bis der goldene halbe Mond auf ihren Thürmen glänzte, nicht weniger als 34 Mal angegriffen. Zuerst von den Hunnen (559), die über die zugefrorene Donau gingen und nur aus den Vorstädten durch Belisar wieder herausgeworfen wurden; dann fruchtlos durch die Bulgaren (626), wie alljährlich durch die Türken (661 oder 673—679), die alle Sommer zur neuen Belagerung wiederkamen, bis das Verbrennen ihrer Schiffe durch das griechische Feuer sie gänzlich vertrieb. Nach sechs andern Angriffen erschienen Normänner, die von Nowogrod die Wolga herab kamen; doch ward ihre Flotte durch einen heftigen Sturm zerstört, und als sie mit 1500 Schiffen wieder erschienen (941), ward sie durch das griechische Feuer vernichtet. Weil der griechische Kaiser sich treulos gegen die Kreuzfahrer erwies, ward sie von dem Herzoge von Montferrat nach zehntägigem Sturme (1203) erobert und dem Prätendenten Alexius gegeben; eine nochmalige Eroberung durch das Kreuzheer im folgenden Jahre kostete der Stadt alles in ihr vorhandene Geld und Gut, und gab Gelegenheit zu Errichtung des lateinischen Kaiserthums. Von Parteien zerrissen, die im 14. Jahrhundert gegeneinander standen, sich sogar innerhalb der Stadt mit Erbitterung bekämpften, fiel endlich die Stadt, von den Abendländern verlassen, aus Mangel gehöriger Hülfe (1453) für immer in die Hände der Türken, die ihre Fahnen (1529) bis an die Mauern Wiens trugen. 67.

Der Günstling Ludwig's XIII., Königs von Frankreich, Baradat, erfreute sich nur sechs Monate lang der königlichen Gunst, weshalb „la fortune de Baradat" zum Sprüchwort geworden, wenn von einem kurz andauernden Glücke die Rede war. Sonderbar ist der Grund, aus welchem Baradat in Ungnade gefallen ist. Er war einmal mit dem Könige auf der Jagd; der König verlor dabei seinen Hut, welcher gerade unter die Füße des Pferdes, auf welchem Baradat saß, gefallen war, als dieses durch Harnlassen den Hut verunreinigte. Darüber gerieth der König in heftigen Zorn gegen den Eigenthümer des Pferdes, nicht anders als ob dieser selbst die Verunreinigung sich habe zu Schulden kommen lassen. Ein Zufall, der jeden Andern zum Lachen gereizt hätte, brachte bei diesem schwachen Könige eine ganz andere Wirkung hervor, denn von diesem Augenblicke an wollte er Baradat nicht mehr sehen.

An dem Portale des kaiserlichen Palastes in Wien waren noch im 16. Jahrhundert die fünf Vocale A. E. I. O. U. eingehauen zu lesen. Die Bedeutung, welche sie haben sollten: „Austriacorum Est Imperare Orbi Universo", wird durch das Memorandenbuch Kaiser Friedrich's III. (gest. 1493) bestätigt, welches die dreißigste Beilage bildet in dem zu Hamburg 1840 herausgekommenen ersten Bande der „Geschichte Kaiser Friedrich's IV. und seines Sohnes Maximilian I.", von Joseph Chmel, k. k. Hof- und Hausarchivar zu Wien. Auch hier finden sich die fünf Vocale A. E. I. O. U. öfter aufgeführt, und darunter einmal die deutsche Erklärung: „All' Erdreich ist Östreich unterthan." Aber auch die oben angeführte lateinische, den fünf Vocalen untergesetzte Erklärung findet man daselbst. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 289. —— 15. October 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 288.)

Der neunte Brief, der sich mit den Sehenswürdigkeiten Petersburgs beschäftigt, gibt dem Kritiker reichlich Anlaß zu gerechten Ausstellungen, die aber in ihrer Fassung und in den beständigen beißigen Hinweisungen auf Das, was sich Frankreich vorzuwerfen habe, unmöglich den Zweck der Widerlegung erreichen können. Wir wollen kurz zusammenfassen, was sich in Wahrheit über Custine's Behauptungen in diesem Briefe sagen läßt. Die seltsamen Sprünge von einem Ende der Stadt zum andern entferntesten sind allerdings störend und verdienen eine Rüge, aber seine Schilderung des Costume der Russen und ihrer Droschken (die er sonderbarerweise immer Drowska nennt, da sie doch unter ihrem wahren Namen allgemein bekannt sind) erkennt Hr. von Grimm selbst für gelungen und gut. Übrigens ist die russische Droschke allerdings außer dem Schlitten das niedrigste Fahrzeug, und hat bei dem Costume des Führers und dem eigenthümlichen Anspann des Pferdes ein originelles Gepräge. Wenn Custine aber sagt: „Wenn man diese Gefährte, die niedrigsten der Gefährte, über die Erde gleiten und durch zwei Reihen der niedrigsten der Häuser hinfliegen sieht, so glaubt man nicht mehr in Europa zu sein", so gibt dies ein falsches Bild von Petersburg, in welchem großentheils drei- und vierstöckige Häuser sich in langen Gassen hinziehen. Nur in seinen äußersten Theilen, wo es noch viele hölzerne Häuser gibt, möchte das allenfalls gelten. Custine findet die Straßen menschenleer, und so können sie bei der Breite und Länge der Straßen und der großen Plätze erscheinen, besonders am Morgen, wo Petersburg, wie er mit Recht bemerkt, spät aufsteht, obgleich die Staats-, besonders die Militair- und Policeigeschäfte sowie die kaiserlichen Unterrichtsanstalten im Sommer um fünf Uhr und die erstern wol früher noch beginnen. Der Vormittag ist ganz den Geschäften gewidmet, und die bis in die sonnenhelle Nacht belebten Straßen öde und menschenleer, denn nur die Geschäftsthätigen sind auf den Beinen. Noch dazu war Custine in den Sommermonaten da, wo nicht blos der Hof und der hohe Adel, sondern auch die Geschäftsmänner und Privaten mit ihren Familien auf einer der schönen Inseln oder in einem nahen Dorfe sich aufhalten, und nur der Geschäfte wegen in die Stadt kommen. Das weibliche Geschlecht sieht man allerdings weniger auf den Gassen als das männliche, da bis auf das Milch- und Butteraustragen der deutschen Colonisten Alles, was sonst in andern Ländern durch Weiber, hier durch Männer verrichtet wird; nur auf den Brücken in den Kanälen sieht man Scharen Weiber mit dem Klopfen der Wäsche beschäftigt. Die vornehmern Frauen gehen selten zu Fuß aus. Im Winter ist das Alles ganz anders, und daher — nicht um die schlechte Architektur unter sechs Fuß hohem Schnee (!!!) zu verdecken, ladet der Russe, wie das so reizend umgebene Wien, den Ausländer für den Winter nach Petersburg und Moskau, obgleich es Petersburg im Sommer bei seinem herrlichen belebten Strome mit den graziösen Windungen nicht an Reiz fehlt. Eine zwölfruderige Gondelfahrt auf der Newa mit den uniformirten, gewandten und im Chorgesange geübten Gondeliers belohnt allein schon eine Reise im Sommer nach Petersburg, wohin das Dampfboot von Travemünde uns in vier Tagen bringt. Dieser Gondelfahrten, zwölf-, sechs-, vier- und zweiruderig, einer der Hauptvergnügungen Petersburgs, erwähnt Custine gar nicht, als blos beiläufig bei seinen Nachtpartien auf den Inseln.

Was er über den schrecklichen, von Peter I. eingeführten Tschin sagt, ist dahin zu modificiren, daß dieser so furchtbare Tschin, der die ganze Nation um ihr inneres Glück bringen soll, nichts Anderes ist als die Rangordnung der Staatsdiener in 14 Classen parallel den Militairgraden. Einen Tschin haben, heißt einen Rang im Staate, einen Titel (Staatsrath, Collegienrath u. s. w., weniger Amts- als Ehrentitel) haben. Dieser wird erdient, verdient oder durch kaiserliche Gnade erlangt wie im übrigen Europa, selbst wie knight, baronet in England; und mit diesem Titel sind gewisse Vorrechte verbunden, wie der Erbadel mit dem Rechte, Güter mit Leibeigenen zu besitzen, in den acht ersten Classen, in der neunten der Personadel, daher sie nicht so leer sind wie die deutschen Titel Hofrath, Legationsrath u. s. w. Der Tschin, nicht der Geburtsadel, gibt zum großen Ärger des Marquis von Custine

in Rußland einen Staatsrang, und der Geburtsadel muß seine Vorrechte mit dem Verdienstadel theilen. Den Grund dazu legte schon 1681 unter dem Kaiser Feodor Alexjewitsch, Peter's I. älterm Stiefbruder und Vorfahrer auf dem Throne, die zu Moskau abgehaltene Reichsraths-(Bojaren-)Versammlung, welche hochherzig den Beschluß faßte, daß alle und jede Familienvorrechte, welche die Geburt gegeben, aufgehoben, und die Geschlechtsbücher verbrannt werden und nur Verdienste um das Vaterland zu Vorzügen berechtigen sollten. (Im J. 1683 wurden auf Betrieb der intriganten Mitregentin Peter's I., Sophia, neue Geschlechtsbücher abgefaßt.) Durch die Einführung der den Militairgraden parallelen Rangclassen wurde aber die Nation keineswegs in Militair und am wenigstens in ein Regiment Stummer verwandelt. Was soll man zu sinnlosen Diatriben wie folgender sagen:

Könnt ihr euch die Gährung des Ehrgeizes, der Eifersucht, aller Leidenschaften des Kriegs mitten im Frieden vorstellen? Wenn ihr euch die Abwesenheit alles Dessen, was sonst häusliches und geselliges Glück schafft, lebhaft denkt; wenn ihr euch darauf gefaßt macht, überall statt der Familienliebe die nicht eingestandene, aber heimliche — denn um ihr Ziel zu erreichen muß sie maskirt sein — Wallung einer immer kochenden Ehrsucht zu finden; wenn ihr euch endlich den beinahe vollständigen Triumph des Willens eines Menschen über den Willen Gottes denken könnt, so werdet ihr Rußland begreifen.

Wer zuviel behauptet, behauptet nichts. Die Titelsucht, oder in Rußland vielmehr das Streben nach reellen und bedeutenden Vortheilen mag groß sein im Civil wie im Militair; aber in dieser aristokratischen Übertreibung ist im Allgemeinen kein Wort wahr, und häusliches Glück ist in Petersburg und Moskau und in ganz Rußland ebenso wenig selten als im übrigen Europa. Von dieser Tschin-Ambition ist auch der größere civilisirte Theil in Rußland vollkommen frei. Eher läßt sich noch der darauf folgende Satz hören:

Rußlands Regierung ist Lagerdisciplin an der Stelle städtischer Ordnung, sie ist der Belagerungszustand zum Normalstande der Gesellschaft geworden.

Und diesen letzten Satz widerlegt unser Kritiker nach seiner Weise:

Da Verfasser (wer? Custine oder Grimm?) keinen reinen Begriff von der Monarchie hat, wie wir bereits zeigten (er hat ihm gelehrt, vordemonstrirt, daß Monarchie von dem griechischen μονος — Einer allein — und ἀρχος, Verwaltung, gebildet sei), und überhaupt nur Alles höchst oberflächlich (wie dies Franzosen thun) beobachtet und beurtheilt, so konnte natürlich auch ein solcher widersinniger Gedanke von Lagerdisciplin in ihm aufsteigen. Hätte er sich aber genau von Allem unterrichtet und überzeugt, so würde er anders von der russischen Regierung sprechen.

Das heißt Abtrumpfen! Daß die schönen Künste in Rußland noch nicht den Aufschwung genommen haben wie in altcivilisirten Reichen, ist wahr, aber auch sehr natürlich und nicht einem Mangel an Talenten oder an Gelegenheit zur Bildung dafür, besonders seit Katharina II., zuzuschreiben. Die freien Künste haben großartige gutbesetzte Schulen in Petersburg und haben in allen ihren Zweigen seit Katharina würdige Nationalrepräsentanten aufzuweisen. Auch sind Zeichnen und Schönschreiben Schulpensen. Zurückgehalten wurden sie durch das Vorurtheil der gereisten vornehmen Russen gegen die Producte ihrer Nation; doch auch dieses hat sich in letzter Zeit sehr verloren. Daß die Russen in der Mechanik Genies sind, ist wol anerkannt und zeigt sich in den sinnreichen Werken manchen Mannes aus dem niedern Volke, und hier findet bei dem der ganzen Nation eigenen bedeutenden Nachahmungstalent auch eigener Erfindungsgeist statt. In den schönen Künsten zeigt sich allerdings bei den russischen Künstlern seltener Originalität, doch ist sie einem Orlowsky (dem sehr genialen Thiermaler), einem Brülow (Bild des Untergangs von Pompeji) nicht abzusprechen. Vorzüglich ist das musikalische Talent zu einem bedeutenden Grade gebildet. Außer der kaiserlichen Kapelle, die aber damals aus fremden Künstlern bestand, hatten vor vierzig Jahren mehre Große vollständige Kapellen von Leibeigenen, die vorzüglich genannt werden konnten, sowie sie auf ihren Landsitzen sehr gute Schauspieler und Operngesellschaften hatten, und Das wird wol noch der Fall sein, und unter den vornehmen Dilettanten gibt es mehre, die sich kühn mit Virtuosen messen können.

Das verrufene Michailow'sche Palais Paul's I. ist allerdings ein höchst barockes Bauwerk, aber vernachlässigt ist es nicht. Es ist gegenwärtig der Sitz des Geniecorps und der Bureaux des Geniewesens, und was an die schauderhafte Katastrophe Kaiser Paul's erinnern könnte, soll äußerlich nicht mehr sichtbar sein. Unwahr ist die Custine'sche Behauptung: „Am Morgen fünf Uhr war Alexander Kaiser und galt für einen Vatermörder." Das Detail des ganzen Hergangs war im Publicum und selbst im Volke zu bekannt, als daß ein solcher Glaube hätte stattfinden können. Daß die Russen vor dem Palais vorübergehen sollten ohne zu wagen es anzuschauen, ist eine Supposition der Furchtmanie des Verf.; daß man aber die Geschichte nicht in den Schulen vorträgt, und sie, wenn es möglich wäre, im Volke möchte vergessen lassen, daher auch die Lohnlakaien sie nicht dem Ersten dem Besten erzählen werden, ist wol sehr natürlich. Wie kann aber ein Verbot ergehen, sie nicht zu glauben, da noch so viele Augenzeugen am Leben sind? Zwar der Versuch, sie als Märchen (Mythe) darzustellen, wurde allerdings zum allgemeinen Gespötte gleich nachher versucht, aber nicht von der Regierung, sondern, mit Bedauern müssen wir es sagen, von einem Deutschen gegen einige Anspielungen in Kotzebue's Beschreibung des Michailow'schen Palastes. So weit geht denn doch unser Kritiker Hr. von Grimm nicht, wenn wir ihm auch zutrauen müssen, daß er es gern möchte. Wenn er sich aber über die Behauptung Custine's, daß in der Festung Gefängnisse unterm Wasserspiegel liegen, ereifert, so muß es doch dort sehr tief liegende Gefängnisse geben, da in einem derselben die von Alexej Orlow mit schamloser Tücke aus Livorno entführte natürliche Tochter der Kaiserin Elisabeth bei einer Überschwemmung vergessen wurde und ertrank. Übrigens sind wir keineswegs geneigt, das schiefe und unbedachte Raisonnement

Custine's über die Festung und die kaiserlichen Begräbnisse zu unterschreiben und finden auch die Rüge des Kritikers gerecht, daß man nach dem Geschwätz über die Hütte Peter's I. glauben könnte, Peter habe ganz Petersburg wie es ist für künftige Besitzer erbaut: ein Unsinn grandioser Art. So ist auch die Rüge über Custine's Behauptung von der Armuth und Niedergeschlagenheit der katholischen Gemeinde, welche die schöne Kirche in dem Newsky-Perspectiv, der Hauptstraße Petersburgs, besitzt, sehr gerecht. Die Gemeinde ist reich, und daß die Kirche aus sehr triftigen Gründen den Händen der Jesuiten, welche sich unter Kaiser Paul eingedrungen hatten, unter Kaiser Alexander entzogen wurde und dabei das von ihnen herrührende Jesuitencollegium einging, kann unmöglich bei dieser Gemeinde Niedergeschlagenheit hervorbringen. Von Bedrückung ist keine Rede.

(Der Beschluß folgt.)

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben von Karoline Pichler.

(Beschluß aus Nr. 288.)

Die „Denkwürdigkeiten" erwähnen auch neben den interessanten Erscheinungen der Politik der Verf. geselliges Leben und ihren Umgang mit ausgezeichneten Menschen, deren Namen noch jetzt rühmlich bekannt sind. Collin, Hormayr, Schneller, Köderl, Streckfuß, Rothkirch u. A. Wir führen hier ihre Schilderung und Beurtheilung von Zacharias Werner an, indem an diese wieder ein Accord der damaligen Literaturstimmung geknüpft ist.

„Schon seit einigen Jahren kannten wir in Wien die Trauerspiele F. Z. Werner's. Seine «Söhne des Thales» hatten ungeheures Aufsehn erregt und Alles, was sich mit schöner Literatur beschäftigte, aufmerksam auf den, wie es hieß, noch jungen Dichter gemacht. Es war die Zeitepoche, in welcher auch die Schlegel, Tieck u. A. aufgetreten waren, das sogenannte Romantische sich zuerst und zwar mit großem Beifalle zeigte, die poetische Poesie im Gegensatz der bisher geübten und geschätzten aufgestellt, und viele Autoritäten, die wir bisher verehrt hatten, durch die neue Schule, wie sie genannt wurde, von ihren Altären herabgestürzt werden sollten. Gar Viele glaubten auch diesem neuen Evangelium; ungleich Mehre aber ließen sich in ihrer billigen Verehrung für Schiller, Herder, Wieland, Klopstock u. s. w. nicht irre machen."

„Zugleich mit den Bestrebungen, die neue Poesie und Ansicht auf Kosten alles Alten geltend zu machen, dämmerte auch ein gewisser hyperreligiöser Sinn in den neuen Erzeugnissen auf. Es war nicht eigentliche Frömmigkeit, Gottesfurcht, Hinblick aufs Ewige; es war ein krampfhaft wundergläubiges Unterordnen unter veraltete Ansichten, das sich mit crasser Sinnlichkeit und unlauterm Treiben ganz nachbarlich vertrug. Unlängst war die «Lucinde», das berüchtigte Buch von Friedrich von Schlegel erschienen, ihm waren nicht so grelle, aber höchst seltsame Geburten, «Lacrymas und Alarcos», gefolgt. Staunend betrachtete sie die Welt und wußte nicht recht, ob sie sie bewundern oder belachen sollte. Zum Ersten bekannten sich die Anhänger der neuen Schule; denn das Neue findet jederzeit geneigte Gemüther, die es gern in sich aufnehmen, um es nächstens mit etwas noch Neuerm zu vertauschen. Die Meisten, welche von diesen Werken Notiz nahmen, misbilligten sie und bedauerten, einen reichbegabten Geist auf Irrwegen zu sehen."

„Diese frömmelnde Tendenz griff immer mehr um sich. Das zweite Stück Werner's: «Die Templer auf Cypern», trug schon in seiner ersten Form etwas Mystisches, Räthselhaftes in sich, und jene Erzählung oder Mythe vom Phosphor ließ die Leser in Ungewißheit, ob hier ein tiefgeheimer wirklicher Sinn verborgen liege, oder der Verf. von Welt nur ein schwer zu lösendes Räthsel habe aufgeben wollen. Das dritte Stück: «Das Kreuz an der Ostsee», in dem der heilige Adalbert, der bereits den Martertod erlitten hat, als Spielmann auftritt, auf dessen Haupt sich von Zeit zu Zeit eine Feuerflamme sehen läßt, und die Brautnacht zwischen Warnio und Malgona, sprechen noch deutlicher den mystisch-ascetischen und dabei lüsternen Sinn aus, der in so vielen Werken jener Zeit auftauchte. Endlich erschien seine «Weihe der Kraft». Daß der Protestantismus in seiner nüchternen Kälte den Künsten verderblich sei, ging wol deutlich daraus hervor, und Werner's Lieblingsthema, daß die Liebe ein Blitzstrahl sein müsse, der zugleich in zwei Herzen einschlägt und sie verzehrend reinigt, wurde sichtbar durch Katharina's freudiges Erschrecken, als ein dicker Augustiner vom Wagen steigt und sie ihn als ihr Urbild erkennt. Ich gestehe, daß mir ein dicker Augustiner nicht eben sehr idealisch scheint, aber Fräulein von Bora war von anderm Geschmacke. Auch dieses Werk machte große Sensation und erregte viele widersprechende Urtheile. Nicht lange danach verbreitete sich die Nachricht, daß der Verf. aller dieser genialen Stücke nach Wien kommen solle und wir hoffen durften, seine Bekanntschaft zu machen."

„Der Tag, wo er kam, und die Weise, wie er sich bei uns einführte, war gewiß merkwürdig und mir daher sehr lebhaft im Gedächtniß geblieben. Es war ein schöner Abend im Anfange des Sommers von 1807, wenn ich nicht irre, und ich hatte einen kleinen Kreis gebildeter Freundinnen und literarischer Freunde gebeten. Der Erwartete kam, von unserm Freunde Collin eingeführt — ein ziemlich junger wohlgebildeter Mann, damals Kammersecretair in Warschau oder Posen und im Ganzen eine nicht unangenehme Erscheinung. Auch er schien sich nicht übel in der Gesellschaft zu gefallen, die ihn umgab, und in welcher sich einige hübsche junge Frauen befanden. Bald gingen wir zum Goûter, bei welchem denn nebst Thee und Backwerk, nach der Jahreszeit auch Obst herumgeboten wurde. Werner protestirte höchlich gegen dies letztere, und versicherte uns laut, «die schönste Frau dürfte ihm, wenn sie zuvor einen Apfel oder anderes Obst gegessen hätte, keinen Kuß anbieten», eine Äußerung, die uns Allen etwas sonderbar und befremdend klang; denn obgleich Werner nicht eben häßlich war, hätte doch nur allenfalls sein Dichterruhm, wie in der alten Gellert'schen Erzählung, eine Frau, und zumal eine schöne Frau, bewegen können, ihm einen Kuß zu geben."

„Übrigens benahm er sich in den gewöhnlichen Formen, und außerdem, daß er ungeheuer viel und oft Taback schnupfte, und mit einer eigenthümlichen Bewegung des Daumens den Taback stets zuletzt auf die rechte Wange hinüberstrich, sodaß es bald wie ein Schnurbart aussah, war nichts Außergewöhnliches an ihm zu bemerken. Als sich die Gesellschaft hierauf im Garten zerstreute, fand ich ihn mit einer unserer Bekannten in ein eifriges Gespräch über die Liebe vertieft. Ich trat hinzu, und bald wußte Werner mich so hineinzuziehen, daß Jene mich verließ und er nun mit mir auf- und abgehend sein voriges Thema fortsetzte und sich erklärte, daß er eigentlich den Beruf habe, über Liebe zu sprechen, sie zu suchen, zu verbreiten u. s. w., Reden, deren eigentlichen Sinn ich nicht ganz verstand. Von der Liebe geriethen wir auf den Glauben, auf Religion, auf sein letztes Werk «Die Weihe der Kraft». Auch hierüber sprach er viel, was ich nicht recht fassen konnte, doch schien mir der Hauptsinn dahin zu zielen, daß der Protestantismus die Künste todtgemacht habe, was er denn auch durch den Tod jener Therese, oder wie sie heißt, habe andeuten wollen. Zuletzt fragte er mich geradezu, was ich von der Transsubstantiation halte? Diese Frage kam mir höchst unerwartet. Ich wußte wirklich nicht, was ich sagen sollte; denn es schien mir hier gar nicht der Ort noch die Gelegenheit, um solche

Dinge zu erörtern. Ich antwortete also blos: Ich sei Katholikin, und folglich könnte er denken, daß ich über diesen Punkt mich nicht von dem Dafürhalten meiner Kirche entfernen würde; übrigens scheine der Gegenstand nicht geeignet, um in geselligen Kreisen abgehandelt zu werden. Er ließ darauf dies Gespräch fahren, aber er kam oft zu uns, las uns manche seiner Arbeiten vor, unter Andern die sehr veränderte zweite Auflage seiner «Söhne des Thales», in welchen ein Mädchen, Astralis, eine mystische Person, vorkommt, und der verstorbene Marschall Eudo, der in der ersten Auflage so unübertrefflich schön als Pilger eingeführt wurde — vielleicht die schönste und wirksamste Geistererscheinung, die mir in der neuen Literatur vorgekommen —, nun als ein ziemlich materieller Geist auftritt, Brot bricht, Astralis unterrichtet u. s. w. Noch recht lebhaft erinnere ich mich, daß meine Mutter ihn fragte: «Lebt denn der Marschall Eudo, weil dieser Geist sich gar so körperlich benimmt?» und Werner ihr antwortete: «Er lebt und lebt nicht, wie man es nimmt.» Dann fragt Eudo die Astralis, ob sie gebetet habe; und sie antwortet: «Ja! geglüht für Robert (ihren Geliebten).» Diese wenigen Züge bezeichnen, wie mich dünkt, die ganze mystische exaltirte seltsame Richtung, welche Werner's Geist damals schon genommen, und welche Schöpfungen wie «Kunigunde», «Wanda», «Attila» ins Leben rief, von denen meine Freundin Therese Artner später sagte: «Es ist zu bedauern, daß ein solcher Geist sich also verirren konnte; aber er wird zusehends mit jedem Stücke toller.» Dennoch waren selbst in diesen Geburten einer verirrten Einbildungskraft große Schönheiten und offenbare Beweise von Genialität."

„Diese Geistesrichtung erstreckte sich auch in sein Leben, er glaubte Das, was er schrieb, selbst, und war ganz mit diesen Ideen erfüllt. Daher nahm auch meist das Gespräch, wenn er an unserm Abendkreise theilnahm, wieder dieselbe sonderbare Richtung nach seinen Lieblingsideen."

„Späterhin zog sich Werner von unserm Kreise zurück; er hielt sich viel zu Stoll, dem jungen und ebenfalls exaltirten Dichter, und zu andern ähnlichen Geistern. Endlich bekam ich einen Brief von ihm, in welchem er mit sehr herzlichen Worten von mir, von meiner Familie und von seinem lieben, lieben Wien Abschied nimmt. Er ging nach Italien, nach Rom, und kam erst nach mehren Jahren als Katholik und Priester von dorther zurück. Sein zweites Auftreten unter uns, in den letztgenannten Eigenschaften, erregte beinahe mehr Sensation als das erste; aber wir sahen ihn nur selten unter uns. Er lebte bald in diesem, bald in jenem Kloster: bei den Serviten, Liguorianern, Franziskanern und zuletzt bei den Augustinern, wo er bis an seinen Tod verblieb."

„Im J. 1814 predigte er in Wien. Ergreifende Gedanken, erhabene Schilderungen, höchst poetische Anschauungen wechselten in seinen Kanzelreden auf das grellste mit ganz nüchternen, für den Ort gar nicht passenden Bemerkungen, mit fast lächerlichen Details ab. Als er einst die Zerstörung Jerusalems durch Titus erwähnte, fügte er erklärend hinzu: «Den nämlichen Titus, den ihr hier auf dem Theater in der Oper vorstellen seht.» Späterhin, wo von der Unzulänglichkeit einzelner guter Regungen oder verdienstlicher Handlungen als einem Anspruch auf ewige Belohnung die Rede war, sagte er: «das wäre ebenso als wenn der Bettler, der im Evangelium ohne hochzeitliches Kleid erschienen war, seine Lumpen mit kostbaren Spitzenmanschetten, die er angehabt, hätte rechtfertigen wollen.» Viele, viele solcher grellen und durchaus unpassenden Bilder, Gedanken, Bemerkungen enthielt seine Predigt, und besonders liebte er es, die Tagesgeschichte und seine eigene Person einzuflechten."

„Einst, nach dem Text der fünf Brote und zwei Fische, sprach er von den sieben heiligen Sacramenten. «Fünf von den heiligen Gnadenmitteln», sagte er, «sind gleich den Broten, eine Nahrung für Jedermann. Die Taufe, Firmung, das Sacrament des Altars, die Buße und die letzte Ölung; zwei davon sind wie die Fische eine nicht Jedem gedeihliche Speise. Die Ehe und Priesterweihe. Im Orient», fing er dann mit gehobener Stimme an, indem er sich auf die Kanzel mit beiden Armen lehnte, sich den Zuhörern gleichsam zu nähern und ihnen seine Lehre recht ans Herz legen zu wollen schien, «gibt es eine Frucht, die der Sonnenstrahl zu solcher Reife und Köstlichkeit auskocht, daß sie den Geschmack und die Vorzüge aller übrigen Früchte in sich vereinigt. Dies ist die Ananas, und so ist auch eins der Sacramente, welches alle Gnade der übrigen in sich schließt, und dies ist das Sacrament des Altars.»"

„Gar schön verglich er ein anderes Mal am Feste Allerheiligen den Himmel mit einem herrlichen Blumengarten, in welchem die Rosen der Märtyrer von ihrem heiligen Blut gefärbt prangen, die Lilien der Jungfrauen blühen, die heiligen Einsiedler wie bescheidene Veilchen sich verbergen und endlich die Sonnenblume der Patriarchen sich sehnsüchtig der kommenden Heilssonne zuneigt, noch ehe sie erschien. Und in derselben Predigt, deren Beginn mir so wenig passend und des Gegenstandes würdig vorgekommen war, erhob sich derselbe Mann zuletzt in wahrer begeisterter Andacht, indem er von der göttlichen Langmuth sprach, welche den Sünder lange erträgt und oft an sein Herz klopft, um ihn zur Sinnesänderung, zur Buße einzuladen. «Wird sie ihn aber immerfort ermahnen? Wird sie gar nie aufhören an sein Herz zu pochen? Nein! nein!» rief er endlich mit donnernder Stimme: «Es kommt ein Tag, wann sie den Sünder verläßt und ihn dem ewigen Verderben preis gibt.» Hierauf schilderte er dies mit furchtbaren Farben, dann erhob er beide Hände gefaltet wie im brünstigen Gebet und rief: «Ich will hoffen, ja, ich will zu Gott hoffen, daß dies noch bei keinem der hier Anwesenden der Fall ist» u. s. w. Der plötzliche Schwung, den seine Rede bei dieser Wendung des Ganzen nahm, die Energie, mit der er jenes Nein! Nein! sprach, riß alle Zuhörer unwillkürlich mit sich fort, und ich sah Thränen in den Augen derselben jungen Leute, die im Anfange der Predigt gelacht hatten."

Sehr humoristisch sind die Schilderungen über das Auftreten der Frau von Staël in Wien, unter Andern der Besuch im grellen auffallenden Putz bei unserer deutschen Schriftstellerin; die dieselben umgebenden, strickenden nicht Französisch sprechenden Damen bezeichnet die Staël später als die Tricoteuses de la tribune; dann wie die alternde, häßliche Staël in dem kleinen Lustspiel, das sie selbst geschrieben, in einer Gesellschaft auftrat, in der Rolle der Hagar, und wie der witzige Prinz von Ligne diese Darstellung la justification d'Abraham nannte. Wir glauben genug über die „Denkwürdigkeiten" der einst so hochverehrten Karoline Pichler gesagt zu haben, um dieselben als ein würdiges Monument der ausgezeichneten Frau anerkennen zu lassen. 12.

Notizen.

Ein Gemälde der Königin Elisabeth.

In London ist ein Original-Miniaturgemälde der Königin Elisabeth vom Maler Isaac Olives aus der Zeit um das Jahr 1566 öffentlich zum Verkaufe ausgeboten. Das Gemälde gilt für das einzige, zu welchem die Königin jemals gesessen habe.

Am 23. August starb zu Arley Castle in Irland der Graf von Mountnorris, in der literarischen Welt durch seine vor 25 Jahren erschienenen „Travels in the east" bekannt, deren Inhalt mit manchen der literarischen Fragen in Verbindung steht, welche damals die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigten. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 290. —— 16. October 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.
Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 289.)

Aus dem zehnten Briefe, der sich mit den Inseln, dem Klima, der Dauer Petersburgs, der Lebensweise, dem Luxus, der Leibeigenschaft u. s. w. beschäftigt, hebt unser Kritiker folgende Behauptungen Custine's hervor:

Die Inseln sind ein angenehmer Sumpf. Glücklich die Länder, wo der Boden und der Himmel wetteifern, den Aufenthalt des Menschen zu verschönern und ihm das Leben leicht und süß zu machen. (Abgefertigt von dem Kritiker: Wenn die Russen mit ihrem Boden und Klima zufrieden sind, so zeugt das von ihrem Glück, denn nach unserer Philosophie besteht das höchste Glück des Menschen in der Zufriedenheit.) — Die Landhäuser auf den Inseln sind neun Monate unter Schnee und Wasser versteckt, dann machen Wölfe und Bären (?!) die Runde um den Pavillon der Kaiserin (wobei richtig bemerkt wird, daß sie dann verfaulen müßten, sie stehen aber wol schon 46 Jahre und darüber). — Unter diesen Klimaten ist der gesellige Verband nicht die Frucht des Vergnügens der Menschen, nicht leicht zu befriedigender Interessen und Neigungen, sondern eines beharrlichen und stets widerstrebten Willens, der die Völker zu unbegreiflichen Anstrengungen treibt (die Menschen aber auch näher aneinander schließt und die Geselligkeit mit ihren Vergnügungen befördert, bemerkt der Kritiker sehr wahr). — Wenn unter dieser feindseligen Temperatur die argwöhnischen Vorkehrungen des Despotismus noch die Existenz schwieriger machen, so wird dem Menschen alles Glück versagt, Ruhe wird für ihn eine Unmöglichkeit. — Friede und Glück sind hier solche unbestimmte Worte wie Paradies. (Und wir sagen, sagt der Kritiker sehr scharfsinnig: daß Friede und Glück bestimmt nicht für Jeden in Paris zu finden sind.) — In Rußland heißt conversiren conspiriren, denken sich empören. — Die Russen kennen eine Ursache des Sturmes mehr als die andern Menschen: den Zorn des Kaisers. — Betrachtet man Petersburg und denkt über das schreckliche Leben der Bewohner dieses Granitlagers nach, so kann man die Barmherzigkeit Gottes bezweifeln. — Jeder Großfürst ist hier ein Gott, jede Prinzeß eine Armide, eine Kleopatra. — Vor dem Kaiser von Rußland muß man sich in Unterthänigkeit überbieten. — Die russische Regierung ist eine durch Mord gemäßigte Monarchie. — Ein Kaiser von Rußland hat immer Herz übrig, wenn er überhaupt ein Herz hat. — Obgleich ihnen (den Leibeigenen) die Gesetze Alles genommen haben, so sind sie doch in moralischer Hinsicht nicht so tief gesunken, als in socialer herabgedrückt. — In Rußland kennt man kein Rechtsgefühl. (Wozu ist also das Niederlandgericht da, wozu der Kreishauptmann, an welchen die Leibeigenen ihre Klagen gegen ihre Herren frei bringen können? fragt der Kritiker, und wir fragen auch: Ja, wozu?) — Überall arbeitet der Arme für den Reichen, der ihn bezahlt; aber dieser Arme, dessen Zeit ein anderer Mensch mit seinem Gelde gepachtet hat, ist nicht für sein ganzes Leben in einen Pferch gespannt wie ein Stück Vieh, und ist er auch verpflichtet, dem Herrn zu dienen, der seinen Kindern das tägliche Brot gibt, so genießt er doch eine Art Freiheit, wenigstens scheinbar, und Schein ist fast Alles für ein Wesen von beschränkter Einsicht und grenzenloser Einbildungskraft. Bei uns hat der Miethling das Recht, Herren, Aufenthalt, ja selbst sein Handwerk zu wechseln, seine Arbeit wird nicht als eine Rente des Reichen betrachtet, der ihn verwendet (nicht? auch nicht in den Fabriken?); aber der russische Sklave ist das Eigenthum seines Herrn, von seiner Geburt bis zu seinem Tode in den Dienst seines Herrn gebannt, ist sein Leben diesem Eigenthümer seiner Arbeit ein Theil der nöthigen Summe für dessen jährliche Launen und Einfälle; gewiß, in einem so constituirten Staate ist der Luxus nicht unschuldig mehr, er entbehrt aller Entschuldigung. — Wenn man hier Sitten und Dingen auf den Grund schaut, so erblickt man eine kaum übertünchte Barbarei unter einer empörenden Pracht. — Diese Menschen (die Russen) sind für den Naturzustand des Wilden verloren und für die Civilisation verdorben. — In Petersburg hat Alles den Anstrich von Reichthum, Größe, Pracht; wollte man aber aus diesem Anscheine der Dinge auf die Wirklichkeit schließen, so würde man sich gewaltig getäuscht finden. — Befindet sich der Kaiser wohl, so ist man aller Sorgen frei, und jeder Geist und jedes Herz hat sein täglich Brot. — In Rußland hat die Gewalt, so unbeschränkt sie ist, eine ausnehmende Furcht vor Tadel oder auch nur Freimüthigkeit. (Sie hat sich vor keinem Tadel zu fürchten, sagt der Kritiker; die Administration ist zu gut, als daß sie auch nur den geringsten Tadel verdiente.) — In Rußland hat man sich das Wort gegeben, über Alles zu schweigen. — Der Adel betet den Kaiser an und macht sich zum Mitschuldigen des Misbrauchs der höchsten Gewalt, um das Volk drücken zu können, das er so lange peitschen wird, als ihm Gott Hand und Peitsche läßt. — Ich bemerke, daß man mich hier fürchtet, weil man weiß, daß ich mit Überzeugung schreibe.

Der Kritiker bemerkt, Custine hätte richtiger sagen sollen, daß er nicht mit Überzeugung schreibe, sondern alles Das, was ihm ein Lohnlakai erzähle, der Welt als baare Münze übergebe, und — wir können ihm nicht widersprechen.

Die Russen haben dem Namen nach Alles, in der Wahrheit Nichts; sie sind nur reich an Schauanzeigen; liest man die Rubriken, so haben sie Civilisation, Gesellschaft, Literatur, Theater, Künste, Wissenschaften; aber sie haben keine Ärzte, gründliches Wissen ist einem Lande unbekannt, das eben erst geboren ist —

wogegen der Kritiker, selbst ein Arzt, mit Recht protestirt und eine lange Reihe anerkannt vorzüglicher Ärzte, die Rußland besitzt, aufzählt.

Das sind nun freilich großentheils Behauptungen — und wir könnten noch mehre ähnliche aus diesem einzigen Briefe herausheben —, die, mit der apodiktischen Gewißheit des Herrn Marquis hingestellt, Rußland moralisch und politisch vernichten würden, wenn sie gegründet wären, sodaß der oben angeführte Ausspruch: „Betrachtet man Petersburg und denkt über das schreckliche Leben der Bewohner dieses Granitlagers nach" u. s. w., gerechtfertigt erschiene, und Hr. von Grimm ist nach den angeführten Pröbchen seiner Kritik nicht der Mann, sie zu widerlegen. Sind sie nicht gegründet, so fragt man mit Erstaunen, wie kommt ein so geistreicher Mann dazu, dergleichen aufzustellen? Den Schlüssel zu diesem Räthsel finden wir aber in folgender Stelle eben dieses erwähnten zehnten Briefes, wo es heißt:

Ich mache den Russen keinen Vorwurf darüber, daß sie sind, was sie sind. Was ich an ihnen tadle, ist die Anmaßung, scheinen zu wollen, was wir sind. Sie sind noch uncultivirt: dieser Zustand läßt wenigstens der Hoffnung freies Feld; aber ich sehe sie ununterbrochen von dem Verlangen beseelt, den andern Nationen nachzuäffen, und das thun sie nach Art der Affen, indem sie verspotten, was sie nachahmen.

Der Kritiker sagt:

Der Ärger, daß die Russen sich anmaßen den Franzosen gleichstehen zu wollen, verletzte Eitelkeit, dies Grundübel der Franzosen, verleitet ihn zu den Übertreibungen, die seine Behauptungen zum größern Theil unwahr machen und sich auf ein geistreiches, aber auch oft höchst einseitiges und schiefes Raisonnement stützen, das ihn in unzählige Widersprüche verwickelt.

Dies Raisonnement aber verräth Absichtlichkeit und wird schon dadurch verdächtig. Wenn Hr. von Custine irgend einem günstigen Eindrucke nicht widerstehen kann, so darf man darauf rechnen, daß irgend ein sogenanntes philosophisches oder philanthropisches Raisonnement den Eindruck verwischt und den Genuß verbittert, wie etwa wenn man bei jeder Tasse Kaffee an die Geißelhiebe und den blutigen Schweiß der Schwarzen denken wollte, die Kaffee und Zucker bauen. Bei solcher Tendenz ist man keines unbefangenen Genusses, aber auch keines unbefangenen Urtheils fähig.

Übertreibung? — Also ist doch dabei Grund vorhanden? — Allerdings! Diesen jedoch gründlich nachzuweisen kann der Zweck dieser Anzeige nicht sein. Wir werden uns also nur auf wenige Bemerkungen über diese Bemerkungen beschränken, mit Übergehung alles Dessen, was blos hämisch ist und sich von selbst widerlegt.

Die Inselgruppe, welche die Newa nahe bei ihrem Ausflusse in den Finnischen Meerbusen bildet, ist zum Theil mit Wald, Parks und Landhäusern bedeckt, und bot schon in früherer Zeit dem Bewohner Petersburgs ein genußreiches Ziel seiner Sommerausflüge oder auch (wie dem Ref. in einer Reihe von Jahren) einen anmuthigen Sommeraufenthalt in ländlichen Hütten dar. Seit Kaiser Alexander sich eine der größern, Kamenoj-Ostrow (Steininsel), zu seinem Lieblingsaufenthalte wählte, sind sie untereinander durch Brücken verbunden und mit reizenden Villen, zum Theil kaiserliches, zum Theil Privateigenthum, geschmückt und dem Publicum stets offen. Von Sümpfen ist z. B. auf der Steininsel nicht die Rede. Allerdings sind diese Villen nur im hohen Sommer, im glücklichsten Falle von Mitte Mai bis Ende August, bewohnbar; daß sie aber neun Monate unter Schnee und Wasser begraben liegen und dann Wölfe und Bären sie umschnüffeln, das sind Bären, die sich der Hr. Marquis hat aufbinden lassen. Überhaupt schildert Custine das Klima von Petersburg, das wir allerdings nicht zu den behaglichen rechnen, und die Landschaft, die wir auch gerade nicht schön nennen wollen, doch viel zu ungünstig, und wahrhaft lächerlich ist die Consequenz, die er daraus auf die häufigen politischen Trauerspiele an diesem Hofe zieht, oder wenn er meint, das reelle Leben sei hier zu ernst, um eine ernste Literatur zu gestatten; nur die Posse, das Idyll und der Apolog (wohl verschleiert) können allein bei so schrecklicher Realität gedeihen. Offenbar kennt er die literarische Cultur Rußlands ebenso wenig als das eigentliche gesellschaftliche Leben. Man findet in Petersburg viel gründliche Bildung in allen Zweigen des Wissens, und lebhaftes Interesse dafür auch in den höhern Ständen, vielleicht mehr als in Frankreich unter dem legitimistischen Adel, und Conversation galt selbst unter Kaiser Paul nicht für Verschwörung noch Denken für Empörung, wenn man auch am Hofe und in öffentlichen Gesellschaften in der Conversation vorsichtig sein mag und muß. Wahr ist der oben angeführte Satz: „Wenn unter dieser feindseligen Temperatur die argwöhnischen Vorkehrungen des Despotismus noch die Existenz schwieriger machen, so wird dem Menschen alles Glück versagt, Ruhe wird für ihn zur Unmöglichkeit." Dies war unter Kaiser Paul wirklich der Fall, und es läßt sich nicht leugnen, daß es bei ähnlichen unheilvollen Verhältnissen nicht weniger wieder der Fall sein würde, und daß dagegen dann nichts zu schützen vermöchte. So war es aber unter den milden Regierungen Katharina's und Alexander's nicht, und man brauchte kein Russe zu sein, um in Rußland, wenigstens in Petersburg und Moskau, höchst angenehm zu leben, wie viele Tausend Ausländer bezeugen können, und so wird es auch wol noch gegenwärtig sein. Die Anhänglichkeit des Volks an den Kaiser und seine Familie ist factisch und fand selbst bei Kaiser Paul statt: das Volk empfand den Druck nicht unmittelbar, es wurde vielmehr für dasselbe mehr gesorgt als früher; und sie muß noch mehr stattfinden, wenn das Volk in seinem Herrscher den einzigen Schutz gegen die Gewaltthätigkeit seiner Herren findet, wie dies nach allen Beweisen bei Kaiser Nikolaus wirklich der Fall ist, so weit sich in der Ferne urtheilen läßt. Aber auch die Herrengewalt verkennt Custine in ihrer, freilich durch eigenes Interesse gebotenen Ausübung. Vielleicht hat Peter I. bei der gesetzlichen Bestimmung der Hörigkeit auf dieses Interesse zuviel gebaut; doch hat der Kritiker recht, wenn er bei dem Satze Custine's: „Der Arme arbeitet überall für den Reichen", bemerkt:

Wenn der Arme, der sich sein Brot durch Arbeit für Reiche verdient, wenigstens einen Schein von Freiheit (wo?)

besitzt, so besitzt diesen Schein von Freiheit gewiß der russische Leibeigene in demselben, wo nicht in noch höherm Grade; denn wenn der Leibeigene nicht in seinem Dorfe bleiben und mit dem Acker sich beschäftigen, ein Handwerk oder eine Kunst lernen will, so steht Das ihm frei, er bittet sich von seinem Herrn den Paß aus, bezahlt ihm die gebührende Abgabe und begibt sich wohin er will.

Aber er hat vergessen hinzuzufügen, daß es darüber keine gesetzliche Bestimmung gibt, sondern daß dieser Schein von Freiheit vollkommen in der Willkür des Herrn steht, der sie gestatten oder verweigern und aufheben, und die Abgabe bestimmen kann, wie es ihm beliebt. Da ist der freie Arbeiter im übrigen Europa denn doch anders daran, und daher ist es unglaublich lächerlich, wenn Hr. v. Grimm meint, das übrige Europa beneide Rußland um seine Institutionen. Wir wollen und können nicht glauben, daß dies bei den Herrschern Europas und den Gutsbesitzern der Fall sei; bei allen Übrigen stehen wir für das Gegentheil. Nein, das russische Volk wird von den übrigen europäischen Völkern nicht beneidet; das hindert aber nicht, Rußland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche von dem Marquis Custine ihm allerdings auf eine höchst verletzende und frivole Weise verweigert wird. Das ganze Custine'sche Lebensgemälde von Petersburg ist nichts als eine Caricatur vergällter Laune.

Der elfte und der zwölfte Brief, welche die Vermählungsfeier des Herzogs von Leuchtenberg mit der ältesten Großfürstin, Maria, und das kaiserliche Ehepaar zum Gegenstande haben, geben dem Kritiker Veranlassung zu manchen Ausstellungen. Wir waren weder bei jener, noch kennen wir dieses, allein wir geben zu, daß die ganze Auffassung des Marquis von einer vorgefaßten ungünstigen fixen Idee ausgeht, die überall Tyrannei, Verstellung, Absichtlichkeit wittert, und diese auszufinden die seltsamsten Combinationen herausklaubt. Die Schilderung der prachtvollen Vermählungsfeier, welche den Marquis zwingt, Frankreich im Rückstande zu erklären, ist lebendig, dramatisch, oft naiv, aber zum Theil auch tadelnswürdig frivol; und in dem Kaiser und der Kaiserin treten unter allen mistrauischen und misgünstigen Reflexionen des Marquis imposante, großartige und liebenswürdige Erscheinungen hervor. Unser Kritiker macht dem Hrn. Marquis den Vorwurf der Doppelzüngigkeit, wenn er (im dreizehnten Briefe) bei der wahrhaft demüthigen und edeln Äußerung des Kaisers gegen ihn, daß er oft fürchte, nicht Alles für Rußland gethan zu haben, was er hätte thun können, tief ergriffen davon, wie er äußert, bei höfischen Schmeicheleien doch heimlich sich sagte: „Der Kaiser ist viel feiner als ich!" (L'empereur est plus fin que moi.) Der Kritiker übersetzt „ist viel schlauer"; aber Custine hat wol hier „fein" nicht in diesem Sinne genommen, denn er fährt fort:

> Hätte er irgend eine Absicht, dies zu sagen, so würde er fühlen, daß er es nicht sagen müßte. Er hat mir also damit ganz einfach ein schönes und edles Gefühl, den Zweifel eines gewissenhaften Herrschers, gezeigt.

Das würde mit finesse im Widerspruche stehen. Zwar auf einen Widerspruch mehr oder weniger kommt es dem Hrn. Marquis nicht an.

Nach dem zwölften Briefe, mit welchem der erste Band des Custine'schen Werks schließt, sagt Hr. v. Grimm:

> Da wir im ersten Bande alle Reflexionen, die der Verf. über Rußland und hauptsächlich über die Regierung und das Volk hegt (sic!), schon vertheidigt und widerlegt haben, so gehen wir die folgenden Bände nur flüchtig durch und werden vorzüglich nur Das herausheben, worüber er Unwahrheiten spricht. Sein ganzes Werk ist so verworren, daß er es selbst nicht bemerkt hat, wie oft er Behauptungen aufstellt, die er an andern Stellen widerlegt, darum würde unsere Zeit zu sehr in Anspruch genommen werden, wollten wir alle diese Wiederholungen jedesmal recensiren; wir beziehen uns in allen diesen Hinsichten auf das Vorhergehende, welches wol hinreichend sein kann, um den Lesern ganz andere Beweise von Rußland, von der Regierung und von dem Volk einzuflößen.

O selige Überzeugung! Mit den Wiederholungen hat es übrigens seine Richtigkeit, und so wollen wir im Hinblick auf sein im Eingange dieser Anzeige mitgetheiltes Glaubensbekenntniß: „Wir haben in Rußland lange gelebt" u. s. w. den Ritter von der traurigen Gestalt mit seinem dürren kritischen Klepper in seinem seligen Wahne ziehen lassen und uns zu den übrigen Kämpen in diesem Turniere wenden, die uns wol Gelegenheit geben werden, noch Manches beizubringen, was zur richtigen Schätzung des Custine'schen Werks beitragen kann.*) 117.

Études historiques. Tome premier: Histoire ancienne. Tome second: Histoire du moyen âge. Tome troisième: Histoire moderne. Par *Louis Albert Beauvais.* Berlin, Duncker und Humblot. 1843. Gr. 12. 4 Thlr. 5 Ngr.

Wie man auch über die französische Literatur und ihren Einfluß auf andere Literaturen denken mag, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß sie eine Anzahl sehr wichtiger Elemente in sich schließt und eine große Bedeutung in der Civilisation der Gegenwart hat. Daher darf uns Deutsche die Abneigung gegen eine Nation, die uns unzähliges Schlimmes gebracht hat, nicht ungerecht gegen ihre Literatur machen, zumal da in dieser seit dem Jahre 1830 ein weit größerer Ernst, ein tüchtiger Fleiß und ein eifriger Anbau ihrer Grammatik sichtbar geworden ist, und viele einsichtsvolle Männer in Paris wie in den Provinzen sich namentlich in gründlichen historischen Studien hervorgethan haben. Solche Vorzüge sichern der französischen Sprache ihre Stellung unter den Gegenständen des Jugendunterrichts, berechtigen sie aber keineswegs dazu, das Hauptbildungsmittel für Realschulen zu werden, wie es wol in recht undeutscher Gesinnung und ganz im Geiste der weiland „Halleschen Jahrbücher" und ihres Stifters vorgeschlagen ist, oder rechtfertigen die betrübende Erscheinung in vornehmen Familien, wo durch Bonnen und Maitres die Jugend für eine Stellung in der Welt geschickt gemacht werden soll. Über solche Verirrungen hat nicht leicht Jemand besser und eindringlicher gesprochen als der Regierungsrath Landfermann zu Koblenz in dem Programm des Gymnasiums und der Realschule zu Duisburg vom Jahre 1841, wie auch anderwärts berichtet worden ist.

Wenn also die französische Sprache als Lehr- und Lernstoff beibehalten wird, so ist es auch Pflicht, auf die geeignetsten

*) Ein dritter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Mittel zur Erlernung aufmerksam zu machen, wo wir uns denn freuen, jetzt eines nützlichen Hülfsmittels gedenken zu können. Hr. Beauvais, der sich bereits durch mehre französische Lehrbücher und Chrestomathien rühmlich bewährt hat, bietet in dem vorliegenden Buche eine Auswahl historischer Lesestücke aus den besten Schriftstellern zum Gebrauch für die Schule und für die eigene Belehrung. Wir finden in dieser Sammlung Stücke aus den ältern Classikern der französischen Nation, aus Rollin, Crevier, Bertot, Montesquieu, der Frau Dacier, Barthélemy und Voltaire, und aus den berühmtesten neuen Schriftstellern, von denen wir hier den ältern Ségur, Sismondi, Lacretelle, Michaud, Thierry, Barante, Capefigue, Marmier, Guizot, Michelet, Salvandy, Thiers, Paganel, Chambray, Baudoncourt, Daru und die Frauen von Staël und van Campen nennen. Auch die beiden Deutschen, Ancillon und Schöll, haben ihre Stelle erhalten, sowie mehre Abschnitte aus Übersetzungen Robertson'scher Werke. Die Stücke selbst sind mit Glück ausgewählt und lassen keinen historisch wichtigen Zeitraum ganz unberücksichtigt, sodaß die Leser von den verschiedensten Seiten her Belehrung und Unterhaltung empfangen und sich immer in der besten Gesellschaft befinden; denn sie treffen ebensowenig auf die traurige Menschenfeindlichkeit und Gottentbehrung in den französischen Werken des 18. Jahrhunderts, als auf die Anhäufung von Schrecknissen und Ausschweifungen, Absonderungen und Verzerrungen, worin sich viele Schriftsteller des heutigen Frankreichs so gern überbieten. Kurz, wir haben nichts gefunden, was jungen Gemüthern vorenthalten werden müßte, beloben dagegen den richtigen Takt des Herausgebers, der nie vergessen hat, daß er in Deutschland lebt und für deutsche Leser schreibt. So ist z. B. der Abschnitt über die Ursachen und Wirkungen der Reformation aus Ancillon's Werk entlehnt.

Für den öffentlichen Unterricht in unsern Gymnasien und Realschulen hat Hr. Beauvais einen sehr reichhaltigen Stoff zusammengetragen und eine Galerie historischer Bilder aufgeschlossen, die an Treue, Wahrheit und Lebendigkeit vielen Büchern vorzuziehen sind, zu deren Lesung in Schulen die Jugend angehalten wird. Wir denken hierbei etwa an Voltaire's „Charles XII" oder noch mehr an des sonst so liebenswürdigen Florian „Numa Pompilius" und „Guillaume Tell", die fortwährend in neuen Ausgaben mit Anmerkungen und Wörterbüchern erscheinen, der Jugend aber nur sehr unhistorische Erscheinungen vorführen, zu denen sie Originale weder in Italien, noch in der Schweiz, sondern nur in Paris und im Zeitalter Ludwig's XV. suchen müssen. Nicht minder verdient die Sammlung den Ältern empfohlen zu werden, die durch Privatunterricht ihre Kinder unterweisen lassen, um dieselben neben der erstrebten Gewandtheit in der Umgangssprache auch mit den geistigen Vorzügen der französischen Literatur bekannt werden zu lassen.

Schließlich bemerken wir, daß der Herausgeber in französisch geschriebenen Anmerkungen historische Gegenstände und unbekanntere Vorkommenheiten auf verständige Weise erläutert hat. 9.

Bibliographie.

Ausführlicher Bericht über die große allgemeine deutsche Gewerbe-Ausstellung in Berlin im Jahre 1844. Herausgegeben von A. F. Neukrantz. 1ste Lieferung. Berlin, Simion. Gr. 8. 5 Ngr.

Beil, J. A., Stand und Ergebnisse der deutschen, amerikanischen, englischen, französischen, belgischen, holländischen, italienischen und russischen Eisenbahnen am Schlusse des Jahres 1843. Mit einem Anhange, enthaltend Beschreibung und detaillirte Übersichten aller ausgeführten und im Bau begriffenen englischen und amerikanischen Eisenbahnen. Frankfurt a. M. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Binder, W., Geschichte des philosophischen und revolutionnairen Jahrhunderts, mit besonderer Rücksicht auf die Gestaltung der kirchlichen Zustände. 1ste Lieferung. Schaffhausen, Hurter. 8. 15 Ngr.

Brockdorff, Freih. U., Betrachtungen über den Sprachenstreit in der Schleswig'schen Ständeversammlung des Jahres 1842 und dessen Folgen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 12. 20 Ngr.

Bruggisser, K. L., Professor Schleuniger und die aargauische Regierung. Ein Blatt zur Zeitgeschichte der Schweiz. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. $3^3/_4$ Ngr.

Businger, A., Historisch-dramatischer Sonetten-Cyklus über die wichtigsten Momente der Vorzeit, biblischen, mythologischen, griechischen, römischen, mosleminschen und romantischen Inhalts. Aarau, Christen. 8. $22^1/_2$ Ngr.

Carus, C. G., Vom gegenwärtigen Stande der wissenschaftlich begründeten Kranioskopie. Ein öffentlicher Vortrag. Nürnberg, Cramer. Gr. 8. $11^1/_4$ Ngr.

Gerstäcker, F., Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Mit einem Vorwort von T. Bromme. Zwei Bände. Dresden, Arnold. Gr. 12. 2 Thlr. $22^1/_2$ Ngr.

Der Gevattersmann. Neuer Kalender für den Stadt- und Landbürger auf 1845. Von B. Auerbach. Karlsruhe, Gutsch und Rupp. 4. $2^1/_2$ Ngr.

Hense, C. C., Vorträge über ausgewählte dramatische Dichtungen Shakspeare's, Schiller's und Goethe's. Halberstadt, Helm. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Heyn, J. M., Die in das feine Netz der Union gerathene evangelisch-lutherische Kirche in besonderer Beziehung auf Hamburg. Mit beigefügten Documenten. Hamburg. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Juden in Rußland. Hamburg, Hoffmann und Campe. 12. 10 Ngr.

Kölle, F., Einige Anliegen Deutschlands. 1ster Theil. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. $22^1/_2$ Ngr.

Kritik der von Dr. Noellner in Gießen verfaßten actenmäßigen Darstellung des Processes Weidig. Von einem Freunde des Rechts und des Fortschritts. Leipzig, Hartmann. 8. 5 Ngr.

Lebensbilder aus Süd und Nord, aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben von F. Köse. 1stes Bändchen. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr.

Lupin, F. Freih. v., Selbst-Biographie. Vier Theile. Weimar, Voigt. Gr. 8. 6 Thlr.

Lydia. Von Therese, Verfasserin der Briefe aus dem Süden. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 2 Thlr.

Marbach, F. A., Ein Wort über den Rechtscharakter der Actiengesellschaft. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 9 Ngr.

Der Mordverdacht. Eine Criminalgeschichte. Nach dem Englischen von W. A. Lindau. Drei Bände. Dresden, Arnold. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Müller, W., Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1845. 11ter Jahrgang. Mit dem Portrait des Verfassers. Berlin, v. Puttkammer. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sporschil, J., Der dreißigjährige Krieg. Illustrirt durch circa 180 eingedruckte Holzschnitte nach Originalzeichnungen von F. W. Pfeiffer. In 14 Lieferungen. 1ste und 2te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Kl. 8. à 5 Ngr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr. 34ster (der neuen Folge 16ter) Jahrgang 1845. Mit 4 Bildnissen. Berlin, Reimer. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ungarns Gegenwart. Leipzig, Reclam jun. 1845. 8. 1 Thlr.

Unzer, F., Jens Uwe Lornsen's Grab. An Schleswig-Holstein für 1844. Ein Gedicht. Kiel, Bünsow. 8. $3^3/_4$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 291. —— 17. October 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Zweiter Artikel.*)

22. Zuleima. Ein Jugendtraum im Kerker, von Hermann Behn-Eschenburg. Bonn, Henry und Cohen. 1843. Lex.-8. 1 Thlr.

Eine gutgedachte Allegorie voll buntkrauser Romantik, von einem Sohne des jungen Deutschlands für gleichfühlende Söhne der Gegenwart in vierzehn romanzenähnlichen Nummern geschrieben. Erthgörn, ein kühner nordischer Jüngling, schaut im Traum ein wunderholdes Frauenbild, welches ihn so entzückt, daß er, erwacht, den Entschluß faßt, das holde Wesen durch Kampf und Sieg zu erringen. Ahnung und Sehnsucht treiben ihn nach dem Süden. Er betritt des Alhambra öde Trümmerhallen und kommt in ein unterirdisches Gemach, wo hundert und mehr Männer ihn drohend umringen. Ein Greis scheucht sie zurück, begrüßt den Jüngling im Zauberlande und erbietet sich ihm als Führer zu höherm Schauen. An glänzender Tafelrunde zeigt sich ihm zunächst ein Kreis harmloser Becher, deren Jubelgesang das Leben und die Sinnenfreude preist. Nachdem dieses Gesicht versunken ist, tritt auf des greisen Führers Wink ein Jüngling auf, der solches Lied zu singen anhebt:

In den Hallen des Alhambra
Tönten einst am heut'gen Tage
Statt der altgewohnten Lust
Abschiedsschmerz und bange Klage.

Da verließ der letzte König
Seiner Ahnen stolze Wiege,
Mit ihm zog Granadas Ruhm,
Fortgescheucht vom Christensiege.

Eins nur blieb dem Landverwaisten,
Was mit Hoffnung ihn umwindet,
Was an sein verödet Herz
Liebe, Wehmuth, Sehnsucht bindet.

Eine einz'ge Tochter war ihm,
Hieß Zuleima, aufgeschossen
Wie das Frühroth, das der Tag
Jubelnd auf die Nacht gegossen.

Zuleima, so kündet der Sang weiter, schmerzt es unendlich, die süße Heimat und alle lieben Stätten ihrer Kindheit zu verlassen; sie beschwört Boabdil, ihren bekümmerten Vater, sie im Alhambra zu lassen. Dieser, um ihren Wunsch zu erfüllen, läßt den weisen Greis Alzajid kommen, welcher ihm sagt:

Allah band ein groß Verhängniß
An Zuleima — lös' es wieder,
Und es steigt in neuem Glanz
Herrlich all das Alte nieder.

In den unterird'schen Sälen
Des Alhambra muß sie bleiben,
Bis die Zeiten in dem Strom
Zum Erfüllungsziele treiben:

Bis der Demantstern des Nordens
Sich dem Erdenschoos entrungen
Und sich in den Himmelstag
Strahlensaugend aufgeschwungen.

Ist er dann zur Feuerrose
Von dem Sonnenlicht entglommen,
Wird die alte Herrlichkeit
Wieder nach Granada kommen.

Und im Lande ihrer Väter
Wird Zuleima wieder thronen,
Und ein ew'ges Jugendglück
Wird zu ihren Füßen wohnen.

Also las ich in den Sternen:
Sterne sind die Zukunftssaaten,
In den Himmel ausgesä't,
Von Geschicken und von Thaten.

In des Bergschlosses Tiefen bauen nun unsichtbare, stumme Hände Prunkgemächer und Gartenauen für Zuleima, die nach Boabdil's Scheiden dem Greis Alzajid übergeben wird. Alzajid aber steigt bald wieder zur Oberwelt und überläßt einem seiner greisen Schüler die Sorge und Aufsicht über das holde Königskind. Dieses soll jedoch in einen tiefen Schlaf fallen und darin bis zu Alzajid's Rückkehr bleiben. Im Drange der Weltgeschäfte vergißt Alzajid die Schläferin Alhambras, und erst auf seinem Sterbebette denkt er ihrer wieder mit Entsetzen:

Ich verlor des Bannes Schlüssel —
Doch dann ist er aufgehoben,
Wenn sich jener Spruch erfüllt,
Den die Sterne einst gewoben:

Wenn der Demantstern des Nordens
Sich dem Erdenschoos entrungen
Und sich in den Himmelstag
Strahlensaugend aufgeschwungen u. s. w.

Will ein Jüngling liebesmuthig
Um den Preis zu ringen wagen,
Wird zu endlos sel'gem Ziel
Ihn die Kraft des Busens tragen.

Auf der Tafel eingegraben
Steht die Prüfung, wie das Werben —
Ach, der Pein! so trostesleer
Der Erfüllung vorzusterben!

O du Land der Ahnengröße,
O vergib der tiefsten Reue!
Du umfeites Königskind,
Halbgemordetes, verzeihe! u. s. w.

So das Lied von Zuleima, mit welchem unser Sänger einleitend den Aufzug seines Gewebes aufgespannt hat. Der Leser wird errathen, daß die Erzählung der Abenteuer und

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 189—193 d. Bl. D. Red.

Thaten Erthgörn's, der den Beruf zu haben glaubt, Alhambras holde Schläferin zu wecken, den Einschlag gibt. Er läßt sich die Schlafende zeigen; ihr Anblick begeistert ihn zu dem Gelübde:

Um diese Kön'gin will ich werben,
Vereinigt Sinn und Herz und Geist,
Ihr Opfer will ich freudig sterben,
Wenn mich das Glück dem Ziel entreißt!

Nun können wir Erthgörn's Thaten freilich nur mit wenigen Federstrichen andeuten: wie er, unterrichtet von seinem greisen Führer, forteilt, Land und Meer durchzieht, in die Heimat kommt, seine Geliebte wiedersieht, aber ihr, wie jeder andern Frauenliebe, entsagt; was er Wunderbares im Berge Gnothis mit einem weissagenden Frosche, einem schuppigen Drachen, einem Riesenhunde, einer Schlange, aus deren Haupte der obengenannte Demantstern des Nordens hervorspringt, und einem Vöglein erlebt, das ihn durch alle Gefahren führt; wie er mit dem schwer errungenen Kleinod aus der unheimlichen nächtlichen Tiefe wieder an das Sonnenlicht tritt; wie er durch die Kraft desselben den Gefahren eines Meersturms und verfolgenden Corsaren entrinnt; wie er nach Granada zurückkehrt und in Alhambras unterirdischen Marmorlabyrinthen Zuleima erweckt, die nun für immer die Seine ist — das zu genießen müssen wir dem Leser überlassen; zu genießen sagen wir, denn die Darstellung athmet jugendliche Frische, die Sprache ist makellos und das allegorische Gewand nicht ohne Geschick gewebt. Und wer Zuleima sei, oder was der Verf. mit dem Ganzen wolle, das kündet uns, wenn sich's nicht so schon errathen ließe, die Widmung. Das verzauberte schlafende Kind Boabdil's ist die Freiheit, Erthgörn das junge Deutschland, welches, sich im Kerker wähnend, die Jahrhunderte lang schlummernde Braut erwecken will; der Muth, der sein Streben beflügelt, ist der männlich freie Sinn eines Königs der Jetztwelt, und das Ganze die Veröffentlichung eines poetischen Jünglingstraums, der Kunde und Zeugniß von verschollenen Zeiten und kühnen Hoffnungen gibt.

23. Der Bravo. Erzählung in Versen vom Verfasser des Mauren und Renegaten. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1842. Gr. 8. 17½ Ngr.

Ein Nachtstück aus der Lagunenstadt, mit dem Pinsel eines Salvator Rosa gemalt. Prinz Asturio von Este, im Begriff, sein Beilager mit der schönen Venetianerin Adela zu halten, wird anonym benachrichtigt, der Braut Herz gehöre einem Andern. So ist's wirklich. Es gehört einem düstern Fremdling, dem Sprößling einer vornehmen aber geächteten Patrizierfamilie, Antonio genannt. Er ist der Bravo. Er flieht mit Adela, erlegt Nachts am Meere im Zweikampf den fürstlichen Nebenbuhler und stürzt dessen Leichnam in die Fluten. Sbirren spüren späterhin einem Mönche nach, dessen Begleiter ein holder Knabe ist, entdecken die Verfolgten, erlegen sie nach wilder Gegenwehr und stürzen sie ins Meer. Der Verf. beginnt mit dem Hexameter, welchem vierfüßige Jamben folgen, in welche sich bei emphatischen Stellen Daktylen mischen. Absichtlich, so scheint es, läßt er es hin und wieder an Klarheit fehlen und den Leser das unheimliche Mysterium errathen. Wie gut er malt, beweise die Stelle (S. 31), wo der Bravo den Prinzen tödtet und seinen Leichnam ins Meer werfen läßt:

Es hat der Mond sich tief verhüllt,
Und Nacht den Horizont erfüllt;
Man hört den Sturm unheimlich sausen,
Das Meer im Wogenschlage brausen.
Wo doppelt hoch sich peitscht die Welle,
Da zeigt ein Schatten sich zur Stelle.
Mir ist's, als ob sich Leben regt,
Wo sonst doch Ruhe Alles hegt.
Fürwahr, wer nächtlich also lauscht,
Hat Gutes nimmer eingetauscht!
Von ferne bald ein Fußtritt schallt,
Und wie er langsam näher wallt,
So ist's, als wär's ein fremder Tritt,
So reißt's den Schall unsicher mit.
Da klirrt ein Erz, ein Funken sprüht,
Als ob man schnell die Degen zieht.
Ha, plötzlich quillt ein Angstruf vor,
Noch einer, ha, der sich verlor,
Und ringsum wieder düstre Stille,
Wie je bei eines Todten Hülle.
Zwei Schatten sah ich sich vermählen, —
Doch einer wird nichts mehr erzählen,
So hat der Leichtsinn oft gebüßt,
Daß sich das Aug' für immer schließt.
„Den Kahn mach' los, und fahr' hinab!"
Da plumpt's — wem gilt das nasse Grab?
Wie hier die Quelle kreisend schlägt,
Als ob sie davor Schauder hegt!
Die Nacht verbarg den weitern Schimmer,
Doch meinem Ohre scheint es immer,
Als ließ' die That sich nicht verschweigen,
Als würd' die Spur den Thäter zeigen.
Doch still! — bereits hat jene Last
Des Stromes Strudel jäh erfaßt;
Bezahlt ward wol des Schiffers Müh' —
Es spricht von That die Lippe nie.

24. Der Babenberger Ehrenpreis. Von Sebastian Brunner. Wien, Rohrmann. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Ein Lied will ich singen vom Vaterlande,
Ein Lied will ich singen aus alter Zeit. —
Verjüngen soll sich im Prachtgewande
Dahingeschwundene Herrlichkeit;
Was ich von Babenberg Gutes und Großes weiß,
Will ich verkünden zu seinem Ehrenpreis —
Auf des erlauchten Stammes längst versunkenes Grab
Lege ich einen Kranz von frischen Blumen hinab —

beginnt das Buch; aber, wenn die Blumen dieses Kranzes nur frisch und duftig wären, wenn Hr. Brunner nur eben so viel Geschicklichkeit hätte, um ihn zu winden, wie er patriotische Gesinnung hat! So aber durchziehen wir dürstend und schwitzend diese epische Sahara, ohne auch nur auf eine Oase voll Schatten und Quellennaß zu stoßen, und wenn der Erzherzog Franz Karl von Östreich, dem das Werk dedicirt ist, nicht mehr Geduld beim Lesen hat als Ref., dann legt er es, wo nicht unwillig, doch gähnend bald zur Seite. Krieg und Kriegsgeschrei, Roheit und Trotz, darüber gegossen die Brühe süßlicher Sentimentalität, dargestellt in der Sprache mönchischer Reimchroniken, größtentheils Daktylen, die wie Frösche oder Känguruhs hüpfen, Reime wie (S. 24):

Nicht immer rein ist Waffenruhmes Strahlen,
Der rechte Fürst, der kämpft nur in der Noth,
Sein Banner lasset er alleine wallen
Für's Vaterland — für Wahrheit und für Gott —

so geht's von Alpha bis Omega, von S. 1—250. Lese Das, wer da will, wir können es nicht!

25. Quintin Messis. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von A. Werfer. Augsburg, Wolff. 1843. 8. 10 Ngr.

Das Erstlingswerk eines Anfängers. Wir möchten es weder Epos noch Idylle, sondern poetische Erzählung nennen. Es hat keinen epischen Zuschnitt, keine Episode, keine lyrischen Stellen, und macht überhaupt keine Ansprüche. Schlicht und einfach gibt es Blätter aus dem Leben des niederländischen Malers Quintin Messis oder Matsis, der anfänglich ein Schmied war, den aber die Liebe zu einer Malerstochter zum Künstler machte, und der 1529 zu Antwerpen starb. Die daktylischen Stanzen bewegen sich frei und ungenirt, und man wird bei der Lecture weder angezogen noch abgestoßen.

26. Der fahrende Ritter und sein Lieb. Romantisches Gedicht in drei Gesängen von Cäsar Müller. Hanau, König. 1842. 16. 12½ Ngr.

Weder in Anlage und Erfindung, noch in der Ausführung verfehlt. Vorbild war dem Verf. offenbar Meister Ludovico, dem er in Form und Geist bis auf seinen lasciven Muthwillen nachstrebt. Die Erzählung bewegt sich in drastischer Lebendigkeit vorwärts, die eingewebten Bilder und Reflexionen sind passend und das ganze kleine Stück zeugt von Besonnenheit und Haltung; doch ist es nicht bedeutend genug, um den Lesern das Resumé seines Inhalts oder Proben von der Sprache desselben mitzutheilen.

Mit diesem Gedichte schließt sich die Reihe der hier zu besprechenden epischen Erzeugnisse, und wir wenden uns zu dem rein Lyrischen. Den Vortritt dem schönen Geschlechte zugestehend, beginnen wir mit der Mittheilung unserer Ansicht von vier Piecen, die sämmtlich weiblichen Federn entflossen sind. Die Galanterie, die selbst der verrufenen Recensentenkaste nicht abgesprochen werden kann, macht gewöhnlich das sonst haarscharfe Messer der Kritik stumpf und zähmt die unwirsche, bissige Natur dieser Herren. Bei der ersten der hier anzuzeigenden Damenproductionen bedarf es jedoch der Galanterie gar nicht, das Mitleid tritt hier schon an deren Stelle und entkräftet den bewaffneten Arm. Die Verfasserin ist nämlich eine junge, des Augenlichts beraubte Schweizerin, oder war es vielmehr, denn sie wandelt nicht mehr in den Kreisen der Lebendigen. Der Titel des Buchs, welches ihren poetischen Nachlaß enthält, lautet:

27. Luise Egloff, die blinde Naturdichterin. Von Edward Dorer. Aarau, Sauerländer. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter der Überschrift „Einleitendes" gibt der Herausgeber Blätter aus Luisens Leben, zeichnet ihr Bild mit jener Umständlichkeit, Liebe und Theilnahme, die stets unsere Feder führt, wenn wir uns durch eine liebenswürdige Persönlichkeit angezogen fühlen; wir glauben jedoch, diese persönliche Liebenswürdigkeit besticht sein Urtheil, wo er sie uns als Dichterin schildert. Zwar sagt er im Vorwort: „Luise Egloff war keine Kunstdichterin, sondern reine Naturdichterin, und Gedanken und Empfindungen, welche sich vor ihr unabsichtlich in Bildern gestalteten, waren treue Abspiegelungen der reinsten weiblichen Seele"; war dies aber der Fall, so mußte er eine strengere Auswahl aus ihrem poetischen Vermächtniß treffen, und ganz besonders in der Mittheilung ihrer Erstlingsproducte minder freigebig sein. Der edle Zweck, den die Verstorbene bei Veröffentlichung ihrer Gedichte hatte (Unterstützung unbemittelter Badegäste), konnte jedoch erreicht werden, ohne daß jede Reimerei und jedes Lallen der Muse der kalten Welt als eine kostbare Reliquie mitgetheilt wurde, sowie auch das Ansingen mitleidiger Freunde und Luisens Responsorien darauf füglich wegfallen konnten; ja wenn Ref. den Nachlaß redigirt hätte, so würden auch die Verse, die man Gelegenheitsgedichte nennt, welche nur für die Personen, auf welche sie sich beziehen, Interesse haben, der Presse nicht übergeben worden sein. In den Gedichten aus der frühern Periode ihrer poetischen Wirksamkeit offenbart sich ein ganz alltägliches Talent; gedankenleere Reimereien, matte, sich in klare Prosa auflösende Apostrophen, erinnernd an die sonst auf Jahrmärkten käuflichen Liedersammlungen „Gedruckt in diesem Jahr", keine Metapher oder Bild, das von irgend einer Phantasieregung Kunde und Zeugniß ablegte, mitunter eine Reminiscenz, wenigstens der Form nach, Objecte, die tausend und aber tausend Mal besungen sind, wie ein Überblick des Inhalts lehrt — so lautet das Urtheil über den ersten Theil der Gedichte. Der Leser wird es unterschreiben, wenn wir es mit drei Strophen aus „Frühling" (S. 50) belegen:

> Du lächelst, holder Frühling, wieder
> Sanft auf die ganze Menschheit nieder,
> Und neu belebst du die Natur;
> Denn nur erwärmt von deiner Sonne
> Genießt der Mensch mit Himmelswonne
> Des Schöpfers offne schöne Flur.
>
> Du gibst den Blumen Kraft und Leben,
> Die Äste, die empor sich heben,
> Verdanken ihr Gedeihen dir.
> Die Knospe, die sich bald gestaltet,
> Die Blume, die sich neu entfaltet,
> Ja Alles ruft: dich preisen wir!
>
> Wie könnten denn in unsern Seelen
> Gefühle deines Werthes fehlen,
> Die selbst Natur im Busen nährt?
> Du hörst der Vögel Danklied schallen;
> So soll durch uns es widerhallen:
> Wir schätzen, Frühling, deinen Werth!

Anders und besser ist's mit ihren Leistungen in einer spätern Lebensperiode. Da hört der Kampf, den sie mit der Form zu bestehen hatte, auf. Ihr schönes Gemüth entfaltet die Schwingen ungebunden, namentlich wo das religiöse Moment in ihr inneres Leben tritt. Sie erinnert hin und wieder an Karoline Rudolphi, der sie an Talent, ihr Gefühl in Worte zu gestalten, aber nicht an Tiefe des Gemüths und Zartheit der Empfindung nachsteht. Wie schön ist „Der englische Gruß" (S. 180), wie fließend und sinnig das „Pfingstlied" (S. 196)! Am Schlusse des Liedes „Am Allerseelenfest" (S. 198) heißt es:

> Ruht in Frieden! Eure Leiden alle
> Laßt zurück in dunkler Grabeshalle!
> Nehmt auch mich in eure beßre Welt;
> Sehnsucht ist's, die meinen Busen schwellt!
> Unvollkommen ist die Luft hienieden,
> Bis ich wandle in des Himmels Frieden.

Was die neun musikalischen Compositionen betrifft, die von ihrem Musiklehrer, Elster, für Pianoforte und Guitarre arrangirt sind, so gleicht ihr musikalisches Talent ganz dem poetischen: einfache, angenehme Melodien, aber nichts Neues, Geniales, Pikantes; ach, und danach lüstert eben jetzt der Gaumen unserer Dilettanten und Künstler. Vielleicht finden der Herausgeber des Buchs, auch Zschokke, der den Herausgeber in brieflicher Mittheilung auffodert, Luisens Nachlaß zu sammeln und drucken zu lassen, und der Vollendeten zahlreiche Freunde und Freundinnen dieses Urtheil zu hart und mitleidlos, aber wir künden nur die Wahrheit und verkennen die schöne Seele Luisens nicht; wir rufen ihr, wenn wir ihre einfache, rührende, selbstgefertigte Grabschrift:

> Hier lieg' ich glücklich, hab' die Ruh' gefunden,
> Die mir hienieden, ach, so oft entschwunden.
> O gönnt mir sie und weinet keine Thränen;
> Der gute Vater stillte nur mein Sehnen —

lesen, mit herzlichem Gefühle unser: have, pia anima! nach. Das Buch zieren zwei Stahlstiche; der eine zeigt uns der blinden Naturdichterin Bildniß, der andere die Abbildung des Stadthofs, des väterlichen Wohnhauses der Dichterin, deren Vater Badewirth ist.

28. Phantasienbilder. Von Karlotta. Hamburg, Perthes, Besser und Mauke. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Karlotta hat zwar mehr Phantasie als die schlichte elegische Luise, aber eine geschickte Malerin ist sie noch nicht. Sie versteht weder die Kunst, die Farben zu mischen noch sie aufzutragen, und von Laciren hat sie keine Idee. Logik hat sie auch nicht studirt. Aber wer sucht sie auch bei Damen? Hat sie doch bei hochstudirten Männern oft eine wächserne Nase. Wir wollen also nicht pedantisch mit dem Kopfe schütteln, wenn wir (S. 7) lesen: „Die Wehen streifen ab"; oder (S. 10): „Soll deines Wirkens Resultat gelingen"; oder wenn (S. 20) von einem enttäuschten Blick die Rede ist, welcher seinem Paradiese den Rücken zukehrt (etwas ganz Neues, daß der Blick einen Rücken hat!) oder wenn (S. 39) Wunden bluten

die lang im Grabe geschlummert haben. Ebenso wenig darf man es beim schönen Geschlechte mit der Sprache so schulfüchsig genau nehmen. Wir sehen also darüber weg, wenn Karlotta die passiven Mittelwörter häufig mit activen verwechselt, wenn sie wunderlich construirt und einen Gedanken, den sechs Worte genügend dargestellt hätten, zu einer Strophe ausdehnt. Still also, da eine Gedichtsammlung kein Tertianerexercitium ist, das dem gestrengen Herrn Conrector zur Correctur vorliegt, und um so mehr still, da die mitleidige Phantasiemalerin den Erlös ihres Buchs Hamburgs Abgebrannten bestimmt zu haben scheint. Sehen wir rasch, was Gräfin Theophile bringt, die ihre pierische Duodezgabe benennt:

29. Klänge aus dem Norden. Von Theophile Gräfin ....g. Dresden, Arnold. 1843. 16. 10 Ngr.

Der Kürze wie der Sangbarkeit und ihrem Wesen nach recht lyrische Klänge. Sie malen das individuelle Wohl und Weh einer Menschenbrust und klingen sympathetisch an die verwandte Seele. Hören wir eins der kleinen niedlichen Lieder: „Die Harfe":

O rühre nicht die Saiten an,
O spiele, Schwester, nicht!
Ertönt der Harfe vollster Klang,
Wird mir's im Herzen weh und bang,
Ach spiele, spiele nicht!

Doch nein, du hörest nicht auf mich,
Schon schwirrt die Saite laut.
Ist auch der Ton so klar und hell,
Wird's trübe doch im Herzen schnell;
Die Harfe weckt das Leid.

Was übt wol solche Zaubermacht,
Als zartes Saitenspiel?
Wird trübe auch das kranke Herz,
So mildern Thränen doch den Schmerz:
Erkling' o Saitenspiel! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Literarische Portraits.

Ein berühmter Name ist für einen jungen Schriftsteller, der sich auf der literarischen Laufbahn zum ersten Male versucht, ein misliches und gefährliches Erbe. Wenn einer der Nachkommen Goethe's einmal als Schriftsteller auftreten sollte, so würde man sich schwerlich enthalten können, an seinen Altervater glorreichen Andenkens zu denken. So ergeht es uns bei der Anzeige einer Schrift, auf deren Titel der glänzende Name La Rochefoucauld's prangt. Man wird unwiderstehlich zu einer Art von Parallele getrieben. Die Vergleichungspunkte zwischen dem jungen Schriftsteller, der mit einem berühmten Namen in der Literatur eingeführt wird, und dem bekannten Verf. der unsterblichen „Maximes", also zwischen dem Rochefoucauld des 19. und dem des 17. Jahrhunderts, drängen sich uns um so unwiderstehlicher auf, da der Titel des soeben erschienenen Werkes, von dem wir in ein paar Worten Bericht zu erstatten beabsichtigen, außerdem noch an die „Maximes" zu erinnern im Stande ist. Derselbe lautet nämlich: „Esquisses et portraits par M. *de la Rochefoucauld*, duc de Doudeauville" (2 Bde.). Wir können nicht leugnen, daß eine Vergleichung zwischen den „Esquisses" und den „Maximes" für erstere zu nachtheilig sein würde, als daß wir die Unbilligkeit begehen könnten, sie anzustellen. Ihr Verf. ist kein Schriftsteller von Profession, das sieht man auf jeder Seite, der Stil sowol als die ganze Anlage seines Werkes verräth die Hand des Dilettanten. Man erräth leicht, wie er zum Schriftsteller geworden ist. Von Zeit zu Zeit hat er eine Gestalt, die ihm unter seinen ausgedehnten gesellschaftlichen Beziehungen aus irgend einem Grunde aufgefallen ist, mit ein paar flüchtigen Zügen skizzirt. Anfangs ward diese mühelose Arbeit zum Zeitvertreibe unternommen; dann ermunterten die Freunde, denen diese wie zufällig entstandenen Skizzen mitgetheilt wurden, den Verf., in seiner leichtfertigen Schriftstellerei fortzufahren, bis mit einem Male Stoff genug aufgehäuft war, um zwei mäßige Bände zu füllen, die dann hurtig in die Welt gesendet wurden. Sic fata libelli. In der Galerie von Persönlichkeiten aller Art, welche der Verf. nach und nach zusammengebracht, bemerkt man neben höchst gleichgültigen und nichtssagenden Physiognomien auch wol hier und da das Bild irgend einer Notabilität. Leider können wir indessen mit dem Herausgeber, der diesen Charakteristiken einen bedeutenden Werth beizulegen scheint, nicht übereinstimmen. Der Verf. versteht es nämlich, unserer Meinung nach, keineswegs, das Wesen einer Persönlichkeit, die in irgend einer Beziehung hervorsticht, zu erfassen und dann mit wenigen, aber treffenden Zügen zu entwickeln. Gutmüthigkeit und Wohlwollen ersetzen noch nicht alle übrigen Eigenschaften, deren der Charakterzeichner unerlaßlicherweise bedarf. Wir verlangen nicht, daß ein Portraitist immer so ins frische Fleisch schneiden soll wie ein Labruyère, der unsterbliche Verf. der „Caractères"; aber Schatten gehört nun einmal in jedes Bild, und ein Optimist darf durchaus kein Portraitzeichner sein. So sind z. B. Charakteristiken wie die der George Sand und besonders der berühmten Rachel denn doch gar zu schmeichelhaft. Man läßt sich schon gefallen, wenn so anmuthigen und geistreichen Damen gebührende Huldigungen gebracht werden, aber der Verf. vorliegender „Esquisses" streut ihnen den Weihrauch mit allzu vollen Händen. Nur da, wo er politische Notabilitäten zeichnet, schwingt er zuweilen die satirische Geißel, aber freilich nicht immer an der gehörigen Stelle. Der Verf. hat nämlich seinen bestimmten Maßstab, den er stets und überall bei der Beurtheilung der Staatsmänner in Anwendung bringt. Er ist Legitimist im Grunde seiner Seele, und Alles, was außerhalb seiner bornirten Parteiansicht ist, erscheint ihm als Irrthum. Der Herzog von Bordeaux ist für ihn eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der Gegenwart, und die Zeichnung, die er von den Jesuiten entwirft, ruft uns unwillkürlich die Herzenseinfalt und die Rechtlichkeit des goldenen Zeitalters ins Gedächtniß. Nein, wenn wir dem Verf. einen Rath geben dürften, so lasse er seine Feder sich mit politischen Fragen nicht befassen. Er versteht nun davon einmal nichts, oder seine Befangenheit in einem bestimmten Parteiinteresse verhindert ihn, über Verhältnisse und Menschen ein unbefangenes Urtheil zu fällen. Was ihm allenfalls gelingt, ist die Zeichnung von allerhand Frauencharakteren, die keine besondere Bedeutung und keinen tiefern Sinn in Anspruch nehmen. Und doch verfällt er auch hier zuweilen in eine unleidliche Monotonie. Überhaupt verdient das vorliegende Werk durchaus keine sonderliche Beachtung. Wir würden uns auch bei der Besprechung desselben viel kürzer gefaßt, oder es ganz mit Stillschweigen übergangen haben, wenn in den höhern gesellschaftlichen Kreisen von Paris dieses Buch nicht eine Art von Aufsehen erregte. Schon seit langer Zeit hat man sein Erscheinen mit der größten Ungeduld erwartet; man sprach mit Entzücken von den sprechend ähnlichen Portraits des Rochefoucauld, sodaß Diejenigen, welche nicht so glücklich waren, sich den Genuß, sie im Manuscript zu lesen, zu verschaffen, das lebhafteste Verlangen trugen, sich selbst von der Vollendung dieser Zeichnungen zu überzeugen. Wir fürchten, daß ihre Veröffentlichung manche Illusion zerstören wird. 2.

In der Ankündigung einer Reihe von Hülfsbüchern für den französischen Sprachunterricht, welche ein gewisser Lepage zu London herausgegeben hat, wird zur Empfehlung hervorgehoben, daß dieselben der Nothwendigkeit überheben sollen, Frankreich selbst zu besuchen und dort mit Gefahr für die Sittlichkeit den pariser Accent zu erlernen. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 292. — 18. October 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 291.)

30. Gedichte von Karoline Ballkow. Berlin, Enslin. 1844. 12. 1 Thlr.

Obwol Karoline ihre Blumen in jenem trockenen, märkischen Sande, in welchem nur die kleinen weißen Feldrüben gut gedeihen, gezogen hat, so sehen sie doch frisch aus und duften trotz des schmuzigen Wassers aus dem Schafgraben, womit man sie in Berlin begießt, so lieblich, daß wir ihr das Prognostikon stellen möchten, sie werde die Palme erhalten, wenn etwa ein apollinischer Areopag zwischen ihrem und dem ästhetischen Werthe der drei vorgenannten poetisirenden Frauen entscheiden würde. Zwar faßt man ein übles Vorurtheil, wenn man die Dedication, das Vorwort und das Inhaltsverzeichniß durchliest; denn jene beiden sind schwülstig, und die Überschriften verschiedener Gelegenheitsgedichte an Gönnerinnen athmen eine Unterwürfigkeit und fast komische Devotion, von der man sonst im freien Reiche der Camoenen nichts wissen will (so finden wir z. B. die Überschriften: „Dem Andenken der verstorbenen Gräfin Julie von Dönhof auf Beerbaum aus dem Hause Benunen", „An Frau Doctor Hermine Bledow, geborene Convay von Waterford-Perglaß", „Bei der Abreise der Frau Generalin von Below, geborenen Gräfin von Kaiserling", „An das gnädige Fräulein Lydia von Below", ohe, jam satis est!); aber die Verf. macht diese Verstöße gegen Geschmack und Musensitte dadurch wieder gut, daß sie in den Gedichten selbst eine Begabtheit bekundet, wie man sie bei Frauen nur wünschen kann. Sie beobachtet mit klarem Auge die Natur, malt deren Reize mit einem leichten Pinsel, weiß jeden Wechsel des Gefühls und jede Steigerung des Affects in der Menschenbrust wahr darzustellen, schmeichelt dem Ohr durch euphonische Klänge und weiß mit Sprache, Stoff und Form wohl umzugehen. Nirgend überspannt sich ihr religiöses Gefühl zu pietistischer Überschwänglichkeit, nirgend stoßen wir auf eine Reminiscenz, und sie holt nie aus einer fremden Garderobe ein Toilettenstück zu ihrem Putz; wo sie reflectirt, ist sie gemüthlich, wo sie mädchenhaft tändelt (z. B. „Der kleine Paul und ich", S. 208), ist sie allerliebst; ihr Patriotismus bleibt stets in fraulicher Sphäre, worüber man nachlesen wolle „Die erste Nachricht von der Völkerschlacht" (S. 59) und „Der Stein" (S. 223), von welchem eine Strophe heißt:

> Es war der Demant von dem Stein,
> Der Preußens Nacht erhellt;
> Und der des Tugendbundes Sein
> Bewährt im Kriegsgezelt.

Wer sich überzeugen will, wie hübsch sie malt, der lese „Das Pfarrhaus und seine Bewohner" (S. 99), auch die dazu gehörigen Sonette, ebenso „Der Friedhof" (S. 106) ist eine echt lyrische Blüte. „Das beseelte Uhrwerk" (S. 193) legt ebenfalls Zeugniß davon ab. Gut in Anlage und Ausführung ist das reflectirende Gedicht „Der Zug der Liebe" (S. 137). Da sie in „Pilgerlieder" (S. 144) ihr inneres Sein und Leben malt, so theilen wir es mit:

> Nicht La Platas Silberwiege
> Gab mir üppig reiche Träume,
> Noch von hoher Marmorstiege
> Überschaut' ich prächt'ge Räume —
> Ländlich grüne, schmale Steige,
> Angelacht vom Sonnenschein,
> Kühl umweht vom Birkenzweige,
> Luden mich zum Pilgern ein;
> Auf den kleinen Tagereisen
> Glaubt' ich manche neue Welt
> Droben in den Wolkenkreisen,
> In der Wespen Erdgezelt,
> In der Feen Glanzgezelten —
> Die man auch für Pilze hält —
> Zu entdecken, reich und selten,
> Wie vom Zauber hingestellt. —
> Auch das Kleinste ließ ich gelten
> Für ein Tausendschön der Welt;
> Froh erwog ich: was gespendet
> Auf der Heimat theuren Fluren,
> Wird nicht schonungslos entwendet
> Von der Lava Flammenspuren,
> Wenn sie ihren Glutstrom sendet
> Gleich dem Pfeil der Dioskuren.
> In der Dichtung grünem Köcher
> Nahm ich aus der Wolken Wallen,
> Aus des Thaues Perlenbecher
> Und dem Lied der Nachtigallen.
> Von dem Kuckuck, diesem Rächer
> Seiner selbst, der mir vor allen
> Aus des Waldes hoher Fichte,
> Bei der Lerche Morgenfeier,
> Mit prophetischem Berichte
> Lichtete der Zukunft Schleier.
> Manche liebliche Gesichte
> Kamen mir zum Klang der Leier. —
> Fröhlich zog ich hin und baute,
> Fügte dichtend Stein zum Stein,
> Und sie folgten meiner Laute,
> Fügten sich gesellig ein;
> Doch wenn ich das Werk beschaute,
> Schien's kein gastlich Haus zu sein.
> Nur als leicht beschwingte Lieder
> Soll aus meinem Köcher fliegen,
> Was ich pilgernd hin und wieder
> Las in Luft und Blumenzügen.

31. Frühlingsblüten. Balladen und lyrische Gedichte von C. Roland. Berlin, Springer. 1843. 12. 10 Ngr.

Hr. Roland beschreibt in einem Vorwort die Zartfühlenden, denen er seine Gedichte weiht, die er auf Verlangen

seiner Freunde der Öffentlichkeit übergibt, und für die er um Nachsicht und Schonung bittet. Wir vereinen mit der seinigen auch unsere Bitte an die Leser derselben.

32. Gedichte von Pius Zingerle. Innsbruck, Rauch. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Ein wahrer Pius! Ein religiöser Sinn, rein wie der Äther, der Tirols Berge umfließt, fromme Ehrfurcht vor der Kirche und ihren Dienern, Pietät gegen Todte und Lebendige, unverkennbare Abneigung gegen Weltlust und Unwürdigkeit in Gesinnung und Wandel und eine Art frommen Heimwehs ziehen sich durch alle Nummern dieser Gedichte, die, gegen die Ansprüche, die unsere Zeit an derartige Leistungen macht, gehalten, sich freilich nicht über das Niveau der Alltäglichkeit erheben, und in die sich, bei aller Intensität der Empfindung, mitunter ein prosaisches Element einmischt. Das vierte Buch: „Stimmen heiliger Liebe", gibt frommen, der Mystik sich zuneigenden Seelen Anleitung zum Anlegen eines frommen Tagebuchs. Jedes kleine Gedicht ist hier mit der Zahl eines Monatstags bezeichnet und bildet eine Glosse auf Anklänge in Anton Passy's „Memorabilien der Ewigkeit, oder das Jahr der göttlichen Liebe".

33. Jugendbilder von K. G. Mey. Eisenach, Baerecke. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hier gibt es ein Probestück moderner sittlich-religiöser Dialektik zu beurtheilen, dessen Anzeige schon deshalb nicht über das Knie zu brechen ist, weil sein Verf. im Schlußworte den etwanigen Recensenten seiner Lieder auffodert, ihn zurechtzuweisen, zu belehren und ihm am guten Werke mitzuhelfen. Der Sänger dieser Lieder, selbst noch ein Jüngling, bezweckt mit Veröffentlichung dieser jugendlichen Herzensergießungen nichts Geringeres, als in andern Jünglingen, die in unserer Zeit materiellen Interessen nur nachjagen, ein sittlich-ideales Leben, Liebe zu Gott und zum Erlöser, zur Tugend und zum Vaterlande zu wecken. Vor Allem, meint er, thue es noth, den vom erschlaffenden Hauche sinnlicher Lüste verkümmerten Blütengarten der Jugend zu pflegen; civilisirt sei zwar unser Zeitalter, aber leider nur in dem Grade, daß wir uns vom einfachen Wege der Natur zur Unnatur verirrt haben; noch viel gehöre dazu, um wahrhaft gebildet zu sein; dem Gefühle werde nicht selten seine natürliche Innigkeit, der Freude ihre kindliche Unschuld, dem Willen seine sittliche Kraft geraubt, und wir selbst hätten uns aus dem irdischen Paradiese vertrieben. Also klagt er die Zeit an, und mit solchen Klagen motivirt er zugleich den Druck von Gedichten, die, wie er versichert, aus selbst erlebten Erfahrungen und Eindrücken der Natur und des Lebens hervorgegangen, in ihrer einfachen Gefühlssprache empfängliche Jünglinge um so mehr ansprechen könnten, da ihr Verf. selbst noch in ihrem Lebensalter stehe, und welche Ältern ihren Söhnen, Erzieher ihren Zöglingen als Begleiter auf dem schlüpfrigen Wege durch das Jugendleben mitgeben könnten. Wer sollte solche Motive nicht gut heißen, solche Bestrebungen tadeln, wer nicht Achtung haben vor der redlichen Gesinnung eines Jünglings, der Kraft und Beruf zur Mentorschaft in sich fühlt? Wer sollte nicht die Erfahrung gemacht haben, daß die Jugend und Kindheit von jungen Lehrern am meisten lernt? Dessenungeachtet müssen wir bekennen, daß unser tugendhafter, sentimentaler Sittenlehrer, andern Jünglingen gegenüber, in denen das Leben gährt und überschäumt, doch immer eine etwas wunderliche Figur spielt. Den Ballfrack frohsinniger Gesellen sieht er mit Verachtung an und bekleidet sich mit Robe und Priesterkrause; er nimmt den Ton und die Geberde eines bejahrten, wenn nicht gar blasirten Bußpredigers an und bestreut die braune Locke künstlich mit dem Reife des Alters. Seine Klagen über das verderbte Zeitalter und die Frivolität der jetzigen Jugend stellen ihn sofort in die Reihe abgestumpfter, übellauniger Greise, die sich als acti temporis laudatores geriren und nichts eben schlechter finden als Sitten, Moden, Ansichten und Genüsse der Gegenwart. Wir müssen deshalb fragen: Wird unser junger Mentor seinen jugendlichen Gesellen und Zöglingen gegenüber sich einer hinlänglichen Lehrerautorität erfreuen können? Werden seine Gesellen seine Ansichten und Gesinnungen theilen? Wir können uns hier nicht darauf einlassen, diese Fragen zu beantworten, auch hüten wir uns wol, etwas Schlimmes zu prognosticiren, hier liegt uns vielmehr ob, zu untersuchen, wie der Verf. seine Aufgabe gelöst habe. Seinen ganzen Lehrstoff hat er in fünf Theile zerlegt. Der erste Abschnitt hat die Überschrift: „Gott; Christus; Tugend; Unsterblichkeit", mit dem Motto aus dem 103. Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinne heiligen Namen." In den Oden an Gott, in den Apostrophen an Christus, in den Liedern auf christliche Feste, die sich in mannichfaltigen Rhythmen und zum Theil in antiken Metren bewegen, finden wir zwar überall einen religiös-kirchlichen Sinn und ein echt protestantisches Glaubens- und Confessionsmoment (man sehe z. B. das Lied zur Feier der Übergabe der augsburgischen Confession), aber weder Eigenthümlichkeit in der Anschauung Gottes und göttlicher Dinge, noch jene schlagende Kraft, welche das Wort des Mundes zum zweischneidigen Schwerte macht, welches Mark und Bein durchdringt. Ohne eben auf Reminiscenzen zu stoßen, finden wir doch nichts in Wort und Geist und Form, als — Dagewesenes und Allbekanntes. Dazu kommt, daß gleich die erste Strophe kein günstiges Vorurtheil für des Verf. technische Geschicklichkeit erweckt. War denn unter den gleichgesinnten Freunden, die an seinen jugendlichen Herzensergießungen Wohlgefallen und Erhebung fanden, nicht ein einziger, der ihn darauf aufmerksam machte, daß man so verbrauchte Reime, wie Jugend und Tugend, Liebe und Triebe, Glücke und zurücke nicht an die Spitze der Sammlung stellen dürfe? Aus den Liedern der zweiten Abtheilung, „Jugend" überschrieben, kommt uns zwar keine düstere Lebensansicht oder Zinzendorf'sche Kopfhängerei entgegen, aber sie quälen sich im Dienste der Tugend und Gottesfurcht förmlich ab, man sieht Jedem das Gemachte an, und einige schmecken nach jenen poetischen Erstlingsversuchen, die der Primaner dem Rector zur An- und Durchsicht vorlegt. In der dritten Abtheilung: „Auf der Wanderung", fehlt es nicht an einigen guten Naturgemälden, an Beschreibung reizender Örtlichkeiten, an Erinnerungen an merkwürdige oder berüchtigte Personen, und an sentimentalen Grüßen in die Heimat, aber es wird uns nicht eine einzige neue Idee, ein einziges neues Bild gegeben, und er erweckt im Leser nicht die geringste Lust, sein Reisebegleiter zu werden. Das gereicht jedoch den Liedern in dieser Rubrik zum Lobe, daß sie nicht den Wanderliedston der neuern Dichter anstimmen, und Ref. will zehnmal lieber mit Hrn. Dr. Mey den Gang auf den Rigi, vor dem heiligen Kreuz und den Leidensstationen des Heilands vorbei, machen, als mit diesen lüsternen Gesellen bei dem Schenken einkehren und der niedlichen Kellnerin in die Wangen kneipen. Das Gespräch mit einem Sicilianer (S. 190), welches Letztern von seiner Lottosucht heilen soll, hat in seiner Erbaulichkeit einen gewaltigen Anstrich von Schulfüchserei. Besser ist die Reisescene (S. 196), wo uns der Volkscharakter und der religiöse und politische Zustand Italiens in der Gegenwart geschildert wird. Die Heimatsliebe, die Anhänglichkeit an väterliche Sitte und Sprache, und die unsern Jünglingen sonst angeborene Liebe zu den Fürstenhäusern spricht in der letzten Abtheilung unser Gefühl wohlthätig an, und Hrn. Mey's patriotische Gesinnungen und Ansichten stehen in geradem Widerspruche mit den Ansichten und Bestrebungen unserer neupolitischen Freiheitsdichter, von denen eine geringe Anzahl nur sich selbst über ihr Denken und Wollen Rechenschaft geben kann, und deren Kraft mehr in dem Ausströmen prunkender Freiheitstiraden als in klarer Anschauung des Wahren und in Begeisterung für das Rechte besteht. Indem wir solchergestalt unser Urtheil über die poetisch-didaktischen Bestrebungen eines Jünglings für Jünglinge kurz abgeben, glauben wir einigermaßen dem Wunsch und der Auffoderung des Verf.

an den Recensenten seines Buchs entsprochen zu haben. Dieser Wunsch findet sich am Schlusse des Werks in folgenden Worten ausgesprochen:

Sag' uns ein Wort der Lehre, ein Wort voll Ernst und Kraft,
Wir wollen dankbar hören das Wort, das Segen schafft. — —
Zerstöre nicht die Bilder, und schilt nicht eitlen Wahn,
Was uns erhebt und stärket auf unsrer Jugendbahn;
In deine eigne Jugend versetze dich zurück,
Dann wirst du mit empfinden auch unser Leid und Glück.
Zeig' uns die bessern Wege, die unser Blick nicht fand,
Und reiche uns entgegen die starke Manneshand;
Mit Mannes Ernst und Milde nimm dich des Jünglings an,
Von dir belehrt, geleitet, erblühe er zum Mann.

34. Mosaik von Heinrich Seidel. Stuttgart, Hallberger. 1844. 8. 26 1/4 Ngr.

Zuweilen treibt man sich im Kreise einer Gesellschaft solcher Leute umher, deren nichtssagende Physiognomie und leere Unterhaltung uns jene erschlaffende Gleichgültigkeit einflößen, bei der wir sie kaum beachten oder bei welcher wir, eine traurige Beute des horror vacui, uns mechanisch in die conventionellen Formen fügen, aber im Stillen unsere schöne verlorene Zeit beklagen. Selten, daß man da auf ein Mitglied stößt, das uns durch Sprache, Gesichtsbildung, Geist und Gemüth ein warmes Interesse einflößt, uns fesselt und die übrige Gesellschaft auf Stunden vergessen lehrt. Dies unvermuthete Glück ward Ref. zu Theil, da er, nachdem er sich eine Weile in der Gesellschaft eines großen Theils der hier genannten Verskünstler gelangweilt hatte, in dem Bildner dieser trefflichen Mosaik auf eine poetische Persönlichkeit stieß, die sich in der Anmuth und Form der Sprache ebenso auszeichnet wie durch geistige Gediegenheit in Anlage und Ausführung der einzelnen Gedichte. Materiell wird uns allerdings nur Weniges geboten, neun Druckbogen in Kleinoctav geben uns den ganzen Ertrag dieser pierischen Ernte; aber man klagt über diesen geringen Ertrag, man hätte gern mehr und fühlt sonach ein Verlangen, was bei der Lecture anderer poetischer Schriften der Jetztwelt selten entsteht. Unscheinbar ist des Buchs Äußeres; aber der Kern der unscheinbaren Schale ist gediegenes Gold. Ein Jüngling scheint der Verf. auch nicht mehr zu sein, denn Sprache, Geist und Form verrathen einen Musenzögling der Schule aus dem ersten Decennium des 19. Jahrhunderts; auch kündet die Wahl seiner Stoffe, die vom Sturm und Drang neupolitischer Sängerlust sich fern halten und Themen der neuesten Gegenwart im socialen Leben gar nicht berühren, den Sohn einer frühern Zeit; aber man müßte in der That einen sehr verdorbenen Geschmack und einen durch die pikanten Lieblingsgerichte unserer Tage ganz verwöhnten Gaumen haben, wenn man dergleichen hier vermißte. Deutlich offenbart sich in des Verf. Eigenthümlichkeit eine objective Richtung, drei Viertheile seiner Gaben haben epische Gestaltung, aber auch das Subjective trägt das Gepräge eines echt poetischen Gemüths. Die meisten der romanzenartigen Stücke haben einen ethischen Schluß oder laufen in eine didaktische Spitze aus, die sich dem Gemüthe auch da fühlbar macht, wo das Haec fabula docet nicht hinzugefügt wird. Wenige Nummern fallen aus, und sind in die Kategorie der poetischen Bagatelle zu setzen. Als vollendet in Anlage, Form und Ausführung notiren wir „Die unverwesliche Hand" (S. 1), „Der Bergmann" (S. 7), „Der Todtengräber" (S. 19), „Das Schifflein" (S. 37), „Meine Eiche" (S. 63), „Stufen" (S. 71), „Maurer-Symbole" (S. 107), „Der Feuersegen" (S. 112). Als Muster und Beleg für unser Urtheil theilen wir ein episches und ein rein lyrisches Blatt mit. Zuerst:

Der Todtengräber.

Wohnt' einst ein Todtengräber
Am Kirchhof zu Saarmünd.
Der hatte viel begraben,
Und auch sein Weib und Kind.

Stand oft in Harm versunken
Und seufzt' am frischen Grab':
Ach, fiel' doch meine Bürde
Nun auch am Hügel ab.

Was soll ich länger oben?
Mein Haupt ist weiß wie Schnee,
Kann kaum den Spaten tragen,
Die Brust ist ewig weh'.

Und hat sich auch erkieset
Ein Plätzchen grün und still
Am Fuß der breiten Linde,
Wo er einst ruhen will.

Das hat er treu bewahret
Seit vielen Jahren schon;
Es schläft sein Weib zur Rechten,
Zur Linken schläft sein Sohn.

Da pocht's zu später Stunde
Einst an sein Fensterlein,
Und ruft: „Steh' auf vom Schlummer —
Ein Grab muß fertig sein,

Am Fuß der breiten Linde,
Das Plätzchen still und grün —
Und mußt dein Werk vollenden,
Noch eh' die Sterne flieh'n!"

Er hört's — und geht von hinnen,
Nimmt Leucht' und Spaten mit;
Zwölf hallt's herab vom Thurme,
Als er durchs Gitter tritt;

Und gräbt mit Hast und Eile,
Die Arbeit lobt den Fleiß,
Von Stirn und Brust und Wangen
Rinnt ihm der bittre Schweiß.

Und weint manch heiße Thräne,
Und seufzet schmerzenvoll:
Daß hier bei Weib und Kinde
Ein Fremder ruhen soll.

Lang', eh' die Sterne fliehen,
Ist schon das Werk vollbracht,
Er geht und sagt den Lieben
Voll Sehnsucht: Gute Nacht! —

Und als nach dreien Tagen
Das Sterbeglöckchen rief,
Trug man den Todtengräber
Zur Grube frisch und tief.

In den hier mitzutheilenden „Stufen" (S. 71) glauben wir eine Hindeutung auf Napoleon, den Helden des Jahrhunderts, zu sehen.

Es haben Viele auf der Welt gelebt
Ein kleines Dasein, reich an Lust und Frieden;
Aus wenig Wünschen war ihr Herz gewebt,
Und schwacher Muth der schwachen Kraft beschieden.
Am schlichten Kreuz, das ihren Namen nennt,
Geht kalten Blicks der Wandersmann vorüber —
Kaum dauert der Erinn'rung Monument
In Kindesbrust vom Jahr' zum Jahr' hinüber.
Es gleich ihr Werk der Hütte leichtem Bau',
Die bald zerfällt, wenn ihr Bewohner flüchtet;
Ein neues Volk bezieht den alten Gau,
Und neue Hütten werden aufgerichtet.'

Es haben Manche auf der Welt gelebt,
Des Angedenkens werth — und doch vergessen.
Ihr Muth hat hohen Zielen zugestrebt,
Doch war der Kraft die Bahn zu weit gemessen.
Sie sä'ten Thaten in der Tage Schoos,
Der Keim ging auf, die Mühe zu vergüten —
Da wandte sich das Glück erbarmungslos
Und ihre Ernte starb in tauben Blüten.

So glichen sie auf unbegrenzter Bahn
Kometenfunken, die von Sonnen stammen.
Gleich Babels Thurmbau stieg ihr Werk hinan,
Doch unvollendet brach's die Zeit zusammen.

Nur Wen'ge haben auf der Welt gelebt,
Die stark vollbrachten, was sie kühn begannen;
Die ruhig standen, wenn das Rund gebebt,
Die von der Zeit den Siegerlohn gewannen.
Nur das Jahrtausend reift die eine Frucht,
Die ihm Bedeutung gibt und Form und Namen;
Vielfältig ward die Bahn voraus versucht,
Und Botschaft ausgesandt, bevor sie kamen.

Vor jedem Tag, der solchen Mann gebar,
Ward von den Göttern hoher Rath gepflogen,
Auf strenger Wage Rettung und Gefahr,
Der Menschheit Wohl und ihre Noth erwogen.
Dann wählten sie das Land bedächtig aus,
Den Ort — die Stunde — nach verborg'nem Willen.
Oft zog ihr Segen in ein niedres Haus,
Zur Königswiege trat er oft im Stillen.
Sie wanden unsichtbar dem Säugling schon
Um seine Stirn die künft'gen Ehrenkränze,
Der Mutter däucht's, als ob dem holden Sohn
Zur Nacht ein goldner Schein das Haupt umglänze.

Und solcher Männer Schritte sind geweiht —
Dem Gipfel führen sie — dem Glanz entgegen;
Gleich Perlen werden Sterne angereiht,
Dem Himmel selbst die Namen einzuprägen.
Mit ihrem Werk' baut sich ihr Monument,
Ägyptens Pyramiden zu vergleichen —
Der Nachwelt Forscher, der den Sinn erkennt,
Betrachtet es mit ehrfurchtsvollem Schweigen.

Greift, Musenjünger der Neuzeit, nach diesem unscheinbaren Buche. Macht darin eure Studien. Ihr geht bei einem Dichter in die Schule!

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

„Die Offenbarung ist eine erhöhte Poesie, die Vernunft in heiliger Poesie, ein Vernunftkörper; sie stellt dar, sie macht anschaulich." So sagt Hippel in den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie", und mit den Worten ist zugleich das Verhältniß der Philosophie und positiven Theologie bestimmt. Während jene das Poetische aller Religion in Begriffe auflöst, will diese den Begriffen Leib und wirkliches Leben ertheilen; jene speculirt, diese bringt Geschichte, Glaubensartikel, kirchliche Einheit des Gottesdienstes. Wenn in irgend einer Zeit des Leibes zu viel wird, so erwacht der Hang, ihn in Begriffe zu zersetzen, das Anschauliche, Darstellende des Vernunftkörpers soll gleichsam vergeistigt, ins Mutterland der Seele aus dem Leiblichen zurückgeführt werden, in das Land unangeschauter Begriffe; theologisch Positives geht über in philosophisch Rationales. Gleichwie aber Askese den Leib schwächt oder ihn zu Tode fastet, so wird auch der Vernunftkörper durch starken Gebrauch des Rationalismus schwächlich, und man wird für sein Leben bange. Solches entdeckt die positive Theologie, beginnt Klagen, treibt die Philosophie vom Krankenbett und sucht Hülfe durch bekannte, einst schon gebrauchte derbere Nahrungsmittel. Philosophie ihrerseits rechtfertigt sich über die schlechte Pflege, sie habe nur den Leib seiner überflüssigen Schwerfälligkeit entledigt, habe das Poetische sublimirt, habe das zu Materielle der Nahrung homöopathisch verdünnt und in die Ursubstanz des Begriffes umgesetzt. Und die Theologie selbst, wenn sie einiger leiblichen Schwerfälligkeit sich bewußt wird, kann die Rede nicht ganz Lügen strafen, so wenig wie Philosophie am Ende ihre strengste Diät fortzusetzen vermag und positive Beigaben nicht undienlich achtet. In solchem Verhältniß stehen unsere heutige Philosophie und Theologie und suchen Vereinigung, streiten aber über Dienliches und Undienliches ihrer Begriffe und Anschauungen. Weil Begriffe und Anschauungen sich im menschlichen Leben und Denken stets begegnen und eigentlich zueinander gehören, ist der Streit schwer zu schlichten; der Theolog entwirft sich sein Friedensinstrument, der Philosoph das seinige, und über die Friedensinstrumente beginnt neuer Zank. Ob man mehr für den Leib oder für die Seele sorgen solle, fragt sich in allem menschlichen Leben; der religiöse Materialismus behauptet jenes, der religiöse Spiritualismus dieses, der „Vernunftkörper der Offenbarung" aber zeigt poetische Einheit von beiden, die billig nie vergessen werden sollte, und wobei nur grade das Poetische dem Philosophen wie dem Theologen oft am wenigsten zusagt, da Beide eine Prosa der Begriffe oder der Anschauungen eigentlich wollen und herbergen.

Aller Witz ist aufgesucht, daher gesuchter Witz keine besondere Art, sondern er selbst. Aber die rechten Leute finden, gleich dem Botaniker, das Rechte, sie haben, wie man sagt, einen Treffer; unrechte Leute finden Dieses und Jenes, meistens Dasselbe, auch kryptogamische Moose, obgleich Kryptogamie allerdings zum Witze wie zur Botanik gehört. Darum wollte Jean Paul in seiner „Levana" zum Witz erziehen, und konnte es, weil er den Treffer besaß. Wenn jedoch ein Theecirkel den andern erzieht und nachzieht, so gibt dies eine pädagogische Rundhetze, bei welcher der Witz den Athem verliert und vor Ermüdung kaum etwas trifft. Im Ganzen ist pädagogische Betriebsamkeit nicht witzig, und Campe war es blos in seinem Wörterbuche, nicht in seinen Erziehungsschriften; der Witz hat seinen Thron nicht im Pädagogium, sondern eher im Weinhause oder in Weinköpfen, wie Hofmanns, die in Berlin wie Anachoreten leben und keinen Thee trinken oder einschenken. 20.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Geschlechtsleben des Weibes
in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht
dargestellt von
Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch.*

Fünf Bände.
Gr. 8. 18 Thlr.

Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 1839. **3 Thlr. 25 Ngr.**
Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 1840. **3 Thlr.**
Dritter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 1841. **4 Thlr.**
Vierter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. Von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes. 1843. **5 Thlr.**
Fünfter Band: Von den Operationen in den Geschlechtskrankheiten des Weibes. **2 Thlr. 5 Ngr.**

Leipzig, im October 1844.
F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 293. —— 19. October 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 292.)

35. Der Sohn der Zeit. Freie Dichtung von Ludwig Seeger. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Ler.-8. 2 Thlr.

Da spielt uns der Schicksalswürfel ein Buch in die Hand, das mit dem letztbesprochenen im diametralen Gegensatz steht. Der vorgenannte wol nicht mehr jugendliche Verfasser ein Zögling des Jahrhunderts in seinem Anbeginn, dieser ein echtes Kind der neuesten Zeit mit allen ihren Vorzügen und ihren Verirrungen. Jenes Buch materiell winzig und von unscheinbarem Äußern, dieses ein reichquellender Erguß, luxuriös auf feinstem Velin mit breitem Rande auf 25 Großoctavbogen gedruckt; jenes eine objective Richtung kündend und alle Merkmale der sorgsam gebrauchten Feile an sich tragend, dieses mit Ausnahme einer Nummer, in rein lyrischer Objectivität und mit jener Plastik in der Darstellung auftretend, welche die Massen liebt und die Feile verschmäht. Naso's Wort: Prisca juvent alios, ego me nunc denique natum gratulor, gibt uns Aufklärung über des Verf. Standpunkt und die ihm eigenthümliche Neigung. Er hat die Fülle seines Stoffs in drei Abtheilungen zerlegt. Die „Lieder der Dämmerung" (S. 1—158) mögen mit Recht so genannt werden, denn es herrscht in ihnen ein mystisches Zwielicht. „Was ich will?" heißt es S. 16. „Wozu die Frage?" Allein die Frage ist nicht überflüssig, da die Leidenschaftlichkeit der modernen Freiheitssänger immer mehr oder weniger den klaren Willen derselben verdunkelt. Doch geht aus dem Gebotenen so viel hervor, daß hier die Dämmerung des Freiheitsmorgens gemeint sei, daß dieser Sohn der Zeit der Freiheit nachjagt, wie der in Liebe Entbrannte einer spröden Schönen. Gesucht wird sie in des Kämmerleins Einsamkeit, im Tempel der Natur, auf den Höhen der Alpen, und die Naturgemälde — man sehe „Alpenglühen" (S. 62), „Faulhorn" (S. 67) und „Frühlingslied" (S. 244) — bieten große Schönheiten dar. Schweigen will und kann er nicht:

> Unaussprechliches genug
> Bleibt nach allem Sprechen.
> Schweigen, meint ihr, wäre klug?
> Dem Poeten wär's Verbrechen.

Weder mit seiner Stellung in der Welt noch mit seinem Wissen ist er zufrieden (S. 156):

> Was ich weiß? Figuren, Zahlen,
> Meinem Geiste fremd und fern,
> Spreu und Moder, trockne Schalen,
> Todte Hülsen ohne Kern.
> Was ich denke, Widersprüche,
> Lichter fackelnd hin und her,
> Nichts Gedieg'nes, lauter Brüche,
> Blind verworr'nes Ungefähr.

> Unterspült vom Zweifelsstrome
> Sinkt der Grund des Glaubens ein.
> Von dem schönen Wunderdome
> Bröckelt ab sich Stein um Stein.
> Und die weisen Meister sprechen
> Keine Sprach' als die der Zunft,
> Und das Denken ist Verbrechen,
> Und ein Ketzer die Vernunft.
>
> — — — — — —
>
> Jeder Tag hat seine Plage,
> Ihre Plage jede Zeit;
> Uns verbeut man selbst die Klage,
> Die ein volles Herz befreit.
> Die Gedanken mußt du färben,
> Bis du selbst sie nimmer kennst;
> Nackte Wahrheit bringt Verderben,
> Und der Geist wird zum Gespenst.
>
> Unter Larven so zu wandeln,
> Stumm die Hand aufs Herz gedrückt,
> Das nur Eins begehrt, zu handeln —
> O, wen macht es nicht verrückt?

Obwol er sich selbst einen Sohn der Zeit nennt, sagt er doch dem Zeitgeiste viel Böses nach (S. 321):

> Der Alte, der noch heut' durch alle Länder
> Verlarvt, ein wandelbarer Proteus, reist,
> Es ist der Geist der Stern' und Ordensbänder,
> Der Geist des Reineke, der Kuttengeist;
> Der Geist, der einst den Herrn ans Kreuz geschlagen,
> Nach dem das Dintenfaß einst Luther schmiß,
> Dem Tausende seit Sokrates erlagen,
> Der Geist des Trugs, der Geist der Finsterniß.

In den „Liedern des Morgens", die wie die meisten in der Sammlung statt der Überschrift ein Motto, größtentheils aus Goethe's Schriften entlehnt, an der Stirn tragen, will der Verf. den Glanz der Freiheit mehr hervortreten lassen. Auch Erotisches findet sich hier, z. B. ein echtes Liebeslied (S. 232). Reine Pietät athmet der Erguß „An meine Mutter", und das Gnomenartige kündet den Verehrer Goethe's an. Die dritte Abtheilung, „Lieder des Tags", bringt uns des Buchs poetische Quintessenz. Das Lied nimmt den Flug der Ode und wird emphatischer. So tadelt er (S. 278) die sentimentalen Elegien- und Mondscheindichter:

> Zum Kampf heran! Hörst du die Fahnen rauschen,
> Siehst du vom Morgenhauch die Fluren dampfen?
> Trompetenklänge, willst du ihnen lauschen?
> Frisch auf zur That! Die Rosse wiehern, stampfen!
>
> Das ist ein Leben, wenn die Lanzen splittern,
> Und hoch zusammenschlägt die stäub'ge Wolke
> Ob jugendfrischen, todesmuth'gen Rittern,
> Und Jubelruf erschallt von allem Volke!

Der Tag ist nah', der starke Ritter fodert,
Noch nicht vorüber ist die Zeit der Drachen,
Und jeder Funke, der im Jüngling lodert,
Er muß zu kräft'ger Glut sich jetzt entfachen.

Die Zeit will Thaten, sie will andre Lieder,
Als die ein Mägdlein mag am Rocken singen;
Der neue Geist, er schüttelt sein Gefieder,
Und hell zusammen klingt's wie starke Klingen.

Dem neuen Geist ein Lied, ein heldenkühnes,
Bei dem vor Lust der Männer Augen scheinen!
So pflückt allein ein Lorberblatt, ein grünes,
Sich heut' ein Dichter in Apollons Hainen.

Den Franzosen wird in wohlklingenden Terzinen (S. 284) arg mitgespielt. Er tadelt sie, daß sie Napoleon's Asche auf St.-Helena nicht ruhen ließen. Er selbst, der Held, ruft er aus, ließ euch keinen Schatten von Freiheit, und dann fährt er fort:

Und wer seid ihr? — Bethört von seinem Glücke,
Die Zwerge, die des Riesen Harnisch tragen,
Der Spielball jeder wühlerischen Tücke,

Der Redner, die euch schöne Lügen sagen,
Der reichen Krämer, die mit Wind euch speisen,
Der Pfaffen, die den Geist in Bande schlagen,

Der Dichter, die des Lasters Schönheit preisen:
Das ist die große, stolze Nation,
Das ist das Volk der Helden und der Weisen!

So liest er ihnen durch wenigstens zwanzig Terzinen noch den Text, und schreibt weiter unten (S. 301) auch eine kleine Philippika gegen die deutschen Fürsten, bedauert (S. 345) „das arme (deutsche) Volk": „Wem schenkt es seine Liebe? Es liebt den Herrn Geheimrath, den König, es liebt den Pfarrherrn, Amtmann, Vogt und Büttel, wofern sie nur — ihm ins Gesicht nicht spucken." „Deutschland ist zur Magd erniedrigt", heißt es (S. 365). Nr. 32 jammert:

Wir warten, wir harren, wir hoffen,
Wir hoffen jahraus und jahrein,
Der deutsche Himmel wird offen,
Vom Dunst der Knechtschaft rein.

Wir hoffen mit zähem Muthe,
Wir jammern, wir weinen, wir fleh'n:
Herr Gott, halt' ein die Ruthe,
Laß uns nicht untergeh'n!

Gegen den kölner Dombau zieht er also zu Felde (S. 350):

Ja, Katholik und Protestant,
Und Jud' und Hottentott',
Zeigt aller Welt, wie tolerant
Ihr glaubt an Einen Gott!
Ich aber sag' euch ohne Hehl:
Vergeb' euch Gott die Sünde,
Wie ihr auch mir vergebt den Fehl,
Wenn ich euch frei verkünde:
Jedweder Groschen, jeder Stein,
Den ihr der alten Zeit
Und ihrem Glaubensdom am Rhein
In blindem Eifer weiht:
Er ist der Zukunft, ihrem Dom,
Dem Freiheitsdom gestohlen!
Ihr Thoren hofft dort aus dem Strom
Den heil'gen Hort zu holen? —
Man lockt euch an mit buntem Schein,
Ihr glaubt und seid entzückt;
Seht zu, daß ihr nicht einen Stein
Euch aufs Gewissen rückt!

Wie schön sich solche und andere Stellen des Buchs lesen lassen, wie sehr sie durch den Glanz ihrer Energie und Begeisterung unsere Jugend blenden mögen, so bleibt Ref. doch bei der Behauptung, derlei moderne Gesangsobjecte liegen außer der Sphäre der echten Poesie; und wenn unser Sohn der Zeit in dem letzten, in der That trefflichen Liede: „An die Poesie", in welchem er die Geschichte seines Innern uns entfaltet, ausruft:

Ja, ich bin dein, bei Gott, ich fühle:
Du bist mein Leben, Geist und Blut!
Was auch des Mannes Brust durchwühle,
Du bist mein All, mein einzig Gut.
Ich werde jauchzen, werde klagen,
Und jeder Hauch sei Harmonie!
Du, meine Göttin, wirst mich tragen
Auf Adlersflügeln, Poesie!
— — — — — — —

Und doch, wer bin ich, daß ich jammern
Die eignen, kleinen Schmerzen darf?
Seh' ich den Drachen nicht umklammern
Ein Volk — wie haut sein Zahn so scharf!
Ich bin beim eitlen Spiel gesessen,
Als Deutschland laut um Hülfe schrie;
Mich ließ ein falsches Lied vergessen
Die That, die schönste Poesie!
— — — — — — —

Zum Kreuzzug! Auf, ihr jungen Ritter!
Wacht auf vom Schlaf, der euch bethört!
Die Sensen rüstet, wackre Schnitter!
Habt ihr der Lerchen Ruf gehört?
— — — — — — —

Hier meine Hand auf Tod und Leben,
Ihr Ritter von dem freien Geist!
Lass't uns den Ruf der Zeit erheben,
Bis er dem Feind das Ohr zerreißt,
Bis wir die Siebenschläfer rütteln
Aus ihrer Sünden Lethargie,
Bis wir die reifen Früchte schütteln
Vom grünen Baum der Poesie!

Und keinen Sänger sollt ihr krönen,
Als der die Freiheitsfahne schwingt,
Der Weisheit sollt ihr euch entwöhnen,
Die nicht ins Mark, ins Leben dringt.
Der Dichter wird zum Waffenschmiede,
Zum Zeughaus die Philosophie,
Der Rath zur That — zum Siegesliede
Die neue, deutsche Poesie! —

so ist das doch Alles nur ein schöner Jugendtraum, in welchem Engel mit holdseligen Angesichtern wandeln; die Wirklichkeit, die Zeit, das Alter wird diese Himmelsgebilde in hohnlachende Fratzen umwandeln, und die jungen Freiheitsritter überzeugen, daß sie ihr schönes Talent dem Dienste des Wahren, Guten und Schönen zu weihen und die Frucht am Baume der Freiheit zur Reife bringen zu können wähnten, während sie doch jenes einem Hirngespinnste mancipirten und durch ihre gährenden Leidenschaften und zu warmen Affecte zu Unfreien wurden. Die Poesie emancipirt uns moralisch — politisch nimmermehr!

36. Gedichte vom Fürsten zu Lynar. Leipzig, Brockhaus. 1843. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Versuchen wir es, dem Leser des fürstlichen Verfassers Bild, wie er es uns in dem vorliegenden, wahrhaft fürstlich ausgestatteten Bande selbst malt, in wenigen Zügen darzustellen. Der Geier des Alters, dessen hämische Anfälle an alle Sterbliche uns so schön geschildert werden (S. 240), mag ihn wol noch nicht auf grauen Schwingen umkreisen; wenigstens widerspricht Dem die hier waltende jugendliche Gefühlswärme, wie der Duft und die Frische der hier gezogenen Phantasieblumen. Der Fürstenkindern sonst eigenthümliche Geschmack am Genuß sinnlicher Lust und ihre Hinneigung zu Prunk und

Glanz der Welt ist ihm ebenso wenig eigen, sonst könnte er nicht sagen (S. 244):

Ob ich Einsamkeit auch wähle,
Dennoch schweift der freie Geist
Träum'risch hin durch jene Säle,
Wo sich kleine Eitelkeiten
Ihren Tummelplatz bereiten,
Der das große Leben heißt.
Soll ich meine Flucht bereuen
Aus der täuschungsreichen Welt?
Will mir malen mit getreuen
Farben jenes bunte Treiben,
Um in meinem engen Zelt'
Stillem Glücke treu zu bleiben.

Und nachdem er die Freuden der großen Welt in ihrer Nichtigkeit geschildert und versichert hat, dort habe für ihn nie des Lebens Glück gewohnt, fügt er hinzu, seines Zimmers friedliche Stille rühmend:

Diese Stille
Spricht so laut vom echten Glücke;
Dort ist Hinterlist und Tücke,
Und an Selbstmord stirbt der Wille:
Hier ist Friede, hier ist Lust,
Hier genieß' ich Freundschaft, Liebe,
Die so fern dem Weltgetriebe,
Denn sie sind — in meiner Brust;
Der ist glücklich nur und frei,
Der sich selbst geblieben treu.

Bei dieser jedem edlern Naturell eigenen Stimmung und Neigung ist er keineswegs ein Kopfhänger, ein fanatischer Grübler oder ein sentimentaler Mondscheindichter, sondern er versteht die Kunst, den Champagnerschaum von des Lebens schäumendem Becher abzuschlürfen. In „Terpsichore" (S. 197) lauten die zweite und dritte Strophe:

Und ist Amor dein Begleiter,
Scheinst du doppelt lieblich mir;
Denn nur Liebe, froh und heiter,
Duldest du zur Seite dir.

Will das Leben ernst sich zeigen
In dem bunten Weltgewühl':
Führst du leicht den muntern Reigen,
Und das Leben wird ein Spiel.

Aus einem „Faschingsliede" (S. 204) klingt das Lob der Tafelfreuden:

Seht! in ungezählten Flaschen
Steht der edle Nektar da;
Was wir nehmen, was wir naschen,
Alles ist Ambrosia.

Köstlich duften diese Speisen
Und der Wein schäumt himmelan;
Jeder möge nun beweisen,
Was ein Zecher leisten kann.

— — — — — —

Doch des Mahles schönste Würze
Ist ein flüchtig Liebesglück
Bei der zierlich netten Schürze,
Die mit schlauem Liebesblick,

Um die Stirn das schmale Bändchen,
Oft an uns vorüberstreift,
Wenn mit dem Molluskenhändchen
Sie nach unsern Bechern greift,

Und zum purpurnen Burgunder
Echte Feuertropfen mengt,
Während sie den Liebeszunder
Auch nachher zu löschen denkt.

Was sein poetisches Naturell betrifft, so gibt uns das Buch hier und dort Winke und Andeutungen genug zum Verständniß desselben. „Das Göttliche im Menschen" erforschend, belehrt es uns also (S. 268):

Fühle mit glühendem Herzen und denke mit kaltem Verstande,
Und so erfasse geschickt Wesen und Formen zugleich.
Aber vertraue dich nimmer dem erstern, allein und gesondert;
Selbst ein veredelt Gefühl neigt sich dem Sinnlichen zu,
Und den geahneten Gott verkörpernd, zieht es das Höchste,
In symbolischer Form, immer zum Staube herab.
Doch dem Verstande vertraue noch minder, er trennt und verflüchtigt,
Löst in Atome auf, was du als Ganzes verehrt;
Gründet, aus Formen gefügt, die Tempel stolzer Systeme
Und in dem kalten Gebild schmachtet dein sehnendes Herz.

Seine Poetik sich weiter selbst gebend, sagt er vom Dichter (S. 274):

Beneiden wir den Dichter, dem die Musen
Die Macht gegeben, daß er schön und zart,
Was unbestimmt und ahnungsvoll den Busen
Uns oft durchirrt, im Worte offenbart:
Die arge Sphinx befragt uns nun vergebens,
Der Dichter löst die Räthsel dieses Lebens.

Er gleicht in seines Geistes Spiegelglätte
Dem tausendfach geschliffenen Krystall,
Und jedem Dinge zeigt er die Facette,
Die ihm gehört; so spiegelt er das All
Und nimmt es auf, um es mit frischem Leben
Im Kunstgebild verklärt zurückzugeben.

Diese Ansichten und Lehren über poetisches Schaffen vervollständigt er in „Dichten" (S. 293):

Der Keim des Dichterwerks ist das Gefühl.
Es strebt zuerst nach des Gedankens Klarheit,
Und selbstbewußt verfolgt es dann sein Ziel
Mit heißer Sehnsucht nach Gestalt und Wahrheit.
Da bringt die Phantasie hülfreich und mild
Ihm das Symbol, darein sich zu versenken,
Und so verkörpert sich zum Kunstgebild'
Das schwanke Fühlen und das flücht'ge Denken.

Endlich charakterisirt er sich als Poet durch Das, was er den Dramaturgen in der letzten Nummer der Sammlung sagen läßt:

Den Künstler formt ein glücklich Naturell,
Gemüth und Geist und Macht, sie auszudrücken;
Denn das nur stempelt einen Dichter — glaubt —
Ein glühend Herz, ein kaltes Haupt,
Der Seele süße Schwärmerei
Bei des Verstands Freigeisterei.

So weist sich also der Verf. über seinen Beruf und sein Verfahren selbst aus, und dürfen wir noch Einiges über ihn und seine Leistungen hinzufügen, so möchte es Folgendes sein: So viel steht fest, die Gunst gewogener Sterne hat ihn, ohne sein Zuthun, im Leben auf einen Standpunkt gestellt, von wo aus sich Welt und Menschen leicht beobachten lassen. Dabei ist sein Auge durch die Umgebung, die gewöhnlich auf Geist und Gemüth fürstlicher Personen influirt, nicht blöde geworden, sondern scharf geblieben. In seinen Empfindungen scheint er weder blasirt noch in krankhafter Überreizung. Der Himmel hat seine Wiege mit einem Gewinde frischer Phantasieblumen umschlungen und ihn mit der Geschicklichkeit ausgerüstet, lockende Bilder vor das Auge zu stellen und die Blüte des Gefühls oder der Phantasie durch Reflexion zur reifenden Frucht gedeihen zu lassen. Wie indessen all' und jedem Menschenwerke der Stempel der Unvollkommenheit aufgedrückt ist, so hat auch vorliegendes seine schwachen Seiten und Schattenpartien. So möchte er in seinen epischen Versuchen (sie bilden unter der Überschrift Romanzen, Balladen und Erzählungen des Buchs erste Abtheilung) dem Publicum schwerlich genügen; denn so gut Einiges erfunden und geformt ist, so gleicht doch Vieles den Fresken, bei denen man die Zartheit

des Pinsels vermißt. Ferner ist der durchlauchtige Sänger in manchen erzählenden und reflectirenden Nummern, auch in den Elegien, nicht so klar und durchlauchtig, daß er „durch des Geistes Spiegelglätte dem Leser die Facette jedes Dinges zeigte", und „das Streben nach des Geistes Klarheit" krönt nicht immer ein günstiger Erfolg. Seine „Lieder" (dritte Abtheilung) sind seine Glanzpartie. In ihnen spiegeln sich die Principien der oben dargelegten Poetik ab, und fast keins fällt aus. Wer sich davon überzeugen will, der lese nach „Bitte", „Geständniß", „Resignation", „Wünsche der Liebe", „Verlorenes Glück", „Empfindung" und „Autodafé" (S. 195). Ebenso glücklich ist er im Allegorisiren. Man vergleiche darüber „Amors Münze", „Der verhängnißvolle Baum" und „Lebensreise" (S. 242) u. a. m. Die Stücke dieser Gattung stehen meist unter den „Vermischten Gedichten", welche die vierte Abtheilung bilden. Die leidige Glossenmanie, von der wir unsere Dichter geheilt glaubten, zeigt sich auch hier. Wenn wir endlich in einem Sonett (S. 302) auf den fürchterlich gemessenen fünffüßigen Jambus stoßen: „Freude, der unverletzbare Demant", so führen wir Das nur an, um zu beweisen, wie aufmerksam wir gelesen haben, und theilen lieber ein liebliches Lied mit, wo derlei Verstöße wahrlich nicht vorkommen. Es hat die Überschrift „Bitte".

Sieh mich nicht so freundlich an!
Ach, aus deinen Veilchenaugen
Kann ich nur Verderben saugen,
Und dein heller Freudeblick
Stört mein schüchtern stilles Glück.

Sieh mich nicht so traurig an!
Möchte deine Leiden theilen,
Möchte deine Wunden heilen,
Weiß ich gleich, daß ich's nicht bin,
Der dir trübt den heitern Sinn.

Sieh mich nicht so zürnend an!
Ach, was hab' ich denn verbrochen?
Hab' es ja nicht ausgesprochen;
Soll es dir verborgen sein,
Schau mir nicht ins Herz hinein.

Sieh mich nicht so fragend an!
Kann ja nicht den Blick ertragen,
Möchte dir dann Alles sagen,
Was mein Herz so liebevoll
Ewig dir verschweigen soll.

Noch zarter und holdseliger erscheint der kleine lyrische Hauch „Tausch" (S. 177):

Wie? Du gibst dein Herz mir nicht,
Und behältst das meine?
Gib, o gib es mir zurück,
Oder gib das deine.

Müde bin ich's endlich nun,
Ohne Herz zu leben,
Nein, ich lass' dir keine Ruh',
Eins mußt du mir geben.

Doch ich wette, weißt nicht mehr,
Was ist dein und meine;
Laß, mein Kind, ein Herz uns sein,
Und wir sind aufs Reine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder und Skizzen aus Algier. Von L. Constant. Berlin, Nicolai. 1844. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wie Vieles wir auch bereits über Algier, seitdem es von dem Marschall Bourmont für Karl X. und für dessen Nachfolger Louis Philipp erobert worden ist, gehört und gelesen haben, in Zeitungen und in besondern Schriften, so ist es uns doch durch dieses Alles ebenso wenig näher gerückt worden, als es durch alles Dasjenige, was dort seit jener Zeit geschehen, wahrhaft für die Civilisation, für Frankreich und für Europa bisjetzt ebenfalls nicht gewonnen worden ist. Es muß dahingestellt bleiben, ob das an uns, oder an Denen, die uns Algier haben näher rücken wollen, oder ob es an Algier selbst und an dessen fremdartigem Charakter in allen und jeden Beziehungen liege und gelegen habe. Jedenfalls aber ist jene Ansicht eine allgemeine, findet sich jenes Gefühl auch bei Andern, wenn auch mit gewissen Modificationen, und Ref. kann nicht sagen, daß ihm durch das vorliegende Buch über Algier das dortige Leben im Allgemeinen und Besondern, mit seinen Zuständen und Verhältnissen, mit seinem Klima, mit den Menschen und deren Sitten und Gebräuchen besonders näher gerückt worden wäre. Algier kann das Fremdartige für uns Fremde nicht ablegen; es macht die Verschiedenheiten, die tief in das Wesen der Dinge eingreifen, mit Entschiedenheit geltend; es stößt uns zurück, auch wenn es des Anziehenden mancherlei für uns hat, es ist und bleibt uns noch immer fremd. Der Verf. dieser „Bilder und Skizzen", der mehre Jahre auf der Küste Nordafrikas sich aufgehalten, gibt sich zwar viel Mühe, uns durch seine Mittheilungen über Algier aufzuklären; aber ist es nun, daß er um einen großen Theil seiner in Afrika gesammelten Schätze später gekommen und sein Gedächtniß dies Alles nicht hat ersetzen können, oder liegt es an seiner Darstellung, die mitunter etwas Gesuchtes hat, genug, Ref. hat sich dadurch gerade nicht sehr angezogen gefunden. Auch ist Vieles von Dem, was der Verf. mittheilt, nach seiner eigenen Ansicht unwichtig und betrifft nur dessen Persönlichkeit. Am interessantesten ist jedenfalls Das, was er über den sittlichen und Colonisationszustand Algiers bemerkt, auch wenn danach dieser Zustand gerade nicht als ein besonders blühender erscheint und auch hier die Fehlerhaftigkeit der Grundsätze, die man bei der Colonisirung befolgt hat, sowie überhaupt die Unfähigkeit der Franzosen zum Colonisiren aufs neue auseinandergesetzt wird. Dasjenige, was, auch nach der Zusammenstellung des Verf., für die Colonie geschehen ist, kann jene Fehlerhaftigkeit nicht ersetzen und den Vorwurf der Unfähigkeit nicht widerlegen. 31.

Literarische Notizen.

Unter den polnischen Dichtern zeichnet sich mehr und mehr durch seine dramatischen Producte Joseph Korzeniowski aus. Seine ältern Tragödien spielen fast alle in fernen Gegenden, die Personen sind nur Repräsentanten für gewisse Gefühle und Gedankenrichtungen und interessiren deshalb wenig. In letzter Zeit jedoch hat sich Korzeniowski in seinen Komödien dem polnischen und damit zugleich dem realen Leben zugewendet und dadurch eine Bedeutung unter den polnischen Dramatikern gewonnen. Den ersten Schritt hierzu that er in den „Karpathischen Goralen", einem Drama in drei Acten (Wilna 1843), denen er die Komödien „Stary mąż" und „Żydzi" folgen ließ. Die letztere (Wilna 1844) ist besonders durch eine treffliche Charakteristik ausgezeichnet und hat bereits auf vielen polnischen Bühnen Beifall gefunden. Sie kann den besten polnischen Lustspielen eines Fredro an die Seite gesetzt werden.

In Warschau erscheinen für dieses Jahr fünf Zeitungen, die officielle „Gazeta Rządowa", der „Kuryer", die „Gazeta Warszawska", die verbreitetste aller, die „Gazeta codzienna", und der „Dziennik krajowy". Der letztere, der, so weit es in Warschau möglich ist, eine muthige und entschiedene Sprache führte, ist seit dem Juli wegen eines kritischen Aufsatzes unterdrückt worden. Von den übrigen Zeitschriften sind die „Biblioteka Warszawska", die eine Sammlung der mannichfachsten Artikel, literarische, historische, belletristische enthält, und der seit 1842 erscheinende „Przegląd naukowy", der die Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie und Kunst bespricht, die beachtenswerthesten. Die „Jutrzenka", die russisch und polnisch zugleich erschien, hat sich nur kurze Zeit erhalten können. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 294. — 20. October 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 293.)

37. Gedichte von Cäsar von Lengerke. Danzig, Gerhard. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nicht zum ersten Male erwähnen wir dieses anmuthigen westpreußischen Sängers, sondern haben uns bereits bei Gelegenheit der Erscheinung einer gehaltvollen kleinen Sammlung seiner Gedichte in Nr. 90 d. Bl. f. 1835 über ihn anerkennend und beifällig ausgesprochen. Der Schluß jener Relation lautet: „Es gibt poetische Geister und Gemüther, durch deren Leben der Strom der Poesie nur ein Mal hinrauscht, und die mit einigen hundert Liedern den Fünftelsaft ihres innern Lebens für immer verspritzt haben; bei Cäsar von Lengerke möchte dies indessen nicht der Fall sein. Man hört es am Rauschen dieser Lieder, daß ihr Strombett zu viele Tiefe hat, als daß es so bald versiegen und es an Wellengesäusel fehlen könnte; er gebe also mehr, und wir werden uns des Rauschens aus der Tiefe neu erfreuen." Wir hatten recht prophezeit. Hier gibt er mehr; er bringt eine Gesammtausgabe, und viel Neues, Schönes, Heiteres und Tiefgedachtes. In den zuerst abgedruckten zwei Dutzend Liedern vernehmen wir das Rauschen der Ostsee und sehen die dem Dichter heimischen Seebilder. Der politischen und literarischen Neuzeit gibt er sein poetisches Contingent, wobei wir auf das Gedicht an Prutz (S. 37) hinweisen. Sein Lächeln und Scherzen, man lese darüber nach „Wochenschluß" (S. 221) und „Vom armen Hahn" (S. 234), ist immer anmuthig, und er wird nie scurril. Wo er den Ernst des Lebens durchklingen läßt, bekundet er seine edle Sentimentalität, die allen weinerlichen Apparat mit männlicher Hand wegschafft, und wo er, als Kind seiner Zeit, dem modernen Weltschmerz den Zoll erlegt, scheint er, im edeln Contrast mit dem maßlosen Geschrei der poetischen Männer der Bewegung unserer Tage, das Horazische Est modus in rebus zu seinem Princip gemacht zu haben. Das Gebotene ist in seiner Gesammtheit so gleich an innerm Werth und zugleich so durcharbeitet, daß sich Ausstellungen gar nicht machen lassen, und wir in der That in Verlegenheit sind, was wir dem Leser als Probe vorlegen sollen, weshalb es wol am besten ist, wir theilen gar nichts mit, sondern verweisen den Leser lieber auf die aus einem Gusse geschaffene Gesammtsammlung selbst, die er gewiß nicht unerquickt aus der Hand legen wird.

38. Neueste Dichtungen von Joh. Nep. Vogl. Pesth, Heckenast. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Auch hier sind wir der Mühe überhoben, den Personalcharakter dieses südostdeutschen Sängers weitläufiger zu schildern, indem wir auf Das verweisen können, was wir in Nr. 131 d. Bl. f. 1836, Nr. 178, 181 f. 1837 und Nr. 213 f. 1838 über ihn ausgesprochen haben. Bei Durchlesung dieser seiner neuesten Dichtungen ist es uns vorgekommen, als habe er sein lyrisches Talent mit Fleiß und Sorgfalt gepflegt, und in seinen epischen Leistungen habe er die Stoffe besser gewählt und origineller ausgeführt. Die elegische Stimmung, der er sich jetzt mehr zuneigt, nimmt sich gut bei ihm aus, und auch der Humor, wo er hin und wieder auftaucht, kleidet ihn in diesem mit Albions Luxus ausgestatteten Bande vortrefflich. Vielleicht läßt sich dieses über ihn ausgesprochene Urtheil mit dem auf S. 23 abgedruckten „Botenliede" belegen.

> Es hat der Herr mich ausgesandt,
> Doch ist das Ziel mir unbekannt,
> Er sprach zu mir nur dieses Wort:
> Du junger Bote, wandre fort.
>
> Da zog ich hin nach Botenart,
> Zuweilen wol da fiel mir's hart,
> Doch dacht' ich oft in meinem Frohn,
> Am Ziele wartet dein der Lohn.
>
> Der Boten sah' ich vielerlei,
> Die zogen rings an mir vorbei,
> Der Eine trüb', der Andre froh,
> Doch Jeder fragte: Wo, ach, wo?
>
> Nun bin ich müd', wie nie ich's war,
> Und wandre, ach, noch immerdar,
> Doch blinkt's vor mir wie Hoffnungsschein:
> Nun wirst du bald am Ziele sein!
>
> Nur Eines wüßt' ich gar so gern,
> Wenn ich dem Pfad, dem rauhen, fern, —
> Ob's dann wol Einer nimmt in Acht,
> Daß ich vor ihm den Weg gemacht.

39. Gedichte von Eduard Eyth. Stuttgart, Belser. 1843. 8. 1 Thlr.

Wenn der reichbegabte Sänger dieser Lieder mit demselben Eduard Eyth, der im J. 1834 die Sage von Odysseus nach Homer in Reimen bearbeitet herausgab (man sehe darüber Nr. 88 d. Bl. f. 1835), identisch ist, so bewundern wir die bedeutenden Fortschritte, die er in der Kunst des Gesanges gemacht hat, und vorliegendes Buch, welches wir in der That gern als Besitz im belletristischen Fachwerk unsers Bibliothekzimmers aufstellten, liefert den Beweis für die oft bestrittene Perfectibilität des poetischen Genies. Wir nahmen das Buch mit jener Apathie zur Hand, mit der ein Fabrikarbeiter, nachdem er mehre ähnliche Arbeiten vollendet hat, nach neuem Material greift, aber wie bald verwandelte sich dieselbe im Fortschritte der Lecture in warmes Interesse für das Gebotene und für Den, der es bietet! Gleich nach dem ebenso geistreichen als herzlichen Dedicationssonett an Felix Mendelssohn-Bartholdy, den bekannten genialen Componisten der „Lieder ohne Worte", dem Hr. Eyth diese „Worte ohne Lieder" mit der Aufrichtigkeit eines biedern Schwaben weiht, sagt er uns in der ersten Nummer, wer er ist und was er will:

> Ein Templer bin ich. Auf der Zinne —
> Da steh' ich bei dem Freundesheer.

Das Heiligthum ist meine Minne,
Der Leierklang ist meine Wehr.

Das Heiligthum des Tempels Christi nämlich ist sein Wohnsitz und der Schauplatz seiner Thaten, und wie die Tempelherren zu Jerusalem das Gelübde ablegen mußten, das Schwert gegen die Ungläubigen zu führen, so will auch er, erfüllt mit entschiedenem Haß gegen den Schlamm und die Lava der Hegel'schen Schlamm- und Feuerbäche in unsern Tagen, das christliche Princip verfechten. Auf solche entschiedene Richtung seines Willens deutet schon die sinnige Titelvignette, wo wir Schwert und Harfe, bedeckt vom Schild des Glaubens, worin ein trotziges Aut-aut steht, zu schauen ist; von diesem Schilde sagt er (S. 8):

In des Himmels blauer Schöne,
Seiner Wölbung, blank und mild,
Sah'n des Nordens alte Söhne
Einen großen Heldenschild.
Und er ist es. Wer verstecket
Sich noch feig in dem Gezelt?
Frisch hinaus! Der Schild bedecket
Uns im Kampfe dieser Welt.

Wenn ich kühnlich ihn erfasse,
Strömet Muth mir in's Gesicht,
Edler Schild, ich lass', ich lasse
Dich im Tod und Leben nicht!
Manchen grimmen Feind zu dämpfen
Gibt's noch aller Orten hier;
Mag ich fallen! — Laß mich kämpfen! —
„Mit dir oder über dir!"

Bedeckt mit demselben, macht er den ersten Angriff auf Georg Herwegh also:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!"
Brüllt dein toller Freiheitsschmerz;
Doch — was soll die Erde werden?
Denn die Kreuze sind ihr Herz. —

„Unser Heiland ist das Eisen!"
Eisen? — Treibst du Hohn und Spott?
Willst du uns Barbaren preisen?
„Säbel" hieß der Scythen Gott.

Sei der Wahrheit Fackelträger,
Nicht des Schwindels Fähndrich nur!
Sei ein freier Lautenschläger,
Nicht ein wirbelnder Tambour!

Ob du hoch die Fahne führest,
Ist sie doch nicht sonnenhell;
Ob du schön die Trommel rührest,
Ist sie doch ein thierisch Fell.

Sängerfürst der Denkgemeinde,
Für die wahre Freiheit blind,
Ja sie kommen, deine Feinde,
Wie du singest — „mit dem Wind!"

Nach dem hier Mitgetheilten sollte man auf den Gedanken kommen, der religiöse Sinn, der ihn hier polemisiren heißt, nehme bei ihm eine überspannte, pietistische Richtung; allein dies ist nicht der Fall, das Schiboleth der Gefühls- und Dunkelmänner macht sich nirgend dem Ohre vernehmbar, und es mischt sich in seinem Innern warmes Fühlen und klares Denken oft auf wunderbar überraschende Weise, wie denn auch die kurzen sententiösen Gedichte einen Scharfsinn offenbaren, der religiösen Gefühlsmenschen gewöhnlich nicht beiwohnt. Will der Leser außer obigem Gedicht an Herwegh etwas Durchdachtes und Schlagendes gegen die modernen Freiheitskämpfer lesen, so lese er „Die Götter Griechenlands" (S. 26). Wer da hören will, wie der Heilige des Evangeliums sich ein ob im Munde der Unmündigen und Säuglinge bereitet hat, der schlage das treffliche „Vater-Unser" (S. 59) nach. Wer am Christfest, der Krone aller christlichen Feste, mit den Kindlein jubeln und fühlen will, der lese in sechs Nummern den „Christabend" (S. 127), besonders Nr. 5, wo er gar lieblich malt, wie ein Vater am Christabend, von den Kindern gebeten, ihnen ein geschenktes Bild zu erklären, eine Apologie des Christenthums auf historischem Grunde gibt, vorher aber die Kerzen des Christenbaums auslöscht, daß nur das matte Geflacker der Talglichter zurückbleibt, und sich armselige Dämmerung in bänglicher Ahnung in das Gemüth der Kinder und der horchenden Mutter ergießt, woran dann der Dichter — für solchen müssen wir ihn erklären — die Bemerkung knüpft:

O Herz, wo die Lichter des Heilands
Nicht mehr brennen, — o Haus, wo die Himmelsleuchte verlöscht ist, —
Land, wo die Sonne des Heils in des Meers Zornfluten zurücksank,
Oder noch nie aufging, wie düster liegt es, wie traurig
Auf dir!

Von dem kleinen allegorischen Liedercyklus „Fisch und Fischer" (S. 83) — von Letzterm wird gesagt, Gott ist sein Element und das Wort des Herrn sein Hamen — wird bemerkt, der Verf. gebe hier kein Gedicht, sondern eine wahre Geschichte, da er den kleinen Fisch persönlich kenne, der jetzt bei den Tartaren fische. Auch dem Vaterlande bringt er in den „Würtembergischen Liedern" seinen Zoll, theils „weil es nachgerade Mode ist bei den Poeten, republikanisch zu phantasiren, theils weil er jenem besonnenen Liberalismus huldigt, der den Werth einer gerechten, umsichtigen, wohlwollenden und festen Regierung anerkennt". Das erste ist ein im Auftrage des Festcomité verfaßter Zuruf an Würtembergs König Wilhelm, bei Gelegenheit seines Regierungsjubiläums. Von dem zweiten, einer Art von zahmer Würtembergischer Marseillaise, sagt das Nachwort: „Es hat die Überschrift «Attempto», die mit dem Inhalt in keiner nähern Beziehung steht, sondern demselben nur bei Gelegenheit als Motto diente. Es ward gleichfalls um die Zeit des Jubiläums abgefaßt, und nachher, da es bereit lag, bei dem Volksliedwettstreit durch dritte Hand eingesendet. Das Preisgericht erkannte zwar darin kein Volkslied im strengen Sinn, erklärte es aber dennoch unter den 96 eingelaufenen Liedern für das gelungenste." Wie gut indessen der Volksliederton in demselben getroffen sei, bekunde die eine Strophe:

Drum, wer je nach diesem Schwaben
Gierig reckt die Hand hinaus: —
Schwabenstreiche kann er haben,
Aber sonst — wird nichts daraus!
Friedlich sind wir allzumal,
Lieben auch den Waffenstahl,
Wenn wir uns im Felde schlagen,
Sollen Freund' und Feinde sagen:
Hie gut Würtemberg allweg!

Gegen den Schluß der Sammlung läßt der Dichter den Leser einen „Gang durch den Vorhof" (des Christustempels) machen, und wie er auch, das didaktische Element christlicher Ethik ermüdend walten lassend, mitunter allzuredselig in der Octavenform, die Hauptsätze des Katechismus nur paraphrasirt, so sind wir ihm doch gern und ohne Ermüdung gefolgt; denn auch hier feiert der fromme Glaube seine Triumphe, und wir müssen in der That bewundern, wie er diesen allgemeinen, oft behandelten Stoffen durch ein geistreiches Wort, oder eine feine Gedankenwendung, oder ein ansprechendes Bild den Stempel der Originalität aufzudrücken weiß. Kurz, er hat keinen Schwabenstreich gemacht, da er seine Gedichte veröffentlichte, und wir bedauern nur, daß uns hier nicht gestattet ist, die Vorzüge einzelner Nummern mehr hervorzuheben.

40. Gedichte von K. J. Schuler. Zweite Auflage. Manheim, Löffler. 1844. 12. 1 Thlr.

Es ist eine üble Sache für einen Referenten, wenn er eine zweite, und wie hier gesagt ist, vermehrte Auflage von Gedichten anzuzeigen hat, während ihm die erste nicht zur

hand ist. So geht es uns mit vorliegender Sammlung zartempfundener Lieder, die wir in Nr. 364 d. Bl. f. 1838 gewürdigt haben, auf welche Anzeige wir den Leser verweisen müssen. Ein Gleiches thun wir hinsichtlich der

41. Lieder in obderenns'scher Volksmundart von Franz Stelzhamer. Wien, Rohrmann. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

ebenfalls eine zweite vermehrte Ausgabe, deren erste wir in Nr. 291 d. Bl. f. 1838 anzeigten.*) 61.

Intorno al carattere nazionale che aver debbono le arti italiane, aggiuntevi alcune osservazioni pratiche sopra varie opere esposte in Milano dal 1837 al 1842. Memoria di *Carlo d'Arco*. Mantua 1843.

In unserer so bewegten Zeit, wo ein jedes Volk mit aller geistigen Kraft nach seiner Selbständigkeit ringt und die volksthümlichen Sympathien wieder rege werden, kann man es nur als eine erfreuliche Erscheinung betrachten, wenn auch das italienische Volk aus seiner Lethargie erwacht und wenigstens in der Literatur seinen nationalen Grundcharakter zu offenbaren sich bestrebt. Ein Volk, das wie das italienische eine so wichtige Rolle in der Geschichte gespielt, ja in den Künsten als Gesetzgeber aufgetreten und in jeder Beziehung so viele Elemente einer dauernden Existenz besitzt, trotz allen ungünstigen Einwirkungen und bewahrt für eine günstige Zukunft seine ihm inwohnende Kraft und Begeisterung. Hr. von Arco zeigt uns in seinem vorliegenden Werke, wie in Italien nur durch die Künste eine Hebung des Nationalcharakters zu erwarten steht, und gründet auf diese Voraussetzung seine ästhetischen Kunstregeln. Schon allein deswegen ist eine kritische Analyse dieses Werkchens zeitgemäß. Er berührt einen Gegenstand, der auch in der deutschen Brust einen Nachhall findet und auf dem Gebiete der deutschen Kunst mahnend, aufregend und ermunternd wirken muß. Der Nationalcharakter ist das Resultat und der Ausdruck physischer und moralischer Bedingungen, er ist verwandt mit dem Himmel, der Luft, dem Boden, mit der auf das Volk wirkenden Geistes- und Gemüthskraft. Dieser Charakter bildet die Basis der Volkswürde, den Hebel aller ruhmwürdigen Handlungen. Treten nun schwierige und gebieterische Umstände der Entwickelung des Volkscharakters in Wort und That hemmend entgegen, dann übernimmt die Kunst den schönen Beruf, sich als die idealste Repräsentantin der Nationalität zu manifestiren. Durch sie wird der Name, der Ruhm, die Hoffnung des Volks aufrecht erhalten. Hr. von Arco bezeichnet den Charakter des Italieners im ersten Paragraphen seiner Denkschrift mit folgenden Worten: „Der Italiener scheint, wie er in der Geschichte dasteht und so viel aus den speciellen, oftmals wiederholten Beobachtungen hervorgeht, die leichte, schnelle und glänzende Einbildungskraft sowie den natürlichen Scharfsinn der südlichen Völker und die Kraft, die Bedächtigkeit, den Muth und die Verachtung aller Gefahr, die den Völkern des Nordens eigen, in sich zu vereinen. Nicht leicht enthusiastisch, den flüchtigen Ruhm nicht beachtend, sich selten täuschend, der Wohlthaten und Beleidigungen wol eingedenk, ist er ruhig und klug, wenn es sich handelt, einen Entschluß zu fassen, den er dann, da darin die Frucht der Überzeugung liegt, mit Ausdauer und Festigkeit, ja sogar mit Hartnäckigkeit durchführt, indem er wundersame Proben einer Geduld und einer Ertragung jeder Art von Misgeschick, die ihm sonst nicht natürlich, ablegt." Als Beweise seiner Aussagen erinnert der Verf. an die Dichtungen eines Dante, Tasso, Ariosto, an die Gemälde eines Michel Angelo, Rafael, an den Ruhm Galilei's, an die Fortschritte des Handels der Marine und der italienischen Manufacturen, an die Regierungen Genuas und Venedigs, an die Arbeiten Canova's, Langrangia's und Rossini's, an die Heldenthaten der Italiener in den spanischen und russischen Feldzügen. Auf diese Weise leitet er aus denselben Grundsätzen die Handlungen und die Nachahmungen und vereinigt unter demselben Gesichtspunkte die Erzeugnisse des Geistes und der Materie, des Sinnes und der Kraft. Jetzt aber, „wo Italien durch Interessen, Regierung und Gesetze getheilt und zertheilt ist", fällt das Feststellen eines einigen Systems zur Ausübung der Künste schwer; daher bemerkt der Verf., daß man in ihnen den Nationalcharakter nicht in der mechanischen Ausführung der Werke, wol aber in der Auswahl der zu behandelnden Gegenstände und in der geistigen Ausführung der darzustellenden Personen erwarten müsse. Man wähle hauptsächlich Themata, die den Geist erheben und zur Vaterlandsliebe, zu männlichen Tugenden, zu mächtigen Thaten, zu religiöser Sittlichkeit anspornen. Die Religion, deren Geschichte die Geschichte aller Zeiten und einem Jeden nahe liegt, gibt in dieser Beziehung den würdigsten Gegenstand der Künste. „Es bleibt noch zu erörtern", fährt der Verf. fort, „ob Jemand dieses wichtige Thema besser und würdiger zu behandeln vermöge als die Italiener, deren fester und starker Charakter, für alles Ernste und Hohe empfänglich, die erhabensten himmlischen Begriffe zu erfassen und dieselben in der richtigsten und ausdrucksvollsten Farbe wiederzugeben fähig ist, was auch die Werke unserer alten Italiener am deutlichsten beweisen."

Es ließe sich wol Vieles gegen diese Behauptung des Verf. anführen. Die politische Unselbständigkeit der Italiener seit einer Reihe von Jahrhunderten, die unselige Herrschaft der italienischen Tyrannen, die meistentheils selbst verschuldete Zerstückelung des Landes wären vielleicht eher ein Beweis einer gewissen Apathie und Sichgehenlassens, des italienischen Dolce far niente. Die glänzenden Erzeugnisse der Malerei, Bildhauerkunst und Musik deuten vielleicht eher darauf hin, daß die politische Abhängigkeit sie durchaus nicht drückt, daß sie den Mangel der Freiheit nicht bedauern und nur ihren größten Stolz darein setzen, im Reiche der Künste frei und unabhängig zu sein. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", könnte vielleicht der Italiener mit Recht ausrufen. Es ist in den Farben, im Marmor, in den lockenden Tönen der Harmonien. Rafael, Canova und Rossini sind die Freiheitshelden der Italiener! Doch wir wollen mit dem Verf. nicht rechten und wünschen seinen humanen Ansichten die besten Resultate. Nachdem der Verf. eine Stelle des Savonarola erklärt, beweist er, wie „die Künste die Erhabenheit verlieren oder gar gemein werden, wenn sie zu Dienerinnen der Sinnesreize sich erniedrigen oder verzerrt und verunstaltet mit dem Laster liebäugeln'. Es ist daher nöthig, Sujets zu wählen, die würdig wären, vom italienischen Geiste behandelt zu werden, und zu einer solchen Wahl muß man auch entsprechende ästhetische Mittel anwenden. Diese Mittel sind „gesunder Verstand und reife dichtungsfähige Empfänglichkeit". Diese dient, die Ideen zu sammeln, jener, das Wahre und Schöne zu wählen; die eine ist mehr den rohen und uncultivirten Völkern eigen, der andere thut sich am besten dort kund, wo die Civilisation schon größere Fortschritte gemacht. Aber diese beiden Fähigkeiten müssen wohl miteinander übereinstimmen, sonst entstehen traurige Folgen. Gewöhnlich legt man die Hand an die Arbeit, ohne vorher tiefe Studien über den Charakter der Zeiten, der Völker und der Menschen gemacht zu haben, die man darstellen will, und nicht selten schildert man die italienischen Geschichten, wie sie von den Romandichtern erzählt werden, und man schickt sie in die Nachwelt „verpfuscht mit Albernheiten und Episoden". Lobt dann Jemand ein derartiges Erzeugniß, kann man den Beifall ganz allein der im Kunstwerke vorherrschenden Begeisterung, keineswegs dem Verstande und dem Herzen des Verf. zuschreiben. So fährt nun der Verf. fort, anzuempfehlen: „jene glänzenden Thaten zu schildern, die unserer Zeit angehören, und daß man unterlasse, ihnen jene moderne italienische Form zu geben, durch welche man die Kunst ihrer Schönheit und die darge-

*) Ein dritter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

stellten Personen ihrer Würde entblößt. Ist man gezwungen, die Form unserer Zeit zu wählen, so halte man sich wenigstens an die einfachste, wahrste und am wenigsten bizarre und lächerliche. Die Wahl antiker Gegenstände kann unsern Nachkommen die Ansicht beibringen, daß unser Jahrhundert weder Tugend noch Ruhm, oder Ereignisse aufzuweisen hatte, deren Andenken würdig wäre, durch Kunstdenkmäler aufbewahrt zu werden, während doch im Grunde kein Zeitalter merkwürdigere Kriegs- und Friedensthaten, ausgezeichnetere Tugend- und Lastermuster, mehr herbes Misgeschick erlitten, und zu kühnern Hoffnungen berechtige als das unserige." Dieses ist der Hauptinhalt des ersten Theils der v. Arco'schen Denkschrift. Die moderne Zeit, sagt man, sei die Zeit des grandes choses et des petites personnes. Eine Widerlegung dieses Satzes ist hier nicht an seinem Platze. Aber die Richtigkeit, ja das Bedürfniß einer größern Verbreitung der von Hrn. v. Arco aufgestellten Principien liegt außer allem Zweifel. Es ließe sich aus denselben so manche Nutzanwendung auf Deutschland ziehen. Wir lebten bis jetzt gar zu sehr in der Vergangenheit und ließen uns ruhig den Bissen vom Munde wegnehmen. Die romantische Schule hat uns in mittelalterliche Elemente eingehüllt, und während man uns das Zeitalter der Hohenstaufen und die Reformationskriege in Gedichten und Romanen bis zur Übersättigung vorführte, verloren wir nach und nach eben die schwer errungenen Resultate der damaligen Zeit. Und wir leben doch gewiß in einer schönen, fruchtbaren, segensreichen Zeit, man braucht nur ins Leben hineinzugreifen, und die Stoffe zu den gediegensten Kunstwerken werden nicht mangeln!

Im zweiten Theile unternimmt es der Verf., die im ersten ausgesprochenen Ansichten in der Praxis nachzuweisen, und eint auf diese Art die Weisheit der Belehrung mit der Kraft der Beispiele. Er unterwirft zu diesem Behufe die in einer Reihe von fünf Jahren in der lombardischen Akademie öffentlich aufgestellten Denkmäler der Künste einer genauern Prüfung und forscht in denselben nach dem von ihm als Grundprincip angegebenen ästhetischen Charakter. Als Leitfaden diente ihm das von Canadelli unter dem Titel „Esposizione di belle arti in Milano" veröffentlichte Album. Nachdem er die Werke der Malerei die Revue passiren lassen, geht er zu denjenigen der Bildhauerkunst über und hält sich bei den kirchlichen, echt italienische Gegenstände behandelnden Monumenten meistens auf. Es wäre ermüdend, unwichtig und unnütz, die Bemerkungen des Verf. anzuführen, um so mehr, da man zum Verständnisse derselben auch die Eigenheiten der verschiedenen Arbeiten citiren müßte. Wir erwähnen blos, daß der Verf. bei seiner Kritik folgende Grundsätze aufstellte: 1) Hält er jede knechtische Nachahmung der Natur, wo die dargestellten Gegenstände weder „gemalt noch gemeißelt, aber nichts weniger als wahr" schienen, für die Frucht einer erfahrenen, von der Kunst nicht unterstützten Hand. 2) Betrachtet er als ein vernünftiges Studium über Alter und Sitten diejenigen Werke, in welchen die Künstler der Natur wol treu blieben, aber die von der Zeit und der Sitte geheiligte Schicklichkeit berücksichtigten. Solche Kunstwerke ergreifen durch die Reinheit und Tugendhaftigkeit des Gedankens, lassen aber den materiellen Menschen kalt, indem die Sinnlichkeit nicht ihre verführische Seite in denselben herauskehrt. 3) Hält er nur diejenige Arbeit eines italienischen Geistes würdig, in welcher der Adel eines erhabenen und sublimen Entwurfs mit einem ruhmwürdigen Thema dergestalt vereinigt sind, daß sie auf den Geist einen moralischen Effect hervorbringen.

Das Lob, welches wir dem Verf. für die edle Tendenz dieser Schrift vom Anfange an gezollt, müssen wir in Betreff der Form wiederholen. Die Schrift enthält eine Reihe scharfsinniger Bemerkungen, eine geschmackvolle und erlesene Gelehrsamkeit, eine Fülle leicht faßlicher und schön ausgedrückter Gedanken und eine Eleganz des Stils, wie sie in der italienischen Literatur immer seltener wird. Jedoch hätten wir gewünscht, daß der Verf. in den ernsten und wichtigen Inhalt mehr eingedrungen wäre, daß er den Begriff des italienischen Nationalcharakters, worin sich doch alle seine Ideen concentriren, mit mehr Klarheit und Bestimmtheit auseinander gelegt hätte. Auch ist die Richtung, der die Italiener zur Bewahrung ihres Nationalcharakters in ihren Künsten folgen müßten, nicht gehörig und folgerecht entwickelt und die angedeuteten Grundsätze eben nicht mit den Urbegriffen des Schönen und Erhabenen in Einklang gebracht. Die Kunst soll mit der Geschichte eines Volks Hand in Hand gehen und, so viel sie vermag, auf den Charakter des Volks einwirken. Doch darf sie deswegen nie ihre Selbständigkeit einbüßen, und wol die Begleiterin der Nationalität, aber nie ihre Dienerin werden. 105.

Bibliographie.

Ammon, C. F. v., Die Geschichte des Lebens Jesu, mit steter Rücksicht auf die vorhandenen Quellen dargestellt. 2ter Band. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 3 Thlr. 11¼ Ngr.

Boas, E., Französische Thronfolger. Eine Vision. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Dietrich, C. C. B., Caspar Pflug von Rabenstein, oder: Der Böhmen Blutgericht und Sühne. Ein Charaktergemälde aus der Zeitperiode der Regierung Kaisers Ferdinand I. vom Jahre 1526—64. Nach historischen Quellen romantisch bearbeitet. Prag, Medan und Comp. 8. 20 Ngr.

Guizot, Geschichte der Revolution in England von der Thronbesteigung Karl's I. bis zu seinem Tode. Zwei Bände. Aus dem Französischen nach der 3ten Ausgabe. Jena, Luden. Gr. 8. 2 Thlr.

Hackländer, F. W., Das Soldatenleben im Frieden. Stuttgart, Krabbe. 8. 10 Ngr.

Herapath, J., Die Lufteisenbahn und ihre praktische Unzulänglichkeit. Ein unparteiisches Urtheil, worin eine gründliche Analyse der von den Herren Samuda und Pim angestellten Versuche enthalten ist, als kritische Beleuchtung des von Hrn. Mallet im Auftrage der französischen Regierung erstatteten Berichts. Wien, Sollinger. Gr. 8. 25 Ngr.

Kries, C. G., Über die Einkommensteuer in Breslau. Eine historisch-kritische Abhandlung. Breslau, Aderholz. 8. 10 Ngr.

Schleswig-holsteinische Lieder, den Liedertafeln in Schleswig-Holstein zugeeignet. Von einem Schleswig-Holsteiner. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 7½ Ngr.

Original-Volks-Mährchen der Deutschen für Jung und Alt. 1stes Bändchen. Leipzig, Pönicke und Sohn. 12. 22½ Ngr.

Michelet, C. L., Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes. Eine philosophische Trilogie. 1stes Gespräch. Über die Persönlichkeit des Absoluten. Nürnberg, Cramer. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Pfarrhaus auf dem Lande. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Morin. 8. 2 Thlr.

Snellmann, J. W., Liebe um Liebe. Geschichte zweier Ehen. Gemälde in Lerburg's Manier. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr.

Stern, K., Gedichte. Dorpat. Gr. 12. 20 Ngr.

Unsere Zeit. In Biographien und Bildnissen. Mit einer Einleitung von K. Gutzkow und erläuterndem Text von Mehren. 1sten Bandes 1ste Lieferung. Hamburg, Verlagscomptoir. Ler.-8. 20 Ngr.

Walderode, eine historische Novelle aus der neuern Zeit. Emmishofen, Literarisches Institut. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1845. In Verbindung mit Andern herausgegeben von G. Plieninger. 8ter Jahrgang. Stuttgart, Belser. Gr. 16. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 295. —— 21. October 1844.

Philosophie des Staats, oder allgemeine Socialtheorie. Von Hugo Eisenhart. Erster Theil, und zweiter Theil mit dem besondern Titel: Positives System der Volkswirthschaft, oder ökonomische Socialtheorie. Leipzig, Brockhaus. 1842 u. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der philosophischen Rechtslehre sind in Deutschland hauptsächlich zwei Vorwürfe zu machen. Indem dieselbe von der positiven Rechtslehre entweder geradezu ihren Ausgangspunkt nahm, oder doch die zu behandelnden und a priori zu construirenden Gegenstände davon entlehnte, verfiel sie in die Einseitigkeit, Regeln und Schemata hervorzubringen, welche für das Leben entweder nicht paßten oder doch dasselbe nicht erschöpften. Das Recht erschien als ein außerhalb der Wirklichkeit vorhandenes System von Regeln, nach welchen in der Wirklichkeit gehandelt wird oder gehandelt werden soll, und wie weit man hier einen Zwang annehmen wollte, hing dann von den so schwankenden Grenzen zwischen Recht und Moral ab. Gegen diese Leerheit und Unlebendigkeit des ganzen Rechts- und Staatssystems ist insonderheit von der historischen Schule mit Recht darauf hingewiesen, daß eigentlich das Leben und seine Verhältnisse das Recht in sich trügen und ausmachten, daß dieses daher in einem Systeme abstracter Regeln nicht gefunden werden dürfe und in Wahrheit nichts Anderes sei als die Gliederung und das Gesetz der harmonischen Zusammenfügung der in der menschlichen Gesellschaft vorhandenen Organisation. Es kommt daher nicht allein auf das Recht, sondern zugleich auch auf die Wissenschaft von der Gesellschaft, auf die „Socialwissenschaft" an, und es ist ein zweiter, der Rechtsphilosophie mit Grund gemachter Vorwurf, daß sie, in der vorhin geschilderten Einseitigkeit befangen, keine andere Organisation als eben den Rechtsverein, den Staat, anerkennt, und also exclusiv politisch ist.

Die vorliegende Schrift hat die Verbesserung dieser Mängel unserer Rechts- und Staatswissenschaft zum Gegenstande und verdient insofern eine besondere Aufmerksamkeit. Der Verf. weist in der Vorrede auf den der Rechtslehre zu machenden Vorwurf hin, daß sie das Recht von den Verhältnissen selbst trenne, und gründet hierauf die Foderung, daß die künftigen Beamten vor der Erlernung der positiven Wissenschaft des Rechts und der Gesetze einen Cursus der Staats- und Socialwissenschaften machen und somit den eigentlichen Gegenstand ihrer künftigen Thätigkeit kennen lernen sollten. Wir dürfen sonach die Schrift selbst als einen Versuch, diesen Gegenstand der Fürsorge und Thätigkeit des Staats ins Licht zu stellen, betrachten.

In dem ersten Capitel wird die Idee des Gemeinwesens im Allgemeinen erörtert. So wie sich im Reiche der Natur das in verschiedene Individuen oder Classen Vertheilte in einem höhern Urbilde resumirt, so soll nach Plato's Idee der Staat mit seinen Ständen nur eine Harmonie der verschiedenen menschlichen Seelenvermögen sein. Im Einklange hiermit nimmt der Verf. in Jeglichem, was „die Natur am Menschen unerfüllt und unvollendet gelassen, jeder möglichen Befriedigung und Ausbildung", einen Bestandtheil des vollkommenen Menschen, unsers Urbildes, und also einen Socialzweck an. Solche Zwecke sind für die leibliche Befriedigung das Wohl, für die geistige die Bildung, und als Bedingung zu ihrer Erreichung — die weder dem Einzelnen, noch ohne Garantie der Freiheit möglich ist — Theilnahme am Gemeinwesen und Recht. Wohl, Bildung, Bürgerthum und Recht sind also die Hauptbestandtheile des vollen Menschen und die vier Cardinalgüter dieser Erde. Erreicht werden sie eben im Gemeinwesen, und der Grund, weshalb dieses hier Erfolge liefert, die einem Einzelnen unerreichbar wären, liegt in der Theilung der Arbeit. „Die Lehre von dieser gehört von nun an nicht blos der politischen Ökonomie, sondern der Staatslehre überhaupt an." Das Symbol des Gemeinwesens ist sonach die Zerstückelung und Vertheilung des höchsten Guten, des einen vollkommenen Mannes, und dieses Symbol findet sich in den Mythen der Hindus, welche aus dem Leibe Brahma's die vier Kasten entstehen lassen, und in den Mythen der Ägypter über den Tod und die Zerstückelung des Osiris. Im zweiten Capitel erörtert der Verf. die Gliederung des Gemeinwesens. Hier entsprechen nun jenen vier Bestandtheilen des Urbildes vier Stände, der Gewerbstand dem Wohle, der Lehrstand der Bildung, der Beamtenstand dem Rechte und der Freiheit und endlich noch der allgemeine Stand, vermöge dessen man

Mitglied des Gemeinwesens selbst ist, dem letzten jener vier Grundelemente. Der Wehrstand, den man nach der Reimtrilogie des Nährens, Lehrens, Wehrens oft selbständig aufführt, ist einer von den Bildungsständen, und zwar der „allgemeine ästhetische Volkserzieher, dessen Gemeinde das Heer ist", und der die Menschen zur Männlichkeit erzieht. Das Gemeinwesen besteht indeß nicht blos aus Ständen, sondern seine Theile stellen auch den Verkehr dar, in welchem sich die besondern Arbeiten an Alle mittheilen, und bilden so in dem einen Gemeinwesen gleichsam Untergemeinwesen. Hierdurch kommen neben dem Gemeinwesen sensu stricto, dem Staate, auch die übrigen Abtheilungen zu ihrem Rechte. Es sind also Gewerbs-, Beamten- und Bildungsstand, und diesen entsprechend die wirthschaftliche, juristische und humanistische Abtheilung zu trennen. Von diesen zerfällt die der Bildung entsprechende Abtheilung wieder in drei Stände, welche die drei Abtheilungen noch einmal, aber in einem feinern Elemente, wiederholen: Künstler und Kunst entsprechen dem Gewerbstande, die Geistlichen und die Kirche dem Beamtenstande und das Schulwesen dem Bildungsstande. Im dritten Capitel (Fundament des Gemeinwesens) findet der Verf. den Beruf der Weiber in dem Verkehre: der Mann hat die Standesarbeit zu besorgen, und die Function des Weibes besteht darin, das Erworbene zur allgemeinen Vertheilung zu bringen, sodaß Jenem der Erwerb, das Ständische, Diesem der Verbrauch oder das Häusliche zufällt. Ihr zweiter Beruf ist dann die Fortpflanzung, woraus sich Volksthum und Nationalität ergeben, sowie die Sorge für die Erziehung und die Familie, welche die erste Erziehungsanstalt ist. Im vierten Capitel folgt alsdann eine Erörterung über das nach der Wirklichkeit und nicht nach äußerlichen Beziehungen zusammenzustellende System der Staatswissenschaften, im fünften Capitel ein Abriß der Philosophie der Geschichte, indem die Geschichte nichts ist als der Entwickelungsproceß des Gemeinwesens, und endlich im sechsten eine Erörterung über die Philosophie der Geographie, in welchem die prästabilirte Harmonie zwischen der Geschichte und dem Erdboden nachgewiesen werden soll.

Es kommt auf diese drei letztern Abschnitte, welche nur Consequenzen enthalten, für unsern Zweck weniger an. Die Stellung des Buchs zur Wissenschaft ist aus den ersten Capiteln, deren Inhalt wir kurz bezeichnet haben, abzunehmen und wird sich vielleicht folgendermaßen klar machen lassen. Das ältere rationalistische Naturrecht gründet den Staat auf einen Vertrag, den die Menschen, um aus dem Zustande der Wildheit und des gegenseitigen Todtschlagens herauszukommen, miteinander eingegangen sind. Hegel hat den offenbaren Fortschritt gethan, den Staat nicht als etwas Gemachtes, was auch fehlen könnte, sondern als etwas Nothwendiges, als die Verwirklichung der sittlichen Idee aufzufassen. In welche Zerwürfnisse die weitere Verarbeitung der Hegel'schen Staatsidee geführt hat, ist bekannt; wir wollen nur auf die letzte Consequenz aufmerksam machen, daß der Staat geradezu als letzte und höchste Sphäre für menschliches Wirken erscheint, daß die übrigen Lebenskreise, namentlich die Religion, entweder Staatsanstalten oder Privatangelegenheiten werden, und daß am Ende nur die vollste politische Freiheit, ein Wahlgesetz, nach welchem Alles Wähler und Alles wählbar ist, der Anfoderung entspricht, daß der Staat ein selbstbewußter werde oder in den Individuen zum Bewußtsein komme. Diese Mängel und Einseitigkeiten werden durch eine Auffassungsweise, welche auf die Gesellschaft und deren Bestimmung zurückgeht, gehoben, und in dieser Hinsicht ist die Arbeit des Verf. — die mit den Ergebnissen der Krause'schen Philosophie wesentliche Berührungspunkte hat — aller Anerkennung werth, wenngleich man am Einzelnen Mancherlei auszusetzen finden mag. Geht man nämlich von den menschlichen Anlagen und der kaum zu bezweifelnden Wahrheit aus, daß deren harmonische Ausbildung Bestimmung ist, so ergibt sich sogleich ein System physischer und geistiger Bedürfnisse, in welchem sich die Kreise vorgezeichnet finden, in denen die Menschheit zu ihrer eigenen Ausbildung thätig ist. Das Ganze stellt dabei das Urbild eines vollkommenen Wesens dar, welches für jedes Einzelwesen wol den Typus ausmacht, dessen Eigenschaften aber schwerlich in einem Einzelnen vereinigt, sondern immer nur in Classen, Ständen u. s. w. vertheilt erscheinen. Vielleicht wird alles Dieses am anschaulichsten, wenn wir nicht a priori deduciren, sondern die Gliederung der Gesellschaft gleich im Einzelnen aufzeigen. Für das Physische sorgen Ackerbau und Gewerbe, für das Geistige Kunst, Wissenschaft und Religion, und allen diesen Kreisen entsprechen gewisse Stände. Diese Kreise sind selbst so abstract aufgefaßt, nicht schlechthin voneinander geschieden: das Geistige dient immer zur Ueberwältigung des Materiellen, und Ackerbau, Gewerbe und der sie ergänzende Handel können der Kunst und Wissenschaft nicht entbehren. Der Mensch bedarf indeß, um sich in diesen Gebieten bilden und darin wirken zu können, gewisser äußerer Bedingungeu, und diese Bedingungen, insofern sie von menschlicher Freiheit abhängig sind, sichert ihm das Recht. Das Recht stellt neben den übrigen, aus der Bestimmung des Menschen abfließenden Kreisen einen neuen, jene auf die angegebene Weise befestigenden und schützenden Kreis dar, welchem eine feste äußere Organisation, der Staat, entsprechend ist. Die übrigen Gebiete sind ihrer Natur nach kosmopolitisch. Werden sie auch in besondern abgeschlossenen Vereinen gepflegt, so sind doch die in ihnen erlangten Resultate Gemeingut und gehen weit über die Grenzen eines bestimmten Staats hinaus. Sie sind ja eben nur etwas Menschliches und nichts Staatliches oder Nationales, obgleich sie durch nationale Eigenthümlichkeiten auch eigenthümlich modificirt werden können. Der Staat ist aber zugleich ein bestimmter räumlicher Bezirk, in welchem jenen Kreisen die nöthige Fürsorge angedeiht.

Neben diesen allgemeinen Kreisen menschlichen Wirkens und menschlicher Bildung gibt es noch eine andere, von der Geburt des Menschen und seiner Fesselung an

bestimmte Wohnsitze bedingte Eintheilung der Gesellschaft: in Familien, Ortsgemeinden, Provinzialverband und Volks- oder Staatsverband. Es leuchtet ein, daß sich diese Eintheilung auf das durch die räumliche Existenz gebotene Beisammensein — an welches im Grunde Abtheilungen der ersten Gliederung nicht gebunden sind — bezieht, und daß daher der Staat in beiden Gliederungen vorkommt, da er als Rechts- und Schutzassociation einer bestimmten Anzahl Menschen zugleich auf bestimmtem Gebiete aufzufassen ist. Daß dabei der Staat sich verengen und erweitern läßt, und in der Wirklichkeit oft mit dem Volksverbande zusammenfällt, oft auch nicht, kommt hier nicht weiter in Betracht.

Die eigene und innere Selbständigkeit der vorbezeichneten Lebenssphären, die in dem Gebiete eines bestimmten Staats rechtlich geschützt werden, bezeichnet dann auch die Grenze für die Functionen, welche der Staat in Beziehung auf sie auszuüben hat. Der Staat hat keine andern Zwecke als die Förderung aller dieser Sphären, und folgeweise auch sein eigenes Bestehen und Mächtigsein, da dieses eine Voraussetzung für jene Förderung ist. Wo man daher von Staatszwecken, Staatsraison und dergleichen in einem andern Sinne gesprochen hat, sind hinter diesem Ausdrucke nur die Zwecke einzelner Personen verborgen gewesen. Jene übrigen Sphären können begreiflich nie Mittel und Anstalten für Staatszwecke werden, denn sie sind selbst Zwecke, und sogar die einzigen Zwecke des Staats. Wollte man z. B. Religion und Kirche zu einer Anstalt erniedrigen, durch welche der Geist der Menschen unfrei und blind, und also zum Gehorsam geschickt gemacht werden sollte, so würde dieses im Grunde doch nicht für den Staatszweck, sondern nur für Privatzwecke, die sich hinter demselben verborgen hätten, geschehen. Sonach kann auch die innere und eigenthümliche Entwickelung einer jeden Sphäre vom Staate nicht berührt werden, sondern die Sorgfalt dieses letztern kann nur auf die äußern Bedingungen des Gedeihens, dann aber auch auf die Erhaltung des Gleichgewichts unter sämmtlichen Sphären und auf die Verhütung von Übergriffen gerichtet sein. Dieses Gleichgewicht ist in der That nicht leicht zu erreichen und zu bewahren. Gerade weil man noch den Staat für das Letzte und Höchste ansah, und im Geiste des classischen Alterthums meinte, jeder von der unmittelbaren Theilnahme an den Functionen des Staates Ausgeschlossene sei überhaupt ausgestoßen und rechtlos, hat Alles nach der politischen Seite hingedrängt, und jede sociale Macht hat sich auch zu einer politischen aufgeworfen. Daher entspann sich ein Kampf mit der — seit der Begründung der Souverainetät allerdings übermächtig gewordenen und die Staatszwecke oft auf die oben bezeichnete Weise verkennenden — Staatsmacht, und diese hat leider oft das Gefährliche nicht erkannt, oder ihm im Eifer des Kampfes auch die Berechtigung entzogen, welche ihm wirklich zukommt. So ist man z. B. der Wissenschaft gram geworden, weil man sie für den Quell gefährlicher Ideen hielt, und hat nur den materiellen Interessen, dem Besitze eine politische Berechtigung eingeräumt. Damit ist zu viel geschehen. Die Wissenschaft ist in ihrer Ausschließung von der Bedeutung einer Macht vor der Entartung in ein feindliches Verhältniß nicht bewahrt, und die materiellen Interessen haben einen Einfluß, welchen nicht für gefährlich zu halten zu den Vorurtheilen der Zeit gehört. Es ist ein ebenso arges Misverhältniß, wenn in Frankreich die Industriellen und Leute, welche erklären, daß sie lieber 100,000 Kosacken über die Grenze kommen sähen als einen einzigen fremden Ochsen, der Regierung ihre Schritte vorzeichnen, als wenn dieses von der Journalistik geschähe. Daß im letztern Falle Unruhen näher liegen als im erstern, wird kaum in Anschlag kommen, da die Geltung der materiellen Interessen zum Communismus und damit zu Convulsionen führt, gegen welche die etwa von den Journalisten angezettelten Straßenemeuten bloße Spielereien sind. Das einzige Mittel, ein Gleichgewicht zu erhalten, liegt in einer constitutionnellen Verfassung, welche die außer dem Staate vorhandenen socialen Mächte sämmtlich mit dem Staate in Verbindung bringt und sie auf legale Weise zu politischen Mächten macht. Wie weit man aber selbst in denjenigen Ländern, wo das constitutionnelle Princip die größte Geltung hat, von diesem Zwecke entfernt ist, bedarf keiner weitern Erörterung.

Es werden hiernach diejenigen Punkte bemerklich, in welchen die Darstellung des Verf. noch etwas zu wünschen übrigläßt. Die Trennung des eigentlich staatlichen Elements von der Gesellschaft, oder des Staats vom Gemeinwesen (S. 45) sowie die Betheiligung Alles an allen Sphären — die nach des Verf. Ansicht durch den Verkehr vermittelt wird — finden sich freilich erwähnt, aber wir müssen gestehen, daß uns gerade in diesen beiden Punkten die Andeutungen des Verf. etwas dunkel geblieben sind, und nicht weit genug fortgeführt zu sein scheinen, um praktische Consequenzen daran zu knüpfen. Der Verf. geht nicht weit genug; worauf es ankommt, ist nicht blos die Sorge für die Bedürfnisse der Menschen in geistiger und leiblicher Beziehung, sondern das Verhältniß der hiernach sich sondernden Elemente selbst. Die Geschichte ist hier in der That weiter als des Verf. Theorie: jene Elemente sind aus bloßen Anstalten zur Herstellung eines vollkommenen Menschen zu Mächten geworden, deren Verhältniß zueinander in Frage ist. Vielleicht, daß sie erst hierzu werden mußten, um selbst nur für jenes gehalten zu werden. So sind dem Verf. Kunst, Wissenschaft, Religion nur Bildungsanstalten für das Empfindungs-, Denk- und Begehrungsvermögen, in der That aber sind sie zugleich zu socialen Mächten geworden. Ihre Bedeutung und ihr Verhältniß zur politischen Macht wäre daher in dieser Beziehung wenigstens anzudeuten gewesen. Mislich scheint uns ferner das über den Wehrstand Gesagte, in welchem der Verf. einen den Künstlern beizugesellenden Bildungsstand erblickt. Das Heer soll eine Kunstanstalt sein, „eine Bildungsschule des ästhetischen

Vermögens zur Gestaltung der Männlichkeit". Weit einfacher ist es, das Heer für einen der Sphäre des Staats selbst entsprechenden Stand, ebenso wie den Beamtenstand, zu erklären. Trennt man einmal die verschiedenen Sphären der Gesellschaft, so entspricht das Heer hauptsächlich dem Staate. Es kann freilich auch eine gewisse Seite der Bildung durch den Dienst im Heere gefördert werden; allein das ist nicht die Hauptsache, und zeigt blos, daß keine Sphäre exclusiv und abgeschlossen ist. Endlich scheint uns die Stellung der Frauen doch noch nicht erschöpfend bezeichnet zu sein, wenn sie, dem Erwerben des Mannes gegenüber, das Verbrauchen, die Vertheilung und den Verkehr darstellen soll. Gerade die Frauen machen die Gründung der Familien möglich, und aus der Angehörigkeit des Menschen an eine bestimmte Familie ergibt sich auch seine Angehörigkeit an Gemeinde, Stamm und Volk. Daß sich aus der Familie und Hauswirthschaft das Verzehren und Vertheilen der errungenen Güter ergibt, und daß also die Frauen solches vermitteln, trifft theils nur bei den materiellen Gütern zu, theils möchte es etwas Abgeleitetes und Secundaires sein, wonach sich die ganze Stellung der Frauen nicht bezeichnen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Wallenstein. Historischer Roman von Ernst Willkomm. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1844. 8. 6 Thlr.

Die kräftige Skizze der Geschichte malt der historische Roman mit den bunten Farben aus, das große Bild in unzählige Bilderchen theilend. Das Thema der Ereignisse wird in verschiedene Variationen von Hof und Volk, von Soldaten und Bürgern höherer und niederer Stände gebracht, und diese vibriren durch zahllose Stimmen und bilden ein vielfaches Echo der vergangenen Jahrhunderte. Dieses Alles thut der vorliegende Roman in vier Theilen mit Wallenstein. Es ist auch ein verdienstliches Unternehmen, den Leser in jene Zeit einzuführen und zu befähigen, daß er dieselbe durchlebe. Nicht alle Leser sind so wohl unterrichtet und sorgfältig gebildet, um nicht mit Freude die Aufzählung von Ereignissen jener wichtigen Zeit und deren Motive aufzunehmen; man schreibt nicht immer für Gelehrte, und was die Einen wissen, kann den Andern ganz unbekannt sein. Ein Leser recapitulirt gern das Gelernte und lernt gern etwas hinzu. Es fragt sich nur, ob Das, was man ihn lehrte, wahr ist? Mit den historischen Wahrheiten darf nun die Romankritik es nicht zu genau nehmen; was man noch vor hundert Jahren für wahr hielt, ist es jetzt nicht mehr; die Geschichte wird jetzt nicht mehr geschrieben, sondern berichtigt, und der Historiker legt dem Romantiker immer engere Zwangsjacken an, zieht immer bestimmter den Kreis um ihn her; man dürfte der Phantasie kaum mehr freie Flügel lassen, wenn man sich ganz gewissenhaft nach der Geschichte richten wollte. Ob nun Wallenstein in einem schwachen Moment durch Umstände getrieben zum Verräther ward, oder ob der Geheimsecretair Sesin ihn dazu machte, weil er die einst empfangene Ohrfeige rächen wollte, darüber wollen wir nicht streiten, ebenso wenig als über manche andere historische Angaben, die man in Zweifel ziehen könnte und die in des Romans Entwickelungsproceß nöthig waren; dagegen konnten wir nicht umhin, durch Wallenstein's Liebesverhältniß zu Keppler's Tochter unangenehm berührt zu werden. Wallenstein durfte nicht küssend gedacht werden, wenn er auch im Leben geküßt haben mag; nicht in Liebeständeln konnte der Romanschreiber ihn versetzen, das war mehr als eine Unwahrheit, es war eine jener literarischen Taktlosigkeiten, die unangenehm berühren, ohne daß die Kritik eigentlich anklagen kann. Ebenso wenig durfte dem Buttler als Ursache seines Abfalls von Wallenstein eine verjährte Eifersucht untergeschoben werden. Wir tadeln zuerst, um dann loben zu können; manche gute, wahre Schilderung enthält das Buch. Wenn auch Wallenstein zu viel plaudert und aus der Jugend erzählt, so hat er doch seine großen und wahren Momente. Die weiblichen Figuren sind oft recht schön dargestellt. Margaretha, die Tochter des Ritters Harant, recht stolz, übermüthig, edel und schroff; Libussa, das liebende Weib in rührender Hingebung; die Zigeunerin ist gar zu phantastisch gehalten, und die Tochter des Gelehrten Keppler ist eine Unnatur. Volks- und Kriegsscenen sind oft trefflich; einige Charaktere aus dem Volks- und Soldatenstande lebendig gezeichnet; die Berathungen des Kaisers und seiner Räthe, Wallenstein's und dessen Vertrauten, sowie einzelne Gespräche über die Zustände der damaligen Zeit, über Erstrebtes und zu Erstrebendes, über die Resultate der Vergangenheit und die Hoffnungen auf die Zukunft, bekunden ein tiefes Durchdenken und geistiges Einleben in jene Zeit. Es fehlt auch nicht an poetischen Schilderungen, an reicher Färbung der Nebenfiguren und Nebendinge, oft ist sogar eine Überladung zu fühlen, die den Leser ermüdet; im Ganzen aber ist das Werk zu empfehlen, denn trotz aller Wenn und Aber des Kritikers wird es neunzig Leser unter hundert unterhalten und belehren.

2. Die Rose von Innsbruck, ein Roman aus der Zeit des Conciliums zu Constanz von Franziska von Stengel. Zwei Theile. Manheim, Bensheimer. 1844. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Ein rasendes Weib, welches schwanger ist, tanzt mit wüthender Geberde im kalten Herbst mit bloßen blutenden Füßen im Freien auf Bergen und in Thälern; alle Welt flieht sie. Sie wühlt Wurzeln aus der Erde, kriecht in einen Schweinestall, sättigt sich an der Schweinekost. Die Peitsche des Hirten wird geröthet in ihrem Blut, sie wird als Hexe bezeichnet und irrt im Wald umher; gegen Weihnachten kömmt sie nieder, und mit diesem Ereigniß auch wieder zu Verstand. Wir erfahren aus ihren Selbstgesprächen, welche sehr lang sind, daß sie ein Opfer der Verführung und vom Vater und Bräutigam verstoßen ward; sie kennt nicht den Vater ihres Kindes. Dieses Weib ist die Rose von Innsbruck, die stolzeste Schöne. Die Verführungsgeschichte wird zweimal erzählt; bei einem Ball lockt man das junge Mädchen aus dem hellerleuchteten Saal in ein dunkles Zimmer. Was wird die menschliche Phantasie noch erfinden, in welche dunkeln Zimmer wird sie sich noch verirren, um Bücher zu Stande zu bringen? Sehr breit erzählt ist der Roman, ohne poetischen noch historischen Werth; nichts entschädigt für die Geschmacklosigkeit der Erfindung.

3. Telesile von Vaudemont, Roman von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ein historischer Roman, welcher in Frankreich zu Zeiten Ludwig's XI. spielt. Karl der Kühne, Renaud von Lothringen, der König mit Olivier le Daim sind die historischen Personen; die Belagerung, Eroberung und Zerstörung von Nancy die historische Begebenheit, welche dargestellt wird; über diese historischen Darstellungen verschwindet meist der Roman, dessen Charaktere indeß mit ziemlichem Talent gezeichnet sind. Die Liebenden machen bei der Belagerung von Nancy Bekanntschaft, wo Telesile sich als wirkliche Heldin, als muthige Bürgerin zeigt und den Belagerten Beistand leistet. Die Schilderungen der Räume, Plätze, Gebäude, sind sehr detaillirt und aus guten Quellen geschöpft, das Ganze mit Fleiß gearbeitet und zusammengetragen, der Stil indeß geschraubt und oft etwas hochtrabend mit verdrehten Perioden. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 296. —— 22. October 1844.

Philosophie des Staats, oder allgemeine Socialtheorie. Von Hugo Eisenhart. Erster und zweiter Theil.

(Beschluss aus Nr. 295.)

Von nicht minderm Interesse als der eben besprochene erste Theil ist der in der Überschrift bezeichnete zweite. Nach der in der Sache selbst liegenden Eintheilung trennt der Verf. die Staatswissenschaften, sodaß sie dem Gemeinwesen des Wohls, des Rechts und der Bildung entsprechen, in drei besondere Theile: a) eine Wissenschaft von der Erzeugung und Vertheilung der sinnlichen Bedürfnißmittel, b) eine zweite, welche dasselbe hinsichtlich des Rechtsbedürfnisses, und endlich c) eine dritte, die es hinsichtlich der Bildungsmittel lehrt. Der zweite Theil des Werks behandelt das erste dieser drei Gebiete, das ökonomische System im gesellschaftlichen Körper. Da auch hier die neue und sinnreiche Auffassung des Stoffs im Ganzen und Großen das Bemerkenswertheste ist, so werden wir dem Ideengange des Verf., den Grundzügen nach, zu folgen haben. Im ersten Buche (die freie Volkswirthschaft) bestimmt der Verf. die Arbeitstheilung und den Austausch als Grundzüge der Volkswirthschaft, und als ihren Zweck: daß ein Jeder eine so große Quantität von Gütern jeder Art, materieller wie immaterieller, für sein Eines ständisches Product oder Tauschgut erhalte, als nothwendig ist, aus ihm jenen vollendeten Mann herzustellen, der der allgemeine Eine, alle Systeme beherrschende Endzweck des Gemeinwesens ist. Hierdurch wird in der That die Volkswirthschaft von der Stufe einer blos empirischen Zergliederung des factisch vorhandenen Zustands zu einer rationellen Wissenschaft erhoben. Außer der Arbeit bedarf — wie gegen Adam Smith ausgeführt wird — es zur Hervorbringung der Tauschgüter auch noch des Besitzes oder Capitals. Die Productionskosten eines Guts bestehen danach in dem Complexe der darin aufgegangenen Nutzungen, und diejenigen Producte haben von Natur einen gleichen Tauschwerth, welche eine gleiche Menge Nutzungen enthalten. Da sich nun nicht sämmtliche zu einer Production nöthigen Mittel in einer Hand befinden, so muß der Maßstab bestimmt werden, nach welchem von dem Erlöse der Lohn des Arbeiters und die Rente des Besitzers zu erfolgen hat. Der Antheil, welcher auf die Arbeit kommt, soll nach dem Verf. so groß sein, daß der Arbeiter anständig davon existiren kann, alles Übrige soll die Besitzrente ausmachen. Nach einer lesenswerthen Erörterung über die Realisirung des Preises, das Verhältniß von Angebot und Nachfrage, und beider zur Production, wird dessen Vertheilung an die Theilnehmer der Production näher bestimmt. Hier entscheidet gleichfalls das Quantitätsverhältniß von Arbeit und Besitz, sodaß mit Übervölkerung, mit dem vermehrten Angebot der Arbeit der Lohn dieser letztern sinkt, und umgekehrt. Die Übervölkerung gilt dem Verf. demgemäß „als Zerwerfer der Volkswirthschaft": sie verringert den Lohn der Arbeit unter das Maß, sie verringert den Werth der Producte und gestattet es den Inhabern der Capitalien, den hierdurch entstehenden Verlust auf die Arbeiter abzuwälzen, und macht somit die Erreichung eines allgemeinen Wohlstands unmöglich. Mit Recht wird dabei das Princip der Ökonomisten und Adam Smith's verworfen, daß der volkswirthschaftliche Mechanismus von selbst das wichtige Verhältniß herstellen werde, und es nur darauf ankomme, unter Aufhebung alles Zunft-, Monopol- und Privilegienwesens völlig freie Concurrenz zu gestatten.

Im zweiten Buche (Ergänzung der volkswirthschaftlichen Mittel durch Wohlstandspflege) trennt der Verf. ein natürliches, aus den Verhältnissen von selbst folgendes, und ein künstliches, durch Gewerbefreiheit und Freiheit der Ehen gegebenes Übervölkerungsprincip, welches letztere neben der natürlichen noch eine Simultanbevölkerung erzeugt. Als Mittel zur Abhülfe werden eine von der Gewerbe- und Meisterordnung — die indeß nicht auf geschlossene Zünfte zurückkommen soll — abhängige Eheordnung (mit vortrefflichen Bemerkungen über das Laissez aller, Laissez faire des abstracten Naturrechts), Colonisation und Schutz der inländischen Arbeit gegen das Ausland durch Schutzzölle empfohlen. Das dritte Buch schildert die Entwickelungsstufen der Volkswirthschaft und die anzuwendenden Maßregeln in ihrer Relativität. Dem Agriculturstaate wird durch Pflegung der Manufacturkraft ein neuer Lebensboden für seine Übervölkerungsmasse gegeben, für den übervölkerten Manufacturstaat gibt es keinen andern Ausweg als Colonisation. Im Ganzen ist der Verf. hier ein Anhänger des von ihm sehr hoch ge-

stellten List'schen Systems der politischen Ökonomie, und erwartet namentlich von einem Austausche der Naturproducte der heißen Zonen und der Manufacturen der gemäßigten Zonen — auf welchen Austausch die Natur hingewiesen — die segensreichsten Folgen, weshalb gerade Colonisationen in die Tropenländer empfohlen werden. Im vierten Buche handelt der Verf. von der Finanz und der Policei. Das Finanzwesen hat nach seiner Ansicht den Tauschverkehr zwischen dem Beamtenstande und dem Bildungsstand einerseits und den Gewerbsständen andererseits zum Gegenstande, wovon die erstern mit sinnlichen, die zweiten mit geistigen Bedürfnissen versorgt werden. Diese Auffassung scheint uns, wie wir schon hier bemerken, etwas zu eng. Da die geistigen und materiellen Interessen nicht scharf geschieden sind, sondern geistiges Arbeiten auch materiellen Ertag liefert und das Gewerbswesen nicht ohne geistige Zuthat besteht, so ist die Finanz nicht eine von Staatswegen besorgte Ausgleichung unter diesen Sphären, sondern — den Staat selbst als besondere Sphäre aufgefaßt — eine Operation, die in dieser letztern vor sich geht. Die Policei ist dem Verf. endlich die Folge einer verwahrlosten Volkswirthschaft, in welcher sich Pöbel erzeugt hat, und muß bei geordneter Volkswirthschaft entbehrlich sein.

Wir sehen, wie der Verf., ohne sich in das abstracte Definitions- und Divisionswesen der Compendien zu verlieren, die eigentlichen Probleme der Volkswirthschaft erfaßt und ihre Lösung versucht hat. Freilich möchte sich streiten lassen, ob die Lösung wirklich erreicht sei; wäre sie es aber auch nicht, so folgt daraus noch kein Vorwurf für den Verf., denn in der That sind seine socialen Probleme von der Art, daß, wer sie löste, als Reformator und Retter des Menschengeschlechts verehrt werden müßte. Was insbesondere die Übervölkerung und den Pauperismus anlangt, so scheinen die vom Verf. angegebenen Mittel zur Verhütung und Beseitigung dieser beiden nicht ausreichend. Eine Gewerbe- und Eheordnung in seinem Sinne paßt nur, wo auf selbständigen Gewerbsbetrieb der Einzelnen als auf das Regelmäßige zu rechnen ist. Wo eine zahlreiche Bevölkerungsclasse in den Gewerben nur um Lohn dient und nie auf ein selbständiges Etablissement zu rechnen hat, führte dieselbe nur zum Concubinate, zu allen übeln Folgen der Ehe und zur Aufopferung Dessen, was sie Werthvolles hat. Colonisationen sind aber nur Palliativmittel und entfernen auch nicht denjenigen Theil der Bevölkerung, auf dessen Entfernung es ankäme. Es scheint überhaupt vom Verf. wie von den meisten Schriftstellern über den Pauperismus übersehen zu sein, daß der Grund dieser Erscheinung nicht allein darin liegt, daß es eine große Masse Menschen gibt, die Noth leiden. Früher gab es auch wol Arme, aber keinen Pauperismus. Das Charakteristische ist, daß die Armen jetzt die Ungleichheit in der Güterverteilung und den geringen Antheil der Arbeit an dem Erlöse als etwas Drückendes empfinden. Die bescheidene Resignation der Vorzeit ist verschwunden, und bei der materialistischen Richtung der Zeit ist der Drang nach Besitz und Erwerb — woran sich nicht nur Genuß, sondern auch politische Bevorrechtung knüpft — beiweitem allgemeiner und heftiger geworden. Es halten sich jetzt Mehre für arm als früher, und die Armen halten sich für schlimmer berathen als früher. Die in den Processen gegen die Communisten Verurtheilten waren meist Leute, die ihr Fortkommen hatten und vor funfzig Jahren gar nicht über sociale Leiden geklagt haben würden. So ist der Pauperismus eine nur eben durch neue Zeitrichtungen hervorgerufene Erscheinung, der man nicht durch jene Palliativmittel, sondern allein dadurch abhelfen wird, daß man das Verhältniß zwischen Capital und Arbeit gesetzlich bestimmt und nicht ferner sich selbst überläßt. Die hier nöthige Organisation ist das Problem, dessen Lösung von der Zukunft erwartet werden muß. Rücksichtlich der Pflege der Manufacturkraft u. s. w. ist der Verf. ein Anhänger des List'schen Systems. Rec. theilt hier die Ansicht des Verf. nicht; es würde indeß offenbar zu weit führen, wenn dies näher begründet und eine Widerlegung des List'schen Systems versucht werden sollte. Rec. will daher nur noch wiederholen, daß die gemachten einzelnen Einwürfe einem günstigen Urtheile über die Arbeit des Verf., die als eine sehr geistvolle und zu weitern Nachforschungen die dankenswerthesten Nachweise enthaltende empfohlen werden muß, keinen Eintrag thun, und daß man dem folgenden dritten Theile, welcher die Rechtsphilosophie enthalten wird, mit dem größten Interesse entgegensehen muß.

4.

Über den Unterricht in den neuern Sprachen.

Über Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neuern Sprachen und Literaturen, und die Mittel, ihm aufzuhelfen. Von Mager. Zürich, Meyer und Zeller. 1843. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Es steht schlimm mit dem Unterricht in den neuern Sprachen — das ist leider eine so ausgemachte Thatsache, daß wir diesen Satz in seiner Allgemeinheit hinstellen können, ohne bedeutende Einwürfe befürchten, in diesem Falle vielmehr hoffen zu dürfen: er ist eine Regel, von der es nur wenige ehrenvolle Ausnahmen gibt.

Wenn wir so allgemein „neuere Sprachen" sagen, so verstehen wir darunter jetzt nur diejenigen, welche, als die uns zunächst liegenden, Gegenstände des Schulunterrichts geworden sind: außer der deutschen die französische und die englische, obwol die letztere auf den meisten Gelehrtenschulen gar nicht einmal gelehrt wird. Und wenn sie gelehrt wird, dann sind ihr ebenso wie der französischen — der Unterricht im Deutschen hat sich schon bedeutend gebessert — nur wenige Stunden in wenigen Classen gewidmet, während fast die Hälfte aller Schulstunden auf Lateinisch und Griechisch verwendet wird. Doch das ist das Wenigste, denn bei trefflichem Unterrichte kann auch in wenigen Stunden viel erreicht werden, sowie wir umgekehrt sehen, daß bei den vielen Stunden in den beiden alten Sprachen oft sehr wenig geleistet wird. Die Hauptsache ist, daß die Schüler in den neuern Sprachen nicht blos wenig lernen, sondern selbst sie so wenig erkennen, daß sie dieselben fast allgemein misachten und alle Lust zu ihnen verlieren. Und wie sollte es anders sein, da sie sehen, wie auch die Lehrer

der neuern Sprachen eine so sehr untergeordnete Stellung einnehmen? Nicht blos, daß sie meistens verhältnißmäßig zu gering besoldet sind: es wird ganz offen und unverhohlen ausgesprochen, daß die wenigen Stunden, welche ihnen eingeräumt sind, bloße Nebenstunden sind, d. h. solche, die ebenso gut, und vielleicht noch besser, wegfallen könnten, wenn es nicht eben hergebracht wäre, ein wenig Französisch zu lernen. Kann, darf es überhaupt auf einer höhern Bildungsanstalt solche Nebenstunden geben? Wer diese Frage bejaht, hat entweder selbst keinen Blick in das Innerste der Wissenschaft gethan, oder er beurtheilt unsere höhern Schulanstalten nach Dem, was sie größtentheils sind, und nicht nach Dem, was sie sein müssen, wenn sie ihrem Zwecke wahrhaft entsprechen sollen. Wo eine einheitliche Bildung erreicht werden soll — und das soll doch wol auf unsern Schulen —, da muß Alles so zu einer Einheit verknüpft werden, daß man keinen Unterrichtsgegenstand losreißen kann, ohne eine Lücke zu machen. Dies haben aber meistens unsere Schulen noch nicht erreicht, sondern die einzelnen Lehrgegenstände stehen hier ganz vereinzelt, wie zufällig zusammengewürfelt da, und die Schüler werden so wenig auf den innigen Zusammenhang der einzelnen Unterrichtsfächer, die doch alle nur einzelne Zweige derselben Wissenschaft sind, aufmerksam gemacht, daß sie meinen, wenn sie nur erst von der Schule weg sind, diesen oder jenen Gegenstand als unnützes Geräth nach Belieben aus dem Hause werfen zu können, ohne ihrer Gesammtbildung Eintrag zu thun. Man lehrt sie nicht ahnen, daß es keine unnützen Werkstücke sind, die sie auswerfen, sondern Steine aus der Grundlage des Hauses, in dem sie zu wohnen gedenken, und daß mit dem Verluste jedes Steines eine größere Lücke entsteht, die nicht blos das Weiterbauen des Gebäudes erschwert, sondern selbst das schon Fertige, welches die Ecksteine allein nicht zu tragen vermögen, dem Einsturze nahe bringt. Und wahrlich, die neuern Sprachen sind am wenigsten solche entbehrliche Steine im Gebäude der Geistesbildung. Allerdings sind sie als Ecksteine und Grundpfeiler noch nicht anerkannt und können es kaum sein; denn wie werden sie gelehrt?! Wol sind die meisten Lehrer der neuern Sprachen selbst schuld an ihrer untergeordneten Stellung, da sie unfähig sind, eine höhere, Achtung gebietende Stellung einzunehmen; denn entweder sind sie blos für die neuern Sprachen angestellte Fachlehrer: diese wissen, da sie häufig kaum eine tüchtige Schulbildung genossen haben, meistens nichts weiter als ein paar neuere Sprachen, und eben weil sie nichts weiter wissen, wissen sie auch diese nicht; oder es sind wissenschaftlich gebildete Lehrer der alten Sprachen: diese geben dann nur aus vornehmer Herablassung, und weil gerade kein Anderer da ist, einige Stunden in den neuern Sprachen, die sie im Grunde sehr gering achten, und wollen sich auch nicht als Lehrer der neuern Sprachen betrachtet wissen.

Es ist klar, daß für den Unterricht in den neuern Sprachen nicht eher eine bessere Zeit kommen wird, als bis die Lehrer durch ihre wissenschaftliche Ausbildung sich in ihrem Fache Achtung werden zu verschaffen wissen. Es könnte aber die Frage aufgeworfen werden, ob denn die französische und englische Sprache, diese verstümmelten, ausgearteten, aus den verschiedensten Stoffen zusammengemischten Sprachen — denn als solche betrachtet man sie — so vieles Aufhebens und so vieler Mühe und Anstrengung werth seien. Freilich wie man diese Sprachen gewöhnlich ansieht, verlohnt es sich kaum der Mühe, sie um ihrer selbst willen zu lernen. Und um ihres Schriftenthums willen? Nun, da haben wir ja Übersetzungen die Hülle und die Fülle. Indessen es gehört immer noch zum feinen Tone, Französisch zu sprechen und zu lesen, und durch den lebhaften Verkehr unserer Zeit kommen wir leicht mit Franzosen und Engländern zusammen; es kann also wenigstens nicht schaden, sich ein wenig mit diesen Sprachen bekannt zu machen, denn sie können uns nützlich werden. Dazu reicht aber die bisherige Art des Unterrichts recht gut aus.

Sollen wir die neuern Sprachen wirklich blos um ihrer Nützlichkeit willen lernen? Bieten sie dem Geiste keine höhere Befriedigung dar? Können sie nicht ein eben so wirksames Mittel zur Geistesbildung werden wie die alten Sprachen? Gewiß, sie können und werden es werden; die Nothwendigkeit einer gründlichern Bildung in den neuern Sprachen leuchtet aber noch lange nicht so ein wie sie sollte.

Nothwendig aber ist die Bekanntschaft mit den neuern Sprachen und Schriftenthümern zunächst — von ihrer Nützlichkeit für das Leben ganz abgesehen — darum, weil das englische und französische Volk neben dem deutschen die Hauptträger der neuern europäischen Bildung sind und ihr Gesammtgeist sich in ihrer Sprache und ihrem Schriftenthum am unzweideutigsten ausspricht, dem deutschen Volke aber, wie seine Stellung im Herzen Europas und seine bisherige Geschichte lehrt, von der Vorsehung die hohe Aufgabe gestellt ist, auch der Mittelpunkt und der Kern der europäischen Gesammtbildung zu werden. Kein Volk der Erde erkennt so offen und freimüthig die Vorzüge anderer Völker an und sucht sich ihr Gutes so zu eigen zu machen wie das deutsche. Daß daraus bei Vielen Verkennung und Misachtung des eigenen Werthes hervorgegangen ist, läßt sich nicht leugnen. Aber gerade eine gründliche, wissenschaftliche und allseitige Erforschung der fremden Volksthümlichkeiten, welche sich eben in Sprache und Schrift am deutlichsten offenbaren, wird auch die eigenthümlichen Vorzüge des deutschen Wesens in das hellste Licht setzen. So gewährt die Beschäftigung mit dem Deutschen, Französischen und Englischen ein unbefangeneres Urtheil über die Licht- und Schattenseiten dieser drei wichtigsten Völker und lehrt die eigenen Mängel entdecken und ausfüllen und die eigenen Vorzüge schätzen und behaupten. Der deutsche Geist geht darüber nicht verloren, sondern erstarkt, denn er lernt sich immer mehr erkennen. Die Schule thut genug, wenn sie den Sinn für diese vergleichende Betrachtung der Volksthümlichkeiten weckt und eine zum Verstehen der Schriftwerke und zur Erkennung des Sprachgeistes hinreichende Sprachkenntniß gewährt. In wem einmal dieser Sinn rege geworden, der wird noch spät der Schule dafür danken, wie für ein theures Vermächtniß. Nach den ermüdenden Berufsgeschäften, in den verschiedensten Lagen des Lebens wird er gern hingehen, sich auszuruhen und zu erquicken in dem Garten der heimatlichen und der fremden Dichtung. Und wem Muße dazu wird, der wird sich später gern auch noch mit andern neuern Sprachen, vorzüglich der spanischen und italienischen, bekannt zu machen suchen, um seine allgemeine Bildung dadurch zu erweitern und sich an der Quelle selbst Genüsse zu verschaffen, wie sie die besten Übersetzungen nicht zu geben vermögen, und auf welche die sie Kennenden gewiß nur sehr ungern verzichten.

Man meine nicht, daß fleißige Beschäftigung mit den neuern Sprachen der gründlichen Erlernung der alten Sprachen oder überhaupt der Gründlichkeit Abbruch thue und oberflächliche Vielwisserei befördere. Ich meine im Gegentheil, daß Gründlichkeit nur bei Vielseitigkeit bestehen kann; denn so wie man, ehe man einzelne Abschnitte eines dicken Buches genauer durchliest, wohl thut, erst das ganze Buch flüchtig durchzugehen, um zunächst zu sehen, welcher Gedanke sich durch das Ganze hindurchzieht, um nachher das Einzelne bei genauerer Durchsicht auf diesen Grundgedanken beziehen, also richtiger verstehen zu können: so muß man auch über möglichst viele Zweige des Wissens sich wenigstens einen Überblick zu verschaffen suchen, nicht um dies Alles genauer zu erforschen — die Kürze des menschlichen Lebens, der unermeßlichen Wissenschaft gegenüber, zwingt uns zeitig genug, uns auf einen engern Kreis des Forschens zu beschränken —, sondern nur um zu wissen, wie viel wir nicht wissen, denn dadurch wird unser Blick auf den von uns gewählten Gegenstand freier. Der Einseitige weiß darum weniger, weil er nicht einsieht, wie viel ihm fehlt, und dadurch, daß er nur nach einer Seite hinsieht, mag er hier und da in das Einzelne tiefer sehen, aber er sieht darum nicht freier. Der frei Umherblickende nimmt das Bild

einer ganzen Landschaft in sich auf, das seine Sinne und sein Herz erfreut und ihn erquickt; dem Einseitigen geht dieser Genuß verloren, er stiert nach einem kleinen Punkte hin, den er verschlingen möchte, und den er doch nicht einmal recht erkennt, denn er hält ihn für sehr groß, da er nicht sieht, wie klein er im großen Ganzen ist.

Der Kenntniß der alten Sprachen kann die Beschäftigung mit den neuern nur förderlich sein. Wer diese nicht getrieben hat, für den steht das griechische und römische Alterthum als eine untergegangene Welt der Gegenwart gegenüber, durch eine unausfüllbare Lücke von dieser getrennt. Für ihn gibt es keine Vereinigung zwischen jener entschwundenen Vergangenheit und der Gegenwart; daher entsagt er der Gegenwart, überspringt die Kluft und glaubt nun ganz im Alterthume zu leben. Täuscht er sich aber auch nicht? Ist er nun wirklich heimisch unter den Griechen und Römern? Können ihm die griechischen und römischen Schriftwerke wirklich zur vollen Anschauung kommen? Hat er doch noch nicht den echten Klang auch nur eines griechischen oder lateinischen Wortes oder Verses gehört! Hat er doch Rom und Athen nicht in ihrer Herrlichkeit gesehen! Fehlt ihm doch zu allen Gedichten und Erzählungen der Ort und die Persönlichkeit! Griechische Schauspiele sind uns mit aller ersinnlicher Kunst vorgeführt worden, um uns das griechische Alterthum zur Anschauung zu bringen, aber — können wir uns nun einen vollkommenen Begriff von einer Aufführung der „Antigone" in Athen machen? Ist uns doch ein so wichtiges Ding wie die Tonkunst und ihre Verschmelzung mit dem Vortrage, ja der Vortrag selbst, fast unbekannt!

Und doch führt eine Brücke über diese Kluft hinüber bis nahe an die alten Griechen und Römer hinan, und diese Brücke sind die neuern Völker mit ihren Sprachen und Schriftenthümern, denn diese neuern Völker sind eben die alten, wieder jung gewordenen. Griechen und Römer sind nicht erstorben, sie leben fort in den heutigen Griechen und Römern. Dem Namen nach, wird man sagen, aber auch dem Geiste nach? Gewiß, auch dem Geiste nach! Sind etwa die Griechen und die Römer, deren öffentliches und häusliches, geistiges und sittliches Leben die Alterthumsforscher zu erkennen trachten, sich immer gleich geblieben? Wahrlich, den Römern unter den Königen und in den ersten Zeiten des Freistaats sind die Römer der spätern Kaiserzeit unähnlicher, als diesen die heutigen Römer, und so ist es mit den Griechen der Homerischen Zeit und noch beim Anfange der Perserkriege im Vergleiche mit denen zur Zeit der römischen Unterwerfung und jetzt; daher können wir nur durch die Vermittelung der neuern Völker die alten in allen ihren Lebensrichtungen genauer kennen lernen. Daß ebenso auch die römische Volkssprache in den heutigen romanischen Sprachen fortlebt, und daß wir jene nur durch diese richtiger verstehen können, darüber habe ich kürzlich in d. Bl. einige flüchtige Andeutungen gegeben.*) Die Volksthümlichkeit der neuern Völker aber können wir viel leichter auffassen als die der alten, da sie der Zeit nach uns näher liegen, da wir leicht Gelegenheit haben, ihre Sprache von Eingeborenen sprechen zu hören und ihr Leben und Weben in ihrem eigenen Lande zu beobachten. Gehen wir nun in der Zeit allmälig immer weiter rückwärts, so rückt uns das Verständniß des Alterthums immer näher.

Aber freilich werden wir dann Manches ganz anders auffassen lernen, als wie es uns in der Schule gelehrt worden ist. Die anfängliche Art des Unterrichts in den alten Sprachen, nach welcher außer dem Alterthume nichts Geltung hatte und nirgend eine Vergleichung angestellt wurde, hat sich Jahrhunderte lang fortgepflanzt und pflanzt sich zum Theil immer noch fort. Eine gewisse heilige Scheu und eine erzwungene Begeisterung für das unbedeutendste Werk des Alterthums wird uns in der Schule so eingeprägt, daß es später sehr schwer hält, sich von diesen althergebrachten Vorurtheilen loszumachen und diesen Abfall einzugestehen. Wir wollen aufrichtig sein: wenn jetzt ein Deutscher einen Band Gedichte herausgäbe, genau wie die von Horatius oder von Pindaros würde sie ein Unbefangener gern lesen mögen, selbst wenn es möglich wäre, die uns fern liegenden und zum Theil dunkeln Beziehungen in unsere Zeit zu übersetzen? Man staunt bei der Betrachtung des Alterthums oft über Dinge, von denen man nicht bedenkt, daß sie ihrer Einfachheit und Natürlichkeit wegen bei allen Völkern sich finden; man schreibt Bücher über ein einzelnes Beziehungswörtchen, man bewundert, weil man nicht vergleicht, Schriftwerke, die sich mit unsern eigenen oder denen unserer Nachbarvölker nicht messen können, eine Folge davon, daß wir das Alterthum aus zu weiter Ferne betrachten. Wir sind weit entfernt, dem Alterthume seine hohen Verdienste für alle Zeiten absprechen zu wollen, denn ohne die Griechen und Römer würden wir Das nicht sein, was wir sind; aber wir wollen auch gerecht gegen uns sein und erkennen, daß eben das Alterthum vergangen ist, weil mit dessen Hülfe etwas Vollkommneres an dessen Stelle treten sollte. Dies ist also eine fernere Auffoderung zur Beschäftigung mit den neuern Sprachen und Schriftenthümern, sie sind — was auch die Forscher der alten Sprachen (Philologen) dagegen sagen, und sagen müssen, weil sie neben der alten Sprachforschung keine andere als ebenbürtig anerkennen, wie sie auch den Forschern anderer Sprachen den Namen Philologen nicht gönnen — vollkommener als die alten Sprachen und Schriftenthümer. Über die Sprachen schweige ich, da ich darüber kürzlich gesprochen. Aber auch die neuern Schriftenthümer sind vollendeter als die alten, und hier treffen wir mit Hrn. Mager zusammen, der, wie es uns scheint mit vollem Rechte, behauptet, daß die griechischen Werke einen gewissen Vorzug im Sinnlichschönen (im Ästhetischen) haben, den neuern Schriftenthümern aber im Allgemeinen, Dank sei es dem Christenthume, der Vorzug des Sittlichschönen (des Ethischen) gebührt. Um wie viel aber Sittigkeit edler ist als Sinnlichkeit, um so viel werden die neuern Schriftenthümer edler sein als die alten. Wir stimmen Hrn. Mager bei, wenn er sagt (S. 97):

„Sieht man auf den Inhalt, so findet sich, daß es unter den uns erhaltenen Werken des griechischen und römischen Schriftenthums verhältnißmäßig ebenso viel Geistloses und Unnützes gibt wie in den neuern Schriftenthümern; und was dann die sittliche Seite betrifft, so ist das Alterthum weit entfernt, hier einen Vorzug zu behaupten. Nicht nur gibt es in alten Schriftstellern Manches, was auch schon zu Lebzeiten dieser Schriftsteller, auf dem Standpunkte der alten Sittlichkeit, für verwerflich gelten mußte: es findet sich auch Manches bei ihnen, was erst die spätere, die christliche Zeit als unsittlich zu erkennen die Erkenntniß gewonnen hat."

So wahr und milde dieses gesagt ist, so schroff klingt das darauf folgende Urtheil:

„Jeder heutige Mensch von gesunder, sittlicher Bildung wird z. B. des göttlichen Plato vielgepriesenes Werk vom Staate nicht anders als für ein durch und durch niederträchtiges Buch erklären können. Wo ähnliche Abgeschmacktheiten in den neuern Schriftenthümern auftauchen, wie z. B. jetzt bei den Communisten, da erregen sie Verachtung und Abscheu."

Wir sind vollkommen damit einverstanden, daß wir von unserm jetzigen Standpunkt aus die meisten der in Plato's Büchern vom Staate niedergelegten Ansichten und Wünsche durchaus verwerfen müssen, aber Hrn. Mager's Ausdruck dünkt uns doch zu stark und rücksichtslos, wie er denn überhaupt in seinem Eifer für das als recht Erkannte oft in zu derber und eines für einheitliche Herzens- und Geistesbildung so begeisterten Lehrers nicht ganz würdiger Sprache streitet und nicht selten unedler Ausdrücke sich bedient, die sich nur durch sein hastiges, von allen Misbräuchen und aller Gedankenlosigkeit tief verletztes und leicht aufgereiztes Wesen entschuldigen, aber nicht rechtfertigen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 269—272 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 297. — 23. October 1844.

Nachgelassene Schriften von Ludwig Börne. Herausgegeben von den Erben des literarischen Nachlasses. Erster und zweiter Band. Manheim, Bassermann. 8. 1844. 2 Thlr. 15 Ngr.

Über Börne kann in Deutschland nicht füglich mehr ein Streit sein. Ein liebenswürdiger Humorist aus der Jean-Paul'schen Schule war uns in ihm erwachsen, als nach den Befreiungskriegen die Rückschritte in deutschen Landen begannen. Statt uns den Beginn einer Gesammtentwickelung unserer Nation zu bringen, hatte die Zeit der kriegerischen Aufregung unsere Kraft verbraucht. Die Völker waren plötzlich müde geworden und ließen die heilige Allianz und die alten Götter wieder über sich walten. Wir kehrten, statt unser politisches Leben nach dem Gewinn nationaler Überzeugungen zu gestalten, zu der alten Gemächlichkeit zurück, bauten Kartoffeln für unser Familienglück und machten gemüthliche Reime auf unser ewiges Seelenheil. Der schöpferische Augenblick, der historische Moment entschwand uns unter den Händen, der Aufschwung der Nation nach außen gab uns nicht die Befähigung, unsere innere Wohlfahrt zu organisiren. Dieses Zeitalter der Reaction war recht eigentlich eine Epoche für den Humoristen. Börne lief händeringend von Ort zu Ort und wußte vor Angst, vor Zorn, vor wehmüthigem Schmerz nicht aus und ein. Mit der altbiblischen Energie seines strengen, reinen Willens und mit der reinen Weichheit seines kindlichen, fast spielerischen Sinnes, mit jener modern jüdischen Unruhe des Geistes, die nirgend haftet, sich in keinen Stoff dauernd versenkt, keinen Becher bis zur Hefe leert, und zugleich mit jener humanen Demuth eines liebebedürftigen Herzens, die uns für echt christlich gilt, war seine ganze Natur gegen sich selbst in Widerstreit, in Aufruhr. Börne schien sich selbst zur Last und zog über unsere verworrenen Zustände, über unsere ermatteten, hinschmachtenden Gauen wie ein segenschweres Gewitter hin, das noch eine geheime Scheu gefangen hält, sich in vollen Zügen zu entladen. Er las deutsche Bücher und spottete über ihre Ohnmacht; er lief in die Buden Apollo's, kritisirte Stück und Schauspieler mit lächelndem Ingrimm und ließ zwischen den Zeilen lesen, daß hinter seinen Spielereien ein drohender Ernst versteckt lag; die große Anklage über das Elend einer Nation, die sich so schwer auf sich selbst besinnt und ihren unsterblichen Tiefsinn von der Gemeinheit des Tages überwuchern läßt, zuckte nur andeutungsweise aus dem Hintergrunde seiner Darstellungen hervor.

In jener Zeit, als er gleichsam mit gelinden Mitteln und kleinen Dosen verfuhr, stand er in der Blüte seiner Kräfte, war er der Liebling der Grazien und der Liebling jener feinen, tief- und zartfühlenden Bildung, an der es in Deutschland nie fehlt, die aber immer gern zur Resignation sich neigt und in ihrer Beschaulichkeit oft genug der sittlichen und geistigen Kraft ermangelt. Börne fand mit seiner „Wage", seinen „Zeitschwingen", seinen kleinen Aufsätzen unendlich vielen Anklang bei dieser Bildung, er galt für den liebenswürdigsten Erben Jean Paul's. Aber er wollte große Wirkungen, er bezweckte, eine Nation aufzurütteln. Dazu fehlte ihm nicht blos die Nation, ihm fehlten auch die starken Trümpfe, mit denen er im verwegenen Spiele den Patriotismus und die Ehre der Deutschen fodern konnte. Um die Welt aus den Angeln zu heben, hat man zuvor den festen Punkt nöthig, den jener Weise des Alterthums für diese Wirkung mit Recht verlangte. Dieser Schwerpunkt fehlte Börne, er ward nicht der patriotische, politische Luther der Neuzeit. In Paris glaubte er später den festen Punkt gefunden zu haben, um Deutschland — zu heben. Er übernahm seine Kräfte, seine zartgefügte Natur erlag dieser Anstrengung, und indem er sich auf Deutschland verrechnete, kam er selbst nur aus dem Gleichgewicht und aus jener Harmonie, die den feinen Humoristen in seinen guten Tagen bezeichnete. Seine Wahrheitsliebe konnte spotten, denn der Spott ist das Scheidewasser, das man über die Dinge gießt, um zu erfahren, ob sie Farbe halten. Börne konnte den Gram seiner Gedanken fortscherzen, er konnte über das Unglück eines seltsam gearteten Volks mit thränenden Augen lachen, er konnte in der einzelnen Erscheinung die Schwäche und die Erbärmlichkeit geißeln; dann war er in seiner Einfachheit großartig, mit seiner unbescholtenen Reinheit stand er dann in einer stillen Größe da. Aber er konnte nicht mit Faustschlägen seinem gepreßten Herzen Luft machen. Dazu war er weder der Mann des Volks, noch hatte er die Gaben des Volksredners, um auf die Menge zu wirken. Er hatte gar nicht die Stetigkeit

und viel zu viel überwache Klugheit, um Einer Sache Leben und Blut zu widmen. Beim Hambacher Volksfeste saß er da und lächelte. Er war wie das Gewissen, das nie Glocken läutet, weit eher die Stimme eines zirpenden Heimchens hat; für den Lärm war seine leise, flüsternde Sprache nicht geschaffen, den Strom einer Volksmeinung konnte er weder entfesseln noch lenken. Für die Volksentwickelung sind Männer berufen, die mit aller Leidenschaft, als gälte es, etwas Ewigdauerndes festzuhalten, eine momentane Wahrheit durchfechten. Börne hatte für gewisse nothwendige Übergänge und Durchgangspunkte in der deutschen Entwickelung durchaus keine Sympathien. Man lese, wie er hier in seinen Briefen aus dem Jahre 1819 über Arndt und Görres spricht:

Gediegene Männer, aber nicht zu hämmern. Religion — was sie so nennen — bis in das Salzfaß. Nichts Griechisches in ihnen — Heiligenschein, Goldgrund, eckige Figuren. Franzose und ruchlos ist ihnen so gleichbedeutend wie Zwei und Zwei. Alles soll festgegründet sein, nichts Wandelbares; darum graben sie nach alten tiefen Wurzeln, darum lieben sie das historische Recht, nicht das lebendige, frische, das täglich neu — nicht geboren, aber gestaltet wird. Wenn sie herrschten, stände es schlimm mit deutscher Sache. Sie haben nur eine Centnerwage. Ich meine, der Menschheit gebühre des Lebens Ernst (und dafür sorgt das Schicksal), den Menschen aber Lust und Liebe und Fröhlichkeit.

An einer andern Stelle sagt er:

Arndt sieht aus wie ein Pachter und spricht auch so. Die Hand wurde mir beim Kommen und Gehen gar zu altdeutsch gedrückt. Er spricht gerade heraus; so unbesonnen hab' ich noch Keinen reden hören. Der ist mir unausstehlich, der ist ein schlechter Kerl! sagte er mir ganz unaufgefodert. Die That Sand's erscheint ihm auch als etwas Großes (wie auch dem Görres). Meine Nüchternheit ist verwundert und zuckt die Achseln.

Dies Achselzucken, diese feine Weisheit eines lächelnden Tiefsinns war sein eigentliches, sein wahres Selbst. Als er später in Paris grobes Geschütz gegen die gesammte Deutschheit aufführte, um uns aus dem scheinbaren Schlummer unseres Phlegma aufzurütteln, brachte er nur seine eigene Natur in Unordnung. Daß er aber in Görres, dessen Consequenzen sein einfacher, natürlicher Sinn nicht theilte, eine gewaltige Kraft bewunderte, beweist sein Ausspruch über ihn aus dem J. 1819, wo er aus Bonn schreibt:

Das Buch von Görres, von dem ich Ihnen gesagt, ist von der Policei confiscirt worden. Sie haben recht, es ist eine zermalmende Kraft darin. Welch' eine Schreibart! Ich habe auch einen blühenden Stil, wie ihr sagt, aber ich bin eine Nelke in eines Schneidergesellen Knopfloch, und er ist ein großer, herrlicher Blumengarten.

Zwei Jahre später orientirte er sich deutlicher in Görres und charakterisirt ihn mit festen Zügen, ohne sich selbst daran zu verlieren. Er schreibt im October 1821 aus Stuttgart, und ich denke, es ist von dessen „Europa und die Revolution" die Rede:

Das neue Werk von Görres, von dem ich schon lange habe munkeln hören, ist endlich erschienen. Es ist hier gedruckt. Schöne Sachen darin, aber theuer! Alles vergoldet, selbst das Brot. O die Deutschen! Um schwimmen zu lehren, fangen sie von der Sündflut an. Zu bilderreiche Sprache, und oft mehr Rahmen als Bild. Es ist keine rechte Frische; das Buch riecht wie der Laden einer Putzmacherin, zuweilen wie eine Apotheke.

Diese Frische, die er hier vermißt, ist recht eigentlich Börne's Element. Er stieg nie in Sümpfe hinunter, die den Fuß wider Willen gefangen halten. Er liebte nur da die Tiefe, wo ein reiner Wasserspiegel den klaren Grund erkennen läßt. Konnte er die ganze Tiefe des Stromes nicht ermessen, so blieb er am Ufer und weidete sich am Spiel der hüpfenden Wellen. Ein blauer, wolkenloser Himmel stand über Allem, was er dachte und fühlte. Hat er die deutsche Natur nicht ganz erschöpft und erkannt: er wird um dieser einfachen, reinen Frische willen, die er sich erhielt, jederzeit seine wohlthätig belebende Wirkung in der Entwickelung deutscher Zustände behaupten.

Die beiden Bändchen aus Börne's Nachlaß liefern uns ein kleines Bruchstück seines Tagebuchs aus dem J. 1817, den Anfang einer humoristischen Elegie, seiner „Betrachtungen im Kerker", aus dem Jahre 1820, als man wirklich den schöppenstädter Versuch gemacht, ihn gefänglich zu belangen, um den Humor criminalistisch zu verhören. Wir haben hier ferner eine ganze gedrängte Reihe seiner, nur zum kleinen Theil in Zeitschriften abgedruckten Briefe aus der Zeit von 1819—22, kleine Familienstücke, die zum Schönsten gehören, was die humoristische Literatur Europas seit Yorik-Sterne geleistet. Wir kennen diesen Börne so hinlänglich, daß es fast überflüssig erscheint, ihn hier weiter noch in seinen Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten zu bezeichnen. Für die Leser sei nur zur Empfehlung der beiden Bände wiederholt bemerkt, daß sie uns Börne's Bild aus seiner besten Zeit liefern. Diese Briefe wurden an eine Freundin geschrieben, der es vergönnt war, die seltenen Kräfte dieses Kopfes, der am liebsten seiner Neigung zum müßiggängerischen Hinschlendern nachgab, unausgesetzt in Spannung zu erhalten. Vor ihr entwickelte er sich, spiegelte er sich ab, nur im Gefühl ihres Werthes ging er in die Welt hinaus, horchte und lauschte auf das Thun der Menschen und schrieb nieder, was ihm der stille Augenblick der Offenbarung gab. Diese sittliche Aufregung liegt in seiner Neigung zur Freundin. In sich selbst fand er zum Schaffen gar nicht Anreiz genug. Der immerwährenden Strapaze, zu der sich die technische Betriebsamkeit fast verpflichtet fühlt, widerstrebte seine zähe, spröde Natur. Das Talent, dieser Stachel eitler Naturen, war gar nicht so drängend in ihm da, daß er es für berechtigt hielt. So gibt er seine schönsten Ergüsse fast beiläufig, entfaltet mit der Harmlosigkeit des planlosen Müßiggängers seine tiefsten Überzeugungen, gibt sein bestes Wissen wie eine gelegentliche, freundschaftliche Huldigung hin. Scheinbar ganz zufällig rückt uns hier ein bewundernswerther Charakter alle seine Nothwendigkeiten, die ihn halten und tragen, in einen festen, unerschütterlichen Zusammenhang. Um so überraschender sind für uns die Wirkungen in dieser simpeln Offenbarung eines naturtreuen, wahren Men-

schen. Dieser Reiz ist um so mächtiger und fesselnder, je ungesuchter sich hier in aller Unschuld des Geistes eine reine Natur vor uns entwickelt. Er hat seine Kräfte niemals zu einem gegliederten großen Ganzen zusammengenommen; aber wir haben mitten in dem durch die verschiedensten Tendenzen zerwühlten Deutschland an diesem Börne einen naiven Naturmenschen, dessen Beichte, so zerstreut und zerstückelt sie auftritt, uns überall erquickt. Was Heine an ihm verübte, in jenem glänzend geschriebenen, wie aus Marmor gemeißelten Buche „Heine über Börne", hat uns nur aufzeigen können, wie viel das Talent am Charakter zu zerbröckeln im Stande ist. Es kann an diesem alle Grenzen seines Wesens aufdecken, ihn innerhalb der Kreise seines angeborenen Instincts gefangen nehmen und seine Endschaft nachweisen; aber es kann ihm nicht nehmen, was innerhalb seiner selbst ihn dauernd macht in der wetterwendischen Laune der Zeiten: die harmlose Zuversicht eines reines Willens, die felsenfeste Treue seines Instincts, die kindliche Unbescholtenheit seines ganzen Naturells.

(Der Beschluß folgt.)

Über den Unterricht in den neuern Sprachen.

(Beschluß aus Nr. 296.)

Soll die Beschäftigung mit den neuern Sprachen wirklich den erwähnten Segen bringen, sollen sie nicht nur die gesammte Geistesrichtung der geistig am höchsten stehenden Völker kennen lehren, sondern auch als Mittel der allgemeinen Bildung dienen — sodaß durch sie richtigere Ansichten über Sprache und Geschichte, namentlich auch über das Alterthum gewonnen werden —, so muß freilich der Unterricht in den neuern Sprachen ein ganz anderer werden, als wie er bis jetzt meistentheils ist. Darauf soll die kürzlich erschienene Schrift von Hrn. Mager hinwirken, die im Allgemeinen den Zweck hat, im weitern Kreise Theilnahme für den Unterricht in den neuern Sprachen und Schriftenthümern zu erwecken und zugleich Mittel anzugeben, wie dieser Unterricht wahrhaft fruchtreich und segenbringend eingerichtet werden kann. Und in dieser doppelten Hinsicht empfehlen wir das Büchlein aufs angelegentlichste, denn es ist reich an treffenden und geistreichen Bemerkungen und an Gedanken, die zu ernstem Nachdenken anregen. Der Verf. zeigt sich allenthalben nicht blos als einen sehr denkenden, sondern auch als einen erfahrungsreichen und selbst mit dem glücklichsten Erfolge lehrenden Schulmann. Wenn nun der angedeutete Zweck erreicht werden soll, so ist vorzüglich auf drei Dinge zu sehen: auf die Bildung von Lehrern, auf ihre Stellung und auf Veränderung des Lehrplanes.

Das Erste ist natürlich das Nothwendigste, und besonders darauf sollte also der Staat die vorzüglichste Sorgfalt verwenden. Die Vorschläge des Hrn. Mager in dieser Beziehung sind höchst beachtenswerth, weil sie ebenso einfach als leicht ausführbar und zweckdienlich sind, und wir wollen aufrichtig wünschen, daß diese Vorschläge nicht lange mehr blos fromme Wünsche bleiben mögen. Zuerst ist ein Haupterfoderniß, daß auf den Hochschulen Lehrstellen für Forscher der neuern Sprachen errichtet werden. Bis jetzt findet man zwar auf allen Hochschulen sogenannte Lectoren, aber nur auf sehr wenigen Professoren (Hochlehrer) der neuern Sprachen. Das ist nicht zu verwundern, da die neuere, namentlich romanische Sprachforschung eine noch sehr junge Wissenschaft ist, und da erst Wenige sich derselben mit Leib und Leben hingegeben haben; so wie aber die Erforschung der deutschen Sprache und des Sanskrit, gleichfalls sehr junge Wissenschaften, schon jetzt wol auf allen deutschen Hochschulen Schutz und Vertretung gefunden haben, so werden gewiß auch die romanischen und germanischen Sprachen außer Deutschland an den Pflanzstätten der deutschen Wissenschaft bald Aufmunterung und sorgsame Pflege finden. Wir können uns nicht enthalten, hierbei noch auf einen andern Gegenstand beiläufig hinzudeuten. Neben den 80 Millionen Germanen leben 78 Millionen Slawen; in den wenigen Jahrhunderten, seitdem diese in den Kreis der europäischen Bildung eingetreten sind, haben sie außerordentliche Fortschritte gemacht; gewiß müssen wir annehmen, daß auch dieses mächtige Volk einst an die Reihe kommen wird, ein Hauptpfeiler der allgemein menschlichen Bildung zu werden, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist diese Zeit nicht sehr fern, wiewol ein guter Theil der deutschesten Deutschen theils mit Furcht, theils mit Verachtung nach Osten schaut. Wir beurtheilen im Allgemeinen die Slawen, besonders die Russen, ungerecht, wie gewöhnlich, weil wir sie nicht genug kennen und uns nicht die Mühe geben, sie besser kennen zu lernen; wir beurtheilen sie ungerecht, weil wir uns nicht auf ihren Standpunkt stellen, sondern alle Volksthümlichkeit miteinander verwischen und durch Slawenhaß deutschthümlicher zu erscheinen wähnen. Von solcher verblendeten Vaterlandsliebe, die mit Nachbarshaß gepaart ist, statt mit bereitwilliger Anerkennung des schätzenswerthen Fremden, wo es sich auch finde, würde eine genauere Bekanntschaft mit dem slawischen Wesen helfen, und diese würde wiederum unserm Vaterlande zugute kommen; denn gewiß, wir können schon jetzt so Manches von den Slawen lernen, aber auf den meisten deutschen Hochschulen ist von Unterricht in den slawischen Sprachen und Schriftenthümern so gut wie gar nicht die Rede. Ebenso fehlt meistens auch die Gelegenheit, sich mit der neugriechischen Sprache wissenschaftlich bekannt zu machen, deren hohe Wichtigkeit für die Forscher des Altgriechischen ich kürzlich in d. Bl. angedeutet habe. Wir wollen der ungarischen Sprache, ja selbst der germanischen außer Englisch und Deutsch gar nicht einmal gedenken, die uns doch gewiß ebenso wichtig sein müssen wie mehre morgenländische Sprachen: so viel sehen wir, daß die Sprachforschung auf unsern Hochschulen, ganz äußerlich betrachtet, noch manche Lücke hat; die wesentlichste und fühlbarste von allen sind aber gewiß die romanischen Sprachen und die englische.

Wenn nun wirklich auf jeder, oder wenigstens auf den meisten Hochschulen ordentliche Lehrer der neuern Sprachen angestellt würden, die in gleichem Range mit den Lehrern der alten Sprachen ständen, so wäre zu wünschen, daß diese Lehrer — ein Punkt, den Hr. Mager nicht hervorhebt — Gesellschaften für die neuern Sprachen unter den Beflissenen (Studenten) zu Stande zu bringen suchten, um besser auf deren allseitige Bildung und Ausbildung einwirken zu können; denn die der neuern Sprachen Beflissenen müßten natürlich auch tüchtige Kenntniß der alten Sprachen sich zu erwerben streben, ohne welche sie die neuern nicht begreifen können. Und ebenso höchst wichtig ist, daß sie mit der Geschichte und der Erd- und Völkerkunde sich vertraut machen. Hr. Mager gibt (S. 112 fg.) eine Übersicht Dessen, was der der neuern Sprachen Beflissene auf der Hochschule zu treiben hat, in Beziehung auf Sprache, Schriftenthum und Leben des deutschen, englischen und französischen Volks. Wir haben dabei nur noch zu rathen, daß auch Spanisch und Italienisch nicht ausgeschlossen werde, ohne welches die französische Sprache nicht vollständig begriffen werden kann, sowie Der, welcher vorzugsweise und wissenschaftlich mit dem Englischen sich beschäftigt, nothwendig (außer Angelsächsisch und Altnordisch) auch die andern jetzt lebenden Schwestersprachen kennen muß.

Hat sich nun der künftige Lehrer der neuern Sprachen auf der Hochschule gründlich vorbereitet, so halten wir es nicht blos mit Hrn. Mager für höchst wünschenswerth, sondern fast für nothwendig, daß den Gelehrtengesellschaften in Berlin,

Göttingen, München u. s. w. für eine Reihe von Jahren ein kleiner Zuschuß zu Belohnungen für gekrönte Preisaufgaben aus dem Gebiete der neuern Sprachforschung gegeben würde, wodurch man nicht blos eine öffentliche Prüfung erreichte, sondern zugleich den Gekrönten eine Reise in die Länder, mit deren Sprachen und Schriftenthümern sie sich vorzugsweise beschäftigen, erleichterte; denn Aufenthalt im Lande selbst ist unschätzbar. Nach der Rückkehr in die Heimat verlangt Hr. Mager, daß die angehenden Lehrer ein Probejahr abhalten, um sich nun auch im Unterrichten zu üben.

Eine solche gründliche Vorbereitung kann nicht verlangt werden, wenn man nicht die amtlichen Verhältnisse der Lehrer der neuern Sprachen verbessern will. Nicht Nebenlehrer müssen sie sein, sondern nothwendige Glieder des Lehrerkörpers. Ja man sollte ebenso wenig einen Lehrer der alten Sprachen anstellen, der nicht wenigstens einige Kenntniß der neuern Sprachen hat, wie Lehrer der neuern Sprachen ohne classische Bildung, denn nur so kann der Unterricht wahrhaft gehoben werden. Die Lehrer der alten Sprachen werden dann die der andern als ebenbürtig anerkennen, und nur durch Beider vereintes Wirken wird eine wahre geistbildende Sprachkenntniß herbeigeführt werden; denn die Einen werden auf Das, was die Andern vortragen, hinweisen, und es wird dann theilweise jene innige Verknüpfung der Lehrgegenstände erreicht werden, auf die wir im Anfange unsers Aufsatzes hindeuteten.

So gebildete Lehrer würden dann auch erwarten dürfen, daß den neuern Sprachen etwas mehr Zeit gegönnt würde als bisher, damit sie gedeihlich wirken können, und der Unterricht würde dann von selbst ein ganz anderer werden. Wie er werden muß, hat Hr. Mager weitläufig und mit großer Umsicht nach langer eigener Erfahrung in seiner Schrift dargelegt. Wir heben hier namentlich einen scheinbar nicht sehr bedeutenden und doch sehr wichtigen Punkt hervor, das Auswendiglernen von Wörtern. Was Hr. Mager darüber sagt, ist sehr beherzigenswerth; es ist so höchst einfach und so natürlich, daß es sich jedem denkenden Lehrer wie von selbst aufdrängen muß, und wird doch so wenig beachtet.

Der Sprachunterricht (Hr. Mager spricht vorzugsweise vom Unterricht im Französischen auf Gelehrtenschulen) soll zunächst geschichtlich sein. Da aber auf der Schule nicht füglich Altfranzösisch und Altenglisch getrieben werden kann, so ist zunächst nur zu verlangen, daß der Lehrer die ältern Sprachformen gründlich kennt, um die heutigen richtig zu erklären. Da wol viele der jetzigen Sprachlehrer kaum ahnen, was für Vortheile aus dieser Art des Unterrichts entspringen, so führt Hr. Mager mehre Beispiele an, aus denen erhellt, wie falsch viele ganz einfache Dinge in den Sprachlehren aufgefaßt sind, welche mit Hülfe der geschichtlichen Sprachlehre sehr leicht richtig erkannt werden. Und nicht blos richtigere Auffassung der Sprachformen wird durch die geschichtliche Sprachlehre geboten, sondern das Lernen der Sprache wird auch unglaublich erleichtert und angenehm gemacht; die Schüler sehen nicht mehr eine zusammengewürfelte Masse zufälliger unerklärlicher Erscheinungen, es wird ihnen immer klarer und klarer, und sie lernen nicht mehr auswendig, sie lernen denken, da sie die Gegenwart nicht ohne die Vergangenheit begreifen können, und umgekehrt lernen sie nun auch durch die Gegenwart klarer in die Vergangheit schauen.

Die neuern Sprachen müssen ferner vergleichend gelehrt werden und überhaupt wissenschaftlich. Beides hängt mit der geschichtlichen Auffassung und Behandlung einer Sprache so eng zusammen, daß es gar nicht davon getrennt werden kann. Allerdings setzt man jetzt häufig die wissenschaftliche (philosophische) Sprachlehre der geschichtlichen entgegen, und in der That sind die Sprachlehren, wie sie jetzt sind, meistens entweder geschichtlich oder wissenschaftlich (die Mehrzahl freilich keins von Beiden). Aber die wahre Sprachlehre soll Beides aufs innigste miteinander verschmelzen, so gewiß wie die Geschichte eine Wissenschaft und die Wissenschaft eine Geschichte ist.

Wenn die Schüler die gesammte Geistesrichtung der Völker, deren Sprachen sie treiben, kennen lernen sollen, um sich die gediegensten Gedanken, welche in der Sprache niedergelegt sind, anzueignen, so muß besonders auch dafür gesorgt werden, daß der Schüler mit den fremden Schriftenthümern möglichst vertraut werde. Es muß daher nicht blos möglichst viel des Gediegensten gelesen, und mit Geist und Verstand gelesen, sondern den Schülern auch eine Übersicht der Geschichte des Schriftenthums gegeben werden. Wir können Hrn. Mager nicht beistimmen, wenn er verlangt, daß nur die Leistungen der neuern Zeit, etwa vom 16. Jahrhundert an, besprochen werden sollen, und auch hier nur die in der Schule gelesenen Schriftsteller. Allerdings werden diese am ausführlichsten zu besprechen sein, aber auch das übrige Wichtigste möchten wir nicht ausgeschlossen wissen; denn sonst bekommen die Schüler immer keinen Überblick über die gesammten Leistungen eines Volkes in den schönen Redekünsten, sondern nur einzelne unzusammenhängende und daher nicht deutlich erkennbare Gruppen und Personen. Lernt auch der Schüler nicht Altenglisch und Altfranzösisch, so wird ihn doch die durch einen nicht wissenschaftlichen Sprachunterricht erregte Wißbegierde auch die ersten Anfänge und die Gesammtentwickelung des Schriftenthums kennen zu lernen antreiben, wenn er auch die Werke selbst noch nicht lesen kann. Unbegreiflich ist es uns, wie man nicht längst das Bedürfniß gefühlt und befriedigt hat, auf den Gelehrtenschulen auch eine übersichtliche Geschichte des griechischen und römischen Schriftenthums zu geben, denn so viel uns bekannt, ist auf den meisten Schulen diese große Lücke unausgefüllt.

Wir sind überzeugt, daß Hrn. Mager's Schrift nicht blos den Lehrern der neuern Sprachen sehr nützlich sein, sondern auch im weitern Kreise Freunde sich erwerben wird, und hoffen zuversichtlich, daß das von ihrem Verf. Angestrebte früher oder später sich verwirklichen wird. Auch die Lehrer der alten Sprachen werden manchen Wink darin finden, der ihnen dienlich sein kann, obwol wir gerade Diese bisweilen haben sagen hören, Hr. Mager sei ein Vielschreiber, der immer wieder Dasselbe abdrucken lasse. Aber, wenden wir ein, wenn etwas als recht und nothwendig Erkanntes durchgesetzt werden soll, was doch noch beiweitem nicht allgemein als solches anerkannt wird, so kann man nicht oft und nicht eindringlich genug seine Meinung darüber aussprechen, und wenn wir das alte Vorurtheil, welches die neuern Sprachen von den allgemeinen Bildungsmitteln ausschließt und mit Misachtung auf dieselben herabschaut, Karthago nennen, so möchten auch wir jeden Aufsatz mit den Worten schließen: „Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam!"

August Fuchs.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.

Von

H. W. Schulz.

Nebst einem Nachwort über die physische Constitution und Schädelbildung sowie über die letzte Krankheit Rumohr's von C. G. Carus.

Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 298. —— 24. October 1844.

Nachgelassene Schriften von Ludwig Börne. Herausgegeben von den Erben des literarischen Nachlasses. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 297.)

Wir wissen sehr gut, wo wir diesem Ludwig Börne die Grenzen zu stecken haben, und er hat dessen selbst kein Hehl, wo seine Wahlverwandtschaft aufhört und ein subjectives Behagen oder Unbehagen ihn unfähig macht, irgend einen Stoff, eine Person, eine Richtung in ihrer Geltung und Würdigung zu erledigen. Gleich auf den ersten Seiten stoßen wir auf seine Antipathie gegen Goethe. Goethe's Sprache ist ihm kalt wie Marmor, seine Empfindung „nur künstlerisch", seine geistige Haltung so vornehm, so herablassend zu den Gefühlen unserer niedern Brust. „Ich habe ihn nie leiden können!" fährt der gutmüthigste aller Demokraten fort. „In seinem ‚Werther'", behauptet er, sich selbst überbietend, „hat er sich ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geschrieben." Das imposante Phlegma dieser germanischen Natur ertrug die Unruhe seines immerfort in zitternder Hast bewegten Geistes nicht. Irgendwo in diesen Briefen überkommt ihn der Kitzel, ein Gedicht des Alten, den „Erlkönig", kritisch zu zerpflücken und mit den einzelnen Bestandtheilen ein anatomisches Späßchen zu treiben, was denn so ziemlich wie das trübselige Spiel eines planlosen, müßigen Kopfes aussieht.

Sehr ergötzlich ist solche Hypochondrie, wenn sie der Humorist auf eigene Kosten betreibt. Sein Ekel gegen geschriebene und gedruckte Lettern stieg oft bis zu einer Art von Grauen. Alles am Himmel und auf der Erde erscheint ihm in der freundlichen Gestalt des Menschen; der Mond, die Wolken, Berge und Bäume, selbst Thiere, Häuser und alle Gebilde der Kunst lassen sich als menschliche Formation deuten, tragen entfernt das Gepräge Dessen, der sich als der Mittelpunkt der Dinge dieser Welt weiß, nur der Buchstabe nicht, wenn er in seinem schwarzen Trauermantel über das beschneite Feld des Papiers wandelt. Ein vollgeschriebenes Blatt erscheint ihm wie der Kirchhof und das Beinhaus gestorbener Gedanken, die einen mitternächtigen Gespenstertanz vollführen.

> Wie sie schlottern, die entfleischten Knochen, wie die Brust ohne Herz kracht und knarrt, wie die ausgeleerten Augenhöhlen herumglotzen und ihr Eingeweide suchen und keine Thräne haben, es zu beweinen! Dort rollt ein O wie ein Kopf ohne Rumpf über den Grabeshügel hinweg. Hier schlingen M und N zwei fremden Händen gleich sich ineinander, und glauben, sie wären ein Geschwisterpaar. Siehst du jenes B, wie bequem es sich hinsetzt auf das Kirchhofsgras, als spräche es: Ich gehe dir nicht entgegen, du kommst von selbst zu mir! Und dort hinten das f, das den eigenen Kopf unter dem Arme trägt. Und hier vor dir dieses T, welches wie eine Todessense dir droht! Fort von diesem Leichenfelde; ich will nicht schreiben ferner, ich will mit dir reden die Sprache der Lebendigen. Des Menschen Lippe ist die Morgenröthe, vor welcher das Gespenst der Schrift sich scheu wegflüchtet. Der Buchstabe bleibt stets ein trügerischer Geist; er gibt Antworten auf Alles und beantwortet Nichts. Setze dich an meine Seite, sieh' mir ins Auge, wo das Licht wohnt, leg' deine Hand in die meinige, denn sie haben beide schon Thränen getrocknet. So darf sich dir die todte Lüge nicht nahen, und du vernimmst nichts als nur die lebendige Wahrheit.

Diese Stelle findet sich in seinem Tagebuche aus dem Jahre 1817. Sehr merkwürdig ist ein Blick auf Preußen; er gab ihn in einer Recension, die der frankfurter Censor — Usener hieß der Mann — nicht statthaft fand. Dieser eine Blick verräth die Helligkeit seiner publicistischen Anschauungen. Er sagt:

> Preußen, immer Deutschlands Herd, was auch in den Topf kommen, wer auch der Koch sein mag; Alles bereitend, Alles zersetzend, Nahrung und Schädliches, Wärme und verderblichen Brand, Flammen und Rauch, Glut und Asche gebend; Deutschlands Leuchtthurm, die Gefahr zugleich bringend und abwehrend, unten die Klippe, oben die Warnung — dieses Staates Geschichte zu schreiben ist so aufmunternd als abschreckend. Aufmunternd — weil dieser Staat, in seiner Entwickelung begriffen, sein Leben offener trägt; noch jugendlich, seine Tugenden und Fehler unverhüllter zeigt, sodaß jene mehr Hoffnung geben, diese sie weniger nehmen, weil er noch nicht in Regeln verknöchert, in Gewohnheiten befangen ist; weil seine Ströme noch kurz, seine Quellen nahe sind, und man Ursachen und Wirkungen zugleich übersieht. Abschreckend — weil nichts Festes und Beständiges an ihm und man seiner Geschichte nachlaufen muß; weil er mehr Anlage als Ausbildung hat, und der kommende Tag den heutigen bald Lügen straft, und endlich, weil er, wie die Jugend, Tadel so oft verdient als verschmäht.

Über Polens Theilungen hat Börne ein Wort, das nicht minder wiederholt werden muß, weil es die Klugheit seines schlichten Denkens bezeichnet. Er sagt:

> Wie traurig, wenn Fürsten das Unrecht nur zur Hälfte thun, und zu den Leiden der Gegenwart die Furcht der Wie-

derholung gesellen! Napoleon's Gewaltthätigkeiten waren milder, weil sie vollständiger waren.

In seinen Briefen aus dem Jahre 1820, nachdem er auf kurze Zeit zum ersten Male in Paris gewesen, findet sich ein schönes Wort Börne's, das zwischen Frankreich und Deutschland eine Parallele anhebt, eine Parallele, die er später, hin und her balancirend, weil er den nationalen Standpunkt verlor, vielfach umgestaltete, je nachdem der Eindruck des Augenblicks ihn dazu führte. Er schreibt:

Ich habe es nie begreifen können, wie Deutsche so fröhlich und wohlgemuth Französisch sprechen mochten, und dieses oft ohne Noth und aus Lust, selbst wenn sie nur unter Landsleuten waren. Mir war es unbehaglich. So wie eine Lampe, die dunkel und niedergedrückt brennt, bis endlich, ehe sie verlöscht, sie noch einmal hell aufschlägt und das Auge erfreut, so erschien es mir, da ich über die französische Grenze weg, schon mehre Meilen kein deutsches Wort vernommen, bis plötzlich und zuletzt ein Postknecht wieder die Muttersprache mit mir redete. Diese Entbehrung verlernte ich in Frankreich nicht Ich konnte bon jour Monsieur sagen so gut wie Einer, und wenn ich beim Restaurateur Very in Paris Vol-au-vent à la financière foderte, wußte ich schon beim zweiten Male recht gut, was ich wollte. Wenn ich aber das Herz, das deutsche Herz, wollte hören lassen, wenn ich wortreichen, feurigen Franzosen begegnen wollte, ihnen, die unsern Geist nicht achten, unser Gemüth verspotten, wenn ich ihnen begreiflich machen wollte, daß wir besser als sie, daß unsere Freiheit nicht gleich ihrer eine duftende Blume ist, schnell gewachsen, schnell verblühend, zum Genusse der Sinne bestimmt, sondern eine neugepflanzte Eiche, von der schützenden Vorsehung mit einem Dornstrauche stechender Tyrannei umgeben, damit sich ihr Keiner nahe und sie, wenn auch pflegend, verletze — und daß Frankreich nur der Mist ist, den Boden unserer Freiheit zu düngen, kostbar wegen seiner befruchtenden Kraft, aber für sich ohne Werth; wenn ich gegen ihre Eitelkeit eifern mochte, daß unsere Sprache und Kunst und Wissenschaft ein stolzes, bewegtes Meer, das den kühnen Schiffer in fremde, noch unbekannte Welten führt, die ihre aber ein stiller Strom sei, der zierlich durch angebaute Gegenden führt, aber keine schweren Lasten trägt und dem Fußgänger nicht vorauseilt; wenn ich den Glanz unserer Fürsten durch den verdunkelnden Schleier zeigen wollte, den eifersüchtige Verschnittene über sie geworfen, da ermangelte mir das Wort, und ich saß ohne Theilnahme still und betroffen da.

Die Franzosen haben in ihrer Literatur eine ganze Reihe von Geistern, die nichts Anderes gaben als abgerissene Gedanken, Reflexionen, Maximen. Wir haben an Börne ein ganzes Bergwerk solcher ungeschmolzenen, ungemünzten Schätze. F. Gustav Kühne.

Aus Briefen Immermann's.

Münster, 31. Dec. 1822.

— Wol steht es schlecht um Poesie und das Urtheil darüber. Jemandem, der seine Seele an den Gesängen der Meister leise gestimmt hat und nun in unsere heutige Literatur und unter deren Verehrer hinaushorcht, kommt das Gefühl, welches der Musiker haben muß, wenn er Bierfiedler verstimmte Geigen kratzen und eine Schenke trunkener Bauern darüber jubeln hört. Lassen Sie uns nur einmal auf unsere sogenannten Dramatiker, die mir am nächsten im Gesichtskreise stehen, einen Blick werfen: Müllner u. s. w. Hat denn einer von ihnen auch nur eine Ahnung Dessen, was das Wesen der dramatischen Kunst ausmacht? Jenes Ergriffensein vom Geist der Geschichte und Sage, jenes Verlieren der Persönlichkeit an ein Ereigniß, jener Sinn, der nichts weiter will, als die Menschheit nach allen Höhen und Tiefen ausdeuten (nicht construiren), jenes Begreifen des Gesetzes, verbunden mit der Ahnung des Mystischen in allem Geschehenen — diese Elemente, zu uns redend aus wahren Tragödien, wo finden wir sie bei den Helden des Tages? — Nein, diese haben irgend ein verkehrtes Philosophem oder ein kränklich-sentimentales Gefühl, welches sie gern an den Mann bringen möchten. Da zeigt sich ihnen denn die arme, unglückliche dramatische Form; eine Fabel ist bald zusammenphilosophirt; an Namen fehlt es auch nicht, die der Poet für Menschen ausgibt, und ein Stück ist fertig, ehe man die Hand umdreht. Darum haben sie solche Scheu vor historischen Stoffen und machen sich so breit mit ihrer Erfindung. Ja wol sind es Erfindungen, die uns die Wahrheit verstecken. Mit H. Kleist sind die Genannten natürlich gar nicht zu vergleichen. Hier strömt ein wirkliches, echtes Talent aus den unsichtbaren Quellen der Natur. Namentlich kann ich seinen „Prinzen von Homburg" nie ohne Freude und Rührung lesen. Aber leider ist doch auch bei Kleist ein Mangel fühlbar. Das dramatische Gedicht hat — wenn ich mir den Charakter der Musterbilder deutlich mache — zwei Seiten. Die eine stellt etwas Besonderes dar, was so nur einmal vorkommen konnte, die andere deutet auf den Zusammenhang dieses Einen mit dem Allgemein-Menschlichen. Die schönste Wirkung entsteht wol, wenn beide Seiten in vollkommenem Gleichgewichte stehen, und dadurch Zeugniß gegeben wird, daß der Schwebepunkt der Dichtung der Bezug auf Gott sei, vor dem Individuelles und Allgemein-Menschliches gleich gilt. Beispiele der schönsten Abwägung dieser Art sind nach meinem Gefühl: „Romeo und Julia", „Hamlet", „Iphigenia", „Antigone". In allen diesen Meisterwerken ist eine unendliche Individualität der Verhältnisse und Charaktere; dadurch werden dieselben so interessant; zugleich aber weisen die Dichtungen den Zusammenhang jener Verhältnisse und Charaktere mit allgemeinen menschlichen Stimmungen auf das allervortrefflichste nach — dadurch erhalten sie den Stempel der Größe. Nun lassen Sie uns zu Kleist zurückkehren. Das Besondere scheint mir in seinen Arbeiten ungebührlich vorherrschend. Man muß ihm immer erst eine Reihe von Prämissen zugeben, dann kann man mit ihm denken und empfinden. Das ist aber, dünkt mich, nicht das Höchste und Beste. Nie, glaube ich, würde Shakspeare oder Goethe einen Helden für das Drama gewählt haben, der in einem anomalen Zustande erscheint, wie der Prinz von Homburg. Sie geben ihren Hauptcharakteren immer die allgemeinverständlichsten Unterlagen, die Monstrositäten verweisen sie zu den Nebenfiguren. Zwar scheint Richard III. mit seiner Häßlichkeit eine Ausnahme zu machen; diese ist in der That aber auch nur scheinbar. Nicht der häßliche und deshalb mit Natur und Menschheit zerfallene Richard wird uns eigentlich gezeigt, sondern der in Bürgerkriegen aufgewachsene, durch den Anblick von Greueln sittlich zerrüttete, aber an Klugheit und Consequenz Allen überlegene Richard erscheint in der Tragödie, der nun seine zufällige Häßlichkeit sophistisch als Entschuldigungsgrund anführt, ohne eben sehr an die Triftigkeit des letztern selbst zu glauben. Da ist also wieder etwas Allgemeinverständliches, nur dichterisch erhöht. Bei Kleist sind die Hauptpersonen immer so sehr in einen individuellen irdischen Bezug verstrickt, daß man den Zusammenhang seiner Fabeln mit der großen Weltfabel schwer einzusehen vermag. Seine Personen gehen immer nur darauf aus, ein bestimmtes Gut des Lebens zu erlangen; dies wird dann mit der höchsten Kraft, mit der sinnlichsten Lebendigkeit erstrebt, aber über diesen Punkt hinaus reicht die Dichtung nicht. Von jener Sinnesweise, die im irdischen Gute ein geistiges und himmlisches empfängt und genießt, findet sich in seinen Arbeiten fast keine Spur. Sehr merkwürdig für die Charakteristik dieses eigenthümlichen Geistes ist mir die Stelle in einem seiner Briefe, worin er klagt, daß er so einsam sei, und „daß nur die gegenwärtigen Freunde ihm etwas, die abwesenden aber immer verloren seien". Es deutet dies auf eine gewisse

Schwäche der Seele hin, welche der sinnlichen Versicherung bedarf, statt daß der gesunde, starke Geist die schönsten Einflüsse oft in der Entfernung von Dem, was ihm lieb ist, empfindet und eine Wonne der Sehnsucht kennt. Ich weiß nicht, ob ich dem Dichter unrecht thue; aber je mehr ich seine Werke betrachte, desto stärker wird das Gefühl in mir, daß in seiner Poesie, wie in seinem Leben, es eigentlich nie schönes Licht geworden sei, und daß seine Seele die Region des Glaubens und der Ahnung nicht beschritten habe.

Münster, im April 1823.

— Ich las vor einigen Wochen Calderon's „Schultheiß von Zalamea". Dieses Stück hat mich sehr erbaut; ich glaube darin eine schärfere Charakteristik und eine natürlichere Darstellungsweise zu finden, als ich sonst in Calderon wahrgenommen habe. Der Gegensatz zwischen Adels- und Soldatenwelt auf der einen und der Bauernwelt auf der andern Seite ist sehr genau und richtig gehalten; die Idee, daß das Recht deshalb nicht weniger Recht bleibt, weil es ohne Form, und weil es vom Beleidigten selbst verwaltet wurde, hat etwas Großes und konnte nur in einer kraftvollen und erhabenen Seele entstehen. Dennoch haben Diejenigen, welche meinen, daß dieses Stück sich der Shakspeare'schen Weise anschließe, wie ich glaube, unrecht; denn es ist in demselben wie in den übrigen Stücken des Calderon die Manier dieses Dichters sichtbar, nach einer Aufgabe, nach einem Thema zu arbeiten, welches die Abstraction gefunden hat, und welches der Dichter dialektisch und dramatisch beseelt. Ganz bestimmt tritt das Thema auch hier hervor. Es ist eben der Contrast zwischen dem alten Adelsgeist und dem erwachenden Geiste der untern Stände; die verschiedenen Personen sind alle Träger und Repräsentanten ihrer Kaste, und nur interessant, insofern man sie mit Rücksicht auf den Geist dieser Kaste betrachtet; an und für sich selbst können sie keinen Antheil erregen. Die Welt dieses Stückes ist, wie die der übrigen, eine problematische. Sie kann nur gelten, wenn man zugibt, daß in der Wirklichkeit sich ein allgemeiner Satz rein ausprägen kann, und wenn man einräumt, daß die Gegensätze in der Wirklichkeit mit gleicher Würde und Geltung nebeneinander stehen können, wie solches in den Operationen des Verstandes allerdings stattfinden muß, wenn der Verstand überhaupt operiren soll. Beides halte ich aber für unmöglich; denn in der Wirklichkeit wird kein König es mit der Form so leichtsinnig nehmen, wie Philipp II. in unserm „Schultheißen" thut. In einem wohlorganisirten, bestimmten historischen Staate sind auch die Formen bestimmt, und jede Verletzung derselben verletzt sowol das Staats- als das Privatrecht; jenes, weil die gesetzgebende Gewalt allein die Befugniß hat, an diesen Formen zu ändern, dieses, weil jeder Einzelne nur unter der stillschweigenden Voraussetzung im Staate lebt, daß letzterer ein Staat ist, d. h. eine sich selbst in allen ihren Einrichtungen garantirende Anstalt. Gibt man nun dieses zu, so springt gleich das Unwahre der ganzen Handlung in unserm Stücke hervor. Die Fülle der Majestät kann in einem so besondern Falle, wie der vorliegende ist, ergänzend und bestätigend eintreten, eben weil in ihr sich alle Staatsgewalten vereinigen. Philipp kann daher, wenn er aus den Acten die Einsicht genommen, daß der Hauptmann auch vor seinen ordentlichen Richtern den Tod gefunden haben würde, den ihm der Schultheiß bereitete, die Sentenz bestätigen und dadurch das Unrecht zum Recht machen; allein er wird wahrlich nicht sagen, daß bereits vor seiner Ankunft Recht gesprochen war. Er kann mit Erwägung aller Umstände den schwer gekränkten Schultheißen begnadigen, aber wo liegt die Veranlassung für den weisen König, diesen Mann, der das Schwert der Themis misbrauchte, um seine Rache zu kühlen, diesen Mann, sage ich, zu beloben und ihn zum Richter auf Lebenszeit zu bestellen? Denken Sie sich die Sache so, wie ich sie angab und wie sie nach meiner Meinung unter einem großen Könige nur vorfallen konnte, so haben Sie eine Gewaltthat, hervorgehend aus dem Übermuth der obern Stände, gesühnt durch eine Gewaltthat, hervorgehend aus der dumpfen und beschränkten Rachsucht des untern Standes (denn der Schultheiß sieht nicht einmal ein, daß jedes Kriegsgericht den Hauptmann verurtheilen werde); zwischen diese beiden Excesse tritt nun die Majestät in ihrer Glorie ein und führt den wahren Rechtszustand zurück, statt daß sie, wie die Dinge jetzt stehen, nur dazu dient, den Beweis für die allgemeinen Betrachtungen des Schlusses zu verstärken, die sich aber freilich, wenigstens nach meiner Art, die Welt anzuschauen, aus dem Geschehenen nicht folgern lassen; denn der König verewigt das Unrecht und belohnt den Frevel. Man sieht hieraus, welche Widersprüche entstehen, wenn man dramatische Personen zum Erweise eines Themas gebraucht.

Vielleicht finden Sie einen Widerspruch zwischen dieser besondern Ausführung und dem Obengesagten, daß ich die Idee der Unabhängigkeit des Rechts vor gewissen Formen für groß erachte. Aber dieser Widerspruch ist nur ein scheinbarer; denn wenn man unterscheidet zwischen dem Rechte, das Jemandem wird, und demjenigen, was Jemandem gesprochen wird, so läßt sich recht gut sagen, dem Hauptmann ist sein Recht geworden durch den Beleidigten; es ist ihm wirklich nicht mehr zugefügt, als er verdiente, ohne Beisatz von Grausamkeit; und daß diese Mäßigung vom Gekränkten selbst beobachtet wurde, hat etwas Großes. Aber gesprochen ist ihm sein Recht nicht.

Nun zu einem Worte über den Punkt: daß in der Wirklichkeit auch nie die Gegensätze so gleiche Geltung haben wie in diesem Stücke. In der Wirklichkeit existirt wahrlich keine Republik, und hat nie existirt. Lassen Sie uns die Geschichte der alten Staaten durchgehen, so werden wir selbst da finden, daß immer Jemand herrschte, und die Andern ihm dienten. Es gibt im Leben nur ein Mehr und Minder, ein Vorwalten und Zurücktreten, ein Überwiegen und Sichunterordnen. Daraus entspringt ja alle Bewegung und Handlung; denn ein Gleichgewicht verschiedener Kräfte würde Stillstand erzeugen. Wie ist es aber in dem Calderon'schen Stücke? Edelmann und Bauer sind dicht nebeneinander gesetzt; der Eine hat so viel Recht wie der Andere, und man bleibt ganz im Dunkel darüber, wer eigentlich vorwiegt. Die Art, wie Crespo mit Don Lope verkehrt, ist ganz sonderbar, und ich muß Ihnen gestehen, ich wüßte nicht, was ich mir dabei denken sollte, wenn ich die Scene vor mir sähe. So sehr diese Beiden in Hinsicht der Charakteristik hervorstechen vor andern Calderon'schen Personen, so sind es immer noch nicht Personen im Sinne Shakspeare's, Goethe's und Cervantes'. Es sind vielmehr Figuren, die der Dichter braucht, um Das auszusprechen, was er über die Verhältnisse beider Stände denkt. Grundverschieden ist nach meiner Ansicht die Natur beider Dichter, und dies muß eine gänzliche Verschiedenheit ihrer Poesie hervorbringen, abgesehen selbst von allem Demjenigen, was Vaterland, Zeitalter, Umgebung und der Kunstboden, auf dem ihr Drama erwuchs, in ihnen Verschiedenes entfalten mußte. In Calderon scheint mir durchaus ein großer Verstand vorzuwiegen, dem eine mehr extensive als intensive Einbildungskraft dient. Seinen Geist beherrscht ein Sinn der Speculation und der Vergleichung und eine tiefe Überzeugung vom Dualismus, die er nicht in der Stellung der Charaktere und Gesinnungen zueinander, sondern im Contraste der Begriffe ausspricht. Daher haben seine Personen fast immer gleichen moralischen Werth, daher waltet die Intrigue vor, daher schließen Scenen, Aufzüge, Stücke so oft epigrammatisch. In dem Briten ist dagegen die vollkommenste Einheit aller Seelenkräfte: Phantasie, Gefühl, Verstand, Witz, Tiefsinn, Gesinnung spielen immer in freier Entfaltung zusammen; und weil er mit jener gewaltigen Einheit des Bewußtseins die Welt betrachtet, so hat diese und das Leben für ihn eine unerschütterliche Consistenz, und zugleich eine solche Mannichfaltigkeit, daß er sich scheut, ihr Wesen, als in irgend einer Formel oder Regel gefaßt, darzustellen. Wunderbar ist der Irrthum F. Schlegel's, der ihn einen skeptischen

Dichter nennt, Shakspeare im Gegentheil nur seine Kranken und Verzweifelnden zur Skepsis verdammt, selbst aber durch alle seine Stücke in ihrem Haupt- und Grundgedanken die Überzeugung ausdrückt, daß das Ganze des Menschengeschlechts in ewigem Bestande fortblühe, welche Zwiespälte auch einzelne Personen, Familien und Häuser zerreißen mögen. Shakspeare verfährt synthetisch, indem er an kleine, natürliche, einfache Anfänge Folge über Folge knüpft und seine Gebäude immer mehr erweitert, wogegen Calderon mehr analytisch zu Werke geht und, nachdem er ein Thema zuerst in seiner ganzen Ausdehnung aufgestellt hat, dasselbe im Verfolg der Handlung in seine Theile auflöst. Der tragische Impetus des Calderon läßt sich einem Pfeile vergleichen, der, mit bestimmter Absicht fortgeschnellt, in gerader Richtung fliegt und das Ziel trifft; der des Shakspeare ist dagegen wie ein Quell, der in dem Mittelpunkt einer Fläche aufsprudelnd, sich nach allen Seiten ergießt und einen Kreis bildet.

Wie verschieden ist die Art, nach welcher beide Dichter ihre Personen handeln lassen und sie zu- und nebeneinander stellen! Bei Calderon sind die Menschen stets von gewissen Meinungen beherrscht, welche sich oft schon im Titel ankündigen und die consequent verfochten werden. Es ist oben schon angedeutet worden, daß eigentlich nur nach diesen Meinungen seine Menschen sich unterscheiden und durch die Meinungsverschiedenheit die Situationen herbeigeführt werden. Bei Shakspeare handeln die Menschen aus Instinct und stehen nach ihrer ganzen Menschheit gegeneinander. Darum sind seine Verhältnisse so leicht zu begreifen; die Leute zanken sich bei ihm nicht um des Kaisers Bart, wie man zu sagen pflegt, sondern sie haben immer einen tüchtigen menschlichen Grund dazu. Allgemein verständliche Leidenschaften, als Rache, Zorn, Eifersucht, Liebe, Eigennutz u. s. w. treiben sie an. In dem „Zwist der weißen und rothen Rose", im „Julius Cäsar" fechten die Parteien nicht für Ideen, wie wir hochtrabend sagen, sondern weil sie müssen, weil zum Leben des einen Theiles der Tod des andern nothwendig ist.

Shakspeare hätte schon an und für sich, wenigstens in seinen reifern Jahren, die beschränkte Fabel unsers „Schultheißen" nicht zum Gegenstande eines Stücks gemacht. Hätte er aber die Geschichte zu einer Episode tauglich gefunden, so kam dieselbe, wie sie jetzt liegt, ganz gewiß in eine Tragödie der Auflösung bürgerlicher Ordnung, nicht aber in das Gemälde eines glücklichen, gesicherten Reichs. 92.

Notiz aus England.

Der Tod Cary's.

Am 21. August ward in der Westminsterabtei in dem sogenannten Dichterwinkel Henry Francis Cary zur Ruhe bestattet, besonders bekannt durch seine Übersetzung Dante's, welche in England als classisches Musterwerk anerkannt ist. Es erschien von derselben zuerst die „Hölle" im J. 1805; die vollständige Übersetzung der ganzen „Divina Commedia" folgte im J. 1814 nach. Auch eine Übersetzung Pindar's und der „Vögel" des Aristophanes ist von ihm erschienen, aber ziemlich unbeachtet geblieben. Selbst als Dichter ist Cary nur in seinen Jugendjahren aufgetreten mit einer Ode an den General Elliot im J. 1787, welcher im folgenden Jahre „Sonette und Oden" und zehn Jahre später, 1797, eine Ode an Kosziuszko folgten. Zu seinem nicht geringsten literarischen Verdienste gehört seine Fortsetzung von Johnson's Lebensbeschreibungen englischer Dichter und seine eigenen Lebensbeschreibungen früherer französischer Dichter, welche sämmtlich ohne Namensbezeichnung in dem alten „London Magazine" erschienen sind. 129.

Bibliographie.

Abell, Lucie Elisabeth, Erinnerungen an Napoleon während der ersten drei Jahre seiner Gefangenschaft auf St.-Helena. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. Dresden, Arnold. Kl. 8. 1 Thlr.

— — Erinnerungen an Napoleon auf St.-Helena. Aus dem Englischen von E. v. Burfian. Leipzig, Brauns. Kl. 8. 25 Ngr.

Acten in Anklagesachen des Schleswig'schen Obersachwalters wider den Landinspector ꝛc. Tiedemann, wegen angeblich begangenen Majestätsverbrechens. Herausgegeben und bevorwortet von Beseler. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Anti-König, oder Feuer! Feuer!! zwischen der Vernunft und der Offenbarung. Eine geistliche Medicin wider den Vernunft-Koller. Vom Verfasser des Anti-Bretschneider. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Berthet, E., Der Pachthof von Oseraie. Ins Deutsche übertragen von G. Lotz. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Martin. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Carl, J., Der Gustav-Adolph's-Verein oder Beantwortung der Frage, ob man ihm beitreten soll oder nicht, aus dem Begriff der Kirche. Zur Rechtfertigung und Begründung seiner Theilnehmer. Nebst einer Predigt: Sterben oder Leben! über Röm. 8, 12—17. Hanau, König. 8. 7½ Ngr.

Desnoyers, L., Abenteuer Robert Robert's. Übersetzt von Emilie Wille. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Ellis', Mrs., Schriften. 1ster Band: Englands Frauen nach ihren Pflichten und Sitten in der Gesellschaft und im häuslichen Kreise. Nach der 19ten Auflage des Originals ins Deutsche übertragen von E. v. Hartwig. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 22½ Ngr.

Fouqué, Baron de la Motte, Joseph und seine Geige. — Kaiser Karl V. Angriff auf Algier. Zwei Novellen. Potsdam, Horvath. 1845. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gaillard, C., Ottavio Galfagna, oder: Die Rose von Santa-Croce. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Challier und Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Gedichte von D. Müller und seiner Frau Luise geb. Nernst. Stralsund, Volkmann. 8. 22½ Ngr.

Gräße, J. G. T., Die Sage vom ewigen Juden, historisch entwickelt, mit verwandten Mythen verglichen und kritisch beleuchtet. Dresden, Arnold. 8. 10 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Aus der Gesellschaft. Gesammtausgabe der Romane der Verfasserin. 1ste Lieferung. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. Pränumerationspreis für das Ganze in zwölf Lieferungen 8 Thlr. 20 Ngr.

Jesuiten, von einem Jesuiten (Pater A. Cahour.) Aus dem Französischen von J. A. Ammann. 1ster Theil: Prüfung der Texte. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 12½ Ngr.

Klopstock's sämmtliche Werke in 10 Bänden. Stereotypausgabe. 1ste Lieferung. 1ster bis 4ter Band. Leipzig, Göschen. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krauß, J. L. F., Gedichte. Ansbach, Gummi. 12. 27½ Ngr.

Liliencron, R. v., Graf Durem, oder Kraft und Macht. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr.

Mehring, G., Grundzüge der speculativen Kritik. Heilbronn, Landherr. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der enthüllte Protestantismus. Oder Katholicismus und Protestantismus in vergleichender Zusammenstellung. Aus dem Französischen übersetzt von M. Sintzel. Straubing, Schorner. 8. 18¾ Ngr.

Saint-Hilaire, M. de, Die Verschwörung von Georges, Moreau und Pichegru. Übertragen von G. Lotz. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wolf, J. H., Das Haus Wittelsbach. Bayerns Geschichte aus Quellen bearbeitet. Prachtausgabe in einem Bande. 1ste und 2te Lieferung. Nürnberg, Zeh. Lex.-8. à 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 299. — 25. October 1844.

Stimmen über Östreich.

Zweiter Artikel.*)

12. Wien und die Wiener. Von Matthias Koch. Zweite vermehrte Auflage. Karlsruhe, Macklot. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
13. Metternich. Leipzig, Reclam jun. 1844. 8. 1 Thlr.
14. Vier Fragen eines Östreichers. Leipzig, Reclam jun. 1844. 8. 1 Thlr.
15. Russisch-politische Arithmetik. Streiflichter auf das Werk des russischen Geheimraths M. L. von Tegoborski: Über die Finanzen u. s. w. Östreichs, mit Rücksicht auf Preußen und Frankreich. Von Wiesner. Zwei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 1844. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
16. Portfolio eines Östreichers Erster Band. Leipzig, Reclam jun. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
17. Traditionen zur Charakteristik Östreichs, seines Staats- und Volkslebens unter Franz I. Erster Band. Leipzig, Hartknoch. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
18. Spaziergänge eines wiener Poeten. Dritte Auflage. Leipzig, Weidmann. 1844. Gr. 12. 22½ Ngr.

In einem Staate, wo so viele und verschiedene Nationalitäten nebeneinander lagern wie in Östreich, ist die Hauptstadt von eigenthümlicher Bedeutung. Sie ist der cultivirte Boden, auf dem sich alle die Hände reichen, nachdem jede bei sich zu Hause ihre Ansprüche verfochten hat; sie ist das Herz, welches den Umlauf der belebenden Säfte durch den Staatskörper regelt; in Östreich ist sie endlich neben der Dynastie und der Religion das stärkste Element der Einheit. Die Nachtheile, die anderswo aus der unnatürlichen Anhäufung übermäßig großer Menschenmassen und Concentrirung der besten Kräfte auf einem Punkte entstehen, sind in Wien noch lange nicht zu fürchten, und werden dort kaum jemals eintreten; der Anziehung, welche es ausübt, so groß sie auch ist, wirken zu viele ablenkende Kräfte entgegen, als daß dieselbe das Gleichgewicht stören könnte. Wenn Paris Frankreich ist, wie man nicht mit Unrecht sagt, so ist hingegen Wien noch lange nicht Östreich, und wird und kann es nie werden. Es muß aber dem Böhmen wie dem Tiroler, dem Ungar wie dem Italiener wahre Metropolis sein, wenn Östreich ein Staat bleiben soll.

Mit der Darstellung der allmäligen Entwickelung und des gegenwärtigen Zustandes der Hauptstadt Wien beschäftigt sich die Schrift Nr. 12, deren Verf. die bekannten Quellen fleißig benutzt hat. Die k. k. östreichische allerhöchste Censurerlaubniß, welcher sich Hr. Koch zu erfreuen hatte, wie auf dem Titel der ersten Auflage angegeben steht, scheint uns freilich nicht die geeignetste Bürgschaft dafür zu sein, daß diese Benutzung der Quellen überall zu den mit der geschichtlichen Wahrheit übereinstimmendsten Resultaten führte. Dort, wo es noch eine officielle Geschichte gibt und man auf dieselbe Rücksicht zu nehmen hat, begegnet es selbst dem Unbefangenen leicht, daß er, ohne gerade zum Lügner zu werden, eine oder die andere fable convenue als baare Münze nimmt und in Umlauf setzt. Wir werden vielleicht in d. Bl. bei einer andern Gelegenheit über die Gründe sprechen, welche bisher dem Aufkommen einer ihres Namens würdigen Geschichtschreibung in Östreich hindernd im Wege standen, und brauchen nicht zu bemerken, daß diese Gründe auch auf die vorliegende Schrift ihre Anwendung finden, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß sie sich über manche Gegenstände freimüthiger äußert, als dies bei Büchern, die im Inlande gedruckt werden, geduldet zu werden pflegt. Aber das treulose Verfahren der ersten Habsburger gegen Wien, so lange es Reichsstadt war, und noch später, das undeutsche Wesen ihrer Nachfolger, ihre religiöse Engherzigkeit u. s. w., die wol einen schlimmern Namen verdient: das sind lauter Dinge, die in einer Geschichte Wiens erst dann ihre gebührende Berücksichtigung finden werden, wenn man einmal davon abgekommen sein wird, zwei ganz verschiedene Kaiserdynastien miteinander zu verwechseln und zu glauben, die lothringische müsse die ganze Erbschaft der habsburgischen, um uns eines juristischen Kunstworts zu bedienen, ohne beneficium inventarii übernehmen und ihren ängstlichen spanischen Inquisitionsglauben dazu.

Hr. Koch hätte wol, und dies konnte er der allerhöchsten Censurerlaubniß unbeschadet thun, die wesentlichen Veränderungen, welche seit einem Jahrzehend Wiens Physiognomie zu seinem Vortheil ganz umgestaltet haben, ausführlicher erwähnen und durch Vergleichung mit frühern Zuständen ins rechte Licht setzen sollen. Hand in Hand mit dem materiellen Aufschwunge, dessen äußere Zeichen: theilweise Gasbeleuchtung, Eisenbahnen, großartige Bauten u. s. w. Jedem, der Wien einige Jahre nicht gesehen, angenehm in die Augen fallen, geht er-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 137—139 d. Bl. D. Red.

höhte geistige Thätigkeit, die man mit dem besten Willen davon nicht trennen kann, die man, wir wollen es hoffen, nie mehr davon zu trennen suchen wird. Neben reich ausgestatteten Buchhandlungen entstand ein Leseverein, dessen Oberleitung ein hoher Staatsbeamter führt; in der Auswahl der Zeitschriften und Bücher, deren Benutzung einer großen Anzahl von Mitgliedern freigegeben ist, wird mit großer Liberalität verfahren; einzelne Mitglieder halten Vorlesungen, und es werden Ausgaben kostspieliger und interessanter Werke besorgt. Literaten und Künstler gründeten die „Concordia", eine Gesellschaft von etwa 150 Theilnehmern, die sich wöchentlich einmal versammelt, jedoch in keiner „Ludlamshöhle", sondern in einem großen und eleganten Gasthofsaale. Auch die Liedertafel ist zu nennen, zu der sich Freunde der heitern Kunst vereinigt haben, welche ebenfalls, ungefähr 130 an der Zahl, in der Woche ein Mal in schönen Räumlichkeiten ihre Zusammenkünfte halten. Alle, die Wien kennen, wissen, mit welchen Schwierigkeiten solche Vereine noch vor wenigen Jahren zu kämpfen hatten; ihr Bestehen, den Schutz oder auch nur die Duldung, welche ihnen zu Theil wird, und die von ihnen ausgehende oder in ihnen am bewußtesten sich äußernde würdige Vertretung der Kunst und Literatur deuten unverkennbar darauf hin, daß man nicht mehr so weit davon entfernt sei, neben dem starren Herkommen eine Berechtigung des freien Geistes anzuerkennen. Die Theilnahme an der intellectuellen Bewegung unserer Zeit war in Östreich stets größer, als man auswärts annahm; überall finden sich dort Männer, die mit ihr Schritt gehalten haben, zum Theil solche, die würdig und fähig wären mit an der Spitze derselben zu stehen — gönnt man ihnen einmal Raum, so wird man sie auch da erblicken. Die großartigen wissenschaftlichen Anstalten der Hauptstadt haben bis jetzt, dies läßt sich nicht verhehlen, ihren Zweck nur halb erfüllt; sie haben viele Schüler, aber wenig Lehrer gebildet. Als ein glückliches Vorzeichen, daß Wien seinen Beruf, eine der Vormauern deutscher Cultur zu sein, die es hüten und verbreiten helfen soll, in Ehren halten wird, wollen wir die Thatsache annehmen, daß in jüngster Zeit ein Lehrer von dort an eine auswärtige (schweizerische) Hochschule berufen wurde — ein Fall, der seit langem nicht mehr und überhaupt sehr selten vorgekommen ist. Hr. Koch hat die zweite Auflage seines Buchs mit einem Anhange vermehrt, in dem er seine Ansichten über einige in jüngster Zeit erschienene, Östreich betreffende Schriften ausspricht. Da wir die Aufmerksamkeit der Leser d. Bl. bereits selbst auf diese Schriften gelenkt haben, müssen wir Diejenigen, welche Hrn. Koch's Meinung über dieselben kennen lernen wollen, auf sein Buch verweisen.

Der Verf. der Schrift Nr. 13 hat ein Aushängeschild gewählt, das sehr geeignet ist, viele Leser anzuziehen. Sie hoffen vielleicht hier die Wirksamkeit eines Staatsmanns dargestellt zu finden, dessen lange, vom seltensten Glücke begünstigte Laufbahn seit den Tagen Richelieu's Ihresgleichen nicht mehr gehabt hat; oder sie sehen überraschenden Aufklärungen, pikanten Notizen, Arabesken aus dem Privatleben, einem Stück Kammerdienerliteratur entgegen; oder sie glauben endlich, es werde ein strenger Ankläger vor sie hintreten, mit den Worten: Ypsilantis, Polen, Karlsbader Beschlüsse, Jesuiten u. s. w. im Munde. Alle diese Leser werden das Buch unbefriedigt aus der Hand legen; es wird überhaupt, fürchten wir, selbst Den nicht befriedigen, der es mit den bescheidensten Erwartungen aufschlägt. Unter den panegyrischen Wortkram mag sich Ironie verstecken; der hausbackene Liberalismus, welcher sich hier und da kund thut, mag gut gemeint sein — für dieses ungahre Gemisch hätten sich aber, wenn es durchaus dem Publicum dargeboten werden sollte, viele andere Benennungen besser geschickt als die gewählte.

(Der Beschluß folgt.)

Emil Braun's „Antike Marmorwerke". *)

Wir können nicht umhin, in diesen Blättern ein Werk mit wahrer Freude zu begrüßen und etwas ausführlicher zu besprechen, welches, wenn es auch zunächst „den Männern von Fach" übergeben ward, doch sowol in Betreff der Wichtigkeit und des Interesses, welches die in ihm veröffentlichten Kunstdenkmäler, ein jedes in seiner Art, haben, als auch durch die präcise und geistreiche Behandlung derselben vor vielen andern geeignet ist, die Blicke auch der Männer nicht von Fach auf sich zu ziehen und zu fesseln.

Das Werk des Hrn. Braun enthält „eine Nachlese von antiken Marmorwerken, welche zunächst dem römischen Denkmälervorrath entnommen worden sind". Es schien ihm mit Recht „räthlich, vorerst die von Winckelmann begonnenen, von E. Q. Visconti und Zoega fortgeführten und zuletzt durch Gerhard einem großartigen Abschluß nahe gebrachten Sammlungen zu vervollständigen, bevor man Fernergelegenes in diesen Bereich hineinzuziehen sich bemüht". Denn „die ungeheure Ausdehnung, welche unsere Kenntniß von alten Denkmälern gewonnen hat, erlaubt es fürder nicht mehr, das Verschiedenartigste zu mischen. Jede Kunstgattung will fortan für sich betrachtet sein. Nicht einmal Seitenzweige wollen sich schicklicherweise in die Behandlung der Hauptarten einbegreifen lassen". „Die Zeichnungen sind", nach des Hrn. Herausgebers Versicherung, „möglichst treu, die Stiche reinlich, die leichte Weise, in der beide gehalten sind, geeignet, von dem Monument, um das es sich handelt, einen klaren Begriff zu wecken."

Wir wollen nun in dem Folgenden den Inhalt des Werks im Allgemeinen und nach den wichtigsten Ergebnissen darlegen und daneben, so weit es die Tendenz dieser Blätter erlaubt, über die mitgetheilten Monumente und die ihnen gewidmeten Erklärungen unsere Ansicht aussprechen. Einige Nachrichten und Bemerkungen über bis dahin noch nicht bekannte oder übersehene Kunstdenkmäler, an den passenden Stellen mitgetheilt, werden hoffentlich eine nicht unerwünschte Zugabe sein.

Erste Dekade. Auf Tafel I ist die Marmorstatue einer Minerva aus dem Palaste Stoppani-Vidoni von lebensgroßen Verhältnissen dargestellt; auf Tafel II die einer Diana aus demselben römischen Palaste, von gleich guter Erhaltung, gleich untergeordneter Ausführung und der nämlichen Größe, ein seltenes Beispiel zweier Götterbilder, die vom Anfang an zusammen gehörten und noch jetzt beisammen sind. Wie sie sich

*) Antike Marmorwerke, zum ersten Male bekannt gemacht von Emil Braun. Erste und zweite Dekade. Mit 24 Kupfertafeln. Leipzig, Brockhaus. 1843. Folio. 8 Thlr.

durchaus entsprechen, ist bald zu sehen und von Hrn. Braun mit Einsicht in die künstlerische Wirkung, welche sie in ihrem Wechselverhältniß hervorbringen, auseinandergesetzt. Eine jede der Göttinnen ist in einer interessanten Attitude dargestellt, besonders die Minerva. „Die hehre Tochter des Zeus tritt uns in faltenreichem, langherabwallendem Chiton entgegen. Ein schmaler Gürtel hält ihn über den Hüften zusammen. Die Ägis hängt von der rechten Schulter quer über die Brust herab. Dieses Motiv, welches allezeit eine sehr anmuthige malerische Wirkung gewährt, ist bei Minervenstatuen eben nicht selten. Die römischen Museen liefern mehre Beispiele, andere finden sich bei Clarac. Der Eindruck, den diese Anordnung des Gorgonenpanzers macht, ist eher friedlich als wehrhaft. Damit stimmt in unserer Statue die übrige Haltung der Figur. Der Helm selbst gleicht eher einem Hauptschmuck als einem Waffenstück. Leicht ruht er auf der Lockenfülle des Götterhauptes. Die Göttin erscheint hier weder in jener starren Erhabenheit, die so vielen Minervenbildern eigen ist, noch tritt sie mit der Energie ihres Wesens auf, welche eine Theilnahme an den Werken des Ares bekundet. Ganz im Gegentheil zeigt sie mehr als sonst wol eine gewisse Milde der Bewegung, mit der sie in die Angelegenheiten der Sterblichen einschreitet." Die so, und so gewiß richtig aufgefaßte Figur der Minerva wird von Hrn. Braun mit entschiedenem Unrecht „Agoraia" benannt. Die Statue der Diana, welche in Anordnung und Beiwerk nichts wesentlich Neues bietet, belehnt er, „weil die ganze Haltung der Figur mehr ruhig als bewegt ist, die Göttin weniger von Zorn beseelt, als vielmehr von demselben abzustehen, vielleicht sogar abzumahnen scheint", mit dem ebensowenig zu rechtfertigenden Beinamen „Soteira". Es bietet sich leicht die Frage, „ob beide Statuen ursprünglich nicht vielleicht zu einer größern Gruppe gehört haben könnten, und zu welcher?" Hr. Braun ist „um eine Antwort nicht verlegen". „Mit der Fabel des Orestes", sagt er, „lassen sie sich in Beziehung setzen: Athene als Areopagitis gedacht, Artemis die Erinnyen beschwichtigend. Die Stellung, in welcher diese Gottheit auf dem von Otto Jahn herausgegebenen Vasengemälde („Vasenbilder", Hamburg 1839, Tafel 1) erscheint, bietet Ähnlichkeiten dar. Dort tritt sie uns im Heiligthume ihres Zwillingsbruders entgegen, welcher den zum Erdnabel geflohenen Orestes schützt, und hat die Rechte erhoben wie die unsere." Allerdings; aber diese Geberde ist nicht die des Besänftigens, sondern die des Spähens. Ref. hat über die Artemis sowie über das ganze Vasenbild die ihm richtig scheinende Ansicht ausführlich entwickelt in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen", 1842, St. 101 fg. Hr. Braun hätte sich hüten sollen, dasselbe zur Erklärung unseres Marmors herbeizuziehen, „denn", sagt er ja selbst mit Recht S. 24, „Vasenmalereien und Marmorreliefs bieten gar zu wenig Anknüpfungspunkte dar". Das gilt auch von dem vorliegenden Falle. Der Ort sowol als das Dargestellte sind ganz verschieden; von der Attitude der Artemis — rücksichtlich deren in Betreff des Marmorbildes übrigens noch fraglich ist, ob die von Hrn. Braun diesem zugeschriebene als die wahre anzuerkennen sei — ist dasselbe oben schon bemerkt. Daß Artemis bei der Darstellung des an dem heiligen Nabelsteine im großen Apollinischen Tempel zu Delphi, an welchem die Göttin selbst Theil hatte, Schutz suchenden Orestes erscheint, kann nicht auffallen, obwol dies unter allen bisher herausgegebenen Bildern dieser Art nur auf dem Jahn'schen sich findet*), aber wie kommt die Artemis auf den Areopag zu Athen, mit welcher Wahrscheinlichkeit kann man ihr die Rolle zuschreiben, welche durch ausdrückliche Zeugnisse und in einem Meisterwerke der dramatischen Dichtkunst der Griechen als die der Athena dargestellt ist? So sicher es ist, daß die beiden Statuen zusammen gehören, so unsicher wird eine jede Erklärung derselben sein, nach welcher sie zur Darstellung irgend einer mythischen Begebenheit verwendet sein sollten.

Auf Tafel III und III^{b} erblicken wir, en profil und en face dargestellt, einen Doppelkopf aus dem Palaste Spada alla Regola, in Betreff dessen leider nicht zu entscheiden ist, ob er zu einer Statue oder zu einer Hermenbüste gehört habe. Die Züge beider Köpfe, welche nur geringe Verschiedenheit bieten, sind unverkennbar die des Jupiter. Hr. Braun nennt das Bild „Doppelkopf des Zeus". Auch wir nehmen durchaus keinen Anstoß an einem Doppelkopf des Jupiter aus der Zeit römischer Kunstübung. In diesem Falle haben wir ein Monument vor uns, welches in seiner Art einzig dasteht. Interesse genug, ja wol ein noch größeres böte dasselbe indessen auch dann noch dar, wenn es wahrscheinlicher wäre, daß es einen Janus-Jupiter darstelle. Schon Varro bei Augustin („De civit. Dei", VII, 10) stellt den Janus mit dem Jupiter zusammen. Wir wollen auf diesen Punkt hier nicht näher eingehen, glauben aber auf der Silbermünze des Geta aus Pedrusi's Farnese'schem Münzschatz, welche auf Tafel III^{b} wiederum abgebildet ist, es allerdings mit einem solchen Janus-Jupiter zu thun zu haben. Vgl. C. A. Böttiger's „Ideen zur Kunstmythologie", Bd. 1, S. 268 fg.

Tafel IV gibt den überlebensgroßen Kopf des Dodonäischen Zeus, als Marmorwerk einzig in seiner Art, auch sonst, trotzdem, daß es durch den Regen etwas gelitten hat, ein sehr schönes und verdienstlich gearbeitetes Werk, jetzt in dem königlichen Museum zu Berlin befindlich. Besonders interessant ist dieser Kopf in kunstmythologischer Beziehung, indem er eine Bildung zeigt, die mit der des Poseidon und anderer Wasserwesen Ähnlichkeit hat. Hr. Braun fragt: „Wurde vielleicht der Dodonäische Zeus insbesondere als ein Gott der Regenschauer und rauhen Gebirgshöhen verehrt?" Über den Bezug des Dodonäischen Zeus zu dem Wasser haben schon vorlängst Creuzer in der „Symbolik", Th. 3, S. 152, und Völcker in der „Mythologie des Japetischen Geschlechts", an mehren Stellen gesprochen.

Das auf Tafel V vorstellig gemachte Relief stammt aus den Ruinen des alten Falerii und ist in den jetzt der vaticanischen Bibliothek zugetheilten Gemächern des Borgia aufgestellt. Links (von dem Beschauer) zeigt sich der Vorsprung eines Felsens, darauf eine Taube, darüber und dahinter ein Eichbaum. Unter dem Felsen sitzt auf Gestein ein nackter Knabe, die Linke auf einen Stein gestützt, die Rechte mit einem Rund darin zu einem vor ihm stehenden Mann emporhaltend, nach welchem auch das Gesicht mit geöffnetem Munde emporschaut. Der Mann ist bärtig, sein in den Nacken hinabwallendes Haar wird auf dem Haupte von einem Schilfkranze umgeben; ein langes, nur die Arme freilassendes Gewand umhüllt die Glieder; in der Hand des rechten, etwas gehobenen Armes hält er ein Horn, in der des linken mehr gesenkten einen Kantharos; die Füße sind ohne alle Bekleidung; sein Blick geht nach unten auf den Knaben, mit welchem er sich unterredet, wie auch bei ihm der geöffnet erscheinende Mund auf unverkennbare Weise darthut. Das Relief hat, nach Hrn. Braun's Angabe, zu einem Brunnen gehört, dessen Wasserstrahl aus dem doppelhenkeligen Becher und dem Horn des bärtigen Mannes hervorgedrungen sein mag. In der dargestellten Localität erkennt Hr. Braun Dodona, in dem Knaben am Boden den kleinen Zeus, in dem Rund, welches er mit der Rechten hält, „die schön rollende Kugel, welche das Zeuskind von der Amme Adrasteia zum Geschenk erhielt, wie dies Apollonius Rhodius, III, 132 fg. besingt", in dem bärtigen Mann mit langem Gewande „einen Seller, der der heiligen Stelle ehrfurchtsvoll genaht ist". Andere wollten und wollen die Darstellung auf die Geburt des Tages beziehen. Diese Erklärung müssen auch wir von vornherein geradezu zurückweisen. Die Braun'sche trifft nach unserer Ansicht in einer Beziehung das Wahre, während sie dasselbe in andern und in der Hauptsache verfehlt. Wir wollen, ohne

*) Bei dem Kunsthändler Casanova zu Neapel sah K. O. Müller eine schöne große Vase von Basilicata, auf welcher unter Anderm die Sühnung des mit dem Schwert in der Rechten an dem Omphalos hingelagerten Orestes dargestellt ist. Apollo mit einem Schweine in der einen, dem Lorber in der andern Hand steht neben dem Orestes, und hinter Apollo Artemis mit zwei Lanzen und Köcher.

eine in das Einzelne eingehende Widerlegung derselben zu versuchen, gleich unsere abweichende Deutung geben. Die Localität ist sicherlich Dodona; ob aber eine Höhle zu erkennen sei, in welcher der Knabe sitze, wie Hr. Braun meint, kann bezweifelt werden. Der Knabe ferner ist gewiß nicht der kleine Zeus, sondern der kleine Dionysos, der ebenfalls zu Dodona aufgezogen sein sollte. Das Rund, welches der Kleine in der Rechten hält, könnte auch so eine Kugel sein, doch möchten wir dasselbe lieber für einen Apfel halten, welcher ebenfalls unter den Spielsachen des kleinen Dionysos angeführt wird (vgl. Lobeck's „Aglaophamus", S. 699 fg.). Der vermeintliche Seller ist ohne allen Zweifel der Flußgott Acheloos. Stehend ist dieser auch auf der bekannten Münze von Matapont dargestellt. Aber Acheloos darf überall nicht auf gleiche Linie mit den gewöhnlichen Flüssen gestellt werden. „Hat aber die Darstellung eine eigene Beziehung zur Dionysischen Mythenwelt, so ist auch solches dem Zwecke des Marmorbildes nicht entgegen. Dionysosbilder finden sich häufig zu Brunnenschmuck verwandt, worauf bereits E. Q. Visconti aufmerksam gemacht hat." Dasselbe gilt gewiß noch mehr, wenn sich die Darstellung zugleich auch auf den Acheloos, das Sinnbild des Wassers überhaupt, bezieht. „Verwandte Dionysische Darstellungen liegen nahe. So sitzt das Bacchuskind am Boden auf einem Carniol, wo der Silen dabei auf eine Herme gestützt erscheint. Auf einem andern geschnittenen Steine sieht man einen Satyr, neben ihm am Boden ein kleines Kind." Wir wollen diesen Beispielen ein neues hinzufügen, welches insofern noch besser zu unserer obigen Erklärung paßt, als es wahrscheinlich ist, daß es sich auch auf Dodona und den Dionysos, der dort in seiner Jugend weilte, beziehe. In den Tagebüchern K. O. Müller's fanden wir einen Sardonyx-Cameo des Museo Borbonico zu Neapel mit folgender Darstellung verzeichnet. Dem Beschauer nach links erscheint ein Felsen, darauf ein Tempelchen und rechts davon ein Baum; auf dem Felsen sitzt ein halbnacktes Weib mit Band um den rechten Arm und Leib; unterhalb sieht man einen umgestürzten Krater mit fließendem Wasser. Nach rechts eine Gruppe von drei Personen. Die Mitte nimmt der kleine Dionysos ein, welcher auf einem Löwen sitzt; neben ihm, nach links, ist ein Mädchen mit Traube in der Rechten dargestellt, welches mit der Linken den Kleinen hält; nach rechts ein vorauseilendes Mädchen mit der Kette des Löwen. Ist, wie wir uns schmeicheln, die obige Erklärung des von Hrn. Braun herausgegebenen Marmors die richtige, so bietet dieselbe in der Zusammenstellung des Dionysos und Acheloos und in der Bildung und Charakterisirung dieses, welche, wie auch Hr. Braun bemerkt, ganz die eines bacchischen Wesens ist, eine neue, höchst interessante Darstellung, deren genauere Erklärung und Würdigung wir aber hier nicht übernehmen wollen, indem wir uns bescheiden, auf die einsichtigen Bemerkungen von E. Gerhard („Auserlesene griechische Vasenbilder", Th. 2, S. 110 und 112) zu verweisen.

Tafel VI enthält das Fragment eines Reliefs aus dem Hause Colonna. Wir sehen eine in rascher Bewegung nach rechts befindliche weibliche Figur in geschlitztem Chiton, welcher Kopf und Hand sowie ein Theil des allein sichtbaren bloßen rechten Armes fehlen; vor ihr eine Schildkröte und der Überrest eines Vogels, welcher sich mit Sicherheit als Adler erkennen läßt. Hr. Braun sieht die Frau mit Bezug auf diese Thiere unzweifelhaft richtig als die Ägina an. Ägina wird mit dem Zeus gruppirt gewesen sein, in welcher Weise aber, muß wegen des fragmentirten Zustandes des Monuments ganz dahingestellt bleiben. Als erläuternde Zugabe bringt dieselbe Tafel eine Abbildung des schon früher vom Marchese Melchiorri publicirten Vasenbildes im Gregorianischen Museum zu Rom, welches jetzt auch in dem Prachtwerke: „Musei etrusci quod Gregorius XVI Pont. max. in aedibus vaticanis constituit monimenta linearis picturae exemplis expressa et in utilitatem studiosorum antiquitatum et bonarum artium publici iuris facta", Tafel XX, in Abbildung zu finden ist.

Auf Tafel VII sehen wir die vereinzelte Gruppe einer die schnaubenden Rosse mit Anstrengung im Zügel haltenden Selene aus dem Palaste Colonna, roh in der Behandlung, aber geistvoll in der Anlage, nach Hrn. Braun's Meinung der Seitenfläche eines Sarkophags angehörend und so vielleicht einen Theil einer größern Composition ausmachend. Die Darstellung erinnert Hrn. Braun „zunächst an die vaticanische Statue des Braccio Nuovo, welche die Artemis-Selene in dem Augenblicke darstellt, wo die keusche Göttin vor der Schöne des Endymion zusammenschrickt".

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster bis sechster Theil.

Gr. 12. Geh. 11 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt des ersten Theils (Preis 1 Thlr. 24 Ngr.):
Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. — James Hind, der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsrath Tiquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

Inhalt des zweiten Theils (Preis 2 Thlr.):
Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvillier. — Die Geheimräthin Ursinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürnbergerinnen. — Die Marquise de Gange.

Inhalt des dritten Theils (Preis 2 Thlr.):
Struensee. — Lesurques. — Der Schwarzmüller. — Der Marquis von Anglade. — Jacques Lebrun. — Der Mord des Lord William Russell. — Nickel List und seine Gesellen. — Berthelemy Roberts und seine Flibustier.

Inhalt des vierten Theils (Preis 2 Thlr.):
Cinqmars. — Admiral Byng. — Der Pfarrer Riembauer. — Der Magister Tinius. — Eugen Aram. — Der Mädchenschlächter. — Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin. — Jean Calas. — Jonathan Bradford. — Der Ziegelbrenner als Mörder. — Der Herr von Pivardiere. — Klara Wendel, oder der Schultheiß Keller'sche Mord in Luzern.

Inhalt des fünften Theils (Preis 2 Thlr.):
Warren Hastings. — Der Sohn der Gräfin von St.-Geran. — Ludwig Christian von Olnhausen. — Mary Hendron und Margaret Pendergras. — Zur Geschichte der englischen Highwaymen: 1) Spiggott und Philipps. 2) Hawkins und Simpson. 3) Ralph Wilson und William Barkwith. — Exner. — Der Doctor Castaing.

Inhalt des sechsten Theils (Preis 2 Thlr.):
Der Tod des Prinzen von Condé. — Rudolf Kühnapfel. — Jonathan Wild. — Urban Grandier. — Rosenfeld. — Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck. — Matheo von Casale. (Mit einer lithographirten Tafel.) — Burke und die Burkiten. — La Roncière und Marie Morell. — Maria Katharina Wächtler, geb. Wunsch.

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 300. —— 26. October 1844.

Stimmen über Östreich.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 299.)

Der Östreicher in Nr. 14 stellt folgende Fragen: „Ist die nationale Einheit des östreichischen Staats möglich, und auf welchem Wege kann sie erreicht werden? Hat Östreich den politischen Fortschritt zu fürchten? Zu welchen Erwartungen berechtigt das geistige Leben und Streben der Östreicher? Welche Stellung nimmt Östreich unter den europäischen Grosmächten ein?" Um zur Beantwortung dieser Fragen zu gelangen, läßt sich der Verfasser in Erörterungen ein, die zwar keine neuen Thatsachen, weder der Erfahrung noch des Bewußtseins, zu Tage fördern und den vorhandenen Stoff beiweitem nicht erschöpfen, die aber den in der politischen Discussion, wie sie gegenwärtig geführt wird, herrschenden Ton gut treffen und von verständiger Auffassung zeugen.

Der russische Geheimrath von Tegoborski hat bekanntlich ein seinem Souverain gewidmetes Werk über die Finanzen Östreichs geschrieben, in dem er der Regierung dieses Landes eine Menge guter Rathschläge gibt. Wir sind in Deutschland daran gewöhnt, unsere Nachbarn ein manchmal über die Gebühr lebhaftes Interesse an unsern Angelegenheiten nehmen zu sehen, und so kann es durchaus nicht überraschen, daß ein Russe oder russificirter Pole den Beruf in sich gefühlt hat, in einem Fache, in dem man es bekanntlich bei ihm zu Hause sehr weit gebracht hat, als unser Lehrer aufzutreten. Allein wie es zu gehen pflegt, die besten Absichten werden oft am schlimmsten gedeutet, und ungebetene Rathgeber, mögen sie es noch so redlich meinen, häufig sehr unhöflich abgefertigt. Dieses Loos widerfährt auch Hrn. von Tegoborski. Hrn. Dr. Wiesner, einem Deutschböhmen, wie er sich auf dem Titel nennt, misfällt schon, von allem Andern abgesehen, die zärtliche Sorgfalt, mit der sich ein Russe um die östreichischen Staatskassen bekümmert; er meint, so auffallend es wäre, wenn ein Staatsmann seines Vaterlandes ein ähnliches Werk über die russischen Finanzen unter so hohem Schutze veröffentlichte, so sehr und noch mehr müsse Einen die von dem in Diensten Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen stehenden oder vielmehr reisenden Geheimrath übernommene Rolle Wunder nehmen. Er meint ferner, die Russen hätten, wie ein deutsches Sprüchwort sagt, so viel vor ihrer eigenen Thür zu kehren, daß sie andern Leuten ihre Dienste keineswegs aufzudringen brauchten, und wittert hinter ihrer Theilnahme an unserm Wohlergehen Absichten, die mit der durch die Geschichte bewährten Uneigennützigkeit des petersburger Cabinets, wenn nun einmal Hr. von Tegoborski in Auftrage desselben geschrieben haben soll, im schreiendsten Widerspruche stehen. Wir können hier die Vor- und Nachtheile des russischen Beglückungs- oder, was ungefähr das Nämliche sagen will, Besteuerungssystems, wie Hr. v. Tegoborski es auf Östreich anzuwenden vorschlägt, keiner ausführlichen Prüfung unterwerfen und maßen uns nicht an, zwischen den beiden Gegnern als Schiedsrichter aufzutreten (es ist dies um so überflüssiger, als das Timeo Danaos et dona ferentes in allen unsern Schulen erklärt wird); dagegen erinnern wir, ohne daß wir im entferntesten beabsichtigten, die Auspressungstheorie des russischen Geheimraths dadurch in ein schiefes Licht zu setzen, an die Art, wie die Ahnherren des östreichischen Kaiserhauses, die Herzoge von Lothringen, die Steuern zu erheben pflegten. Der Landesherr — so erzählte Marie Antoinette der Frau Campan — begab sich in die Kirche; nach der Predigt stand er auf, schwang seinen Hut in der Luft, um anzuzeigen, daß er sprechen wolle, und sagte dann, wie viel Geld er brauche. Die guten Lothringer beeiferten sich so sehr, es zusammenzubringen, daß die Männer nicht selten ohne Wissen ihrer Frauen Wäsche oder Hausgeräthe verkauften, um den Steuerbetrag zu vermehren; daher geschah es auch oft, daß der Fürst mehr Geld bekam, als er verlangt hatte. War dies der Fall, so wurde der Überschuß zurückgegeben. Auf die patriarchalischen Sitten, welche diese Fürsten nach Östreich brachten — fügte Marie Antoinette hinzu —, stützt sich die unerschütterliche Popularität, deren sich dort das Kaiserhaus erfreut. Daß russische Finanzkünstler eine solche Popularität in Anschlag bringen, ist freilich sehr zu bezweifeln. Sie mag zu den Vorurtheilen gehören, die man an der Newa schon 1762 abgestreift hatte.

Der Titel der Schrift Nr. 15 könnte auf die Vermuthung bringen, sie enthalte Depeschen und Circularschreiben der Staatskanzlei, Bundestagsprotokolle und sonstige Actenstücke, „die nicht für die Öffentlichkeit be-

stimmt sind". An deren statt findet man jedoch blos Erzählungen, die zum Theil nach bekannten Vorfällen der neuesten Zeit bearbeitet sind. Es hat mit der Wahl solcher Stoffe eine misliche Bewandtniß: sie sind allerdings die anziehendsten, aber was sollen die novellistischen Zuthaten dabei? Sie schwächen den Eindruck, den die schmucklose Wahrheit hervorgebracht haben würde, und machen, wenn sie vollends ungeschickt erfunden sind, eine der von dem Erzähler beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung. So kann es z. B. gar wohl vorgekommen sein, daß sich ein geistlicher Ränkemacher an einem hohen Staatsbeamten in der hier geschilderten Weise rächte; ein „Östreicher" jedoch, der ein „Portfolio" herausgibt, sollte wissen, daß bei den östreichischen Behörden geistliche Angelegenheiten von geistlichen Referenten vorgetragen werden; er hätte daher dem Hofrathe, dessen Tochter das Opfer von Liguorianerkniffen wird, eine andere Stellung und dem Pater einen andern Beweggrund, mithin der ganzen Geschichte eine andere Verwickelung ausmitteln müssen.

In den „Traditionen" u. s. w. erhalten wir einen sehr dankenswerthen Beitrag zu unserer im Vergleiche mit der französischen und englischen spärlich ausgestatteten Memoirenliteratur. Die Josephinische Aufklärungsperiode mit Nachklängen aus der Zeit der frommen Kaiserin, die Jakobinerriecherei der neunziger Jahre, der Kampf gegen die Revolution und ihren Universalerben werden uns hier in einzelnen, unmittelbar aus dem Leben genommenen Zügen vorgeführt, deren Würdigung es keinen Eintrag thut, wenn auch der durchlaufende biographische Faden nur ein schriftstellerisches Auskunftsmittel wäre. Die Portraitähnlichkeit der auftretenden Personen ist unverkennbar: der Freiherr Spendau, dessen Name, ein lucus a non lucendo, von „spendiren" (einem östreichischen Provinzialismus für s c h e n k e n) hergeleitet werden könnte, sein Antagonist, der General Lindenau, dessen Witze noch lange eine stehende Rubrik in den wiener Überlieferungen bilden werden, der fliegende Uhrmacher Degen, Professor Schwegler, der baronisirte Lieutenant Fellner, der Architekt Kampfmiller, Hofrath Lang u. s. w. bilden eine Galerie von Originalen der östreichischen Schule, bei deren Anblick uns eine Art Heimweh nach dem Stephansthurm überschleicht, in dessen Bereich alle diese „naturwüchsigen" Gestalten, zu denen sich heutzutage gewiß noch eine Menge Gegenstücke finden, herumtrieben.

Wir bekennen aufrichtig, daß es uns wohl that, nachdem wir kurz vorher mit den „Nibelungen im Frack" Umgang gepflogen hatten, wieder einmal den „Wiener Poeten" auf seinen „Spaziergängen" zu begleiten. Wir saßen mit ihm „in des Wirthes Gartenlaube", schritten über das „Schlachtfeld von Aspern" und traten vor den Kaiser, der das Lied nicht hörte und bei den Kapuzinern schläft. Sein Weg führte den Poeten diesmal am Zeughaus vorüber: dort erzählte er uns von Sobiesky's Schwert und Banner „alte Geschichten". Dann sahen wir den Todesengel über die Stadt fliegen von Osten her, „wo der Tag wohnt und der Zar" — aber die Lenker unseres Volks scheuten seinen Hauch nicht. Einen Freunde, der in das Land zog, wo einst Franklin Weisheit säete, Washington einst fechtend stand, riefen wir Lebewohl zu — endlich lauschten wir der Frühlingsschwalbe, die eine neue Zeit verkündete. Als sie verstummte, verließ uns der Poet. Uns war aber, als flüsterte vom Ballplatz her eine höhnende Stimme: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer." 54.

Emil Braun's „Antike Marmorwerke".

(Fortsetzung aus Nr. 299.)

Tafel VIII bringt uns die Vorderseite und die beiden Nebenseiten eines im Casino der Villa Panfili-Doria befindlichen mächtig großen Sarkophags. Die erste hat die auf römischen Sarkophagen verhältnißmäßig häufige Darstellung des Liebesbesuchs der Selene bei dem Endymion, hier durch gute Erhaltung, reichliches Beiwerk und manche interessante Einzelheiten ausgezeichnet. Wir wollen von diesen nur einige hervorheben. Die Darstellung begrenzen zu beiden Seiten oben, links das Viergespann des Helios, rechts das Zweigespann der Selene. Dieses wird an dieser Stelle von Ochsen gezogen, während dem in der Mitte der Darstellung, auf welchem die Selene zum Endymion gekommen ist, Rosse vorgeschirrt sind, in derselben kühnen Vorstellungsweise, welche sich, wie Hr. Braun bemerkt, auch auf Mithrasreliefs findet. Über diese allerwärts als stehendes Symbol verwandten Himmelsgespanne urtheilte, wie derselbe berichtet, schon der große Niebuhr, daß durch sie die Ewigkeit vorgestellt werde. Diese Ansicht, bemerken wir, kommt nicht erst bei Niebuhr vor, sondern sie ist beiweitem älter, z. B. schon von Bellori ausgesprochen. Hr. Braun beweist diese Deutung durch eine Münze des Domitian bei Pedrusi, IX, 3, 6. Links oben, unmittelbar unter den vier Rossen des Helios, erblickt man einen Bogen mit dem Zeichen des Zodiacus, dem von E. Q. Visconti nachgewiesenen Bogenthore auf einem Sarkophag des Museum Pio-Clementinum entsprechend, welches dieser berühmte Archäolog mit Recht als das Himmelsthor gedeutet hat, durch das die Verstorbenen heimkehrten zu den Wohnungen der Ewigen. Ansprechend ist die zu dieser Notiz hinzugefügte Vermuthung des Hrn. Braun, daß die Zeichen des Zodiacus leicht auch die Zeit andeuten könnten, in welcher der Verstorbene die große Wanderung durch jene Pforte antrat. Ähnlich haben schon Andere in dem Zeichen des Krebses, in welchem man auf dem münchener, von Gerhard, „Antike Bildwerke", I, 37, bekannt gemachten Sarkophagrelief die Lunen sieht, eine Anspielung auf die Sterbezeit der im Sarkophag beigesetzten Person gefunden. Die Köpfe der Selene und des Endymion sind Portraits. Interessant in Betreff der auch sonst schon gemachten Bemerkung über den Zusammenhang der Mythendarstellungen an römischen Sarkophagen mit den in diesen Bestatteten ist Das, was Herr Braun über den neulich entdeckten schönen Sarkophag aus dem Grabe in der Vigna Lozzano-Argoli mittheilt. „Dort ist die Niederlage der Niobiden dargestellt; drinnen erblickt man noch bis auf diese Stunde die Knochen mehrer Familienglieder aufgehäuft, die wahrscheinlich eine verderbliche Seuche, ein tragisches Schicksal alle auf einmal hinweggerafft hatte, ähnlich wie einst die Kinder der Niobe. Wem solche Beispiele nichts gelten, an dem ist jeder Beweisversuch verschwendet." Was die Deutung der zahlreichen einzelnen Figuren sowol als des Ensemble der Darstellung durch Hrn. Braun anlangt, so wüßten wir dagegen nichts Erhebliches einzuwenden. Letzteres betreffend führt die Deutung eines kleinen geflügelten Fackelhalters als des Morgensternes und einer schwebenden Figur ohne Flügel als der Eos sowie einer größern geflügelten Figur mit Fackel als des Hesperos denselben auf eine Vermu-

thung über die Zeit, in welche das vorgestellte Ereigniß nach den Anschauungen der Alten verlegt worden sein möge. „In den Dämmermoment zwischen Tag und Nacht scheint man jene Liebesscene vorzugsweise versetzt zu haben. Auf dem Krater der Sammlung Blacas mit dem Sonnenaufgang raubt Eos den Kephalos zur gleichen Stunde: Selene scheidet eben von dannen in nächtliches Dunkel, die Sterne stürzen sich in die Fluten des Meeres." Jenen Moment deutet das Gespann des Helios neben dem der Selene wol auch an. Ob die Parallele mit dem Raube des Kephalos passend sei, kann gewiß bezweifelt werden. Was die einzelnen Figuren anlangt, so erlauben wir uns nur ein paar Bemerkungen. Die in allen Darstellungen dieses Gegenstandes wiederkehrende geflügelte weibliche Figur, für welche, wie Hr. Braun berichtet, nur einmal ein Dioskur vorkommt, nennt er, wie gewöhnlich geschieht, eine Hora; Platner in der „Beschreibung der Stadt Rom", Bd. 3, Abth. 3, S. 629, Victoria. Sollte es nicht vielmehr die Iris sein? Eine Hore, oder besser die Hore erscheint an der Ecke neben dem Endymion, über welchen der nicht als Alter, sondern jugendlich gebildete Schlafgott, nach Hrn. Braun, „die gewaltige Rechte ausstreckt". Diesen Gestus hat nach unserer Ansicht Platner richtiger dahin gedeutet, daß der Gott des Schlafes die Hore von dem Geliebten der Göttin entfernen wolle; denn diese Hore, über welche Hr. Braun etwas Besonderes nicht zu sagen weiß, erscheint doch hier wol in ähnlicher Bedeutung, wie auf bekannten Kunstdenkmälern neben der Proserpina und der Alcestis, welche aus der Unterwelt zurückgeführt wird. Von den Querseiten des Sarkophags zeigt die eine einen Hirten, welcher, die linke Hand auf den Stab legend und den rechten Ellenbogen darauf stützend, mit übergekreuzten Beinen dasteht, vor ihm einen Hund, der zu dem Herrn aufschaut, und, im obern Felde, ein liegendes Schaf, welches, wie es scheint, den Kopf nach der Endymionsscene hinwendet, hinter ihm einen blätterlosen Baum; die andere einen Flußgott, hingelagert, mit dem rechten Ellenbogen auf eine Urne gestützt, aus welcher sich ein Strom Wassers ergießt, und in dem linken Arme ein volles Füllhorn haltend, mit geöffnetem Munde, mitten auf dem Haupte etwas, das wie ein Hörnerpaar aussieht*), und neben ihm einen jungen nackten Boreaden mit flatterndem Haar, welcher, wie die Windgötter fast durchgängig thun, die eine Hand gegen das Hinterhaupt hält, während er mit Anstrengung anstatt, wie gewöhnlich, auf der Muschel, auf einem Rohre bläst, welches er mit der andern Hand hoch hält. Von dem Hirten auf der ersten Querseite bemerkt Hr. Braun treffend, er gehöre zur Umgebung des Endymion und helfe die verschiedenen Grade des Schlafes vergegenwärtigen, in welche die ganze Natur eingewiegt erscheine. In Betreff des Boreaden neben dem Flußgotte erinnert er an das Wort des Dichters: „Wind ist der Welle lieblicher Buhler"; möglicherweise deutet auch das Blasen des Windgottes auf die Zeit um den Anbruch des Tages, zu welcher Zeit sich bekanntlich der Wind stärker zu erheben pflegt.

Tafel IX bietet ein Denkmal, welches, an sich schon von hohem Werthe, das Interesse dadurch noch um ein Bedeutendes steigert, daß es ein anderes, anderswo befindliches und schon bekannt gemachtes ergänzt und eine geniale Vermuthung des Begründers der archäologischen Wissenschaft auf das Überraschendste bestätigt. Es handelt sich von einem jetzt im Palaste Colonna befindlichen Marmor, welcher nach Hrn. Braun's Meinung wahrscheinlich ursprünglich an irgend einem Gebäude als Metope (?) oder Fries diente und sowol hinsichtlich der Größe und des Marmors als der in Anlage und Ausführung griechischen Arbeit der Reliefs genau zu dem paßt, welcher, in dem bischöflichen Palaste von Grottaferrata befindlich, von Winckelmann in den „Monumenti inediti", Nr. 136, publicirt und auf die Leichenfeier des Hektor bezogen ist, den Schluß derselben Darstellung enthaltend, deren Anfang das von Hrn. Braun herausgegebene Fragment bietet. Jenes Stück hat Hr. Braun auf Tafel IX^b zur Vergleichung noch einmal wieder abbilden lassen. Außerdem hat derselbe, den überraschenden Zusammenhang gewahrend, in welchem die Darstellung auf diesen beiden Marmorfragmenten mit der auf der ilischen Tafel steht, diese und die ebenfalls ähnliche einer auch schon bekannten Gemme auf Tafel IX wieder abbilden lassen. Die ilische Tafel stammt bekanntlich aus Bovillä; von unserm Fragmente nimmt Hr. Braun Dasselbe als wahrscheinlich an. So kommt er leicht zu der Vermuthung, daß die Darstellung auf jenem nebst der auf seinem Pendant das Vorbild der auf der ilischen Tafel gewesen sein möge. Diese an sich schon großes Interesse erregende Conjectur ist geeignet, dasselbe in gesteigertem Maße in Anspruch zu nehmen, wenn man in Betracht der oben berührten Bestimmung des Marmors dieselbe in gewiß wohbegründeter Weise dahin gelten läßt, daß auch andern Darstellungen auf der ilischen Tafel andere der unsern ähnliche und demselben mythhistorischen Cyklus angehörende Darstellungen an jenem Gebäude zu Bovillä zu Grunde liegen dürften. Aber Hrn. Braun's Angabe, daß unser Reliefffragment aus Bovillä stamme, beruht, seinem Ausdrucke nach zu urtheilen, nur auf Muthmaßung. Diese basirt, wie wir aus Platner's Worten, a. a. O. S. 176, entnehmen können, auf dem Umstande, daß sich unser Relief, ehe es in den Palast der Colonna zu Rom kam, in dem Landhause derselben zu Bovillä befand. Ein Zufall will, daß wir genauere Auskunft ertheilen und jene Vermuthung bestätigen können. Es liegt uns nämlich aus der Verlassenschaft unsers Lehrers K. O. Müller eine Zeichnung eben dieses Stückes von dem berühmten Maler Riepenhausen zu Rom vor Augen, und auf dieser steht, wie es scheint, von des Künstlers eigener Hand geschrieben: „An der Mauer einer kleinen Villa, genannt Bevilaqua, Morino gegenüber." Dazu hat schon Müller die Notiz gemacht: „Wol dasselbe wie im Palaste Colonna." Aus jenen Worten darf doch wol geschlossen werden, daß Riepenhausen die Zeichnung nahm, noch ehe das Fragment in das Landhaus oder den Palast der Colonna gekommen war. Die Riepenhausen'sche Zeichnung nun bietet mit dem von Hrn. Braun gegebenen Kupferstiche verglichen, einige Abweichungen in Einzelheiten, nicht allein in Betreff der Weise, wie, sondern auch in Dem, was dargestellt ist; Einiges von Dem, was auf der Riepenhausen'schen Zeichnung ersichtlich ist, erscheint auf dem Kupferstiche, welchen wir durch Hrn. Braun erhalten, nicht, Anderes dagegen, was jene bietet, ist auf diesem nicht zu ersehen. Wir zweifeln aber deshalb durchaus nicht daran, daß dieser im Ganzen getreuer sei. Nur in Betreff eines Punktes scheinen die eigenen Worte des Hrn. Braun mit Sicherheit darauf zu führen, daß Riepenhausen richtiger gezeichnet habe als der Zeichner jenes. Er spricht von dem Zipfel neben dem Scepterstabe, welcher zu dem im Hintergrunde sichtbaren Teppich gehören möge. So etwas sucht man aber auf dem Kupferstiche vergeblich, während es auf unserer Zeichnung deutlich erscheint. Übrigens mag Riepenhausen einen ungünstigen Standpunkt gehabt haben, und hat sicherlich nur rasch hingezeichnet. In dieser Voraussetzung halten wir es auch nicht für nöthig, die Abweichungen genauer anzugeben. Nur eine Bemerkung dürfte vielleicht nicht überflüssig sein. Der Hektor ist auf der Zeichnung von Riepenhausen noch mit ganz vollständig erhaltenem Gesichte dargestellt, und dieses zeigt ganz deutlich einen Bart. Davon ist aber auf dem Kupferstiche durchaus nichts zu erkennen, auf welchem der Kopf gerade um die Stelle herum zerstört erscheint. Es wäre nun allerdings möglich, daß die Zerstörung erst nach der Zeit, da Riepenhausen das Relief abzeichnete, statt gehabt hätte. Über diesen Punkt wird Hr. Braun selbst durch wieder-

*) Hr. Braun sagt nichts über diesen Gegenstand. Hörner auf dem Haupte eines Flußgottes wären nichts Ungewöhnliches, aber in dieser Weise und an dieser Stelle dürften sie nicht öfter vorkommen.

holte genauere Untersuchung des Marmors und eingezogene Erkundigung am besten zu entscheiden im Stande sein. K. O. Müller hatte offenbar bei den mannichfaltigen Untersuchungen, welche seinen immer regen Geist auf der Reise, die ihm den frühen, für die Wissenschaft unersetzlichen Tod brachte, beschäftigten, unter Anderm auch auf ähnliche Darstellungen ein ganz besonderes Augenmerk gerichtet. Unter den Zeichnungen, welche er in Italien nehmen ließ, befinden sich noch drei andere dahin einschlagende, alle auch fragmentirt, deren Originale theils zu Rom, theils zu Arezzo sind. Das erste ist das im vaticanischen Museum befindliche, von Gerhard in der „Beschreibung Roms", Bd. 2, Abth. 2, S. 83, verzeichnete. Von dem zweiten, im capitolinischen Museum, im Saale der Philosophen aufbewahrten, von Platner, a. a. O., Bd. 3, Abth. 1, S. 208 fg., beschriebenen und im „Museo Capitolino", IV, 39, herausgegebenen, welches eine besonders vortreffliche Ausführung zeigt, auf welchem aber leider außer dem getragenen Todten nur vier Figuren erhalten sind, kann es zweifelhaft sein, ob es den Hektor oder den Meleager angehe. Die dritte dem Stadtmuseum zu Arezzo angehörende Reliefdarstellung bezieht sich nach unserer Meinung entschieden auf den Meleager und wird weiter unten genauer beschrieben werden.

Tafel X enthält die zusammenhängende Darstellung der Vorderseite und der beiden Querseiten eines Sarkophags aus dem Garten des Hauses Colonna, welche Hr. Braun mittheilte als interessant dadurch, daß sie nicht der Mythologie entlehnt ist, wie die meisten dieser Art, sondern zu denen gehört, welche durch faßliche Andeutungen das irdische Leben des Todten darstellen. Der Hr. Herausgeber gibt ihr die Unterschrift: „Des Piloten Heimkehr". „Wir erblicken hier ein mit Waaren belastetes Fahrzeug, das der Leuchtthurm bereits zur Sicherheit des Hafens geleitet hat. Der Schiffsmann ist eben im Begriff, die Segel einzuziehen. Drüben am Ufer kehrt, so scheint es, derselbe Wanderer wieder, welcher auf bequemem Reisewagen der Heimat zueilt. Rechts sieht man einen Meilenzeiger, der dem Pharus der andern Seite entspricht. Am Bord des Schiffes ist die Königin des Meeres gelagert, das Steuer schützend und glückliche Landung gewährend; am Ufer, zu Füßen des Meilensteins, erblicken wir die fruchtreiche Tellus, die den Heimkehrenden mit gesegnetem Schoos empfängt." Außer den interessanten Darstellungen eines Leuchtthurms und eines Meilenzeigers bietet unsere Tafel also auch die des Zusammenreffens der Segel, welches nebst der von dem Hrn. Herausgeber angeführten Lampe bei Bartoli, „Lucern.", III, 12, besonders auch das pompejanische Relief bei „Mazois", I, 22, und „Goro", VI, 2, zeigt. Die Darstellung jener Lampe hat nach Hrn. Braun's Ansicht mit der unserigen noch in einer andern Beziehung Ähnlichkeit. „Das Schiff", schreibt er über dieselbe, „ist im Hafen bei dem Leuchtthurme angelangt. Zwei ziehen die Segel ein, ein Dritter bindet sie am Maste fest. Am Hintertheile sitzt ein Mann, die Muschel blasend. Ich nehme ihn für einen Boreaden, der hier mit gleicher Naivetät an den Bord des Schiffes versetzt ist, wie auf dem Sarkophag die Figur, welche wir für Amphitrite erklärt haben, etwa zur Andeutung günstigen Fahrwindes." Ob ein Boreade zu erkennen sei, ist dem Ref. mehr als zweifelhaft. Die Figur hat nichts Ideales an sich und trägt ganz die Kleidung der Schiffsmannschaft. Wie wäre es, wenn wir in derselben den Mann fänden, welcher bei der Ankunft des Schiffes ein Signal gäbe, ähnlich wie heutigen Tages bei derselben Angelegenheit die Kanonen gelöst werden oder geklingelt wird? In der Versetzung einer Göttin an den Bord des Schiffes, welche das Steuer schützt und glückliche Landung gewährt, können wir nicht gerade etwas Naives finden. Wem fiele nicht gleich die Stelle des Äschylos, „Agamemnon", V. 647 fg. (nach der Droysen'schen Übersetzung) bei:

> Uns aber hat und unser unversehrtes Schiff
> Entwendet, glaub' ich, oder bittend frei gemacht,
> Ein Gott, ein Mensch nicht, der das Steuer uns gelenkt;
> Mitfahrend saß beim Ruder Tyche Retterin,
> Daß nicht den Kiel am Ankerplatz noch böse Flut
> Bedrohte, noch am Klippenstrom der scheiterte.*)

Nur dürfte diese Göttin schwerlich Amphitrite zu benennen sein. Wir erkennen in ihr lieber die Aphrodite Euploa, die Verleiherin der glücklichen Fahrt, welche auch in der pariser Statue der sogenannten Thetis bei Bouillon, I, 47, und bei Clarac, Pl. 336, sowie in der ganz ähnlichen Figur des Reliefs im „Museo Borbonico", IV, 13, dargestellt sein dürfte und neulich von Panofka in der akademischen Schrift „Von dem Einflusse der Gottheiten auf die Ortsnamen", Th. 1, S. 31, in der auf einem Schiffe sitzend und eine Segelstange haltend dargestellten vollständig drapirten Figur auf einer Silbermünze von Histiäa und auch in der ein von Winden aufgeblasenes Segel haltenden auf den Münzen der arkadischen Stadt Kaphyä vermuthet worden ist. Oder sollte man in Betracht jener Schriftstellen und des Umstandes, daß die Antiaischen Fortunen auch Meerbeherrscherinnen waren und als solche das Attribut des Delphins haben, es wagen dürfen, unsere Figur mit entblößtem Oberleibe als Fortuna (redux) zu betrachten?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vergleiche auch den Cornelius Nepos im „Tim.", Cap. 3: „Ut si in sua navi Fortuna esset, quo contenderat, pervenit."

Literarische Notiz aus Frankreich.

Immer wieder von der Geistlichkeit und der Universität.

Es ist den Streitern für die Freiheit des Gewissens in Frankreich nicht zu verargen, daß sie, während die Jesuiten nächtliche Intriguen spinnen, aus der Rüstkammer der Vergangenheit solche Waffen hervorsuchen, welche früher schon mit Glück gegen die Finsterlinge in Anwendung gebracht sind. Dieselben sind theils offensiver, theils defensiver Natur. Zu den erstern rechnen wir solche Documente, welche die Verderblichkeit des gesammten katholischen Pfaffenwesens oder wenigstens die Gebrechen jesuitischer Institutionen in das rechte Licht stellen, zu den letztern energische Streitschriften für die geistige Mündigkeit und für Glaubensfreiheit. Die deutsche Literatur hat Waffen beider Art genug geliefert, die von den Feinden des Jesuitismus auch ungesäumt aufgesucht worden sind. So ist, um nur Einiges anzuführen, vor kurzem eine Schrift in das Französische übersetzt, die ihrer Zeit hauptsächlich mit dazu beigetragen hat, die Sache der jesuitischen Schleicher im Allgemeinen und besonders in der östreichischen Monarchie zu untergraben. Wir meinen die berühmte „Monachologia", in der eine getreue Beschreibung aller Arten von Mönchen mit Anwendung der Linné'schen Systematik entworfen wird. Bekanntlich erschien dieses beißende Werk während der Regierung des freisinnigen Joseph II. Wenn es auch alle Spuren des vorigen Jahrhunderts an sich trägt, so wird es doch in Frankreich, wo der Spott die gefährlichste Waffe ist (le ridicule tue) seine Wirkung nicht verfehlen. Ein anderes Werk, welches aus der großen Menge von Streitschriften des vorigen Jahrhunderts hervorgesucht und zum Frommen der „Lichtfreunde" in Frankreich ins Französische übersetzt ist, rührt von Wieland her. Es ist dies eine kleine Abhandlung, welche in der französischen Bearbeitung den Titel führt: „Pensées sur la liberté de philosopher en matière de foi." Diese Schrift ist ganz geeignet, zur Vertheidigung der Philosophie, die von der französischen Geistlichkeit so arg verketzert wird, eine brauchbare Waffe zu liefern, wenn auch der Standpunkt Wieland's ganz der des vorigen Jahrhunderts und somit ein etwas veraltetes ist.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 301. —— 27. October 1844.

Schiller's Heimatjahre. Vaterländischer Roman von Hermann Kurtz. Drei Theile. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 6 Thlr.

Nachstehender Anzeige habe ich die Bemerkung vorauszuschicken, daß sie nicht ganz mein eigenes Werk ist; ich habe mich bei derselben einer Unterstützung zu erfreuen gehabt, die dem Leser jedenfalls werthvoller, dem Verf. erfreulicher sein wird als meine eigenen Worte. Schiller's einzige noch lebende Schwester, die Hofräthin Reinwald in Meiningen, in einem Alter von 86 Jahren noch mit voller Frische und Kraft des Körpers wie des Geistes beglückt, hat mir ihr Urtheil über „Schiller's Heimatjahre" mitgetheilt und zugleich gestattet, mich an diesem Orte darauf zu berufen. So viel sei gleich hier im Allgemeinen davon erwähnt, daß die treffliche Frau sich durch das genannte Buch auf das erfreulichste zu erneuerter Rückerinnerung an ihre Jugend veranlaßt sah, daß sie der historischen Treue desselben die vollste Anerkennung zollte, daß sie in jeder Beziehung durch dasselbe befriedigt und erfreut war. Es bedarf nach solchem Zeugniß einer weitern Empfehlung des Buchs gewiß nicht mehr. Doch kann ich es mir bei seiner seltenen Trefflichkeit nicht versagen, mich ausführlicher darüber auszusprechen; daß einige einzelne, unten folgende Notizen aus der eben erwähnten sichersten Quelle stammen, brauche ich wol kaum noch ausdrücklich hinzuzufügen.

Ich entnehme zunächst der Vorrede des Hrn. Kurtz einiges zur Geschichte seines Buchs Gehörige; wohl verdient es eine besondere Hervorhebung, und ist ein günstiges Vorzeichen, wenn wir erfahren, daß zwischen Beginn und Vollendung des Werks ein Zeitraum von sechs Jahren liegt; so sind wir doch wenigstens sicher, kein Product jener Fingerfertigkeit vor uns zu haben, in welcher die meisten Romanschreiber der Gegenwart mit Stenographen wetteifern. Wenn wir ferner lesen, daß dem Werke anfangs ein anderer Titel zugedacht war und Schiller's Name nur auf ausdrückliches Verlangen des Verlegers vorangestellt ist, so kann ich zwar nicht umhin, mich durchaus gegen alle Übergriffe des Verlegers in das Recht des Verf. zu erklären, muß aber doch in diesem Falle dem Letztern zugeben, daß er des Erstern Bedingung mit gutem Gewissen erfüllen konnte, denn in der That entspricht der gewählte Titel dem Inhalte vollkommen, und wohl hätte dem Werke unter jeder andern Aufschrift die Beachtung, die es in so reichem Maße verdient, leicht entgehen können.

Schiller's Name hat schon unzähligen lyrischen Gedichten ihr Dasein gegeben; vielfach ist er, der die „Macht des Gesanges" besang, angesungen worden, noch aber hatte es Niemand unternommen, an diesen Namen eine größere dichterische Schöpfung anzuknüpfen, ein poetisches Gemälde zu entwerfen, das in der Gestalt des verbreitetsten deutschen Dichters seinen eigentlichen Halt und Mittelpunkt fände. Und doch ist diese Idee gewiß ebenso schön an sich als in Wahrheit ausführbar, denn das Leben eines solchen geistigen Heroen wie Schiller muß ja überall dichterische Momente darbieten; wir wissen, es ja, wie reiche poetische Nahrung ihm gerade die Umgebungen und Ereignisse seiner Jugendjahre bei allem äußern Druck zugeführt, wie sie den eingeborenen Genius geweckt haben, wie gerade jenen niederdrückenden Elementen selbst nicht wenig Anregendes und Belebendes beigemischt war, und wie seine dichterische Kraft in dem Kampfe mit feindseligen Mächten sich ausbildete und erstarkte. Die Aufgabe war also: in einer dichterisch abgeschlossenen Darstellung zu zeigen, wie durch die bestehenden Verhältnisse in Schiller zu Dem der Grund gelegt wurde, was er für uns und für alle Zeiten ist; und schon diese Aufgabe klar erfaßt zu haben, ist ein nicht geringes Lob für den Verf. von „Schiller's Heimatjahren", der dadurch zugleich das vollste Recht erhält, seinem Werke recht vorzugsweise den Namen eines „vaterländischen Romans" beizulegen.

Das Nächstliegende wäre es nun freilich gewesen, Schiller selbst, wie er es der Idee nach ist, so auch in der dichterischen Anordnung des Ganzen als Hauptperson und Mittelpunkt des Ganzen auftreten zu lassen. Hr. Kurtz hat dies verschmäht, und darin finde ich einen weitern Beweis seines richtigen Taktes: Schiller's Leben ist so bis in alle Einzelheiten bekannt, steht der Gegenwart so nahe und hat gerade in der neuesten Zeit wiederholt so treffliche Darsteller von den verschiedensten Gesichtspunkten aus gefunden, daß hier weder Neues beigebracht werden, noch Abänderungen des allgemein Bekannten durch poetische Zwecke gerechtfertigt werden konnten; die Erfindung hätte also nur in den Nebenpersonen

und in einzelnen zufälligen Situationen freien Spielraum gehabt; auf diesem Wege aber würde ein Werk entstanden sein, wie wir deren angeblich historische Romane schon im Überflusse besitzen: Werke, in denen Chronik und Roman unverbunden nebeneinander herlaufen, die deshalb auch niemals auf den Namen eines dichterischen Ganzen Anspruch machen können. Diesen Grundfehler hat Hr. Kurtz dadurch geschickt vermieden, daß er einen, wenn auch nicht geradezu erfundenen, so doch geschichtlich nicht bekannten Helden für seinen Roman gewählt hat; er heißt Heinrich Roller und ist Candidat der Theologie, ein gerade in Schwaben, bei der dortigen Einrichtung der theologischen Studien, charakteristischer Menschenschlag. Daß auch er, wie man sonst leicht vermuthen könnte, keine rein erfundene Gestalt ist, schließe ich aus einzelnen noch zu erwähnenden Notizen, die historische Treue da nachweisen, wo man zunächst reine Erfindung zu sehen glaubt. An Heinrich Roller's Lebensschicksale müssen sich also näher oder ferner alle Darstellungen, die der Roman herbeiführt, anschließen; da er aber, wie gesagt, eigentlich nur die Hauptperson repräsentirt, die Schiller der Idee nach ist, so darf Roller nicht sowol handelnd und bestimmend als leidend und geleitet auftreten; er muß die Ereignisse, die uns vorgeführt werden, nicht machen, sondern an sie herangebracht werden; er muß, wenn er poetische Wahrheit haben soll, in dem Roman erzogen werden, weil nur so ein passiver Charakter Interesse erwecken kann; so bekommt er allerdings eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem schon so vielfach benutzten Wilhelm Meister; doch ist diese hier eben nicht Nachahmung, sondern die natürliche Folge der in ihren ersten Principien vollkommen richtigen Anlage des Ganzen und wird somit kaum der Entschuldigung bedürfen.

Reich ist der Vorrath an einzelnen Erscheinungen, die in passenden Gruppen vorgeführt werden müssen: Land und Volk in ihren allgemeinen, unveränderlichen Eigenthümlichkeiten und zugleich in der besondern Farbe einer bestimmten Zeit; die hervorragendsten Männer, an ihrer Spitze der zur Genüge eigenthümliche Herzog Karl, ferner Schubart der Patriot, Oberst Rieger und so manche minder namhafte Persönlichkeit, die doch auf Schiller oder auf seine Dichtungen Einfluß hatten, und dies Alles muß sich zu doppelter Einheit, in der fortlaufenden Beziehung auf den größten Sohn dieser Zeit und dieses Volksstammes einerseits, andererseits in dem Abschluß zu einem dichterischen Ganzen, gestalten. Keine kleine Aufgabe; desto schöner aber auch der Ruhm des Gelingens!

Indem wir Roller zuerst als den Substituten eines verwandten Pfarrers antreffen, dessen hohes Alter ihm baldige Nachfolge und dann die Hand seiner schönen Muhme verheißt, werden wir sofort in das Leben des schwäbischen Landvolks und namentlich in die öffentlichen Verhältnisse des Landes eingeführt; lebensvolle Wechselreden stellen uns die auf dem Landmann lastende Conscriptionspflicht, den durch einen übermäßigen Wildstand verursachten Schaden, die Sittenlosigkeit von Herzog Karl's frühern Jahren sowie überhaupt seine eiserne Willkürherrschaft klar vor Augen; unmittelbar daneben fehlt aber auch die Anerkennung der bedeutenden Energie nicht, die in dem Charakter dieses Fürsten lag, und die einer leidenschaftlichen Aufwallung für Recht und Gerechtigkeit ebenso fähig war als des Gegentheils; einen entschiedenen Beweis dieses Charakterzugs liefert das gleich in den Eingang verflochtene Rescript des Herzogs, durch welches er an seinem funfzigsten Geburtstag, versprechend und fodernd zugleich, gleichsam einen neuen Bund mit seinem Volke einging. Die Aufregung, welche die kirchliche Veröffentlichung des erwähnten Rescripts in der geschilderten Dorfgemeinde hervorruft, bringt zugleich die Exposition des Romans zum Abschluß; indem der greise Pfarrer die Verlobung seiner Tochter mit dem Vetter und Substituten anerkennt, beschließt er zugleich sich zur Ruhe zu setzen und die Übertragung der Pfarre auf Roller vom Herzog zu erbitten, zu welchem Letztern er in einem eigenthümlichen, zugleich nahen und doch fast feindseligen Verhältnisse dadurch steht, daß seine ältere Tochter eins der zahlreichen Opfer ist, welche der Sinnlichkeit des Herzogs gefallen, dann eine äußerlich ehrenvolle Ehe geschlossen hat, dem väterlichen Hause aber für immer entfremdet ist. Roller soll nun seine Angelegenheit persönlich beim Herzog betreiben und wird so in den unmittelbaren Kreis dieser überwältigenden Persönlichkeit hineingezogen, welche sich denn auch seiner rasch so gänzlich bemächtigt, daß er aus den still und friedlich angelegten Lebensplanen herausgerissen wird.

Auf dem Wege nach dem herzoglichen Hoflager trifft Roller auf eine freilich schon etwas stark abgenutzte Weise mit dem Herzog selbst zusammen, ohne ihn zu kennen; sein offenherziges Bekenntniß, daß er ihn für einen Wilddieb hält, sein gebildetes und zugleich frisch entschlossenes Wesen gewinnen ihm eine größere Aufmerksamkeit des Herzogs, als er wol auf dem Wege der gewöhnlichen Vorstellung auf sich gezogen haben würde, und dieser schlägt ihm vor, statt der gewünschten Pfarrei eine andere Stellung in seiner Nähe anzunehmen, wozu Roller auch um so eher bereit ist, da er, von dem aufregenden Einflusse der Sturm- und Drangperiode nicht unberührt geblieben, eigentlich nur durch sein Liebesverhältniß zur Annahme einer Pfarrstelle bestimmt wird, die seinem innern Menschen noch keine volle Befriedigung zu gewähren vermag.

Von nun an sehen wir den Helden in einer fast ununterbrochenen Aufregung und in die eigenthümlichsten Abenteuer verflochten, die aber alle zugleich zur Charakterisirung des Herzogs Karl beitragen; bei allem Wohlwollen, welches Dieser Roller bezeigt, kann er doch, selbst unaufhörlich aufgeregt und unruhig, auch Jenem eine dauernde und ruhige Stellung nicht gewähren, wozu noch kommt, daß Roller's noch häufig unbesonnenes oder wenigstens unberechnetes Benehmen, seine schlichte Geradheit den Herzog vielfach vor den Kopf stößt und bedrohliche Conflicte herbeiführt. Alle die einzelnen Situatio-

nen aber, in die Jener von nun an versetzt wird, sind trefflich geeignet, zu dem Hauptzweck des ganzen Buchs beizutragen. Es sind hier hauptsächlich vier Abschnitte zu unterscheiden: zuerst wird Roller vom Herzog nach Ulm an den Dichter Schubart abgesendet, dann wird er Lehrer an der Karlsakademie, von hier führt ihn eine neue noch weit abenteuerlichere Sendung einer jungen, von dem herzoglichen Hofe entflohenen Dame nach, und endlich entgeht auch er der ultima ratio des Herzogs, einer unwillkürlichen Residenz auf dem Hohenasperg, nicht. Über jeden dieser Abschnitte sei hier Einiges bemerkt.

Schubart's Erwähnung war in einer Schilderung Schwabens im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts durchaus unentbehrlich; dem Göttinger Dichterbunde vielfach geistesverwandt, unterscheidet er sich von demselben dadurch, daß es nicht leere Theorien und Phantasiegebilde von Freiheit sind, denen er das Wort verlieh, sondern überall geht seine Dichtung auf das wirkliche Leben, und einen doppelten Nachdruck erhielt sie durch seine publicistische Thätigkeit und sein damit zusammenhängendes unstetes Leben; Mangel an sittlichem Halt hinderte vielfach seine Wirksamkeit und war endlich die wahre Ursache seines Falles, wenn auch anderweitige äußere Veranlassungen denselben zunächst herbeiführten. Aber nicht nur in dieser allgemeinen Beziehung gebührte ihm in vorliegendem Werke eine Stelle, sondern mehr noch durch die bedeutende Einwirkung, die derselbe offenbar auf die früheste Entwickelung von Schiller's Dichtergeist ausgeübt hat. Es ist bekannt, wie Schubart im J. 1777 durch List auf würtembergisches Gebiet gelockt und hier verhaftet wurde; damit hängt die hier gegebene Darstellung zusammen: Herzog Karl nämlich sendet Roller an den Dichter, um diesen zu warnen, zur Mäßigung zu mahnen, ihm wol auch in der Ferne die Aussicht auf eine ehrenvolle Stellung am würtembergischen Hofe zu eröffnen; ob dieser Zug historisch ist, weiß ich nicht anzugeben, doch widerspricht er dem Charakter des Herzogs keineswegs; Roller begibt sich auf allerhand Umwegen nach Ulm, hält sich aber unterwegs hier und da, namentlich in der freien Reichsstadt Reutlingen, die zu trefflichen Schilderungen dieser Glieder des deutschen Staatskörpers Anlaß gibt, auf, und so kommt er später an sein Ziel als ein nach ihm, aber auf directem Wege abgesandter Befehl des Herzogs, den ein neuer Ausfall des Dichters zum äußersten Zorn gereizt hat, und Roller bleibt nichts übrig als ein unwillkürlicher Zeuge von Schubart's Verhaftung zu werden; die Hauptsache aber bildet in diesem Abschnitte die meisterhafte, größtentheils gesprächsweise gegebene Schilderung von des Dichters innerer und äußerer Eigenthümlichkeit. Einer besondern Anerkennung ist auch wol die milde Beurtheilung werth, die Hr. Kurtz wie öfter so hier dem als Werkzeug des Herzogs gebrauchten Klosteramtmann Scholl von Blaubeuren zu Theil werden läßt; war doch jener blinde, durchaus unselbständige Diensteifer eine natürliche Folge der despotisch gemisbrauchten höchsten Gewalt. Nicht unerwähnt will ich hier lassen, daß mir die kleine Abänderung der geschichtlichen Chronologie, die Hr. Kurtz sich hier erlaubt hat, nicht entgangen ist: Schubart's Verhaftung, die unsere Erzählung nach dem erwähnten Rescript des Herzogs von seinem funfzigsten Geburtstage setzt, fand ein volles Jahr vorher statt, und Ähnliches dürfte sich noch Einiges nachweisen lassen; ich erwähne dies aber nicht als einen Tadel, sondern im Gegentheil als einen Beweis, daß Hr. Kurtz sehr wohl weiß, wo er sich von der strengen realen Wahrheit entfernen und an ihre Stelle die poetische Wahrheit setzen darf, die in diesem Falle jedenfalls die höhere Berechtigung für sich hat.

(Der Beschluß folgt.)

Emil Braun's „Antike Marmorwerke".

(Fortsetzung aus Nr. 300.)

Zweite Dekade. Auf Tafel I ist eine trefflich erhaltene Statue von verdienstlicher Kunst aus der Galerie des Palastes Spada alla Regola abgebildet. Diese „anmuthige Statue eines lebensvollen Knaben, welcher eine Masse faltenreichen Gewandes um Leib und Schultern geworfen hat und mit wunderbarer Keckheit des Blicks der Strafpredigt, die an ihn ergeht, entgegentritt", bezieht Hr. Braun „auf den vergnüglichen Moment, in welchem der kaum geborene Sohn der Maja sich vor Zeus und Apollo wegen des Rinderdiebstahls weißbrennen will. Zeus konnte das Lachen nicht lassen wegen des ränkereichen Knaben, und zu unwillkürlichem Lachen veranlaßt uns wol auch die komische Positur, das protzige Wesen, die altkluge Weise des Knaben, den wir in diesem Marmorbilde vor uns haben". Dies ist eine jener Deutungen auf dem Gebiete der Archäologie, welche man nur einmal gelesen zu haben braucht, um sie nie wieder aufzugeben.

Auf Tafel II lernen wir ein Marmorbild aus der Villa Altiera kennen, über welches Hr. Braun sich nur mit Staunen und Bewunderung auszusprechen wagt: „Ein knorrenreicher, uralter Baumstamm bildet den Schaft einer Dionysosherme. Ein Löwen- oder Pantherfell hängt über das bärtige Haupt malerisch herab. Den Stamm des Baumes umschlingt eine Rebe. Dies letztere Symbol setzt es außer allen Zweifel, daß es sich um den Herrscher von Nyse handle. Fast ohne alle Attribute sind dagegen die beiden Frauenköpfe geblieben, die mit ihm verwachsen und zu einem geheimnißvollen Beisammensein vereinigt erscheinen. Die zur Rechten trägt eine Stirnkrone auf zierlich gelocktem Haupthaar, die andere ist ohne diesen Schmuck, ihr Haar ist anspruchsloser gescheitelt. Am Fuße des Stammes ist ein geflügelter Knabe gelagert. Er hält einen Skyphos in der Linken und ist dadurch zum Dionysischen in nähere Beziehung gesetzt. Seine Stellung und Geberde hat etwas gewaltsam Bewegtes, das mit dem darüber befindlichen starren Maskenverein in einem grellen Gegensatz steht." Hr. Braun hat dem Marmor die Unterschrift „Dionysos Dendrites" gegeben. „Diese Hamadryaden, diese dem gewaltigen Gott geeinigten Frauenwesen" schlägt er, wenn denn durchaus ein Name dafür gefunden werden müsse, vor, vorläufig „Demeter und Kora" zu nennen. Dem Flügelknaben, meint er, dürfe es nicht allzu gewagt erscheinen, den Namen „Jakchos" beizulegen. Auch wir erkennen das Bild als ein merkwürdiges und einzig in seiner Art bestehendes an, können uns aber, aufrichtig gesagt, nicht also über dasselbe verwundern. Mit jenen Namengebungen des Hrn. Braun ist es ganz eigenthümlich. Die Befugniß zu der, welche er so ganz ohne alle Caution hinstellt, dürfte gar Mancher in Abrede stellen. Die Namen, welche er, ob auch schüchtern und spröde, den Frauenwesen gibt, werden allgemein gut geheißen werden. Wegen des Jakchos wird man sich wundern, daß Hr. Braun,

der sonst so entschieden zu sprechen gewohnt ist, so sprechen konnte, als wäre es überall möglich, in dieser Figur ein anderes Wesen zu erkennen. Im übrigen bescheidet sich Ref. zu schweigen, zumal er nächstens in seiner Fortsetzung der Müller'schen „Denkmäler der alten Kunst", in welche er dieses Marmorbild aufgenommen hat, eine Erklärung desselben geben wird.

Tafel III bringt ein Reliefragment aus dem Palaste Colonna, das ärmlichste der ganzen in dem Werke dargebotenen Sammlung, welches Hr. Braun, der auf demselben die Demeter Thesmophoros dargestellt erachtet, nur aus dem Grunde aufnahm, weil es an zuverlässigen Darstellungen dieser Göttin mangle. Dem Blicke des Beschauers bietet sich rechts das Fragment eines Mannes in römischer Tracht, welcher eine Schriftrolle in der Linken hält, dann das einer vollständig drapirten Frau, welche durch Ähren in der Linken als Ceres charakterisirt ist, darauf das eines ebenfalls mit reichlichem Gewande angethanen Weibes, welches, der Ceres zugewandt, mit der Rechten auf eine kleine zu seinen Füßen stehende, dem Anscheine nach auch weibliche Figur hinweist, die mit dem Griffel in ein aufgeschlagenes Diptychon schreibt. Beide Frauen sind, wie Stellung und Haltung zeigt, in Unterredung begriffen. Das Schreiben bezieht Hr. Braun auf die Satzungen der Demeter, „welche doch höchst wahrscheinlich in ähnlicher Weise verzeichnet worden sein mögen". Wenn dieses nun freilich, wie bekannt, auch nicht der Fall war, so könnte jene Deutung doch an sich sehr wohl statt haben, da ja der bildende Künstler eine Demeter als Thesmophoros nicht wohl anders darstellen konnte als durch Schreiben mit dem Griffel oder durch die Schriftrolle. Wir erinnern, Anderes zu geschweigen, an die allbekannte Darstellung der Agrippina als Demeter Thesmophoros, Ceres legifera, auf dem berühmten pariser Cameo. Inzwischen ist die Erklärung wegen der Dunkelheit der andern Figuren nichts weniger als sicher. Von dem Manne mit der Schriftrolle in der Linken meint Hr. Braun, daß er vielleicht eine angesehene römische Magistratsperson, der die Aufsicht über das Getreidewesen obgelegen habe, welcher sich auf seinen Grabstein neben die Ceres stellen ließ, „die die Züge seiner Gemahlin zeigen mochte". Die Vermuthung will uns schon an sich nicht recht zusagen. Auch bleibt so die zweite weibliche Figur ganz unerklärt. Indessen wissen wir für den Augenblick nichts Besseres an die Stelle zu setzen.

Auf Tafel IV ist die Vorder- und die Seitenfläche eines Sarkophags aus dem modenesischen Lustschlosse Cattajo in Abbildung mitgetheilt. Jene enthält die Darstellung des Raubes der Proserpina in so vollkommener Erhaltung und in so klarer und faßlicher Weise wie kein anderes Monument, sodaß dieselbe zur Feststellung der bisher anders gefaßten Motive benutzt werden konnte. Besonders gilt das von der Art, wie die Minerva und die Diana bei dieser Angelegenheit dargestellt sind. Jene, die dem Beschauer nach links zunächst ins Auge fallende Person der Darstellung, welche nach rechts zuvörderst die verfolgende Ceres und etwa in der Mitte der Composition die Handlung des Raubes zeigt, tritt nicht etwa dem auf sie zuellenden Viergespann des Pluto entgegen, um ihm den Weg zu verrennen, sondern hält dem Unterweltsgotte ein Lorberreis entgegen und krönt so die glücklich vollbrachte That. Diana, unmittelbar hinter dem Wagen des Pluto auf das linke Knie gesunken, in einer ganz singulairen Situation, Verbindung, Darstellungsweise, hebt den linken Arm gegen die verfolgende Ceres, wie um sie zurückzuhalten. Der durch kein schriftliches Zeugniß bekannte Verrath der Schwestern an der Proserpina ist nirgend so deutlich dargestellt wie hier. Auch in antiquarischer Hinsicht hat das Denkmal Interesse wegen des, übrigens auch anderswo ersichtlichen, deutlich dargestellten Gebrauches von Hemmzügeln neben den Lenkseilen. Hr. Braun bemerkt, daß solche Doppelleinen noch jetzt bei den Südländern üblich seien. Die Seitenfläche des Sarkophags zeigt die seltenere Darstellung einer eilig jagenden Sphinx mit Stierkrone, wie Hr. Braun angibt, wir aber auf dem Kupferstiche nicht ersehen können. „Sie soll hier wol die Ungeheuer vergegenwärtigen, mit denen der Vorhof der Hölle angefüllt war und unter denen die Sphinx namhaft gemacht wird." Gewiß nicht!

Die Tafeln Va und Vb enthalten je eine Reliefdarstellung des Eros und Anteros, jene eine noch unedirte aus Palast Colonna, auf welcher dieselben in einem palästrischen Wettkampfe, einem Fackellaufe, begriffen dargestellt sind, diese eine schon von Hirt, aber in ungenauer Abbildung mitgetheilte, welche das aus Pausanias, VI, 23, 4, bekannte Ringen um die Palme zeigt, aus dem Museo Borbonico zu Neapel. Besonders wichtig sind diese Monumente durch die Charakterisirung und Unterscheidung des Eros und des Anteros vermittels der verschiedenen Bildung der Flügel, die des Anteros sind stark ausgeschweift, die des Eros dagegen hängen schlicht herab. Hr. Braun bemerkt hierbei nach dem Vorgange des Hrn. Ziegler, daß etwa so Skopas in jener berühmten Gruppe den Himeros vor dem Pothos hervorgehoben haben möge. Über und zwischen den Figuren der Eroten erscheint auf dem neapolitanischen Relief eine zum Theil verwitterte Inschrift. Hr. Braun liest sie VIVS LEITVS NYMPHIS NITRODIS VOT. SOL. L. AN und spricht die Ansicht aus, daß die Worte mit der Vorstellung nichts zu thun haben. Ganz ebenso las jene Worte K. O. Müller, nur daß in seinem Tagebuche hinter dem AN noch ein I bemerkt ist, welches sich auch deutlich genug auf der Braun'schen Kupfertafel zeigt. Im Museo Borbonico existiren nach den Tagebüchern unsers entschlafenen Lehrers noch zwei Reliefplatten, auf welchen dieselben Nymphen erwähnt werden, die eine ist Apollini et Nymphis Nitrodibus, die andere Νύμφαις Νιτρώδεσι καὶ Ἀπόλλωνι dedicirt. Die letztere stammt, wie ausdrücklich bemerkt wird, von Ischia; die erstere und die unserige dürften mithin wol ebendahin gehören. Auf beiden, dem Apollo und diesen Nymphen in Gemeinschaft geweihten Reliefstafeln sind Apollo mit der Kithar und drei oder zwei Nymphen dargestellt. Ganz ähnliche Darstellungen finden sich ebenda auf zwei Reliefstafeln, die Apollini et Nymphis und auf zwei andern, die Nymphis allein dedicirt sind, sowie auf einer, die gar keine Dedicationsinschrift trägt. Von der einen der Reliefstafeln mit der Inschrift Apollini et Nymphis ist wiederum angegeben, daß sie aus Ischia herrühre. Unter diesen Umständen gewinnt die Darstellung auf der von Hirt und Hrn. Braun wiederum herausgegebenen als eine von den übrigen ähnlicher Widmung abweichende ein neues Interesse. In welchem Zusammenhange dieselbe mit der Inschrift stehe, wissen auch wir nicht zu sagen. Wenn aber Hr. Braun von den beiden von ihm zusammengestellten Monumenten schreibt: „Beide Reliefplatten zeigen denselben Stil in der Behandlung des Marmors, sind ungefähr von gleicher Größe, und es liegt die Vermuthung nahe, daß sie zu einer fortlaufenden Reihe von Darstellungen dieses Cyklus gehört haben könnten", so dürfte diese Vermuthung doch mehr als gewagt erscheinen.

(Der Beschluß folgt.)

Historische Miscellen.

Der Jesuit Franz Vavasseur (gest. 1681) befliß sich im Reden und Schreiben einer reinen, classischen Latinität. Als Karl du Fresne, Herr von Cange (gest. 1688), anfing, sein verdienstvolles „Glossarium mediae et infimae latinitatis" im Druck erscheinen zu lassen, äußerte Vavasseur darüber: „Schon seit länger als 60 Jahren ist es mein eifriges Bestreben, von keinem der Worte Gebrauch zu machen, die in diesem Glossarium enthalten sind."

Dionysius Gottofredus, der bekannte Herausgeber des „Corporis juris civilis Romani" (gest. 1622) hatte einen solchen Ruf in der gelehrten Welt erlangt, daß unter sein in Kupfer gestochenes Bildniß der unerhörte Lobspruch gesetzt ward: „Aequi medulla; juris almi phosphorus; scientiae miraculum; historiae penus; thesaurus orbis; gratiarum corculum." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 302. — 28. October 1844.

Schiller's Heimatjahre. Vaterländischer Roman von Hermann Kurtz. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 301.)

Von seiner mislungenen Unternehmung nach Ulm zurückgekehrt und durch das Erlebte moralisch verstimmt, hätte Roller gleich bei der ersten Audienz, die ihm der Herzog gibt, durch unzeitige Lebhaftigkeit und Rücksichtslosigkeit fast des Fürsten Gunst verloren, wenn es sich nicht durchweg bestätigte, daß Derselbe, wie jeder kräftige Geist, die Selbständigkeit Anderer anzuerkennen und zu schonen weiß. Endlich, nachdem sich Roller freilich mit ganz andern Erwartungen getragen, wird er unerwartet zum Lehrer der Philosophie an der Karlsakademie mit 300 Gulden Gehalt ernannt, wovon denn die nächste Folge ist, daß seine Verlobung vor der Hand und auf unbestimmte Zeit rückgängig wird. Unser Interesse aber an der Darstellung bekommt einen neuen und bedeutendern Gegenstand: zuerst wohnen wir einer theatralischen Darstellung der Akademisten bei, für die nicht ohne tiefere Bedeutung Goethe's „Clavigo" gewählt ist; hier tritt denn auch Schiller zuerst persönlich auf: sein auf den ersten Anblick unschönes Äußere, sein bekanntlich durchaus übertriebener declamatorischer Vortrag weichen bald dem Eindrucke, den das aus seinen Augen sprechende geistige Leben, den seine Äußerungen da, wo er selbst ist, hervorbringen; neben ihm aber treten zahlreiche andere Gestalten in den Vordergrund; außer dem Herzog die edle Gräfin von Hohenheim, die wol noch keine schönere, aber auch keine verdientere Darstellung erfahren hat als die vorliegende, die verschiedenen Beamten und Lehrer der Akademie, unter jenen der durchaus lächerliche, boshafte Lieutenant Nieß, dessen Schilderung mir als ein wahres Meisterstück von Portraitähnlichkeit bezeichnet ist, unter diesen der treffliche 1829 verstorbene Prälat Abel; unter den Akademisten endlich Wolzogen, Scharffenstein, Zumsteeg, der Tiroler Koch, der später davonging und dem Herzog in einem Abschiedsbrief seinen Zopf zurückschickte. Wie durch jene dramatische Aufführung die künstlerische Seite der Akademie, so wird demnächst in der Schilderung einer akademischen Mahlzeit die militairische, zugleich aber durch den reichen Geist des Herzogs mit einigem Humor gewürzte Disciplin derselben veranschaulicht; dann erst treten wir mit Roller näher an das innere Leben und Treiben der Akademisten heran, und hier namentlich, wird mir versichert, sei nicht blos der auf dem Ganzen ruhende Geist, sondern auch alle einzelnen Notizen als vollkommene und reine Wahrheit zu betrachten, wie denn auch Hr. Kurtz in dem Nachworte zum ersten Theil auf einen der bedeutendsten Überlebenden aus jenen Tagen als seine Quelle hinweist. Eben diese enge Verflechtung, in der hier Roller mit so rein historischen Verhältnissen erscheint, ist mir ein erster, wenn auch an sich noch nicht ausreichender Grund, auch hinter ihm selbst mehr als eine rein erdichtete Figur zu suchen, was sich aus einem Verzeichniß des damaligen Personalbestandes der Akademie am ersten ergeben würde; doch ist eine rein historische Person wol keinesfalls in ihm zu suchen. Bei seinem jugendfrischen, leicht anschließenden Gemüthe wird Roller nämlich bald mehr der Vertraute und Genosse als der Lehrer und Aufseher seiner Schüler, und unter diesen ist es vorzugsweise Schiller, der als der bedeutendste am meisten hervortritt: wir sehen ihn Theil, ja mehr als Theil nehmen an den phantastisch tollen Streichen, mit denen eine kecke Jugend die Gesetze ihres eisernen Gebieters und die zum Theil ihm sehr unähnlichen Wächter dieser Gesetze verhöhnt; wir sehen ihn aber auch in seiner eigenthümlichen Dichterwelt leben, diese sogar mit einer, ihm nur hier nicht fehlenden Dreistigkeit gegen den Herzog selbst vertheidigen, sehen die „Räuber" entstehen und sie den Genossen unter mancherlei Fährlichkeiten mittheilen; als ein Denkmal der zwischen Schiller und Roller erwachsenden Freundschaft wird, und dies sieht wieder einem historischen Zuge sehr ähnlich, der nobelste unter den Räubern nach Letzterm benannt.

Es konnte aber für die höhern Zwecke des vorliegenden Romans nicht genügen, nur die äußere Entstehungsgeschichte der „Räuber" darzustellen; auch die Erwähnung, ja Verflechtung des geschichtlichen Ereignisses, welches dem Dichter seinen Karl und Franz Moor darbot, in die Erzählung genügte noch nicht, es mußte vielmehr an Thatsachen nachgewiesen werden, wie die Idee eines veredelten Räuberthums nicht eine von Schiller willkürlich selbst gemachte war, sondern daß sie in wirklich vorhandenen Verhältnissen jener Zeit und jener

Gegend so deutlich vorlag, daß sie der Dichter nur aufzugreifen und zu gestalten brauchte. Dieses Vorbild aber waren die damals in den schwäbischen Gebirgen zahlreich hausenden Zigeunerbanden; es wird Niemand erwarten, in ihnen unmittelbar die sentimentalen Helden zu finden, die alles Ungerade gerade und alles Unrechte recht machen wollen, in ihren Häuptlingen einen verwirklichten Karl Moor zu sehen; Das ist aber nicht zu leugnen, daß jene Banden in der That den Kampf einer rohen, gesetzlosen Freiheit gegen die Fesseln einer verkünstelten, durch Willkürgesetze geregelten und durch Willkürmaßregeln aufrecht erhaltenen Civilisation kämpften; daß ihr Vorhandensein und ihre nicht unbedeutende Macht eine Folge der unausfüllbaren Kluft war, die das vorige Jahrhundert zwischen den Regierungen und dem Volke befestigt hatte. Historisch treu sind die kecken Unternehmungen und Streifzüge dieser Gesetzlosen — ähnlich den Leuten Robin Hood's in Scott's „Ivanhoe" — geschildert, eine historische Person ist auch ihr Häuptling Hannikel, historisch endlich das Ende, welches er durch den Verrath eines Genossen mit mehren seiner Gefährten in dem würtembergischen Amtsort Sulz fand; ein wie bedeutendes Element in der Volksgeschichte jener Zeit diese Zigeuner bilden, ersieht man daraus, daß ihr Andenken noch jetzt vielfach unter dem Volke lebt. Höchst geschickt und anziehend ist die Art, wie der Verf. die Schilderungen jenes Waldlebens mit seinem Roman verbunden hat: eine junge Dame, in der der Karlsakademie parallelen école des demoiselles erzogen, wird von Roller unterrichtet; ihr von Haus aus etwas excentrisches Wesen, durch des Lehrers geistige Richtung noch gesteigert, verleitet sie endlich zur Flucht von dem herzoglichen Hofe zu der Zigeunerbande des Hannikel, mit der sie — eine Art Pretiosa — wie eine Königin geehrt, lange Zeit umherzieht und, unberührt von den rechtswidrigen Unternehmungen ihrer neuen Genossen, sich in voller Freiheit, in dem Genusse der großartigsten Natur, in dem launenhaften Verkehr mit Naturmenschen glücklich fühlt. Natürlich wird der fatale Vorfall bei Hofe möglichst verheimlicht, und Roller, den anfangs sogar der Verdacht trifft, ihre Flucht begünstigt zu haben, wird ausgesandt, die Verlorene wieder einzufangen, erreicht auch ihren Aufenthaltsort, sieht sich aber halb freiwillig, halb unfreiwillig gezwungen, selbst das ganze Abenteuer mit durchzumachen, und nur ein Zusammentreffen mit dem Jagdzuge des Herzogs, welcher die Zigeuner zersprengt, führt die junge Dame endlich nach der Solitude zurück. Je unwahrscheinlicher dieser ganze, vielleicht etwas über Gebühr ausgedehnte Abschnitt des Buchs den meisten Lesern erscheinen dürfte, desto erfreulicher ist es mir, versichern zu können, daß auch er im Wesentlichen auf geschichtlicher Wahrheit beruht; in der That ist um jene Zeit eine Schülerin der erwähnten école des demoiselles entflohen, Näheres darüber verlautete jedoch in weitern Kreisen nicht, nur flüsterte man sich ins Ohr, daß ein junger Geistlicher bei der Sache betheiligt sei, wodurch sich dann zugleich Roller's Verflechtung in die hier gegebene Darstellung rechtfertigt. Wörtlich wahr ist auch die höchst spaßhafte Erzählung von dem Empfang, der der heimkehrenden Dame zu Theil wurde:

> Der Intendant, der ihr vermuthlich auf Pränumeration des herzoglichen Zorns die Hölle recht heiß machen wollte, sagte mit starrem Blick zu ihr: Tremblez, Madame! Als sie abgegangen war, wandte sich Rieß (der oben erwähnte komischboshafte Lieutenant und Aufseher) zum Intendanten und sagte: Ew. Excellenz haben ganz recht gethan, sie eine Trampel zu heißen, denn das war doch in der That eine recht trampelmäßige Aufführung!

Nur erwähnen kann ich noch, daß dieser ganze Abschnitt eine reiche Auswahl der anziehendsten und naturwahrsten Schilderungen darbietet, worunter in mehr als einer Beziehung hervorzuheben ist das Bild von dem Leben und der Lage eines in den unwirthlichsten Schluchten des Schwarzwaldes amtirenden Geistlichen.

Roller gelangt auf allerhand Umwegen später nach Stuttgart zurück; eines freundlichen Empfangs kann er freilich nicht gewärtig sein, dennoch reizt ihn des Herzogs Härte zu leidenschaftlicher Entgegnung auf, und der Erfolg ist, daß er unmittelbar aus der Audienz auf den Hohenasperg geschafft wird; und diesem Orte durfte freilich Der nicht entgehen, an dessen Schicksalen uns des Herzogs Karl ganzes Wesen anschaulich gemacht werden soll: hier steht er unter dem Commando des Obersten Rieger, dessen Schilderung theils wegen der Rolle, die er unter Karl's Regierung gespielt, mehr noch deshalb nicht fehlen durfte, weil er es ist, dessen Schicksale Schiller in einem viel frühern Aufsatze: „Spiel des Schicksals", in meisterhafter, eindringlicher Kürze darstellt; eine Darstellung, zu welcher Schiller außer dem allgemeinen Interesse vielleicht noch der Umstand bewogen haben kann, daß sein Vater jener Parade beigewohnt, wo Rieger seiner militairischen Ehrenzeichen ebenso unerwartet als schmachvoll entkleidet wurde, und dem Sohne wol jenen entsetzlichen Augenblick lebhaft genug geschildert haben mag. Auch hier müssen wir die Treue und Frische der Schilderung, die bis zu Rieger's plötzlichem Ende führt, sowie die Milde derselben, die aus echt psychologischer Auffassung hervorgeht, rührend hervorheben. Auf dem Hohenasperg wird Roller ferner Schubart's Stubennachbar, und so wird uns dieser auch auf dieser Stufe seines Lebens vorgeführt, wo ihn der Mangel an sittlichem Halt dem äußern Elend unterliegen ließ; es ist dies aber zugleich die Periode, wo Schiller nicht mehr blos literarische, sondern durch häufige Besuche auch persönliche Anregungen von Schubart empfing, und so finden wir denn auch das früher angeknüpfte Verhältniß zwischen Schiller und Roller fortgesetzt, wir sehen, wie Ersterer immer entschiedener zu dem Entschlusse, der seinem Leben die entscheidende Wendung gab, hingedrängt wird, wie seine Dichterkraft stets auf neue Schöpfungen sinnt, wie seine „Anthologie", die auch schon bei früherer Gelegenheit zur Sprache kam, entsteht; namentlich ist hier auch die Bedeutung, die ich oben dem Zigeunerabschnitte des Romans für die tiefere Geschichte der „Räuber" beilegte, ausdrücklich angedeutet.

Endlich ist hier noch der Pfarrer Hahn namhaft zu machen, der als Haupt des schwäbischen Pietismus und zugleich als gelehrter Astronom seiner Zeit ein vielgenannter Mann war; in unserm Romane vertritt er nicht nur würdig die erstere Richtung, sondern hat namentlich auch wesentlichen Einfluß auf die innere Festigung und Durchbildung von Roller's Charakter, ohne ihn jedoch ganz auf seine Seite zu ziehen.

So verläßt denn Roller nach so mannichfachen Wechselfällen den Kerker als der gereifte Mann, zu dem ihn, wie oben gesagt, die gegebene Darstellung erziehen mußte; aber auch für den Herzog charakteristisch ist der Zug, daß er Roller seiner Haft nicht förmlich entläßt, sondern ihm nur die Entfernung aus derselben stillschweigend gestattet. Die schließlichen romantischen Entwickelungen können wir übergehen; es genüge, daß er eine Erzieherstelle an einem fremden Hofe übernimmt und dorthin nach erfolgter Verbindung mit seiner Jugendgeliebten, der Pfarrerstochter von Illingen, abreist. Diese Abreise aber findet gleichzeitig statt mit Schiller's Flucht nach Manheim, die nothwendig noch in den Kreis dieser Darstellung hineingezogen werden mußte; der Schilderung derselben liegen im Wesentlichen Streicher's bekannte Mittheilungen zu Grunde, doch scheint Hr. Kurtz auch hier noch andere, nicht minder zuverlässige Quellen benutzt zu haben; so wird erzählt, daß Roller sich an dem Abende der Flucht zu Schiller's Ältern, denen er persönlich unbekannt ist, begibt, um diesen, nachdem er in der Stadt vergeblich gefragt, dort zu suchen, und in der That hat an diesem Abende auf der Solitude eine solche Nachfrage von einem angeblichen Bekannten Schiller's, der aber der Familie fremd war, stattgefunden.

So führt also der Schluß des eigentlichen Romans sowol den idealen als den romantischen Helden aus der Heimat fort; recht eigentlich sind ihre „Heimatjahre" geendet, aber noch fehlt das Gefühl voller Befriedigung; wenn wir auch geschichtlich den Erfolg des gewagten Schrittes kennen, so möchten wir ihn doch auch in dieser uns schnell liebgewordenen Darstellung noch einmal vernehmen, und auch dieses Bedürfniß hat der Verf. nicht übersehen oder, ich möchte sagen, überfühlt. Er fügt noch ein meisterhaft geschriebenes Schlußcapitel bei: „Wiedersehen in der Heimat". Der in stürmischem Drange aus der Heimat geflohene Jüngling ist als gereifter, ruhmgekrönter Mann wiedergekehrt, um die Stätte seiner Jugend noch einmal zu betreten; die alten Genossen Rapp, Petersen, Dannecker, Zumsteeg, sammeln sich um ihn, und da ist es denn nur billig, daß der Verf. auch seinen Roller, mit dem er sich so viel Mühe gegeben, nicht fehlen läßt; gemeinsam denken die gealterten Freunde der vergangenen Jahre, ihrer heitern und ernsten Unternehmungen, jetzt erst haben sie den rechten Maßstab der Beurtheilung gefunden für so Manches, was ihnen früher unerträglich, was ihnen früher unschätzbar erschien; so feiern sie gemeinsam in würdigem Ernste die Todeskunde des Herzogs. Einen wehmüthigen, tief ernsten und doch wahrhaft würdigen und erhebenden Eindruck hinterläßt dieser Schluß des Werks. Und so sei denn auch hier kein Wort weiter hinzugefügt als die nochmalige herzliche Anerkennung, daß Hr. Kurtz in „Schiller's Heimatjahren" ein Werk geliefert hat, welches gleich sehr durch geistige Klarheit, durch gemüthliche Wärme und gelungene Darstellung einen ausgezeichneten Platz in der deutschen Literatur einnimmt. Die vorstehende Anzeige aber hat von dem reichen Inhalte desselben nur so wenig berühren, von dem tiefen Gehalte desselben nur so wenig andeuten können, daß sie höchstens darauf Anspruch machen kann, zu der verdienten allgemeinen Anerkennung desselben ein Weniges beizutragen.

W. A. Passow.

Emil Braun's „Antike Marmorwerke".

(Beschluß aus Nr. 301.)

Die Tafeln VIa und VIb geben die Reliefdarstellungen auf der Vorderseite und den Nebenseiten eines durch glückliche Erhaltung ausgezeichneten, in dem Erdgeschosse des Casino von Villa Panfili-Doria aufbewahrten Sarkophags, nebst denen auf der Vorderseite und den beiden Stirnseiten des dazu gehörigen Deckels. Alle beziehen sich auf den Meleager, und wir haben, wie Hr. Braun bemerkt, die Schilderung der Meleagersage hier vollständiger als vielleicht sonst irgendwo. Die Vorderseite des Sarkophags zeigt die Jagd des Meleager. Besonders merkwürdig ist, daß dabei zweimal ein Mädchen vorkommt, welches man für die Atalante halten könnte, obwol namentlich in der Bewaffnung Verschiedenheit ist. „Auch auf dem Sarkophag von Salerno bei Gerhard («Antike Bildwerke», CXVI, 1)", erinnert Hr. Braun, „kommt dies Mädchenpaar vor, und zwar, wie es scheint, zweimal. Denn neben der Jagdscene befindet sich links vom Beschauer eine episodische Gruppe. Dort treffen wir die eine dieser beiden Frauen sitzend mit Stirnkrone geschmückt. Hinter ihr erscheint der Tempel. Es kann dies daher wol nur Diana selbst sein, welche durch die Atalante oder für sie die ruhmreiche That vollbringt, analog der Homerischen Vorstellung, nach welcher die Großthaten der Helden deren schützender Gottheit zugeeignet werden." Wir geben dieser Deutung und der, nach welcher in dem einen Jagdspeer haltenden Weibe auf unserm Relief die Diana erkannt wird, unsere volle Beistimmung, indem wir nach Müller's Tagebuche hinzufügen, daß auch in der Galeria degli Uffizj zu Florenz sich zwei Sarkophage mit der Meleagersjagd befinden, auf denen eben dasselbe Mädchenpaar in ganz ähnlicher Weise erscheint, und daß auch Müller in dem zumeist nach links stehenden die Diana erkannte. Auch mit der Erklärung der übrigen Figuren dieser Seite sind wir vollkommen einverstanden. Von den Nebenseiten enthält die eine, wie wir trotz einiger Abweichungen glauben müssen, schon von Gerhard a. a. O. bekanntgemachte, den Streit des Meleager und seiner Oheime um die Eberhaut; die andere die Atalante in trauernder Stellung auf einem Felsen sitzend, von ihr wegschreitend dem Pädagogen mit einem Schwerte, wahrscheinlich dem des siegreichen Pfleglings, und, voll Trauer auf sie niederblickend, mit übergeschlagenen Beinen auf die Lanze gestützt stehend einen jungen Krieger in der Chlamys, welcher auf der Vorderseite des Deckels zwischen dem Vater des Meleager und seinen Schwestern wiedererscheint, und somit wol für den Bruder des Meleager, den Tydeus, zu halten ist. So erklärt Hr. Braun mit Scharfsinn und Wahrscheinlichkeit, während nach Platner's Meinung (vgl. „Beschreibung der Stadt Rom", Bd. 3, Abth. 3, S. 629) in den beiden „Kriegern vermuthlich jene Oheime Meleager's dargestellt sind". Auf der Vorderseite des Deckels ist die Leichenfeier des Meleager dargestellt. Die schöne Composition, „deren Erfindung die rohe Arbeit

der Ausführung keineswegs entspricht und der ein Werk aus den großen Zeiten der hellenischen Kunst zum Vorbilde gedient zu haben scheint", preist Platner a. a. O., S. 628. „Der entseelte Leichnam wird von seinen Gefährten zur ewigen Ruhestätte getragen. Unendliches Wehgestöhn umdröhnt den jugendlichen Helden. Voran schreitet Öneus mit gewaltig erhobener Rechten das Geschick anklagend, welches ihm den Sprossen seines Ruhmes so früh entrissen. Neben ihm kehrt der junge Krieger mit Chlamys wieder, welcher hinter dem Pädagogen vor der Atalante auf der Querseite erschien. Den Schluß des Zuges bildet das Gespann edler Rosse, welches den Helden so oft zu Kampf und Sieg geleitet, jetzt ihm auf dem letzten Gange folgt. Voran ziehen die Dioskuren hoch zu Roß. Zu jener Biga bilden diese einen schönen bedeutungsvollen und symmetrischen Gegensatz. Zwei unter sich verwandte Gruppen bilden die Schlußscene. Hier der verzweiflungsvolle Pädagog zwischen zwei Jünglingen, die ihn zu trösten suchen; dort Althäa, über die das Zusprechen der Amme nichts vermag; am Grabeshügel des Sohnes drückt sie sich den spitzen Mordstahl in die rauhe Brust". In diesen erklärenden Worten des Hrn. Braun sind die Bezeichnungen der betreffenden Figuren als Öneus und Pädagog gewiß richtig, während nach Platner's gewiß falscher Meinung „in dem von zwei Männern unterstützten Greise am Anfange des Zuges vermuthlich Öneus, Meleager's Vater, vorgestellt ist". Im Betreff der Gruppe, welche den Mittelpunkt einnimmt, bestätigt sich die früher auf S. 13 von Hrn. Braun gemachte Bemerkung, Meleager werde nie von einem hinter sich schreitenden Krieger getragen, sondern Derjenige, welcher die Füße des Entseelten gefaßt halte, schreite dann stets in gebückter Stellung mit der Last auf den Schultern voran. Überhaupt gilt dieselbe von allen uns bekannten Darstellungen der Leichenfeier des Meleager, und in ähnlicher Weise wird der Leichnam des Heros auch auf dem schon eben erwähnten Relief des Stadtmuseums zu Arezzo, das leider gerade auch an der betreffenden Stelle verstümmelt ist, getragen worden sein. Die Platte, auf welcher sich dieses Relief befindet, scheint, nach der vorliegenden Zeichnung zu urtheilen, einem Sarkophag angehört zu haben. Sie ist an beiden Seiten und nach unten gebrochen. Nach links vom Beschauer erkennt sich zuerst deutlich ein Dioskur mit seinem Rosse, welcher nach der Hauptgruppe hinblickt. Darauf folgt der mit zwei Rossen bespannte Wagen mit einer unbärtigen Figur darauf, welche gesenkten Hauptes dasteht, in der Hand des rechten nicht einmal bis zum Ellbogen hinab erhaltenen Armes die Zügel gehalten haben mag, und den linken Arm, an welchem die Hand nicht zu sehen ist, in klagender Geberde zu erheben scheint, ähnlich wie die entsprechende Figur auf dem Relief bei Winckelmann: „Monumenti inediti", Nr. 88; Millin: „Galérie mythologique", CIV, 414. Hinter den Rossen erscheint ein mit dem Gesicht en profil nach rechts hin gewandter bärtiger Mann, welcher den linken Arm vor die Brust hält und mit der Hand des rechten in tiefer Trauer das Gesicht bedeckt. Dann folgt unmittelbar die Hauptgruppe, von welcher nur drei Figuren erhalten sind, die beiden zumeist nach rechts nur dem Obertheile nach, die dritte bis etwas über die Wade des rechten Beines hinab. Der bartlose am Haupte mit einem Bande geschmückte und mit einer Chlamys angethane Todte mit schlaff herabhängendem rechten, etwas gehobenem linken Arm wird von einem bärtigen hinter ihm stehenden Mann, dessen rechte Hand zwischen der rechten Seite des Todten zwischen Arm und Brust zum Vorschein kömmt, getragen; hinter dem Todten, rechts von jenem Manne, erblickt man einen andern, wie es scheint, unbärtigen Mann, welcher die geballte Hand des rechten Arms an seine obere Brust legt und den linken nur bis dicht unter der Achsel erhaltenen Arm so gehalten haben muß, daß er von dem Leibe des Todten nichts berührte, sondern nur den linken Arm desselben in die Höhe hielt. Von den Stirnseiten des Deckels auf dem von Hrn. Braun bekannt gemachten Sarkophage enthält die eine die auch sonst nur in anderer Umgebung vorkommende tiefeingehüllte Frau und vor ihr einen entblätterten Baumstamm, welche „trauernde weibliche Figur" nach Platner's Meinung „vielleicht auf die Trauer der Schwestern des Meleager deutet, welche Diana zur Befreiung von ihren Schmerzen in Vögel verwandelte", nach Hrn. Braun's wahrscheinlicherer Erklärung die „Nymphe von Calydon" darstellt, „die alles Weh in ihrem Busen gesammelt hat und dieses in namenloser Klage zurückgibt", ein passendes Gegenstück zu dem Flußgott Euenos, welcher auf der andern Ecke erscheint, das Haupt von der Jammerscene abwendend.

Der auf Tafel VII bekannt gemachte Sarkophag, welcher sich als Sarg für christliche Gebeine verwandt in dem Seiteneingange der Kirche S. Maria sopra Minerva befindet, enthält die lebensvolle Darstellung des Kampfes des Hercules mit dem nemeischen Löwen, „eins der wenigen Beispiele von den Übertragungen von Vasencompositionen auf Marmorarbeiten". Wir fügen hinzu, daß auch die Weise des Kampfes ganz ähnlich auf mehren Vasen dargestellt ist.

Auf Tafel VIII lernen wir in einem Relief aus dem Palaste Colonna eine zweite Darstellung eines selbständig vorkommenden Waffentanzes kennen, welche nach Hrn. Braun's Urtheil der im „Museo Pio-Clementino", IV, 9, mitgetheilten an Erhaltung zwar nachsteht, aber in Betreff des Kunstwerthes vorzuziehen ist.

Auf Tafel IX und X endlich bringt Hr. Braun zwei Kaiserharnische aus dem Palaste Colonna bei, den einen mit einem Tripäum, welches zwei Victorien schmücken, einer Barbarenfrau und ihrem Kinde, den andern mit der Statue der Roma auf einer von Arabesken getragenen Console, in nicht gewöhnlicher Darstellungsweise, zu deren Füßen nach Hrn. Braun's richtiger Erklärung die Tellus und der Oceanus gelagert sind, zur Andeutung, daß die Roma über Erde und Meer triumphire. Rücksichtlich dieser Kaiserharnische macht Hr. Braun eine sehr zeitgemäße Bemerkung, in Betreff welcher wir wünschen, daß der darin gegebene Fingerzeig von Mitforschern auf dem Gebiete der Kunstgeschichte nicht unbeachtet bleiben möge. „Die prachtreichen Brustharnische römischer Kaiserstatuen", sagt er, „scheinen mir mehr Aufmerksamkeit zu verdienen, als man ihnen bis dahin zugewandt hat. Nur Zoega hat einige davon einer sorgfältigen Bekanntmachung werth erachtet. Sie sind schon deshalb sehr merkwürdig, weil sie uns eine Idee geben von den Werken der Goldarbeiter in der Kaiserzeit. Denn diesen, glaube ich, darf man Kunstwerke dieser Art kühnlich zuweisen. Sie waren offenbar aus getriebenem Metall und mögen nicht hinter den Nachbildungen zurückgeblieben sein, die uns die Marmorstatuen liefern, im Gegentheil sie übertroffen haben."

Friedrich Wieseler.

Notiz.

Napoleon's Schreiben an den Prinz-Regenten von England.

In Woolwich ist kürzlich Jemand in den Besitz des Concepts des berühmten Schreibens gelangt, das Napoleon, als er sich 1815 in Rochefort den Engländern ergab, an den damaligen Prinz-Regenten, nachherigen König Georg IV., richtete. In diesem Manuscripte finden sich zwei bis drei Wortveränderungen. In den Worten „m'asseoir sur la cendre Britannique" sind die Worte „la cendre" ausgestrichen und „le foyer" dafür gesetzt. In der Schlußstelle des Schreibens: „der mächtigste, standhafteste und großmüthigste meiner Feinde", sind die Worte „le plus constant" zwischen den Zeilen eingeschaltet, also wahrscheinlich vom Kaiser erst später für angemessen erachtet worden. In einer dem Concepte beigefügten Note erklärt General Gourgaud es als „das Brouillon des Schreibens, das der Kaiser mir am 14. Juli 1815 zusandte, um es von der Insel Aix an den Prinz-Regenten von England zu befördern".

137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 303. —— 29. October 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

1. Urania.

Daß die alten Propheten todt sind und die neuen nichts gelten, bewährt sich nirgend besser als an den Taschenbüchern. Wie oft ist ihnen schon von den bösen Recensenten ihr ewiger Untergang vorausgesagt, wie oft sind sie schon von denselben förmlich zu Grabe getragen, — kaum aber macht der Herbst einige schüchterne Versuche der Annäherung, so schlüpfen sie so jung und geputzt wie immer stets wieder aus ihren Gräbern hervor und feiern als Repräsentanten der Winterflora im Herbst so gut ihr Auferstehungsfest wie die Sonnenblumen im Frühling. Diese Zähigkeit und Unverwüstlichkeit des Daseins ist zwar nicht gerade ein Zeugniß für ihre Vortrefflichkeit, denn auch Unkraut vergeht nicht, aber sie beweist wenigstens, daß sie noch nicht alle Stadien ihrer Entwickelung durchgemacht haben, und es ist daher noch nicht alle Hoffnung verloren, daß sie vielleicht, wie sich ja Gänseblumen zu Tausendschönchen veredeln lassen, auf der Staffel der Vervollkommnung wer weiß welche Höhe erklimmen können. In der That haben einige von ihrem Streben nach oben schon hübsche Proben abgelegt, und namentlich ist die Muse des vorliegenden Almanachs auf dem gradus ad Parnassum, der classischen Jakobsleiter, dergestalt vorgedrungen, daß sie den Namen der Himmlischen nicht mit Unrecht führt. Die galanten Ritter, die ihr bei ihrem Emporklimmen diesmal den Arm geboten haben, sind lauter alte Bekannte, nämlich Mügge, Gutzkow, Marbell und Sternberg, und wenn die Leser der „Urania" auf den Klang dieser Namen entsprechende Hoffnungen gründen, so dürfen wir ihnen die Versicherung geben, daß sie sich bei näherer Kenntnißnahme nicht getäuscht finden werden.

Theodor Mügge liefert eine Novelle: „Eduard Montague", die wir nicht besser charakterisiren können, als wenn wir sie ein Seitenstück en miniature von „Toussaint" nennen. Sie behandelt nämlich den Negeraufstand auf Jamaica im Jahre 1795, der zwar sowol von Seiten seiner Stellung in der Weltgeschichte, als auch in Rücksicht seines innern Verlaufs an Bedeutsamkeit und Vielseitigkeit des Interesse hinter dem auf St.-Domingo weit zurücksteht, aber nichtsdestoweniger dem Dichter Gelegenheit gegeben hat, die heiligen Rechte einer unterdrückten Natur und die edle Begeisterung eines wiedererwachenden Freiheitsgefühls den Anmaßungen und dem despotischen Hochmuth einer entarteten Civilisation gegenüber in das glänzendste Licht zu stellen und ein Bild zu entwerfen, in dem die verschiedenen Richtungen, die bei diesem Aufruhr in Conflict geriethen, in charakteristischen und lebensvollen Figuren vertreten sind. Die hervorstechendste unter allen diesen Figuren ist der im Titel genannte Eduard Montague. Er ist wie Toussaint auf St.-Domingo die eigentliche Seele, die belebende Kraft der Empörung, oder wie es in der Novelle selbst heißt, der ganze alte böse Geist seines Volks, den man neu und Geist der Freiheit nennt. In diesem Geiste der Freiheit, in Kühnheit und Energie des Willens, in Milde und Würde des Betragens, in Klugheit und Besonnenheit des Rathes, in Kraft und Gewandtheit der Rede, kurz in allen jenen Eigenschaften, die mit dem echten, lebendigen Freiheitssinne nothwendig verbunden sind, treffen beide Helden zusammen; im Übrigen sind sie wesentlich voneinander verschieden. Toussaint ist Mann und trägt durch und durch den entschiedensten Stempel einer historischen Persönlichkeit; Eduard dagegen ist Jüngling und ist in das mildernde Colorit eines poetischen Ideals getaucht. Seine äußere Erscheinung, sein Leben und Wohnen, sein Handeln und Eingreifen, sein Lieben und Kämpfen, sein endliches Verschwinden, kurz Alles an ihm ist romantisch, und er würde sich insofern kaum zum Helden einer modernen Novelle qualificiren, wenn nicht innerhalb dieser Romantik eben auch sein romantischer Freiheitsdrang läge, der für ihn alle Sympathien der Gegenwart erwecken muß. Ihm gegenüber als diagonaler Gegensatz steht Williamson, ein Creole, der Repräsentant der Hoffart und Herrschsucht, der in den Negern nichts als von Gott zu Sklaven bestimmte Creaturen sieht und nur darauf denkt, die Maroons, die freien Neger des Gebirges, wieder in das Joch der Knechtschaft zurückzuzwängen. Er ist der eigentliche Sauerteig der Novelle, durch ihn kommt Gährung und Unruhe in die bisher friedlichen Verhältnisse. Er hat zwei jener Maroons peitschen lassen, sie verklagen ihn deshalb vor der Ge-

neralassembly, und als man ansteht, ihre Satisfactionsfoderungen zu erfüllen, steigen sie von ihren Bergen herab, verheeren und plündern die Pflanzungen und führen dadurch einen förmlichen Krieg herbei, in welchem die Schwarzen unter Anführung und Leitung Montague's regelmäßig die Sieger sind, bis Williamson die Assembly überredet, sich als Kampfgenossen gegen die Neger die Bluthunde aus Cuba herüberzuholen, mit deren Hülfe sie denn auch wirklich die Maroons überwinden. Die dritte Hauptfigur ist Judith, die reiche, schöne und geistvolle Nichte eines Pflanzers, die dieser für seinen in London zum Stutzer ausgebildeten Sohn John bestimmt hat, die außerdem auf das leidenschaftlichste von Williamson geliebt wird, die aber trotzdem, weil ein lebendiges Gefühl für Recht, Freiheit und unverdorbene Natur in ihr lebt und das Feuer afrikanischen Bluts in ihr glüht, nur für den verachteten Maroonchef Eduard Montague Liebe empfinden kann, und alle ihre glänzenden Verhältnisse aufgibt, um mit ihm in das wildeste Gebirge zu fliehen, wo sie mitten unter den Kämpfen ein idyllisches, von reinster Liebe durchdrungenes Leben führen. Ob bei der endlichen Katastrophe auch sie als Opfer fallen, läßt der Dichter selbst in romantischer Unbestimmtheit. Zwar werden sie durch den unvertilgbaren Haß Williamson's gegen seinen glücklichen Nebenbuhler aus ihrem tiefversteckten Zufluchtsort vertrieben und laufen Beide Gefahr, von den Bluthunden erwürgt zu werden; aber daß sie wirklich Beute derselben geworden, ist unwahrscheinlich, denn statt ihrer findet man Williamson und die beiden Bluthunde todt auf dem Platze. Wo sie selbst geblieben, ist niemals entdeckt worden; doch geht eine Sage durch das Land

von dem jungen Häuptling und der schönen Creolin, die Beide tief im Schoos der blauen Berge wohnen, in einem seligen blumenvollen Thale, wohin kein Menschenfuß gelangen kann. Zuweilen glaubt der einsame Wanderer wol den Ton eines Hornes zu hören, zuweilen auch schreiten durch die Nebel der hohen Felsengipfel schlanke, leichte Gestalten, welche weit über die Gebirge schweben. Sind es Truggebilde, oder umkreisen die Geister edler Todten nächtlich die Stätten, auf denen sie lebten, litten und liebten? Hat Eduard Montague seine Geliebte gerettet und wohnt er nun mit ihr in jenem schönen, unbekannten Thale? Man weiß es nicht. Kein sterbliches Auge hat die Verschwundenen je mehr erblickt.

So schließt die Novelle, die durch und durch von einem poetischen Hauche durchweht ist und die außer vielen andern Vorzügen besonders darum hervorgehoben zu werden verdient, weil sie den Beweis liefert, wie innig sich die neuerdings von den poetischen Dichtern so vielfach angefochtenen und als unbrauchbar verworfenen Elemente der Romantik mit den Ideen und Tendenzen der Gegenwart zu einem einigen Ganzen verschmelzen lassen.

Ganz andern Charakters ist „Die Selbsttaufe" von Karl Gutzkow. Sie bewegt sich durchaus in den socialen Zuständen der Gegenwart, namentlich in dem Kreise der vornehmen Welt, und der Dichter entfaltet darin eine Feinheit der Beobachtung, eine Sicherheit der Zeichnung, einen Reichthum an Ideen und Vorstellungen und daneben eine künstlerische Selbstbeherrschung und Begrenzung des Stoffs, daß sie unbestreitbar zu den vollendetsten Novellen gehört, die jemals geschrieben sind. Schon für den vorigen Jahrgang der „Urania" lieferte Gutzkow eine Novelle, die ausgezeichnet war und die den Berichterstatter veranlaßte, sie den „Wahlverwandtschaften" an die Seite zu stellen. Auch die vorliegende trägt deutlich den Stempel Goethe'scher Gestaltungsweise. Wir finden in ihr die ruhige und einfache Darlegung des Stoffs, den graciösen, fast nachlässigen Stil, den vornehmen Lustre, unter dessen scheinbarer Kälte doch ein warmes, leidenschaftliches Leben pulsirt, die Gegenständlichkeit der Anschauungsweise und vor Allem den genialen Treffer in Auffindung der am meisten charakteristischen Momente und die glückliche Invention einer überraschenden und doch natürlichen Katastrophe. Auch eine andere Bemerkung des vorjährigen Berichterstatters müssen wir unterschreiben, nämlich die, daß Gutzkow auf diesem Gebiete weit mehr in seiner Sphäre zu sein scheint als auf dem Felde des Drama. Wenn wir auch gern zugestehen, daß seine dramatischen Arbeiten zu den besten der neuern Zeit gehören, so ist es uns doch immer vorgekommen, als wenn er in den Beschränkungen, welche die dramatische Form allerdings auflegt, nicht das rechte Maß finden könne, als wenn er aus Furcht, über die rechte Linie hinauszugehen, sich zu weit diesseit derselben hielte und nirgend recht kräftig und natürlich aus sich herausginge. Daher kommt es denn, daß seine dramatische Sprache so häufig berechnet und nüchtern erscheint, da aber, wo sie sich zu höherm Schwung erheben will, nicht selten ins Phrasenhafte und Coloraturartige verfällt. Ganz anders erscheint er in der Novelle. Hier findet der Reichthum seiner schöpferischen und gestaltenden Thätigkeit gerade einen so weiten Spielraum, daß die Pflicht der Selbbegrenzung mit dem ungebundenen Freiheitsgefühl in keinen zu harten Conflict geräth. Wozu es dort einer gewaltsamen Anstrengung bei ihm bedarf, das macht sich hier wie von selbst, und so hemmt ihn nichts, gerade Das zu geben, was er hat, und sich seinem eigenen Wesen nach zu entfalten.

Vergleichen wir die diesjährige Arbeit mit der vorjährigen, so müssen wir sie nothwendig noch höher stellen. Namentlich hat sie Das vor jener voraus, daß sie von Anfang bis zu Ende ein gleich starkes Interesse bietet, während die zweite Hälfte der „Wellenbraut" sich zu sehr in die lyrischen Partien verlor und den Schluß an eine fast fatalistische Katastrophe knüpfte. In der „Selbsttaufe" dagegen entwickelt sich Alles möglichst streng nach psychologischen Motiven, und nur Das dürfte zu wünschen sein, daß der Dichter dieselben, statt sie offen darzulegen, hier und da blos angedeutet und somit der Selbstthätigkeit des Lesers mehr Spielraum gelassen hätte. Die Anlage ist sehr einfach. Es treten eigentlich nur vier Personen miteinander in Beziehung: der Commerzienrath Wallmuth, dessen beide Töchter Sidonie und Agathe, und ein Candidat der Theologie, Gottfried

Eberlin, alle übrigen sind wenig mehr als Staffage. Der Commerzienrath ist eine treffliche Figur. Der Grundzug seines Wesens, das Streben, in allen seinen Handlungen den vornehmen und reichen Mann sehen zu lassen, hat zwar schon öfter Behandlung gefunden, aber ich erinnere mich keiner Zeichnung, die so viele treffende, neue und pikante Züge in sich vereinigt und den Charakter in gleicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit uns vor Augen geführt hätte. Man höre unter Anderm, wie der Dichter ein Lever desselben schildert, nachdem vorher bemerkt ist, daß derselbe nicht angenehm geruht zu haben schien.

Man überreichte dem Commerzienrath seine Morgenkleider. Er schlüpfte in einen gelbseidenen Schlafrock und gähnte sich aus. Jakob erhielt den ersten unfreundlichen Blick, der Herr der Schöpfung den zweiten. Wallmuth hatte das Wetter in Augenschein genommen und fand es nicht lobenswerth. Er warf sich in sein Kanapee mit dem Bewußtsein, daß es dem Herrn der Schöpfung verdrießlich war, schon so früh Morgens nicht den Beifall des Commerzienraths und Ritters mehrer Orden, Herrn Wallmuth, erhalten zu haben. Jakob rückte ihm eine Maschine entgegen. Der große Mann wird sich die Chocolade selbst machen. Er nimmt die braune Cacaotafel, bricht sie höchsteigenhändig in erst größere, dann diese in immer kleinere Stücke, bis die Stücke klein genug sind, um in dem heißen Wasser zu schmelzen. Jakob wischt ihm die braungewordenen Finger ab. Dann rührt der Commerzienrath den würzigen Trank und studirt die Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen an dem bunten Schaum, der auf den Rand der Trommel steigt. Hätte Jakob Geist genug gehabt, zu behaupten, daß der Lichtschimmer, der diese prismatischen Farben des Chocoladenschaumes hervorbrachte, von des Commerzienrathes klarem Auge ausginge, die Bitte um eine kleine Zulage würde ihm nicht abgeschlagen worden sein. Der Morgen eines reichen, geehrten, glücklichen Mannes! Nur die Verdauung ist nicht immer wie sie sein soll. Heute ist sie ungestört, denn der Commerzienrath nimmt zu Soupers, die alten Leuten weit gefährlicher sind als Diners, keine Einladungen mehr an. Die Zeitungen beschäftigen ihn, er hält sie alle; alle, die in der Residenz erscheinen. Er liest sie von rückwärts, von der städtischen Chronik und den Theaterangelegenheiten an bis zu den politischen Ereignissen nach vorn, die ihn seiner Orden wegen interessiren. Heute sucht er nach einer Notiz, die er gestern an alle Redactionen eingesandt hatte. „Herr Commerzienrath, Ritter 2c. Wallmuth hat dem Verein der Gartenfreunde ein vorzügliches Exemplar von Tropaeolum tricolor zum Geschenke verehrt.“ Sie steht da, die Notiz, ohne Druckfehler, sie steht in allen Blättern. Das macht ihn heiterer, er schlürft die Chocolade mit größerm Behagen, er malt sich aus, welchen Eindruck gerade in diesem Augenblick bei der Morgencollation diese Stelle auf Se. Durchlaucht den Fürsten, auf die Fürstin, auf die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, auf den dirigirenden Minister, auf die Departementchefs und das diplomatische Corps machen wird. Er wird in den nächsten acht Tagen das Casino besuchen, um alle auswärtigen Zeitungen durchzusehen, ob nicht zwischen den Parlamentsverhandlungen Englands und den Ministerialkrisen Frankreichs auch das dem Verein der Gartenfreunde von ihm verehrte Exemplar von Tropaeolum tricolor zu finden ist. Für den Fall, daß er die Notiz nicht findet, wird auch er zu Denen gehören, welche die Presse für zügellos erklären.

Der Commerzienrath fährt zu Sidonien. Auch diese gehört einer Gattung von Figuren an, denen man oft in Novellen begegnet; dennoch macht sie durchaus den Charakter einer Individualität, und die Lineamente ihrer Zeichnung nehmen manche besondere und eigenthümliche Richtung.

Sidonie — heißt es von ihr — war vom Baron von Büren früh Witwe geworden. Dieser Herr war ein junger Elegant gewesen, den Sidonie um so liebenswürdiger finden mußte, als ihn alle Welt so fand. Er heirathete sie, sie wurde Mutter, der Vater starb. Ein junger Mann, scheinbar blühend, starb! Ein Herzfehler konnte ihn nicht länger leben lassen. Er starb, als Sidonie noch im Stande war, um ihn zu trauern. Sie war jung, unfertig und hatte in ihm ein Ideal gefunden. Nach der Trauerzeit wurde sie reifer, las viel, dachte nach, dichtete, malte; da schwand auch die Erinnerung an ihren Gatten. Sie fand, daß er nicht Eigenschaften besaß, die sie dauernd würden glücklich gemacht haben. Sie sagte sich im Stillen, daß er im Grunde unbedeutend gewesen war: und das genügte, ihr das Gedächtniß an ihn für immer zu vertreiben. Sie hatte sich durch Talent und Lebenstakt so über die Menge erhoben, daß sie sich durch Verbindung mit etwas Gewöhnlichem nur wieder in die große Masse der Alltäglichen würde hinuntergestoßen gefühlt haben. Sie sprach diese Stimmung auch offen aus, in Gedichten und Romanen, die jedoch noch nicht gedruckt waren und in der Gesellschaft nur in saubern Abschriften circulirten. Ihr Vater wünschte, daß man ihre geistreichen Arbeiten drucken, jedoch nicht verkaufen möchte. Der vornehm gewordene Mann hielt es für eine Profanation des Standes, Bücher herauszugeben, die von Jedem gelesen und von Jedem — beurtheilt werden dürften. Er wünschte, daß man diese Werke der Baronin von Büren, nur auf sauberm Velin gedruckt, leihweise erhalten könnte, daß man sie als „gedruckte Manuscripte“ hohen Personen verehren, sie an diejenigen gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war, senden und allenfalls einzelnen hervorragenden Charakteren in der Literatur, in Maroquin gebunden, als Angebinde „vollkommener Hochachtung“ zum Geschenk machen könnte. Doch verwarf Sidonie diese und andere Pläne. Sie sagte: Schreiben ist bei mir Krankheit — Druckenlassen wäre vielleicht ein Heilmittel, ist aber ein so gewagtes, daß ich daran, statt gesund zu werden, vielleicht sterben könnte. Der Vater liebte solche Äußerungen nicht. Es waren die einzigen, die er von seiner Tochter zu misbilligen den Muth hatte. Glücklicher machte es ihn, wenn sich Sidonie folgendergestalt äußerte: „Wenn eine Frau von Stande drucken läßt, so erregt ihr erstes Werk Staunen, ihr zweites Neid, ihr drittes Feindschaft. Im Grunde kann man auch nur ein gutes Buch schreiben, wenigstens eins nur, in dessen Lobe sich Alle vereinigen. Der Seelenzustand, den man in diesem Werke ausgesprochen hat und der alle Herzen fortriß, erscheint nur einmal wahr, nur einmal geben die Menschen sich die Mühe, ihn für wahr zu halten, nur einmal strengen sie sich an, ihn zu bewundern. Später, wenn sich die Stimmung dieses Buchs wiederholt, erklärt man sie für gemacht, und wenn man gar Fortschritte sich erlaubt, wenn man den Muth hat, künstlerisch reifer und vollendeter zu werden, dann kann man keinen Roman herausgeben, dessen Schluß nicht jede Kammerfrau anders gewendet hätte.“ Das Entzücken, welches der Commerzienrath über solche Ansichten empfand, wurde nur dadurch wieder gemildert, daß Sidonie ironisch genug war, hinzuzusetzen: Diese Meinung von Büchern soll freilich nicht hindern, daß ich deren vielleicht ein halbes Dutzend dennoch drucken lasse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Memorials of the great civil war in England from 1646—52. By *Henry Cary*. Zwei Bände. London 1842—43.

So viel auch bereits von Berufenen wie von Unberufenen über die englische Revolution geschrieben ist, so bleibt doch der Zeitraum, in dem dieser mächtige Umschwung der englischen Geschichte vor sich ging, eine reiche Fundgrube für historische

Nachforschungen. Allerdings kann man wol mit einiger Gewißheit annehmen, daß uns der ganze Gang dieser Revolution in ihren allgemeinen Erscheinungen vollkommen bekannt ist und keine großen Thatsachen mehr ans Licht kommen werden, welche in den vorhandenen Werken noch nicht verzeichnet wären; aber desto ergiebiger für die Beleuchtung von Einzelheiten und desto wichtiger für die Charakteristik der hervortretenden Persönlichkeiten können die Durchsuchungen der Archive gemacht werden, in denen sich noch eine reiche Fülle auf die englische Revolution bezüglicher Papiere finden muß. Wir erhalten in vorliegender Schrift eine interessante Nachlese zu den vorhandenen Werken, welche die erfolgreiche englische Revolution behandeln. Wenn auch eben keine neuen Thatsachen, wenigstens keine, die eine größere Bedeutung hätten, hierbei zur Sprache kommen, so sind die Briefe, Denkschriften und andere Papiere, deren Mittheilung wir Cary verdanken, doch ganz geeignet, auf einzelne Punkte ein neues Licht zu werfen.

Die ersten Briefe, welche in dieser Sammlung mitgetheilt werden, rühren vom Könige Karl her. Sie sind in einem kritischen Augenblicke geschrieben. Es ist im April 1646; er steht im Begriff, sich auf die Flucht zu begeben. Wir sehen endlich, wie er in Schottland in die Gewalt seiner Unterthanen kommt. Endlich gelingt es ihm zu entfliehen, aber lange Zeit hindurch trug man sich mit dem Gerüchte, er sei zu London verkleidet anwesend. Dieses Gerücht brachte eine große Aufregung in das Lager seiner Feinde, die seiner Person aufs neue habhaft zu werden trachteten. Frankreich wurde angeschuldigt, der Volksbewegung in England entgegenzuwirken. Man setzte sich mit einem gewissen Angier zu Paris in Verbindung, der Agent der parlamentarischen Partei wurde und der dieselbe von allen Vorgängen in Frankreich gewissenhaft in Kenntniß setzte. Die Berichte, die von seiner Hand nach England gesendet wurden, bilden den interessantesten Theil des ersten Bandes. Angier verfolgte alle Bewegungen der Emigrirten, und er muß im genauen Verhältniß mit einigen derselben gestanden haben, denn er scheint im Besitz aller ihrer Geheimnisse gewesen zu sein. Wir wissen nicht, auf welche Art er sich in ihr Vertrauen zu schleichen verstand, oder ob er nicht vielleicht mit englischem Gelde einige Verräther in der royalistischen Partei zu finden wußte. Merkwürdig ist, daß er nie ein Wort über die Art und Weise, wie er in Besitz jener Geheimnisse kam, fallen läßt. Jersey war zuerst die Zuflucht der Emigrirten. Besonderer Schutz scheint ihnen auch von Schottland aus gewährt zu sein, wenigstens befinden sich unter den mitgetheilten Briefen viele Klagen über die Schotten, „die beim Anblick einer Bibel in die äußerste Wuth geriethen". Von besonderm Interesse sind auch die Berichte, welche von den Hauptleuten der verschiedenen parlamentarischen Truppen an den Sprecher erstattet wurden; es kommen in denselben eine Menge nicht unwichtiger Punkte zur Sprache, die von künftigen Historikern berücksichtigt zu werden verdienen. In Bezug auf die Unterhandlungen zwischen dem Könige, dem Parlament und den Schotten erfahren wir hier nichts Neues von einigem Belang, wenn wir nicht vielleicht eine Consultation ausnehmen wollen, welche von den Bischöfen von London und Salisbury an den König gerichtet wurde. Sie erklären ihm, daß er seinen Eid, die Kirche zu schützen, nicht verletze, wenn er den Dissenters Duldung zu Theil werden lasse, um so mehr, da es schon nicht mehr in seiner Gewalt stehe, sie denselben zu verweigern. Alle diese Berichte und Sendschreiben, unter denen die Mehrzahl von Militairpersonen ausgeht, folgen nach streng chronologischer Ordnung. Der Herausgeber hat nirgend angedeutet, welche Stücke etwa besondere Beobachtung verdienen, sodaß man sich oft, um einige Goldkörner zu gewinnen, durch viele Schlacken durcharbeiten muß.

Die zweite Abtheilung beginnt mit 1647, wo eine neue Phase der Revolution anhebt. Es ist dies der Anfang des Streits zwischen der Armee und dem Parlamente. Bekanntlich wurde 1648 vom Parlamente die Verabschiedung aller der Truppen decretirt, welche nicht für den Krieg in Irland bestimmt waren. Die Offiziere, die man durch diese Maßregel vorzüglich stürzen wollte, suchten sich zu widersetzen, um die Auflösung der Truppen zu hintertreiben. In den Papieren, welche im Bezug auf diese Thatsache hier mitgetheilt werden, erhalten wir wenig Aufschluß über die geheimen Triebfedern, welche bei dieser ganzen Angelegenheit in Bewegung gesetzt wurden, indem nämlich alle Berichte, welche hier abgedruckt werden, einen rein officiellen Charakter haben; indessen treten doch aus dem allgemeinen Bilde einige charakteristische Züge von Bedeutung hervor. So erhalten wir hier unter Andern das Protokoll, welches Skippon von den Agitatoren entwerfen ließ, welche eine förmliche Commission gebildet hatten, um das Parlament in Furcht zu setzen. Dieses Document zeichnet sich durch die gehässige Sprache aus, welche in ihm herrscht. Das Parlament wird eine Versammlung von Knechten genannt, die sich zu Herren aufgeworfen haben und die sich zu den Tyrannen von England machen möchten; der irische Krieg diene ihm nur zum Vorwande, um die Armee aufzulösen, die sich um das Land so verdient gemacht habe.

Die dritte Abtheilung enthält Berichte über den Krieg in Irland. Lord Inchiquin benachrichtigt den Sprecher des Parlaments, daß er Tausende von katholischen Irländern in Stücken gehauen habe. Er rühmt sich dieser Schandthaten mit einem wahren Triumphe. Hieran reihen sich verschiedene Details über den Bruch mit Schottland und in Bezug auf den Aufstand der Royalisten in Wales. Diese Erörterungen erstrecken sich bis in den zweiten Band. Cromwell ist zum Anführer des Heeres, das gegen die Schotten rücken soll, ernannt, und von ihm gehen nun die wichtigsten Documente aus, welche hier mitgetheilt werden. Die Staatsschriften, welche sich auf die Unterhandlungen zwischen dem Könige und dem Parlamente beziehen, waren schon früher der Oeffentlichkeit übergeben; der Herausgeber vorliegender Sammlung, der nur Neues liefern wollte, konnte deshalb hierauf keine Rücksicht nehmen. Auch die übrigen Papiere, welche Rusworth herausgegeben hat, werden hier nicht noch einmal abgedruckt. Dieser dritte Abschnitt endet mit dem Marsche der Armee auf London.

In Bezug auf die spätern Ereignisse werden die Documente immer sparsamer und unvollständiger. Die Briefe der Hauptpersonen, welche zum Tode des Königs mitgewirkt und welche die Umwälzung des Landes haben vollenden helfen, fangen an, Spuren einer scheußlichen Heuchelei zu verrathen, die in den frühern Proben wenig oder gar nicht sichtbar war. Zu den wichtigsten Papieren, welche dieser Abtheilung einverleibt sind, gehören die aus Irland datirten Berichte Cromwell's. Derselbe kommt in diesen Bulletins immer wieder auf die Nothwendigkeit zurück, die gänzlich verwüsteten Städte mit ehrlichen Leuten, d. h. mit exaltirten Republikanern zu bevölkern. Der letzte Theil der Sammlung hat eine rein royalistische Färbung und bezieht sich ausschließlich auf die Landung Karl's II. in Schottland, seine Hoffnungen und die Art und Weise, wie dieselben endlich scheiterten. Das letzte Stück, welches man in die vorliegende Sammlung aufgenommen hat, ist ein Bericht eines Colonel Gunter, in dem erzählt wird, auf welche romantische Weise Karl II. seinen Feinden entging. 6.

Notiz.

Literarischer Fund.

Ein französisches Blatt erzählt, man habe sieben noch nicht veröffentlichte Briefe Diderot's aufgefunden, die auf einen bisher dunkel gebliebenen Theil seines Briefwechsels mit Mademoiselle Voland Licht werfen sollen. Sie sind an Dubac gerichtet, der unter der Verwaltung des Herzogs von Choiseul an der Spitze des Departements der Colonien stand. Diderot bevorwortet darin das Anstellungsgesuch eines Neffen der Voland; auch sollen sie nicht unwichtige Aufschlüsse über den damaligen Zustand des französischen Cayenne enthalten. 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 304. —— 30. October 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

Während Sidonie und ihr Vater beisammen sind, kommt ein Brief von der jüngern Schwester Agathe an, die sich Krankheits halber im Hause eines Landpredigers aufhält. Diese Agathe ist der absolute Gegensatz Sidoniens. Wir lernen sie am besten aus ihrem eigenen Briefe kennen. Sie schreibt:

Theurer Vater, herzliebe Schwester! Jedesmal daß ich die Feder ansetze, um an euch, geliebte Menschen, zu schreiben, scheint es mir ein Verbrechen, daß ich mich in diesem ländlichen Aufenthalte so glücklich fühle. Ich kann aber nicht anders! Ich kann auch diesen ewig blauen Himmel, diese duftenden Gärten nicht kränken, ich muß mit Lobgesängen von ihr reden, dieser Pracht und Herrlichkeit Gottes, ach! von diesem reizenden Schönlande. Es ist hier auch zu schön! Für mich gewiß, die ich mit weniger Grün, mit weniger Blumen zufrieden wäre. Brauch' ich Berge, brauch' ich solche Thäler? Verdien' ich diesen blauen Spiegel des großen Sees, der sich in seiner majestätischen Größe wiegt und schaukelt und dessen Ufer erst von unzähligen kleinen, oft bunten Kieselsteinen besäet und dann mit Obstbäumen bepflanzt sind, die bald unter der Last ihrer reifenden Früchte seufzen werden? Das solltet ihr blitzen sehen, wenn man nach einem Regen wieder in die erfrischte Natur hinaustritt und die Sonne darüber wegscheint, über die nassen Kräuter und Gräser, die tropfenden Sträucher und die großen, großen Bäume, denen man recht ansieht, wie wohl ihnen ist nach dieser Erquickung! Ich kann mich nicht satt sehen und denke mir manchmal, wenn ich das Alles mit meiner kranken Brust so recht einsauge — ein besserer Geschmack als die säuerlichen Molken —, das Herz müßte mir springen, weil's zu schwer, zu frisch, zu reich für mich ist. Seid nicht bös, daß ich von meinem Übel rede. Die Molken bekommen mir gut. Oben steht ein altes Kloster, liebe Sidonie. Es ist aber jetzt nicht mehr von Mönchen bewohnt, sondern ein Schulgebäude geworden, wohin die Kinder der ganzen Gegend in die Schule gehen. Die armen Kleinen patschen immer barfuß hinauf den steilen Berg, der oft vom Regen glatt ist. Jedes hat sein Büchelchen unterm Arm und eine Schiefertafel, die es wie sein Leben hütet. Neulich fiel einem seine Tafel entzwei; so bitterlich hab' ich noch nie Einen in der Welt weinen hören. Als unsere gute Mutter starb, haben wir selbst nicht so wehmüthig geweint, wie der kleine Andres über seine zerbrochene Schiefertafel. Ich schenkt' ihm eine neue.

In diesem Werthertone, aus dem man die Hauptseiten ihres Charakters: inniges Einleben in die Natur, Gemüthstiefe, Herzensgüte, Bescheidenheit und daneben krankhafte Empfindsamkeit und eine gewisse Gedrücktheit und Beschränktheit in ihrer Stellung zum äußern Leben, bald herausfühlt, schreibt Agathe weiter, bis sie endlich gesteht, daß sie sich mit dem Sohne des Landpredigers, nach ihrer Beschreibung einem schüchternen Jünglinge, der gegen seinen frühern Lebensplan, sich als Doctor der Philosophie auf der Universität zu habilitiren, eben als bescheidener Candidat der Theologie in die Heimat zurückgekehrt ist, verlobt hat.

Eines Abends — so schildert sie den Vorgang selbst — begleitete ich Gottfried, der zum Kloster hinauf wollte, eine kleine Strecke Wegs. Es war Mondschein im abnehmenden Licht, und Alles still im Örtchen, stiller noch, wenn man hinterrücks den Gartenpfad einschlug und das ganze schlummernde Leben unter sich liegen ließ. Da steht ein großer breitastiger Nußbaum am schmalen Wege und eine alte Steinbank, vielleicht für die Mönche, die zum Kloster hinaufstiegen, ein Ruhesitz, vielleicht Station eines alten Calvarienberges. Gottfried zog mich auf die Bank nieder und legte schüchtern seine Hand in die meinige. Es war so sanft und feierlich in der Natur. Drüben glänzte der See, unter uns im Orte schlugen die Uhren zusammen, ein paar Bursche jodelten, und im Gebüsch dicht vor mir und um uns leuchteten die Glühkäfer. Meine Hand hatte schon öfter in der seinigen geruht, aber nie so lange, nie so ruhig. Ich sah ihn schon seit Tagen leiden, ich sah, sein Herz bedurfte eines Trostes, eines empfänglichen Gegenherzens, dem er sich vertrauen konnte. Der Vater schien kalt, und sonst verstand ihn Niemand, auf der Kanzel nicht, wie viel weniger im vertraulichen Gespräch! Ich wußte nicht, wie ich das nennen sollte, was ihn zu mir zog. Liebe wagt' ich's nicht zu nennen; denn ich bin nicht schön, bin leidend, kann Niemandem gefallen und habe noch Niemandem gefallen. Ich bin die Tochter eines Mannes, der mich nimmermehr an etwas Gewöhnliches wegwerfen würde, und das Außerordentliche ist nicht gekommen. So ward ich vierundzwanzig Jahre, und habe die ersten fast bewußtlosen Träume von Liebe schon hinter mir. Gottfried, sah ich, wollte mir schon seit Tagen von Liebe sprechen, er wagte es nicht. Ich hätte ihm selbst den Muth geben mögen, der ihm zu fehlen schien. Es bekümmerte mich, daß ich ihm so viel Scheu einflößte: ich schämte mich, daß ein so reicher und edler Geist vor mir sich demüthigte und irr redete. Ihn nun hinhalten und mit seinem Herzen zu spielen, kalt erscheinen bei innerer Wärme und ihm das Geständniß seiner edeln Brust erschweren, das schien mir unwürdig und vermessen. Und so straft' ich ihn nicht, als er mich an sich zog und von Liebe sprach. Sein Kuß bebte auf meinem Munde, und ich gelobte ihm die Treue, die ich ihm ewig halten werde. Er brachte mich an sein Vaterhaus, ich brachte ihn wieder an den duftenden Nußbaum, er mich wieder an das Haus, und ich ihn wieder an den Baum, bis es elf schlug.

Da schieden wir, aber ich merkte wohl, daß er noch so lange um das Haus hin- und wiederging, bis ich die Fenster schloß und mein Lichtchen löschte.

Dieser schüchterne Jüngling ist Gottfried Eberwein. Sidonie lacht herzlich über diese Geschichte. Sie kann es nicht begreifen, wie man sich in einen Menschen verlieben kann, der Gottfried heißt. Auch der Vater findet es lustig und rührend zugleich. Er ist in der That so gütig, nichts dagegen zu haben. Zu Höherm, meint er, habe sich ja ihr beschränkter Sinn niemals verstiegen, und wenn er Geschick habe, könne man jetzt auch im geistlichen Fache zu einer bedeutenden gesellschaftlichen Stellung gelangen.

Agathe kehrt zurück. Treffend ist ihr gedrücktes Verhältniß zum Vater und zu Sidonien geschildert, treffend die Innigkeit ihrer Empfindungen dem geistreichen blasirten Wesen der vornehmen Welt gegenüber. Aber der Vater ist über die Maßen gnädig. Er will sogar Gottfried auf seine Kosten reisen lassen, damit er sich abschleife, sich bilde, und verlangt dagegen nur, daß alle Briefe durch seine Hände gehen. Für Agathe eine bittere Bedingung! Doch fügt sie sich, wie überall. Nicht so Gottfried. Er hält dies Verlangen für eine unerträgliche Anmaßung und weist sogar mit Stolz das angebotene Reisestipendium zurück. Dieser Trotz wirft Alles über den Haufen. Der Commerzienrath läßt ungemildert seinen höchsten Zorn und Unwillen aus, und Agathe verbringt Tage und Wochen in stummen Schmerzen. Da langt plötzlich Gottfried selbst in der Residenz an, und sie hat das Glück, ihm zuerst zu begegnen. Aber er ist nicht mehr Candidat der Theologie, sondern Doctor der Philosophie, er heißt nicht mehr Gottfried, sondern Ottfried. Er hat sich selbst umgetauft, weil er sich, wie er sagt, in diesem Namen, der den Frieden in Gott verkündige, beängstigt, ja verhöhnt fühle. Diese Selbsttaufe gibt der Geschichte plötzlich eine ganz andere, überraschende Wendung. Mit dem neuen Namen hat Gottfried auch ein ganz neues Wesen angezogen. Statt eines „blonden langgeschossenen jungen Menschen mit unbeholfenem Benehmen, wasserblauen Augen, Röcke tragend mit zu kurzer Taille, Beinkleider ohne Sprungriemen, ewig die qualmende Pfeife im Munde, Gottes Wort vom Lande", wie ihn sich der Commerzienrath und Sidonie ausgemalt hatten, erscheint ein junger Mann, der, ehe er Visiten zu machen wagt, sorgfältig zuvor die großstädtische Garderobe abwartet, der sich's im vornehmen Hause einer vornehmen Dame gegenüber mit einer gewissen sichern Nachlässigkeit in seinem Sessel bequem macht, der mit wohlklingendem Organe, reinem Dialekt und gerundeter Satzbildung eine geistreiche, pikante Unterhaltung führt und dabei oft Ideen ausspricht, die selbst eine Frau von Büren zuweilen um eine Antwort verlegen machen, der für sein Alter schon einen seltenen Überblick über das Leben besitzt und der, was mehr als Alles sagen will, sogar mit dem jungen Grafen Schomburgk, seinem Freunde, eine Geniereise gemacht hat — kurz ein junger Mann, dem zum vollkommenen abgeschliffenen Weltmann gerade nur so viel fehlt, als nöthig ist, um ihn zugleich als unverflacht, eigenthümlich und interessant erscheinen zu lassen. Mit all dieser Tournure macht er natürlich gerade auf Die den größten Eindruck, die ihn in ihrer Vorstellung nur lächerlich gefunden haben. Sidonie, welche von der ängstlichen Agathe um ihre Vermittelung gebeten, ist hingerissen von ihm; der Commerzienrath, bei dem es einer Versöhnung kaum bedurfte, ist stolz auf einen solchen Schwiegersohn und fühlt sich namentlich in dem Gedanken glücklich, ihn durch seinen Einfluß protegiren, poussiren zu können. Auch Agathe ist glücklich, wenigstens indirect, sie ist schon zufrieden mit der Freude darüber, daß Vater und Schwester mit ihm zufrieden sind. Aber Sidonie ist nicht blos zufrieden mit ihm, sondern wird sogar unzufrieden mit ihm, daß er — nicht öfter bei ihr erscheint, daß er — mit Agathe zufrieden ist. Und ist er es wirklich? Der Leser d. Bl. wird von selbst ahnen, wie sich die Geschichte weiter entwickelt. Der Thatbestand der Entwickelung versteht sich von selbst, die Ausführung derselben aber läßt sich nicht mittheilen, sie ist so fein, so allmälig, so tief ins Innerste eingehend und bei aller ergreifenden und rührenden Wirkung so sehr von Humor und Ironie durchwürzt, daß man sie nothwendig selbst lesen muß, wenn man den vollen Eindruck empfangen will. Überhaupt ist das Referat über eine Novelle wie diese etwas höchst Unzureichendes, Undankbares. Man möchte den Eindruck, den man empfangen, wiedergeben, und doch kann dieser Eindruck eben nur von dem Kunstwerke selbst ausgeübt werden. So sinkt die Berichterstattung zu einem schwachen, verhallenden Echo herab, dessen unarticulirte Laute erst für Den verständlich werden, der sich mit der Stimme, die das Echo hervorrief, selbst bekannt gemacht hat. Wir brechen daher hier ab und verweisen den Leser auf die Novelle selbst, indem wir hoffen, daß er, wenn nicht seine Nerven durch die Effecte Sue'scher Batterien für feinere Eindrücke bereits abgestumpft sind, den enkomiastischen Charakter dieses Berichts vollkommen gerechtfertigt finden wird.

(Der Beschluß folgt.)

Das letzte Lebensjahr des jungen Theologen Gotthold Heym. Wahrheit und Dichtung. Zürich, Schultheß. 1842. 8. 20 Ngr.

Das dem Titel beigegebene Motto von dem jungen Theologen: „Wir leben hier in Entwürfen, und Vieles bleibt schöner Traum, leider meistens das Beste!" gilt vom ganzen Leben des Jünglings; es blieb selbst nur ein Entwurf, ein nicht unschöner, bisweilen etwas düsterer Traum, ein Fragment, das als solches seine Bestimmung im Reiche Gottes erfüllt haben mag.

Der Herausgeber hat das Interesse für sein Büchlein durch die Aufschrift: „Wahrheit und Dichtung", sehr herabgestimmt. Als Dichtung ist seine Gabe zu arm, als beglaubigte Wahrheit, als eigentliche Biographie würde sie mehr anziehen und festhalten; man würde sich gern der Betrachtung eines nicht alltäglichen Menschenlebens hingeben, welches Theilnahme in

Anspruch nimmt und durch seine Erscheinung und Mittheilung abnöthigt, während die nicht unterscheidbare Mischung von Wahrheit und Dichtung, so, wie sie hier vorliegt, das Ganze zu einem unbefriedigenden Räthsel macht. Der Herausgeber und Vorredner hat sich nicht genannt, selbst der Name des jungen Theologen scheint ein erdichteter zu sein, und doch finden wir im ganzen Inhalt nichts, was zu einer so mysteriösen Einführung desselben ins größere Publicum als hinreichender Grund erschiene; denn daß der junge Mann als Student wegen demagogischer Verbindung in Untersuchung gekommen und deshalb aus Deutschland in die Schweiz geflüchtet, das konnte doch kaum ihn, zumal die Geschichte seines letzten Lebensjahres uns dargeboten wird, oder den Herausgeber gefährden. Dieser mag indeß zur Geheimhaltung der Namen Gründe gehabt haben, deren Gültigkeit wir dahingestellt sein lassen müssen.

Die Schärfe der Kritik hat der Vorredner durch die „leitenden Winke für den Beurtheiler in formeller wie sachlicher Hinsicht" einigermaßen entwaffnet. Das Ganze besteht großentheils aus Briefen, und die „Vorbemerkung" sagt darüber: „Von Briefen war und ist eine erschöpfende, in sich abgerundete Darstellung nicht zu erwarten. Sie sind und bleiben mehr Skizzen als durchgängig ausgeführte Zeichnung. Aber sie haben dafür den großen Vorzug der Unmittelbarkeit, in welcher der Charakter sich selbst rein und offen dargibt, ohne durch eine fremde Auffassung durchgegangen und alterirt worden zu sein!" Dies scheint auf das biographische Element sich zu beziehen, das theoretische aber ist vorherrschend. Der Herausgeber selbst versichert, daß dieses besonders ihn zur Bekanntmachung der Briefe und Aufsätze bestimmt habe; diese nun schlossen eine erschöpfende, in sich abgerundete Darstellung der Ansichten, Meinungen, Grundsätze keinesweges aus.

Die in den Briefen, Aufsätzen und beigefügten Predigten vorkommenden Entwickelungen über das Wesen der „Religion" hält der Herausgeber für „wahr und scharf", und da, wie er sagt, „heutzutage bei der endlosen Verwirrung der Begriffe gerade in diesem Punkte Alles von Bedeutung sein kann, was zu einer klaren und sichern Verständigung einigermaßen beiträgt", so wollte er seines jungen Freundes (oder seine eigenen?) Ansichten darüber dem Publicum nicht vorenthalten. Darauf haben wir also zumeist unsere Aufmerksamkeit zu richten; hinsichtlich des Biographischen genügen folgende Andeutungen.

Der junge Theolog schreibt selbst die Geschichte seines ersten Amtsjahres, welches auch sein letztes Lebensjahr ist, in Briefen an seine Braut. Im Februar 1840 beginnt diese Geschichte und endet am 3. Januar 1841. Gotthold Heym tritt sein Pfarramt an mit frischer Begeisterung für dasselbe, mehr noch für seine Ideen und Weltverbesserungsplane, und theilt seiner Margot die geheimsten Gedanken und Empfindungen seines weichen und warmen Herzens mit. Im Juni zieht die geliebte Mutter zu ihm, seine Einsamkeit zu theilen, und stirbt schon im Juli. Zu Ende desselben Monats tritt er zu seiner Erholung eine Reise in die nicht ferne liebe deutsche Heimat an, wird dort als politischer Flüchtling erkannt und gefangen gesetzt, im September zwar freigelassen, aber krank und lebensmüde. Die feuchte Kerkerluft und eine krankhafte Spannung seines Innern haben ihm ein Nervenfieber zugezogen, von dem er zwar sich erholt, aber, als er zu Ende October in sein Pfarrhaus zurückkehrt, wo seine Margot zu seiner Pflege ihm entgegenkommt, siecht er dahin, während sein Geist frisch und kräftig bleibt. Es ist ein sehr reichbegabtes, kräftig aufstrebendes und edelmüthiges Leben, das so früh endete, und wol ein bleibenderes Gedächtniß zurückgelassen hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, in der übersprudelnden Fülle seiner Ideen und Bestrebungen zu größerer Nüchternheit und Klarheit sich durchzuarbeiten, sein Gold von den Schlacken zu reinigen.

Diese Nüchternheit und Klarheit vermissen wir gerade in den Ansichten über das Wesen der Religion, auf welche der Herausgeber das meiste Gewicht legt. Die unbefangene Kritik darf sich nicht, wie er, durch den feurigen Flug eines frommen und liebenswürdigen Gemüths und einer, die liebgewonnene Idee stürmisch, mit schwärmerischer Phantasie ausschmückenden Beredtsamkeit mit fortreißen lassen; sie fragt, sobald sie zu Worte kommt: Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Was ist in dieser Flut von Gedanken, Empfindungen, Phantasien das Wahre, das Bleibende, der gediegene Inhalt?

Wir erkennen gern an, daß der warmberedte Sprecher hineingeschaut hat in das gelobte Land, welches in der Wüste, unter allen Stürmen und Kämpfen der streitenden Meinungen und Parteien, das Ziel aller gläubigen Sehnsucht ist, daß er geahnt hat jenes Johanneische Zeitalter, da die Liebe die Herrschaft gewinnen, Eine Heerde und Ein Hirt sein wird. Aber wer hineinschaut in das gelobte Land, hat es deshalb doch nicht entdeckt, und wer auf die goldene Zeit hofft, hat sie nicht zuerst prophetisch geschaut; es ist wahrlich nicht ein unentdecktes Geheimniß, daß das Wesen der wahren Religion, wie des Evangeliums, die Liebe ist. Unser junger Theolog scheint, nicht im Dünkel des Besserwissens, sondern in der reinen Freude an der ihm aufgegangenen Idee gemeint zu haben, über das Wesen der Religion noch unerkannte oder doch verkannte Aufschlüsse gegeben zu haben; gleichwol kann ihm nur zugestanden werden, daß er viel Wahres und Schönes darüber gesagt, dabei aber von vorgefaßten Meinungen, unrichtigen Voraussetzungen, auch von Übertreibung und Irrthum sich nicht frei erhalten hat. Was er von einem andern Theologen sagt: „Der ist nun ganz und gar ein Mann der Phantasie!" das gilt von ihm selbst, nicht wie von Jenem, wegen einer allzu bilderreichen Sprache, aber wegen seiner ganzen Auffassungsweise, in der überall seine lebhafte Einbildungskraft und häufig das Schwelgen in schönen, aber nicht immer klaren Gefühlen vorwaltet, so sehr er sich auch gegen den Verdacht jugendlicher Schwärmerei verwahrt.

Man kann nicht ohne Theilnahme und Wohlwollen gegen den Verf., aber auch nicht ohne Verwunderung, mehrmals nicht ohne Unmuth, den in überströmender, eine ganze Woche fortrauschender Begeisterung geschriebenen Aufsatz lesen: „Das Gesetz der Liebe gegen das Gesetz des Glaubens", in welchem ebenso sehr ein liebewarmes, ahnungsreiches Gemüth wie eine zügellose Phantasie und schwärmerische Hingebung an eine vorgefaßte Meinung sich ausspricht. Tief ergriffen von dem schönen Gedanken, daß das Wesen der wahren Religion die Liebe sei, eifert er sich gegen den Glauben, und schließt diesen schlechthin von der Religion aus; er will die Blüte pflegen und schneidet ihr die Wurzel ab, er will den Tempel der Liebe aufbauen, und den Grund, der gelegt ist, zerstört er, ohne einen andern legen zu können. Es ist ihm der Gedanke gekommen: bisher habe in der Christenheit der Glaube geherrscht und sie entzweit und verfeindet, fortan solle allein die Liebe herrschen und Alle vereinigen! Es ist hier nicht der Ort, alle die seltsamen Ansichten und offenbaren Irrthümer zu widerlegen, welche die einseitige, phantastische Auffassung jenes Gedankens erzeugt hat; es genügt, darauf hinzuweisen, daß er im überflutenden Strome seiner Begeisterung „das Gesetz des Glaubens", das, wie er meint, „bisher über die Menschen noch geherrscht, und unter dessen Joch die Welt geseufzt habe", abschaffen und an dessen Stelle „das Gesetz der Liebe und des Lebens" setzen will, ohne auf die naheliegende Frage geleitet zu werden: wie der von Natur selbstsüchtige Mensch zu der reinen und heiligen Liebe, die nicht das Ihre sucht, gelangen soll, wenn er nicht durch den Glauben wiedergeboren wird? Oder: ob man Den lieben könne, an den man nicht glaubt? Es soll „fortan kein bestimmter Glaube von den Bekennern der Religion gefodert werden!" Also ein unbestimmter? Der würde ebenso unklar, schwankend und unsicher sein wie das vorliegende Raisonnement, welches ein totales Misverständniß des Wesens des Glaubens und seines Verhältnisses zur Liebe

beurkundet, ein völliges Verkennen der Wahrheit, daß der rechte lebendige Glaube nichts weniger als „ein Hängen und Haften am Buchstaben des Bekenntnisses“, sondern Geist und Leben, und selbst lauter Liebe, wie ihre Wurzel ist. Und so ist gerade die Hauptaufgabe des Aufsatzes, das Wesen der wahren Religion zu enthüllen, durchaus nicht gelöst, wie man denn dieses Wesen verkennen und misdeuten muß, wenn man von der Religion das wesentliche Glaubenselement ausscheidet. Hätte er nüchterner den Gegenstand ins Auge gefaßt, und die Religion in den drei Stufen ihrer Entwickelung: als Bewußtsein unserer Abhängigkeit von Gott, unserer Verschuldung gegen Gott und unserer Versöhnung mit Gott, erkannt, so würde ihm nicht verborgen geblieben sein, sowol daß solches Bewußtsein nicht ohne den Glauben an den mächtigen, gerechten und gnädigen Gott gewonnen wird, als auch, daß der Mensch erst dann, wenn er zum Bewußtsein seiner Versöhnung mit Gott gelangt ist, also erst, wenn er im Glauben seinen Heiland, seinen Erlöser und Versöhner gefunden hat, fähig wird, Gott über Alles und den Nächsten als sich selbst zu lieben.

Wir dürfen hier nicht tiefer und breiter in theologische Discussionen eingehen und meinen auch, bereits Aufmerksamkeit und Raum genug diesem Büchlein gewidmet zu haben, das nur ein neues Zeugniß ist, zu welchen Vorurtheilen, Begriffsverwirrungen und Irrthümern die falsche Theologie, welche meint, die Grenze aller Gedanken sei da, wo ihr die Gedanken ausgehen, selbst Männer von Geist und Gemüth verleitet. Dabei lassen wir gern der schönen Gesinnung, welche überall, insonderheit auch in der mitgetheilten Oster- und Pfingstpredigt sich ausspricht, Gerechtigkeit widerfahren; aber die wissenschaftliche Tiefe, welche der Herausgeber rühmt, vermissen wir. Die Wissenschaft wird nicht im Sturm und Drange der dichtenden Phantasie erobert, nicht allein durch die Hingebung des Gemüths in reizende Ideen gewonnen, sondern nur in freier concentrirter Thätigkeit der Vernunft, der alle andern Kräfte dienstbar sein müssen, durch unbefangene nüchterne Forschung und tiefe Contemplation errungen; die rechte Speculation setzt ein reiches Maß historischen Wissens voraus, das am sichersten gegen das Vorurtheil verwahrt, das Licht, das uns aufgegangen, habe zuvor noch Niemand erleuchtet. F. A. Koethe.

Notizen aus England.

Die Gräfin Mina.

Das vor einiger Zeit erschienene Werk: „Spain and the Spaniards in 1843“, vom Capitain S. E. Widnington, entwirft von der Witwe des berühmten spanischen Freiheitshelden, der Gräfin Mina, welcher bekanntlich die Regentschaft Espartero's die Obhut und Oberaufsicht über die junge Königin anvertraute, folgende Schilderung: „Eine der größten Merkwürdigkeiten im Schlosse war unstreitig die Gräfin Mina, die Aya oder Gouvernante der Königin, welcher vorzugsweise die Oberaufsicht über deren Erziehung oblag. Die einfache und anspruchslose Tochter eines Kaufmanns von Angesicht zu sehen, der man das Amt einer Erzieherin des Hauptes des stolzen Stammes der spanischen Bourbons anvertraut hatte, würde vielleicht ohnehin eine vollgültige Entschuldigung, die Einführung bei ihr nachzusuchen, abgegeben haben, aber schwerlich würde ich gewagt haben, die wenigen freien Augenblicke, welche ihr ernster Beruf ihr gönnte, zu belästigen, ohne einen sich von früher herschreibenden Anspruch darauf. Ich hatte ihres Gemahls und ihre Bekanntschaft während seines Aufenthalts in Plymouth gemacht, wo er, verbannt aus dem Lande, dem er vielleicht besser als irgend einer seiner Zeitgenossen gedient, in unansehnlicher Wohnung an den Wunden daniederlag, die er bei seinem Widerstande gegen die ungerechte französische Invasion 1823 empfangen, von denen er nie wieder ganz genas und woran er auch in der Blüte seiner Jahre starb. Ich fand die Gräfin viel besser und wohler aussehend als damals, wo die Leiden und das Misgeschick ihres Gatten ihr Auge verdüstert. Ihre Gestalt ist ziemlich über Mittelgröße, ihr ganzes Wesen entschieden und männlich; das reiche schwarze Haar trägt sie in schlichter Weise; ihre Augen sind sehr groß und dunkel, selbst noch ausdrucksvoller, als man sie in diesem classischen Lande schöner Augen antrifft; auch leuchtet großer Verstand aus ihnen hervor. Ihre Stirn und die untern Partien des Gesichts sind bemerkenswerth durch ihre schöne Bildung, und Phrenologen würden leicht in ihnen das Modell der Charakterfestigkeit erblicken. Sie ist stets in tiefstes Schwarz gekleidet, das sie ganz einhüllt; ja, als sie ihre Ernennung zur Erzieherin der Königin annahm, soll sie sich ausbedungen haben, daß man nie das Ablegen der schwarzen Kleidung von ihr fodern dürfe. Der einzige Schmuck, den sie trug, bestand in einer einfachen, obwol ziemlich schweren goldenen Kette sammt Kreuz, welcher Schmuck das tiefe Schwarz ihrer Kleidung nur noch günstiger hervortreten ließ; ihre ganze Haltung, edel und ernst, ja beim ersten Begegnen nahe ans Strenge streifend, ließ in ihr ein schönes Ideal einer Äbtissin erblicken.“

Urtheil eines Engländers über die Walhalla.

Im „Athenaeum“ faßt ein Berichterstatter den Eindruck, welchen der Besuch der Kathedrale zu Regensburg und der Walhalla, „dieses christlichen Mausoleums griechischer Bauart mit skandinavischem Namen“, auf ihn gemacht, also zusammen: „Während die Stunde, die ich im Dome zubrachte, meinen Geist zum Überströmen mit Ehrfurcht erfüllte und einen Eindruck hinterließ, der nicht so bald verschwinden wird, ging ich von meinem Besuche der Walhalla verlegen und verwirrt und mit dem Gefühle fehlgeschlagener Erwartung und Täuschung nach Hause, was zwar auch mit an mir gelegen haben mag, was ich jedoch zum Theil dem Mangel einer großartigen und tiefern Auffassung Dessen, was wirklich classisch, auf Seiten Derer zuschreiben muß, welche auf den Gedanken kamen, den großen Männern und großen Thaten Deutschlands ein so kunstvolles (elaborate) und kostspieliges Denkmal zu errichten.“

137.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte
des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks,
oder
Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat.

Von
Ed. Arnd.

In drei Bänden.

Erster Band.
Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 305. —— 31. October 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 304.)

Nach solchem Genuß, wie die „Selbsttaufe“ gewährt, fühlt man sich schwer befriedigt. Daher hat denn auch die folgende Novelle: „Die Luisenhütte“, von Wilhelm Martell, einen vielleicht zu schwachen Eindruck auf uns gemacht. Wir gingen mit der besten Hoffnung daran, weil wir uns seines „Cursorius isabellinus“ und seines „Lahmen Hans“ aus frühern Jahrgängen der „Urania“ mit vielem Vergnügen erinnerten, konnten uns aber trotz dieses guten Vorurtheils mit seiner diesjährigen Arbeit nicht in gleichem Maße befreunden. Die Hauptidee, den Kampf eines jungen Mannes darzustellen, der einerseits sich verpflichtet glaubt, ein an seinem Vater begangenes Unrecht zu rächen, andererseits es aber nicht mit seinem Gefühl und Gewissen vereinigen kann, die einzig zum Zwecke führenden, allerdings nicht ganz rechtmäßigen Mittel zu ergreifen, und daher so lange mit sich kämpft, bis sich endlich ergibt, daß das ganze Unrecht auf einem Misverständniß beruht, — ist nicht übel und in einzelnen Partien auch sehr gut durchgeführt; leider aber stellt sie sich nicht früh genug als solche heraus, und der Leser muß allzulange warten, ehe er über die Schilderung eines ländlichen Festes und gewöhnlicher geselliger Beziehungen herauskommt. Wahrscheinlich hat der Verf. selbst einem ähnlichen Feste beigewohnt und sich durch dasselbe so poetisch erregt gefühlt, daß er meinte, es müsse auch in einer Novelle einen poetischen Eindruck machen. Darin hat er sich getäuscht. In der Wirklichkeit genügen gewöhnlich schon die ganz allgemeinen Bedingungen: schönes Wetter, hübsche Landschaft, geputzte Leute, gutes Essen und Trinken, Tanzen und Springen, um uns in eine außerordentliche, poetische Stimmung zu versetzen; in der Dichtung aber bedürfen diese allgemeinen Elemente einer ganz besondern, bestimmten Gestaltung und überdies einer nothwendigen, directen Beziehung auf den Fortschritt der Erzählung. Davon hat der Verf. nur wenig hinzugefügt, und darum leidet die Schilderung an einer unerquicklichen Leere, um so mehr, da die persönlichen Beziehungen und die Anspielungen darauf an und für sich noch unverständlich sind, und daher weder für die Geschichte noch für die allgemeine Schilderung ein genügendes Interesse erwecken können. Ein zweiter Fehler der Novelle ist, daß die eigentliche Entwickelung und Auflösung des Knotens vor derselben liegt, sodaß sich der Verf. genöthigt sieht, sie am Ende als nachträgliche Mittheilung zu geben. Eine derartige Anordnung wirkt selten günstig, wenigstens nur dann, wenn die Entdeckung, welche plötzlich alle Räthsel und Widersprüche löst, durch einige wenige Worte, oder noch besser durch ein natürlich und nothwendig, für den Leser jedoch überraschend sich einstellendes Ereigniß einzuführen ist. Hier aber bedurfte es einer langen Auseinandersetzung, die noch dazu manche Unwahrscheinlichkeit in sich schließt; denn daß eine Auffoderung, die durch alle Zeitungen geht, einen in gebildeten Kreisen Lebenden nicht endlich erreichen sollte, ist doch kaum glaublich. Noch hätte der Ref. einen dritten Umstand zu erwähnen, der ihm den ungetrübten Genuß der Novelle verleidet hat. Dies ist ihr Überfluß an schönen und edeln Empfindungen. Da aber andere Leser, namentlich die schönen Leserinnen, diese Eigenschaft besser werden zu würdigen wissen als er, so will er darauf weiter kein Gewicht legen und zuletzt nur noch hinzufügen, daß überhaupt die Novelle einem unverwöhnten Gaumen besser munden wird, weshalb er Jedem, der sich den Genuß derselben nicht schmälern will, den freundlichen Rath gibt, sie vor ihren beiden Vorgängern zu lesen.

Ein weit höheres Interesse hat uns wiederum die vierte und letzte Gabe des Almanachs geboten: „Scholastika“, von A. v. Sternberg. Schon die dem Ganzen zum Grunde liegende Aufgabe, den Streit des rein religiösen und künstlerischen Elements in der Malerei zur Darstellung zu bringen, ist neuer und pikanter; noch mehr aber als das Ganze haben uns einzelne Partien desselben angezogen und gefesselt, welche ganz den Reichthum an Geist, die feine und tiefe Kenntniß der innern und äußern Lebensbezüge, die glückliche Mischung ernster und humoristischer Weltanschauung und die angeborene Grazie des Stils beurkunden, die wir stets an den Producten der Sternberg'schen Muse bewundert haben. Neben diesen Vorzügen fehlt es jedoch auch nicht an sehr fühlbaren Mängeln. So wirkt es z. B. nicht günstig,

daß alle Figuren in derselben, ausgenommen Scholastika, bloße Anlagen zu Figuren sind und durchaus jeder Entwickelung entbehren. Manche derselben sind ohne allen Einfluß auf den Fortgang der Geschichte und haben insofern keinen dramatischen, sondern höchstens einen scenischen Werth; andere hingegen üben zwar die allergrößte Einwirkung aus, ja führen die eigentlichen Wendungen und Katastrophen herbei, aber im Übrigen erfährt man nichts von ihnen. Wie sie der Dichter ex abrupto einführt, läßt er sie ex abrupto auch wieder fallen, als wenn sie von der größten Unwichtigkeit wären. Mehr noch als dies schadet dem günstigen Eindruck der Novelle der verschiedene Standpunkt, den der Dichter selbst seinem Objecte gegenüber einnimmt. Liest man die erste Seite, so fühlt man aus dem Humor, mit welchem der Erzähler über den Charakter der Heiligenbilder spricht, deutlich heraus, wie wenig dieselben im Stande sind, irgend einen Eindruck auf denselben auszuüben. Verfolgt man dagegen die Geschichte und liest namentlich den Schluß, so sollte man fast glauben, als schlage der Verf. das rein religiöse Element der Kunst doch höher an als das künstlerische, als sehe er in diesem gewissermaßen eine Entartung und Verweltlichung, die zu keinem erwünschten Ziele führen könne. Man urtheile selbst. Nachdem der Verf. über Anfertigung von Heiligenbildern in russischen Klöstern überhaupt gesprochen, schildert er ein Bild, das der Patriarch von Kiew dem Kloster der heiligen Anna geschenkt hat, folgendermaßen:

Dieses Gemälde stellte den heiligen Georg vor, den Schutzpatron Rußlands und unsers Patriarchen. Es war hier nicht die Rede davon, zu erkennen, als was und wie der Maler sich den Gegenstand seines Bildes ausgedacht hatte, das Ganze war ein einziger dintenschwarzer Grund, eingefaßt in eine Glorie von Goldblech, die ungefähr die Formen eines Ritters zu Pferde angab, jedoch äußerst unvollständig, und zwar in der Art, wie, wenn Kinder aus einem Bilderbogen eine Gruppe herausgeschnitten haben, die übriggebliebenen Papierreste noch anzuzeigen fähig sind, ob der entnommene Gegenstand ein Pferd, ein Thurm oder ein Triumphbogen war. Die Goldverbrämung dieses undeutbaren Bildes war auch unstreitig die Hauptsache; die Perlen, die Diamanten, die im Golde schwammen, die fingerlangen Buchstaben in florentinischer Sprache, die um den Rand des Bildes herumliefen, und wo ebenfalls kleine schwarze Klexe anzeigten, daß einst kleine Miniaturen sich hier eingeschoben hatten, gaben den alleinigen Gegenstand der Bewunderung und der Verehrung her.

Noch profaner ist die Erzählung von der Art, dieses Gemälde zu copiren:

Als es bekannt wurde, daß das Bild des heiligen Georg in dem Besitze der Nonnen war, gingen aus weiter Ferne Bestellungen ein, die eine Copie dieses Bildes foderten. Es war dies eine schwierige Aufgabe. Etwas zu malen, was gar nicht existirte, eine Copie von einem Gegenstande zu geben, der im Original gleichsam gar nicht vorhanden war, man mußte die guten Nonnen entschuldigen, wenn sie in diesem Falle auf seltsame Auswege geriethen. Das heilige Bild durfte nicht herabgenommen und noch weniger ganz in der Nähe mit einer profanen Aufmerksamkeit betrachtet, wol gar durch ein Glas untersucht werden; was man jedoch aus erlaubter Ferne gewahrte, war, wie gesagt, nichts als ein schwarzer Klex von einiger Ausdehnung. Wenn das Auge, das sich an das Dämmerlicht der Kapelle gewöhnt hatte, mit einer leidenschaftlichen und nicht ermüdenden Anstrengung hinstarrte, so wurde aus dem Dunkel ein einzelner dürftiger heller Farbenfleck bemerkbar; dies mußte nun das Gesicht des Heiligen sein. Allein wenn hier sein Kopf war, so wurde damit das Pferd zu einer Größe herabgedrückt, die es wie einen mäßigen Ziegenbock erscheinen ließ, unabgesehen davon, daß der unter dem Pferde befindliche Drache dann wie ein Hündchen in einer vollgestopften Postkutsche unter den Füßen der Reisenden zusammengedrückt zu liegen kam. Diese Annahme wurde daher verworfen und der helle Punkt im Gemälde für den feuerspeienden Rachen des Unthiers erklärt. Aber diese Interpretation fand auch ihre Schwierigkeiten; man wußte nicht wohin jetzt mit dem Kopfe des Ritters. Endlich, da alles Grübeln nichts half, überzog man eine Leinewand mit schwarzer Farbe, und legte dann das Goldblech darauf, das man auf die minutiöseste Weise in allen Ausschnitten, Ausbeugungen und Beulen wiedergab. Die Käufer waren vollkommen zufrieden. Wir haben diesen Umstand so ausführlich behandelt, weil sich hieraus der Standpunkt angeben läßt, auf dem die Kunst der Bilderfabrikation damals in unserm Kloster stand. Sie sind seitdem nicht viel höher gerückt.

Nach diesen und ähnlichen Stellen erzählt nun der Verf. folgende Geschichte. Eine junge schöne Nonne, die offenbares Talent zur Malerei besitzt und schon aus eigenem Antriebe den Versuch gemacht hat, ihren Bildern einen höhern Kunstwerth zu verleihen, dafür aber von der Oberin des Klosters hart zurechtgewiesen worden ist, lernt in der Klosterkapelle Dimitri, einen jungen Maler, kennen, der jenes Bild des heiligen Georg zu copiren vorgibt, statt dessen aber ein neues Bild malt, ein schönes, edles Meisterstück im Zauber der blühendsten Kunst. Sie wird trotz des Zurückschreckens vor dem sinnlichen Eindruck auf das mächtigste von demselben hingerissen und für den Maler selbst mit Bewunderung und Liebe erfüllt. Dieser gewinnt nach und nach so viel Gewalt über sie, daß sie sich ungeachtet innerer und äußerer Warnungen, ja selbst trotz der strafedrohenden Visionen einer sterbenden Nonne von ihm überreden läßt, mit ihm aus dem Kloster nach Paris zu entfliehen. Dieser Maler ist aber eigentlich ein junger Fürst, den sie, da er sie nicht zur Gemahlin nehmen will, selbst wieder verläßt. Sie befindet sich darauf zu Paris eine Zeit lang in größter Noth, bis sich ein wirklicher Maler ihrer annimmt und die Stelle eines Vaters und Lehrers bei ihr vertritt. Sie wird nun wirkliche Künstlerin und entzückt durch ihre Werke ganz Paris, namentlich auch einen jungen Freund, der ihr in reiner Liebe und Verehrung zugethan ist. Dennoch gewinnt sie keine Ruhe.

Je mehr mich diese falsche Welt bewundert — klagt sie ihrem Pflegevater —, je lauter dieser leichtfertige Ruhm seine Schwingen um mein Haupt schlägt, um desto trennender spaltet sich die Wunde in meinem Innern, um so lauter klagt mich die Schuld des eigenen Geistes und Herzens an. So hören Sie, mein Vater, es ist mir versagt, ich darf keine Heiligenbilder mehr malen! Der Himmel ist mir verschlossen. Seitdem ich meinen Schwur gebrochen, ist die Einfalt und Unschuld der Kunst von mir genommen. Gott läßt nicht mit sich spielen! Er will ein reines Herz; ich brachte ihm ein entweihtes, und so hat er mich hinausgestoßen in die Welt, in das freche, buhlerische Treiben voll Unwahrheit und Selbstsucht, und hier im Strudel geh' ich unter!

Der Greis sucht sie zu trösten, indem er ihre innern Qualen als Nachwirkungen von Eindrücken bezeichnet, die einst jene Visionen einer sterbenden Nonne bei ihr erzeugt hatten, und sie darauf aufmerksam macht, daß doch in dem Hinausgehen über die ersten Anfänge der Kunst kein Unrecht liegen könne; aber sie beharrt bei ihrem Schmerz und fährt fort zu beklagen, daß die religiöse Begeisterung, deren entzückender Strom einst durch ihr Herz gequollen sei, jetzt todt und erstorben in ihrem Busen liege. Auch ein anderer Trostgrund, daß die Zeit der Schöpfung rein kirchlicher Bilder abhold sei, bleibt ohne Wirkung.

O nicht diesen Glauben, mein Vater! — erwidert sie. — Keine Zeit ist leer an Offenbarungen; keine, die nicht den Athem Gottes an sich heranströmen fühlt. Auch unsere Zeit ist dem Heiligen nicht entfremdet, nicht abgewendet, aber es bedarf nur der Gemüther, die das innere Feuer wach erhalten, die Ernst und Liebe mitbringen und vor Allem Demuth. Als ich in meiner einsamen Zelle saß und um mich so die starre, leblose, einsame Wüste, Schnee, Sturm, Winternacht — da lebte und webte in mir Das, was den ursprünglichen Nerv aller Kunstschöpfung machen soll, das innige, unaufhörliche Horchen, Lauschen, Hinspähen und Aufmerken auf die innere, von Gott beschwingte und getragene Stimme. Seitdem ich in der Welt lebe, seitdem diese brausenden Wogen mit ihrer betäubenden Brandung fortwährend an mein Ohr schlagen, seidem ist jede innerliche Kenntniß verschlossen und versiegelt.

Auch der Umstand, daß gerade ihre biblischen Bilder Lob und Bewunderung geerntet, beruhigt sie nicht.

Was — entgegnete sie — lobten sie? Gruppirung, Vertheilung von Licht und Schatten, Effecte — wie ist dies Alles unwürdig und klein gegen die Schöpfung einer Seele, die berufen ist, der Welt mit irdischen Mitteln göttliche Geheimnisse zu enthüllen.

Da fodert sie der Greis auf, in ihr Kloster zurückzukehren und wieder Heiligenbilder zu malen, wie sie früher gemalt; aber sie erwidert:

Ich kann's nicht, mein Vater. Daß ich's eben nicht kann, ist mein Unglück. Die vollendetste Kunst hält nicht schadlos für ein entweihtes Herz. Könnte ich mit den Thränen meiner Kummernächte zurückkaufen, was ich hingab, könnte ich wieder die Unschuld des Sinnes erobern, den Glauben und die Liebe, dann würde ich auch von neuem Bilder malen können, wie ich sie damals malte.

Dennoch beschließt sie, in ihr Kloster zurückzukehren. Sie erklärt:

Jene Kindlichkeit und Seeleninnigkeit ist unumgänglich zur Darstellung unserer christlichen Glaubensgestalten nothwendig, und ein Grad von Ascetik und Weltentfremdung ist ebenfalls Bedingniß. Mit dem Schatze gelehrten Wissens beladen, mit den Bekenntnissen der Bekenner sowie der Zweifler zugleich vertraut, ausgerüstet mit den Waffen geistvollen Spottes und mit dem Bewußtsein der durch Jahrhunderte fortgebauten Skepsis — wie wollen Sie, daß ein Künstler heutzutage, in der Welt und mit der Welt lebend, jene süßen Urkunden der Demuth und Gottesliebe, wie sie sichtbar in den Gestalten der ersten Bekenner und Blutzeugen wandeln, diese Wunder und Mysterien, die ein fortgesetztes Leben in Einsamkeit und Beschauung erfodern, wie wollen Sie, daß er sie in Bildern wiedergebe? Nein. Wenn sie Alle, die innerlich leer und ertödtet sich fühlen, so aufrichtig zu Werke gingen wie ich, daß sie den Geist nicht zwingen, Gestalten zu schaffen, die er nicht geschaut, so würden diese hohlen, nichtssagenden, das Heilige verhöhnenden Zerrbilder, die wir jetzt als kirchliche bezeichnen, aus unsern Galerien, unsern Gemächern, unsern Kirchen verschwinden. Warum, wenn es verboten ist, mit Worten zu lügen, warum es gestatten, mit Farben? Ist ein Heiligenbild, das wir lachend und mit Unglauben malen, nicht ein falscher Eid? — Es kostet mich das Leben! rief Scholastika mit Heftigkeit. Ich kann, da ich einmal das Heilige empfunden und mit Bewußtsein in mir bewahrt, nicht fürder ohne den Himmel leben. Segnen Sie mich, mein Vater, ich verlasse Paris.

Sie führt diesen Entschluß wirklich aus. Ihr junger Freund begleitet sie, aber in unmittelbarer Nähe des Klosters erreicht sie der Tod und sie stirbt mit den Worten:

Ich habe, was ich wollte, ein Grab bei den Meinen, in der Heimat! Der Himmel sei gelobt!

Wir hoffen, daß diese Zusammenstellung des Anfangs und des Schlusses genügt, um unsern Tadel vor dem Leser zu rechtfertigen. Gewiß fühlt er heraus, daß der Dichter den Anfang seiner Novelle vom ästhetischen, das Ende dagegen vom religiösen Standpunkt aus geschrieben hat. Wir geben gern zu, daß diese doppelte Auffassung in unserer Zeit selbst begründet ist, und erkennen die Wahrheit, welche auf beiden Seiten liegt, vollkommen an. Aber zwei dissonirende Wahrheiten enthalten eben noch nicht die rechte und volle Wahrheit, sie bedürfen wenigstens noch einer Vermittelung, die sie zur Consonanz vereinigt, und an dieser Vermittelung hat es der Dichter fehlen lassen. Im Übrigen hat uns, wie gesagt, die Novelle großen Genuß gewährt, besonders auch durch die Schönheit einzelner Gedanken. Wir heben als Probe unter Anderm folgende Stelle aus:

Eines Tages sagte sie (Scholastika) zu Dimitri: Wird man diesen Heiligen glauben? Werden wir die Welt zwingen können, vor ihnen niederzufallen? Das ist auch gar nicht nöthig, erwiderte er trocken. Wenn sie nicht niederfallen will, mag sie es bleiben lassen. So Manches ist zum Abfallen und Hinaustragen reif. Das Haus, in dem wir wohnen, ist zu klein, um große vermodernde Schätze aufzubewahren. Es muß Platz gemacht werden. Diese Worte verstand die Nonne nicht; wie hätte sie sie auch verstehen sollen! Man mußte dazu etwas arabische Wüste, etwas Laster in großen Städten, ein klein wenig Raub und Todtschlag, einen Tumult und einen Aufruhr, etwas von Dem, was die Philosophen Gott nennen, von alle Dem mußte man gekostet, oder es in der Nähe angeschaut haben, um jene Worte zu verstehen. Ein jungfräulicher Busen voll sanfter, aufblühender Rosen in milchweißem Lichte, voll Lilien in rosigem Schimmer, ein Busen, durch den ein weicher warmer Flügelschlag der Gottheit Kühlung weht, in einem solchen Busen sind jene Worte so schlecht gebettet wie der harte, kleine, runde Ball des Knaben in einem Spinngewebe. Die sanften Fäden zerreißen, sie lassen den Eindringling schnell durch, und die Spinne geht daran, ihren zarten Flor von neuem zu weben. So ersetzte und erneute Scholastika's Seele rasch und eifrig die Schleierhüllen ihres jungfräulichen Geistes, nachdem ein solcher Wurf sie momentan beschädigt hatte.

Als Titelkupfer ist dem Taschenbuch diesmal das charakteristisch und kräftig ausgeführte Bildniß Schwanthaler's beigegeben. *)

87.

*) Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Handbuch der Weltgeschichte von Friedrich Straß, fortgesetzt von Wilhelm Havemann. Sechster Theil. Handbuch der neuern Geschichte. — Auch u. d. T.: Handbuch der neuern Geschichte von Wilhelm Havemann. Dritter Theil. Jena, Frommann. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Von dem vorliegenden Bande des Havemann'schen Handbuchs der neuern Geschichte ist ganz Dasselbe zu sagen, was von den beiden frühern gesagt ist.*) Es lag im Plane des Werks, ein Buch für den höhern Gymnasialunterricht zu liefern, bei welchem das Material auf lesbare und bequeme Weise zusammengestellt, aber alle Erörterung über die Verknüpfung und den Sinn der Begebenheiten vermieden werden sollte. Die trostlose Leerheit und Dürre, die mit solcher Behandlung verbunden sein muß, hat der Verf. durch eine gute Darstellung zu mildern beabsichtigt, und dieser Zweck ist in Ansehung dieses dritten Bandes, welcher den Zeitraum vom Ende des Siebenjährigen Krieges bis zum J. 1830 umfaßt, ebenso gut erreicht wie bei den frühern. Im Ganzen ist auch die von der gewählten Behandlungsweise schwer zu trennende Gefahr vermieden worden, das Urtheil der zu unterrichtenden Jugend durch nebenher eingestreute, oft durch die Lebendigkeit der Darstellung gebotene Bemerkungen zu präoccupiren und nach Äußerlichkeiten und dem guten und schlechten Eindrucke einer Begebenheit zu bestimmen. So scheint es uns nicht richtig, wenn gesagt ist, England habe in seinem principmäßigen consequenten Streiten gegen die französische Revolution für die Freiheit gestritten, und so hätte es wol die Gerechtigkeit erfodert, daß, da doch von den Schrecknissen der Revolution und ihrem Blutvergießen sehr hart geurtheilt wird, Ludwig XVI., wo der Verf. erzählt: daß er bei der Versammlung der Reichsstände dem Mittelstande nur ungern erlassen, während der Dauer seiner Anwesenheit auf den Knien liegen zu müssen, auch ein epitheton ornans gegeben wäre. Wie gesagt ist indeß im Ganzen ein Präoccupiren des Urtheils auf die bezeichnete Weise vermieden, und wir haben dem Verf. für ein sehr nützliches und reichhaltiges und Schulmännern gewiß willkommenes Hülfsmittel zu danken. 4.

*) Vgl. hierüber Nr 147 d. Bl. f. 1841 und Nr. 190 f. 1842. D. Red.

Bibliographie.

Bancroft, G., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der Entdeckung des amerikanischen Continents an bis auf die neueste Zeit. Nach der 9ten Auflage des Originals deutsch von A. Kretzschmar. 1sten Bandes 1ste Lieferung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Bronn, W., Kalobiotik, oder die Kunst schön zu leben. Wissenschaftlich aufgefaßt. Leipzig, Binder. Gr. 8. 22½ Ngr.

Brunner, S., Die Welt ein Epos. Wien, Rohrmann. 8. 22½ Ngr.

Brunnow, E. v., Der Obrist von Carpezan. Novelle aus dem Dreißigjährigen Kriege. Leipzig, Teubner. 8. 22½ Ngr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1845. Herausgegeben in Verbindung mit mehren Andern von A. Knapp. Heidelberg, Winter. Kl. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dies Buch gehört dem Vaterland. Vom Grafen Zay. Leipzig, O. Wigand. Gr. 12. 2 Thlr.

Eginhard, Auf — nach Norden. Sieben Gesänge. Leipzig, Liebeskind. Gr. 12. 18¾ Ngr.

Fichte's, J. G., Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution. Zur Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit. Neuer Abdruck der 1793 ohne Namen und Druckort erschienenen Ausgabe. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Zwei Fragen aus Böhmen. Leipzig, Reclam jun. 1845. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Freiligrath, F., Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte. Mainz, v. Zabern. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Fremdwörtersucht in der deutschen Sprache. Ein ernstes Wort an Schulmänner, Beamte und Kaufleute. Nebst einem Fremdwörterbuche allen Deutschen zur Lehre. Leipzig, Jackowitz. Kl. 8. 15 Ngr.

Fritze, F. G., Zwei Eisenbahnpredigten. I. Der eilende Fortschritt unserer Zeit im Lichte der Wahrheit. II. Was ist euer Leben? — ein Dampf, der eine kleine Zeit währet, und danach verschwindet. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gedichte zweier Lebendigen. 1stes Heft. Breslau, Max und Comp. 8. 7½ Ngr.

Gödeke, K., Knigge's Leben und Schriften. Hanover, Hahn. Gr. 12. 20 Ngr.

Gottschalck, F., Genealogisches Taschenbuch für das Jahr 1845. 15ter Jahrgang. Dresden, Gottschalck. Gr. 16. 1 Thlr.

Heck, J. G., Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. 5te und 6te Lieferung. Leipzig, Brockhaus. Quer gr. 4. 12 Ngr.

Heine, H., Neue Gedichte. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heller, R., Das schwarze Bret. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hellrung, C. L., Die goldene Mark Duderstadt. Wahrheit und Dichtung. 1stes Heft. Hanover, Helwing. Kl. 8. 10 Ngr.

Das Kaperschiff, oder die Seeräuber des 19. Jahrhunderts. Historischer Roman aus der Zeit der Wallis'schen Unruhen. Frei nach dem Englischen vom Verf. der Katharina de la Bandiera. Zwei Bände. Meißen, Goedsche. 1845. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Klöden, K. F., Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg. Unmittelbar nach den Quellen dargestellt. 1ster und 2ter Theil. Berlin, Simion. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Mickiewicz, A., Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collège de France in den Jahren von 1840—42. 3ter Theil. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mügge, T., Reise durch Skandinavien. 2te Abtheilung: Schweden im Jahre 1843. Zwei Bände. Hanover, Kius. 3 Thlr.

Mühlbach, L., Novellen und Scenen. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mundt, T., Carmela oder die Wiedertaufe. Ein Roman. Hanover, Kius. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Politische Nesselblätter. Leipzig, Reclam jun. 1845. Gr. 12. 15 Ngr.

Oppermann, H. A., Encyklopädie der Philosophie. Zum Gebrauch für obere Gymnasialclassen und zur ersten Einführung in die Philosophie für alle Gebildete. Hanover, Hahn. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rellstab, L., Gesammelte Schriften. 10ter bis 12ter Band. (Schluß.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Simrock, K., Gedichte. Leipzig, Hahn. Gr. 12. 2 Thlr.

Speckter, O., Zwölf Radirungen zum gestiefelten Kater. Mit erläuterndem Text. Leipzig, Brockhaus. 4. 2 Thlr.

Splitter und Balken aus Östreich. Leipzig, Reclam jun. Kl. 8. 1 Thlr.

Strümpell, Die Vorschule der Ethik. Ein Lehrbuch. Mitau, Reyher. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1845. Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Voigts, F., Hölty. Roman. Hanover, Hahn. Gr. 12. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 306. — 1. November 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

1. **Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte berliner Darlegung von dem Erzbischofe von Köln, Clemens August, Freiherrn Droste zu Vischering.** Münster, Theissing. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.
2. **Des Erzbischofs von Köln Schrift: Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten u. s. w., beleuchtet von J. Ellendorf.** Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Vor allen Dingen drängt sich die Frage auf, in welcher Absicht der Hr. Erzbischof noch, nachdem bereits die Angelegenheiten, die er gegen die preussische Regierung verfochten, durch deren Vereinigung mit dem päpstlichen Stuhle beendigt, und nachdem besonders, wie Hr. Ellendorf bemerkt, alle Diejenigen bereits vom Staatsruder abgetreten waren, die von der entgegengesetzten Seite ihm entgegengewirkt hatten, sich an die Ausarbeitung dieser Schrift gemacht und sie sogar fünf Vierteljahre nach ihrer Vollendung erst in den Druck gegeben habe, wie er selbst berichtet? Man kann nicht blos glauben, daß derselbe, angeregt durch jene anonym-officielle Darlegung aus Berlin, sich und sein Verfahren nur gegen die ihm darin gemachten Vorwürfe habe vertheidigen und die Beschuldigung dem Angreifenden habe zurückgeben wollen; denn eben dies macht nur erst den kleinsten Theil seines Werks aus und ist von dem Vorangehenden und dem Haupttheile desselben so abgesondert, daß eben dieser allein als etwas ganz für sich Bestehendes gelten muß, durch welches denn auch das Urtheil hauptsächlich zu bestimmen ist. Da dieser Haupttheil gerade Das aufnimmt und behandelt, was man in der Darlegung sichtbar hatte umgehen und vermeiden wollen, die Principienfrage, die Erörterung, ob nach den Glaubenssätzen der römisch-katholischen Kirche das Verhalten des Erzbischofs begründet und gerechtfertigt erscheine, so kann kein anderer Zweck diesem Unternehmen zum Grunde liegen als das Bestreben, wenigstens die katholische Bevölkerung davon zu überzeugen, daß die dermalige Beilegung der Sache keine Austragung und Aufgebung ihrer selbst, sondern nur eine vertragsweise einstweilige Einstellung des Kampfes sein könne, und solche aus diesem Gesichtspunkte angesehen werden müsse, wobei der Verf. zum Märtyrer dieser gerechten und niemals aufzugebenden Sache geworden und als solcher mit seinen ausgesprochenen Grundsätzen hoch zu verehren sei. Mit wenigen schlagenden Worten zeigt Hr. Ellendorf, wie sehr gerade darin gefehlt worden ist, daß man in jener Darlegung die Principienfrage übergangen hat, und wie gerade deren richtige, leidenschaftlose und gründliche Behandlung nicht nur die protestantischen Bewohner Preußens und Deutschlands, sondern auch den zu einem Selbsturtheile fähigen Theil der katholischen Bevölkerung hätte überzeugen müssen, daß die Regierung überall in keiner selbstischen Absicht, sondern zur Aufrechthaltung der Gerechtigkeit und des Friedens im Lande, sich der Anmaßung und Willkür des Erzbischofs widersetzen und seinen Widerstand brechen mußte. Möge der Aberglaube noch so groß und der Köhlerglaube noch so finster sein, nie darf man an der gesunden Vernunft verzweifeln, deren Licht, wenn es nur aufgesteckt und genähert wird, doch Alles durchdringt und dessen man am wenigsten da entbehren kann, wo die Sache selbst in Glaubensmeinungen beruht.

Weil die ganze Angelegenheit für uns so lange, als sie nicht wieder auftaucht, eine vergangene Begebenheit in der Geschichte ist, können wir auch nur darüber und über deren Darstellung in der uns vorliegenden Schrift aus diesem Standpunkte urtheilen ohne Rückhalt und ohne Parteinahme. Es ist für unser Urtheil ganz gleichgültig, welchen Staat und welche Kirche sie betroffen hat; wir haben deswegen überall in keine Glaubenssätze einzugehen, noch uns auf einen dogmatischen Streit einzulassen, obgleich wir nicht umhin können, Behauptungen, welche für unumstößliche Anordnungen der christ-

lichen Religion ausgegeben und worauf unstatthafte Anmaßungen gegründet werden, an die Leuchte der Kritik zu halten. Wir können im voraus sogar bekennen, daß wir im Einzelnen und in Betreff der Art und Weise der Behandlung der ganzen Angelegenheit weit entfernt sind, dem weltlichen Theile Lob zu spenden, vielmehr dafür halten, daß von dieser Seite ebenso viel Kurzsichtigkeit als Schwäche in unzeitigen Berücksichtigungen verrathen worden ist, indem bei einer gehörigen Voraussicht und kräftigem und gerechtem Einschreiten die Wirren niemals hätten auf den Punkt kommen dürfen, wohin sie gediehen sind, und auf eine weit andere Art hätten zur Entscheidung gebracht werden müssen, anstatt daß sie im Grunde nur zugedeckt worden sind. Die ganze Verfahrungsweise des Ministeriums v. Altenstein unterliegt dem nicht abzuweisenden Vorwurfe, daß durch seine Verwaltung nicht blos die kölner Wirren, sondern ebenso auch die Wirren im Schoose der evangelischen Kirche aufgeregt und bis zu der Glut angefacht worden sind, deren man nicht mehr Meister zu werden vermocht hat, wenn man aufrichtig bekennen will, wie es steht. Es kann für gar keine Entschuldigung gelten, daß der Landesherr selbst durch sein, auf den nachmaligen Erzbischof gerichtetes, Absehen und ebenso durch die Abfassung der Agende für die evangelischen Kirchen die erste Veranlassung gegeben habe; denn einerseits sind die Minister eben dazu da, um den Regenten die Unzweckmäßigkeit aufgefaßter Ideen vorstellig zu machen, und König Friedrich Wilhelm III. gehörte nicht zu den Fürsten, die für weise Rathschläge unempfänglich waren; andererseits kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß das Ministerium, vorzüglich in der evangelischen Angelegenheit, weit mehr gethan hat, als der König beabsichtigt, und dadurch die Sache erst böse gemacht hat, und daß in der kölner Angelegenheit von ihm Vieles unterlassen worden ist, was die Vorsicht unnachsichtig gebot. Die Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltliche Herrschaft war einmal geschehen, und ein Concordat mit ihm von Preußen abgeschlossen. Beides war nicht mehr zu ändern, so unbegreiflich es sein mag, daß die überwiegende Zahl von Fürsten, deren Gewissen von Rom aus nicht beherrscht wurde, zu dem Erstern hat zustimmen können, zumal bei der unverhohlenen Protestation des Papstes gegen Alles, wodurch er seine Kirche beeinträchtigt meinte; und so unnütz und überflüssig Letzteres erscheint, wenn man erwägt, einerseits, daß der Satz: Ketzern ist nicht Wort zu halten, noch niemals verleugnet worden ist, andererseits eine lange Erfahrung dafür sprach, wie die preußischen Landesgesetze am besten den Frieden und die Eintracht der untereinander lebenden Einwohner von verschiedenen Kirchen aufrecht erhalten und ein evangelischer Regent sich schon aus Achtung vor seinen Glaubensgenossen durch Vertrag in keiner kirchlichen Angelegenheit die Hände binden zu lassen, sondern nur Gerechtigkeit zu üben brauche. Alles, was der katholischen Kirche im Concordate zugestanden worden ist, konnte ihr als freier Act des Wohlwollens und der Duldsamkeit der Regierung bewilligt werden, wodurch es einen andern Charakter erhielt. Wenigstens hatte das Gouvernement bald genug hinreichende Veranlassung, sich zu überzeugen, daß es sich sehr verrechnet habe, wenn es vom ultramontanen Klerus Dankbarkeit und Anhänglichkeit erwartete. Dessen überwiegender Antheil an der belgischen Revolution war ihr ebenso wenig verborgen geblieben als die Versuche und Bemühungen der weitern Verbreitung der dort wirksam gewesenen Gesinnungen in den Rheinlanden, sowie die damit übereinstimmende Wirksamkeit des päpstlichen Breve in Betreff der gemischten Ehen. Welch beschämendes Beispiel haben die Stände Ungarns, unter denen die Mehrzahl doch Katholiken sind, in Betreff dieser letztern Angelegenheit gegeben! Wie hat Rußland seitdem gezeigt, wie wenig eine kräftige Regierung die Macht Roms zu fürchten braucht! Selbst das kleine Venedig hat schon früher zu einer Zeit, wo Rom noch sich allmächtig wähnte, bewiesen, daß dessen Waffen stumpf sind, wenn ihnen Festigkeit und Ernst entgegengesetzt wird; denn als der Papst den Senat durch Interdict und Bann zwingen wollte, erließ dieser das Gesetz, daß jeder Priester, der seine Amtsverrichtungen einstellen würde, als Landesverräther aus dem Lande geschafft werden solle, führte dasselbe in den zunächst eintretenden Fällen aus und erreichte damit die ununterbrochene Fortsetzung des Gottesdienstes und der Verwaltung der Sacramente. Nach diesem Beispiele würden die erwähnten Umstände allerdings eine hinreichende Veranlassung für die Gesetzgebung gewesen sein, offen und deutlich zu bestimmen, in welchem Verstande das päpstliche Breve vom 25. März 1830 genommen, ausgelegt und beobachtet werden solle, um mit der Landesgesetzgebung im Einklange zu bleiben, ferner, daß sowol hierbei als überhaupt die Berufung auf einen religiösen Glauben in keiner Weise Ungehorsam gegen die obrigkeitlichen Anordnungen rechtfertige und entschuldige, daß Geistliche, welche ihren Einfluß auf die Gemüther Dem entgegen misbrauchen, sich des Widerstands gegen die Obrigkeit schuldig machen und deshalb zur Untersuchung und Strafe gezogen werden sollen, besonders bei Verweigerung ihrer Amtsverrichtungen oder Gewissensbeängstigung wegen bürgerlichen Gehorsams der Unterthanen, und was insonderheit bei der desfallsigen Beweisführung zu beobachten. Mit einer solchen Gesetzgebung in der Hand bedurfte es überall keiner geheimgehaltenen Vereinbarung mit den Bischöfen, wie die vom 19. Juni 1834, durch welche nicht nur stillschweigend die Unterordnung der Regierungsabsichten unter den päpstlichen Ausspruch eingeräumt, sondern auch ein ganz unangemessenes Verhältniß zwischen der Landesregierung und den Landesbischöfen hergestellt wurde, indem von der Willfährigkeit und dem Einverständnisse dieser abhängig gemacht wurde, was ihnen als Gesetz vorzuschreiben war. Daß man dieselben zur Berathung und Abfassung desselben zuzog, und, ihnen dabei einen unerschütterlichen Willen zeigend, ihre Mitwirkung dafür dadurch gewann, daß sie selbst die Modalitäten der Aus-

führung in Vorschlag brachten, war ganz angemessen; nie aber durfte solches in der Art und Form einer Convention geschehen, wodurch die Verbindlichkeit der Übereinkunft von der persönlichen Zustimmung abhängig gemacht wurde, und daraus die Nothwendigkeit erwuchs, mit jedem neuen Nachfolger dieselbe Unterhandlung zu pflegen. Bei der Besetzung der erledigten Bisthümer überhaupt aber war die allergrößte Vorsicht in der Auswahl der Personen nöthig, damit diese einflußreichen Posten nicht an finstere Römlinge, sondern an aufgeklärte und deutschgesinnte Männer kamen. In dieser Hinsicht ist schwer zu begreifen, wie ein Mann, dessen Bigoterie und Unbiegsamkeit bereits sich kund gegeben hatte, dazu ausersehen werden konnte, an die Spitze der katholischen Geistlichkeit gestellt zu werden; noch schwerer, wie man eine Versicherung, die Convention vom 19. Juni 1834 aufrecht zu erhalten, für einen hinreichenden Beweis einer Gesinnung, wie sie ein Staatsbedürfniß war, annehmen mochte; am schwersten, wie man sich herablassen konnte, sich hierüber durch die Privatunterhaltung eines Mittelsmanns Gewißheit zu verschaffen. Wenngleich indessen sich hierin Misgriff über Misgriff an den Tag legt, konnte dies doch allerdings die Handlungsweise des neuen Erzbischofs nicht rechtfertigen, welcher, sowie er nur im Besitze seiner Würde war, seines gegebenen Versprechens uneingedenk, mit dem größten Nachdrucke die Ausführung des päpstlichen Breve in dem der beigetretenen Convention entgegengesetzten Sinne unternahm, überhaupt aber sich angelegen sein ließ, die ganze ihm untergeordnete Geistlichkeit seinem erzbischöflichen Stuhle und dessen Macht unbedingt zu unterwerfen, auch das ganze Erziehungswesen der Einwirkung der weltlichen Macht zu entziehen und zu dem Ende sich selbst zu einem Gesetzgeber aufzuwerfen, mit Beiseitesetzung der anerkannten Gerechtsame der Staatsgewalt. Alles Dies geschah aber von dem Kirchenhaupte von Gewissens wegen, indem er behauptete, damit unverletzliche Rechte und Obliegenheiten seines Kirchenamts auszuüben und an sein gegebenes besonderes Versprechen um deswillen nicht gebunden zu sein, weil er das Übereinkommen von 1834 damals, als er es zu halten versprach, noch gar nicht gekannt, sondern sich nur im Vertrauen auf die Äußerung des Hrn. Ministers beifällig erklärt habe, daß dasselbe mit dem päpstlichen Breve übereinstimme. Mit vollem Rechte nennt Hr. Ellendorf eine solche Entschuldigung unehrlich und lügnerisch, weil der Prälat jenes Übereinkommen sich vorlegen lassen und genau erwägen konnte und mußte, bevor er sein Versprechen abgab. Ebenso oberflächlich und hinterlistig ist die andere Entschuldigung, daß er seine 18 Theses zur Befestigung und Ausdehnung seiner geistlichen Gewalt nicht in der Form einer Verordnung abgefaßt und promulgirt, sondern dieselben auf seine Kosten vervielfältigt und nur den neu zu weihenden Geistlichen zur Anerkennung vorgelegt habe, weil er eben dadurch, daß er von diesen das Gelöbniß darauf erfoderte und ihnen entgegengesetztenfalls die Weihe verweigerte, sie zu einer Provinzial-Kirchenvorschrift machte, wozu er an und für sich nicht ermächtigt, am wenigsten aber befugt war, in die Staatsgerechtsame einzugreifen. Freilich hatte auch hier das Ministerium v. Altenstein ein schlimmes Beispiel gegeben, indem es von den neuen Geistlichen in der evangelischen Kirche ohne alle gesetzliche Begründung die Versicherung ihrer Mitwirkung zur Union und der Einführung der neuen Agende abverlangen ließ und die Ertheilung der Bestätigung hieran knüpfte, wodurch viel Böses erzeugt worden ist. Allein dieses Unrecht hebt jenes nicht auf, sondern erklärt es allenfalls nur, warum nicht sogleich mit mehr Ernst und Nachdruck gegen die Anmaßungen und Ungebührlichkeiten des Erzbischofs eingeschritten worden ist, warum man dabei weniger die Sache selbst behandelt und durchgesetzt als mit der Person unterhandelt hat, weshalb es dadurch dahin gediehen ist, daß man gegen diese nicht auf einem öffentlichen Rechtswege, sondern vermöge einzelner Verwaltungsmaßregeln vorgegangen ist, welchen in der öffentlichen Meinung stets der Schein einer Unterdrückung anklebt, so gerechtfertigt sie an sich sein mögen, und daß ob dieses persönlichen Ausgangs das Materielle des Haders der Hauptsache nach in dem Argen geblieben ist, in dem es sich befunden hat; denn die Vorschriften des preußischen Landrechts stehen zwar noch in demselben und gelten noch als Landesgesetz, aber die Nichtachtung derselben von Seiten der katholischen Geistlichkeit und ihr Eifer, deren Wirksamkeit und Erfolg durch Gewissensbeängstigungen zu vereiteln, ist ebenfalls auf dem Platze geblieben und behauptet sich darauf, indem die desfallsigen Anzeigen und Beschwerden der evangelischen Geistlichen, im frischen Andenken an das Erlebte, bei den Behörden ohne Erfolg bleiben. Daß gerade dadurch neue Erbitterung gestiftet werden muß und daß durch dieselbe wieder Übelstände erzeugt werden, deren Bedeutsamkeit jetzt noch nicht vorherzubestimmen ist, liegt klar am Tage. Das Schlimmste dabei ist, daß diese Erbitterung in dem zahlreichern und in hergebrachter Anhänglichkeit der Regierung ergebenen Theile der Bevölkerung des Landes um sich greift.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Erzählungen und Novellen von A. v. Sternberg. Zwei Theile. Dessau, Aue. 1844. 12. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Vorliegende Erzählungen hat Ref. schon vor mehren Jahren in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften begrüßt, mit dem Interesse, welches immer dem geistreichen Schriftsteller zugewandt ist, welcher, er mag nun bringen was er will, den Stempel des Genialen nie wird vermissen lassen. Man hat Sternberg oft den Mangel an tiefern Studien vorgeworfen; er braucht diese aber nicht; er braucht auch nicht zu seinen Werken das Anregungssystem der Reisen, welches andere Schriftsteller so oft in Anwendung bringen, um ihren Musen neue Richtungen zu geben; er bedarf auch nicht das Leben der großen Stadt, nicht äußere Bewegungen. Wäre Sternberg nie aus seinem älterlichen Hause gekommen, er würde doch ziemlich so schreiben, wie er jetzt schreibt; denn wenn er in seine phantastischen Schöpfungen das wirkliche Leben einverwebt, so ist es immer nur wie er es sich denkt, nie wie es ist. Ihm fehlt durchaus die Wahrheit des Lebens, der Charaktere; er

kennt weder Frauen noch Männer, weder Natur noch gesellige Zustände, es denkt sich Alles nur. Diese Bemerkung könnte für jeden Andern als Tadel gelten, bei ihm aber nicht; wenn ihm das Talent des Beobachtens auch abgesprochen werden muß, so besitzt er doch das des Schaffens in um so höherm Maße, und wenn er Zeitfragen, Ansichten, Urtheile, Wahres oder ihm als wahr Geltendes zur Tendenz seiner Dichtung macht, so wird es geistreich durchgeführt, wenn auch nicht mit der Unparteilichkeit des Historikers, doch mit nicht mehr Fanatismus, als dem Romantiker gestattet wird. Sternberg ist mehr Dichter als Novellist, das beweisen seine reizenden Märchen, das beweisen die Ausschmückungen seiner Erzählungen. Wer in den „Alchimisten" tiefere Aufschlüsse über das Wesen der Alchemie sucht, wird sich getäuscht sehen; das Dämonische der Geldgier wird ihm aber auf romantisch grauenhafte Weise entgegentreten; an dem geistreichen Mummenschanz zu Köln: „Die Erlösung des Goldes", wird er sich erfreuen. Des mächtigen Königs der Erde, des Erdgeistes liebste Tochter Gold, ist durch feindliche Zauberei geraubt und in einen Thurm eingeschlossen worden; ein Ritter will sie befreien, und er bietet Alles auf, um den Talisman, welcher Schlösser und Eingänge gefügt hat, zu brechen. Der Anblick des Portraits der Prinzessin, ein Goldstück, ermuthigt den Ritter, das Äußerste zu wagen; er soll aber die Hülfe der Metalle in Anspruch nehmen; die Metalle sind die Brüder der Prinzessin Gold; einige sind verarmt; das Eisen dient in einer Schmiede, das Kupfer geht gleichfalls auf Erwerb aus, das Blei ist so dick und schwerfällig geworden, daß es kaum mehr auf den Beinen sich erhalten kann, nur das Silber hat den schönsten Platz, es ist am Busen eines jungen Mädchens; so schlingt sich eine anmuthige Allegorie um die andere, und das reizendste Märchen wird uns vorgeführt und überrascht erheiternd nach den trüben Bildern mittelalterlicher Rohheiten, Aberglauben und Grausamkeiten.

Aus den „Gebrüdern Breughel" spricht der Maler und Kunstverständige; des Künstlers Auge hat Sinn für Groteskes und Liebliches. Faltenwürfe sind mehr Hauptmotive und mit mehr Wichtigkeit behandelt als Gefühle; und kleine Schattirungen und Äußerungen der Empfindung sind nicht nur für das liebende Herz wichtig, sondern auch für das Bild, oder vielmehr für die Bilder, welche der Autor uns vorführt.

„Pulcheria", die dritte Novelle, ist eine von den andern beiden Novellen sehr verschiedene Schöpfung. Zwei Freunde erziehen ein Bauermädchen, welches sie mit 13 Jahren seinem Stand entrückt und in eine höhere Sphäre gebracht haben, wo es in der größten Einsamkeit heranwächst, um im achtzehnten Jahre einen von den beiden Erziehern zu heirathen. Der eine wendet Rousseau'sche, der andere Georg Sand'sche Principien an; Beide werben um ihre Gunst, ohne ihr je von Liebe zu sprechen; als der Tag der Entscheidung kommt, erklärt sie sich für einen dritten jungen Mann; sie hat ihn geliebt, ehe einer ihrer Lehrer ihr über die Liebe irgend eine Aufklärung gegeben; die Liebesbriefe, welche man ihr vorlas, um sie für die Liebe zu bilden, hatte sie selbst geschrieben, und der Instinct ist allem Unterrichte vorausgeeilt und hat sich als trefflicher Lehrmeister gezeigt. Es sind viel Wahrheiten eingekleidet in diese aus unwahren Charakteren, unwahren Umständen und Verhältnissen bestehende Erzählung; die Systeme sind carikirt dargestellt, aber mit Humor, Witz und Leben; sie führen ihre eigene Geißel mit sich.

„Betzy" hat weniger Werth, es ist eine Herzensgeschichte, und Sternberg kennt nicht das menschliche Herz. Von allen Mitspielenden in dieser tragischen Novelle ist keins wahr und natürlich. Alle Mitspielenden sind schlecht oder schwach, ohne Leidenschaft, es ist Alles kalt berechnet; Demetrius, der Libertin, der die Frauen verführt, indem er ihnen vom Unglück des Alleinstehens vorerzählt, und Betzy, welche mit Bewußtsein das Liebesverhältniß mit dem Gemahl ihrer Freundin, ihrer Wohlthäterin eingeht, die tröstende und neugierige Tante, die klatschende Gesellschaft, Alles ist kalt, nirgend wahre Leidenschaft, man sieht keinen Kampf, sondern nur Berechnung. Die Schilderung des Balles ist äußerst carikirt. Alles Das möchte wie ein Tadel klingen, es ist aber keiner; Sternberg schreibt nicht Lebens-, sondern Phantasiebilder, seine Novellen sind Märchen aus der Gesellschaft, welche Wahrheiten einkleiden. Man wird gleichsam verzaubert und gefesselt, man freut sich an den wechselnden Bildern, an dem tiefen Schatten und den grellen Lichtern; man bedauert, wenn die Novelle zu Ende ist, da sie meist noch eine Menge Fragen hinterläßt. Das Thema wird nie erschöpft; Sternberg besitzt ein großes und seltenes Talent, er hat noch nicht seines Gleichen gefunden unter den Schriftstellern, und wird auch wol lange der Einzige seiner Art sein. Seine Novellen müssen jede Art von Publicum unterhalten; sie sind sowol für den ernsten als für den frivolen Leser, für den gebildeten, unterrichteten, kunstliebenden Leser vor Allen. Wer unsere Literatur, Gesellschaft und Zeit kennt, und darüber nachgedacht hat, wem auch die Zeitfragen nicht fremd sind, wird die satirischen Anspielungen lächelnd begrüßen.

2. Die schöne Zweibrückerin. Ein Bild aus der vaterländischen Vorzeit von Ulrich Riesler. Zwei Theile. Zweibrücken, Ritter. 1844. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kriegsscenen des Dreißigjährigen Krieges sowie noch andere durch diesen herbeigeführte Zustände, gut und lebendig geschildert, verleihen der Geschichte der schönen Zweibrückerin eine eigenthümliche dürftige Färbung. Sie ist des Thürmers Tochter und liebt einen jungen Mann, der als Spion in die Stadt gekommen ist, um dieselbe auszuliefern und sich dadurch die Hand der Tochter Gallas' zu erringen. Als der junge Mann nun von den Zweibrückern entdeckt und gefangen gesetzt wird, befreit ihn Röschen und verfällt dafür dem Tode. Vom Schaffot befreit sie aber ein starker Arm, der des Räubers Georg, ihres einstigen, nicht begünstigten Verehrers. Die Treue und Aufopferung dieses Georg gibt dem letzten Theile des Romans das Hauptinteresse. Er rächt die Geliebte an dem Nichtswürdigen, indem er denselben an seinem Hochzeitstage mit der Tochter Gallas' tödtet. Röschen stürzt sich vom Kirchthurme herab, Georg wird durch den Strang zum Tode gebracht. Sein eigener Vater, der Nachtwächter, muß, in Ermangelung des Scharfrichters, dieses Geschäft vollziehen, und die zarte Sorgfalt des Räubers, daß der Vater nicht ahne, wen er vom Leben zum Tode fördert, ist sehr ergreifend. Überhaupt ist der Roman werthvoll und zeichnet sich sehr vortheilhaft vor vielen der neuern Erscheinungen aus; er enthält Charakterzeichnung, historisches Interesse, Zeitauffassung, er fesselt durch Umriß und Ausmalung. Der Charakter des jungen Goldmachers ist glücklich gewählt, um in der kriegerischen Zeit eine andere männliche Figur als die kriegführende darzustellen. Wollte man tadeln, so müßte man die öftern Wiederholungen rügen, z. B. die von Rauf- und Zankscenen bei Trinkgelagen u. s. w., sowie auch manche Liebesscenen der Bürgermeisterstochter Hildegarde, wo sie den geliebten Offizier um Treue anfleht und ihn vom Fortgehen zurückhalten will. Wo aber das Ganze so viel gediegenen Werth hat, müssen kleine Schwächen übersehen werden. 12.

Literarische Anzeige.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Neue römische Briefe
von
einem Florentiner.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Neuen römischen Briefe bilden auch den dritten und vierten Theil der Römischen Briefe desselben Verfassers, welche 1840 bei mir erschienen und ebenfalls 4 Thlr. 15 Ngr. kosten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 307. —— 2. November 1844.

1. Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten u. s. w. von dem Erzbischofe von Köln, Clemens August, Freiherrn Droste zu Vischering.
2. Des Erzbischofs von Köln Schrift: „Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten" u. s. w., beleuchtet von J. Ellendorf.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

Die Schrift des Hrn. v. Vischering ist nun keine Milch, welche in das Feuer gegossen wird, sondern Öl. Denn während Diejenigen, welche gewohnt sind, die Stimme dieses Hirten gedankenlos zu vernehmen und ihr nachzugehen, dadurch entrüstet werden, daß ihrem Heiligen solche Ungebühr widerfahren ist, wie er vorstellt, ersehen Diejenigen, welche selbst überlegen und weiter schauen, daraus den Umfang und die Gefahr des Strebens des römisch-katholischen Klerus, auch desjenigen Theiles desselben, der im Vaterlande wirkt, und die Unzulänglichkeit des ihm entgegengesetzten Widerstands, werden mit Bangigkeit ob der Bewahrung des so theuer erworbenen Guts der Gewissensfreiheit erfüllt und können sich des Unwillens darüber nicht erwehren, daß dasselbe solchen Angriffen auch nur hat bloßgestellt werden können.

Auf der andern Seite ist es nun aber wiederum gut, daß eben dies so unumwunden und so anspruchsvoll zur Sprache gebracht und veröffentlicht worden ist, als hier geschieht. Jedermann muß daraus überzeugt werden, daß es sich hier gar nicht um einzelne Personen oder Angelegenheiten handelt, sondern um ein allgemeines Princip, um die Herrschaft einer Macht, deren Organ die römisch-katholische Geistlichkeit in ihrer hierarchischen Verfassung ist, und daß jene besondern Vorfallenheiten nur Veranlassungen zu seiner Bethätigung gegeben haben. So stellt es der Hr. Erzbischof selbst dar, indem er sein Thun und Lassen aus dem Gebote seiner Kirche, aus der Religiosität derselben, herleitet und rechtfertigt. Wer also die Augen nicht schließen will, kann hieraus deutlich ersehen und abnehmen, woher es gekommen ist und wohin es führt?

Eben deswegen ist es uns Pflicht, mit dieser Schrift unsere Leser noch genauer bekannt zu machen, weil sie eins der deutlichsten Merkmale einer nicht unbedeutenden Macht in dem Zusammenwirken der Geister vorstellt, aus welchem der Zeitgeist hervorgeht. Gleich bei dem ersten Anblicke des Titels fiel es uns auf, daß die Kirche in der Einheit und die Staaten in der Vielheit dastehen. Gibt es denn für alle Staaten nur Eine Kirche, oder von welcher ist die Rede, wenn es deren mehre gibt, und warum nur von dieser? Der Hr. Verf. weiß allerdings nur von Einer Kirche, der alleinseligmachenden, derjenigen, die sich rühmt, die alleinapostolische zu sein und allen Geist und Macht der Apostel ererbt zu haben. In seiner ultramontanen Denkweise wird insonderheit die Reformation nach römischer Sprachweise der Abfall genannt, und die evangelischen Christen Abtrünnige und Ketzer, deren Gemeinde gar keine Kirche bilden kann, weil diese die Gemeinschaft der echt Gläubigen ist. „Die römisch-katholische ist die einzige von Christo gebaute — also allein die Kirche." Wie sie ihre Einrichtung und Liturgie durch unmittelbare Anordnung des Erlösers und seiner Apostel erhalten habe, ist sie nach ihm auch die ausschließliche Bewahrerin und Fortpflanzerin der wahren Religion Jesu, wohingegen ein Verein, der Glaubenseinheit nicht zur Grundlage seines Daseins macht und sich zu neuen Lehren bekennt, sich zur Ungebühr die Benennung einer Kirche beilege. „Denn was neu ist, ist falsch, das Wahre muß das Alte sein." Da könnten nun freilich die Protestanten den Spieß umkehren und haben es gethan, indem sie, als die römisch-katholische Kirche in Haupt und Gliedern, in Disciplin und Lehre so verderbt war, daß die lauten Klagen des Volks in Deutschland von dessen Fürsten nicht länger überhört werden konnten, gleichwol die Beschwerden deutscher Nation die verlangte Reformation durch die Kirche selbst nicht bewerkstelligten, bereitwillig den Männern Gehör gaben, welche zeigten, daß die römische Kirche eine große Menge von Lehren in sich aufgenommen habe, so der Lehre Jesu ganz fremd, sogar widerwärtig seien, daß sich der Ursprung und die Einführung eben dieser Neuerungen geschichtlich erweisen lasse, und daß solches nur zu Gunsten der Hierarchie, durch diese aber zum Verderben der Religion geschehen sei, daraus aber die Folgerung zogen, daß, um des wahren Christenthums wieder mächtig zu werden, vor allen Dingen alle solche Neuerungen daraus wieder ausgemerzt und nur Dasjenige festgehalten werden müßte, was von Christo stammt,

daß, um dessen gewiß zu werden, man auf keine vorgebliche Tradition und auf keine Versicherung einer Kirche bauen dürfe, welche kein Bedenken getragen, ihr Kirchenrecht auf erwiesen falsche Decretalen zu gründen, daß mithin das Evangelium als die einzige lautere Quelle zu verehren und die ganze Hierarchie, wie solche in der Zeit sich allmälig ausgebildet hatte, als eitel menschliche Erfindung außer Wirksamkeit zu setzen sei, um ihre verderbliche Macht und Einfluß mit einem Male zu brechen. Die evangelischen Christen vermeinen deshalb die wahre alte Kirche Christi zu bilden, von der Niemand ausgeschlossen, vielmehr Jedermann darin eingeschlossen ist, der an Jesum Christum glaubt, hingegen verwirft, was diesem angedichtet worden ist. Eine katholische Kirche, in der alle Bekenner des Christenthums vollkommen Ein und denselben Glauben haben, hat es nie und zu keiner Zeit gegeben, wie uns schon die Bibel erzählt. Immer hat eine Verschiedenheit obgewaltet, zuerst zwischen den Johannes- und Jesus-Christen, den Juden- und Heiden-Christen, den Johanneischen und Paulinischen, den Alexandrinern und Antiochiern, und so weiter fort. Es liegt schon ein Widerspruch in der Benennung römisch-katholischer Christ, weil das Erstere auf eine besondere Art deutet, die als solche nicht zugleich das Geschlecht ausmachen kann, das in dem Andern angegeben ist. Niemals haben die Patriarchen und Bischöfe der übrigen Christenheit die römische Kirche als den Typus, das Vorbild oder das Haupt derselben anerkannt, sondern sie verdankt ihr Ansehen nur dem Umstande, daß sie im Abendlande die älteste Kirche und die einzige war, die von einem Apostel herstammte, nämlich dem Apostel Paulus, wohingegen die Berufung auf den Apostel Petrus eine geschichtliche Unwahrheit behauptet; ferner daß sie in der Hauptstadt des Weltreichs bestand und daß deren Bischöfe die Umstände sehr gut zu benutzen verstanden haben. In Bezug auf das Alter und die Echtheit der Überlieferung des Glaubens räumen die Maroniten, die Armenier, die Griechen und Russen, und selbst die anglikanische Kirche der römischen keinen Vorzug ein, und behaupten deshalb auch die Benennung der katholischen; ja die griechische hat ausgemacht auf ihrer Seite, daß sie die Fortsetzung der ältern christlichen Kirche sei, indem die abendländische sich vermöge der Einführung einer Neuerung von ihr getrennt hat.

Hierzu kommt aber noch, daß der ganze Begriff der Kirche gar kein religiöser, sondern selbst ein blos kirchlicher ist, das heißt, daß er in dem Unterrichte Jesu nicht vorkommt, sondern erst sich aus dem Zusammentreten der Gemeinden und ihrer Einrichtung später gebildet hat. Jesus spricht nur von einer Gemeinde oder Gemeinden seiner Anhänger, also nur von der geistigen Übereinstimmung der Menschen zu seinem Bekenntnisse (Εκκλησια, Coetus, Communio Selectorum); und er sagt ausdrücklich, daß, wo Zwei oder Drei versammelt seien in seinem Namen, er mitten unter ihnen sein werde (Matth. XVIII, 20). Jede solche Versammlung bildete also eine Gemeinde, so lange sie zu dem Zwecke vereint war, durch Jesu Unterricht sich in der Gesinnung zu bessern. Lange nach seinem Tode erst konnte es dahin kommen, daß Gemeinden für beständig zu diesem Zwecke zusammentraten und fortdauernde Einrichtungen dazu trafen, noch viel später erst, daß sie dazu eigene Gebäude oder Tempel erwarben oder bauten, auf welche dann figürlich als auf den Ort der Versammlung der Name derselben übertragen wurde. In allen diesen Einrichtungen war jedoch jede besondere Gemeinde ganz selbständig für sich und an gar keine Abhängigkeit derselben zu denken, wie dies noch bis auf den heutigen Tag besteht; denn der Gemeinde zu Rom räumt keine andere Gemeinde eine Herrschaft ein. Erst nachdem durch den Zutritt der jüdischen und heidnischen Priester die Idee des Opferns, das Jesus ausdrücklich für ein unnützes Werk erklärt hatte, mit vorzüglicher Beihülfe des Hebräerbriefes in der Art wieder ins Christenthum eingebracht worden war, daß Jesus als das fortwährende Opfer zur Versöhnung der Sünde der Welt angesehen wurde, und als hieraus weiter die Wiederholung dieses Opfers, mithin die Nothwendigkeit des Priesteramtes abgeleitet worden war, sodaß die Grundidee der Christusreligion, das gewaltige: „Bekehret euch, thut ab euern schlechten Sinn", verzehrt wurde und unterging in dem leichtern Theilnehmen an der Sühne des Opfers, da kam es auch bald dahin, daß die Ältesten (Presbyter), Vorsteher (Bischöfe) oder Gewaltträger (Despoten) nicht mehr aus der Mitte der Gemeinden gewählt wurden, sondern daß die Priester ausschließlich diese Ämter mit verwalteten, und daß mit dem Priesterthum auch die ältern Vorstellungen von der Einrichtung desselben mittels verschiedener Stufen einzogen. Die ersten Priester der bedeutendsten Gemeinden erlangten eine Bevorzugung in der Beilegung des Bischoftitels, der bis dahin mit dem des Prebyters als gleichgeltend gebraucht worden war, und ein Aufsichtsrecht nicht nur über ihre Amtsgehülfen, sondern auch über die Geistlichen der geringern Gemeinden; durch die Unterscheidung der Priester von den Laien und die feierliche Einweihung jener war ohnehin schon bewirkt worden, daß eben dieselben in Angelegenheiten der Religion vornehmlich das Wort führten und die Letztern nach und nach ganz ausschlossen; die Geistlichen erschienen also als die Stellvertreter ihrer Gemeinden, und wie von diesen die Bedeutung und Benennung auf ihre Versammlungsorte übertragen worden war, so wurde nun auch die Verschiedenheit der geistlichen Würden auf die Kirchen übertragen, daher Domkirchen, Bischofs- und Metropolitankirchen. Noch mehr: nachdem die Laien nur zum Glauben und Gehorchen verwiesen worden waren, der Klerus aber allein das thätige Organ der Kirche vorstellte, so verschmolz auch der Begriff der Kirche am Ende ganz und gar mit dem des Klerus, versteht sich in seiner hierarchischen Unterordnung. Es versteht sich hierbei überdies schon ganz von selbst, daß die Idee der Kirche, als der Opferungs- und Versöhnungsanstalt, des Wesentlichen in der hiernach umgebildeten Religion,

das Bestehen irgend einer andern Religionsanstalt neben sich gar nicht aufkommen lassen konnte, sondern alles Übrige ihr untergeordnet sein mußte, sodaß auch Kirche, Glaube und Religion in der Vorstellung ganz ineinanderliefen und nicht mehr zu unterscheiden waren. Die Kirche ist hiernach die wirkliche, thatsächliche, in der Praktik vorhandene Religion selbst.

Ganz in dieser Art und Weise finden wir den Begriff stets in der vorliegenden Schrift; bald ist Kirche für die christliche Religion, bald für Heilsanstalt, bald für die Gemeinschaft der rechtgläubigen Christen, bald für die Corporation zur Religionsübung, am häufigsten für den Klerus oder die Hierarchie gebraucht, in der letztern Bedeutung jedoch mit der Nebenbestimmung, daß nicht der niedere Klerus, sondern das Episcopat, die Bischofswürde, darunter gemeint ist; denn die Bischöfe sind nach dem Ermessen unsers Verf., in ihrer Unterordnung unter den Papst, die alleinigen Nachfolger und Erben der den Aposteln von Jesu verliehenen Macht und des heiligen Geistes, dessen sie durch die Weihe theilhaftig werden, wogegen die Priester und übrigen Geistlichen nur die Gehülfen, Diener und Werkzeuge der Bischöfe abgeben und von diesen so unbedingt abhängig sein sollen, daß ihre Ein-, Ver- und Absetzung lediglich in dem erleuchteten Ermessen der Bischöfe stehe. Er beruft sich deshalb auf die Anordnungen in der Apostelgeschichte XX, 28, und im Briefe an Titus I, 7, vergißt hierbei aber ganz und gar, daß die vorangehenden Verse 17 und 5 mit dem ersten Briefe an Timotheus V, 17—19, ergeben, wie zwischen einem Presbyter und Bischofe gar kein Unterschied war, und daß nach Jesu ausdrücklichem Befehle die Gemeinde die höchste Instanz ausmachen und die Disciplin über alle Mitglieder üben sollte (Matth. XVIII, 17).

Weil Jesus gesagt hat: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden", und weil eben derselbe nach seiner Auferstehung mit den Aposteln vom Reiche Gottes sich unterredet und ihnen Befehl gethan hat (Apostelgeschichte I, 2 und 3), so folgert der Verf. hieraus weiter, daß dieser Befehl die Einrichtung der Kirche betroffen habe, daß deren bestehende Einrichtung also sich auf die ausdrückliche Anordnung des Heilands und auf das Geheiß des heiligen Geistes gründe, der den Aposteln von jenem gesendet worden und den sie durch die Weihe auf ihre Nachfolger fortgepflanzt haben, dergestalt daß jeder Bischof, davon erfüllt, in seinen Amtsverrichtungen nur einen heiligen Sinn und Willen haben könne, ebendeswegen ihm aber auch nicht blos von seinen Untergebenen, sondern von allen Gliedern seines Sprengels ein unbedingter Glaube und Gehorsam zu erweisen sei. Wir wollen hierbei nur lediglich daran erinnern, daß das Reich Gottes im inwendigen Menschen seinen Grund und Boden hat, und daß überall äußere Verhältnisse und namentlich Staatsverhältnisse keinen Bestandtheil desselben ausmachen (Luk. XVII, 20 und 21, Röm. XIV, 17); ferner daß eben deswegen, weil jene Behauptungen und Folgerungen sich weder aus der Schrift noch aus der Vernunft rechtfertigen lassen, die Kirchenreformatoren für eins der wesentlichsten Erfodernisse der Reformation erachtet haben, die ganze Behauptung von der Fortpflanzung und Übertragung der apostolischen Vollmacht und von dem Ansehn und der Gewalt des Episkopats für durchaus unstatthaft zu erklären und das ganze Bischofthum um des damit gegebenen Ärgernisses und getriebenen Misbrauchs willen mit der Priesterschaft zugleich abzuschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Romanzen.

1. Volkslieder und Romanzen der Spanier im Versmaße des Originals verdeutscht durch Emanuel Geibel. Berlin, A. Duncker. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Buch ist Ferdinand Freiligrath, dem Dichter und Übersetzer, gewidmet. Eine schöne Sammlung, bei deren Auswahl die wichtigste und natürlichste Rücksicht leitete, die auf wahren poetischen Gehalt, eine Rücksicht, wie sie sich von einem so begabten Dichter wie Geibel nicht anders erwarten ließ. Das niedliche Bändchen zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste „Lieder", die zweite „Romanzen" betitelt ist, eine Bezeichnung, welche offenbar weit befriedigender ist als die auf dem Titel gewählte: „Volkslieder und Romanzen"; denn die erste Abtheilung enthält allerdings Das, was wir Lieder nennen, d. h. lyrische Gedichte im engsten Sinne; Volkslieder möchte ich nur einen Theil derselben heißen, denn außer den echten Volksliedern begegnen uns darin Lieder von Gil Vicente, Cristobal de Castillejo, Luis de Camoens, Vimioso, Don Juan Manuel, Rodrigo de Cota, Juan de Enzina u. s. w., welche, wenn auch mehr oder weniger an den Volkston streifend, doch zunächst der Kunstpoesie zufallen; viel eher paßte dieser Titel der zweiten Abtheilung, denn das wahre Volkslied der Spanier ist eben die Romanze, was ja schon der Name andeutet.

Wie mit der Auswahl, so wird man sich auch mit Grundsätzen und Ausführung der Bearbeitung selbst einverstanden erklären. Die Stücke sind sämmtlich im Versmaße des Urtertes wiedergegeben, was heutiges Tages eigentlich nur bei Übertragungen aus dem Spanischen besonders bemerkt zu werden braucht; denn wir Deutsche haben in unserer kräftigen und doch so schmiegsamen Sprache alle Metren der Welt, der Inder und Perser, der Hebräer und Araber, der Skandinavier und Angelsachsen wie der Franzosen und Italiener nachgebildet, und nur in Betreff der Spanier und der spanischen Romanze insbesondere hört man noch stets die Behauptung wiederholen, ihr Versmaß müsse in Übersetzungen ins Deutsche aufgegeben werden. Daß Dem nicht so sei, ist schon vielfach mit Glück erprobt und nun auch wieder von Geibel erwiesen, der freilich den längern Romanzen aus dem Wege gegangen ist. Es ergibt sich daraus nicht nur die Möglichkeit der Nachbildung, sondern auch die, diese Versart dem deutschen Ohre, wenn es nur nicht ganz stumpf ist, vernehmlich zu machen. Die Schwierigkeit haben manche Nachbildner sich selbst unnöthigerweise dadurch vergrößert, daß sie durchaus reine Assonanzen zu geben sich auferlegten und doch die volle Consonanz für unzulässig erklärten, Pedantereien, von welchen die spanische volksmäßige Metrik nichts weiß.

Sei es uns erlaubt, wenigstens aus der ersten Abtheilung — der Ton der zweiten ist bekannter — ein paar Proben auszuheben. Nr. VII, von unbekanntem Verf., ist das Lied eines um Mittag unter dem Baume entschlummernden Mädchens, voll süßer, träumerischer Melodie, unstreitig eine der schönsten Blüten spanischer Volkspoesie.

Horch, im Winde säuseln sacht,
Mutter, die Blätter,

Und bei dem Rauschen entschlaf' ich
Unter den Schatten.

Sanft hauchen die Winde,
Sie weben und schwanken,
Und schaukeln gelinde
Das Schiff der Gedanken,
Bis Frieden ich finde.
Dann glaub' ich den blauen,
Den glänzenden Himmel
Geöffnet zu schauen;
Und bei dem Rauschen entschlaf' ich
Unter den Schatten.

Erwach' ich, so stehen
Viel Blumen im Raum,
Und all' meines Wesen
Gedenk' ich dann kaum;
Sie schwinden im Traume,
Vergehen, verschweben
Im Säuseln der Blätter,
Und schön ist das Leben —
Und bei dem Rauschen entschlaf' ich
Unter den Schatten.

Vergleicht man damit das Original in Ochoa's „Tesoro", so ist zwar dieses vielleicht einfacher, plastischer, allein Geibel hat es uns im eigentlichsten Sinne verdeutscht.

Nr. XI, gleichfalls von unbekanntem Verf., ist eine allerliebste Schilderung eines reizenden Mädchens, das durch Launen und Widerspruch ihren Liebhaber zu quälen weiß.

Seltsam ist Juana's Weise,
Wenn ich steh' in Traurigkeit,
Wenn ich seufz' und sage: „Heut",
„Morgen", spricht sie leise.

Träb' ist sie, wenn ich mich freue,
Lustig singt sie, wenn ich weine,
Sag' ich, daß sie hold mir scheine,
Spricht sie, daß sie stets mich scheue.
Solcher Grausamkeit Beweise
Brechen mir das Herz im Leib —
Wenn ich seufz' und sage: „Heut",
„Morgen", spricht sie leise.

Heb' ich meine Augenlider,
Weiß sie stets den Blick zu senken,
Um ihn gleich empor zu lenken,
Schlag' ich auch den meinen nieder.
Wenn ich sie als Heil'ge preise,
Nennt sie Dämon mich im Streit —
Wenn ich seufz' und sage: „Heut",
„Morgen", spricht sie leise.

Sieglos heiß' ich auf der Stelle,
Rühm' ich meinen Sieg bescheiden;
Hoff' ich auf des Himmels Freuden,
Prophezeit sie mir die Hölle.
Ja, so ist ihr Herz von Eise,
Säh' sie sterben mich vor Leid,
Hörte mich noch seufzen „Heut",
„Morgen", spräch' sie leise.

Auf diese Lieder folgt eine Reihe von den ganz eigenthümlich spanischen Seguidillas, leichten Reimen, welche beim Tanz zur Guitarre gesungen und häufig improvisirt werden. Gemeiniglich bestehen sie aus sieben Zeilen, von welchen die erste und dritte sieben, die übrigen nur fünf Sylben enthalten; die zweite Zeile assonirt mit der vierten, die fünfte mit der siebenten. Ihr Inhalt ist bald eine Sentenz, bald ein komischer Vergleich, am häufigsten eine erotische Spielerei, z. B.:

Den Schwüren der Verliebten
Vertraue nimmer;
Sie gleichen ganz im Sturme
Zagenden Schiffern;
Sie schwören Alles
Und halten nichts,
Wenn sie gelandet.

Ein anderes, auch im Bau einfacheres, erinnert an ein ähnliches deutsches Lied aus dem 12. oder 13. Jahrhundert.

Du hast mein Herz; eröffne es
Mit diesem Schlüssel,
Und drinnen wirst du einzig
Dich selber finden.

Das altdeutsche Liedchen findet sich u. a. bei Schmeller („Bairisches Wörterbuch", III, 500), welcher diese spanischen Liedchen mit den bairischen Schnaderhüpfeln zusammenstellt.

Den Schluß der lyrischen Abtheilung unsers Werkes bildet eine Reihe von höchst eigenthümlichen Zigeunerliedchen, welche der Übersetzer dem interessanten Werke George Borrow's über die spanischen Zigeuner entnommen hat.

Unter den Romanzen finden wir, mit Ausschluß der Cidromanzen, die schönsten Blüten der spanischen Romanzenpoesie, 37 an der Zahl, welchen sich noch einige in den am Schlusse des Buchs angefügten Bemerkungen anreihen. Der Ton des Originals ist hier fast noch strenger und genauer eingehalten als in den lyrischen Stücken. Nur ungern versagen wir uns, zur Probe etwa die herrliche Romanze „Alhama" einzurücken, an der sich schon manche deutsche Übersetzer, keiner mit Geibel's Glück, versucht haben, z. B. Herder ohne Assonanz und Reim, Hermann Kurtz („Gedichte", S. 163) mit Reimen, Letzteres auch den Rundreim nach Lord Byron's Vorgang misverstehend („Wehe mir, Alhama!" statt Weh um mein Alhama!); übrigens interpungirt auch V. A. Huber („Lehrbuch", S. 431) so. Nicht ganz gefallen will mir Nr. 1: „Der Pforte von Elvira". Die Porta de Elvira ist bekanntlich das Thor von Granada, das auf den Triumphplatz herausführt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Ein historischer Schnitzer Lord Brougham's.

Ein französischer Almanach theilt folgende Anekdote von Lord Brougham mit: „Vor einigen Jahren soll dieser berühmte Mann eine Abhandlung geschrieben haben, um zu beweisen, daß Kaiser Alexander von Rußland sich stets durch seine Handlungsweise als wahrer und würdiger Zögling seines Erziehers, des Generals Laharpe, erwiesen habe. Lord Brougham sei aber in den Irrthum verfallen, den berühmten Schriftsteller Laharpe mit dem Erzieher des russischen Fürsten zu verwechseln, indem er eine Menge ähnlicher Charakterzüge zwischen dem Kaiser und dem Erstern aufzufinden sich bemühte. Als er hierauf die fertige Schrift an den berühmten Arago nach Paris geschickt und ihn um seine Meinung darüber gefragt, soll dieser geantwortet haben: „Das Buch ist trefflich; leider aber läßt er sich einen Irrthum zu Schulden kommen: der Erzieher Alexander's war nicht Laharpe der Schriftsteller, sondern Laharpe der General. Dies ausgenommen, ist die Abhandlung, ich wiederhole es, vortrefflich."

Eine englische Schriftstellerin, Anna Flinders, hat einen Tendenzroman: „The field of honour; or, scenes in the nineteenth century", erscheinen lassen. Er bezweckt, die Unsitte des Zweikampfs in Miscredit zu bringen. Glücklicherweise hat in England die öffentliche Meinung zur Verminderung dieses Unfugs schon viel beigetragen. Die derbe Rede des Seehelden Napier in letzter Parlamentssitzung über den unsinnigen Brauch wird vielleicht in dieser Hinsicht mehr genutzt haben als dieser Roman, der jedoch zu den bessern Erzeugnissen dieser Literatur gehört.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 308. —— 3. November 1844.

1. Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten u. s. w. von dem Erzbischofe von Köln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering.
2. Des Erzbischofs von Köln Schrift: „Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten" u. s. w., beleuchtet von J. Ellendorf.

(Fortsetzung aus Nr. 307.)

Diesem nun begegnet der Hr. Erzbischof dadurch, daß nach ihm der Glaube an das Episkopat und dessen göttliche Würde ein feststehender Glaubenssatz der römisch-katholischen Christen ist, und daß deshalb dessen Nichtachtung oder die Zumuthung von irgend etwas damit Unverträglichem einen Eingriff in die Gewissensfreiheit und Gewissenszwang mit sich bringen würde, welcher überall unstatthaft sei. Dies Pferd nun hätte außer allem Zweifel ein römisch-katholischer Geistlicher nicht besteigen sollen, da er vermöge der alleinseligmachenden Kraft seines Glaubens sogleich beim Aufsteigen auf der andern Seite wieder heruntergeworfen werden muß; denn allen Denen, die nun seinen Glauben nicht haben, muß vermöge der Gewissensfreiheit hiernach das gleiche Recht zustehen, nach ihrem Glauben zu verfahren und nichts zu dulden, was ihm Eintrag thut. So ist denn der offene Krieg zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Kirchen grundsätzlich erklärt und ein friedfertiges Beieinanderwohnen unter gleichmäßigem Schutze der Obrigkeit unmöglich. Aber dies Letztere ist doch die Bedingung und der Zweck des Staatslebens; mithin wird die Staatsgewalt Alles, was solchen Unfrieden und Beeinträchtigungen, Hintansetzung und Rechtsungleichheit unter den Religionsparteien mit sich führt, nicht dulden dürfen, sondern verbieten und verpönen müssen, und mag sich hierin durch die Behauptung nicht irren lassen, daß die Religion dergleichen gebiete. Er greift damit in keiner Weise in die Gewissens- oder Glaubensfreiheit seiner Unterthanen, sondern hält sie nur davon ab, daß sie nicht ungebührlicherweise ihr Gewissen zum Gesetzgeber und Richter über Andere setzen, die ebenfalls ihr eigenes Gewissen haben. Der Glaube ist eine Thätigkeit des innern Menschen und deren Ergebniß; eben darum hat die Staatsgewalt damit nichts zu thun, es sei denn, daß das Glaubensbekenntniß selbst zu einer Bürgschaft der Gewissenhaftigkeit gewisser äußerer Handlungen gereicht, wie beim Zeugnisse oder beim Eide, oder bei der Ehe; denn nur erst, wenn der Glaube sich selbst zu einer äußern Erscheinung macht, kann er zur Kenntniß und Beachtung der Staatsgewalt kommen. So z. B. liegt es am Tage, daß, wenn das abgelegte Glaubensbekenntniß den Satz enthält, Ketzern ist keine Treue zu halten, der Versicherung stattfindender Treue und Aufrichtigkeit von der Obrigkeit kein allgemeiner Glaube geschenkt werden darf; oder daß, wer die Vielweiberei für erlaubt, wol gar für zuträglich hält, keine bürgerliche Ehe eingehen mag; oder daß Der, der eine bindendere und höhere Macht über der Staatsgewalt anerkennt, auf kein volles Vertrauen Anspruch hat, sondern unter Aufsicht gestellt werden muß. Eben darum, weil nicht der innere, sondern der äußere Mensch, nicht die Gesinnung, sondern die Handlungen das unmittelbare Subject der Staatsunterthänigkeit ausmachen, hat dessen Gesetzgebung es auch nur mit diesen zu thun, und darf sich nicht auf die Vorstellungen, die Gesinnungen und die Triebfedern der Entschließung erstrecken, die außer seinem Gebiete liegen. Die Bewegungsgründe, die Absichten, die Zwecke der ge- oder verbotenen Handlungen ändern in deren rechtlicher Beschaffenheit überall nichts, es sei denn, daß das Gesetz selbst darauf Rücksicht nimmt; ebenso ändert der religiöse Glaube der Unterthanen, so lange er nicht selbst zur äußern Erscheinung geworden ist, in deren bürgerlicher Stellung überall nichts. Der Unterthan ist den Gesetzen des Staats Gehorsam schuldig, dafern diese nicht an sich offenbar ungerecht oder rechtswidrig sind, und dies ohne Zurückführung auf seine religiösen Ansichten oder Meinungen, um welche sich die Staatsgesetzgebung nicht zu kümmern braucht, da sie das geistige Eigenthum eines jeden Individuums und deshalb lediglich seine persönliche Angelegenheit sind. Kann es aus Gewissensskrupel nicht gehorsamen, so macht jenes noch nicht befugt zum Widerspruche, sondern kann es nur bewegen, nicht länger Unterthan einer Obrigkeit zu bleiben, deren Gesetzen es nicht nachleben kann; denn so lange es Unterthan ist und bleibt, ist es seine Schuldigkeit, der Obrigkeit zu gehorchen, welche Gewalt hat. Nicht die Staatsregierung vertreibt einen solchen aus dem Lande, sondern er sich selbst wegen seiner Religionsansichten, deren Aner-

kennung und Gutheißung von irgend Jemandem, also auch von der Regierung, zu verlangen er überall kein Recht hat. Das Staatsgebiet ist unbestreitbar im Eigenthume und unter der Gewalt des Staats; wer in diesem Gebiete lebt, ist deshalb von selbst Unterthan des Staats und ihm zum Gehorsam verpflichtet; der Staat hat ebenso wenig ein Recht, seinen Unterthanen Religionsvorschriften zu machen, als sie zur Verleugnung ihres Glaubens zu nöthigen; aber ebenso wenig hat er irgend eine Verpflichtung, Das, was für seinen Zweck nöthig und förderlich, was also Vorwurf seiner Anordnungen ist, nach den mehr oder weniger verschiedenen oder übereinstimmenden religiösen Meinungen einzurichten und sich um das Reich der Gewissen zu kümmern. Was er in dieser Beziehung zu bedenken hat, ist Sache der Klugheit, nicht des Rechts. Wer sich einer Religion ergeben hat, die ihn zum folgsamen Staatsbürger unfähig macht, den muß er unbehindert ziehen lassen aus seinem Bereiche; aber er darf nicht zugeben, daß seiner Herrschaft ein Eintrag geschehe und auf seinem Gebiete derselben irgend eine Widersetzlichkeit erwiesen werde. Mit dem Augenblicke seiner Geburt tritt jeder Mensch in das Unterthanenverhältniß, weil er unter der Staatsgewalt sich befindet, wozu es weder seiner Einsicht noch seiner Einwilligung bedarf, sondern was durch die Natur selbst ohne alle Willensbestimmung bewirkt wird. Ebendeswegen ist es die Obliegenheit des Staats, für die Erziehung und Ausbildung seiner jungen Einwohner Sorge zu tragen. Erst wenn diese mündig geworden sind und einen freien Willen erlangt haben, muß es diesen anheimgestellt werden, im Lande zu bleiben oder auszuwandern. Der Glaube hingegen ist seinem Wesen nach eine Bethätigung der Denkkraft; kein Thier hat Religion, und ohne Religion besteht keine Kirche. Die Mitgliedschaft einer Kirche setzt also die Befähigung der Denkkraft zur Vorstellung der Religionslehren voraus, und alle christlichen Kirchen überdies noch eine förmliche Einweihung, die Taufe. Niemand kann daher von oder vermöge der Geburt ein Christ sein, wie er Unterthan des Staats ist, und diese angeborene Unterthanenschaft sollte und müßte jeden mit Besonnenheit und Rechtsbewußtsein sich bestimmenden Menschen schon davon abhalten, sich einer Kirche zu ergeben, die ihn mit derselben in Widerspruch und Uneinigkeit versetzt. Wenigstens hat der Staat das vollkommene Recht, dies von ihm zu verlangen und ihn danach zu behandeln; folglich kann Niemand ein Recht auf das Gegentheil haben. Erkennt Jemand dennoch in sich und seiner Religion eine Pflicht dazu, so versetzt oder befindet er sich eben damit in einer Collision von Pflichten, die ihn nöthigt, sein Staatsbürgerrecht aufzugeben und ein Land zu meiden, dessen Gesetze sich mit seiner Religion nicht vertragen, weil Niemand allerdings zweien Herren dienen kann und der Mensch Gott mehr gehorchen soll als Menschen. Allein diese seine Verpflichtung enthält überall keinen Titel zu einem Rechte an oder gegen den Staat, sich seiner individuellen Ansicht zu fügen und sie zur Richtschnur der zu fassenden allgemeinen Entschließungen und Gesetze zu machen. Da eine Menge oder eine Gesammtheit überall kein Recht auf etwas haben kann, dessen jedes einzelne Mitglied entbehrt, so darf auch die Religion der Mehrheit, und selbst der Gesammtheit, einer weisen und sich ihres Berufs bewußten Regierung keinen Zwang anthun, noch sie in ihren Beschlüssen bestimmen. Die Achtung des Rechts nennt der Verf. mit unserer vollen Zustimmung das Fundament des Staats und jeder Gesellschaft. Der Staat muß also diese Achtung auf gleiche Weise vor dem Rechte aller Unterthanen und aller Kirchen erweisen, und von Rechtswegen nicht zugeben und nicht geschehen lassen, daß die eine sich selbst über die andern erhebe und auf deren Austilgung durch Proselytenmacherei, Familienuneinigkeit und Gewissensbeunruhigung ausgehe. Im Gegentheil, je mehr ein solches Bestreben an den Tag gelegt wird, desto größer ist die Obliegenheit, ihm Zaum und Gebiß anzulegen, und je hartmäuliger es sich zeigt, desto stärker und bremsender muß die Candare eingelegt und der Schenkelschluß verstärkt werden, damit der Reiter nicht vom Pferde abgeworfen werde. Wer sich den Zügel nehmen läßt, versteht nicht, ihn zu führen, und eine Staatsregierung, welche ihn nicht mit Geschick und Kraft überall führt, wo ihr Reich sich hin erstreckt, sitzt nicht fest im Sattel oder kommt wenigstens nicht dahin, wohin sie will, weil sie dahin soll.

Die Grundidee des Hrn. Erzbischofs also, daß der Staat und die Kirche coordinirte Mächte sind, weil die Kirche der Staatsgewalt nicht subordinirt sein könne und Gewissens halber nicht sein dürfe, zeigt sich hiermit als eine unstatthaft unhaltbare. Wohl waltet ein solches Verhältniß zwischen der Religion und der Unterthänigkeit ob, weil das Reich beider auf verschiedenen Gebieten herrscht. Was eines Jeden Pflicht bei einer eintretenden Unvereinbarkeit ihrer Gesetze mit sich bringe, haben wir eben gesehen. Auf ein und demselben Gebiete hingegen kann nur eine Macht die höchste und gebietende, die souveraine sein, und ein Staat im Staate ist ein Ungethüm von einem Gedanken. Die Kirche ist eine Gesellschaft von Menschen, eine äußere Anstalt, als eine moralische Person ein Subject von Rechten und Verbindlichkeiten, die sich in der Rechtssphäre ergeht und ebendeswegen in dem Bereiche der Staatsgewalt, selbst nach der eigenen Ansicht des Verf., wonach der Rechtsschutz oder die Rechtsgewährung den ganzen Beruf des Staats ausfüllen soll. Die Kirchen, als solche, als äußerliche Anstalten im Dienste der Religion, stehen unter der Botmäßigkeit des Staats, die jedoch nicht weiter geht, als so weit sie mit ihrem Sein und Thun ins äußere Leben eintreten, wogegen die Religion selbst und deren Inhalt ganz außer dem Wirkungskreise der Staatsgewalt liegt und bleibt. De internis non judicat praetor. Es wird darum die Kirche noch mitnichten eine Magd der Staatsregierung, so wenig als irgend ein Unterthan deren Knecht ist. Aber als untergeordnet und unterthan der Landesobrigkeit muß sie sich anerkennen und zeigen; sie kann

auf Duldung und Schutz nur Anspruch machen, als dies selbst ein Geheiß derjenigen Religion ist, der sie dient. Denn die Magd der Religion ist sie allerdings; nur in einer so verkehrten Welt, als die Erde unter der Sonne häufig darbietet, hat es geschehen können, daß sich die Kirche zur Gebieterin und Regentin der Religion aufgeworfen hat.

Insofern nun der Hr. Erzbischof mit vollen Backen als ein Kirchenfürst von seiner Kirche das Gegentheil verkündet hat, meinen wir, habe er derselben und seinen Glaubensgenossen einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Es kommt nicht selten vor, daß die übertriebensten Anmaßungen lange Zeit geduldet werden, wenn ihre nähere Betrachtung klug vermieden wird. Wer sie aber als ein ihm zukommendes Recht geltend macht, ruft damit selbst dessen nähere Beleuchtung hervor. Nach dem Staatsrechte ist die Ableugnung und Weigerung der Souverainetät desselben ein hochverrätherisches Unternehmen. Was soll man also davon sagen, wenn der Hr. Erzbischof keck und dreist behauptet, daß die Regenten in den Angelegenheiten der Kirche gar nichts zu befehlen haben; daß die katholische Kirche nothwendigerweise eine durchaus selbständige und unabhängige Gesellschaft vorstelle; daß Landesgesetze, weil von einer weltlichen Macht ausgegangen, die Kirchenobern nicht verpflichten noch binden könnten; daß die Kirche der Landesregierung auf keine Weise subordinirt sei, sondern derselben an Ansehn völlig gleichstehe; daß die Bischöfe sich in ihrem vollen Rechte befinden, wenn sie als Nachfolger der Apostel durch die Ausübung ihrer Kirchengewalt, sowol der gesetzgebenden und richterlichen als ausführenden, die Staatsgesetze übertreten und die Landeshoheitsrechte der Regenten verletzen, indem sie durchaus nicht als Staatsdiener sich selbst betrachten oder betrachtet werden dürfen, sondern in allen Glaubens- und Kirchensachen vermöge des ihnen einwohnenden heiligen Geistes selbst das höchste Ansehn behaupten müssen, vielmehr Alles, was einem der Staatsgewalt blos coordinirten Verhältnisse unangemessen ist, zugleich gottlos ist und von ihnen nicht ausgeführt werden darf, wie denn namentlich ein Verbot des unmittelbaren Verkehrs mit dem Papste ein solches ist, dessen Übertretung eine gebieterische Pflicht ihnen auferlegt. Der weltlichen Regierung kann weder eine Befugniß der Genehmigung päpstlicher Anordnungen (ein Placet), noch die Annahme von Beschwerden über den Misbrauch der geistlichen Gewalt (appellatio ab abusu) zustehen. Was die Bischöfe in Kirchenangelegenheiten und deren öffentlicher Begebung für gut finden und bestimmen, muß der Staat geschehen lassen. Da die Kirche den Beruf hat, sich nicht nur in ihrer Fortdauer zu erhalten, sondern auch durch die Ausbreitung des Christenthums nach Möglichkeit zu erweitern, muß die Erfüllung dieser Obliegenheit die Befugniß begründen, die Beschaffung der dazu erforderlichen Mittel zu ermessen und einzurichten, namentlich selbständig das Bedürfniß an Geistlichen, deren Zahl und Ordnungen, deren Auswahl und Unterhalt, in welches Alles der Staat nichts einzureden hat; denn wie diesem, gebührt der ihm coordinirten Kirche ihr eigenes Regiment, welches zu führen dem Episkopate zukommt, dem also auch die Befugniß der Besteuerung der Gläubigen und der Einbringung des Bedarfs der Kirche von denselben zusteht. Die Geistlichkeit, als solche und als Geweihte der Kirche, kann um deren Selbständigkeit willen keiner andern Macht untergeben und untergeordnet, sondern lediglich ihren kirchlichen Obern verantwortlich sein, sowol in disciplinaren als rechtlichen Angelegenheiten, welche die kirchliche Gerichtsbarkeit umfaßt.

(Der Beschluß folgt.)

Spanische Romanzen.

(Beschluß aus Nr. 307.)

2. Die Sagen von den Abenteuern Karl's des Großen und seiner Paladine, der Ritter von der Tafelrunde. Aus den ältesten spanischen Romanzen im Versmaße der Originale übersetzt von Eduard Brinckmeier. Leipzig, Fleischer. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Herr Übersetzer beklagt sich in der Vorrede, daß über die spanische Literatur in Deutschland sonderbarere Ansichten herrschen als über irgend eine andere, und versichert nun, „nach dreizehnjähriger, mit inniger Vorliebe fortgesetzter Beschäftigung mit der Sprache und Literatur der Spanier aus Überzeugung, daß das Wenige, was davon dem Deutschen zugänglich gemacht wurde, bis auf Einzelnes, keineswegs allemal das Beste ist, was jene Literatur darbietet, sondern daß die Übersetzer wahrscheinlich in vielen Fällen vom bloßen Zufall geleitet wurden und Das nahmen, was ihnen zur Hand war, weil sie das Übrige nicht kannten und nicht dazu gelangen konnten." So wenig wir dies durchaus in Abrede ziehen wollen, so sehr scheint es doch, als habe Herr Brinckmeier in seiner dreizehnjährigen Beschäftigung mit diesen Dingen sich nicht zum vollen Bewußtsein gebracht, was Alles in Deutschland für Erforschung und Aufhellung der spanischen Literatur schon geschehen ist; sonst würde er einen Tadel nicht ausgesprochen haben, der in seiner Einseitigkeit zur wahren Ungerechtigkeit gegen die deutsche Wissenschaft wird. Es kann wol behauptet werden, daß in Deutschland in den letzten 50 Jahren sehr viel, ja in manchen wichtigen Punkten mehr für die spanische Literatur geschehen ist als in Spanien selbst; die Namen unserer Landsleute Bouterwek und Böhl de Faber, Huber und Keil, Ferdinand Wolf und Diez und so manche andere haben auch in Spanien einen ehrenvollen Klang. Daß noch manches Product der spanischen Muse auch ins Deutsche übertragen zu werden verdiente, und mehr als andere, die schon übersetzt sind, das soll, wie gesagt, gar nicht geleugnet werden. Ich rechne hierher namentlich die Dramen Lope's de Vega, der allerdings gegen Calderon viel zu sehr in den Schatten gestellt scheint. Aber sind nicht daran auch großentheils die Spanier selbst schuld, die, von spätern Theorien verleitet, Lope nicht die verdiente Sorgfalt zugewandt und uns noch keine gut eingerichtete Auswahl der Schauspiele geliefert haben; und sind es nicht wieder Deutsche, Enk, F. Wolf und Halm, welche hier den Boden ebnen müssen, wie dies bei Calderon durch Keil geschehen ist?

Ich erlaube mir hier noch einen andern Punkt zu berühren, welcher gelegentlich besprochen wird, das Alter der Cidromanzen. Es heißt darüber (S. x): „Die ältesten von allen bekannten spanischen Romanzen würden vielleicht die von Cid sein, die ihrem Inhalte nach wol gar noch seiner eigenen Zeit (um 1036) angehören, wenn nicht ihre jetzige Form das Werk einer viel spätern Zeit, des 15. oder wol gar des 16. Jahr-

hunderts wäre, in welche Zeit auch die meisten der maurischen Romanzen zu setzen sind." Richtiger oder genauer wenigstens wäre, daß ein Theil unserer Cidromanzen zu den ältesten Producten dieser Art gehört; erscheinen sie auch in der Sprache vielleicht moderner als manche andere, so beweist dies gegen ihr hohes Alter nichts, wol aber für die fortdauernde Popularität derselben, welche sie immer wieder der lebenden Sprache näher rückte. Kühn ist die auf S. XII ausgesprochene Vermuthung, daß die hier gebotenen Carolingischen Romanzen schon unter Alphon's X. und XI. aufgezeichnet worden seien. Uns scheinen sie jedenfalls sehr verschiedenen Zeitabschnitten anzugehören, und z. B. gleich die erste vom Grafen Yrlos nicht das Gepräge hohen Alters zu tragen.

Herr Brinckmeier kommt nun auf das Metrum der Romanzen zu sprechen. Wir lesen dort die auch sonst verbreitete irrige Ansicht, daß diese Art zu reimen den Spaniern allein eigen sei. Keineswegs, es ist vielmehr die der südlichen Volkspoesie gemeinsame Reimart. Um Belege zu finden, schlagen wir nur z. B. die Sammlung italienischer Volkslieder von Tommaseo auf (Th. 1, S. 80):

> Giovanettina, gli hai quattordici anni:
> Sei piccolina, e m' hai cavato il cuore.
> Quando ti metti que' puliti panni,
> Mi parghi un mazzettino di viole,
> Un mazzo di viole a ciocche a ciocche.
> Primo d'abbandonarti vo' la morte.

Ist das nicht Assonanz?

Herr Brinckmeier versichert auf dem Titel, diese Romanzen im Versmaße der Originale zu übersetzen, ja in der Vorrede ist zu lesen, es sei dies der erste derartige Versuch, der seines Wissens gemacht worden. Grenzt das nicht ans Unglaubliche? Ist nicht der ganze Cid in Assonanzen übersetzt von Duttenhofer, hat nicht Fr. Diez schon 1821 einen ganzen Band altspanischer Romanzen in guter Assonanz übersetzt herausgegeben, unzähliger kleinerer und einzelner Versuche zu geschweigen? Unsere Verwunderung wächst aber, wenn wir nun sehen, wie denn Hr. Brinckmeier diese Romanzen nachgebildet. Gibt er doch selbst das Hauptgesetz der Redondillen richtig dahin an, daß in einer ganzen Romanze durchweg jedesmal die zweite Zeile auf den nämlichen Assonanzenreim ausgeht. In Praxi meint er aber genug gethan zu haben, wenn er hin und wieder, wo es ihm gerade über den Weg springt, ein solches Assonanzenwild einfängt; auch nicht in einer einzigen ist die Assonanz ganz durchgeführt, ja ich glaube nicht eine ganze Seite herunter. Während er sich so offenbar die Sache hier leicht gemacht hat, legt er sich andererseits, gleichfalls vom Original abweichend, eine unnöthige Schwierigkeit auf, die nämlich, überall mit weiblichen Endungen die Zeile zu schließen. Dadurch wird er zu allerhand unrichtigen und gezwungenen Flexionen und Inversionen verleitet, z. B. „sahe", was noch passiren mag; S. 100 „litte" u. s. w. Aber auch dieses Princip ist nicht durchgeführt; vgl. S. 150: „Vor der ganzen Stadt Paris". Trotz dieser eigenmächtigen Erleichterungen liest sich aber die Übersetzung keineswegs fließend. Abgesehen von unvollständigen und übervollen Zeilen, wie „Don Gayferos zu Ehren" (S. 51), „Alle bestätigten das Urtel" (S. 152), abgesehen von den schon berührten vielen gezwungenen Wortstellungen ist namentlich ein Umstand überall höchst ärgerlich störend, die Misachtung der spanischen Wortaccente. Der Spanier freilich macht sich kein Gewissen daraus, z. B. die Sylbe fé in Gayferos bald in die Hebung, bald in die Senkung des Verses zu stellen:

> Asentado está Gayferos
> Gayferos desque la vida.

Er kennt den Accent, der dem Worte zukommt, und weiß ihm trotz des Verses in Recitation und Gesang seine Geltung zu sichern; nicht so der Deutsche. In der Übersetzung müssen die aus dem Spanischen herübergenommenen Wörter durchaus so gestellt werden, daß der Wortaccent mit der Vershebung zusammenfällt, sodaß man nicht in die Versuchung kommt, zu lesen sénor (S. 91), oder bald márques (S. 75; warum nicht überhaupt deutsch: „Markgraf"?), bald marquès (S. 83), Gayféros (S. 48) und Gayferòs (S. 8, 30, 51), Galalòn und Galálon (S. 138), Reynáldos (S. 58) und Reynaldòs (S. 57), Roldàn (S. 58) und Róldan (S. 54, 56 fg.) u. s. w.

Auch Vernachlässigung der deutschen Sprache müssen wir rügen, die um so weniger nachzusehen ist, je weniger die Einhaltung des Originalmetrums den Bearbeiter gehemmt hat, z. B. „ob der Briefe", „ob des Inhalts" (S. 3); „schafftet" statt schüfet (S. 64); „ohne sich nur auszuruhen" (S. 79); „einen goldenen Reifen" statt Reif (S. 130); „Punkt für Punkte" statt Punkt (S. 144); „mit den Mauren sich zu streiten" statt sich zu schlagen oder zu streiten (S. 185); „vom Neuen" statt von Neuem (S. 210); „bei Nachte" (S. 227); „innerhalb von" statt in der Frist von (S. 252 und 254); u. s. w. Heißt das nicht der Sprache Gewalt thun? Und wozu?

Was nun den Inhalt betrifft, so verheißt der Titel die Sagen von Karl dem Großen; allein wir erhalten in der That nur sehr wenige, etwa zwölf, und keineswegs gerade die bedeutendsten. Die freilich sehr schöne Romanze vom Grafen Alarcos gehört überdies gar nicht in diesen Sagenkreis. Wenn Hr. Brinckmeier sodann von der Tafelrunde Karl's des Großen spricht, so ist das eine Vermengung des carolingischen mit dem arthusischen Sagenkreis, die zwar in einigen spanischen Romanzen selbst sich findet (S. 66, 69, Diez' altspanische Romanzen, S. 220 fg.), die aber immer als ein Ungehöriges betrachtet werden muß und nicht so ohne Weiteres in den Titel aufgenommen werden sollte. Die hier übersetzten Romanzen betreffen den Grafen Irlos, den Markgrafen von Mantua (aus dem ersten Ritterzug des Don Quixote bekannt, vgl. G. Regis zum Bojardo, S. 421 fg.), Reinald von Montalban, Roldan, Calainos. Die ansprechendsten sind wol die letzten, von Gaiferos und die noch jetzt in Spanien volksthümliche vom Grafen Alarcos, die aber weit schöner schon vor 22 Jahren Diez übersetzt hat, dessen nur 236 Seiten umfassende Sammlung gleichwol außer vielen lehrreichen Erläuterungen 56 mit Geschick ausgewählte Romanzen bietet.

Wir glauben durch Vorstehendes gezeigt zu haben, daß die im Eingange aus der Vorrede ausgehobenen Worte des Hrn. Verf. ganz besonders von seiner eigenen Arbeit gelten, und können nicht finden, daß durch dieselbe die Kenntniß der spanischen Romanzenpoesie wesentlich gefördert worden ist. 7.

Miscellen.

Schon Ludwig XIV., König von Frankreich, verbot die Duelle, insbesondere den Offizieren seiner Armee. Als der zu Languedoc commandirende General seine Offiziere nach der Bekanntmachung des Verbots ermahnte, dagegen nicht zu handeln, damit keiner sich der königlichen Ungnade und den damit verbundenen üblen Folgen aussetze, äußerte darauf einer der Offiziere unverhohlen: „Und was kann denn der König Schlimmeres noch gegen uns verfügen, nachdem er uns die Freiheit genommen, unsere Händel mit dem Degen auszumachen?" Es ist dies abermals ein Beleg dafür, daß Duelle weder durch Gesetze noch durch angedrohte Strafen unterdrückt werden können.

Als der römische Consul Ämilius Paullus den König von Macedonien, Perseus, überwunden und das Land zu einer römischen Provinz gemacht hatte, gab er, wie Livius erzählt, den Macedoniern Gesetze mit solcher Umsicht, daß nicht einmal eine langjährige Erfahrung, welche allein Gesetze berichtigen kann, ihre Unbrauchbarkeit nachwies. Wie erwünscht würde ein solcher Gesetzgeber sein, träte er in unsern Tagen auf! 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 309. — 4. November 1844.

1. Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten u. s. w. von dem Erzbischofe von Köln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering.
2. Des Erzbischofs von Köln Schrift: „Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten" u. s. w., beleuchtet von J. Ellendorf.

(Beschluß aus Nr. 308.)

Aus diesem Auszuge des wesentlichen Inhalts der Schrift wird sich unser darüber ausgesprochenes Urtheil vollkommen rechtfertigen. Es ist nicht zu billigen, daß dem Hrn. Erzbischof ohne zureichenden Beweis der Vorwurf der Verdächtigkeit der Betheiligung an demagogischen Umtrieben gemacht worden ist; aber daß er, da er die hier ausgesprochenen Grundsätze und Gesinnungen schon früher kundgegeben, durch diese selbst nicht blos verdächtig, sondern höchst gefährlich, und daß er ebendeswegen unter der strengsten Aufsicht und Botmäßigkeit zu halten sei, das konnte, das mußte ihm sogar erklärt und vollzogen werden.

Mit unserm Urtheile stimmt Hr. Ellendorf überein. Ebenfalls die Vermengung der Religion mit der Kirche und dieser mit der Hierarchie als die Hauptursache der ausgehobenen und der übrigen Verirrungen hervorhebend, urtheilt dieser gelehrte und besonders in der Kirchengeschichte und dem Kirchenrecht überaus bewanderte Mann, den Hrn. Erzbischof häufig einer groben Unkenntniß darin überführend und vorzüglich mit Thatsachen der Geschichte ihn schlagend, daß ebenderselbe sein Werk ungeheuer überschätze, wenn er glaube, dadurch die Regierung zu bewegen, in diejenige Stellung zur römisch-katholischen Kirche zu treten, die er ihr ansinnt, indem dazu die angeführten Gründe zu matt und oberflächlich seien. Ungemein parador müsse es erscheinen, daß der Verf. protestantischen Völkern und Staatsbehörden in allem Ernste zumuthe, an diejenige Bedeutung der römisch-katholischen Kirche zu glauben, die er ihr beilegt, und danach ihr Benehmen einzurichten. Schwerer treffe ihn der Vorwurf, daß der Prälat eine so gänzliche Unwissenheit der Kirchen- und Profangeschichte verrathe, am schwersten aber der, daß er sich über die protestantische Kirche und deren Glauben Urtheile erlaubt hat, die eine gänzliche Unkenntniß derselben verrathen. Er erscheine durchaus in der Rolle jenes einseitigen, beschränkten Ultramontanismus, der, von vornherein auf seine Unfehlbarkeit und Unverbesserlichkeit schwörend, es nicht der Mühe werth halte, die Ansichten der Gegner auch nur anzusehen, sondern sich sogleich durch ein Verdammungsurtheil mit bekannter Vornehmigkeit sicherstelle.

Das Buch ist — wird hinzugefügt — mit großer Unbesonnenheit geschrieben und im voraus gerade darauf berechnet, die vorgegebene Absicht, Versöhnung und Frieden zu bewirken, gänzlich zu vereiteln. Was Napoleon von den französischen Emigranten und den ihnen einwohnenden Anmaßungen gesagt hat: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen", das gilt in vollem Maße von dem Erzbischof und seinem Buche.

Wie Hr. Ellendorf dies durchführt und erweist, mögen unsere Leser bei ihm selbst nachlesen, da es zum Abschreiben zu weitläufig ist! Weil nun aber der Prälat nicht blos seine persönliche Meinung ausgesprochen, sondern als ein Kirchenfürst im Namen seiner Kirche deren Sinn und Begehr verkündet hat, faßt Hr. Ellendorf mit Fug und Recht die Erscheinung dieses Werks auch von dieser Seite auf und urtheilt, daß eine Kirche, welche zu solchen Grundsätzen und Zwecken unverhohlen sich zu bekennen keine Scheu trage und sich solche Bestrebungen zu Schulden kommen lasse, das größte Mistrauen erwecke und verdiene, daß sie selbst eine kräftige Entgegenwirkung mit Einschluß der zu nehmenden Vorsichtsmaßregeln hervorrufe, und daß mit ihr im Frieden zu leben ganz unmöglich falle.

Der Prälat hat die schönen Zeiten vom 12. bis 15. Jahrhundert nicht vergessen und durstet nach deren Wiederherstellung wie ein Hirsch nach dem Wasser. Betrachtet man aber die Schrift vom Standpunkte des 19. Jahrhunderts, der jetzigen Cultur, des socialen Lebens und besonders der deutschen Verhältnisse aus, so muß sie in dem widerwärtigsten Lichte erscheinen. Nur noch die kleinere Zahl der Christen bekennt sich zur römisch-katholischen Kirche; 17 Millionen Protestanten in Deutschland, 70 Millionen auf der ganzen Erde, andere 70 Millionen Russen, Griechen und Orientalen, die ein berechtigtes Dasein haben und berechtigte Kirchen bilden, so an Christum glauben und auf ihn gegründet sind — und dennoch nennt der Erzbischof und mit ihm die ganze Schar der Römlinge die römisch-katholische Kirche die alleinseligmachende, die alleinberechtigte!!

So kann nicht Friede werden zwischen dieser Kirche und den Staaten! Nach solcher feindseligen Erklärung müssen die andern Kirchen und die Staaten ihr als geschworne Feindin begegnen. Es kann kein Friede werden, bis der Primat Roms als ein Glaubensartikel und in der Kirchenverfassung vernichtet sein wird. So lange Rom den Primat behauptet und

daran geglaubt wird, beherrscht es die katholische Kirche und hält ihr alle Selbständigkeit und Freiheit vor, indem es die Geistlichkeit in Abhängigkeit erhält, der kein Haus, keine Heimat, kein Vaterland und kein Nationalsinn belassen wird, sondern die nur im Interesse der römischen Hierarchie lebt. Das Dringendste von Allem ist, daß der Primat als eine Irrlehre und die Cathedra St. Petri als eine geschichtliche Unwahrheit zur allgemeinen Erkenntniß gebracht werde, und daß die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe diejenige Unabhängigkeit von außen erlangen, die ihnen nach den Geboten der Schrift und der ursprünglichen Kirchenverfassung von Rechts wegen zukommt. Denn allerdings hat Jesus ausdrücklich verboten, einen Menschen mit dem Titel Vater oder Meister zu verehren (Matth. XXIII, 8—11), und seine Jünger hat er belehrt, daß keiner nach einem Vorzuge vor dem andern trachten dürfe (Matth. XVIII, 1—4). Ist es denn so ganz vergessen, daß die deutsche Geistlichkeit dies selbst bereits eingesehen hatte und daß das Unternehmen der Einführung des Episkopal- statt des Papalsystems bereits sehr weit gediehen war, als die eintretenden politischen Verhältnisse dazwischen traten und mit den Säcularisationen die ganze Stellung der Geistlichkeit veränderten? Was hindert daran, diese Acten wieder aufzunehmen und den Proceß zu Ende zu bringen? Guter Wille, verständiges Handeln und fester Muth sollten damit nicht zu Stande kommen? Man benutze doch nur die Veranlassungen erwiesener Feindschaft, um dem Feinde als solchem zu begegnen und alle Bewilligungen ihm vorzuenthalten, die unter der Voraussetzung der Freundschaft ihm zugestanden worden sind! Aber Eintracht der Fürsten Deutschlands thut auch hierbei noth. Wo thäte sie nicht noth?

Für so gründlich und überzeugend wir jedoch die Beleuchtung des Hrn. Ellendorf erachten, müssen wir ihm doch in zwei Stücken unrecht geben. Auch er hat weder die Stellung des Menschen im Staate und in der Kirche, noch die Stellung der Geistlichen in dem erstern richtig aufgefaßt. Zwar widerspricht er mit allem Grunde der Behauptung des Prälaten, daß der Staat nichts weiter als eine Rechts- und Friedensanstalt sei, sodaß nur die äußere Persönlichkeit der Menschen und ihr Besitzthum den Gegenstand seiner Wirksamkeit abgeben, wogegen die Kirche es mit seiner Vorstellungs- und Sinnesweise zu thun habe, ihre Aufgabe also den ganzen Menschen und alle Menschen umfasse, indem sie sich damit beschäftige, die Menschen für den Himmel zu erziehen und sie reif zu machen, durch den Tod in das ewige Leben und dessen Seligkeit hineingeboren zu werden. Zwar ist es nicht andem, daß der Staat nur durch äußere Gewalt und nur für das Zeitliche der Menschen sorgt, die Kirche hingegen allein durch moralische Gewalt, und daß sie deshalb für die ganze Ewigkeit wirkt. Aber ebenso wenig hat Hr. Ellendorf das Richtigere gefunden, wenn er die Sache geradezu umkehrt und behauptet, daß der Staat den ganzen Menschen, den in- und auswendigen Menschen und von allen Seiten umfasse, in Anspruch nehme und zu seiner Vervollkommnung führe, also daß selbst die Religion und ihre Dienerin, die Kirche, von ihm für seine höhern Zwecke als Mittel benutzt werde. Nur so weit die Kirche als eine äußerliche Anstalt und Rechtsperson besteht, ist sie dem Staate unterthan; über die Religion, das heißt die Überzeugung der Menschen von ihrem Verhältnisse zu Gott, kann ihm so wenig eine Macht zukommen als über irgend eine Einsicht und Überzeugung, weil diese außer dem Rechtsgebiete des Staats liegen. Er ist seinem Wesen nach allerdings eine irdische Anstalt, hat es unmittelbar nur mit den Menschen als Erscheinungen in der physischen Welt zu thun, und sein Reich geht nicht weiter als auf Das, was sich mit zureichender Vernunft durchs Gesetz allgemein gebieten oder verbieten und erzwingen läßt. Was seiner Natur nach unerzwingbar ist, liegt außer dem Gebiete seiner Gewalt, also Alles, was der Geist des Menschen thut und treibt, was zur Sphäre des inwendigen Menschen gehört. Das Denken, die Wissenschaft, die Religion, die Tugend stehen unter keiner Staatsgewalt, und er vergreift sich an der angeborenen Freiheit und Würde seiner Unterthanen durch jeden Eingriff, den er sich rechtswidrig anmaßt. Insofern deren Anbau und Förderung ihm selbst mittelbar nützlich wird, mag er sich mit ihnen befreunden, ihrer Thätigkeit und Ausbau Vorschub thun und ihnen dazu hülfreiche Mittel gewähren, aber stets unbeschadet ihrer eigenen freien Bewegung und Selbstthätigkeit, indem diese aus ihrem Wesen fließt, mithin durch jede Gewalt an jener dieses angegriffen wird. So weit nun die Kirche zu der Übung und Bethätigung der Religion selbst vorhanden ist, kann er über jene nicht mehr Rechte beanspruchen und ausüben als über diese, sondern lediglich sich dagegen wehren, daß auch die letztere nicht mittels der erstern in das Gebiet seines Rechts einschreite und dasselbe verletze. Wie der Mensch besitzt auch die Kirche eine doppelte Natur in inniger Lebensvereinigung; wie jener trotz seiner Unterthänigkeit als lebende Person die Freiheit seines Geistes behält, muß auch der Staat die völlige Religionsfreiheit in der Kirche ehren, schirmen und heilig halten, keineswegs sie zum willenlosen Mittel für seine Zwecke herabwürdigen.

Hieraus folgt schon ganz von selbst, daß der Staat die Kirchendiener nicht als seine Bediente ansehen und behandeln darf. In ihrer Stellung muß vielmehr ebenfalls die doppelte Natur ihres Berufs unterschieden werden. Insoweit dieser es mit sich bringt, daß sie die Religion durch Studium und Nachdenken, durch Erklärung und Ermahnung befördern und dafür in ihrem Amte wirksam sind, hat der Staat sich jeder Einwirkung darauf zu enthalten, es sei denn, daß sie Grundsätze und religiöse Obliegenheiten aufbringen, nähren oder ausbreiten, die mit dem Bestehen der Staatsverwaltung und der Erhaltung des Friedens in Widerspruch stehen. Solche können aber auch nur in einer Afterreligion vorkommen, die kein Recht auf Achtung und Schonung hat, indem sie sich nur für etwas ausgibt, das sie nicht ist. Vermuthet darf Dergleichen nicht werden, also auch nicht ihm vorgebaut, so lange es sich nicht zeigt. So weit die Kirchendiener aber nur in der und für die äußere

Anstalt der Kirche Amtsverrichtungen haben, ist weiter zu unterscheiden, ob ihre Religionsvereinigung nur die Stellung einer religiösen Gesellschaft, oder einer vom Staate anerkannten und mit Rechten versehenen Corporation genießt? Im erstern Falle sind sie überall keine Staatsdiener; im letztern Falle aber werden sie und sind sie es mittelbar, insofern nämlich jeder Unterthan mit allen Kräften, die Corporationen also auch durch ihre Beamte, verbunden sind, des Staats Bestes zu fördern und Nachtheil abzuwenden, insbesondere aber noch insofern der Staat die ihm zustehenden Gerechtsame der Beaufsichtigung, der Ausführung oder Entscheidung zum Theil den Corporationsbeamten mit aufträgt und solche durch dieselben verwalten läßt. Es ist überall kein Grund vorhanden, die Körperschaften der Kirchen hierin von andern Körperschaften zu unterscheiden, deren Beamte insgesammt für mittelbare Staatsbeamte angesehen werden.

Eine Stellung des Kirchenbeamten zu der Kirche, durch welche er in seiner Unterthanentreue untreu gemacht oder auch nur in Zwiespalt gesetzt würde, ist hiernach eine rechtlich undenkbare. Eine solche Stellung aber erhalten alle Erzbischöfe und eximirten Bischöfe durch den Eidschwur, den die römische Curie eingeführt hat und vermöge dessen sie dem Papste dieselbe uneingeschränkte Huldigung leisten als ihrem Landesherrn, durch welchen sie namentlich angeloben, „von der römischen Kirche jeden Nachtheil an Personen, Rechten, Ehren, Zuständigkeiten oder Macht abzuwenden, so viel in ihrem Vermögen, außerdem aber davon dem Papste ungesäumte Anzeige zu machen, — hingegen alle Ketzer, Abtrünnige und ihrem Herrn, dem Papste, und dessen Nachfolgern Aufsätzige zu verfolgen und zu bekämpfen". Welcher Fürst, der diesen Eid kennen lernt, welcher griechische oder evangelische Fürst kann Männer, die diesen Eid geleistet haben, noch für treue Unterthanen erachten?

Weil endlich die Menschen Religion haben und im Staate leben, also auch für beide in der Jugend ausgebildet werden sollen, muß die Jugendbildung sowol eine Aufgabe des Staats als der Kirche sein. Es folgt hieraus allerdings noch nicht, daß die Schulen von beiden gemeinschaftlich dazu zu benutzen wären; es könnte vielmehr der Religionsunterricht von dem Schulunterrichte ganz abgesondert werden. Nur fragt es sich, ob überhaupt eine solche Trennung gut wäre, oder ob nicht vielmehr aller und jeder Unterricht im Geiste der Religion und mit Bezug auf dieselbe zu geben ist? Versteht man aber unter Schule überhaupt die Veranstaltung zum Jugendunterrichte, so begreift sich leicht, daß der Religionsunterricht davon nicht ausgeschieden werden kann, und daß in jeder Schule derselbe nach Verschiedenheit des Glaubens der Kirchen anders ausfallen muß. Wir würden nichts dagegen einwenden, wenn der Hr. Erzbischof versichert, daß der Verstand der Kinder seiner Kirche in der Schule nicht blos zum folgerechten Denken, sondern auch zum Schweigen ausgebildet werden solle. Denn ein verständiges Schweigen ist oft viel weiser und schwerer als ein unbedachtes Reden, so folgerecht es sein mag. Aber dies ist nicht gemeint, wie er sogleich weiter fortfährt, sondern das Schweigen soll ein Verstummen, die Unthätigkeit des Verstandes, die Verleugnung der Philosophie und der Geschichte bedeuten, wo diese am Glauben anstoßen. Dazu also soll die katholische Jugend erzogen werden, daß sie nie an Dem zweifelt, was der Klerus ihr vorsagt, sondern daß sie es recht findet, wenn die Männer eingekerkert werden, welche die Erde sich um die Sonne wälzen lassen, und daß diejenigen verbrannt wurden, welche den Kelch im Abendmahle für alle Christen mit und ohne Tonsur verlangten.

Gleichwol beruft sich der Hr. Erzbischof mehre Male auf den gesunden Menschenverstand, wo er dessen Beistimmung gewiß zu sein vermeint, obgleich dies ein Irrthum ist. Was für ein Verstand aber gemeint ist, ergibt das eben Angeführte: einer der zu schweigen gelernt hat, wenn ein Kirchenhaupt spricht. So machen es aber alle die Rechtgläubigen, die den Verstand und die Vernunft bis in den Tod hassen und sie als Werkzeuge der Weltklugheit unter das Joch des Glaubens zu beugen trachten, gleichwol nicht sich selbst ableugnen können und deshalb unvermerkt selbst anerkennen, daß ohne Denken kein Glauben möglich, und daß dazu der Verstand unentbehrlich ist. 59.

Handbuch der Geschichte beider Hessen von Friedrich Rehm. Erster Band. Marburg, Elwert. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Soll das Ideal einer allgemeinen deutschen Geschichte, mit welchem die Historiographie unsers Vaterlandes sich in der neuesten Zeit zu tragen angefangen hat, seiner Verwirklichung möglichst nahe gebracht werden, so sind dazu erschöpfende Forschungen in den Specialgeschichtsquellen und gute Compositionen derselben erfoderlich. Und diese Überzeugung, die auch unser Verf. gleich zu Anfang seiner Vorrede ausgesprochen hat, ist bereits die Schöpferin tüchtiger, zum Theil mühevoller und umfassender Leistungen geworden. Zur Förderung solcher wissenschaftlicher Ergebnisse ist besonders der Umstand nicht wenig günstig, daß mit geringen Ausnahmen selbst die geheimsten Fächer der Staats- und Familienarchive dem historischen Forschungstriebe und seinen Interessen, sobald sie unzweideutig befunden werden, zugänglich geworden sind. *) Daher wird es erklärlich, wie nicht nur einzelne Historiker, sondern ganze Gesellschaften es sich zur Aufgabe gemacht haben, die archivalischen Schätze der einzelnen Staaten ans Licht zu ziehen und der historischen Kunst zur Verarbeitung zu überliefern. Was in dieser Beziehung z. B. Baiern, Mecklenburg und die Ranke'sche Schule bereits geleistet haben, ist in der gelehrten Welt zu bekannt, als daß es noch einer besondern Auseinandersetzung oder Lobpreisung bedürfte. Auch Sachsen hat in dieser Hinsicht einiges Treffliche aus der jüngsten Zeit aufzuweisen, wie Denen bekannt sein wird, welche die urkundlichen Beilagen zu v. Langenn's „Albrecht" und „Moritz" und Märker's „Burggrafen von Meißen" zu lesen Beruf oder Gelegenheit gehabt haben. Allein die sächsische Geschichte entbehrt zur Zeit leider noch eines Sammelpunktes ihrer Quellen. Es ist zwar unendlich viel schon davon gedruckt, aber so sehr in allen Richtungen hin

*) Doch hat Baiern in der jüngsten Zeit gegen Sugenheim in Berlin einige Empfindlichkeit gezeigt über die Art, wie er die Liberalität der Regierung benutzt habe.

zerstreut, daß es geradezu für unmöglich erklärt werden muß, sich einen Überblick zu verschaffen, der eine glückliche Benutzung jener Quellen zur Möglichkeit machen könnte. Des Ungedruckten, dessen eine durchgreifende Geschichte des sächsischen Staates, wie sie z. B. der unermüdliche v. Rommel seinem hessischen Vaterlande liefert, als Material bedarf, gibt es noch eine unendliche Menge. Soll aber diese sächsische Geschichte eine wahrhaft genetische sein, d. h. den Gang nach allen Richtungen hin verfolgen, auf welchem ein wesentlicher Theil des ehemaligen Ländercomplexes der Wettiner zum heutigen Königreiche Sachsen ward, so wird die Mangelhaftigkeit der Quellenmittel nicht nur recht klar zum Vorschein kommen, sondern auch die Schwierigkeit in ihren Folgen sich geltend machen, daß die Archive Zersplitterungen erfahren haben. Daß in einem solchen Falle die auswärtigen Archive nicht übersehen werden dürfen, liegt auf der Hand. Die Aufgabe wächst aber außerordentlich an Umfang und Schwierigkeit, sobald eine sächsische Geschichte die Länder der Wettiner umfassen soll, selbst nur seit der Zeit, wo ihr jedesmaliges Familienhaupt Kurfürst von Sachsen war. Auf eine Geschichte der Wettiner, wie des Fürsten Lichnowski „Habsburger", müssen wir vielleicht für immer Verzicht leisten, und Schilling's „Hohenzollern" möchten wir nicht zum Muster empfehlen. Übrigens darf man es schon als einen Nachtheil ansehen, daß weder Adelung's „Directorium" eine zeitgemäße Fortsetzung bis auf unsere Tage erfahren hat, noch auch Weinart's „Versuch einer Literatur der sächsischen Geschichte und Staatskunde" (Dresden und Leipzig 1791—92), wozu sich nicht unerhebliche Nachträge in Weiße's „Museum", Bd. 1, am Ende befinden. Man wird uns das öffentliche Bekenntniß nicht für eine Eitelkeit auslegen, daß wir schon oft über diesen wir dürfen sagen patriotischen Gegenstand nachgedacht haben. Unsers Erachtens müßte der ganze Plan in zwei Theile zerfallen: in eine eigentliche Quellensammlung und eine Literargeschichte. Die erstere würde ihr Muster in Pertz' „Monumenta Germaniae historica" finden, die letztere vielleicht in Ledebur's „Repertorium der historischen Literatur für Deutschland". An geistigen Kräften für dieses Unternehmen würde Sachsen mit seinen übrigen Wettinerlanden keinen Mangel empfinden. Allein schwieriger wäre die Herbeiziehung der materiellen Mittel. Entweder müßte der Staat die Sache auf seine Schultern nehmen, oder eine Actiengesellschaft, bei welcher der Erstere sich zu einer wesentlichen Betheiligung verpflichtete. Doch wir begnügen uns mit einer Anregung des ganzen Gedankens und kehren zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück.

Das Werk, dessen erste Hälfte vor uns liegt, verdankt seine Entstehung einem unleugbar sehr lobenswerthen Gedanken; denn die hessische Geschichte ist ebenso wenig als die meisten übrigen Specialgeschichten Deutschlands mit solchen Werken im Überflusse ausgestattet, wie sich das unsers Verf. ankündigt; und es gehört ja zu den Verpflichtungen der Theorie und der forschenden Wissenschaft, ihre Ergebnisse auf zweckmäßige Weise in die weitern Kreise des Lebens zu verbreiten, entweder um ein jüngeres Geschlecht für die Theorie und Wissenschaft heranzuziehen, oder um den Genuß ihrer edeln Gaben auch Denen zu verschaffen, deren eigentlicher Beruf den Weg zu jenen Quellen geistiger Erziehung weder unmittelbar führt noch führen kann. Dazu kommt der außerordentlich rührige Forschungsgeist der heutigen Geschichtswissenschaft. Bücher, die vielleicht noch vor wenigen Jahren in dem wohlverdienten Rufe der Brauchbarkeit und Vollständigkeit standen, müssen jetzt entweder theilweise oder wol auch gänzlich auf diese Anerkennung Verzicht leisten. Und des Verf. Worte der Vorrede haben nicht blos in seinem speciellen Falle, sondern auch in der Allgemeinheit eine unbestreitbare Geltung:

„Für hessische Geschichte ist insbesondere durch v. Rommel's treffliches Werk und durch andere speciellere Untersuchungen sehr viel geleistet worden. Ebendadurch entsteht das um so dringendere Bedürfniß eines kürzern Handbuchs, sowol zu dem Gebrauch bei akademischen Vorlesungen als auch zur Selbstbelehrung, worin die sichergestellten Ergebnisse der bisherigen Forschungen möglichst vollständig und chronologisch genau zusammengestellt und durch Nachweisung der Urkunden, aus welchen der beiweitem größte Theil der ältern hessischen Geschichte allein geschöpft werden muß, documentirt werden."

Und welche Bereicherungen insbesondere die Geschichte der Glanzperiode des hessischen Landes unter Philipp dem Großmüthigen innerhalb der jüngst verflossenen Jahre erfahren habe, beweisen Neudecker's „Urkunden aus der Reformationszeit" (1836 und 1838), die „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" (1841) und Duller's „Beiträge zur Geschichte Philipp's des Großmüthigen" (1842). Nicht unergiebig ist bekanntlich in dieser Beziehung das Staatsarchiv in Brüssel gewesen, und jetzt sind sogar Aussichten vorhanden, daß auch Madrid einige Ausbeute liefern werde. Grund genug für den Historiker, solche Materialien, bevor sie zu massenhaft werden oder wenn sie Lücken auszufüllen und Irrthümliches zu berichtigen geeignet sind, durch seine Kunst bald möglichst in succum et sanguinem zu verwandeln.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Das Rauchen der Damen in Neumexico.

Ein vor kurzem in Amerika erschienenes Reisewerk: „Commerce of the Prairies or the Journal of a Santa Fe trader, during eight expeditions across the Great Western Prairies and a residence of nearly nine years in Northern Mexico", von Joseph Gregg, ist reich an anziehenden und unterrichtenden Schilderungen jener Gegenden des nördlichen Mexico, auf die in der jüngsten Zeit auch die deutsche Auswanderungslust oder besser gesagt der von der Noth erzeugte Auswanderungsdrang sein Auge geworfen. Der Verf., ein im Handel nach Neumexico betheiligter amerikanischer Kaufmann, hatte auf Anrathen seiner Ärzte sich einem jener Handelszüge angeschlossen, welche jährlich von St.-Louis, von wagnißkühnem Unternehmungsgeist beseelt, nach den fernen Länderstrecken der mexicanischen Staaten aufbrechen; die Abenteuer dieses Zugs gefielen ihm dermaßen, daß er die Reise achtmal wiederholte und in den Zwischenräumen seinen Aufenthalt in Nordmexico nahm. Mit lebhaften Farben schildert er die Begegnisse der Karavanen mit den wohlberittenen Haufen der wilden Bewohner jener Prairien, der Pawnees und Comanches; er malt das gesellschaftliche und politische Leben und den Zustand des Landes in Neumexico, beschreibt die Trümmer alter Cultur, die er auf seinen Reisen angetroffen, und theilt besonders über die Handelsverhältnisse jener Landstriche unterrichtende Notizen mit. Besonders interessant sind die Züge, welche er aus dem gesellschaftlichen Leben dort zu Lande mittheilt. So erzählt er unter Anderm: „Von all den kleinen Fehlern, welche die Neumexicaner sich zu Schulden kommen lassen, ist der vicio innocente des Rauchens unter dem schönen Geschlecht der unerträglichste; und doch nehmen an dieser Gewohnheit selbst die Liebenswürdigsten und Gebildetsten Theil. Den puro oder cigarro sieht man in Jeder Munde; er wird im Gesellschaftszimmer herumgereicht und selbst in den Speisesaal mitgenommen — ja sogar im Ballsaale wird er den Schönen ebenso regelmäßig gereicht wie an andern Orten «Erfrischungen», und oft kann man die Señorita mit dem angezündeten cigarrito im Munde im Tanze dahinfliegen sehen! Die Damen der südlichen Städte sind sehr häufig mit tenazitas de oro d. i. kleinen goldenen Zangen versehen, um ihre Cigarren halten zu können, ohne ihre Finger mit den Flecken oder dem Geruche des Tabacks zu verunreinigen; sie vergessen freilich dabei seine garstigen Wirkungen auf Lippen und Athem." 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 310. — 5. November 1844.

Hinrichs' politische Vorlesungen. Unser Zeitalter und wie es geworden, nach seinen politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zuständen, mit besonderm Bezuge auf Deutschland und namentlich Preußen. In öffentlichen Vorträgen an der Universität zu Halle dargestellt von H. F. W. Hinrichs. Zwei Bände. Halle, Schwetschke und Sohn. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Es ist gewiß die großartigste Aufgabe eines Schriftstellers, die Schicksale des Menschengeschlechts in ihrer Verbindung mit den in jedem Zeitalter wirkenden geistigen Triebfedern zu schildern, und somit die Geschichte als die Entwickelung der eigenen Ideen der Menschheit darzustellen. Auf diese Weise wird der letztern ihre Geschichte wahrhaft angeeignet und ihr für Gegenwart und Zukunft das Recht vindicirt, eigene Ideen zu haben. Der Verf., welcher sich diese Aufgabe erwählte, hat dieselbe freilich — eben weil sie unermeßlich ist — nicht nach allen Seiten erschöpfend gelöst, wol aber zu ihrer Lösung einen sehr beachtenswerthen Beitrag geliefert. Er gibt in der ersten und kleinern Hälfte des Werks eine aus jenem höhern Gesichtspunkte aufgefaßte Skizze der Vergangenheit und behandelt alsdann mit großer Genauigkeit die Entwickelung der politischen und religiösen Ansichten sowie der Philosophie der Gegenwart.

Es leuchtet zunächst ein, daß nur die freie, von der Autonomie des menschlichen Geistes fest überzeugte Philosophie einer solchen Aufgabe gewachsen ist. Zu dieser Freiheit der Wissenschaft und der theoretischen Forschung muß dann aber auch noch eine moralische Tüchtigkeit und Freimüthigkeit hinzukommen, welche sich nicht scheut, das als wahr Erkannte auch als Consequenz der Wissenschaft offen zu verkünden und nicht aus Gründen, welche blos im Charakter und Gefühl zu suchen sind, vor den Resultaten der Forschung zurückbebt. Leider haben hier Charakter und Gesinnung auf die Freiheit der theoretischen Forschung einen größern Einfluß als man gemeinhin glaubt. Man richtet sich gar zu leicht die Wissenschaft so ein, daß sie Resultate liefern muß, mit welchen sich Neigungen, Gesinnungen und selbst Interessen im Einklange finden. Man hat dann diese Neigungen und Interessen zu dem von vornherein Feststehenden gemacht, und die Wissenschaft dazu benutzt, etwas äußerlich Gegebenes, was sie nie gefunden hätte, zu rechtfertigen. Diese Unaufrichtigkeit ist leicht möglich, da Wenige sich ihrer Besonderheiten ganz entäußern können und die menschliche Schwäche den Wünschen und Neigungen auch Einflüsse auf die Überzeugungen gestattet; sie ist häufig, weil sie sich unbemerkt einschleicht, und eine große Strenge gegen sich selbst dazu gehört, den innern Conflict, den man lieber gar nicht bemerkt, sich aufrichtig klar zu machen. Wir können es uns nicht länger verbergen, daß gerade in der jetzigen Zeitepoche diese Unaufrichtigkeit, die oft auf unbewußte Weise die wissenschaftlichen Überzeugungen nach jenen particulairen Rücksichten einrichtet, als eine moralische Epidemie grassirt und die Energie eines gesunden geistigen Lebens langsam, aber sicher zerstört. Man erkennt diesen krankhaften Zustand an seinen Früchten. Die historisch-gläubige Philosophie kommt unfehlbar dahin, die Geschichte als etwas der Menschheit äußerlich Aufgelegtes anzusehen, mit dem die eigenen Ideen der Menschheit nichts weiter zu thun haben, und welches dieselbe als etwas Nothwendiges, als rein höhere Leitung in stummer Andacht hinzunehmen und auf Begreifen, Sichselbsterkennen und Selbstdenken zu verzichten hat. Wird damit die Weltgeschichte auch zu einem bloßen Schauspiel, dessen Würde nur dadurch zu retten ist, daß man ihm als einem Schauspiel zur Verherrlichung Gottes einen religiösen Charakter beilegt, so ist doch der Zweck erlangt, das Selbsterkennen des Menschen als unendlich berechtigten Wesens zu vertilgen und eine dumpfe Gläubigkeit und Zufriedenheit mit allem Vorhandenen zum Princip zu machen, die mit Neigungen und Interessen einen viel zu wesentlichen Berührungspunkt haben, viel zu offen von Neigungen und Interessen adoptirt werden, als daß sie freie Resultate einer freien Wissenschaft sein könnten. Noch weniger als dieser Standpunkt ist aber der pragmatisch-politische geeignet, zu haltbaren Resultaten über den Sinn der geschichtlichen Vergangenheit und Gegenwart zu führen. Auf diesem forscht man nicht nach innerer Berechtigung der letzten Gründe und Zwecke, sondern macht kein Hehl daraus, daß diese als etwas einmal Gegebenes, was so oder auch anders sein könnte, bereits vorhanden sind.

auch der Charakter der frühern Werke des Verf. die Erfüllung derselben in Aussicht stellt; übrigens würde dann immer der Übelstand eintreten, daß Zusammengehöriges getrennt wäre. Was aber auch an dem „Handbuche der Geschichte beider Hessen" noch wünschenswerth erscheinen möge, wissenschaftliches Verdienst und die Befähigung, nützliche Kenntnisse über die hessische Geschichte zu verbreiten und zu begründen, kann ihm durchaus nicht abgesprochen werden; ja es erregt dasselbe sogar den lebhaften Wunsch, ein Werk über sächsische Geschichte mit gleichem Zwecke erscheinen zu sehen. Schließlich sei nur noch bemerkt, daß der vorliegende Band von Hessens ältester Zeit bis auf Philipp's des Großmüthigen Tod (1567) reicht und daß die genealogischen Tafeln eine recht brauchbare Zugabe bilden. Über Einzelnes, z. B. über Bonifaz und die ihn betreffende neueste Literatur, über den Zehnten u. A. gedenken wir bei Gelegenheit des zweiten Bandes in einem besondern Artikel im wissenschaftlichen Interesse unserer Leser uns weitläufiger, als es der Verf. gethan hat oder hat thun können, zu verbreiten. 60.

Literarische Notizen aus England.

Bald nach der Abreise des Kaisers Nikolaus von England erschien: „Revelations of Russia; or the emperor Nicholas and his empire in 1844. By one who has seen and describes" (London 1844). Anfangs galt das Buch für eine von dem kaiserlichen Besuch veranlaßte buchhändlerische Speculation, und die Bezeichnung des Verf. als Einer „der gesehen hat und beschreibt", für eine literarische Finte. Nach und nach hat die Kritik Dem widersprochen und den Verf., ohne jedoch dessen Namen zu nennen, allerdings für einen Augenzeugen des Beschriebenen erklärt. Seitdem macht das Buch doppeltes Aufsehen. Eine der Haupttendenzen desselben erscheint die Darlegung eines früher oder später unabweisbaren Kampfes „auf Tod und Leben" zwischen England und Rußland, und während das über die Chancen eines solchen Kriegs Mitgetheilte keinen Zweifel läßt, daß jetzt England im Vortheile, sucht der Verf. gleichzeitig darzuthun, daß diese Gewißheit später sich sehr mindern werde. Außerdem enthält das Buch eine Menge am russischen Hofe spielender Anekdoten, eine Charakterschilderung des Kaisers Nikolaus, einen Blick auf den Zustand der Leibeigenen, ein Gemälde von Petersburg und dessen Bewohnern, eine kurze Geschichte der Kosacken, der geheimen Policei, der Justiz und der Militairadministration, sammt vortrefflichen Skizzen der russischen Moräste, Wälder und Steppen; auch einige Capitel über Cirkassien und die Adelsverschwörung von 1825. Höchst interessant in mehr als Einer Beziehung sind einige als Anhang beigegebene Actenstücke „zu Erläuterung des russischen Einflusses am berliner Hofe".

Der unter dem Namen Peter Priggins in England sehr beliebte Novellist hat in seinem jüngsten Werke: „Parsons and widows" (3 Bde., London 1844), sich der „Pfarrer und Witwen" als der zwei Classen der bürgerlichen Gesellschaft, die nur zu oft zur Zielscheibe des Witzes gemacht werden, mit dankenswerthem Geschick angenommen, indem er in einer Reihe Erzählungen, die von ebenso tiefer Auffassung als von wohlwollender Gesinnung zeugen, Personen dieser zwei Stände von den ihnen gewöhnlich beigemessenen Fehlern befreit. Die Hauptperson der geistlichen Gruppe ist der Vicar zu Clearstream, einem hübschen kleinen Kirchspiel in Hampshire, dessen benachbarte fünf Pfarrer sich bei ihm ihre Lebensereignisse mittheilen. Die Witwen, die Dasselbe thun, sind die Bewohnerinnen eines auf dem Gute des Admirals Stronport, eines vortrefflich gezeichneten Mannes, von einer Mistreß Landerby, die selbst aus dem Kelch der Armuth getrunken, bis sie durch ein Vermächtniß reich geworden, gestifteten Asyls, und ihre Mittheilungen stehen den erstern in keiner Beziehung nach. Das Meiste, wenn nicht Alles, trägt so sehr die Farbe der Wahrheit, daß die Erzählungen gewiß in ihren Einzelheiten mehr Wahrheit als Dichtung sind.

Zu dem Neuesten der englischen Literatur über das unerschöpfliche Italien gehört: „A winter in Italy, in a series of letters to a friend", von Mrs. Ashton Yates (2 Bde., London 1844). Enthusiastin ist die Verf. offenbar nicht, dafür aber betrachtet sie scharf und klug. Ihre Sprache ist nicht eben bilderreich, aber ihre Bemerkungen sind meist richtig. Den Anfang macht eine Beschreibung Roms; frisch und lebendig. Von hier nach einem kurzen Aufenthalte in Cisterna siedelt sich die Verf. in Neapel an, und ihre Schilderungen werden nun reicher, ihre Sprache wärmer. Dann zurück nach Rom, von da nach Florenz und über Bologna, Ferrara, Padua, Cortona, zuletzt durch Tirol in die Heimat. Alles zu wissen, was aus Italien geschrieben worden ist, erheischte mindestens zehn Mithridates'sche Gedächtnisse — die zum Lesen erfoderlichen zehn Menschenalter abgerechnet. Es wäre daher gefährlich, zu behaupten, das Buch enthalte etwas bisher Übersehenes, etwas Nagelneues. Sind aber auch die behandelten Gegenstände nicht neu, so dürfte doch die Art der Behandlung es häufig sein, und im Ganzen das Buch viel Vergnügen und keine Langweile gewähren. 3.

Literarische Anzeige.

Neue Jugendschriften!

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Märchen und Erzählungen
für jugendliche Leserinnen.
Von **Adolphine.**
Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Feld-, Wald- und Hausmärchen.
Von
Adele Schopenhauer.
Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Das Märchen
vom
gestiefelten Kater,
in den Bearbeitungen von
Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck.
Mit zwölf Radirungen
von **Otto Speckter.**
Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

Die **Radirungen** besonders, mit erläuterndem Texte, werden für 2 Thlr. erlassen.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 311. —— 6. November 1844.

Hinrichs' politische Vorlesungen u. s. w. Zwei Bände.
(Beschluß aus Nr. 310.)

Wir haben hiermit die allgemeinen Gesichtspunkte, aus denen Hinrichs' „Vorlesungen" zu beurtheilen sind, angedeutet. Bei der außerordentlichen Fülle und Mannichfaltigkeit des Stoffs, in welchem sich eine Erörterung der wichtigsten Ereignisse sowie der auf den Gang der Ereignisse einflußreichen Zeitansichten und literarischen Erscheinungen zusammengedrängt findet, ist es nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen, und noch weniger würde eine Polemik gegen manche ganz specielle Angaben und Behauptungen, hinsichtlich welcher Ref. dem Verf. nicht beistimmt, am rechten Orte sein. Die Vorlesungen 12—28, welche die Entwickelungen der gegenwärtigen politischen Verhältnisse darstellen, bekämpfen auf das eifrigste die noch immer so mächtige Reaction gegen vernünftige, verfassungsmäßige Zustände, die Hinneigung zu dem alten ständischen Princip, die Zersplitterung Deutschlands und die Ausschließung der Völker von bewußtem politischen Leben. Der Verf. postulirt, namentlich für Preußen ganz entschieden eine der Größe der Zeit anpassende Verfassung und ein offenes Aufgeben des einmal historisch Ausgelebten. Seine Darstellung ist hier gewiß einer aufmerksamen Beachtung werth. Der Gesammteindruck, den sie hinterläßt, ist der, daß das alte Ständewesen, in welchem das öffentliche Recht mit dem Privatrechte vermischt war und es keine starke, Alles umfassende Staatsmacht gab, nach Begründung der Souverainetät etwas völlig Abgestorbenes und Unbrauchbares ist. Nach der Vernichtung des der Souverainetät ganz augenscheinlich feindlichen Ständewesens, nach Erhebung einer Macht, die Allen, auch den Hintersassen, direct befiehlt, und nicht blos mit den bevorzugten Ständen unterhandelt, ist aber eine neue Organisation nöthig. Der abstracte Unterschied einer Staatsmacht von den Unterthanen, wo jene unbeschränkt befiehlt, diese unbeschränkt gehorchen, ist nicht haltbar, auch die Unterthanen müssen eine Berechtigung haben. Im absoluten Staate räumt freilich die Souverainetät dergleichen Berechtigungen ein, aber nur in der Form von Begünstigungen, nur factisch und nach besondern Neigungen und Liebhabereien, sodaß ein ungeordneter unglücklicher Zustand entsteht, in welchem der Adel durch Hofeinflüsse dominirt, und das Land unter diesen Einflüssen leidet. Dieser factische Zustand muß dann geordnet und rechtlich organisirt werden, sodaß Alle eine politische Berechtigung erlangen. Diese Ordnung liegt aber nicht in einer Restauration des alten Ständewesens, welches keine Rechte, sondern nur Privilegien, also Unrechte kennt, sie liegt nur in einer Repräsentativverfassung. Man gewinnt nach des Verf. Darstellung eine sehr klare Überzeugung, wie jede Restauration des Germanischen, des alten Ständewesens, der Geltung möglichst selbständiger Theile u. s. w., so erbaulich man auch davon spricht, doch nur eine leere Spielerei bleiben würde, weil man alle diese Dinge, ohne die Souverainetät und den Begriff des heutigen Staats ganz offenbar aufzuopfern, doch nicht ihrem geschichtlichen Principe nach anerkennen und restauriren könnte. Ohne dieses Princip sind sie leere Formen, in welche der politische Stoff der Gegenwart nicht paßt.

Die Resultate, welche der Verf. hinsichtlich des religiösen Lebens (dessen Entwickelung in Vorlesung 29—35 geschildert und beurtheilt wird) erlangt, stehen mit seinen politischen Ansichten in engem Zusammenhange. Man mache sich nicht Illusionen, so schließt er, und wolle das kirchliche Leben ohne ein neues, frisches, politisches Leben des Volks. Provinzialständische Verfassung im Staate und Synodal- und Presbyterialverfassung in der Kirche passen nicht wohl zueinander. Entweder Territorialverfassung und altprotestantische Trennung im kirchlichen und provinzialständische Verfassung und Ständewesen im politischen Leben, oder Synodal- und Presbyterialverfassung in der Kirche und constitutionelle Verfassung im Staate.

Ein nicht minderes Interesse gewähren die letzten Vorlesungen (36—46), in welchen die neuesten philosophischen Richtungen, namentlich in Rechts- und Religionsphilosophie, erörtert sind. Wir bedauern auch hier, dem Verf. nicht in die Einzelheiten folgen zu können, und müssen nur das allgemeine Anerkenntniß wiederholen, daß sich die oben geschilderte Behandlungsweise auch hier bewährt. Versöhnen und vereinigen wird freilich der Verf. die in der Gegenwart streitenden Parteien nicht; wol aber bringt er den Sinn und die Bedeutung des Streits der Ansichten zum klaren Bewußtsein, und

wir können daher einem Jeden, dem an einem Erkennen der Gegenwart, an dem Einnehmen eines festen und auf Überzeugung begründeten Standpunkts in dem Gebiete der sich kreuzenden Doctrinen gelegen ist, die ganze Arbeit des Verf. nur auf das angelegentlichste empfehlen, diesem aber den wohlverdienten Dank aussprechen, daß er seine für einen kleinen Kreis bestimmt gewesenen Vorlesungen zum Eigenthum des ganzen Publicums hat werden lassen. 4.

Die Temperamente. Ein anthropologischer Versuch von W. Motherby. Leipzig, O. Wigand. 1843. Gr. 8. 8 Ngr.

Es begegnet uns nicht selten, daß Worte, die wir im gewöhnlichen Leben täglich und stündlich gebrauchen und deren Sinn und Bedeutung wir vollkommen zu verstehen wähnen, wenn sie in die Laboratorien der Gelehrten kommen und dort auf die Kapelle der philosophischen Untersuchung gebracht werden, nun erst Veranlassung zu Streitigkeiten über die Existenz der Dinge, die sie bezeichnen, über ihren Begriff, ihren Grund und ihre Ursachen u. s. w. geben und daß dennoch oft nach längerer künstlicher Auflösung und Sublimation die Sache bleibt wie sie gewesen. So ging es von jeher und so geht es zum Theil noch jetzt mit dem Worte Temperament. Wir wissen Alle, was man gemeinhin darunter versteht, wir wissen, daß Jeder von uns mit einem solchen Dinge begabt ist, wir schreiben dem Einen ein cholerisches, dem Andern ein phlegmatisches Temperament zu u. s. w., während man auf den Bänken der Gelehrten noch gar nicht darüber einig ist, was darunter eigentlich zu verstehen ist, worin die Temperamente begründet sind, wie viele es deren gibt, und was dergleichen Fragen mehr sind.

Die Lehre von den Temperamenten ist sehr alten Ursprungs. Sehr früh mußten aber auch die Beobachter bei einer sorgfältigen Vergleichung der Menschen untereinander darauf aufmerksam werden, daß sich die Natur derselben, von leiblicher, geistiger und gemüthlicher Seite betrachtet, ebenso wie ihre äußere Gestalt, ihre Gesichtszüge und die Proportion ihrer Körpertheile zueinander, auf unendlich mannichfaltige Weise unterscheide. Diese Verschiedenheit, welche jedes Menschen besondere Persönlichkeit ausmacht, würde indessen nur zur Annahme eines Temperaments für jeden besondern Menschen geführt haben. Man mußte aber bei einer solchen Vergleichung auch finden, daß manche Menschen sich in ihren leiblichen, geistigen und gemüthlichen Eigenschaften ähnlich sind, daß sie sich in dieser Beziehung classificiren lassen, wie man sie nach ihren blos körperlichen Verschiedenheiten in große und kleine, fette und magere u. s. w. classificirt. Dies führte nun zur Annahme der Temperamente.

Wol nur aus Vorliebe für die Vierzahl und für die Analogie mit den vier Elementen nahm die Empedoklische Schule vier Temperamente an, nämlich das sanguinische, phlegmatische, cholerische und melancholische, und machte daraus, entsprechend den Qualitäten der vier Elemente, ein warmes, kaltes, trockenes und feuchtes; eine Annahme, die, insofern sie das Gegebene zu erklären versucht, allerdings falsch ist, als Classification der Menschen nach dieser Seite hin aber so wahr und richtig aufgegriffen ist, daß auch die spätere Zeit nichts Wesentliches daran zu ändern vermocht hat.

Wie indessen im Laufe der Zeiten die Systeme und Theorien der Philosophen und Ärzte wechselten, so wurde auch an der Lehre von den Temperamenten gemodelt und geändert, ihre Zahl bald vermehrt, bald vermindert, hauptsächlich aber ihre Begründung auf mannichfaltigen Wegen versucht und sie bald mehr in das Gebiet des Leiblichen, bald mehr in das des Geistigen gezogen. So nannte Galen das Temperament concentum et harmoniam omnium miscibilium (κρασις) und theilte sie nach seinen vier Cardinalflüssigkeiten, Blut, gelbe und schwarze Galle und Wasser, ein. Schon damals erhob sich zwischen ihm und Chrysippos ein Streit über den geistigen oder körperlichen Antheil der Temperamente, indem der Letztere jeden Einfluß des Körpers auf die Seele leugnete. Späterhin wendeten die Paracelsisten die drei Grundstoffe: Salz, Schwefel und Mercur, auf die Temperamentenlehre an; noch später unterschieden Stahl und Fr. Hoffmann zwischen der Einwirkung der vier qualitates auf die Mischung des Körpers (corpus mixtum) und auf dessen lebendiges Wesen (corpus vivum), bis endlich Haller den Einfluß der flüssigen Theile des Körpers ganz davon ausschloß und als Grundlage der Temperamente das Princip der Muskelreizbarkeit erklärte. Erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts fing man an, auch dem psychischen Elemente dabei einige Geltung zu verschaffen. So nahm Ernst Platner ein attisches oder geistiges, ein lydisches oder thierisches, ein römisches oder heroisches und ein phrygisches oder kraftloses Temperament an, deren Existenz durch das Gleich- oder Übergewicht des Thierischen und Geistigen bestimmt wird. Mehr der alten griechischen Lehre zugewendet, reducirte Kant dagegen die Basen der Temperamente (Blut, Galle, schwarze Galle und Schleim) auf Modificationen des Blutes. Nach ihm ist das Temperament, in dem das Blut vorwaltet, das der Leichtblütigen (Sanguinischen); die überwiegende Thätigkeit der Galle erhitzt das Blut und erzeugt das der Warmblütigen (Cholerischen); die verdorbene Galle macht das Blut dick und veranlaßt das der Schwerblütigen (Melancholischen); das phlegmatische Temperament ist ihm das der Kaltblütigen. In den neuesten Zeiten endlich ist von verschiedenen Philosophen und Ärzten die Begriffsbestimmung der Temperamente auf verschiedene Weise versucht und der psychische Factor dabei zumeist als mitwirkend angenommen worden. Einige lassen dabei mehr den Willen, Andere das Gemüth eine Rolle spielen, noch Andere gestehen Geist und Gemüth einen Antheil zu, fast Alle aber stimmen darin überein, daß auch der Antheil der Körperbeschaffenheit nicht ganz außer Rechnung gestellt werden dürfe.

So wenig man sich nun über die Grundbedingungen der Temperamente vereinigen konnte, ebenso wenig war man über die Zahl derselben einig. So nahmen Metzger und Bartels deren nur zwei, ein reizbares und ein träges, Prochaska dagegen deren fünf an, indem er, Galen's Eintheilung folgend, noch das böotische Temperament, nämlich das melancholische verbunden mit großer Körperstärke, beifügte. V. Lenhossek zählte deren sechs, die vier bekannten nebst dem athletischen und gemäßigten. B. Walther unterschied nach den vorherrschenden Grundsystemen das reproductive oder phlegmatische, das sensible oder melancholische, und ein irritables Temperament, welches in das cholerische und sanguinische zerfällt. Wrisberg und Rudolphi nahmen, gestützt auf die Erfahrung, daß nie ein Temperament allein, sondern stets eine Mischung von zweien vorhanden sei, deren acht an.

Wenn man auch annehmen muß, daß ein Gegenstand wie der zu besprechende im Laufe der Zeiten von den jedesmal herrschenden philosophischen und medicinischen Systemen und Theorien eine stärkere oder schwächere Färbung angenommen haben werde und dadurch mehr oder weniger getrübt und entstellt worden sein müsse, wie denn namentlich seine Vermischung mit pathologischen Constitutionen mehr zu seiner Verdunkelung als zu seiner Aufhellung beigetragen hat, so läßt sich doch auch von der andern Seite voraussetzen, daß eben ein solcher Gegenstand, der so viele Köpfe durchlaufen und an dem sich das Nachdenken und der Scharfsinn so vieler Denker versucht hat, wol, was die Erfahrung betrifft und was auf die Seite der sinnlichen Anschauung fällt, hinreichend erforscht sein müsse. Was man auch immer über das Ursachliche der Temperamente gedacht, gestritten, zum Theil auch gefabelt haben möge, über die den verschiedenen Temperamenten zum Grunde liegenden und sie bezeichnenden Erscheinungen ist man einig; die Grundtypen davon sind von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten

dieselben geblieben, und wenn man sich auch hier und da von der ursprünglichen Vierzahl entfernt hat, so sind doch die neu eingeschobenen Glieder nichts mehr als Ergänzungen und Vermischungen der ursprünglichen Temperamente, ja der allgemeine Volkssinn hat sich nie mehr als jene vier Grundtemperamente aufdringen lassen.

Irren wir nicht, so geht aus den sinnlichen Erscheinungen der Temperamente eine besondere Mischung geistiger, gemüthlicher und körperlicher Eigenschaften hervor; sie sind besondere Individualitäten nach dieser dreifachen Beziehung und Verschmelzung, auf Grund einer Vergleichung ähnlicher Merkmale in besondere Classen gebracht, oder, wie Joh. Müller sie definirt, perennirende eigenthümliche Zustände und modi der Wechselwirkung der Seele und des Organismus. Aus bloßen organischen Bedingungen allein können sie nicht abgeleitet werden, denn die Muskelkraft ist, wie der genannte Physiolog sehr richtig bemerkt, weit entfernt cholerisch zu machen, und das phlegmatische Wesen kommt bei gut vegetirenden und schlecht vegetirenden vor. Nicht alle Wohlgenährte und Dickbeleibte sind phlegmatisch, es gibt sehr hagere Menschen genug von entsetzlichem Phlegma, und es gibt Cholerische von wohlgenährter, hagerer, muskulöser und zarter Beschaffenheit, und ebenso Sanguinische. Aber man wird ebenso wenig ableugnen wollen, daß gewisse Körperconstitutionen häufig mit gewissen Temperamenten im Verein vorkommen; man wird sich unter dem Bilde des Phlegmatischen lieber einen Wohlbeleibten, körperlich schwer Beweglichen denken als einen Hagern oder mit straffer Muskelfaser Begabten; ebenso wenig wird man in dem Dickbäuchigen einen sanguinischen Sausewind suchen. Schon der große Menschenkenner Shakspeare deutet dies in folgender Stelle seines „Julius Cäsar“ an:

Cäsar.

Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen und die Nachts gut schlafen;
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick,
Er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich!

Antonius.

O fürchtet den nicht; er ist nicht gefährlich,
Er ist ein edler Mann und wohlbegabt.

Cäsar.

Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede
Als diesen hagern Cassius. Er liest viel;
Er ist ein großer Prüfer und durchschaut
Das Thun der Menschen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Musik;
Er lächelt selten und auf solche Weise,
Als spott' er sein, verachte seinen Geist,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und solche Männer haben nimmer Ruh',
So lang' sie Jemand größer sehn als sich;
Das ist es, was sie so gefährlich macht.

Im krankhaften Zustande vollends ist der Einfluß des Somatischen auf das Temperament unverkennbar, der Muthigste kann zum Melancholiker, der Phlegmatischste zum verwegensten Plagegeist werden u. s. w.

Überhaupt dürfen wir Das, was der Himmel zusammen verbunden hat, Geist und Körper, nie auf einseitige Weise voneinander scheiden. Eins ist der Spiegel des Andern, und es stellt sich durch neuere physiologische Untersuchungen immer klarer heraus, daß die psychischen Erscheinungen nicht einmal allein von dem Gehirn und dem mit ihm verknüpften Nervensysteme abhängig sind, sondern daß auch alle übrigen Systeme und Organe des Körpers, Knochen, Bänder, Sehnen, Muskeln, das Hautsystem, das System der Athmungsorgane, das gesammte Gefäßsystem, das System der Verdauungs- und Assimilationsorgane und das Sexualsystem selbstthätig auf ihre Weise zu den Manifestationen des Seelenlebens beitragen, und daß die Normalität dieser Manifestationen, wenn auch in Art und Maß verschieden, ebensowol von der Integrität dieser Theile des Organismus als von der des Gehirns und des übrigen Nervensystems abhängig ist. Da aber eben diese Systeme und Organe in jedem Individuum auf eigenthümliche Weise gebildet sind, so läßt sich nicht bezweifeln, daß auch ihre Beziehungen zu der jedesmaligen geistigen und gemüthlichen Sphäre verschieden und auf die Bestimmung des Temperaments nicht ohne Einfluß sein werden. Geistige, gemüthliche und leibliche Fäden durchkreuzen sich und sind in den verschiedenen Temperamenten auf mannichfache Weise zusammengewebt.

Auch der Verf. des hier von uns zu besprechenden Schriftchens gibt zu, daß die gleichen Temperamente meist auch von gewissen untereinander ähnlichen körperlichen Eigenthümlichkeiten begleitet erscheinen und somit eine gewisse Harmonie zwischen Seele und Leib bekunden, läßt aber das Leibliche durch das Psychische bestimmt werden und versetzt daher den Grund der Temperamente lediglich in die psychische Sphäre, indem er sich auf eine Analogie am leiblichen Organismus beruft, der zufolge die Gestaltung des lebendigen und pulsirenden Gehirns nicht von der starren Schädeldecke bestimmt wird, sondern gegentheils die letztere gänzlich von der Lebensthätigkeit des Gehirns abhängt. Aber abgesehen davon, daß hier Leibliches auf Leibliches einwirkt, möchten wir nicht einmal die Abhängigkeit der Schädelbildung von der des Gehirns unbedingt einräumen. Auch hier ist die Bestimmung gegenseitig. Ohne Schädeldecke würde sich auch die Form und Gestalt des Gehirns umändern, und es gibt Fälle genug, wo die letztere durch krankhafte Abänderung der erstern gleichfalls zu Abweichungen bestimmt wird. Auf gleiche Weise aber, wie hier sich Gehirn und Schädeldecke in ihrer Bildung entgegenkommen, ebenso treten auch Psychisches und Leibliches in der Bildung der Temperamente zusammen, ohne daß man sagen kann, das Eine sei das Begründende des Andern.

Um die fernere Ansicht des Verf. von den Temperamenten gehörig würdigen zu können, müssen wir zuvor seine Ansicht über die psychische Sphäre überhaupt vorausschicken. Er unterscheidet nämlich Geist und Seele im Menschen streng voneinander. Der Geist ist so verschieden von der Seele, wie die Bedingung einer Erscheinung von der Erscheinung selbst, dies ist der formelle oder Begriffsunterschied zwischen beiden; der reale Unterschied aber ist der, daß der Geist erst durch und vermöge der auf ihn einwirkenden Leiblichkeit zur Seele im Menschen wird, oder kurz gefaßt, die Seele ist die Erscheinung des Geistes im Menschen. Der reine Geist, wie er uns nur bei Gott denkbar ist, ist nur ein Allerkennen, ein Allwissen, die höchste Intelligenz, der Geist κατ' ἐξοχήν; unvollkommener ist die Seele im Menschen, denn sie ist der durch die Leiblichkeit bedingte und gebundene Geist; darum muß sie streben, weil sie erst ihr Ziel erreichen soll, und darum ist ihr das Wollen beigegeben, dessen Gott nicht bedarf, weil das Wollen ein noch erst zu Erreichendes voraussetzt, mithin eine Unvollkommenheit in sich trägt, die wir nach unsern Begriffen Gott nicht beilegen können. Es ist die Seele ihrer Natur nach nicht verschieden vom Geiste, aber sie ist ein nunmehr materiell bedingter Geist, sie ist nichts Besonderes an sich, sondern nur ein bestimmter Zustand des Geistes, und darum ist die Seele auch sterblich wie der Leib, in dem sie nur lebt, bedingt durch das Verhältniß der Leiblichkeit, und sterben muß, sobald der leibliche Tod das Verhältniß endet.

Dies vorausgesetzt, gehören die Temperamente dem reinen Geiste nicht an, wol aber der Seele, diesem durch das Leibliche gebundenen Geiste. Die Thätigkeit der Seele aber theilt der Verf. in das Denken und das Handeln. Im Bereich des Denkens finden wir die Temperamente nicht, mit ihm haben sie nichts gemein und sind von dem Denkvermögen vollkommen unabhängig. Nirgend findet sich eine Harmonie zwischen der Gedankenstärke eines Individuums und seinem Temperamente. Mit jedem beliebigen Grade des Denkvermögens ist jedes beliebige Temperament nicht nur vereinbar, sondern findet sich auch in

der Wirklichkeit damit vereint, beide stehen also in keinem Causalnexus. Darum gibt es ebensowol einfältige als geistreiche Sanguiniker, Choleriker, Melancholiker und Phlegmatiker, was nicht möglich wäre, wenn das Denkvermögen eine bestimmende Herrschaft über die Temperamente auszuüben im Stande wäre.

Das Denkvermögen ist indessen nur die eine Hälfte der Seelenthätigkeit, die zweite ist das Handeln; dieses aber setzt das Empfinden und das Begehren voraus, und diese beiden Letztern ruhen im Gemüth. Das Gemüth allein empfindet und begehrt; das Begehren ist seine Thätigkeit, das Empfinden seine innere Aufnahme der äußern Eindrücke mit nachfolgender Reaction. Das Begehren treibt zur That, ist Bedingung derselben, aber der Wille erst bestimmt das Vollführen. Das Begehren ist ein unwillkürlicher Trieb, gesellt sich zu ihm der Gedanke, so entsteht das Wollen oder Nichtwollen. Das Empfinden ist ursprünglich passiv, wird aber sofort activ durch seine lebendige Reaction und erzeugt Lust und Schmerz, Thun und Unterlassen. Das Begehrungsvermögen übt im neugeborenen und noch gedankenlosen Kinde die erste Thätigkeit aus und liegt schon ausgebildet in ihm. Es gehört auch ebendeshalb nicht zum rein Geistigen (anima der Römer), sondern zum Gemüth (animus); dieser animus ist das Streben, die Bedingung alles Handelns, und eben hier ist es, wo wir die positive Heimat der Temperamente finden. Der Verf. definirt sie als Modificationen des Begehrungsvermögens, je nach Grad und Richtung verschieden.

Unterlassen wir es hier, mit dem Verf. über seine Begriffsbestimmung der Seele zu rechten, obwol wir ihm einwenden könnten, daß der durch die Leiblichkeit bedingte und gebundene Geist deshalb nicht aufhöre, ein Geist zu bleiben, und deshalb auch nicht sterblich sein könne, und daß bei einer solchen Vereinigung von Geist und Leib in der Seele auch dem letztern sein Antheil an der Erzeugung der Temperamente nicht abgesprochen werden könne, insofern er ja mit dem Geiste eine Einheit bilde, das Bindende wol auch einen Einfluß auf das Gebundene haben müsse; aber jedenfalls können wir dem Verf. nicht beistimmen, wenn er das Denkvermögen von der Mitwirkung an den Temperamenten gänzlich ausschließt. Die Seele, als denkendes, fühlendes, handelndes Princip gedacht, steht in unzertrennlicher und unausgesetzter Wechselwirkung mit dem Körper, und diese Verbindung ist so eng, daß das Eine ohne das Andere nicht gedacht werden kann. Wie sollte daher jene Wechselwirkung da aufhören, wo sie als eigenthümlicher, perennirender Zustand für gewisse Individuen besteht? Denn Temperamente sind nichts Anderes als besondere Individualitäten, nach dem Princip der Ähnlichkeit zusammengestellt. Der Begriff des Individuums schließt aber ebenso gut das Denken wie das Fühlen, Handeln u. s. w. ein. Wenn man daher an dem Sanguiniker ein rasches, von einem Objecte zum andern überspringendes Wesen, ein schnelles, übereiltes Urtheil, bei vorwaltender Einbildungskraft; bei dem Melancholiker eine stille, ruhige Beobachtung, ein Festhalten an einer Idee und eine Neigung zum Grübeln; bei dem Phlegmatiker eine wenig energische Einbildungskraft, ein trägeres Auffassungsvermögen, überhaupt beschränktere Verstandeskräfte im Allgemeinen als Eigenthümlichkeiten ihrer respectiven Temperamente bezeichnet, so hat man dazu ebenso gut das Recht, als wenn man dabei die jedem dieser Temperamente eigenthümlichen Gemüthseigenschaften geltend macht. Daß sich bei dem neugeborenen Kinde schon Spuren des Temperaments in Trieben, Verlangen und Begehren kundgeben, ist kein Einwurf gegen unsere Ansicht, denn freilich kann es sich hier noch nicht in der denkenden Sphäre äußern, weil ihre Entwickelung überhaupt erst in eine spätere Zeit fällt, und wenn der Verf. sagt, mit jedem beliebigen Grade des Denkvermögens sei jedes beliebige Temperament nicht nur vereinbar, sondern finde sich auch in der Wirklichkeit damit vereint, beide könnten daher nicht im Causalnexus stehen, so können wir dies zwar einigermaßen in Bezug auf den Grad, aber keineswegs auf den Modus des Denkens zugeben. Ebenso wenig können wir der Behauptung beistimmen, daß Geisteszerrüttungen, welcher Art sie auch sein mögen, nie im Stande seien, das angeborene Temperament qualitate zu verändern, sondern daß umgekehrt das natürliche und angeborene Temperament seinerseits stets die Gattung der Geistesalienation bestimme, daß in solchem Falle der Sanguiniker ein zerstreuter, faselnder, ein sogenannter lustiger Narr, der Choleriker ein Störrischer, Eigensinniger und bei äußerm Widerstande ein Tobsüchtiger, der Melancholiker ein in sich gekehrter, stiller und düsterer Kopfhänger, der Phlegmatikus ein nachgiebiger, stumpfer, die Außenwelt wenig beachtender Blödsinniger werde. Dem widerspricht aber ganz und gar die Erfahrung und muß ihm um so mehr widersprechen, als die Geisteskrankheiten in den meisten Fällen von sehr verschiedenen organischen Veränderungen bedingt sind und diese bekanntlich unter Umständen den heitersten Sanguiniker zum trübsinnigsten Melancholiker umwandeln können.

Können wir nun auch dem Denkvermögen seinen Antheil an den Temperamenten nicht rauben lassen und müssen wir sie vielmehr als auf organischen sowol als auf seelischen Bedingungen in weiterer Bedeutung beruhend betrachten, so geben wir doch gern zu, daß dabei das gemüthliche Sein des Menschen eine größere Rolle spielt als das denkende, und daß der Wille, obwol nicht ganz von aller Theilnahme ausgeschlossen, als herrschendes Element über alles menschliche Denken und Handeln, auch das Temperament sich unterthan macht.

Obwol mit dem Verf. im Widerspruche, erkennen wir doch gern seinen in diesem Schriftchen bewiesenen Scharfsinn und seine klare und lebendige Darstellungsgabe an. 75.

Notizen.

Triftiger Beweis.

Der englische Missionair James Backhouse erzählt in dem Werke, das er nach der Rückkehr von seinem neunjährigen Missionswerk in Australien, dem südlichen Afrika und der Insel Mauritius unter dem Titel „A narrative of a visit to the Mauritius and South-Africa" hat erscheinen lassen, folgende Anekdote: „Ein Farbiger auf Mauritius, der seine Freiheit erlangt hatte, wurde von einem seiner frühern Gefährten, der Sklave geblieben war, in der von früher her gewohnten vertraulichen Weise angeredet. Der Freigelassene gab ihm mit hochmüthiger Miene sein Misfallen darüber zu erkennen, und als der Andere ihn um den Grund davon fragte, entgegnete er in dem Creolenfranzösisch: „Siehst Du nicht, daß ich ein Weißer geworden bin?" worauf der Sklave, ohne sich dadurch irre machen zu lassen, antwortete: „Blicke in den Brunnen und sieh' dein Gesicht"; der Freigelassene entgegnete ebenso schnell: „Aber sieh' mal die Schuhe an meinen Füßen!" Den Sklaven war nämlich in Mauritius nicht gestattet, Schuhe zu tragen. Stützen sich so manche sociale Vorzüge auch in unserer Gesellschaft nicht oft auf ebenso triftige Gründe?!

Der bekannte Deputirte Duvergier de Hauranne und der frühere Staatsrath, jetzt Pair, Baron de Frenilly sind Beide, Jeder für sich, mit der Herausgabe einer parlamentarischen Geschichte Großbritanniens beschäftigt. Der Erstere soll an seinem Werke bereits seit 23 Jahren gearbeitet haben. Trotzdem meinen englische Blätter, die zu lösende Aufgabe habe für nichtenglische Gelehrte ihre großen, ja unübersteiglichen Schwierigkeiten.

Ein Engländer, welcher in dem „Foreign quaterly review" über die Zeitereignisse in Deutschland berichtet, gedenkt auch der Criminaluntersuchung, in die Walesrode wegen seiner „Unterthänigen Reden" verwickelt worden ist. Er macht uns Deutschen dabei ein wenig schmeichelhaftes Compliment, indem er äußert, daß er für „Unterthänige Reden" im Englischen keinen Ausdruck finde. 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 312. —— 7. November 1844.

Die Versammlung deutscher Sprachforscher und Schulmänner in Dresden am 1.—4. Oct. 1844.

Gesellschaft ist die Bedingung des menschlichen Daseins, die Mutter aller menschlichen Bildung; mit der ersten Gesellschaft, welche die Menschen freiwillig (nicht durch natürliches Bedürfniß gezwungen) gründeten, mit dem Staate beginnt die Geschichte der Menschheit, denn es ist der erste Schritt, welchen diese aus dem Lande der Wildheit heraus auf die Bahn der Bildung thut. Die ganze Geschichte ist eine Geschichte von Gesellschaften und Vereinen, ja die Sprache selbst ist nur in der Gesellschaft und durch dieselbe entstanden. In keiner Zeit aber haben die Vereine eine solche Ausdehnung und Bedeutung gewonnen wie in der unserigen, sodaß man unsere Zeit mit Recht eine Zeit der Vereine genannt hat; denn Gesellschaften für Ackerbau und Gewerbfleiß, für Handel und Verkehr, für Sittlichkeit und Glauben, für Licht und Recht, für Volkserziehung und Aufklärung, für Kunst und Wissenschaft, für Sprache und Schrift sind in der That das unsere Zeit vor allen andern Auszeichnende. Dies kann ihr kein Vorwurf sein, sondern es bezeichnet im Gegentheil den großen Fortschritt der Gegenwart vor der Vergangenheit. Kräfte, die sonst vereinzelt dastanden und ohne Anregung und Beistand von außen fruchtlos aufgewendet wurden oder auch ungekannt blieben, wirken nun zusammen und erstarken durch gegenseitige Aufmunterung und Unterstützung und erreichen vereint leichter das vorgesteckte Ziel; Gedanken, Entdeckungen und Erfahrungen, die sonst oft mit Denen, die sie zuerst gefunden haben, mögen zu Grabe gegangen sein, werden nun leicht durch Mittheilung Gemeingut einer großen Zahl von Gebildeten, die das Nützliche weiter unter das Volk verpflanzen. Die Vereine sind das sicherste Zeichen, daß die Bildung nicht mehr wie im Alterthume und im Mittelalter Sache Einzelner ist, sondern daß sie immer allgemeiner sich verbreitet und immer tiefer in das Volk eindringt. Und daß diese Vereinigungen zu gemeinsamem Zusammenwirken von Jahr zu Jahr an Umfang und Bedeutung gewinnen, ist ein sehr erfreulicher Beweis, daß man nicht blos den Nutzen derselben immer mehr erkennt, sondern daß auch dieser selbst eben dadurch immer größer wird. Einen guten Theil dieses Erfolges muß man allerdings der wohlfeilen, bequemen und schnellen Verbindung danken, welche die wiederum durch Gesellschaften zu Stande gebrachten Eisenbahnen und die Einrichtung des Postwesens gewähren, denn bei ebenso allgemeiner Bildung und bei ebenso lebhafter Neigung zu Vereinigungen wie jetzt würden doch in frühern Zeiten so großartige Vereine unmöglich gewesen sein. Noch vor funfzig Jahren schrieb Herder (im sechsten seiner Briefe zur Beförderung der Humanität): „Wahrlich, unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret; Alles ist in ihm zertheilt, und so Manches schützt diese Zertheilung, Religionen, Sitten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Überlegung und Anerkennung gestattet werden." Aber ahnend fügt er später hinzu: „Dem, dünkt mich, muß und wird die allmächtige Zeit obsiegen." Und die Zeit hat obgesiegt. Wir können der Vorsehung danken, daß unser Vaterland in so viele Theile zerstückelt ist, denn eben dieser Zerstückelung danken wir unsere hervorragende Bildung — wäre Griechenland *ein* Staat gewesen, es hätte nie die Höhe der Bildung erreicht, die wir noch nach Jahrtausenden anstaunen —; aber wir haben auch alle Ursache, der Vorsehung zu danken, daß diese Zerstückelung nur noch eine äußerliche ist, und daß nun jeder Gau des deutschen Vaterlandes, nachdem er einzeln für sich und nach seinen Kräften das Feld der Bildung bearbeitet hat, seine Ernte zum allgemeinen Besten darbringt, um sie gegen die Erwerbungen der andern Gaue auszutauschen und um so eine gleichmäßige, einheitliche und volksthümliche deutsche Bildung zu erstreben.

Die *Sprachforscher*, denen oft Gleichgültigkeit gegen die Richtungen der Zeit schuld gegeben wird, haben hierin den Anfoderungen der Zeit genügt; sie haben sich nicht jeder einzeln in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, sondern sind herausgetreten aus ihrer bisherigen Abgeschiedenheit und Vereinzelung und haben sich die Hände gereicht zu einem Bunde, der ehrenwerth und geehrt dasteht, ungeachtet aller Angriffe, welche er von seinen Feinden erleidet. Seine Feinde aber sind besonders zweierlei: auf der einen Seite Frömmelei und

Heuchelei, die Finsterniß zu verbreiten und Pfaffenherrschaft zu begründen strebt; auf der andern Seite die durch diese Übertreibung hervorgerufene, sich selbst überhebende Gegenpartei, welche auch die wohlthätige Nacht und den kühlenden Schatten zu vernichten sucht und ungeblendet in das reine Sonnenlicht (und selbst dieses hat ja Flecken!) schauen zu können meint. Jene wittern nichts als Sünde und Verderbniß, Diese sehen nichts als ihr vergöttertes Ich und sind auf dem Wege, außer diesem nichts Schönes, Großes und Heiliges anzuerkennen. Für Jene ist die Alterthums- und Sprachforschung und die Beschäftigung mit den Werken des Heidenthums etwas Sündhaftes und Unchristliches; für Diese ist das Alterthum etwas der Vergangenheit (d. h. nach ihrer Weisheit der Vergessenheit) Anheimgefallenes, etwas Todtes und Verschollenes; sie vergessen, daß die Gegenwart durch die Vergangenheit entstanden ist und nur durch sie richtig beurtheilt werden kann; sie verlangen, die Sprachforscher und Schulmänner sollen mit ihnen nach Freiheit schreien und thätig „in das Rad der Geschichte eingreifen", denn stilles, geräuschloses Wirken gilt ihnen für Tod.

Beide Feinde sind so gefährlich nicht; gefährlicher drohte ein anderer Feind im Schoose der Sprachforschung selbst dieser zu werden: die Einseitigkeit vieler Sprach- und Alterthumsforscher, welche den großen Aufschwung, den alle Wissenschaften in unserm Jahrhunderte genommen haben, und der in der Sprachforschung selbst ganz neue Bahnen eröffnete, anfangs unbeachtet ließ, dann, als er nicht mehr unbeachtet bleiben konnte, feindlich sich ihm gegenüberstellte, anstatt sich desselben zu freuen und sich seiner zu bedienen, um die Sprachen des Alterthums von einer neuen Seite betrachten zu lernen.

Gegen diese Einseitigkeit und Engherzigkeit, die noch immer Viele nicht überwinden können, kann mit der Zeit das wirksamste Mittel werden der große „Verein deutscher Philologen und Schulmänner". Den Gedanken dazu faßte im J. 1837 in Göttingen eine Vereinigung meistentheils hochgeehrter und berühmter Sprachforscher, welche für den zu begründenden Verein Satzungen entwarfen, deren wesentlicher Inhalt etwa in folgenden Punkten besteht: Die Gesellschaft soll die Sprach- und Alterthumskunde befördern, indem sie Sprachen und Sachen mit gleicher Gründlichkeit umfaßt; die Lehrarten mehr und mehr bildend und fruchtbringend machen und die sich widerstreitenden möglichst ausgleichen; die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen ziehen und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Übereinstimmung sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst Arbeitenden wahren; endlich größere Unternehmungen auf dem Gebiete der Sprach- und Alterthumskunde, welche die vereinigten Kräfte einer größern Anzahl in Anspruch nehmen, befördern. Zu diesem Zwecke sollen jährliche Versammlungen stattfinden, in denen Mittheilungen aller Art über neue Unternehmungen und Untersuchungen gemacht und berathen, schwierige Punkte besprochen und zusammenhängende Vorträge über Gegenstände, welche der jedesmalige Vorstand genehmigt hat, gehalten werden sollen. Jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, daß er in einem öffentlichen Amte steht; auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen.

Für die erste Zusammenkunft 1838 wurde Nürnberg bestimmt, und seitdem haben die Versammlungen in Manheim, Gotha, Bonn, Ulm, Kassel und zuletzt (1844 vom 1.—4. Oct.) in Dresden stattgefunden und gewiß schon reichen Segen gebracht. Man hat oft gesagt, daß der wesentlichste Nutzen solcher Versammlungen in den persönlichen Bekanntschaften bestehe, welche man dabei mache. Und in der That ist dies ein kaum genug zu schätzender Vortheil. Nicht blos, daß es eine Freude und Herzstärkung ist, alte, liebe Bekannte, von denen wir Jahre lang getrennt gewesen sind, oder theure Lehrer wiederzufinden, Männer, aus deren Schriften wir Belehrung geschöpft haben und mit denen wir uns vielleicht längst befreundet und geistesverwandt fühlten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und nach ihrer Persönlichkeit vielleicht ihre Werke richtiger zu beurtheilen und besser zu verstehen, sondern ein Hauptgewinn des persönlichen Verkehrs liegt in der Erhöhung der Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit, an der es Stubengelehrten wegen ihrer Abgeschlossenheit nicht selten mangelt. Manche wissenschaftliche Fehde ist bei den Versammlungen gütlich beigelegt worden; manche, ehe sie sich kannten, schroff sich gegenüberstehende Männer haben sich bei der allgemeinen Fröhlichkeit, welche die geselligen Zusammenkünfte zu beleben pflegt, einander genähert, haben sich verstehen gelernt und sind vielleicht als Freunde geschieden. Jedenfalls ist wenigstens die von den Begründern des Vereins angestrebte Wahrung gegenseitiger Achtung vielfach erreicht worden, und das kann der Wissenschaft und der Schule nur Gewinn und dem Stande der Sprachforscher Ehre bringen. Welche Früchte dem Einzelnen wie der Wissenschaft aus dem geistigen Austausche der Ansichten und Meinungen erwachsen, wie viele Gedanken dadurch angeregt werden, läßt sich gar nicht berechnen; denn unsere besten Gedanken sind oft bloße Einfälle, von denen wir uns keine Rechenschaft geben können, wie und woher sie uns zugekommen sind. Bloße hingeworfene Äußerungen von Gelehrten sind oft ebenso viele Samenkörner, die, wenn sie auf fruchtbaren Boden fallen, reiche Ernte bringen. Aber nicht blos unser Gedankenkreis erweitert, unsere Ansichten berichtigen, unsere Kenntnisse vermehren sich im Einzelnen, sondern auch im Ganzen ist eine solche Versammlung und die damit nothwendig verbundene Reise etwas für den Gelehrten und Schulmann sehr Heilsames, ja fast Nothwendiges, denn Geist und Körper werden dadurch angefrischt und zu neuen Anstrengungen

kräftiger und williger gemacht; wenn irgend Einer, so bedarf der Gelehrte und Schulmann von Zeit zu Zeit solcher Anfrischung, damit er nicht vertrockne, sondern immer freudig und rüstig seinem Berufe obliege; er muß sich dann und wann herausreißen aus dem Alltagsleben, damit er Eindrücke empfange und Erinnerungen erwerbe, von denen er wieder eine Zeitlang zehren kann.

Noch keine Versammlung der Sprachforscher und Schulmänner ist so glänzend gewesen und hat sich ihrer Aufgabe so genähert wie die diesjährige Versammlung in Dresden. Den Vorzug dieser Versammlung finde ich nicht blos in der Auszeichnung, welche derselben dadurch widerfahren ist, daß der König und die Königin, der Prinz Johann und andere Mitglieder des edeln sächsischen Königshauses den Verhandlungen beiwohnten; nicht blos in den leiblichen und geistigen Genüssen, welche der Versammung durch das glänzende Gastmahl bei dem Herrn Staatsminister von Wietersheim, durch die Aufführung der „Antigone", durch die Eröffnung der reichen Schätze der Kunst und Wissenschaft bereitet wurden; nicht blos in der großen Zahl von Mitgliedern, welche durch die günstige und angenehme Lage Dresdens herbeigezogen worden waren (das Verzeichniß enthält 412 Namen), sondern vorzüglich in der größern Ausdehnung, welche der Verein in diesem Jahre gewonnen hat, indem sich ihm zum ersten Male auch Erforscher anderer Sprachen als blos der griechischen und lateinischen angeschlossen haben. Hierin besteht nach meiner Ansicht der große Fortschritt der diesjährigen Versammlung vor den frühern. Schon in frühern Versammlungen ist einige Male die Nothwendigkeit angeregt worden, daß vom Vereine auch die neuern Bestrebungen und Richtungen auf dem Gebiete der Sprachforschung anerkannt und vertreten werden müssen. Und in der That kann nur daraus Heil für die Sprachforschung kommen, denn da man natürlich eine Sprache nicht ohne Sprachvergleichung, also ohne die Hülfe mehrer anderer Sprachen erforschen kann, so kann auch der Erforscher einer Sprache des Erforschers der andern nicht entbehren. Das Vorurtheil, daß die Sprachforscher in Philologen, d. i. Forscher in griechischer und lateinischer Sprache, und Linguisten, d. i. Forscher in andern Sprachen, zerfallen, muß niedergerissen werden, denn es erinnert zu sehr an die alte Einseitigkeit und Herrschsucht der Erstern, da sie noch meinten, daß es außer Griechisch und Lateinisch keine gebildete Sprache gäbe, und da sie auf die Beschäftigung mit andern Sprachen wie auf eine Verirrung mitleidig oder verächtlich herabschauten. Die sich bevorrechtet dünkenden Sprachforscher sind für ihre Anmaßung gestraft worden, denn sie haben anerkennen müssen, daß gerade durch die geringgeschätzten „Linguisten" eine heilsame Umwälzung in der „Philologie" hervorgerufen worden ist; die „Linguisten" haben in wenigen Jahren mehr für die allgemeine Sprachkunde, für das Sanskrit, für die germanischen und romanischen Sprachen u. s. w. gewonnen, als die „Philologen" in einigen Jahrhunderten für die gründliche Erforschung der griechischen und lateinischen Sprache, die erst durch die neuere Sprachwissenschaft mittelbar und unmittelbar bedeutend weiter gefördert worden ist. Also weg mit dieser gehässigen und unwahren Scheidung zwischen Philologie und Linguistik, zwischen Philologen und Linguisten! Diese können jener, jene aber auch dieser nicht entbehren, um so weniger, seitdem sie gesehen haben, daß diese ihnen an echter Wissenschaftlichkeit nichts nachgeben, an Vielseitigkeit aber sie übertreffen. Von den Handwerkern, deren es freilich auf beiden Gebieten genug gibt, kann hier natürlich keine Rede sein. Ist nicht für die Einen wie für die Andern der Name Sprachforscher, durch den jene Spaltung aufgehoben und zugleich angedeutet wird, daß keine Sprache von wissenschaftlicher Betrachtung ausgeschlossen werden, daß vielmehr die Sprache in allen ihren verschiedenen Äußerungen untersucht werden soll, der passendste? Wenn man einwendet, der Name Philologie schließe zugleich die Beschäftigung mit der Alterthumskunde in sich, so ist dies erstens nur eine in das Wort hineingetragene Bedeutung, zweitens sind es wiederum nur die griechischen und römischen Alterthümer, also nur ein kleiner Theil der ganzen Alterthumskunde, die den Philologen beschäftigen, und drittens kann der indische, der semitische u. s. w. Sprachforscher ebenso wenig der Kunde von den Alterthümern, d. h. vom häuslichen, öffentlichen, künstlerischen und sittlichen Leben der betreffenden Völker entbehren; die Philologen haben also hierin gar nichts vor den Linguisten voraus, die überhaupt ein eben so weites, ja ein weiteres Feld zu bebauen haben als jene, denn der wahre Linguist muß erst Philologe sein, ehe er Linguist werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Die ersten Siege des Christenthums.

Unter dem Titel: „Paulus, die ersten Siege des Christenthums, in Bildern aus der Apostelgeschichte", von Wilhelm Naumann, sind in diesem Jahre zwei äußerst zierliche Bändchen (Leipzig, Teubner, gr. 12., 2 Thlr. 15 Ngr.) erschienen, deren Verf., so weit Ref. wenigstens bekannt ist, bis heute weder auf theologischem noch ästhetischem Gebiete als Autor aufgetreten ist. Bei Anzeige und kritischer Würdigung dieser Schrift legen wir uns die vier Fragen vor: Was ist darin gegeben? Wie ist's mitgetheilt? Wem dargeboten? Zu welchem Zweck ist's geschrieben? Suchen wir dieselben so genügend, wie es der uns hier bewilligte Raum gestattet, zu beantworten. Es wird uns hier eine Erzählung der Thaten der ersten Herolde der Religion Jesu geboten, unter denen Paulus in der Eigenthümlichkeit seiner energischen Missionsthätigkeit so hervorstrahlt, daß der Name dieses Heros an die Spitze des Titels gesetzt worden ist. Nicht blos über die Zeit, wo jene Herolde lebten und wirkten, sondern auch über das Verhältniß, in welchem jüdische und heidnische Geistesbildung und Volksthümlichkeit damals standen, wird ein genügendes Licht verbreitet, und es wird ein Commentar über das neutestamentliche Buch der Apostelgeschichte gegeben, der, frei vom Charakter einer pedantischen Schulweisheit, dem unbefangenen Leser durch topographische Beschreibungen, archäologische Erläuterungen und schätzbare Notizen aus der Heiligen- und Profangeschichte zur Unterhaltung und Belehrung gereich

Der Verf. selbst sagt in der Vorrede, er wolle hier erzählen, „wie die Sache des Christenthums unter augenscheinlicher Lenkung Gottes aus den nebeligen Höhen des Wunderbaren sich auf festen geschichtlichen Boden herabgesenkt und, von dem Schauplatz ihres ersten Erscheinens im Morgenlande sich trennend, ihre Strahlen über die Völker des Abendlandes ausgesendet habe". Er erklärt die Apostelgeschichte für ein Epos, dessen Held Paulus sei, und welches die Einheit seiner Handlung darin habe, daß dieser unerschrockene Kämpfer für Jesu Evangelium das Licht desselben vom Morgenlande nach dem Abendlande trage. Indessen, warum dieses biblische Buch ein Epos nennen? Es gewinnt weder dadurch, noch ist die Benennung richtig; denn es fehlt der organische Zusammenhang in den rhapsodisch mitgetheilten Begebenheiten, wir vermissen die epische Katastrophe, da Paulus' Märtyrertod gar nicht darin den Schluß bildet, und der Gegensatz zweier sich bekämpfender höhern Mächte, ein Hauptmerkmal und Requisit der Epopöe, tritt nicht so schlagend hervor, wie es z. B. im Buche Hiob der Fall ist, das mit größerm Recht ein Epos genannt werden mag. Der Verf. ist ein angenehmer Erzähler, ein denkender Commentator, ein unterrichteter Führer durch das heilige Land. Er vermeidet die lästige Redseligkeit. Sein Stil ist correct und frisch und, wo es nöthig wird, schwungreich, ohne Das zu werden, was Kant in seiner Anthropologie tollgewordene Prosa nennt. In seine moderne Ausdrucksweise webt er gewandt den Bibelton, und wo er Personen oder leblose Dinge anredet, wird er nie schwülstig. Seine topographischen Malereien sind besonders gelungen, und wo er die Natur schildert, hält er die Phantasie im Zügel und hütet sich vor allen müßigen Tiraden. Die Wunder erzählt er in so nackter Einfalt, daß es scheint, er setze bei allen seinen Lesern denselben frommen Kinderglauben voraus, der ihn selbst beseelt. Wo er etwas aus der Profangeschichte einwebt, thut er es nicht ohne umsichtige Prüfung. Nur einmal möchte Ref. wissen, woher er die Notiz habe, daß der Proconsul Gallio in Athen Seneca's Bruder gewesen sei?

Fragen wir weiter, für wen der Verf. geschrieben und welche Classe von Lesern er im Auge gehabt haben möge, so beantwortet sich Das aus der Darstellungsweise und dem Inhalte des Buchs selbst. Facultätstheologen kann er nicht im Sinne gehabt haben, denn ihnen brächte er nichts Neues, und danach fragen sie; ebenso wenig Leute aus niederm Stande, denn sie würden seine Sprache nicht verstehen; vielleicht Prediger und Geistliche, um ihnen durch Suppeditirung historischer Texte bei der homiletischen Ideenjagd zu Hülfe zu kommen? Schwerlich, denn die Ausbeute für diese wäre in dieser Hinsicht zu gering; wir meinen also, er habe die nicht geringe Zahl solcher Laien vor Augen gehabt, die, auf dem Standpunkte unserer encyklopädischen Zeitbildung stehend, nach weiterer Belehrung streben und religiösen Sinn genug haben, um die Lecture seiner Schrift unserer leichten modernen Novellenlecture vorzuziehen. Zu diesen Laien zählen wir natürlich auch Leserinnen, für deren Auge er durch geschmackvolle äußere Ausstattung seines Buchs gesorgt hat, und deren Gunst er auch gewinnen mag durch eine lebhafte Schilderung des Antheils, den edle Frauen an der Pflege des Christenthums gehabt haben (S. 208). Was endlich den Zweck des Verf. betrifft, so ist derselbe unstreitig Belehrung und Erbauung. In der That findet hier nicht blos der Laie, sondern auch der Mann von Fach manches belehrende Wort. Von schweren Katapulten aus dem Rüsthause theologischer Gelehrsamkeit sieht man hier freilich nichts, und verlangt auch nichts. Ist Paulus' Persönlichkeit und Wirken auch in früher erschienenen Monographien sattsam geschildert, so lesen wir doch manches Neue, z. B. S. 80, wo die Hypothese aufgestellt wird, daß der Apostel seinen Aufenthalt zu Tarsus in Cilicien (seinem Geburtsort) dazu benutzt habe, um sich mit der dort vorwaltenden griechischen Gelehrsamkeit bekannt zu machen. Ebenso erinnern wir uns nicht, anderswo gelesen zu haben, daß derselbe seit der Zeit, wo er bei Sergius Paulus den Sieg über das Heidenthum davontrug, den Namen Saulus abgelegt und sich Paulus genannt habe. Nicht minder belehrend war uns, was über die erste Spur einer christlichen Sonntagsfeier gesagt ist (S. 287). Die dem freundlichen Buche beigegebenen xylographischen Abbildungen oder, wie man jetzt zu sagen beliebt, Illustrationen, tragen ebenfalls zur Belehrung mit bei. Sie sind freilich nichts als Bilderlust und Lockvögel für Käufer, aber die meisten sind gut gedacht und reinlich ausgeführt, auch frei von Anachronismus und Ungehörigkeit, wenn wir etwa die eiserne Zackenkrone ausnehmen, die der Zeichner dem Procurator Felix auf das Haupt zu setzen beliebt hat. Endlich weist der Titel des Buchs schon darauf hin, daß es auch erbauen soll. Wir haben ja hier eine Episode aus jenem erhabenen Buche vor uns, welches Hase das große Heldengedicht Gottes und der Menschheit nennt. Um zum Schlusse an einem Beispiele zu zeigen, wie unser Verf. nicht blos belehren, sondern auch erbauen kann, theilen wir die Schlußworte des funfzehnten Abschnitts mit, wo der durch den Goldschmied Demetrius zu Ephesus erregte Tumult geschildert wird.

„Paulus aber reiste bald, nachdem diese Empörung gestillt war, von Ephesus nach Macedonien ab. Die Gemeinde, die er hinterließ — bei seinem Abschiede versammelte er sie noch einmal, um sie zu segnen —, wuchs im Glauben an den Herrn Jesum und in der Liebe zu allen Heiligen auf eine so erfreuliche Weise, daß Paulus späterhin aus seiner Gefangenschaft an sie schrieb, er höre nicht auf, für sie zu danken und in seinem Gebet ihrer zu gedenken, und ihr das ehrenvolle Zeugniß geben konnte: «So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, in welchem jeder Bau, sich zusammenfügend, wächst zum heiligen Tempel in dem Herrn. In dem Herrn werdet auch ihr mit erbauet zur Behausung Gottes im Geiste.» Welcher ganz andere und viel herrlichere Tempel, als der Dianatempel zu Ephesus, stand vor Paulus' Auge, wenn er hinblickte auf den Bau, dessen Wölbung über die ganze Welt sich ausspannen sollte, nachdem der unveränderliche Grund gelegt und in die Steine, die sich selbst finden und fügen sollten, Leben gekommen war; derselbe Tempel, zu dessen Aufbau Petrus mit den Worten ermahnt: «Auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priesterthume, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind, durch Jesum Christum.»" 61.

Literarische Notiz aus England.

Wenn die Behauptung wahr ist, daß junge Schriftsteller in der Regel ein reineres Gefühl, innigeres Mitleid mit der Armuth und größern Abscheu gegen Despotismus bekunden als ältere, die, weil sie die Welt besser kennen oder sich mit ihr verfeindet, einigermaßen Cyniker werden, so muß die Feder, welche die dreibändige Novelle „Edith Leslie" (London 1844) geschrieben hat, zwischen den Fingern einer noch sehr jungen Hand geruht haben. Und allerdings will das „Morning chronicle" wissen, das Buch habe „eine junge, vornehme, reichbegüterte Dame" zur Verfasserin. Sei es. „Edith Leslie" wird den meisten Lesebibliothekkunden zusagen. Es geht darin fashionable zu, auch mysteriös, und die Geschichte macht das Blut gerinnen und das Haar sträuben. Die Heldin ist eine junge Dame, dergleichen unter Tausend vielleicht kaum eine, enfin, das Modell einer jungen Dame, lieb, wahr, zärtlich, gehorsam, eine gute Tochter und romantisch verschossen in einen jungen Mann, dem sie die blutende Wunde verbunden, als er auf der Fuchsjagd mit dem Pferde gestürzt. Was will man mehr? Ob gedachter Fuchsjäger sie ehelicht und ob sie glücklich wird, oder ob jenes nicht und von diesem das Gegentheil geschieht, steht auf den letzten Seiten des Buchs. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 313. —— 8. November 1844.

Die Versammlung deutscher Sprachforscher und Schulmänner in Dresden am 1.—4. Oct. 1844.

(Beschluß aus Nr. 312.)

In welchem Sinne der Name Philologie bei der Gründung des Vereins genommen worden ist, darüber kann kein Zweifel sein, obwol die Gründer sich nicht deutlicher darüber ausgesprochen haben; denn zu den Gründern des Vereines gehören nicht blos Thiersch, K. O. Müller, Welcker, Schneidewin, Bergk, Grotefend, Ritschl, Rost u. A., sondern auch die beiden Grimm, Lachmann, Pott, Benfey, Ewald, Dahlmann u. A. Die Namen dieser Männer bürgen dafür, daß man den Begriff der Philologie vom Anfang an nicht so eng als griechische und lateinische Sprachforschung aufgefaßt, sondern daß man darunter Sprachforschung im weitern Sinne verstanden hat. Wirklich sind auch in den frühern Versammlungen schon einige Vorträge in Bezug auf die deutsche und auf die neugriechische, sowie auf allgemeine Sprachkunde und auf die tamulischen Sprachen gehalten worden, aber diese Vorträge standen immer sehr vereinzelt da. Doch schon in der vorjährigen Versammlung in Kassel deutete Thiersch darauf hin, „wie die Philologie sich ihrem Ziele, allgemeine Wissenschaft der Sprachen zu werden, bedeutend genähert habe". Und bei der letzten Versammlung fand nun endlich zum ersten Mal ein förmlicher Anschluß der morgenländischen Sprachforscher, der Orientalisten — die ich künftig der Kürze und Deutlichkeit halber „Morgenländner" nennen werde, wie man von Geschichtnern und Schriftnern, von Kunstnern und Wissenschaftnern spricht — an die schon fest begründete Hauptversammlung statt, da sie das Bedürfniß einer engern Verbindung untereinander und mit den übrigen Sprachforschern fühlten, und sie wurden von dieser freundlich willkommen geheißen, wenngleich wol Mancher sie im Herzen nicht als ebenbürtig anerkennen mochte. Dieses Zusammentreten der Morgenländner hat auch im Auslande den lebhaftesten Anklang gefunden, und aus Rußland, Dänemark, Holland, Frankreich und England wurden die dorthin gesandten Einladungsschreiben von gelehrten Gesellschaften wie von einzelnen Gelehrten mit den herzlichsten Glückwünschen erwidert.

Daher kam es, daß in Dresden zum ersten Male die wichtigsten Zweige der Sprachforschung vertreten waren. Unter den Forschern griechischer und römischer Sprache stehen obenan der ehrwürdige Vorsitzende, Comthur Prof. Hermann aus Leipzig, der in seiner Eröffnungsrede seinem Lehrer Reiz ein Denkmal setzte, und Hofrath Thiersch aus München, dessen Vortrag über die Aufführung alter Schauspiele, namentlich der „Antigone", wir besonders hervorheben; außerdem viele andere namhafte Gelehrte, die wir nicht einzeln aufführen können, sowie wir auch nicht alle anziehende und lehrreiche Vorträge aufzählen, da dies in andern Blättern theils geschehen ist, theils noch geschehen wird. An diese schließen sich die Alterthumsforscher an, von denen wir nur den stellvertretenden Vorsitzenden, Director Dr. Schulz aus Dresden, der über die älteste Kunst in Italien, Prof. Forchhammer aus Kiel, der über die Ebene von Troja sprach, und Prof. Becker aus Leipzig nennen; die deutsche Sprachforschung vertraten Prof. Lachmann aus Berlin, Prof. Haupt aus Leipzig; die semitische der Vorsitzende der Morgenländner, Prof. Fleischer aus Leipzig, der in seiner vortrefflichen Eröffnungsrede namentlich Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit und Milde als einen Hauptzweck der Versammlung hinstellte, der stellvertretende Vorsitzer Prof. Rödiger aus Halle, Prof. v. Ewald aus Tübingen, Prof. Olshausen aus Kiel, Prof. Flügel aus Meißen u. m. A.; die indische Prof. Brockhaus aus Leipzig; die allgemeine und vergleichende Prof. Pott aus Halle und Prof. Höfer aus Greifswald. An die semitischen Sprachforscher schlossen sich wiederum mehre Gottesgelehrte an, von denen wir nur den Oberhofprediger v. Ammon aus Dresden nennen wollen.

Je mehr aber so der Verein sich ausdehnt, desto weniger wird die für die Versammlungen bestimmte Zeit und die bisherige Einrichtung des Vereins ausreichen. Dies zeigte sich schon bei der letzten Versammlung. Die Morgenländner hatten sich daher von den Abendländnern abgesondert, und es war ihnen ein besonderer Sitzungsraum im Landhause eingeräumt worden, während diese ihre Sitzungen im Ausstellungssaale auf der Brühl'schen Terrasse hielten. Es wurde viel herüber und hinüber gesprochen, welche Stellung die beiden Ver-

eine zueinander annehmen sollten. Am wünschenswerthesten erschien freilich die Einrichtung, daß man bequem beiden Versammlungen beiwohnen könnte; allein dies wollte sich der bereits für die Hauptversammlung und für das gemeinschaftliche Mittagsmahl getroffenen Anordnungen wegen nicht thun lassen, und es mußten beide Versammlungen zu gleicher Zeit fallen. Allerdings opferten die Morgenländner etwas von ihrer Zeit auf (indem sie z. B. den Eröffnungsreden in der Hauptversammlung beiwohnten) und veranlaßten auch die Einrichtung, daß die Vorträge allgemeinern Inhalts in ihren Versammlungen täglich zuletzt, in den Hauptversammlungen zuerst gehalten werden sollten, allein eine ganz innige Vereinigung konnte doch nicht erreicht werden. Das Ganze zerfiel immer in zwei Theile: auf der einen Seite standen Morgenländner, auf der andern Griechner und Römner, an die sich natürlich die Schulmänner, mit Ausschluß der Hebräischlehrenden, anschlossen; nun waren aber manche Sprachgelehrte da, die weder das Eine noch das Andere vorzugsweise waren, sondern zwischen beiden Theilen gewissermaßen in der Mitte standen und kaum wußten, zu welcher Seite sie sich halten sollten, namentlich die allgemeinen und vergleichenden Sprachforscher. Dr. Freund aus Berlin hielt seinen höchst anregenden Vortrag, in welchem er an dem Worte *Zunge*, das er durch 23 Sprachen von China bis zum Atlantischen Meere verfolgte, nachwies, wie die Sprachvergleichung nicht blos auf die Erklärung der Wortformen, sondern auch auf die Entwickelung der Wortbedeutung sich erstrecken müsse, in der Hauptversammlung; ebenso Dr. Rinne aus Zeitz den seinigen über sprachliche Figuren. Der Unterzeichnete, der Theilnahme für die *romanischen* Sprachen zu erwecken und zugleich Morgen- und Abendland gewissermaßen zu vermitteln wünschte, hatte in der Voraussicht einer solchen Trennung, wie sie wirklich eintrat, zwei Vorträge mitgebracht, von denen er den einen: „Über das Verhältniß der romanischen Sprachen zum Lateinischen“, in der Hauptversammlung, den andern: „Über den Einfluß des Arabischen auf die romanischen Sprachen“, in der Versammlung der Morgenländner las. Vorträge aus dem Gebiete der indischen und germanischen Sprachkunde (für die slawischen und andere Sprachen ist die Zeit allgemeinerer Anerkennung ohnehin noch nicht da) wurden gar nicht gehalten, und von den Gegenständen des Schulunterrichts, die doch auch besprochen werden sollen, kam blos der Geschichtsunterricht zur Sprache. Es wäre auch dazu ebenso wenig Zeit gewesen wie zu mündlichen Erörterungen, die nicht selten fruchtbringender sind als die gehaltenen Vorträge selbst.

Um diesen Übelständen abzuhelfen, will es mir scheinen, als werde man künftig den französischen wissenschaftlichen Verein (Congrès scientifique de France) nachahmen und mehre *Abtheilungen* bilden müssen. Schon 1842 ist bei der Versammlung in Ulm der Vorschlag, Abtheilungen zu bilden, gemacht, aber zurückgewiesen worden. Der Vortheil, den solche Abtheilungen gewähren würden, ist augenscheinlich sehr groß. Das Gebiet der Sprachforschung ist ein so ausgedehntes, daß, will man es in seiner ganzen Ausdehnung fassen, und will man auch die höhern Schulfächer nicht ausschließen, nothwendig eine Trennung stattfinden muß, wenn nicht die meisten Vorträge und Verhandlungen für einen großen Theil der Zuhörer unerquicklich sein sollen. Dadurch wird zugleich viel Zeit gewonnen, denn es wird zu gleicher Zeit in verschiedenen Fächern gearbeitet (gleichzeitig könnten z. B. die Abtheilungen fallen für Griechisch und Lateinisch, semitische, germanische Sprachen und Mathematik; wiederum gleichzeitig Alterthumskunde im ganzen Umfange, romanische Sprachen und Erdbeschreibung, auch slawische Sprachen u. s. w.), und nichts eingebüßt, denn allgemeine Versammlungen müßten doch daneben bestehen, in denen die Berichte über jede einzelne Abtheilung vorgelesen und Vorträge von ganz allgemeinem (namentlich geschichtlichem) Inhalte, auch solche, die schon in einzelnen Abtheilungen mit vielem Beifalle gehalten worden sind und deren allgemeinere Bekanntwerdung von der Abtheilung gewünscht wird, gehalten werden, und über allgemeine Angelegenheiten des Vereins gesprochen wird. Für diese allgemeinen Versammlungen genügen zwei Stunden täglich vollkommen; setzen wir etwa die Zeit von 2—4 Uhr Nachmittags dazu an, so würden die Sitzungen der einzelnen Abtheilungen Vormittags von 8—10 Uhr und von 10—12 Uhr gehalten, und die übrige Zeit des Tages nach der Hauptversammlung der geselligen Vereinigung gewidmet werden können. Wir müssen offen gestehen, daß nach der jetzigen Einrichtung fast zu wenige Arbeitsstunden bestehen; denn da ein Tag für die vorbereitende Sitzung wegfällt, so sind an drei Tagen nur zwölf Versammlungsstunden, in diesem Jahre allerdings das Doppelte durch die morgenländische Abtheilung und durch die auslegenden Gottesgelehrten, die gleichfalls noch zu einer besondern Abtheilung zusammentraten. Überhaupt wäre es gewiß nicht zu viel, wenn wenigstens vier volle Arbeitstage festgesetzt würden mit je sechs Arbeitsstunden. In einer frühern Versammlung war geäußert worden: „Der Mensch lebe doch nicht blos von gelehrten Sitzungen.“ Das ist wol wahr, aber diese müssen doch stets Hauptzweck des Vereins bleiben, und für das gesellige Zusammenleben bleibt doch noch Zeit genug übrig. Wer eine so weite Reise gemacht hat, wie viele Sprachforscher sie machen müssen, dem wird es gewiß nicht unlieb sein, einige Stunden länger über Gegenstände seines Faches zu sprechen und sprechen zu hören.

Jene Abtheilungen würden auch nicht blos den Vortheil gewähren, daß alle wichtigsten Fächer zur Sprache kämen, sondern vorzüglich auch den, daß die Vertreter bestimmter einzelner Fächer einander viel näher rücken, während es in den allgemeinen Versammlungen wegen der zu großen Anzahl der Mitglieder schwer ist, die Männer aufzufinden, denen man den Bestrebungen nach näher steht.

Sehr zweckmäßig dürfte es auch sein, wenn von einem bestimmten Ausschusse jedesmal eine kleine Ein-

ladungsschrift ausginge, in welcher für alle einzelnen Abtheilungen Fragen aufgestellt wären, deren Beantwortung wünschenswerth erschiene. Dadurch würde gewiß Mancher, der jetzt blos Zuhörer ist, zum Sprechen bewogen werden, wenn er einen ihm am Herzen liegenden Gegenstand berührt sieht, und Jeder könnte zugleich einigermaßen vorbereitet zur Versammlung kommen, wodurch die mündlichen Erörterungen gewiß belebter und lehrreicher werden würden. Jeder Sprachforscher und Schulmann müßte dem Ausschusse Fragen zuschicken können, deren Besprechung beim Vereine er vorzüglich wünschte.

Doch — ich habe dem Sprachforschervereine keine, wenn auch ganz unmaßgebliche Rathschläge ertheilen wollen: ich wollte mir nur einige Bemerkungen über seine Entstehung, seinen Zweck und seine Wirksamkeit erlauben. Wenn ich in die Zukunft vorgegriffen habe, wie ich glaube, daß sie sich für den Verein werde gestalten müssen, so ist es nur aus der lebendigsten Theilnahme für das fernere Gedeihen desselben geschehen. Seit sieben Jahren hat nun der Verein wohlthätig gewirkt und ist immer mehr erstarkt; so möge er denn auch ferner gedeihen zur Förderung der Wissenschaft und Schule, zum Segen für die Männer, die ihm angehören, und zur Ehre des deutschen Vaterlandes! August Fuchs.

Französische Memoirenliteratur.

Mémoires secrets et inédits de la cour de France sur la fin du règne de Louis XIV, par M. le marquis *de Sourches*, grand-prévôt de France, publiés pour la première fois et conformément au manuscript du 17me siècle nouvellement découverts; suivis de documents inédits relatifs à la révocation de l'édit de Nantes, avec une introduction et des notes, par *Adhelm Bernier*. Zwei Bände. Paris 1843.

Man hat mitunter, nicht ohne allen Anschein von Grund, die Behauptung aufgestellt, daß die Memoiren einer Sklavin Aspasiens uns eine treuere Schilderung von dem werkeltäglichen Verkehr der alten Welt geliefert haben würden als die Werke der großen Geschichtschreiber Griechenlands. Doch könnte dies nur eingetroffen sein, wenn jene Sklavin eine geistreiche Frau, eine verkannte griechische Bettina gewesen wäre. Hätte sie nicht, von bewußter Einsicht oder genialem Instinct geleitet, aus dem ewigen Wechsel und Wandel der gewöhnlichen Lebenserscheinungen die allein für zukünftige Culturepochen aufzeichnungswerthen Dinge auszulesen verstanden, würde sie gewiß ein ganz unbedeutendes Buch hinterlassen haben. Mit einer Kammerdiener- oder Kammermädchenseele schreibt man für die Nachwelt nichts Brauchbares und Unentbehrliches.

Die Vorliebe für eine bis auf die geringsten Kleinigkeiten sich erstreckende historische Treue verleitet die Franzosen der neuesten Zeit, oft das wahre Wesen der Geschichtschreibung zu sehr aus den Augen zu verlieren, wenn sie, wie es seit kurzem mit löblichem Eifer geschieht, den Quellen und Urkunden ihrer Nationalgeschichte nachzuspüren und nachzugraben bemüht sind. Es gibt eine unendliche Reihe mikroskopischer Begebenheiten, die sich zu allen Zeiten wiederholen und durch das ausdrückliche Zeugniß gleichzeitig lebender Autoren schlechthin keine Bedeutung und Wichtigkeit erlangen. Der Geschichtschreiber, der uns ein lebendiges, wahres und wirkliches Bild einer Culturperiode vorführen will, wählt die einzelnen großen Begebenheiten, die einzelnen Heroen heraus und läßt den Schwall der Zufälligkeiten als unzählige Tropfen um diesen Strudel rundlaufen.

Das Jahrhundert Ludwig's XIV. liegt überdies noch so nahe, daß die Einbildungskraft, mit Hülfe der aus jener Zeit auf uns gekommenen historischen Denkmäler, ohne große Mühe alle Elemente des damaligen französischen Volkslebens in Staat, Kirche und Haus zusammensetzt und zu einem anschaulichen Ganzen verarbeitet. Jene Denkmäler sind meistens von unschätzbarem Werthe, da sie aufs innigste mit der Geschichte und Ausbildung der Volkssprache zusammenhängen, welche, als ein Lautgemälde der innern Welt, die leisesten und lautesten Schwingungen des Volksbewußtseins wiedergibt und seine feinsten und gröbsten Schattirungen abspiegelt. Es dürfte daher schwerlich noch etwas über jenen Zeitraum herauszugeben und bekanntzumachen sein, wofern man nicht, was nicht wohl vorauszusetzen, bis jetzt übersehene wichtige Actenstücke oder ein literarisch bedeutendes Manuscript beibrächte, das, wie die classischen Memoiren von Saint-Simon, durch die Art und Weise der Darstellung eine neue Seite der französischen Schreibart aufdeckte.

Die Memoiren des Marquis von Sourches zeichnen sich durch keine solchen Vorzüge aus; was sie über Eigenheiten und Begebenheiten am Hofe Ludwig's XIV. beibringen, wissen wir bereits aus den Memoiren von Dangeau, und der Verf. schreibt eben keinen bessern Stil als der wohlbestallte Hofchronist. Der Herausgeber hat daher, wie mir scheint, die Wichtigkeit seines Fundes übertrieben. Recht gern unterschreiben wir seine Vermuthung über den Verf. jenes Manuscripts, das er, wegen der Anfangsbuchstaben und des Wappens auf dem Titelblatt, dem Marquis von Sourches beimißt. Die Schwäche des Inhalts macht meines Bedünkens jede weitere Erörterung darüber unnöthig. Doch muß ich bemerken, daß die zahlreichen den Text begleitenden und fast ebenso umfangreichen Randglossen mir, trotz der entgegengesetzten Meinung des Herausgebers, von einem andern Verf. herzurühren scheinen. Der Verf. des Textes ist ein sehr beschränkter Kopf, der ebenso wenig Kriegs- und Friedensfragen als genealogische und traditionelle Gegenstände zu beurtheilen weiß, dabei ein höchst serviler Vergötterer Ludwig's XIV. und seines Hofprunks. Der Verf. der Randglossen dagegen zeigt sich in mehren bündigen und lebendigen Bemerkungen als ein unterrichteter, denkender Mann und gibt in einigen ironischen Wendungen zu verstehen, daß er die Schwächen des angebeteten Monarchen wol durchschaut und die Bestätigung seiner Meinung von der Nachwelt erwartet.

Wahrscheinlich wurden diese Memoiren von einem Secretair wie ein Tagebuch niedergeschrieben und später von einem tüchtigen Manne mit Randglossen versehen. Ob diese Randglossen wirklich vom Marquis von Sourches, dem grand-prévôt de France, herrühren, wäre insofern interessant zu wissen, als wir dadurch einen Beweis erhalten würden, daß Ludwig XIV. es nicht in so hohem Grade, als er wünschte und bezweckte, dahin brachte, seinen nächsten Umgebungen und den mit ihm direct verkehrenden höhern Staatsbeamten jene ehrfürchtige Scheu und Bewunderung einzuflößen, womit die französischen Historiker ihn immer, wie mit einem majestätischen Nimbus, umhüllen; man hätte dann einen Aufschluß mehr über die lange und langweilige Komödie, die mit seinem skandalösen Begräbnisse ein so schmähliches Ende nahm.

Von erheblichstem Interesse sind in diesen Memoiren einige Nachrichten über die Folgen der Zurücknahme des Edicts von Nantes. Der Herausgeber hätte sich auf Bekanntmachung dieser Nachrichten beschränken sollen, die einen hübschen Anfang zu den gleichfalls von ihm veröffentlichten Foucault'schen Memoiren abgegeben hätten. Man wußte seither wenig Speciel- les über die Art und Weise, wie diese barbarische und fanatische Maßregel ausgeführt wurde. So viel aus dem hier Beigebrachten zu entnehmen ist, ging es dabei ungefähr zu wie bei den grausamen Proscriptionen der ersten Revolution, deren Andenken jedem guten Royalisten noch heutzutage Schauder und Entsetzen einjagt. Nicht blos, wie man sich gewöhnlich

verschält, Leute aus den niedern Volksclassen, Tagelöhner, Handwerker, kleine Fabrikanten und Professionisten wurden von Haus und Hof getrieben und dann mit aller Gewalt und bei schwerer Ahndung vom Auswandern abgehalten; auch große Herren vom Heer- und Gerichtsadel, sehr vermögende Männer und sogar Frauen aus den angesehensten Familien wurden wie Wild gehetzt und an der Grenze todtgeschossen, wenn sie aus einem Lande zu fliehen suchten, wo ihr Glaube nicht mehr gelitten war. Die allergnädigste Erlaubniß, auswandern zu dürfen, bekamen nur einige allerhöchste und durch ihre Verwandtschaft bei Hofe einflußreiche Standespersonen. Die Foucault'schen Memoiren enthalten Briefe, in denen der Intendant des Poitou beordert wird, die geheimen Zusammenkünfte der Hugenotten auszuspioniren, nicht etwa um sie auseinanderzutreiben und die vornehmsten Rädelsführer zu fahnden, sondern um die Versammlungsörter mit Soldaten zu umzingeln und „alle Anwesenden erbarmungslos niederzumetzeln". Man sieht, der Abt von Citeaux, der im 13. Jahrhundert bei der Einnahme von Beziers sagte, als man die Ketzer von den Rechtgläubigen nicht gleich zu unterscheiden wußte: „Tödtet sie alle, der Herr kennt die Seinen", fand noch im 17. Jahrhundert einen Gleichgesinnten. Auch wurde der Krieg gegen die Hugenotten mit ebenso unerhörter Grausamkeit geführt als der Kreuzzug gegen die Albigenser.

Aus vorliegenden Memoiren erhellt, daß Ludwig XIV. sich kein Gewissen daraus machte, Bekehrungen anzunehmen, wenn die dabei zu Grunde liegenden Motive auch noch so niederträchtiger Art waren. Allen namhaften Bekennern der reformirten Religion, die ihren Glauben abschworen, allen protestantischen Geistlichen, die wieder zum Katholicismus übergingen, wurden durchweg Gnadengehalte ausgesetzt, und den Dörfern und Landstädten, deren wankelmüthige Einwohner scharenweise wieder in den Schoos der römischen Kirche zurückkehrten, auf eine Zeitlang alle Steuern und Abgaben erlassen. In allen Zweigen der Verwaltung erhielten die Neubekehrten vorzugsweise vor den andern Mitbewerbern die zu vergebenden Stellen, und die elende Bereitwilligkeit einiger jämmerlicher Wichte ging so weit, daß ein gewisser Marquis von Verac, der als frisch Bekehrter zum Generallieutenant des Poitou ernannt worden war, sich nicht entblödete, höhern Ort die bedauernswerthe Halsstarrigkeit anzuzeigen, womit seine eigene Familie an der Ketzerei festhalte. Überall, wo Protestanten waren, wurden einige hundert Mann einquartiert, die bei den Hugenotten Kost und Obdach hatten, und denen die Offiziere, auf Befehl des Ministes, ans Herz legten, „so viel Unfug als möglich anzurichten". Waren die armen Einwohner von diesen schnurbärtigen Missionairen endlich so ausgesogen, daß sie dieselben nicht mehr beköstigen konnten, so wurden ihre Möbeln verkauft und ihre Häuser dem Erdboden gleich gemacht. Nichtsdestoweniger durften sie bei Todesstrafe nicht landesflüchtig werden noch sich des entferntesten Versuchs zur Auswanderung verdächtig machen, und alle Landesgrenzen waren so strenge bewacht, daß die angedrohte Strafe auf der Stelle ohne vorläufige Untersuchung mit Musketenschüssen an den Delinquenten vollzogen wurde. Es macht Frankreich keine Ehre, daß seine größten damaligen Geister, Bossuet an der Spitze, diese Greuel ganz in der Ordnung fanden und als ein ganz natürliches und erlaubtes Staats- und kirchenobrigkeitliches Mittel ansahen. Hatte die Regierung Ludwig's XIV. das Recht, mit Dragonnaden einzuschreiten, so war auch Danton's und Robespierre's Regiment berechtigt, mit Septembernächten, mit Pulver- und Wasserhochzeiten zu wüthen. Durfte ein bigoter König von Rechtswegen alle Abscheulichkeiten in majorem Dei gloriam begehen, so ist es auch den Verstandesfanatikern von 1793 nicht zu verargen, daß sie ihren republikanischen Glauben zum alleinseligmachenden erheben wollten. Es gibt zwar bis auf diesen Tag Menschen, und zwar Menschen, die kein Kind traurig machen könnten, welche meinen, die Dragonnaden und Robespierriaden seien nothwendig gewesen, um die französische Nation vor Zersplitterung und Ohnmacht zu retten; aber so können nur Diejenigen sprechen, die oben am Ufer auf dem Trockenen stehen und ihre Freude haben an den vom Sturm empörten Meereswogen, in deren wildem Elemente Mancher Stoff für eine Ode oder eine metaphysische Abhandlung sucht, während der kämpfende Schiffer in jedem krachenden Balken den Tod hört. Wie schön leuchtet ein Feuer durch die Ferne in der Nacht, welches die Wohnungen von Tausenden verzehrt! Möchten doch Die, welche in einem düstern System alle Weisheit ausgeschöpft und in schönen Worten und Gesetzen alles Glück und Heil der Nationen begründet sehen, möchten sie doch die Augen ein wenig in die Runde wenden und sehen, durch welches Getriebe sich die Maschine der Welt regiert; sie würden mäßiger, gern manches Schöne und Gute nicht bezweifeln, aber auch manche Flitter sich entfärben und manchen Firniß sich abblättern sehen, wovor Viele wie vor Götzen knien. 27.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Offenbarungen von London. Aus dem Englischen von A. Diezmann. Illustrirt von Phiz. 1ste Lieferung. Leipzig, Tauchnitz jun. 8. 5 Ngr.

Archiv für Öffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafverfahren. Sammlung der denkwürdigsten Criminalprocesse. 1ster Band. 1stes Heft. Karlsruhe, Macklot Gr. 8. 7½ Ngr.

Böhmer, W., Über den confessionellen Streit, der durch eine Reformationspredigt des Hrn. Consistorialrath Falk veranlaßt worden. Ein kritisches Wort zur Versöhnung der Streitenden. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Bury, Charlotte, Liebe. Ein Roman aus dem Englischen von C. Gerold jun. Zwei Theile. Wien, Gerold. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Carlyle, T., Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. 12. 5 Thlr.

Eberhard, A. G., Blicke in Tiedge's und in Elisa's Leben. Als Beiträge zur Charakteristik Beider, und insbesondere zur Rechtfertigung Tiedge's in Beziehung auf altes, verleumderisches Geschwätz über ihn. Berlin, Enslin. Gr. 16. 1 Thlr.

Ehrenfried, J. F. C. S., Der falsche Name. Das Wort eines Laien gegen die sogenannten protestantischen Lichtfreunde mit besonderer Berücksichtigung der König'schen Schrift: Der rechte Standpunkt rc. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erzherzog Karl und Napoleon. Leipzig, Reclam jun. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Keime der Poesie. Eine Gabe zweier Freunde. Von F. C. Metzger und C. H. v. Kreybig. Nürnberg. 1843. 8. 18¾ Ngr.

Lehnert, L., Erasmus Agricola. Eine biographische Erzählung in drei Büchern. Liegnitz, Strempel. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Moser, F. S., Gustav Adolph und die dankbare Nachwelt. Leipzig, Klinkhardt. 8. 4½ Ngr.

Musäus, J. K. A., Volksmärchen der Deutschen. Vier Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 1845. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. Von Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen. Neue Folge. 1ster Band. Dresden, Arnold. 8. 2 Thlr.

Rübezahl, Sendschreiben an den Hrn. Consistorialrath Falk, zur Beleuchtung des schlesischen Streites über das Seligkeitsdogma. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

St.-René-Taillandier, Die politische Literatur in Deutschland, übertragen von M. Haase. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Wagner, A., Geschichte der Urwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. 1ste Abtheilung. Leipzig, Voß. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 314. —— 9. November 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

Dritter und letzter Artikel.*)

Von der Wissenschaft in ihren Verhältnissen zur Religion und zum Leben.

Wir gingen aus, um den christlich-germanischen Staat zu suchen. Vergessen wir dies nicht! Wir begegneten auf unserer Reise zuerst Denen, welche unter allen Umständen der Christlichkeit huldigen. Diesen ist der Staat höchst gleichgültig, sie verlangen von ihm nichts weiter, als daß er ihren Bestrebungen zur Erziehung der Menschen für den Himmel keine Schwierigkeit in den Weg lege, und wenn er gar diese Bestrebungen durch Anstellung solcher Lehrer, welche geeignet sind, das heranwachsende Geschlecht dem Himmel zuzuführen, und durch Darreichung der hierzu keineswegs überflüssigen irdischen Mittel unterstützen will, so wird er in ihren Augen der christliche Staat sein. Diesen christlichen Staat stellen sie sich übrigens in der That wie den germanischen Staat des Mittelalters vor, nur ohne sichtbares Oberhaupt: eine Menge von Ländereien, deren jede mit ihren Insassen das Eigenthum eines großen Landbesitzers ist. Die Kirche, der diese Herren und Gebieter sich in Demuth zu unterwerfen haben, ist ebenfalls die mittelalterliche, aber auch sie wieder ohne sichtbares Oberhaupt; ihr Oberhaupt ist im Himmel. Hinter diesen stießen uns Andere auf, die ihr Haupt bedenklich schüttelten; nicht etwa weil sie eingesehen hätten, daß ohne sichtbares Oberhaupt und wirkliche, leibliche Organisation weder mehr der alte Staat noch die alte Kirche möglich sei, sondern nur weil sie in der Wirklichkeit weder die demüthige Unterwerfung des Staats, auf welche die Kirche durchaus nicht verzichten kann, noch die Einheit und sichtbare Gestalt der Kirche, ohne welche diese nichts ist, irgendwo vor Augen sahen. Das Alles aber schieben sie nun auf die Herzenshärtigkeit der Menschen oder auf eingerissenen Misbrauch, und hoffen, es werde mit Gottes Hülfe und mit Hülfe ihrer Predigt endlich doch noch dahin kommen, daß die hohen Landesregierungen der Kirche Freiheit lassen, sich Synoden einzurichten, und daß die Kirche ein einiges Bekenntniß ihres Glaubens ablege; denn, sagen sie, allerdings ist ohne Verfassung und bindendes Bekenntniß keine wirkliche Kirche vorhanden. Dann traten wieder Andere auf und lächelten vornehm über Jene. Ihr Thoren! rufen sie; ihr meint, über die nun einmal lebendig gewordene Bildung der Welt lasse sich hinwegsehen. Nein! Die Weltbildung muß sich mit dem Christenthum vermählen, und statt des Staats und der Kirche werden wir den christlichen Staat haben, der Alles in Allem ist. Dies zu verwirklichen ist die Aufgabe der germanischen Völker, und der christliche Staat wird also zunächst der christlich-germanische sein.

Das ist bald gesagt. Aber wie steht es mit der Ausführung? Wir fragten bei Denen nach, die sich mit der Auflösung dieser Frage beschäftigt haben. Diejenigen, denen es wirklich um Christenthum zu thun war, nicht blos um den Namen für eine Sache, die ganz etwas Anderes ist, entweder das Gegentheil des eigentlichen Christenthums oder eine nichtige Halbheit, alle Diese fürchteten die Allianz mit dem Staat und wollten zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und der Religionsgesellschaft unübersteigliche Schranken errichtet wissen. Wenn sie aber ein System erfunden hatten, mit dessen Hülfe beide Gebiete, wiewol gegeneinander abgegrenzt, dennoch ein Ganzes auszumachen schienen, so zeigte sich bei näherer Prüfung, daß ihre Kirche in der Praxis nichts Anderes als ein vom Staate durchaus abhängiges Institut, in der Theorie aber consequent genommen nichts Anderes als die römische Kirche werden kann.

Kurz gesagt: Die, welche die Kirche ernstlich wollen, wollen den Staat nicht, und Die, welche wirklich den Staat wollen, wollen die Kirche nicht, sondern nur eine Staatsreligion. Wenn sie aber nicht einmal die letztere wollen, sondern bloße Privatreligion, und dabei vermeinen, den Staat in allen Ehren zu lassen, indem sie ihm zumuthen, sich um die Religion seiner Angehörigen nicht zu kümmern, so ist Das nur die Folge eines beträchtlichen Mangels an Denkkraft: sie wissen nicht, daß es ihnen im Grunde weder mit dem Staate noch mit der Religion Ernst ist; denn es bleibt ewig wahr, daß man nicht zweien Herren dienen kann.

Indessen bestand doch diese Zweiheit im Mittelalter. Ja! Aber sie schied auch die Personen äußerlich voneinander, setzte nicht die Zweiheit in das Innere jeder ein

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 153—157 und Nr. 245—249 d. Bl. D. Red.

zelnen Persönlichkeit. Hier war die Kirche, dort der Staat; diese hatte ihr eigenes Oberhaupt, jener das seinige; diese ihr eigenes Recht, jener nicht minder. Alles war nach Zeit und Ort der Person gesondert. Diese waren Priester, Jene Laien; Diese weihten sich dem Himmel, Jene der Erde; Diese lebten ehelos, Jene freieten. Erst seitdem die Reformation diesen Widerspruch in das Innere des Menschen verpflanzt hat, ist er unerträglich geworden. Wäre er aber nicht dahin verpflanzt worden, wie hätte man seiner los werden sollen? Im Innern der Menschen arbeitet er nun seit Jahrhunderten. Die Frucht dieser Arbeit ist die Wissenschaft. In ihr ist es dem Menschengeiste nach unsaglichen Anstrengungen gelungen, des Widerspruchs Meister zu werden, ihn aufzuheben und die Einheit des Geistes wiederherzustellen. Äußerlich aber hat sich die Zweiheit und Doppelgestalt erhalten, d. h. nicht wirklich, sondern nur scheinbar. Nicht wirklich; denn das mittelalterliche Verhältniß von Staat und Kirche besteht auch selbst da nicht mehr lebendig und wahrhaft, wo noch von Staatswegen die katholische Religion bekannt wird, und wo dies nicht der Fall ist, gibt es auch den Unterschied eines weltlichen und eines geistlichen Staats nicht mehr. Aber scheinbar; denn man unterscheidet noch immer ein Reich der Welt und ein Reich Gottes, hegt noch immer die Vorstellung, daß eine besondere göttliche Anstalt, Kirche genannt, vorhanden sein müsse. Nichts also ist natürlicher, als daß Männer von entschiedenem Sinne und festem Charakter, wenn sie das Wesen der Sache nicht durchschauen und die Auflösung des alten Widerspruchs in ihrem Innern nicht mit erlebt haben, wol aber sehen, daß der Fortbestand des alten Verhältnisses nur Schein und Täuschung ist, sich entrüsten und wieder Ernst machen wollen mit der Kirche und dem Gottesreiche. Der rechte Ernst wäre aber nur der, zurückzukehren zu jenem Zustande der Gespaltenheit, wie er vor der Reformation vorhanden war. Dies wird nirgend klarer eingesehen als da, wo noch die äußere Gestalt jenes Zustandes beibehalten ist, in der römisch-katholischen Welt. Daher das Frohlocken der Katholiken. Warum sehen diese hierin klarer als die Protestanten? Das ist nicht schwer zu begreifen. Die Protestanten fühlen es ebenso gut als die Katholiken, daß sie auf dem Punkte angelangt sind, wo kein Stehenbleiben ist, wo es heißt: Rückwärts oder Vorwärts! Aber sie wollen es sich verhehlen, weil sie sich ebenso sehr vor dem Vorwärts als vor dem Rückwärts fürchten. Die Katholiken, die gar nicht vorgegangen sind und keine Ursache haben, sich selbst zu verblenden, überschauen diese Lage und rufen Victoria! Aber nur Geduld!

Da die Protestanten sich nicht vorwärts getrauen und rückwärts doch nicht mögen, so ist nichts natürlicher, als daß sie auf tausend Mittel sinnen und nach jedem Halme greifen, um sich auf dem Punkte zu behaupten, auf dem sie stehen. Was sie so weit gebracht hat, war der Geist der Freiheit, derselbe, der in der Wissenschaft den weitern Fortschritt that. Jetzt, da sie den Muth nicht haben, ihm auf seiner kühnen Bahn zu folgen, verleugnen zwar ihn nicht wollen und nicht können, dennoch aber sich von ihm lossagen, drücken sie meistens die Augen vor ihm zu und suchen den Grund der Schwäche, an der, wie sie selbst gestehen müssen, ihr Protestantismus krankt, in Allem, nur nicht in Dem, worin er liegt. Sie klagen über Anmaßung und Gewaltthat des Staats, sie klagen über List und Bosheit des römischen Stuhls und über Jesuitenschliche. Um es zu bessern, stellen sie die mannichfaltigen Systeme auf, die wir in unsern ersten beiden Artikeln durchmustert haben, schreien Hülfe und läuten Sturm. Bald suchen sie sich gegenseitig zu stärken, bald schmeicheln sie dem weltlichen Regiment, bald stoßen sie dessen Arm verächtlich zurück, bald suchen sie das Heil in einer Wiedergeburt der Kirche, bald in der vollendeten Einpflanzung der Kirche in den Staat, und der letzte Anker ist das schöne unbestimmte, schon an sich selbst mit dem ganzen Widerspruch behaftete Losungswort: der christlich-germanische Staat. Sie wissen wol, daß man auf halbem Wege nicht stehen bleiben kann; aber daß sie eben auf halbem Wege stehen, suchen sie sich zu verbergen. Das Dasein der Wissenschaft, die nicht mit ihnen stehen bleiben wollte, sondern geradeswegs auf das Ziel losging, läßt sich indessen nicht ignoriren. Drücken sie auch die Augen vor ihr zu, so können sie doch, der Andern wegen, die umherstehen und auf die Orakel ihres Mundes harren, nicht so ganz und gar schweigen. Wie sie sich gegen dieselbe stellen, wollen wir in diesem Artikel sehen.

Man wird sich erinnern, daß in der Schrift des Hrn. Gaupp, die in unserm ersten Artikel berücksichtigt wurde, ein Versuch gemacht ist, die Glaubensdifferenzen der beiden evangelischen Confessionen durch Aufstellung eines neuen vermittelnden Bekenntnisses zu beseitigen. Die Fassung der Dogmen, welche Hr. Gaupp vorschlägt, bringt er auf wissenschaftlichem Wege zu Stande. Er kann daher die Wissenschaft nicht verwerfen. Aber die wissenschaftliche Untersuchung ist inzwischen so weit gegangen, die Dogmen überhaupt für aufgelöst und endlich den ganzen religiösen Inhalt für eine Summe von Bestimmungen zu erklären, welche der Mensch nur aus seinem eigenen Wesen genommen und auf ein von ihm selbst geschehenes unbekanntes Wesen außer ihm übertragen habe. So weit will natürlich Hr. Gaupp mit der Wissenschaft nicht gehen. Also Wissenschaft und doch nicht Wissenschaft. Was thut Hr. Pastor und Licentiat Gaupp, der dieses Beides allerdings nicht sein könnte, wenn er die Wissenschaft unbedingt anerkennte? Wie setzt er sich mit der Wissenschaft auseinander? Er macht es sich leicht und sagt:

> Der Dogmatiker darf sich philosophischer Deductionen überhoben achten, da er mit — Thatsachen zu thun hat, die er, wesentlich auf dem Boden heiliger Geschichte sich bewegend, als solche in sein Lehrgebäude aufnimmt, um sie nach dem tiefen Zusammenhange, in welchem sie miteinander stehen, zu entwickeln. Weitere Fragen, auch die naheliegendsten Folgerungen, hat der Dogmatiker das Recht von sich abzulehnen. Er braucht sich gar nicht darauf einzulassen, sondern hält sich an die That-

sachen und erlaubt sich da, wo die Schrift weitern Aufschluß versagt, niemals ihr heiliges Schweigen zu stören.

Sind aber die Thatsachen übernatürliche, solche, die nicht im Zusammenhange mit der natürlichen Vernunft stehen, wie kann alsdann die Vernunft den Zusammenhang der Thatsachen untereinander entwickeln? O der Gedankenlosigkeit, des Unsinns! Und die Thatsachen selbst, sie sollen aus der Schrift genommen werden; liegen sie denn in der Schrift wie Erbsen in einem Sack, daß man sie so ohne weiteres herausholen könnte? Kann man ihrer habhaft werden ohne Kritik? Und wo ist dann die Grenze der Kritik? Wenn diese nun, wie sie gethan hat, den menschlichen Ursprung der Schrift und die Unvereinbarkeit ihrer Thatsachen untereinander und mit der Vernunft aufdeckt, wie soll dann der „tiefe Zusammenhang" entwickelt werden? Und glaube nur Niemand, daß es Hrn. Gaupp Ernst damit sei, sich das Denken ganz und gar vom Halse zu halten. Er wirft z. B. gelegentlich die Frage auf: „Wie mag man sich denn auf die Allmacht Gottes berufen, die Alles ermögliche? Auch die Allmacht kann ja logisch widersprechende Dinge nicht zugleich wirklich machen, weil Gott sich damit in seinen Werken selbst leugnen würde." Nun bitte ich euch um Alles in der Welt: leugnet der Mann die Allmacht! Wäre denn Das Allmacht, wenn Gott durch seine Werke gebunden wäre und dieselben nicht in jedem Augenblick verkehren könnte? Hat denn nicht Gott Wasser in Wein verwandelt? Nicht fünftausend Mann mit sieben Broten gespeist, daß noch sieben Körbe Brocken übrigblieben; und als ob es daran noch nicht genug wäre, auch noch viertausend Mann mit fünf Broten, daß sogar zwölf Körbe Brocken übrigblieben? Nicht einen Todten, der schon stank, lebendig gemacht? Aber da sehen wir was für Leute diese heutigen Gläubigen sind! Und ein Mensch, der an Gottes Allmacht zweifelt, will von geoffenbarten Thatsachen reden und will die philosophischen Deductionen über die Achsel ansehen; er, der behauptet, die Allmacht könne nicht logisch widersprechende Dinge möglich machen? O Herr Pastor! Herr Pastor und Licentiat! Wo ist Ihr Glaube und wo — Ihr Verstand? — Noch mehr! Bei Gelegenheit der Lehre von der Gnadenwahl behauptet Hr. Gaupp wörtlich Folgendes:

> Gott kann die Menschheit nicht anders selig machen, als er es thut, und wenn er es dergestalt könnte, daß die Schmerzen des ersten und die Qualen des andern Todes dabei zu ersparen wären, und es doch nicht thäte, so wäre er die ewige Liebe nicht.

Und Dieses läßt Hr. Gaupp durchschossen drucken; man bemerke das wohl (es steht S. 152)! Das Alles, nachdem er feierlich behauptet hat, der Dogmatiker dürfe da, wo die Schrift Aufschluß versagt, niemals ihr heiliges Schweigen stören und auch die naheliegendsten Folgerungen nicht machen. Aber nichts als Worte, Worte, Worte! O, ihr ungläubigen Gläubigen dieser Zeit, die ihr mit der Philosophie buhlt, welche ihr anspeit; ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebt nur dem heiligen Geist (Apostelgeschichte 7, 51). Spricht auch der Thon zu seinem Töpfer: was machst du? (Jes. 45, 9). Hat nicht der Töpfer Macht, aus Einem Klumpen zu machen ein Faß zu Ehren, das andere zu Unehren? (Röm. 9, 21). Und dieser moderne Heilige will Gott vorschreiben, unter welchen Bedingungen allein er die ewige Liebe sein könne. Und läßt es gesperrt drucken. Und fürchtet sich der Sünde nicht. Aber warnen wir ihn! Wer erst solche Sätze aufstellt, wer Gottes Allmacht, Wunder, Gnadenwahl aus Vernunftgründen bestreitet und nur halbwegs zusammenhängend zu denken versteht und ehrlich gegen sich selbst ist, der ist zum Atheismus völlig reif, mein Herr!

Diese unselige Zerrissenheit des Bewußtseins stellt sich am kläglichsten in den Schriften des Prof. Julius Müller dar, zugleich aber am widerwärtigsten, weil sie mit einer Art Renommage ihre Lumpen zum Fenster heraushängt. Hier sein Neuestes in diesem Genre:

10. Das Verhältniß der dogmatischen Theologie zu den antireligiösen Richtungen der gegenwärtigen Zeit. Eine dogmatische Vorlesung. Von Julius Müller. Breslau, Max und Comp. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

Er kämpft gegen Strauß' Dogmatik, oder vielmehr er kämpft nicht, sondern nimmt Reißaus und höhnt von weitem. Man könnte gegen Strauß nur auf logischem Boden fechten, meint er. Das sei aber nicht Sache der Theologie.

> Der christliche Glaube wird sich vor ein solches Forum, das inconsistenteste, wandelbarste, was es geben kann, nimmermehr citiren lassen; das Christenthum hat auf das Geständniß des modernen Bewußtseins, mit ihm in Widerstreit zu stehen, keine andere Antwort, als die Auffoderung, sich von ihm inniger durchdringen zu lassen u. s. w.

Es ist unglaublich. Man traut seinen Augen nicht, wenn man dergleichen liest, angesichts der Geschichte der Dogmatik gesprochen; denn was hätte der Mensch Unwandelbareres als gerade die logischen Gesetze, und was Wandelbareres hätte es je gegeben als die Dogmatik? Aber jetzt die Hauptsache:

> Es ist dem Geschlechte dieser Zeit die Wahl gestellt, ob es gläubig festhalten will an den heiligsten Gütern der Menschheit, die allerdings eine Philosophie des Diesseits nicht zu beweisen vermag und die doch allein im Stande sind, das Diesseit zu verklären, oder ob es an ihre Stelle die bodenlose Leere der Negation setzen will.

Es ist unsaglich komisch, daß Dem, was Hr. Müller die Philosophie des Diesseits nennt, also einer Lehre, deren Inhalt die ganze Welt mit ihrem Reichthum ist, bodenlose Leere und Negativität vorgeworfen wird, während doch gerade Das, was Hrn. Müller zufolge das Diesseit verklären soll, wahre infanda sind, Negationen der Natur, der Welt, des wirklichen Menschen und seines Geistes. Mit den abgeschmackten Declamationen, deren sich Hr. Müller statt der Gründe und Beweise fortwährend bedient, können wir uns natürlich hier nicht befassen; ich kann nichts thun als die paar Fetzen heraussuchen, die noch einen Schimmer von Farbe eines Gedankens an sich tragen. Hr. Müller hat besonders den Satz aufgegriffen und zu seinem Lieblingsthema ge-

macht, daß es mit der Vereinigung von Glauben und Wissen, von Theologie und Philosophie nichts ist. „Die christliche Kirche und Theologie hat sich Glück zu wünschen“, sagt er, „daß es zu diesem entschiedenen Risse zwischen ihr und einem widerstreitenden philosophischen Princip gekommen ist.“ Dies ist eine ganz unklare Vorstellung. Lassen wir die christliche Kirche nur gleich beiseite, wir haben gesehen, wie es mit ihr steht; was aber die Theologie betrifft, so ist diese nothwendig ein Product der Reflection und philosophirt in ihrer Weise über den religiösen Inhalt. Der vergebliche Riß ist also weiter nichts als das Entsetzen der Theologen vor dem erwachenden Bewußtsein, daß das Denken gar nicht bei dem religiösen Inhalt als solchem stehen bleiben kann. Sobald Hr. Müller die Sache bestimmter sagen will, hat er es auch sogleich nicht mehr mit der Theologie zu thun, sondern schlechthin mit der Religion. Er sagt: „In das Gebiet der christlichen Religion wird nie Einer anders eindringen als durch Glauben und Vertrauen.“ Dies ist ganz richtig und heißt nichts Anderes als: Schlag' dir das Denken aus dem Sinn! Aber Hr. Müller fährt fort: „Es sind nicht blos Gedanken, Begriffe, Lehren, es sind Thaten der heiligsten Liebe, in denen Gott sich hier geoffenbart hat.“ Man achte auf dieses „nicht blos“. Also doch Gedanken, Begriffe, Lehren. Gedanken lassen sich doch nur denken; da hilft nicht „Glauben und Vertrauen“. Wo hört das Denken auf? Wo fängt das Glauben an? Der Riß, wie man sieht, ist in Hrn. Müller's Seele selbst. Um dies zu vertuschen, stellt er folgende sinnlose Formel auf: „Man findet die ewigen Gedanken Gottes nicht durch logischen Schluß, sondern durch offenes Auge für die Erfahrung, durch eine That des Geistes.“ Hier spukt Schelling; aber lächerlich travestirt. Schelling will doch die Thatsachen der göttlichen Geschichte begreifen, d. h. denkend ergreifen, dies ist die That, welche er verkündigt; aber Hr. Müller sagt kurzweg: ich will Dies und Das glauben, und wäre es noch so verrückt; dies ist die That des Geistes, welche Hr. Müller im Sinne hat. Mit der That hat es für den religiösen Standpunkt allerdings seine Richtigkeit. Die Offenbarung wird als Thatsache gefaßt: Gott ist und offenbart sich. Aber auf dem heuchlerischen Standpunkte der modernen Theologie hat die That, durch welche der Mensch die Offenbarung sich aneignet, keinen Sinn mehr. Feuerbach bemerkt sehr richtig: „Der Offenbarungsglaube ist ein kindlicher Glaube und nur so lange respectabel, so lange er kindlich ist.“ Nachdem aber erst Risse entstanden sind, nach dem Sündenfall des religiösen Bewußtseins, ist es mit der Kindlichkeit aus. Die That der Theologen ist kein unbefangenes Glauben und Vertrauen, sie ist „nicht blos“ Betrachten und Anerkennen göttlicher Thatsachen, sondern hat nebenher Gedanken, Begriffe. Der Theologe weiß es, daß er die Wahl hat, wie Hr. Müller sagte, ob er gläubig festhalten oder ob er denken, negiren will. Mit der Wahl ist die Qual da, und die Qual der modernen Theologie ist die jämmerlichste, die sich denken läßt. Sie will und muß klug sein, und die Kinder der Welt sind doch immer noch klüger. Die moderne Wissenschaft, sagt Hr. Müller, bestreite der Religion das Recht der Existenz. Hiergegen wendet er ein: das sei gerade so viel, als ob man der Natur das Recht der Existenz nehmen wolle; diese sei nun einmal da, ebenso die Religion. Ein schöner Vergleich! Die Natur kann der Mensch nicht machen, die Religion kann er machen. Meint aber Hr. Müller diese Begriffe nicht in ihrer Abstraction, sondern denkt er an den bestimmten Inhalt derselben, so sollte er nicht übersehen, daß der Mensch auch der Natur das Recht fortwährend streitig macht, so zu sein, wie sie ist, indem er sie cultivirt. Die Religion ist allerdings auch etwas, das in der geistigen Natur des Menschen liegt, sie hat einen Inhalt von bestimmten Vorstellungen; da hierin die Freiheit ganz auf ihrem Felde ist, so ist das Recht, die Existenz dieser Formen umzuwandeln und zu cultiviren, noch augenscheinlicher als in Bezug auf die Natur. Was meint Hr. Müller hierzu? Er kann es sich selbst nicht verhehlen, daß doch ein Unterschied zwischen der Natur und dem Übernatürlichen in der Religion sei. Die Natur, sagt er, sei sinnengreiflich; da dies bei der Religion nicht der Fall sei, so könnten in ihr „die ärgsten Täuschungen“ stattfinden. Diesen Unterschied weiter zu verfolgen hütet sich Hr. Müller wohl, er fängt plötzlich an, gegen die Überweisheit der Atheisten zu declamiren. Declamiren ist nicht widerlegen. Wäre es aber nicht besser, wenn man doch nicht widerlegen will oder kann, die Sache lieber gar nicht zu erwähnen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Schauspiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca.

Übersetzt von

Adf. Martin.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Inhalt: I. Des Armen Wesen ist Anschläge. Alles ist Wahrheit und Alles Lüge. Für heimliche Beleidigung heimliche Rache. — II. Die drei größten Wunder. Liebe, Ehre, Macht. Apollo und Klymene. — III. Leonid und Marfisa. Phaeton. Haß und Liebe.

Die in diesen drei Theilen enthaltenen Stücke erscheinen hier **zum ersten Male ins Deutsche übersetzt** und können daher zugleich als ein **Supplement** zu den Übersetzungen von Gries, Schlegel und Malsburg empfohlen werden.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 315. —— 10. November 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 314.)

Hr. Vetter, dessen Schrift über das evangelische Bekenntniß in unserm ersten Artikel vorkam, geht viel unschuldiger zu Werke. Er weiß wirklich nichts von der Philosophie, sie ist ihm ein böhmisches Dorf. Daher hat er für sie eine souveraine Verachtung. Er hat etwas vom Pantheismus läuten hören. Pantheismus und Philosophie ist ihm gleichbedeutend. Die „wilden Auswüchse des rohen Pantheismus", wie er sich ausdrückt, sind ihm gar nicht fürchterlich. Ein Kind, das sich noch nie in die Finger geschnitten, hält ein scharfes Schermesser für nichts sonderlich Gefährliches. Gegen den Pantheismus, sagt Hr. Vetter, hat die evangelische Kirche schon einen gewissen Sieg im Bewußtsein ihres Glaubens und kann ruhig warten, wie diese Formen des modernen grassen Pantheismus sich selbst aufgeben und zerstören werden. Das ist also ein Glaube, der in seiner Kindlichkeit respectabel ist. Nur Schade, daß Hr. Vetter doch auch wieder keinen Glauben hat, denn er vertraut nicht der Kraft des Herrn, sondern ruft, wie wir im ersten Artikel gesehen, die Staatsregierungen zu Hülfe, um der Orthodoxie auf die Beine zu helfen. Hierin ist er offener und ehrlicher als Hr. Müller, der es „ein ungeschicktes Strategem der Neuerer" nennt, daß sie die Religion für etwas ausgeben, „was im Bewußtsein der Gegenwart, namentlich der gebildeten Classen gar nicht mehr vorhanden sei, während doch überall wieder religiöses Leben aufwache, in Kunst, in den edelsten Repräsentanten der Nation" u. s. w. Dieses Schielen nach der Kunst, nach den Gewaltigen der Erde, zeigt deutlicher als irgend etwas sonst den heuchlerischen Charakter eines solchen Christenthums, das nicht auf die Kraft des kindlichen Glaubens gegründet ist, sondern sich überall ängstlich nach vornehmen Garanten umsieht. Noch auffallender verräth sich die Ohnmacht dieser erkünstelten Gläubigkeit im Kampfe gegen die Wissenschaft bei einem der Nachtreter Müller's.

11. Kirchliche Zeit- und Lebensfragen, beantwortet von Friedrich Feldmann. Cottbus, Meyer. 1843. Gr. 8. 22½ Ngr.

Dieses Predigers letzte Zuflucht ist Schleiermacher. Er wehrt sich mit Verzweiflung gegen Strauß. Gleich in der Vorrede stützt er sich auf eine Stelle von Julius Müller, welche lautet:

> Nicht als Lehre, deren Inhalt aus allgemeinen Verstandesgesetzen zu demonstriren wäre, sondern als eine Thatsache ist das Christenthum in die Welt eingetreten. ... Nur durch innere That des hingebenden Vertrauens tritt der Mensch in die höhere Ordnung ein u. s. w.

Und dennoch rankt sich der arme Mann an Schleiermacher an, den er gegen den Vorwurf des Pantheismus eifrig in Schutz nimmt. Er sagt:

> Schleiermacher ist dem Grundsatz credo ut intelligam größtentheils treu geblieben. (Größtentheils.) Schleiermacher trifft, minder Wesentliches übergehend, in den wahren Lebenselementen des Christenthums mit den kirchlichen Bestimmungen zusammen und nimmt die einer verflachenden Verständigkeit anstößigen Lehrstücke aufs geistvollste für Alle in Schutz, die mit ihm auf dem Boden christlicher Subjectivität stehen. (Aufs geistvollste. Christliche Subjectivität.) Der Mittelpunkt dieser christlichen Subjectivität ist Schleiermacher's Christologie, der Juwel seiner frommen Erregungen, die Krone seiner für die Kirche des Erlösers aufgebotenen Dialektik u. s. w.

So mit der Wissenschaft buhlend will Hr. Feldmann ein Christ sein, der „nur durch innere That des hingebenden Vertrauens (christlicher wäre: durch den Glauben) in die höhere Ordnung eintritt". Die Idee vom Gottmenschen, welche die Strauß'sche Speculation aufstellt, nennt Hr. Feldmann „das Monstrum des Gottmenschen". Als ob sein ästhetischer Christus nicht monströs wäre. Er macht der Speculation ziemlich hämisch den Vorwurf, sie befördere die äußere Genußsucht. Und was thut er? Er behält sich für den Himmel ausdrücklich „Freuden äußerer Genüsse" vor. Also entbehren kann er sie nicht; aber er ist zu schwächlich, sie gegenwärtig zu ergreifen, und kitzelt seine Phantasie mit den Bildern zukünftigen Genusses. So sind diese Leute.

Hr. Feldmann confrontirt die religionsphilosophischen Lehren der Hegel'schen Speculation mit den christlichen Dogmen Stück für Stück und zeigt, daß sie nicht mit diesen zusammenstimmen, weil „die christliche Weltanschauung auf ein Jenseit hinweist und sich die Kirche ihren selbständigen „überweltlichen Gott nicht kann nehmen lassen". Darin hat er recht. Aber er kann sich nicht entschließen, sich den Dogmen blindlings in die Arme zu werfen. So große Furcht er vor der Philosophie hat, ebenso große Furcht hat er vor der Unvernunft. Er hilft sich auf gar komische Weise. Es ist freilich nichts

Neues, verdient aber in der modernen Ausdrucksweise des Verf. angeführt zu werden. Er unterscheidet „Übervernünftiges" und „Widervernünftiges".

Nur gegen Widervernünftiges, sich selbst Widersprechendes, d. h. gegen Lehren, welche absolut unbegreiflich sind und es ewig bleiben, gegen Lehren, die sich dem Denken als radicale Unmöglichkeiten aufdringen, wird die Vernunft, falls sich solche in einer Offenbarung fänden, Einspruch thun dürfen.

Wenn man es nicht schwarz auf weiß vor sich sähe, so wäre es kaum glaublich, daß die Selbstverblendung so weit gehen kann. Hrn. Feldmann's inneres Gefühl und Gewissen ist ehrlicher als sein Raisonnement. Es hat ihn gezwungen, diese Schrift zu schreiben, in der er nichts weiter thut, als daß er sich die Frage beantwortet, ob die Kirche, als Pflegerin der höchsten Menschheitsinteressen, von der neuesten Philosophie Gefahren zu besorgen habe. So handelt nur die geheime Furcht, nicht das Vertrauen auf die Wahrheit. Der Glaube jauchzt: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein' Dank dazu haben." Hr. Feldmann antwortet: Bei gehöriger Vorsicht werde wol die Kirche nichts zu besorgen haben; denn gefährdet sein könnten die Grunddogmen (sic) der christlichen Kirche nur, wenn eine Alleinherrschaft der Speculation einträte. Das werde aber nicht geschehen, denn man sähe ja, mit welcher Feindseligkeit die Speculation von allen Seiten angegriffen werde. Die Speculation schenke dem Leidenden und Betrübten keinen wahren Trost, führe zu sittlichem (sic) Indifferentismus, schneide die Aussicht auf jenseitige „Erkenntniß-, Wirkens- und Genußfreuden" ab. Daher werde wol das Volk sie niemals sich aneignen. Zuletzt tröstet sich Hr. Feldmann noch mit den Zerwürfnissen im feindlichen Feldlager. Solcher Art sind die Nothanker der modernen Gläubigkeit. So zittern und so beschwichtigen sich heutige protestantische Prediger, Jene, die berufen sind, dem Volke das Brot des Lebens darzureichen. Aber gibt es denn gar keine Männer mehr, die einen bessern Grund des Vertrauens haben, die sich trotzig mit dem Schilde des Glaubens waffnen? Es gibt Deren. Ich will gleich beispielshalber einen eifrigen Lutheraner vorstellen, der sich dadurch auszeichnet, daß er dem Glauben praktisch aufzuhelfen trachtet; er hat in Bern eine Evangelistenschule gegründet und ganz kürzlich erst wieder einen Aufruf um Unterstützung dieser Missionsanstalt ergehen lassen.

12. Hegel-Strauß und der Christenglaube. Von De Valenti. Basel, Bahnmaier. 1843. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Auch De Valenti also streitet wider Strauß. Wie Feldmann stellt er Punkt für Punkt die Lehrstücke der pantheistischen Philosophie den christlichen Dogmen gegenüber. Aber er tritt nicht so sanft auf wie Jener; er hat vielmehr einen Donnerkeil im Munde. Er tadelt es ausdrücklich sehr, daß man so delicat mit der gotteslästerlichen Philosophie umgehe und sie ohne hinlänglichen Abscheu und Ausdruck des Entsetzens tractire, sonderlich beim Jugendunterricht.

Wie gefährlich ist es, wenn der Schüler, durch des Lehrers Schuld, auf den Gedanken gebracht wird, daß Letzterer wol gar selbst etwas Reizendes (Interessantes) an den Ketzereien finde, welche eben, einer herrschenden Seuche gleich, in der Blüte ihrer Verführungskraft stehend, Tausende hinwegraffen.

Die Hegel'sche Philosophie ist geradezu vom Satan eingegeben; der menschliche Geist von Natur und Geburt hätte nimmer zu solcher Selbstverstockung gelangen können. Aber Schleiermacher kommt nicht besser weg; sein System ist nur die erste Stufe „geistiger Selbstverstümmelung und einer zum erklärten Atheismus heranreifenden Gewissenlosigkeit, welche unsere Zeit auf schauerliche Weise als eine große und entscheidende Gerichtsepoche bezeichnet"; Hegel's Pantheismus dann die zweite Stufe. Die Kritik der Hegel'schen Philosophie, welche De Valenti liefert, stellt heraus, daß die Philosophie ist: 1) antichristisch; 2) gottlos und gotteslästerlich, insofern sie Gott zum Urheber des Bösen macht (dabei „wahrhaft teuflisch schlau, man hört die alte Schlange in Person reden"); 3) lügenhaft und betrügerisch; 4) unverschämt (weil ein Einzelner „sich vermißt, gegen diese Wolke von Zeugen aufzutreten"); 5) unklar und verworren, und darum unphilosophisch und unwissenschaftlich; 6) voller grober Widersprüche; 7) abgeschmackt (weil der absolute Geist bis auf Hegel noch niemals recht zu sich selbst gekommen wäre, weil der Ernst des Weltdaseins als ein Spiel der Idee mit sich angesehen werde u. s. w.). „Wie wird man sich einst entsetzen über eine Zeit, die in solchem Gallimathias die ewige Wahrheit zu finden vermeinte!"

Ebenso ist Hr. De Valenti sehr verwundert darüber, daß die gottlose Lehre, die Strauß, aus Hegel's Unbestimmtheit hervortretend und der erstaunten Welt das Geheimniß der Gottlosigkeit verrathend, an den Tag gebracht, so großen Aufruhr in der Christenheit erregen konnte. Er sagt:

Diese Erscheinung läßt sich nur dadurch erklären, daß eben unsere dermalige, offenbarungsgläubige Theologie (ehrwürdige Namen abgerechnet) der Verstockungsgewißheit verruchter Spötter keine weltüberwindende Gewißheit der Rechtfertigungsgnade und der Gotteskindschaft entgegensetzen konnte. Dieses Glaubenssiechthum, welches, in ungebrochener Eitelkeit, neben der Dornenkrone und dem Kreuze des Herrn sich auch noch mit dem Philosophenmantel und dem Dichterkränzlein schmücken und in dem goldenen Spiegel des Zeitgeistes selbst bewundern möchte, hatte der Teufel durch seine Apostel listig und glücklich genug ausgekundschaftet. Nicht ohne Grund durfte sich daher eine solche Geißel Gottes erheben, um eine gewisse, falsch berühmte, neue, offenbarungsgläubige Modetheologie mit einer Wurstmasse zu vergleichen, deren Fleisch von der Kirchenlehre, deren Speck von Schleiermacher und deren Gewürz von Hegel genommen sei.

Endlich fragt De Valenti: „Was ist nun zu thun, daß die bereits bis in das Mark der untersten Volksmasse eingedrungene gotteslästerliche Lüge mit Erfolg bekämpft und das Ärgerniß von der Gemeinde Gottes abgewendet werde?" Er antwortet: Es sei der verkehrte Weg, Strauß kritisch zu widerlegen. Dergleichen Versuche seien „gerade das sicherste Mittel, die Basiliskeneier solcher Belialsvögel auszubrüten und ihnen erst zu einem Ansehen und zu einer Bedeutung zu verhelfen". Vielmehr müsse man ihnen einfach den Glauben ent-

gegenhalten, außer diesem Zeugniß der Gnade aber auch noch das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, die heilige Schrift, und endlich müsse man demüthig sein, die eigene Schwachheit und Sünde bekennen, nicht „geistreich, wissenschaftlich, vielseitig oder gar allseitig" sein wollen.

Aber o wehe! Nicht nur hat Hr. De Valenti dem Hegel'schen Systeme nachzuweisen versucht, daß es neben seinem antichristlichen und gotteslästerlichen Wesen auch „unklar und verworren, unphilosophisch und unwissenschaftlich" sei; nicht nur spricht er selbst gelegentlich von der „anzubauenden wahren Wissenschaft", welche „Fragen zu klarem Bewußtsein bringt", auch gegen Strauß unternimmt er, ungeachtet seiner dringenden Ermahnung, von Versuchen kritischer Widerlegung abzustehen, ein kritisches Experiment, indem er sagt: so lange Strauß die Echtheit der Paulinischen Briefe nicht zu vernichten möge, sei seine Lehre von der „absichtlos dichtenden Sage" selbst eine abgeschmackte Mythe. So sticht auch Hrn. De Valenti die Eitelkeit, seinen kritischen Witz zu zeigen. Zwar zieht er gleich darauf den Krebs der Gerechtigkeit wieder an und ruft aus: „Das Christenthum ist eine unersteigliche Bergfeste, auf der man ruhig aller Feinde spotten kann, von der man gar nicht herniederzusteigen braucht, um sich mit dem Raubgesindel, das sie belagert, herumzuschlagen." Aber kaum ist das stolze Wort aus seinem Munde, so läuft er spornstreichs von der Bergfeste herunter und nimmt „die gläubige Kritik" gegen das Gesindel in Schutz, „die in Bezug auf die Authentie des Kanons im Ganzen wie im Einzelnen zu der fortgehenden Hausarbeit der gelehrten Theologie gehört".

So corrosiv ist die Kritik und Wissenschaft. So hat sie sich in alle Geister, auch in die widerstrebendsten und trotzigsten, hineingefressen!

Wir müssen hier noch einmal auf Vinet zurückkommen. Vinet fühlt zu gut, daß die weltliche Wissenschaft ein Recht des Daseins habe, ist zu tolerant, um sie zu verdammen. Er will sie außerhalb des religiösen Gebiets gern in ihren Ehren lassen und erwartet von ihr zum Danke dafür nur Dieses, daß sie auch den religiösen Überzeugungen nicht zu nahe trete. Wie ist das aber möglich? Ist der Vernunft erst einmal Raum gemacht im Menschen, so duldet sie keine Nebenbuhlerin. Vinet geht zwar, wie wir gesehen, davon aus, daß in den Menschen zwei unterschiedene Kräfte gelegt seien: Vernunft und Gewissen. Vom Gewissen behauptet er, es stamme nicht aus der Vernunft her, sondern sei ganz andern Wesens als diese, es entziehe sich jeder Analyse, man könne sein Dasein nicht anders erklären, als daß man seinen Ursprung dem Himmel zuweise.

Alles was im Stande ist, die Bestimmung des Menschen zu veredeln, seine Sitten sanfter, seine gesellschaftlichen Verbindungen geregelter, seine Sicherheit stärker, seine Nützlichkeit umfassender, sein ganzes Wesen vollkommner zu machen, kurz alles Das, was für ihn wünschenswerth ist, bietet ihm die Religion, nämlich die des Herzens.

Wie kann aber Vinet nach diesen Erklärungen der Religion den Charakter beilegen, unwandelbar, unabänderlich zu sein? Gibt es Unsteteres als das Herz? Und dennoch hat er recht. Das vergötterte Herz ist stets dasselbe, das allgemeine menschliche Herz, das sich selbst genießende, unendliche, über den Bedürfnissen schwebende Herz. Daher sagt Vinet:

In der politischen Institution, die ein Product der gebieterischen Nothwendigkeit, wird den gemeinschaftlichen Bedürfnissen ein Theil der Freiheit aufgeopfert, in der religiösen wird die Freiheit aufs herrlichste offenbart und entwickelt.

Die Freiheit, um die es hier zu thun ist, hat keine andere Bedeutung als die der schrankenlosen Willkür. Daher ist diese Freiheit nur eine stets zukünftige, jenseitige, d. h. eigentlich eine blos gewünschte. Auf Erden, in der Wirklichkeit kann sie allerdings nicht stattfinden. Die alten Christen trachteten danach, sich diesseits der Bedürfnisse zu entschlagen; sie hatten überhaupt ein stärkeres Gefühl von der Zusammengehörigkeit des Fleisches und Geistes. Sie konnten im Jenseit des Fleisches nicht entrathen, glaubten an dessen Auferstehung und kasteieten das Fleisch im Diesseit, um den Geist zu reinigen. Die moderne Doppelwelt von Diesseit und Jenseit ist nur der hohle Schein jener alten, eine Ausleerung und Vernichtung der alten Vorstellungen, eine praktische Kritik derselben. Die modernen Christen haben Alles, was den Inhalt ihrer religiösen Vorstellungen ausmacht, nur in der Einbildung; es kann damit gar nicht Ernst gemacht werden und wird auch niemals Ernst gemacht. Wenn Vinet die religiöse Gesellschaft oder Kirche als die Region betrachtet, in welcher vollkommene Freiheit herrscht, so ist das nur ein süßer Traum; denn wenn es mit der Gesellschaft zum wirklichen Dasein kommt, so treten auf der Stelle die Gesellschaftsbedürfnisse, Einrichtungen, Wahlen, Cabalen, Interessen ein, und mit der eingebildeten Freiheit ist es nichts. Ferner träumt er, daß seine Religion des Herzens die Sitten der Menschen sanfter mache, und was dergleichen mehr war. Jetzt wacht er auf; er geht daran, irgend eine bestimmte Thatsache der religiösen Geschichte zu betrachten. Er sagt z. B.:

Das Verfahren der Hebräer in Palästina wäre eine schauderhafte Grausamkeit zu nennen, hätte nicht Gott selbst sie geboten, denn nur er konnte Vollmacht zu dem Morden und Rauben ertheilen, wodurch er seinen Abscheu gegen die Abgötterei zu erkennen gab.

O der sanften Sitten, welche das religiöse Herz gebiert! Aber das kommt davon, wenn man die Vernunft ausschließt und das Herz ihrer Herrschaft entzieht! Vinet sagt dann noch:

Bei einem solchen Zustande, wie ihn die Verfassung des jüdischen Volks darstellt, ist nur eins von beiden möglich: entweder er ist göttlichen Ursprungs oder er ist furchtbar tyrannisch.

Hat es nicht etwas Furchtbares, daß der tolerante, humane Vinet zu solchen Gedanken kommen kann, wie er sie über die biblischen Geschichten des jüdischen Volks äußert? Kann die Vernunft dieses dulden? Nein! man muß erst den Menschen in ein elendes Doppelwesen zerrissen haben, um dessen Besitz sich zwei widersprechende

Kräfte streiten, man muss erst selbst ein zerspaltenes Wesen in sich tragen, um so der Menschlichkeit ins Antlitz schlagen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

General Yermoloff.

Das neueste Vierteljahrsheft des „Foreign quarterly review" theilt nach einem Manuscript, dessen Verf. ein dem Herausgeber persönlich bekannter englischer Reisender, „Notes of a recent traveller on the armies and the military power of Russia" mit, worin Dasjenige, was Andere über die innerliche Schwäche und die Mängel des russischen Heeres in der letzten Zeit behauptet haben, zum Theil bestätigt wird, obwol der Verf. jenes handschriftlichen Berichtes über die Tapferkeit und Ausdauer des russischen Soldaten eine viel günstigere Meinung hegt, als einige jener frühern Veröffentlichungen, insbesondere der Verf. der „Revelations etc." Er ist nämlich der Ansicht, daß, wie auch der Charakter des russischen Soldaten sich zeigen möge, insofern es sich um einen Eroberungskrieg handeln würde, man seine Standhaftigkeit, seine Vaterlandsliebe und Hingebung nicht bezweifeln dürfe, wenn es die Vertheidigung der Grenzen seines Vaterlands gegen jeden Einfall der Fremden gelten würde. Es herrsche überhaupt in Rußland unter allen Classen ein tiefer Haß gegen alle Ausländer, und sollte ein fremdes Heer je den russischen Boden betreten, so würde das eigentliche Rußland (mit Ausnahme der polnischen und finnischen Provinzen) sich wie Ein Mann dagegen erheben. Hingewiesen wird dabei jedoch auf die merkwürdige Erscheinung, daß die Russen ihre kriegerischen Erfolge zum allergrößten Theil militairischen Fähigkeiten verdanken, die keine Nationalrussen waren oder sind, indem seit Peter des Großen Zeiten Rußland nur sieben Eingeborene aufzuweisen habe, die auf den Namen geschickter Heerführer Anspruch machen durften: Galizin, Dolgorucki, Romanzoff, Suworoff, Kutusoff, Yermoloff und Paskewitsch. Interessant ist, was er von dem Charakter Yermoloff's erzählt, welcher bekanntlich im Heere die russisch-nationale Partei mit ihren Eroberungsentwürfen repräsentirt. Er war, wie man weiß, mit den ausgedehntesten Vollmachten, ja mit beinahe unumschränkter Gewalt Oberbefehlshaber und Statthalter in den kaukasischen Ländern, wo er unter Allen, die vor und nach ihm den Oberbefehl dort geführt haben, die größten Erfolge gegen die unbezwinglichen Gebirgsvölker davontrug. Aber die argwöhnische Politik des Cabinets zu St.-Petersburg sah einen so fähigen und thatkräftigen Charakter für zu gefährlich in dieser Stellung an, und er ward durch Paskewitsch ersetzt. Als Vorwand seiner Abberufung gebrauchte man den Vorwurf, daß er seinen Soldaten gestattet habe, statt ihrer unbeholfenen russischen Lageruniform die im Kaukasus eigenthümliche und den Boden- und Klimaverhältnissen entsprechende Landestracht zu tragen. Paskewitsch hatte strengen Befehl in dieser Hinsicht, Alles nach der von St.-Petersburg ergangenen Vorschrift in den alten Stand zu setzen. Die Folge davon war, daß unter den Truppen eine große Sterblichkeit einriß, und man nach verschiedenen misglückten andern Versuchen sich nach zwei Jahren wieder zu der von Yermoloff eingeführten Bekleidungsweise zurückzukehren gezwungen sah. Als Soldat steht Yermoloff, so weit die Stellung, die er innehatte, ihn bewähren konnte, unübertroffen da, als Mensch ist sein Ruhm nicht frei von den Flecken mancher Grausamkeit und gewaltthätiger Handlungen. Er ließ die Glaubensvorurtheile in den Provinzen, die er verwaltete, sowie die Ehre der georgischen Frauen von seiner Soldateska vielfach verletzen und schänden. Als einst auf ein russisches Bataillon auf dessen Marsche durch ein Dorf Schüsse gefallen waren, ließ er allen Individuen männlichen Geschlechts darin die rechte Hand abhauen, ein andermal bei gleicher Gelegenheit Alles ohne Unterschied über die Klinge springen. Wie groß seine Gewalt und sein Ansehn war, geht daraus hervor, daß, als er einst vom Kaiser Alexander den Befehl erhielt, das Postgeld zu erhöhen, er sich weigerte, dies zu thun, weil er die Maßregel für unpolitisch hielt, und das Merkwürdigste dabei, man ließ in diesem Lande, wo den Befehlen des Kaisers gleiche Ehrfurcht gezollt werden muß wie den Geboten Gottes, diese Nichtachtung der kaiserlichen Gebote ungeahndet hingehen. Bei einer andern Gelegenheit verlangte er nach einem gewonnenen Treffen in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser eine Anzahl Orden und Belohnungen für seine Leute, darunter einen Orden der ersten Classe für seinen eigenen Adjutanten. Das Verlangte traf auch wirklich kurz darauf ein, nur hatte der Adjutant einen Orden zweiten oder dritten Ranges erhalten, während der Kaiser den begehrten für einen andern Offizier aus hoher Familie bestimmt hatte. Yermoloff aber zögerte nicht, darüber nach seinem eigenen Gefallen zu verfügen, und schrieb dies an den Kaiser zurück, indem er ihn von dem Irrthume, den er (der Kaiser) begangen, in Kenntniß setzte! Der Haß, den er persönlich gegen die Ausländer, insbesondere die Deutschen hegte, mit denen er einen großen Theil der höhern Stellen im Heere besetzt sah, geht aus der Antwort hervor, die er dem Kaiser Alexander gab, als dieser ihn nach einer glücklich geschlagenen Schlacht fragte, wie er ihn belohnen könne. „Machen Sie mich zu einem Deutschen!" erwiederte der grollende Krieger, das Vorbild jenes moskowitischen Geistes, der seit einigen Jahren zu immer größerer Herrschaft gelangt und, so weit der weiße Zar herrscht und die slawische Zunge klingt und je geklungen hat, Alles zu russificiren wünscht.

Napoleon's Äußerungen über das Tabackrauchen.

Der französische Dichter Barthélemy hat in einem Gedichte: „L'art de fumer", das Rauchen besungen. Es ist der Pfeife und Cigarre zugeeignet und mit einer Menge Noten versehen, die oft weit anziehender sind als das Gedicht selbst. So erzählt er, daß Napoleon, obwol er selbst weder der Pfeife noch der Cigarre ergeben war, denjenigen seiner Generale, die diesen dampfenden Gottheiten huldigten, kostbare Pfeifen zum Geschenk machte, wie denn Marschall Oudinot auf diese Weise ein auf 30,000 Francs geschätztes Cabinetsstück von Pfeife erhielt. Als Napoleon einst von dem persischen Botschafter eine herrliche Pfeife zum Geschenk empfing, kam er auf den Gedanken, es einmal mit dem Rauchen zu versuchen. Jedoch stellte er sich dabei so ungeschickt an, daß es ihm nicht einmal gelang, die Pfeife anzuzünden. Er öffnete und schloß zwar wechselsweise den Mund, wußte aber den Rauch nicht einzuziehen. Endlich rief er ungeduldig aus: „Comment, diable! cela n'en finit pas." Sein Kammerdiener Constant zeigte ihm hierauf, wie er es anfangen müsse, um zum Ziele zu gelangen. Aber der Kaiser blieb derselbe ungelehrige Schüler. Endlich ließ er Constant selbst die Pfeife anzünden, der sie ihm dann darreichte. Kaum hatte Napoleon aber einen Zug gethan, als ihm der Rauch in die Luftröhre kam und er ihn durch Nase und Ohren ausstieß. Als er wieder zu Athem gekommen, rief er aus: „Otez moi cela! quelle infection! oh, les cochons! le coeur me tourne!" Auch fühlte er die wenig angenehmen Folgen davon wenigstens noch eine Stunde, und er verzichtete von da an auf immer auf ein Vergnügen, welches er nur für gut „à désennuyer les fainéans" erklärte. Dieser Erzählung des bekannten Kammerdieners Napoleon's fügt der Dichter aber die Bemerkung bei, daß Napoleon doch geraucht habe, aber nur aus politischen Gründen. Zum ersten Male soll er es in Ägypten gethan haben, indem er dadurch seine Achtung vor den Gebräuchen und Einrichtungen des besiegten Landes zu zeigen suchte. Sein alter Mamluk soll jene Pfeife, woraus er nicht einmal, sondern bei verschiedenen politischen Gelegenheiten geraucht, aufbewahrt haben. Barthélemy behauptet, sie jüngst in den Händen eines Mannes gesehen zu haben, aus dessen glaubwürdigem Munde er die letztern Thatsachen erfahren. 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 316. — 11. November 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 315.)

Kann denn aber nicht Vernünftigkeit und Religion in Eins gesetzt werden? Läßt sich nicht der Zwiespalt zwischen Gemüth und Verstand aufheben? Nämlich so aufheben, daß der religiöse Inhalt, der Schatz des Herzens gerettet bleibe, aber daß doch der denkende Kopf seine Herrschaft behaupte und das Herz vor Verirrungen bewahre? Die Ansicht, welche diese Fragen bejaht, ist bekanntlich eine unter unsern Gebildeten sehr verbreitete. Vernünftige Religion, Denkgläubigkeit sind Stichwörter, die in Vieler Munde sind. Betrachten wir den Standpunkt näher, dem dieselben angehören. Folgende Schrift ist wol eine der besten dieser Art, welche uns das verwichene Jahr gebracht hat:

13. Protestantismus und Kirchenglaube. Bedenken eines Laien an die protestantischen Freunde. Erstes und zweites Heft. Glogau, Flemming. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verf. sagt von vornherein:

Es ist nur Unverstand und Unüberlegtheit, darüber zu klagen, daß mit der immer mehr zunehmenden Erkenntniß der Glaube immer mehr schwinde, nicht blos der Kirchenglaube, insoweit er die bessere Beleuchtung nicht verträgt, sondern die Gläubigkeit überhaupt. Das kann nicht anders sein; aber darum ist noch nicht im geringsten weniger Religiosität, sie ist nur anderer Art, eine bewußte und freiwillige tritt an die Stelle der unbewußten und aufgedrungenen.

Der Verf. fürchtet sich vor Nichts; er hat auch von Feuerbach's Arbeiten Notiz genommen, er achtet Dessen „Wesen des Christenthums" für ein verdienstliches und sehr zeitgemäßes Werk, aber freilich nicht in dem Sinne, in welchem Feuerbach sein Buch gegeben hat. Er findet in diesem Buche nur eine gute Kritik des Mysticismus und Pietismus, indem er meint, nur das Wesen dieser Erscheinungsformen, nicht das Wesen des Christenthums und der Religion überhaupt charakterisiren Feuerbach. Demjenigen Leser, der Feuerbach's Arbeit kennt, wird hierdurch schon der Standpunkt unseres „protestantischen Freundes" verrathen sein. Sehen wir aber näher zu, wie er zwischen Glauben und Wissen unterscheidet:

Das Charakteristische des Glaubens besteht in zwei Stücken; einmal darin, daß die Erkenntniß noch nicht bis zur Gewißheit gebracht ist, sondern nur bis zum Fürwahrhalten, demnächst aber darin, daß diese Bewährung des Geglaubten nicht auf allgemein gültigen, sondern lediglich auf mich beruhigenden und zu meiner Überzeugung genügenden Gründen gebaut ist. Je unwissender und im Nachdenken ungeübter die Nationen und die Zeiten gewesen sind und noch sind, desto ausgebreiteter muß die Masse und desto fester die Macht des Glaubens sein; jemehr das Nachdenken und die Wissenschaft mit der Fackel der Erkenntniß hineinleuchten, jemehr unhaltbare Vorstellungen darin entdeckt werden und jemehr Widersprüche und Zweifel aufstoßen, destomehr muß die Summe des Geglaubten zusammenschwinden.

In dieser Weise wird von Glauben und Wissen sehr umständlich weiter gehandelt. Leider schießt der Verf. mit dieser ganzen weitläufigen Erörterung über das Ziel hinaus. Er hat nichts im Auge, wenn er vom Glauben spricht, als das Annehmen und Fürwahrhalten von Lehrsätzen. Er kennt neben dem Glauben, welcher ihm eine Art des Wissens und Erkennens, nur ohne klares Bewußtsein über die vorangegangene Vermittelung durch das Denken, und demnächst der auf diese Weise gewußte Inhalt ist, nichts weiter, als was er den thätigen Glauben nennt, einen Trieb im Menschen, sich zu Handlungen zu entschließen, welche seinem Glauben entsprechen. Der religiöse Glaube, namentlich der christliche, ist aber ganz etwas Anderes, er ist eine Kraft von magischer Wirkung. „Glaube, so wird dir geholfen." „Der Glaube versetzt Berge." Mit dem Glauben ergreift der Christ nicht gewisse Lehrwahrheiten, Vorstellungen oder moralische Grundsätze, sondern bezwingt die göttlichen Mächte, thut Wunder, öffnet sich die Thür des Himmels. Dieser Glaube ist nicht etwa eine Vorstufe des Wissens, sondern er setzt das Wissen voraus, nämlich man muß den rechten Gott kennen, auf den der Glaube, die Kraft des Herzens, wirken soll; man muß ihn von den falschen Göttern zu unterscheiden wissen und mit der Art vertraut sein, wie der Mensch die göttliche Kraft zu der seinigen machen kann. Das Fürwahrhalten, das Zutrauen muß natürlich auch dabei sein, aber es ist nur der Anfang des Processes; weiter folgt dann auch ein seliges Gefühl daraus, und aus diesem wieder Lust und Kraft zu guten Werken. Aber die Hauptsache ist immer, daß der Glaube die innere Stärke und That der Seele ist, die sich Gottes und seiner Allgewalt bemächtigt, Alles, was Gottes ist, zum Eigenthum des Menschen macht.

Die Definition, welche der Verf. vom Glauben gibt,

könnte man sich wol gefallen lassen, wenn er nur von Dem redete, was unsere heutigen Theoretiker, Dogmatiker, Christen oder Philosophen Glauben nennen; aber er geht mit seinen Definitionen an das Neue Testament, misdeutet dieses, legt allen Aussprüchen desselben, die er zu seinen Zwecken benutzen will, einen modernen, rationalistischen, moralischen oder psychologischen Sinn unter, von dem die Menschen vor 1600 oder 1700 Jahren und noch lange, lange nachher nicht die entfernteste Ahnung gehabt haben. Der Verf. sucht alle Stellen zusammen, in denen im Neuen Testament das Wort „Glaube" vorkommt, schematisirt dieselben nach logischen und psychologischen Kategorien, und ruft nachher zufrieden aus:

Der Verstand braucht nur zusammenzustellen, zu vergleichen, zu unterscheiden und zu ordnen, um die durch die Verschiedenheit des Sprachgebrauchs so ungemein verworrenen und verdunkelten Vorstellungen vom Glauben zu einer Anschaulichkeit, Klarheit und Zusammenhang zu bringen, worin sich die Vernunft mit Freudigkeit und Zujauchzen ergeht.

Alles recht schön. Nur schade, daß diese schönen Definitionen nicht ins Neue Testament passen, daß dieselben den neutestamentlichen Schriftstellern Gedanken und Vorstellungen unterlegen, welche den ihrigen schnurstracks zuwiderlaufen. Der Verf. übersetzt und erklärt überall so, daß nichts Wunderbares an der Sache übrigbleibt. Daß er an Wunder nicht glaubt, verdenke ich ihm nicht, aber er sollte doch den neutestamentlichen Schriftstellern ihr Eigenthum gönnen. Wo es rein unmöglich ist, den Wunderanstrich hinwegzuschaffen, meint er, die Sache wäre gewiß in Wahrheit ganz natürlich zugegangen, aber den etwas unkritischen Schriftstellern des Neuen Testaments wunderbar vorgekommen. Die Sache ist die, daß der Verf. einen historischen Kern des Neuen Testaments retten will, da kann er die Wunder nicht brauchen. Aber was hilft es ihm? Die Geschichten sind nun einmal wundershalber erzählt, sie wollen und sollen Wunder sein. Und wenn man die Wunder nicht will, so will man das ganze Neue Testament nicht. Der Verf. spricht dagegen immer von „Jesu reiner Lehre". Es wäre ihm zu rathen, daß er Bauer's Synoptiker aufmerksam läse und die Schrift von Lützelberger: „Jesus, was er war und wollte und wie er zum Christus ward" (Nürnberg 1842).

Wie mit den neutestamentlichen Geschichten, so springt auch der Verf. mit den Glaubensgegenständen um. Mit einer Religion der Liebe, sagt er, sei die Idee eines Sühnopfers unverträglich. Ja, mit einer Religion der Liebe, wie er sie sich denkt; nicht aber mit der Religion der Liebe aus der Zeit des Neuen Testaments. Liebe ist ewig in der Welt gewesen; aber die eigenthümliche Form der in Gott gesetzten Liebe bringt einen Widerspruch zwischen dem Wesen der Liebe und den Foderungen des Glaubens mit Nothwendigkeit hervor. Wenn unter den Menschen Liebe ist, so gibt sich der Mensch ohne Schwierigkeit dem Menschen hin, thut wohl, vergibt Allen und vergibt sich damit nichts, denn er ist gleichen Wesens mit jedem andern Menschen. Wohlthun kann der Mensch auch dem Thiere, er kann Thiere gern haben, sich an ihren Umgang gewöhnen — lieben, wie er den Menschen liebt, kann er sie nicht. Nur was gleichen Wesens ist, liebt sich. Gott kann also auch den Menschen nicht lieben. Ist die Liebe einmal in das übernatürliche Wesen gesetzt, so ist sie in diesem einsam; es entsteht für den nachdenkenden Menschen das Bedürfniß, sich zu Gott ein Wesen zu denken, das Gott gleich ist, damit Gott einen Gegenstand seiner Liebe habe. Die Welt ist dieser Gegenstand nicht, denn sie ist nicht göttlichen Wesens, sondern das Gegentheil von diesem, geschaffen, endlich, sündlich; in ihr das Übel und der Tod. Hat man also einen Gott angenommen, der die Liebe ist, so muß man unweigerlich an den Sohn Gottes glauben, der von Ewigkeit her mit Gott gleichen Wesens; oder, wenn man dies nicht thut, so beweist man nur, daß man nicht klar und consequent zu denken versteht. Will nun Gott mit seiner Liebe sich in die lieblose Welt ergießen oder versenken, der gute Gott in die böse Welt, so ist das eine Erniedrigung seiner selbst, ein Opfer, das er bringt, ein Raub an seiner Gottheit; denn wenn die Liebe, die in Gott gesetzt ist, in die Welt kommen soll, so muß Gott in die Welt kommen, d. h. seinem eigenen Wesen entsagen und sich der Welt dahingeben, das sündhafte Wesen anziehen und so die Schuld der Welt, daß sie nicht ist wie er und niemals werden kann wie er, sühnen. Zwar ist diese Schuld der Welt allerdings Gottes eigene Schuld, denn er hat die Welt geschaffen; aber auf dergleichen Schwierigkeiten läßt sich das fromme Denken in seinen ersten Unternehmungen nicht ein, oder, wenn es schon mehr gewitzigt ist, sucht es dieselben durch künstliche Hypothesen und lange Schlußreihen zu beseitigen.

Unser protestantischer Freund hat nun das klarste Bewußtsein von dieser Schwierigkeit, und deshalb verwirft er die Versöhnungslehre lieber ganz. Dennoch will er den guten Gott, der die Liebe ist, beibehalten. Er ist also ebenso inconsequent als das fromme Denken. Wenn unser Freund von seinem Standpunkt aus fähig wäre, Feuerbach's Buch zu verstehen, so würde er darin die beste Kritik seiner eigenen Vorstellungen gefunden haben. Feuerbach würde ihm zeigen, wie man dazu kommt, Gott gut und unbegreiflich zu nennen. Gott, sagt ihm Feuerbach, ist das unwillkürliche, unerklärliche Gute, das der Mensch in sich vorfindet. Zu diesem Guten gehört aber nothwendig das unerklärliche, unwillkürliche Böse. Und dies läßt unser Freund weg, nimmt keinen Teufel an, sondern sucht das Böse nur in dem Menschen selbst, in dessen Trieben u. s. w. In Ansehung des Bösen ist er also auf den anthropologischen Standpunkt getreten, in Ansehung des Guten aber will er nicht daran, obgleich Beides unzertrennlich ist. Was ist nun dieser Gott, dieser Ormuzd ohne Ahriman? Feuerbach gibt die richtige Antwort („Wesen des Christenthums", zweite Auflage, S. 284):

Gott ist hier nur ein hypothetisches abgeleitetes, aus der Noth eines beschränkten Verstandes, dem das Dasein der von

ihm zu einer Maschine gemachten Welt ohne ein selbstbewegendes Princip unerklärlich ist, entsprungenes, kein ursprüngliches, absolut nothwendiges Wesen mehr

Ferner S. 282:

Wenn man aber einmal anfängt, die Erscheinungen des Bösen, Übeln aus natürlichen Ursachen abzuleiten, so fängt man auch gleichzeitig an, die Erscheinungen des Guten, des Göttlichen aus der Natur der Dinge, nicht aus einem übernatürlichen Wesen abzuleiten, und kommt endlich dahin, entweder Gott ganz aufzuheben, oder wenigstens einen andern als den Gott der Religion zu glauben, oder was das Gewöhnlichste ist, die Gottheit zu einem müßigen, thatlosen Wesen zu machen, dessen Sein gleich Nichtsein ist.

Ein persönlicher Gott ohne Wunder ist ebenso wenig denkbar, als eine Personification des Guten ohne den Gegensatz einer Personification des Bösen möglich ist. Indem unser protestantischer Freund das Wunder ablehnt, hebt er in Wahrheit die Vorsehung und somit den persönlichen Gott auf. Die Vorsehung ist gar nichts Anderes als das ungebundene Eingreifen einer höhern Macht in die Natur; schiebt man Mittelursachen ein, so verwickelt man die Sache, raubt ihr ihre Anschaulichkeit, aber man ändert sie dadurch nicht. Es wäre wahrhaft lächerlich, daß der Gott, der die Welt geschaffen, wie er wollte, sich durch die gemeinen Naturgesetze, die er selbst gemacht, sollte binden lassen; auch moralisch unbegreiflich, warum er sie nicht zu höhern Zwecken unterbrechen sollte. Es ist z. B. gar nicht abzusehen, warum Gott, nachdem er den ersten Adam ohne natürliche Zeugung geschaffen, nicht sollte eine Geburt ohne männliche Befruchtung bewirken können. Gegen diesen Rationalismus, der nach seinem Belieben das Eine annimmt und das Andere verwirft, hat die Orthodoxie alles mögliche Recht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. **Reisen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841. Beschreibung des jetzigen Zustandes der Colonie des Vorgebirges der guten Hoffnung von W. v. Meyer. Hamburg, Erie. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.**
2. **Reiseerinnerungen an Cuba, Nord- und Südamerika, 1838—41, von Eduard Otto. Berlin, Nauck. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.**

An Reisebeschreibungen aller Art fehlt es der Gegenwart nicht. Die Zahl derselben läuft sogar schon in das gewaltig Große hinauf. Nach einem solchen Anfange könnte Ref. leicht in den Verdacht kommen, als wollte auch er hier ein Lamento über Vielschreiberei anstimmen, wie das bei so manchen andern literarischen Bestrebungen wahrlich viel weniger ohne Grund als mit gutem Erfolge schon seit geraumer Zeit geschehen ist und noch immer geschieht. Dem ist aber nicht so, und um das Irrthümliche einer solchen Vermuthung gleich in der Geburt zu ersticken, so bekennt Ref. ganz offen, daß ihm die emsige Erweiterung dieses Zweiges der bildenden Lecture eine hohe Freude gewährt. Alles steht hier noch im besten Einklange mit den raschen Fortschritten in der Erleichterung des Reisens, mit dem Zunehmen der Neigung zum Reisen und mit dem immer mehr erwachenden Interesse für das Lesen der Reisen. Diese Richtung der Literatur gehört unstreitig mit zu den erfreulichsten Zeichen unserer Zeit, sie schließt sich eng an das kräftige Emporblühen aller Naturwissenschaften, beide sind sich einander Stütze und Hülfe, Veranlassung und Ursache geworden, beiden gelingt es von Tag zu Tag mehr, sich wahre Freunde und warme Anhänger zu verschaffen, und immer klarer tritt ihre erziehende, veredelnde hohe Bedeutung fürs ganze Menschengeschlecht ins Bewußtsein. Doch soll damit nicht gesagt werden, daß diese Seite unserer Schriftstellerbestrebungen nichts Unbrauchbares, Mittelmäßiges besäße, nein, es fehlt hier durchaus nicht an Unkraut, an Miswachs. Wer wollte aber so undankbar sein und bei so vielen herrlichen Früchten, welche auf dem erst seit einem halben Jahrhunderte neu cultivirten Felde der unterhaltend bildenden Reisebeschreibungen gezogen sind, das Auge unbefriedigt nur auf den Ausfall richten? Wer wollte ein so unweiser, strenger Richter sein und das Mittelmäßige zu dulden sich nicht gern geneigt erklären, da doch ohne dasselbe das Vortreffliche weder entstanden wäre noch gehörig gewürdigt werden könnte. Auch ist das Höchste, das Gelungenste, nie für Jedermann das Brauchbarste.

Unsere beiden Werke erzielen nun durchaus keine höhere wissenschaftliche Weiterbeförderung der Erdkunde. Sie geben uns fast überall nur Das, was wir schon vor ihnen von mehren ihrer Vorgänger hätten in Erfahrung bringen können. Ihr Hauptverdienst besteht in der gewissenhaften Treue, mit der sie sich nur auf selbstgesehene, selbsterlebte Thatsachen beziehen und darüber mit Einsicht und Kenntnissen verhandeln, welche bei dem gebildeten größern Publicum als allgemein verständlich und bekannt vorauszusetzen sind. Daher heißen wir sie beide herzlich willkommen.

Hr. W. v. Meyer hatte sein Werk ursprünglich in französischer Sprache geschrieben und zur Unterhaltung seiner Freunde im Norden bestimmt. Als er später seinen Aufenthalt in Deutschland nahm, und seine Reise auch hier zu einer unterhaltenden Lecture der näherstehenden Bekannten ward, so gab er den vielfach an ihn ergangenen Auffoderungen, eine deutsche Version von seinem Werke drucken zu lassen, bereitwillig Gehör. Was nun die Reise selbst betrifft, so hatte sie verschiedene Zwecke. Erholung des Verf. stand hierbei obenan. Reisen und zwar so große, überseeische, als Mittel der Erholung anzusehen, klingt allerdings etwas befremdend. Indeß fällt dies Befremdende augenblicklich hinweg, wenn man dabei nicht außer Acht läßt, wie die Art der Erholung immer in Wechselbeziehung zur Art der Thätigkeit und zur Individualität der betreffenden Personen steht. Dem Hrn. Verf. war das civilisirte Europa überall bekannt, ihm zeigte sich zwischen Moskau, Paris und Neapel nichts Neues, zu wenig Abwechselung, daher sehnte er sich nach einer großartigern Reise, die in jeder Hinsicht ihm Neues vorführen konnte. Dann sollte durch diese Reise eine naturhistorische Sammlung veranstaltet und daneben der starken Jagdlust des Verf. die erwünschte Befriedigung zu Theil werden. Diesen Zwecken zu genügen, traf die Wahl das südliche Afrika, das merkwürdige Land des ewigen Frühlings, der reichsten Mannichfaltigkeit in wunderbaren Naturproducten, das Haus einer unerschöpflichen Quelle von Überraschungen und Räthseln für die ganze gebildete Erde, der Sitz der Jagd im höchsten, im kühnsten Stil. Der Verf. erzählt nun die Ausführung und die Ergebnisse der Reise auf eine würdige, anziehend belehrende Weise. Er urtheilt nie mit vorgefaßten Meinungen, überall sucht er seine Behauptungen mit triftigen Gründen zu unterstützen. Daneben verschmäht er jeden blos blendenden Schmuck und wagt sich daher nirgend an gelehrte Untersuchungen, welche wissenschaftlich den Stand der eigenen Bildung und den seiner Leser irgendwie überbieten könnten. Übrigens ist er ganz der Mann zum Reisen. Er hat die Welt gesehen mit klarem, vorurtheilsfreiem Blicke, sein ganzes Wesen ist eine gemüthliche Heiterkeit voll schneller und scharfer Auffassungsgabe, voll von vielfach bewegtem Interesse. Es fehlt ihm daher nirgend an Anknüpfungspunkten zum Vergleichen. Und in dieser Hinsicht unterstützte ihn eine höchst vielseitige Belesenheit. Er hat seinen Sparmann, Lichtenstein

gründlich studirt, ist von Humboldt begeistert worden, er weiß die abenteuerlichen Streifereien und Jagden Le Vaillant's zu würdigen und blickt auf Barrow und auf das Heer aller andern englischen Reisenden mit gebührender Achtung, aber niemals mit Überschätzung.

Sehr oft ist in dem Werke die Rede von dem Verhältnisse zwischen den holländischen und englischen Bewohnern der Colonie. Beide Nationen stehen einander sehr mistrauisch gegenüber. Der Verf. ist nie unbillig gegen die Verdienste der Engländer, er kann es aber nicht anders, er muß gar oft gegen sie Partei nehmen. So tadelt er mit Recht, daß man die Ehrenämter der Colonie fast immer nur Engländern zu Theil werden läßt. Alle geistlichen Pfründen werden fast ohne Ausnahme an schottische Theologen vergeben, die nicht einmal der holländischen Sprache gewachsen sind. Dann hat aber auch eine im englischen Parlamente eifrig wirkende Partei diese heftige Spannung angefacht, die Partei der Emancipation der Sklaven. Diese Emancipation ist jetzt durchgeführt, darüber freut sich der Verf. wie jeder Andere, der sich für das Wohl seiner Mitmenschen mit Wärme interessirt; aber er tadelt, und da stimmen wir ihm vollkommen bei, die unerklärliche, unverantwortliche Halsstarrigkeit der Negrophilen, mit welcher sich dieselben gegen jedes Gesetz erklärt haben, welches darauf abzweckte, die Freigelassenen zur Thätigkeit und ordentlichen Lebensweise anzuhalten. Die Folge einer solchen Fahrlässigkeit der Gesetze war, sagt der Verf., daß die Emancipirten sich größtentheils einer umherschweifenden Lebensweise ergaben, daß sie die in der Colonie dienenden Hottentotten, welche, trotz aller Verleumdungen, die uns in Europa das Gegentheil einreden wollten, immer freie Menschen gewesen waren, durch ihr böses Beispiel ansteckten, und so in allen Theilen des Landes dem Besitzthum durch ihre nächtlichen Räubereien gefährlich wurden. Die Freigelassenen arbeiten nach den Berichten unsers Verf. nur tagweise, sie suchen gerade nur so viel zu verdienen, wie zu ihrem allernothdürftigsten Lebensunterhalte erfoderlich ist; daher fehlt es fast immer an Arbeitern, und der Taglohn steht unverhältnißmäßig hoch. Als der Verf. hierüber seine Verwunderung aussprach, gab ihm der Bischof von Gnadendal zur Antwort, daß kein Mensch das Recht habe, einen andern zur Arbeit zu zwingen, und wenn ein Jeder hinlänglich arbeite, um seine Bedürfnisse befriedigen zu können, so thäte er genug, und nichts wäre weiter darüber zu sagen. Der Verf. stellt hierüber sehr vernünftige Reflexionen an, wovon wir wenigstens die Schlußworte noch zur Sprache bringen wollen.

„Alle diese unseligen Transactionen nun sind es, welche vorzüglich die Auswanderung der besten Vertheidiger der Niederlassung, der Grenzcolonisten, nach Port-Natal verursacht haben, wo sie, nachdem sie Dinjaan, König der Zoola- (Zula) Kaffern in offenem und loyalem Kriege überwunden, Wurzel gefaßt haben. Es ist sonderbar, daß sich das englische Gouvernement nicht mit mehr Energie dieser Auswanderung, der wahren Schutzwehr der Colonie, widersetzte, da sie in einer sehr kritischen Lage sein würde, wenn die Grenzkaffern, die Amakosa, Amatembou und Amagonda, es sich sollten einfallen lassen, aufs neue die südafrikanischen Niederlassungen anzugreifen, wie sie es schon oft gethan haben. Diese neuen Ansiedler von Port-Natal haben daselbst die dreifarbige Fahne ihrer Vorfahren aufgesteckt; sie haben sich als ein freies, unabhängiges Volk erklärt und geschworen, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, wenn es England einfallen sollte, ihnen Gesetze vorschreiben zu wollen. Doch, was wird diese Hand voll afrikanischer Wagehälse gegen die Macht Großbritanniens ausrichten können!? Ich bin der Meinung, daß, wenn die britische Escadre den höchst moralischen Krieg mit China zu Ende gebracht hat, sie im Vorbeigehen in Port-Natal anhalten wird, um, wie gewöhnlich, da zu ernten, wo John Bull nicht gesäet hat."

Man sieht, Hr. v. Meyer führt in den Angelegenheiten der Politik ein freies, treffendes Wort. Aber auch in Behandlung anderer Gegenstände ist er ebenso gerade und entschieden. Wir wollen zur bessern Charakteristik des Werkes auch hierüber eine passende Stelle herauswählen und dieselbe mit des Verf. eigenen Worten wiedergeben.

„Man hat oft über das Phänomen des Sees auf dem Gipfel des Tafelbergs gesprochen, ja ich habe in dem Buche eines neuern Reisenden ziemlich abenteuerliche Muthmaßungen über den Ursprung des Wassers auf einer solchen Höhe gelesen, und doch ist nichts leichter als die Auflösung dieses Räthsels. Der Gipfel des Berges ist fast fortwährend in Wolken und Nebel gehüllt; diese Wolken entladen sich auf dem Berge des Wassers, womit sie geschwängert sind, und geben auf solche Weise dem Wasserpfuhle Nahrung; und nicht allein in jener Lache, nein, in jeder, wenn auch aus purem Fels bestehenden Höhlung auf dem Berge findet man reines, trinkbares Wasser. Als wir des Morgens den Berg bestiegen und seinem Gipfel nahe gekommen waren, so umhüllte uns ein dichter, nasser Nebel; das Gras war feucht, wie nach einem starken Regen, und unsere Kleider waren bald von der Nässe durchdrungen. Man hat mir gesagt, daß es immer so ist, wenn man mit Aufgang der Sonne den Berg besteigt. Der Gipfel dieses Tafelberges ist übrigens für die meisten Einwohner der Capstadt terra incognita, denn hier, so wie in Europa, besucht man nie die Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt."

Dem Buche ist nun auch eine Abbildung einer Löwenjagd vorgeheftet. Die Beschreibung dieser Jagd hat der Verf. S. 121 und 122 gegeben, sie ist mit viel mehr Frische und Treue in Worten gezeichnet, wie der zeichnende Künstler Talent gehabt hat, sie in Linien dem Auge sichtbar zu machen; dies lithographirte Blatt ist sehr matt und unwahr, es trägt wahrlich nicht zur Hebung des übrigens so trefflichen Buches bei.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Begräbnißplätze englischer Dichter.

Jedermann weiß, daß Shakspeare unter der Kanzel der Kirche zu Stratford eingesargt liegt. Chapman und Shirley ruhen in London auf dem Kirchhofe St. Giles in the fields; Marlowe in Deptford auf dem Kirchhofe St. Paul; Fletcher und Massinger in Southwark auf dem Kirchhofe St. Saviour; Dr. Donne in der alten londoner St. Paulskirche; Edmund Walter auf dem Baconsfielder Kirchhofe; Milton auf dem Kirchhofe St. Giles in Cripplegate; Butler auf dem Coventgardener Kirchhofe St. Paul; Otway — ja so, das weiß man nicht; Garth in der Kirche zu Harrow; Pope in der zu Twickenham; Swift in der St. Patrickskathedrale zu Dublin; Savage auf dem St. Peterskirchhofe in Bristol; Parnell in Chester, wo er auf der Durchreise nach Dublin starb; Dr. Young zu Welwyn in Hertfordshire, wo er Rector war; Thomson auf dem Kirchhofe zu Richmond; Collins in der St. Andreaskirche zu Chichester; Gray auf dem Kirchhofe, wo er seine Elegie gedichtet, zu Stoke Pogels; Goldsmith auf dem Tempelkirchhofe in London; Falconer im Meere, „der weite Ocean sein Grab — all ocean for his grave —"; Churchill in Dover auf dem St. Martinskirchhofe; Cowper in der Kirche zu Dersham; Chatterton auf dem Kirchhofe St. Andreas im londoner Kirchspiele Holborn; Burns zu Dumfries auf dem St. Michaelskirchhofe; Byron in der Kirche zu Hucknall bei Newstead; Crabbe in Trowbridge; Coleridge in der Kirche zu Highgate; Sir Walter Scott in der Abtei Dryburgh; Southey in der Crosthwaiterkirche unweit Keswick; Shelley „unter einem der alten von Unkraut umrankten Thürme, die das alte Rom umgeben"; Keats neben ihm „unter der Pyramide, die das Grab des Cestius ist", und Thomas Campbell im Dichterwinkel der Westminsterabtei. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 317. —— 12. November 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 316.)

Sobald unser protestantischer Freund sich auf nähere Bestimmung seines Gottes einläßt, zeigt sich, daß sein Deismus nur ein mit deistischen Ausdrücken aufgestutzter Naturalismus ist; Gott ist ihm das Universum; unter Weisheit Gottes versteht er nichts als das Naturgesetz, und ein willkürliches Eingreifen in das Gesetz statuirt er nicht; unter Allmacht versteht er die Lebens- und Wirkenskraft des All, denn Wunder, Unterbrechungen des natürlichen Verlaufs läßt er nicht zu.

Gott selbst kann die von ihm erschaffenen Geister nicht umschaffen, ihnen ihre Persönlichkeit nicht ausziehen und sie zu einem Lebensvergange anhalten, der nicht ihr selbständiger ist u. s. w.

Alles Wirkliche, Gute, Vollkommene, was all Eins ist, das ist Gott, nicht der Inbegriff oder die Summe alles Guten, sondern das Gute selbst, von welchem alles Übrige nur ein Geschöpf, eine Wirkung, ein Abglanz oder Widerschein der unendlichen Güte sein kann, und ohne den überall nichts ist.

Also Gott nur ein Urbild. Ja der Verf. sagt:

Gott kann nur in der Idee aufgefaßt werden, und der Inhalt dieser Idee richtet sich nach der Denkfähigkeit und Denkweise jedes Auffassenden.

Das heißt, die Menschen machen sich ihren Gott. So weit geht unsers Verf. Bewußtsein; aber die leere Form „Gott" läßt er stehen, der er rein gar nichts übriggelassen hat, nicht einmal ein absolutes ideales Sein, da dieses von der Denkfähigkeit der Menschen abhängt. So drängt den protestantischen Freund seine eigene Argumentation unwiderstehlich dahin, auch dieses leere X noch wegzuwerfen und die Ewigkeit und Selbstlebendigkeit der Natur, d. h. des Universums, der geistigen, sammt sinnlichen Welt anzuerkennen. Und wenn er das nicht thut, so kommt es nur daher, weil sein Gemüth sein Denken nicht völlig zu sich selbst kommen läßt. Er sollte sich abermals in Feuerbach's Spiegel beschauen. Dieser sagt ihm:

Selbst wenn mein Glaube seinem Ursprung nach ein freier sein sollte — die Furcht mischt sich doch immer mit ein; mein Gemüth ist immerhin befangen; der Zweifel, das Princip der theoretischen Freiheit erscheint mir als Verbrechen. Der höchste Begriff, das höchste Wesen der Religion ist aber Gott, das höchste Verbrechen also der Zweifel an Gott oder gar der Zweifel, daß Gott ist. Was ich mir aber gar nicht zu bezweifeln getraue, nicht bezweifeln kann, ohne mich in meinem Gemüthe beunruhigt zu fühlen, ohne mich einer Schuld zu zeihen, das ist auch keine Sache der Theorie, sondern eine Gewissenssache, kein Wesen der Vernunft, sondern des Gemüths.

Dieser Rationalismus täuscht sich also einerseits über sein Christenthum, andererseits über seine Vernünftigkeit. Seine Bibelauffassung und Dogmatik ist ebenso unhaltbar als seine wissenschaftliche Methode. Er ist halbgläubig und halbdenkend, unfähig, den Kampf der Zeit in seiner Tiefe zu ergreifen, und daher nicht dazu berufen, fördernd an der Arbeit der Zeit Theil zu nehmen.

Wir sahen in unserm vorigen Artikel, daß Hr. Hottinger sowol Staat als Kirche aus Gott ableitet. Wir müssen hier noch einmal auf ihn zurückkommen. Er hat ein Bewußtsein darüber, daß man auch eine andere Anschauungsweise haben kann, und ist tolerant gegen diese. Für eine von beiden Anschauungsweisen, sagt er, müsse sich der Denker entscheiden. Nämlich entweder sei die Grundursache alles Dessen, was lebt und besteht, in dem von Ewigkeit her bestandenen freien Willen und dem Machtworte eines selbständigen Schöpfers und Urhebers, eines die Welt nach eigener Einsicht und Allmacht leitenden Wesens zu suchen; oder in einem von Ewigkeit her bestandenen Gesetze, das den Grund seines Daseins und seine Rechtfertigung in sich selbst hat, das daher auch von den Menschen aufgefunden und erkannt werden könne und dessen Ausdruck sowol die materielle Natur als alles sich bewußte geistige Leben sei. Hr. Hottinger entscheidet sich für die Annahme eines persönlichen, in Allmacht frei schaltenden Gottes. Warum? Das weiß er nicht. Er sagt: „Ich gestehe, daß ich weder diese meine Überzeugung mathematisch erweisen noch die entgegengesetzte ebenso widerlegen könnte." Er fügt hinzu, deshalb müsse er sich der religiösen Anschauung anschließen, weil für dieselbe in seinem Innern eine lebendige Stimme spreche und so weit sein Bewußtsein zurückreiche, gesprochen habe, weil er nur in ihr Ruhe und Thatkraft finden könne, weil die entgegengesetzte ihm unpraktisch und in ihren Consequenzen verderblich erscheine, und über Alles hinaus, weil jene religiöse Weltanschauung die des Christenthums sei, dessen

innere Wahrheit ihm noch nicht erschüttert scheine. Man begreift hier sehr wohl, warum Hr. Hottinger einen Gott haben muß, der Machtsprüche thut. Er selbst liebt die Machtsprüche. „Es scheint mir; es ist mir so; meine innere Stimme, d. i. mein Belieben spricht dafür; ich will; abgethan!" Nur schade, daß Hr. Hottinger nicht sagt, aus welchen Gründen ihm die entgegengesetzte Anschauung „unpraktisch" und „in ihren Consequenzen verderblich" erscheine. Mit diesen Scheltwörtern sind alle ihre Gegner bei der Hand, aber die Beweise, die Beweise, ihr Herren! Mit „es scheint mir" und „ich meine nun so" ist nichts widerlegt. Es wäre wahrlich Zeit, der anthropologischen und naturalistischen Anschauung, die mit tausend Gründen gewaffnet auftritt und von Tag zu Tag mehr Terrain gewinnt und mehr Proselyten macht, mit Gründen entgegenzutreten. Weder mit Verdammungsphrasen noch mit Bücherverboten ist gegen diesen — Dämon etwas auszurichten.

Hr. Carrière gehört auch zu Denen, die gegen die moderne Kritik und den Atheismus nur zu schimpfen verstehen, anstatt sich, wie es löblich wäre, an ernster, eingehender Widerlegung zu versuchen. Er sagt:

Voltaire und Diderot werden aufgewärmt, und von einer skandalsüchtigen Kritik wird die versuchte Verflüchtigung alles substantiellen Inhalts zu abgeschmackten Producten schriftstellerischer Reflexion als großer Fortschritt ausposaunt.

Man sollte meinen, es sei viel substantieller, nachzuweisen, wie der menschliche Geist seinen substantiellen Inhalt allmälig in der Geschichte aus sich herausgearbeitet habe, als, wie Hr. Carrière thut, zu sagen: darauf komme es nicht an, daß man wisse, was Christus einmal zeitlich war, sondern nur, was er im Bewußtsein ewig ist. Man sollte meinen, Das gerade sei skandalös, was Hr. Carrière anempfiehlt: „dem Volke den Gehalt seines Glaubens zu deuten"; denn Deuten ist Umdeuten, Lügen und Trügen. Wenn es mit dem Deuten des Heidenthums so fortgegangen wäre wie zu den Zeiten Plutarch's, der Neuplatoniker u. s. w., wäre die Welt nimmer zum Christenthume gelangt. Wenn Luther die päpstliche Lehre hätte deuten wollen, würde noch heute der Ablaß gepredigt. Doch rechten wir nicht mit dem romantischen Hrn. Carrière!

Wenden wir uns zu Marheineke. Gleich Hottinger leitet er Kirche und Staat, wie wir gesehen, aus Gott ab. Jedoch er beruft sich natürlich nicht auf sein Gefühl, sondern auf die Vernunft und Dialektik. In seiner „Praktischen Theologie" sagt Marheineke:

Die Bestimmung aller Menschen hat nicht die Menschheit sich, sondern Gott ihr gegeben; diesen Charakter der Gegebenheit verliert die Religion auf allen ihren Stufen, auch auf der höchsten, nicht.

Nun aber ist Marheineke's Gott nicht in dem Sinne allmächtig, in welchem Hottinger dem seinigen die Allmacht beilegt. In seiner „Dogmatik" sagt Marheineke:

Die Allmacht Gottes besteht nicht darin, daß ihm Alles möglich ist; denn in Gott ist kein Unterschied der Möglichkeit und Wirklichkeit; die Allmacht ist sein Denken und Wollen; Gott ist der ewig substantielle Geist, die Substanz als Sein, aber als das Sein, welches nicht das Denken außer ihm hat, sondern selber ist.

Das heißt, Gott ist nicht Person oder Dreipersönlichkeit, sondern nur das Abstractum, die Idee der Persönlichkeit. Dennoch unterscheidet Marheineke seine Bestimmung Gottes ausdrücklich von der Strauß'schen. Nicht mit hinlänglichem Grund, denn Strauß hat nur mit Bewußtsein vollzogen, was aus Marheineke's Dialektik, ohne daß er es zu wissen scheint, resultirt. Marheineke läßt sich nämlich durchweg von der seltsamen Vorstellung beherrschen, daß in der concretesten Sphäre jedes Moment als besondere Existenz realisirt werden müsse. So ist er nicht zufrieden, daß, wie in Hegel's „Encyklopädie", die Religion für den Staat das Innerliche sei, er verschafft ihr vielmehr auch noch eine äußere Form der Existenz in der Kirche. So ist er nicht zufrieden, daß die als Einheit des Seins und Denkens begriffene Substanz ihre Verwirklichung im Universum habe, wie dies in Hegel's System der Fall ist, sondern er gibt ihr noch eine aparte Existenz als Gottheit, obgleich er selbst in seinem System gar keinen Raum für eine solche hat; denn sie würde das nur Innerliche des Alls sein, also ohne Wirklichkeit, da sie ihre Wirklichkeit außer sich hätte, also nicht Gott. Der Name Gott ist hier völlig illusorisch. Und das zeigt sich sogleich, wenn praktischer Ernst mit ihm gemacht wird, z. B. in der Lehre von der Vorsehung; denn diese Vorsehung ist gar keine, sondern eine bloße Explication der Vernunft und Freiheit des menschlichen Geistes, wobei die ganz willkürliche Versicherung eintritt, dies sei eben die Offenbarung Gottes selbst in höchster Potenz; ein Luxus, denn dabei bleibt die menschliche Vernunft und Freiheit, was sie ist. Sahen wir ja doch, daß ihm auf dieselbe Weise die Kirche in Nichts zerrann, sobald Ernst mit ihr gemacht wurde. Und ebenso ist es mit dem Schall und Namen des Christenthums, wenn Marheineke sagt:

Es eröffnet sich uns eine neue Bahn, das Christenthum in wahres Leben, in die häusliche und öffentliche Sitte, in die Gesetzgebung der Völker, in die moralische und politische Welt einzuführen und umzusetzen.

Und wovon ist die Rede? Von Familie, Vaterland, Staat, Menschenliebe u. s. w. Warum wird darauf beharrt, die Richtung auf rechte Gestaltung dieser vollkommen menschlichen Verhältnisse Christenthum zu nennen? Es entsteht dadurch ein nicht nur unnöthiger, sondern schädlicher Dualismus, eine Verwirrung, aus der gar nicht herauszukommen ist. Marheineke sagt unmittelbar vorher:

Wir müssen einsehen, daß das Christenthum nur so erst sich zu verjüngen und zu vollenden anfangen kann, wenn die alten Schranken, die seinen Geist eingedämmt haben, gefallen sind, und sein ewig junger Geist sich frei und ungehemmt entfalten und sich in die Institutionen der Völker ergießen kann.

Ein Christenthum ohne seine Schranken ist ein Christenthum ohne Christlichkeit, also kein Christenthum.

Der Bruch zwischen einer alten und einer neuen Zeit ist tragisch, und die Helden dieser Tragödie sind Diejenigen, welche auf der Scheide bei den Zeiten stehen, ergriffen von dem neuen Geist und von dem alten noch

mit Liebesarmen umklammert, unfähig, die Vergangenheit zu vergessen, und voll dunkler Sehnsucht nach der schönern Zukunft. So Marheineke.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Reisen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841. Von W. v. Meyer.

2. Reiseerinnerungen an Cuba, Nord- und Südamerika, 1838—41, von Eduard Otto.

(Beschluß aus Nr. 316.)

Auch Hrn. Otto's Werk hat Ref. mit vielem Interesse gelesen. Wie das v. Meyer'sche macht es keinen Anspruch auf hohen wissenschaftlichen Werth. Es will nur für allgemein Gebildete auf eine angenehm unterhaltende und, wo es sein kann, auch belehrende Weise die Ergebnisse und Beobachtungen der betreffenden Reise so zur Sprache bringen, wie es den näherstehenden Freunden des Verf. schon mehrfach Interesse abgewonnen hatte, ehe der hierdurch veranlaßten Auffoderung zum Drucke ein bereitwilliges Gehör geschenkt ward. Selbst die Manier in der Behandlung der Gegenstände des Buches hat mit der des ebenbesprochenen viel Übereinstimmendes, obgleich auch wieder gar nicht in Abrede zu stellen ist, daß Hrn. v. Meyer's Feder mehr Gewandtheit und Zierlichkeit im Ausdruck besitzt. Auch fehlt dem Werke des Hrn. Otto die gründliche Vielseitigkeit des Wissens, der Reichthum an Erfahrungen durch das Reisen, überhaupt die vertraute Bekanntschaft mit den Wissenschaften und der Welt, wie wir dies bei dem andern Werke so rühmend erwähnen konnten.

Die Vorrede schrieb der Verf. von dem königl. botanischen Garten bei Berlin aus. Wahrscheinlich ist ihm dies Wohn- und Berufsort, denn in der Einleitung des Buches bemerkt derselbe, wie die Hauptlebensaufgabe für ihn, sich zu einem botanischen Gärtner auszubilden, schon früh die Sehnsucht nach großen Reisen, nach fernen Gegenden erweckt habe. In den J. 1834 und 1835 bot sich dem Verf. die erste glückliche Gelegenheit dar zu einer gärtnerisch belehrenden Wanderung durch England, Schottland, Irland. Hierdurch war aber das Ziel seiner Wünsche noch lange nicht erreicht. Alexander v. Humboldt's Reisen hatten seine Phantasie entzündet. Nach den Tropenländern stand sein kühner Sinn. Er war durchdrungen von dem heißen Verlangen, die erhebenden Herrlichkeiten und die verschwenderische Pracht, womit in den Äquinoctialgegenden die frei wachsenden Pflanzen von der mächtigen Natur allein entwickelt werden, mit eigenen Augen sehen und bewundern zu können. Und es läßt sich denken, wie willkommen ihm im J. 1838 eine Auffoderung von Dr. Pfeiffer aus Kassel kam, eine Auffoderung zur Theilnahme an einer beabsichtigten wissenschaftlichen Reise nach Cuba. Die Regierung gab bereitwillig Urlaub und Reisegelder auf ein Jahr. Die Hauptaufgabe, welche nun Hr. Otto auf seiner Reise befriedigend zu lösen strebte, bestand darin, „möglichst umfangreiche Sammlungen für alle Zweige der Naturwissenschaften anzulegen, namentlich aber für den botanischen Garten lebende und für das königl. Herbarium getrocknete Pflanzen einzusenden".

Hr. Otto hatte außer dem Dr. Pfeiffer, dem eigentlichen Veranlasser der Reise, noch einen zweiten Reisegefährten an Dr. Gundlach aus Marburg. Diese drei Herren blieben aber nur kurze Zeit beieinander. Hr. Dr. Pfeiffer beschäftigte sich eine Weile mit dem Einsammeln von Conchylien, fand aber auf Cuba durchaus nicht Das, was er suchte, und kehrte bald wieder nach Europa zurück. Dr. Gundlach schoß Vögel und balgte sie aus, und unser Verf. botanisirte. Anfangs blieben alle Drei immer in derselben Gegend, sodaß sie sich wenigstens Abends wieder an demselben Orte trafen. Als aber Pfeiffer abreiste, trennten sich auch die beiden andern Gefährten. Dr. Gundlach blieb in der Pflanzung Fundador, welche ihm für seine Zwecke die erwünschtesten Eigenschaften besaß, während unser Verf. nach Trinidad de Cuba reiste.

Obgleich nun Botanik das Hauptfach unsers Reisenden ist, so trägt das Buch doch nichts weniger als blos botanische Interessen in sich. Ja man würde dem Werke, wenn ihm Vorrede und Einleitung fehlten, kaum anmerken können, daß die betreffende Reise vorzugsweise botanische Zwecke gehabt hätte. Der Verf. besucht allerdings, wo es sich nur thun läßt, botanische und andere Gärten, er bekümmert sich viel um die Kaffeepflanzungen, um die Cultur aller nutzbaren Pflanzen, indeß vernachlässigt er dabei durchaus nicht, auch auf andere Kunst- und Naturmerkwürdigkeiten sowie auf das Leben und Treiben der Menschen seine Aufmerksamkeit zu lenken. So wird z. B. von dem Hafen Havanas, von den gewöhnlich durch Bestechung umgangenen policeilichen Hindernissen beim Landen, von den Einrichtungen und Bewegungen auf der Börse, im Theater, auf der Plaza de los Armas, auf dem Marsfelde dieser Stadt ein ebenso anziehendes als lebendiges und wahres Bild gegeben.

Die Überfahrt von Havana nach Neuyork und der kurze Aufenthalt an der Küste Nordamerikas haben auf unsern Reisenden keinen ganz günstigen Eindruck gemacht. Er klagt über die Beschwerlichkeit, welche die reißende Strömung des Golfstromes herbeiführe; er ist unzufrieden mit dem schlechten Wetter, das in der Nähe des Cap Hatteras zu jeder Jahreszeit immer dasselbe bleibe. Am schrecklichsten war ihm auf dieser Fahrt eine heranziehende gefahrdrohende Wasserhose. Doch wollen wir hier den Verf. selbst reden lassen. Es betrifft dies gerade eine Stelle, welche den Werth des Buches sogleich ins rechte Licht stellen und zugleich zum Belege für das oben schon ausgesprochene Urtheil dienen kann, daß es dem Hrn. Verf. nicht an richtiger Auffassungs- und interessanter Darstellungsgabe fehle, wol aber an einer stilistischen feinen Gewandtheit in dem Verbrauche der Sprache:

„Die Küsten von Florida, Georgia sind flach und unsicher, und man darf sich ihnen nicht zu sehr nähern. Beinahe täglich, besonders des Nachts, hatten wir Gewitter, und zischend fuhren die Blitze neben uns ins Meer herab. Die Nacht vom 27. zum 28. September war grausenhaft und mir unvergeßlich. Am 28. Mittags 1 Uhr, als eben die Schiffsoffiziere ihre Berechnungen machten, die meisten Passagiere schliefen und ich mich über die nun nach so böser Nacht eingetretene Stille freute, bemerkte ich nach Osten zu eine säulenähnliche Gestalt; die Erscheinung war mir unbekannt, ich rief den Capitain aufs Deck, der, als er es kaum betreten hatte, die Segel einzuziehen commandirte. Es war nämlich eine Wasserhose, die von Minute zu Minute größer werdend auf uns zukam, aber zum großen Glücke für uns Alle, noch ehe sie uns erreichte, ins Meer zurückstürzte. Der Anblick war höchst überraschend, das Wasser stieg in einer gebogenen Säule, die nach unten an Dimension zunahm, bis in die Wolken und zersprang mit einem großen Geplätscher."

Auf der Insel Cuba verweilte der Verf. acht Monate. Während dieser Zeit bewegte er sich meistens in den Kaffeepflanzungen. Er gibt uns mehre interessante Schilderungen über Behandlung und Verwendung der Sklaven. Hier stehen seine Ansichten aber gar oft mit denen von Thomas Fowell, Burton und von Boz (Dickens) im directen Gegensatze. „Man muß eingestehen", sagt unser Verf., „daß die Neger auch wol Ungerechtigkeiten von den Weißen ertragen müssen; doch ist es gewiß selten, und ich für meinen Theil halte den Weißen, der mit Negern umgehen muß, für bedauernswürdiger als den Neger selbst. Viel ist und wird noch in jetziger Zeit gegen die Negersklaverei declamirt, ganze Gesellschaften haben sich gebildet, sie zu unterdrücken. Commissionnaire der Antislavery-Society haben sich nach Cuba begeben; sie wurden entdeckt, und ihr Loos war der Strang. Weit entfernt davon, die Sklaverei in Schutz zu nehmen, so gibt es gewiß unzählige

Menschen, die bedauernswürdiger sind als die cubaischen Neger. Man nehme nur die russischen Leibeigenen; wie viele Vorzüge haben die Neger vor diesen." Der Verf. sieht hierbei das Übel nicht von der ersten Quelle ab. Er läßt die Sklaven schon da sein und bekümmert sich nicht um die Frage, wo kommen sie her? Der Sklavenhandel ist es ja gerade, welcher in jedem edeln Gemüthe einen tiefgefühlten gerechten Zorn erweckt. Die ungeheure Ausdehnung dieses allerunchristlichsten Handels unserer sonst so aufgeklärten Zeit ist ein gar nicht zu reinigender oder zu entschuldigender Schmuzfleck, ein Unheil bringender Krebsschaden, der aus unserm Jahrhundert durchaus mit der Wurzel ausgerissen und vertilgt werden muß, bei dem das oberflächliche Heilen oder Überpflastern ein heimliches Weiterfressen zur Folge hat, das dies Übel nur noch schrecklicher macht.

Der Verf. ist mit auffallend starker Vorliebe Preuße. Werden Städte beschrieben, so müssen sie sich fast immer mit Berlin und Potsdam in Vergleich bringen lassen, und da fällt dann das Resultat nie ungünstig für das liebe Vaterland aus. Auf S. 122 sagt er z. B.: „Am 17. October traf es sich zufällig, daß ich einer Revue der neuyorker Miliz beiwohnen konnte, die mir als preußischem Landwehrmann vielen Spaß machte. Es war mir in meinem Leben kein bunteres und drolligeres Militair vorgekommen. Gegen 15,000 Mann waren versammelt. Jedes Regiment hatte eine andere Uniform und war von jedem Regiment nur eine Compagnie uniformirt, die übrigen erschienen in allen nur möglichen Civiltrachten, als in Jacken, in langen Röcken, in Fracks, mit Mützen, Hüten, Kappen u. s. w. Von den nicht Uniformirten trug der Eine eine Muskete, der Andere einen Säbel, der Dritte eine Lanze oder Büchse, mit Einem Worte, es war eine ungewöhnliche Zusammenstellung." Denselben komischen Anblick hätte unser Verf. in der Schweiz näher haben können. Die Sonntagsexercitien, welche hier im Sommer auf den freien Plätzen der einzelnen Dorfschaften mit großem Eifer von Jung und Alt betrieben werden, lassen ebenfalls die militairischen Kleider, aber nicht die freie kräftige Natur vermissen. Es fehlen auch hier fein dressirte Soldaten, dagegen hat man noch nie Mangel an muthigen Kriegern verspürt. Bei dem Besuche des Theaters zu La Guayra (S. 157) heißt es ebenfalls: „In der Thür standen zwei Soldaten in leinenen Jacken mit dunkelblauen Aufschlägen und einer Muskete im Arm, die eine solche Haltung bewiesen, daß unsere soeben eingekleideten Rekruten sich um hundert Procent besser ausnehmen."

Über Philadelphia berichtet der Verf. mit interessanter Ausführlichkeit. Er war auch an einem Sonntage da und ward von dem auffallend zahlreichen Hineilen der Bewohner zur Kirche selbst zu einem Kirchenbesuche veranlaßt. Der Zufall wollte es, daß er in eine Quäkerkapelle gelangte. Das Aufbehalten der Hüte bei allen Männern der Versammlung, das Fehlen der Orgel, der Kanzel und des Altars verursachte bei ihm schon große Verwunderung, die aber noch bis zum höchsten Staunen gesteigert wurde, als von der still betenden Versammlung plötzlich eine Dame begeistert wurde und eine Predigt aus dem Stegreif hielt, die eine halbe Stunde währte. Nach dem Abtreten der Dame sei auch noch ein Herr von dem heiligen Geiste zum Prediger berufen, der aber eine „fürchterlich lange Rede" gehalten, die zugleich so affectirt und sonderbar betont gesprochen sei, daß man sich oft nicht des Lachens hätte erwehren können. Nach dieser zweiten Begeisterung seien noch einige andere von Frauen und Männern erfolgt.

Der Verf. rühmt die Löschanstalten sowol in Neuyork als in Philadelphia. Er gibt uns eine recht gute Beschreibung von der Einrichtung der Gefängnisse beider Städte und spricht im Vorbeigehen auch ein Wort über die Fabrik für Locomotiven zu Patterson.

Aus den im Allgemeinen und Besondern zur Sprache gebrachten Eigenschaften geht unmittelbar schon hervor, daß wir es mit einem guten Buche zu thun haben. Um nun noch von dem Umfange der ganzen Reise eine Übersicht zu bekommen, so sei noch Folgendes bemerkt.

Das ganze Buch ist in vier Abschnitte getheilt. Der erste Abschnitt bespricht in sechs Capiteln die Reise nach Cuba und den Aufenthalt auf dieser Insel. Der zweite Abschnitt betrifft die Reise von Cuba nach Neuyork und Philadelphia. Der Hr. Verf. hat diesem Theile seines Werkes wahrscheinlich eine größere Ausdehnung oder eine andere Eintheilung zugedacht, welche er später durch die Umstände verhindert worden ist auszuführen, sonst möchte die Überschrift „Erstes Capitel", ohne ein zweites und drittes nachfolgen zu lassen, kaum möglich gewesen sein. Der dritte Abschnitt bezieht sich in fünf Capiteln auf die Seereise von Neuyork nach der nördlichen Küstengegend des Festlandes Südamerika und auf Wanderungen in diesen Gegenden. Der vierte Abschnitt ist noch als Fortsetzung des dritten anzusehen, er zählt sechs Capitel, wovon das letzte die Rückreise von Angostura nach Bremen zum Gegenstande der Besprechung genommen hat. 123.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Historische Skizzen aus der Geschichte der geistlichen Macht.

Delécluse hat sich, wenn wir von seinen höchst ungenügenden Leistungen als Romandichter absehen, sowol durch seine unparteiischen, wohlwollenden und kenntnißreichen Berichte in dem „Journal des débats" als auch durch einige ganz brauchbare Arbeiten historischen Inhalts einen ganz rühmlichen Namen in der französischen Tagesliteratur gemacht. Wir erhalten jetzt aus seiner Feder einige größere historische Skizzen, die, wie es heißt, einem umfassendern Werke über die Geschichte der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften entnommen sind. Die neue Erscheinung dieses gewissenhaften Schriftstellers führt den Titel: „Grégoire VII, Saint-François d'Assise, Saint-Thomas d'Aquin", und umfaßt zwei Bände. Man sieht an dieser Zusammenstellung, daß Delécluse absichtlich diese drei großen Männer gewählt hat, um durch sie die verschiedenen Tendenzen, die sich in den langwierigen Kämpfen des Katholicismus zur Unterwerfung der weltlichen Macht kundthaten, zu charakterisiren. Es scheint ihm die Idee vorgeschwebt zu haben, daß in Gregor VII. die Kraft und Gewalt, im heil. Franziskus die Liebe, und im heil. Thomas die Einsicht und die Verstandesthätigkeit vertreten wird. Wenngleich der Verf. vollkommen unter dem Einflusse römisch-katholischer Glaubensansichten steht, so kann man ihn doch durchaus nicht irgend einer Parteilichkeit zeihen. Überall zeichnet er das Wesen dieser hervorragenden Männer mit einfachen, anspruchslosen Zügen, und nirgend sucht er die Fehltritte, die sie sich offenbar haben zu schulden kommen lassen, irgendwie zu bemänteln. Dabei benutzt er die großartige Erscheinung eines Gregor, die bei aller Starrheit nicht wegzuleugnen ist, zu Schilderungen, welche in stilistischer Beziehung zuweilen ganz vorzüglich sind und denen man auch vom historischen Standpunkt aus seinen Beifall nicht versagen kann. Überhaupt hat der Verf. seinen Stoff nicht nur mit großem Fleiße zusammengetragen, sondern überall bemerkt man die umsichtige Hand einer gewissenhaften historischen Kritik. Erhebender noch als die imposante Gestalt Gregor's ist das einfache, schlichte Bild, welches Delécluse von François d'Assise entwirft. Hier treten uns zwar die effectvollen Scenen mit fast dramatischer Wirkung nicht entgegen, aber desto segensvoller und heilbringender war die wunderbare Thätigkeit dieses seltenen Mannes, die der Verf. sehr gut charakterisirt. Diese biographischen Denkmale sind geeignet, im voraus auf jenes größere Werk, von dem sie als selbständige Ganze losgelöst sein sollen, aufmerksam zu machen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 318. —— 13. November 1844.

Staat und Kirche, Religion und Selbstbewußtsein.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 317.)

Als ich das Buch „Über die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche" (Leipzig 1842) schrieb, bildete ich mir ein, daß es möglich sei, innerhalb der alten Institutionen und mit deren Hülfe dem neuen Geiste friedlich Bahn zu machen, das Alte in das Neue sanft und allmälig, in aller Frömmigkeit und Liebe hinüberzuführen. Ich bildete mir ein, die Geistlichen gerade müßten als dazu berufen angesehen werden, die Wissenschaft und höchste geistige Bildung der Zeit mit dem unreifen, dunkeln, ahnenden Bewußtsein der Menge klüglich zu vermitteln. Ich bedachte nicht oder wußte nicht, daß Principien, die einmal die Welt bewegten, nicht so schwindsüchtig sanft auslöschen, sondern sich gewaltig wider den Tod empören. Besonders aber übersah ich den Zusammenhang der sogenannten geistlichen Interessen mit denen, die man noch immer im Unterschied von jenen die weltlichen zu nennen pflegt. Genug, ich bin von jener Einbildung, derselben, die, wie mir scheint, Hrn. Dr. Rupp u. A. beherrscht, zurückgekommen. Wer meinen drei Artikeln unbefangen gefolgt ist, wird auch gestehen, daß an Vermittelung der verschiedenen Stellungen nicht zu denken ist. Der Gedanke des reinen Humanismus hat sich inzwischen den Weg ins Volk zu öffnen gesucht. Die Mission ist heutzutage kein Apostelgeschäft; die Presse ist es, welche propagandistisch wirkt. Ehe ich beispielsweise eine oder die andere Schrift nenne, welche die Lehre des reinen Menschenthums in mehr volksthümlicher Weise vorträgt, will ich noch eine kurze aber recht bündig und gut abgefaßte kleine Schrift erwähnen, die mehr nur zur Orientirung dient:

14. Staat, Religion und Partei. Leipzig, O. Wigand. 1843. Gr. 8. 4 Ngr.

Es ist hier zunächst bemerkt, daß „dem Staate, der in seiner ganzen Einrichtung noch nicht auf der Höhe der Vernunft angelangt ist, ein großes Unrecht geschieht, wenn die fortgeschrittene Wissenschaft verlangt, daß er allen ihren Anfoderungen genügen soll. Die rechte Wissenschaft besteht vielmehr darin, zu sehen, daß er seiner ganzen Anlage nach denselben gar nicht genügen kann". Es wird dann zwischen dem oberflächlichen Liberalismus, der Alles nach fertigen allgemeinen Sätzen mißt und dabei stehen bleibt, und dem gründlichen oder radicalen Liberalismus, der auf die wirklichen Verhältnisse kritisch eingeht, unterschieden. Von dem letztern aus soll die Frage beantwortet werden, ob der Monarch Religion haben und Partei ergreifen dürfe, und zu dem Ende wird der Staat unter den drei Gesichtspunkten betrachtet, unter welchen ihn die verschiedenen Parteien selbst betrachten, als Staat des gesunden Menschenverstandes, als Staat der Individualität (legitimistische Ansicht), als Staat der Principien und der Theorie. Von dem Staate des gesunden Menschenverstandes, nämlich demjenigen, in welchem sich der Liberalismus die Regierung parteilos und über allen Religionen schwebend vorstellt, wird gezeigt, daß er ein Unding sei. Man fodert die Irreligiosität, wenn man die Religionslosigkeit fodert. Auch ist das Unmögliche gefodert, wenn man fodert, daß ein christlicher Monarch kein christlicher Monarch sein und nicht sein Christenthum auch in die Politik übertragen solle. In den Betrachtungen über den legitimen Staat findet sich sodann die richtige Bemerkung, daß man auch das politische Bewußtsein des Menschen, wie sein Bewußtsein überhaupt, in ein religiöses und philosophisches theilen könne.

Das religiöse Bewußtsein läßt sich leiten von einer Macht, deren Festigkeit zwar gerade in der gläubigen Anerkennung beruht, die aber als eine selbständige, in sich begründete und höhere anerkannt wird.

Als solche kann diese Macht keine Parteien anerkennen; es gibt für sie nur eine einzige Partei: die ihrige; und sie hat nur Einen Zweck: sich zu erhalten und zu bestehen. Es ist also auch nichts dawider einzuwenden, wenn eine solche Macht die Bewegung der Geister controlirt, die wissenschaftliche Forschung hemmt u. s. w. Ist der Regent religiös, so kann ihn nichts hindern, seine Religion als die einzig berechtigte hinzustellen, zumal wenn er von deren Vortrefflichkeit innigst überzeugt ist. Erst in dem „Staat der Principien" ist die Scheidung zwischen privater und politischer Überzeugung aufgehoben und die unbedingte Überlieferung des Menschen an das Belieben einer Individualität entfernt.

Wie nämlich der Philosoph nicht mehr glaubt, sondern weiß, wie er alle Mächte, welche das religiöse Bewußtsein an-

betet, als Schöpfungen des Menschengeistes erkennt und somit ihrer Kraft beraubt, wie der Philosoph das ganze Gebiet des Wissens nach jenem obersten Satze von der selbständigen Hoheit des menschlichen Geistes regelt, so begnügt sich auch das philosophisch-politische Bewußtsein nicht mehr mit der gläubigen Unterwürfigkeit, sondern es will in seiner Regierung den Ausdruck seiner selbst sehen; es verlangt eine Selbstregierung.

Hier ist also kein Religionhaben der Regierung mehr, weil die Religion überhaupt aufgehoben ist.

Zum Schlusse ist noch die Weise geschildert, in welcher sich die neue Weltanschauung, der nur theoretische Mittel zu Gebote stehen, geltend macht.

Mit der Weltanschauung und Gemüthsanlage, in der die Unfreiheit wurzelt, kämpfen die Politiker der Fortschrittspartei, indem sie jene zu widerlegen, auf diese zu wirken suchen. Dies theoretische Verfahren ist die einzige Macht, welche sie besitzen.

Wir haben die verschiedenen Parteien auftreten sehen; wir haben sie in ihrer Schwäche beobachtet: den der Kirche bedürftigen Staat, der vergebliche Anstrengungen macht, dieser ein neues Leben einzuflößen, während er sie doch zugleich beherrschen will und muß; die des Staates bedürftige Kirche, die als katholische auf den Staat geringschätzend herabsieht und die als protestantische sich gegen den Staat auffspreizt und gern zu der katholischen Kirche werden möchte. Die einzige unerschütterte Macht ist die Theorie, die Wissenschaft, die ihr eigenes Leben in sich hat, das sich verjüngende Bewußtsein, die Selbsterkenntniß des Menschen, gegen welche Pietismus und Rationalismus wie speculative Theologie sich vergeblich wehren, indem sie im Kampfe gegen dieselbe nur ihre Blöße aufdecken, während sie im Kampfe untereinander sich selbst aufreiben. Die Macht der Wissenschaft ist aber, wie gesagt, nur diese theoretische, und zwar, weil eben wissenschaftlichen Wesens, esoterisch, ein Gut, das nur den wenigen Eingeweihten zugute kommt. Die Wissenschaft ist aber ein Kind der Zeit, und der Geist der Zeit durchbricht die Schranke, die er sich in ihr zunächst gesetzt hat, und dringt in das Leben ein. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie lebhaft die neuen Gedanken, Lebenszeichen des Princips, aller Prohibitivmaßregeln und aller Censurstrenge ungeachtet, überall in der Literatur wuchern; wie Pilze schießen sie über Nacht empor. Solcher Bücher, die das neue Princip ohne Umschweif und mit ausgesprochener Absicht verkündigen, sind allerdings nur wenige. Ich nenne folgendes:

15. Die Religion der Zukunft. Von Friedrich Feuerbach.*) Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. 8. 15 Ngr.

Ich begnüge mich, hier den Gedankengang kurz anzugeben. Unter Religion versteht der Verf. die „zur innern Gesinnung gewordene, den ganzen Menschen durchdringende und bestimmende Kenntniß von den wahren Grundbedingungen der menschlichen Glückseligkeit". Er sucht die Frage zu beantworten, worein man fortan die Bedingungen dieser Glückseligkeit setzen werde. Der Glaube an einen persönlichen Gott, sagt er, ist der Glaube der Vergangenheit, der sich gründet auf die Voraussetzung einer Offenbarung Gottes an die Welt; die Gewißheit einer solchen Offenbarung sei jedoch niemals erweislich. Dagegen lasse sich leicht erklären, wie der Mensch im Gefühle seiner Abhängigkeit zu dem Glauben an ein übermächtiges Wesen gelange und durch seinen Glückseligkeitstrieb dazu geleitet werde, demselben Opfer zu bringen, um es sich geneigt zu machen. Die Religion hat zahllose Menschenopfer gekostet, leibliche Opfer und Opfer des Geistes. Die wahre Bedingung der menschlichen Glückseligkeit ist aber, daß die Menschheit ihr Wesen kenne und liebe. Dieses nun lehrt der christliche Glaube verachten. Er setzt die Vernunft herab und lehrt den Menschen nicht als Menschen, sondern nur um Gottes willen lieben, zerreißt so das natürliche und wahre Band der Nächstenliebe. Weit dringender ist der wahrheitliebende Denker zur Menschenliebe aufgefodert als der Christ. Seine Religion ist: kein Heil außer dem Menschen; dies die Religion der Zukunft. Zum menschlichen Wesen gehört: erkennender Geist, Wille, Seele und Sinnlichkeit. Durch möglichst harmonische Ausbildung aller Anlagen mittels der Vernunft wird die menschliche Glückseligkeit erreicht.

Die Formen, in denen dagegen die menschliche Glückseligkeit zu erstreben, sind: Erziehung und Staat. Um den Völkern Frieden zu sichern, ist es nothwendig, daß auf Vereinfachung des Volksbewußtseins hingewirkt werde. Das menschliche Bewußtsein ist dasjenige, ohne welches die Menschheit nicht bestehen kann; ohne Christenthum hat sie bestanden und besteht sie zum Theil noch. Die Schule soll das menschliche Bewußtsein bilden; aus der Kirche soll eine Volksbildungsanstalt, die Geistlichen sollen Menschenbildner, Anthropologen werden.

Zuletzt fodert Friedrich Feuerbach von den — deutschen Fürsten, sich mit der Lösung der Frage zu beschäftigen, wie die von ihm gewünschte Umwandlung der Kirche und des geistlichen Standes auf geistigem, friedlichem Wege zu bewerkstelligen sei. So, meint er, werde die Sache zu einer wahrhaft deutschen Angelegenheit, zu einer deutschen Frage, zu einem Einigungspunkte aller geistigen Kräfte des deutschen Volks erhoben werden. Es ist schon nicht anders: zuletzt ist es immer der liebe, gute, alte deutsche Michel!

Ich schließe hier meine Ährenlese aus dem Jahre 1843. Ich habe dem Leser Korn aller Art vorgelegt, Weizen und Unkraut, wie es gewachsen ist. Möge er urtheilen und selbst das Prognostikon stellen, ob aus all dem Gesäme der christlich-germanische Staat oder die Religion des menschlichen Selbstbewußtseins in nächster oder entfernterer Zukunft aufgehen werde.

G. Julius.

*) Nicht zu verwechseln mit Ludwig Feuerbach, von dessen „Wesen des Christenthums" die zweite, mit vielen neuen Belegstellen bereicherte und auch sonst vielfach überarbeitete Auflage (Leipzig 1843) erschienen ist.

Erzählungen aus der schwedischen Geschichte von Andr. Fryxell. Erster Theil, die heidnische und katholische Zeit enthaltend. Zweiter Theil, enthaltend die lutherische Zeit, von Gustaf Wasa bis zum Tode Erik's XIV. Aus dem Schwedischen übersetzt von T. Homburg. Stockholm, Fritze. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Fryxell's „Erzählungen aus der schwedischen Geschichte", die aus den Quellen derselben geschöpft sind, haben im Vaterlande des Verf. solchen Beifall gefunden, daß sie schon die fünfte Auflage daselbst erlebt. Zu einer Übersetzung derselben ins Deutsche wurde Tine Homburg durch den Verf. selbst ermuthigt, durch die „freundliche Billigung", die er nach eingesandten Proben mit ihrer Auffassung und Darstellung bezeigte. Über den Zweck seiner Arbeit spricht sich Fryxell selbst in einem Vorwort auf folgende Weise aus: „Es läßt sich nicht leugnen, daß unserer (schwedischen) Literatur durchaus ein passendes und weitläufigeres Lesebuch über die ältere Geschichte unsers Vaterlandes fehlt. Wir haben entweder Compendien oder Staatengeschichten. Wer eine nähere Kenntniß von unsern großen Männern der Vorzeit zu erlangen wünscht, muß sie in weitläufigen Arbeiten, unter einer Menge von statistischen und politischen Angaben verborgen suchen; oder auch in solchen Werken, die nur Sammler und Gelehrte besitzen, und auch dort hin und wieder zerstreut, nicht in ein ganzes Bild zusammengegossen. Die Folge hiervon fällt leicht in die Augen. Obgleich im Besitze der glänzendsten Geschichte, sind die Schweden doch oft höchst unwissend in derselben. Diese Unkenntniß der großen Erinnerungen des Vaterlands erzeugt Kälte gegen dieselben, und doch sind mit diesen Erinnerungen sowol die gegenwärtigen wie die künftigen Zeiten so nahe verknüpft! Diese Betrachtungen flößten mir die Idee zu dem Versuche ein, durch meine Arbeit diese Lücke in der historischen Literatur Schwedens auszufüllen." Diesen Zweck glaubte nun der Verf. am leichtesten zu erreichen, wenn er seinen Darstellungen, so weit zulässig, die biographische Form gäbe, was er besonders vom zweiten Bande an durchführt, obschon er auch bis dahin, so viel die Umstände es gestatten, dem Leser ausführlichere Lebensschilderungen solcher Männer gibt, deren Charakter mächtig auf den Gang der Begebenheiten und die Richtung des Zeitalters eingewirkt hat. Für den ersten Band wählte er eine Art Mittelform, die nicht ganz die trockene Kürze des Compendiums, aber auch nicht die volle Ausführlichkeit der Biographie haben sollte. Im zweiten Bande dagegen wird Gustav I. Wasa und seine bewegte Zeit, sowie sein schon in psychologischer Hinsicht so merkwürdiger Sohn und Nachfolger auf dem schwedischen Throne, Erik XIV., ausführlicher geschildert.

Die Einleitung zum ersten Theil enthält die älteste Götterlehre der Schweden nach den beiden Eddas; aber schlicht und einfach, ohne alles Philosophiren und Commentiren, wird sie gegeben. Die älteste Sagengeschichte wird in sieben, die Geschichte des schwedischen Mittelalters bis auf Gustav I. Wasa in funfzehn Erzählungen durchgeführt. Von dem ältesten Zustande Schwedens vor Christus sagt er:

„Unsere ältesten Sagen wissen von Schwedens Zustande vor Christi Geburt nicht viel zu erzählen. Das Land war mit großen Wäldern bedeckt, in welchen sich die Einwohner umhertrieben, indem sie sich meistens von der Jagd und dem Fischfange ernährten. Ihre Waffen waren Keulen, Steinmesser, Bogen und Pfeile. Kleider machten sie sich aus den Fellen wilder Thiere, und die Wohnungen des Volks waren kleine schlechte Hütten, zur Hälfte in die Erde eingegraben. Man weiß weder von irgend einer ordentlichen Regierung, noch kennt man irgend eines Königs Namen aus dieser Zeit."

Ungefähr hundert Jahre vor Christi Geburt wanderte Sigge Fridulfsson, der Sage nach, mit seinen Asen vom Schwarzen Meere nach Schweden und verbreitete daselbst die Asalehre, oder die Religion Odin's (Wodan's, Buddha's). Als König und oberster Priester wurde er selbst Odin genannt und als Gott verehrt. Nach Odin's oder Sigge Fridulfsson's Tode wurde sein Sohn Njord König (Drott, Herr) und oberster Priester der Schweden. Diesem folgte sein Sohn Yngwe Frei, der nun Stammvater des Geschlechts der Ynglinge wurde, welches bis zum J. 600 n. Ch. über Schweden herrschte und daselbst mit dem Tode des Königs Ingjald Illåda zu regieren aufhörte. Seine Nachkömmen wurden Könige in Norwegen. Um das J. 829 wurde von Ansgarius das Christenthum in Schweden gepredigt, doch zunächst ohne großen Erfolg. Um diese Zeit schwärmten schwedische, norwegische und dänische Wikinger, Normänner genannt, durch das ganze südliche Europa, und verursachten durch ihr Plündern und Morden allgemeines Schrecken. Da ward auf mehren Kirchenversammlungen der Vorschlag gemacht, diese nordischen Völker zum Christenthume zu bekehren und auf diese Weise ihre Sitten und ihre Denkungsart milder, und ihren Plünderungszügen und Verheerungen ein Ende zu machen. Aber erst unter Olof Skötkonung (Schooskönig), der sich im J. 1001 von einem Glaubensboten aus York in England, Sigfried, selbst taufen ließ, fing das Christenthum an, in Schweden feste Wurzel zu fassen.

Um den Geist jener Zeit und das Verhältniß des Königs zu seinem Volke anschaulich zu machen, wollen wir eine Stelle aus Olof Schooskönigs Geschichte hervorheben. Letzterer wollte Norwegen mit Krieg überziehen und den König des Landes, Olof Haraldsson, vom Throne stoßen. Zu dem Ende hatte er viel Volk aus dem ganzen Reiche zu Upsala versammelt. Auf der einen Seite saß Olof Skötkönig auf dem Throne, und alle seine Hofleute standen um ihn her. Auf der andern Seite saßen Ragwald Jarl und Torgny Lagman, und vor ihnen des Jarls Hofleute und Torgny's Hausmänner. Aber hinter ihnen und überall rund umher stand das gemeine Volk, um zu hören, wie Alles zugehen würde. Nachdem zuerst des Königs Angelegenheiten verhandelt worden, stand der norwegische Gesandte, Björn Stallare (der Stallmeister), auf, richtete den Gruß des Königs Olof Haraldsson aus und sprach dann von Frieden und der Theilung des Landes zwischen beiden Reichen. Aber der König gebot ihm davon zu schweigen. Jetzt stand Ragwald Jarl auf und sprach von Olof Haraldsson's Friedens- und Heirathsantrag in Hinsicht auf die Prinzessin Ingegerd, welches den König sehr erbitterte. Da stand Torgny Lagman auf und mit ihm alles Volk, und es ward ein großes Getöse und Waffengeräusch durch die Menge des Volks, welches sich vordrängte, um zu hören, was Torgny hierüber sagen würde. Als es wieder still geworden, sprach Torgny wie folgt:

„Anders sind der Schweden Könige jetzt gesinnt, als sie früher waren. Mein Großvater erinnerte sich recht gut des Königs Erik Edmundsson und wußte von ihm zu erzählen, daß er, als er noch in seinem kräftigen Alter stand, jeden Sommer in den Krieg zog und sich Finnland, Kyrialand, Esthland und Kurland und viele andere östliche Länder unterwarf. Dennoch war er nicht so hochfahrend gesinnt, daß er nicht deren Räthe geduldet hätte, die ihm eine Angelegenheit vorzutragen hatten. Mein Vater Torgny war eine lange Zeit bei König Björn und kannte wol dessen Weise. Um König Björn's Reich stand es auch gut, so lange er lebte, er übte volle Macht und Gewalt aus ohne Fehl, denn er war freundlich gegen alle seine Unterthanen. Ich habe auch König Erik den Siegreichen noch in frischem Andenken, und bin mit ihm auf vielen Heerfahrten gewesen. Er vermehrte das schwedische Reich und vertheidigte es gewaltig, und dennoch war es uns leicht, mit ihm zu berathschlagen und zu reden. Aber dieser König, der jetzt da ist, läßt Keinen mit sich über Anderes sprechen, als was er selbst hören will, und das betreibt er dann mit allem Eifer. Seine Steuerländer läßt er sich aus Nachlässigkeit und Mangel an Kraft entreißen. Gleichwol will er Norwegen beherrschen, was vor ihm noch kein Schwedenkönig begehrt hat, weswegen denn Viele in Unruhe leben müssen. Nun ist es daher aber unser, der Bauern, Wille, daß du König Olof Frieden schließest mit

Olof Tjorke (dem Dicken), Norwegens König, und daß du ihm deine Tochter Ingegerd zur Hausfrau gebest. Und willst du jene Länder im Osten wieder gewinnen, welche deine Verwandten und Vorfahren besessen haben, so wollen wir Alle dir dahin folgen. Aber willst du dich nicht zu Dem bequemen, was wir jetzt von dir verlangt haben, so werden wir dich überfallen und dich erschlagen, und keineswegs länger Ungesetzliches und Unfrieden von dir ertragen. So haben es auch unsere Vorväter gemacht, welche zu Mulating fünf Könige in einen Brunnen hinabstürzten, welche von Stolz und Hoffart aufgeblasen waren, so wie du es jetzt bist. Sag uns nun zugleich, was du thun willst." Das Volk ließ hier wieder ein starkes Waffengeräusch ertönen, aber der König erhob sich und sagte, „daß er der Meinung der Bauern beistimmen wolle, sowie es ja alle Schwedenkönige vor ihm gethan hätten". Da stillte sich gleich das dumpfe Getöse, und die Landeshauptleute traten zusammen und schlossen Frieden mit dem norwegischen Abgesandten zu den Bedingungen, welche Olof Haraldsson vorgeschlagen hatte, sodaß auch die Prinzessin Ingegerd ihm versprochen ward.

Besonders lesenswerth sind die fünf letzten Erzählungen des ersten Theiles, welche von den Königen während der Calmarunion und von den ausgezeichneten schwedischen Reichsvorstehern Sten Sture dem Ältern und Sten Sture dem Jüngern u. s. w. handeln. Da wir aber dem Verf. hier nicht folgen können, so wollen wir uns darauf beschränken, eine einzige Stelle aus der Biographie des letzten Unionskönigs Christian II. hervorzuheben. Fryxell sagt von ihm:

„Im Anfange seiner Regierung zeigte Christian gar nicht den grausamen und harten Charakter, den man so sehr gefürchtet hatte; im Gegentheil traf er viele gute und nützliche Einrichtungen, denn er war ein kluger und thätiger Herr, so lange er nur vermochte, seine Grausamkeit und Heftigkeit zu zügeln. In seinem Innern beschäftigte er sich mit dem Gedanken, wie er die Macht des Reichsraths und der vornehmen Herren zerstören könnte. Nach dem Beispiele mehrer anderer Könige jener Zeit suchte er dies Ziel dadurch zu erreichen, daß er die Lage der unterdrückten Bauern erleichterte und verbesserte und dadurch sich deren Liebe erwarb, sowie dadurch, daß er den Bürgern und dem Handelsstande aus ihrem tiefen Verfalle aufhalf; und da Luther seine Reformation begann, suchte er diese neue Glaubenslehre einzuführen, um dadurch auch die allzu große Macht der Priester zu vernichten. Aber durch dies Alles brachte er auf einmal den mächtigen Adel, die reichen Hansestädte, die bisher den ganzen Handel des Nordens in Händen gehabt hatten, und die jetzt beinahe allmächtige katholische Geistlichkeit gegen sich auf. Gleichwol wagte Keiner sich ihm zu widersetzen, denn er ging mit eben so viel Klugheit als Kraft zu Werke. Es schien daher, als werde er ein guter, ja vortrefflicher König werden; aber während er für seines Volkes und des Reiche Wohl zu arbeiten den Schein annahm, arbeitete er im Grunde nur für eine unmäßige Herrschbegierde und seine eigene Ehrsucht. In der innersten Tiefe seines Wesens wohnte eine böse und falsche Seele, die keinen Unterschied zwischen Betrug und Redlichkeit, Recht und Unrecht, Tugend und Laster machte; aber noch eine Zeit lang wurden diese bösen Neigungen durch seine warme und innige Liebe zu der schönen Dejwika (seinem Kebsweibe) gemildert und zurückgehalten."

Der zweite Theil von Fryxell's „Erzählungen" enthält die ziemlich vollständigen Biographien von dem Könige Gustav I. Wasa und seinem Sohne und Nachfolger Erik XIV. Diese beiden Lebensbeschreibungen sind in ihrer schlichten und volksthümlichen Form höchst interessant, gestatten aber keinen Auszug. Nur eine Stelle, nämlich einen Brief von dem dänischen Festungscommandanten in Bohus, Klas Bille, wollen wir unsern Lesern zum Besten geben. Im J. 1531 kam der entthronte König Christian II. mit einem kleinen Heere nach Norwegen, um da seinen verlorenen Thron wiederzugewinnen, hoffend, wenn ihm das gelänge, auch den schwedischen Thron wiedererobern zu können. Einer seiner Generäle, Ture Jönsson, war mit einem Theile von Christian's Kriegsheere nach dem damals mit Norwegen vereinigten Bohus-Lehn gekommen. Er machte sich bereit, die Bohus-Feste zu belagern; doch schrieb er vorher an den dänischen Befehlshaber derselben, Herrn Klas Bille, einen Brief, worin er denselben zu überreden suchte, sich für Christian, den ein großer Theil der Norweger von neuem zu ihrem Könige erwählt hatten, zu erklären und dessen Partei zu ergreifen, indem er die Versicherung hinzufügte: Christian habe sich durch die erfahrenen Widerwärtigkeiten gebessert und ganz verändert, sodaß man fortan nichts als Gutes von ihm zu erwarten habe. Auf diesen Brief erhielt er den andern Tag folgende Antwort:

„Unsern Gruß den Umständen gemäß. Du mögest hiermit wissen, Ture Jönsson, daß ich gestern dein Schreiben mit einigen deiner leichtfertigen Worte erhalten habe, wodurch du mich um meine Ehre betrügen, meine Redlichkeit und meinen Eid beflecken und mich dir selbst gleich machen wolltest, welches Gott verhindert hat, der aller ehrlichen Männer Gewissen behütet. Auf die vielen und bezüglichen Reden, die dein Brief enthält, werde ich durch Gottes Vorsehung im Stande sein, dir eine andere und bessere Antwort zu geben, als dies mein Schreiben vermeldet. Du hast so oft deinen Mantel gewendet und dadurch abgenutzt, daß er jetzt so jämmerlich von beiden Seiten zerrissen ist, daß er nicht mehr zum Anzuge eines redlichen Mannes dienen kann. Für jetzt nichts mehr, als daß ich dich Demjenigen befehle, dem Gott der Vater den Mann befahl, der seinen einigen Sohn verrathen hatte." Diese Antwort erhielt Ture Jönsson auf seinen Brief, Hiebe und Schläge aber auf sein Stürmen. Alle seine Versuche gegen Klas Bille und dessen Festung waren vergebens.

Die Übersetzung dieser von uns möglichst kurz besprochenen Erzählungen ist so wörtlich, wie der Geist der deutschen Sprache es nur erlaubt. Die Benennungen der schwedischen Provinzen sind deutsch gegeben, um das Aufsuchen derselben in deutschen geographischen Lehrbüchern zu erleichtern. Die Familiennamen sind schwedisch beibehalten; doch da sie sehr häufig bedeutungsvoll sind, so ist allen solchen meist da, wo sie zum ersten Male vorkommen, eine Verdeutschung zur Seite gesetzt. Die Eigennamen sind im Ganzen ebenfalls unverändert geblieben. Fryxell's Werk ist ein historisches Volksbuch im edelsten Sinne des Worts und Jedem zu empfehlen, der zu seiner Unterhaltung und Belehrung eine solide, Geist und Gemüth ansprechende geschichtliche Lecture liebt und sucht. 16.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Correspondenz

des

Kaisers Karl V.

Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt

von

Dr. K. Lanz.

Erster Band.

Gr. 8. 4 Thlr.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 319. —— 14. November 1844.

Karl von Holtei.

Vierzig Jahre von Karl von Holtei. Erster und zweiter Band. Berlin, Lesecabinet. 1843. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. dieser Memoiren ist ein Schlesier und ein liebenswürdiger Repräsentant der löblichen wie der minder löblichen Eigenthümlichkeiten des schlesischen Volksstammes. Der Schlesier ist oder war vor kurzem im Allgemeinen noch frei von jener trüben Zeitstimmung, welche in so vielen Gegenden Deutschlands den geistigen und geselligen Verkehr unlieblich und unbehaglich macht; trotzdem aber steht er mitten in der Zeitströmung, mit welcher er schwimmt, ohne sich einer tiefern Speculation oder grämlichen Grübelei hinzugeben, wohin er mit der Strömung treiben wird; flotten und gewissermaßen abenteuerlichen Sinnes befaßt er sich mit der Zukunft und der Vergangenheit weniger als mit der Gegenwart, welcher er am liebsten die muntere und lichte Seite abzugewinnen strebt. Er ist bis auf wenige Spuren von den Pockennarben des Zeitwitzes wie von jeder versteckteren oder offenern Malice und Spottsucht frei; er lebt und läßt leben, überläßt sich gern dem behaglichen und gemüthlichen Genuß und hat ein ausgezeichnetes Talent für geselligen Verkehr und gesellschaftliche Vergnügungen. Er verplaudert seine Scrupel, vertanzt und vertrinkt seine Sorgen und singt lieber als er philosophirt; er verliert sich ungern in eine principienmäßige Erörterung über liberale Grundsätze, aber er wird die gewonnenen Resultate des Liberalismus mit Feuer und Eifer vertheidigen und sich mit raschem Entschluß ihrer bemächtigen. Was zu Tage liegt, das baut er mit Geist und Geschmack aus, aber mit geringerm Glück arbeitet er in den tiefern Gedankenschachten. Eine gewisse ungenirte Geschwätzigkeit, die jedoch durch ihre natürliche Haltung anziehend ist und durch keinerlei Prätensionen beleidigt, steht mit diesen Eigenthümlichkeiten des schlesischen Geistes im nothwendigen Zusammenhange. Es fließt dem Schlesier wie Honig, oft auch wie Wasser von den Lippen, und die erschrecklich vielen Jamben Raupach's sind in ihrer unnachahmlichen Glätte und Behaglichkeit echt schlesisches Gewächs. Wilibald Alexis, oft so schroff und ironisch schneidend, würde als Ausnahme gelten können, wäre seine literarische Bildung nicht mehr eine nordisch-märkische als schlesische und verriethe sich nicht eine Spur der harmlosen heimischen Sprechlust in manchen dialogischen Partien seiner Romane. Auch Menzel's kritische und bärbeißige Natur scheint dieser allgemeinen Charakteristik zwar zu widersprechen, aber in der Art, wie er seine Recensionen aus dem Ärmel schüttelt, ist die ungenirte Zungen- und Schreibfertigkeit der Schlesier wieder zu erkennen. Fast nur ein Schlesier konnte so sorglos und harmlos Goethe verdammen, wie Menzel gethan hat, und nur ein Schlesier, wie ebenfalls Menzel, Schiller so ohne alle Clausel lieben. Überhaupt ist Schiller das Dichterideal der Schlesier, während Goethe und Shakspeare unter ihnen einen verhältnißmäßig nur geringen Anhang und nur bedingte Verehrer haben. Aber der Enthusiasmus, womit der Schlesier an allen enthusiastischen Naturen wie Schiller hängt, fodert doch unsere Achtung heraus, und das kindliche Verhältniß, in welches er sich zu seinen Lieblingen zu setzen sucht, die schwärmerische Zuneigung, die er sein Lebelang für sein provinzielles Vaterland zu bewahren pflegt, die Liebe zu seinem gemüthlichen Breslau, das ihm stets für seine eigentliche und wahrhafte Hauptstadt gelten wird, die beinahe fanatische Freundschaft, die ihn noch bei dem Anblick eines süddeutschen Münsters für seinen Elisabeththurm oder selbst den schweizer Alpen gegenüber für sein heimatliches Riesengebirge und die Schneekoppe beseelen wird, tragen zu der persönlichen Liebenswürdigkeit der Schlesier bei. Als echter Repräsentant dieser persönlichen Liebenswürdigkeit erscheint auch Karl von Holtei, dessen Memoiren echt schlesisch, nämlich in ihren Schwächen noch liebenswürdig sind. Die behagliche Plauderhaftigkeit, das gemüthliche Sichgehenlassen, die auf alle künstlerische Ausarbeitung Verzicht leistende flotte Darstellungsweise des Holtei'schen Tagebuches sind vom literarischen Standpunkte freilich ebenso tadelnswerth, als diese Eigenschaften vom rein menschlichem Standpunkt liebenswürdig und anmuthig erscheinen. Während Goethe selbst da, wo er über die frühesten Ansätze seiner Bildungs- und Erziehungsgeschichte Aufschlüsse gibt, als dichterisch gestaltender Geist und als hoher Opferpriester der Schönheit dasteht und wie bei feierlichen Anlässen das Publicum in einiger respectvoller Entfernung hält, betrachtet Holtei das Publicum nur als einen Nachbar- und Familienkreis und

plaudert mit ihm so behaglich und vertraulich wie etwa ein schlesischer Bürgersmann, der nach langer Wanderschaft in seine Vaterstadt zurückgekehrt ist, und um den sich die Nachbarn, in Schlesien Nuppern genannt, sammeln, vielleicht in der Dämmerungs- und Feierstunde, wo es in den kleinen Städten Schlesiens Brauch ist, Unterhaltungskränzchen unter freiem Himmel und auf den Bänken vor den Hausthüren zu improvisiren. Ich bin überzeugt, daß nur ein Schlesier und unter den Schlesiern nur einer von der ältern Generation, wie Karl von Holtei, Memoiren wie die vorliegenden schreiben konnte. Allerdings rollt in den schlesischen Adern dieses Buchs hier und da ein fremder Blutstropfen, indem sich darin ein Ungenüge mit persönlichen Verhältnissen häufig genug ausspricht. Auch die Gesellschaft, und selbst in Schlesien, ist eine andere geworden als sie in den Tagen war, in welche die schönste und lustigste Periode Holtei's fiel. Unsere Zeit leidet zum Theil an sehr wirklichen Gebrechen und gefährlichen Krankheitserscheinungen, zum Theil nur an hypochondrischen Zufällen und fixen Ideen. Man ist im Allgemeinen unbefriedigt und dringt auf eine zweckgemäßere Verwendung der vorhandenen reichen Kräfte, auf eine Ausgleichung der im Misverhältniß zueinander stehenden Organe; man ist so argwöhnisch und mistrauisch auf beiden Seiten, es sind so viele Wünsche unberücksichtigt, so viele Hoffnungen und Versprechungen unerfüllt geblieben, man drängt von unten so beharrlich nach oben und drückt von oben wieder so gewaltsam nach unten, der Kampf zwischen dem Adel, dem der Verf. angehört, und dem Bürgerthum hat jenem so großen Abbruch gethan, und dieses nur in den höhern Geldregionen so zweideutig gefördert, daß sich ein schlesischer Edelmann, welcher bessere oder wenigstens gemüthlichere Tage sah, innerhalb dieses unausgeglichenen, vorzüglich an den Wurzeln des geselligen Verkehrs fressenden und seine Wechsel auf eine ferne Zukunft ausstellenden Zustandes der Dinge nur unbehaglich, unverstanden, ja unglücklich fühlen kann, und dies um so mehr, wenn er die weiche, gemüthliche und reizbare Natur eines Karl von Holtei besitzt, der zwischen sentimentaler und genußhafter Auffassung des Lebens schwankt und reich an dichterischen Empfindungen ist, während es ihm doch nur selten gelingt, ihnen die ihm selbst genügende dichterische Gestalt zu geben. Holtei's Jünglingsjahre namentlich fielen in jene schöne Zeit der wieder errungenen Unabhängigkeit, als eine Menge gebildeter junger Männer, die in den Feldzügen zu Offizieren avancirt waren, in den schlesischen Garnisonsstädten den Ton angaben. Damals zweckte in den Kreisen, auf welche diese Tonangeber wirkten, Alles auf Unterhaltung und Zerstreuung, Lecture und Gesellschaftsspiele und Liebhabertheater ab; von hier aus verbreitete sich dieser gemüthliche Verkehr zwischen Familie und Familie, Mensch und Mensch weiter, und selbst die schöne Literatur nahm in Taschenbüchern, Romanen u. s. w. den Charakter einer bloßen Unterhaltungsliteratur an. Das Theater, mochte es von den bedeutendern Kräften der breslauer Bühne oder von der sonst ganz ehrenwerthen herumziehenden Faller'schen Truppe repräsentirt werden, bildete ein Haupttriebrad in der Maschine dieser gesellschaftlichen Unterhaltung, ebenso in Wien, Berlin, Dresden u. s. w. Die ästhetischen Genüsse standen überhaupt in Flor, denn der vaterländische Schmerz um unerfüllte Hoffnungen bewegte verhältnißmäßig nur Wenige, keineswegs aber so dichterisch angeregte, ästhetisch basirte und hauptsächlich mit geselligen Talenten ausgestattete Naturen wie Karl von Holtei, der damals ein offenes räumliches Feld hatte, auf dem er wirken konnte. Die Erscheinungen des Jahres 1830, namentlich die Polenrevolution ergriffen auch ihn, aber nur von der gemüthlichen Seite, nicht von der politischen, die sich doch sonst immer mehr hervordrängte und zur Alleinherrscherin erhob. Ein erbittertes, mismüthiges, von beiden Seiten feindseliges Stimmengesumm von politischer, socialer, philosophischer, industrieller, commerzieller und meist rein praktischer Natur übertönte das Lied, das in einfach klarem Strome aus dem Gemüthe drang. Tausende suchten das Rad der Zeit vorwärts, Tausende es wieder zurückzudrücken, und wer sich nicht selbst an dieser Arbeit betheiligte, für den war der Anblick dieses wunderlichen und unentschiedenen Rück- und Vorwärtsschiebens eben kein erquicklicher und erhebender. Auch die Gesellschaft wurde allmälig eine andere, minder harmlose, in welcher sich Holtei schwerlich mehr behaglich fühlte; sie gründete sich auf Debatte und Discussion, nicht auf die ästhetischen Feuilletons, sondern auf die politischen leitenden Artikel der Journale. Den Beifall ohne Clausel, welchen Holtei früher in den Kreisen gebildeter Offiziere und seiner adeligen Standesgenossen gefunden hatte, fand er nicht mehr in den hochbürgerlichen Kreisen, in denen Bankiers und reich gewordene Speculanten durch Thee und Backwerk den Künsten und Wissenschaften ihre Huldigung darbrachten und bissige Journalisten wohl oder übel die Literatur repräsentirten und sich mühsam dem Salonanstand accommodiren mußten. Es war nicht mehr Ton, von den vielen spaßhaften Anekdoten und hübschen Liedern, mit denen Holtei früher ganze Gesellschaften zum unauslöschlichen Gelächter hingerissen hatte, amusirt zu werden oder vielmehr zu scheinen; das Alter gebehrdete sich allenfalls jugendlich, die Jugend altklug; so war Alles Maske und spielte mit sich und Andern Versteck. An die Stelle der wahren Vornehmheit, der man es nicht ansieht, daß sie sich menschlich zu Menschen herabläßt, war eine zwangvolle Vornehmthuerei getreten, die gleichsam erst durch die Praxis sich für die Rolle der Vornehmheit einübte und Exercitien anstellte. Da war kein Boden mehr für das gesellige Talent Holtei's. Außerdem waren seine ältern Freunde nach allen vier Winden zersprengt, andere gestorben, neue Freundschaft unter der verschlossenen, argwöhnischen und tendenziösen Jugend schwer zu erwerben, Holtei selbst älter, besonnener geworden, seiner Illusionen meist beraubt, klarer über den weiten Umfang, aber auch über die geringere Tiefe sei-

nes Talents; so sehen wir ihn jetzt mit seinem ursprünglich harmlosen, muntern und glücklichen Gemüth wie mit der Welt in Zwiespalt; er spielt halbwegs selbst den Zerrissenen und wagt sogar das Geständniß, daß er nie recht glücklich gewesen sei. So verbitternd, versauernd und hypochondrisch ist die Atmosphäre unserer Zeit!

Ich lasse jedoch am besten Holtei selbst sprechen. Seine Memoiren werden, von seinem sechsten Lebensjahre an, 40 Jahre eines wenn auch nicht großartig, doch immer lehrreich und eigenthümlich gestalteten Lebens umfassen. Er sagt selbst:

Ich habe nichts Großes, nichts Abenteuerliches zu erzählen; in den Bänden, die man hier durchblättern wird, fließt kein Blut, geschehen keine Thaten. Ich greife nicht in das Räderwerk der Politik oder Geschichte. Ich übte keinen Einfluß auf öffentliche Ereignisse. Ich habe keinen Stand, keinen Rang, keinen Titel, keinen Orden, ja nicht einmal Doctor der Philosophie, nicht einmal Commissionsrath darf ich mich nennen. So gering und nichtssagend ist mein Platz in der bürgerlichen Gesellschaft. Und wie sieht es mit meiner Bedeutung in der Literatur aus? Meine lyrischen Gedichte und Lieder — mag man die letztern auch hier und da erklingen hören — waren doch niemals im Stande, die Theilnahme der Lesewelt und die Verbreitung zu erringen, welche der Dichter wünscht, der Buchhändler verlangt. Von den vielen Theaterstücken, die ich zur Aufführung gebracht, haben nur wenige ihr Leben auf der deutschen Bühne, und kümmerlich, fortgefristet. Ich möchte behaupten — wäre ein so eitles Urtheil über eigene Werke vergönnt —, die meisten meiner Arbeiten sind viel zu poetisch für die oberflächlichen Bedürfnisse des Theaterpublicums und andererseits viel zu gering für die ästhetischen Kunstfoderungen strenger Beurtheiler. Deshalb habe ich es mit beiden Parteien verdorben und die Erfolge sind weit hinter meinen Absichten, vielleicht sogar hinter meinem Talente zurückgeblieben.

Holtei fragt nun, wer er sei, und er antwortet, er sei ein Mensch, sei es im übelsten, sei es aber auch im besten Sinne; er gesteht, daß die „Vierzig Jahre" kein günstiges Licht auf ihn werfen würden, nicht nur, weil er viel Übles von sich zu sagen habe, sondern auch, weil er das Gute, welches dem Übeln als Gegengewicht dienen könnte, nicht von sich zu sagen wisse; „denn", setzt er hinzu, „in der Kunst des Eigenlobes war ich stets ein Stümper".

Zugegeben, daß sich der Verf. letztere Phrase ersparen konnte, da in ihr selbst schon wie in den Folgerungen, welche man aus ihr ziehen kann, ein verstecktes Eigenlob liegt, so spricht sich doch in der ganzen Stelle ebenso viel Bescheidenheit als eine jetzt seltene Aufrichtigkeit, anerkennenswerthe Selbsterkenntniß und Bewußtsein des in ihm liegenden Guten, Wahren und Tüchtigen aus. Die Selbsterkenntniß ist ja wol mit Recht der Anfang aller Weisheit genannt worden. Wer sie gefunden hat und sich in ihr zu befestigen weiß, der streift auch die schimmernde und gleißnerische Schlangen- und Lügenhaut von sich und geht in eigenster Urschöne, in gerundetster Selbstheit und in geläuterter Geistigkeit einem neuen Lichte entgegen, der hat die moralische Basis erst gefunden, auf welche er den Rest seines Lebens stellen kann, den Standpunkt, von wo aus er seiner innern Welt einen neuen Schwung zu verleihen wissen wird.

Holtei hat, wie man sieht, seine frühern Illusionen von sich gestreift. Keine Zeit ist auch so wie die unserige dazu geeignet, die Einbildungen und Vorspiegelungen, die sich der Einzelmensch von sich selbst und seinem Schicksal wie von seinen Kräften macht, von Grund aus zu tilgen. Man mißt den Einzelnen nur nach der Fähigkeit und Wirkung, womit er in die Allgemeinheit eingreift, und berechnet Alles und Jedes nur im Durchschnitt, und da der Kräfte, welche eingreifen, so viele und so gleichartige und gleichmäßige sind, wird auch der einzelne Tüchtige leicht vergessen; man erinnert sich kaum noch der einzelnen Factoren, wenn erst das Product gewonnen ist. Die Zeit, wo die Illusionen schwinden, tritt bei dem Einen nur früher, bei dem Andern später ein, und man weiß kaum, ob man Jenen oder Diesen glücklicher preisen soll. Und wenn ich als Ref. mir hier ein Selbstgeständniß erlauben darf, so beichte ich, daß ich viel früher als Holtei, auch ohne je dessen mannichfaches durch seine geselligen Talente vorzugsweise bewirktes Glück genossen zu haben, aller Illusionen los und ledig bin, den Taumelkelch maßloser Hoffnung wie ein zersprungenes unbrauchbar gewordenes Glas beiseite geworfen habe und nur da auf ein freundliches Entgegenkommen der Menschen rechne, wo eins ihrer egoistischen und praktischen Interessen dabei ins Spiel oder in Frage kommt. Denn die Selbsterkenntniß fängt häufig nicht ebenso wol bei dem eigenen Selbst, als bei der Erkenntniß Anderer und der Wirkungen des Einen auf den Andern an; sie ist nur Resultat der Betrachtung menschlicher Dinge im Verhältniß zueinander und mithin historisch, nicht blos autobiographisch. Daher schreibt sich die Resignation, die in jetziger Zeit so häufig ist, nicht so sehr von Selbstverzweiflung und dem Aufgeben individueller Hoffnungen und Illusionen her, als von den Erfahrungen, die man zugleich an Andern erlebt, wie von den allgemeinen so vielfach zur Täuschung gewordenen oder in ihrer Erfüllung rückgeschraubten Erwartungen, Foderungen und Versprechungen der Zeit. Was aber Holtei betrifft, so hat er zwei Trostgründe für seine verfehlten Hoffnungen: einmal war er nie Kritiker, wie sich auch an der Haltung seiner Memoiren deutlich kundgibt, sodann hat er einen unzweideutigen populairen Ruf erworben, sodaß man seine Lieder selbst in Kreisen singt, wo man seinen Namen nicht kennt. Daß er das Unglück nicht begreift, welches ihm durch jenen Umstand erspart, noch das Glück, welches ihm durch diesen zu Theil geworden ist, ist freilich ein Unglück für ihn. Und soll man es nicht für ein gar großes Glück halten, daß der Verf., wie er selbst in der Vorrede gesteht, viele Freunde besitzt? Freunde, sagt er, die ihn mit seinen Mängeln und Fehlern lieben, die ihn nehmen wie er ist, die ihm treu blieben, ob auch Raum und Zeit dazwischen lagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. Johnson über Irland.

Dr. James Johnson ist in Deutschland weder der medicinischen Welt noch der Übersetzungsliteratur fremd. Seine „Economy of health", „Excursions to the principal mineral

waters of England", „Pilgrimage to the German Spas", „Treatise on indigestion", „Change of air in pursuit of health" u. s. w. haben nicht blos das hohe Talent des Verf. und sein vielseitiges Wissen, sondern auch die Lauterkeit und Ehrlichkeit seines jedesmaligen Zweckes unwiderlegbar bekundet. Das Motiv seines Schriftstellerns ist Beförderung der Gesundheit, des Wohlbefindens, des Glücks seiner Nebenmenschen, und das Gute, das er erstrebt, sucht er auf die möglichst angenehme Art zu vermitteln. Aber aus keiner seiner zeitherigen Schriften leuchtet dieses herrliche Geistes- und Herzenseigenthum heller und klarer hervor als aus seiner jüngsten Reise in Irland: „A tour in Ireland. With meditations and reflections" (London 1844). An keine Partei gekettet, kein Sklav des Vorurtheils, kein Verfechter dieser oder jener besondern Clique in Staat oder Kirche, erscheint er einfach als Menschenfreund. Deshalb steht sein Buch sehr hoch unter Allem — und es ist viel, was neuerdings über Irland gedruckt worden —, und kein anderes, von wem es auch sei, dürfte den gegenwärtigen Zustand Irlands und seiner Bevölkerung besser, richtiger und graphischer schildern. Seine Beschreibung ist voll Charakter, voll Leben, voll Wahrheit, und während er auf jeder Seite belehrt, langweilt er auf keiner. Er hebt eine Menge schmerzhafter Übel hervor und für viele verschreibt er wirksame Heilmittel, in physischer und politischer, in moralischer und religiöser Beziehung. Schwerlich wird ein Leser, ein urtheilsfähiger versteht sich, das Buch aus der Hand legen, ohne dem Verf. das Verdienst der Klarheit, des echten Humors, der Originalität des Gedankens und Ausdrucks, und des frischen lebendigen Gefühls zuzuerkennen. Ref. hat zur Beweisführung eine Menge Stellen vorgemerkt. Er beschränkt sich auf eine der kürzesten, einen halb scherzhaften, halb ernstlich gemeinten Beitrag zu dem auch in d. Bl. Mitgetheilten (vgl. Nr. 288 f. 1843) über die runden Thürme von Irland. Die Stelle lautet: „Die mysteriöse Wolke, welche ihren Ursprung, ihr Alter und ihre Bauart umhüllt, trägt nicht wenig bei zu der Neugier wie zu der Verehrung, die sie einflößen. Ein Heer von Schriftstellern und Alterthumsforschern hat ganze Bände mit Abhandlungen über diese merkwürdigen Gebäude angefüllt, aber sie gleichen dem Räthsel der Sphinx, und es fehlt noch ein Ödip, das zu lösen. Während ich den runden Thurm von Glendalough betrachtete, kam mir plötzlich ein Gedanke, dem ich ohne Weiteres Folge gab. «Wynder», sagte ich — so nämlich heißt ein beliebter Führer zu einigen «Löwen» Irlands —, «was haltet Ihr von diesen Gebäuden aus der alten Zeit?» — «O, Eure Gnaden, was das anlangt, so kann ich Ihnen die Theorien von Webb, Weld, O'Connor, O'Brien, Volentia, Ballancy, Petrie» — «Halt, halt, Wynder, die kenne ich. Was ich zu wissen wünsche, ist Eure eigene aufrichtige Meinung.» — «Nun ja, Eure Gnaden, die Wahrheit ist, hatte ich eine jener Erklärungen das erste Mal gehört, oder gelesen, hielt ich sie für die richtige; die nächste änderte meinen Glauben, und jetzt bin ich so voll von Vermuthungen, daß ich platterdings nicht weiß, was ich glauben soll.» — «Wohlan, George Wynder, horcht auf, merkt, was ich sage, und es wird Euch eine Furche mehr über die Stirn ziehen. Ihr versteht ein wenig Latein?» — «Meiner Treu, Eure Gnaden, ich war in meiner Jugend ein arger Stümper, und ich fürchte, ich bin der noch; aber etwas von der Sprache habe ich aufgelesen.» — «Gut, so betrachtet Euch den Thurm.» — «Ist kaum nöthig, kenne jeden Stein von oben bis unten.» — «So sagt mir, was heißt: Causa latet — vis est notissima?» — Wynder kraute sich den Kopf und sah etwas verblüfft, aber auf einmal flog ein Strahl von Intelligenz über sein spaßiges Gesicht, und er rief: «Hab's, Eure Gnaden.» — «Nun, wie klingt's?» — «Ich denke es heißt: der Ursprung dieses Thurmes ist unbekannt, aber seine Dauerhaftigkeit ist außer Zweifel.» — «So wahr ich lebe, Wynder, kein Gelehrter in Maynooth hätte das besser übersetzen können!» — «Danke Eure Gnaden für das Compliment.» — «Weiter also, Wynder, die Veranlassung zu diesem und jedem andern runden Thurme in Irland war der Regen.» — «Wirklicher Regen, meinen Eure Gnaden?» — «Versteht sich.» — «Nun, stärke mich Gott, daran fehlt's hier zu Lande nicht, da oder dort, und hat Regen die runden Thürme gebaut, müßte es einen in jedem Kirchspiele von Altirland geben.» — «Nicht so rasch, George; ich habe nicht gesagt, der Regen habe diese runden Thürme gebaut, sondern Regen sei die Veranlassung zu ihrer Erbauung.» — «O, da bitte ich Eure Gnaden um Verzeihung.» — «So hört weiter. Ihr wißt, daß die Ersten, die sich in diesem Lande ansiedelten, aus der Wiege des Menschengeschlechts kamen, vom Berg Ararat — es ist wahr — und aus dessen Nähe, waren also unmittelbare Nachkommen Noah's und hatten deshalb die stupenden Ereignisse der Sündflut frisch im Gedächtnisse. Indeß, Irland war damals nicht, was es jetzt ist — jetzt nur ein Bruchstück einer Insel. Damals umfaßte es einen großen Theil des Atlantischen Oceans und hieß Atalantis, laut Zeugniß Plato's, der ohne Zweifel was er schrieb mit seinen Augen gesehen. Diese Insel, oder richtiger dieses Festland, war damals groß, glorreich und frei. Groß, denn es hatte große Wälder, große Seen und große Berge; glorreich anticipando, und frei von Einwohnern jeder Art, einschließlich Kröten und Schlangen. Die neuen Ansiedler waren anfangs entzückt über das Grün des Landes und die Fruchtbarkeit des Bodens. Aber obschon der Bogen am Himmel ihnen das Versprechen gegeben, daß keine Wiederholung zu befürchten stehe, gewahrten sie doch kaum, daß es fast unaufhörlich regne und daß die Lammasfluten die ihres Altvaters Noah nachzuahmen drohten, als sie augenblicklich sich anschickten, zum Schutz gegen die erwartete Überschwemmung in mehren Theilen Irlands diese runden Thürme zu erbauen. Die Thür dort, einige zwölf oder funfzehn Fuß überm Boden, zeigt, wie hoch die Lammasfluten damals stiegen. Es geschah jedoch glücklicherweise, daß außer gedachter Flut keine andere eintrat, und so wurden die Thürme zu andern als den ursprünglich beabsichtigten Zwecken verwendet. Dahin gehörte vor Allem die Anbetung der Sonne durch das Symbol des Feuers. Ihre Voraltern, die Perser, beten noch heute auf hohen Plätzen und bei angezündeten Feuern zu dem östlichen Lichtkörper, und in einer so regnerischen, nebeligen und mistigen Atmosphäre wie die irländische, wo man monatlich die Sonne kaum einmal aufgehen sieht, war ein hoher Thurm fast unerlaßlich, um den Gott ihrer Verehrung, die große Quelle des Lebens, des Lichts und der Hitze zu Gesicht zu bekommen. Ihr bemerkt die vier Fenster da oben, nach Ost, West, Nord und Süd. Am östlichen Fenster beteten sie, wenn die Sonne über den Horizont stieg; am südlichen, wenn sie im Mittag stand; am westlichen, wenn sie unterging; und am nördlichen, wenn die Schatten der Nacht sie umhüllten.» — Ob diese fündflutliche Hypothese ein Hieb sein soll auf die absprechenden und bisweilen sehr albernen Erklärungen der runden Thürme von Irland, will ich just nicht entscheiden. Aber Wynder hörte höchst ernsthaft zu und schien sie mindestens für ebenso gut zu halten wie die Hypothesen gelehrterer Männer. Nur über Eins wagte er die Andeutung eines Bedenkens. — «Ja, ja, Eurer Gnaden Erklärung ist die neueste und sinnreichste, die mir zu Ohren gekommen, doch möchte ich meinen, Eure Gnaden, jene ersten Ansiedler wären vor der Flut noch sicherer gewesen, wenn sie den Thurm auf der Spitze des Lugduff oder Derrybawn erbaut hätten.» — «Sehr richtig, Wynder, nur habt Ihr keine Idee von dem Alter dieses Thurmes. Habt Ihr nie die Vergleichung gehört: alt wie die Berge?» — «Viele, viele Male, Eure Gnaden.» — «Nun, Mann, der Thurm war tausend Jahre früher gebaut, als ein Mensch vom Lugduff oder Derrybawn gehört.» — «Ja, Eure Gnaden, wenn das ist, so bedarf's keines weitern Beweises für das Alter des runden Thurmes von Glendalough.»" 14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 320. —— 15. November 1844.

Karl von Holtei.

(Fortsetzung aus Nr. 319.)

Wir sind nur zu sehr gewohnt, den Menschen als fertiges Product und in seiner gegenwärtigen Erscheinung zu betrachten, zu verdammen oder selig zu sprechen; wie ein Criminalrichter, der sich fast nur um den Thatbestand, höchstens noch um die nächsten Motive, aber sehr wenig um die Lebens- und Entwickelungsgeschichte eines Verbrechers bekümmert, halten wir uns bei dem Urtheil über eine Persönlichkeit an das Nächste und Gegenwärtige, als hätten wir bei dem Conjugirenlernen über das Präsens das Perfectum und Plusquamperfectum vergessen. Daher sind wir in unsern Urtheilen über eine Person so überaus schnell fertig, während doch ein Menschenleben nur in langsamen Entwickelungen, in Ursachen und nothwendigen Folgen, in Vorder- und Nachsätzen fortschreitet. Um aber einen Menschen gründlich und unparteiisch zu beurtheilen, müßten wir sogar bis zu seiner Fötusbildung, bis zu den Umständen und Einflüssen, unter denen er erzeugt und empfangen wurde, ja sogar in die innersten Tiefen in dem Körper- und Seelenleben seiner Ältern und noch weiter hinaufsteigen, da es bewiesen ist, daß gewisse Krankheiten und Temperamentserscheinungen vom Großvater auf den Enkel überspringen. Doch diesen tiefen und wunderbaren Geheimnissen in ihrem Causalnexus bis zur primitivsten Ursache nachzuspüren, ist dem Menschen versagt; er steht hier wie vor einem Allerheiligsten, dessen Schleier er nicht lüften darf. Halten wir uns daher bei der Beurtheilung eines Menschen wenigstens an Das, was uns von seiner Jugend- und Erziehungsgeschichte bekannt ist. Auch hier stoßen wir auf Räthsel. Wir prunken mit der Freiheit unsers Willens; aber wann beginnt diese Freiheit? Wie ärmlich ist das embryonische Dasein eines Säuglings! Wie beschränkt das Terrain, auf welchem der noch fast instinctartige Wille des Kindes spielt! Und selbst später, welche Hemmungen und Beschränkungen, welche Ober- und Unterleitung, welche Botmäßigkeit und Abhängigkeit nach allen Seiten hin! Wie oft reicht auch im Mannesalter selbst der festeste Wille nicht hin, die Schranken zu durchbrechen, welche Verhältnisse und Umstände rings um uns gezogen haben! Und wer wollte vermessen genug sein zu behaupten: Das, was ich bin, bin ich allein durch die Kraft und Freiheit meines Willens geworden! Und wie muß unser Stolz in Demuth zusammenschrumpfen bei dem Gedanken, daß wir ohne unsern Willen, ohne unsere Zustimmung geboren werden und über Krankheit und Tod und den Zorn der elementarischen Kräfte keine Macht haben! Abgesehen von angeborener körperlicher Organisation und daraus sich ergebendem Temperament, wird ein Mensch, der ein halbes Jahrhundert lebte, gestehen müssen, daß er nahe ein Drittheil seines Lebens der Willkür Derer unterworfen war, die für seine geistige und körperliche Erziehung sorgten. Und gerade die letztere ist für die eigentliche Fötuszeit der geistigen Bildung des Menschen zu betrachten. Die Erziehung Holtei's aber war ein Muster einer erbärmlichen und sinnlosen Erziehung. Wir müssen ihm für die Aufrichtigkeit, für die Peinlichkeit, womit er jeden ihm erinnerlichen kleinsten Umstand namhaft macht, Dank wissen, und können nur wünschen, daß dergleichen Bekenntnisse und Geständnisse häufiger veröffentlicht würden; denn die Erziehung zu Hause ist, wie man ohne Scheu gestehen darf, in Deutschland meist erbärmlich und elend und die in der Schule zum Theil eine Hetz- und Parforcejagd, zum Theil, wie in einem Zucht- und Arbeitshause, geisttödtend und alle frische Entwickelung hemmend. In den untern Volksclassen weiß man häufig das Vieh besser und sorgsamer zu behandeln als die Kinder, diese jungen Menschensprößlinge, die unter Fraß und Schmuz aufwachsen und deren geistiger und leiblicher Tod freilich weniger kümmert als das Absterben eines Stücks Vieh. In den höhern Ständen dagegen verhätschelt man sie und betrachtet sie wie Spielpuppen, Ziergegenstände und Putzartikel, und nur wenige Ältern scheinen zu bedenken, daß das Kind eine Zukunft hat, für die sie verantwortlich sind. Noch alberner ist die häufige verlegene Überraschung und confuse Verwunderung derselben, wenn das misleitete Kind, dem statt einer Erziehung nur eine Verziehung zu Theil geworden, später nicht geräth und folgerecht Das wird, wozu nicht die Natur, sondern die Ältern durch ihre Erziehung es gemacht haben. Diese sollte immer nur eine mäßige Leitung und Überwachung, eine bloße Abwehr gegen alles den natürlichen Gang der Entwicke-

lung Störende und weder zu unbekümmert und lose, noch zu pedantisch streng und übertrieben methodisch sein. Nicht mehr, als die Natur selbst in einfachen Umrissen angedeutet, soll man in das Kind hinein oder aus ihm heraus bilden wollen.

Diese Gedanken, die man nicht häufig genug aussprechen kann und die in weiterer Folge zu ebenso wichtigen als einfachen Erziehungsgrundsätzen führen, gingen mir durch den Kopf, als ich Holtei's Darstellung seiner Kindheits- und Erziehungsgeschichte las. Seine Mutter starb bald nach seiner Geburt, als Pflegekind kam er nun zu einer Großtante, welche seine Erziehung besorgte und ihm später auch das Buchstabiren und Lesen beibrachte. Der Pflegevater fluchte seine Schockschwerenoths und Himmeltausendsapperments, die Pflegemutter betete, zum Theil aus Sturm's „Betrachtungen" oder Bogatzki's „Schatzkästlein", ja wenn ein Gewitter heraufzog, betete man knieend, weshalb der kleine Karl einmal fragte: Aber liebe Mutter, wenn du meinst, daß dir das Beten hilft, warum fürchtest du dich dabei? Und wenn du meinst, daß es nicht hilft, warum betest du denn? Komisch ist zwischen Beiden folgendes Examinatorium:

Die Mutter. Karlchen, wer hat dich erschaffen?
Karl. Gott der Vater. — Kaffee!!
Die Mutter. Nachher; erst mußt du aufsagen. Wer hat dich erlöst?
Karl (weinend). Gott der Vater. — Kaffee!
Die Mutter. Nein, Gott der Sohn hat dich er—
Karl (unterbrechend). Ach, wenn er mich doch lieber nicht erlöst hätte.
Die Mutter. I, du gottloser Junge!

Eine Ohrfeige machte für diesmal den Schluß des Examens.

Wenn man das fromme Beten und Singen ausnimmt, was jetzt freilich im Lectionskatalog der Jugenderziehung so ziemlich gestrichen ist, so wurde Holtei erzogen, wie man noch jetzt Kinder höhern Standes erzieht. Er sagt selbst:

Ich war die Puppe, der Zeitvertreib, die Hoffnung und Zukunft meiner Pflegemutter .... Jeder sollte mich preisen, Jedem sollte ich an Schönheit, Geist und Sitten wie ein Wunderkind erscheinen u. s. w.

Natürlich wurden ihm auch später Hauslehrer gehalten, und besonders gegen den zweiten, Namens Hensel, ergießt sich die Galle des Verf. Er nennt ihn einen Hans Narr, der aus einer wilden Universitätszeit nur einige verworrene juristische Kenntnisse, aber keine classische Bildung mitgebracht habe. Holtei sagt:

Durch ihn ward in mich der Keim zu einer qualvollen Jugend gelegt. Dieser Keim ging üppig auf und erstickte mit seinem dicken, sich immer mehr verbreitenden Unkraut jede Freude, jede Lust des künftigen Gymnasiasten. Ich war und blieb ein fauler Schüler, und von meinem achten bis zum sechzehnten Jahre hatte ich eigentlich keine ruhige wahrhaft zufriedene Lebensstunde, weil auf jede fröhlich emporzuckende Nervenfaser der schwarze Gedanke versäumter Arbeiten, geschwänzter Stunden und anderer Schulsünden fiel. Ich habe meinem Peiniger verziehen, hab' ihm verziehen, daß er, ein alberner Mensch, bald kindisch roh mit mir scherzte, bald seine Launen tyrannisch an mir ausließ; hab' ihm verziehen, daß er, um sich eine Existenz zu verschaffen, leichtsinnig an Abtödtung eines werdenden Menschen ging, ohne Beruf und ohne Talent zum Erzieher; ja ich habe in späterer Zeit Gelegenheit gefunden, ihm hülfreich zu sein und meine Rache durch Gefälligkeit auszuüben. Aber denken darf ich noch heute nicht, wie ich ein Anderer geworden wäre, wenn — Thorheiten! Wenn? Es gibt kein Wenn in der Geschichte, weder des Einzelnen noch der Welt. Denn ein Wenn an die rechte Stelle gesetzt, wirft die ganze Geschichte um.

Holtei ist, wie die Meisten, die unter ähnlichen Verhältnissen gelitten haben und fühlen, daß ein einziges günstiges „Wenn" ihrem fragmentarisch gebliebenen Dasein eine volle runde Gestalt gegeben hätte, Fatalist. Der Glückliche, dem sich Alles nach Wunsch bereitet, taumelt ohne Grübelei dahin, oder sein Stolz verführt ihn zu der Einbildung: sein Glück sei sein eigenes Werk, die Realisirung seines freien Willens, so häufig er sich auch gestehen muß, daß ein einziger kleiner Umstand der Mitschöpfer, wo nicht der alleinige Schöpfer seines Glücks geworden ist. Der Nichtdeterminist kann sagen: Warum schiebt ihr, was ihr selbst verbrochen habt, dem Herrscher der „Wenn's", dem Schicksal, in die Schuhe? Mit gleichem Rechte kann der Determinist sagen: Warum rechnet ihr euch und euerm freien Willen zugut, was nur ein Ergebniß jener Kettenreihe von nothwendigen Thatsachen, von Ursachen und Wirkungen, jenes geheimnißvollen und verwickelten Causalnexus ist, worin ihr selbst befangen, dessen winziges prädestinirtes Theil ihr seid? Von seinem besondern Standpunkt kann Holtei sagen: Sechzehn Jahre hat man an mir herumgemeistert und gebildet, um mich zu verbilden, sechzehn Jahre jener Kindheitsepoche, worin zum Theil der bloße Instinct den freien Willen ersetzt, zum Theil der Charakter des Menschen zu wenig ausgebildet ist, um diesem die Regung eines freien und bewußten Willens zuschreiben zu können. Und gerade diese sechzehn Jahre haben über mich, meinen Charakter und mein Schicksal entschieden. Es war nicht meine freie Wahl, Das zu werden, was ich bin.

Holtei erzählt, daß, wenn der Pflegevater sich bei dem Hauslehrer beklagte, der kleine Karl sei unartig, wozu halte man denn einen Hauslehrer, dieser sich dies gesagt sein und den Knaben Nachmittags auf Erbsen knien ließ. Nach überstandener Strafe wurde der Lehrer bei der Mutter heulend verklagt, und die gerührte Pflegemutter tröstete und entschädigte ihn durch Näschereien. Ein solches Verfahren, welches von Müttern, Tanten, Schwestern, die alle am Jungen herumdoctern, gewöhnlich beobachtet wird, ist gerade das einzig richtige, den Jungen gänzlich zu verderben. Wer wollte die sündhaften Dummheiten, die im Erziehungswesen begangen werden, alle namhaft machen?

Später nahm eine große in Schlesien berühmte Erziehungsanstalt ihn auf. Holtei sagt hierbei:

Ich bin entschlossen, von ihrem Vorsteher nichts zu sagen, als daß ich vier Jahre in seinen Händen blieb. Gott verzeihe ihm! — Seiner Frau dagegen, unserer mütterlichen Pflegerin, der stillen Dulderin, der makellosen Hausfrau, der treuen Erfüllerin der schwersten Pflichten, wende ich dankbar Herz und Seele zu. Für jede Thräne, die du brave Frau im Stillen

getrocknet, mögen reine Geister dir eine blühende Freude gönnen. Unter allen Menschen, denen ich mich dankbar verpflichtet fühle, stehst du, Selige, obenan, und aus der Tiefe meiner kranken, lebensmatten, von so vielen Schmerzen, schwerem Gram, so heißer Reue zerrissenen Brust ruf' ich dir Heil und Segen nach!

Von da kam Holtei als Kleinquartaner nach Maria-Magdalene, wo als Rector der bekannte Kaspar Friedrich Manso herrschte.

Unsere Lehrer in den untern Classen — sagt er — waren schlecht; einige gänzlich unfähig, in jeder Beziehung; andere doch schwach, inconsequnt, Gegenstand unsers frechen, ruchlosen Spottes.

Sehr erklärlich, da in den untern Classen der Gymnasien die alten Lehrer so häufig eingerostete Pedanten sind, die jüngern Philologen und Candidaten des Schulamts, welche hier ihr Probejahr ablegen, nachdem sie auf der Universität lateinische Stilübungen und Interpretationen getrieben, und sich nun plötzlich in einer so unglücklichen Lage befinden wie etwa ein Mensch, der die Reitkunst aus Büchern gelernt hat, auf einem wilden ungezähmten Pferde; ferner arme Candidaten der Theologie, die, als Nachbarskinder der Philologen, für zulässig gefunden werden, interimistische Lectionen zu ertheilen; mithin ein fortdauernder Wechsel von Personen, Methoden und Methodeversuchen!

Den bekannten Director Manso schildert er als redlich, gütig und herablassend, seine äußere Erscheinung aber wie folgt:

Sommer und Winter in kurzen weißen Unterkleidern, dünnen baumwollenen Strümpfen und Schuhen einhergehend, am gepuderten Kopfe zwei große, rechts und links strebende Taubenflügel, ein kleines Zöpfchen, welches schalkhaft aus dem Kragen des Rocks herauszüngelte, und nun vor Allem sein wundersamer gothaischer Dialekt, den ich unglücklicherweise gut nachahmen konnte u. s. w.

Man kann sich denken, daß die Spottsucht der Jugend reichliche Nahrung fand, besonders als man in den „Xenien" auch auf Manso Stachelverse las wie folgende:

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst, unglücklicher Manso!
Daß die Natur doch nichts, gar nichts für dich gethan!

Und:

Was das Entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es juckt, locker und lose zu sein.

Zwölf Jahre später, als Holtei bereits am breslauer Theater angestellt war, besuchte er den alten Manso und war entzückt über die lebensfrische, freie Weltansicht, welche Manso entwickelte. Holtei bedauerte, daß er ihm als Gymnasiast so manchen Ärger gemacht habe, und Manso erwiderte:

Nun, gar zu arg war's mit dem Ärger auch nicht. Unsereiner stellt sich manchmal Wunder wie böse an gegen die jungen Leute, ohne daß man es ist. Es wird zu viel von den Schülern verlangt, sie können's nicht leisten; aber man muß doch thun, als wollte man sie fressen!

Also auch auf Gymnasien, wie fast überall, erscheint Lüge und Heuchelei als die Basis, auf welcher das System beruht. Daher die vielen unechten, unwahren, lügen- und stümperhaften Menschennaturen in unserer Zeit, aber auch das viele Böswillige, Hartnäckige, Schleichende, Gedrückte und Gebückte! Manso selbst gesteht ein, daß man zu viel von der Jugend verlange. In jedem Gegenstande des Unterrichts wird der Schüler — da jeder einzelne Lehrer nur sich und seine Branche im Auge behält und keine allgemeine Ausgleichung stattfindet — mit einem solchen Wuste von Aufgaben überschüttet, daß nur der eisernste Fleiß, der wie jede Fähigkeit ein eigenthümliches Talent ist, ihrer einigermaßen Herr werden kann, wenn auch Gehirn und Auge, Brust und Unterleib unter diesem Drucke leiden und in ihren naturgemäßen Functionen erschlaffen sollten. Doch genug davon! Die Nothwendigkeit der Umgestaltung und Vereinfachung des Gymnasialunterrichts wird allgemein gefühlt, nur von Denen nicht, welche dazu die Macht und die Verpflichtung haben. Der moderne Staat will einmal Maschinen, wogegen der immer freier werdende Menschengeist mit Recht protestirt. Bei der fast allgemeinen Erbärmlichkeit der Erziehung in Deutschland von Kindesbeinen auf, durch alle Lebensverhältnisse hindurch, ist es noch zu verwundern, daß die Menschen nicht noch schlechter und physisch und psychisch elender sind. An gutem oder bösem Willen hierzu fehlt es wahrlich nicht. Glücklicherweise ist aber bereits ein kräftiger Gegendruck vorhanden, weniger in den Menschen als individuellen Bewegungskräften, aber wol in den immer elastischer sich gestaltenden Ideen und allgemeinen Anschauungen, die dem Drucke zum Theil ihre Entstehung und dem fortgesetzten Widerstande ihre immer neue Nahrung verdanken. Sie bilden eine feine, Alles umfassende und durchgreifende Atmosphäre und lassen sich trotz aller Vorkehrungs- und Absperrungsmittel ebenso wenig als die Luft der allgemeinen Benutzung entziehen.

Indeß sehe ich, daß ich mit Holtei's Memoiren nicht fertig werde, wenn ich in dem bisher eingehaltenen Gleise der Betrachtung fortfahren will; doch mag wol jedem kritischen Berichterstatter erlaubt sein, gerade aus einem so mosaikartig gefaßten Buche wie dieses diejenigen Partien seiner Betrachtung zu unterwerfen, welche ihn speciell interessiren, während das größere Publicum sich an dem mancherlei Spaßhaften und Anekdotenähnlichen mit Recht ergötzen mag. Doch fehlt es auch nicht an tragischen Partien von psychologischer Bedeutung, so die Erzählung von der „Tante Lorel", Stieftochter der Pflegemutter, deren Beine gelähmt waren, wie fühllose Fleischklumpen am Oberkörper hingen und täglich „wie die kleinen Wickelkinder" jedes einzelne mit breiten Bändern eng umhüllt werden mußten. Doch konnte sie sich mittels eines Stuhlwagens selbst aus einem Zimmer in das andere bringen, war sinnlicher Natur und lebendigen Geistes, las viel, schwärmte für Jean Paul, litt an der damaligen Mondschein-Sentimentalität, und Holtei's zweiter Hauslehrer war elend genug, die Schwächen dieses unglücklichen Geschöpfs zu benutzen und der Armen sogar Liebe zu heucheln. Ihre spätere Enttäuschung, ihre körperlichen Leiden, ihre Qualen im Sterben, ihre in entsetzlichem langem Todesschmerze dem

kleinen Holtei zugeschrienen Worte: „Nicht wahr, mein Sohn, sterben ist nicht Rosen brechen?“ bilden mit all den kleinen Zügen und Strichen ein eigenthümlich tragisches Gemälde, welches um so lebendiger wirkt, je einfacher und von allem Aufwande künstlerischer Mittel entfernt der Vortrag des Verf. ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Wilhelm der Eroberer und die englische Verfassung.

Eine längere Abhandlung im „Quarterly review“ unter dem Titel „The conquest and the conqueror“ unternimmt es, gegen Thierry's „Histoire de la conquête d'Angleterre“ Wilhelm den Eroberer wider den Vorwurf der Gewaltthat und des Trugs in Schutz zu nehmen und sein Verhalten als hohe staatsmännische Weisheit darzustellen, der es gelungen, zu verhüten, daß England in sich zerfallen. Dieser Weisheit verdanke man es im Gegentheil, daß es ein Reich geworden, welches unter einem aus König, geistlichen und weltlichen Lords und Gemeinen bestehenden Parlament unzertrennlich zusammengehalten habe. Die Eroberung Wilhelm's habe England keineswegs seine Constitution gegeben, sondern nur den Weg dazu durch Jahrhunderte von Sturm und Unruhe bereitet. Ausgeführt wird dies auch durch einen Vergleich Dessen, was in Deutschland eine solche staatliche Entwickelung verhindert, und was in Frankreich auf Kosten der Volksfreiheiten die unumschränkte Gewalt der Könige geschaffen, der endlich ein „coup d'état“ — so wird das Einberufungsschreiben der Generalstaaten durch Ludwig XVI. bezeichnet — ein Ende machte. „Die constitutionnelle Geschichte Frankreichs“, äußert der Verf., „beginnt mit einer Revolution; und was war der Erfolg davon? Die Provinzialstände (Parlamente) verloren ihr Ansehn, die Generalstaaten wurden unlenksam und unwirksam, der Krone lästig und dem Volke nutzlos, bis das Ganze hinweggeschwemmt und eine neue Ordnung der Dinge geschaffen wurde, die in all ihrem Hin- und Herwogen und Veränderungen nur ein Element dem Blicke darbietet, eine despotische Centralgewalt, worein alle andern zu versinken und zu verschwinden streben.“ Der Verf. behauptet, daß von allen Schriftstellern des Continents nur der einzige Hegel das Princip der englischen Constitution richtig erfaßt und gewürdigt; aber auch in England sei solches nur selten geschehen. „Die englische Verfassung“, bemerkt er erklärend, „ist nicht auf Freiheit gegründet, sondern auf Gesetz; unser Gesetz sichert die Freiheit der Person (des Unterthanen), unser Gesetz weiß nichts von der Freiheit des Volks; jedoch bringt der Einzelne seine Freiheit nur in Anschlag, um des Schutzes des Gesetzes theilhaftig zu werden. Unser Parlament ist keine politische Versammlung, sondern ein Gerichtshof; und in diesem ist, um was es sich auch handeln mag, die Abstimmung jedes Mitgliedes nur die Ausübung seines Amtes als Richters — eines Richters, wo nöthig, zwischen dem Unterthan und dem Souverain. Welche Täuschung, welche Bewußtlosigkeit auch bei Individuen oder Parteien hervorgetreten sein mag, dies und nichts Anderes ist die Theorie all unserer Kämpfe und Revolutionen. Die unsern waren kein roher Kampf um die Behauptung individueller Unabhängigkeit, sondern Versuche, die Zuerkennung unserer Rechte zu erlangen. Wir haben niemals um abstracte Rechte, oder für allgemeine Grundsätze gekämpft; unsere Verfassung ist keine Charte von Lehrsätzen und Definitionen, in Capitel und Artikel eingetheilt, sondern das Ergebniß ausdrücklicher Heilmittel in Anwendung gebracht auf ausdrückliche Beschwerden; wenn dies Verhältniß zu bestehen aufhört, wird unser Reich seinen Untergang vollendet haben.“

Angelsächsische Literatur.

Die Engländer haben in neuerer Zeit, besonders angeregt durch die Sprachforschungen unserer Grimm, Lachmann u. A., den angelsächsischen Sprachschätzen eine immer größere Beachtung zugewendet. So ist kürzlich der für die altenglische Geschichtschreibung so wichtigen Herausgabe des „Anglo-Saxon Chronicle“ von Ingram eine gleich belangreiche Arbeit in Thorpe's Herausgabe der „Ancient laws and institutes of England“ gefolgt, wodurch zum ersten Mal der Codex der Angelsachsen dem größern Publicum zugänglich gemacht wird, indem bei den frühern Veröffentlichungen zwar sehr emsig in Bezug auf die Correctheit des Textes verfahren wurde, ihren Herausgebern aber die nöthigen Sprachkenntnisse abgingen, um den Sinn jener Gesetze und Entscheide wiedergeben zu können. So hat der eine dieser frühern Herausgeber, Lambarde, versucht, die Entscheide Alfred's und Ine's in der Ausdrucksweise der zwölf Tafeln wiederzugeben, und ein anderer, Wilkins, hat sich Sprachschnitzer zu Schulden kommen lassen, die dann und wann äußerst lächerlich sind, wie er z. B. die Verordnung Ethelred's, „es dürfe kein Ochse noch Schaf geschlachtet werden außer in Gegenwart von zwei Zeugen, und man müsse Fell und Kopf drei Tage aufbewahren“, also eine gewöhnliche gewerbspoliceiliche Vorschrift, folgendermaßen übersetzt: „Et nemo occidatur nisi adsit duorum fidelium hominum testimonium!“ Der tüchtigen Übersetzung Thorpe's, welcher mit John Kemble an der Spitze Derer steht, welche in England die vorhandenen alten Sprachschätze aufsuchen und ausbeuten, ist ein sehr schätzenswerthes Glossarium beigefügt. Ihm verdankt man gleichfalls die auf Kosten der Aelfric Society ermöglichte Herausgabe der „Homilies of Aelfric“, mit einer sinngetreuen englischen Übersetzung. Ferner ist die Herausgabe der „Homilien“ Beda's von dem unermüdlichen J. A. Giles zu erwähnen, die den fünften Band seiner „Patres Ecclesiae Anglicanae“ bilden, und endlich ist noch hier die auf Kosten der Society of antiquaries von Thomas Stapleton veranstaltete Herausgabe der „Magni Rotuli Scaccarii Normanniae sub regibus Angliae“ sammt der englischen Übersetzung anzuführen, worin aufs genauste die englisch-normannische Verwaltungspolitik in der Normandie beschrieben ist, die, bis auf kleine Einzelheiten, ganz der in England eingeführten gleicht. Dem Werke ist außerdem eine Abhandlung über die alte Geographie der Normandie beigefügt.

Der englische Naturforscher F. Hunt hat seit mehren Jahren Versuche über den Einfluß des Lichtes auf das Keimen des Pflanzensamens und das Wachsthum der Pflanzen angestellt und ist zu sehr merkwürdigen Ergebnissen gelangt. Auch in der letzten Versammlung der britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft verlas er über diesen Gegenstand eine neue Abhandlung, welche die Resultate seiner jüngsten Forschungen enthielt, obwol er erklärte, daß er erst im nächsten Jahre ein definitives Ergebniß berichten könne. Bis jetzt haben seine Experimente die früher von ihm aufgestellte Behauptung nur bestätigt, daß das Licht einem gesunden Keimen und dem Wachsthum der jungen Pflanze hinderlich sei. Auch über die Versuche, welche er angestellt, um zu erforschen, auf welche Weise die Holzfaser sich erzeuge, ließ er sich vernehmen. Es geht daraus hervor, daß Pflanzen unter dem Einfluß des violeten Lichts gewachsen mehr Wasser enthalten als diejenigen, welche dem Strahl des Farbenprisma, der zwischen dem gelben und grauen fällt, ausgesetzt wurden. Auf der andern Seite schreitet die Bildung der Holzfaser unter dem Einflusse der letztern Strahlen am schnellsten vorwärts. Hunt hatte junge gesunde Pflanzen aus dem Garten genommen und sie einzelnen Farbenstrahlen ausgesetzt. Unter dem gelben Lichte starben alle ohne Ausnahme in Zeit weniger Tage; unter dem Einflusse des grünen Lichts verkümmerten sie allmälig und gediehen nur unter den rothen und blauen Lichtstrahlen. 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 321. —— 16. November 1844.

Karl von Holtei.

(Beschluß aus Nr. 320.)

Sehr lebendig und reich an interessanten Zügen ist die Schilderung, welche der Verf. von der Belagerung Breslaus nach der Niederlage der Preußen bei Jena entwirft und die er aus lebhaften für sein treues Gedächtniß zeugenden jugendlichen Erinnerungen zusammengestellt hat. Später bemerkt der Verf.:

Der Franzose war, wenn er nur freundlich empfangen wurde, mit Allem zufrieden, richtete sich bescheiden ein, und erwiderte jede gastliche Aufnahme mit verbindlichem Danke. Waren seine Wirthsleute arm und bemerkte er dies, so brachte er — das hab' ich in unserer Nachbarschaft selbst gesehen — Nahrungsmittel nach Hause und sie wurden des ungeladenen Gastes eingeladene Gäste. Seine deutschen Bundesgenossen quälten ihre deutschen Brüder bis aufs Blut; sie machten sich eine Ehre und Freude daraus (wenigstens in Schlesien) ihren Haß zu affichiren, und ich habe noch 1830 im Gasthofe zur Traube in Darmstadt einen großherzoglich hessischen Hauptmann sich „beim Schöppchen" laut und stolz der Heldenthaten rühmen hören, die er den preußischen Bauern, „den Schinösern", angethan.

Auch in der Mark und wohin sie nur als Bundesgenossen kamen, hört man die süddeutschen Gäste nicht besonders rühmen; unter den deutschen Truppen war nur der sächsische Soldat seines humanen Betragens wegen beliebt. Bei dem Rückblick auf eine uns so nahe liegende Vergangenheit und wenn wir damit gewisse Vorgänge, besonders religiöse, vergleichen, möchte uns doch für die schöne deutsche Einheit ernstlich bange werden. Wer einem Haufen zankender Köter einen Knochen zuwerfen wollte, damit sie sich darüber verglichen und vereinigten, wäre ein Thor; sie werden sich darum nur um so heftiger zanken und zerren. Ist die Phrase von deutscher Einheit ein solcher Knochen? Wenigstens fehlt daran das Fleisch noch gänzlich.

Und Karl von Holtei fährt weiter fort:

Schlachten gewinnen und verlieren gibt an und für sich weder Ehre noch Schande; denn nicht selten gebührt dem Besiegten der Lorberkranz. Aber Söhne eines Landes, die eine Sprache bindet, eine gemeinsam-heilige Vergangenheit, eine unsterbliche Geschichte, und welche dieses Band höhnisch mit Füßen treten! Aber Weiber, die, von den Küssen ihrer deutschen Freunde noch warm, dem fremden Krieger lüstern entgegenfliegen, bevor er noch bon jour gesagt! — — O liebes Deutschland! Als ich in Paris war, haben Soldaten jener Zeit, wenn sie hörten, ich sei ein Deutscher, oft mit Lächeln gesagt: „So leicht haben es uns die Frauen nirgend gemacht als chez vous."

In der reichen Lästerchronik jener Zeit blätternd stößt er auf folgende Geschichte:

Einer von Breslaus französischen Commandanten, S...., hatte mit einer schönen, interessanten Frau aus der vornehmen Welt im traulichsten Verhältniß gestanden. Als nun, nach der Rückkehr der Bourbonen, im Kreise jener Dame hin- und hergestritten wurde, welcher von den Napoleon'schen Generalen dem Kaiser anhängen, welcher dem Königthume sich zuwenden werde, äußerte die Schöne: „Für S. möcht' ich bürgen; im Herzen war er immer Royalist." — „Ei!" rief Herr v. C, „das können Sie behaupten, meine Gnädige? Sie, die ihn doch wahrhaftig als Sansculotten kennen lernten?"

Der Verf. fährt fort:

In alle Stände drang die Franzosenliebe. Jede geringe Bürgersfrau hatte ihren Sapeur, ihren Sergeanten; jedes hübsche Dienstmädchen seinen Voltigeur. Wie sie paarweise einherstolzirten! Und wie viele Ehemänner hinter ihren Weibern demüthig hergingen!

Diese Stelle bedarf keines Commentars. Während die Spanierinnen, die Französinnen, die Polinnen und Engländerinnen einen sehr ausgeprägten Nationalstolz, zum Theil sogar ein politisches Bewußtsein haben, sind es in Deutschland hauptsächlich die Weiber, welche dem politischen Indifferentismus und der Abwesenheit alles Nationalgefühls Vorschub leisten, freilich auch nur in Folge der verschrumpften allgemeinen Verhältnisse und des gedrückten und demüthigen Geistes der Männer. Unter welchem Volke wäre es erhört, daß die Frauen, weit davon entfernt, ihre Liebesverhältnisse mit den Feinden des Vaterlands wenigstens aus Scham zu verstecken, damit sogar öffentlich prunkten und cokettirten wie mit einer Sache, die, statt zur Schande, zu Ehre und Ruhm gereichte? Wenn die Franzosen zur Zeit unserer Unterdrückung uns für ein niedriges Volk hielten, so brauchte ihnen dies kein Ruge in deutsch-französischen Jahrbüchern zu beichten, wodurch freilich die Niederträchtigkeit nur vermehrt wird; es bedurfte hierzu nur der willfährigen Lüsternheit und des französischen Geschmacks unserer Weiber und Jungfrauen und der demüthigen Kriecherei der deutschen Ehemänner und Liebhaber. Ob man von oben herab Großes genug gethan und vorbereitet hat, damit, wenn der Tag der Prüfung kommt, wir mit größern Ehren als damals bestehen und unsere jetzigen ziemlich bedenklichen Declamationen von deutscher Einheit und Nationalität rechtfertigen?

An hübschen Anekdoten ist das Buch sehr reich, und Holtei genirt sich bei diesen Ausplaudereien in keiner Weise. So erzählt er, daß er in einem Gasthofe Thür an Thür mit der berühmten Hendel-Schütz und deren Manne gewohnt habe.

Da gab es eines Abends — fährt er fort — nach beendeter Kunstleistung eine Darstellung des Schauspiels „Der häusliche Zwist", welche mich mehr amusirte, als mimische Darstellungen mich amusirt haben könnten. Ich erinnere mich der ewig denkwürdigen Phrase: „Eine große Künstlerin willst du sein? Eine alte S.. bist du!" Die Darstellerin der Isabellen, Meropen, Madonnen, Sphinxe und anderweitiger Kunstbildungen von einem hallischen Professor in diesem Stile haranguiren zu hören!!! Und um dieser Frau willen, ihr zu Ehren hatt' ich mir in Breslau den furchtbaren Zahnschmerz geholt!

Das Wort Zahnschmerz bringt mich auf den Hauptfehler des Holtei'schen Memoirenstils, auf seine Geschwätzigkeit. Holtei unterläßt nie zu erzählen, wann er sich erkältet, Kopf- oder Zahnschmerz geholt hat u. s. w., und über letztern findet sich im zweiten Bande eine Abhandlung von acht Seiten. Mit einer liebenswürdigen, wenn auch gar zu weitschweifigen Naivetät berichtet er uns ferner über seine jugendlichen Liebesgeschichten und über die mancherlei Verführungsversuche, denen er ausgesetzt gewesen und denen mehr seine Blödigkeit als seine Tugend Widerstand leistete. Doch schadet diese Schwatzhaftigkeit der, wie man fast sagen darf, persönlichen Liebenswürdigkeit dieses Buchs keineswegs. Die Beziehungen zu Literatur und Theater, woran Holtei's späteres Leben so reich erscheint und welche den spätern Bänden *), wenn der Verf. dieselbe muthige Rücksichtlosigkeit bewahrt, unzweifelhaft ein großes Interesse ertheilen werden, haben in diesen beiden ersten Bänden noch wenig Spielraum, doch deuten sie sich schon in jugendlichen Umrissen in Holtei's Vorliebe für theatralische Darstellungen, in seiner Theilnahme an den Darstellungen auf dem Privattheater zu Grafenort, in seiner Bekanntschaft mit Karl Schall, Schmelka, Seydelmann, Lewald, mit seiner spätern Gattin, Luise Rogér, in oft nicht uninteressanter Weise an. Auf den Stil ist gar keine Sorgfalt verwendet; der Verf. sagt in der Vorrede selbst: „Man suche nicht nach blühender Diction, nach pomphaften Phrasen, nach Dem, was schöne Sprache genannt wird." Ganz gut! Aber auch die Einfachheit und Schmucklosigkeit kann, wie bei Goethe, gewählt sein, und die Schönheit des Stils bedarf wie die einer Frau keines luxuriösen Aufputzes, um zu wirken. Holtei's Stil ist in diesem in vieler Hinsicht höchst lehrreichen und mit nachahmungswerther Offenherzigkeit geschriebenen Werke nicht Ausdruck der Schönheit, aber wol der Wahrheit und Aufrichtigkeit; und es lohnt wahrlich nicht der Mühe, ein flüchtig lesendes und vergeßliches Publicum wie das heutige, statt mit rasch hingeworfenen Skizzen, mit sauber gearbeiteten und bis ins Einzelnste ausgeführten Kunstwerken zu versorgen.

Hermann Marggraff.

*) Sie sind bereits erschienen. D. Red.

A. W. Schlegel's Einfluß in England, sein Verhältniß zu Coleridge und seine Kunstkritik.

Bei Gelegenheit einer Anzeige von Schlegel's „Essais littéraires et historiques" und von der Black'schen Übersetzung der „Vorlesungen über Kunst und Literatur" („A course of lectures on dramatic art and literature", zweite Ausgabe, London 1840) sagt ein Mitarbeiter des „Foreign quarterly review":

„A. W. Schlegel hat nicht mit Unrecht einen europäischen Ruf. Er hat «dem Staate einige Dienste geleistet», hat vielen denkenden Männern Anregung gegeben, Theilen der Literaturgeschichte, die früher übersehen waren, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und hat der kritischen Wissenschaft genützt, nicht minder durch seine Paradoxen, welche Gegenrede hervorriefen, als durch die Grundsätze, welche er mit Beifall aufstellte. Seine Werke sind ausgezeichnet in ihrer Art durch eine glänzende Diction, eine treffende Darstellung und eine so anziehende Behandlung, wie Wenige sie erreicht haben; die Affectation einer philosophischen Tiefe, an der sie leiden, hat ihrer Popularität keinen Eintrag gethan. Schlegel ist zwar mehr Rhetoriker als Kritiker, indessen enthalten seine Werke doch manche schätzbare und klar ausgedrückte Grundsätze, viele scharfsinnige und sinnreiche Bemerkungen, sodaß sie, ungeachtet des Vielen, das man abziehen muß, aller Beachtung werth sind. Er ist aber in Tugenden und Fehlern lediglich ein populairer Schriftsteller, während er bei uns in die falsche Stellung eines wissenschaftlichen Orakels gebracht worden ist. Als populairer Schriftsteller ist er wirkungsreich und verdient allen den Beifall, welcher ihm zu Theil geworden; aber als ein Orakel, als besonnener, ernster, philosophischer Kritiker ist er einer der gefährlichsten Führer, die der Studirende wählen kann. Wir gestehen gern ein, daß sein Einfluß in England im Ganzen genommen nicht ohne guten Erfolg geblieben, aber wir sind der festen Überzeugung, daß derselbe in vielen Dingen verderblich gewesen ist. Wir können nicht umhin, den Schaden, den er gestiftet hat, unablässig zu beklagen, und dabei sehen wir ihn ebenso unablässig unserer Bewunderung und Ehrfurcht als die erhabenste Autorität in Sachen der dramatischen Kunst verhalten. *) Der Nutzen, den er uns irgend hat bieten können, ist geerntet, und jetzt ist es von Wichtigkeit, seine Irrthümer hervorzuheben. Wir bitten daher den Leser, unsern Artikel mehr als polemisch denn als kritisch zu nehmen, nicht als eine Beurtheilung der Schrift von A. W. Schlegel, sondern als einen Protest gegen seine Methode und eine Prüfung seiner leitenden Grundsätze."

„In der Vorrede zu seinen «Essais littéraires» beklagt er sich, daß seine Landsleute ihn vergessen haben, und freut sich in dem Bewußtsein, daß in andern Ländern sein Name mit Achtung genannt wird. Dies ist wahr. In Deutschland hat er keinen Einfluß mehr, weil er nichts mehr lehren kann; die jetzige Generation hat ihn weit hinter sich zurückgelassen, und seine besten Gedanken sind zu Gemeinplätzen geworden. Dennoch muß er stets eine ehrenvolle Stelle in den literarischen Annalen seines Vaterlands einnehmen, sowol wegen Dessen, was er selbst geleistet, als der Männer wegen, mit denen er in Verbindung gestanden. Als der Übersetzer Shakspeare's und Calderon's wird er den Dank seiner Landsleute verdienen. Und die Literaturgeschichte kann nicht vergessen, daß er eins der Häupter der romantischen Schule war, deren Witz und Beredtsamkeit es vorbehalten war, den Sieg zu feiern, den Lessing, Herder und Winckelmann erkämpft hatten...."

„Unter uns wird er ebenfalls lange Zeit mit Ehren ge-

*) Ein Beispiel statt vieler. Im „Quarterly review" wird gesagt: „Wir achten die «Vorlesungen über dramatische Kunst» in jeder Hinsicht des Mannes würdig, den Deutschland als den zweiten verehrt und ganz Europa als einen der ausgezeichnetesten kritischen Charakter anerkennt." Anm. d. Reviewers.

nannt werden als einer der Ersten, die uns gelehrt haben, Shakspeare als das Gegentheil eines «wilden, ungeregelten Geistes» anzusehen. Den Vorgang hierin nimmt bekanntlich Coleridge in Anspruch, während Andere nur über die «merkwürdige Übereinstimmung» beider Kritiker erstaunt sind. Schlegel las 1808 in Wien, fünf Jahre später Coleridge über denselben Gegenstand in London. In den gedruckten Vorlesungen Beider finden sich die auffallendsten Ähnlichkeiten, nicht blos in den Grundgedanken, sondern sogar im Ausdruck; die Lehren sind genau dieselben, die Fassung oft so ähnlich, daß man es bloße Übersetzung aus einer Sprache in die andere nennen möchte, die Citate sind die nämlichen, die Schnitzer sogar die nämlichen. Das Meiste von Dem, was in Coleridge's «Remains» über das griechische Drama und über Shakspeare (Bd. 2, S. 12—83) gesagt ist, findet sich ebenso in Schlegel's «Vorlesungen». Ein blos zufälliges Zusammenstimmen ist hier undenkbar. Aber Coleridge erklärte, als man ihm ein Plagiat schuld gab, kühnlich, nicht ein einziger Satz sei in Schlegel's Werk, die, welche nichts taugten, abgerechnet, den nicht er, Coleridge, in seinen «Remains» aufgestellt und angewendet habe. Leider war Coleridge, bei allem seinen großen, bewundernswerthen Talent, das wir nicht in Abrede stellen wollen, anerkanntermaßen ein Plagiarius und keiner von den honnetesten. Er eignete sich nicht nur die Gedanken Anderer an, sondern suchte hinterher immer zu beweisen, daß er nur sein Eigenthum zurückgenommen habe. Es verdient hier Erwähnung, daß viele der Ansichten und glücklichen Auffassungen, die Coleridge in Umlauf setzte, und die man ihm füglich als Verdienst anrechnet, Plagiate waren. Sein berühmtes Wort, daß alle Menschen geborene Aristoteliker oder Platoniker sind, ist von Friedrich Schlegel. Sein noch berühmteres Wort über Plato ist weiter nichts, als was Sokrates über Heraklit sagte. Die Philosophie in seiner «Biographia literaria» ist, oft Wort für Wort, aus Schelling übersetzt. Um nun auf unsern Gegenstand zurückzukommen, Coleridge las 1813, fünf Jahre später als Schlegel und zu einer Zeit, als die Ideen des Deutschen schon ziemlich bekannt in Europa waren, denn Frau von Staël hatte ihr „De l'Allemagne" herausgegeben. Dagegen behauptet Coleridge, er habe bereits zwei Jahre früher gelesen, als Schlegel und in seinen Vorlesungen von 1806 habe er dieselben Ansichten aufgestellt, die sich in denen von 1813 finden. Nun sind diese Vorlesungen von 1806 nicht aufbehalten, und Coleridge kann nicht beweisen, daß dieselben gleichlautend mit denen von 1813 waren, ja, er selbst sagt anderwärts, er habe es sich immer angelegen sein lassen, Vorlesungen, die er schon einmal gehalten, bei späterer Wiederholung so umzugestalten, daß sie einander gar nicht mehr ähnlich gesehen hätten. Coleridge ruft zwar auch Sir George Beaumont, Sir Humphrey Davy und Hazlitt als Zeugen dafür auf, daß er die in den «Remains» über «Hamlet» ausgesprochenen Ansichten schon 1806 vorgetragen habe. Zum Unglück findet sich in Coleridge's Kritik über «Hamlet» gerade gar nichts mit Schlegel Übereinstimmendes. Nach diesem Allen kann der unparteiische Richter nicht umhin, Coleridge des Plagiats zu zeihen."

Der Reviewer geht hierauf zu einer Kritik der kritischen Methode Schlegel's über.

„In Schlegel's Werk ist nichts beleidigender für unser kritisches Gefühl als seine Methode, und um so mehr, als er sie selbst mit prunkenden Namen herausstreicht und oberflächliches Theoretisiren für philosophisches Urtheil ausgibt. Wir verdanken vorzüglich ihm den Jargon der modernen Kritik, die sich selbst den Ehrentitel «philosophische Kritik» beilegt; Solger, Rötscher, Hegel u. A. sind bei uns nur wenig gelesen. Jedermann weiß, daß die Kritik des vorigen Jahrhunderts schlecht war, aber wenigstens war sie positiv; sie war verständlich; sie ging auf die Sachen selbst und nahm schätzbare Muster zum Maßstab, mochte dieser auch ein beschränkter sein. So schlecht sie war, war sie befriedigender, lehrreicher als Vieles von Dem, was heutzutage für philosophisch gilt. Wenn die Kritik jetzt besser ist, so rührt dies daher, weil unsere Kunstkenntniß größer und ein fester Geschmack allgemeiner geworden, nicht etwa daher, wie Viele behaupten, daß in der Kunstkritik die analytische Methode der synthetischen gewichen ist. Der Übersetzer von Schlegel's «Vorlesungen» hat eine großartige Verachtung für die Analyse, die jetzt Viele mit ihm theilen. Diesen gegenüber stehen die Verächter der philosophischen Kritik, welche sie für eitel Träumerei und Phantasterei ausgeben. Beide Parteien haben Recht gegen Das, wogegen sie kämpfen; die Einen verachten die Analyse und haben schlechte Analyse im Sinne; die Andern verachten die Philosophie und haben schlechte Philosophie vor Augen. Indessen gestehen wir, obwol beide Einseitigkeiten verwerfend, daß wir schlechte analytische Kritik immer noch für besser halten als mittelmäßige Philosophie. Der synthetische Kritiker ist ein Advocat, kein Richter, und so ist Schlegel ganz und gar. Die größten Kritiker der Neuzeit, Lessing und Winckelmann, waren Männer von großem analytischen Talent, und ihnen verdanken wir die beste Schätzung der Kunstwerke. Sie machten keine Declamationen, sie studirten mit Mühe und Geduld und drangen tief in ihre Gegenstände ein. Sie nahmen nicht eine einzelne Ansicht, ein Stück, ein Glied für das Ganze. Sie trachteten, die Bedeutung jedes Werkes aus ihm selbst zu erkennen, nicht aber es unter eine a priori gefaßte Meinung zu zwängen. Sie waren Richter, keine Advocaten. Beim Classificiren kommt es darauf an, das Gemeinsame im Mannichfaltigen zu erkennen. Wenn man die Kunstwerke der verschiedenen Völker und Zeiten classificiren will, so muß man die Verschiedenheiten, welche Sprache, Sitte, Geschmack u. s. w. hervorbringen, absondern und ein gemeinsames Princip aufsuchen, auf welches sie sich insgesammt zurückführen lassen. Dies wäre ein wissenschaftliches Verfahren. Schlegel mit seiner berühmten Classification in classische und romantische Kunst hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Es hat ein einzelnes Merkmal statt eines durchgängig gemeinsamen herausgegriffen. Abgesehen von geschichtlichem Zwecke, ist die Eintheilung der Kunst in antike und moderne verfänglich; die Voraussetzung, die bei dieser Eintheilung gemacht wird, ist, daß die Kunst ausschließlich religiös sei. Das ist sie aber nicht, sondern sie ist national. Ein ethnisches, nicht ein chronologisches Princip muß gewählt werden; es ist eine Frage der Racen, nicht der Perioden."

Die ethnischen Charaktere bringt der Reviewer in zwei große Classen, die er den südlichen und nördlichen Charakter benennt; als Typen stellt er die Italiener und die Deutschen hin. Im italienischen Volkscharakter herrschte die Empfindung, im deutschen der Gedanke vor; der Italiener sei sinnlich, plastisch, mit scharfem Formgefühl begabt, dem Bestimmten zugewendet, der Deutsche grübelnd, träumend, schweifend, sich ins Unbestimmte, Weite verlierend; des Italieners Gedanken gingen immer gleich in Leidenschaften über, des Deutschen Leidenschaften hätten eine Neigung, sich in Gedanken aufzulösen; der Italiener werde durch jeden Gedanken zur That getrieben und trachte stets, Alles aus sich herauszusetzen, der Deutsche lasse sich durch jede That zu Gedanken anregen und trachte, alles Aeußere in sein inneres Leben hineinzuziehen. Auf diese charakteristischen Züge habe die Natur, das Klima den größten Einfluß. Im Süden stellen sich dem Auge schon alle Formen bestimmter, im Norden verschwommener dar, im Süden klares Sonnenlicht, im Norden Nebel, im Süden Trieb ins Freie, ins Öffentliche, im Norden ins Zurückgezogene, ins Haus u. s. w. Diese Menschheitscharaktere prägen sich nun auch in der südlichen und in der nordischen Kunst ab. Z. B. in der Musik sei bei den Italienern die Melodie Hauptsache, der die Harmonie nur zum Träger dient, bei den Deutschen sei es umgekehrt, das Interesse an der harmonischen Wirkung, an der Complicirung überwiegend; die italienische Musik drücke ein Gefühl einfach aus, und die Melodie behalte diesen Ausdruck, auch wenn die harmonische Begleitung weggelassen werde, die

deutsche Musik verbinde das Gefühl mit Gedanken u. s. w. Kurz, die südlichen Nationen haben einen objectiven Sinn, die nördlichen einen subjectiven. Man müsse die Kunst nicht in classische und romantische, heidnische und christliche eintheilen, sondern nach Subjectivität und Objectivität; diese Ausdrücke seien zwar unbestimmt, die erstern aber ohne Sinn.

„Außerdem daß Schlegel in dem Ausdruck «der romantische Geist» fälschlich meint, den Schlüssel zu allen Problemen der modernen Kunst zu haben, geht er auch noch in der Anwendung seiner Classification fehl. Die Griechen classisch zu nennen, das war leicht gethan; was aber mit den Italienern anfangen? Er fühlte, daß sie derselben Classe angehörten und trotz ihres Christenthums nicht romantisch waren. Er selbst wirft einmal dem italienischen Drama vor, daß ihm aller romantische Geist fehle. Wie geht es nur zu, wenn das Christenthum die Quelle des romantischen Geistes ist, daß christliche Poeten keine Romantiker sind? Diese Schwierigkeit scheint er nicht gefühlt zu haben; Widersprüche und Schwierigkeiten haben seinem «synthetischen Sinne» nichts an .... Was eigentlich der «romantische Geist» sei, haben wir von Schlegel zu erfahren uns vergeblich bemüht. Nur Definitionen, die nichts definiren, und Declamationen geben uns auf unsere Frage Antwort." Der Reviewer belegt seine Behauptung mit Anführungen aus Schlegel's „Vorlesungen", die wir hier übergehen. Er zeigt, daß Schlegel's Ausführungen über die antike Kunst deren Charakter nicht treffen, daß seine Formeln unbestimmt und dunkel sind, wie z. B. über die Idee des Schicksals in der griechischen Tragödie, und daß sie ungeachtet ihrer Vieldeutigkeit auf die Thatsachen nur selten anwendbar und von Schlegel selbst auch nicht angewendet worden sind. Daß Schlegel die Sache für oder wider wie ein Advocat führe, sucht der Reviewer an dessen Beurtheilungen italienischer Dramen zu zeigen. „Alfieri, der größte der italienischen Dramatiker, wird auf fünf Seiten abgefertigt, welche fast ebenso viele Schnitzer als Paragraphen enthalten. Schlegel ist hier Advocat gegen den Dichter und begründet seine Anklage höchst sophistisch." Denselben Charakter findet der Reviewer in Schlegel's Aeußerungen über das französische Drama, welche nur darauf hinauslaufen, dieses lächerlich zu machen. „Französischer Geschmack hatte lange auf der Bühne geherrscht; Lessing schlug den Usurpator aus dem Felde. Schlegel glitt zierlich über das Schlachtfeld hin, zählte die Todten und kehrte in die Hauptstadt zurück, um sein Bulletin bekannt zu machen, d. h. in den Putzzimmern mit parfumirter Eleganz .... Wäre Lessing nicht gewesen, nebst Andern, so würde Schlegel vielleicht über die Schönheiten Racine's declamirt haben" u. s. w.

Endlich kommt der Reviewer zu Schlegel's Urtheilen über Shakspeare. „Die Vorlesung über Shakspeare hat mehr Beifall gefunden als irgend ein anderer Theil des Werks. Wir glauben, sie ist bedeutend überschätzt worden; wir glauben, man hat Beredtsamkeit für Kritik genommen." 78.

Bibliographie.

Aus Mehemed Ali's Reich. 1ster Theil: Unter-Ägypten. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr. 18¾ Ngr.

Bardeleben, Eveline Ernestine v., Ein Blick auf die einstige Stellung der Oberpräsidenten Auerswald und Schön in Königsberg in Preußen, mit Rücksicht auf einige dahin bezügliche Schriften. Stuttgart, Sonnewald. 8. 7½ Ngr.

Bernard, C. v., Ein gesetzter Mann. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr 15 Ngr.

Bünsow, C., Wilh. Hocker's Gedichte in Anklagestand vor dem Forum des Königl. Preuß. Ober-Censur-Gerichts in Berlin. Meine Vertheidigung derselben und das Endurtheil des Königl. Preuß. Ober-Censur-Gerichts. Kiel, Bünsow. 12. 2½ Ngr.

Carl, C., Marialis. Novelle aus dem Burschenleben. Königsberg, Universitätsbuchhandlung. 8. 15 Ngr.

Geschichte der griechischen Revolution. Ein Beitrag zur Geschichte Griechenlands vom Jahre 1833 bis zum Jahre 1844. Von H. A. Baron v. St....t. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Gioberti, V., Grundzüge eines Systemes der Ethik. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Sudhoff. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Haffner, C., Östreichisches Volks-Theater. 1ster Band. Leipzig, Reclam jun. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hagen, F. H. von der, Über die ältesten Darstellungen der Faustsage. Berlin, Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Hebbel, F., Maria Magdalene. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Acten. Nebst einem Vorwort, betreffend das Verhältniß der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Punkte. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr.

Helbig, K. G., Christ. Ludw. Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Nach Liscow's Papieren im k. sächs. Haupt-Staatsarchive und andern Mittheilungen. Dresden, Arnold. Gr. 8. 15 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Spenden zur deutschen Literaturgeschichte. 1stes Bändchen: Aphorismen und Sprichwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert, meist politischen Inhalts. Leipzig, Engelmann. 8. 20 Ngr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1845. Herausgegeben von J. F. Castelli. 23ster Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen. Wien, Tendler und Schäfer. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Iris. Taschenbuch für das Jahr 1845. Herausgegeben von J. Grafen Mailáth. 6ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 2 Thlr. 25 Ngr.

Kératry, Die Baronin von Kerleya oder eine bretanische Familie in Paris. Ins Deutsche übertragen von Emilie Wille. Leipzig, Kollmann. 1845. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Lembert, Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1845. 3ter Jahrgang. Wien, Tendler und Schäfer. 8. 1 Thlr.

Lindenbaur, A., Über die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche zu den von ihr getrennten Confessionen. Oder die Frage: Ist eine Vereinigung oder Gemeinschaft mit den von uns getrennten Confessionen möglich? Augsburg, Schmid. Gr. 8. 15 Ngr.

Marbach, O., Hippolytos. Tragödie nach Euripides. Leipzig, Voigt und Fernau. Kl. 8. 7½ Ngr.

— — Weihnachtsgabe. Taschenbuch für 1845. Leipzig, Voigt und Fernau. 16. 25 Ngr.

Printz v. Buchau, H. Freih., Gedanken über das Maurerthum. Zwei Skizzen. Danzig, Anhuth. 1845. 8. 10 Ngr.

Taschenbuch zu Verbreitung geographischer Kenntnisse. Herausgegeben von *J. G. Sommer*. Für 1845. Mit 6 Stahlstichen. Prag, Calve. 8. 2 Thlr.

Thalia. Taschenbuch für das Jahr 1845. 32ster Jahrgang. Herausgegeben von J. N. Vogl. Mit 5 Stahlstichen und 1 Musikbeilage. Wien, Dirnböck. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Weitling, W., Kerkerpoesien. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 15 Ngr.

Welt und Glauben. Gedicht in drei Abtheilungen. I. Zorn und Zuflucht. II. Offenbarung und Kirche. III. Glauben und Gnade. Münster, Deiters. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

White, C., Häusliches Leben und Sitten der Türken. Nach dem Englischen bearbeitet. Herausgegeben von A. Reumont. Zwei Bände. Berlin, Duncker. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Galizisch-jüdische Zustände. Leipzig, Reclam jun. 1845. 8. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 322. —— 17. November 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.

Custine's „La Russie en 1839" und seine Gegner.

Dritter und letzter Artikel.*)

Jetzt legen russische Paladine die Lanze ein, und wir wollen sehen, wie diese sich halten. In jedem Falle sind sie uns achtbarer als jener deutsche Champion; sie kämpfen für ihre Nationalehre, der nur für seinen Kochherd. Auch können wir ihnen die Kriegslist nicht verargen, daß sie den moralischen Charakter ihres Gegners, der allerdings manche Blöße darzubieten scheint, ins Spiel ziehen. Uns geht der Charakter nichts an, sondern nur die Sache, und wir freuten uns, auf dem Schilde des Ritters Nr. 2 die Worte zu lesen:

Mir zur Seite stehen nur Pflicht und Wahrheit. Meine reine und ehrliche Sache bedarf der gezwungenen Hülfsmittel nicht, wie vortheilhaft und gelegen dieselben auch sein möchten.

Doch bemerkt er im Vorübersprengen, daß er in Paris allerhand über den Charakter, die Denkungsart und die Handlungsweise seines Gegners gehört, was er gebrauchen könnte, aber zu gebrauchen verschmähe. Staatsrath Gretsch ist einer der Koryphäen der russischen Literatur. Seine Wirksamkeit begann unter Kaiser Alexander. Er gab ein Journal heraus, „Die Biene", mit großem Erfolge, schrieb eine Geschichte der russischen Literatur, in welcher man eine ausgezeichnet schöne russische Prosa anerkannte, aber eine gründliche Kritik vermißte. Dieser nun, mit Rußlands Zuständen und Verhältnissen sehr vertraut, bemerkt, nach seiner Angabe, beim Umherschlendern in den pariser Gassen hinter den Fenstern eines Buchladens das Custine'sche Werk.

Ein Werk des Marquis von Custine? dachte ich bei mir selbst, des Sprößlings einer edeln Familie, die einst ihrem Pflichtgefühle und der Ehre Leben und Alles geopfert? Ein Werk jenes geistreichen beredten Schriftstellers, der vor kurzem Rußlands Gast war, mit schmeichelhaftem huldreichen Wohlwollen bei Hofe aufgenommen wurde, freilich nicht lange, aber doch mit allen zur genauen Kenntniß des Landes nothwendigen Hülfsmitteln und Erleichterungen Rußland beobachtet und, wie ich sehe, vier Jahre gebraucht, um seine Beobachtungen dem Publicum zu übergeben? Sein Buch muß gut geschrieben, und, was noch wichtiger ist, gut ausgearbeitet sein: ehrlich, gewissenhaft, ohne Schmeichelei, aber auch ohne Haß, ohne Verleumdung, ohne Lüge; vielleicht mit einigen leichten Irrthümern, die der Ausländer nicht vermeiden kann und die man ihm gern verzeihen wird.

Nach diesem günstigen Vorurtheil fodert er das vierbändige Werk, bezahlt mit Vergnügen seine 30 Francs dafür und eilt mit seiner Beute nach Hause. Schon unterwegs kann er dem Drange nicht widerstehen, bald in diesen, bald in jenen Band einen Blick zu werfen, und trifft im zweiten Bande auf die Worte:

Ich hasse nur ein Übel, und wenn ich es hasse, so geschieht es, weil ich glaube, daß es alle andern Übel voraussetzt oder (und) hervorbringt: dieses Übel ist die Lüge.

Gott sei Dank! rief ich in der Freude meines Herzens; endlich hat ein ehrlicher, unparteiischer, wahrheitsliebender Mann Rußland besucht; der wird gewiß allem Guten bei uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, dabei unsere schwachen Seiten, unsere Fehler nicht übersehen, und uns auf diese Art zeigen, was wir noch zu thun, was zu vermeiden, was zu verwerfen haben.

Im nämlichen Bande stößt er dann aber auch auf das ihm sonderbar und dunkel scheinende Geständniß:

Werft mir meine Widersprüche nicht vor; ich habe sie vor euch gesehen, ohne ihnen ausweichen zu wollen, denn sie sind in den Sachen selbst; dies sei ein für alle Mal gesagt. Wie soll ich euch eine wirkliche Idee von Dem geben, was ich sehe, wenn ich euch nicht bei jedem Worte widerspreche?

Wir finden den Ausdruck nicht glücklich, aber was der Marquis damit sagen will, scheint uns so dunkel und sonderbar nicht. Daß in Rußland ein Zusammenfluß von Widersprüchen stattfindet, wird Niemand widersprechen. Europäisch-christliche Civilisation und Leibeigenschaft ist schon ein allgemein durchgreifender Widerspruch. Jeder Widerspruch enthält zwei Theile, die sich einander in sich gegenseitig aufheben. Je nachdem ich nun mich dem Eindrucke des einen oder des andern Theils einer Erscheinung hingebe, wird der Eindruck verschieden sein, und wenn ich den jedesmaligen Eindruck darstelle, muß die Darstellung voll Widersprüche erscheinen, wie der Gegenstand es ist. Ob diese Methode der Darstellung auch ein reines, festes Bild des Gegenstandes gibt, in welchem die Widersprüche verschmolzen sind, ist eine andere Frage. Dann aber traf er auf einen bedenklichen Ausspruch im ersten Bande: „Ich warf mir die unverbesserliche Manier vor, nach dem Äußerlichen zu urtheilen." Er fand sich nämlich in einem seiner Urtheile bei näherer Bekanntschaft getäuscht. Diese halben Geständnisse, wozu dann noch das zu zählen ist, daß er

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 267—268 und Nr. 287—290 d. Bl. D. Red.

schlecht gesehen, aber gut errathen habe, kühlten das erste Entzücken des Hrn. Gretsch etwas ab, steigerten aber zugleich seine Ungeduld, das Werk durchzulesen. S. 3 fg. heißt es:

In Hause angekommen, schnitt ich eilig die Blätter aller vier Bände auf und las mit einer wahren Gier. Du lieber Gott! Was es doch in der Welt für Bücher gibt, und was für Menschen! Was fand ich? Ein Gewebe von Irrthümern, Unrichtigkeiten, Verstößen, Widersprüchen, Lügen, Verleumdungen und Beleidigungen der Gastfreundschaft, der Offenheit und des Vertrauens, mit dem man dem Verfasser entgegengekommen; Alles tritt er mit Füßen, was dem Menschen theuer und heilig ist. Und wäre wenigstens das Ganze in demselben Geiste der Bosheit, des Hasses und des Ärgers geschrieben, so hätte ich den Schriftsteller bedauert und gesagt: er hat die Dinge aus seinem Gesichtspunkte betrachtet, er täuscht sich, aber er spricht seine Meinung aus. Das ist in diesem Werke nicht der Fall: Schmeichelei und Kränkung, Wahrheit und Lüge, Wohlwollen und Bosheit, Ehrerbietung und Verachtung für eine und dieselbe Partei, Lob und Tadel für einen und denselben Gegenstand, alles Das fließt in ein formloses Chaos zusammen. Aus den widersprechendsten Dingen und Vorfällen zieht der Autor die nämlichen Folgerungen, um nur Rußland und die russische Regierung anzuschwärzen, zu erniedrigen, zu kränken. Diese misgestaltete Zusammenhäufung verschiedenartiger, einander entgegengesetzter Gegenstände, schiefer Ansichten und böswilliger Beurtheilungen mit gesunden, richtigen, erhabenen Gedanken überraschte mich anfangs. Ich nahm das Buch zum zweiten Mal vor, bemühte mich, den Eindruck, von welchem der Autor sich in seinem Werke hat beherrschen lassen, herauszufinden, zu analysiren und zu erklären, und glaube endlich der Wahrheit auf die Spur gekommen zu sein. Ich erfülle die Pflicht eines Menschen und Bürgers, indem ich diese Bemerkungen über Custine's Buch niederschreibe, das im höchsten Grade beleidigend für Rußland im Allgemeinen und für jeden Russen insbesondere ist. Gelassenheit und Ruhe werden mich leiten. — Nier les faits (wie Custine äußert, daß die Russen es mit seinen Angaben machen werden) heißt die Wahrheit der Thatsachen leugnen. Müßte ich zu einem so traurigen Vertheidigungsmittel die Zuflucht nehmen, nie hätte ich zur Feder gegriffen. Nichts leugnen will ich, sondern die Unwahrheit der von ihm angeführten Thatsachen klar und unwiderlegbar beweisen, und die Ungereimtheit seiner eigenen Folgerungen und Schlüsse entschleiern. — Ich schreibe diesen Aufsatz Russisch nieder und will ihn in deutscher Übersetzung in eine der Zeitschriften Deutschlands rücken lassen. (Er wurde dazu zu umfangreich.) Warum nicht eine französische Übersetzung in Paris gedruckt? Ich habe bemerkt, daß Custine's Werk in Paris kein allgemeines Interesse hervorgerufen und im Strudel der ephemeren, wenn auch an Bogenzahl reichen Erscheinungen versunken sei: drei Wochen nach der Erscheinung desselben sprach Niemand mehr davon. Hier aber, in Deutschland (der Verf. war gerade in Heidelberg), wird es gelesen, beurtheilt, übersetzt. Die Deutschen fragen, ob der Inhalt des Werks wahr sei, und hören sie, es sei nur Lüge und Unsinn darin, so zucken sie die Achseln und sagen: Warum widerlegt ihr nicht? Nun, da habt ihr eine Widerlegung.

In der Vorrede zur zweiten Auflage heißt es dagegen (S. VIII):

Das Aufsehen, welches Custine's Buch in Frankreich und anderwärts gemacht hat, läßt sich leicht erklären. Seite 6 meiner Broschüre sagte ich, das Buch habe in Paris kein Aufsehen gemacht und sei einige Wochen nach seiner Erscheinung vergessen. Das schrieb ich im August 1843 und hatte damals vollkommen recht. Das Publicum glaubte ein ernsthaftes, gelehrtes, folglich langweiliges Werk zu finden und nahm keine Notiz davon; als es aber ruchbar wurde, das Buch enthalte mancherlei bisher unbekannte Aufschlüsse, skandalöse Geschichten, Persönlichkeiten, Schmähungen, Beleidigungen hochstehender Männer und Dergleichen und sei außerdem in einer fließenden, eleganten Sprache geschrieben, so war sein Glück gemacht, und bald erschien eine zweite Auflage.

Hr. Gretsch bringt mehre scharfe Verurtheilungen des Custine'schen Werks von der französischen Kritik bei. Wir können aber nicht glauben, daß die obigen Gründe auch den politischen und scharfsichtigen König Ludwig Philipp bewogen haben, das Custine'sche Werk, wie die öffentlichen Blätter meldeten, für Frankreichs Bibliotheken ankaufen zu lassen und so vor dem Untergange in dem Strudel ephemerer Erscheinungen zu sichern. Hier bietet sich uns ein politisches Problem dar. Übrigens wird und kann Niemand den oben mitgetheilten Ausbruch gerechter patriotischer Indignation dem Staatsrath Gretsch verdenken, und wenn er in der Widerlegung Wort hält, eris mihi magnus Apollo.

Zuerst greift Staatsrath Gretsch die Weise und das ängstliche Verfahren an, mit welchem der Marquis seine Briefe geschrieben und verborgen gehalten habe. Daraus wäre nun wol noch kein Schluß auf eine bösliche Absicht dabei zu ziehen, denn diese Ängstlichkeit konnte leicht aus einem ziemlich allgemeinen Glauben — wir überlassen dem Hrn. Gretsch, zu entscheiden, ob er ein Vorurtheil ist —, noch dazu bei einem hypochondrischen ängstlichen Manne hervorgehen. Auch sagt Gretsch selbst: „Aber auch nicht ohne Ursache war seine Furcht", weil er Schmähungen über den Kaiser niederschrieb. Wir sind nicht gemeint, was er niederschrieb, in Schutz zu nehmen, und wenn es wahr ist, wie man Gretsch berichtete, daß der unverkennbar mit dem dreizehnten Briefe plötzlich aufsteigende Grimm Custine's gegen den Monarchen, der ihn so wohlwollend aufgenommen und ihn in seiner Unterhaltung zur Bewunderung und Sicherung hingerissen hatte, daraus entstand, daß er nach Rußland gekommen war, um einem jungen Polen, seinem Busenfreunde und der ihm nach sehr verständlichen Andeutungen, die bei allen seinen Gegnern sich finden, mehr als das war, die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland zu bewirken, und daß der Fehlschlag darin seine Galle erregt habe, so würde dies allerdings einen tiefen Schatten auf des Hrn. Marquis Urtheile werfen. Wenn aber gesagt wird, er habe die frühern Briefe geschrieben, um den Russen um den Bart zu gehen, so können wir dies wenigstens in diesen Briefen nicht finden. Was Gretsch über Custine's ersten höchst unbedeutenden Brief aus Ems sagt, ist ebenso unbedeutend, und vom Kalmücken-Typus, über welchen auch er sich lustig macht, haben wir schon gesprochen. Über das Gewäsche des Marquis im zweiten und dritten Briefe von dem protestantischen Deutschland geht Gretsch sowie über die Familiengeschichte, die man allerdings in einem Werke über Rußland nicht erwarten würde, mit der Bemerkung hinweg, daß die letztere auf ihn den betrübendsten Eindruck gemacht habe. Bei der Unterredung Custine's mit dem Gastwirth in Lübeck verweilt er länger und sucht mit ganz triftigen Gründen nachzuweisen, warum die russi-

schen Reisenden fröhlicher aussehen, wenn sie aus Rußland kommen, als wenn sie dahin zurückkehren, ohne daß der Grund in Rußland liege. Dann berichtigt er die Erzählung Custine's von dem Brande des Dampfschiffes Nikolaus I. 1838, welches dieser für ein russisches Schiff hält, da es doch ein lübeckisches ist und auch von Lübeckern bemannt, wodurch alle nachtheiligen Bemerkungen Custine's Rußland betreffend wegfallen. Custine rühmt dabei auf ruhmredige Weise das Benehmen eines französischen Attaché bei der Gesandtschaft in Kopenhagen, der mit der höchsten Aufopferung und mit Gefahr seines Lebens zur Rettung der Equipage das Meiste beigetragen, dessen Namen er aber bei mehr als zwanzig Personen, die er darum befragt, nicht hatte erfahren können; Gretsch belehrt ihn, daß, nach einer Anmerkung des „Quarterly review" für 1844, worin das Custine'sche Werk besprochen wird, der hülfreiche Jüngling v. Daschkow (damals Secretair bei der russischen Gesandtschaft in Kopenhagen) heiße und also kein Franzose, sondern ein Russe sei. Hierauf geht er auf den Fürsten K. und dessen Aeußerungen über, die ihm natürlich ein Greuel sind und denen er keinen Glauben schenkt. Wir haben darüber bereits in der vorhergehenden Anzeige gesprochen. Bei Custine's Klagen über die Zurückhaltung der Russen gegen Fremde rechtfertigt Gretsch sehr treffend seine Landsleute mit dem Beispiele des Klagenden selbst, dagegen mehren berühmten und zuverlässigen Reisenden, wie einem Humboldt und ähnlichen, kein Grund zu solchen Klagen gegeben sei. Über die Auskunft, welche der redselige Fürst K. Custine von der Ostseeflotte gegeben, macht sich Gretsch lustig und meint, der Fürst habe den gläubigen Marquis damit zum Besten gehabt, und man kann wol bei dem einfältigen Geschwätz und dem darauf gegründeten Raisonnement Custine's einen solchen Argwohn fassen. Gretsch sagt:

Rußland ist eine Seemacht und verpflichtet, eine Flotte zu unterhalten. Die Nothwendigkeit derselben unterliegt keinem Zweifel, und Beweise dafür suchen wäre lächerlich. Navarin, Varna, die Blockade von Konstantinopel, alles Das ist noch in frischem Andenken. Hat nicht vor kurzem noch die Erscheinung einer russischen Flotte im Bosporus den türkischen Sultan von dem drohenden Pascha von Ägypten befreit? Je kürzer der Sommer, desto lebhafter müssen die Manoeuvres sein, um unsere Seeleute in der Übung zu erhalten. Bei den Flotten aller Länder werden Schiffe und Mannschaften inspicirt, und darin liegt durchaus nichts Beängstigendes (Ängstliches?), Kleinliches, Bedenkliches. Das Gegentheil wäre unverzeihlich. Sollen denn, weil wir im Frieden leben, die Schiffe entwaffnet und abgetakelt, die Offiziere und Matrosen entlassen werden? Eine solche Flotte würde im Fall der Noth schwache Dienste leisten. Jetzt aber sind auf ein Zeichen des Telegraphen vom Winterpalais dreißig vollständig ausgestattete, mit allen Vorräthen für eine ganze Campagne versehene Schiffe bereit, unter dem Commando theoretisch und praktisch gebildeter Offiziere, in beliebiger Richtung in See zu stechen. (Wir müssen die Richtigkeit dieser Angabe dahingestellt sein lassen.) Wir erfreuen uns jetzt des tiefsten Friedens und haben Niemanden zu bekämpfen; aber eine jede weise Regierung muß zum Kriege bereit sein, will sie den Frieden erhalten. Vielleicht ist die Zeit nicht entfernt, wo Europa Rußland segnen wird für diese weise Vorsicht. Es kann sein, daß Lord Durham unsere Schiffe Spielwerk genannt hat. Es gibt Spielwerk, mit dem man sich (?) sehr weh thun kann.

Der langen Rede kurzer Sinn: Rußland hält sich gerüstet und wartet zu. Das sich im letzten Satze könnte ominös scheinen. Bei den von Custine gegen Peter I. wegen der Wahl seiner Niederlassung ausgesprudelten Beschuldigungen, und daß er die Finnen, die lutherischer Religion sind und von denen, nach Hrn. Gretsch, jeder lesen und schreiben kann (Finnisch? Russisch? oder Deutsch?), halbe Heiden nennt, denen erst kürzlich Familiennamen beigelegt wären, hält sich der Staatsrath nicht auf, sondern meint, der kaiserliche Ukas, dessen er sich nicht entsinnt, würde wol Ostjaken, Lappen, Samojeden, nicht aber die in der Umgegend von Petersburg lebenden Finnen betroffen haben, die nicht weniger gebildet seien „als die Bauern in Deutschland und Frankreich". (?!)

Über die Strenge der Visitation beim Eingang in Rußland bemerkt der Verf.:

Man versöhnt sich leicht mit der strengen Beobachtung der Zollgesetze, wenn man (Hr. Gretsch versteht darunter doch wol nur den patriotischen Russen) bedenkt, daß sie die Staatseinkünfte um das Dreifache erhöht hat, ohne den Handel auch nur im geringsten zu beschränken. (?!)

Eine Anmerkung belehrt uns, daß nicht der Tarif, sondern die Vorsichtsmaßregeln geschärft seien. Bei dem Berichte der Ankunft des Marquis in Petersburg am Bord eines Dampfschiffes wird gerügt, daß er von den beiden kolossalen Sphinxen von Granit, an denen man vorbeikommt und deren Anblick er selbst imposant nennt, sagt: „Doch haben die Copien des Antiken als Kunstwerke gar keinen Werth" — blos weil er sie für russische Arbeit hält, da doch jeder Schiffsjunge ihn würde haben belehren können, daß es wahrhafte Antiken sind, von Mohammed-Ali 1832 erkauft und aus Ägypten her transportirt. Dann kommt der Witz, daß die Russen Fremde im Winter zu sich einladen, um die Mängel ihrer Architektur unter dem sechs Schuh hohen Schnee zu verbergen, und das nicht minder schiefe Urtheil über das Denkmal Peters I. und die Lächerlichkeit der Angabe des schnellen Wiederaufbaues des Winterpalais mit den Eiskappen und dem daran geknüpften Raisonnement, in welchem Custine den Russen vorwirft, daß sie eine solche Tyrannei dulden und mit den Erfolgen derselben noch prahlen, und behauptet: „Von den Russen groß und klein kann man sagen, daß sie von der Sklaverei trunken sind." Darauf kann man mit einem russischen Sprüchwort antworten, erwidert Hr. Gretsch: „Der Säufer schläft sich aus, der Narr aber nie!" In der augsburger „Allgemeinen Zeitung" wurde bemerkt, daß Staatsrath Gretsch die Anwendung seines Sprüchwortes nicht recht bedacht habe. Er erwidert darauf in einer Anmerkung:

Im Gegentheil, das Sprüchwort scheint mir hier in allen seinen Anwendungen vollkommen zu passen. Sklaverei existirt in Rußland nicht (!!!): Adel, Geistlichkeit, Kaufmannschaft, Bürgerschaft, die gesammte Bevölkerung ganzer Provinzen, als Finnlands, der Ostseeprovinzen, Bessarabiens und anderer südlichen Gegenden, Sibiriens (!!!) u. s. w. sind so

frei (?) wie dieselben Städte in jedem monarchischen Staate. In den übrigen Provinzen herrscht theilweise nicht Sklaverei, sondern Leibeigenschaft, die mit dem Fortlauf der Zeit durch Anordnung und Vermittlung der Regierung sowol als durch die täglich mehr um sich greifende Civilisation gemildert und in nicht langer Zeit (?) gewiß ganz abgeschafft wird. Höhere Rücksichten, auf Erfahrung und weise Vorsichtigkeit gebaut, erlauben es nicht, diesen Rest mit einem Schlage zu befreien. Ist es denn lange her, daß Leibeigenschaft in einigen Gegenden Deutschlands herrschte? Sind ihre Spuren in Frankreich nicht erst unter Ludwig XVI. (durch die Revolution!) verschwunden? Und Niemand war es eingefallen, die gesammten Einwohner dieser Länder zu jener Zeit Sklaven zu nennen, wie es der Hr. Marquis mit uns macht. Also — um zur Anwendung meines Sprüchworts zurückzukommen — sage ich: Die letzten Überbleibsel mittelälterlicher Gebrechen werden bei uns gewiß bald verschwinden. Narren aber und Gecken bleiben, was sie sind, ihr Lebenlang.

Wir wollen wünschen, daß die merkwürdige Zusicherung des Hrn. Staatsraths bald in Erfüllung gehen möge, und wenn dies das Resultat der Regierung des Kaisers Nikolaus wäre — er würde glorreicher als Peter I. in der Geschichte prangen; allein einmal gibt es selbst unter der russischen Kaufmannschaft und den Fabrikherren sowie unter den feinern Gewerben wie Silberarbeiter u. s. w. noch viele Leibeigene, und dann die Freiheit der sogenannt freien Stände in Rußland gegen die in Staaten ohne Leibeigenschaft scheint uns denn doch nach den neuesten Paßmaßregeln sehr problematisch; es geht daraus hervor, daß auch der sogenannte freie russische Unterthan, vom Fürsten bis zu dem Niedrigsten von jedem Geschlechte, von jedem Alter, ohne selbständige Rechte dem unbeschränkten Willen des Gewalthabers unterworfen sei in allen seinen Privatverhältnissen, und Das scheint uns Despotismus und Sklaverei. Wo die Gesetze von der Willkür, sei diese mild und weise oder rauh und gewaltthätig, ausgehen, da ist Despotismus, und wer einem solchen Despotismus unterworfen ist, der ist ein Sklave; und wenn wir uns auch unserer übergroßen Freiheit gerade nicht rühmen wollen, so haben wir doch — wenigstens in constitutionnellen Staaten — unantastbare gesetzliche Privatrechte nebst manchen andern Elementen der Freiheit, von denen sich Rußland bis jetzt nichts darf träumen lassen. Auch ist der von Hrn. Gretsch als frei bezeichnete Theil ja nur der beiweitem geringste Theil eines Volks von sechzig Millionen, und das Verhältniß dieses größern Theils zum Grundbesitzer, der willkürlich über jeden Einzelnen seiner Hörigen bestimmen kann, ist nicht bloße Leibeigenschaft. Das macht keinen großen Unterschied, daß jetzt der Einzelne nicht aus der Herde darf verkauft werden. Wir wundern uns, daß eine Behauptung wie die in der mitgetheilten Anmerkung Hrn. Gretsch hat entwischen können; er scheint aber doch wenigstens in die Sklaverei nicht einen Stolz zu setzen wie sein deutscher Vorgänger Hr. Wilhelm v. Grimm, er nennt sie ein mittelalterliches Gebrechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Wenn Viele sprechen: „Unser jetziger Weltzustand sei ein Übergangszustand", so sagen sie im Grunde nichts Anderes als er sei in der Zeit; denn jeder Tag ist ein Übergang vom Heute zum Morgen, von Einem Jahr das Andere, und so muß es wol bleiben. Gemeint ist eigentlich mit jener Bemerkung, „das Ungeordnete, Chaotische mancher Dinge habe sich noch nicht geordnet und dränge sich der Ordnung entgegen, das Widerstrebende einzelner Kräfte und Zwecke sei noch nicht ausgeglichen zur erwarteten Harmonie", und Jeder hofft in Zukunft zu erleben, daß seine Wissenschaft, seine Poesie, sein Bild der Gesetzgebung, des Staats und der Kirche zur allgemeinen Anerkennung und zur Wirklichkeit gelange, ja es komme eben dadurch ein Zustand nach dem Übergangszustande. Leider ist dies Hoffen eine Täuschung, denn die Zeitenuhr wird nicht stille stehen, sondern ihren Zeiger fortrücken von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde, also übergehen wie vorher, und Nichts ist fest auf der Erde oder bewegungslos, nicht einmal sie selbst.

Lauter Krücken und Stützen für die Schwäche. Der Eine vertraut auf Gott, auf Christum, auf das Evangelium; der Andere auf Philosophie, und daß Gott in ihm zur Persönlichkeit komme. Was die Einen im Jenseit, d. h. außer sich selbst oder in eine Zukunft setzen, ehren, hoffen, das sehen die Andern im Diesseit, d. h. haben es in sich und brauchen nicht zu hoffen. Letzteres wäre wol gut, denn es zeigte Stärke ohne Krückenbedürfniß, aber ohne dieses wäre es zu keiner Philosophie gekommen und eine in sich selbst genügsame Existenz hätte nie Aushülfe der Religion gesucht. Die Philosophie sagt: „Nimm dein Bett, stehe auf und wandle"; der Mensch aber antwortet: „Könnte ich dies, ich hätte nicht deines Worts und Raths bedurft."

Für Erziehung von Frauenzimmern müßte man zuvor wissen: Werden sie heirathen oder nicht? Werden sie Kinder bekommen oder nicht? Sind beide Fragen bejaht, dann wird ihre ganze Erziehung zur Propädeutik einer künftig von Mann und Kindern zu empfangenden. Sind die Fragen verneint, dann läßt sich nicht genug anerziehen von Sprachfertigkeiten und Kunstgeschick, um sich nützlich zu machen und einen bestimmten Platz in der menschlichen Gesellschaft zu behaupten. Man erziehe zu Erzieherinnen, zu denen sie von Natur vorausbestimmt sind, indem alte Jungfern nichts lieber thun als Andere zu meistern und die ganze Welt nach ihrem Maß zu richten und auszubessern.

Mit Geistern sich abzugeben ist gefährlich. Philosophen sprechen von einem allgemeinen Geiste, dem die individuellen Geister als Theilglieder angehören. Nun aber ist das logische Verhältniß des Allgemeinen und Besondern auf das Wesen des Geistes unanwendbar; der Geist bildet es sich für Anordnung seiner Gedanken, diese sind allgemeine und besondere Begriffe im Denken, nicht der Denker in seiner Individualität. Ferner verstatten die Begriffe des Ganzen und deren Theile — nicht dasselbe mit Allgemeinem und Besonderm — nur Anwendung auf Körper und Geistesproducte.

Wie läßt sich Freiheit beweisen, da sie für allen Beweis als freie Gedankenverbindung vorausgesetzt wird? Wie läßt sich Sein beweisen, da alles Beweisen ein Sein voraussetzt und selbst die nichts voraussetzende Philosophie Hegel's damit ihren Anfang nehmen muß? Wie nun gar das Sein Gottes, welches noch ursprünglicher vorausgesetzt sein will als das eigene? Alles Denken und Beweisen lebt von Voraussetzungen.

20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 323. —— 18. November 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 322.)

Hr. Gretsch persiflirt mit Recht die ewigen Klagen des Marquis über Wanzen und Flöhe, berichtigt einige Unrichtigkeiten in seinen Angaben, widerspricht seiner Behauptung der Verwitterung und Erneuerung des Granits an den Festungswerken, dem Irrthume, daß er Peter's I. Zimmer im kleinen Hause für eine Kapelle gehalten, weil darin wie in jedem russischen Zimmer vor einem Heiligenbilde ein Lämpchen brennt, fertigt Custine's leichtfertige Behauptung über die russischen Heiligen spottend ab und vertheidigt mit Recht die Anstellung von Invaliden als Wächter bei den öffentlichen Anstalten und Gebäuden, nicht als eine Versorgung, die jedem ausgedienten Krieger in der tschesme'schen und moskauischen-Militair-Versorgungsanstalt oder in der Heimat reichlich wird, sondern als eine Belohnung. Er kommt auf den kolossalen Unsinn, als sei das jetzige Petersburg in seiner Pracht und Großartigkeit von Peter I. für künftige Besitzer erbaut, woran der Marquis so erhabene Betrachtungen knüpft, und leugnet das Dasein von Kerkern unter dem Wasserspiegel in der Festung (wir haben bei der vorhergehenden Anzeige davon gesprochen) und von Märtyrern, die darin schmachten, indem er im Alexejew'schen Ravelin ein kleines im Dreieck erbautes Häuschen mit einem Gärtchen in der Mitte als Staatsgefängniß nachweist. Auf eine Bemerkung in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" bei der Anzeige der ersten Auflage dieser Broschüre, daß wol kein Mensch, er möge Feind oder Freund Rußlands sein, glauben werde, Rußlands Centralgefängniß könne klein sein, antwortet in der zweiten Auflage eine Anmerkung, daß sich in der Übersetzung *klein* statt *nicht groß* eingeschlichen habe, und bemerkt dabei, daß es im Dec. 1825 (bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus) sich auch so unzulänglich ausgewiesen, daß der beiweitem größere Theil der damaligen Arrestanten in den Kasematten der Festung, die sonst als Kasernen dienen, hätte untergebracht werden müssen. Es ist für eine Widerlegung nicht gut, wenn Behauptungen so allgemein hingestellt und dann zum Theil zurückgenommen werden müssen. So ist es auch mit der Behauptung gegen die allerdings übertriebene Custine's, in Rußland heiße conversiren conspiriren und denken sich empören: „daß man in Petersburg ebenso frei denken (das kann freilich Niemand wehren, wenn man sich's nicht etwa dort von selbst abgewöhnt) und *sprechen* (?) könne als in Berlin, Paris und London!!!" welches letztere denn doch im Texte und noch mehr in einer Note beschränkt wird; nur möchten wir die Beschränkung noch etwas mehr erweitern, ohne daß wir dem berliner, pariser und londoner Geschwätz das Wort reden wollen. Bei dem malitiösen Ausdrucke des Franzosen Custine: „Kaiser Alexander *schien* groß, als er in eine Stadt einzog, aus der Napoleon ausgezogen war", sucht Hr. Gretsch durch Aufzählung der Wohlthaten, die Kaiser Alexander den Franzosen bei seinem Einzug in Paris und ferner gethan habe, zu beweisen, daß er nicht blos groß *schien*, sondern wahrhaft *war*, was wir Deutsche bei aller übrigen Anerkennung dahingestellt sein lassen. Die unwahre Bemerkung Custine's: „Im Theater zieht man hier die Vaudevilles des Gymnase vor; in der Lecture Paul de Kock; nur die kleinlichen Vergnügungen sind in Rußland erlaubt", welche sich durch ihn selbst widerlegt, erwidert Staatsrath Gretsch mit der Bemerkung, daß alle Erzeugnisse der französischen, deutschen und englischen Literatur in Rußland Leser finden. Wahr, wenn *sie ihnen zugelassen werden*; an Sinn und Fähigkeit dafür fehlt es nicht. Er erklärt bei Anlaß der unwürdigen, wahrhaft jakobinischen Spötterei des Marquis über den Enthusiasmus, mit welchem die Kaiserin bei ihrer Ankunft mit ihrem Dampfboot von Peterhof in Kamennoi-Ostrow vom Publicum empfangen wurde, und überhaupt über die Anhänglichkeit der Russen an den Herrscherstamm, die Gründe dieser Anhänglichkeit, besonders an Kaiser Nikolaus (durch Aufzählung alles Dessen, was dieser für Rußland gethan hat), mit ehrenhafter und dankbarer Wärme, da er den Kaiser seinen persönlichen Wohlthäter nennt, und schließt dann:

> Und wir sollten ihn nicht lieben, ihm nicht zu unserm eigenen Glück ein langes Leben wünschen? Der kurzsichtige Verfasser schreibt unsere Anhänglichkeit an den Kaiser, unsern Gehorsam der Wirkung der Furcht, der Wirkung des Schreckens zu. Nein! der Schrecken drückt sich anders aus. Die Furcht wird den Menschen nicht dazu bringen, dem Schreckbilde entgegenzueilen. Um alle Wiederholung zu vermeiden, sage ich

ein für alle Mal: als rechtliche und treue Unterthanen, welches Standes und welcher Herkunft wir auch sein mögen, fürchten wir unsern Kaiser durchaus nicht; dreist gehen wir ihm entgegen, furchtlos sehen wir ihm in die Augen, bewillkommnen ihn mit aufrichtiger, ehrerbietiger Liebe und sind glücklich, wenn er mit offenem, wohlwollendem Gruß unsern Zuruf erwidert. Wir schlafen ruhig in unsern Häusern, überzeugt von der Sicherheit, die uns umgibt, überzeugt, daß unser Leben, unser Eigenthum (? da hätte der Kaiser viel zu thun) heilig und unantastbar sind. Aber wohl zu merken, ich spreche hier nur von rechtlichen und edeldenkenden Leuten. Jeder Übelgesinnte, Jeder, der sein Gewissen nicht rein fühlt, wird natürlich den Adlerblick des Kaisers nicht ertragen können (der Marquis klagt einmal, daß ein auf ihn gerichteter Blick ihn zur Statue mache und daß er keinem Menschen gerade ins Auge sehen könne); der parteiische Richter, der Bedrücker seiner Mitbürger, der Verkäufer seines Gewissens zittert vor diesem Blicke, und es versteht sich, daß Derjenige, der eine Schmähschrift gegen die Regierung unter seinem Kopfkissen birgt, nicht ruhig einschlafen kann und das Summen einer Fliege für das Geräusch eintretender Häscher hält.

Wir sind nicht im Falle, diese Einzelheiten einer Prüfung unterwerfen zu können, und finden auch keinen Grund, sie in Zweifel zu ziehen, ebenso wenig als die in folgendem Bilde, welches der Staatsrath, nach einigen unbedeutenden Berichtigungen Custine'scher Angaben, von der Lebensweise des Monarchen entwirft:

Das Gesicht des Kaisers ist von der Sonne gebräunt; der Marquis belehrt uns, daß er sein Leben größtentheils in der freien Luft, auf Revuen oder auf schnellen Reisen zubringt. Durchaus nicht. Der größte Theil seines Lebens verfließt im Cabinete bei Staatsgeschäften; militairische Übungen dienen ihm nur als Zerstreuung, und diese Zerstreuung ist in einem solchen Grade unzulangend (unzulänglich), daß in der neuesten Zeit die Ärzte ihm auch noch Spaziergänge zu Fuß anempfohlen haben. Er steht sehr früh auf und weiht den Geschäften seine Zeit bis ein Uhr Nachmittags. Um Eins fährt er bisweilen zur Parade, die sehr kurze Zeit dauert. Dann besucht er irgend eine öffentliche Anstalt, eine Schule, ein Cadettencorps, ein Hospital. Nach der Tafel kommen wieder die Geschäfte an die Reihe, und gegen acht Uhr gönnt er sich endlich einige Ruhe im Theater oder im Familienkreise. Im Winter besucht er die von den Großen des Reichs gegebenen Feste, sowie auch öffentliche Maskenbälle, wo er selbst das dichteste Gedränge nicht scheut und sich scherzend mit weiblichen Masken unterhält, die in hohem Grade die Maskenfreiheit zu behaupten wissen. Im Sommer ändert sich seine Lebensart: er besichtigt Kronstadt und die Flotte, lebt in Zarskoje-Selo und in Peterhof, und bringt einige Zeit im Lager und auf Manoeuvre in der Gegend von Petersburg zu; aber alles Das bringt keine Stockung in die Staatsgeschäfte, diese folgen ihrem gewohnten Gange, und er verläßt seinen Schreibtisch nicht, so lange noch ein Papier auf demselben zu durchlesen oder mit einer Entscheidung zu versehen ist. Während des Brandes des Winterpalais trat der Generaladjutant Graf Orloff mit dem Berichte zu ihm, das Feuer nähere sich seinem Cabinet, und fragte ihn, ob er irgend einen Gegenstand namentlich gerettet wissen wollte. „Thue mir den Gefallen", sagte der Kaiser, „gehe hinein und suche mir das und das Portefeuille herauszuschaffen; es liegt dort und dort und enthält Dinge von großem Werthe für mich — Briefe, die mir meine Frau geschrieben, als sie noch meine Braut war." „Aber die Geschäftspapiere?" erwiderte der Graf. „Davon ist nicht ein Blatt darin; Alles haben die Minister mitgenommen, mit denen ich gearbeitet." Was die Reisen betrifft, so unternimmt sie der Kaiser durchaus nicht zu seinem Vergnügen, sondern gewöhnlich um die entfernten Provinzen des ungeheuern (sic! unermeßlichen) russischen Reiches in Augenschein zu nehmen. Im J. 1837 setzte er sich allen Gefahren und Beschwerden einer Reise durch die unwirthbaren kaukasischen Länder aus, um die dortige Gegend und ihre Zustände genau kennen zu lernen.

Hr. Gretsch fährt fort:

Ich komme jetzt zu dem schwierigsten Punkte in dem Custine'schen Werke. Mit unglaublichem Leichtsinn, mit nicht zu beschreibender Unverschämtheit und dem offenbaren Wunsche, den Kaiser und die Kaiserin zu verleumden, zu schmähen und zu kränken, geht er in verschiedene Einzelheiten ein und zieht auf seine Manier Folgerungen aus denselben. Ich habe weder den Beruf noch das Recht, auf den Kampfplatz zu treten zur Vertheidigung meines Kaisers und Wohlthäters — des Wohlthäters und Kaisers von ganz Rußland.

Allerdings drängt sich viel boshaftes Geschwätz auf den ersten Blättern des elften Briefes, das denn doch auf nichts beruht als auf ganz unverbürgten Gerüchten; wir glauben aber, Hr. v. Gretsch hätte darüber kein Wort weiter hinzufügen sollen, denn wenn wir nun noch lesen:

Vollkommen ist nur Gott allein, und unser Kaiser weiß es besser als wir, daß er ein Mensch ist und als solcher menschlichen Schwächen unterworfen ist —

so wird der Verf. uns zugestehen, daß er durch diesen Gemeinplatz die Spitze seiner Lanze abstumpft.

Die vorausstehende Anzeige hat über die meisten dieser Punkte bereits gesprochen; auch über den elften und zwölften Brief, und wir haben bei Hrn. Gretsch gerade nichts Neues oder besonders Treffendes gefunden. Jetzt aber finden wir Veranlassung, wieder einen schärfern Blick auf die Schrift Custine's zu werfen, da wir mit dem zwölften Briefe Hrn. v. Grimm haben ziehen lassen. Der dreizehnte Brief theilt uns eine merkwürdige Unterredung des Kaisers mit Custine mit über seine Thronbesteigung und seine Ansicht von den drei Regierungsformen, der republikanischen, despotischen und repräsentativen.

„Ich begreife die Republik", sagte der Kaiser, „das ist eine bestimmte und redliche Regierung oder kann es wenigstens sein; ich begreife die absolute Monarchie, weil ich das Haupt einer solchen bin; aber ich begreife nicht die repräsentative Monarchie. Das ist eine Regierung der Lüge, des Betruges, der Bestechung; und ich würde mich lieber bis nach China zurückziehen als jemals eine solche annehmen."

Und was antwortet der treffliche Marquis?

„Sire, ich habe die repräsentative Regierung immer wie einen unausweichbaren Übergang in gewissen Staaten, zu gewissen Epochen betrachtet, aber wie alle Übergänge löst sie keine der Fragen, sie verschiebt nur die Schwierigkeiten. Sie ist ein Waffenstillstand, geschlossen zwischen der Demokratie und Monarchie unter Vermittelung zweier verächtlicher Tyrannen: Furcht und Eigennutz; und verlängert durch Geisteshochmuth, der sich in der Geschwätzigkeit gefällt, und durch Volkseitelkeit, die sich mit Worten abspeist. Kurz, sie ist die Aristokratie des Wortes der der Geburt untergeschoben, denn sie ist die Regierung der Advocaten." „Sie sagen die Wahrheit", entgegnete der Kaiser und drückte ihm die Hand. „Ich war repräsentativer Monarch (in Polen), und die Welt weiß, was es mich gekostet hat, daß ich mich dieser infamen Regierungsform nicht habe unterwerfen wollen." (Der Marquis versichert, daß er wörtlich wiederhole, und wir zweifeln nicht daran.) „Stimmen erkaufen", fuhr der Kaiser fort, „Gewissen vergiften, die Einen verführen, um die Andern zu betrügen; alle diese Mittel habe ich verachtet als ebenso erniedrigend für die Gehor-

chenden wie für den Gebietenden, und ich habe meine Offenheit theuer bezahlt; aber Gott sei Dank! ich habe mit dieser abscheulichen politischen Maschine für immer ein Ende gemacht. Nie werde ich wieder constitutionneller König. Es ist mir viel zu sehr Bedürfniß, Das zu sagen, was ich denke, als daß ich jemals mich dazu verstehen würde, über irgend ein Volk durch List und Intrigue zu herrschen."

In dieser ganzen Unterredung, für deren Mittheilung wir dem Marquis aufrichtig danken, denn sie ist belehrend, besonders für Deutschland in Hinsicht des Traumes der Pentarchie, wurde der Name **Polen** nicht genannt, und der russische Staatsrath erwähnt ihrer nicht besonders, sondern begreift sie collectiv unter des Marquis Unterredungen mit dem Kaiser, dessen Worte er anführe, „die Edelsinn, Geradheit und Bescheidenheit athmen". Wahr ist, des Kaisers Worte waren **eines russischen Kaisers** würdig, und der Hr. Marquis fühlte sich auch von ihnen tief ergriffen und äußert an einer Stelle, daß er in dem Selbstherrscher bis dahin nur natürliche Gefühle und eine offene Sprache gefunden und daß er ihm einer der ersten Männer Rußlands zu sein scheine. Der Staatsrath fragt:

Ist dem so, warum schreibt er ihm dann Gefühle, Gedanken und Handlungen zu, die durchaus mit diesem Urtheil nicht zusammenpassen? Warum bemüht er sich nicht die Thatsachen genau zu ergründen, stets ihm die ungereimtesten Märchen aufzubinden (aufzubürden)? Warum schiebt er seinen edeln und großmüthigen Handlungen kleinliche und selbstsüchtige Beweggründe unter? Warum stellt er diesen groß und rechtlich denkenden, aufrichtigen Mann, diesen weisen volksliebenden Herrscher als herzlosen Despoten und kalten Tyrannen dar?

Der Marquis wird wahrscheinlich seiner frühern, von uns angeführten Erklärung gemäß antworten, weil er mir zuweilen in diesem Widerspruche erschienen ist. Ob er damit etwas gesagt hätte, lassen wir dahingestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Konrad von Wallenrode, Hochmeister des deutschen Ordens. Ein historischer Roman nach Quellen bearbeitet von **Ferdinand von Sommer**. Drei Bände. Berlin, Hayn. 1844. 8. 3 Thlr.

Der Verf. erkennt in der Vorrede an, daß die wahre Aufgabe des historischen Romans darin bestehe, Das, was eigentlich Gemeingut aller gebildeten Menschen ist oder doch sein sollte, Geschichte und Philosophie, unter ein möglich großes Publicum zu verbreiten, jedoch so, daß dadurch dem Lebensgeiste dieser beiden Schwestern, der Wahrheit, wesentlich kein Abbruch geschieht. Ohne diese Bedingungen zu erfüllen, sei auch der beste Roman ein trauriges Product, ein unmoralisches könnte man sagen, weil er die Lüge oder den Irrthum befördert. Diesem Grundsatz zufolge hat sich der Verf. eines genauen Studiums der Chroniken befleißigt. Wir fürchten aber dessenungeachtet, daß der vorliegende Versuch nicht dazu beitragen wird, wie der Verf. es sich gedacht, dem geschichtlichen Romane jene höhere Bedeutung zu geben, durch welche derselbe wohlthätig auf die Bildung des Zeitalters einwirkt, und die tausend albernen, schädlichen, dummen Bücher, Moderomane genannt, die nur dazu dienen, die schlechten Verhältnisse zu beschönigen, zu entschuldigen und noch schlechter zu machen, nach und nach gänzlich verschwinden, sodaß man endlich dahin kommen wird, sich zu wundern und zu schämen, wie man auf eine so unwürdige Weise habe die Zeit vertreiben, den gesunden Geschmack und das natürliche Urtheil so verderben können. Diese Polemik gegen die Moderomane kann Ref. nicht unbeachtet lassen; ein Moderoman ist der Spiegel der gegenwärtigen Zeit, des Zustandes der Geselligkeit oder sonstiger Zustände, warum soll der Spiegel einer fernen vergangenen Zeit so großen Vorzug vor ihm verdienen? Ein Moderoman gibt Gefühls- und Herzenszustände, schildert Empfindungen, faßt Tendenzen auf und kann doch gewiß ebenso viel Wahrheit enthalten als die alten Chroniken, ja diese Wahrheiten können sogar noch nützlicher, ins Leben eingreifender sein als die der Geschichte, denen ein romantisches Kleid umgehängt wird. Sollte der edle, strebende, ringende, mit innern und äußern Verhältnissen kämpfende Mensch dem Romanleser nicht ebenso interessant sein als ein Julius Cäsar, oder König Franz I., oder sonst ein geschichtlicher Name, den der Romanschreiber als Helden darzustellen beliebt? Es kommt also immer darauf an, ob der Roman allen Ansprüchen eines gebildeten Lesers an eine Unterhaltungslecture genügt; die Ansprüche an einen geschichtlichen Roman sind natürlich viel mehr gesteigert als an einen andern, da der geschichtliche Roman allen Bedingungen des Gefühlsromans entsprechen und auch die historischen Wahrheiten berücksichtigen muß. Die romantische Einkleidung muß der trockenen Geschichte Eingang bei dem Publicum verschaffen. Im vorliegenden Romane möchte sie aber abschrecken, und Ref. bedauerte, als er sich mühsam durch die drei enggedruckten starken Bände arbeitete, daß der Verf. nicht seine Chronikstudien benutzt habe, um eine einfache Geschichte des Konrad von Wallenrode zu schreiben.

Konrad von Wallenrode verdankt den ungewöhnlich großen Einfluß, welchen er schon als der dritte Würdenträger des souverainen Ordens nach dem regierenden Hochmeister ausübte, zunächst zwar dem mitgebrachten bedeutenden Vermögen, von welchem er sich jedoch freilich gegen die bestehenden Gesetze große Einkünfte zum eigenen Gebrauch gesichert hatte, die er fast sämmtlich zu Geschenken oder Vorschüssen für seine Freunde und Anhänger anwendete, unendlich mehr aber seiner schlauen Politik, Menschenkenntniß und klugen, leidenschaftslosen Berechnung. Der lang und reif durchdachte Plan, dem er sein Leben und alle seine Thatenkraft widmete, war nicht nur, Meister des Ordens, sondern Regent im vollsten Sinne des Worts, Eroberer und wenn nicht der Herr doch der gebietende politische Reformator von Deutschland zu werden. Er wollte, wiewol selbst ein geistlicher Diener des Kreuzes, sein Vaterland von den römischen Fesseln befreien, Deutschlands Einheit wieder herstellen, oder mindestens den schwachen Kaiser Karl IV. sowie später dessen noch schwächern Sohn Wenzel zu seiner Pflicht zurückführen, und gegen die rebellischen Fürsten des Reichs, welche es bereits damals zerrissen und seine theuersten Interessen selbstsüchtigen Zwecken aufopferten, in Schutz nehmen. Daß ein Mann, welcher einen so kühnen Riesenplan in seinen beschränkten Verhältnissen hegen und vorbereiten und zur Ausführung desselben schreiten konnte, ein der Behandlung würdiger Charakter sei, ist nicht zu bezweifeln; und wir würden ihm gern durch alle Lebenswendungen folgen, sein ritterliches Wesen durch die Irrgänge seiner Politik, durch alle Widersprüche eines ehrgeizigen, emporstrebenden Charakters, dem am Ende kein Mittel mehr zu schlecht ist, beobachten, wir würden gern die Sitten der alten heidnischen Preußen, die Herenscenen mit alten Weibern sowie die Formen und Gebräuche des deutschen Kreuzbrüderordens oder der Brüder vom Hospital der heiligen Maria zu Jerusalem uns vorführen lassen, wenn nur nicht die Romanzuthaten das Interessante unnöthigerweise in die Länge zögen, die eigentliche Geschichte aufhielten, ohne irgend etwas Erbauliches für Geist und Herz zu bieten, ohne irgend ein spannendes Gefühlsinteresse hinzuzufügen. Die englische Manier, den Roman theilweis im Dialog zu schreiben, ist hier auch oft angenommen, doch nicht um wie in den Walter Scott'schen Werken die Charaktere darzustellen, den verschiedenen Charakter- und Sittengemälden

Lebendigkeit zu verleihen, sondern um Ereignisse zu berichten, und diese Form raubt Leben und Wahrheit, anstatt beide zu geben. Die eingestreuten Erzählungen, welche auch den Gang der Begebenheiten hemmen und von verschiedenen Mitgliedern verschiedener Kreise vorgetragen werden, sind unbedeutende, meist schon längst bekannte, so die vom Mantel der Genevra, vom König Artus, von der Griseldis, vom Schäferspiel u. s. w.; die eingestreuten Gedichte und Balladen haben keinen poetischen Werth. Zu den historischen Ereignissen sind die Quellen angegeben; der nichtgelehrte Leser möchte indeß noch einiger Erläuterungen bedürfen, z. B. warum im 14. Jahrhundert die Bürgermeisterin Anna aus einer englischen Bibel liest, und warum diese Bibelsprüche Englisch und Deutsch angegeben sind? Wer eine große Gabe von Geduld, viel Zeit übrig und große Lust zum Lesen besitzt, mag das vorliegende Werk aufschlagen, und er wird manches Interessante darin finden. Ref. aber bedauert nur, daß die Form nicht besser und nicht kürzer gewählt ist, und daß der Gegenstand, welcher allerdings ein vaterländisches Interesse besitzt und wirklich noch nicht allgemein bekannt ist, nicht zum Gemeingut aller Romanleser gemacht wurde. Der gelehrte und gewiß auch geistreiche Verf. hat den Beweis geliefert, wie Gelehrsamkeit und guter Wille nicht allein genügen, um einen Roman zu schreiben, den man gern liest.

2. Drei Männer von Ehre. Eine wahre Begebenheit. Aus dem Englischen übersetzt. Dresden, Gillig. 1844. 8. 15 Ngr.

Dieses kleine, nur aus wenig Bogen bestehende Büchlein ist wohl ein Schmerzensschrei, eine Stimme ohnmächtiger Rache, ein Streben nach dem Gleichgewicht der Wiedervergeltung. Ob die Gekränkten selbst, oder ein Freund die Feder ergriff, läßt sich nicht entscheiden; auf keinen Fall hatte aber die Hand, welche die Feder führte, einen Beruf zur Autorschaft, denn ein Kunstwerk wurde nicht hervorgebracht, ja Ref. vermißt sogar jene einfachen Kunstgriffe der Erzähler wahrer Geschichten, durch welche man die Heldin in ihren liebenswürdigsten Eigenschaften darstellt, um ihr das Interesse um so sicherer zuzuführen. Die Geschichte ist leider eine sich sehr häufig wiederholende. Ein Künstlerpaar, Namens L., lebt in beschränkten Verhältnissen, doch in ziemlich glücklicher Ehe, bis ein anderer Künstler sich zu ihnen gesellt, ein Engländer, Mr. Henry. Ein Freundschaftsverhältniß entspinnt sich zwischen diesem und der Frau; der Mann wird eifersüchtig, mishandelt sie. Mr. Henry reist ab, es erfolgt ein Briefwechsel; durch Nachlässigkeit der Frau kommen die Briefe in des Mannes Hände; es gibt wieder Scenen; Mr. Henry beredet Madame L., sich von ihrem Manne zu trennen; sie lebt einige Zeit mit Mr. Henry, endlich verläßt er sie; ein englischer Freund beredet ihn zu diesem Schritt, sein Vater ist auch dabei behülflich. Henry ist eine Art von Clavigo, die Reue kommt immer wieder und erschwert den Bruch, verlängert die Operation. Es gibt Verleumdungen, anonyme Briefe, Zwischenträgereien, selbst der verlassene Mann mischt sich hinein, es werden alle mögliche Mittel und Wege eingeschlagen, der Unglücklichen Recht zu verschaffen, nur nicht die rechten Wege. Der ungetreue Musiker heirathet die Tochter eines Schnittwaarenhändlers, und Madame L. kommt verlassen und allein mit einer Tochter nieder, für die sie selbst sorgen muß, weil der Vater des Kindes ihr nicht einmal die in solchen Fällen übliche Geldunterstützung zukommen läßt. Die drei Männer von Ehre, deren Ehre das vorliegende Werk in Zweifel stellen soll, sind Mr. Henry, der Ungetreue, Mr. Huse, dessen Freund, welcher ihn aus dem seine äußere Stellung störenden Verhältniß um jeden Preis erlösen will, und Hr. Meißelein, der Schnittwaarenhändler, welcher seine Tochter mit Henry verlobt, obgleich er weiß, daß das Verhältniß mit einer andern Frau noch keineswegs gelöst ist. Madame L. war sehr gutmüthig, leichtgläubig und unerfahren, und wir rechnen es einer Frau zur Ehre an, daß sie solches in so hohem Grade sein kann. Sie und ihr Wortführer in diesem Werkchen müssen aber nicht durch Erfahrung klug geworden sein, sich wenig im Leben umgeschaut haben, wenn sie meinen, ein Verrath an der Liebe werde je an den Männern gerügt. Dieses Büchlein wird wie so mancher Schrei gekränkter und verrathener Liebe verhallen; es hat nebenbei kein belletristisches Verdienst; die Briefe des Engländers sind in einem Englisch-Deutsch geschrieben und erhalten oft dadurch etwas Burleskes. In der Erzählung sind Wiederholungen, und die Indignation des Schriftstellers bricht oft in Schmähreden aus. In dem Städtchen, oder in dem Stadtviertel, wo die Geschichte sich zutrug, mag das Buch wol einen Augenblick Aufsehen erregen, die Bibliotheken werden es von Haus zu Haus schicken müssen, man wird darüber sprechen, disputiren, man wird prüfen und erwägen, inwiefern die drei Männer gegen die Ehre gehandelt haben oder nicht; man wird aber auch die Schuld der Frau herausstellen und am Ende sagen: sie ist die Erste nicht und wird die Letzte nicht sein. Für den Mann gibt es beim Verrath an der Liebe keine Nemesis hienieden.

3. Drei Erzählungen von Regina Reese. Dessau, Aue. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Erzählungen ermangeln gänzlich alles Pikanten, des Lesers Interesse Erweckenden. Sie sind breit, ohne Gedankenblitze, ohne tiefe Reflexionen, ohne Romanverwickelung; selbst der Stil hat keine Vorzüge, wenn man ihn auch gleich nicht entschiedener Schwächen zeihen kann. Die erste Novelle: „Giulio", ist in Briefform; man liest jene langen Briefe, wie in der Wirklichkeit sie kein Mensch schreibt und Niemand lesen würde; Freundinnen erzählen ihren Freundinnen darin ihre ganze Lebens- und Jugendgeschichte, als ob die Freundin solche vergessen habe. Wenn diese so veraltete Form des Romans wieder hervorgesucht wurde, so mußte sie doch wenigstens auf sehr geistreiche Weise behandelt werden und sich nicht den Verlauf der Begebenheiten als Aufgabe stellen, sondern mehr die Entfaltung von Charakteren, die Entwickelung von Ansichten und Lebensanschauungen. 12.

Literarische Anzeige.

Ausgewählte Bibliothek der

Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa**, übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. Schauspiele von **Calderon de la Barca**, übersetzt von Martin. 3 Thlr.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 324. —— 19. November 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 323.)

Von Dem, was Hr. Gretsch in dem dreizehnten Briefe beleuchtet, ist das Bedeutendere, daß er die leichtsinnige Verdächtigung der Todesart des an der Cholera gestorbenen Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, den die Aufrührer bei der Thronbesteigung trüglich vorschoben, rügt, und die von Custine angeführte Geschichte des Barons ***, des Gemahls der Freundin der Kaiserin, deren Empfehlung er die zuvorkommende vertrauliche Behandlung von Seiten des Kaisers und der Kaiserin vorzüglich verdankte, berichtigt. Custine erzählt von dem Baron, daß er dem Kaiser in dem Aufruhr bei der Thronbesteigung das Leben gerettet habe, indem er sich selbst mit einer unberechneten Hingebung der Gefahr preisgab, und fügt dann hinzu: „Eine solche muthvolle Handlung kann durch nichts belohnt werden; auch wird sie nicht belohnt." Gretsch sagt:

> Nein, Baron *** hat an jenem Tage nicht dem Kaiser das Leben gerettet. Er fand sich nicht einmal unter der Zahl der Begleiter des Monarchen, sondern bei seinem Regimente, wo einer der Verschworenen ihm eine Wunde beibrachte. Baron *** steht hoch in der Gunst des Kaisers, bekleidet einen Posten bei Hofe und vertritt seit der Entlassung des Oberstallmeisters Fürsten Dolgorucki dessen Stelle (in welcher Charge er nach einer spätern Bemerkung bestätigt worden ist).

Dann kommt er auf die Unwahrheit der Behauptungen, daß man dem Kaiser zu gefallen im Winter ohne Überrock auf der Straße gehe; daß es nicht erlaubt sei, im Theater seinen Beifall oder sein Misfallen zu bezeugen; daß die Russen noch nicht zu der Reife der Civilisation gelangt seien, wo man wirklich die Kunst genießen könne, und zählt dabei eine Menge ausgezeichneter adeligen Künstler auf (wir haben bereits davon gesprochen) und bemerkt, daß die Zahl der Einwohner Petersburgs sich nach der Zählung von 1838 auf 468,625 belief und nicht, wie Custine von Unparteiischen will gehört haben, nur auf 400,000, das Militair mit einbegriffen, wobei Gretsch fragt, was denn für Patriotismus darin liege, die Einwohnerschaft einer Stadt zu übertreiben? (Patriotismus nun wol nicht, wol aber kann Eitelkeit dazu verleiten.) „Ich würde in dem gelehrten Heidelberg nicht Papier genug auftreiben können, wollte ich alle von dem Marquis erzählten Märchen berichtigen", sagt Hr. v. Gretsch und führt mehre in der Angabe russischer Sitten im vierzehnten Briefe an.

Im funfzehnten Briefe schildert und beraisonnirt Custine nach seiner Weise, d. h. geistreich, aber mit gänzlicher Entstellung und Unkenntniß Dessen, worauf sein Raisonnement sich gründet, und folglich unendlich schief das schöne Fest zu Peterhof, einem kaiserlichen Lustschlosse auf einer zum Finnischen Meerbusen abstufenden Anhöhe mit einem herrlichen weitläufigen Park, 20 Werste (vier Meilen) von Petersburg, von Peter I. erbaut und angelegt. Das jährlich wiederkehrende Fest schreibt sich von der Kaiserin Elisabeth her, wurde von der Kaiserin Katharina als Geburtsfeier des Großfürsten Paul und ihre Thronbesteigungsfeier, vom Kaiser Paul als Geburtsfeier seiner Gemahlin, der Kaiserin Maria Feodorowna, vom Kaiser Alexander zu eben dieser Feier und vom Kaiser Nikolaus zur Geburtsfeier seiner Gemahlin, der gegenwärtigen Kaiserin, beibehalten, und das ganze Publicum von Petersburg ist dazu eingeladen und strömt hinzu, sowie zur Maskerade am 1. Januar im Winterpalais in Petersburg. Das Ausgezeichnete des Festes zu Peterhof ist die feenhafte Erleuchtung der springenden Wasser und des ganzen in Terrassen bis zum Meerbusen abstufenden belaubten Parks, den der ganzen Länge nach ein Kanal durchschneidet. Hier strömen wol an hunderttausend Menschen aus allen Ständen zusammen und beleben den Park. Von diesem glänzenden und interessanten Feste haben wir im Deutschen schönere und wahrere Schilderungen als der Marquis gibt, der seine großartige Schönheit anerkennen muß, dem aber die Galle Alles verleidet und der dadurch unwahr und selbst einfältig wird. Er ist empört über die Mischung der Stände zu einem gemeinschaftlichen Fest im Palaste des Herrschers, worin er eine despotische Herabwürdigung der Aristokratie erblickt, und hier gibt sich uns unverkennbar der Schlüssel zu den unbegreiflichen Widersprüchen, die Custine in den Gegenständen zu finden glaubt und die er in sich selbst suchen sollte. Aus einem altadeligen Geschlechte entsprossen und zugleich ein Sohn der Revolution, an der sein Vater und Großvater Theil nahmen, vereinigen sich in ihm auf eine seltsame Weise der Aristokrat und der Jakobiner. Was dem Aristokraten

recht ist, ist dem Jakobiner nicht recht, und was diesem, jenem nicht. Gretsch hebt folgenden Custine'schen Unsinn heraus:

Die großen Herren senden zum Feste der Kaiserin auserwählte Bauern, von denen behauptet wird, daß sie zufällig dort erscheinen. Diesen auserwählten Sklaven wird die Ehre angethan, im Palast ein Volk zu vertreten, das sonst nirgend besteht. Diese drängen sich mit dem Hofstaate, zu dem den bestberüchtigten, wegen ihrer Ergebenheit bekanntesten Handelsleuten Zugang gestattet wird; denn es bedarf einiger Bärtiger, um die wahren, die alten Russen zu befriedigen. Und das ist denn in Wahrheit das Volk, dessen treffliche Gesinnung andern Völkern als Muster dargeboten wird von den Kaisern Rußlands seit der Kaiserin Elisabeth! Von dieser Regierung, glaube ich, schreiben sich diese Feste her. Jetzt würde der Kaiser Nikolaus (mit seinem eisernen Charakter, seiner bewundernswürdigen Geradheit der Gesinnung, und aller Autorität, welche ihm seine öffentlichen und seine Privattugenden sichern) sie vielleicht nicht abstellen können.

Die eingeschlossenen Worte hat Hr. v. Gretsch weggelassen; warum? Und er begnügt sich bei diesem Unsinn mit der Bemerkung:

Die Hofmaskenbälle (gewöhnlich am 1. Januar im Winterpalais und am 1. Juli in Peterhof) werden für den Adel und die Bürgerschaft gegeben, und es hat durchaus kein Bauer Zutritt dazu, möge ihn seine Herrschaft so ausstaffirt haben wie sie wolle. Der Marquis hat unsere wackern Kaufleute und Bürger, die noch die alterthümliche russische Tracht beibehalten haben, für geputzte Bauern gehalten und darauf seine lächerlichen Schlüsse gebaut.

Er hätte ja den Marquis mit dessen eigenen Worten ad absurdum führen können. Dieser sagt an einer Stelle, er habe bemerkt, daß der Kaiser und die Leibeigenen mehr Freude an dem Fest gehabt hätten als die Hofleute. Nun sind aber diese gerade die Herrschaften, und diese sollen ihre eigene Leibeigenen dazu gesandt haben zur eigenen Herabsetzung und zum eigenen Ärger? Und wenn das wäre, worin würde denn für Kaiser Nikolaus die behauptete Schwierigkeit liegen, das Fest abzustellen? Er würde ja die Zustimmung der Herrschaften haben, und die von diesen gesandten Leibeigenen könnten doch sich nicht empören, daß sie nicht hingesandt werden? Aber der Kaiser wird es nicht abstellen wollen, wie kein Kaiser, der seinen Vortheil kennt. Nein, nein, die Anhänglichkeit des russischen Volks im Allgemeinen an seinen Herrscher ist durchaus wahr, frei von Furcht und kommt aus dem Herzen. Das Volk fühlt sich in seinem Herrscher. Selbst Kaiser Paul wurde, wie schon bemerkt, vom Volke geliebt. Das Fest in Peterhof war zu seiner Zeit gleich freiwillig und gleich zahlreich besucht wie unter Elisabeth, Katharina, Alexander und gegenwärtig. Außer dem Militair, den Cadetten und dem Hofe wird Niemand dahin commandirt. Die Mischung der Stände konnte man übrigens, wenigstens zu des Ref. Zeit, in Petersburg überall finden, z. B. in den zahlreichen Clubs, ein Hauptzug im Gemälde Petersburgs, den Custine, wie überhaupt das gesellige Leben dort, gar nicht recht gekannt zu haben scheint. Im Sommer machen sie sich freilich weniger bemerkbar. Dann rügt Gretsch die Behauptung Custine's: „Rußland ist ein lebloser Körper, ein Koloß, der nur durch seinen Kopf existirt, dessen Glieder aber insgesammt in Ohnmacht schmachten." Er nennt dies albern, wir in gewisser Rücksicht nicht. Aber mehr als albern findet er, wenn Custine sagt, ein Russe in seiner Heimat im Frack erscheine ihm wie ein Fremder, und dann hinzufügt:

Die echten Bartrussen (die immer noch mehr Asiaten als Europäer sind) denken darüber wie ich, und versprechen sich (nicht wie in der Übersetzung steht, warten nur auf) einen günstigen Tag, um diesen Gecken das Garaus zu machen, die den alten Sitten untreu geworden, gleichgültig gegen die wahren Interessen des Vaterlands, und die ihr Vaterland verrathen, um mit der Fremde in Civilisation zu wetteifern.

Das ist allerdings mehr als albern, es ist bedenklich, und Kaiser Nikolaus, der den Plan hat, die Fortschritte der russischen Cultur nicht mehr vom Abendlande abhängig zu machen, sondern sie aus der russischen Nationalität sich selbst entwickeln zu lassen, muß wenigstens zum Theil der Custine'schen Ansicht sein, da er dem weiblichen Theile des Hofes — der männliche hat seine Uniform — außer der Nationalsprache auch die Nationalkleidung vorgeschrieben und dadurch erklärt hat, daß er das Nachäffen ausländischer Moden nicht wolle. Auch schüttelt der echte Bartrusse, der sich stets vom Lande rekrutirt, allerdings über die Neigung der Jungen seiner Classe zur europäischen Sitte und Cultur unwillig und bedenklich den Kopf. Am Hofadel ist er es gewohnt, und der mag ihm wol gleichgültig und entleidet sein. Hr. v. Gretsch bemerkt blos dabei: „Und dies schreibt ein Mann, dessen Ältern als Opfer der Schreckenszeit der Revolution gefallen sind." Damit ist aber nichts widerlegt. Auf das von Custine angeführte Witzwort eines Bischofs von Tarent: „Kratzt ihn (den civilisirten Russen) ein wenig, so kommt das Bärenfell zum Vorschein und die Borsten sträuben sich", erwidert Gretsch: „Nur etwas an einem jetzigen Marquis geschabt, und der Jakobiner kommt zum Vorschein." Das könnte für witzig gelten, wenn nicht hier ein Marquisfell zum Grunde läge. Umgekehrt ließe es sich auf Custine allenfalls anwenden. Dieser theilt zum Beweise, daß die russische Regierung nicht aus eigenem Antriebe, sondern blos aus Rücksicht auf das Urtheil der cultivirten Welt — aus Eitelkeit — die Bildung durch Schulen befördere, einen angeblichen Brief der Kaiserin Katharina an einen Generalgouverneur von Moskau mit, den er nicht selbst gelesen, dessen Inhalt er aber aus zuverlässigem Munde haben will, und der auf eine Klage des Generalgouverneurs, daß die Russen nicht ihre Kinder in die eröffneten Volksschulen schicken, folgendermaßen lauten soll:

Mein lieber Fürst, beklagen Sie sich nicht darüber, daß die Russen keine Lust haben, sich zu unterrichten. Wenn ich Schulen stifte, so geschieht das nicht für uns, sondern für Europa, wo wir unsern Rang in der Meinung behaupten müssen; aber von dem Tage an, wo unsere Bauern sich würden aufklären wollen, würden weder Sie noch ich an unsern Plätzen bleiben.

Gretsch und jeder mit den Verhältnissen Bekannte verwirft die Echtheit eines solchen Briefes von Katha-

sina. Höchstens würde er als ein vertraulicher Scherz anzusehen sein, für welchen die Kaiserin aber zu politisch war. Auch ist die Thatsache selbst nicht wahr, denn die Volksschulen füllten sich sogleich nach ihrer Eröffnung.

Custine erwähnt des Sturmes am Nachmittage des Festes zu Peterhof, der viele Nachen mit Schaulustigen, die zu Wasser kamen, umstürzte und wobei mehre — er hörte von 200, 1500, 2000; man sieht, wie auch hier Fama vergrößert — ertranken. Gretsch nennt zwei von bekannten Namen, und auf die Behauptung, daß sich dergleichen Unglücksfälle an diesem Festtage jährlich wiederholen, entgegnete er: Nie. Auch erinnern wir uns wirklich keines solchen während vierzehn Jahren, wo wir dies schöne Fest besuchten. Wenn aber auch dergleichen vorfiele, ist es nicht wahrhaft lächerlich, dem Kaiser und der Kaiserin darüber Vorwürfe machen zu wollen? Gebieten sie etwa den Leuten, über den Meerbusen zu kommen? Oder können sie dem Elemente gebieten? Gretsch berichtigt dabei eine Lüge, die Custine aus der Schrift „Persécutions et souffrances de l'église catholique en Russie" anführt, nach welcher bei einem Zusammenstoß auf der Zaarskoje-Selo'schen Eisenbahn 500 Personen verunglückt sein sollten. Gretsch, der damals einer der Directoren dieser Eisenbahn war, gibt an, daß fünf Personen todt, zwei schwer verwundet und zehn leicht beschädigt waren, und bietet Dem 10,000 Francs, der ihm einen sechsten Todten nennen könne. Die Zahl der Todten konnte, nach einer Anmerkung, nicht verschwiegen bleiben, weil die Direction aus eigenem Antriebe den Ältern und Waisen der Verunglückten Unterstützungen und jährliche Pensionen — er nennt dabei die Mutter des verunglückten Ingenieurs Faßmann in Böhmen — ausgesetzt hat. Am Tage nach dem Feste fand ein Cadettenexercitium im Beisein des Hofes statt, und der Kaiser führte nach demselben einen der kleinen Cadetten aus der Reihe an den Wagen der Kaiserin, hob ihn auf und bot ihn ihr zum Kusse dar. „Welch ein Interesse hatte der Kaiser", fragt Custine, „sich an diesem Tage so herablassend zu zeigen? Das konnte oder wollte mir Niemand sagen." Gretsch gibt ihm den Aufschluß, daß es der dritte Sohn des Kaisers war; alle seine Söhne lernen in den Reihen der Cadetten den Militairdienst und Gehorsam.

Custine erzählt, die Policei habe dem anatomischen Theater den auf der Straße gefundenen Leichnam eines jungen Mädchens verkauft, das wahrscheinlich von Leuten erdrosselt worden, die ihr hätten Gewalt anthun wollen. Gretsch erwidert:

> Die auf der Straße und sonstwo gefundenen Leichen werden von der Policei unentgeltlich der medicinischen Akademie überliefert, und bei der starken Bevölkerung von Petersburg ist die Zahl derselben so hinreichend, daß Niemand einen Heller für einen Cadaver geben würde.

Wenigstens verräth diese Antwort unwillkürlich, daß solcher Leichen viele in Petersburgs Gassen gefunden werden. Die ganze Geschichte scheint uns aber erfunden zu sein, obgleich der Hr. Marquis sie als von einer ihm bekannten Dame herrührend erzählt, die ihr Kammermädchen auf diese Weise verloren. Kein Mädchen der Art wird ohne männliche Begleitung in der Dunkelheit über die Gasse gehen. Was Gretsch gegen die Anklage der Roheit sagt, welche sich die Policei gegen das Volk erlaubt, und nicht blos gegen dieses, ist sehr matt. Lieber gar nichts sagen. Die Policeigewalt ist in Rußland sehr groß und muß es vielleicht sein; die Policeiroheit ist aber wahrlich nicht minder groß, und muß auch sie es sein?

Über den kitzlichen Punkt, daß die russisch-griechische Kirche nichts zur Cultur beitrage, geht der Staatsrath gar leise hinweg, und rügt nur, daß Custine bei seiner allerdings höchst einseitigen römisch-katholischen Auffassung behauptet, die Religion werde in den Schulen nicht gelehrt, in den Kirchen werde nicht gepredigt, und daß er von der russischen Geistlichkeit verächtlich spricht, ohne sie zu kennen. Daß in den Schulen ein Religionsunterricht stattfindet, ist wahr; daß aber in der Regel in den russischen Kirchen nicht gepredigt wird, ist auch wahr, und daß die niedere Geistlichkeit sich wenig über das rohe Volk erhebt und in keiner besondern Achtung steht, ist ebenso wahr. Im russischen Volke liegt unleugbar religiöser Sinn; allein er zeigt sich nur als fromme Dressur zu Kniebeugungen, Kreuzschlagen, Reliquien- und Heiligenbilderküssen und Ähnlichem. Custine wirft die ganze Schuld auf das Schisma; allein an diesem ist wenigstens die russisch-griechische Kirche unschuldig. Sie bekam ihren Ritus und ihre Verfassung von Konstantinopel unter der Obhut des dortigen Patriarchen im Anfange des 11. Jahrhunderts. Und wenn Custine sagt, der Pope habe durch seine Losreißung von der römischen geistlichen Obergewalt nichts gewonnen als ein Weib, Kinder und allgemeine Verachtung, so hat er vergessen, daß erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts der Cölibat in der römisch-katholischen Kirche als Grundgesetz eingeführt wurde. Die höhere Geistlichkeit, die aus den Mönchen hervorgeht, ist auch in der griechisch-katholischen Kirche zum Cölibat verpflichtet; nur die Weltgeistlichen nicht, die sich verehelichen dürfen, aber nur einmal.

Custine läßt sich von einem französischen Erzieher in einem der vornehmen Häuser von Unruhen erzählen, die in einer nicht genannten Provinz an der Wolga mit schauderhafter Grausamkeit der Bauern gegen ihre Herren und Vorgesetzten stattgefunden haben sollen, und zwar auf ein Wort des Kaisers. Die sogenannten Kronbauern auf den kaiserlichen Herrschaften genießen größerer Freiheiten, mehr Sicherheit und mehr Schutz gegen Willkür als die Bauern des Adels, und werden daher von diesen beneidet. Der Kaiser kauft in jener Provinz bedeutende Herrschaften, und der übrige Theil sendet eine Deputation an ihn mit der Bitte, er möchte doch die anliegenden Güter auch kaufen. Der Kaiser nimmt sie huldreich auf, sagt aber zu ihr:

> Ich kann nicht ganz Rußland kaufen; aber ich hoffe, daß die Zeit kommen werde, wo jeder Bauer des Reichs frei sein wird. Hinge es nur von mir ab, so würden die Russen schon gegenwärtig die Unabhängigkeit genießen, die ich ihnen wün-

sche und ihnen in der Zukunft zu verschaffen mit allen Kräften strebe.

Die Bauern glauben in diesen Worten einen Wink ihres Vaters (wie sie den Kaiser nennen) zu finden, daß sie nur suchen sollen ihrer Herren loszuwerden, und fallen über diese her und verwüsten die Provinz mit Feuer und Schwert; es durfte aber davon nicht gesprochen werden. So nach Custine der französische Erzähler, der am andern Tage dem Marquis eine französisch geschriebene Erzählung dieser Begebenheit von seinem jungen Zöglinge überbringt, welche dem achtzehnten Briefe angehängt ist. Staatsrath Gretsch bemerkt darüber:

Im simbirskischen Gouvernement sind in der That Unruhen unter den Bauern vorgefallen, hier aber sind die Beweggründe sowie die Umstände der Reibungen falsch dargestellt. Da ich den ganzen Hergang dieser Sache nicht kenne, so kann ich die Facta nicht in ihrer wahren Gestalt aufdecken, bin aber innig überzeugt, daß alles über den Kaiser Gesagte Unwahrheit und Verleumdung ist, denn alles Dies ist durchaus unvereinbar mit seinem Charakter und seiner Handlungsweise.

Wir müssen dies dahingestellt sein lassen; aber uns dünkt es höchst verwerflich, wenn der französische Erzähler die angeblichen Worte des Kaisers als eine Hinterlist gegen den Adel wendet und ihn der Falschheit bezüchtigt. Dieser französische Erzähler gehörte nach allen Andeutungen einem Hause von Unzufriedenen aus der Familie Trubetzkoi an, und die ganze Novelle seines Zöglings athmet so sehr die uns wohlbekannte süßliche Sentimentalität der russischen Novellistik, daß wir sie ganz dieser zurechnen müssen. Darum aber glauben wir auch nicht, daß der Erzähler, sein Zögling und die Erzählung von dem Marquis rein erfunden seien, wie Gretsch meint. Was dagegen der französische Erzieher zur Begründung seiner Behauptung der Falschheit des Kaisers, von dem Custine selbst urtheilt, daß er der wahrhaftigste Mann in ganz Rußland sei, von dessen Benehmen bei Puschkin's, des bekannten von seinem Schwager, einem Franzosen, erschossenen Dichters (der Marquis sucht ihn, wahrscheinlich um des französischen Mörders willen, patriotisch so viel als möglich herabzusetzen), vorbringt, das hat offenbar der Haß ausgeschmückt. Puschkin's Tod erregte in Rußland mit Recht allgemeine Trauer, und der Franzose erzählt:

Der Kaiser, der Mann, der die Russen am besten kennt um sich am besten auf Schmeichelei versteht, hat sich wohl vor dem Anschein gehütet, als nähme er nicht an der allgemeinen Betrübniß Theil; er ordnete eine kirchliche Todtenfeier an; ich weiß nicht, ob er nicht die fromme Koketterie so weit treibt, sich in Person bei dieser Feier einzufinden, um seine Trauer öffentlich zu verkünden, indem er Gott selbst zum Zeugen seiner Bewunderung für das dem Ruhme des Vaterlandes zu früh entrissene Nationalgenie nimmt.

Ein junger talentvoller Dichter fühlt sich dadurch so begeistert, daß er es wagt, in einer patriotischen Ode dem Kaiser dafür zu danken, und — erhält insgeheim den Befehl, sein poetisches Talent im Kaukasus, einem mildern Filialsibirien, zu entwickeln, von wo er nach zwei Jahren mit von den grusischen Fiebern zerrüttetem Körper und ertödtetem Geiste zurückkehrt. Staatsrath Gretsch ruft aus:

Welch ein fürchterliches Bild — und kein wahres Wort! Ein feierlicher Gottesdienst zum Andenken Puschkin's ist nie von dem Kaiser angeordnet worden, noch weniger hat er einer solchen Ceremonie beigewohnt. (Doch scheint die Note: „Puschkin wurde auf eine seinem Range eines Kammerjunkers angemessene Art beerdigt", auf eine stattgehabte Todtenfeier hinzudeuten.) Ein junger Offizier, der sich schon manchen Subordinationsfehler hatte zu Schulden kommen lassen, schrieb ein Gedicht auf den Tod Puschkin's in einem der Regierung misfälligen Sinn und hob darin lobend hervor, wodurch sich Puschkin (früher) gerechten Tadel zugezogen. Er wurde in der That dem kaukasischen Armeecorps beigesellt, aber weit entfernt dahin zu welken, blühte sein poetisches Talent dort erst recht auf. (Das war nun nicht des Kaisers Verdienst.) Er kehrte nach einiger Zeit ganz gesund zurück (in Grusien selbst war er nicht gewesen, hatte also vom dortigen Klima nicht leiden können), fuhr fort Verse zu schreiben und sich mit Jedermann zu überwerfen, schlug sich mit dem Sohne des Herrn von Barante (des französischen Gesandten) und ward zum zweiten Male auf den Kaukasus expedirt; dort fiel er bald darauf in einem Zweikampf. Sein Tod ist sehr zu beklagen, da mit ihm ein herrliches poetisches Talent erlosch; sein ganzes Leben aber beweist, daß die Regierung volles Recht hatte, ihn aus Petersburg zu entfernen.

Also ist der Ausruf „kein wahres Wort!" doch nicht so ganz buchstäblich zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Der bigote Köhlerglaube, welcher, auf den Buchstaben einer Bibelstelle gestützt, Galilei in den Kerker werfen ließ, weil er einer großen offen daliegenden Wahrheit Anerkennung zu verschaffen suchte, ist heute wie damals allenthalben thätig, die Ergebnisse tiefer wissenschaftlicher Forschungen zurückzuweisen und zu schwächen, weil sie nicht zu den biblischen Überlieferungen und den frommen Märchen stimmen, welche ein in kindlichen Vorstellungen und Anschauungen befangenes Weltalter über die Erscheinungen der Außenwelt und deren Ursachen aufstellte. So hat denn auch in England Dr. Buckland's „Bridgewater treatise" über Geologie, worin er die Ergebnisse der neuern Wissenschaft über die Erdbildung und die aufeinander folgenden Veränderungen, durch welche unsere Erde ihre heutige Gestalt erlangt hat, in faßlicher und allenthalben mit erwiesenen Thatsachen belegter Weise darstellt, heftige Anfechtung von den anglikanischen Bibelgläubigen gefunden, und bei Gelegenheit der jüngsten Versammlung der britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft hat ein hoher Geistlicher der Staatskirche, der Dechant von York, eine Streitschrift: „Critical remarks on certain passages of Dr. *Buckland's* Bridgewater treatise, or the bible defended against the British Association", dagegen erscheinen lassen, worin er eine zu der biblischen Kosmogonie passende Theorie aufstellt, die an unbegründeten Hypothesen und seltsamen Träumereien alles Derartige übertrifft. Der Präsident jener Gesellschaft, Professor Segdwick, ließ dieser Abhandlung ihr Recht widerfahren, indem er erklärte, die Versammlung könne sich mit solchen gegen wissenschaftliche Ergebnisse erhobenen Einwänden nicht beschäftigen, da eine entsprechende Antwort darauf unmöglich sei, weil sie nicht aus dem Bereich der Thatsachen und Beobachtungen, sondern aus moralischen und religiösen Betrachtungen ihre Gründe liehen.

137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 325. —— 20. November 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 324.)

Wir übergehen die Berichtigungen unbedeutender Angaben Custine's über die Classeneintheilung (wir haben schon davon gesprochen), über die durch betrügerische Fremde sehr nöthig gewordene Anordnung, daß die Abreise dreimal in der Zeitung angezeigt sein muß, ehe man den Paß bekommt, über die Schmähungen Peter's I., über das sogenannte Jungfernstift, eine unter der unmittelbaren Aufsicht der Kaiserin stehende Erziehungsanstalt für adelige und bürgerliche Töchter u. s. w., weil sie zur nähern Kenntniß Rußlands nichts beitragen, und gehen auf die allerdings höchst indiscrete Reise Custine's nach der Festung Schlüsselburg über, um dort das Zimmer zu sehen, in welchem der als Kind von der Kaiserin Elisabeth entthronte Iwan unter der Kaiserin Katharina bei einem fälschlich angestellten Befreiungsversuche von dem wachthabenden Offizier erstochen wurde. Die Entthronung Iwan's und sein Tod sind als Facta wol in den Lehrbüchern zum Gebrauche der russischen Jugend, wie Gretsch behauptet und wir vor uns haben, angeführt, aber gewiß nicht, wie seine Ermordung im Gefängnisse eigentlich herbeigeführt wurde. Custine muß die Geschichte auch nicht gekannt haben, sonst hätte er ihrer gewiß gedacht. Staatsrath Gretsch, der sie wohl kennt, macht Miene, als wolle er die unglückliche Geschichte Iwan's und seiner Familie (über welche Custine aus den Arbeiten der russischen Akademie einen interessanten Aufsatz mit lächerlichen Befürchtungen über die Gefahr der Übersetzung und Mittheilung an ihn beibringt) aufhellen, aber — man erfährt nichts, als was man schon wußte, daß sie ein Opfer argwöhnischer und wir fügen hinzu arglistiger Politik waren. Jetzt kommt Staatsrath Gretsch auf den Brief der Fürstin Tubetzkoi aus Sibirien, den Custine als ein Actenstück der bittersten Anklage gegen die Menschlichkeit des Kaisers Nikolaus — aber nur in Bruchstücken mittheilt, und über den wir bereits in unserm ersten Artikel die nöthigen Erläuterungen gegeben haben. Der Marquis behauptet, die Regierung habe aus Furcht vor der russischen Aristokratie der Fürstin erlaubt, ihrem Manne ins Exil zu folgen. Gretsch sagt:

Das ist Unsinn! Die Regierung erlaubt allen Frauen, ihre Männer in die Verbannung zu begleiten, mit dem Bescheid jedoch, daß sie sich dadurch verpflichteten, immer in Sibirien zu bleiben, und daß die in der Ehe mit einem des Adels verlustig erklärten Manne gezeugten Kinder, auf Grundlage der allgemeinen überall bekannten Gesetze, in den Stand ihres Vaters treten müßten.

Er schildert dann das Leben in Sibirien, das wir schon aus A. v. Kotzebue's Bericht in „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" als nicht so schrecklich kennen, wie man sich gemeinhin vorstellt, und welches auch durch das Zeugniß neuerer englischer Reiseriden bestätigt wird. Hierauf berichtigt er die durchaus unhistorische Darstellung Custine's von der Einnahme von Moskau und des Manoeuvre bei Borodino, das zur Einweihungsfeier des auf dem Wahlplatze errichteten Denkmals des Fürsten Bagration, der hier in der Schlacht 1812 fiel, unter dem Oberbefehl des Kaisers abgehalten wurde. Der Kaiser hatte den Marquis dazu eingeladen, aber als Franzose erschien er nicht dabei, welches wir nur billigen können. Nicht aber wurden, wie Custine in einer grimmigen Diatribe berichtet, aus allen Winkeln des großen Reiches die in der Schlacht gewesenen Veteranen zur Wiederholung derselben im Bilde herbeigetrieben, „sondern eingeladen, sich zur Feierlichkeit einzufinden, und täglich auf Kosten des Kaisers bewirthet; sie nahmen keinen Theil an den Manoeuvres, sondern standen als Zuschauer auf einer um das Denkmal errichteten Erhöhung". Gretsch beruft sich hierin auf die ganze Armee, auf alle Russen und Ausländer, die Zeugen dieses Festes waren. Die bittere Beschuldigung der Undankbarkeit des Kaisers gegen den noch auf seinen Gütern (in halber Ungnade, sagt Custine) lebenden Fürsten Wittgenstein, den der Marquis für den Urheber des Feldzugsplans von 1812 ausgibt, weist Gretsch mit den historischen Daten ab, daß Fürst Wittgenstein nicht an der Abfassung des Plans Theil hatte und, seiner hohen und anerkannten Verdienste ungeachtet, doch nicht in diesem Feldzuge, wo er vermöge seiner Stellung mehr schützend als thätig war, neben Kutusow, Barclay de Tolly und Bagration, die Oberbefehlshaber der Armee, gestellt werden kann. Die ungereimte Anekdote, daß der Cäsarewitsch Konstantin Pawlowitsch einem General auf der Parade in Warschau mit seinem Degen den Fuß durchbohrt habe und diesem aus sklavischer Disciplin

kein Laut entfahren sei, erfüllt Hrn. v. Gretsch mit Scham, daß er einen Mann, der sich nicht scheut, sich durch Veröffentlichung solcher Ungereimtheiten bloßzustellen, der Widerlegung werth geachtet habe, und eine Note weist die Quelle dieser Anekdote in Karamsin's „Russischer Geschichte", Cap. 9, nach, wo das Nämliche vom Zar Iwan dem Grausamen gegen einen Boten, der ihm ein unwillkommenes Schreiben brachte, erzählt wird. Wir sind zwar von der Unwahrheit der Anekdote in Warschau überzeugt, weil eine solche öffentliche Barbarei denn doch nicht mehr an der Zeit war, entschuldigen aber den Marquis, wenn er dem Cäsarewitsch nach unleugbaren Vorgängen wol eine solche Handlung zutrauen konnte. Custine erzählt, daß man am Hofe des Kaisers täglich einen vornehmen Mann sehe, der heimlich als Giftmischer bezeichnet werde und sich selbst über diese Benennung lustig mache. Gretsch erwidert:

Ganz richtig, dieser vornehme Mann, der Generaladjutant Graf A. Th. Orloff, ein Freund des Kaisers, der nach dem Tode des Fürsten Lieven Begleiter und Führer des Thronfolgers auf dessen Reise war, ein Mann, der allgemein seines Edelmuths, seiner Rechtlichkeit und der Offenheit seines Charakters wegen geachtet ist, ward 1831 zur activen Armee gesandt, um die wahre Lage derselben und die Ursachen des Mangels an Erfolg zu ergründen. Einige Tage darauf starb der Generalbefehlshaber Diebitsch, ein Opfer der Cholera gleich vielen Tausenden. In einem Jakobiner-Journal wurde gesagt, er sei von dem namentlich zu diesem Ende abgefertigten Grafen Orloff vergiftet worden. Nicht im Stillen, sondern öffentlich lacht der Graf darüber, und Alle mit ihm; er selbst nennt sich im Scherz einen Giftmischer. Und der Marquis, obgleich in der Tiefe seines Herzens überzeugt von der Ungereimtheit dieser Beschuldigung, gebraucht sie als Waffe der schändlichsten Verleumdung!

Wenn aber Staatsrath Gretsch dem Marquis vorwirft, daß er das alberne zur Schande der Russen von einem russischen Lügner ersonnene Märchen, Peter der Große habe die beiden Kammern aufgehoben, die bis zu seiner Zeit bestanden haben, wiederhole, so erinnern wir ihn daran, daß im März 1701 der Befehl erging, aus den Ukasen die letzten Worte der Formel: Wolikii Gossudar ukasal i Bojare prigoworili (Der Kaiser hat befohlen und die Bojaren beigestimmt), wegzulassen und nur zu setzen: Der Kaiser hat befohlen; und daß im Febr. 1711 der Bojarenhof in Moskau aufgehoben und dagegen der dirigirende Senat (dessen Mitglieder der Kaiser ernennt und der keine Stellung gegen den Kaiser annehmen kann) in Petersburg errichtet wurde.

Nach einigen weitern unbedeutendern Berichtigungen (z. B. der Behauptung Custine's, daß Karamsin seine Geschichte vor der Thronerhebung des Hauses Romanow geschlossen habe, um nicht schmeicheln zu müssen, da doch allgemein bekannt sei, daß der Tod seine Arbeit in der Mitte eines unbeendeten Satzes unterbrochen) schließt Staatsrath Gretsch mit folgenden Worten:

Ich habe die wichtigsten der darin (in Custine's Werk) angeführten Thatsachen und Ereignisse beleuchtet, habe die Unwahrheit einiger derselben, das Übertriebene und Verunstaltete in der Erzählung anderer, die Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit der übrigen bewiesen, und dadurch die Grundlage untergraben, auf welcher er dieses Gebäude von Hirngespinnsten, Lügen und Verleumdungen gegen Rußland aufführt. Ich fürchte keine Widerlegung des von mir Gesagten, im Gegentheil, ich rufe sie hervor und bitte den Marquis, wie auch jeden Andern, mir die geringste Unwahrheit, die geringste Verdrehung, irgend eine Verunstaltung der Wahrheit, eine Milderung des Bösen, eine Übertreibung des Guten nachzuweisen. Es wäre mir möglich gewesen, zur Bestätigung meiner Angaben noch stärkere Beweise zu liefern, dann hätte jedoch dieser Aufsatz in keiner Zeitschrift Platz gefunden (wie es doch auch jetzt der Fall ist). Ich hoffe, daß für den Wohlmeinenden, für den Freund der Wahrheit auch das Gesagte hinlänglich sein wird. Für alle Übrigen wäre es nicht der Mühe werth gewesen, die Feder zur Hand zu nehmen.

Wir können Dem nicht widersprechen, und unleugbar hat Hr. Staatsrath v. Gretsch die Glaubwürdigkeit des Marquis v. Custine nicht blos erschüttert, sondern durch Anführung beglaubigter Thatsachen vernichtet; allein ob auch den Glauben an die Möglichkeit der Custine'schen Angaben bei den in Rußland stattfindenden Verhältnissen und an die Richtigkeit des Custine'schen Raisonnements, dem sich wol stichhaltigere Prämissen unterlegen ließen, und ob er also seinen Gegner wirklich in seinem innern Kerne besiegt habe, daran zweifeln wir. Vielleicht sind die folgenden Kämpfer darin glücklicher, zu denen wir uns jetzt wenden, indem wir nur noch bemerken, daß die Übersetzung der Broschüre von Gretsch durch Hrn. W. v. Kotzebue wol lesbar ist, aber doch verräth, daß der Übersetzer mit der innern Bedeutung mancher deutschen Ausdrücke (wir haben einige bezeichnet) nicht vertraut zu sein scheint.

Jetzt sprengt Nr. 3, ein junger eleganter russischer Ritter mit geschlossenem Visir, von einem deutschen Knappen begleitet, in die Bahn. Der Ritter führt eine spitzige Lanze und tummelt ein gewandtes Roß, die Ironie. Hr. v. Custine wird sagen: Daran erkenne ich meine Russen! Denn in seinem funfzehnten Briefe lesen wir:

Spott, der unmächtige Trost des Unterdrückten, ist hier die Lust des Bauern, wie der Sarkasmus die Eleganz des Grafen; Ironie und Nachahmung sind die einzigen natürlichen Talente, die ich in den Russen erkannt habe.

Nun, unser Ritter übt dies Talent geistreich, und der Hr. Marquis bietet ihm dazu Blößen genug. Es ist mehr ein Harceliren, seinen Gegner abzumatten. Er weiß trefflich die Schwächen an ihm zu entdecken und seine Stöße darauf zu richten; den bedenklichern Stellen, an welchen seine Lanze zersplittern könnte, wie Religion und Regierung, weicht er aus. Überhaupt läßt er sich mit Daten weniger ein. Ja mit einnehmender Offenheit gibt er selbst die Schwächen seiner Sache zu und sucht nur die Streiche des Gegners abzuwenden oder zu entkräften; gegen die bis auf die Spitze getriebenen Reflexionen des Marquis führt er seine Streiche, und sucht ihm Wind und Sonne abzugewinnen durch Zurückwerfung auf dessen eigene Nationalgebrechen, wodurch übrigens nichts bewiesen wird. Er deckt die Widersprüche in den Urtheilen Custine's auf und sagt z. B. unter Anderm:

In den Tagen, wo Petersburg sich noch seiner Gunst zu erfreuen hat, Dank unsern Glockenthürmen, unsern Drosch-

ken und dem Costume unserer kleinen Postillone, hält er es (früher als frostige, geschmacklose Nachahmung des Alterthums bezeichnet) sogar für eine der malerischsten Städte. An einem Tage bezaubern ihn die russischen Nationalgesänge durch ihre Originalität; an einem andern Tage ist ihm dieselbe Musik monoton und fade. Wenn er Neugierigen (Schaulustigen?) in den Weg kommt, wenn er bei einer Hofceremonie zugegen ist, wo Jeder durch seine Uniform genirt und durch seine Amtsverpflichtungen in Anspruch genommen wird und also nicht Zeit oder Lust hat mit ihm zu schwatzen, erklärt er ein für allemal, daß es in Rußland keine Conversation gibt. Doch wenn er in gute Gesellschaft geräth, so sagt er wieder, man könne aus den Gesprächen, die er angehört habe, ein Buch verfassen, tief wie Labruyère und belustigend wie das Decameron. Ebenso ist's in der politischen Sphäre. An einer Stelle kennt seine Entrüstung gar keine Grenzen über die Herren, welche ihre Sklaven nicht freigeben; an einem andern Orte behauptet er, solche Menschen plötzlich in Freiheit lassen hieße ganz Rußland in Brand stecken. Wir sind ihm einmal wahre Eisenfresser mit eisernen Armen und gigantischen Beinen, stets bereit, die ganze Erde mit Haut und Haaren aufzufressen; dann sind wir wieder eine verweichlichte, schlecht gerüstete Nation, welche die thörichte Furcht Europas zu ungebührlicher Größe erhoben hat, nervenschwache und marklose Körper, die sich nicht bewegen und fortschreiten können. Es ist dann, als lese man statt seines Buchs die Abenteuer Gulliver's, man fällt von einer Überraschung in die andere, aus dem Lande der Däumlinge und Fingerlinge in das der Giganten; auf jeder Seite kommt der Leser aus Lilliput nach Brobdignag, und aus Brobdignag nach Lilliput. Alle diese Gegensätze sind so auffallend, daß sich Hr. v. Custine endlich selbst darüber verwundert. „Man tadle mich nicht wegen meiner Widersprüche", sagt er; „ich bin der Erste, der sie bemerkt hat." Niemand wird sich nur im Traume einfallen lassen, ihm diesen Vorwurf zu machen, wenn er sich je darauf beschränkte, Thatsachen zu berichten, ohne sie nach seiner Theorie zuzurichten. Aber da er augenblicklich aus den Thatsachen allgemeine Weisheitssprüche macht, so sind es nicht die Thatsachen, welche sich widersprechen, sondern die von ihm selbst fabricirten Extracte daraus. Ein Gegensatz ist noch kein Widerspruch; das ist ein großer Unterschied. Das Universum ist voller Contraste, aber doch ein in sich Einiges und Harmonisches. Die Natur ist nie inconsequent, gewöhnlich aber der Mensch, der sie zu erklären versucht. Ich bin ein guter Kerl und ich gebe zu, daß man in uns Gutes und Böses finde, Tugenden und Fehler, Kräfte und Schwächen, Kleinlichkeit und Größe. Das ist der Dualismus in der Natur, um mich hier gelehrt auszudrücken. Nicht ohne Grund hat unser Nationalwappen einen Adler mit zwei Köpfen; aber trotz dieser beiden Köpfe hat der Adler doch nur einen Körper. Man muß beiden Köpfen nur recht ins Gesicht schauen, um sich eine vollständige Idee von diesem Janusvogel zu machen und genau zu begreifen, wie diese bizarren Formen doch durch vollständige Harmonie vereinigt werden. Unglücklicherweise sieht Hr. v. Custine immer nur eine Seite, und er spricht fortwährend von der einen, als ob die andere gar nicht vorhanden wäre. Er erinnert mich an Harlekin, der sein Haus verkaufen wollte und als Probe einen Stein unter seinem Mantel mitnahm. Ebenso hat Hr. v. Custine von unserm Hause zwei oder drei Steine mitgenommen, um sie den guten Franzosen zu zeigen. Es ist uns aber hoffentlich erlaubt, zu erinnern, daß diese zwei oder drei Steinchen aus Rußland nicht das ganze Rußland sind. Als Romanschreiber verehre ich ihn, aber als Politiker — mit Erlaubniß zu sagen, ist er nicht fähig jenes freien klaren Überblicks, jenes überschaulichen Blickes, der, obgleich er nur einen Zug aus der Physiognomie eines Volks ins Auge faßt, dennoch die andern nicht übersieht. Daher kommt es, daß, wenn er auch zuweilen bei der Untersuchung von Einzelheiten wahr ist, er dennoch immer bei der Beurtheilung des Ganzen fehlgreift, da der Irrthum gewissermaßen die Wahrheit im Profil ist. Geist ist drin, in seinem Buche, Ideen im Überfluß, ich möchte fast sagen, daß er in dieser Beziehung die Gaben Gottes misbraucht. Wie viel er consumirt, ist kaum zu glauben; aber sein Magen ist nicht so gut wie sein Kopf, denn er verdaut wenig oder gar nicht. Aus seinem Sammelsurium von schiefen Ansichten, von sich widersprechenden Allgemeinheiten gestaltet sich ein unförmliches Chaos, eine Art Tohu-Vabohu, in welchem sein Fuß stecken bleibt; seine eigenen Blitze blenden und berauben ihn fast seiner ganzen Sehkraft; so kommt es, daß er endlich unter der Last seines philosophischen Gepäcks zusammensinkt und mit lobenswerther Freimüthigkeit sich selbst eingesteht, er habe höchstens das unverdaute Material eines Buchs gesammelt, das Buch zu schreiben müsse aber einem Einsichtsvollern überlassen bleiben. So werden wir uns auch nicht darüber wundern dürfen, daß ihn alle seine Schlüsse selten zu einem Abschlusse führen. Die Rücksicht auf unsern Vortheil und seinen Ruhm wird es uns nie genug bedauern lassen, daß es ihm nicht beliebte, seinen Besuch bei uns auf längere Zeit auszudehnen, und daß er uns nur in unserm Sommercostume geschildert hat. Da er während der drei Sommermonate seines Hierseins schon so viel außerordentliche Dinge errathen hat, so ist kaum abzusehen, welche Entdeckungen er in den acht Wintermonaten gemacht haben würde. Ich zweifle in der That nicht, daß sein prophetischer Genius uns dann das Räthsel unserer socialen und politischen Aufgabe gelöst haben würde; während er uns jetzt durch das schnelle Ausblasen seiner Laterne im schrecklichsten Dunkel über uns selbst, unsere Zukunft und ihre Wechselfälle läßt. Mich für meinen Theil schmerzt das unendlich, denn das ungelöste Problem des russischen Kolosses macht mir schweren Kummer. Gott gebe, daß Hr. v. Custine uns noch ein Licht darüber aufgeben lasse. In dieser Hoffnung wollen wir arme finstere Barbaren Muth fassen und es uns wohl sein lassen.

An einer andern Stelle sagt der Verf.:

Hr. v. Custine hat ein ganz wahres Wort gesprochen daß es bei uns mehr Disciplin als wahrhaften Ordnungssinn gebe, obgleich er daraus nach seiner Art Tausende von abenteuerlichen Consequenzen gezogen hat. Es ist wahr, das Gesetz als eine Abstraction reicht bei uns nicht hin, sondern um für uns Bedeutung zu bekommen muß es sich verkörpern, Fleisch und Blut annehmen. Gerade der Mangel an Ordnungssinn, den der Verf. selbst so sehr liebt und schätzt, ein allen Slawen gemeinsamer Fehler, hat auch in allen slawischen Ländern, außer Rußland, ihren politischen Untergang herbeigeführt; dieser Fehler sowie die ungeheure Ausdehnung des Reichs bedingen das Vorhandensein einer starken, in einer allmächtigen Hand concentrirten Gewalt. Wenn also die Russen ihrer Regierung ergeben sind, so ist der Grund nicht Abgötterei oder reine Liebe zur Sklaverei, sondern das Bewußtsein der gebieterischen Nothwendigkeit und das gerechte Mistrauen gegen sich selbst. Das Volk liebt die Regierung aus Naturtrieb, aus Gewohnheit und aus Religiosität, aus Aberglauben sogar, wenn Ihnen dies besser gefällt. Die wahrhaft aufgeklärten Leute — denn ich spreche nicht von einigen Narren und Halbwissern, die für unausführbare Ideen schwärmen und die von jeder Sache nur die schlechte Seite sehen, ohne auch die gute in die Wagschale zu legen — sind bei uns in größerer Zahl vorhanden, als Hr. v. Custine glauben mag. Ohne ihre Bewunderung feinern Gesellschaftsformen zu versagen, ohne zu leugnen, daß man anderswo, obgleich selten und nicht lange, die gefährliche (?) Verbindung der Freiheit und der Ordnung habe vermitteln können, ja selbst ohne diese oder jene Meinung, diese oder jene Maßregel der Regierung in ihrem ganzen Umfange zu billigen, fühlen und wissen sie, daß die Form unserer Staatsgewalt allein fähig ist, unsere ungeheure Staatsmaschine in geregelter Bewegung zu erhalten, daß die Staatsgewalt die ungeheure Masse der Regierten an Einsicht weit überragt, daß sie allen Ideen, allen

vernünftigen Gründen zugänglich und allen Talenten offen ist, und daß sie bestimmt ist, noch lange an der Spitze des Fortschritts (der Menschheit?) zu stehen. Die Abhülfe der Uebelstände erwarten sie von der Zeit, von der Verbesserung der Sitten und von den guten Absichten der Regierung.

Weiterhin lesen wir:

Ich behaupte nicht — gewiß nicht, daß die Zeiten der Barbarei, in denen unser Autor herumgewühlt hat, gar keinen Einfluß auf unsere Sitten und Charakter zurückgelassen haben. Ich kann nicht dafür bürgen, daß man bei uns gar kein Beispiel von Roheit, Gemeinheit und Verschlagenheit finde, daß unsere Justiz vollkommen, unsere Verwaltung unverbesserlich, unsere Subalternbeamten erhaben über jeden Vorwurf der Veruntreuung und Bestechlichkeit seien. Diesen letztern Übelstand verhehlt sich die Regierung so wenig, und sie hat so wenig die Absicht ihn zu verheimlichen, daß sie trotz der Censur den Druck von Büchern gestattet, welche seine Abhülfe bezwecken. Ja wir geben es zu, der Schlamm der alten Barbarei hat mehr als einen schlechten Keim zurückgelassen, aber muß man deshalb gleich sagen: wir seien verfault vor der Reife? Durch den Unflat des Mittelalters haben mehr oder weniger alle Völker Europas hindurchwandern müssen. Es gibt zweierlei Arten der Verdorbenheit, die Verdorbenheit der Völker in ihrer Kindheit und die der alternden Völker. Die erstere ist weniger eine natürliche Frucht des Bodens als vielmehr Ergebniß schlechter Angewöhnungen, die durch Unwissenheit und Vorurtheil erhalten werden; sie gründet sich auf festgewurzelte Misbräuche, welche die Gewohnheit mehr oder weniger geheiligt hat: hier ist das Laster unschuldig in seiner Unverschämtheit (Schamlosigkeit? Nacktheit?); es hat kein Bewußtsein über sich selbst, und, gestützt auf zahlreiche Beispiele, findet es sein Benehmen ganz natürlich. Die zweite Art der Verdorbenheit ist die bewußte, gezierte, die methodische, heuchlerische, kalte und sich in ihrer Praxis auf Gründe stützende. Als Tochter der geistigen Entartung und der verbildeten Gesellschaft ist sie sich ihrer bewußt und erkennt sich ganz genau; sie nimmt gern die Miene einer sittsamen Sprödigkeit an, hüllt sich in Sophismen und prahlt mit Patriotismus und Uneigennützigkeit; sie ist eine verschleierte Messaline, die in Wahrheit viel unmoralischer und verderbter (verdorbener) ist als eine Buhlerin von Profession. Von der erstern genest man, es ist eine Kinderkrankheit, die wieder vergeht; an der letztern stirbt man, sie ist ein Brand.

Seine Vertheidigung Peter's I. ist meisterhaft geführt, und schließt:

Da Hr. v. Custine in seinen Ansichten über Peter nicht das rechte Maß hält, so ist er auch in seinen Urtheilen über die Civilisation, die das Werk dieses großen Gesetzgebers ist, nicht unbefangen. Nach seiner Meinung ist diese ganze Civilisation eine falsche und faule. Wir wünschten auch hier, daß er solche unbestimmte Allgemeinheiten aufgeben und deutlicher erklären möge, was er mit diesem Ausdrucke meint. Unsere Civilisation mag eine unvollständige, ungleiche, oberflächliche sein, das wird Niemand in Abrede stellen; aber daraus folgt noch nicht, daß sie eine falsche und faule sei. Was da ist, konnte nicht anders sein. Die Civilisation ist wie die Flut über uns hereingebrochen; sie hat alle Spitzen der Gesellschaft überschwemmt und liegt noch auf der Oberfläche. Folgt nun daraus, daß diese Wogen stille stehen und mit Unfruchtbarkeit geschlagen sind, oder daß sie nicht im Laufe der Zeit die untern Schichten der Gesellschaft durchdringen werden? Wir werden es ja erleben! Haben Sie Geduld, meine Herren im Abendlande, und gönnen Sie uns Zeit zum Leben ... Die Russen sind eine jugendliche Nation; denn was sind anderthalb Jahrhunderte im Leben eines Volks? In Wissenschaften und Künsten ahmen sie nach, wie die Jugend überhaupt, welche zunächst Vorbilder haben muß, ehe sie ihre eigene Eigenthümlichkeit entfalten kann. Jetzt noch tappen sie von Muster zu Muster und haben sich selbst noch nicht gefunden; aber sie suchen ihr Wesen und werden es mit Gottes Hülfe wol noch finden.

Er spricht von der Leibeigenschaft und erinnert Hrn. v. Custine, daß sie im Mittelalter fast überall und in späterer Zeit noch hier und dort, z. B. in Frankreich bis unter Ludwig XVI., stattgefunden habe und sagt:

Haben aber unsere Vorbilder in der Civilisation dieses Werk ohne Schwierigkeiten zu Stande gebracht, so wird es auch wol ihren Nachfolgern gelingen, sich diesen schlimmen Splitter aus dem Fuße zu ziehen, ohne daß sie nöthig hätten, sich beide Beine abnehmen zu lassen. Sie denken daran, ich bitte ihn, es mir aufs Wort zu glauben, und es begegnet zuweilen unsern Staatsmännern, daß sie sich gelegentlich mit dieser Frage beschäftigen. Die Bestätigung liegt darin, daß unsere Regierung die Freilassungen auf jede Weise zu unterstützen bemüht ist.

Uns dünkt, was wir angeführt haben, charakterisire hinlänglich unsern wackern Ritter selbst und die Art seines Kampfes. Die scharfe Spitze seiner Lanze dringt nicht tief in die Thatsachen, wol aber in die Ideen ein, und dem guten Stahl entsprühen manche zündende Funken. Wir möchten sagen, er sei Der, welcher am siegreichsten im Kampfe besteht, weil er am besonnensten und unbefangensten ihn führt. Und leicht wie er in die Schranken eingeritten, sprengt unser gewandter Ritter auch davon. Auf sein Roß schwingt sich ein ihm Verbündeter, wie aus dessen Zuruf erhellt, und beschreitet den Kampfplatz.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Capitain Marryat hat in seinem jüngsten Werke: „The settlers in Canada. Written for young people", sich die Aufgabe gestellt, in leicht faßlicher Form Land und Leute in Canada zu schildern, die mannichfachen Mühseligkeiten und Prüfungen zu malen, welche des Ansiedlers in diesem Lande warten, und endlich die Erfodernisse und Hülfsmittel zu beschreiben, wodurch erstere getragen und überwunden werden können. Da die englische Regierung seit einiger Zeit besonders die Auswanderungen nach Canada befördert und betreibt, so scheint diese Veröffentlichung den directen Zweck zu haben, dazu mitzuwirken; auch ist der Eindruck, welchen die Darstellung des tapfern Seemanns von dem Leben und den Abenteuern seiner Ansiedler auf junge Gemüther machen muß, gewiß geeignet, in denselben die Lust zur Übersiedelung zu wecken, da die Helden des edeln Capitains Fortunatus Wunschhütlein in Besitz zu haben scheinen, wodurch sie alle Fährlichkeiten und Mühsale spielend überwinden und zu Glück und Ansehen gelangen. Freilich mag die Wirklichkeit in den unwirthbaren Wäldern Canadas ganz andere Verhältnisse aufzeigen. 137.

Eine anderweite Novelle vom Verf. von „Cousin Geoffrey" und „The marrying man" kann nur willkommen sein, und „The jilt" (3 Bde., London 1844) verdient dieses Willkommen, sie ist unstreitig eine der besten Novellen des laufenden Jahres. Der Intrigue fehlt jene Durchsichtigkeit, welche nach dem Lesen der ersten funfzig Seiten in den Stand setzt, das Ende zu erblicken. Die Ereignisse treten rasch und unerwartet ein, und jedes trägt zur Lösung des Knotens bei. Das ist, wie es sein soll. Aber die Geschichte in ihrem Hauptinhalt ist traurig. Es ist die traurige Geschichte einer Kokette — the jilt —, die nach vielen Wechseln von Glück und Unglück mit ihrem liederlichen und nichtswürdigen Vater — einem alter ego des Beau Brummel — in Calais eine Zufluchtsstätte findet, vernachlässigt, verachtet und vergessen. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 326. —— 21. November 1844.

Die neueste Literatur über Rußland.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 325.)

Aber Nr. 4 weiß weder Roß noch Lanze gehörig zu handhaben und erscheint schwerfällig. Er geht mehr auf die Person Custine's als auf den Kämpfer gegen Rußland los, und wir glauben diese 102 auf schönem Papier gedruckten, übrigens gut geschriebenen und gut aus dem Französischen übersetzten Bogen hätten füglich ungedruckt bleiben können, da Hr. v. Jakowlef die Schrift seines Vorgängers kannte und auch wol um die des Staatsraths Gretsch wußte. Wir haben von ihm durchaus nichts Neues erfahren, es sei denn die scharfsinnige Bemerkung:

Ich würde gewettet haben, daß der Marquis, wenn er von unserer großen Katharina spricht, das Vergnügen sich nicht versage, von den gemalten Dörfern und den Schäferspielen zu sprechen, die auf Befehl des Fürsten Potemkin angestellt wurden, um die Reise der Souverainin nach der Krim zu feiern. Er bildet sich ein, wie alle Schriftsteller vor ihm, die Kaiserin habe sich dadurch täuschen lassen, während sie mit der ihr eigenen Grazie der Illusion sich hingab.

Gut gebrüllt, Löwe!

In Nr. 5 erscheint ein neuer Kämpfer, aber nicht wider Custine, sondern vielmehr gegen seine beiden Gegner Grimm und Gretsch. Wir hatten obige Bemerkungen über die Gegner Custine's bereits niedergeschrieben, und zwar so, daß wir bei dem frühern von dem nachfolgenden keine Notiz nahmen, sondern jeden für sich betrachteten und wie er uns im Kampfe erschien. So kam uns dieser fünfte erst in jeder Hinsicht später zu Gesicht. Wir erkannten sogleich einen geistreichen, feurigen, wohlorientirten und etwas burschikosen Kämpen. Finden wir uns jetzt vielleicht diesem Streiter gegenüber in Verlegenheit über unsere frühern Urtheile? Keineswegs. Wir bestätigen sie hiermit vollkommen in Allem, worin wir mit dem ungenannten Ritter übereinstimmen oder von ihm abweichen; denn wir haben sine ira et studio, uns der vollkommensten Unparteilichkeit bewußt, unsere Ansichten nach bestem Wissen und Gewissen ausgesprochen. Nur was den schnellen Wiederaufbau des Winterpalais betrifft, machte uns, ohne unsere Angabe von dem schnellen Bauen in Petersburg überhaupt zu widerlegen, für diesen speciellen Fall ein Citat aus der „Petersburger Zeitung", welches S. 51 angeführt ist, stutzig. Dieses besagt:

Zwar erkranken und sterben die bei dem schnellen Wiederaufbau des Winterpalastes angestellten Arbeiter zu Hunderten in Folge ungesunder Ausdünstungen, die der Schnellbau mit sich bringt; allein es geht derselbe dennoch rasch vorwärts, denn die Abgehenden werden immer sogleich wieder durch Andere ersetzt.

Die Abfassung dieser höchst unheimlichen Notiz mag ungeschickt sein, allein Wahrheit muß sie enthalten, wenn sie — merkwürdig genug und beinahe unglaublich — der Censor in diesem Blatte hat passiren lassen. Was ist es denn aber, was diesen neuen Kämpen auf den Kampfplatz getrieben hat? Offenbar die patriotische Besorgniß, Deutschland möchte sich durch die sogenannten Widerlegungen eines Grimm und Gretsch irre machen lassen in seiner Meinung von Rußland. Was nun Grimm betrifft, so glauben wir, hat es mit dem Ritter von der traurigen Gestalt keine Gefahr; eher möchte gegen die Angaben des Staatsrath Gretsch, den der ungenannte Ritter sehr uneigentlich — wahrscheinlich dem Namen nach — vorwurfsvoll einen Deutsch-Russen nennt, eine Verwahrung gerathen sein. Ob aber unser Ritter, dessen reine Absicht wir nicht bezweifeln, seinen Zweck erreicht hat? Er beschäftigt sich zu leidenschaftlich mit der Person, gegen die er uns ungerecht scheint; was er gegen die Behauptungen des Staatsraths vorbringt, betrifft doch größtentheils nur das Unbedeutendere, und der gereizte Ton, in welchem es vorgebracht ist, macht mistrauisch. Er kennt Rußland, das ist gewiß; er scheint es uns aber von einem zu sehr idealistischen und nicht praktischen Standpunkt aus aufzufassen. Wir möchten ihn auf die Ruhe und Unbefangenheit des Ritters Nr. 3 verweisen. An guter Beobachtung und treffenden Bemerkungen fehlt es ihm übrigens nicht; die treffendste ist jedoch wol die am Schlusse, daß die sogenannten Widerleger über die kitzlichsten, aber auch wichtigsten Punkte in der Custine'schen Schrift hinweggehüpft sind und nicht bestimmt nachgewiesen haben, was sie selbst denn darin für geistreich erkennen. Daß übrigens unser Ungenannter Alles in der Custine'schen Schrift billigen sollte, dagegen

spricht (S. 89) die Bemerkung von Faseleien und Abgeschmacktheiten, die darin vorkommen, und die hohe und **dauernde** Anerkennung des Kaisers Nikolaus.

Indem wir diesen Artikel schließen wollten, kam uns die folgende Broschüre zu, die noch in seinen Bereich gehört:

6\. Ein Blick auf Rußland, das wirkliche, und Rußland des Marquis Custine im Jahre 1839, von J. Hubmann. Dresden, Arnold. 1844. 8. 10 Ngr.

Ein junger Pole aus Galizien, der sich vier Jahre in Rußland und vorzüglich in Moskau aufgehalten hat und mit tiefer Wehmuth, aber auch mit Einsicht und Unbefangenheit das traurige Schicksal seines Vaterlands betrauert, findet sich durch das Werk Custine's, das in Deutschland eine so günstige Aufnahme gefunden haben soll, bewogen, in diesem für einen Nichtdeutschen ziemlich gut geschriebenen Schriftchen die Falschheit in den nachtheiligen Urtheilen Custine's über Rußlands Volk und Kaiser zu rügen. Er hält sich aber ganz im Allgemeinen, und wir haben nichts Neues von ihm gelernt als eine Notiz, die uns wegen der Äußerung am Schlusse unsers ersten Artikels über den betreffenden Gegenstand aufgefallen ist. Es heißt S. 30:

> Kaiser Nikolaus ist seit Peter dem Großen der Erste, dem es weder an Zeit noch an gutem Willen fehlt, in Rußland die Aufklärung allgemein zu machen, und dieser Monarch besitzt sowol die nöthigen Mittel als auch einen Charakter, der ihn fähig macht, alles Das zu vollbringen, was er für gut anerkannt hat. Aber 60 Millionen Menschen können nicht so bald civilisirt werden, und es erfodert viel Zeit und Ausdauer, ehe alle Hindernisse beseitigt und das Unternehmen mit einem glücklichen Erfolge gekrönt wird. **Die Bildung des Priesterstandes**, der doch einen so großen Einfluß auf die Aufklärung der gemeinen Volksclasse übt, war fast ganz vernachlässigt; nur von Denjenigen, die eine höhere Priesterwürde bekleiden sollten, wurden gründliche Kenntnisse gefodert; der Dorfpfarrer hingegen hatte oft kaum lesen und schreiben gelernt, ein sehr wichtiger Grund, warum die gemeine Volksclasse in dunkler Unwissenheit blieb. Kaiser Nikolaus hat diesen Misbrauch abgeschafft, und das Amt eines Dorfpfarrers darf nur Derjenige begleiten, der im Seminarium (es sind nach den öffentlichen Blättern neuerlich mehre neue geistliche Seminare gestiftet) seine Studien beendigt hat, wodurch der Priesterstand ein höheres Ansehen, die Religion einen stärkern Einfluß gewinnt und der gemeinen Volksclasse eine sichere Quelle für ihre künftige Bildung eröffnet ist.

Das wäre ein wahrer Fortschritt, für welchen Kaiser Nikolaus die Segenswünsche Rußlands verdient, vorausgesetzt, daß die Bildung auch rechter Art sei.

117.

Über den Begriff des Wortes Humor.

Wenn wissenschaftliche oder aus fremden Sprachen entlehnte Ausdrücke in die Umgangssprache der Gebildeten oder gar in die Volkssprache übergehen, so geschieht es sehr häufig, daß sie von der alten und wahren Bedeutung ablenken und allmälig eine ganz veränderte Geltung bekommen, die von dem ursprünglichen Begriffe oft nur **ein** Merkmal, oder auch dieses nicht mehr besitzt. Dies ist auch mit dem aus dem Englischen entlehnten Worte **Humor** der Fall, welches man schlechthin für Witz, für **Komik**, auch wol für Geist zu nehmen und zu gebrauchen geneigt ist. Allerdings ist der Witz ein Hauptmerkmal des Humor; aber man erzeigt jenem zu viel Ehre, wenn man ihn schlechthin mit diesem Namen bezeichnet. Der Witz geht wie ein Wetterleuchten spurlos an der Seele vorüber, während der Humor sie wie ein Gewitter befruchtet, zu Gefühlen und dadurch zum Handeln anregt. Der Witz gleicht einem Momuskopfe mit stets lachenden Zügen; der Humor einem Kindergesichte, das unter Thränen lächelt. Er spricht sich sehr oft aus in einem schmerzlichen Nichtbefriedigtsein durch das Leben, welches Gefühl er jedoch unter heiterm Scherz und unter Ironie zu verstecken und sich gleichsam dadurch zu trösten oder zu beschwichtigen sucht. Nicht alles Witzige ist also auch humoristisch; die witzigen Einfälle und Epigramme eines Kästner oder Lichtenberg, die persönliche Satire des Archilochos oder Hipponax, deren Bissigkeit die Leute zum Selbstmorde treibt, oder auch Aristophanes' ungezogene Grazie, die selbst der Weisen, selbst der Götter nicht schont, sind keine humoristischen Erzeugnisse. Der Humor ist nicht boshaft, er verletzt Niemand. Ebenso wenig ist Humor der französische Esprit, jener zum flüchtigen Salze quintessencirte, mit einer geringen Dosis von Phantasie, oder, wie die Franzosen es nennen, Imagination versetzte Witz, der die französischen Salons und die Schriften ihrer großen Geister durchduftet oder ihre Vaudevilles würzt. O nein, der Humor ist viel concreterer Natur; er hat Fleisch und Blut. Er besteht aus einer Mischung von Witz und Gemüth, die sich auf das genaueste durchdrungen haben. Wesentlich in ihm ist durchaus das Gemüth, meistens in der Form der Gutmüthigkeit, und zwar der schalkhaften, sich selbst bewußten Gutmüthigkeit. Viel eher kann beim Humor der Witz, als diese Eigenschaft entbehrt werden. Ist aber alle persönliche und verletzende Satire vom Humor ausgeschlossen, so ist das nicht der Fall mit der generellen, menschliche Schwächen belachenden Satire. Aristophanes, Juvenal und Persius zeigen keinen Humor, wol aber Horaz in seinen Episteln und Sermonen; bei ihm liegt immer der gutmüthige Wunsch zu Tage, daß es besser sein möchte; er verzweifelt nicht an der menschlichen Natur. Auch das rein Komische, welches blos die Absicht hat, zu ergötzen und Lachen zu erregen, und weiter keine innere Seite der menschlichen Seele berührt, insbesondere der rhetorische Witz, der mit Wörtern und Begriffen spielt und sich in Antithesen gefällt, ist nicht humoristisch. Saphir einen Humoristiker zu nennen ist eine Versündigung am guten Geschmacke. Mit Einem Worte, Humor kann nicht stattfinden, ohne daß menschliche Gefühle, Theilnahme, Mitleid, Menschenliebe wenigstens im Hintergrunde liegen.

Übrigens kann der Humor sehr verschieden modificirt sein; Witz und Gemüth können sich in sehr verschiedenen Verhältnissen durchdringen. Es kann nämlich die Mischung (man verzeihe die Zahlenverhältnisse, weil sie die Sache am besten anschaulich machen!) z. B. aus zwei Theilen Gemüth und einem Theile Witz, oder umgekehrt, und so in unendlichen Abstufungen bestehen. Danach kann man unterscheiden, und dies möchte die naturgemäßeste Eintheilung sein: heroischen, sentimentalen, reflectirenden und naiven (Volks-) Humor. So zeigt er sich im Leben, so in der Kunst und Literatur, die ja nur als das Spiegelbild des Lebens anzusehen sind, indem sie aus dem Leben hervorgehen und durch dasselbe bedingt werden. Der **heroische** Humor macht den Tod zum Gegenstande des Scherzes. Er spricht sich im Leben aus bei Helden, in der Poesie im Epos. Heroischer Humor ist es, wenn Leonidas, als Jemand äußert, man werde vor der Menge der persischen Speere die Sonne nicht sehen, antwortet: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten!" Heroischer Humor, aber freilich ein etwas drastischer, ein Altfritz'scher, war es, wenn Friedrich der Große einem vor der Erstürmung einer Tod sprühenden Schanze zurückweichenden Bataillone zuruft: „Nur vorwärts, wollt ihr Hunde denn ewig leben!" Heroischer Humor spricht

sich in den Homerischen Helden aus, wenn sie über ihre Gegner scherzen, die dem Tode zu entrinnen suchen. Der **sentimentale Humor**, den man auch den romantischen nennen kann, spricht sich vorzugsweise in Frauenliebe aus. Er ist ein Product des Christenthums, durch welches die Frauen erst das Recht, geliebt zu werden und zu lieben, erlangten, da sie bis dahin nur die Pflicht des Geschlechts als Servitut kannten. Das Alterthum kennt diese Gattung des Humors nur ausnahmsweise, weil es die Würde der Frauen nicht kannte und achtete, ohne welche Anerkennung von keiner freien, edeln, tiefgefühlten Liebe die Rede sein kann. Doch findet sich hier und da etwas Ähnliches, besonders bei Euripides, der sich sehr zum Sentimentalen neigt, z. B. in der Alkestis. Das größte Muster in dieser Gattung, ein Werk von unergründlicher romantischer Tiefe, hat Shakspeare in seinem „Romeo und Julie" aufgestellt, in welchem der Witz mit der Sentimentalität zu einem paradiesischen Flusse ineinander rinnt. Was wir Deutschen in dieser Gattung leisten, zu der wir mehr Neigung als entwickeltes Talent besitzen, davon weiter unten. Die dritte Gattung des Humors, die mit der sentimentalen nahe verwandt, nur sich mehr selbstbewußt ist, nannten wir den **reflectirenden Humor**. Er geht aus einer ruhigen, beschaulichen, philosophischen Ansicht der Welt und des Lebens hervor, die durchdrungen ist von warmer Liebe für alles Menschliche, zugleich aber auch von dem Gefühle der Nichtigkeit und Schwäche alles Irdischen, und sich darum einen höhern Standpunkt wählt, von welchem sie selbst, von den menschlichen Leidenschaften nicht erreicht, ihre elegischen Töne über das leidenschaftliche Treiben der Welt erschallen läßt. Repräsentant dieser Gattung des Humors ist der Engländer Sterne, in seiner sentimentalen Reise. Auch Smollet, Goldsmith („Vicar of Wakefield") und Boz gehören in diese Classe, nur daß sie sich mehr dem Volkshumor nähern. Von Jean Paul siehe unten.

Die bestimmtere Charakteristik der einzelnen Gattungen des Humors knüpfen wir an den **Volkshumor** als die eigentliche Quelle alles Humors. Wir suchen und finden ihn in den ungebildetern, wenigstens nicht durch Verbildung in ihrer Charakterentwickelung gestörten und verrückten Volksclassen; nicht an den deutschen Höfen, sondern im Landvolke; nicht in Paris, sondern in den Provinzen; nicht unter den italienischen Principen und Marchesen, sondern unter den Lazzaroni. Er findet sich in allen Völkern, nur sonderbarerweise unter den Juden am seltensten, und wiewol nicht leicht ein Volk reicher an Witz ist, so ist doch keins ärmer an Humor. So zeigt sich das jüdische Volk, so die Schriftsteller, unter denen wir besonders in Deutschland seit einiger Zeit brillante Talente bewundern. Heine, Börne, Rahel, Saphir — wer kennt nicht ihre Namen, wer läßt nicht ihrem Talente Gerechtigkeit widerfahren? Aber Humor hat keiner von ihnen, selbst Börne nicht, der seine Bitterkeit in Sarkasmen ausspricht, dessen Weltschmerz aber, genauer besehen, nichts als ein gekränkter Egoismus, als das Gefühl der eigenen Zurücksetzung, des nicht Gewürdigtseins von Seiten seiner Gegner ist. Geschickt weiß er jedoch seinen gekränkten Ehrgeiz unter der allgemeinen Sache zu verbergen, oder richtiger — denn Börne war kein Lügner, kein Declamator, und was er sagt, das geht ihm von Herzen —, seine Sache fällt mit der des Vaterlandes zusammen. So redet er mit dem bittersten, geistreichsten Witze, zu tief im Innern verletzt und aufgebracht, um Humorist zu sein, und wo er elegisch wird, da ist es immer nur die abgespannte Leidenschaft und eine geistige Heiterkeit. Heine von der andern Seite hat kein Gemüth; er ist vielmehr ein von allen edeln, höhern Gefühlen entblößter, um nicht zu sagen ein boshafter Mensch. Nichts ist ihm heilig, nichts hofft, nichts glaubt, nichts liebt er. So zeigt er sich gegen Börne, so in seinen „Reisebildern", so zeigt er sich in seinen „Lyrischen Gedichten", in denen neben den geistreichsten, selbst scheinbar gefühlvollen Stellen, die aber nichts als täuschende Nachahmungen fremder Gefühle sind, oft plötzlich die Eiseskälte seines Gemüths uns das Herz abstößt. Er ist ein echt jüdischer Großhändler mit Witz und Geist, ein Mensch von enormem Talent, aber Humorist ist er nicht, dazu fehlt ihm Gemüth und Menschenliebe; auch Genie und künstlerische Schöpfungskraft besitzt er nicht, wenn nicht zersetzen und zerstören schaffen und dichten heißt. Und die gefeierte Rahel? An Gemüth, an edelm Gefühle fehlt es ihr wahrlich nicht, sie hat es durch die That bewiesen; dessenungeachtet zeigt sich auch bei ihr, in ihren Briefen, kein Humor; sie sieht die Welt mehr mit geistreichen Augen als mit zartem weiblichem Sinne, als gemüthlich an; ihre große reiche Seele ist mehr auf Literatur als auf Menschenleben, mehr auf Wissen als auf Empfinden gerichtet, und ihre Kränklichkeit wies sie auf eine geistreiche Boudoir- und Theetischexistenz an. Ihr Geist, entzündet durch die Bewunderung ihrer Umgebung, sprüht kecke Blitze, und in dem Glanze dieser Geistesblitze thront sie voll Selbstgefühl als geistige Sphinx von zweifelhaftem Geschlechte. Dabei ist sie nicht frei von geistiger Koketterie. Rein, gemüthlich erscheint Rahel nicht; es blicken vielmehr hier und da Spuren ihrer jüdischen Herkunft durch, wie denn auch der zuweilen ihr entfahrende Ausdruck „Bei Gott!" nur zu unangenehm daran erinnert. So bringen die Juden es auch durch die Taufe nicht zu Humor, wol aber haben sie Esprit und sind in dieser Hinsicht echte Franzosen. Übrigens scheint es, als wenn ihrem erbsündigen Blute der gemüthlose, entseelende Egoismus von Jakob her, dem echten Prototyp dieses Volks, angestammt sei. Der Egoismus aber läßt keinen Humor zu, der immer in einer Art von Selbstentäußerung und Selbstvergessung besteht und immer die Welt liebevoll im Auge hat, nicht sich.

Fehlt es den Juden an echtem Humor, so findet er sich in desto reicherm Maße in allen seinen Gattungen bei den germanischen Völkern, bei Engländern, Deutschen, Dänen u. a. England bleibt die Ehre, den Namen zuerst gefunden zu haben, ein Zeichen, daß die Gattung dort in reichlichem Maße vorhanden war; aber Deutschland ist das eigentliche Mutterland des Humors. Hier findet er sich im Volksleben, in Gedichten und Kunstwerken von den ältesten Zeiten her. Schon in dem Nibelungenliede bemerken wir Humor, vorzugsweise jedoch nur der heroischen Gattung, und — merkwürdig — ganz in Homerischer Weise. Die Reden der Helden vor den Kämpfen sind voll davon. In den Heldengedichten der verschiedenen Sagenkreise, besonders „König Artus und die Tafelrunde" betreffend, namentlich in „Tristan und Isolde", nach Gottfried's von Strasburg Bearbeitung, aber auch in der „Eneit" von H. v. Veldeck und in den einzelnen Minneliedern finden wir einen Schatz von sentimentalem gepaart mit naivem Humor. Im Reineke Voß zeigt sich der Volkshumor, an Satire streifend, von der glänzendsten, großartigsten Seite. Ja, nicht genug, ihren Überfluß von Humor in Liedern auszulassen, sehen wir ihn selbst in den Bildwerken dieser Zeit in Stein verewigt, wie denn die Portale, Säulenknäufe, Gesimse 2c. der Dome und Münster des Mittelalters voll sind von den Ausbrüchen des ergötzlichsten Volkshumors, der, echt Shakspeare'sch, sich allenthalben mit Teufelsfratzen an und zwischen das Heilige drängt und durch den Contrast die Wirkung verdoppelt. Selbst die politisch und darum auch geistig trübe Zeit der Meistersänger konnte den deutschen Volkshumor nicht ganz unterdrücken, wenigstens tauchte er bei Hans Sachs, in seinen Fastnachtsspielen, Legenden und Schwänken kräftig und glänzend wieder hervor (z. B. in seinem „Narrenschneiden", „Fahrenden Schüler", St. Peter mit der Geis" u. a.). Eulenspiegel's Beginnen und Einfälle aber haben nichts mit dem Humor gemein. Sein Leben ist ein unbegreiflich unwürdiges Volksproduct, voll Bosheit und roher Brutalität, ohne eine Spur von Witz oder Gemüth. In den Gemälden und Bildwerken dieser Zeit, besonders von Albrecht Dürer, aber auch bei Holbein (in seinem Todtentanze) sehen wir den unwiderstehlichen Hang zum Humor, der durch die Kirchenrevolution nur gemehrt, oft einen satirischen Charakter annimmt (z. B. in Denkmünzen). Doch

ist das Naive die vorwaltende Richtung des Humors dieser Zeit. Immer schwebt mir in dieser Gattung ein Bild im freiburger Dome, ich meine von Grün, vor Augen, welches diese Tendenz ganz zu versinnlichen geeignet ist. Es ist eine Flucht nach Ägypten. Der Zug durch die Wüste geht unter einem Palmbaume hin, und während das Christuskind im Arme seiner Mutter gerade unter demselben sich befindet, sitzt ein kleiner runder Engel auf einem Zweige und bemüht sich, aus Leibeskräften denselben durch seine Last herabzubeugen und die an ihm hängenden Datteln dem Kinde, das verlangend sich nach ihnen emporreckt, mundgerecht zu machen. Derselbe Humor durchdringt die niederländische Schule, nur nimmt er hier mehr den Charakter des derben Volkshumors an, indem er meistens die Sentimentalität verliert, wie bei Teniers, Jordaens und Andern, hin und wieder jedoch auch in das Naiv-Sentimentale fällt. So erinnere ich mich eines Bildes von Schalken, in der pariser Sammlung, welches dieser letzten Richtung entschieden angehört. Es ist eine kleine heilige Familie, in welcher die Mutter mit dem Neugeborenen auf dem Schoose sitzt, während Joseph beschäftigt ist, ihnen den Brei zu kochen. Zu diesem Zwecke bläst der Alte mit vollen Backen emsig das Feuer unter dem Topfe an, während sich auf seinem von dem Reflex der Flamme gerötheten Gesichte der Amtseifer und die Vaterfreude gar humoristisch malt. Auch die düsseldorfer Schule unserer Zeit hat manche Motive dieser Art mit Glück ausgeführt, so Hildebrand in dem Krieger und dem Knaben, der den erstern beim Schnauzbart zupft. Dieselbe Tendenz spricht sich in des Dänen Thorwaldsen echt germanischer Natur gar artig unter Anderm in einem Basrelief, die singenden Chorknaben (in Kopenhagen) aus, in welchem die Anstrengungen der singenden Bauerjungen gemüthlich-komisch dargestellt sind. Auch aus unserer Literatur ist der Volkshumor immer nicht ganz gewichen, wiewol die Kunstpoesie ihn mehr und mehr verdrängt, ohne uns im mindesten für diesen Verlust durch ihre vornehme Anmaßung und schulgerechte Fadheit zu entschädigen; der alemannische Hebel und der nürnbergische Grübel sind neuere würdige Repräsentanten des echten deutschen Volkshumors, nur in verschiedener Potenz. Übrigens haben wir uns mehr dem sentimentalen Humor zugewandt, mit mehr oder weniger Glück. Goethe hat Schönes in dieser Gattung in manchen seiner lyrischen Gedichte der frühern Periode, weniger in seinen übrigen Werken geleistet. Shakspeare'scher sentimentaler Krafthumor ist ihm fremd; er neigt sich mehr zum rein Sentimentalen. Auch im Volkshumor zeigt er sich und zwar von derber Seite im „Götz von Berlichingen" und seinem „Faust", nur daß sein Humor in diesem oft einen satirischen oder doch reflectirenden Charakter trägt. Übrigens spricht er, wo er selbst als Goethe redet, sich humoristisch genug aus, oft nur etwas vornehm, stolzirend, sich selbst genießend oder doch sich selbst gefallend und, wenn nicht geziert, doch etwas zierlich.

Mit einer bedeutenden Gabe des sentimentalen Humors ausgestattet ist auch Jean Paul. Wer hat mehr in Thränen gelacht als er; nur schade, daß sein Humor mehr durch Studium, Gelehrsamkeit und Bücher als durch Welt- und Menschenanschauung genährt, daß er mehr abstract als concret und sinnlich war. Sein Humor ist überreizt, kränklich, nicht an Gegenständen der Welt, sondern an eigenen Phantasiegebilden erzeugt und ernährt, und es ist ergötzlich, zu sehen, wie er seine sentimentalen Mondscheincharaktere erst selbst schafft, dann sie humoristisch unter Weinen und Lachen commentirt und harangirt, ihnen, wie ein Kind seinen Puppen, liebkost. Zum wahren Humor fehlt es ihm an großer, ruhiger, gesättigter Weltanschauung, die wie ein Adler über der Erde schwebt und sich das Schönste zum Raube erspäht. Bei ihm trägt Alles den Charakter der Studirstube, der Literatur, von der und für die er lebte; ich möchte seinen Humor einen scholastischen, polyhistorischen nennen. So viel Thränen wie er und Klopstock weinen, können nur in der Phantasie von deutschen Schriftstellern geweint werden; kein menschlicher Thränensack kann einen solchen Vorrath fassen. Der Humor Jean Paul's und überhaupt der deutsche sentimentale Humor unserer Zeit trägt den Charakter des Volks; es fehlt dem Humor an Energie und kräftigem Leben, wie es der Nation an Thatkraft oder an Übung derselben fehlt.

Ganz anders zeigt sich der Humor bei den Engländern. Von der einen Seite durch Rostbeef, Plumpudding und Porter, von der andern durch großartige Weltanschauung, kräftiges Nationalleben und starke Gefühle genährt, nimmt er bei ihnen einen heftigen Charakter an, zeigt sich im Gegensatze des deutschen Mondscheinwesens zu Fleisch und Blut geronnen. Selbst in der sentimentalen Gattung, wie bei Shakspeare, ist er gesund und kernig und überreizt das Gefühl nicht bis zur Nervenschwäche, sondern nährt sich am wirklichen Leben und an aus dem Leben genommenen Situationen; und wiewol Shakspeare's Humor oft spielend, oft gemein ist und unser Schönheitsgefühl verletzt, so gleicht er dieses doch hundertfältig wieder aus durch seinen Überfluß an echter tiefer Sentimentalität. Ebenso groß steht Sterne da im reflectirenden Humor, und so weich seine Empfindungen sind, so verletzt er doch nie durch Weichlichkeit. In Darstellung des Volkshumors neigt sich der Engländer gern zur Übertreibung und Caricatur, sowol in der Malerei als in der Literatur, wie dieses z. B. mit den Boz'schen Romanen der Fall ist. Das Übermaß der Kraft reizt, wie es scheint, zur Übertreibung und zum Muthwillen, wie junge Pferde, die der Hafer sticht.

So zeigt sich der Humor bei den germanischen Völkern. Der romanischen Literatur ist derselbe weniger eigen, wiewol er in den untern Volksclassen zu Rom und Neapel sowie in den Volksliedern nicht selten ist. Bei den Italienern findet sich überhaupt mehr glühende Phantasie als Reflexion und Witz. So bei Tasso und Ariosto. Bei Petrarca treffen wir zuweilen einen Anklang von sentimentalem Humor, aber er wird verschwemmt durch weichliche Klagen und Thränen, wodurch die Sentimentalität, die kräftiger, männlicher Gefühle nicht entbehren kann, unerträglich, ja zum Ekel wird. Die spanische Literatur kenne ich zu wenig, um über ihren Humor urtheilen zu können. In ihren Romanzen findet sich mehr elegisches, glühendes Gefühl als ergötzlicher Humor, ganz im Gegensatze der schottischen Balladen, in denen sehr oft ein naiver Volkshumor waltet. Auch Cervantes in seinem „Don Quixote" ist weit entfernt von Dem, was man mit Recht Humor nennt. Er stellt ein satirisch-komisches Gemälde auf, nicht ohne bedeutende Carikirung, und nimmt nirgend unser Gemüth, nur unsern Verstand in Anspruch. Überhaupt möchte echter Humor selten in einem Tendenzromane zu finden sein, weil dieser eben zu sehr ein Verstandesproduct ist, der Humor aber unabsichtlich aus dem Gemüth quillt.

Den Franzosen endlich ist es wunderbar mit dem Humor ergangen. Sie besaßen ihn einst in Fülle, besonders im naiven Genre, wie die Lieder der Troubadours und die spätern Volkslieder beweisen, aus denen Goethe manche Motive seiner schönsten lyrischen Gedichte entlehnt, sie auch wol ganz nachgebildet hat. Noch in Rabelais (1483—1553) tauchte dieser Humor, wenn auch etwas zu unruhig und gelehrt, wieder auf in seinem Werke „Gargantua und Pantagruel". Als unter Ludwig XIV. die Kunstpoesie, die ewige Feindin alles Humors, die Herrschaft in der Literatur bekam, da hielt mit ihr der Esprit seinen triumphirenden Einzug, und die Gemüthlichkeit machte den Schulregeln, einer formalen Classicität und einem erlogenen Pathos Platz. Die Franzosen sind im Begriff, sich dieser Fesseln zu entledigen, aber eine verrückte Genialität und eine toll gewordene Romantik, die an ihre Stelle getreten sind, geben wenig Hoffnung, daß jemals das Gemüth und der Humor in dieser vielbewegten Nation wieder zu Ehren und Würden kommen werden. 122.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 327. —— 22. November 1844.

Neueste Bearbeitungen des Dreißigjährigen Kriegs.

Zweiter Artikel.*)

Mit dem Siege des Kaisers über die protestantische Partei, mit dem factischen Übergewichte desselben in Deutschland durch seinen General Wallenstein erwachten wieder die Plane, die kaiserliche Gewalt zu erhöhen, wo möglich zu einer unumschränkten zu machen. Es war dasselbe Verhältniß wie zu den Zeiten des Reformationskriegs unter Karl V., welcher bekanntlich den Sieg über die protestantischen Fürsten zu ähnlichen Entwürfen benutzen wollte. Doch scheint es, daß der Plan zu der Vergrößerung der kaiserlichen Macht, zur Unterdrückung der deutschen Fürsten weniger von Ferdinand II. als vielmehr von Wallenstein ausgegangen sei, welcher hierbei nächst dem Kaiser die erste Rolle spielen mußte, da nur durch seinen Arm eine solche bedeutende Veränderung zu Gunsten des Kaisers durchgeführt werden konnte. Unter den Neuern ist zuerst Gfrörer in seiner Geschichte Gustav Adolf's tiefer in diese Plane eingegangen und hat sie klar und anschaulich den Lesern vor die Seele geführt, er hat gezeigt, wie die Verleihung des Herzogthums Mecklenburg an Wallenstein wesentlich zu diesem Plane gehörte, wie der Letztere auch Pappenheim und Tilly durch Verleihung anderer Herrschaften dafür gewinnen wollte; daß man es auf die Gründung einer Militairaristokratie abgesehen habe, die von Norden gegen den Süden vordringen sollte, wo dann die übrigen deutschen Fürsten, von Östreich im Rücken und in die Flanke genommen, nicht mehr zu widerstehen vermocht hätten. Auch Söltl spricht von größern politischen Planen des Kaisers (II, 60), jedoch ohne in sie näher einzugehen. Der Gegenstand ist aber zu wichtig, als daß wir nicht etwas dabei verweilen sollten.

Es ist bekannt, daß beim Beginn der Reformation der günstigste Zeitpunkt gewesen, ganz Deutschland unter Einen Hut zu bringen oder doch die aufstrebende Fürstenmacht so zu demüthigen, daß sie weder der Einheit des Reichs noch der Gewalt des Kaisers hinderlich geworden. Damals nämlich war die öffentliche Meinung für ein solches Beginnen, und von verschiedenen Seiten, wie z. B. von Hutten und Sickingen, später von den Bauern, wurde dasselbe in das Werk zu setzen versucht. Der Kaiser aber ging darauf nicht ein, und als er zuletzt 1546—47 den Plan nach seinem Sinne durchzuführen strebte, hatte er die öffentliche Meinung schon deshalb gegen sich, weil er zugleich als Unterdrücker der evangelischen Religion erschien. Seitdem bildeten sich die zwei Bekenntnisse, die katholische und die evangelische Partei, immer mehr aus, traten einander immer schroffer entgegen und spalteten dadurch die öffentliche Meinung in zwei Theile, sodaß an eine Einheit derselben nicht mehr zu denken war. Da nun die Kaiser, alle aus dem Hause Habsburg, seit dem Religionsfrieden sich sehr streng an den Katholicismus hielten, der gegenwärtige, Ferdinand II., sogar der eifrigste Zögling der Jesuiten, der hartherzigste Verfolger des Protestantismus war, war vorauszusehen, daß jeder Versuch der Kaiser aus dem Hause Östreich, die kaiserliche Macht zu erweitern, auf den entschiedensten Widerstand von Seite der Protestanten gestoßen wäre, weil diese hierin nur den Versuch, ihre Religion zu unterdrücken, erblickten. So war in der That das Verhältniß in den damaligen Zeiten. Den protestantischen Theil von Deutschland hätte der Kaiser nimmermehr gutwillig zur Anerkennung seines erhöhten Ansehns gebracht. Er mußte also Gewalt dazu anwenden. Allerdings besaß er diese. Die kaiserlichen Waffen waren unter Wallenstein so furchtbar, daß sich Alles vor ihnen demüthigte, daß nichts ihnen zu widerstehen gewagt hätte. Allein schon Gfrörer hat mit Recht bemerkt, daß der Umstand nachtheilig für Ferdinand II. war, daß er die ganze Gewalt nicht in seinen eigenen Händen vereinigte, sondern daß der nothwendige unentbehrliche Executor derselben sein erster General, Wallenstein, gewesen. Ein Fürst, welcher eine gewaltige politische Revolution durchsetzen will, muß Alles zugleich sein, Staatsmann und Feldherr, und durch die ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften, die er besitzt, die Menge mit Dem, was er durchzusetzen sucht, zu versöhnen wissen. Dies war hier nicht der Fall. Ferdinand II. war nur etwas durch Wallenstein. Dieser war die conditio sine qua non der neuen kaiserlichen Größe. Beim Sturze desselben wäre also das ganze Gebäude eingestürzt. Gesetzt aber auch, Wallenstein hätte noch

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. [illegible]—[illegible] d. Bl. D. Red.

lange gelebt, hätte dem Kaiser seine Macht befestigen helfen, so hätte die Unzufriedenheit der Protestanten, die fortwährend von dem Kaiser unterdrückt worden wären, niemals aufgehört; sie hätten immer conspirirt, jede Gelegenheit benutzt, um sich aus den drückenden Verhältnissen herauszureißen, und beim Tode des gewaltigen Feldherrn wäre die Revolution doch wieder ausgebrochen. Der schroffe bigote Katholicismus stand also dem Hause Östreich ebenso entgegen wie der Mangel an einem tüchtigen Haupte. Nur durch Befriedigung der Volksbedürfnisse, nur durch die Beherrschung der öffentlichen Meinung kann man sich zu dem Herrn von neuen Zuständen machen, die nicht in ein paar Jahren wieder vergehen, sondern Dauer erhalten sollen.

Übrigens trat auch hier wieder dasselbe Verhältniß ein wie zu den Zeiten des Reformationskriegs unter Karl V. Nämlich die katholischen deutschen Fürsten selbst trauten dem Kaiser nicht und arbeiteten seinen Planen entgegen. Dazu kam, daß Frankreich jetzt mehr als je seit dem Tode Heinrich's IV. die Opposition gegen das Haus Östreich unternahm. Es wußte die Stimmung der deutschen Fürsten gegen den Kaiser vortrefflich zu benutzen, und besonders den Machinationen der französischen Diplomatie haben wir es zu danken, daß jener Plan nicht in Erfüllung gegangen. Und hier muß denn zur Steuer der historischen Wahrheit bemerkt werden, daß nicht die protestantischen, sondern die katholischen Fürsten die Ersten gewesen, welche gegen jenen Plan bei dem Auslande Hülfe gesucht haben. Namentlich bildete Baiern wieder den Mittelpunkt der Unterhandlungen zwischen Frankreich und der Liga. Söltl hat diese Dinge (von S. 60 des zweiten Bandes an) gut auseinandergesetzt. Richelieu wünschte einen Bund zwischen Baiern, Schweden, Kursachsen gegen den Kaiser, der jedoch nicht zu Stande kam. Wie Baiern aus Eifersucht gegen den Kaiser auf die Absetzung Wallenstein's gedrungen, wie Frankreich auf dem regensburger Reichstage durch den Pater Joseph die Unterhandlungen geleitet, wie die deutschen Fürsten vorzugsweise von Frankreich zu ihren Handlungen bestimmt wurden, ist hinlänglich bekannt, namentlich hat schon Gfrörer diese Dinge gut auseinandergesetzt. Weniger bekannt möchte die Ansicht desselben Gelehrten sein, daß Wallenstein, welcher mit 15,000 Mann sich während des Reichstags in Meiningen aufgehalten, mit dem Kaiser höchst wahrscheinlich die Verabredung getroffen oder doch wenigstens den Vorschlag gemacht habe, mit seinen Truppen auf Regensburg vorzurücken und die versammelten Fürsten daselbst aufzuheben, wodurch freilich auf einmal alle Machinationen ein Ende genommen hätten. Doch scheint Ferdinand nicht genug Muth zu einer so gewaltsamen Maßregel gehabt zu haben.

Auch die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Gustav Adolf vor der Landung desselben in Deutschland und in den ersten Zeiten seines Aufenthalts in unserm Lande sind bekannt. Was die einzelnen Kriegsthaten anlangt, so erwähnen wir als neu bei Söltl (II, 110 und III, 445) die Notiz, daß Magdeburg durch Verrath der Bürger, nämlich eines Theiles derselben, untergegangen sei. Söltl vertheidigt übrigens den General Tilly, ebenso wie Gfrörer, gegen den Vorwurf der Grausamkeit bei Einnahme der Stadt. Letzterer hat bei dieser Gelegenheit auch die neue Ansicht ausgesprochen, die er mit Thatsachen belegt, daß Pappenheim eigentlich die Stadt genommen, und daß Tilly die Absicht gehabt, den Untergang desselben in Magdeburg herbeizuführen. Beide Männer repräsentirten nämlich zwei verschiedene politische Richtungen. Pappenheim war kaiserlich gesinnt, Ghibelline; Tilly, ein treuer Diener Maximilian's von Baiern, auf dessen Antrieb er handelte, ein Anhänger der welfischen Partei.

Die Jahre 1630—32, während welcher Gustav Adolf in Deutschland hauste, sind offenbar die interessantesten des ganzen Dreißigjährigen Kriegs, weil sich in denselben die großartigsten Plane und die schlauesten diplomatischen Verhandlungen und Intriguen begegneten. Die verschiedenen Tendenzen, welche einander durchkreuzten, sind wol auf folgende Parteien zurückzuführen. Der Kaiser Ferdinand sucht sich wo möglich auf der Höhe der neuen Plane zu erhalten, oder doch wenigstens das kaiserliche Ansehen, wie es bis damals war, zu behaupten. Er hat aber nicht blos gegen den neuen Feind, Gustav Adolf, sondern ebenso gegen die Liga, oder eigentlich gegen das Haupt derselben, gegen Maximilian von Baiern zu kämpfen. Der Letztere, an der Spitze der katholischen Fürsten, war in Opposition gegen den Kaiser, allein ebenso sehr gegen den Protestantismus, den er nicht weniger haßte wie der Kaiser, und eben daher ein natürlicher Gegner Gustav Adolf's. Die protestantischen Fürsten, anfangs rathlos, wie in der ersten Epoche des Kriegs, zögern, sich an Gustav Adolf anzuschließen, nachher thun sie es gezwungen oder angelockt durch die Aussicht auf Eroberungen, welche sie auf Kosten ihrer religiösen Gegner zu machen gedenken. Ein Theil jedoch, von jeher schon gegen den Kaiser, als Oberhaupt des Reichs, nicht gut gesinnt, ärgert sich noch mehr über das Directorium der deutschen Angelegenheiten, welches Gustav Adolf für sich in Anspruch nimmt. Diese, an der Spitze den Kurfürsten von Sachsen, wollen eine dritte Partei bilden, die sich aber nicht durch Kraft, sondern nur durch Treulosigkeit und Schwäche auszeichnet. Gustav Adolf ist der Einzige unter allen damaligen Fürsten, welcher große Plane faßt und Kraft und Geist genug besitzt, um dieselben durchzuführen. Es ist jetzt allgemein anerkannt; auch Söltl spricht davon, und selbst Rommel, der sonst den deutschen provinziellen Standpunkt hat, spricht es aus, daß Gustav Adolf den Plan gehabt habe, ein schwedisch-deutsches Reich zu stiften, wobei natürlich er das Oberhaupt gewesen sei. Er sagt (S. 183):

> Ungewiß ist, ob er als ein vornehmes Reichsglied (mit einem Erblande in Deutschland und mit der Herrschaft der Ostsee) und als Protector des evangelischen Körpers sich begnügen, oder zu einer höhern Stufe, eines evangelischen Kaiserthums, sich erheben wollte. Er fühlte Abneigung gegen die

alten Formen und Anmaßungen des katholischen Kaiserthums, gegen weitschweifige Reichsconvente; er wünschte eine erweiterte Gestalt und Verfassung des Reichs nach Art der italienischen und niederländischen Provinzen, eine größere Freiheit der Stände, besonders der Städte, ein neues verjüngtes, auf die freigewordene Wahrheit gegründetes Deutschland.

Es ist in neuester Zeit, wenigstens von der nationalen deutschen Partei, vielfach gegen die Schweden und gegen Gustav Adolf und seine Anmaßungen in Bezug auf Deutschland geschrien worden. Wenn wir aber seinen Plan näher ins Auge fassen, so muß sich jene Opposition als kurzsichtig erweisen. Die Geschichte hat bewiesen, daß seit dem Sturze der Hohenstaufen, mit Ausnahme vielleicht des einzigen Heinrich VII., kein deutscher Kaiser fähig war, die hohe Aufgabe, welche dem deutschen Kaiserthum gestellt war, zu erfüllen, daß vielmehr die Meisten diese Würde nur zu eigennützigen Absichten, zur Erweiterung ihrer Hausmacht benutzten, und daß namentlich die Kaiser aus dem Hause Habsburg die Aufgabe des Kaiserthums, die Deutschen bei ihrer Freiheit gegen die Anmaßungen der Landesherrn zu schützen, um so weniger zu erfüllen geneigt sein mußten, als sie selbst, in ihrer Eigenschaft als Landesherren, bemüht waren, die Freiheit ihrer Untergebenen so viel als möglich zu unterdrücken. Und doch lebte die Idee von einem solchen Kaiserthum, welches den Freien schütze, das Reich groß und mächtig mache, die Einheit und die Kraft der Nation erhalte, fortwährend im Volke, und selbst zu den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs war sie noch nicht erstorben. Offenbar verdient also Der, welcher diese Idee in ihrer ursprünglichen Reinheit, gestützt auf die öffentliche Meinung, erfaßte und zu verwirklichen strebte, unsern vollkommenen Beifall, vorausgesetzt nämlich, daß er ein Deutscher, daß er wenigstens germanischen Stammes ist. Gustav Adolf war aber in diesem Falle. Als Schwede gehörte er der deutschen Völkerfamilie an, durch die Vereinigung Schwedens mit Deutschland hätte das Letztere nach seinem Plane nicht nur nicht verloren, sondern sogar gewonnen; denn dadurch hätte Deutschland die Herrschaft an der Ostsee erlangt, es hätte eine Seemacht gewonnen. Auch war Gustav klug genug, einzusehen, daß man Deutschland zum Hauptreiche machen müsse und daß Schweden gleichsam nur als ein Theil des ganzen Reichs hätte angesehen werden dürfen. Zur Durchführung seines Plans, zur Realisirung des deutschen Kaiserideals hätte auch Keiner besser getaugt als er; denn er verband mit großem politischen Scharfblick die glänzendsten Tugenden eines Feldherrn und gewann durch seine persönliche Erscheinung, durch seine Liebenswürdigkeit, die ungezwungen aus seinem innersten Wesen herausdrang, die Herzen Aller, die sich ihm nahten. Er sah ein, was Deutschland noth thue, was Deutschland bisher zu Grunde gerichtet habe, nämlich seine Aristokratie, und darum war sein Augenmerk darauf gerichtet, die niedern Stände zu heben, eine Politik, welche unter den letztern Kaisern, ja selbst unter den Hohenstaufen kein einziger befolgt hatte, während sie doch von der Lage der Dinge ganz offen gefodert ward. Wir dürfen wol behaupten, daß das deutsche Reich unter Gustav Adolf einer ganz andern und zwar schönern Zukunft entgegengesehen hätte, als diejenige war, die ihm geworden. Hiermit will ich natürlich nicht gesagt haben, als ob überhaupt die Einmischung Schwedens in die deutschen Angelegenheiten, auch nach dem Tode des Königs, nicht schädlich gewesen wäre; sowie Gustav Adolf vom Schauplatze abtritt, gewinnt Alles eine ganz andere Gestalt.

Neben diesen vier Parteien — Kaiser, katholische Fürsten, protestantische Fürsten, Gustav Adolf — existirte aber noch eine fünfte, nämlich die französische. Sie wollte zunächst Schwächung der Macht des Hauses Östreich, dann Schwächung der deutschen Nation (dadurch, daß man die verschiedenen Parteien aneinander hetzte, die Reichsfürsten in das französische Interesse hereinzog), und zuletzt ein Stück vom heiligen römischen Reiche, namentlich Elsaß und Lothringen. Frankreich hatte zu diesem Ende den König von Schweden zum Kriege aufgefodert, ein Bündniß mit ihm abgeschlossen, und wünschte, daß er sich auch mit der Liga, der andern dem Kaiser entgegengesetzten Partei, verständige; es hatte gemeint, Gustav Adolf als willenloses Werkzeug seiner Plane behandeln zu können. Aber bald merkte es, daß sich das nicht so verhalte, daß vielmehr der König von Schweden eine durchaus selbständige Politik befolge, und zwar eine solche, welche Frankreich mit Recht die größten Besorgnisse einflößen mußte; denn wären Gustav's Plane wirklich durchgegangen, so wäre es für immer um Frankreichs Einfluß auf Deutschland geschehen gewesen. Es ist daher sehr begreiflich, daß die französische Diplomatie auf der einen Seite Schweden feindlich entgegenarbeiten mußte, während sie auf der andern den Kaiser bekämpfte.

Schon aus diesen kurzen Angaben sieht man die Reichhaltigkeit der Bestrebungen der damaligen Zeit; die politischen Tendenzen der einzelnen Parteien erklären aber auch manche Handlungen, besonders kriegerische, die sonst als Fehler und zwar unverzeihliche, selbst der größten Feldherren damaliger Zeit, erschienen waren. So erklärt sich die fast gänzliche Unthätigkeit des kaiserlichen Heeres in den ersten Zeiten nach Gustav Adolf's Ankunft in Deutschland aus der Eifersucht des Kaisers gegen den Herzog Maximilian von Baiern, auf dessen Schultern er die Last des Kriegs wälzen wollte, da er ja vorzugsweise Schuld an Wallenstein's Abdankung gewesen. So erklärt sich der Kriegszug Gustav Adolf's nach der ersten Schlacht bei Leipzig aus seinen politischen Planen; schon Gfrörer hat gezeigt, daß es sehr unpolitisch gewesen wäre, wenn er den Kaiser ohne weiteres in seinen Erblanden angegriffen hätte; derselbe hätte dann einen Religionsfrieden angeboten, wodurch die protestantischen Stände befriedigt gewesen wären, und Gustav Adolf hätte dann gar keinen Grund mehr gehabt, den Krieg weiter fortzuführen; es wäre dann aber auch um seinen Plan geschehen gewesen. So aber unterwarf er sich einstweilen die einzelnen Theile des Reichs und wußte die ihm

treuen Fürsten noch mehr durch Schenkungen eroberter Provinzen an sich zu fesseln.

Was nun diese protestantischen Fürsten betrifft, so müßte man, um ihre Handlungsweise recht beurtheilen zu können, genau wissen, welche Ansicht sie von Gustav Adolf's Tendenzen gehabt. Dies ist uns aber unbekannt. So viel ist jedoch gewiß, daß sie sich an den fremden Eroberer ungefähr in derselben Weise angeschlossen haben wie die Fürsten des 19. Jahrhunderts an Napoleon. Rommel, welcher überall die Fürsten des Hauses, dessen Geschichte er schreibt, vertheidigt, aber hinsichtlich der Thatsachen so treu ist, als man nur immer vom Geschichtschreiber verlangen kann, gibt uns (S. 129) das Bündniß zwischen Gustav Adolf und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, welcher einer der ersten deutschen Fürsten war, die sich an den König von Schweden angeschlossen; aus diesem Bündnisse erhellt aber sehr deutlich, daß der Landgraf dem Könige alle Eroberungen, die er in Deutschland machen würde, garantirte. Andere protestantische Fürsten, wie z. B. die Grafen von Hanau, ließen sich von Gustav Adolf ohne weiteres die Länder anderer deutschen Fürsten schenken, aber unter schwedischer Schutzherrschaft (Rommel, S. 165). Hessen-Kassel nimmt vom Könige von Schweden die Abtei Fulda, Paderborn, Worms, Münster in der Eigenschaft eines völlig „freien und franken Fürsten, ohne einigen Respect wider den Kaiser" (Rommel, S. 184). Daß der Herzog von Sachsen-Weimar sich Franken vom Könige versprechen ließ, um welches sich aber noch mehre Fürsten bei ihm beworben, ist bekannt. Wie er die übrigen Reichsfürsten durch Versprechungen von Ländern an sich zu fesseln wußte, hat schon Gfrörer hinlänglich auseinandergesetzt. Es tritt überall die Ländersucht der deutschen Fürsten hervor, welche aber Gustav Adolf nicht mehr zu befriedigen gemeint war als Napoleon, er wollte Alles für sich selbst oder doch die Oberherrschaft darüber haben; daher müssen die meisten der Fürsten, denen er etwas schenkt oder verspricht, ihn als Lehnsherrn anerkennen, und darum gibt er auch die Pfalz nicht an Friedrich V. heraus, weil dieser sich weigert, ihm den Lehnseid zu leisten.

Indessen bewiesen die katholischen Fürsten sich um jene Zeit nicht minder nachgiebig gegen das Ausland. Schlossen sich die protestantischen an Schweden an, so bitten die katholischen bei Frankreich um Schutz. Besonders Baiern steht in ununterbrochener Verbindung mit Frankreich und fleht dieses um Hülfe an. Richelieu versäumte nicht, Versprechungen zu machen, ohne etwas zu halten, aber er suchte fortwährend Baiern gegen Gustav Adolf zu benutzen. Die Plane des Letztern auf Deutschland hatte er bald durchschaut, und wie wenig der König von Schweden gesonnen war, den Franzosen ein Stück vom deutschen Reiche zu überlassen, sah Richelieu schon daraus, daß sich Gustav mit aller Entschiedenheit den Versuchen Frankreichs auf das Elsaß entgegengesetzt (Söltl, S. 113). Er sagte, er sei gekommen, das deutsche Reich zu erhalten, nicht, etwas davon abreißen zu lassen. Um so mehr wollte Frankreich eine dritte Partei aus deutschen Fürsten bilden, an deren Spitze Baiern und Kursachsen ständen (Söltl, S. 138, 140), welche im französischen Interesse gegen Schweden wirken sollten. Wie er sah, daß alle diese Intriguen an der Heldenkraft des schwedischen Königs scheiterten, gab er Maximilian von Baiern an Letztern preis. Allein einige Plätze hatte er sich durch seine schlaue Diplomatie doch schon zu verschaffen gewußt. So übergab der Kurfürst von Trier den Franzosen Koblenz und Ehrenbreitstein.

Es ist nicht zu verkennen, Gustav Adolf hätte später einen schweren Stand gehabt; nicht etwa blos gegen seine offenen Feinde, gegen den Kaiser und die katholischen Fürsten, sondern auch gegen seine Verbündeten, namentlich gegen Frankreich und die protestantischen Fürsten; denn die letztern, vielfach in ihren Hoffnungen betrogen, zuletzt wahrscheinlich mit den größern Planen des Königs bekannt, waren beiweitem nicht mehr so gut gegen ihn gesinnt wie in den ersten Tagen seines Siegesglücks, und conspirirten gegen ihn schon in Nürnberg, wie dies Gfrörer dargethan hat. Durch den Tod des Königs bei Lützen nahm Alles ohnedies eine andere Gestalt an.

Über die Schlacht bei Lützen hat Söltl (S. 202-206) ganz neue Notizen beigebracht. Aus den Documenten, die er (III, 328—363) mittheilt, geht hervor, daß die bisherigen Berichte über den Tod des Königs in der Schlacht unrichtig gewesen. Er wurde vielmehr noch lebend vom Schlachtfelde weg nach Naumburg gebracht, sprach noch vor seinem Tode über Mancherlei und starb erst den Tag nach der Schlacht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Ein neuer Seeroman von Cooper, wenigstens eine Geschichte, die zum größern Theile auf dem Meere spielt: „Afloat and ashore; or the adventures of Miles Wallingford. By the author of „The Pilot" etc." (3 Bde., London 1844), dürfte hinter den frühern Seegeschichten desselben Verf. „ein Paar Knotenlängen" zurückbleiben. Uninteressant, o nein, das ist sie nicht. Von einem Cooper kann sie das präsumtiv nicht sein. Auch erzählt sie Thatsachen voll Kraft und Wahrheit. Nur fehlt ihr der eigenthümliche Schmelz von Cooper's frühern Dichtungen, vielleicht weil der Charakter des Helden ein schon dagewesener ist und in keiner Beziehung sich von seines Gleichen unterscheidet. Indessen erlebt er und sein excentrischer Freund Marble immer Abenteuer genug, die Augen eines unverwöhnten Lesers die ganzen drei Bände hindurch offen zu erhalten. Und dann scheint es ja nur, als wäre die Geschichte aus und das Buch zu Ende. Das ist es aber nicht. Der Verf. verspricht noch drei Bände als „Fortsetzung und Beschluß". Und das nächstens. Ashore bewegt sich der Roman meist in Neuyork zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, schildert die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse daselbst in anziehender und gewiß unparteiischer Weise und stellt überhaupt von dem damaligen Leben in den Vereinigten Staaten manch neues, bald hübsches, bald häßliches Bild auf. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 328. —— 23. November 1844.

Neueste Bearbeitungen des Dreißigjährigen Kriegs.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 327.)

Ehe wir Gustav Adolf verlassen, noch ein Wort über die Politik des Papstes Urban VIII. in Bezug zum Könige. Schon Ranke hat im zweiten Theile der „Päpste" darauf aufmerksam gemacht, daß die Politik der Curie gegen Ferdinand II. gewesen, weil sie in der Erweiterung des kaiserlichen Ansehens eine Schwächung der kirchlichen Macht erblickte; aber darum war der Papst für den Einfall Gustav Adolf's in Deutschland, und freute sich über die Fortschritte desselben. Söltl hat (III, 292) ein Schreiben aus Rom mitgetheilt, durch welches diese Thatsachen und namentlich die Gesinnung des Papstes gegen Gustav Adolf bestätigt werden. Das Schreiben ist überhaupt sehr interessant und gewährt uns eine klare Anschauung der damals vorwaltenden politischen Tendenzen.

Nach dem Tode Gustav Adolf's verliert der Dreißigjährige Krieg mehr und mehr an Interesse; die Einmischung der Fremden, Schwedens sowol als Frankreichs, konnte für Deutschland nur unglücklich sein; denn der große Plan, welchen Gustav Adolf gehabt, mußte mit seinem Tode aufgegeben werden; Schweden konnte jetzt nur die Absicht haben, ein deutsches Land sich zu erkämpfen; Frankreich: Deutschland überhaupt zu schwächen. Die Geschichte des Kriegs bis zum J. 1637 haben wir schon bei der Anzeige von Barthold's erstem Bande besprochen. Hier haben wir daher über diesen Zeitpunkt nur noch Das anzudeuten, was Rommel in dem neuesten Bande seiner hessischen Geschichte gegen Barthold's Auffassung sagt. Wir haben oben schon bemerkt, daß der Verf. den provinziellen Standpunkt einnimmt, daß er eben darum die Auflehnung der deutschen protestantischen Fürsten gegen den Kaiser, welcher die Reichsverfassung gefährdete, und selbst ihre Verbindung mit auswärtigen Völkern zu rechtfertigen sucht. Die Thatsachen jedoch, daß die deutschen Fürsten, wenn auch zögernd, an die Ausländer deutsche Länder und Festungen abtraten, daß sie schon mit den Franzosen eine Art Rheinbund schlossen, kann er auf keine Weise leugnen, und wenn er in Bezug auf Frankreich behauptet, daß die Tendenzen desselben auf die deutschen Rheinlande anfangs gar nicht offen ausgesprochen worden seien, so beweist dies nur die Schlauheit des Cardinals Richelieu, nicht die eigentliche Gesinnung; auch steht Dem die oben mitgetheilte Notiz entgegen, daß sie schon zu Gustav Adolf's Zeiten Lust zum Elsaß gehabt. Indessen müssen wir auch bedenken, was Rommel ebenfalls mit Thatsachen belegt, daß das treulose Verfahren des kaiserlichen Hofes, namentlich auch gegen den Landgrafen Wilhelm von Hessen, die protestantischen Fürsten zu der fremden Verbindung hingetrieben habe, und daß schon der Umstand jede Aussicht auf einen wirklichen billigen Frieden mit dem Kaiser unmöglich machen mußte, daß der Kaiser, fortwährend von Jesuiten umgeben, den Gedanken an eine Unterdrückung der Evangelischen nicht aufgeben konnte. Die schändliche Zweideutigkeit der kaiserlichen Politik, insbesondere was den Prager Frieden betrifft, hat Rommel (S. 399 fg.) sehr gut auseinandergesetzt.

Der zweite Band von Barthold's Geschichte hat fast dieselben Tugenden und dieselben Fehler wie der erste. Wir loben daran die patriotische Tendenz, müssen aber zugestehen, daß der Verf. in derselben etwas zu weit gegangen ist, so weit nämlich, daß er sich seine Unparteilichkeit als Historiker hat trüben lassen. Jeder Verständige wird bedauern, daß Deutschlands innere Verhältnisse nur durch die Unterstützung der Fremden ausgeglichen werden konnten, weil wir dadurch in einer schmählichen Abhängigkeit von ihnen erschienen sind. Wenn aber der Verf. die Verbindung mit den Fremden lediglich auf die Schultern der Protestanten wirft, so ist dies unhistorisch und falsch. Sogar schon bei dem Religionskriege unter Karl V. gaben die Spanier, deren Heere Karl nach Deutschland gezogen, zuerst die Veranlassung zu der Furcht, als suchte man Deutschland zu einer spanischen Provinz zu machen. Seitdem blieb die Verbindung zwischen der deutschen und der spanischen Linie des Hauses Habsburg fortwährend im Gange, und es war nur die Reaction gegen das gefürchtete Übergewicht dieses Hauses, die Heinrich IV. von Frankreich und die protestantischen Fürsten in Deutschland am Anfange des 17. Jahrhunderts aneinander brachte. Beim Böhmisch-Pfälzischen Kriege waren es wiederum die Spanier, welche

dem Kaiser thatsächlich Hülfe leisteten. Also das Hereinziehen der Fremden hat Östreich ebenso befördert als die protestantischen Fürsten; ja, die Letztern wollten ja in den zwanziger Jahren, als alle ihre Heere von dem kaiserlichen Feldherrn besiegt und zersprengt worden waren, von auswärtiger Hülfe gar nichts mehr wissen, überzeugt, daß dieselbe doch zu keinem Resultate führe. Damals wäre die Zeit gewesen, den Religionskrieg zu endigen, und man hätte es gekonnt, ohne die Fremden. Allein, wer ihn nicht enden wollte, war der Kaiser, war die katholische Partei. Diese wollte mit nichts aufhören als mit der gänzlichen Vernichtung der evangelischen Partei. Der letztern kann man es nun, menschlich betrachtet, in Rücksicht auf die damalige Geistesrichtung, wo Religion, resp. Confession noch mehr galt als das Vaterland, nicht übel nehmen, wenn sie zu dem letzten Rettungsmittel griff, was noch übrig war, nämlich zum Auslande, zu Schweden. Allerdings traten dann sogleich noch andere, unedle Motive ein, wie wir schon öfter berührt, und wir sind gar nicht gesonnen, die deutschen protestantischen Fürsten in allen ihren Verhältnissen mit dem Auslande zu entschuldigen; wir sind vielmehr der Meinung, daß, wenn man doch einmal die Hülfe der Ausländer brauchte zum Schutz der Freiheit, man hinsichtlich derselben höchst vorsichtig hätte zu Werke gehen sollen, was jedoch nicht der Fall war. Warum aber gab der Kaiser, warum gab die katholische Partei nicht nach? Warum benutzte diese jeden neuen Sieg zu neuen Gewaltthätigkeiten, um ja die deutsche Nation recht gründlich von dem Vorurtheile zu heilen, daß es der Kaiser ehrlich mit ihr meine? Und das ist die durchaus unhistorische Voraussetzung des Verf., als hätte Ferdinand II. es durchaus gut gemeint, als hätte er nichts weiter im Sinne gehabt als nur das Kaiserthum und das Reich, die Würde und Größe desselben. Der Verf. denkt sich Ferdinand viel zu idealisch; freilich, wenn er so gewesen wäre, wie Barthold ihn uns schildert, so verdienten die protestantischen Fürsten nicht die mindeste Entschuldigung wegen ihrer Opposition gegen denselben. Aber die Thatsachen sprechen laut dagegen, Thatsachen, die Barthold übrigens theilweise selbst anführt (S. 73 fg.) In demselben Grade aber, als er den Kaiser erhebt, macht er die energischesten Persönlichkeiten in der Opposition herunter, wie namentlich den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und dessen Witwe Amalie Elisabeth. Der Landgraf Wilhelm war allerdings der erste mit unter den deutschen Fürsten, welche sich an Gustav Adolf angeschlossen haben, seine Witwe Amalie Elisabeth Diejenige unter allen deutschen Fürsten, welche mit Kraft und Umsicht die Opposition gegen den Kaiser und die katholische Partei geleitet. Deshalb nennt sie Barthold eine Meisterin in Trugkünsten u. s. w. Ja, er geht in seiner Leidenschaftlichkeit sogar so weit, daß er ihr zum Vorwurfe anrechnet, in den Friedenspräliminarien mit dem Kaiser vom J. 1638 freie Übung des Calvin'schen Bekenntnisses nicht nur für Hessen, sondern für das ganze Reich gefodert zu haben!! Ganz anders freilich erscheint diese Frau in der Darstellung von Rommel, welcher ihr fast die ganze zweite Hälfte des vorliegenden Bandes gewidmet hat. Er schildert sie, als was sie schon die Zeitgenossen erkannt haben, als eine Frau mehr mit männlichen Eigenschaften, welche hinsichtlich des politischen Scharfblicks mit den Meisten der damaligen Staatsmänner nicht nur wetteiferte, sondern sie auch übertraf. Allerdings sorgte sie zunächst für ihr Land, für Hessen-Kassel. Wir wollen ihr dies nicht so sehr zum Vorwurf anrechnen. In der That, in einer Zeit wie die damalige, wo Jeder nur auf seinen Privatvortheil bedacht war, wo aus der Brust fast eines jeden Fürsten die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande verschwunden, ist es etwas zu viel verlangt, nur für das Allgemeine zu sorgen, zumal wenn sich voraussehen läßt, daß solche Bestrebungen nicht die mindesten großen Erfolge haben, und höchstens den Untergang eines so uneigennützigen Menschen als Resultat herbeiführen. Dennoch war Amalie Elisabeth, obwol zunächst nur für Hessen-Kassel sorgend, doch klug genug, den schädlichen Einfluß der Fremden auf die heimischen Angelegenheiten einzusehen, und von ihr ging der Gedanke aus, eine dritte Partei zu stiften, welche mit Entschiedenheit und Kraft zwischen die Fremden und die bigote katholische Partei trete und den Frieden dictire. Dieser Gedanke konnte freilich nur dadurch realisirt werden, daß ein gewaltiger Kriegsfürst sich mit der dritten Partei verbände, der auch das Waffenübergewicht auf ihre Seite brächte. Niemand qualificirte sich besser dazu als Herzog Bernhard von Weimar. Dieser war bald mit den Franzosen in Streitigkeiten gerathen; Richelieu wollte ihn nur als Mittel benutzen, während er sich als unabhängigen deutschen Fürsten betrachtete. Der Zwist mit den Franzosen, die ihm das Elsaß nicht gönnten, brachte ihn wirklich zum Selbstbewußtsein über seine Stellung zum Reiche; der Gedanke, eine dritte unabhängige Partei zu bilden, durch die beständige Verbindung mit Amalie Elisabeth angeregt, befestigte sich in ihm immer mehr. Richelieu war schlau genug, dies zu durchschauen, und deshalb bot die französische Diplomatie Alles auf, um ihn beim Interesse von Frankreich zu erhalten; Richelieu sprach ihm sogar von der deutschen Kaiserkrone, die seiner noch warte.

Alle diese Verhältnisse hat Barthold gut auseinandergesetzt (S. 157 fg.). Er muß sogar zugestehen, daß Amalie Elisabeth wesentlich für den Plan einer dritten Partei gearbeitet hat. Rommel hat diese Verhältnisse, was Hessen angeht, natürlich auch. Doch leugnet er, daß Bernhard von Weimar in den Plan einer dritten Partei eingegangen sei, indem er einen Brief Bernhard's an Amalie mittheilt (S. 539), in welchem die Abneigung gegen einen solchen Plan entschieden ausgesprochen ist. Wir glauben jedoch, zur Ehre des deutschen Fürsten, die Wichtigkeit des Documents als Beweismittel gegen Bernhard bestreiten zu können. Bernhard schwankte nämlich in der letzten Zeit, wie gar nicht anders zu erwarten ist, wenn man auf die Wichtigkeit

des zu thuenden Schrittes steht, zwischen zwei Entschlüssen. In einem Momente, wo der Einfluß der französischen Diplomatie bei ihm wieder stärker gewesen, mag er jenen Brief geschrieben haben. Er ist datirt vom 6. Juni. Bald darauf, am 22. Juni, hatte er eine Unterredung mit Guebriant, in welcher dieser viel für Frankreich foderte, während Bernhard nicht im mindesten nachzugeben gesonnen war; die Spannung zwischen ihm und Frankreich wurde durch diese Unterredung immer größer, und wie wenig er Frankreich zugestehen wollte, geht schon aus seinem Testament hervor, in welchem er das Elsaß seinen Brüdern vermachte. Man kann daher jenen Brief an Amalie recht gut mit dem Plane einer dritten Partei in Übereinstimmung bringen, wenn man, wie angedeutet, annehmen will, daß er in einer momentanen Stimmung zu Gunsten Frankreichs geschrieben worden, während die eigentliche Absicht in der letzten Zeit seines Lebens gegen Frankreich gerichtet gewesen. Übrigens starb Bernhard bald darauf, die französische Schlauheit wußte sich seines Heeres zu bemächtigen, und so war das nothwendigste Mittel zur Bildung der dritten Partei zu Grabe gegangen.

Allerdings wäre es von dieser Zeit an immer noch möglich gewesen, den Frieden herzustellen, auch ohne die Fremden. Allein die deutschen Fürsten, von allen Seiten, wollten es selbst nicht. Niemand wollte etwas opfern, Jeder hoffte bei Fortsetzung des Kriegs und durch Anschluß an die Fremden noch mehr davontragen zu können. Und hier sind wieder Protestanten und Katholiken auf gleiche Weise zu tadeln. Was jene betrifft, so trat der Kurfürst von Brandenburg, in der Hoffnung, Pommern zu erhalten, vom Schauplatze ab, oder vielmehr, er verband sich mit Schweden. Bei den Katholiken zeichnete sich Maximilian von Baiern durch seine Ländergier aus, weshalb er sich von den Franzosen kirren ließ. Diese versicherten ihm die Pfalz, die Kurwürde, wußten ihm beizubringen, daß als Verbündeter des Kaisers er diese Dinge niemals erlange. Er verließ daher den Kaiser, schloß Waffenstillstand mit den Franzosen, wollte die Neutralität bewahren (1647). Niemals hatte der Anschluß der Protestanten an Frankreich eine so große Wirkung gehabt als diese Handlung des Herzogs von Baiern. Auch sah sie der Kaiser für eine größere Treulosigkeit an als z. B. die That des Pfalzgrafen Friedrich; denn die Franzosen, jetzt allein den Kaiser sich gegenüber sehend, bekämpften diesen mit den Waffen wie mit der Diplomatie so kräftig, und wußten auch die Neutralität Baierns, zu welcher sich dieses albern hatte verleiten lassen, so perfid zu benutzen, daß in kurzem der Krieg zu Gunsten der Franzosen hätte beendigt werden können. Jetzt sah freilich der Kurfürst ein, daß er hintergangen sei; er brach daher den Waffenstillstand wieder und näherte sich aufs neue dem Kaiser; jedoch, weil er immer noch auf die Hülfe der Franzosen hinsichtlich der Pfalz und der Kurwürde speculirte, nicht rückhaltlos, sondern mit möglichster Schonung der Franzosen, weshalb denn auch das vereinigte bairische und kaiserliche Heer nichts gegen die Feinde ausrichten konnte. Barthold hat die Perfidie und Halbheit der bairischen Politik gut auseinandergesetzt (S. 604 fg.); und ferner, wie der Kurfürst dafür büßen mußte, indem der Krieg sich in sein Land zog, welches damals furchtbarer verwüstet wurde als zu jeder andern Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Eine interessante Episode während dieser Vorfälle bildet das Benehmen Johann's von Werth, den der Verf. überhaupt auch in diesem zweiten Bande mit Vorliebe geschildert hat. Er war kurfürstlicher General, aber kaiserlich gesinnt. Wie nun Maximilian sich von den Franzosen hatte berücken lassen, Waffenstillstand mit ihnen zu schließen und den Kaiser aufzugeben, so beschloß er, das ganze bairische Heer zum Kaiser überzuführen. Mit diesem waren auch schon Unterhandlungen deshalb eingeleitet worden. Aber Maximilian wurde der Plan verrathen, und Johann von Werth entkam mit genauer Noth zum Kaiser, freilich allein, ohne Heer. Der Kurfürst nahm nun eine furchtbare Rache an dem Manne, ächtete ihn, ließ alle seine Güter zerstören. Der Kaiser aber ernannte ihn zum General und hob die Acht Maximilian's auf. Freilich dauerte das gute Vernehmen nicht lange; denn als sich Maximilian wieder dem Kaiser näherte, verlangte er als Bedingung des neuen Bündnisses, daß der Kaiser Johann von Werth opfere. Dies geschah, er wurde vom Kaiser seiner Dienste entlassen! So danken Fürsten! Später freilich, als die bairischen und östreichischen Heere geschlagen wurden, sah man sich doch wieder gezwungen, zu Johann von Werth seine Zuflucht zu nehmen.

Die Darstellung in diesem zweiten Bande hat dieselben Mängel, welche wir schon bei der Anzeige des ersten getadelt. Dem Verf. fehlt die übersichtliche Klarheit, welche dem Leser ein vollständiges Bild vom Ganzen zu verschaffen vermöchte. Es ist mühsam, sich durch den dicken Band hindurchzuarbeiten, schwer, sich die leitenden Gedanken zu vergegenwärtigen. Dann hat der Verf. wieder gar zu viele Gefechte und Kriegszüge zu berichten, die, weil sich immer Dasselbe wiederholt, in die Länge sehr langweilig werden. Allerdings hat er mehr als im ersten Bande auf die öffentliche Meinung Rücksicht genommen; doch müssen wir gestehen, daß wir es dem Verf. mehr gedankt hätten, wenn er statt der militairischen Actionen uns noch mehr von denselben mitgetheilt hätte, als es wirklich der Fall ist. Am interessantesten sind auch hier wieder die Begebenheiten geschildert, in welchen Johann von Werth eine Rolle spielt; auch die letzten Ereignisse des Dreißigjährigen Kriegs haben uns angesprochen. Tadeln müssen wir aber, daß der Verf. den Westfälischen Frieden so kurz behandelt hat. Die Hauptsache ist ja dieser Westfälische Friede; selbst in den Augen des Verf. gilt das Resultat des langen Kampfes, der freilich ein höchst trauriger war, für das Bedeutendste; und die Thorheit, Treulosigkeit, der Egoismus der deutschen Fürsten, wie er sich während des Dreißigjährigen Kriegs gezeigt, hat endlich jenen schlechten Frieden herbeigeführt.

Es hätte sich daher wol der Mühe verlohnt, näher in denselben einzugehen, und namentlich zu zeigen, in welcher Weise sich nun das Verhältniß der Fürsten zum Reichsoberhaupte und zur Einheit entwickelt habe. Statt dessen gibt uns der Verf. nur einige Raisonnements. Wie interessant wäre es gewesen, wenn der Verf. uns tiefer eingeführt hätte in die öffentliche Meinung damaliger Zeit, wie die Bedürfnisse derselben hinsichtlich des Friedens gewesen, wie sie sich über den wirklich erfolgten endlich ausgesprochen hat. Um eine solche Darstellung hätte ich ihm wenigstens ein Drittheil seiner Schlachten und Gefechte geschenkt, die in ihren Einzelheiten doch nichts bedeuten. Aber es ist merkwürdig, daß die meisten Schriftsteller gerade über diesen Punkt sehr leicht hinweggehen. Auch Söltl berührt den Westfälischen Frieden nur mit wenigen Worten. Nur Rommel ist, freilich vorzüglich in Bezug auf Hessen, ausführlicher darüber (S. 744 fg.). Er zeigt, wie sich auch hier Amalie Elisabeth als eine kluge, umsichtige Frau bewies, wie sie dem Übermuthe der Fremden entgegenzuarbeiten suchte, aber, da sie von den andern Fürsten, insbesondere von Baiern, das gänzlich an die Franzosen verkauft war, gar nicht unterstützt wurde, doch ihre Plane nicht ganz durchsetzen konnte. Sie war es auch, welche die Religionsfreiheit für die Reformirten bewirkte. *) 43.

Facts and fictions illustrative of oriental character. By Mrs. *Postans*. Drei Bände. London 1844.

Mistreß Postans, als Verf. von „Cutch", „Western India" u. a., hat in England einen wohlbekannten Namen. Ref. weiß nicht, ob in Deutschland. Jedenfalls gibt oben rubricirtes Werk ihr einen Anspruch, gekannt zu werden. Leser desselben dürften am Ende des Buches ein gutes Theil mehr vom Oriente wissen als beim Anfange. Dabei unterhält es, ist voll Abwechselung und Contrast, schildert jetzt den von Blut und Verbrechen triefenden Harem, dann das Einerlei der Wüste, den großen Strom oder das Alltagsleben der Europäer in der Hauptstadt der westlichen Präsidentschaft, Alles leicht, gefällig, ohne Ziererei. Das Forte der Verf. liegt unstreitig in Beschreibung von Sitten, Gebräuchen und Scenerie. Doch berührt sie auch ernstere Gegenstände, und obschon nicht selbst Politikerin, bietet sie häufig Stoff zu politischen Folgerungen. So versöhnt sie mit der vielbesprochenen und getadelten Besetzung von Scinde Seitens der Engländer. Sie rechtfertigt die Eroberung nicht. Was sie aber von der fluchwürdigen Regierung der Amirs sagt und von deren verderblichem Einfluß auf Volk und Land, läßt die englische Intervention als einen Segen für beide erscheinen. Bald nachher skizzirt sie das Leben der Eingeborenen in Indien. Eine vortreffliche Skizze, die zugleich einen Begriff von der ungeheuern Bevölkerung des englisch-indischen Reichs gibt und deren Abstufungen und Verhältnisse klar veranschaulicht. Obenan der Hindu, ihm zunächst der Mohammedaner, dann der Perser, zuletzt der Portugiese. Als Resultat stellt sich heraus, daß der Hindu besser als der Mohammedaner, der Perser noch besser als dieser und der Portugiese der schlechteste von Allen ist. Unglücklicherweise, möchte man sagen, ist die Zahl der Perser oder Feueranbeter nicht zahlreich. Sonst würden wol die gesitteten Gebräuche des civilisirten Lebens schnellern Eingang finden. Ist indessen auch der Hindu für Civilisation nur langsam empfänglich, so schlägt doch der Keim feste Wurzel, während der in seinem Glauben verknöcherte Mohammedaner unerschütterlich bei seinen Gewohnheiten verharrt. Selbst in ihren eingestreuten Dichtungen verfolgt die Verf. den Hauptzweck, dem europäischen Leser die innere Structur des orientalischen Lebens deutlich vor Augen zu bringen, zeigt ihm die Greuel des Kindermordes und basirt diese grausame Sitte zum großen Theile auf die politischen und ökonomischen Rücksichten bei Eingehung von Ehen. Zuneigung kommt selten in Frage. Die Jugend wird an das Alter verkuppelt, und die Ehe soll bald Familienzwiste schlichten, bald den Grundbesitz vergrößern. Aber der Inhalt dieses interessanten und belehrenden Werkes ist so vielfach, daß der karge Raum dieser Anzeige ihn nicht zur Hälfte anzugeben vermag. Lese jeder selbst und urtheile. Der Dank wird der Verf. nicht fehlen. 14.

*) Ein dritter und letzter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Bibliographie.

Bauer, B., Der Proceß Ludwig XIV. und der 21. Januar 1793. Charlottenburg, Bauer. 8. 15 Ngr.

Komische Briefe des Hans-Jörgel von Gumpoldskirchen an seinen Schwager in Feselau über Wien und seine Tagesbegebenheiten. 13ter Jahrgang (1844) in 24 Heften. Wien, Dirnböck. 8. 4 Thlr.

Bücher und Menschen außerhalb und innerhalb der Kirche. Katholische und protestantische Stimmen zum Zwecke gegenseitiger Verständigung und Einigung im Wissen und Glauben. Zwei Theile. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Charitas. Festgabe für 1845. Gestiftet durch E. v. Schenk. Fortgesetzt von C. Fernau. Mit 5 Stahlstichen. Regensburg, Manz. 12. 2 Thlr.

Feldmann, L., Deutsche Original-Lustspiele. Wien, Wallishausser. 1845. Gr. 12. 2 Thlr.

Franz, Agnes, Literarischer Nachlaß. Herausgegeben von Julie v. Großmann. 1ster Band: Gedichte. Berlin, v. Puttkammer. 1845. 8. 25 Ngr.

Grahl, H., Freie Lieder. Leipzig, Friese. 12. 20 Ngr.

Herder's, J. G. v., Hundertjährige Geburtsfeier. Drei Festschriften von Fischer, Mönnich und Bläsing. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 11⅓ Ngr.

Herloßsohn, C., Wallenstein's erste Liebe. Historisch-romantisches Gemälde. Drei Bände. Hanover, Kius. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Krakau und ein Blick über seine Grenzen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 21 Ngr.

Lüder's, W., Mecklenburgische Zustände. 1stes Heft: Der Bürgerkrieg in der Ritterschaft. Leipzig, Mayer und Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Pechlin, F. Freih. v., Nachklänge der alten Geschichte, verhallend bis in die Neuzeit. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rau, H., Genial. Roman. Frankfurt a. M., Ohler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Richter, W., Wanderungen in Ungarn und unter seinen Bewohnern. Eine Beleuchtung von Ungarns moderner Stellung und Richtung. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die weiße Rose. Taschenbuch für 1845. Redigirt von Th. Mügge. Mit 6 colorirten Bildern. 1ster Jahrgang. Guben, Berger. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Sand, George, Johanna. Ins Deutsche übertragen von Wachenhusen. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Schmalzing, D. H., Poetische Versuche. Reutlingen, Fleischhauer und Spohn. 16. 26¼ Ngr.

Taschenbuch für Jäger und Naturfreunde. Herausgegeben von O. v. Corvin-Wiersbitzki. Mit 1 Stahlstich und 4 colorirten Kupferstichen. Leipzig, Teubner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 329. —— 24. November 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Vierter und letzter Artikel.*)

Es gab eine Zeit in unserer literarischen Kritik, wo man jeden Kritiker daran erkannte und danach beurtheilte, wie er sich über Goethe aussprach. Etwas Ähnliches läßt sich von den Urtheilen über Bruno Bauer und sein Werk sagen (ohne daß wir dadurch Bauer für einen Goethe in der Theologie erklären wollen); man erkennt an der Art, wie sich die einzelnen Kritiker über ihn aussprechen, genau das Verhältniß, welches ein jeder derselben selbst zur Theologie, zum Dogma, zum Christenthume einnimmt, und wir erhalten auf diese Weise eine ziemlich vollständige Musterkarte der verschiedenen Färbungen und Abstufungen, in welche gegenwärtig die christliche oder vielmehr theologische Grundanschauung sich zerlegt hat. Wir wollen versuchen, diese Abstufungen und ihr Verhältniß theils zu dem christlichen Lehrbegriffe, theils zu der Ansicht Bauer's in Kürze zu charakterisiren.

Am schroffsten steht der Bauer'schen Ansicht die strenghistorische, offenbarungsgläubige Theologie gegenüber, welche in der hier vorliegenden polemischen Literatur durch die sämmtlichen sechs Facultätsgutachten (von den beiden greifswalder Gutachten hier natürlich nur das zweite gerechnet), wenn auch mit mehr oder weniger Entschiedenheit und Schärfe in dem einen oder dem andern, gleichmäßig repräsentirt wird. Zwischen dieser Lehre und der Bauer'schen Ansicht ist keine Vermittelung, keine Ausgleichung möglich, sondern nur ein Kampf auf Leben und Tod, ein Kampf zwischen Theologie und Philosophie, zwischen Glauben und Unglauben. Wenn in einzelnen der Gutachten (wie z. B. in dem halleschen) gleichwol ein Ton der Versöhnung und Vermittelung erklingt, so ist dies eben nur subjective Schwäche, Inconsequenz, Unklarheit oder absichtliche Selbsttäuschung, durch Scheu vor dem öffentlichen Urtheil oder gutmüthige Rücksichtnahme auf die persönlichen Verhältnisse Bauer's erzeugt. Übrigens steht diese orthodox historische Ansicht, eben ihrer Consequenz halber, für die negative Kritik Bauer's ziemlich unantastbar da, kann aber auch freilich ihrerseits dieser letzten wenig anhaben, es besteht überhaupt zwischen beiden eigentlich kein anderes Verhältniß, als das zweier Linien, die, wennschon von einem gemeinsamen Punkte auslaufend, doch in ihrer Richtung total divergiren und daher in ihrem Fortgange sich immer weiter und weiter von einander entfernen. Noch richtiger würden wir vielleicht sagen: die orthodoxe Ansicht ist der Punkt selbst oder allenfalls ein um diesen Punkt gezogener Kreis, während die philosophische Kritik, als eine ins Unendliche fortgehende Linie, über diesen Punkt und über alle um denselben gezogenen Kreise, wie eng oder wie weit sie auch sein mögen, unaufhaltsam hinausstrebt. Freilich müßten wir sogleich hinzusetzen, daß, wie es überhaupt in der Wirklichkeit keinen eigentlichen, ausdehnungslosen Punkt gibt, so auch keine theologische Ansicht zu finden sein möchte, welche vollkommen identisch nur den unmittelbaren, ursprünglichen Kern der christlichen Lehre wiedergäbe, daß vielmehr eine jede, die eine mehr, die andere weniger, noch irgend einen Zusatz dazu mitbringt, sei er nun speculativer oder gemüthlicher Art, daß daher auch jede der Kritik eine oder die andere verwundbare Seite bietet, und daß selbst der Unterschied, den man gewöhnlich zwischen der orthodox historischen und einer speculativen Auffassung des Christenthums aufstellt und den auch wir in dem Obigen als bestehend angenommen haben, doch im Grunde kein specifischer, sondern nur ein gradueller ist.

Ohne indessen diese letztere Betrachtung, die uns zu sehr tiefen Erörterungen über das Wesen des religiösen Denkens, Fühlens und Glaubens nöthigen würde, hier weiter zu verfolgen, dürfen wir uns wol an die Thatsache halten, daß der historische Theolog jedem Conflicte mit der Speculation und der Kritik dadurch ein für alle Mal aus dem Wege geht, daß er sagt: Ich will nicht speculiren, ich will glauben, ich will das als historisch Gegebene als ein Solches hinnehmen, mir es zwar mittels einer formellen Verstandesoperation so gut, als es mir geht, verständlich und begreiflich zu machen suchen, aber auch, wo dies nicht geht, wo ich bei irgend einem Unbegreiflichen, dem Denken Unerreichbaren, Uebervernünftigen anlange, mich dabei beruhigen, daß es eben unbegreiflich sei, und mich dadurch keineswegs zum Zweifel oder gar zur Leugnung solcher Glaubenssätze verlei-

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. [illegible]—72, [illegible] und [illegible] d. Bl. D. Red.

ken lassen. Dieser Entschluß, eine gewisse Grenze im Denken nicht überschreiten zu wollen, — also eigentlich ein praktischer Beweggrund (wie denn auch wirklich diese Ansicht sich meistentheils bei den der unmittelbaren Praxis hingegebenen oder doch ihr näher stehenden Theologen vorfindet) scheidet allerdings die historischen Theologen von den speculativen, welche letztere vielmehr, insofern sie nicht so weit gehen wie Bauer, d. h. bis zur absoluten Aufhebung alles religiösen Inhalts, jene Grenze, innerhalb deren sie stehen bleiben, durch das Denken selbst, also auf theoretischem Wege, gefunden zu haben vorgeben. Diesen Unterschied hat Bauer selbst anerkannt und geltend gemacht, und zwar dadurch, daß er die historischen Theologen unter seinen Kritikern weit glimpflicher, ja beinahe mit Anerkennung behandelt, freilich nur deshalb, weil er sie als gänzlich ungefährlich für seine Sache, als gänzlich außerhalb der Streitfrage stehend, als incompetent und darum auch wieder als unzurechnungsfähig betrachtet. Er findet es ganz in der Ordnung, daß Derjenige, welcher sich vorgenommen hat, sich in seinem historischen Glauben durch keinerlei speculative Zweifel irre machen zu lassen, seine Kritik ganz kurz mit den Worten abfertige: Sie widerstreitet dem historischen Glauben, folglich ist sie verwerflich. Mit solchen Leuten, sagt Bauer, ist nicht zu streiten, denn sie gehen von einem Princip aus, mit welchem überhaupt keine Kritik, keine Speculation, kein Denken bestehen kann. Bauer scheint es für hinreichend gehalten zu haben, auf diesen Umstand nur hinzuweisen, um sogleich das Unberechtigte jener theologischen Richtung zur Einmischung in Fragen der Wissenschaft von Allen anerkannt zu sehen; er betrachtet jene Ansicht als längst gerichtet durch die gegenwärtige Wissenschaft und als nur durch äußerliche, gewaltsame Mittel, durch die Einmischung der Staatspolicei, bei kümmerlicher Existenz erhalten. Und in der That! als wissenschaftliche Ansicht, wol gar als System auftretend, ist jene orthodoxe Richtung durchaus unhaltbar, weil sie, wie wir dies oben andeuteten, für die wissenschaftliche Vermittelung des nackten historischen Glaubens bereits speculativer Begriffe bedarf, also sich selbst auf ein Gebiet begibt, auf welchem sie nothwendig den Angriffen der Kritik ausgesetzt ist. Nur in dem Falle, wenn eine wissenschaftliche Vermittelung des historischen Lehrbegriffs wirklich ausgeschlossen, wenn der Glaube rein als solcher dargestellt werden könnte, würde wenigstens eine gewisse Consequenz darin zu finden sein, welche dann selbst die Kritik, als für sie unnahbar, weil gänzlich incommensurabel, gelten lassen müßte. Dies ist aber nur dann möglich, wenn entweder jeder Einzelne sich seinen Glauben für sich bildet nach den Eingebungen seines Gemüths oder eines gewissen praktischen Interesses, wobei also eine allgemeine Geltung oder gar eine wissenschaftliche Berechtigung für einen solchen Einzelglauben gar nicht beansprucht wird; oder wenn alle Einzelne sich entschließen, den Glauben eines Einzigen oder einiger Weniger schlechthin ohne Prüfung anzunehmen. Jene erste Richtung liegt der sogenannten Mystik zu Grunde, dies Wort hier im weitesten Sinne genommen, wonach es eben nur den individuellen Glauben bezeichnet, der durchaus keine allgemeine, normgebende Autorität, weder die der Wissenschaft, noch die des geschriebenen Buchstabens, noch auch die anderer Menschen, anerkennt; die andere Richtung dagegen bildet die Basis des kirchlichen Autoritätglaubens, der aber freilich in solcher Unbedingtheit nur in der katholischen Kirche (und auch da nur dem Principe nach, in der Praxis dagegen nie vollständig) seine wahre Geltung hat. Der rechtgläubige Katholik und der Mystiker — das sind die beiden Einzigen, an welchen die Kritik, die Bauer'sche wie jede andere, machtlos abprallt, über die sie keine Gewalt hat, weil Beide die Voraussetzungen nicht anerkennen, unter denen überhaupt eine Kritik möglich ist, nämlich, das Recht einer wissenschaftlichen Prüfung des Glaubensinhaltes. Alle andere Richtungen dagegen, selbst die strengste Orthodoxie, sobald sie unter der Form einer wissenschaftlichen Lehre, eines dogmatischen Systems auftritt, nicht ausgenommen, sind eben durch das speculative Element, welches sie in sich aufgenommen haben, den Consequenzen der Speculation, der Kritik und ihrem allmäligen Auflösungsprocesse unterworfen, so sehr sie sich auch dagegen sträuben mögen. Es geht ihnen wie der Tochter der Ceres, welche der Unterwelt verfiel, weil sie von den Früchten derselben gekostet hatte.

Weit mehr nun freilich noch als jene orthodoxe Ansicht, die wenigstens an der historischen Basis, auf welche sie sich stützt, einen gewissen Rückhalt hat, kommt im Kampfe mit der Kritik, und hier also speciell mit Bauer, diejenige Richtung ins Gedränge, welche den historischen Standpunkt selbst aufgegeben und sich der Speculation in die Arme geworfen hat, um mit ihrer Hülfe eine sogenannte speculative Theologie zu begründen. Der Repräsentant dieser Richtung ist hier Marheineke, und wir müssen leider, mit aller Achtung vor den sonstigen Verdiensten dieses Gelehrten, bekennen, daß die harten Vorwürfe, welche ihm Bauer wegen der vielfachen Inconsequenzen und Halbheiten seiner theologischen Ansichten macht, nicht unverdient erscheinen. Marheineke wie überhaupt diese ganze Richtung geht von der Voraussetzung aus, das speculative Denken komme in seiner freien Selbstentwickelung nothwendig bei denselben Resultaten an, welche der historische Glaube als unmittelbar gegeben ohne Weiteres hinstelle; es enthalte also gewissermaßen die Probe auf diesen Glauben. Natürlich folgt hieraus, daß der Inhalt des Glaubens nicht dadurch und insofern wahr ist, weil und wiefern er eben Glaubensinhalt, geoffenbarte Wahrheit ist, sondern vielmehr nur, weil und wiefern das freie, speculative Denken ihn aus sich selbst zu entwickeln und als ein der Vernunft Angemessenes anzuerkennen vermag. Weiter folgt aber auch, daß, wenn nun doch bewiesen werden könnte, daß eben dieses selbsteigene Denken, bei wirklich freier, unbefangener und consequenter Entwickelung, auf ganz andere Resultate komme als jene angeblich mit

dem Offenbarungsglauben übereinstimmenden, wenn bewiesen werden könnte, daß das Denken nothwendig in seiner letzten Consequenz bei der völligen Negation jenes Glaubensinhaltes anlange, dann, sagen wir, würde der speculative Theolog nicht wohl umhin können, diese Consequenz ebenfalls auf sich zu nehmen und mit dem Glauben gänzlich zu brechen. Daß Marheineke diese Consequenz nicht anerkennen will, nachdem er doch das Princip angenommen hat, aus dem sie unvermeidlich fließt, das Princip des freien Denkens, daß er sich vielmehr zwischen dem Principe und seiner Consequenz, zwischen dem Glauben und der Kritik ängstlich, befangen, unstät hin- und herwendet, bald hier und bald dort ein Zugeständniß macht, welches er aber im nächsten Augenblicke wieder zurücknimmt, und sich so immer tiefer und tiefer in ein Netz von Widersprüchen verwickelt, aus welchem er keinen Ausgang findet — darüber hat ihn Bauer zwar in allzu schonungsloser und mit der Würde eines literarischen Kampfes nicht wohl verträglicher Weise, allein in der Sache selbst mit vollem Rechte zur Rede gesetzt. Unbefangener, aber auch unwissenschaftlicher und äußerlicher tritt die versuchte Vermittelung des speculativen und des historischen Elements bei den beiden Verfassern des ersten greifswalder Gutachtens auf. Sie finden es „nicht wider das Princip des Christenthums", daß Bauer den Begriff der Sündlosigkeit Jesu nicht auf historischem Wege, aus dem positiven Buchstaben der Schrift, sondern durch das speculative Denken gewonnen habe, sagen aber doch gleich hinterher: „die historische Grundlage des Christenthums sei auch ein wesentliches Moment desselben", als ob das Historische und das Speculative zwei Ingredienzien wären, die man nur zusammenzugießen brauchte, um daraus einen vollkommnen probaten Trank zu erhalten.

Eine ganz eigenthümliche Mischung historischer, speculativer und mystischer Elemente enthalten die theologischen Ansichten Gruppe's. Das speculative bildet jedenfalls den geringsten Bestandtheil darin; einige Schleiermacher'sche Reminiscenzen, die mehr geradezu aufgenommen als selbständig verarbeitet sind, das ist Alles. Nicht viel besser steht es um das Historische. Dasselbe soll, nach Gruppe's Ansicht, „überflutet" sein von einem lebendigen Strome poetischer Tradition; dadurch hätten, meint er, die historischen Facta „eine gewisse Umwandlung" erlitten, „eine Umwandlung", setzt er hinzu, „die man ebenso unrichtig eine absichtliche Veränderung als auch eine Entfernung von der Wahrheit nennen würde", die aber doch eine sehr wesentliche, tiefeinschneidende sein muß, da, wie er gleich darauf sagt, „Gemüth und Phantasie nichts berühren können, ohne ihm von ihrer Natur mitzutheilen, ohne die Gegenstände mehr und mehr zu sich hinzuziehen und alles Das auszuscheiden, was für sie keine Nahrung, keine Befriedigung hat", da auf solche Weise „der Geschichte sich ein tieferer Sinn mittheilt, der alltägliche Gang der Begebenheiten in seinen Wendungen eine rhythmische Gestalt annimmt und sich *unaufhaltsam ins Wunderbare steigert*". Es soll ferner „die Wahrheit dieses tief dichterischen, bewußtlos von innen heraus gestaltenden Elements (der Tradition) *eine ganz andere als die historische*, ja, in Bezug auf den innern Menschen, *geradezu eine höhere sein*". Nehmen wir hierzu noch die Hindeutungen Gruppe's auf die verwandte Auffassung der profanen Geschichte bei Niebuhr, sowie die auch von Andern zugegebene Einmischung der Volkspoesie in alle älteste Geschichtserzählung, so können wir freilich nicht begreifen, was eigentlich diese Gruppe'sche Traditionshypothese für die Begründung oder Erhaltung des historischen Christenthums leisten solle oder mit welchem Recht er die Ansichten von Strauß und Bauer bekämpfe. Denn, wenn Gruppe dieser Tradition einen „historischen Ausganspunkt" vindicirt, so haben diesen auch Strauß und Bauer nicht geradezu geleugnet, indem Beide die historische Existenz einer Persönlichkeit zugeben, welche zum Mittelpunkte eines Mythenkreises (bei Strauß) oder zum Subjecte einer freigebildeten schriftstellerischen Composition (nach Bauer) geworden sei; wenn aber Strauß und Bauer diesen historischen Ausgangspunkt, d. h. die persönliche Existenz und That Christi, nicht für den eigentlichen Quell und Realgrund derjenigen Vorstellungen und Begriffe halten, mit denen dieselbe in der christlichen Kirchenlehre umgeben ist, sondern höchstens für den äußerlichen Anstoß dazu; wenn sie also, mit andern Worten, erklären: der Christus, den uns die Kirchenlehre vorführt, der Wunderthäter und selbst von Wundern Umgebene, dieser Christus ist nicht derselbe, welcher geschichtlich existirt hat, sondern dieser Letzte war ganz etwas Anderes, vielleicht allerdings eine ausgezeichnete, durch mancherlei Schicksale merkwürdige Persönlichkeit, aber ganz gewiß kein übernatürliches und mit übernatürlichen Kräften wirkendes Wesen, vielmehr hat man ihm Dies, das Wunderbare in seiner Erscheinung und seinen Thaten, erst später angedichtet — wenn, sagen wir, Bauer und Strauß auf diese Weise die ganze Geschichtserzählung von Christo in zwei scharf getrennte Hälften theilen, wovon sie die eine der wirklichen Geschichte, die andere einer zweiten, ungeschichtlichen Quelle — dem mythenbildenden Gemeinbewußtsein oder der freischaffenden Einbildungskraft einzelner Autoren — zuweisen, was, fragen wir, thut denn Gruppe Anderes? Sagt er doch selbst, daß die Tradition, jener flutende Strom der Dichtung, der sich des dürftigen historischen Ausgangspunktes sogleich bemächtigt, „die Historie *überschreite*", und zwar „nicht nach *unterwärts*, sondern nach *oberwärts*, in Folge *geistiger Erhebung*"; daß „die höhere Inspiration, *welche wir ja auch den einzelnen begeisterten Dichtern und Künstlern zugestehen*, von dieser Tradition ganz untrennbar sei". Haben wir hier nicht im Grunde ganz Dasselbe, was Bauer sagt: ein freischöpferisches, künstlerisches Wirken Einzelner, die den historischen Stoff, der hier nicht Mehr zu sein braucht, als der Name und die zufällige Existenz eines bestimmten Individuums, durch die umbildende Macht ihrer Phantasie zu einer vollständigen,

poetischen und wunderbaren Geschichtserzählung verarbeiten, wie etwa auch ein moderner Dichter irgend eine historische Figur zum Vorwurfe seiner Dichtung nimmt, ohne sich übrigens an die Geschichte zu binden, vielmehr vollkommen frei und selbstschöpferisch mit derselben schaltend und waltend. Liegt nicht eben Dies auch in der Ansicht Gruppe's? Oder welches Kriterium bleibt ihm, um das echt Historische von dem durch die Tradition Hinzugefügten zu unterscheiden, da er vielmehr ausdrücklich sagt, „die Kritik werde hier nie eine scharfe Grenze ziehen können", „das Historische reiche in den Urkunden des Christenthums dem Poetischen die Hand, das Poetische gehe über ins Mystische". Wenn Gruppe versuchen wollte, sich einmal aus dem „feierlichen Helldunkel" allgemeiner Phrasen herauszubegeben und irgend eine einzelne, bestimmte Seite der Vorstellung von Christo nach seiner Auffassungsweise sich zu zergliedern, so würde er sich leicht überzeugen können, daß ein specifischer Unterschied zwischen dieser Auffassungsweise und der von ihm so hart getadelten Bauer'schen eigentlich gar nicht stattfinde. Nehmen wir gleich einmal die wunderbare Geburt Christi! Der „historische Ausgangspunkt" ist hier leicht zu finden; es ist das Factum, daß ein Mensch, Christus, geboren worden sei. Allein nun entsteht die Frage, wie viel von dem übrigen Inhalte jener Geschichtserzählung auf die Seite der wirklichen Geschichte, wie viel auf Rechnung der ausschmückenden Tradition zu stellen sei. Gruppe kann sagen: Christus ward unter ganz besondern Umständen geboren, und daraus machte dann die Volkspoesie oder die Begeisterung Einzelner eine wunderbare Geburt. Allein wer sieht nicht ein, daß auch bei dieser Erklärung noch immer das Specifische des „Wunderbaren" unvermindert auf Seiten der Tradition zurückbleibt, daß also der Begriff einer wunderbaren Geburt Christi bei dieser Auffassung zu einer bloßen poetischen Fiction wird und jede geschichtliche Basis verliert, daß aber hiermit Gruppe ganz auf demselben Standpunkte steht wie Bauer. Wollen wir dagegen sagen, das Wunderbare gehöre wesentlich mit zum „historischen Standpunkte", d. h. es sei eine feststehende Thatsache, nicht blos, daß ein Christus existirt habe, sondern auch, daß derselbe auf wunderbare Weise geboren worden sei, wollen wir Dies annehmen, so heben wir durchaus jene freie Bewegung, jenen höhern Schwung, jene innerliche Weihe und geistige Erhebung auf, welche in der poetischen Tradition liegen soll, und verengern „den Spielraum des Glaubens für verschiedene Gemüther und Naturen", welchen Gruppe als so nothwendig für das Gemüth betrachtet, auf ein Minimum, auf einen mathematischen Punkt; denn was können Phantasie und Gemüth zu dieser geschichtlichen Thatsache eines Wunders noch hinzuthun? Wie vermöchten sie wol, diese Vorstellung noch zu potenziren? Sollen sie aber etwas davon hinwegthun, so verschwindet die ganze Vorstellung, weil sie eine durchaus untheilbare ist. Und so ist es mit den sämmtlichen Grundbegriffen der Offenbarung. Man kann sie nur entweder ganz annehmen oder ganz verwerfen; einen Mittelweg gibt es hier nicht, und wenn Gruppe meint, durch seine Traditionstheorie einen solchen gefunden zu haben, so läßt sich leicht zeigen (wie wir dies soeben gethan), daß damit nicht das Geringste gewonnen und daß nur für die subjective Gemüthsstimmung des Einzelnen ein solcher Zustand des Schwebens zwischen zwei ewig unvereinbaren Punkten möglich ist, nicht aber für die objective Wissenschaft, mit andern Worten also, daß Das, was Gruppe als eine Vermittelung von Rationalismus und Supernaturalismus gibt, nichts ist als pure blanke Mystik, nur etwas poetisch aufgestutzt und gefärbt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Kleine Bücherausgaben.

Der Bibliopole Sir John Tobin kaufte ein „Gebetbuch der Maria von Burgund" für 105 Pfund Sterling. Der Einband maß nicht mehr als vier Zoll in der Höhe und ein klein wenig mehr in der Breite, aber es war auf das verschwenderischste und prächtigste mit graphischen Kunsterzeugnissen aus dem 15. Jahrhundert ausgestattet. — Das im J. 1628 aus der Officin zu Sedan in Frankreich hervorgegangene „Novum testamentum graecum" ist das kleinste aller gedruckten griechischen Testamente, es mißt nur 3¼ Zoll in der Länge und 1⅞ Zoll in der Breite. In England sind Exemplare davon zu Preisen von 1 bis 5 Guineen verkauft worden. — Dr. Dibdin sagt in seinen „Literary reminiscences", Bd. 2, S. 943, er besitze ein „Agnus Dei", welches für den ältesten Sohn Jakob's I., Prinzen Heinrich, gedruckt zu sein scheint und demselben auch gewidmet ist. Es ist 1⅜ Zoll hoch, 1 Zoll breit und ½ Zoll dick. Der Verf. desselben ist John Weever, welcher darin einen Abriß des Lebens Jesu in englischen Reimen gibt. Auf jeder Blattseite befindet sich nur eine Strophe, die jedoch nicht in Verse getheilt, sondern wie Prosa gedruckt ist. Der ganze Titel lautet: „An Agnus Dei. Printed by N. O. for John Smethwicke. 1610." Darauf folgt: „To Prince Henry, your humble servant, Jo. Weever." — Ein neueres Werk unter dem Titel „The english bijou almanac" ist nicht größer als der Daumennagel einer großen Hand.

Shakspeare wird bekanntlich nicht nur bei den Engländern, sondern auch bei andern Völkern, besonders bei uns allseitig wissenschaftlich gebildeten Deutschen, beinahe ebenso häufig citirt als die Bibel. Das Bedürfniß eines Verbalindexes aller in diesem Dichter enthaltenen Stellen mag sich daher schon manchem Redner und Schöngeist aufgedrungen haben. Diese geheimen Wünsche sehen sich jetzt erfüllt. Eine Dame, Mrs. Cowden Clarke, welche sich zwölf Jahre hindurch die Mühe nicht hat verdrießen lassen, jedes Wort in den 37 Dramen des unsterblichen Dichters alphabetisch einzureihen und Act und Scene, worin es vorkommt, beizusetzen, hat dieses „Vollständige Concordanzbuch zum Shakspeare" in monatlichen Heften herauszugeben angefangen. Bei jedem Wort ist so viel von der Stelle, worin es vorkommt, beigefügt, daß der Nachschlagende genau erkennen kann, ob es das gesuchte Citat ist. So findet man unter dem Wort „Apothecary":

Bid the apothecary — 2 *Henry*, *VI*, *III*, 3.
Civet, good apothecary, to sweeten my — *Lear*, *IV*, 6.
I do remember an apothecary — *Romeo and Juliet*, *V*, 1.
What, ho! apothecary — *Romeo and Juliet*, *V*, 1.
O true apothecary, thy drugs are quick — *Romeo and Juliet*, *V*, 3.

137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 330. —— 25. November 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 329.)

Anders fassen Thenius und Rädiger das Verhältniß der Tradition zur Geschichte auf. Thenius glaubt in den Briefen der Apostel den Kern der eigentlichen Geschichte von Christus zu finden, einen Kern, der in den ausführlichern Geschichtserzählungen der Evangelisten zwar mit mancherlei Nebenwerk umgeben sei, an dessen Authenticität mehr oder weniger Zweifel erhoben werden könnten, der jedoch an sich unantastbar sei. Thenius stützt sich also auf das Zeugniß der angeblichen unmittelbaren Begleiter Jesu, wobei nun freilich, wie er selbst zugibt, die Bürgschaft dafür vermißt wird, daß diese Zeugen auch wirklich reine geschichtliche Wahrheit berichten konnten und wollten. Es wird also hier jenes vorausgesetzt, was eben erst zu erweisen wäre, nämlich, daß die Geschichte von Jesu Person, Leben und Thaten durch das Medium der Berichterstattung keine wesentliche Abänderung erlitten habe, d. h. mit andern Worten, daß Das, was die Berichterstatter uns von Jesu erzählen, wirkliche Thatsache und nichts als Thatsache, nicht etwa blos eine subjective Einleitung jener selbst oder doch durch subjective Beimischungen entstellt sei. Daß wir dabei die äußere Glaubwürdigkeit dieser Berichte dadurch zu erhöhen suchen, daß wir die Berichterstatter zu unmittelbaren Zeugen und Theilnehmern der berichteten Ereignisse machen — wie dies Thenius thut —, das mag wol von einigem Gewichte hierbei sein, ist aber doch noch lange nicht entscheidend; denn wer weiß nicht, daß auch bei der unmittelbarsten Anschauung einer Thatsache, bei der directesten Betheiligung an einer Handlung — ja bei dieser nur um so leichter — das wirklich Geschehene mit der subjectiven Auffassung des Anschauenden sich auf eine Weise verbindet, die es fast unmöglich macht, beide Elemente klar zu unterscheiden? Daher unterliegt jedes geschichtliche Zeugniß, neben der äußern Beglaubigung, auch noch dem Kriterium innerer Glaubwürdigkeit und allernächst den aus der Summe früherer Erfahrungen abstrahirten Begriffen des Möglichen und Unmöglichen, und gegen die Macht dieser Kriterien vermag auch die größte äußere Glaubwürdigkeit des Zeugen nicht leicht aufzukommen. Wird wol auch der besonnenste Mann Glaube finden, wenn er etwas, obschon angeblich nach eigenem Augenschein, berichtet, was anerkannten Gesetzen der Physik oder Physiologie widerstreitet, z. B. daß er einen Stein ohne eine fremde bewegende Kraft sich habe von der Erde erheben oder einen Menschen ohne künstliche Hülfsmittel durch die Luft schreiten sehen. Wird man nicht vielmehr trotz aller gegentheiligen Betheuerungen annehmen, daß der Berichterstatter entweder nicht alle mitwirkende Umstände des Ereignisses genau genug beobachtet, oder daß er geradezu, wegen mangelhafter Beschaffenheit seiner Sinneswerkzeuge oder zufälliger Störung seines Reflexionsvermögens, etwas zu sehen geglaubt habe, was gar nicht in der Wirklichkeit bestand? Dasselbe ist nun der Fall mit den Wunderberichten im Neuen Testamente. Mögen wir immerhin diese von unmittelbaren Augenzeugen ausgehen lassen, um die Möglichkeit einer Einmischung subjectiver Elemente, wie sie allerdings bei einer Aufzeichnung nach bloßem Hörensagen noch unendlich größer ist, nach Kräften fernzuhalten, immerhin werden wir doch über die Schwierigkeit nicht hinauskommen, daß die Berichterstatter Menschen waren, die nur mit menschlichen Sinneswerkzeugen zu beobachten, nur mit menschlichem Begriffsvermögen das Beobachtete zu combiniren vermochten, die also auch allen den Sinnestäuschungen, Fehlschlüssen und Irrthümern ausgesetzt waren, denen wir täglich auch die scharfsinnigsten, im Denken und Beobachten geübtesten Menschen unterliegen sehen. Sollten also gerade diese Menschen — die Apostel — nicht haben irren können, so wäre dies selbst schon ein Wunder, ein ebenso großes Wunder wie Alles, was sie von Jesu berichten; und in der That ist die christliche Geschichte consequent genug, ein solches Wunder anzunehmen und dasselbe gleichsam als den Abschluß aller übrigen hinzustellen, nämlich die angebliche Ausgießung des heiligen Geistes und die dadurch bedingte Inspiration der Apostel. Hiermit kehrt sich aber eigentlich das ganze Sachverhältniß um. Nicht die unmittelbare äußerliche Anschauung, welche die Apostel von der berichteten wunderbaren Erscheinung und den Wunderthaten Jesu hatten, ist es, was uns für diese letztern Bürgschaft gibt

sondern vielmehr nur die Voraussetzung einer selbst wunderbaren Inspiration derselben, wodurch sie den Schwachheiten und Irrthümern gewöhnlicher Beobachter entrückt gewesen sein sollen. Nicht weil Augenzeugen uns die angeblichen Wunder berichten, müssen wir an diese Letztern glauben, sondern weil jene Augenzeugen nicht gewöhnliche Augenzeugen waren (denn solche könnten sich doch immer getäuscht haben), weil sie vielmehr die wunderbare Gabe empfangen hatten, sich nicht zu täuschen, nicht zu irren. Dies ist das Fundamentalwunder, auf welchem der Glaube an alle übrigen beruht; an dies müßten wir zu allererst glauben, sonst hilft uns selbst das Zeugniß der unmittelbarsten und nächsten Begleiter Jesu so gut wie nichts. Müssen wir aber einmal an ein solches Wunder, an eine solche unmittelbare göttliche Inspiration gewisser Menschen glauben, so brauchen dies nicht einmal gerade die Augenzeugen des Lebens Jesu gewesen zu sein; denn das Wesen des Wunders besteht gerade darin, daß durch dasselbe alle natürliche Bedingungen einer Wirkung, ebenso wol die fördernden als die hindernden, vollständig neutralisirt werden und die Wirkung lediglich in Folge der übernatürlichen Kraft des Wunderthäters eintritt. Diese Betrachtung würde dann weiter zu einer von den beiden folgenden Schlußfolgerungen führen: entweder würde man annehmen müssen, daß dasselbe Wunder, welches in den unmittelbaren Augenzeugen des Lebens und Thuns Jesu wirksam gewesen sei und diese befähigt habe, das Übernatürliche dieser Erscheinung in ihren Berichten getreu abzuspiegeln, auch auf irgend eine Weise in gewissen andern Individuen fortlebe, welche berufen seien, jene Berichte und die darin enthaltene Darstellung der Geschichte Christi authentisch zu erklären — da hätten wir denn das Dogma von der fortlaufenden Inspiration, das Fundament der katholischen Kirche und der päpstlichen Autorität —, oder man könnte auch wol sagen: ebenso gut wie jene ersten Jünger Jesu von diesem unmittelbar die wunderbare Inspiration durch den heiligen Geist empfangen haben sollen, ebenso gut kann Jesus in jedem Augenblicke jedem andern Menschen, den er dessen für würdig hält, dieselbe Gnade widerfahren lassen, und, sowie wir glauben sollen, daß gerade jene Jünger inspirirt und dadurch im Besitze einer vollkommenen Erkenntniß von dem Wesen und Walten Jesu gewesen seien, so kann auch jeder Einzelne von einer gleichen Inspiration oder innern Erleuchtung in Bezug auf sich selbst die innige Gewißheit haben, und diese Gewißheit, dieser Glaube an seine eigene innere Erleuchtung, an sein Auserwähltsein zum besondern Werkzeuge Gottes und Jesu setzt ihn dann in den Stand und berechtigt ihn, nicht allein für sein eigenes Glauben mehr der innern Einsicht und dem Gefühle als dem todten Buchstaben der Bibel zu folgen, sondern auch lehrend und belehrend in gleicher Weise, wie die Apostel, aufzutreten — eine Ansicht, welche bekanntlich dem Mysticismus in seinen verschiedenen Erscheinungen zu Grunde liegt.

Wir haben Dies hier weitläufig entwickelt, um zu zeigen, wohin die von Thenius aufgestellte Ansicht in ihren Consequenzen führe, und daß die Art und Weise, wie er sich die Beseitigung der gegen die Authenticität der neutestamentlichen Berichte aufgestellten Zweifel denkt, gar so einfach nicht sei, wie er glaubt.

Rähiger behauptet zwar auch gegen Bauer's Theorie von der freien künstlerischen Composition das Vorhandensein einer wirklichen, aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangenen geschichtlichen Berichterstattung, allein weder vindicirt er in gleicher Weise, wie Thenius, dem ganzen oder auch selbst nur dem wesentlichen Inhalte der Geschichte von Christo eine unbedingte Authenticität und Unmittelbarkeit (indem er vielmehr gänzlich unbestimmt läßt, wie viel davon spätere Zeiten hinzugefügt), noch auch stellt er (was damit zusammenhängt) diesen Inhalt als einen solchen dar, welcher jede freie, selbstthätige Mitwirkung des Auffassenden und Weitergebenden ausschlösse. Mit andern Worten: Rähiger nimmt an, daß Jesus allerdings wirklich existirt, daß er auch jedenfalls durch That und Wort den ersten und wesentlichsten Anstoß zu der allgemeinen Ideenbewegung gegeben habe, welche unter dem Namen des Christenthums die Welt umgestaltet hat; daß diese seine Thaten und Lehren uns wahrscheinlich in ziemlich getreuer Überlieferung aufbehalten worden seien durch seine unmittelbaren Jünger, daß jedoch, wie dies bei allen solchen bedeutenden geschichtlichen Erscheinungen zu gehen pflegt, zu diesem ursprünglichen, authentischen Kerne der christlichen Geschichte im Laufe der Zeit Manches hinzufügt oder auch wol davon hinweggenommen, daß Manches als von Jesu gesagt, Manches als mit ihm und durch ihn geschehen angenommen worden sei, was er weder gesagt, noch gethan, noch erlebt habe.

Diese Auffassung der christlichen Geschichte erscheint uns, wir müssen es bekennen, als die natürlichste, ja als die einzig natürliche, vorausgesetzt, daß Rähiger in das geschichtliche Factum der Erscheinung Christi nicht etwas hineinlegt, was ihm den rein geschichtlichen Charakter sogleich wieder entziehen würde, nämlich etwas, was über das natürliche Geschehen hinausgriffe. Die Annahme eines Übernatürlichen, Wunderbaren in der Person und dem Leben Christi würde diese Erscheinung zu einem außerhalb des natürlichen Verlaufs der Geschichte Stehenden machen, keins der Gesetze dieser Geschichte fände darauf Anwendung, kurz, es träte ganz das Verhältniß ein, welches wir oben bei Besprechung der Ansicht von Thenius bereits genauer charakterisirt haben. Wird dagegen Jesus für eine zwar durch ihre geistige Befähigung, ihre Gemüthstiefe, ihre Thaten und Schicksale ausgezeichnete und außerordentliche, aber doch nicht übermenschliche Persönlichkeit genommen, so verläuft, wie gesagt, die christliche Geschichte ganz natürlich. Ein ausgezeichneter Mann, der seine Zeit und was ihr fehlt, besser begreift als alle seine Zeitgenossen, stellt eine ganz neue Lehre, eine ganz neue Lebensansicht auf und bekräftigt dieselbe durch sein Beispiel im Leben sowie durch sein standhaftes Erdulden vielfacher Leiden und eines schmachvollen Todes, welchem

seine Feinde, die Anhänger des Alten, ihm überliefern. Diese seine Lehre lebt nach seinem Tode fort und gewinnt eine immer wachsende Verbreitung durch den Eifer seiner Jünger und Anderer, welche Augenzeugen seines reinen und erhabenen Lebens und Wirkens gewesen waren; allein, wie es mit allen solchen außerordentlichen Erscheinungen in der Geschichte zu gehen pflegt, mit der Fortpflanzung der Lehre Jesu durch seine Schüler und die Schüler dieser Schüler, mit der Überlieferung seiner persönlichen Thaten und Erlebnisse von Geschlecht zu Geschlecht finden sich allerhand Abweichungen von dem ursprünglichen Sinne jener Lehre und von der einfachen geschichtlichen Wahrheit dieser Thatsachen ein, mancherlei Zusätze, Erklärungen, Deutungen, wie sie, einer an sich schon so außerordentlichen Persönlichkeit gegenüber, im Kreise einer durch und für dieselbe begeisterten, überdies nicht sehr gebildeten und deshalb für Auffassung und Beurtheilung des Außergewöhnlichen wenig geeigneten Jüngerschaft kaum ausbleiben konnten. So ward im Verlaufe der Zeit die zwar außerordentliche, aber doch menschliche Persönlichkeit Jesu zu einer übernatürlichen, wunderbaren, seine Thaten zu Wunderthaten; so nahm vielleicht auch seine Lehre allmälig eine Tendenz an, welche ihr Urheber nicht oder doch nicht in dieser Weise ihr zu geben beabsichtigt hatte. Auf diese Weise scheint sich die christliche Geschichte am natürlichsten und mit den Erfahrungen, die wir bei andern geschichtlichen Erscheinungen ähnlicher Art machen, am übereinstimmendsten erklären zu lassen, und wir können dann der künstlichen und selbst wieder mysteriösen Erklärungsweisen von Strauß und Bauer füglich entbehren; denn daß auch die Bauer'sche Hypothese von dem „freien Selbstbewußtsein" sich wieder in dasselbe mysteriöse Helldunkel verläuft, in welchem sich die Strauß'sche Idee eines mythenbildenden Geistes bewegte, Das hat, wie sehr sich auch Bauer dagegen sträuben mag, auf eine für uns wenigstens vollkommen überzeugende Weise Räbiger in den folgenden, bereits in unserm zweiten Artikel angeführten Worten nachgewiesen:

Bauer kämpft nach Kräften gegen die mysteriöse Substantialität der Tradition, die auch bei Strauß noch übrig bleibt, und seine eigene Ansicht ist so weit entfernt, sich von diesem Mysteriösen zu befreien, daß sie vielmehr sich ganz darein verliert. Durch das Selbstbewußtsein der Gemeinde, in der Gemeinde sollen die Sprüche sich bilden, in ihr sollen sie sich durch die Überlieferung erhalten, aus ihr von den Schriftstellern aufgenommen werden. Hier verläuft sich Alles in das Dunkel des Vagen und Unbestimmten; man weiß nicht, von wem und wie die Bildung geschah, wie die Sprüche sich in den vielen Gemeinden verbreiteten, wie sie zu einem Reichthum des Gegebenen anwachsen konnten, aus dem die Schriftsteller ihren Bedarf herausgegriffen hatten. Befreien können wir uns von den Mysterien nur, wenn wir sie zu der Einheit des Selbstbewußtseins, von dem sie, nach dem Zeugniß der Geschichte, ausgingen, zurückführen, wenn wir sie in der Erinnerung der Gemeinde fortleben und aus ihr durch schriftliche Aufzeichnung fixiren lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte Rudolf's von Habsburg, Königs der Deutschen, dargestellt nach urkundlichen und meist gleichzeitigen Quellen von Ottmar F. H. Schönhuth. Zwei Bände. Leipzig, Fleischer. 1844. 16. 2 Thlr.

Der Hr. Verf. spricht in der sonst nichts Wesentliches enthaltenden Vorrede seine Liebe und Begeisterung für Rudolf aus und bemerkt zugleich, daß er zu dem vorliegenden Werke mehr denn neun Jahre gesammelt habe. Wir wollen diese Liebe nicht in Abrede stellen, auch seinem Sammlerfleiße alle Anerkennung zugestehen, aber dennoch wollen wir auch von vornherein nicht verschweigen, daß uns seine Arbeit durchaus nicht befriedigt hat. Es kann bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft und der Geschichtschreibung an einer einseitigen Specialgeschichte wenig gelegen sein, und dies um so mehr bei einem Werke, welches wie das oben genannte wenig Neues zu dem schon Bekannten hinzufügt, wenn nicht etwa einige Namen und dergleichen Nebensachen dafür gelten sollen. Wir verlangen jetzt von einem Geschichtschreiber mit Recht Verarbeitung des gewonnenen Stoffes, nicht blos Bearbeitung desselben. Wir müssen nicht nur ein lebendiges Bild von Dem, was er behandelt, gewinnen, sondern vor Allem die geistigen Bewegungen, die principiellen politischen Gedanken u. s. w., wie sie entstehen und sich entwickeln, in ihrem Zusammenhang und Gegensatz auffassen, weil wir dann erst zu einer förderlichen Einsicht in das Wesen der Geschichte, in die Entfaltung des Göttlichen, wie es sich in der Form der Zeitlichkeit offenbart, gelangen. Dann lernen wir erst, daß die Geschichte kein Sammelplatz zufälliger Begebenheiten und Regierungssysteme ist, sondern an sich die nothwendige Entwickelung des Geistes als die Idee der Freiheit darstellt. Daher muß der Geschichtschreiber überall die nothwendige Verkettung von Ursache und Wirkung, von Vergangenheit und Gegenwart, von Zeitgeist und Menschengeist, von Nothwendigkeit und Freiheit nachweisen und seinen geschichtlichen Schilderungen eine solche Gestalt geben, daß das Geäder dieses Gedankensystems durch die zarte Hülle der Darstellung hindurch sichtbar ist.

Von alledem ist in der vorliegenden Schrift nichts zu finden. Es fehlt der Geschichte Rudolf's zunächst der gewaltige Hintergrund, die Zeit des Faustrechts und Interregnums, die kaum ein paar Mal beiläufig erwähnt wird, wodurch aber die Stellung Rudolf's zur Vergangenheit und zu seiner Zeit unsichtbar und sein Lebensbild selbst wie in die Luft gemalt ist. So viel Einzelnes wir auch erfahren mögen, wir wissen es nicht zu würdigen, weil uns eben der Maßstab fehlt, weil wir die Hindernisse und Vortheile, die Rudolf bei seinen Handlungen fand, nicht abschätzen können und uns zur Gründung eines umfassenden Urtheils der Boden mangelt, indem der Verf. die Darstellung der deutschen Reichsverfassung gleichfalls unberücksichtigt gelassen hat. Rudolf stammt aus dem alten Geschlechte Derer von Habsburg, dessen Geschichte etwas weitläufig erzählt ist, besonders die Verhältnisse zu den Klöstern Muri und Murbach; dann wird er Kaiser, bringt Östreich, Steiermark u. s. w. an sein Haus, hält mehre Reichstage, zwingt Hochburgund, beim Reiche zu bleiben, straft in Thüringen die Raubritter, ertheilt und bestätigt Privilegien, verheirathet seine Töchter vortheilhaft und stirbt zuletzt. Dies ist der Inhalt des ganzen Buches, von dessen Helden wir nur auf der letzten Seite eine anschauliche Beschreibung erhalten: „Er war ein Mann lang von Statur, maß sieben Schuh in die Länge, war mager, hatte ein kleines Haupt, ein blasses Antlitz, eine lange Nase und wenige Haare."

Selbst die Form der Darstellung ist uns unbehaglich gewesen, denn es fehlt der Vertheilung des Stoffes die übersichtliche Ordnung der Massen, welche die Hauptsache von der Nebensache unterscheidet und den Reichthum der Begebenheiten in verwandte Gruppen vereinigt; statt dessen hält sich der Verf. an den zeitlichen Verlauf der Begebenheiten und bringt Alles bunt durcheinander, wie es eben passirt ist, sodaß eine Begeben-

heit oft die andere unterbricht und man zuerst einige Anfänge, darauf einige Enden von Geschichten auf einmal zu genießen bekommt. Nirgend kommt der Leser auf diese Weise zur Ruhe; sparsam eingestreute Bemerkungen bringen ihn selten zum Stillstehen und zur Betrachtung Dessen, was er gelesen hat, meistens geht es in einem Zuge von Anfang bis zu Ende in diesem eintönigen Referiren fort. Der Stil sogar ist nicht frei von Provinzialismen, veralteten, unverständlichen Worten und Wendungen, und im Ganzen ermüdend trocken; nur die Beschreibung der Schlacht auf dem Marchfelde, des Reichstags zu Erfurt und des Zuges nach Burgund werden plastischer, nehmen sogar einen poetischen Anflug, der freilich aus Horneck's Chronik entlehnt ist.

Was nun endlich die Darstellung Rudolf's selbst anlangt, so liegt seine Bedeutung für die deutsche Geschichte nicht sowol in Dem, was er wirklich vollbracht hat, sondern vielmehr in dem Anstoße zu der Richtung, welche er der deutschen Reichsverfassung und kaiserlichen Politik gab. In ihm kommt der romantische Geist des Mittelalters zur Besinnung, er kehrt aus seiner abstracten Idealwelt zurück in die Wirklichkeit; denn früher phantastisch in allen seinen Schöpfungen und Bestrebungen, wird er jetzt durch die Noth verständig, praktisch-nüchtern gemacht. Unter den frühern Kaisern, besonders den Hohenstaufen, hatte sich die Vorstellung von der Allgewalt der kaiserlichen Macht ausgebildet, der Gedanke eines die ganze Christenheit umfassenden Kaiserreichs hatte die Herzen überwältigt und berauscht, und das aus ihm hervorgehende Streben nach dem Besitz Italiens und der Kaiserkrone hatte sowol durch die Streitigkeiten mit den Päpsten, in welche es die Kaiser verwickelte, als auch durch die Unordnungen in Deutschland, zu denen die lange Abwesenheit der Kaiser Anlaß gab, unendliches Unglück über Deutschland gebracht.

So unumschränkt die kaiserliche Gewalt nach der Theorie der Juristen sein sollte, so beschränkt war sie in der Wirklichkeit, weil das Fundament der ganzen Feudalverfassung, Treue und Liebe, auf dem unsichern Boden der Subjectivität ruhte, sodaß die Befolgung der kaiserlichen Befehle von dem guten Willen und dem Dafürhalten der Vasallen abhing, und das kaiserliche Ansehen nicht weiter reichte als sein Schwert. An den Städten Oberitaliens brach sich die deutsche Kaisermacht, und in den Kämpfen der Welfen und Ghibellinen stumpfte sich die Vorstellung von der kaiserlichen Machtvollkommenheit vollends ab; Willkür, Verwirrung und Rechtlosigkeit herrschten in Deutschland, und während die Hohenstaufen ihre letzten Kräfte in dem Kampfe um Neapel und Sicilien verschwendeten, verblutete, verwilderte Deutschland vollends. Zu diesem Gegentheil ihrer selbst, zu Schwäche und Abhängigkeit, gelangte nicht nur das Kaiserthum, sondern auch das Papstthum sammt dem ganzen kirchlichen Leben. Die Kreuzzüge hatten ein klägliches Ende genommen, Palästina ging trotz aller Anstrengungen an seiner eigenen Verfassung zu Grunde; die mit dem Besitz des heiligen Landes erwartete Heiligung war nicht nur nicht eingetreten, sondern er hatte sogar Sittenverderbtheit und Ketzerei herbeigeführt; die päpstliche Macht verweltlichte sich von Jahr zu Jahr mehr, gab immer mehr Ärgerniß, und statt der Einheit des katholischen Glaubens drohte sich dieser in Sekten aufzulösen. Da mußten die Völker wegen dieser ungeheuern Enttäuschungen wol trostlos werden, den deutschen Fürsten mußte vor der anwachsenden Anarchie, in welche das Reich versank, bangen, weshalb denn jetzt das Verlangen nach einem geordneten Zustande wieder rege wurde. Dem Kaiserthum sollten festere Stützen gegeben werden, als die des rein persönlichen Verhältnisses zwischen Lehnsherren und Vasallen waren, durchgreifende Reformen mußten vorgenommen werden, um dem Reiche Einheit und Zusammenhang zu geben, und diese erwachende Besonnenheit ist es, welche Rudolf so allgemeine Anerkennung und Unterstützung in seinen Reformen verschaffte.

Rudolf selbst ist ein nüchterner, verständig berechnender Politiker, welcher die Fehler seiner Vorgänger vermied, den oft versprochenen Kreuzzug ebenso wenig unternahm als den von den Päpsten so oft verlangten Römerzug, und sich durch schlichte Frömmigkeit, Rechtlichkeit und Klugheit allgemeines Vertrauen erwarb. Da er selbst ohne große Hausmacht war, so wußte er sich in schwierigen Fällen theils durch kluge Unterhandlungen, theils durch vortheilhafte Verheirathungen seiner Töchter zu helfen; am meisten aber mußte er seine Hausmacht zu verstärken suchen, wozu ihm Ottokar's Empörung die beste Gelegenheit gab, dem er Östreich u. s. w. abnahm. Dieser Politik der Mehrung der eigenen Hausmacht folgten alle spätern Kaiser, wodurch sie sich von dem Widerspruch der Reichsfürsten unabhängig machten und in Fällen energisch verfahren konnten, ohne sich durch die Weitläufigkeiten der Reichstage aufhalten zu lassen.

Ferner hatte das Fehdewesen die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens der Einzelnen veranlaßt, es bilden sich das Corporationswesen, Ritter- und Städtebündnisse, welche sich bald als Landstände den Fürsten beschränkend entgegenstellen, die wiederum, da die Lehen längst erblich geworden waren, auf Gründung der Territorialherrschaft denken, wie sie Karl später durch die goldene Bulle wirklich einführte und wie sie durch die Hausgesetze der Landesherren behauptet wurde. So gibt also Rudolf den Anstoß zu einer ganz neuen Reichsordnung, den der staatsrechtlichen Verfassung statt der frühern feudalen, indem er die Reichsstände mit zu den Reichstagen beruft, und jeder einzelne von den Kurfürsten zu allen Reichsgesetzen seine Einwilligung geben muß, ehe sie als gültig anerkannt werden. Das Staatsrecht bekam sichern Boden, feste Grenzen, innerhalb welcher sich später das Reichskammergericht u. s. w. entwickelte, und da man einmal auf den Boden des Rechts getreten war, so verdrängte bald das feiner ausgebildete römische Recht das deutsche. Indem endlich Rudolf der Kaiserkrone entsagte, vermied er die Streitigkeiten mit den Päpsten, woraus sich zwischen König und Papst wiederum ein rein politisches Verhältniß entwickelte, und zwar um so eher, da die zu Avignon residirenden Päpste unter französischem Einfluß standen, bis sich Deutschland zu Rense von jeder politischen Einmischung der Päpste emancipirte.

Diesen ganzen Entwickelungsproceß, diesen Übergang aus der Phantasterei zur Nüchternheit, diese Abstumpfung für höhere Interessen, wie sie besonders im Absterben der Poesie sichtbar wird, diese Beschränkung auf Privatinteressen in der Gründung der Territorialherrschaft, welche Deutschland bald so ohnmächtig machte, alle diese Keime einer neuen Reichsverfassung hätte der Verf. darlegen sollen, wenn er uns Rudolf's Verdienste nach Würden zeigen wollte, dessen Regierung an äußern großen Thaten eben nicht reich ist.

Wer übrigens von einem Geschichtswerke nichts weiter verlangt, als daß ihm Alles haarklein erzählt, jeder Name genannt und jeder unbedeutende Vorfall umständlich mitgetheilt wird, damit er ein anschauliches Bild von seinem Gegenstande erhalte, dem mag das vorliegende Buch bestens empfohlen sein, welches einem philosophisch und politisch gebildeten Historiker wol die Mühe eines eigenen weitläufigen Studiums Rudolf's ersparen kann; höher freilich wage ich des Verf. Arbeit nicht anzuschlagen. **113.**

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Bericht vom Jahre 1844 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.
Herausgegeben von Dr. **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 331. —— 26. November 1844.

Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte und die Literatur darüber.

Vierter und letzter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 330.)

Sehr richtig erklärt Räbiger den psychologischen Grund, aus welchem die Ansicht Bauer's von der christlichen Geschichte erwachsen sei. Bauer habe nämlich gefürchtet, wenn er die Person Christi als den eigentlichen Träger und Ausgangspunkt dieser Geschichte bestehen lasse, so werde nicht zu vermeiden sein, daß in diese Person etwas Übernatürliches, Wunderbares hineingelegt werde. Deshalb habe er sie lieber ganz aufgehoben und zu einem bloßen Schemen, ja, um die Wahrheit zu sagen, zu einer bloßen Romanfigur gemacht. Ebenso richtig bemerkt aber Räbiger hiergegen, daß, wenn es einmal die Erhebung des „freien Selbstbewußtseins" zum Princip der heiligen Geschichte, an der Stelle einer mysteriösen „allgemeinen Substanz", gelte, man nothwendig nicht bei den einzelnen angeblichen Verfassern der neutestamentlichen Berichte stehen bleiben dürfe, sondern auf Jesus, als das wahre „freie Subject", zurückgehen müsse. Auch ist die Befürchtung Bauer's gänzlich grundlos, als ob mit der Annahme eines wirklich historischen Subjects und Trägers der christlichen Geschichte diese nothwendig zu einer Wundergeschichte werden müsse; vielmehr haben wir oben, nach Anleitung Räbiger's, gezeigt, daß und auf welche Weise sich das persönliche Dasein und Wirken Jesu recht wohl als Urquell der gesammten christlichen Geschichte denken lasse, ohne doch dieser Geschichte ihren wahrhaft geschichtlichen Charakter zu nehmen, d. h. ohne die natürliche Entwickelung der Begebenheiten und die freie Rückwirkung der einzelnen Persönlichkeiten zu dieser Entwickelung im geringsten zu beeinträchtigen. Wir können recht wohl die geschichtliche Existenz Jesu zugeben, ohne deshalb dieser geschichtlichen Person das Prädicat des Übernatürlichen beizulegen, vielmehr wird die Kritik allerdings darauf bestehen müssen, daß dieses Prädicat auf Rechnung einer subjectiven Auffassung jener historischen Persönlichkeit gesetzt werde, und es wird ein Hauptaugenmerk derselben sein müssen, zu untersuchen, inwieweit zu einer solchen Auffassung Jesus selbst Anlaß gegeben habe, oder inwieweit dieselbe ihm selbst fremd gewesen und lediglich durch seine Umgebungen oder spätere Berichterstatter in Gang gesetzt worden sei. Ebenso muß es Sache einer historisch-kritischen Untersuchung sein, welches denn wol eigentlich die von Jesu selbst erfaßte und als Princip einer neuen Weltgestaltung geltend gemachte Lebensanschauung gewesen sei; ob darin bereits die Richtung, welche das Christenthum, wie es sich später geschichtlich ausbildete, dem Geiste der Menschheit gab, vollständig ausgeprägt und mit Bewußtsein festgehalten gewesen sei, oder ob auch diese erst durch die Überlieferung und dazwischen sich eindrängende fremdartige Auffassungen allmälig sich herausgebildet habe, was allerdings das Wahrscheinlichere ist und worüber wol jetzt unter den Bearbeitern der christlichen Dogmengeschichte ziemliche Übereinstimmung besteht. Diese und ähnliche Untersuchungen von der höchsten Wichtigkeit werden durch die Räbiger'sche Ansicht von der christlichen Geschichte angebahnt und hervorgerufen, durch die Bauer'sche dagegen unterdrückt und als unnütz hingestellt; denn wenn die christliche Geschichte nichts ist als ein Roman, so verlohnt es sich der Mühe nicht, zu wissen, ob der Held dieses Romans wirklich gelebt oder nicht; und wenn ferner die christliche Lebensanschauung gleich so im Ganzen abgeurtheilt wird, wie dies Bauer thut, so geht freilich die Betrachtung des feinen psychologischen Ideengewebes verloren, aus dem dieselbe muthmaßlich sich entwickelt und krystallinisch abgesetzt hat — eine Betrachtung, die zwar nicht unumgänglich nothwendig ist, wenn man eben nur darauf ausgeht, die letzten praktischen Resultate der christlichen Lebensansicht den Anfoderungen der sogenannten freien Vernunft und Philosophie gegenüberzuhalten und daran kritisch zu vernichten, die aber von der höhern philosophischen Geschichtsforschung und der historischen Gerechtigkeit dringend gefodert wird, weil man ohne dieselbe theils den Personen, welche man als Träger jener Ansicht hinstellt, schweres Unrecht thut, theils auch die mancherlei wichtigen Lehren und Erfahrungen unbeachtet und unbenutzt läßt, welche die Geschichte an jede ihrer Erscheinungen und selbst an die scheinbaren Verirrungen des Menschengeistes knüpft.

Wir könnten über dies wichtige Thema noch Manches sagen; allein der Zweck d. Bl. gestattet uns ein solches tieferes Eingehen nicht, und das bereits Gesagte reicht hin, um unsere Ansicht über Bruno Bauer und seine Kritiker darzulegen und zu begründen. Wir wen-

den uns daher jetzt zu der zweiten Seite unserer Aufgabe, zu der Frage der Lehrfreiheit, welche bei Anlaß der Bauer'schen Streitigkeiten in Anregung und zu einer factischen Entscheidung gekommen ist. Wir können jedoch hier ganz kurz sein, da wir unsere Meinung über diesen Punkt vollständig ausgesprochen und entwickelt finden in einer der im dritten Artikel angeführten Schriften, nämlich in dem „Theologischen Votum", dessen Auffassung und Erledigung der aufgeworfenen Frage wir in allen ihren Theilen zu der unserigen machen. Die Grundansicht dieser Schrift war aber in Kürze folgende: Die protestantische Theologie trägt, zufolge ihres geschichtlichen Ursprungs, den sie aus der Reformation genommen, ein doppeltes Princip in sich, ein kirchliches, auf Festhaltung eines bestimmten positiven Glaubensinhalts gerichtetes, und ein kritisches, der freien Forschung und Prüfung zugewendetes. Dieser innere Gegensatz ist unauflöslich, unversöhnlich und muß nothwendig zu solchen mislichen Vorgängen führen, wie die Bauer'sche Angelegenheit einer ist, wo das eine Princip mit dem andern in offenen Widerspruch geräth, und man, um das eine zu retten, das andere preisgeben, vernichten muß. Die theologischen Facultäten Preußens haben in ihren Gutachten selbst anerkannt, daß ein wesentliches Princip der protestantischen Universitäten in der Freiheit der Forschung bestehe, daß diese Freiheit der Forschung sich nach äußern Rücksichten nicht beschränken lasse, und daß es schwer, wo nicht unmöglich sei, anzugeben, wo sie enden solle oder könne, da eine Selbstbeschränkung derselben aus innern Gründen ebenfalls nicht wohl denkbar sei. Sie haben aber auf der andern Seite bekennen müssen, daß es mit der Theologie, „als einer Vorbereitung zum Kirchendienste", aus sei, sobald jenes Princip der freien Forschung seine ganze volle und unbedingte Geltung anspreche und erlange, weil dann der junge Theologe, statt der Kirche und ihrem Glauben zugeführt zu werden, vielmehr ihr immer mehr entfremdet und zum vollkommenen Mysticismus erzogen werden dürfte. Wenn diese Wirkung bisher noch nicht allgemeiner auf unsern Universitäten eingetreten ist, wenn vielmehr die Mehrzahl sowol der praktischen Theologen als auch der Lehrer der Theologie eine Vermittelung zwischen dem Kirchenglauben und den Anfoderungen der freien Wissenschaft herzustellen verstanden, oder vielmehr sich eingebildet haben, daß sie es verständen, so wird doch ein solcher Zustand täglich unhaltbarer und dem Einzelnen, der es ehrlich mit seinem Amt und der Wissenschaft meint, unerträglicher. Und welches Mittel gibt es, um diesen Zwiespalt zu lösen? Das „Theologische Votum", hat ein solches angegeben, und wir können ihm darin nur beistimmen. Es verlangt nämlich eine Scheidung unserer theologischen Facultäten in solche, welche ihre Zöglinge lediglich für den Dienst der Kirche vorbereiten sollen — also theologische Seminare — und solche, deren Zweck blos der Ausbau der Wissenschaft sein würde. Für letztere verlangt der Verf. vollkommene Freiheit, für erstere dagegen würde das Dogma der Kirche die feste Regel des Lehrers bilden. Wir sind damit, wie gesagt, ganz einverstanden; nur, glauben wir, würde man dennoch einen Schritt weiter gehen müssen, als der Verf. des „Theologischen Votum" gehen zu wollen scheint; man würde nämlich auch eine Scheidung der protestantischen Kirche in eine Mehrheit von Kirchen oder kirchlichen Gesellschaften gestatten müssen, deren jede ein bestimmtes Glaubensbekenntniß, wie es dem innern Bedürfniß ihrer Mitglieder entspräche, annähme und festhielte; denn wer sollte sonst bestimmen, was strengkirchlich sei, was nicht? Die katholische Kirche kann dies wol, denn sie hat ein sichtbares Oberhaupt und sie ist begründet auf das Dogma von der fortlaufenden Inspiration; die protestantische hat Beides nicht; sie kann daher ihre Einheit nur auf die freie Zustimmung und Überzeugung ihrer sämmtlichen Mitglieder gründen, und diese wiederum ist nur dann möglich, wenn die Formen und Grenzen des kirchlichen Glaubens und des Gottesdienstes nicht durch Verwaltungsbefehl von oben her, von einer obersten juristischen oder geistlichen Behörde vorgeschrieben, sondern von unten her, aus der Gemeinde selbst herausgebildet werden, wenn also die Kirche nicht etwas von vornherein Gegebenes und unabänderlich Feststehendes ist, dem der Einzelne sich einordnen muß, mag nun sein religiöses Bedürfniß und sein Glaube sich damit vertragen oder nicht, sondern vielmehr das freie Product der Übereinstimmung und Vereinigung einer Anzahl Gleichdenkender und Gleichfühlender.

Doch, hier sehen wir uns auf ein Gebiet versetzt, welches viel zu weit ist, als daß wir dasselbe in den Bereich unserer gegenwärtigen Betrachtung hereinzuziehen versuchen sollten. Wir schließen daher diese letzten ab und überlassen es einer andern wissenschaftlichen Untersuchung, den Faden, den wir hier fallen lassen, wieder aufzunehmen und weiter fortzuspinnen.

32.

Fünf Jahre in Spanien (1835 — 39). Von George Borrow. Nach der dritten Auflage aus dem Englischen übersetzt. Drei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1844. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Als Missionar der englischen Bibelgesellschaft hat Borrow die meisten Länder Europas durchreist; außerdem ist er in Amerika, Asien und Afrika gewesen und hat namentlich durch sein Studium der in Rußland, Spanien, der Türkei, Moldau und Walachei lebenden Zigeuner verdiente Aufmerksamkeit erregt. Die Selbstverläugnung und muthige Ausdauer, ohne welche es nicht möglich gewesen wäre, eine so lange Zeit unter den wilden Horden dieses Volkes zu leben, spricht für Borrow's ausgezeichnete Befähigung zum Missionsgeschäfte; paart sich nun mit jenen schätzbaren Eigenschaften, wie es hier der Fall ist, gesunder Verstand, vielseitige und tüchtige Bildung, auf reiche Erfahrungen gegründete Welt- und Menschenkenntniß, so darf man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Beschreibung, welche ein solcher Mann von seinen Erlebnissen in der Fremde entwirft, zu den bessern Erzeugnissen der Reiseliteratur gehört. Diese Voraussetzung bestätigt sich bei dem vorliegenden Buche; die darin enthaltenen Mittheilungen über Portugal und Spanien sind mannichfach belehrend, auch meist unterhaltend, wie sie freilich in noch höherm Grade sein würden, wenn der Verf. eine Anzahl minder bedeutender Dinge unerwähnt gelassen oder

kürzer abgefaßt hätte. Doch liest man sich auch über dergleichen breite Stellen leidlich hinweg und kann bei der Frische und Lebendigkeit, mit welcher selbst die geringfügigsten Vorkommnisse aufgefaßt und dargestellt sind, nicht eigentlich über Langweile klagen.

Des Verf. Anschauungsweise ist fast durchweg unbefangen und heiter. Mystische Überschwänglichkeit und Verzückung scheint überhaupt bei englischen Missionaren nur selten vorzukommen; meistens sind es praktische Männer, die neben dem frommen Werke der Bibelverbreitung unter den fremden Nationen allerlei nützliche Notizen sammeln und sie ihrem Gouvernement nicht vorenthalten; dieses macht dann gelegentlichen Gebrauch davon, wie z. B. in China, wo Gützlaff schon einige Jahre vor dem Ausbruche des Opiumstreits die Küstengegenden studirt und sehr zweckdienliche Vorarbeiten zu den spätern Operationen der englischen Flotte gemacht hatte. Auch Borrow leidet nicht an der Muckerkrankheit; nirgend haben wir gefunden, daß er die Augen verdreht oder in heiliger Zerknirschung zur Erde niederschlägt; rührende Bekehrungspredigten an die verwahrlosten spanischen Christen bekommen wir ebenfalls von ihm nicht zu lesen; darauf hatte er es wol auch nicht abgesehen, seine Hauptaufgabe war, das Terrain kennen zu lernen und dabei möglichst viele Bibeln unter das Volk zu bringen, was ihm denn auch in den Jahren 1836—39 ohne erhebliche Anfechtungen geglückt ist. Im J. 1844 möchte es ihm bei einem solchen Unternehmen nicht so gut gehen, und leicht könnte er in irgend einer erneuten Santa Casa lebenslängliche Versorgung finden oder müßte mindestens darauf gefaßt sein, mit Steinwürfen vom geistlichen und weltlichen Pöbel zum Lande hinausgejagt zu werden, wenn er sich jetzt beikommen ließe, das „verruchte" Buch unter die Leute zu vertheilen; denn die Zeiten haben sich seitdem gewaltig geändert, die Aussöhnung mit dem Oberhaupte der alleinseligmachenden Kirche macht überall merkwürdige Fortschritte, und nicht blos in Spanien werden die Klöster restaurirt.

Gegen Ende des Jahres 1835 landete Borrow in Portugal; die Plackereien auf dem Zollamte waren so unleidlich, die Visitatoren so außerordentlich unhöflich und mistrauisch, daß der Verf. sich nach Rußland zurückwünschte, welches er einen Monat früher verlassen hatte. Sehnsucht nach Rußland bei einem Manne, der die pyrenäische Halbinsel angesichts des zauberischen Lissabon betritt! — Zollbeamte sind zwar an keinem Orte eine besonders liebenswürdige Menschenclasse, die portugiesischen müssen aber, um solch eine Stimmung bei den Reisenden hervorzubringen, wirklich das abscheulichste Gesindel auf Gottes Erdboden sein.

Noch immer hat Lissabon fast nach allen Richtungen Spuren jenes schrecklichen Erdbebens, von welchem es vor etwa 90 Jahren erschüttert wurde. Mit allen seinen Ruinen und seinen Veränderungen ist es die merkwürdigste Stadt der Halbinsel, ja vielleicht des gesammten südlichen Europa. Borrow geht nicht auf die Beschreibung der Einzelheiten Lissabons ein; doch bemerkt er, daß es die Beachtung des Kunstfreundes ebenso gut verdiene wie Rom selbst. Wahr ist es freilich, daß es bei seinem Überflusse an Kirchen dennoch keine so riesenhafte Kathedrale wie die zu St.-Peter besitzt, um das Auge auf sich zu ziehen und mit Bewunderung zu erfüllen; doch hat es, wie der Verf. behauptet, kein Denkmal menschlicher Anstrengung und Kunst, zu welchem Zwecke auch immer bestimmt, weder im alten, noch im modernen Rom gegeben, das sich mit den Wasserwerken Lissabons messen könnte, nämlich mit dem staunenswürdigen Aquäduct, dessen Hauptbogen über das nordöstlich von Lissabon liegende Thal weggehen, und der seinen kleinen Strom von kühlem und köstlichem Wasser in die Felsencisterne innerhalb des schönen Gebäudes ergießt, das „die Mutter der Gewässer" heißt, von wo die ganze Hauptstadt mit flüssigem Krystall versehen wird, obwol die Quelle sieben Stunden weit entfernt ist.

Der Verf. hatte bei seiner Landung nicht die Absicht, in Lissabon oder überhaupt in Portugal lange zu bleiben, sein Bestimmungsort war Spanien, wo er für die Zwecke der englischen Missionsgesellschaft thätig sein sollte; denn Spanien war bis dahin ein für die Bibel gesperrtes Reich, nicht so Portugal, wo seit der Revolution die Bibel eingebracht und in Umlauf gesetzt werden durfte. Doch war in letzterm Lande noch wenig für die Sache geschehen. In einem Dorfe nicht weit von der Hauptstadt fragte der Verf. einen jungen Menschen, ob er oder seine Ältern mit der heiligen Schrift bekannt wären und ob sie bisweilen darin läsen; das schien dieser nicht zu verstehen.

„Ich muß bemerken", sagt Borrow, „daß der Knabe 15 Jahr alt, in vieler Hinsicht sehr einsichtsvoll war und einige Kenntniß der lateinischen Sprache besaß; gleichwol kannte er die Bibel nicht einmal dem Namen nach, und nach Dem, was ich in der Folge bemerkt habe, zweifle ich nicht, daß wenigstens zwei Drittel seiner Landsleute in diesem so wichtigen Punkte nicht besser unterrichtet sind als er. An den Thüren der Dorfwirthshäuser, an dem Herde der Landleute, auf den Ackerfeldern, wo sie arbeiten, an den steinernen Brunnen am Stege, wo sie ihr Vieh tränken, habe ich die niedere Classe der Bewohner Portugals nach der heil. Schrift gefragt, und in keinem einzigen Falle wußten sie, was ich meinte, oder vermochten sie mir eine vernünftige Antwort zu geben, obwol ihre Antworten in Bezug auf alle andern Gegenstände ziemlich verständig waren. Überhaupt nichts überraschte mich mehr als die freie, unbefangene Art, womit das portugiesische Landvolk ein Gespräch zu führen weiß, und die Reinheit der Sprache, womit sie ihre Gedanken ausdrücken, da doch nur wenige von ihnen lesen und schreiben können, während dagegen das Landvolk Englands, dessen Erziehung im Allgemeinen weit höher steht, in seinen Reden bis zum Viehischen grob und plump und in seinen Ausdrücken bis zur Abgeschmacktheit incorrect ist, obwol die englische Sprache im Allgemeinen in ihrem Bau weit einfacher ist als die portugiesische."

Nachdem Borrow noch einige Städte und Dörfer in Portugal besucht hatte, überschritt er anfangs Januar 1836 die spanische Grenze. Auf dem Wege nach Madrid macht er sich viel mit seinen Lieblingen, den Zigeunern, zu thun und gelangt endlich mit dem Eilwagen von Estremadura nach der Hauptstadt Spaniens. Der Verf. hat die meisten Hauptstädte der Welt gesehen, keine aber hat ihn jemals so interessirt als Madrid. Zwar hat Petersburg schönere Straßen, Edinburg stattlichere Gebäude, London herrlichere Plätze, während Schiras weit prachtvollere Springbrunnen, obwol nicht kühlere Gewässer aufzuweisen hat.

„Jedoch die Bevölkerung! — Innerhalb einer Lehmmauer, die kaum anderthalb Stunden im Umfange hat, befinden sich zweimalhunderttausend Menschen eingeschlossen, welche sicherlich die merkwürdigste Volksmasse bilden, die man nur irgendwo in der Welt findet, und dabei mag man stets daran denken, daß diese Masse durch und durch spanisch ist. Die Bevölkerung Konstantinopels ist freilich merkwürdig genug, indeß zu ihrer Zusammensetzung haben zwanzig Nationen beigetragen, Griechen, Armenier, Perser, Polen und Juden — die Letztern sind, beiläufig gesagt, spanischen Ursprungs und sprechen unter sich die altspanische Sprache —, aber die ungeheure Bevölkerung von Madrid — mit Ausnahme einiger dahin versprengten Fremden, besonders französischer Schneider, Handschuhfabrikanten und Perrückenmacher — ist durchaus spanisch, obwol ein bedeutender Theil nicht am Orte geboren ist. Hier gibt es keine deutschen Colonien wie zu Petersburg, keine englischen Factoreien wie zu Lissabon, keine Scharen übermüthiger Yankees, die wie zu Havana sich müßig in den Straßen umhertreiben mit einer Miene, die zu sagen scheint: das Land ist unser, sobald wir Lust haben, es wegzunehmen; die, wie seltsam und ungeregelt und aus wie verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt sie auch sein mag, echt spanisch ist und es so lange bleiben wird, als die Stadt existiren wird. Seid mir gegrüßt, ihr Aguadores Asturiens, die ihr in eurem Anzuge von grobem

Küffel und in euren ledernen Mützen zu Hunderten bei den Springbrunnen auf euren leeren Wasserfässern sitzend oder mit den gefüllten zu den höchsten Stockwerken stattlicher Häuser empor keuchend gesehen werdet. Gegrüßt seid mir, ihr Caleseros von Valencia, die ihr, müßig an eure Fuhrwerke hingelehnt, Taback für eure Papiercigarren raspelt, während ihr auf Fahrlohn wartet. Ich grüße euch, ihr Bettlet von La Mancha, Männer und Frauen, die ihr, in grobes Wollenzeuch gehüllt, euer Almosen ohne Unterschied am Thore des Palastes wie des Gefängnisses euch erbettelt! Auch euch, ihr Lakaien aus den Gebirgen, ihr Majordomos und Secretarien aus Biscaya und Guipuzcoa, ihr Toreros von Andalusien, Riposteros von Galicien, Verkäufer aus Catalonien! Euch, ihr Castilier, Estremadurer und Aragonier, von welchem Stande und Berufe ihr auch sein möget! Und endlich euch, ihr Söhne der Hauptstadt, Pöbel von Madrid, ihr zwanzigtausend Manolos, deren schreckliche Messer am Morgen des 2. Mai unter Murat's Legionen ein so grimmiges Gemetzel anrichteten!"

„Und nun noch die höhern Stände, die Damen und Herren, die Cavaliere und Señoras — soll ich sie mit Stillschweigen übergehen? Die Wahrheit ist, daß ich wenig von ihnen zu sagen weiß; ich mischte mich wenig in ihre Gesellschaften, und was ich von ihnen sah, war keineswegs geeignet, mir einen hohen Begriff von ihnen beizubringen. Ich gehöre nicht zu Denen, die, wohin sie auch kommen, stets gewöhnt sind, die höhern Stände herabzusetzen und das gemeine Volk auf Unkosten derselben herauszustreichen. Es gibt viele Hauptstädte, in welchen die hohe Aristokratie, die Herren und Damen von Stande, die Söhne und Töchter des Adels den beachtungswerthesten und interessantesten Theil der Einwohnerschaft ausmachen. Dies ist in Wien und besonders in London der Fall. Wer kann es dem englischen Lord an stolzer Haltung, an würdigem Benehmen, an Kraft des Arms und an tapferm Muthe gleichthun? Wer reitet ein edleres Pferd und wer sitzt fester darauf? Und wo gibt es etwas Liebenswürdigeres als seine Gemahlin, Schwester oder Tochter? Was indeß die spanische Aristokratie, die Damen und Herren, die Cavaliere und die Señoras betrifft, so glaube ich, je weniger man von ihnen in Hinsicht der eben angedeuteten Beziehungen sagt, desto besser ist es. Ich gestehe indeß, daß ich wenig von ihnen zu sagen weiß; sie haben vielleicht ebenfalls ihre Bewunderer, und den Federn dieser letztern überlasse ich es, ihnen eine Lobrede zu halten. Le Sage hat sie geschildert, wie sie vor beinahe zweihundert Jahren gewesen sind. Seine Schilderung ist nichts weniger als einnehmend, und doch glaube ich nicht, daß sie sich seit der Abfassung jener Skizzen des berühmten Franzosen sonderlich gebessert haben. Ich will daher lieber von den niedern Volksclassen, nicht blos in Madrid, sondern in ganz Spanien Einiges sagen. Der Spanier der niedern Classe hat weit mehr Interesse für mich, mag er nun Manolo, Ackersmann oder Mauleseltreiber sein. Er ist kein gemeiner, sondern ein wirklich seltener Mensch."

Mendizabal war damals Premierminister mit fast unbeschränkter Gewalt; der Verf. glaubte also vor Allem erst diesen mächtigen Mann für seine Absichten günstig stimmen zu müssen, und beschloß, sich an ihn zu wenden. Mit einem Empfehlungsbriefe des englischen Gesandten begab er sich nach dem Palast, in dessen einem Seitenflügel die Geschäftszimmer des Ministers sich befanden. Nach dreistündigem Warten in einem kalten Vorzimmer gelangte der Verf. zur Audienz. Von Mendizabal und der mit ihm gehabten Unterredung erzählt er Folgendes:

„Mendizabal stand hinter einem mit Papieren bedeckten Tische, worauf seine Augen unverwandt gerichtet waren. Er nahm von meinem Eintreten nicht die geringste Notiz, und ich hatte also Zeit genug, ihn zu betrachten. Er war ein großer, athletischer Mann, etwas größer als ich, der ich ohne meine Schuhe 6 Fuß 2 Zoll messe. Seine Gesichtsfarbe war blühend, seine Gesichtszüge fein und regelmäßig, seine Nase fast ganz eine Adlernase und seine Zähne blendend weiß; obwol kaum 50 Jahre alt, hatte er doch schon außerordentlich graues Haar; er trug einen reichen Schlafrock, eine goldene Kette um den Hals und Marokko-Pantoffeln an den Füßen."

„Sein Secretair, ein schöner, geistvoll aussehender Mann, der, wie ich später hörte, sowol in der englischen als in der spanischen Literatur sich einen Namen erworben hatte, stand an dem einen Ende des Tisches und hatte Papiere in den Händen. Nachdem ich ungefähr eine Viertelstunde dagestanden, erhob Mendizabal plötzlich ein paar durchdringende Augen und heftete sie mit einem ganz besonders prüfenden Blick auf mich."

„Meine Audienz bei ihm dauerte beinahe eine Stunde. Verschiedene Gespräche wurden zwischen uns geführt. Ich fand, wie man mir schon gesagt hatte, in ihm einen bittern Feind der Bibelgesellschaft, von welcher er in gehässigen und verächtlichen Ausdrücken sprach und keineswegs einen Freund der christlichen Religion, was ich mir leicht erklären konnte. Ich verlor indeß den Muth nicht, sondern machte ihm die Sache, die mich hierher führte, sehr dringend, und es gelang mir zuletzt wenigstens das Versprechen zu erhalten, daß nach Verlauf einiger Monate, wo, wie er hoffte, der Zustand des Landes beruhigter sein würde, mir erlaubt werden würde, die heilige Schrift drucken zu lassen."

„Als ich wegzugehen im Begriff war, sagte er noch: «Euer Gesuch ist nicht das erste der Art, das an mich gerichtet worden ist. Seitdem ich am Staatsruder stehe, bin ich fortwährend auf diese Weise belästigt worden, und zwar von Engländern, die sich evangelische Christen nennen und seit kurzem scharenweise nach Spanien herüberkommen. Noch in der vergangenen Woche fand ein buckeliger Kerl seinen Weg in mein Cabinet, während ich eben in wichtige Geschäfte vertieft war, und sagte mir, Christus werde bald kommen. Und nun seid Ihr hier und habt mich fast beredet, mich mit der Geistlichkeit in noch mehr Mishelligkeit zu setzen, als ob sie mich nicht schon genugsam haßte. Was ist doch das für eine seltsame Bethörung, die Euch mit Bibeln in den Händen über Länder und Meere treibt? Mein guter Herr, nicht Bibeln haben wir nöthig, sondern Flinten und Schießpulver, um damit die Rebellen niederzuschießen, und vor allen Dingen Geld, um die Truppen besolden zu können; wenn Ihr jemals mit diesen drei Dingen kommen solltet, so werdet Ihr uns herzlich willkommen sein; wo nicht, so könnt Ihr Euch Eure Besuche ersparen, wie groß auch die Ehre für uns ist.»"

„Ich. Die Unruhen in diesem unglücklichen Lande werden kein Ende nehmen, bis das Evangelium freien Umlauf haben wird."

„Mendizabal. Ich erwartete diese Antwort, denn ich habe die dreizehn Jahre in England nicht gelebt, ohne mich mit euern Redensarten, ihr guten Leute, bekannt zu machen. Nun aber geht, ich bitte Euch, Ihr seht, wie beschäftigt ich bin. Kommt wieder, wenn es Euch beliebt, doch ja nicht innerhalb der nächsten drei Monate."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Nach einem Vortrage des Dr. Scoresby, gehalten in der Section der Mechanik der letzten Versammlung der Gesellschaft für Förderung der Wissenschaft zu York über die Dampfschifffahrt in Amerika wird erwähnt, daß die außerordentlichste Leistung, welche die amerikanische Dampfschiffahrt aufzuweisen habe, im vergangenen Sommer durch den Dämpfer White stattgefunden. Er legte den Weg von Neuorleans nach St. Louis, eine Entfernung von 1200 englischen Meilen, bei einer durchschnittlichen Gegenströmung von 3—4 Meilen in der Stunde, in der Zeit von 3 Tagen und 23 Stunden zurück, blieb anderthalb Tage zu St. Louis, um aus- und einzuladen, und fuhr wieder so schnell nach Neuorleans, daß er die ganze an 2400 englische Meilen betragende Reise hin und zurück sammt allem Aufenthalt in wenig mehr als 9 Tagen vollendete. Die durchschnittliche Geschwindigkeit betrug 16 englische Meilen oder beinahe 14 Knoten in der Stunde. 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 332. —— 27. November 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Dritter Artikel.*)

42. Gedichte von Gottfried Wilhelm Bueren. Emden, Rakebrand. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Nachdem der Liebe und Freundschaft der ihnen gebührende Zoll entrichtet ist, richtet sich das Streben dieser Lieder, die zum Theil schon in der „Ostfriesischen Zeitung" abgedruckt sind und lieben, aufmunternden Freunden dargereicht werden, vorzugsweise auf unsere Zeit, ihre Bedürfnisse, ihre Anfoderungen, ihre Wünsche und Beschwerden. Theodor Körner's aus der Gruft heraufbeschworenen Geist läßt er also klagen (S. 27):

> Aber ach! nicht ruhen ließ es mich,
> Mich erfaßte Schmerzessehnsucht wieder,
> Als der Freiheit junge Rose blich
> Und ihr Grablied scholl zu mir hernieder;
> Als die Noth die Völker rings umschlang
> Und mit gierig blutgefleckten Armen
> Zarten Traum des Glückes niederrang,
> Ohne Wahl und Schonung und Erbarmen.

Nach Brauch und Sitte unserer modernen Freiheitssänger sagt er unserer Zeit viel Böses nach; z. B. (S. 29):

> Zerstörerin, die du mit ehr'nem Tritte
> Die Saat zermalmst, die reich dein Will' aufrief,
> Den Säugling schenkst der heißen Mutterbitte,
> Um ihn zu würgen, wenn er sorglos schlief.

Sie hat ihn getäuscht und belogen mit ihren süßen Versprechungen:

> Da steh' ich nun allein mit meinem Schmerze,
> Allein, wie du auf Weltengräbern stehst,
> Ein blutig Opfer deinem Tigerscherze,
> Mit dem zu spielen grausam du verstehst.

Er schließt mit dem trostlosen Worte der Verwünschung:

> Nimm meinen Fluch, ich geb' ihn dir zurücke,
> Ruh' muß ich finden, die ich lang' gesucht;
> Hier wohnt sie nicht, dort winkt sie meinem Blicke;
> Schmerz ist des Lebens Blüte, Tod die Frucht.

Weiter richtet er sein pythisches Geschoß und seine Klage auf die verunglückten Bestrebungen der nach Freiheit ringenden Völker; halb anfeuernd, halb orakelnd möchte er für Hellas ein zweiter Byron werden, und weil einst das deutsche Volk in der Sache der Griechen (1824) so kalt und theilnahmlos erschien, so ruft er Hermann's Enkeln zu (S. 62):

> In den Heldenbüchern der Geschichte
> Wird der Enkel Hermann's nicht mehr steh'n,
> Und — verdammt von ihrem Strafgerichte —
> Thuiskon's großer Name untergeh'n!

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr 189 — 193 und Nr. 291 — 294 d. Bl. D. Red.

Auch an Polens Grabe ertönt eine Nänie. Freimüthig weist er hin auf die Fallstricke, die den Deutschen von dem Pfaffenthum gelegt werden, und zwischen den gäng und gebe gewordenen Phrasen an das deutsche Volk ertönt hin und wieder auch ein kräftig originelles Wort, wie er denn dem stuttgarter Pfizer nach Ansicht der Motion desselben über die Bundestagsbeschlüsse zuruft (S. 107):

> Deutscher Mann, der deutsch geredet zu dem heil'gen deutschen Bund,
> Still, du mußt dein Wort entdeutschen, denn es gibt zu laut sich kund,
> Predigtest du tauben Ohren, rieth ich auch zum Donnerton,
> Doch kaum hustet eine Mücke, so vernehmen's diese schon.
> Hab' Erbarmen mit dem Staatsschiff, laß das müde länger ruh'n;
> Wenn du's jetzt ins Wasser rüttelst, lassen alle Klammern los,
> Bis es tüchtig ist kalfatert, darfst du heimlich lispeln blos.

Der Gedanke, die Cholera in Emden als ein orientalisches Freifräulein ohne Paß einziehen zu lassen, und dieses Bild in einigen Klinggedichten weiter auszumalen, ist ein glücklicher zu nennen, obwol etwas derbe ostfriesische Späße darin vorkommen. Überhaupt lernen wir aus diesem Buche, wie die Musen im naßkalten Ostfriesland, wo man so leicht Husten und Schnupfen bekommt, sich gebehrden. Heiser wollen und können wir sie nicht nennen, aber ihr Vortrag ist in vorliegendem Buche doch mitunter rauh und ungraziös. Das alte, den Friesen den Gesang absprechende Sprüchwort: „Frisia non cantat", will Hr. Bueren Lügen strafen, und dazu macht er namentlich einen Versuch in dem zu lesenden Trinkliede (denn das Sprüchwort „Frisia non cantat" hat den belehrenden Zusatz „sed potat"), wo eine Strophe also tönt (S. 130):

> Hört! die Friesen singen brav,
> Wer will das bestreiten? —
> Nur ein Hämmling oder Sklav',
> Scheu uns zu begleiten,
> Wenn die Freiheit und den Muth
> Preisen uns're Saiten,
> Und zu opfern Gut und Blut
> Alle sich bereiten.

Da nun Ref. vom Verf. nicht gern auf die Bank der Hämmlinge und Sklaven verwiesen sein will, so wagt er des Letztern Behauptungen nicht im geringsten zu widersprechen, sondern sagt „Frisia cantat", und unterschreibt das Schlußwort, welches in dem Gedicht „Oostfreeske Freeheit" in volksthümlicher Mundart sich also vernehmen läßt:

> Un — wat der ook wordt schreven, un wat der ook wordt seggt,
> Weerup leeft unse Freeheit un boven blift unse Recht.

Eben aber, um dem Verf. sein Recht widerfahren zu lassen, dürfen wir nicht vergessen, daß er auch Lord Byron's berühmtes „Farewell", dessen hebräische Gesänge, die Finsterniß, den Traum, treffliche Sachen vom genialen niederländischen Dichter Tollens, mehre Nummern von Robert Burns, dem

beliebten Schotten, der Mensch von Lamartine, ein Stück von Béranger und noch Einiges von niederländischen Sängern mit Glück, Anmuth und leichter Versification ins Deutsche übertragen hat. Die Abendphantasie vom Niederländer Lülof ist das längste und beste der übersetzten Sachen; das kleine Lied „An eine Braut" (S. 108), erklären wir für das gelungenste in der ganzen Sammlung, und ziehen daraus das Facit: „Frisia cantat."

43. Abälard's und Heloisens Briefe. Nach dem Französischen bearbeitet. Herausgegeben von Franz Weiß. Prachtausgabe. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein prächtiger Band, geziert mit den Bildnissen der beiden Liebenden in feinstem Stahlstich, die durch ihre großartige Leidenschaft, ihre Kämpfe in klösterlicher Stille, ihre geistige Begabtheit, ihre romantischen Schicksale und ihre Vereinigung in Einer Gruft mehr das Herz gewinnen als Petrarca und Laura, indem der florentinische Sänger am Ende in der viel und reich Besungenen nur ein Schattenbild der Phantasie sah, dessen Züge er immer künstlich auffrischte, um den Zunder für seines Gesanges Funken nicht zu verlieren. Die berühmten Briefe, welche Heloise und Abälard (eigentlich hieß er Abeillard) wechselten, sind ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben, deren Jene wohl kundig war, aber in Frankreich von Verschiedenen poetisch bearbeitet. Diese Bearbeitungen flogen über den Kanal und veranlaßten Pope, einen Auszug aus denselben zu machen; wir wundern uns, daß hier dieser Bearbeitung nirgend gedacht ist. Aus Pope schöpfte Bürger, wie sich aus einer Vergleichung leicht ersehen läßt, und Bürger's Werk ist hier vom Herausgeber mit dem Bekenntniß abgedruckt, daß er gern verzichte, Bürger's Meisterwerk an Sprache und Wohllaut zu übertreffen. Voran geht eine Lebensskizze der Liebenden in Prosa. Dann folgen, außer dem Bürger'schen Briefe, noch fünf andere, deren erster, von L. M. übersetzt, hier und da Ungelenkigkeit im Ausdruck und Holprigkeit im Rhythmus bekundet. Hr. Weiß übersetzt zwar besser; aber sprachliche Ungehörigkeiten, wie sie in den Versen vorkommen (S. 72):

Wie viel hab' ich gekämpfet und gerungen,
Mein Herz von einer Liebe zu befrei'n,
Die, mich verderbend, in es (!) eingedrungen —

hätte er sich doch auch nicht zu schulden kommen lassen sollen. Übrigens eignet sich das elegante Buch vortrefflich zu einem Geschenk für eine junge, fühlende Leserin, und als solches sei es hiermit allen Liebenden empfohlen.

44. Rachel. Romantisches Gedicht von Ludwig August Frankl. Leipzig, Kummer. 1842. Lex.-8. 15 Ngr.

Der äußern Eleganz nach dem Vorigen ähnlich, aber dem geistigen Gehalte und ästhetischen Werthe nach dasselbe weit übertreffend. Auf den ersten Anblick des Buchs und nach Lesung des Titels und der huldigenden Dedication an die gleichnamige erste Schauspielerin des heutigen Frankreich, hielten wir dasselbe für das Product eines schwärmerischen Verehrers dieser gefeierten Künstlerin. Das ist es aber nicht, sondern eine tiefgefühlte, rührende Klage eines Sohnes aus Israel um die gesunkene Herrlichkeit des Volks, von welchem Byron singt: „Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft, der Mensch die Heimat, Jude — nur die Gruft." Der Erguß eines sich innig sehnenden Herzens nach jenem

Land der Väter,
Wo in Strömen Honig fließt,
Wo ein ewig blauer Äther
Sich um Cederngipfel gießt —

welches er bezeichnet als das

Land der Harfen, Land der Psalmen;
Gottverheiß'nes Wunderland,
Aus dem Schatten deiner Palmen
Ist dein Volk verbannt, verbannt!

Mit Geschicklichkeit weiß Hr. Frankl an die Erlebnisse und den Tod Rachel's, die er überall als Stammmutter der Söhne Israel's bezeichnet (wie sie denn auch als solche durch einige Andeutungen der heiligen Urkunde erscheint), seine Anschauungen und Empfindungen zu knüpfen, und zwar nur auf dem Raume von 28 Octavseiten in sorglich gefeilten und fein gereimten Trochäen. Den Stoff vertheilt er in fünf Abschnitte. Im ersten Bilde führt er uns an Rachel's Grab, wo noch heute der Pilger voll Andacht kniet, und feiert da ihre Mutterliebe. Im zweiten spinnt er dieses Thema in anziehenden Natur- und Wüstenbildern weiter aus, hindeutend auf den Geist der Mutter, der immer noch ihr Volk segnend umschwebt. Im dritten Liede lesen wir, wie Saul, der Heldenjüngling, an Rachel's Grabmal von Propheten als König begrüßt wird. Das vierte bringt einen frommen Erguß über des Propheten Jeremias Worte: „Man hört eine klägliche Stimme und ein bitteres Weinen auf der Höhe: Rachel weint über ihre Kinder (wie sie ins Exil ziehen) und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen." In der fünften Nummer spricht sich die fromme Sehnsucht nach Rachel's Mutterherzen und der Heimat stillem Glück rührend aus. Wie beklagt er Israel's Jetzt — wie weint er um das unglückselige Volk!

In der Erde heißen Wüsten,
Über die Gebirge weit,
Über alle Meeresküsten,
Ist's verweht und hingestreut.

Ein Benoni auf der Erde
Irrt's messiasgläubig hin,
Hofft, daß ihm Erlösung werde,
In das Heimatland zu zieh'n.

Über den Jammer seines sittlichen Zustandes sagt er:

Einen Abgott hat's erkoren,
Halb verbrech'risch, thöricht halb,
Und wie damals — sinnverloren
Tanzt es um ein gold'nes Kalb.

Hülfe flehend wendet er sich an Rachel's Geist:

Geist der Mutter, Geist des Trostes,
Sehnsucht fällt das Herz nach dir!
Ach, verlasse dein bemoostes
Grabmal, lange harren wir!

Deines Wandels Segensnähe
Hast du immer ausgeübt;
Wenn mit dunklem Volkeswehe
Sich der Kinder Tag getrübt.

Die Strophe:

Abglanz war's von deinem Bilde,
Der die Jungfrau überwob,
Daß der trunk'ne, sinnenwilde
Fürst zum Herzen sie erhob —

ist eine Anspielung auf König Kasimir von Polen, der eine schöne Jüdin ehelichte. Am Schlusse ruft er des Volkes Mutter also an:

Wenn ein Mann von unserm Stamme
Forschend bei der Lampe denkt:
Du bist nahe, wenn die Flamme
Sich wie eine Fahne schwenkt.

Komm und forme mild zur Einheit
Jedes Geist- und Herzenslicht,
Daß in wundervoller Reinheit
Durch die Nacht die Sonne bricht.

Lehre Heimweh deinem Volke;
In ein Kanaan will sein Herz?
Führe denn als Feuerwolke
Seine Sehnsucht himmelwärts!

Daß es hier auf Erden walle,
Seiner Sendung sich bewußt,
Und die Urim Tumim schnalle
Priesterlich um seine Brust.

Und ein Jeder von dem Stamme
Trage wie das Würmlein sacht
Still die reine Gottesflamme
Schützend durch die Erdennacht.

Wenn sie dich verhöhnen, trage!
Duldend wandle immerdar;
Mache so verklärt die Sage
Von dem ew'gen Juden wahr.

Der Leser sieht, daß das kleine poetische Werk, dessen lithochromisch mit geschmackvollen Arabesken verziertes Titelblatt auf Rachel's Grabmal und darunter eine Thränenweide mit der Harfe zeigt, fein in seiner Anlage und gelungen in seiner Ausführung zu nennen sei, und daß somit auch die verhältnißmäßig größere Anzeige desselben hier gerechtfertigt erscheint.

49. Poetische Bilder der Vergangenheit und Gegenwart, von Ferdinand von Sommer. Berlin, Hayn. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Zuschrift, die uns doch über des Verf. Wollen orientiren soll, ist unklar. Das erste Bild aus der Vergangenheit: „Alfred der Angelsachsenkönig", hat uns nicht erhoben. Cromwell's Bild ist mit kräftigern Pinselstrichen gemalt, und auch in „Georg Washington" sind einige plastische Züge. Der persischen Erzählung: „Die Zwillinge", fehlt der orientalische Duft. Im „Kali-Ganga" aus dem Indischen, und in der nordischen Sage „Locke', waltet das poetische Moment wenigstens vor. Die kurzgemessenen, größtentheils reimlosen Trochäen haben viel Ermüdendes, sowie auch einige den historischen und mythologischen Bildern folgende didaktische Nummern wie Mohnsaft auf die Sinne wirken. Das letzte ist ein Bild aus der politischen Gegenwart. Die Scene spielt zu London, und die Lehre ist:

Das ist die rechte Art, die Völker zu regieren —
Wer will ganz sicher geh'n, muß bei der Nase sie führen.

Auf des splendiden Buchs Titel steht: „Erste Bilderreihe"; wir haben an ihr genug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fünf Jahre in Spanien (1835—39). Von George Borrow. Nach der dritten Auflage aus dem Englischen übersetzt. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Ehe noch drei Monate vergingen, war Mendizabal in Ungnade gefallen und nicht mehr Premierminister. Die Moderados kamen an das Ruder und Isturiz an die Spitze des Cabinets. Borrow wandte sich nun in seiner Angelegenheit an den Herzog von Rivas, dieser wies ihn an seinen Secretair, welcher indeß die Erlaubniß zum Drucke der Bibel verweigerte, weil vom Concil zu Trident beschlossen worden sei, daß kein Theil der Schrift in einem christlichen Lande ohne Anmerkungen der Kirche gedruckt werden dürfe. Dennoch wurde etwas später die erwünschte Erlaubniß ertheilt. Der Verf. erlangte Audienz bei Isturiz und fand ihn günstig gestimmt. „Ich habe lange in England gelebt, sagte er, die Bibel ist dort frei, und ich sehe keinen Grund, warum sie nicht auch in Spanien erlaubt sein soll. Ich will nicht behaupten, daß England seinen Wohlstand der Kenntniß verdankt, welche alle seine Bewohner mehr oder minder von der heil. Schrift haben; aber eins ist mir gewiß, daß nämlich die Bibel in diesem Lande keinen Schaden angerichtet hat, und ich glaube nicht, daß sie dergleichen in Spanien stiften wird. Daher laßt sie auf alle Fälle drucken und verbreitet sie so weit es möglich."

Der Verf. ließ nun mehre Tausend Exemplare der heil. Schrift abziehen, durchwanderte damit Spanien in allen Richtungen, besuchte die wildesten Gegenden und verkaufte seine Bücher an vielen Orten, wohin früher noch nie eine Bibel gedrungen war.

„Wenn ich mich an die Schwierigkeiten erinnerte, die unsern Pfad umringt hatten, so hielt ich es bisweilen für unglaublich, was uns der Allmächtige Alles innerhalb des letzten Jahres hatte ausführen lassen. Eine starke Auflage des Neuen Testaments war in dem Mittelpunkte Spaniens fast ganz abgesetzt worden, trotz des Widerspruchs und des wüthenden Geschreies einer grausam gesinnten Geistlichkeit und der Erlasse einer hinterlistigen Regierung; zugleich aber war ein Geist religiöser Forschung geweckt worden, der, wie ich lebhaft hoffe, früher oder später zu segensreichen und wichtigen Ereignissen führen mußte. Bis noch vor kurzem war der in diesen Gegenden Spaniens am meisten verabscheute und gefürchtete Name der des Martin Luther, der gewöhnlich als ein böser Geist, als ein leibliches Geschwisterkind von Belial und Beelzebub betrachtet wurde, der in Menschengestalt Lästerungen gegen den Höchsten gesprochen und geschrieben habe; nun aber — es klingt seltsam — wurde von diesem einst so verabscheuten Manne mit nicht geringer Ehrerbietung gesprochen. Nicht selten besuchten mich Leute mit der Bibel in der Hand und fragten mit großem Eifer und vieler Treuherzigkeit nach den Schriften des großen Doctor Martin, den Einige wirklich für einen noch Lebenden hielten. Ich glaube hier noch bemerken zu dürfen, daß unter allen mit der Reformation in Beziehung stehenden Namen der Name Luther's allein in Spanien bekannt ist; auch darf ich noch hinzufügen, daß alle religiöse Streitschriften, mit Ausnahme der seinigen, in Spanien ohne alles Gewicht und Ansehen sind, wie groß auch immer ihr Werth sein mag. Die gewöhnlichen religiösen Abhandlungen, die zur Widerlegung des Papstthums geschrieben sind, erscheinen daher nicht geeignet, in Spanien sonderlichen Nutzen zu stiften, obwol es wahrscheinlich ist, daß durch gute Übersetzungen umsichtig ausgewählter Schriften Luther's dort viel Gutes bewirkt werden würde."

Mit seltenem Glücke entging Borrow stets den Gefahren des Bürgerkriegs; wäre er den Carlisten in die Hände gefallen, so hätte er England wahrscheinlich nicht wiedergesehen. Endlich aber gelang es der Priesterpartei in Madrid, einen Verhaftsbefehl gegen ihn zu erwirken; er wurde ins Gefängniß gesperrt, hier aber sehr glimpflich behandelt und nach kurzer Zeit freigelassen. Als er nun für seine Sache in Spanien nichts mehr thun konnte, ging er über Gibraltar nach Afrika, um die in Tanger lebenden Spanier mit Bibeln zu versorgen. Der Anblick Gibraltar's erfüllt ihn mit Gedanken über seines Vaterlandes Macht und Größe.

„O England! ruft er aus, lange möge es noch währen, ehe die Sonne deines Ruhmes in den Wogen der Dunkelheit sich birgt! Obwol düstere und unheilschwangere Wolken sich jetzt schnell um dich sammeln, so möge es doch stets dem Allmächtigen gefallen, sie zu zerstreuen und dir eine Zukunft zu gewähren, die von längerer Dauer und glänzender an Ruhm ist als deine Vergangenheit! Oder wenn dein Untergang vor der Thür ist, so möge dein Untergang glorreich und der alten Königin der Meere würdig sein! Möge, wenn du je dahin sinkst, dies unter Blut und Flammen geschehen, mit einem mächtigen Getöse, und so, daß mehr als Eine Nation in deinen Sturz mit hineingezogen werde! Unter allen Schicksalen möge der Herr dich vor einem schimpflichen und langsamen Dahinschwinden bewahren, auf daß du nicht von deinem Erlöschen eben den Feinden zum Spott und Hohn werdest, die jetzt, obwol sie dich beneiden und verabscheuen, dich immer noch fürchten, ja wider ihren Willen dich ehren und achten."

Im Munde eines Engländers klingt dieser Zuruf ganz gut, bis auf das „Blut und die Flammen" und den Wunsch, daß mehr als Eine Nation in England's Sturz mit hineingezogen werden möge — was für einen Abgeordneten der Bibelgesellschaft doch nicht ganz christlich erscheint. Doch wollen wir solche Expectorationen dem britischen Nationalstolze zugut halten. Was Borrow aber ferner hinzufügt, würde Faselei sein, wenn es nicht der crasseste Torpismus wäre:

„Mache dich auf, während es noch Zeit ist, und bereite

dich zum Kampf auf Leben und Tod! Wirf jenen unreinen Schorf ab, der deine kräftigen Glieder überzieht, ihre Kraft ertödtet und sie schwerfällig und ohnmächtig macht! Wirf von dir deine falschen Philosophen, die so gerne Das, was nächst der Liebe zu Gott bisher für das Heiligste galt, die Liebe zum Mutterlande, in Verruf bringen möchten!" (Das Erste, was wir von englischen Philosophen dieser Art hören.) „Wirf von dir deine falschen Patrioten, die unter dem Vorwande, den Unbilden, welche die Armen und Schwachen erleiden, abzuhelfen, innere Zwietracht zu befördern suchen, damit du dein eigener furchtbarster Feind werdest!" (Hier möchten wir lieber sagen: Sei klug England und hilf deinen Armen und Schwachen zu rechter Zeit, ehe aus dem Mangel an Hülfe die innere Zwietracht überhand nimmt.) „Entferne von dir jene falschen Propheten, welche Richtiges gesehen und Lügen geweissagt haben, die deine Mauer mit unzubereitetem Mörtel überzogen haben, damit sie einfallen möge; welche Gesichte des Friedens erblicken, wo kein Friede ist; welche die Hände der Gottlosen gestärkt und das Herz des Gerechten traurig gemacht haben!" (Eine Stelle, die vielleicht von der englischen Bibelgesellschaft verstanden wird; sonst schreibt der Verf. auch für andere Leute klar.) „O thue das und fürchte nicht, was daraus folgt, denn entweder wird dein Ende ein majestätisches und bewundernswerthes sein, oder Gott wird dir deine Herrschaft auf dem Meere noch länger gewähren, du alte Königin!"

Der Verf. war Zeuge mehrfacher Aufstände in Madrid; dabei hatte er Gelegenheit, den Muth der englischen Zeitungscorrespondenten zu bewundern, die, mitten im gefährlichsten Tumult, den Bleistift in der Hand, mit größter Seelenruhe die Ereignisse beobachten und aufzeichnen.

„Was für seltsame Menschen sind doch gewöhnlich die Zeitungscorrespondenten, ich meine hier die der englischen Zeitungen. Gewiß, wenn es irgend eine Classe von Leuten gibt, die zu dem Namen von Kosmopoliten berechtigt sind, so ist es diese. Sie verfolgen ihren Beruf mit Gleichmuth in allen Gegenden und wissen sich den Sitten aller Classen der Gesellschaft anzupassen. Ihr fließender Styl im Schriftlichen wird blos durch ihre Sprachgewandtheit in der Unterhaltung, und ihre Überlegenheit in der classischen und politischen Literatur blos durch ihre tiefe Kenntniß der Welt übertroffen, die sie durch einen frühen Eintritt in den geräuschvollen Schauplatz derselben sich erwarben. Die Thätigkeit, die Energie und der Muth, die sie bisweilen in ihrem Streben nach gründlicher Auskunft entwickeln, sind wirklich merkwürdig. Ich sah sie in Paris während der drei Revolutionstage unter Gassenpöbel und Gassenbuben gemischt, hinter den Barricaden, während Kartätschen nach allen Richtungen flogen und die tollkühnen Kürassiere ihre wilden Pferde gegen diese scheinbar schwachen Bollwerke herantrieben. Da standen sie, indem sie ihre Beobachtungen in ihre Schreibtafeln mit solcher Ruhe eintrugen, als berichteten sie über den Verlauf einer Reformversammlung in Coventgarden oder Finsbury Square; während in Spanien mehre derselben die carlistischen und christinischen Guerrillas auf manchen ihrer verwegensten Streifzüge und Unternehmungen begleiteten und sich der Gefahr feindlicher Kugeln, der Strenge des Winters und der grimmigen Glut der Sommersonne aussetzten."

Die merkwürdigste Begebenheit, welche sich während des Verf. Anwesenheit in Spanien ereignete, war die Revolution von La Granja. Welch ein Contrast zwischen dem furchtbaren Gebrüll und den trotzigen Foderungen einer wilden Soldateska an jenem Tage und dem unterthänigsten Entgegenkommen und übertriebenen Volksjubel, mit welchem die Königin Christine in Herrn Muñoz' Begleitung nach mehrjähriger Verbannung unlängst wieder in Spanien empfangen und gefeiert wurde!

„La Granja ist ein königliches Lustschloß, das zwischen Kieferwäldern jenseit des Guadaramagebirges etwa zwölf Stunden von Madrid entfernt liegt. Dahin hatte sich die Königin-Regentin Christine zurückgezogen, um von der Misstimmung der Hauptstadt entfernt zu sein und an diesem abgeschiedenen Orte, der zugleich ein Denkmal des Geschmacks und der Pracht des ersten Bourbons ist, der den spanischen Thron bestieg, die Landluft und ländliche Zerstreuung zu genießen. Es ward ihr indeß nicht lange vergönnt, in Ruhe zu bleiben; ihre eigene Garde war misgestimmt und den Grundsätzen der Verfassung vom Jahre 1823 mehr zugethan als denen einer absoluten Monarchie, welche die Moderados in der Regierung Spaniens wiederherzustellen trachteten. Eines Morgens früh trat ein Trupp dieser Soldaten, von einem gewissen Sergeanten Garcia angeführt, in ihr Zimmer und machte ihr den Antrag, daß sie diese Constitution unterschreiben und feierlich beschwören sollte. Christine indessen, die eine Frau von großem Muthe war, weigerte sich, auf diesen Vorschlag einzugehen und befahl ihnen sich zu entfernen. Es erfolgte nun eine Scene von Gewaltthätigkeit und Tumult; da indeß die Regentin noch immer unerschüttert blieb, so führten die Soldaten sie endlich in einen der Höfe des Palastes hinab, wo ihr wohlbekannter Liebling Muñoz gefesselt und mit verbundenen Augen dastand. «Beschwöre die Constitution, du Nichtswürdige!» rief der dunkelbraunfarbene Sergeant. — «Nimmermehr!» erwiderte die Tochter der neapolitanischen Bourbons. — «Nun, so soll dein Cortejo sterben», versetzte der Sergeant. «He da! meine Burschen, macht eure Gewehre fertig und jagt dem Kerl vier Kugeln durch den Schädel!» Muñoz ward sofort zur Mauer hingeführt und niederzuknieen gezwungen, die Soldaten richteten ihre Flinten, und in einem Moment wäre der unglückliche Wicht in die Ewigkeit gesandt worden, wenn nicht Christine, über den Gefühlen ihres weiblichen Herzens alles Andere vergessend, plötzlich mit einem Schrei vorwärts geeilt wäre und gerufen hätte: «Halt! Halt! Ich unterzeichne, ich unterzeichne!»"

Was die Übersetzung betrifft, so könnte sie an mehren Stellen fließender sein, doch befriedigt sie im Ganzen.

28.

Miscellen.

Benedict Carpzov, Doctor und Professor der Rechte zu Leipzig und endlich Geheimrath zu Dresden (gest. 1666), hatte eine „Practicam rerum criminalium" herausgegeben, welche in den Gerichten großes, ja übergroßes Ansehen erlangte, obgleich die darin aufgestellten Grundsätze so übermäßig streng und hart waren, daß sie an Grausamkeit grenzten, weshalb Diejenigen, welche nach diesen Grundsätzen verfuhren, Carpzoviani carnifices genannt zu werden pflegten. Samuel Friedrich Böhmer hatte Carpzov's „Practicam" 1758 neu herausgegeben und in den beigefügten Anmerkungen versucht, die unpassende Härte einigermaßen zu mildern. „Aber", sagt Karl Ferdinand Hommel in der „Litteratura juris" (1779), S. 125: „Carpzovii criminalia reformare et cum recta ratione conciliare velle, est: Tota abjicere." Und so geschah es auch.

In der „Apokalypse" (Cap. 10, V. 9) heißt es nach der Vulgata: „Accipe librum et devora illum." Solchen bittern Befehl hat schon mehr als ein Autor erhalten und befolgen müssen, in früherer Zeit nämlich. So wird von Philipp Andreas Oldenburger, einem Rechtsgelehrten des 17. Jahrhunderts, in Jöcher's „Gelehrten-Lexikon" (Th. 3, S. 912) berichtet, daß derselbe in Genf, wo er sich aufgehalten, ein „Itinerarium politicum Germaniae" herausgegeben habe, in dem er allerlei Ungebührlichkeiten von den Liebeshändeln eines damaligen deutschen Fürsten veröffentlichte. Darüber sei dieser Fürst so aufgebracht worden, daß er dem Verfasser zur Strafe, außer einer Tracht Schläge, auch noch die Buße erwirkte, daß derselbe zwei Blätter von seinem „Itinerarium" habe verschlingen müssen.

37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 333. —— 28. November 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 332.)

46. Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig, Weidmann. 1843. Gr. 12. 2 Thlr.

Da ein glücklicher Zufall die beim Redacteur d. Bl. schon 1834 erschienene Ausgabe dieser Gedichte uns in die Hände führt, so sind wir befähigt, in dieser neuen, im Einverständniß mit dem frühern Verleger jetzt bei Weidmann erschienenen Sammlung sowol Das, was hinzugekommen ist, anzuzeigen, als auch den eventuellen Fort- oder Rückschritt des bekannten Dichters in der Kunst des Gesanges anzudeuten. Hinsichtlich Dessen, was wir von der dichterischen Persönlichkeit Hoffmann's halten, haben wir uns bereits hinlänglich ausgesprochen, und verweisen den Leser deshalb, damit wir uns hier der so nöthigen Kürze befleißigen können, auf Nr. 301 f. 1837 und Nr. 296 f. 1838 d. Bl. Mit seiner Sangesweise und der Eigenthümlichkeit werden wir hier um so mehr ausgesöhnt, da wir in der neuen vor uns liegenden Sammlung das an sich unpoetische politische Element ausgeschieden finden. Die einzelnen Abschnitte haben durch Weglassung einiger frühern Lieder und die Aufnahme neuer eine bedeutende, und wir können sagen, heilsame Veränderung erlitten. Ganz neu hinzugekommen sind der Abschnitt Nr. XXIV: „Das Buch der Liebe", und an die Stelle der frühern „Spanischen Romanzen" sind unter Nr. XXIII schlechthin „Romanzen" gekommen. Was die „Allemannischen Lieder" in der Ausgabe von 1834 anlangt, so sind sie hier ebenfalls weggefallen und separat in eine Sammlung gebracht, über die wir gleich nachher in wenigen Worten zu berichten gedenken. Über „Das Buch der Liebe" (S. 351) urtheilt ein kundiger Freund, dem wir das Buch zum Durchlesen zusandten: „In einem See maßloser Geschwätzigkeit plätschernd, erzeugt der Verf. immer ein Gedanklein und ein Gefühlchen aus dem andern, und die rührige Bewegung seiner Arme und Beine schlägt immer weiter sich verbreitende Wellenkreise um ihn, nur schade, daß man in manchem den Gedankenzusammenhang vermißt, wie bei Nr. 156. Besser sind die Nummern 4, 25, 33, 38, 64, 99, 139, 141, 148, 151—154, 160 und 184." Ref. selbst findet Nr. 149 sehr ansprechend:

> Wie die jungen Blüten leise träumen
> In der stillen Mitternacht!
> Schüchtern spielt der Mondschein in den Bäumen,
> Daß die Blüte nie erwacht,
> So auch flüstert, was ich sing' und sage,
> Ziehet wie das Mondenlicht
> Leise hin durch deine Blütentage,
> Und mein Lied, es stört dich nicht.

Das Epische wird blos durch die neu hinzugedichteten „Romanzen", unter denen sich „Die schönste Blume" (S. 346), auch wol „Pater Guardian" (S. 342) auszeichnen, vertreten. Unter den oben hart angefochtenen „Liedern der Liebe" ist, bei all ihrer Empfindungs- und Gedankenmonotonie, doch viel Volksthümliches, Ansprechendes und Sangbares. Unter den „Kinderliedern" gebührt denen der Vorzug, die dem kindlichen Tone in den Speckter'schen „Fabeln" sich annähern. Die Form hat, bei einem bedauerlichen Mangel an antiken und südlichen Versmaßen, kein anderes Verdienst als das der Correctheit. Die „Allemannischen Lieder", die der Dichter in der ersten Auflage gab, sind von ihm hier gesondert, und unter dem Titel:

47. Allemannische Lieder, von Hoffmann von Fallersleben. Fünfte Auflage. Manheim, Bassermann. 1843. 8. 18¾ Ngr.

erschienen. Veranlaßt wurden sie ursprünglich durch die berühmten Hebel'schen „Allemannischen Gedichte", wie uns in der Vorrede erzählt wird, wo wir zugleich erfahren, wie und wo der Nachbildner die Mundart des Wiesenthals studirte. In sprachlicher Gesichertheit, in neuer, besserer Gestalt mit vollständigern Worterklärungen als früher übergibt er sie dem deutschen Volke mit dem Wunsche, daß sie auch dort Theilnahme finden möchten, wo sie bisher nur als Heimatlose betrachtet worden sind. Auch fügt er für Freunde Hebel'scher Dichtungen und deutscher Sprachforschung am Schlusse noch einiges Grammatische hinzu, wodurch, bei aller Dürftigkeit desselben, doch das Erlernen des Allemannischen erleichtert werden mag. Seine Bemühungen sind auch durch die Theilnahme, die das Werk gefunden, gewiß hinlänglich belohnt worden. Proben lassen sich nicht mittheilen.

Hieran schließen wir die Anzeige eines ähnlichen kleinen Werks, dessen Titel lautet:

48. Allemannia. Gedichte in allemannischer Mundart von L. F. Dorn, Schneider, Hagenbach, Eichin. Lörrach, Gutsch. 1843. 8. 22½ Ngr.

In einem Vorworte sagt Hr. Dorn, nicht das Vertrauen auf die Vorzüge, welche diese kleine Sammlung haben möchte (denn dieses Gebiet habe einen gewaltigen Beherrscher, vor welchem sich Alles beugen müsse), sondern die willkommene Aufnahme, deren sich jeder Klang in diesem Dialekte bei den Bewohnern des Oberlandes erfreue, und die Ermunterungen einiger Freunde, die das eine oder das andere Stück aus persönlichem Interesse zu besitzen gewünscht, hätten ihn zur Veröffentlichung vermocht. Der Dialekt ist derselbe wie bei Hebel, nur die Orthographie ist anders. Hr. Pfarrer Schneider übergibt seine Beiträge mit der Bemerkung, er könne nicht singen und spielen wie Hebel, doch dürfe er ein Schüler desselben in allemannischer Weise sein; es werde ihm Freude machen, wenn Jemand den Tönen seines Sackpfeifchens zuhören wolle. Der dritte Herausgeber theilt uns eine poetisch-interessante Correspondenz in allemannischer Mundart zwischen Professor Hebel und Regierungsrath Gyßer mit; und unter der Aufschrift „Schlittenpartien" (sie wurden 1841 und 1842 von lebensfrohen Lörrachern und Lörracherinnen gemacht) erhalten wir einen Beitrag von Eichin, in dessen Gedichten dieselbe Natur und Naivetät athmet wie in denen der Übrigen.

49. Liederkränze von **Hermann Rollett.** Wien, Gerold. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Seite 51 lesen wir mit der Überschrift „Drang“:

Du hohe Macht, die mir im Herzen waltet!
Du Feuerglut der ew'gen Liederlust!
Du glühst wol fort, bis mir das Herz erkaltet,
Bis nimmer schlägt des Sängers treue Brust!

Doch sag' mir auch, ob all die Sturmesfluten
Nicht liebend einst ein Himmelsduft umweht?
Ob sie zum Himmel sprüh'n die Sangesgluten —
Ob nicht der Sänger wild im Sturm vergeht?

Das Herz entbrennt für alles Wahre, Schöne,
Ist überfüllt von unbegrenzter Lieb';
Ach! wenn so einst der Schall der Liedertöne
Allein, verklungen und vergessen blieb?!

Und Wolken seh' ich sich auf Wolken thürmen,
Es kostet viel, daß nicht der Glaube flieht —
Ich möchte jubelnd eine Welt erstürmen,
Und es gelingt mir kaum ein frohes Lied!

Wer sieht aus dieser Probe nicht, daß der Sänger dieser Lieder ein bewegliches, feuriges und schönes Gemüth habe? Recht con amore und mit Innigkeit gibt er sich den ewigen Themen des Dichtersangs, dem Morgen, dem Lenz, der Liebe, der Wehmuth und Hoffnung hin. Er zeigt eine leichte Hand, um die Blumen seines Gefühls in Kränze zu winden, denen weder Duft, noch Farbe, noch Frische fehlt; aber er hege nicht den Wahn, der aus dem mitgetheilten Liede wie auch aus andern hervorgeht, seine Liederkränze würden unverwelklich sein. Bei der Menge ähnlicher Kränze in unserer Zeit wird der seine nicht vorzugsweise beachtet und vor frühem Verwelken bewahrt werden können. Schnell ist er entstanden — das ergibt sich aus jedem Liede, an welches überdies nie die Feile gelegt zu sein scheint —, schnell wird er welken und vergessen werden, so lieblich darin manche Blume duftet. Man lese z. B. noch „Stille Freude“ (S. 10), „Eigene Weise“ (S. 77), welches den Sänger ehrend charakterisirt, und den elegischen Hauch „Angedenken“ (S. 107).

50. Gedichte von **Johanna Bormann.** Stralsund, Löffler. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

In ihrer Gefühlswärme, Klarheit und kindlichen Einfalt eine Karoline Rudolphi rediviva. Wie viel fraulicher Sinn, wie viel Zärtlichkeit, wie viel Mutterliebe athmet hier Alles! Fürchte Johanna Bormann, die diese ihres Geistes und Herzens Schooskinder mit dem einleitenden Worte:

Mit Zagen send' ich meiner Seele Lieder
Zu Fremden, in die fremde, weite Welt;
Vielleicht verschmähet kehren alle wieder,
Ohn' Schutz, jedwedem Unfall bloßgestellt —

in die kalte Welt sendet, doch ja nicht, daß sie mißkannt, verschmäht oder gar von roher Recensentenhand gemißhandelt werden; gewiß werden sie sich in ein einfaches, schlichtes, gefühlvolles Herz Eingang zu verschaffen wissen. Wer kann vor Allem jenen rührenden Erguß mütterlichen Schmerzes: „Klagen um meinen lieben kleinen Adolf Wilhelm“ (S. 48) lesen, ohne die tiefe Wahrheit in dieser Klage zu ahnen und ohne selbst tief ergriffen zu werden durch die Einfalt und Natur, mit der ihr Schmerz sich in Worten aushaucht! Schade, schade, dreimal schade, daß die Verfn das unfrauliche „Rheinweinlied“ (S. 137) in die Sammlung mit aufgenommen und dadurch ihrer Muse einen Fleck in das schneeweiße Kleid gebracht hat!

51. Gedichte von **Aloys Leopold Altmann.** Wien, Gerold. 1843. Gr. 8. 25 Ngr.

Auch diese kommen mit verschämten Wangen —
Da manches sich als einen Schwächling kennt —
Und flehen, sie mit Nachsicht zu empfangen —

lautet die zweite Terzine des Dedicationssonetts. Und sie haben Ursache, so zu flehen. Gleich der Anfang — so schülerrichterlich das klingen mag — gibt uns eine unvortheilhafte Vorstellung von des Verf. Geschicklichkeit, die Sprache zu behandeln: „Vor Vielen“, sagt er, „glänzt ein Taucher in dem Schwimmen (wie matt und gezogen!), und weiß tief in den Meeresgrund zu klimmen“; woraus man sieht, der Verf. weiß nicht, daß man nur aufwärts und nimmer unterwärts in die Tiefe klimmt. Hofft man aber, die folgenden Nummern werden den anfänglichen übeln Eindruck schwächen oder ganz verwischen, so täuscht man sich. Weder im descriptiven und epischen, noch im mythologischen und allegorischen, noch im idyllischen und erotischen Genre erhebt er sich über das Alltägliche, und schwerlich wird ihm ein anderer Lohn werden als das Lächeln leichtbefriedigter Freunde.

52. Buch der Jugend. In Sonetten und Liedern. Von **Kaspar Schober.** Bamberg, Züberlein. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Willig und geduldig haben wir uns von dem wahrscheinlich noch jugendlichen Verf. in Gärten, Myrthenhaine, Wälder, Auen, Concertsäle und Menschenherzen führen lassen, haben uns jedoch mehr erquickt an seiner Gesangeslust und seinem rüstigen Wollen als an den uns eröffneten Aussichten und seinen Leistungen selbst. Die Sonette kokettiren hin und wieder mit überschwänglichen Gefühlen und Phrasen, und die Lieder, wie sehr sie dem innersten Leben entquollen zu sein scheinen, haben uns weder das Herz erwärmt, noch die Imagination beflügelt, noch dem sehnenden Geiste die rechte Nahrung gereicht. Sollte nun der Verf. diese Anzeige zu Gesicht bekommen, so schreibe er dieses frostige Urtheil über seine Herzenskinder ja nicht übler Laune, Mangel an Empfänglichkeit für das Schöne oder gar übelwollender Tadelsucht, sondern lieber einer momentanen Verstimmung und unabweisbaren Erschlaffung des denkenden und fühlenden Organs bei uns zu. Gewiß werden Andere ein anderes und günstigeres Urtheil über die Leistungen des jungen Lorberaspiranten fällen.

53. Vermischte Gedichte, von **C. L. Kaulbach.** München, Palm. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

In einer einleitenden Ode, „Der Genius“ überschrieben, lauten die fünf letzten Strophen:

Da erschien mir schnell auf Gedankenrauchwerk (sic!),
Das von oben stieg, ein äther'scher Jüngling,
Gab die Rechte mir, in gehob'ner Linken
Hielt er die Fackel.

„Blick' umher!“ begann er im Freundestone:
„Was noch eben Nacht und Verwirrung war, ist
Rings ein Paradies, das Erquickung beut
Dem durstigen Fremdling.

Was du siehst, bewahr' dem Gefühl für ewig!
Auszusprechen ist der Begeist'rung Wonne,
Die du fühlest, nie; ein veredelt Dasein
Gebe die Spuren.

Hier dies Jugendgrün und der offnen Blüten
Pflück' ich manche dir, doch verein' und ordne
Sinnig jedes Blatt, und verweb' die Sträuße
Blühend zum Kranze.“

Also sprach er sanft, als Gewölk von Weihrauch
Leuchtend ihn umschloß und entführte aufwärts.
Aus dem Traum erwacht' ich sodann und faßte
Freudig die Lyra.

Da hat nun der auf Gedankenrauchwerk schwebende äther'sche Jüngling dem Hrn. C. L. Kaulbach unsres Erachtens keinen guten Rath gegeben, und Hr. Kaulbach hat nicht wohlgethan, daß er die Lyra gleich so freudig gefaßt hat; denn hätte Hr. C. L. Kaulbach damit gezögert, so hätten wir eine Sammlung Gedichte, die durch Schwulst und grundlose Geschmacklosigkeit excelliren, weniger. Durch ein kleines Florilegium könnten wir diesen Ausspruch evident machen; doch wozu das? Auch ohne solches werden doch die 20 feinen Velinbogen bald zu Maculatur werden; also: Transeant cum caeteris etc.

34. Gedichte von Johann Mayrhofer. Aus dessen Nachlasse mit Biographie und Vorwort herausgegeben von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Wien, Klang. 1843. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

In der Atmosphäre, die um diesen Dichtergeist lagert, finden wir Entschädigung für die *aria cattiva*, welche wir kurz zuvor einathmen mußten. Freilich läßt dieser sich nicht mit einem kurzen Optime oder Sufficienter abfertigen, sondern heischt ein durch sorgfältigere Betrachtung und Darstellung des Gebotenen motivirtes Urtheil. Er ist zwar durch die Hand des Todes über Wunsch und Furcht hinweggehoben, und es kann ihn wenig kümmern, ob ein bewundernder Verehrer über seinem stillen Grabe in die Posaune des Ruhms stößt, oder ob ein widriges Recensentengewürm mit scharfer Freßzange die Blumen auf seinem Schlummerhügel an ihren Wurzeln benagt; aber gerade dieser Umstand macht die Kritik unparteiischer, da sich nun keine irdische Rücksicht und kein menschlicher Affect mehr in dieselbe einmischt. Durch die Pietät des geistreichen Herausgebers dieser Gedichte wird uns jedoch diesmal das Geschäft der Durchsicht und Beurtheilung ungemein erleichtert, und wir müssen offen bekennen, seit langer Zeit keine so lehrreiche, prägnante, geistvolle und vom warmen Hauche trauernder Liebe durchdrungene Biographie wie die, welche hier Freiherr von Feuchtersleben dem Nachlasse seines Freundes voranstellt, gelesen zu haben; ja wir ziehen die Nänie, die er den Manen des Dichters singt, sowie das Vorwort und Wahl und Anordnung des Ganzen dem nachfolgenden Texte, also den Rahmen dem Bilde, vor. Sollten und dürften wir eine Ausstellung an jener Biographie, die mehr eine Denkweise als ein Leben schildert, machen, so wäre es, daß das Freundesherz den Menschen und Dichter zu überschätzen scheint; aber wahrlich, das ist der verzeihlichste aller Fehler und eine Verirrung, die sich nur Gemüther besserer Art zu Schulden kommen lassen. In der Auswahl und Anordnung des ganzen pierischen Vermächtnisses Mayrhofer's bekundet Hr. von Feuchtersleben eine Umsicht und Besonnenheit, die man jedem Herausgeber fremder Gedichte wünschen möchte, wodurch wir zum bessern Verständniß dieses Originalgeistes geleitet werden, und die uns zugleich deutlich macht, wie richtig er seines Freundes poetische Eigenthümlichkeit aufgefaßt habe. In sechsfacher Rubricirung bezeichnet er uns das Charakteristische dieser Gedichte, von denen ein Landsmann Mayrhofer's, O. Prechtler, sagt: „Sie begründen jenes schöne Gleichgewicht zwischen den geistigen Kräften und den streitenden Gefühlen, welches uns allen zum friedlichen Lebensgenusse unentbehrlich ist.“ Mit Recht wird der sich seines Berufs bewußt werdende „Dichter“ vorangestellt; und was der Dichter soll, lesen wir also (S. 37):

> Der Dichter soll in kühnen Bildern
> Die Triebe und die Leidenschaft
> Des Hasses wie der Liebe schildern,
> Er eine Schönheit mit der Kraft!
> Ein ew'ger Jüngling, soll er schreiten
> Durch alle Länder, alle Zeiten,
> Und jede Kraft mit süßen Tönen
> Zur Eintracht mahnen und versöhnen.
> Nur er soll immer ruhig bleiben
> In diesem sturmbewegten Treiben;
> Er soll nur schauen, nicht empfinden,
> Nicht lieben und doch Liebe künden:
> „O's Mülen!“ ruft ihr liebeglüht, —
> Und fragt nicht, ob sie ihm geblüht!

Die „Zeit“ bleibt der eigentliche Spiegel des innern Lebens; und so blickt denn zweitens der Dichter auf seine „Vergangenheit“. Auf seinen Anruf soll ihm Echo in Heimat- und Jugendklängen holde Erwiderung geben. So wird in „Tittlisburg“ ein tiefes Heimweh in des Sängers Brust rege, und wenn er sich in die Klagen ergießt (S. 53):

> Ein streng' Geschick entrückte mich den Kreisen,
> Wo Treue schirmend mich umschloß,
> Von allen alten, treulichen Gesellen
> Blieb nur der Schmerz noch mein Genoß,
> Zerschnitten sind der Liebe zarte Fäden,
> An denen froh die Seele hing. —
> Ach, unersetzlich scheint, was ich verloren,
> Und ohne Werth, was ich empfing.
>
> Dies Herz, bedeckt vom heiligen Gewande,
> Bebt, ein Lebendiger im Sarg;
> Hier, in der freien Schöpfung thaut die Thräne,
> Die ich den Späheraugen barg.
> Mir ist, als müßt' ich von dem Felsen springen
> In Stromes Flut — dann wär's vorbei!
> Die Schlangen ließen ab vom blut'gen Busen,
> Vom bangen Geist die Träumerei!
>
> Ich zaudre noch, — welch unbegreiflich Zaudern?
> Ich sprenge die verhaßten Ketten nicht?
> Ich flieh' den Strom, der mir in blauem Schoose
> Beruhigung so wahr verspricht?
> O Leben! du bist keine weiche Pflanze,
> Du bist ein fester, dunkler Baum,
> Es findet zwischen deinen mächt'gen Wurzeln
> Kaum noch die Kraft zu sterben Raum!

so ergibt sich daraus nicht blos die habituelle melancholische Stimmung des Dichters, sondern wir glauben darin auch eine Hindeutung auf sein frühes, tragisches Ende wahrzunehmen, über welches der Biograph mit schonender Hand den Schleier des Geheimnisses zieht. Hier finden sich auch Andeutungen auf die innigen Beziehungen, in die er mit gleichstrebenden und ebenbürtigen Freunden, als Theodor Körner, Meyern, Vogel, Beethoven und vorzugsweise Franz Schubert getreten war, welcher Letztere den anregendsten Einfluß auf seine wechselnden Gemüthsstimmungen und sein poetisches Schaffen ausübte. Sodann führt uns der Herausgeber in des Dichters „Gegenwart“ (dritte Abtheilung), wo sein Wesen in Scherz, Geselligkeit, Liebe und Natur verschwimmt. Hier sehen wir besonders, wie ungezwungen und gewandt er die rhythmischen Formen in einem gefälligen Wechsel dem jedesmaligen Stoffe anzupassen weiß. Die von ihm selten angewandte Ironie nimmt sich in „Beherzigungen“ (S. 82) vortrefflich aus. In „Genossen“ (S. 87) ist bei aller Frische und Lebendigkeit doch ein banausisches Moment erkennbar; desto reiner und durch und durch heiter sind „Die Toaste“, von denen einer (S. 89) lautet:

> Frische Lieder, mild und stark,
> Nähren Hochgefühle. —
> Weinerlicher Modequark
> Wandere zur Mühle!

„Erhebung“ (S. 107) läßt uns einen Blick in ein schönes, großes Herz thun. Es lautet:

> Einst schwelgte ich trunken
> Im Auge des Fremdes,
> Wir träumten uns frei!
> Doch schwanden die herrlichen
> Stunden, — noch glüh' ich,
> Gedenk' ich des Traums!
> Nun ist es wol anders!
> Doch hab' ich gewonnen,
> Und preise mein Glück.
> Einst liebt' ich ein Mädchen,
> Wie Rosen so blühend,
> Wie Lilien so rein.
> Ich plünderte Wiesen,
> Ihr Kränze zu flechten,
> Ihr Blumen zu streu'n.
> Wohin sie sich wandte,
> Sie sah sich umgeben

Von rührenden Zeichen
Des treuesten Sinn's.
Nun ist es wol anders!
Doch hab' ich gewonnen
Und preise mein Glück.

Das Herz, das einst jubelnd
Für Freundschaft geglüht,
Das Herz, das voll Sehnsucht
Für Eine gelebt,
Es hat sich erweitert;
Nun ruhen in ihm
Die Sterne, die Welten,
Die Ströme und Meere,
Und alle Geschlechter
In Liebe vereint.
Drum hab' ich gewonnen
Und preise mein Glück.

Wo die Gegenwart eine höhere Ahnung aufschließt, deutet sie auf eine „Zukunft" hin. Zu dieser führt uns nun der Herausgeber. Hier ahnt der Dichter „Deutschlands bessere Zukunft" (S. 140) in einem feurigen Liede. Seinen eigenen Wunsch in Bezug auf dieselbe theilt er uns in „Die erstarrte Amsel" mit:

Fand am Wege eine Amsel,
Ganz erstarrt in Schnee gebettet:
Vogel, hattest schön gesungen,
Und nun wirst du nimmer singen!
Laue Lüfte werden wehen,
Bäume werden sich belauben,
Klare Bächlein munter sprudeln,
Und die Rosen sich entfalten;
Alle Vögel werden zwitschern, —
Doch die Amsel ist verstummt.
War ihr Leben kurz bemessen,
Halt' es dennoch manche Freuden:
Klang sich aus in hellen Tönen,
Eh' der Grimm des Winters nahte.
Gleiches Schicksal wünscht der Dichter:
Lenzesfülle, rasches Ende.

Das hierauf folgende, ebenso charakteristische Gedicht an Franz Schubert: „Rachgefühl", sollte, wie der Herausgeber richtig bemerkt, „Vorgefühl" überschrieben sein, und läßt uns gleichfalls tiefe Blicke in seine Innenwelt thun. Der fünfte Abschnitt wird sehr uneigentlich durch „Betrachtung" bezeichnet; denn man denkt sich dabei meist die einseitige Reflexion, während, was bei Mayrhofer so heißt, nur jene innere Einheit der Seelenzustände darstellt, in welcher des Dichters Wesen am geläutertsten erscheint. Doch enthält dieser Theil die beachtenswerthesten, schönsten Nummern. Hier lesen wir „In der Schmiede" (S. 182) eine Goethesirende Poetik in nuce, deren Schluß lautet:

— Schwing den Hammer, um zu schmieden;
Denn Schmieden nur gewähret Frieden,
Daß gülden nicht noch silbern dein Gebilde,
Daß es aus Erz, — was trauerst du?
Blüht nicht die Kunst auf Mavors Schilde,
Wie an der Venus Gürtel? — Schmiede zu!

In „Leben" (S. 184) und „Heliopolis" (S. 192), beides charakteristische Gedichte, haucht elegische Zartheit, ohne weinerliche Klage, und eine tüchtige und kräftige Anschauung der Welt. Eben das Leben mit all seiner Kleinlichkeit gibt ihm die in diesen Abschnitt mit eingeschalteten (epigrammatischen) „Xenien" ein, die an sein großes Vorbild, Goethe, mahnen, obwol sie seinem eigensten Empfinden und Betrachten das Dasein verdanken. Die „Sermone", welche wir am Schlusse dieser Abtheilung finden, sind das Product jener Stimmung, die einen guten, innigen und gescheiten Menschen befällt, der gern mit Andern des Lebens froh werden möchte, obwol er bemerken muß, wie sie sich und ihm selbst das Leben verderben. Er wird hier „ein Prediger in der Wüste, und weniger human als Horaz gießt er seine Galle über Alles, was am Menschen gemein ist und was ihn verletzt, aus". Einer dieser Sermone (S. 236) lautet:

Die farbenhellste Seifenblase
Zerstäubet an des Knaben Nase;
Die Blase kann man Dichtung nennen:
Den Knaben mögt ihr leicht erkennen.

Die letzte Abtheilung bezeichnet das Wort „Episch". Der Künstler beherrscht das Leben, indem er es gestaltet. Er sucht nach Bild und Geschichte. Die Fabel kehrt von der Romantik des Mittelalters am liebsten doch wieder in ihre ewige Heimat, den griechischen Mythos zurück, und diese Urbilder alles Schönen sollen sich zuletzt bleibend in unsere Seelen prägen.

Hätte der Dichter selbst die Auswahl Dessen getroffen, was er poetisch den Nachgeborenen hinterläßt, so hätte er vielleicht auch einige andere von ihm verfaßte Werke mit eingeschaltet, die der umsichtige Herausgeber uns vorenthalten, aber genannt hat. Mayrhofer verfaßte nämlich, aufgeregt durch das gemeinsame Streben mit Schubert, dessen Töne ihm Manches in seinem innersten Leben erst klar machten, zwei Opern, deren eine in zwei Acten: „Die Freunde in Salamanca", Schubert componirte, und deren andere: „Adrast", sich in des Dichters Nachlasse im Manuscript findet. Ferner finden sich Fragmente von einer versuchten Übersetzung Herodot's, der ihm besonders symbolisch ward. An Horaz übte er sich auch, und mit gleichbefähigten Freunden gab er eine Art von Zeitschrift: „Beiträge zur Bildung für Jünglinge", zur Förderung echt menschlichen und vaterländischen Sinns, heraus. In vorliegender Sammlung hat der Herausgeber das Rechte und Verborgene ans Licht gezogen, wodurch Mayrhofer's dichterische Persönlichkeit am schlagendsten charakterisirt wird. Die Poesie war sein Leben, und sein Dichten war ihm das Mittel, sich selbst zu beschwichtigen, wenn er mit der Welt zerfallen war. Ruhige, versöhnende Weisheit, auf dem dunkeln Grunde der Melancholie waltet überall in den Gedichten, in welchen Sinn für das Große in Natur und Menschenleben hervorstrahlt. Jene Reflexion, die keinem Dichter fehlen darf, ideale Richtung bei reeller Grundlage, Kraft und Tiefe, große Ergebnisse in gediegener Form, ein um den Gegenstand gegossener Ausdruck mit seelenvollem Wohlklang, Das sind die wesentlichen Eigenschaften dieser Dichtungen, welche wir Allen empfehlen, die nicht eine leichte Nahrung für Gefühl und Phantasie in einer arbeitslosen Stunde, sondern Kräftigung einer tüchtigen Gesinnung und eine ernstere, edlere Lebensanschauung suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Schriften
von
Ludwig Rellstab.
Zwölf Bände.
Gr. 12. Geh. 12 Thlr.
(Auch in 4 Lieferungen à 3 Thlr. zu beziehen.)

Inhalt: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Leipzig, im November 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 334. —— 29. November 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 333.)

55. Reime von Gustav Kretschmer. Bromberg, Levit. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Es will uns bedünken, als habe Hr. Kretschmer in den akademischen Hörsälen, mitten unter den Mühen des Brotstudiums, verstohlen einige Blüten vom Baume der Poesie abgepflückt. Glücklicherweise hat er nicht ganz duftlose und welke ergriffen. Er denkt, fühlt und schreibt wie alle Studiosen unserer Zeit und wie alle Dichter, die der Zeitgeist angeweht hat. Da er überdies in der Zueignung an die Freunde bescheiden sagt:

> Und wenn von all den flüchtigen Accorden
> Nur einer leis' zu euerm Herzen spricht,
> So ist die Hoffnung Wahrheit mir geworden;
> Denn mehr verlangen diese Lieder nicht —

und wir ihn versichern, daß mehr als Ein Accord — wir nennen vorzugsweise „Wie dumm“ (S. 37), „Wohin? Woher?“ (S. 105) — uns angesprochen haben, so wird er hoffentlich nicht Ursache haben, sich über schonungslose Kritiker zu beschweren.

56. Gedichte von August Stöber. Heidelberg, Winter. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Hier wird dem Leser ein Bilderbuch mit niedlichen Landschaften gegeben, in welchem er, wenn er sonst Naturfreund ist, mit Vergnügen blättern wird. Der Verf. malt aber nicht blos Landschaften, sondern versucht sich auch mit Geschick im Architektonischen, wie er denn den heimatlichen Münsterthurm mit so transparenten Schlaglichtern und Schatten uns vor das Auge stellt, als hätte ihn Hasenpflug's Meisterhand auf die Leinwand gezaubert. Auch da, wo seine Muse mit dem Menschenherzen und der Gesellschaft verkehrt, weiß sie sich gut zu benehmen. Sie erscheint weder im urgroßmütterlichen Reifrock noch in neuester pariser Tracht; sie spricht nicht Hegel's Sprache und hat doch ihre philosophischen Principe; sie ist nicht eine kopfhängerische Pietistin und lehnt sich doch auf den Anker des christlichen Glaubens. Das glückliche Justemilieu, welches der Verf. hält, wird noch gehoben durch leichte Versification und kundige Behandlung der Sprache. Als ein Thema für die Zeit heben wir aus: „Ständeversammlung der Vögel“ (S. 90). Unter den epischen Sachen, deren einige am Schlusse sich finden, empfehlen wir das „Märchen vom Fürchten-Lernen“ (S. 111), einen alsatischen Märchenschwank, der überaus ergötzlich ist. Wie gut der Verf., dem wir auf unsern kritischen Lucubrationswegen schon irgendwo begegnet sein müssen, die Sprache zu behandeln weiß, bezeuge „Zeitbild“:

> Ei, wie du springst, Handwurst, du vielgestückter!
> Wol vielgestückt! der Herzfleck ist gestohlen
> Von neuromantischen Franzosenlappen;
> Der Hosenknopf birgt den hispan'schen Dolch;
> Auf breitem Rücken sitzet übermüthig
> Altdeutsche tolle Burschenrenommage.
> Die kurzen Stiefel sind bis auf den Fuß
> Durchstochen von Tarantelstichen, gift'gen;
> Die Peitsche klappert nicht, sie schwirrt
> Wie scharfe Skorpionen. Das Gesicht,
> Das schelmischlächelnde, es grinzt,
> Und aus den Augenwinkeln stechen
> Die Faunenblicke lüstern und genüssig.
> Du bist ein Sansculotte, und doch trieft
> Dein Haar von Faubourg-St.-Germain-Pomade!
> Du bist ein Voltaire ohne die Perrücke,
> Doch hast mit dieser du den ganzen Kopf verloren.
> Du bist ein Alles, bist ein Nichts;
> Ein Wortchamäleon, vielfarbig, drum von keiner Farbe,
> Hast hundert Namen, keiner kann dich nennen.
> Geselle, kehr' zurück in die Coulisse,
> Es ist dir die Verkleidung nicht gelungen!
> Kannst du ein Künstler nicht uns Schönheit zeigen,
> Sei's lächelnd voller Lust, sei's hohen Ernstes,
> Sei's mahnend, strafend, aber stets erquickend,
> Ei, hilf an den Maschinen zieh'n und putze
> Die Lampen, wenn der Vorhang ist gefallen.

Wir lassen jetzt drei Nummern folgen, die, verbunden durch das Band poetischer Commilitonenschaft und Verbrüderung in Apoll, in Eine Kategorie zu bringen sind. Die Kameraden sind alle jung, sind alle Söhne der Zeit, Kinder der Gegenwart, von welcher einer sagt:

> O Gegenwart, so inhaltsschwer,
> Unfaßlich selbst dem tiefsten Witze,
> Du All auf einer Nadelspitze,
> Unendlich wie das weite Meer
> Und ewig ohne hin und her!
> Von deiner mächt'gen Flügel Sausen
> Laß diese Blätter auch durchbrausen.

Die Titel lauten:

57. Liederbuch dreier Freunde: Theodor Mommsen, Theodor Storm, Tycho Mommsen. Kiel, Schwers. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Jugendklänge aus Holsteins alten Buchenwäldern schallen nicht unharmonisch in unser kundiges und liederreiches Sachsenland. Die epischen Versuche mislingen nicht, und wo Eros redet, thut er es nie mit weinerlicher Stimme. Die jungen und kecken Lorberaspiranten gefallen sich häufig weniger im sorglichen Ausmalen als in markigen Skizzirungen ihrer Bilder. Diesem und Jenem wissen sie durch den Hebel einer lakonischen, oft mysteriösen Kürze Kraft und Anmuth zu verleihen. Sie sind nicht blos, scheint es, durch gleichzeitige und auf einen Punkt gerichtete Studien, sondern auch durch gleiche Begabung aus der Hand der Natur solchergestalt zu Geistes-

verwandten geworden, daß man schwankend wird, wem man von allen Dreien den Kranz reichen soll. Sie sind Landsleute, scheinen das geistige Leben aus einem gemeinsamen Quell geschlürft zu haben, reden Eine Sprache und bewegen sich in Einem Kreise der Anschauung und Empfindung. Wo ein Lied etwa Einem mislingt (und wie sollte das hier fehlen?), da macht es der Andere wieder gut, wie sie solches heitere und rüstige Thun in dem Motto andeuten, welches die muntern Musikanten über sieben Fiedellieder als Schild gehängt haben:

> Wenn uns unterm Fiedelbogen
> Manche Saite auch zersprang,
> Neue werden aufgezogen,
> Und sie geben frischen Klang.

Hören wir von ihnen selbst, was sie hier bieten:

> Sie singen gern von Allem, was
> Auf Erden heilig und gemein ist,
> Von Dem, was groß zugleich und klein ist,
> Kurz erst vom Nichts, dann von dem Was,
> Erst von dem Ernst, dann von dem Spaß.
> Sie möchten wie die Altgesellen
> Sich selbst 'mal auf die Köpfe stellen.

Sie bringen also ein buntes Allerlei; leichte Waare, doch nicht so zerbrechlich wie nürnberger Tand; ein heilsames Gemisch-Gemasch, nach Abraham a Santa Clara's Ausdruck, von welchem man in einer Mußestunde, wo jedoch der Geist nicht abgespannt sein darf, mit um so größerm Vergnügen nascht, als man hier einen Humor kostet, der die harmloseste Lebenslust athmet und nicht den geringsten Beigeschmack bitterer Ironie oder moderner Zerrissenheit hat. Sie geben den Kritikern, die es ihnen etwa zum Tadel gereichen lassen, daß ihre Lieder anders, etwa wie Schwerterklang vom Ufer des Skamanders, klingen sollten, die rechtfertigende Antwort in dem einleitenden Sonette:

> Noch ist's nicht an der Zeit, uns zu geberden,
> Als trügen uns die Planken eines Branders;
> Denn seht, wir mauern jetzt noch in der Erden.

Und die Mauer geräth den wackern Gesellen nicht übel!

58. Album für das Jahr 1843. Redigirt von einem Kreise Studirender zu Jena. Jena, Mauke. 1843. S. 20 Ngr.

Einige wirkliche Musensöhne in Saalathen kamen auf den Gedanken, einige Packete Knasters, versteht sich desselben, den ihnen Apollo präparirt, zusammenzustellen und andern Studiengenossen darzubieten, d. h. eine kleine Gedichtsammlung herauszugeben. Sie luden also die Commilitonen auf andern norddeutschen Hochschulen freundlich ein, zusammenzuschießen zu genanntem Werk; sie riefen und sangen ihnen nicht nur entgegen: „Edite, bibite, Collegiales", sondern auch: „Cantate, commilitones!" Aber in einem, vorliegender Sammlung voranstehenden offenen Briefe klagen sie, daß eine nur kleine Zahl der freundlichen Einladung gefolgt sei; sie wiederholen jedoch dieselbe für nächstes Jahr und bringen ihnen einstweilen das Wenige, was sie eben haben, als Probe. Diesen Proben nun wollen wir es zunächst als Verdienst anrechnen, daß sie nicht im geringsten nach der Bier- und Tabacksatmosphäre der Burschenkneipe riechen, daß alle acht Contribuenten die jenaische Commentsprache mit Decenz reden, und daß die Form durchgängig correct ist. Dabei wolle kein Leser dieses „Album" vergessen, daß wir hier lauter jugendliche Erzeugnisse, voller, zuweilen geflissentlich herbeigezogener Reminiscenzen vor Augen haben, daß ein prosaisches Element sich hier einmischen müsse, und daß die ganze Sammlung auf einen geschlossenen Leserkreis berechnet ist. Am wohlthuendsten sind die Lieder, die aus der von jugendlichen Idealen geschwellten Brust sprossen, wie z. B. „Das gute Wort" (S. 38) von Anton Sieber und „Liebesahnung" (S. 53) von Neumeister, welcher die meisten Beiträge geliefert. Selbst etwas Originales haucht aus den Gedichten S. 16, 80, 120, 142, 151, 194, 197 und 203. Zu loben ist endlich die Redaction. Die Gedichte folgen nämlich nicht nach den Verfassern, sondern nach den Gegenständen recht passend aufeinander.

59. Mecklenburgisches Album. Rostock, Leopold. 1843. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit geringfügigen Erwartungen nahmen wir das Duodezbüchlein zur Hand, nicht weil es dem Äußern nach das unscheinbarste der drei kameradschaftlichen Musenproductionen ist, ebenso wenig, weil wir unter den 24 Mitarbeitern und Contribuenten auf lauter unbekannte Namen stoßen, deren einige blos durch Chiffern angedeutet sind, sondern weil es aus dem traurigen mecklenburger Lande kommt, von woher uns noch kein lieblicher Ton entgegen geflogen, und in dessen steinigem Boden die Blumen der Poesie gewöhnlich krankend und verkümmert stehen. Leider wurden wir beim Lesen nicht enttäuscht; denn es wird uns viel Alltägliches und Dagewesenes geboten, und es läßt sich den Liedern nur das negative Lob ertheilen, daß sie nichts Abgeschmacktes, Unsittliches und Barockes enthalten, daß sie der Form nach correct sind, keine Reminiscenzen bieten und das Ohr durch kakophonische Reimklänge nirgend beleidigen. Das der Sammlung vorgesetzte Motto von Voß:

> Nicht hab' Übervertrau'n, noch Mistrau'n! strebe bescheiden
> Etwas, nicht Alles zu sein; aber noch weniger, nichts —

weist einestheils dem Leser den Standpunkt seiner Erwartung an, und entwaffnet anderntheils die Kritik, die, wenn sie sonst gerecht sein will, nicht unterlassen darf, auf diejenigen Gedichte hinzuweisen, die sich über das Niveau der Alltäglichkeit erheben. Solcher sind „Die Zeit" (S. 23), „Segel, ho!" (S. 185), „Das Bild der Mutter" (S. 129), „Heimatweh" (S. 133), „Auf der Haide" (S. 169) und vor allen von einer Maria „Der Bettler" (S. 39). Der Reinertrag ist für die hamburger Abgebrannten bestimmt.

60. Nur Jehan. Gedicht in vier Gesängen von Hermann Neumann. Leipzig, Leo. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Wir lassen die Besprechung dieses romantischen Gedichts in wohlklingenden Ottaven mit indischer Scenerie und Mythologie hier folgen, weil es, wie das zuletzt besprochene Album zu wohlthätigen Zwecken aus des Pultes Verschluß ans Tageslicht getreten ist. Vor dem eigentlichen Titel stehen nämlich die Worte: „Eine Gabe für die Abgebrannten zu Dahme", und in der Zueignung lesen wir die Strophe:

> Liebe Herr'n und liebe Frauen!
> Hoff', es soll euch nicht gereuen,
> Auf den armen Mann zu schauen,
> Hoff', ihr wollt sein Herz erfreuen.

So wird, wie ein Mitarbeiter in der „Abendzeitung" bei Beurtheilung und Anzeige des Buchs mit kaustischem Witze sagt, hier „die Poesie vom Bettel ins Schlepptau genommen". Wenn aber Derselbe die Frage hinzufügt: „Kann sie tiefer sinken?" so glauben wir das harte Wort mit dem Horaz'schen: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci", zu Gunsten des wohlmeinenden Verf. und der armen Abgebrannten entkräften zu können, und dies um so mehr, da jener witzige Reviewer selbst zugibt, „vorliegendes Gedicht verdiene übrigens solche Erniedrigung nicht; die Sprache desselben sei correct, die Bilder wohlgewählt, die Reime selten unecht, und die Gesinnung tüchtig, sittlich, gleich fern von Prüderie und von Zügellosigkeit". So verhält es sich wirklich. Legen wir keinen zu großen Maßstab an das mit Liebe sichtbar gepflegte Werk, verlangen wir keine Romantik mit Wieland'scher Grazie oder mit den Phantasieflammen eines Meister Ludovico durchzuckt, und ist unser Gaumen nicht etwa durch den Genuß neuromantischer pariser Romantik überreizt, so wird man gewiß die holde Kumla, deren Schönheit sie zu Nur Jehan, d. h. zum Lichte der Welt, machte, und deren Liebestreue jegliche Versuchung siegreich besteht, von Herzen liebgewinnen, und das ebenso un-

erhaltende wie zu einem edeln Zwecke bestimmte Buch, wenn nicht mit Erquickung, doch mit Befriedigung aus der Hand legen.

61. Gedichte von Karl von Holtei. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1844. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Lyriker, dem durch die Gunst des Himmels das Talent für eine Poesie à la portée de tout le monde geworden, kann sich von seinen Bestrebungen und Leistungen immer den sichersten und reichsten Lohn versprechen. Er sieht mit Freude, wie seine subjective Empfindung den Weg in jedes Herz zu finden weiß und, in Töne verwandelt, bald aus Aller Munde erschallt. Gewöhnlich wird der Tondichter, der sich gern und leicht der dargebotenen Stoffe bemächtigt, sein Verbündeter, der seine Triumphe theilt und erhöht. Ein solcher Lyriker ist der bekannte Verf. dieser Gedichte, der überdies durch seine Leistungen im dramatischen Fache und seine musikalischen Compositionen sich längst in die Gunst des Publicums hineingesungen hat. Die Ergebnisse seiner lyrischen Productivität liegen nun in einem ansehnlichen Bande von 26 Druckbogen auf 412 Blattseiten vor uns; doch ist das beiweitem nicht Alles, was er hätte geben können, und wir glauben ihm gern, daß er bei der Sichtung seiner derartigen Papiere viel Schwaches, Verfehltes und Nichtiges fand, und loben ihn zugleich, daß er viel Gelegentliches, Persönliches, Locales, Scherz und Klage, wegen der für Fernstehende oft völlig unverständlichen Beziehungen (obwol dies gerade für das Beste von ihm erklärt wird) der Öffentlichkeit gänzlich zu entziehen für gut befunden, und so mehr als drei Viertel seiner Gedichte den Flammen übergeben hat. Von vielleicht hundert Prologen und Theaterreden sind nur fünf, weil sie ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen, aufgenommen, und von den Gelegenheitsgedichten, die nur für Schlesien geschrieben wurden, ist nicht ein einziges in gegenwärtige Sammlung übergegangen. Ungeachtet uns nun bei so strengem Verfahren nur die Quintessenz des Gesammtstoffs dargereicht werden soll, so hätte doch Manches wegfallen können, was in seiner allzuspeziellen Beziehung für Den nur Interesse hat, an den es adressirt ist, oder auch wol Das, was man als poetische Bagatellen zu bezeichnen pflegt, was auf ein witziges Wortspiel hinausläuft und der eigentlichen Poesie entbehrt, wie z. B. S. 273, wo, unter der Überschrift A, E, I, O, U mit dem Namen Ole Bull (Ball, bel, Bill, Boll, Bull) getändelt wird, oder zum „Geburtsfeste des Oberpastors Grave" (S. 275), wo eine ähnliche Wortsinnspielerei ihr Wesen treibt. Freilich gefallen solche Sachen und Sächelchen der Menge vorzugsweise, und es gehört von Seiten eines Redacteurs eigener Gedichte eine gewisse Selbstverleugnung dazu, über sie das Pereat auszusprechen. „Das Buch Papier" (S. 307), ein Quodlibet in wechselnden Rhythmen nach verschiedenen bekannten Melodien, in welchen uns die Geschichte des Papiers vom blaublühenden Flachse bis zur Kammer des Lumpensammlers erzählt wird, gibt den Beweis, daß eine bewegliche Phantasie und rhythmische Routinirtheit auch aus dem lumpigsten Stoffe etwas machen kann, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß Hr. von Holtei durch dieses Gedicht allein schon sich in tausend Herzen hineingesungen hat, ein Erfolg, den wir ihm von Herzen gönnen. Selbst der sentimentalen und elegischen Richtung ist er nicht entfremdet. Die letzte Abtheilung der Sammlung nämlich hat die Überschrift „Friedhof", und hier fallen seine Thränen reich auf die Gräber ausgezeichneter Todter, verehrter Freunde und besonders auf das Grab einer innig geliebten, frühgeschiedenen Gattin. Wir können uns nicht entbrechen, in einem kleinen Liede (es ist das in der ganzen Sammlung zuletzt abgedruckte) zu zeigen, wie gut hier auch diese Richtung vertreten werde. Es hat die Überschrift „Ernestine" und lautet:

> Es ist kein eitles Wähnen:
> Du warst ihr treu gesinnt!
> Drum send' ich dir meine Thränen,
> Die Lieder geworden sind.
>
> Ob Dieser in Thränen singe,
> Ob Jener nur Thränen weint, —
> Es sind dieselben Dinge,
> Wenngleich es anders erscheint.
>
> Drum send' ich dir die Lieder! —
> Dein Auge richte darauf,
> Und löse die Lieder wieder
> In reine Thränen auf.

Doch bleibt sein eigentliches Lebenselement und das Gebiet seiner anerkennenswerthesten Errungenschaft immer und vorzugsweise das Volkslied, das Lied, welches hervorgeht aus alltäglichem Denken, Empfinden, Wollen und Gesinntsein, und welches sich auf bestimmte Begebenheiten oder auf bekannte, ausgezeichnete Menschen und ihre Erlebnisse und Schicksale bezieht. Solches Lied macht Glück auf der Gasse, in der Fabrikarbeiterstube, in der Schenke, auf der Herberge, und wahrlich nicht blos da, sondern auch in freiern Kreisen bürgerlicher Familien und selbst in den Salons der haute volée; ein solches Lied hat seinen eigenthümlichen Werth, gibt seinem Verfasser einen Namen, und wir sind völlig mit unserm Volkslieder- und Gassenhauerdichter einverstanden, wenn er (S. 243) nach der Melodie „Sah' ein Knab' ein Röslein steh'n", singt:

> Viele schelten, daß mein Lied,
> Nach bekannten Weisen
> Immer hin und wieder zieht;
> Wollen drum das arme Lied
> Gassenhauer heißen.
> Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
> Nach bekannten Weisen!
>
> Durch die Gassen haut sich schwer
> Nach bekannten Weisen
> Solch ein Lied; denn kreuz und quer
> Kommen viele Gegner her,
> Die zurück es weisen.
> Liedlein u. s. w.
>
> Aber hat sich's Bahn gemacht
> Nach bekannten Weisen,
> Schwirrt es froh bei Tag und Nacht,
> Freut sich herzlich und verlacht
> Neid, auf luft'gen Reisen!
> Liedlein u. s. w.
>
> Kehr' ich manchmal nächtlich heim,
> Nach bekannten Weisen,
> Hör' in'n Gassen meinen Reim,
> Schwillt des neuen Liedes Keim,
> Muß mich glücklich preisen u. s. w.

Wie oft mag nun unser Verf. wol schon die Reime folgender Liedlein nach bekannten Weisen gehört haben!? Das allbekannte, auf allen Gassen gesungene „Lied vom Mantel", welches beginnt:

> Schier dreißig Jahre bist du alt,
> Hast manchen Sturm erlebt,
> Hast mich wie einen Bruder beschützet,
> Und wenn die Kanonen geblitzet,
> Wir beide haben niemals gebebt.

Ebenso oft den bekannten Wechselgesang zwischen dem (polnischen) General und Soldaten (S. 215):

> Denkst du daran, mein tapf'rer Lagienka,
> Daß ich dereinst in unserm Vaterland,
> An eurer Spitze, nah' bei Dubienka,
> Viertausend gegen sechzehntausend stand?
> Denkst du daran, daß ich, vom Feind umgeben,
> Mit Mühe nur die Freiheit uns gewann?
> :|: Ich denke d'ran, ich danke dir mein Leben,
> Doch du, Soldat, Soldat, denkst du daran? :|:

Der Soldat antwortet mit einer Gegenfrage ähnlicher Art, und das Lied trifft mit seiner rührenden Schlußpointe unfehl-

bar das Herz des Volks. Minder bekannt, aber von höherm ästhetischen Werth ist das Lied „Kosciuszko“ (S. 218), welches wir hier ganz mittheilen:

Fod're Niemand, mein Schicksal zu hören,
Dem das Leben noch wonnevoll winkt;
Ja wohl könnte ich Geister beschwören,
Die der Acheron besser verschlingt.
Aus dem Leben mit Schlachten verkettet,
Aus dem Kampfe von Lorber umlaubt,
:|: Hab' ich nichts, hab' ich gar nichts gerettet
Als die Ehr' und dies alternde Haupt. :|:

Keine Hoffnung ist Wahrheit geworden,
Selbst des Jünglings hochklopfende Brust
Hat im liebeglühenden Norden
Ihrer Liebe entsagen gemußt.
Zu des Vaterlands Rettung berufen,
Schwer verwundet, von Feinden umschnaubt,
:|: Blieb mir unter den feindlichen Hufen
Nur die Ehr' und dies blutende Haupt. :|:

In Amerika sollt' ich einst steigen,
Und in Polen entsagt' ich der Welt;
Lasset mich meinen Namen verschweigen,
Ich bin nichts als ein sterbender Held.
O mein Vaterland, dich nur beklag' ich,
Ja, du bist deines Glanzes beraubt! —
:|: Dich beweinend zum Grabe hin trag' ich
Meine Ehr' und mein sinkendes Haupt. :|:

Solche und ähnliche Lieder, besonders da ihre schwarzen Lettern durch beigegebene Melodien in Lippenzauber sich umgestalten, finden ihren Ruhm eben darin, daß sie Gassenhauer werden, und legt man keinen zu großen Maßstab an diese Gedichte, betrachtet man sie als Das, was sie nach des bescheidenen Dichters eigenem Ausspruche sein sollen, als das Testament eines Sängers, der zuweilen den rechten Ton traf, und dessen Gesangesgabe nicht ohne Eigenthümlichkeit ist, so werden sie Allen willkommen sein und selbst vor dem Forum eines strengen Kritikers sich eines milden Spruchs erfreuen.

62. Sandkörnlein zum Besten des Cölner Dombaus, von Moritz, Grafen zu Bentheim-Tecklenburg. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Allerdings nur Sandkörnlein, die deutsche Gesinnung und frommer Sinn hier herbeiträgt als Grundlage zu jenem Bau, in welchem die sanguinische Hoffnung der Söhne unserer Zeit den Tempel deutscher Einheit sieht! Aber fern sei es, die Wärme zu verkennen, mit welcher die Liebe hier ihr Scherflein bringt, oder den Fleiß, der sich namentlich im epischen Theile des starken Octavbandes offenbart; und es hüte sich die Kritik, den Stab über ein Streben zu brechen, welches, sich bescheidend, wohl erkennt, daß zu einem Tempelbau nicht blos Granit- und Marmorblöcke, sondern auch Kies, Mörtel und Kalk gehören!

(Der Beschluß folgt.)

Der schottische Boz.

So nennt die englische Presse den noch ungekannten Verf. des auch in d. Bl. Nr. 168 f. 1843 angezeigten Romans: „The scottish heiress“, und seine neueste Dichtung: „The young widow“ (3 Bde., London 1844), rechtfertigt die Benennung. Die Charakterschilderungen sind meisterhaft, der Stil nicht sowol poetische Prosa als nach dem Ausdrucke des Engländers „Poesie der Prosa“, und die Dichtung selbst weniger Product des Kopfes als des Herzens. Gleich den meisten Schotten glüht der Verf. für sein Vaterland. „Caledonia, stern and wild“, gilt ihm ein schöneres Land als die schönsten Länder auf Erden. Dafür aus letztgedachtem Werke eine Stelle zum Beleg, die zugleich den Stil zeigt. „Fort, fort nach dem Lande im Norden, dem Lande stolzer Herzen und grauer Berge, roher Tugenden, alter Sagen und Denkmäler wilden Ruhms und unverzagter Zärtlichkeit, wie sie unter dem Titel der Ritterlichkeit andern Ländern an Glanz und Ruhm gedient hat. Fort in das Land, wo im Westen das Atlantische Meer seine Brandungen schäumt und die wilde Insel seinen Stürmen trotzt; das Land, das stets sein eigenes Banner getragen und zum Banner das stolze Wort: Unbesiegt, wählen konnte; das Land, das Cäsar's Legionen schlug und den rothen Dänen, den abenteuernden Sachsen und den gierigen Normann; das Land voll Felsen und Kühnheit und majestätischer Schöne, unbezweifelt das erhabenste, was es auf der bewohnbaren Erde Europas an passiver Hoheit gibt; denn mag die Schweiz sich mit Hügeln brüsten, die einige Fuß höher, die Schweiz hat kein Weltmeer, und ihre Seen liegen in schläfriger Ruhe, die von Hirtentagen erzählt. Fort in das alte zähe Land, das alle Weltpatrioten lieben würden, hätte es je unter fremder Geißel gestöhnt; doch das hat es nie. Keine Fahne politischen Elends weht von den blauen Hügeln des prächtigen Norden, kein Hülferuf der Freiheit schreckt die Echos seiner Thäler wach, und der ist kein Sklav, der höflich wie ein König seine Mütze vor dem Fremden rückt und mit dem Stolze des Grundbesitzers ihn zu den Lieblingsplätzen des Landes führt, wo seit tausend beschriebenen Jahren die geheiligte Asche seiner Vorväter an den luftigen Stellen ruht, welche gute Menschen einfach fromm gesegnet. Es ist ein würdiges und majestätisches Land, eine Belehrung dem Philosophen durch die seltsame Kraft, die in dem Patriarchen aus verwandtem Blute weilt — dem Philanthropen durch die reinen Elemente der Liebe eines kühnen Herzens — und dem Staatsmann durch die Richtung jener gesunden Vorurtheile, die eine Nation groß machen.“ Auf Stellen wie diese folgen nicht selten Ausbrüche echt komischen Humors, denen kein Feind des Lachens zu widerstehen vermag. So die Beschreibung einer fashionablen Soirée bei Herrn Cosmo Pittewen, die mit allem Ähnlichen in den „Pickwick-Papieren“ sich unbedingt messen kann. Ebenso die Zeichnung zweier intriguirenden und habsüchtigen Advocaten, wie sie graphischer weder bei Boz vorkommt noch in dem ins Deutsche übersetzten „Zehntausend jährlich“. Die eigentliche Geschichte ist kurz diese: Der alte Lord von Kenmuir hat eine Tochter, Jessie, die Heldin, die wider seinen Willen heirathet. Er, ein alter, finsterer, unbeugsamer Mann und stolz auf sein Familienwappen, verstößt sie. Ihr Gatte, ein junger Geistlicher, Gerald Macoir, nimmt eine Sendung als Missionar nach Afrika an. Jessie verzweifelt bei dem Gedanken der Trennung. Aber Gerald geht, und kaum ist er ein Jahr abwesend, so kommt die Nachricht, daß die Eingeborenen ihn ermordet. Jessie, „die junge Witwe“, von ihrem Vater verleugnet, hülflos, ohne Geld und ohne Schutz, wendet sich mit ihrem Knaben und der Schwester ihres Gatten, die durch den Tod ihrer Mutter in gleicher Lage, nach Glasgow, hier von ihrer Nadel zu leben. Vergebens sucht sie Arbeit, und nur erst nachdem sie alle ihre kleinen Kostbarkeiten veräußert, wird sie Gouvernante bei einer schottischen, in Frankreich lebenden Familie. Nach hundertfältigen Leiden, Unglücksfällen und Prüfungen geräth sie im äußersten Elende in die Hände der zwei gedachten Advocaten, der Herren Hecht und Feile. Hecht hat entdeckt, daß nicht der nächste männliche Verwandte, sondern sie das Erbrecht hat an den Ländereien ihres verstorbenen Vaters, aber er bewahrt das als Geheimniß, bis er durch ihr gemachte Darlehne sie so gänzlich in seiner Gewalt hat, daß ihr nur die Wahl bleibt zwischen seiner Hand und dem Kerker. Ihre nie gewankte Treue wählt den Kerker; aber im Momente der Entscheidung wird ihre Standhaftigkeit durch die Nachricht belohnt, daß ihr Gatte nicht erschlagen, nur gefangen worden, seine Freiheit wieder erlangt und auf dem Wege nach England ist. Der Schluß versteht sich unerzählt. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 335. — 30. November 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 334.)

63. Liederblüten an *****. Von Karl Calman. Wien, Tauer und Sohn. 1844. 12. 25 Ngr.

Ein paar Blüten, aufs Gerathewohl aus diesem modernen Canzoniere gepflückt, würden den Leser belehren, weß Geistes Kind dieser neue Petrarca sei; wir begnügen uns indessen mit der Mittheilung von drei Strophen, welche ihn sattsam charakterisiren werden. Die erste Stelle lautet:

> Warum ich diesen kleinen Liedern
> Den Namen Liederblüten geb',
> Darauf kann ich nur dies erwidern,
> Daß ich sie wie die Blüten web',
> Der Herrlichen zu einem Kranze,
> Worin sie strahlt im holden Glanze.

Nicht wahr? Schön! Die andere Stelle scheint ihm von unabweisbarer Ahnung seines Looses eingegeben. Sie lautet:

> „Wieder singt ein blasser Jüngling
> Liebeslieder wild entbrannt",
> Ruft die Lesewelt entrüstet,
> Und das Blatt entsinkt der Hand.

Statt Petrarca anzurufen, ruft er — rathe 'mal, lieber Leser! — wen? an. Lies es (S. 15):

> Leih' mir deinen Zauberpinsel,
> Saphir! mächt'ger Liedergott!
> Deines Sanges süße Weisen,
> Aber auch den tiefen Spott.

Wir glauben, der mächtige Liedergott Saphir habe ihn wirklich erhört. Wenn er endlich (S. 5) sagt, in hoher himmlischer Begeisterung auf seine Lieder blickend:

> Sterne, Töne und die Früchte,
> Die erfreuen dich gar sehr,
> In dein Aug', dein Herz sie rufen
> Nur zu oft: Noch mehr, noch mehr! —

so prophezeit er gewiß falsch; schwerlich ruft der Leser: „Noch mehr, noch mehr!" Er wird vielmehr mit Horaz sprechen: „Ohe jam satis est!"

64. Gedichte von Carlopago. Leipzig, Brockhaus. 1843. 8. 20 Ngr.

Hier kommen wir wieder zu Athem. Schon die Vielseitigkeit in der Wahl der besungenen Objecte, die vollendetere Form, der freie Standpunkt, von wo aus Welt- und Menschenleben angeschaut wird, die Wahrheit der Empfindung und die Virtuosität in der Darstellung zeigen uns hier eine respectablere Dichterpersönlichkeit. Carlopago ist weit entfernt, wie der vorgenannte Anbeter der Saphir'schen Dichtergröße, dem Leser zuzumuthen, er solle beim Kosten dieser Verse: „Nur mehr noch!" ausrufen; dazu denkt er viel zu bescheiden von sich und seinen Leistungen, und orientirt gleich von vornherein den Leser in Bezug auf Das, was er zu erwarten hat: „Bist du Naturfreund, so hörst du nicht blos auf Nachtigall- und Lerchensang, sondern auch auf das Lied der kleinen Vögel; dann entzückt dich nicht allein der Tannenbaum, sondern auch der niedre grüne Strauch; bewunderst du nicht allein den tosenden Wasserfall, sondern auch den klaren Wiesenbach", und schließt, sich selbst charakterisirend, die Weisung mit den Worten:

> Nicht Lerche bin ich und nicht Nachtigall,
> Ich bin nicht Tannenbaum, nicht Wasserfall,
> Nur Bächlein, Strauch, Vöglein am Waldesried;
> Doch liebst das Lied du, hörst du gern mein Lied.

Die Eintheilung der mäßigen, und wie es Ref. vorkommt, sorgfältig gesichteten Sammlung ist nicht nach der Gattung der Dichtungsarten, sondern nach der Zeit ihres Entstehens gemacht, und so finden wir im buntlyrischer Mischung vier Bücher, deren erstes Gedichte aus den Jahren 1833—37, das zweite aus 1838, das dritte aus 1839—40, und das letzte aus 1841—42 enthält. Gleich in der ersten Nummer: „Frühlingstoaste", müssen wir bewundern, wie scharf sein Auge für des Lenzes Bildungen und Reize sei, und S. 7 läßt er uns einen Blick in sein reiches, empfängliches „Herz" thun:

> Sonnenstrahlen, Mondesstrahlen
> Gossen still sich erdenwärts,
> Einten ihre Himmelsschimmer,
> Bildeten des Sängers Herz;
> Drum, wenn auferstehet die Sonne,
> Wenn der Mond die Nacht durchzieht,
> Steiget aus des Sängers Herzen
> Hell und schimmernd auch das Lied.
>
> Rosendüfte, Veilchendüfte
> Schwebten leise himmelwärts,
> Einten ihre weichen Wellen,
> Bildeten des Sängers Herz;
> Drum, wenn Rose sich entfaltet,
> Veilchen blinkt am Waldesried,
> Steiget aus des Sängers Herzen
> Mild und duftig auch das Lied.
>
> Lerch' und Nachtigall vereinten
> Ihrer Klänge Lust und Schmerz
> In des Haines grünen Tiefen,
> Bildeten des Sängers Herz;
> Drum, wenn Philomele flötet,
> Wenn die Lerche schmetternd zieht,
> Steiget aus des Sängers Herzen
> Trauernd, jubelnd auch das Lied.
>
> Sonnenstrahlen, Mondesstrahlen,
> Veilchenhauch und Rosenduft,
> Lerchen-, Nachtigallentöne,
> Wenn ihr locket, wenn ihr ruft,

Steigt das Lied in hellen Flammen
Lieblich lodernd himmelwärts;
Euch, ihr freundlichen Gebieter,
Euch gehorcht des Sängers Herz.

Man sieht hier, der Verf. schlägt einen echt lyrischen Ton an, und in lieblichen Weisen klingen die übrigen Lieder. Sein Herz ist für religiöse Gefühle und Anschauungen nicht unempfänglich. Man vergleiche „Am Tage aller Seelen (S. 21), „Mahnung" (S. 96) und „Trost" (S. 100). In einigen Gedichten entdecken wir eine Neigung zum Allegorisiren, z. B. „Drei Ritter" (S. 37), „Der Hirt auf der Brücke" (S. 63), „Kindheit" (S. 65), „Eine Kirche Gottes" (S. 87) und „Der Bettler" (S. 98). Der Verf. ist völlig subjectiv, und sollten wir etwas vermissen, so ist es, daß das Epische hier durch nichts vertreten ist. Er malt mit dem Pinsel eines Claude Lorrain, er geht in sein Herz und das der Menschen, er tritt in die größern Kreise der Gesellschaft; aber für das Objective hat er kein Auge, kein Ohr, keinen Sinn, kein Talent. Wohl uns und ihm jedoch, daß er seine Kraft und seinen Beruf nicht verkennt wie so Viele, und die Domaine im Gebiete der Kunst als treuer Haushalter verwaltet, auf die ihn der Himmel gesetzt hat.

65. Töne des Herzens. Eine Sammlung Gedichte von Otto Christoph Freiherr(n) Budberg. Zweite vermehrte Auflage. Mitau, Reyher. 1842. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ein feines metrisches Gehör haben die Camoenen diesem Herzenssänger versagt. An gangbaren Phrasen aus dem Arsenal bekannter Dichter und an prosaischen Stellen ist kein Mangel. Sehnsüchtig und verlangend suchten wir im Buche nach den versprochenen Tönen, aber wir fanden sie nicht. Wir sind jedoch weit entfernt, deshalb ein wegwerfendes Urtheil über diese Töne zu fällen (sie sind größtentheils Gelegenheitsgedichte), schreiben viel mehr die Entbehrung des Genusses eigener Harthörigkeit zu, als objectiv diesen Gedichten, die ja doch Andern wol ins Herz geklungen sein müssen, da sie in zweiter vermehrter Auflage erscheinen. Etwas für das Herz scheint aus den Zeilen zu klingen, die der Verf. in ein Stammbuch schreibt (S. 60):

Menschenherz, du gleichst der Quelle,
Leise, wie vom Traum bewegt,
Bis Erinnerung als Welle,
Oder Ahnung aus dir schlägt.
Du erwachest göttlich, heiter!
Doch die Welle — flücht'ger Schaum
Rieselt aufgelöset weiter —
Und du träumst den alten Traum.

Auch in den „Episteln", einem jetzt selten vorkommenden Genre, ist manches Schöne, Wahre und Herzliche.

66. Neue Liederflur von August Schilling. Wien, Tauer und Sohn. 1843. 12. 1 Thlr.

Es ist nicht das erste Mal, daß wir diesen productiven süddeutschen Schöngeist auf Deutschlands literarischem Markte seine Waare zur Schau ausstellen sehen. Deutet doch auch schon der Titel: „Neue Liederflur", auf eine frühere, alte hin. Unter letzterer versteht der Sänger unstreitig die „Sinngedichte" und poetischen Kleinigkeiten, mit denen er 1833 seine poetische Laufbahn begann, ferner die 1835 erschienenen „Faunenkränze", denen im folgenden Jahre die „Satirischen Anklänge" folgten, die 1842 die zweite Auflage erlebt und über die wir in Nr. 240 d. Bl. f. 1837 berichtet haben. Gegenwärtiges Büchlein, mit dem Bildnisse des noch jugendlichen Verf. und einem Facsimile seiner Handschrift geziert, und dem gemüthvollen Tondichter Hoven dedicirt, zerfällt in drei Abtheilungen und liefert uns einen abermaligen Beweis von der Perfectibilität poetischer Anlage. Der erste Theil: „Lyrische Knospen", wird durch drei Gedichte eingeleitet, deren erstes den Sängerdank von J. Gabriel Seidl an den Verf. ausspricht, welcher ihm seine „Balladen und Lieder" (Wien 1841) gewidmet hatte. Natürlich mußten Seidl's Worte:

... Für Das, was du gespendet,
Habe Dank aus vollster Brust,
Pfleg' es dir und mir zu Liebe.
Dein Gelingen — meine Lust!

den Echoklang in des geschmeichelten Dedicanten Brust erwecken:

Und wenn nun die Lieder keimen,
Treiben, schwellen, knospen, blüh'n,
Ist's nicht meine Schuld — die deine,
Daß sie nach dem Himmel zieh'n.

Wir sehen, der ältere sagt dem jüngern Poeten hier viel Schönes und Schmeichelhaftes über seine Leistungen, und was Hr. Schilling selbst über dieselben äußert, lesen wir in einem Zuruf „An die Kritiker", in welchem er seinen Gesang mit dem Fluge der Libelle vergleicht, die Blumen, Schilf und Bacheswellen kosend umschwirrt und

Bald im leichten Wasserspiegel
Kokettirend sich belauscht,
Wenn der Irisglanz der Flügel
Schillernd seine Farben tauscht.

Nicht übel und treffend ist dieses Bild. Wirklich kokettirt der Verf. hier und da mit den neun Schwestern. Das Gefühl der Wohlgefälligkeit ob seines Kennens und Könnens in der Musenkunst zieht sich gleich einem feinen unsichtbaren Faden durch das ganze Gewebe seines Gesangs, wo er die ewigen Dichterthemen, Liebe und Frühling, Glüh'n und Erkalten, Treue und Untreue, Ernst und Scherz, Stürmen ins bewegte Leben und Weilen in contemplativer Einsamkeit in gefälligen Formen und ansprechenden Bildern abhandelt. Da überdies der eigenwilligste, übellaunigste Kunstrichter eine gewisse Sauberkeit in der Sprache, die mit ästhetischem Takte sich verschwistert, anerkennen muß, so erscheint die Vorbitte für seine Gesangslibelle an den Kritiker:

Wollt dem Thierchen mild vergeben,
Das euch doch nur Freude bot;
Schlagt dies arme kleine Leben
Nicht mit großen Prügeln todt! —

sehr überflüssig, und wir betrachten sie auch nur als einen witzigen Einfall, auf den er sich etwas zugute thun will. Er bewegt sich weniger im Elemente des Witzes als in dem der Empfindung. Ein Specimen erstgenannter Gattung wird uns in „Moderne Schnelligkeit" (S. 51) gegeben:

Es kocht die Welt in gigantesker Gährung,
Der Zeitgeist schürt die Zauberflamme an,
Schon brachte sie zu glücklicher Gebärung
Kautschuk, Asphalt und Gas und Eisenbahn;
Wer hofft da nicht bei nächster Kreisentleerung
Auf Actien zu einem — Goldvulkan? —
Doch überragt Ein Stern all die vorhand'nen:
Die Dichter sind's, die neuen, unverstand'nen!

Seit sich so schnell die Welt strebt zu vollenden,
Erzeugt im Flug die neu'ste Poesie,
Sie packt das Ding parforce mit beiden Händen,
Ihr Wahlspruch heißt: „Noch heute, oder nie!"
In Ballen pflegt man Lyrik zu versenden,
Und centnerweis schreibt man — Dramaturgie;
Nun sag' mir Einer noch, wie Viele pflegen,
Die Dichtkunst sei nicht schwer! — Der soll's nur wägen!

Wollen wir unparteiisch sein, so müssen wir eingestehen, hier sei von dieser massenhaft-fabrikmäßigen Waare nichts zu sehen. Man lese, um dies bestätigt zu finden, „Wahnglaube" (S. 67), wo Kraft der Gedanken mit Wahrheit im Bilde Hand in Hand geht, oder die „Reiseblätter", des Buchs zweiten Theil, wo wir den „Venetianern" den Preis zuerkennen. Im dritten Theile versucht er sich, wie es uns dünkt, mit weniger Glück

im „Epischen". Doch entschädigen uns für solche verbrauchte Sujets, wie „Meister Schreiner", oder den matten berliner Schwank „Der sächsische Professor", einige Nummern, wohin wir vor allen „Neueste Romantik" zählen. Wir theilen es als charakteristisch hier mit:

Es guckt ein Finkchen wohlgemuth
 Aus frischem Grün hervor,
Und aus dem Kehlchen, schlecht und gut,
 Erschallt sein Lied empor.

Bald summt es, wie wenn Fasching ist,
 Ein Walzerstrich von Strauß,
Bald trillert es, wie Ernst und Liszt,
 Ein Pizzicato draus.

Daneben Philomele sitzt,
 Mit bleichem Angesicht,
Und rümpft das Schnäblein, fein gespitzt,
 Und ärgert sich und spricht:

„Wie kann man nur solch dummes Zeug
 Hinkreischen in den Tag,
Daß sich aus derlei Liederteig
 Kein Mensch was kneten mag!

Wer nicht hochlyrisch flöten kann
 Von Beinhaus, Mord und Tod,
Von Meineid, Gift und Sensenmann,
 Verbot'ner Liebe Noth, —

Und von den Glöcklein, Ringlein fein
 Und Blümlein und so fort,
Der kann kein rechter Sänger sein,
 Der weiß von Ruhm kein Wort."

Darauf mein Finkchen: „Flöte du,
 Wie's deinem Ruhme frommt;
Doch laß mir meinen Sang in Ruh',
 Weil er vom Herzen kommt."

67. Dichtungen von Hermann Amas. Zwei Theile. Bremen, Schünemann. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Man ist es in unsern Zeiten gar nicht mehr gewohnt, Gedichte auf graues, häßliches Löschpapier gedruckt zu sehen, wie gegenwärtige zwei Theile; was aber schlimmer ist — ihr Inneres und geistiger Gehalt ist ebenso ordinair. Nicht besser ist es mit den Productionen eines münchner Poeten:

68. Gedichte von J. J. Zagler. München, Franz. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

welche, wie auf dem Titel steht, durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

69. Gedichte von Karl Calman. Wien, Tauer und Sohn. 1844. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

tragen ebenfalls auf dem Titelblatt die Worte: „Eigenthum des Verfassers". Niemand wird ihm diesen Besitz streitig machen.

70. Der Winternachtstraum. Eine Arabeske von George Hesekiel. Berlin, Scherk. 1842. 16. 10 Ngr.

Einen Traum hab' ich geträumet,
Ihn mit Klang und Lied umsäumet.
Nehmt ihn hin des Dichters Traum!
Sterne reden, Glocken läuten,
Quält euch nicht den Sang zu deuten,
'S ist ja eben nur ein Traum!

So lautet die Einleitung. Leider haben wir uns auch aus den hier tönenden Menschen- und Naturstimmen und den undeutlichen und verschwimmenden Gestalten nicht recht vernehmen können. Will aber der Leser sich mit des Sanges Deutung quälen — immerhin, wir können es ihm nicht wehren.

71. Gedichte von Christoph Riesberg. Bielefeld, Helmich. 1843. 8. 20 Ngr.

Fast zwei Drittheile des Buchs nimmt ein Rittergedicht: „Theobald von Steinen", in abwechselnden Rhythmen und Metren ein, dessen Erfindung besser ist als die Form und Sprache. Wie der Verf. rede und darstelle, wird sich am besten aus einem Passus (S. 42) ergeben, wo der Held im heiligen Lande die Tochter eines Ungläubigen sieht, die man für die schönste Griechin hält:

Auch Ritter Steinen glaubt's, doch nur auf Augenblicke,
Bis seine Gertrud er im Geist mit ihr vergleicht;
Da wird's ihm sonnenklar, zu seinem großen Glücke,
Daß ihr die Griechin nicht einmal das Wasser reicht. (Bene!)
Dir aber scheint den Blick ganz anders auszul gen,
Womit der Ritter sie so feurig scharf fixirt;
Sie glaubte steif und fest (wie wir zu sagen pflegen),
Von ihren Reizen sei der junge Held charmirt.

Ob der Leser nach dieser Probe ebenso charmirt vom epischen Talent des Hrn. Riesberg sei, ist zu bezweifeln. Wir glauben auch, er werde es ebenso wenig sein, wenn er die 14 übrigen lyrischen Nummern, die sich an jenes Gedicht anschließen, lesen sollte, und überlassen deshalb das Buch seinem gewissen Schicksal, in der Lethe der heutigen Bücherflut zu versinken.

72. Neue Maurer-Gedichte von K. G. Prätzel. Hamburg, Erie. 1842. 12. 1 Thlr.

Als Ref. noch Knabe war, entzückte ihn ein Almanachsdichter gleiches Namens, wie der hier genannte, durch seinen Humor, seine epische Gewandtheit und seine frische Phantasie. Ob jener Almanachssänger und der hier genannte poetische Ordensbruder eine und dieselbe Person sei, wissen wir nicht zu sagen; aber Das müssen wir bekennen, der Prätzel von 1844 steht dem von 1840 nicht nach. Gleich das erste Stück „Eliel und Samed", flößt uns die vortheilhafteste Meinung für ihn ein; ist, wie wir vermuthen, die Erfindung von ihm selbst, und hat er nicht aus dem Sagenquell rabbinischer Weisheit geschöpft, so gereicht es ihm zu noch größerer Ehre. Auch in der zweiten Nummer: „Verwandtes Streben", wo eine geistreiche Parallele zwischen Gutenberg's Erfindung und der Maurerei gezogen wird, treten uns feiner Scharfsinn und Sicherheit in Handhabung der Sprache wohlthuend entgegen, und gern theilten wir einige der gelungensten Stellen daraus mit, wenn die Natur des aus einem Gusse gefertigten Gedichts es gestattete, dasselbe in Fragmente zu zerlegen. Weiter gereicht es diesen Gedichten zum Lobe, daß sie eine gewisse Discretion in der Anwendung maurerischer Schibolethe bekunden, und sich, wie wir das in andern Versuchen dieser Art schon gefunden, nicht mit tugendlichen Empfindungen und menschenfreundlichen Hyperbeln förmlich abquälen. Wo der Verf. die Waffen für den Orden zur Hand nimmt, oder als Apologet auftritt, kennt er die Feinde genau, kämpft ehrlichen Kampf mit offenem Visir und weiß stets, wofür er kämpft. Um dies bestätigt zu finden, lese man nur den „Talisman" (S. 31). Er liebt es, an Historisches und Sagenhaftes Symbol und Lehre zu knüpfen, und thut das mit sprachlicher Gewandtheit ohne Pedanterie. Wo er zu den Schwestern redet, wird er der angenehmste Erzähler, der heiterste Lehrer der Weisheit, und selbst, wo er im Gebiete des Schwanks sich verliert, würzt er mit attischem Salz und zeigt zierliche Geberdung. Sein Wort in der Trauerloge legt durch ernste Reflexion und tiefe Empfindung den Grund zu Mausoleen, baut aber auch hier fast immer auf historischem und sagenhaftem Boden, worüber man das vortreffliche Gedicht „Rabundus klopft" (S. 103) vergleichen wolle. Nur die Cantaten und Festgedichte, mit denen das Buch schließt, bieten das Gewöhnliche und können nur ein locales und persönliches Interesse rege machen, während des Buchs übriger Theil dem Verf. nicht nur im Bruderkreise, sondern auch aus der profanen Welt viele Herzen in Liebe und Verehrung zuwenden wird.*)

61.

*) Den vierten und letzten Artikel geben wir im nächsten Monat. D. Red.

Literarische Notiz aus Nordamerika.

Galilei und Ignatius Loyola.

Die Vereinigten Staaten haben bekanntlich bisher nur wenig für die Wissenschaft geleistet; sie haben zu viel noch mit den Geschäften des Lebens zu thun, denn ihre Mission ist es, einen ganzen unermeßlichen Continent der Cultur zu gewinnen; ihre Thatkraft konnte sich daher nur an der Hinwegräumung der ungeheuern Hindernisse versuchen, die diesem Beginnen entgegenstehen; den Boden der Wissenschaft zu bebauen blieb ihnen zu wenig Zeit übrig. Doch gibt es rühmliche Ausnahmen, und erfreulich ist es, unter den Männern, welche dieser Aufgabe sich unterzogen, gerade solche zu finden, die dem vielbewegten Markte des amerikanischen Lebens nicht fern standen, sondern in dem geschäftigen Treiben und Gewühle desselben eine bedeutende Rolle spielten. Es ist bekannt, daß der frühere demokratisch gesinnte Präsident Jefferson ein eifriger Naturforscher war, der besonders der vergleichenden Anatomie der vorsündflutlichen Thierwelt seine Studien widmete. Sein politischer Gegner, John Quincy Adams, der Sohn John Adams', des zweiten Präsidenten der Vereinigten Staaten, gehört ebenfalls unter die Beförderer der Wissenschaft und hat während seiner Präsidentschaft in Mitte der zwanziger Jahre dem Congreß die Errichtung einer Nationaluniversität und einer Sternwarte empfohlen. Bei der Grundsteinlegung der Sternwarte zu Cincinnati hat der nun bald achtzigjährige Greis einen Vortrag gehalten, der unter dem Titel „An oration before the Cincinnati Astronomical Society, on the occasion of laying the corner stone of an Astronomical Observatory" im Druck erschienen ist, worin er, obwol auf die dem Amerikaner gewohnte weitschweifige und wortreiche Weise, sich über die Erfindung des Thierkreises, die Verbesserung des Kalenders, den Ursprung der Sternkunde, ihren Zusammenhang in frühern Zeiten mit Sterndeuterei und Aberglauben (er nennt die Astronomie die „keusche Matrone", die Sterndeuterei die „geschminkte Metze"), mit Schiffahrt und Geschichte verbreitet und dabei viele interessante Einzelheiten beibringt und scharfsinnige Bemerkungen einstreut. Unter Anderm zieht er eine Parallele zwischen Galilei und Ignaz Loyola, die vielleicht mehr auf Geist als Wahrheit Anspruch machen dürfte. „Wir sehen in diesem Falle", äußert er, „wie in dem Leben von Kopernicus, Tycho de Brahe und Kepler die unwiderstehliche Thatkraft des menschlichen Geistes in Erforschung der Wissenschaft und Wahrheit im Kampf mit den Vorurtheilen, dem Neid, der Eifersucht, dem Haß und der ungerechten Gewalt ihrer Zeitgenossen. Die Institution, von deren Obern Galilei jede Art Verfolgung zu erdulden hatte, war die Erfindung Ignatius Loyola's, eines Mannes, der alle Eigenschaften, die Größe verleihen, in nicht geringerm Grade besaß als Galilei. Das tiefe Denken, die unbezähmbare Thätigkeit, die unermüdliche Ausdauer, die unbezwingliche Willenskraft, welche sich gegen den Widerstand steift, Hindernisse überwindet, den Gegner niederwirft, sich den Weg nach dem gesteckten Ziele bahnt und dem Glauben gleich Berge versetzt, kamen Beiden in gleichem Maße zu. Und welcher Unterschied war denn zwischen ihnen? Er liegt in den Zwecken, zu welchen Jeder von ihnen diese Eigenschaften in Anwendung brachte. Ignatius erfand unter dem Einflusse religiösen Glaubenseifers eine Maschine despotischer Gewalt, eine eiserne Zuchtruthe, und legte sie in die Hand eines gebrechlichen Sterblichen, der durch die Bethörung des Zeitalters ohnehin schon mit einer ihm angedichteten Unfehlbarkeit bekleidet war. Galilei fragte die Schöpfung der Natur um die Ursachen ihres eigenen Daseins, und sein letzter Zweck war der Sieg der Wahrheit. Welcher dieser verschiedenen Triebfedern mußte die Stimme der Nachwelt ein Glückauf zurufen? Dem Kämpfer der Wahrheit — denn der Wahrheit wird endlich der Sieg werden!" 137.

Bibliographie.

Almanach für die Stadt Düsseldorf auf das Jahr 1844. Herausgegeben von H. Goedsche und J. Stahl. Mit zwei artistischen Beilagen. Düsseldorf, Stahl. Gr. 16. 20 Ngr.

Bläser's Entwurf zu einem Denkmale Beethoven's, oder öffentliche Besprechungen, geführt von mehren zur Zeit zu Berlin anwesenden Rheinländern. Als ein Beitrag zur rheinischen Kunstgeschichte sowie zur Geschichte unserer Zeit überhaupt. 1ste Lieferung. Berlin, Springer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bornhauser, T., Herzog Johann, oder Königsmord und Blutrache. St.-Gallen, Huber und Comp. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Brunold, F., Anemonen. Novellen und Erzählungen. Berlin, v. Puttkammer. 1845. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — See- und Waldmärchen. Berlin, v. Puttkammer. 1845. 8. 22½ Ngr.

Drobisch, T., Humoresken und Satiren. Leipzig, Hunger. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Duller, E., Historische Novellen. 1ster Band. Siegen, Friedrich. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Durch welche Mittel ist den Leinewebern zu helfen? Eine Bittschrift an alle deutschen Throne von R. Minden, Eßmann. Kl. 8. 2 Ngr.

Heck, J. G., Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. 7te und 8te Lieferung. Leipzig, Brockhaus. Quer gr. 4. 12 Ngr.

Herzog, E., Geschichte des Berner-Volkes. Von Berns Entstehung bis auf unsere Zeit. Bern, Fischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst. Herausgegeben von L. Lersch. 3ter Jahrgang. Bonn, Henry und Cohen. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Junghuhn, F., Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java. Für die Kaiserl. Leopold.-Carol. Akademie der Naturforscher zum Druck befördert und bevorwortet von C. G. Nees v. Esenbeck. Magdeburg, Baensch. 1845. Gr. 8. 6 Thlr.

Die Lotterie-Loose. Zur Charakteristik unserer Zeit. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 25 Ngr.

Lubojatzky, F., Der Proselyt. Roman aus dem zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts. Seitenstück zu C. Spindler's Jesuit. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 12. 3 Thlr.

Prag und die Prager. Aus den Papieren eines Lebendig-Todten. Leipzig, Reclam jun. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Robert, Clemence, William Shakspeare. Deutsch von Emilie Wille. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Sparfeld, E., Gustav Adolf König von Schweden, der heldenmüthige Kämpfer für Deutschlands Religionsfreiheit. Ein Volksbuch für alle Stände. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Friese. 1845. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Stirner, M., Der Einzige und sein Eigenthum. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. 3ter Jahrgang. 1845. Mit Beiträgen von A. Bock, K. Hagen, W. Hertzberg, Hoffmann von Fallersleben, J. P. Jordan, J. Rupp, A. Wellmann und dem Herausgeber. Hanover, Kius. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Toporoff, W., Nordische Blüten. Vermischte Gedichte. Leipzig, Tauchnitz jun. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Skandinavische Unterhaltungsbibliothek, d. i. bunte Reihe der belletristischen Lieblingsschriftsteller der Schweden und Dänen in deutscher Übersetzung. 1ste Lieferung. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 2½ Ngr.

Wolff, O. L. B., Träume und Schäume des Lebens. Poetische Glossen zu einer Radirung von C. Sandhaas. Frankfurt a. M., Ullmann. Lex.-8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 336. —— 1. December 1844.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Zweiter Artikel.*)

2. Penelope.

Es gibt einen gewissen Stil von ganz besonderm, eigenthümlich wirkendem Charakter, den ich nicht besser glaube bezeichnen zu können, als wenn ich ihn den Stil der Resignation nenne. Er ist kurz, ohne doch coupirt zu erscheinen, ja er macht selbst da den Eindruck der Kürze, wo er sich gehen läßt, wo er sich ausbreitet. Er stellt sich zugleich als hastig und als ruhig dar. Wer ihn schreibt, betrachtet den Stoff, den er behandelt, als etwas der Vergangenheit Verfallenes, Verlorenes, Abgethanes. Er hält es nicht der Mühe werth, lange dabei zu verweilen, großen Schmuck darauf zu verwenden, viel Kunst daran zu setzen. Kann ja das Vergangene damit doch nicht zurückgerufen werden! Darum eilt er mit einer gewissen Hast darüber hin; er sputet sich, als sei es ihm nur darum zu thun, so schnell als möglich davon loszukommen, als ängstige es ihn, sich mit einem Todten, Abgestorbenen zu befassen. Aber bei alle Dem behauptet er seine Ruhe. Weiß er doch auch, daß ihm die Vergangenheit nichts mehr anhaben kann. Es liegt ja Alles im Rücken, es ist ja Alles vorüber, es ist ja nur noch der Schatten der Erinnerung, der vor ihn tritt; er kann also mit größter Gelassenheit darüber reden, er kann selbst darüber scherzen, darüber lächeln, er kann mit einer gewissen Ironie, mit einem gewissen Gefühl der Überlegenheit darüber schweben, und eben weil er Dessen gewiß ist, darf er denn auch die Vergangenheit mit all ihrer Lust und Pein im kleinsten Detail, im sorgfältigst ausgemalten Bilde vor sich hinstellen, sich in dasselbe versenken und endlich — sich mit all seiner Ruhe und Überlegenheit in demselben vergessen. Wer diesen Stil schreibt, muß viel erlebt haben. Es müssen heiße Kämpfe durch sein Herz gegangen sein — aber sie sind nun ausgekämpft, es ist der Friede eingekehrt, oder wenn nicht der Friede, doch die Ermattung, und mit der Ermattung die Resignation. Man schreibt diesen Stil nur aus der ersten Hand, in der ersten Person. Es ist kein Schriftstellerstil. Es ist ein Stil für hinterlassene Papiere, Selbstbekenntnisse, Memoiren. Man schreibt ihn nicht für einen Andern, nicht der Mittheilung halber, sondern nur, um die Sache loszuwerden, um einem rastlosen Denken endlich ein Gedachtes abzugewinnen. Man schreibt ihn, weil man Das, was man schreibt, schreiben muß. Es ist keine freiwillige Handlung. Es ist ein Naturproceß, eine Entbindung von Dem, das man nicht mehr bei sich behalten kann. Er läßt sich schwer nachahmen; vollkommen nur von einem Dichter, der so viel Phantasie besitzt, sich ganz in eine solche Situation, aus welcher heraus er allein geschrieben wird, hineinzuversetzen, und der zugleich so sehr Meister der Sprache ist, daß er die von der Phantasie erzeugten und wiedergegebenen Vorgänge in seinem Innern mit photographischer Schnelligkeit und Treue wiedergeben kann. Es ist daher ein treffliches Zeugniß für Den, der ihn vom künstlerischen Standpunkte nachzubilden versteht, und wir würden daher den Verf. der ersten Novelle des vorliegenden Taschenbuchs, die in diesem Stil geschrieben, unbedenklich den besten unserer Autoren beizählen, auch wenn der Name Gustav Kühne noch völlig unbekannt wäre und diese Novelle das Erste wäre, was er veröffentlicht hat. Die Novelle führt den Titel „Mormona die Waldenserin" und ist dem Helden der Geschichte, dem Grafen La Torre, in den Mund gelegt. Die Schicksale desselben und die Erlebnisse, die er zu erzählen hat, sowie auch der geographische und geschichtliche Grund und Boden, auf dem die Geschichte spielt, ist ganz dem obenbezeichneten Stil angemessen. Der Graf La Torre ist der Sprößling einer alten Familie, deren Besitzungen zum Theil jene finstern Alpenthäler Pyrmonts umschließen, in die sich die von der römischen Kirche verfolgten Waldenser zu-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. [illegible]—305 d. Bl. D. Red.

rückgezogen haben und dort in starrer Anhänglichkeit ihrem als ketzerisch und heidnisch verhöhnten Glauben ergeben bleiben. Die Vorfahren des Grafen haben in doppelter Hinsicht mit diesen Waldensern in Beziehung gestanden, einmal als grausame Verfolger derselben, dann aber auch, weil sich mehre derselben mit Waldenserinnen vermählt haben. So geht namentlich die Sage von einer alten Ahnmutter, die noch jetzt im Schlosse umgehen und den alten bösen Geist der Berge über ihre Enkel bringen soll. Auch der Vater unsers Grafen ist von diesem Geist ergriffen und hat sich mit einer schönen Waldenserin vermählt, hinterher aber, als sich dieselbe ihrem alten Glauben zugeneigt, dieselbe gemieden und dadurch ihren Tod herbeigeführt. Den von ihr erhaltenen Sohn, um ihn vor dem Geiste der Berge zu schützen, läßt er zu Genua in einem Kloster erziehen; aber nichtsdestoweniger bilden sich in ihm freiere Ansichten aus, als sie der strengkatholische Standpunkt gut heißt, und die Kenntnißnahme vom Schicksal seiner Mutter flößt ihm Unwillen gegen das Verfahren seines Vaters und Sehnsucht nach den Waldensern ein. Diese Sehnsucht erlangt bei folgender Gelegenheit Befriedigung. Das gräfliche Schloß Santa Maria wird jährlich aufs neue von der heiligen Jungfrau geweiht. Ein junges, reines, schönes Mädchen aus der Umgegend, vom Kaplan des Schlosses dazu erkoren, muß dabei die Stelle der Mutter Gottes vertreten. Bei der diesmaligen Feier, der auch der junge Graf beiwohnt, fällt seine Wahl, ohne daß er es weiß, auf eine junge schöne Waldenserin, die mit ihrem Bruder Gemüse und Obst auf den Markt von La Torre gebracht hat. Sie sträubt sich, wagt sich aber nicht als Waldenserin zu bezeichnen, und als sie der Graf selbst, den ihre kindliche Schönheit hinreißt, dem Kaplan zuführt, ergibt sie sich und führt die Handlung zur Zufriedenheit aus. Nachts darauf aber entflieht sie mit Hülfe ihres Bruders Pirrho, eines wilden, trotzigen Burschen, aus dem Kloster, und wird nicht wiedergesehen. Der Graf bietet Alles auf, sie wiederzufinden, und als sein Vater nach Rom zur Osterfeier reist, besucht er selbst die naheliegenden Marktplätze, und wirklich trifft er darauf, zwar nicht mit ihr, doch mit Pirrho zusammen. Er weiß dessen wildes, argwöhnisches Wesen zu beschwichtigen, sodaß ihn derselbe mit in seine Berge nimmt. Hier sieht er Mormona wieder, und kleine Gespräche und Vorfälle, die sich im Auszuge nicht wiedergeben lassen, lassen die Liebe des Grafen rasch wachsen und auch Gegenliebe in der Brust Mormona's entzünden. Er hat auch einem waldensischen Gottesdienste beigewohnt, und obwol er die Natürlichkeit und Kindlichkeit ihres Glaubens anerkennt, so hat er sich doch berufen gefühlt, Mormona und ihre Glaubensgenossen der Kirche wiederzugewinnen. Die Liebe drängt jedoch diese Absichten bald in den Hintergrund. Er will die Abwesenheit seines Vaters benutzen, sie in seine Nähe zu bringen, und sucht dazu die Wohnung eines alten Meiers auf. Während er sich mit diesem bespricht, erscheint im Schlosse Pirrho mit der Büchse, die ihm der Graf geschenkt. Man glaubt, daß sie gestohlen, und will ihn festhalten, sodaß er mit genauer Noth entkommt. Als der Graf wieder in das Gebirge eilt, will Pirrho nichts von ihm wissen und droht ihn zu erschießen. Er sucht nichtsdestoweniger ihre Hütte auf, wo er Mormona allein findet, mit ihr das Geständniß der Liebe austauscht und in ihrem Besitz selig ist, bis Pirrho sie aufschreckt und den Grafen durch einen Schuß lebensgefährlich verwundet. Pirrho entflieht, Mormona bringt ihn in die Meierei, wartet und pflegt ihn dort, wird Christin und dem Grafen, an dessen Aufkommen noch gezweifelt wird, angetraut. Hierauf folgt die Genesung bald, und da auch der Vater, dem Mormona als eine „alte Christin" und als Tochter eines genuesischen Obersten vorgestellt wird, einwilligt, so scheint Alles den erwünschtesten Ausgang zu nehmen. Aber bald gestalten sich die Sachen anders. Mormona fühlt sich Mutter, und in diesem Zustande empfindet sie nach und nach einen immer größern Widerwillen gegen den katholischen Ritus, und ihr alter waldensischer Glaube tritt wieder hervor. Dies stört ihren Gemahl zwar nicht, aber den Vater, und die daraus entstehenden Misverhältnisse üben einen ungünstigen Einfluß auf des jungen Grafen Gesundheit aus, sodaß er sich genöthigt sieht, öfters Ausflüge nach dem Meere zu machen. Während des einen derselben wird Pirrho, der halb wahnsinnig ins Schloß gedrungen, festgehalten und vom alten Grafen gefangen gehalten. Der junge Graf fürchtet, daß Alles entdeckt ist, und beschließt, dem Vater in einem Briefe ein volles Geständniß zu machen. Er begibt sich deshalb in die Meierei; aber währenddem führt Mormona selbst die Katastrophe herbei. Sie weiß sich den Schlüssel zu jenem Zimmer zu verschaffen, wo das Bild der waldensischen Ahnfrau hängt. In der Nähe desselben sitzt auch ihr Bruder gefangen, den sie an seinen Liedern erkennt, und als sie eben mit diesem zusammentrifft, wird sie von dem alten Grafen überrascht, der voll Zorn Beide in dem unheimlichen Zimmer einschließt. Die heftige Gemüthsbewegung, die dieser Vorfall herbeiführt, veranlaßt eine zu frühe Niederkunft, in Folge deren sie nach einem langen Krankenlager, dessen Schmerzen und Leiden sie wieder dem römisch-katholischen Glauben zuführen, als gute katholische Christin stirbt. Dies der stoffliche Gehalt der Novelle, der, wie man sieht, schon an sich ebenso anziehend als ergreifend ist, durch die oben bezeichnete Darstellung des Verf. aber sowie durch die darin niedergelegten Ideen über das Verhältniß des römisch-katholischen Glaubens und Ritus zum Glauben und Gottesdienst der Waldenser noch bedeutend gehoben wird. Nichtsdestoweniger müssen wir gestehen, daß uns gerade in Beziehung auf den letztern Punkt die eigentliche Grundansicht des Verf. und der darauf basirte Schluß der Novelle nicht recht klar geworden ist. Wenigstens sehen wir nicht ein, wie der Widerspruch, den die waldensische Lehre gegen den Katholicismus erhebt, durch die Erkenntniß Mormonas: daß für bedrängte und beladene Menschen der katholische Glaube und Gottes-

dienst so recht erfunden sei, daß man im Jammer, wo man Gott den Herrn unendlich fern glaube, die alten wunden Märtyrer recht gut anrufen und als Vermittler brauchen könne, daß das Bild des Leidenden am Kreuz für Den, der selber leide, ein Trost und ein Labsal sei u. s. w. wirklich gelöst und gehoben sein soll, da doch, wie Mormona selbst hinzufügt, ein Cultus, der eben blos für den Kranken paßt, dem Gesunden nicht genügen kann und also immer nur eine halbe Wahrheit entfaltet, die den ganzen Menschen unmöglich zu befriedigen vermag. Noch weniger sehen wir ein, wie der alte Graf, der bisher die streng-katholische Ansicht über die Naturreligion der Waldenser theilt, durch die Bekehrung Mormona's plötzlich zu der Einsicht gelangt ist, daß die Selbstbefreiung vom Buchstaben der Satzung nicht immer ein gottverlorenes Heidenthum sein müsse, zufolge welcher Einsicht denn auch der finstere Geist der Berge plötzlich von ihm weicht, und überhaupt der alte Fluch, der über dem gräflichen Hause geschwebt hat, gelöst wird. Wie mir scheint, könnte die Lösung nur auf zweifachem Wege erreicht werden. Nämlich, wenn auf tragischem, dadurch, daß beide Theile, sowol das römisch-katholische als auch das waldensische Princip, in ihrer Einseitigkeit dem Untergange geweiht wurden, wenn aber auf rein schönem, dadurch, daß man den einen wie den andern Theil einem Glauben sich zuwenden ließ, der die Wahrheiten beider Lehren vereinigte und jeden von beiden Theilen in seine Rechte einsetzte.

Nächst dieser Gabe von Kühne müssen besonders die „Blätter aus meinen Erinnerungen" von W. Alexis hervorgehoben werden, die diesmal das Leben im Lager und in den Festungen, welches der Verf. als sechzehnjähriger Knabe im. J. 1815 mit durchzumachen hatte, behandeln und ganz in demselben Tone wie die vorjährigen gehalten sind. Alle übrigen Beiträge, obwol sämmtlich dankenswerth, sind doch nicht so bedeutend, daß wir ihnen hier eine besondere Besprechung zollen könnten, und wir begnügen uns daher mit ihrer Aufzählung. Woldemar Seiffarth liefert eine juristische Geschichte: „Das Damastkleid", die jedenfalls besser ist als seine vorjährige Erzählung: „Das getheilte Brot." Julie v. Großmann gibt eine echt weiblich geschriebene biographische Skizze von den Lebensschicksalen der Dichterin Agnes Franz. G. v. Lüdemann bringt eine Novelle: „Dichters Jugend", und M. Norden eine Erzählung: „Die Franzosen in Hamburg", von denen wir der erstern den Vorrang einräumen müssen. Zum Schluß endlich folgen noch zwei Lebensbeschreibungen, nämlich die der Großherzogin Cäcilie von Oldenburg und der durch Gutzkow's „Zopf und Schwert" neuerlich wieder bekannt gewordenen Markgräfin von Baireuth, jene von W. v. Eisendecher, diese vom Herausgeber Theodor Hell nach den bekannten Memoiren. Von den beiden letztern Damen finden sich zugleich die Bildnisse beigefügt, zu denen sich als drittes noch das Portrait von Frederike Bremer gesellt, von einem ansprechenden Briefe der schwedischen Dichterin an den dänischen Dichter Andersen begleitet. Die seit einigen Jahren angenommene Gewohnheit der „Penelope", als Bilder nur Portraits zu liefern, können wir nur billigen; es ist jedenfalls viel vernünftiger, die Kosten an wirkliche Personen zu wenden, selbst wenn dieselben nicht gerade zu den allerberühmtesten gehören, als an sogenannte idealische, oft höchst abgeschmackte Figuren, oder an Scenen aus Novellen, die vielleicht kaum die Druckkosten werth sind.

3. Perlen.

Unter den drei wie gewöhnlich vom Herausgeber selbst verfaßten Novellen, welche die „Perlen" Robert Heller's dieses Jahr bieten, ist die erste: „Alessandro Stradella", jedenfalls die anziehendste. Sie stellt es sich vorzugsweise zum Thema, die Macht der Musik zu schildern, und hat diese Aufgabe, so schwer es auch ist, die Effecte irgend einer Kunst, besonders aber den der Musik, mit den Mitteln einer andern Kunst zu vergegenwärtigen, in mehren Stellen recht glücklich gelöst; nur scheint mir zu dieser Tendenz, die sich durch den größten Theil der Novelle hindurchzieht, weder die Einleitung, in der die Musik die weiblichste und feilste der Künste genannt, und gewissermaßen von ihr angedeutet wird, daß sie vorzugsweise die Begleiterin der verfallenden Thatkraft sei, noch auch der Schluß, zu dem die Musik gar nicht einmal das Motiv bildet, in entsprechender Beziehung zu stehen. Überhaupt sind die letztern Partien der Geschichte, welche in Turin und Genua spielen, die schwächern und schmälern in etwas den guten Eindruck, den die Erzählung bis dahin gemacht hat. Noch verdient gerügt zu werden, daß die Charaktere, ohnedies nicht sehr tief angelegt, von einem gewissen Punkte aus fast jeder weitern Entwickelung ihres innern Wesens entbehren. Dieser Stillstand stört besonders an Domenico Porsa; denn der Umstand, daß dieser immer wieder zu demselben Rachemittel greift, hat zur nothwendigen Folge, daß sich die zweite Hälfte der Erzählung unter fast gleichen Vorgängen abspinnt. Die zweite Novelle: „Der Großvater", trägt die Versicherung an der Spitze, daß sie wahr sei, bis in die äußersten Einzelheiten. Wozu diese Versicherung? Warum soll sie nicht wahr sein? Eine so alltägliche Geschichte trägt sich mit geringer Modification fast in jedem Hause, in jeder Familie zu — warum nicht auch in der Familie Nathan zu Leipzig? Ich gestehe, ich habe bis auf die Schlußwendung, die aber dermaßen unmotivirt erscheint, daß Einem das plötzlich erwachende natürliche Gefühl des alten Nathan ganz wie ein Deus ex machina vorkommt, an der ganzen Geschichte nichts Besonderes finden können und sehe nicht recht ein, wie der Verf. hoffen kann, gerade durch sie die Aufmerksamkeit der Novellisten auf einen der weitesten, schönsten und wichtigsten Lebenskreise, auf den deutschen Bürgerstand, im engern Sinne des Worts, zu lenken. Verhältnisse, wie sie hier geschildert werden, dächte ich, wären schon längst geschildert; die Verwickelungen sind die allergewöhnlichsten, und auch in

der Persönlichkeit ist durchaus nichts Neues zu entdecken. Damit soll die Novelle nicht schlecht gemacht werden; sie soll sich nur nicht spreizen, als wenn sie etwas Besonderes wäre, als würde der Erzählungsliteratur damit ein neues Feld erobert. Im Übrigen ist sie einfach und gut, nur hier und da zu breit erzählt. Vielleicht hätte sie bedeutend gewonnen, wenn sie der Verf. minder ernst, minder objectiv behandelt hätte, wenn er überhaupt nicht selbst als Erzähler derselben aufgetreten wäre, sondern sie Dem in den Mund gelegt hätte, von dem er sie gehört haben will, nämlich dem eigentlichen Helden der Erzählung selbst. Gewiß wäre damit eine weit lebendigere, eigenthümlichere Färbung hineingekommen — wenn es nämlich der Verf. verstanden hätte, nicht blos den bürgerlichen Inhalt, sondern auch die bürgerliche Form der Erzählung wiederzugeben. Die dritte Novelle: „Die Badegäste in Gastein", führt uns wieder in die Sphäre der vornehmen Welt zurück, in welcher sich der Verf., wenn auch nicht mit aristokratischer Grazie und Nachlässigkeit, doch mit wohl angeeignetem Anstande bewegt. Freilich gibt er uns nicht blos die aromatische, oben abgeschöpfte Crême zu schlürfen, sondern läßt uns, ohne daß er es will, in vollen Zügen auch das schale und abgestandene Residuum derselben schmecken. Die meisten der in der Geschichte vorkommenden Personen, selbst Rathenberg und Mirabella, selbst Howard und Lady Flora, haben eine ziemliche Dosis langweilenden Stoffes in sich, und die eingeflochtenen Unterhaltungen sowie die erzählten Spaziergänge und Tagesereignisse zeigen oft von einer Behäbigkeit im minutiösen Detail, die der taktvollere Darsteller der vornehmen Verhältnisse entweder schon überwunden hat oder nie zu überwinden braucht. Indessen, was ihm in dieser Hinsicht abgeht, ersetzt er durch eine noch unverdorbene Liebe zur Schönheit und Erhabenheit der Natur, die er in seinen landschaftlichen Schilderungen entfaltet. Diese bilden offenbar den werthvollsten Theil der Novelle und wissen mit einer anschaulichen Darstellung zugleich eine poetische Auffassung zu verbinden. Die Beschreibung des Fächerfalls möge als Probe angefügt werden:

> Der Fächerfall, um dessenwillen das Anlaufthal besucht wird, ist das eleganteste Naturwerk und von einer Erfindung, deren schalkhafte Zierlichkeit, durch die Majestät der Umgebung gehoben, wie ein Stück Welthumor erscheint. Hoch oben vom Scheitel des Felsens, der in die Wolken ragt und mit prächtigem grünem Haar gelockt ist, bricht ein Wasserfall hervor und schießt, sich fest zusammenhaltend, bis auf ein Drittheil der Platte nieder. Von dort theilt sich der Strom in eine regelmäßige Fächerform, zu der sein Anfang den Griff bildet, während sich Länge und Breite des Fächers so genau entsprechen, daß er einem venetianischen Fabrikanten zum Muster dienen könnte. Das diamantenhelle Wasser ist von einem smaragdenen Rahmen eingefaßt. Sowie sich der Fächer vollendet hat, treten dichte Bäume um die Werkstätte der Natur, um dir zu verbergen, daß ein langes Becken die niederplätschernden Fluten aufnimmt. Nur der Wasserfall selbst wird dir gezeigt, dahinter der Felsen, daneben der Wald. Die Gebüsche dringen bis zu dem Platze heran, auf dem du stehst. Ein kleiner Fluß kommt mit den Bäumen. Der Schelm hat das lebendige Wunder gewirkt, aber er prahlt so wenig damit, als hätt' er dem Müller ein Rad getrieben. Anspruchlos zieht er an dir vorüber, wie gemeines Wasser, eben nicht mehr werth, als daß ihm eine Forelle den Hof macht. Hätte ein Mensch eine so glänzende That verrichtet wie der Bach, ein Schauspiel gegeben von solcher Herrlichkeit, er vergäß' es sein Lebtag nicht und wäre überall der berühmte Mann, den wir anstaunen müßten.

Unter den artistischen Beilagen verdienen nur das Bildniß Charlotte's von Hagn und ein Genrebild: „Der Zwist", hervorgehoben zu werden. Allen übrigen fehlt es entweder an Schönheit oder an entsprechendem Charakter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Politische Sehergabe.

Horace Walpole, der geistreiche Sohn des berühmten oder berüchtigten englischen Ministers Robert Walpole, äußerte in einem Schreiben an Sir Horace Mann, den britischen Ministerresidenten am Hofe zu Florenz von 1760—1785, mit dem er beinahe ein halbes Jahrhundert lang im vertrauten Briefwechsel stand („Letters of *Horace Walpole*, Earl of Oxford, to Sir *Horace Mann* etc. Now first published from the original MSS."), noch ehe das Zerwürfniß Englands mit seinen amerikanischen Colonien ausgebrochen war: „Was Amerika betrifft, so wird dasselbe sicherlich seinen Sitz unter den Selbstgewalten dieser Welt einnehmen; der Einfall des Colombo beginnt so sich auszugleichen, und ein Welttheil wird nicht mehr von einem andern in commendam gehalten werden! Die Einbildungskraft könnte sich weit in diesem Capitel ergehen — aber was habe ich zu schaffen mit einer neuen Ära in den Jahrbüchern der Menschheit?" In einem spätern Briefe vom J. 1779 spricht er sich über die Einmischung Frankreichs in Englands Kampf mit seinen amerikanischen Abkömmlingen aus und bemerkt dabei: „Frankreich wird es eines Tags bereuen, wenn die disciplinirten Haufen der Gothen und Hunnen ihr Auge auf den Süden zu werfen beginnen!" Bemerkt sei hier beiläufig, daß die Lästerchronik jener Tage behauptete, die Mutter Sir Horace Walpole's habe mit dem bekannten Lord Hervey in verbotenem Umgang gestanden und Sir Horace sei die Frucht dieses Verhältnisses gewesen. Auf der andern Seite hatte bekanntlich Sir Robert Walpole schon während der Lebzeiten dieser seiner ersten Gattin mit einer Ehrendame der Königin, Miß Skerret, ein Liebesverhältniß angeknüpft, auch eine Tochter mit ihr gezeugt. Sogleich nach dem Tode seiner Gemahlin heirathete er seine Kebse, und als er zum Pair ernannt wurde, ward zu großer Entrüstung des tugendsamen englischen Hochadels besagter Tochter der Rang einer legitimen Grafentochter verliehen. 137.

Literarische Anzeige.

Se vende por **F. A. Brockhaus** en **Leipsique**:

Romancero castellano

ó

Colleccion de antiguos Romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas

por

G. B. Depping.

Nueva Edicion,

con las notas

de

Don Antonio Alcala-Galiano.

Dos Tomos.

Gr. 12. 4 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 337. —— 2. December 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 336.)

4. Rheinisches Taschenbuch.

„Ich mag diese Tugend nicht, die wie unschuldige Milch schmeckt, — ein Gewitter, und sie gerinnt. Wenn die Empfindsamkeit in die Moral hineinpfuscht, betrügt der Teufel bei Mondschein seine Kundschaft." Das sind die Worte Lorenzo's, des fast einzigen vernünftigen Kerls in der ersten Novelle des vorliegenden Taschenbuchs, deren Verf. Eduard Duller ist. Ich wollte, Eduard Duller hätte diese Worte zu seinem eigenen Wahlspruche gemacht, als er diese Novelle schrieb, und bedacht, daß Das, was Lorenzo von der Tugend und der Moral sagt, ebenso gut auf die Schönheit und Ästhetik paßt. Aber wahrscheinlich ist, als er diese Novelle in einer empfindsamen Aufwallung ausdachte, auch über ihn irgend ein süßer Dämon gekommen und hat ihn, obschon er sonst gerade nicht zu dessen Kundschaft gehört, dermaßen mit Mondschein betrunken gemacht, daß er aus seiner gefühlsduftenden Stimmung gar nicht wieder herausgekommen ist. Ganz richtig! Nur der verteufelte Mondschein ist schuld! Höre man nur den Anfang:

Mondnacht! Feierstille liegt über der Bucht; leise rauschen die Wellen zum Gestade heran und weichen zurück, als wollten sie den heiligen Gottesfrieden des Schlummers auf Erden nicht stören. Das stolze, prächtige Meer, das dem kühnen Herrschertrotz des Menschen so leicht zürnt, besänftigt ruht es jetzt unter dem versöhnenden Zauber des Lichts, ein unabschbares Feld voll Millionen leuchtender Blumenkelche, die sich heben und senken; wie ein Schwan schwebt ein weißes Segel drüber hin näher und näher zum Strande. Zeugen vergangener Herrlichkeit, ragen auf den Uferhöhen die schlanken Säulen der Tempel, deren Wände längst eingesunken. Mild verhüllet der Schutt die Götterbilder; aber die Blumen, mit denen sie einst bei heitern Festen von Jungfrauenhänden geschmückt wurden, blühen noch jetzt auf diesen Gräbern u. s. w.

Konnte ein solches Mondscheingemälde anders als mit Mondscheinfiguren angefüllt werden? Konnten nach solcher Sommernachtstraum-Ouverture andere als Traumgestalten auftreten, spinnwebluftig, blumenstaubduftig und so ganz im Schmelztiegel süß melancholischer Empfindungen schwimmend, daß jedes derbere Gewächs darunter nothwendig teufelsmäßig und koboldartig erscheinen mußte? Es ist also ganz in der Ordnung, wenn der Verf. seine Figuren aus recht zarten und weichen Stoffen geknetet hat, wenn z. B. Antonio, ein alter Krieger, ein gewesener Fürst, der da kommt, das ihm einst entrissene Land wieder zu erringen, phantasirt wie ein funfzehnjähriges Mädchen:

Willkommen, ihr Wipfel, die ihr mir treulich wie einst entgegenrauschet! Willkommen, ihr Blumen, die ihr mir süße Düfte als Gruß zusendet! O Gott! Rings um mich Alten ist Alles Jugend und Lenz und Hoffnung! Dies Rauschen der Wipfel, dies Grüßen der Blumen, alle diese Hoffnung und Herrlichkeit, dies ganze Paradies — für euch, für euch, meine Kinder! Für mich nur die Erde, die mütterliche Erde! Was brauch' ich mehr! Ich bin reich genug, jetzt, da ich sie wieder küssen kann, und einst, wenn sie mich bedeckt.

Ebenso natürlich und dem weichen Präludium entsprechend ist es, wenn diese beiden Kinder, für die ihr Vater so hingebend, so entsagungsvoll schwärmt, nicht minder edel und aufopfernd sind, und lieber auf ihre alten Rechte verzichten, als ein vom jetzigen Fürsten trefflich regiertes, glückliches Land in Unruhe stürzen wollen, und für Eugenio, den edeln Sohn des Fürsten, den sie zufällig vorüberreiten sehen, sogleich dermaßen in Liebe und Freundschaft erglühen, daß sie sich schon glücklich schätzen, nur dessen Dienstleute zu werden. Es versteht sich von selbst, daß auch dieser Eugenio ihnen an liebevoller Hingebung und Edelmuth nichts nachgeben darf und für sie ganz so in Liebe entbrennen muß, wie sie für ihn. Auch Roger, sein Vater, muß natürlich so von Nachgiebigkeit und Gerechtigkeitsliebe erfüllt sein, daß er sogleich bereit ist, Krone und Scepter an den alten Antonio wieder herauszugeben, oder doch die Sache so einzuleiten, daß alle Schwierigkeiten beseitigt, alle Wünsche befriedigt und alle Herzen so glücklich werden, wie sie es alle in so reichem, überschwänglichem Maße verdienen. Wie schade, wie jammerschade ist es da, daß bei diesem allseitigen, liebevollen Entgegenkommen, bei dieser Bereitwilligkeit, sich füreinander zu opfern, sich in purer Liebe und Güte miteinander zu vertragen und durch ewige Bande zu vereinen, trotzdem Alles schief geht — und warum? Blos weil sich auch ein paar Kobolde in den Sommernachtstraum eingeschlichen haben, jener obenerwähnte Lorenzo, Eugenio's Freund, der so frevelhafte Ideen über Tugend und Empfindsamkeit äußert und der es nicht begreifen kann, daß Eugenio aus purer Liebe

und Edelmüthigkeit sich und ein reiches Erbe sogleich an den Ersten Besten hingeben will, und der deshalb eine freundschaftliche Contremine anlegt und dafür von dem edelmüthigen Eugenio, nachdem er selbst den edeln Leonardo im Zweikampf getödtet hat, mir nichts dir nichts niedergestoßen wird. Noch frevelhafter verfährt ein zweiter Kobold, Andrea, Roger's Kanzler, der so gottlos ist, seinem Herrn das Reich durch List erhalten zu wollen. Er geht in dieser Schlechtigkeit sogar so weit, dem rechtmäßigen Antonio einen falschen entgegenzustellen, und obschon dieser, ein alter Pirat, merkwürdigerweise sehr bald reumüthig wird und den ganzen Betrug entdeckt, so hat doch das böse Princip in den edeln Stoffen eine solche Gährung hervorgebracht, daß nichts Gescheites mehr zu Stande kommt und daß sich am Ende das ganze duftige Gewebe von Liebe und Tugendhaftigkeit wie ein Mondscheinregenbogen in einen Thränenregen unendlicher Rührung auflöst. Das Alles hat der verteufelte Mondschein auf seinem Gewissen! Wir rathen daher Hrn. Duller, ja nicht fleißig in demselben spazieren zu gehen, und sich vor den Fenstern seines Schlafzimmers ja recht dichte Vorhänge anzuschaffen — er müßte denn nicht wie hier eine nach Geschichte schmeckende Novelle, sondern, wie sein Hintermann *Gottfried Kinkel*, einen „Traum im Spessart" schreiben wollen. Dieser „Traum im Spessart" ist zugeständlich noch dreimal so duftig und mondscheinhaft; aber weil er eben nur für einen Traum ausgegeben wird, weil der ganze Zuschnitt — selbst die historische Einleitung nicht ausgenommen — sogleich die Sage, das Märchen, die romantische Dichtung ankündigt, von denen wir nichts Festeres, Solideres verlangen, so finden wir uns darin eher zurecht und stehen darin fester auf unsern Füßen als in Duller's Novelle, ja wir sind im Stande, Das, was uns dort weichlich und weinerlich wird, hier mit gutem Appetit zu genießen. Freilich ist das Ganze nicht nach dem Geschmacke unserer Zeit, aber es ist doch in irgend einem Geschmacke, und wenn auch derselbe jetzt ein wenig verpönt ist, so muß es doch von unparteiischem Standpunkte der Wissenschaft als ein wohlberechtigter anerkannt werden, der, sobald sich die Gegensätze ausgeglichen haben, auch wieder zu höherer Geltung gelangen muß. Vom Standpunkte dieses Geschmackes aber muß die Gabe Gottfried Kinkel's als eine wohlgelungene bezeichnet werden, die, wenn sie sich auch im Ganzen nur als eine Nachbildung der Tieck'schen Märchen darstellt, doch im Einzelnen manches Neue und Ergötzliche darbietet. Für die gelungenste Partie halten wir die Beschreibung des nächtlichen Treibens der Elfen, in der unter Anderm folgende Stelle vorkommt:

> Wie nun Alles sich um den Thron der Königin gestellt hatte, da rauschte aus der Waldnacht ein Schwarm Nachtigallen herbei, die setzten sich auf einen Baum, wo man sie nicht sah. Hoch aus der Luft kam eine ganze Wolke von Maikäfern, die brummten einen tiefen Baß, als wenn sie verdrießlich wären, daß die Geister sie zu ihrem Dienste zwängen mitten in der Nacht, wo Menschen und Maikäfer am liebsten schlafen. Im nassen Moose hörte man Unken und Glockenfröschchen ihre Stimmen einüben. Die Elfen aber schlugen auf ihre Glöcklein; das klang in den Maikäferbaß und die klagenden Altos der Nachtigallen wie ein heller lustiger Bubendiscant. Alles war in Stimmung; da trat ein großer Specht mit ehrsamen Schritten hervor und stellte sich vor einen glatten Eichenblock, der da lag. Zuerst hob er den Schweif auf und machte eine zierliche Reverenz vor der Königin; dann schaute er sehr stolz und herrisch zum Orchester hinauf, rechts und links, erhob seinen Kopf, nickte dreimal und schlug zum vierten Mal kräftig mit dem Schnabel auf den Klotz, also daß man wol sah, er müsse ein ausgelernter Kapellmeister sein, weil er so viel Spectakel und Wesens beim Dirigiren machte. Da ging alsbald die Musik los, daß Konrad's Herz jubelte; denn wir Menschen hören immer nur, wie die Thiere solch Concert einstudiren, jeder für sich, die Nachtigallen ihre Soli, die Maikäfer ihre Chorstimmen; aber so recht zusammen vernehmen es nur die Geister, und zu Zeiten die Sänger unter den Menschen, welche gefeit sind wie Konrad, und die können's dann den Waldsängern auch nachthun. Da nun die Geister das vernahmen, traten sie an den Tanz; die Felsriesen schwangen sich mit den Tannenjungfern, die Bachkönige mit den Eichendirnen und Pappeldamen. Leise ging anfangs der Tanz, aber der Specht schlug stärker und schleuniger, die Nachtigallen nahmen ihre blitzenden Gänge hinauf und sprangen dann in ihre tiefsten Brusttöne hinunter, die Gewänder der Mädchen rauschten, lockender läuteten die Elfenglocken, und durch alles lichte Tönen und Klingen wogten tiefe markverzehrende Laute ungewiß und bebend aus der Höhe, die der Nachthauch auf scharfgezackten Felsen orgelte.

Außer einer dritten Erzählung: „Der Tonnenleger", eine Seenovelle von *Heinrich Smidt*, die nicht besser und nicht schlechter ist als die frühern Arbeiten des in diesem Genre bekannten Verf., finden sich in vorliegendem Taschenbuche noch zwei Gaben anderer Art, nämlich ein „Rheinischer Dichtersalon" und „Rheinische Literaturbriefe vermischten Inhalts" von *Theodor Creizenach*, welche beide zueinander in ergänzender Beziehung stehen. Während nämlich der erstere als eine Repräsentation des *heutigen* Standpunkts der freilich nur durch wenige Dichter und Dichtungen vertretenen rheinischen Poesie zu betrachten ist, geben sich die letztern als „flüchtige Skizzen aus der literarischen *Vorzeit* des Rheines" und deuten dabei an, daß der Rhein, wie er von je her einen lebendigen Antheil an der Entwickelung deutscher Poesie und Literatur genommen habe, so auch in neuester Zeit durch das rege Leben, welches an ihm aufblühe, Hoffnung gewähre, daß er ein großes Terrain, ein Centrum geistiger Bewegung bilden werde. Betrachten wir von dieser Ankündigung aus die im „Salon" gegebenen Proben, so erscheinen dieselben freilich nicht vollgültig genug, man vermißt an ihnen jene centrale Anziehungskraft, die wie der Mittelpunkt eines mächtigen Strudels unwiderstehlich Alles in sich hineinreißt; sie gleichen mehr Planeten, die sich in den Strahlen eines lichten Centrums sonnen, als Sonnen, die selbst ein ursprüngliches, nirgendwoher entnommenes Licht ausstrahlen; aber sie bleiben darum immer erfreuliche Gaben und rechtfertigen Creizenach's andern Ausspruch, daß der Rheinländer mehr als irgend ein anderer deutscher Dichter die Gegensätze von Gemüth und Geist, Ruhe und Bewegung, Natur und Politik in sich vereinigen könne; denn neben Liedern von andern liberalen Tenden-

gen fehlt es auch nicht an solchen, die sich um Liebe, Natur und Sagen der Vorzeit bewegen. Beigetragen haben zum „Salon" die beiden Stöber, Friedrich Otte, Auffenberg, Duller, Creizenach, Kalisch, Genth, Dräxler-Manfred, Adelheid von Stolterfoth, Freiligrath, Arndt, Kinkel, Simrock, Nik. Becker, Gustav Pfarrius, W. M. Königswinter und Schücking, jeder nur ein Gedicht, dieses eine aber, zwar nicht wie Beethoven's „Fidelio" ein Löwe, aber doch stets des Namens seines Verf. würdig und den Genossen nicht zur Unehre gereichend. Besonders hervortretend sind „Waldmärchen" von Duller, „Vom Harze" von Freiligrath, „Das Bild im Schnee" von Simrock und „Das Gericht" von Nik. Becker. Der letztgenannte Dichter läßt in seinem Liede von den „Herren mit den Perrücken" und den „Söldnern mit dem Speer" die „Gauklerin Poesie" ersäufen und schildert sodann, wie es hinterher bei ihnen aussah:

Heimwärts mit feuchtem Haare
Sie gingen schweren Gang;
Am Thor die Siegfanfare,
Die gab gar schlechten Klang.

Und in dem Mauerringe
Wie öde, wie verheert!
Wie waren, ach, die Dinge
Verwandelt und verkehrt!

Die Blumen in den Scherben,
Sonst liebevoll getränkt,
Die hielten wie zum Sterben
Die Kronen all gesenkt.

Es hatten sich zu Zügen
Die Vögel all geschart,
Und floh'n in schnellen Flügen
Fort auf die Wanderfahrt.

Der Brunnen hat, der helle,
Dort auf des Marktes Plan,
Der sprudelnde Geselle,
Sein Plaudern abgethan.

Es tönt von keinem Liede
Des Schusters Stube mehr;
Die Hämmer in der Schmiede
Sie fallen taktlos, schwer.

Wo zwei in Liebestreue
Beisammen man geseh'n,
Die sah man jetzt mit Scheue
Sich kalt vorübergeh'n.

Als gar den Wein sie probten
Vom allerbesten Faß,
Den altersher belobten,
Da war's ein schales Naß.

Durch eine Mauerspalte
Erspähte sich ihr Heil
Stilllächelnd nun die Alte,
Die liebe Langeweil'.

Die freut' sich ihrer Beute,
Sie schlich gemach herein
Und nahm dann Stadt und Leute
Mit Schlaf und Gähnen ein.

Was die „Literaturbriefe" betrifft, so lassen sich dieselben nicht wol kritisch beleuchten. Der Verf. bespricht und berührt darin in kurzer, aphoristischer Weise so unendlich viel, sagt dabei neben Dem, was man billigen muß, so Manches, dem wir widersprechen müssen, daß eine vollkommene Verständigung mit ihm fast nur in mündlicher Unterredung erreicht werden könnte. Wir begnügen uns daher, dem Leser zu versichern, daß er die Darstellung durchweg unterhaltend und belehrend finden wird, und wollen ihm zur Selbstbeurtheilung einige Stellen als Proben geben. Über das politische Drama äußert er sich folgendermaßen (S. 363):

In unsern Tagen gibt man sich viele Mühe, durch allerlei kritische Constructionen das Theater mit den Tendenzen der Zeit in Verbindung zu bringen. Im vorigen Jahrhundert war die deutsche Bühne eine treue Bundesgenossin der Nation, ihrer politischen Wünsche und Hoffnungen, ohne daß die Dichter so speciell darauf ausgingen. Was sind die Ingredienzien, wodurch unsere Poeten ihre Stücke würzen und zu politischem Gehalt erheben wollen? Meist versucht man es mit gelegentlichen Anspielungen, mit epigrammatischen Ausfällen; das Publicum merkt die Absicht und wird verstimmt. Wie ganz anders die Heroen des vorigen Jahrhunderts! Nathan und Posa waren die Apostel der Humanität und Philosophie, die mit Männerstolz vor Königsthronen das neue Evangelium verkündigen sollten. Die ersten Jugendstücke Schiller's, vor allen „Cabale und Liebe", sind rein politische Stücke, „Egmont" und „Götz" nicht minder. Selbst in die Oper ging der Zeitgeist viel bedeutsamer über, als dies heutzutage der Fall ist. Wer Mozart's „Zauberflöte" einzig von der musikalischen Seite betrachtet, begreift nur halb den Einfluß, den dieses reizende Tonwerk auf die damalige Generation machte. Die Theorien des Kaisers Joseph blühten noch, als Schikaneder und sein Freund Sarastro ersannen, der nicht minder als Posa eine Tendenz jener Zeit ausdrückt. Nicht positive Religion, sondern Menschenbeglückung war einige Jahrzehende hindurch das Losungswort. In geheimen Bündnissen wurde auf mysteriöse Weise der Geist allgemeiner Humanität gehegt, und wenn damals der Papst die Freimaurerei ächtete, so hatte er nicht so Unrecht wie diejenigen Herren, die heutzutage aus derselben eine Propaganda der Heuchelei und des Pietismus machen wollen. Unter den Zweigen des Dramas diente jedoch am entschiedensten die von Diderot und Lessing eingeführte bürgerliche Tragödie einem politischen Zweck, dem Ankampfe der niedern Stände gegen die höhern. Es ist kein Zufall, wenn Iffland und seine Genossen dem Bürgersmann die Redlichkeit, die Tugend und Treue zueigneten, ihre Bösewichter aber meist als Präsidenten, Minister oder höhere Geistliche erscheinen ließen. Wir finden diese Stücke thränenreich, ahnen aber kaum mehr, was in ihnen schlummerte.

Auch dem historischen Drama, wie es sich gewöhnlich gestaltet hat, ist er nicht günstig gestimmt:

Die so gewaltigen Anstrengungen der deutschen Kaiser haben uns keine poetische Frucht gebracht, und Immermann, Platen, Grabbe haben die edelsten Kräfte daran verschwendet; Raupach nicht zu gedenken, der sich damit begnügte, den historischen Stoff aus Raumer zu borgen und eine weitläufige Jambensauce darum zu gießen. Ein beklagenswerther Misverstand trieb unsere größten Geister zum historischen Drama, welches nicht die höchste, sondern eine der bedenklichsten poetischen Gattungen ist. Welche ungeheure Vorarbeiten gehören darauf, bis ein Dichter im Stande ist, die Zeit- und Ortsfärbung richtig zu treffen; wie viele Mühe verwendet man auf Volksscenen und historische Motive, lauter Dinge, die den poetischen Werth des Dramas nicht im Geringsten erhöhen, die ihm im Gegentheil allen romantischen Zauber, alle psychologische Tiefe rauben! Man schneidet mit unendlicher Mühe die Geschichte eines Hohenstaufen in fünf Acte zusammen, man schildert die Verhältnisse des Staats und der Kirche, der Vasallen und des

Auslandes, man legt dem Helden die schönsten politischen und vaterländischen Apostrophen in den Mund, und wenn das mühsame Product fertig ist, wird das Publicum lau und flau bleiben, ja sogar gähnen. Dann wird über den ungebildeten Geschmack, über die niedere Bildung der Menge geklagt, und im Grunde ist es doch ein ganz richtiges poetisches Gefühl, wovon sie geleitet wird. Man will im Theater nicht Geschichte lernen, man will menschliche Leiden und Kämpfe gegen das Schicksal sehen, und das Vaterländische kann zwar auch im Stoffe, soll aber vorzugsweise im Geiste liegen. Wenn ihr die Geschichte so wohl versteht, so beschenkt uns lieber mit lesbaren historischen Werken, woran Deutschland ohnedies noch so arm ist. Durch nichts hat uns Shakspeare mehr geschadet als durch seine Schauspiele von den Kämpfen der rothen und weißen Rose. Der große Brite schrieb diese Dramen in feuriger Jugendzeit, wo er und ganz England mit ihm von Haß gegen Spanien, Frankreich und den Papst, von Hoffnung glühte für den großartigen Aufschwung Albions. Als gereifter Mann nahm er seine Stoffe nicht mehr aus der roh daliegenden Historie, sondern aus jenen italienischen Novellen, in welchen eine wahre Logik, Sophistik und Casuistik der Liebe dargelegt ist. In diese Stücke von „Romeo und Julie" bis zu „Was ihr wollt" verflocht er noch den eigenthümlichen Ton der damaligen englischen Societät, bis er in seiner dritten und reifsten Periode jene unsterblichen Werke dichtete, in welchen er, frei von jeder nationalen Besonderheit, die höchsten mystischen Probleme der Welt und des Menschenlebens anregt und löst. „Macbeth", „Lear", „Hamlet", „Timon", „Coriolan" — diese Dichtungen, zu welchen er das Motiv aus allen Zeiten und Räumen mit Weisheit auswählte —, machen ihn zum größten poetischen Weltbürger. Platen dachte oft darüber nach, warum wol die deutsche Vorzeit so wenig poetischen Segen bringe, und suchte den Mangel in der deutschen Geschichte selbst.

> Welch babylonischer Thurm als Vorwurf tragischer Handlung!
> Zwar geschehen ist viel, aber es mangelt die That!

Immermann findet die Ursache in den allzuweit ausgreifenden Zügen und Unternehmungen der Kaiser; er meint, ein Hohenstaufe, der halb in Italien, halb in Schwaben lebt, der heute die heidnischen Ostpreußen, morgen die Türken in Palästina bekämpft, ein solcher Kaiser sei niemals eine feste Gestalt, wie etwa der französische König in Paris oder der englische in Windsor. Aber der Grund liegt tiefer; unsere Dichter müssen, wenn sie vaterländische Stoffe behandeln wollen, das Psychologische und Charakteristische mehr hervorheben, die localen und temporairen Besonderheiten aber in Gottes Namen der historischen Rumpelkammer überlassen.

Besonders nimmt der Verf. an den Volksscenen der historischen Tragödie Anstoß und möchte sie, wie es scheint, gern ganz daraus verbannt wissen. Wie aber reimt sich das mit seiner eigenen Behauptung, daß es vorzugsweise die Städte, die Bürger, namentlich die rheinischen, gewesen seien, welche den Kaisern, die es mit ihnen hielten, in ihrer Noth eine sichere Stütze gewährten? Sagt er nicht in Beziehung auf Heinrich IV.:

> Der Oberpfaffe trat ihm auf den Hals,
> Und edle Ritter lachten seines Falls;
> Da riefen ihm die Männer von dem Rhein:
> Wir Bürger wollen deine Mauer sein!
>
> Drum schien es mir, als ich dem Rhein so nah
> In Speier jüngst die Kaisergrüfte sah,
> Als riefe Heinrich aus der Grabesruh'
> Auch noch dem jüngsten deutschen König zu:
>
> Nicht frage viel nach Ritterthum und Rom;
> Den Bürgern traue von dem deutschen Strom,
> Daß du ein Diener nicht dem Kuttengeist,
> Und nicht ein Knappe der Vasallen seist!

Warum nun soll das Volk, ein so wichtiges politisches Element, in der politisch-historischen Tragödie keine Vertretung finden? Doch wir haben zur Kritik keine Zeit und schließen mit den beiden schließlichen Wünschen des Verf., erstens, daß am Rhein die leidigen Kämpfe der Nationalen und Liberalen völlig schwinden und vielmehr Vaterlandsliebe und Freiheitslust sich unauflöslich verbinden mögen; zweitens, daß man über dem Räderwerke der Industrie auch den Dienst des Schönen nicht vergesse, den poetischen Keim nicht misachte, der von den edelsten Kräften gehegt wurde zu einer Zeit, wo keine andere Sonne in Deutschland zu pflegen war. Der artistischen Beilagen sind dieses Jahr zehn, von denen die meisten dem alten Rufe des Taschenbuchs entsprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Ein bemerkenswerthes Buch ist „John Manesty, the Liverpool merchant, by the late *William Magian* L. L. D. With illustrations by *George Cruikshank*" (2 Bde., London 1844); bemerkenswerth, weil es halb Religionsbuch, halb Novelle ist. In erster Beziehung schildert es den Protestantismus bei dessen Einführung in England, vielleicht um der durchschimmernden Absicht willen, die Katholiken zu versöhnen, in nicht eben günstigem, kann aber sein nicht unwahrem Lichte. Die Novelle scheint aus den Idiosynkrasien des Helden John Manesty den Satz beweisen zu sollen, daß kein Stoicismus und kein Erziehungssystem in aufregenden und gefahrdrohenden Lagen eine so vollkommene Selbstbeherrschung verleihen könne wie praktische Bekanntschaft mit Gefahr und Hingebung an jene Alles absorbirende Selbstsucht, welche den Menschen überredet, daß er, sei es zu seiner Erhaltung oder zu Förderung seiner Interessen, vor nichts zurückbeben dürfe. Ein solcher Mensch ist John Manesty. In dem Glauben, eine große Lebensaufgabe lösen zu müssen, greift er nach jedem dazu geeigneten Mittel und opfert kaltblütig Jeden, der sich der Lösung in den Weg stellt. Daher wird der Kaufmann zum Seeräuber, zum Sklavenhändler, zum professionirten Mörder. Und dabei stets ein Hang zur Romantik. Hat er einen namhaft abscheulichen Mord verübt, bewahrt er als Trophäe und mit einer Art poetischer Verliebtheit das blutige Schwert, womit die That geschehen, um sich bisweilen im Verborgenen daran zu weiden. Gegenüber steht, herrlich gezeichnet, Ozias Rheinberger, ein mährischer Bruder, mit seiner stillen, heitern Frömmigkeit, seinem innigen Dankgefühl und seiner unerschöpflichen Menschenliebe. Auch eine sogenannte Liebesgeschichte zieht sich durch das Buch, und Held und Heldin, obgleich ein wenig idealisirt, sind doch im Ganzen aus dem Leben genommen. Es wäre wunderbar, wenn das Buch nicht übersetzt würde, und wer es im Originale zu lesen vermag, kann sich nebenbei an dem classischen Englisch ergötzen.

Die zweite Auflage von Joseph Haydn's „Dictionary of dates" (London 1844) ist so berichtigt und vervollständigt worden, daß es wirklich ein raisonnirender Katalog der wichtigsten Weltbegebenheiten, eine compresse Weltgeschichte heißen kann und ähnlichen im Überfluß vorhandenen Hülfsmitteln, wie „Times Telescopes", „Recorders" u. s. w., den Vorrang beiweitem abgewonnen hat. Es dürfte auch in Deutschland selbst neben dem besten Conversations- und Universal-Lexikon sich nicht unnütz machen. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 338. —— 3. December 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 337.)

5. Narrenalmanach.

Den Hauptinhalt dieses bekanntlich von Öttinger geschriebenen Almanachs bildet eine Erzählung: „Rossini", die den berühmten, noch jetzt lebenden Componisten dieses Namens zum Helden hat. Öttinger hätte keinen bessern Griff thun können. „Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet." Und Jeder thut dabei gut, wenn er einen solchen wählt, dem er, wie Öttinger dem seinigen, von vornherein nahe genug steht und hinlänglich sinn- und geistesverwandt ist, um ihm Schritt für Schritt auf den Kreuz- und Querwegen, die zum Olymp hinaufführen, folgen und alle leichtfertigen Gänge, genialen Sprünge und überraschenden Wendungen, die dabei in Anwendung gebracht werden müssen, nachmachen zu können. In der That fühlt man sich beim Lesen einer Öttinger'schen Novelle, besonders der vorliegenden, ganz in der Art angemuthet wie beim Anhören einer Rossini'schen Oper. Man findet darin dieselbe Frische, dieselbe Beweglichkeit, dieselbe Launenhaftigkeit, hier und da auch dieselbe Grazie, nur nicht so viel Gewalt und Effect, nicht so viel berauschenden Sprit und betäubendes Arom, weil die Sphäre des Begriffs an sich viel nüchterner ist als die sinnliche Welt der Töne, und weil in der Poesie die neben jenen Vorzügen existirenden Mängel und Auswüchse: die Oberflächlichkeit, die mit unterlaufende Plattheit und Trivialität, die incorrecte Nonchalance, die auf bloßen Sinnenkitzel ausgehende Lascivität, welche sich bei Öttinger in fast noch größerm Grade finden als bei Rossini, beiweitem nicht so leicht bemäntelt und paralysirt werden als in der Musik. Aber dies schadet nicht, wenigstens nicht in der vorliegenden Novelle. Ja alle jene Schwächen erscheinen hier fast als Farcen. Wenn uns Öttinger nicht von früherher bekannt wäre, könnten wir glauben, er habe sie ganz absichtlich und planmäßig hineinverwebt, um gewissermaßen auch im Stil, in der Darstellung ein vollkommenes Abbild Rossini's mit seinen Sünden wie mit seinen Tugenden zu geben, und wir würden die Kunst bewundern müssen, mit welcher er sein Vorbild zu copiren verstanden hat. So jedoch sehen wir freilich ein, daß es ihm ähnlich wie dem Sir Andreas geht, der den Narren zwar nicht so gut wie Andere, aber am natürlichsten spielt; allein trotzdem müssen wir, wenn auch nicht seine Kunst, doch seine glückliche Wahl loben, die es ihm möglich machte, ein so lebenvolles und selbst in seinen Fehlern charakteristisches Bild vor uns zu entfalten. Nach einem offenen Sendschreiben an Rossini selbst, das er der Erzählung vorausschickt, hat er sein Gemälde größtentheils nach eigener Mittheilung Rossini's entworfen und dabei Manches ausgeschwatzt, was man sonst nicht an die große Glocke zu schlagen pflegt. Er hofft jedoch, daß ihm Rossini sein indiscretes Verfahren gern verzeihen werde, indem er meint, daß ein Mann, der in der Achtung seiner Zeitgenossen so hoch steht wie Joachim Rossini, nur gewinnen könne, wenn man seinen durchweg liebenswürdigen Charakter sans rouge et sans voile zeige. Ein Mann wie Rossini thut's vielleicht, weil er wahrscheinlich über sein Verfahren gegen die Sängerin Colbrand, die er aus reiner Speculation heirathet und hinterher, nachdem sie ihm ihr ganzes Vermögen verschrieben, mit einer geringen Summe abfindet, gerade so leichtfertig urtheilt wie sein Portraiteur; jedem Andern dürfte jedoch die Veröffentlichung einer solchen Handlungsweise als ein etwas starkes Stück von Misbrauch des Vertrauens gelten. Was den Inhalt der Erzählung betrifft, so sagen wir dem Leser nur, daß sie das Leben Rossini's bis zu seiner Verheirathung im J. 1822 umfaßt, daß sie in Venedig, Mailand, Rom, vorzugsweise aber in Neapel spielt, daß sie sich insbesondere nur das Verhältniß Rossini's zu Barbaja, dem originellen Impresario des San-Carlo-Theaters, und zur Prima Donna und Maitresse desselben, der obenerwähnten Colbrand, dreht, und daß sie, wie die meisten der Öttinger'schen Producte, außer ihrem novellistischen Gehalte noch mit einer Masse von allerhand Notizen, Anekdoten, Bonmots u. s. w. gespickt ist, die zwar an sich ganz interessant sind, aber größtentheils als ein hors d'oeuvre erscheinen.

Die beiden andern Gaben sind nur Kleinigkeiten: eine Persiflage des „Ewigen Juden" von Eugen Sue und eine Hahnreigeschichte. In der ersten ist neben vielen

forcirten und platten Witzen auch mancher glückliche Einfall, unter Anderm folgendes kurzes Capitel:

> Da sprach ich Hohn dem Tyrannen,
> Sprach zu Nero: Du bist ein Bluthund!
> Sprach zu Christiern: Du bist ein Bluthund!
> Doch die Tyrannen ersannen
> Grausame Qualen und würgten mich nicht!

Der ewige Jude versuchte nun sein Glück als Königsmörder. Er ging nach England und schoß im J. 1681 auf Karl II., einzig und allein in der Hoffnung, für diesen Frevel sondergleichen mindestens von vier Pferden zerrissen zu werden. Aber der ebenso weise als milde Stuart erklärte das verruchte Attentat für einen dummen Spaß und begnadigte den Elenden, d. h. er schickte ihn nicht aufs Schaffot, sondern ins Narrenhaus. Als der ewige Jude auch diese Hoffnung getäuscht sah, sang er „God save the King" und zog weiter.

6. Gedenke Mein.

Das vorjährige „Gedenke Mein" brachte die treffliche Erzählung Adalbert Stifter's, „Brigitta", um derentwillen wir gern sein gedacht haben und auch ferner sein gedenken werden. Dieses Jahr haben wir uns nach einer gleich werthvollen Gabe vergeblich umgesehen. Zwar erheben sich die beiden Erzählungen: „Holländische Gespenster", von Tschabuschnigg, und „Ein Ehrloser", von Walter Tasche, über die gewöhnlichen Leistungen der Almanachsliteratur; aber doch sind sie nicht ausgezeichnet genug, als daß wir ihnen eine besondere Besprechung zollen könnten. „Der Quälgeist" von A. v. Schaden ist, wie sich von selbst versteht, eine „launige Erzählung"; denn etwas Anderes kann der spaßhafte Herr nicht schreiben. Hält sie sich auch ein wenig niedrig, muß man auch zuweilen über die Späße darin mehr lächeln als lachen, so behält man doch immer seinen guten ehrlichen Boden unter den Füßen und kann, wenn Einem der Spaß zu lange währt, davonlaufen. Wenn man aber „Eine Dichterliebe", Novelle von Karl Raimund Frühauf, liest, fühlt man sich ganz wie jener Luftschiffahrer, der in seinen Ballon einen Narren aufgenommen hatte. Der Narr wirft ein Stück Ballast nach dem andern über Bord, der Ballon steigt immer höher und höher, die Sphäre wird immer dünner und dünner, es wird Einem immer schwüler und schwüler, man möchte auf gut Glück hinaus und hinunter springen, aber man möchte doch auch gern wissen, wo Alles hinaus will, und am Ende — ist Alles ein Traum gewesen, man reibt sich den Schlaf aus den Augen und freut sich, daß auch Das glücklich überstanden. Wer den Traum nachzuträumen Lust hat, dem wollen wir hier zur Probe den Anfang mittheilen:

Ein unergründlich tiefes, unerschöpflich reiches Seelenleben spielt vor mir, es ist von so magischer Melancholie, von so außerordentlicher Zartheit, daß ich es nie vergessen werde, daß ich mich aufgefodert fühle, es in Worte zu fassen und der Welt zu überliefern, oder wenigstens dieser oder jener Dame, in deren Busen ein großes, poesieschweres, stilles Herz seine ungeahnten Blitze wirft, und diesem oder jenem Manne, der einen Geist hat für das Weltall, und ein Gefühl für die Schönheit der Liebe. Es verdient, denke ich, nicht unterzugehen in einsamer, verhüllender Nacht, sondern es soll leben, um mannichfach anzuregen. Es ist gewiß ein sonderbares Räthsel mit dem Menschenherzen; hier oder dort geht ein Mensch merkwürdig dicht verschleiert durch ein kurzes Leben, mit einer himmelan lodernden Phantasie, die überall, allüberall wie eine Riesenflamme um sich greift und nach Stoff sucht, mit den vollsten, üppigsten, goldenen Wogen des Gefühls — noch schlang sich ihm der grüne Kranz der Jugend um die ernste, sinnende Stirn, und schon sank er hin, es baute sich über ihm der Hügel des Grabes — aber er hat das Wesen nicht gefunden, das er erschmachtet hat, jenes Wesen, nach dem ihm die Natur die unendliche Sehnsucht in die Tiefe der Brust gelegt — sein ganzes Herz war ein in die Unermeßlichkeit hinaus brandendes Meer — er ist verschmachtet und sehr düster gestorben, und man möchte fast auf die Menschen böse sein, daß nicht der eine oder der andere unter ihnen diese einsame so wunderbar reich ausgestattete Seele ahnte, daß nicht der liebe, wonnevolle Arm aus der Ferne herankam, der diesen verblutenden Menschen feurig und stark umschlungen, daß die glühende, berauschende Frauenlippe fehlte, die sich kühn und schamhaft an seinen Mund gepreßt hätte, mit den Worten: Wir gehören füreinander, wir wollen, o wir müssen ja miteinander gehen, durch jeden Himmel, durch jede Hölle des Lebens! — Wehmuth — mächtige Wehmuth! — Dagegen wie geheimnißvoll und doch wie befriedigend zugleich ist die Erscheinung, wenn zwei Seelen gewaltig und zart, glühend, phantasievoll, schon ursprünglich besaitet zur schwermüthigen oder heitern Melodie des Lebens, einander ahnen, sich gegenseitig anziehen, mögen gleich Berge und Meere dazwischen geworfen sein, näher und näher rücken, und endlich in Eins verschmelzen. Ein Leben hat sich aufgethan, ein Liebeleben voll fürchterlich schöner Abgründe, die silbernen Katarakten der Gefühle schäumen, rasen sternhimmelhoch von den Felsen nieder, der tiefblaue Wonnehimmel der Seele spannt sich aus ins Unermeßliche u. s. w.

Unter den Liedern dürften die von Dräxler-Manfred und Bechstein die anziehendsten sein. Im Übrigen machen auch sie dieses Taschenbuch nicht zu jenem Liederbuche, von dem Siegfried Kapper singt:

> Das Liederbuch laß dir am theuersten sein,
> Da hab' ich gelegt mein Herz hinein —
> Gedenke mein! —

wenigstens gehört ein gutes Gedächtniß dazu, wenn man sie nicht nach ein paar Stunden sammt und sonders wieder vergessen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitten, Gebräuche und Ansichten in den Vereinigten Staaten.

Die Formen des Lebens sind hier ziemlich einfach und den englischen ähnlich. Es ist Sitte, dem Eintretenden die Hand zu reichen und er hat die Runde bei allen Anwesenden zu machen, wenn er nicht verstoßen will. Dies ist eine absolute Nothwendigkeit; nicht so beim Weggehen. Man küßt hier nie den Freund oder die Freundin beim Wiedersehen, es müßte denn im Übermaß der Freude geschehen. Verläßt ein Freund oder ein Glied der Familie das Haus, so begleitet man ihn oder sie nicht vor das Haus, höchstens bis an die Hausthür. Ebenso empfängt man die ersehntesten Freunde im parlour und geht ihnen nicht entgegen. Handreichungen für das Gepäck werden erst hier erboten. Die Unterhaltung beginnt fast ausschließlich und immer vom Wetter; es ist durchaus anständig, davon zu reden. Die Begrüßungsformel ist durchgängig How do you do? und diese wird mit jedem Handschütteln oder Begegnen von beiden Seiten wiederholt. Später im Laufe der Unterhaltung sagt man wol nochmals: How do you do? oder How have you been? Allein diese Frage betont man dann mehr und er-

kundigt sich damit wirklich nach der Gesundheit. Selbst ganz fremde Menschen begegnen sich mit dem How do you do? ohne daß darauf eine andere Antwort erfolgte, als: How do you do? Dann folgt: It is a fine day! Oder: We had quite a storm! Oder: A fine day to day! u. dergl. Der Andere antwortet: Yes, indeed, very fine! Oder very so! u. dergl. Oft sitzen Zwei lange beieinander, die sich nicht kennen, z. B. im Gasthofe, Postwagen u. s. f. Jetzt fällt es dem einen Nachbar ein, eine Unterhaltung anzuknüpfen, und dies geschieht in der Regel mit A fine day to day! oder How do you do! Dies klingt für den Fremden oft sehr possirlich, oft aber erscheint es ihm als Zudringlichkeit; denn in der Regel folgen Fragen, welche die Persönlichkeit und Reisezwecke des Fremden ganz nahe angehen. Die Neugier des Amerikaners ist aller Welt bekannt, allein man kann nicht sagen, daß sie beleidigend sei. Gewöhnlich folgt auf eine offene Erwiderung auf solche Fragen ein näheres und dem Fremden oft sehr angenehmes Verhältniß zu dem Frager für die Dauer des Beisammenseins. Besser bekannt mit allen Sitten und Gebräuchen verhilft er seiner neuen Bekanntschaft zu den Vortheilen, die er selbst unterwegs genießt. Das was dem Fremden am wenigsten behagt, ist die Nothwendigkeit, oft das Bett mit einem Zweiten und selbst einem Dritten zu theilen. Die Betten sind fast immer zweischläfrig, mit gedrechselten Stollen. Auf sehr frequenten Routen tritt häufig Mangel ein, und der später kommende Gast steigt ohne viel zu fragen in unser Bett. Der Amerikaner ist fast bis in die geringsten Classen herab auf Reisen sehr reinlich und wie ein Gentleman gekleidet. Er trägt das Beste, was er hat, unterwegs. Dafür wird er überall wie ein Gentleman behandelt und macht mit dem reichsten Passagier gleiche Ansprüche.

Tritt man in eine Familie, wo die Dame des Hauses die Honneurs macht, so wird den eintretenden Herren oder Damen ein Stuhl gereicht, während sich die Dame des Hauses auf dem Sopha niederläßt. Selbst eine Dame sucht selten das Sopha, wenn sie eintritt, stets einen Stuhl. Den Hut bringt man nie mit ins Zimmer, sondern läßt ihn im Vorsaal auf einem Rechen oder Tisch, die für diesen Zweck aufgestellt sind. Damen behalten Hut und Shawl im Zimmer an. Beim Begegnen greift man blos an den Hut, nie zieht man ihn ab, selbst nicht vor Damen. Bei Geschäftsbesuchen behält man wol den Hut auf dem Kopfe auch im Zimmer. Der gemeine Mann nimmt ihn fast nie ab, selbst bei den reichsten Leuten nicht, mit denen er zufällig Geschäfte hat. Man kann nicht leugnen, daß er sich ihnen dadurch sehr gleichstellt, und es würde eine Verletzung der Gleichheit sein, ihn deshalb grob zu nennen oder zu tadeln. Der Amerikaner ist nie verlegen, wie er seine Hände gebrauchen und halten soll. Seine Haltung ist natürlich, frank und aufrecht, und er bedarf nicht des verlegenen Spiels mit dem Hute. Dagegen gebrauchen die Damen Fächer und Schnupftuch und würden ohne dieselben nicht recht wissen, was sie mit ihren Händen thun sollten. Ohne Handschuhe sieht man selbst geringere Leute nicht ausgehen, außer Handarbeiter. Dies würde sehr unanständig sein. Jede Köchin und Hausmagd trägt Glacéhandschuhe.

Der Amerikaner macht seine Calls in den Städten zwischen 11 und 2 Uhr Mittags; dies sind Staatsvisiten. Das Geben und Annehmen derselben, das Ankleiden u. s. w. beschäftigt die Damen wesentlich am Morgen. Auf dem Lande macht man diese Calls Abends oft nach 9 Uhr. Der Amerikaner ist nämlich von früh bis spät Abends völlig angekleidet. Die Bequemlichkeit des Schlafrocks und der Pantoffeln wird blos ältern Leuten nachgesehen. Halsbinde und weiße Wäsche bei Männern, und bei Damen einen vollen Anzug trifft man selbst, wenn sie am Tage krank zu Bette liegen. Ebenso werden die Kinder, selbst wenn sie krank sind, gern den ganzen Tag in vollem Anzug gehalten. Lieber setzt die Mutter das kranke Kind auf ihren Schoos, als daß sie es ins Bett legt. So gewöhnt sich Alles von Jugend auf an diese Sitte.

Die Haltung des Amerikaners verräth eine große Selbständigkeit. So neugierig er zu Zeiten scheint, so gleichmüthig bleibt er bei den außerordentlichsten Begebenheiten. Dies läßt ihn kalt und theilnahmlos erscheinen. Dagegen ist er nie verlegen; schon die kleinsten Kinder sind durchaus frei von der Verschämtheit und Schüchternheit, die man bei uns in allen Ständen antrifft. Allein dennoch ist Frechheit des Betragens hier ebensowol unanständig als bei uns. Doch sucht man vergebens jene Heiterkeit und Fröhlichkeit, die unsere gesellschaftlichen Vereinigungen auszeichnen, und das Wort „Freude", wie es uns aus tausend Liedern entgegenhallt, kennt man in diesem Sinne nicht. Im Ganzen ist äußere Haltung, Miene und Betragen einfach und ernst, daher kalt.

Diese Kälte und steife Ernsthaftigkeit ist ein Überrest des uralten, hierhergeflüchteten Puritanismus und ebendeshalb im Süden weniger zu Hause. Die Sonntagsfeier nach englischer Weise trägt das ihrige dazu bei. Für den Deutschen und Franzosen ist der Sonntag in Neuengland und den meisten Theilen der Union die langweiligste, heimsüchtigste Zeit. Schwerlich fühlt auch der Eingeborene bei dieser Stille etwas Anderes als Ennui. Man geht aus Langweile in die Kirche und amusirt sich dort — die Bessern mit der Censur des Predigers, der von den Kirchen- und politischen Gemeinden unter strenger Controle gehalten wird, die Leichtsinnigern mit Liebäugeln. Es ist ganz gewöhnlich, daß der Sohn des Nachbars die hübsche Tochter des Letztern ebenso zur Begleitung in die Kirche engagirt, als sich unsere jungen Nachbarskinder zum Tanze oder zur Lustpartie auf Sonntagsnachmittage verabreden. Ebenso sind die Besuche der jungen Herren ungestört, wenn sie mit Wissen der Ältern geschehen. Finden sie eine lange Zeit regelmäßig statt, so werden sie als beabsichtigte Erklärung angesehen und diese nun bestimmt verlangt. Zieht sich nach solchem Courten der junge Mann ohne Erklärung zurück und courtet Andere, so ist dies eine Beleidigung, die bisweilen von Brüdern oder Vettern durch den Ochsenziemer auf öffentlicher Straße gerächt wird. Diese Mishandlungen sind etwa unserm ehemaligen „Hetzpeitschengeben" auf den Universitäten gleichzustellen und ebenso roh. Dennoch erstaunt der Amerikaner über die Roheit unsers Studentenlebens. Er hat indessen keinen Begriff, daß dergleichen thätliche Mishandlungen ehrverletzend seien, und in Neuengland kennt man das Duell kaum, am wenigsten aber dergleichen Züchtigungen. Oft befinnt sich Der, welcher mit der cow hide gezüchtigt wurde, eines Bessern, und die Heirath mit der Verlassenen erfolgt, ohne daß diese ihn als Feigling verachtete. Brautleute leben unter keinem Zwange, die Ältern lassen Braut und Bräutigam ohne Bedenken allein. Aber die Braut in Gegenwart der Ältern oder gar dritter Personen zu küssen ist höchst unanständig; dagegen läßt man die jungen Leute auch wol schon vor der Verlobung bis Mitternacht ohne „Donnerwache" und Duenna. Honny soit, qui mal y pense! Man hört sehr selten von Entehrungen, ja sie gehören zu den Verbrechen, welche nur Libertiner, deren leider unter den jüngern wohlhabenden Aristokraten sich hin und wieder ganze Cliquen bilden, gegen die Töchter der ärmern Classen zu begehen pflegen. Es ist auch dazu kein Grund vorhanden, da die jungen Leute oft mit dem 18. Jahre heirathen und selten über das 21. Jahr hinaus zu warten Ursache haben, wenn sie nicht Hagestolze oder ganz unbemittelt sind, und doch nicht durch die gewöhnlichern Arbeiten ihr Brot verdienen wollen. Zu der letztern Classe gehören die jungen Kaufleute in den Städten.

Es ist unbegreiflich, wie die Erziehung der Töchter selbst der mittlern Stände auf high life ausschließlich gerichtet ist. Keine lernt kochen und andere Hausarbeiten; wer nicht eine Köchin und Hausmagd bezahlen kann, der darf nicht heirathen. Unter diesen Umständen gibt es in Amerika natürlich mehr alte Jungfern als irgendwo. Ihr Schicksal ist nicht beneidenswerth, denn nirgend in der Welt dürften sie gebundener von der Etikette sein als hier. Keine Dame kann ohne einen Herrn hier in die Kirche, in Concerte oder auf öffentliche Spaziergänge sich

begeben; dies gilt für höchst unanständig. Witwen theilen dasselbe Loos. Nur die ärmern Classen eximiren sich von diesem Zwange. Abendspaziergänge sind selbst am Arme des Gatten oder Bruders kaum erhört. Überhaupt aber geht man hier wenig, Alles fährt. Das einspännige Fuhrwerk ist das beliebteste, doch kommt das zweiräderige mehr und mehr aus der Mode. Der Arten der Wagen und Wägelchen sind dennoch mancherlei, und jeder hat einen besondern Namen, ohne dessen Erwähnung man nie verstanden wird. Landpartien nach unserm Gebrauch kennt man hier nicht; dagegen geht man im Sommer auf einige Wochen oder Monate mit Sack und Pack aufs Land. Reichere Familien haben ihre reizenden Landhäuser, ärmere ziehen in sogenannte Boardinghäuser, die auf schönen Punkten erbaut werden. Hier hat man für nichts zu sorgen, was die Haushaltung betrifft, und die Frauen erholen sich also von ihren schweren Pflichten der Calls und des House-keeping! Selbst auf dem Lande wohnende Familien stellen solche Migrationen nach andern Stellen landein- oder seewärts an. Die große Beweglichkeit des Amerikaners, sein Mangel an Liebe zur Scholle, die er bebaute, spricht sich darin vielleicht ebenso deutlich aus als in der Leichtigkeit, mit der er nach dem „Far west“ zieht, um, wenn die Elle oder Wage zerbrach, dort das Land zu bauen.

Kehren wir zu den häuslichen Sitten und Gebräuchen zurück, so sehen wir beim Frühstück, Mittagsmahl und Thee, wie hier das Abendessen genannt wird, die Hausfrau mit allen weiblichen Gliedern der Familie die eine obere Seite des Tisches, den Hausherrn mit den männlichen Hausgenossen den untern Theil des Tisches einnehmen. Mann und Frau sitzen sich gegeneinander über und beide sind beschäftigt, die Honneurs zu machen. Diese Form wird auch bei Gesellschaftsmahlen beibehalten und stört begreiflich die Heiterkeit solcher großen und kleinen Dinners und Suppers sehr. Nur selten wird diese Ordnung unterbrochen, doch jetzt häufiger als sonst. In Gasthöfen ist die Sitte, daß zuerst die verheiratheten Paare zur Tafel gelassen werden. Es wäre schrecklich anstößig, wenn Mann und Frau hier getrennt säßen. Auf diese Weise ist alle anderweite sociale Berührung bei Tafel aufgehoben. Ebenso ist in den Gasthöfen für Ladies- und Gentlemen-Parlours gesorgt, und in die erstern darf sich selbst Der, welcher eine Frau darin hat, kaum ohne Anmeldung wagen. Die ledigen Herren sind auf das allgemeine Parlour verwiesen und von aller Geselligkeit abgeschlossen, wenn nicht der Eheherr seine und seiner Frau Freunde zu einem Ausflug in die Stadt und zu Sehenswürdigkeiten einladet. Es ist daher nichts langweiliger als ein amerikanischer Gasthof. Zimmer wie bei uns bekommt man nur zum Schlafen, und diese sind gerade groß genug, um ein Bett und so viel Raum zu enthalten, daß man nicht aus der Thür ins Bett springen muß. Nur Boarders oder Gäste, die sich wenigstens eine Woche aufhalten, erhalten größere Zimmer, wenn sie darauf bestehen. So wird die Scheidung der Geschlechter ins Lächerliche getrieben, so frei sie sonst verkehren dürfen; die Damen nennen dies lady-like und bilden sich ein, etwas Besonderes vorzustellen, wenn sie die Steifheit der Etikette bis zum Lästigwerden treiben. Es ist begreiflich, daß die Männer darunter sehr leiden, allein die höchst eigenthümliche Stellung der Frau macht sie zu unterwürfigen Knechten der weiblichen Laune. Die Frau hat bekanntlich durchaus keine politischen Rechte, sie nimmt sich daher im Hause so viel Macht, als sie immer kann; der Mann ist in der Regel sehr abhängig von ihr und muß wenigstens gegen jeden Dritten erscheinen, als trüge er die Frau auf den Händen. Daß indessen die amerikanischen Ehen im Durchschnitte glücklicher wären als die eines andern Landes, wird Niemand behaupten, der Gelegenheit hat, hinter die Gardinen zu blicken und in diesen äußerlich leidenschaftslosen Gesichtern zu lesen.

Bei Tische geht es sehr still her. Eine vergnügte oder selbst eine bequeme Unterhaltung führt nur der Fremde. Die Hausfrau und der Hausherr haben zu sehr mit Zerlegen und Vorschneiden, Austheilen und Anbieten zu thun, um dazu Zeit zu haben. Man ißt erstaunlich schnell. Alle Speisen kommen zusammen auf den Tisch, und man ladet sich oft Berge auf, die man nachher halb liegen läßt; was auf dem Teller bleibt, wird in das Spülicht geworfen. Die Verwüstung ist um so größer, als es nicht leicht Arme gibt, wie bei uns, denen diese Ueberreste zugute kommen könnten. Erst beim Dessert hebt die Unterhaltung an. Getrunken wird im Ganzen wenig; der beliebteste Wein ist Madeira als Tischwein, mitunter auch Xeres (Cherry), den man aber seltener gut hat; und zum Desert Champagner, der natürlich so wenig wie der unserige aus der Champagne kommt, trotz der mit Sillery und dergl. gestempelten und gebrannten Stöpsel. Die Speisen sind meist sehr gewürzt (rich). Erst kommen Fleischspeisen und Gemüse; den zweiten Gang bilden der Pudding und die Pies und den dritten das Dessert (Rosinen, Äpfel, Mandeln, Nüsse verschiedener Art, Apfelsinen u. dergl.). Man ißt zu den Pies (Blätterteigtorten mit irgend etwas Eingemachtem gefüllt) fast überall alten Käse (freilich nicht unsern Kuhkäse), allein ich habe selten Deutsche gefunden, die an dieser bizarren Zusammenfügung des Süßen mit dem Scharfen Geschmack gefunden hätten. Über die Pies und anderes Eingemachte gießt man auch wol süßen Rahm. So unverdaulich dies die Bäckerei und Früchte macht, so wenig kann man sich denken, daß es schädlich sei: Item; es schmeckt gut, und das ist genug, um sich täglich damit den Magen zu beschweren. Heißes Brot erscheint bei jedem Frühstück und Thee. Der Kaffee und Thee, den man in vielen Häusern dreimal täglich genießt, wird hier gekocht, nicht wie bei uns der erstere filterirt und der letztere aufgegossen. Dies macht beide Getränke entsetzlich stark und dennoch weniger wohlschmeckend und zehnmal ungesunder. Zum Glück genießt man hier die geringern Sorten beider Vegetabilien häufiger als die guten, und zieht den schwarzen Thee als den bessern vor; außerdem würde die schwere, reizende Kost der Amerikaner mit jenen Hülfsmitteln noch ungesunder sein. Man liebt sogenannte Pickles, wozu man Essig nimmt, der bereits mit Vitriol und Cayenne gebraut ward, kocht dann noch eine Ladung Cayenne und scharfes englisches Senfpulver ab und läßt Zwiebeln, Meerrettig und Pfeffer nicht fehlen, dann legt man Gurken hinein, die nicht reif geworden sind, und damit frischt man sich im Winter, wenn anderes Grüne fehlt, den Geschmack dafür auf. Dagegen kocht man die Gemüse nur in Salzwasser und ist vielleicht deshalb noch nicht weiter in der Cultur der Gemüse vorgeschritten. Den Spargel sticht man erst, wenn er handlang und grün über den Boden hervorragt, und viele unserer feinen Gemüse kennt man gar nicht, weil man sie nicht zu bereiten versteht. Der Sellerie wird nur in Stauden grün, nie in Knollen auf den Tisch gebracht, und man ißt ihn ungekocht zu seinem Mahl. Das Fleisch wird schnell gebraten und meist sehr hart auf den Tisch gebracht. Es gehört ein guter Magen dazu, es zu verdauen, weil man es unmöglich vorher klein kauen kann. Dyspepsie ist daher eine sehr verbreitete Krankheit hier und wird oft vom Genuß halbrohen Fleisches hervorgerufen. Zu dem Allen ißt man viele sehr süße Brühen und Gemüse und liebt besonders den Molasses (Syrup) und den unraffinirten Zucker dazu anzuwenden. Dieser erzeugt offenbar eine schärfere Gährung im Magen und ist den Zähnen durch die entwickelten Gase sehr schädlich. Daher sieht man hier selten schöne natürliche Zähne, und der Zahnärzte sind in jedem Orte mehr als der übrigen Ärzte. Damit sie sich gut nähren, hält der Amerikaner sehr auf ganz weiße Zähne und bezahlt große Summen für Reinigung und Plombirung, sowie für falsche Zähne und Gebisse. Im Sommer hilft man dem Magen mit Sodawasser und Eis täglich auf! Schon Schulkinder, besonders Mädchen, sitzen früh in den Conditorläden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 339. —— 4. December 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 338.)

7. Christoterpe.

Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft — sagt ein frommes Sprüchwort, und tausend Tractätlein und Paradiesgärtlein predigen Dasselbe und warnen Jeden, der da selig werden will, vor dem Verkehr mit der bösen, nur dem bunten Schein und den eiteln Lüsten ergebenen Welt. Wie geht es nun zu, daß sich dies fromme Büchlein, das doch denselben Grundsätzen zugethan, unter die eitelsten aller Weltkinder, unter die bunten, geputzten Taschenbücher begibt und sich dermaßen unter ihnen wohl und heimisch fühlt, daß es schon seinen dreizehnten Geburtstag in ihrer Gesellschaft feiert? Ich wüßte mir dies wahrhaftig nicht zu erklären, wenn nicht schon der fromme Kranich im „Walpurgisnachtstraum" von sich erklärt hätte:

> In dem Klaren mag ich gern
> Und auch im Trüben fischen;
> Darum seht ihr den frommen Herrn
> Sich auch mit Teufeln mischen.

Du lieber Himmel! Auf einen Fischzug ist es also abgesehen. Es zappeln so viele gewaltige Hechte, so viele glänzende Goldfische im Schlamme der Welt, die man noch nicht für sich aufs Trockene gebracht hat — da lohnt es sich schon der Mühe, ein frommes Seelchen mit süßen Versprechungen und bittern Drohungen aufzuputzen und unter sie zu schicken, damit es ein Fischlein nach dem andern in Sanct Peter's fanglustiges Netz locke. Ja, auch an bittern Drohungen läßt man es nicht fehlen. So lautet z. B. eine Stelle im Vorwort zum vorliegenden Jahrgange folgendermaßen:

> Die Gegner des von Jesu und seinen Aposteln stammenden Evangeliums will ich nicht widerlegen — denn das ist Gottes Werk —, aber ich möchte sie auf ihre persönliche Verantwortlichkeit und auf die furchtbare Rechenschaft hinweisen, die ihrer wartet, wenn sie ihm, dem ewigen König und Heiland, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, noch weiter entgegenarbeiten, ihn in den Begriffs-Nihilismus herabziehen, während ihre verfinsterte Seele seiner Person so sehr bedarf, und im Wahne ihres leichtfertigen Übermuths, worüber sie selbst innerlich bereits gerichtet sind, ihm seine Kirche und den Nachwuchs der Prediger auf eine für den Christen wahrhaft unfaßliche Weise verwüsten und verderben. Sie nehmen zwar die sogenannte „Voraussetzungslosigkeit" für sich in Anspruch und verbitten sich's als eine Philisterei, daß man ihnen auf ihrem so geheißenen Wege der Wissenschaftlichkeit etwas ins Gewissen schiebe. Ich habe jedoch, so sehr ich die echte Wissenschaft ehre, schon viele vortreffliche Laien kennen gelernt, die unendlich besser, edler, geistvoller und lebenskräftiger sind als viele sogenannte wissenschaftliche Leute im Fache der Theologie, und was die Gewissensschieberei betrifft, so schiebt's euch nicht blos ein sündiger Mensch, sondern der Herr aller Herren, der König aller Könige schiebt's euch ins Gewissen, wenn er uns feierlich als den Strafpredigttext des heiligen Geistes den Unglauben wider ihn als die größte Sünde, als die Mutter und den Giftquell aller übrigen Sünden bezeichnet.

Das klingt nun freilich recht böse, und man sollte sich fast dadurch bekehren lassen, wenn sich nur nicht mit weit größerm Rechte die Drohung umkehren ließe. Oder rechnen es sich die frommen Leute für keine Sünde, glauben sie sich nicht schwer dafür verantwortlich, daß sie die höchste und edelste aller Kräfte, in der sich die Gottheit am herrlichsten und vollkommensten documentirt, die den Menschen erst zum Menschen macht, die das Fundament alles Seins, der innerste Herzschlag alles Lebens, das ewige Gesetz aller Entwickelung ist, die, Vernunft oder Logos genannt, vom Anfang war und bei Gott war und Gott war, ohne die auch kein Glauben, keine Religion, kein Christenthum zu denken; daß sie diese wie Auskehricht und Spülicht verächtlich beiseite werfen, mit Füßen treten, und Alle verketzern, verhöhnen, verdammen, die diese Gottesgabe in Ehren halten, von ihr Gebrauch machen und durch sie in ihr Denken, Fühlen und Handeln Einklang und Harmonie zu bringen suchen? Oder glauben sie wirklich, daß sie die Vernunft ganz entbehren, daß sie mit Dem, was sie Glauben nennen, wirklich ausreichen könnten? Nein, sie glauben es nicht. Sie lügen es uns oder im besten Falle sich selbst vor. Essen und trinken sie nicht die Producte höherer Cultur? Kleiden sie sich nicht in die Stoffe der Industrie? Wohnen sie nicht in kunstmäßig erbauten Häusern? Kurz, genießen sie nicht tausend Vortheile und Bequemlichkeiten, die wir Andern auch genießen, und lassen sich's wohl in ihnen sein? Und wem haben sie das Alles zu verdanken als der denkenden, erfinderischen Kraft, die sie verachten, der göttlichen Vernunft? Oder meinen sie, daß der bloße Glauben dies Alles auch zu Stande gebracht hätte? Daß man bei

einem ewigen Verharren in einem pietistischen Glaubensbekenntnisse, wie unter Anderm in diesem Vorworte das Zinzendorf'sche angepriesen wird, auch nur herausgebracht hätte, daß zweimal zwei vier ist? Manche der frommen Leute erwidern vielleicht hierauf: das sei eben das Unglück, daß man all die weltlichen Künste und profanen Wissenschaften, die nicht zum Heil und zur Seligkeit führen könnten, erfunden habe; dabei habe eben der Teufel sein Spiel, der uns vom wahren und alleinseligmachenden Pfade ablenken wolle u. s. w. Leuten dieser Art läßt sich eben weiter nichts antworten als: Gut, wenn ihr das wißt und einseht, warum reißt ihr euch nicht von all dem Teufelswerk los? Warum werdet ihr nicht wenigstens wie die Gläubigen der alten Zeit Einsiedler und Anachoreten und beweist durch die That, daß Christus euer Ein und euer Alles ist? Andere Fromme dagegen, die minder excentrisch sind, werden uns vielleicht erwidern: sie verdammten ja die Vernunft gar nicht in Bausch und Bogen, sie gäben ja zu, daß wir sie nicht ganz entbehren könnten, ja daß wir ihr viel verdankten, sie verlangten nur, daß die Vernunft in ihren Schranken bleibe, daß sie sich nicht in Dinge mischen solle, von denen sie nichts verstehe; für alle irdische Verhältnisse sei die Vernunft eine recht brauchbare Sache; das Überirdische, Göttliche aber könne sie nicht fassen, das sei etwas Unbegreifliches und insofern Sache der Offenbarung und des Glaubens. Das klingt schon nach etwas mehr. Es hat wenigstens die Thatsache für sich, daß die Vernunft bis jetzt noch nichts Festes, Bleibendes, Allgemein-Gültiges über die überirdischen Verhältnisse herausgebracht hat, daß noch kein allgemeinbefriedigendes Resultat gewonnen ist. Aber hat denn die Offenbarung bis jetzt ein solches Resultat gewährt? Klagen nicht die Frommen selbst, daß ihr Häuflein nur klein sei? Existiren also nicht neben ihnen noch viele Millionen, an denen sich die Kraft der Offenbarung bis jetzt noch nicht thätig erwiesen? Und unter den Gläubigen selbst — existiren da nicht wieder wer weiß wie viele Sekten, von denen jede die Offenbarung sich anders auslegt und die Auslegung aller übrigen fast ebenso verketzert wie den Rationalismus selbst? Welches ist nun die wahre Auslegung? Wessen Glaube ist nun der, welcher jene Gewißheit gewährt, die die Vernunft nicht zu geben im Stande ist? Genau betrachtet glauben aber diese Gläubigen nicht mehr als die sogenannten Ungläubigen. Es ist überhaupt ein Widerspruch, zu sagen: Ich begreife es nicht, aber ich glaube es. Mit dem Glauben ist es gerade wie mit der Unschuld. Nur Der hat ihn wirklich, der ihn als solchen nicht kennt. Wer ihn sich aber zum Bewußtsein gebracht hat, wer ihn förmlich von Wissen und Begreifen distinguirt, der hat statt seiner nur noch ein Resigniren auf weiteres Nachdenken, ein Sichbequemen in das von außen Gebotene, ein Verzweifeln an der eigenen innern Kraft. Dagegen gehalten ist es doch weit glaubens- und vertrauungsvoller, im Forschen nach der Wahrheit nie müde zu werden, unser bisheriges Wissen und Glauben einer unbefangenen Kritik zu unterwerfen und zu erspähen, wo wir noch im Rückstande sind, was wir noch zu erringen haben. Eine Philosophie freilich, die sich schon im Besitz der ewigen Wahrheit wähnt, ist in gleichem Irrthum befangen wie der starre Dogmatismus und hört insofern auf, Philosophie zu sein. Die wahre Wissenschaft kennt keinen Stillstand, sie will nur den Fortschritt und bemüht sich, das Ihrige dazu zu thun, ohne den fernern Fortschritt dadurch zu hemmen. Insofern besitzt gerade sie, die als hochmüthig verschriene, die echte und wahre Demuth, die Frommen aber, welche sich einbilden, schon im Besitz der vollkommenen Wahrheit zu sein, und meinen, daß eine höhere Erkenntniß als die ihrige in allen kommenden Jahrtausenden sich gar nicht mehr entwickeln könne: das sind die eigentlichen Hochmüthigen, so viel Wesens und Redens sie auch von ihrer Demuth machen. Noch ist ein Punkt zu erwähnen. Was — pflegen die Frommen zu sagen — hilft mir alle Weisheit und alles Wissen, wenn ich doch dadurch nicht zur innern Ruhe gelange, zum Frieden der Seele, zur Unerschütterlichkeit des Gemüths — und wissen es stets so darzustellen, als ob alle Rationalen, alle der Wissenschaft Ergebenen an ewigen herzzerreißenden Zweifelskämpfen, an innern Gewissensbissen, an Zerrissenheit und Zerfallenheit mit Gott, mit sich und der ganzen Welt zu leiden hätten. Wer aber hat ihnen denn das gesagt? Daß dergleichen auch mit vorkommt, versteht sich von selbst; in der Wissenschaft an sich hat dies aber gewiß nicht seinen Grund, sondern höchstens in der besondern Stellung, die Der und Jener zur Wissenschaft einnimmt, öfter aber in ganz andern, völlig außerhalb der Wissenschaft liegenden Verhältnissen. Im Gegentheil läßt sich behaupten, daß gerade nichts mehr innere Ruhe und innere Befriedigung gewährt als ein eifriges, vernunftmäßiges Forschen nach der Wahrheit, einerseits weil es eine edle, auf das Höchste gerichtete Thätigkeit ist, andererseits aber, weil es nothwendig zu einem freien umfassenden Überblicke führt und dem Geiste jene harmonische Ausbildung verleiht, die am ehesten die tausend Widersprüche der Welt und des Lebens zu lösen vermag. Kehren wir nun aber zu den Frommen zurück; besitzen etwa diese sämmtlich jene innere Ruhe, deren sie sich rühmen? Wir wissen's besser. Allerdings gibt es auch unter ihnen solche, die in der That eine echte Gottseligkeit, einen Frieden in Christo besitzen — und wer wollte nicht diesen Glück dazu wünschen und sich ihres Glückes mit erfreuen; aber diese Frommen sind gerade am wenigsten Die, mit denen wir es hier zu thun haben, sie machen in der Regel kein Reden von sich und geben sich am wenigsten mit Verketzerung und Verfolgung Andersdenkender ab. Unter den Frommen par excellence aber — wie wenige, die wirklich zur innern Ruhe, zum Frieden des Gemüths gelangen! Woher sonst ihr häufiges Hadern und Zanken mit der ganzen Welt, ihr Ausscheiden aus der allgemeinen Kirche, ihr Auswandern in andere Welttheile? Wer ruhig in sich und selig in Gott

ist, hält auch Frieden mit seinen Mitmenschen, er bleibt da stehen, wohin ihn Gott gestellt, und weiß das Glück überall zu finden, ungehindert von den äußern Verhältnissen. Also auch damit ist's nichts — und so fällt Alles, womit sie sich den Rationalen gegenüber so selbstgefällig spreizen, zuletzt in sich zusammen; ihre süßen Versprechungen vermögen uns nicht zu reizen, und ihre schweren Drohungen treffen uns nicht. Der echte Philosoph wenigstens wird sich nie am Offenbarungsglauben versündigen, weil er in ihm, wie er auch sonst darüber denken mag, stets ein großes, gewaltiges Moment erkennt, weil er einsieht, daß die Religion, als die unmittelbare Anschauung des Absoluten, für das Gefühl und die gemüthliche Seite des Menschen ein ewig unentbehrliches Bedürfniß ist, und weil er insbesondere im Christenthum eine Fülle der Wahrheit, eine Tiefe der Anschauung und eine Kräftigkeit des Trostes wiederfindet, wie sie die Frommen, die nicht aus ihrem engen Kreise ewig wiedergekäuter Phrasen herauskommen, vielleicht niemals geahnt haben.

In der That ist nun Das, was die Frommen heutiges Tags für ihre Sache zu Markte bringen, so schwach und dürftig, daß sie sich eher damit schaden als nützen. Das Christenthum ist so reich, und sie wissen ihm so wenig abzugewinnen! Statt immer tiefer und tiefer ins Einzelne und Besondere einzudringen, bleiben sie stets bei den allgemeinen Sätzen stehen: Christus mein Heiland und Tröster, Christus über Alles, Christus dir leb' ich, Christus dir sterb' ich, Christus der Träger unserer Sünden u. s. w. Wahrhaft ergötzlich wird es, wenn sie Geschichten erfinden, deren Tendenz ist, die Heterodoxen zu bekehren. Sie sind alle von einem Zuschnitte, d. h. ein paar Ungläubige, die außerdem noch mit manchen Lastern und Fehlern ausgerüstet sind, können zu keiner Ruhe gelangen, bis sie endlich von einem Gläubigen in der Regel während eines Schiffbruches, wobei sich der Gläubige außerordentlich couragös benimmt, zum wahren Glauben bekehrt werden oder untergehen. Gerade so ist auch „Die Reise in den Krebs", Erzählung von Chr. G. Barth. Abgesehen von der Diction, die zuweilen glückliche Bilder und pikante Wendungen enthält, haben wir kaum etwas Schwächeres gesehen. Die Art und Weise, wie darin die Gottheit Christi, der Opfertod Christi und die Trinitätslehre bewiesen werden, wäre zum Überschlagen, wenn es nicht wirklich lesenswerth wäre. Ich hebe nur folgenden Passus aus:

Endlich der Opfertod Christi. Auch von diesem gilt, was ich oben von der Gottheit Christi gesagt habe: Er ist ein Geheimniß, das nur Dem aufgeschlossen wird, der es glaubt und seine Kraft an sich erfährt. Wenn ein Kranker, dem der Arzt eine Arzenei reicht, vorher untersuchen wollte, aus welchen Bestandtheilen und in welchem Mischungsverhältnisse sie zusammengesetzt ist, auf welches Organ und in welcher Weise jedes einzelne Ingrediens zu wirken habe, so würde ihm der Arzt sagen: „Das Nöthigste ist vor der Hand, daß Sie einnehmen und gesund werden, dann will ich Ihnen gern Ihre Wißbegierde befriedigen; ich erwarte aber von Ihnen, daß Sie mir zutrauen, meine Verordnung sei zweckmäßig und auf Ihre Umstände berechnet." Ein gleiches Vertrauen hat doch wol Gott ein Recht von uns fodern u. s. w.

Wer fühlt sich hierdurch nicht bekehrt? Es kommt aber noch besser, wenn erst der wahre Heidenbekehrer auftritt. Dies ist ein französischer Edelmann, der halb mit, halb ohne Schuld unter das Volk schießt, dabei Einen tödtet und in Folge davon in Gefangenschaft, Verbannung und große Noth geräth, und darüber so fromm wird und in seiner Frömmigkeit so viel Wunder thut und erlebt, daß er unter Anderm von sich erzählen kann: 1) habe er sein schon mit dem Tode ringendes, schon röchelndes Kind auf der Stelle ganz gesund gebeten, sodaß der Arzt erklärt habe, er könne mit ihm spazieren gehen, und 2) sei ihm während der Zeit seiner größten Noth eine wunderbare Hülfe um die andere gekommen; so sei ihm z. B. in den fünf Jahren, die er in Rouen zugebracht, kein Schuh zerrissen und kein Knopf vom Rocke weggebrochen; er habe keinen Schneider und keinen Schuhmacher nöthig gehabt! Ist der Mann etwa barfuß gegangen und hat seinen Rock offen getragen? Nicht so niedrig stehen die übrigen frommen Spenden des Almanachs; da jedoch ihren Werth vollkommen nur die Frommen zu würdigen wissen, so wollen wir sie ihnen überlassen und wieder zu den profanen Weltkindern zurückkehren.

(Der Beschluß folgt.)

Sitten, Gebräuche und Ansichten in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung aus Nr. 338.)

Man hält hier die Federbetten zum Zudecken für schädlich, schläft aber häufig im Winter und Sommer darauf. Dagegen legt man drei, ja sechs und noch mehr wollene Decken über sich, wenn es kalt ist, die unangenehm schwer sind und eine abscheuliche trockene Hitze erzeugen, oder schläft in erwärmten Zimmern. Dies wird für gesünder gehalten! Im Winter, wo jeder Mensch so wenig schwitzt, ist die Federdecke gewiß vorzuziehen, weil sie eine leichte Ausdünstung hervorbringt. Die Matratzen werden aus Pferdehaar, Seehaar (ein Tang von völlig gleichem Aussehen mit den Roßhaaren) und Palmblättern gemacht. Strohmatratzen belächelt man als Zeichen großer Armuth der Deutschen! Himmelbetten sind nicht mehr ganz fashion, doch kommen sie mit dem Rococogeschmack wieder zu Ehren.

Zu den auffallenden Meubeln eines amerikanischen Parlours und Speisezimmers gehören die Rocking-chairs und die Side-boards. Erstere sind Armstühle mit runden Kufen zum Vor- und Rückwärtsschaukeln und äußerst bequem; auch für Gelehrte, weil sie sich, vom Schreiben sich aufrichtend, gleich in gestreckter Positur rückwärts legen können. Hier werden sie hauptsächlich von den Damen gebraucht, die unter beständigem Schaukeln ihre Nähereien und ihre „Studien" vollbringen. Romanlesen nennt man hier studiren; eigentlich wol alles eifriges Fürsichlesen. Höchst wunderbar nehmen sich ein halbes Dutzend rockende (schaukelnde) Damen aus — eine Art lieblicher Pagoden. Indessen macht man dem Schaukelstuhle der Wohlhabenden mit gepolsterter Rücklehne wie dem des Armen mit hölzerner Speichenlehne zum Vorwurf, daß er den Rücken zu sehr stütze und dadurch erschlaffe, indem er ihn zugleich erhitze, und nicht nur der straffen, feinern Haltung der Damen, sondern auch der Gesundheit unzuträglich sei. Diese Haltung fehlt im Allgemeinen sehr — jene Grazie, welche aus gesunder Kraft entspringt —, und es möchte wol der Schaukelstuhl und das

frühzeitige Tragen von Schnürbrüsten, die man hier Tag und Nacht nicht ablegt, deshalb anzuklagen sein. Rückgratsverkrümmungen aller Art sind hier so gewöhnlich, daß besonders im weiblichen Geschlechte das Gegentheil immer seltener werden soll. Hierzu trägt unfehlbar der sehr abgeschmackte Gebrauch von kleinen Schreibepulten (desks) bei, die auf den Tisch gesetzt und aufgeklappt eine geneigte Fläche bilden und in allen Schulen gewöhnlich sind. Die Kinder pflegen beim Schreiben den rechten Arm auf diese Desks zu legen und schief oder nur mit einer Seite daran zu sitzen. Man findet sonst kräftige und gesunde Kinder mit Knochenabweichungen behaftet. Die Folgen zeigen sich gewöhnlich erst um die Zeit der hier zeitig eintretenden Pubertät.

Zu den Besonderheiten gehört es, daß viele kleinere Familien und junge Ehepaare es hier vorziehen, in sogenannten Kosthäusern (boarding-houses) zu leben, um der Unbequemlichkeit des Selbsthaushaltens zu entgehen. Allein auch bejahrte Eheleute lassen häufig für Monate ihre Wirthschaften im Stiche und boarden im Winter in der Stadt. Auch dieser Zug belegt, wie wenig der Amerikaner sein Haus zur ausschließlichen und unveränderlichen Residenz erhebt. Die allgemeine Beweglichkeit und Gährung reißt Jeden fort in den Strudel.

Die Gastfreiheit der Amerikaner ist der deutschen nicht unähnlich. Fast in jedem Hause findet man ein bequem eingerichtetes Gastzimmer. Sowol im Norden als im Süden, mehr jedoch auf dem Lande als in den großen Städten, ist der empfohlene Reisende willkommen, und die dem Amerikaner vorgeworfene Kälte und Indifferenz scheint in dieser Hinsicht völlig zu verschwinden. Schwerlich wird ein gebildeter Mann über Mangel an Zuvorkommenheit und freundlicher Aufnahme zu klagen haben. Oft machen die südlichen Pflanzer völlig Jagd auf Fremde, die sich in der Nähe ihrer Pflanzungen zeigen, und schwerlich wird ein Reisender es zu bereuen gehabt haben, einer Einladung gefolgt zu sein. Im Norden herrscht wol etwas mehr Steifheit, allein diese thaut hinweg, sobald der Fremde es etwas versteht, das Eis zu brechen. Außerdem findet der Reisende jetzt mehr und mehr gute Gasthöfe an den Hauptstraßen, und nur in den entlegenern Gebirgsgegenden trifft man auf Herbergen, die man mit unsern Dorfkneipen vergleichen darf.

Zu Fuße zu reisen ist fast unerhört. Selbst eine Meile weit zu gehen würde für Damen von einiger Wohlhabenheit unanständig sein. Um die Städte fliegen die Omnibus auf 8—10 Meilen ununterbrochen hin und her; unzählige Miethwagen mit einem Pferde sind in Bewegung, und man kann daher Amerika das gelobte Land der Pferdeverleiher nennen. Auch geritten wird viel, und die Damen lieben diese Übung ebenso sehr als das Schwimmen. Dagegen hat man wol kaum eine Dame hier Schlittschuh laufen sehen. Das Reiten der Amerikaner gleicht theils dem englischen Reiten, indem sie im Bügel stehen und darin sich im Takte heben, theils haben sie eine eigene Manier, sich nach hinten zu biegen und dabei am Zaume straff anzuhalten. Man reitet hier nur mit Trensen, Stangengebisse sind gar nicht im Gebrauch. Jene Yankeereiterei sieht sonderbar genug aus, allein sie ist völlig unpraktisch für den Krieg oder irgend eine Beschäftigung auf dem Pferde. Die feinen Herren lieben Pferde, die auf spanische Weise dressirt sind, was, wie ich höre, in Virginien geschieht. Die Gefahr des Herabfallens vom Pferde beim Courbettiren ist freilich dann geringer, da das Thier die Vorderfüße kaum von der Erde hebt und nur die sanftesten Bewegungen macht. Kühne Reiter sieht man hier kaum; dagegen reiten die Damen fleißig in Quersätteln mit langen Roben und Baretts, woran der Schleier nie fehlen darf, denn diesen trägt fast jede amerikanische Magd und jedes Schulmädchen. Da das amerikanische Pferd von Natur sanfter als das deutsche ist, kann es daher ohne Gefahr von den Damen geritten werden. In der Regel geschieht dies in Begleitung eines Gentleman, denn ohne einen solchen ist es stets unanständig auszugehen, wenigstens zu Vergnügungen. Jockeys sieht man dagegen selten im Norden. Der Republikanismus hat bisjetzt das Bedientenwesen in Schranken gehalten, und wol zum Vortheil der allgemeinen Sittlichkeit. Nur einige in Paris geschulte Witwen mögen hin und wieder auf einem vertrautern Fuße mit männlichen Dienern stehen, doch soll damit nicht mehr ausgedrückt sein, als daß sie eben in der Nothwendigkeit sind, sich eines Schutzes zu versichern, den die Etikette verlangt. Livrée gibt es hier, Gott sei Dank, noch nicht, und auch keinen Adel, der seine Race zu veredeln nöthig hätte.

Mehr als zum Reiten bedienen sich die amerikanischen jungen Herren der Pferde zum Fahren. Man liebt das Wettfahren sehr, und fast bei jeder großen Stadt ist eine Bahn zu diesem Behufe. Das Fahren geschieht im Trabe, und es ist bewunderungswerth, wie die schönen virginischen und Tennesseepferde mit einem sehr leichten zweiräderigen Cabriolet ein natürliches Talent und eine Ambition für diese Belustigung an den Tag legen, die man bei ihrem sonst sanften Temperamente nicht erwarten sollte. Diese Ambition ist fast allen hiesigen Pferden eigen und die meisten Gefahren und Unglücksfälle entspringen daraus. Da man keine Stangengebisse führt, ist es oft unmöglich, die Thiere abzuhalten, die Nebenbuhlerschaft zu bestehen. Überhaupt aber ist man gewohnt hier rasch zu fahren. Das ganze Leben ist rege und bewegt sich rasch; Alles rennt, als ob die dringendsten Geschäfte Eile nothwendig machten. Ebenso genießt man auch das Vergnügen. Das Behagen, welches dem Deutschen eigen ist, findet man weder beim Arbeiten, noch beim Essen, noch bei irgend einer andern Beschäftigung. Der Landmann wie der Städter sind sich gleich darin. Natürlich ermüden alle schneller, und es gibt viele Vierziger, die von unsern Sechzigern beschämt werden. Man muß diese Eigenthümlichkeit erwähnen, da sie von Vielen für ein Rennen und Jagen nach Reichthum, für Rastlosigkeit aus unbefriedigter Gewinnsucht angesehen worden ist. Dies ist aber gewiß falsch. Der Hauptgrund dafür ist die sechsmonatliche Beharrlichkeit des Winters in der nördlichen Hälfte der Union. In dieser Zeit kann der Landmann nur wenig für sein Feld thun. Der Regen ist weit heftiger als bei uns im Herbste, der Schnee weit tiefer und länger liegend als in Deutschland, und die Westwinde, die im Winter fast täglich wehen, sind so scharf, daß Niemand im Freien lange ausdauern kann. Alle Arbeit ist daher auf die kargen Frühlings- und Sommermonate beschränkt, und wer hier nicht rasch sein wollte, würde im Herbst mit der Ernte nicht fertig werden. Oft ist der Mai noch so naß, daß man erst im Juni in den Boden kann; dann aber ist die Vegetation so mächtig, daß in vier Wochen Alles völlig ausgeglichen ist. Im November ist mit Zuverlässigkeit nicht mehr auf gutes Wetter zu rechnen, und oft ist schon der October rauh und stürmisch. Man hat daher alle Feldarbeit auf fünf Monate berechnet. In dem glücklichen südlichen Pennsylvanien stellt sich dieses Verhältniß etwas besser, doch kaum um einen Monat. Das Dreschen wird überall durch Maschinen besorgt und in unglaublich kurzer Zeit die Scheuer entlastet und der Boden gefüllt. Im Winter hält man sich durch größere Unthätigkeit schadlos als bei uns. In den Städten stellt sich im Handel ein ähnliches Verhältniß heraus. Im Frühjahr und Herbst sind die Hauptgeschäftszeiten, jede etwa sechs Wochen dauernd. In diesen Fristen versieht sich der Landkrämer mit den Sommer- und Winterartikeln und schafft solche in die Städte. Sobald dies vorüber ist, bemerkt man mehr Ruhe und Stätigkeit. Der Engroshandel geht dann seinen gewöhnlichen Gang und leitet die Aufspeicherung in die gewohnten Kanäle. Allein in jenen Frühjahrs- und Herbstzeiten glaubt man, daß Alles wahnsinnig sei, und der Fremde ist oft so unangenehm davon berührt, daß er ein abfälliges Urtheil über das Ganze zu fällen geneigt ist. Sobald der Mai und Juni vorüber sind, zieht sich fast Alles, was die Mittel dazu hat, aufs Land zurück, und erst am Ende des August beginnt die größere Thätigkeit zur Vorbereitung für die Herbstgeschäftszeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 340. —— 5. December 1844.

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 339.)

8. Iduna.

Auch dieses Jahr wieder dasselbe kleine Format, dieselbe rosenrothe Decke mit der kolossalen Rosette, derselbe kaffeetrinkende Engel als Titelvignette, dieselben kurzen Bilderchen mit den langen steifleinenen Figuren, dieselben winzigen, augenverderbenden Lettern, dieselben engbrüstigen Gedichtchen, dieselben langathmigen Geschichtchen. Es ist ganz das alte bekannte Büchelchen, das heuer mit Franz Riedl's sel. Witwe die silberne Hochzeit feiert. Man besieht es von aussen, man besieht es von innen, man blättert, sucht und liest darin, und merkt nicht, daß man abermals um ein Jahr älter geworden ist. Das werden die alten Jungfern zu schätzen wissen.

9. Bettlers Gabe.

Über jede der sieben Gaben dieses Taschenbuchs einzeln zu berichten erlaubt der Raum dieser Blätter nicht; im Allgemeinen aber lautet das Urtheil darüber ganz wie immer. Es sind sämmtlich Nachtstücke und der Feder des in diesem Genre geübten Verf. vollkommen würdig. Man kann ihnen nicht vorwerfen, daß das düstere Nachtgewölk, unter dem sie spielen, nicht zuweilen auch von dem freundlichen Mondeslicht und Sternenschimmer durchbrochen, ja vielleicht durch die aufgehende Sonne zuletzt ganz verscheucht würde — aber dennoch machen sie keinen erquicklichen Eindruck, man wird in ihnen nicht heimisch und legt sie endlich mit dem Bedauern aus der Hand, daß man nicht im Stande ist, die mancherlei Schönheiten, die sie wirklich enthalten, in vollem Maße zu genießen.

10. Ehret die Frauen.

Dieser höchst elegant und solid ausgestattete Bilderalmanach bringt wiederum eine Reihe von zwölf englischen Stahlstichen in Royaloctav, welche sämmtlich weibliche Bildnisse von irgend einem bestimmten Charakter oder in einer besondern Situation enthalten. Die meisten derselben gewähren ein lebhaftes Interesse, nicht sowol wegen ihrer Schönheit — denn in dieser Hinsicht bleiben sie hinter den Bildern des vorigen Jahrgangs zurück — als vielmehr weil sie mehr oder weniger aus dem Leben entlehnt zu sein scheinen und insofern reichlichen Stoff zu Vergleichungen geben. Die Wahl der beigegebenen Gedichte ist dieses Jahr weit besser ausgefallen. Sie sind größtentheils den Dichtungen Rückert's, Geibel's und Heine's entnommen, stehen aber freilich zu den Bildern oft in sehr lockerer Beziehung.

11. Wintergrün.

Bekanntlich ist der Begründer dieses Taschenbuchs, Georg Lotz, vor einiger Zeit gestorben, doch hat er nach Versicherung seiner Witwe die Redation dieses Jahrgangs noch selbst besorgt. Wir erhalten darin zwei Erzählungen: „Die kleine Vicomtesse" von Amalie Bölte und „Der Prophet von Sanct Paul" aus dem Nachlasse des Herausgebers. Die erste ist im Ganzen gut geschrieben, sonst aber von gewöhnlichem Inhalt. Lord Elmsdale nimmt Reginald, den Sohn seines Haushofmeisters, als Gesandtschaftssecretair mit nach Neapel. Seine junge Gemahlin behandelt ihn anfangs kalt, und als sie auf Verlangen des Lords, der den jungen Mann sehr liebt und achtet, freundlicher gegen ihn wird, verliebt sich derselbe in sie und setzt sie dadurch einer Beschimpfung aus. Sie wirft ihm das Verwerfliche seiner Leidenschaft vor und entfernt ihn aus dem Hause. Er fühlt sich nun sehr unglücklich, sieht jedoch ein, daß sie recht hat, und vermählt sich am Ende mit einer andern jungen Gräfin. Der „Prophet von Sanct Paul" ist mehr eine Anekdote als eine Novelle. Die Pointe desselben besteht darin, daß eine in Erfüllung gegangene Prophezeiung sich zuletzt als die Aussage Dessen ergibt, der die Entwickelung selbst herbeigeführt hat.

12. Vergißmeinnicht.

Vor einiger Zeit las man, nicht etwa als bloße buchhändlerische Anzeige, sondern als literarische Notiz, daß dies Jahr auch das „Vergißmeinnicht" von Spindler wieder erscheinen werde, und man gab dabei zu verstehen, als ob dabei eine sehr fühlbar gewordene Lücke wieder ausgefüllt werde. Ref. kennt die frühern Jahrgänge dieses Taschenbuchs — einen einzigen ausgenommen — nicht; dieser eine war aber gar nicht von der Art, daß man sich über ein Ausbleiben der Fortsetzung nicht hätte trösten können. Spindler hat einen geachte-

ten Namen, aber er verdankt denselben weniger seinen kleinen Erzählungen, wie sie sich für ein Taschenbuch eignen, als einigen seiner grossen Romane, die ihn in der That als einen unserer talentvollsten Unterhaltungsschriftsteller bethätigen. Spindler wirkt vorzugsweise durch die Massen und verlangt insofern ein grosses Terrain, einen weiten Spielraum, auf dem er dieselben gehörig entfalten und in Thätigkeit setzen kann. Im engern Gebiete der kleinern Erzählungen dagegen bewegt er sich leicht linkisch und unbeholfen, läßt die Entwickelung zarterer und feinerer Bezüge vermissen und verfällt häufig ins Niedrige und Triviale, wie es in den Zeiten der Restaurationsgeschichte besonders beliebt war. Um deswillen hegten wir troz jener Ankündigung von dem neu erblühenden „Vergißmeinnicht" nicht allzukühne Hoffnungen, und wirklich bietet es fast lauter Erzählungen, die den Bedürfnissen des Volks und der Kinder sehr gut angepaßt sind, dem gebildeten Geschmacke aber, so sehr sich derselbe eine kurze Zeit lang an dem volksthümlichen Dialekt und der treuherzig-naiven Darstellung ergötzen kann, auf die Dauer langweilig und fast widerlich werden. Dennoch sind die in diesem Tone geschriebenen „Erzählungen beim Licht", welche sich schwäbische Bauern in einer Spinnstube erzählen und als solche in eine andere Erzählung, die den Rahmen derselben bildet, passend eingefügt sind, beiweitem die werthvollste Gabe des Taschenbuchs; recht ergözlich ist auch „Der Thalermann", eine ausgesponnene Anekdote, im Stil von Hebel's „Schazkästlein" mitgetheilt; alle übrigen Geschichten dagegen haben uns nicht sonderlich angesprochen, am wenigsten „Eine Gespenstergeschichte", die gar zu sehr an die Schreibart eines Langbein, Laun und Gustav Schilling erinnert, und „Benzenweiler", eine Badegeschichte, wie wir sie nicht nüchterner gelesen haben. 87.

Sitten, Gebräuche und Ansichten in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung aus Nr. 339.)

Im Süden herrscht Trägheit das ganze Jahr hindurch vor. Das Geschäft der Pflanzer nimmt diese selbst nicht in Anspruch und der Sklave läßt sich treiben. Gewiß ist wenigstens, daß der Norden der Union eine größere Regsamkeit das ganze Jahr hindurch zeigt; er ist lebhafter und thut, was er thut, rasch. Er arbeitet, um zu erwerben und durch das Erworbene sich arbeitsfrei zu machen. Die Arbeit ist ihm nicht Bedürfniß, wie dem Deutschen, sie ist ihm Mittel zum Zweck, eine bloße Nothwendigkeit, über die er so bald als möglich hinauszukommen strebt. Daher jene unglaubliche Regsamkeit, mit welcher er arbeitet. Die Stetigkeit des Deutschen vollbringt das Jahr lang weit mehr, denn ihm ist die Arbeit und Ausdauer Bedürfniß; allein mit dem Yankee kann selten einer bei einzelnen Tagen Schritt halten, nur wenn die Arbeit ganze Wochen dauert, ist es anders. Man muß dies sehen. Der schlanke, mehr gracile, aber muskulöse Körper des Amerikaners ist von einer Behendigkeit, die nur den südlichen Völkern Europas eigen ist. Selten sieht man einen jungen Menschen oder Mann, Mädchen oder Weib so gebückt und ungeschlacht gehen und sich bewegen, wie in Deutschland die Landleute. Der Yankee dagegen repräsentirt durch einen aufrechten, festen, aber geschmeidigen Gang etwas Freies, Stolzes, Selbständiges. Man sieht ihn nicht links und rechts den Nacken beugen und mit dem Fuße schlürfen, wenn er auf der Straße geht, er grüßt mit verbindlicher Haltung, aber ohne Unterwürfigkeit. Das meist braune, scharf gebaute, leuchtende Auge sprüht Zuversicht, Urtheil und Muth aus. Selten sieht man einen schönen Mund bei beiden Geschlechtern, aber sehr schöne dunkle Augen in Menge. Im Auge der Männer spricht sich oft List und Verachtung aus. Diesen Augen darf man unbedingt mistrauen; der Inhaber hat gewöhnlich viel erlebt, ist ein Lawyer oder ein hartherziger Plusmacher, deren es hier Tausende gibt. Sieht man diese arbeitenden Menschen, wie sie ihren trefflichen Pflug, ihre Axt, ihre Sense und ihre übrigen so völlig von den deutschen verschiedenen Arbeitsgeräthschaften handhaben, wie schnell sie arbeiten und wie in dem Handgriff und der geschmeidigen Bewegung der Körper eine große Hülfe liegt, mit welcher selbst der Schwächere die Arbeit des Starken vollbringt, so bedauert man sich und seine Landsleute, daß sie Alles blos mittels Kraft und Schwere zwingen wollen, was Widerstand leistet. Im Anfange lachen die Deutschen über das Handwerkszeug und die Geräthschaften der Amerikaner. Bald aber überzeugen sie sich, daß Alles auf den rechten Handgriff ankommt, um damit so schnell zu arbeiten als sie, und daß sie das mit ihren eigenen Werkzeugen nicht können. Sobald das Werkzeug vertauscht ist, wird der fremde Arbeiter heimisch und er gäbe es nicht auf um Alles in der Welt — er begreift nicht, wie der Deutsche in diesen Dingen so zurückbleiben, so zurückgehen konnte; er sieht ein, daß bei aller Bravheit der Deutsche schwerfällig, pedantisch und einfältig in den einfachsten Fragen des Lebens geblieben ist, während der Amerikaner rasch vorschreitet, verbessert und Alles so einrichtet, wie es am zweckmäßigsten ist. Dies ist der Segen des freien Gewerbes! Es ist nicht zu leugnen, daß gewisse Gewerbe unter der Freiheit nicht gedeihen, zu diesen zähle ich besonders das Bäckerhandwerk; es mögen aber deren mehre sein. Deutsche geschickte Bäcker werden in den großen Städten der Union allenthalben ihr Glück machen. Unsere Semmeln, unser feines mürbes Backwerk, welches besonders um Nürnberg so ausgezeichnet ist, unsere Kuchen aller Art versteht man hier nicht zu machen. In Boston ist ein einziger Bäcker, welcher durch deutsche Gesellen Zwieback backen läßt; dieser findet den größten Absaz, obgleich er nur mittelmäßig ist. Franzbrot u. dgl. weiß man kaum zu backen. Man bedient sich nicht der Hefen und des Sauerteigs. Schwarzes gesäuertes Brot ist dem Amerikaner ein Greuel. Man treibt das Brot mit einer künstlichen Hefe, die von Hopfenabsud und Mehl oder gekochten Kartoffeln gemacht wird. Leider thut man so viel Soda, Cremor tartari und Pottasche ins Gebäck, auch in den Privathäusern, daß die große Menge dyspeptischer Übel sich lediglich daher wol erklären ließe, wenn auch die unvollkommene Kochkunst, besonders die Fleischbereitung, nicht auf denselben Zweck hinwirkte.

Die Einfachheit in allen Geschäften ist ferner eine große Verschiedenheit des amerikanischen Lebens. Der pedantische Kanzleistil hat bei uns dem gemeinen Mann fast die Fähigkeit genommen, eine Schuldverschreibung oder eine Quittung auszustellen. Hier gibt es für Tausende von verschiedenen Geschäften nur Eine Form und Formel, die Jeder bald auswendig lernt und die in Wort und Sinn natürlich und einfach ist. Die langweilige Buchhalterei, die hohe Kunst der Kanzleidirection, in welcher oft tüchtige Männer ihren höchsten Stolz suchen, kennt man bei der Einfachheit der Geschäftsformen und des öffentlichen Gerichtswesens hier kaum. Nur die größern Kaufleute führen Buch in der Weise der unserigen. Die Kostspieligkeit der Hände hat den Amerikaner auf andere Mittel der Controle denken lehren, und es darf behauptet werden, daß er sich ebenso sicher und viel schneller darin bewegt als der Europäer. Uns erscheint dies Nachlässigkeit und Liederlichkeit, weil wir Pedan-

ten sind. Die Kunst Buch zu führen, und zwar die doppelte italienische Buchführung, die das Gesetz verlangt, erlernt hier Jeder, der das kleinste Geschäft betreibt, und ich habe tief im Lande so gewandte Buchhalter in kleinen allerhand Stores gefunden, als auf unsern Comptoirs. Allein der Yankee kauft alle seine Bücher fix und fertig. Die Linien der Länge und Breite sind bereits in der Papiermühle in das Papier gebracht. Der Drucker vervollständigt das Formular und der Buchbinder übergibt endlich Alles dem Gebrauche, sodaß keine Schreiberei und kein Linienziehen weiter nöthig sind, als das tägliche Geschäft einzutragen. Auch dies wird auf einfachere Weise besorgt. In den großen Detailgeschäften steht ein Kassenführer auf einem erhöhten und verschränkten Pulte. Er nimmt alle Zahlungen ein. Der verkaufende Commis schreibt in ein Taschenbuch, was er verkauft hat. Am Abende werden dem Hauptbuchführer diese Taschenbücher übergeben oder aus jedem Vortrag gemacht, wenn eben Zeit ist, und die Kasse muß mit der Inventur stimmen, denn keiner darf von der Preisbestimmung abweichen. Die Übersicht ist auf diese Weise gesichert, und Irrthümer sollen sehr selten sein. In kleinern Detailgeschäften betreibt man es ähnlich, nur daß hier Einer und Derselbe mehre Functionen hat. Selten findet man ein Cashgeschäft ohne Compagnon, und davon ist einer stets mit der Kassencontrole beschäftigt, die jeden Tag stimmen muß mit der Inventur, welche der Andere beaufsichtigt. Man hat mir gesagt, daß in dem Detailgeschäft Betrügerei kaum möglich und folglich nur dann erhört sei, wenn der Principal nachlässig ist. Sobald er aber einmal nachsieht, muß er auch gleich die Defecte finden, weil jedes Geschäft täglich abgeschlossen wird und Kassen- und Waarenbuch stets beendet sind. Die Jahresabschlüsse und Inventuren kennt man daher hier in der Regel nicht.

Das Erlernen eines Geschäfts beginnt auch hier mit Lehrjahren, allein sie sind unbestimmt und richten sich nach der Fähigkeit der Lernenden und nach der Schwierigkeit des zu erlernenden Geschäfts und Handwerks. Von Innungszwang ist gar keine Rede. Der Lehrling erhält sogleich Bezahlung für seine Leistungen, die, je größer die letztern werden, steigt. Der Werth der Menschenhände macht es daher den Ältern leicht, ihre Söhne bald unterzubringen und zu erhalten. Eine gewandte Hand steht sich in den Städten bald so hoch, daß sie neben dem Lebensunterhalte einige Mittel zur weitern Ausbildung verdient. Die Lehrlinge besuchen daher fleißig Privatlehrer, lernen perfect Rechnen, Schreiben, Buchführen und Sprachen. Handels- und Gewerbschulen gibt es kaum. Auffallend ist es, selbst auf dem Lande und auch allgemein unter den Frauen eine so schöne Handschrift zu finden, an die wir in Deutschland kaum denken. Schreibmeister durchziehen das Land, und jeden Winter werden überall Schreibschulen gehalten. Unter Hunderten von Handschriften findet man kaum eine schlechte. Dabei schreibt man schnell und ebenso schön als orthographisch. Bei einer Sprache, die blos mit dem Gedächtniß aufgefaßt wird wie die englische, scheint dies leichter zu sein als bei der deutschen, die Jeden zum Denker macht, der sich ihrer bemächtigen will.

Der Schulunterricht besteht hauptsächlich in Lernen von Lectionen, die in Schulbüchern bestimmt angegeben sind. Der Lehrer läßt sich die Lectionen aufsagen. Ein gemeinschaftlicher Vortrag, worin der Lehrer entwickelt, was der Schüler lernen soll, ist mir kaum annäherungsweise vorgekommen. Die Beschränktheit in allem Wissenswerthen ist daher sehr groß; dagegen ist Alles, was gelernt wird, praktisch brauchbar, und man führt keinen Ballast; dies macht es dem Amerikaner so leicht, zu leben und sich zu bewegen. Wo es ihm fehlt, denkt er darauf, sich zu helfen, und in der That, der Hülfen, die man ersinnt, sich alles Geschäft zu erleichtern, sind so viele und oft viele so sinnreich und einfach, daß man sich darüber nur freuen kann. Es würde ein besonderes Studium eines Technikers erfodern, in allen praktischen Geschäften diese Hülfen zu ermitteln; allein ich glaube, daß ein solches Studium sehr fruchtbar und interessant sein würde. Der Hebel und dessen Kind, die Wage, haben hier selbst in jeder Haushaltung eine so ausgedehnte Anwendung, daß unser Bauer und Handwerker davon kaum einen Begriff haben würde, wie ein Mann so vielerlei Geschäfte allein verrichten kann; der Wagen für die mannichfachsten Geschäfte, die wenig Raum einnehmen und leichte Handhabung gestatten, sind so viele, daß man leicht 100 verschiedene Gattungen aufzählen könnte, von denen nicht 20 in Deutschland bekannt sind. Fast jede Flüssigkeit wird durch Pumpen gehoben, und auch in diesen ist eine Mannichfaltigkeit, die man bei uns nicht kennt. So hat sich die Technik und Mechanik durchaus des Lebens bemächtigt und macht die Arbeit leicht und schnell. Man darf nur die ungeheuern Ziegeleien in der Nachbarschaft großer Städte durchgehen, um auf 20—30 verschiedene Vorrichtungen, welche das Ziegelmachen erleichtern, zu stoßen. Jeder nimmt ein Patent auf seine Erfindung oder die Verbesserung einer alten, und ehe man sich's versieht, steigt ein Anderer auf seine Schultern und treibt den Kunstgriff höher. Man irrt sich, wenn man glaubt, daß diese Dinge nur von klugen Technikern ausgehen; die meisten im Gegentheil sind von gemeinen Praktikern ersonnen. So sah ich noch vor kurzer Zeit an einem Strome, der bedeutende Rapids (Stromschnellen) hat, einen armen Mann eine höchst einfache Maschine zum Zersägen großer Granitblöcke in Platten aufstellen und probiren. Er baute für ein amerikanisches niedriges Schaufelrad, das nach dem Muster der Steamshipräder gemacht war, zwei Widerlagen und brachte an die Zapfen 10 Fuß lange Arme, welche den Rahmen der Säge hin und her bewegten in horizontaler Richtung. Unter die mit 12 Blättern versehene Säge legte er den Block und schnitt ihn in 12 Platten von verschiedener Stärke, je nach der Entfernung der Blätter der Säge voneinander. Ich sah ihn früh um 6 Uhr das Werk aufstellen und am Abende war bereits ein Block zersägt. Die Platten waren alle 6 Fuß lang und 2½ Fuß breit. Bereits baute er ein zweites Paar Widerlagen unterhalb und hoffte im Laufe der Woche 8 Sägen hinter einander im Gange zu haben. Die Länge der Stromschnelle erlaubte ihm 14 Räder und Sägen aufzustellen; die Blöcke lagen alle theils im Wasser, theils am Ufer. Er hoffte in Jahr und Tag ein wohlhabender Mann zu sein. Alles, die Sägeblätter ausgenommen, war von einfacher roher Arbeit, aber genau im Winkel. Der Erfinder war ein Taglöhner. Er berechnete nichts; er wußte blos, daß die Steinsäge, die keine Zähne hat, sehr wenig Gewalt braucht. Ein kleiner Schöpfer am Rade führte den Sägen Wasser zu, damit sie nicht heiß würden. War die Maschine in Arbeit, so brauchte er sich nicht um sie zu bekümmern. Eine Klingel meldete ihm, wenn es stockte oder der Block durchgesägt war. Außer seiner Arbeit kosteten ihm ein Rad und eine Säge mit 12 Blättern 27 Dollars, und er hoffte täglich 6 Dollars mit einem einzigen Rade zu erschwingen. Da das Zersägen der Blöcke zeither mit kostspieligen Dampfmaschinen getrieben wurde, so dürfte sein Gewinn, so lange er der Einzige ist, der es so treibt, bald bedeutend sein. Freilich muß man bedenken, daß die Stromufer, soweit sie unbenutzt sind, und der Gebrauch des Wassers Jedem zu nutzen zustehen; sie sind freies Staatseigenthum. Wie trefflich würde ein solches einfaches Werk an den Waldwässern Deutschlands nahe an großen Städten lohnen! Aber bei uns sägt man Stein und Breter lieber mit der Hand. Man hat zwar dergleichen auch am Wasser, aber nirgend so einfach als diese Vorrichtung. Ebenso treibt man durch kleine bewegliche Windmühlen hier die Arbeiten in Steinbrüchen, sobald die Felsen gesprengt sind. Aber selbst das Loch zur Mine bohrt die Mühle! Mit ihr arbeitet ein Mann für sechs. Er bewegt damit alle Blöcke, behaut und besägt sie damit und liefert eine Masse schöner Bausteine, die der Maurer, der ihr Maß und ihre Façon bestellt, vom Steinwagen herab gleich auf sein Gemäuer hebt. Auch dazu hat man die schönsten einfachsten Hebelwerke, die man bei uns nur selten und viel unvollkommener sieht, selbst in der Artillerie und im Geniewesen.

Alle diese Dinge bezeichnet man hier mit dem Namen Yankee-inventions, und in der That haben sie alle den Charakter größter Leichtigkeit bei vollster Zweckmäßigkeit. Der Granit wird durch sie ein gewöhnlicher Baustein, und seine Bearbeitung und Handhabung so leicht wie die jedes Kalksteins. Sein Preis aber ist verhältnißmäßig geringer als der eines andern Materials, weil mit einem einzigen Steine große Flächen gefüllt werden. Man sinnt jetzt darauf, zweckmäßige Pflastersteine zu bearbeiten, da das Holzpflaster sich nur leidlich bewährt, wenn die sechsseitigen Blöcke nicht über 4 Zoll Durchmesser haben, wodurch sie, weil man größere Massen gebraucht, sehr theuer werden.

So leicht sich aber auch im Ganzen der Amerikaner bewegt, so kennt er doch nicht Das, was wir Freude nennen. Er liebt seine einfach-steifen Formen, und diese thun sich besonders in der Sonntagsfeier kund, die den Maßstab des Decenten für Alt und Jung gibt. Alles ist still und öde am Sabbath. Die rechten Sabbathleute gehen wol fünfmal in die Kirche, wenn sie in Städten wohnen: früh, Vormittags, Nachmittags, zur Vesperzeit und Abends nach dem Supper. Für den Deutschen ist das schrecklich langweilig und gewiß auch für den Amerikaner selbst, der den Sonntag durchaus nichts thut, auch wenn er die Woche über nur mit Nichtsthun zugebracht hat. Höchstens fängt man hier und da an, sich auf einem öffentlichen Platze langsam im Kreise und ohne Geräusch herumzudrehen, wenn das Wetter es erlaubt. Die Kinder werden bis zum Sonnenuntergange daheimgehalten. Man strengt das Gesinde nicht mit Kochen an und lebt von kalter Küche. Man wagt kaum laut zu sprechen in den Häusern; man gähnt viel, schläft viel oder schleicht und lehnt umher. Es ist keine Erbauung und Erholung; es ist eine fürchterliche Abspannung, die sich kund gibt. Wo viele Deutsche leben, wie in Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Cincinnati u. s. w., bricht man mehr und mehr durch diese Schranken der Bigoterie und nachahmenden Dummheit, und allgemach finden auch Amerikaner diesen Gebrauch abgeschmackt und keineswegs der Religiosität zuträglich. Der Clerk (Commi), der die ganze Woche im Comptoir verdumpft, der Handwerker, der die Woche über im Workshop sich plagt, der Dienstbote, der kaum vor die Thür kommt, und eine Menge, ja die große Masse der Menschen, die ihrem täglichen Erwerbe mit Anstrengung obliegen, wollen an diesem Tage hinaus ins Freie und sich freuen. Der Reiche lebt auf seinem Landhause und genießt wenigstens die Natur im Schatten und Dunkel seiner Bäume; wie mag er dem Armen zumuthen, gar nichts zu genießen? Man glaubt mit dieser Rigorosität Ordnung und Sitte zu befördern, und befördert Unzufriedenheit, heimliche Unzucht und Völlerei. Daher sieht man jetzt mehr nach, wenn die Massen an das Tageslicht treten mit ihrem Bedürfniß, und bemüht sich blos, die Ausbrüche der Lust im Zaume zu halten. Zu Zeiten der Anfänge hiesigen Lebens ging das Alles gut, die Idee konnte regieren, allein sie hört auf ihr Recht zu behaupten, sobald sie dem Zwecke nicht mehr entspricht.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Die Abgeschmacktheiten und Albernheiten, welche zu ihrer Zeit die Jesuiten in Predigten und Schriften der Welt zum Besten gegeben haben, hat der geistreiche Anton v. Bucher, zuletzt Beneficiat in München (gest. 1817), in dem „Allerneuesten Jesuitischen Eulenspiegel" (im zweiten Bande der „Sämmtlichen Werke", herausgegeben von J. v. Klessing) veröffentlicht. In der That, lägen die Proben, welche die innern Merkmale der Echtheit an sich tragen, nicht vor, man würde versucht, an der Möglichkeit der Existenz solcher Absurditäten zu zweifeln. Zum Beleg hier aus unzähligen nur ein paar Beispiele: 1) Pater Franz Neumaier gab 1746 ein Buch unter dem Titel heraus: „Religio prudentum, sive sola fides catholica fides prudens." Darin steht eine Predigt vom Gebrauche der Masken, in welcher gesagt wird: „Christus, der Herr, sei der heiligen Magdalena als Gärtner «maskirt» erschienen, und noch jetzt erscheine er in dem heiligen Altarssacramente in der Gestalt des Brotes «maskirt», ut se nobis commodius per modum cibi posset unire." In demselben Buche liest man folgende Stelle: „Es sind verschiedene Könige unter den Juden erschienen, z. B. in dem prächtigen Sardanapalus der Schellenkönig, in dem eitlen Nebukadnezar der Graskönig, in dem drückenden Roboam der Eichelkönig." Aber nun, in der heiligen Nacht, ist erschienen Jesus Christus, der Heiland der Welt, als Herzkönig. 2) Der Pater Guttieri sah einmal in seiner Verzückung die ganze Societät Jesu unter dem Rocke Mariens und läßt diese sagen:

> — „Nequid adhuc dubitas Guttiere? Veneri
> Desine! Lojolae castra fovemus" ait.
> Nec mora! laxa togae subter confinia totus
> Lojolidae populus Virginis hospes erat.
> Hac mihi sub palla quae non fiducia crevit! cet.

3) Der Pater Angelinus Garzäus ließ sich abbilden, stehend zwischen einem Crucifix und der säugenden Maria. Darunter stehen die Verse:

> Positus in medio,
> Quo me vertam, nescio.
> Haereo Lac inter meditans, interque Cruorem,
> Inter delicias uberis et lateris.
> Et dico, si forte oculos super ubera tendo,
> Diva parens! Mammae gaudia posco tuae.
> Sed dico, si deinde oculos ad vulnera verto,
> O Jesu! Lateris gaudia malo tui.
> Rem scio: Prensabo, si fas erit, ubera laeva,
> Et dextra tactus vulnera corripiam.

4) Der Pater Jakob Pontan hat „Geistliche Sponsalien" herausgegeben. Darin findet man, außer mancherlei in das Gebiet der Lüsternheit streifenden Leckerbissen, auch folgendes Trio, die Herstellung einer kostbaren Wiege für das Jesuskind betreffend:

> Mater:
> Josephe, mi Josephe,
> Fac Jesulo meo
> Lecticulam pusillam
> De rariore ligno.
>
> Angeli:
> Omne ligni
> Genus elegantioris
> Nos afferemus ad te:
> Tu postulata Matris
> Solerter exsequare!
>
> Joseph:
> Pueri ego Virginisque
> Me glorior ministrum.
> Ars nostra, quod valebit,
> Utrique militabit.

Auf Anstiften des Papstes Johann XXII. fielen (1325) die Lithauer in das unbewehrte Land des Kurfürsten von Brandenburg, eines Sohnes Kaiser Ludwig's des Baiers, und verübten, da sie Heiden waren, alle möglichen Greuel gegen Alles, was sich christlich nannte; namentlich spießten sie die geweihte Hostie auf ihre Lanzen, um zu zeigen, daß der Christengott nichts vermöge. Der Minorit Vitoduranus, oder Johann von Winterthur, der dies erzählt, setzt bei: „Et Deus dissimulavit", was er aber demselben sehr übel nimmt. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 341. —— 6. December 1844.

Neueste Bearbeitungen des Dreißigjährigen Kriegs.

Dritter und letzter Artikel.*)

Es ist jetzt nur noch das fünfte Werk, von Sporschil, zu besprechen übrig. Da dasselbe auf eigene Forschungen keine Ansprüche macht, sondern nur für das größere Publicum die Resultate der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs darzustellen sich bemüht, so brauchen wir hier uns nicht auf einzelne Thatsachen einzulassen, sondern blos zu untersuchen, erstens, inwiefern der Verf. die Forschungen der bisherigen Schriftsteller über den Dreißigjährigen Krieg benutzt, und zweitens, inwiefern er die Aufgabe eines populairen Geschichtschreibers gelöst hat? Das eine dieser Erfodernisse ist ebenso wichtig wie das andere; denn eben darum werden Geschichtswerke populair geschrieben, um das größere Publicum mit den Resultaten der Forschungen solcher Männer bekannt zu machen, die meist nur die Gelehrten im Auge hatten und deshalb ihre Untersuchungen in der Regel mundrecht zu machen verschmähen. Die Aufgabe eines populairen Historikers aber ist nicht so leicht, ja, wir finden sie noch schwerer zu lösen als die gelehrte Historiographie; denn es gehört dazu vor allen Dingen die völlige Herrschaft über den zu behandelnden Stoff, sodann die Kunst, die Dinge so darzustellen, daß die Wirklichkeit gleichsam von der Darstellung gedeckt wird, sodaß z. B. die bedeutenden einflußreichen Begebenheiten gleich in der Darstellung als solche erscheinen, die unbedeutendern aber als solche auch in ihr zurücktreten. Die Darstellung muß mit einem Worte ein anschauliches Bild von der Wirklichkeit geben. Näher betrachtet umfaßt diese Anfoderung außerordentlich viel. Sie enthält nicht nur die wirkliche Kenntniß von Dem, was die Welt in einer bestimmten Periode bewegt hat, den innern Zusammenhang der Thatsachen, die Motiven der handelnden Personen, die Hindernisse oder Förderniße gewisser Plane, sondern zugleich auch das Talent, alle diese Dinge dem Leser so vor die Seele zu führen, daß ihm der wirkliche Zusammenhang der Dinge alsobald in die Auge springt, daß derselbe nicht erst nöthig hat, aus den verschiedenen Angaben des Historikers sich ein Bild zu formiren. Der populaire Historiker muß also Das besitzen, was auch der gelehrte hat, nämlich die genaue Kenntniß des geschichtlichen Stoffs; dies ist sein Fundament. Aber außerdem muß er die Kunst besitzen, aus dem Stoffe etwas zu machen; aber nicht etwa jedes Beliebige, sondern nichts Anderes, als was der Stoff bietet. Der populaire Historiker hat Manches mit dem Dichter gemein; in Anderm weicht er wesentlich von ihm ab. Beide haben ihr Fundament im Leben, im Seelenleben nicht minder wie im äußern. Aber während der Dichter sich damit begnügt, aus dem Leben nur den Gedanken herauszunehmen und denselben mit einem beliebigen Gewande, mit einer selbstgeschaffenen Wirklichkeit zu umgeben, die aber immer die innere Wahrheit für sich haben muß, so muß der populaire Geschichtschreiber außer dem Gedanken auch noch das Gewand von der Wirklichkeit entlehnen, oder vielmehr das Wesentliche des Historikers besteht darin, daß der Gedanke in keinem andern Gewande bei ihm erscheinen darf, als womit er in der Wirklichkeit hervorgetreten ist. Die Hauptschwierigkeit des Historikers besteht nun aber darin, aus der Masse des Wirklichen das Wesentliche herauszuheben; denn nur dadurch wird erreicht, daß die Geschichte auch interessant wird. Hierin hat der echte Historiker auch wieder Aehnlichkeit mit dem Poeten; denn dieser entlehnt auch manche Züge aus der Wirklichkeit, die ihm für seinen Zweck dienlich erscheinen; aber während es ihm freisteht, diese zu placiren wie er will, ist der Historiker darauf angewiesen, sie in keiner andern Verbindung zu geben, als in welcher sie zum Vorscheine kommen. Die Gleichartigkeit in einzelnen Dingen bringt auch hervor, daß der Historiker gleich wie der Dichter Phantasie haben muß. Aber während der Letztere die seinige ohne Grenze schweifen lassen darf, wohin sie will, ist die des Historikers darauf angewiesen, aus gewissen einzelnen Thatsachen auf das Ganze zu schließen, aus mehren gegebenen Stücken sich das wirkliche Bild eines Zustandes oder eines Charakters zu schaffen. Die Aufgabe des Historikers ist in dieser Beziehung schwieriger wie die des Dichters; denn jenem tritt kein Hinderniß, keine Beschränkung entgegen, während dieser sich in gewisse Zustände, die ihm oft nur durch Fragmente bekannt werden,

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 280—282 und Nr. [illegible] — [illegible] d. Bl. D. Red.

hineindenken muß. Übrigens wird man wol annehmen dürfen, daß jede gute Geschichte auch ein poetisches Interesse hat. Überall, wo Leben ist, tritt dieses hervor. Und das Leben, in seinem eigentlichen Kerne erfaßt, bildet ja den Gegenstand der Geschichte.

Nehmen wir alles Angeführte zusammen, so möchten sich in kurzem folgende Anfoderungen an den populairen Historiker ergeben. Erstens muß er in der Geschichte den bewegenden Gedanken ins Auge fassen. Der Gedanke ist das eigentliche Leben in der Poesie nicht minder wie in der Geschichte. Aber der Gedanke allein genügt nicht, er wird erst etwas in der Erscheinung. Das zweite Erfoderniß wäre daher, den Gedanken, wie er zur Erscheinung kommt, darzustellen, und diese kann nun die mannichfachste sein: theils in Handlungen, theils in Persönlichkeiten, theils in der Literatur oder in der öffentlichen Meinung. Schilderung von Handlungen und von Persönlichkeiten sind für die populaire Historiographie von der größten Bedeutung, aber nur dann, wenn sie sich an den belebenden Gedanken, aus dem sie entspringen, anschließen, oder vielmehr, wenn sie so dargestellt werden, daß sie aus jenem entweder wie von selbst herauswachsen oder doch wenigstens in Beziehung zu ihm treten. Ein Charakter z. B., welcher als solcher gar keinen Einfluß gehabt hat, darf in der Historie so wenig geschildert werden, als dies in der Poesie sein darf; nur insofern die vorgeführten Personen mit den erzählten Begebenheiten in Berührung kommen, dürfen sie in der Geschichte wie in der Dichtkunst einer nähern Schilderung unterliegen. Eine Begebenheit ferner, die als solche gar keinen bedeutenden Einfluß gehabt, oder in welcher sich nicht ein auffallendes sittliches oder sociales Phänomen ausspricht, sondern die als nackte, todte, beziehungslose Thatsache dasteht, muß der populaire Historiker ebenfalls übergehen, einmal schon, weil sich darin kein Gedanke ausspricht, zweitens, weil sie kein Interesse erregt. Die Kunst des populairen Historikers besteht also einmal in der richtigen Auswahl der zu gebenden Begebenheiten, zweitens aber auch in der richtigen Stellung derselben; denn eine Sache bekommt erst dann eine Bedeutung, wenn sie an ihrem gehörigen Orte steht, ein Charakter erst dann Interesse, wenn er in Wirksamkeit erscheint. Schilderungen von Persönlichkeiten müßten also erst da beginnen, wo dieselben als handelnde einflußreiche Kräfte auftreten, wo sie ebendeshalb unser Interesse in Anspruch nehmen. Durch diese Anfoderungen bekommt die Darstellung eine gewisse Rundung, erregt sie den Eindruck eines Ganzen, und ein solcher Eindruck ist Das, was die Menge, wiewol unbewußt, vom populairen Geschichtswerke verlangt. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir den geschilderten Persönlichkeiten und Handlungen so viel als möglich Fleisch und Blut gegeben wünschten; der nackte Gedanke darf nicht zu sehr als solcher heraustreten, sondern muß eben in lebendiger Wirklichkeit erscheinen.

Gehen wir nun mit diesen Bemerkungen als Maßstab an das Werk von Sporschil, so müssen wir gestehen, daß er nach unserm Dafürhalten allen Anfoderungen eines populairen Historikers keineswegs genügt. Was zuerst den Geschichtsstoff betrifft, so scheint es zwar, daß er die neuern Werke über den Dreißigjährigen Krieg benutzt und die Resultate derselben mitzutheilen gestrebt hat, wiewol es uns vorkommt, als hätten die Forschungen Gfrörer's, Müller's und Söltl's eine bessere Benutzung verdient; allein die Resultate treten nicht so sehr hervor, weil er die rechte Art der Darstellung nicht hat. Es fehlt nämlich einmal ein durchgreifender Gedanke, zweitens die Kunst, das Bedeutende, Wichtige herauszuheben und das Unbedeutendere in den Schatten zu stellen. Was den Gedanken betrifft, so meinen wir nicht etwa damit nur eine einzige Idee, die sich in dem Dreißigjährigen Kriege repräsentirte, denn es gab derselben mehre, die sogar miteinander in Conflict kamen; sondern wir meinen, nach den bisher veröffentlichten Forschungen und nach den verschiedenen Standpunkten, die neuerdings bei Beurtheilung des Kriegs eingenommen worden sind, wäre die Aufgabe eines neuen Geschichtschreibers gewesen, das innere Räderwerk jener Bewegung zu durchschauen und unparteiisch darzustellen. Zwei Gesichtspunkte hätten sich dann eröffnet: einmal der religiöse — der Streit zwischen Katholicismus und Protestantismus — und dann der politische — hier erstens Kampf der Fürstenaristokratie gegen den Kaiser, dann Kampf von Frankreich und andern Staaten gegen das Haus Östreich, endlich Zwiespalt zwischen der patriotischen deutschen Richtung mit der unpatriotischen, mit dem Auslande verbundenen. Alle diese Verhältnisse hätten, klar ins Auge gefaßt, in ihren Conflicten und gegenseitigen Beziehungen dem Leser vor die Seele geführt werden müssen. Es ist nicht zu verkennen, der Verf. weiß von allen diesen Dingen, aber er schildert sie uns nicht als so wichtig und einflußreich, als sie wirklich gewesen; er macht sie nicht zur Quelle und zum Ausgangspunkt seiner Darstellung. Er hat den Fehler, den wir schon gerügt, daß er die Thatsachen in den Vordergrund führt und nur nebenbei und unvollkommen von den innern Trieben spricht, die sie hervorgerufen. Zwar gibt er in der Einleitung eine Übersicht der Begebenheiten, welche den Dreißigjährigen Krieg erzeugt; allein auch hier finden wir weniger die eigentlichen Motive auseinandergesetzt, als vielmehr eine kurze Aufzählung von bekannten Facten, die im Grunde genommen sehr unnöthig war. Weitläufig erzählt uns der Verf. die Geschichte der Reformation, nämlich die äußern Begebenheiten derselben, bis zum Augsburger Religionsfrieden, die als solche — mit Ausnahme natürlich des Religionsfriedens selbst — doch auf den Dreißigjährigen Krieg gar keinen Einfluß gehabt; aber die Regierungen von Ferdinand I. und Maximilian II., welche so wichtig sind, weil sich in ihnen die katholische Reaction, die Herrschaft der Jesuiten vorbereitet, sind übergangen. Nach meiner Meinung hätte sich die Einleitung auf die historische Entwickelung der innern Verhältnisse beider Confessionen beschränken, diese aber so genau darstellen müs-

sen, daß daraus schon die historische Nothwendigkeit des Kriegs herausgetreten wäre.

Was von der Einleitung gilt, gilt fast von dem ganzen Buche; es ist eine Aufzählung von Facten, die, weil der belebende Gedanke fehlt, uninteressant sind; das Buch macht den Eindruck der Trockenheit. Zwar einzelne Schilderungen sind gelungen, z. B. die Wallenstein's, der Schlacht bei Lutter am Barenberge, der Belagerung von Stralsund, Gustav Adolf's; allein das Ganze hat etwas Zerrissenes, Unzusammenhängendes. So sind die großen Plane, welche Wallenstein vor seinem ersten Sturze hatte, und die Gfrörer so gut auseinandergesetzt, fast ganz übergangen, sie werden nur erwähnt, als seine Absetzung zur Sprache kommt; so ist auch die Strenge und Gewaltthätigkeit beim Vollzuge des Restitutionsedicts, welche den Grimm gegen den Kaiser und seinen General erzeugt, nicht geschildert. Der Sturz Wallenstein's, Gustav Adolf's Landung, Richelieu's Plane, alle diese Dinge in ihrer gegenseitigen Wirkung, in ihrem diplomatischen Zusammenhange hätten ausführlicher dargestellt werden sollen. Zwar spricht der Verf. von der Erbschaft von Mantua und Montferrat und dem Einflusse der deshalb entstandenen Händel auf den deutschen Krieg; aber sie war nicht die Ursache, warum Frankreich gegen Östreich auftrat, sondern nur die Veranlassung. Richelieu's System gegen Östreich stand vorher schon fest, er benutzte nur diese Verhältnisse als erwünschte Gelegenheit; wäre sie nicht geboten gewesen, hätte er eine andere gesucht und gefunden. Die Erstürmung Magdeburgs durch Tilly schildert der Verf. ganz noch nach der alten Weise, er hat weder benutzt, was Gfrörer, noch was Söltl darüber mitgetheilt; er betrachtet Tilly noch als Urheber der grausamen Zerstörung, während Gfrörer schon nachgewiesen hat, daß dies nicht der Fall war.

In Bezug auf die Form der Darstellung hat der Verf. wol gefühlt, daß es ersprießlich sei, die Begebenheiten an gewisse hervorragende Persönlichkeiten anzuknüpfen. Man kann aber nicht behaupten, daß er hierin sehr glücklich gewesen. Er holt nämlich, wenn er einen militairischen Charakter vorführt, immer erst alle die Actionen nach, bei denen er früher thätig gewesen, und zersplittert auf diese Weise den Gang des Kriegs. Wir tadeln es nicht, wenn dies bei Begebenheiten geschieht, die auf das Allgemeine keinen besondern Einfluß geübt haben, wol aber von Wichtigkeit sind für die Kenntniß des geschilderten Mannes; allein wenn die militairischen Actionen den frühern Gang der Ereignisse erklären, für die Person des Mannes aber kein wichtiges Moment bilden, so ist es unrecht, sie so spät erst in die Darstellung hereinzuziehen. So macht es aber der Verf. z. B. bei Bethlen Gabor und bei Bernhard von Weimar. Wenn er die Hauptbegebenheiten des Kriegs an Persönlichkeiten anknüpfen will, so darf dies nicht so geschehen, daß kein innerer Zusammenhang zwischen ihnen stattfindet, sondern die Persönlichkeiten müssen aus den Verhältnissen selbst hervorgehen; sie müssen gleichsam als die Frucht derselben erscheinen oder doch wenigstens in inniger Verbindung mit denselben dargestellt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Sitten, Gebräuche und Ansichten in den Vereinigten Staaten.

(Beschluß aus Nr. 310.)

Der Gesang beginnt mehr und mehr hier aufzuleben. Leider hat sich der Yankeedudel als Meister der Gemüther bemächtigt. Der Yankee singt von Haus aus wenig. Der ernste Zug, den sein erstes Leben in der Wildniß, die beständige Kampfbereitschaft und Vorsicht gegen die Eingeborenen, die harte Arbeit in einem steinigen und waldigen Lande, die blos mit der Vorstellung von Religion, die man eben hatte, beschäftigte Sekte in die Vorfahren legte, derselbe ernste Zug hält diesen Ausbruch der Fröhlichkeit noch immer zurück. Selten lernt ein Mann singen; die Noten der Musik sind keine Banknoten! Er fragt nicht nach den erstern, nur nach den letztern. Die Frauen bemächtigen sich auch dieser Richtung und ziehen die jungen Männer in die Singschulen, deren es besonders im Winter an jedem Orte gibt. Das Volkslied ist meist nach schottischen, irischen und englischen Melodien, ja selbst nach Negerweisen gemodelt, und wenn es originell ist, klingt der Yankeedudel durch. Doch gibt es einige recht angenehme, kriegerische Volksweisen, die vierstimmig gesungen einen belebenden Eindruck machen.

Die Kirchenmusik, oder besser der Kirchengesang, ist in einem wunderlichen Zustande. Eine Menge der profansten Melodien der vorigen Jahrhunderte hört man hier fortwährend; sie sind gleichsam verewigt. Wol haben bei uns Schlumperlieder den Grund zu den besten Kirchenmelodien gelegt, allein hier hört man französische, italienische, deutsche, spanische, englische lustige Melodien in der Kirche in einem heiligen Takt vorgetragen, der gewöhnlich Dreivierteltakt ist. Man nimmt durchgängig ein schnelleres Tempo als wir in unserm Kirchengesang, und ich leugne nicht, daß ich dies für einen Vorzug halte. Unser Lied: „Nun ruhen alle Wälder" z. B. so langsam gesungen, wie es gewöhnlich geschieht, ist ohne Trost für das Gemüth, wenn die Melodie ihn mit herbeiführen soll, und klingt wie eine Mühle, der das Wasser eben ausgeht. Ein Achteltakt größere Schnelle beseitigt alle diese trägen Gefühle.

Die übrigen freien Künste nächst der Musik liegen ebenfalls meistens in den Händen der Frauen. Der Unterricht in Piano, Zeichnen, Malen u. s. w. geschieht meist durch Frauen. Man kann sich denken, daß damit die Kindheit der Kunst nicht leicht überschritten wird, zumal da es an Mustern fehlt, nach denen man sich bilden könnte. Die wenigen Deutschen, die bis jetzt sich dieser Branchen bemeistert haben, dürfen sich nicht rühmen, große Vortheile errungen zu haben; doch wendet man ihnen mehr und mehr größere Gunst zu. Es gehört zum Ton, einen deutschen Musiklehrer gehabt zu haben. Man beruft sich auf sie allein als competent. Im Zeichnen plagt man sich nicht. Kaum kennt man in der Landschaftsmalerei einen Unterschied der Laubarten. Die verschiedenen eigenthümlichen amerikanischen Laub- und Nadelbäume sind noch nicht dargestellt; man kennt die Möglichkeit nicht, dies mit dem Bleistift oder Pinsel zu leisten. Man geht, um die Anfangsgründe der Zeichnenkunst zu studiren, zu Lehrern, die selbst nicht zeichnen können, aber behaupten, sie könnten die Anfangsgründe Jeden lehren, so gut wie ein Maler. Daß sie es behaupten, ist weiter nichts, aber daß man es glaubt, ist sehr stark! Doch ist es ein Beweis, wie leicht sich der Yankee Alles denkt und macht, und weshalb die Meinung verbreitet ist, die Frauen vermöchten in Künsten und Wissenschaften zu leisten, was Männer darin vermögen und vermocht haben!

Mit der Portraitmalerei sieht es ebenso traurig aus. Schwerlich existirt ein Amerikaner, dem man in Europa Gerechtigkeit statt Gnade widerfahren lassen würde für seine Portraits. Etwas besser mag es sein, als es war, aber im Ganzen ist es elend, ohne daß man etwas dabei empfände als Ekel — oder Lachen über die Unverschämtheit, womit der Eitelkeit geschmeichelt wird. Z. B. man malt einer Dame Hände wie Kinderhände, und alle Finger voll Ringe. Man verbessert den amerikanisch-platten und breiten Mund in einen griechischen oder italischen u. dergl. Diese und andere Kunstgriffe sind so gewöhnlich, daß sich eigentlich von Wahrheit in der künstlerischen Richtung nicht reden läßt, und — ohne Wahrheit keine Kunst! Fleisch zu malen — das weiß man gar nicht, was es ist.

Die Architektur ist ebenfalls ein merkwürdig ungeschicktes und charakterloses Ding. Ein einfaches massives Haus baut man äußerlich gut im Winkel, die innern Einbaue aber an Holz u. s. w. sind oft schülerhaft. Eine Treppe gut zu legen und zu brechen, damit hält sich der Yankee nicht auf. Hat er Platz, so macht er eine große, hat er keinen, eine kleine, selbst wie eine Hühnersteige. Die architektonischen Verzierungen sind gedankenlos imitirt. Gute Bauten werden nur von Engländern, Franzosen und Deutschen geleitet. In der Regel baut man auf dem Lande von Holz; Kirchen, Schulhäuser, Wohnhäuser, Kirchthüren, Alles ist von Holz. An diesem bringt man gothische oder sächsische Zierathen an. Man bedient sich der Bohlen statt der Balken, und legt die erstern auf die hohe Seite. Dies macht die Häuser sehr hohl und bebend und nicht warm genug. Ebenso verfährt man beim Erbauen der Steinhäuser. Man muß daher die Fußböden mit Teppichen belegen, um nicht zu frieren, denn über den Tragbohlen liegen nur Breter, und die Decken sind eine Art langer Schindeln, die an die Bohlen genagelt werden, so weitläufig gelegt, daß der Bewurf von Kalk sich dazwischen drücken und so daran haften könne. Im Sommer sind diese Bohlenhäuser jedoch sehr angenehm, obgleich sie beständig Zug verursachen. In der Regel baut man auf dem Lande erst ein Haupt- und Wohnhaus von zwei Etagen, daran ein Nebenhaus für Kammern und Küche, und an dieses ein Waschhaus. In das Haupthaus führt eine Treppe von sechs bis acht Stufen; denn jedes Haus hat einen halb über der Erde gemauerten, ungewölbten Keller. Die hervorstehende Grundmauer wird mit Erde beworfen und diese mit Rasen belegt, was den Häusern ein niedliches Ansehen gibt. Jedes Nebenhaus hat eine Thür; denn die Marktleute, die auf dem Lande Alles ins Haus bringen, dürfen nicht ihren Schmuz durch das Haupthaus in die Küche tragen. Dies hat man auch möglichst in der Stadt beibehalten. Das erste Nebenhaus enthält gewöhnlich kleine Kammern für allerhand Wirthschaftsbedürfnisse, Garderobe u. dergl. In den untern Zimmern des Wohn- oder Vorderhauses sind die Parlours, darüber die Chambers, worin die verschiedenen Familienglieder ihre Schlafgemächer haben, die zugleich Arbeitsstuben sind. Man kennt die Bequemlichkeit unserer Schlafkammern sehr wenig. An der Front oder einer Seite, oft auch an zwei Seiten, und um das ganze Haupthaus geht eine Veranda, die im Sommer die untern Zimmer beschattet. Bisweilen findet sich in großen Häusern ein Eßzimmer neben der Küche. In der Küche ist fast ohne Ausnahme die Wasserpumpe; denn da die Häuser sehr getrennt, jedes in einem Garten liegt, so hat jedes seine eigene Pumpe. Wäschrollen kennt man nicht; man plättet alle Wäsche! Vom Waschhaus geht noch eine Thür nach dem Appartement, das man höchst selten im Hause findet, wozu man aber in der Regel bedeckt geht. Allein es ist dies fast nie eine Treppe hoch. In den bessern Häusern wird neuerer Zeit auch dafür gesorgt, und zwar mit vortrefflicher Vorrichtung, die üblen Geruch im Hause fast unmöglich macht. Jedes Haus ist von der Straße einige Ruthen zurückgebaut und meistens mit Blumen umgeben und von großen Bäumen beschattet. Dies macht die Dörfer sehr reizend, zumal die Häuser alle mit weißer Ölfarbe angestrichen sind.

Nicht mag ich hier auf diesem Felde weiter gehen, sondern nur bezeichnen will ich, wie leicht der Amerikaner sich das Leben macht und zu machen sucht und wie entfernt er von aller Schwerfälligkeit ist. Diese Leichtigkeit zeigt er in Allem, was Arbeit macht; dennoch beladet er sich in anderer Hinsicht mit einer Menge unnützer Dinge, die zur Zierde, zum äußern Schein u. dergl. gehören, wie jeder amerikanische Haushalt zeigt. Allein im Geschäft ist er an die kürzeste Form gewiesen, und man sieht, wie sicher er in dieser ist, in jedem kleinen Zuge. Wie er seine alten Kleider ohne Umstände wegwirft und mit neuen vertauscht, so ist er in allen Dingen ohne große Bedenklichkeit. So geht er ins Geschirr und Geschäft und arbeitet rasch, um fertig und frei zu sein. Es ist daher dem echten Yankee natürlich, daß ihm Alles leicht vorkommt und daß er Vieles unternimmt, was dem Europäer, besonders dem unter ewiger policeilicher Aufsicht stehenden Deutschen, sehr bedenklich vorkommt. Dabei bewegen ihn nicht die Begriffe europäischer Standesehre. In der Regel unternimmt er Alles, was ihn nährt. Den Militairstand behandelt er mit gebührender Verachtung, sonst aber ist ihm jeder Erwerb recht, und was noch mehr ist, jeder Erwerb steht ihm frei, das ganze weite Land offen. Er geht in the far west, selbst über das Oregongebirge, oder down East nach Maine und Canada. Oder er geht zu Schiffe und speculirt im Süden, gleichviel wo. In der Regel werden diese wandernden Speculanten nicht steinreich. Der Handel in den großen Städten macht allein opulent. Sobald ein armer Teufel wohlhabend oder gar reich wird, wie der China und Cotton trade es mit sich bringen, wenn's eben glückt, ist er ein Mann der high society. Es wird eine Tour nach Frankreich oder England und Deutschland gemacht, und dann ist man nahe an Italien und sieht auch dieses. Man kommt mit einigen Copien heim und ist nun mit der high fashion bekannt. Es gibt zwar noch einige alte Familien, die es unter ihrer Würde halten, jeden Emporkömmling sich gleich zu stellen; allein deren sind so wenige, daß sie sich völlig isolirt sehen würden, wenn sie dieses Princip durchführen wollten. So kommt das junge Amerika in die Höhe und das alte fällt oder verlischt, und kein Mensch kümmert sich darum. In den großen Städten haben die alten Familien kein Gewicht mehr; in Virginien noch einiges; der Rest der Staaten ist jüngern Ursprungs als die Städte in Virginien; die Selfmade men sind die Ahnen, und diese datiren kaum von der Revolution. Seit dieser Zeit gibt es kaum Selfmade men mehr.

R. Wesselhöft.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Zwölf Radirungen
zum
Gestiefelten Kater.
Von
OTTO SPECKTER.
Mit erläuterndem Texte.
Kl. 4. Cart. 2 Thlr.

Der Beifall, der diesen Radirungen in dem bei mir erschienenen „**Märchen vom gestiefelten Kater**" (1843, Preis 3 Thlr.) zu Theil geworden ist, veranlaßt mich, den Freunden derselben eine kleine Anzahl der **ersten Abdrücke** der Platten auf chinesischem Papier in einer besondern Ausgabe zu bieten.

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 342. —— 7. December 1844.

Neueste Bearbeitungen des Dreißigjährigen Kriegs.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 341.)

Von dem Tode Gustav Adolf's und Wallenstein's an verschwindet auch nach der Darstellung des Verf. alles Interesse an dem Kriege; nur einzelne Charaktere, z. B. der Bernhard's von Weimar, bei dessen Schilderung der Verf. vornehmlich der Biographie Röse's gefolgt, vermögen dasselbe noch etwas in Anspruch zu nehmen. Um so mehr fällt es auf, warum der Verf. auf die diplomatischen Verhandlungen, auf den Gang der öffentlichen Meinung, auf das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich nicht mehr Rücksicht genommen. Wenn denn ja der Krieg die Hauptsache sein sollte, so hätte auch dieser geistiger gefaßt werden können; über die Art der Kriegführung z. B. war billig etwas im Zusammenhange zu sagen, und namentlich inwiefern Gustav Adolf darauf eingewirkt, um so mehr, da Gfrörer hierin in seinem Werke die schätzenswerthesten Beiträge gegeben, sowie auch Müller in den ersten Heften seiner Forschungen. Es hätte ferner eine anziehende Schilderung von dem Soldatenleben überhaupt gegeben werden können, welches gerade im Dreißigjährigen Kriege die interessantesten Seiten darbietet, das kriegerische Element im Verhältnisse zu dem religiösen, der Übergang aus dem mittelalterlichen Condottieriwesen in die neuere Kriegskunst, die Bedeutung militairischer Tüchtigkeit, durch welche Leute aus den niedersten Ständen in kurzem sich zu den höchsten Würden emporgeschwungen, daneben Willkür, Grausamkeit, Zerstörungswuth, das Elend der niedern Menschenclassen u. s. w. Der Westfälische Friede ist ebenfalls ganz kurz angegeben, die Verhandlungen darüber sind fast gänzlich übergangen. So ist denn der Leser fast nur mit dem Kriege bekannt gemacht, oder vielmehr nur mit einzelnen kriegerischen Begebenheiten, welche an und für sich doch kein höheres Interesse in Anspruch zu nehmen vermögen. Allein Das, weshalb man doch eigentlich nur wünschen sollte, daß das größere Publicum sich mit Geschichte bekannt machte, nämlich die Motive größerer Weltbegebenheiten, Entwickelung von Ideen und Zuständen, ist ganz übergangen; der ungeheure moralische Einfluß, den der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Friede auf Deutschland geübt, im schlechten Sinne nämlich, ist vom Verf. auf dem letzten Blatte nur angedeutet. Und doch hätte gerade die nähere Ausführung dieses Gegenstandes die Deutschen am gründlichsten über sich selbst und ihre traurigen Zustände belehren können.

Unwillkürlich fiel uns beim Durchlesen des Sporschil'schen Buchs der Vergleich mit andern populairen Geschichtswerken über den Dreißigjährigen Krieg ein, namentlich mit den Werken Schiller's und Gfrörer's über denselben Gegenstand. Schiller besaß bekanntlich in hohem Grade das Talent, die poetischen Situationen in der Geschichte herauszuheben, und dies war auch der Grund, warum seine historischen Arbeiten einen so großen Anklang gefunden haben. Ich möchte ihn in dieser Beziehung mit den Franzosen und Engländern, die bekanntlich auch auf die Hervorbringung von Effecten in der Historiographie ein nicht geringes Gewicht legen, in eine Kategorie stellen. Auch hierin mag er Ähnlichkeit mit jenen haben, daß es ihm nicht immer um eine genaue Sichtung des Stoffs zu thun war, sodaß man auf seine historische Untrüglichkeit, Gründlichkeit, Zuverlässigkeit nicht immer bauen darf. Allein im Ganzen trifft er doch immer das Rechte, und die kleinen Unrichtigkeiten abgerechnet, die daraus entsprangen, weil er die neuern Forschungen nicht mehr benutzen konnte, wird sich sein Buch immer noch eines großen Publicums erfreuen dürfen. Unser Verf., der ihm in den Anfängen des Kriegs sehr genau gefolgt, und der auch später in einzelnen Schilderungen die Benutzung seines Vorgängers nicht verkennen läßt, darf doch hinsichtlich der Darstellung, der Lebendigkeit des Stils u. s. w. mit ihm nicht verglichen werden, und es ist uns hierbei öfters der Gedanke gekommen, ob, wenn der Verf. nichts Anderes geben wollte, als was Schiller, es nicht besser gewesen wäre, sein Werk ungeschrieben zu lassen? Später kam uns der Vergleich mit Gfrörer's Werke in den Sinn. Dieser Gelehrte hat bekanntlich ganz neue Untersuchungen über die Zeit Gustav Adolf's gemacht, hat neue Gesichtspunkte gefunden, die gar viele Begebenheiten in ein ganz anderes Licht stellten, wodurch sie uns erst erklärlich werden, und wußte die Forschungen in so anziehender lebendiger

Weise wiederzugeben, daß es ein Buch für jeden Gebildeten genannt werden kann; es erfüllt nach meiner Meinung die Anfoderungen an einen populairen Historiker. Auch mit diesem kann das Sporschil'sche Werk nicht verglichen werden; für die frühern Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs, nämlich bis zum Tode Gustav Adolf's — so weit geht das Gfrörer'sche Werk —, hätten wir also, wenn denn Schiller nicht mehr genügen soll, ein Werk, sodaß es hier der neuen Bearbeitung Sporschil's nicht bedurfte. Für die letztern Zeiten aber ist Sporschil, wie schon erwähnt, auch weder interessant noch neu.

So wenig wir also im Ganzen mit der Sporschil'schen Arbeit zufrieden sein können, so müssen wir doch die Ausstattung des Buchs, namentlich die Illustrationen, loben. Diese sind ganz vortrefflich und wären wirklich eines bessern Textes werth. Fast scheint es uns, als ob das Buch der Illustrationen wegen gemacht wäre und nicht umgekehrt. Doch haben wir Einzelnes auch hier auszusetzen. Die Köpfe der bedeutendsten Männer des Dreißigjährigen Kriegs scheinen nämlich nicht alle treu zu sein. Bei einigen konnten wir die Controle führen, z. B. bei Pappenheim, Horn, Torstensohn, Oxenstierna, Gustav Adolf. Der Letztere besonders ist durchaus verfehlt. Ich habe nichts dagegen, wenn man diesen etwas idealisirt, vorausgesetzt nämlich, daß man kein getreues Bildniß von ihm hat, aber dann muß die Idealisirung wirklich dem Charakter gemäß sein. Der Kopf von Gustav Adolf in dem Buche ist aber ganz bedeutungslos und darf mit dem seines Gegners Wallenstein gar nicht verglichen werden. Bekanntlich aber war der Kopf Gustav Adolf's in der That sehr vielsagend und geistreich. Diese Einzelheiten abgerechnet finden wir, wir wiederholen es nochmals, die Illustrationen ganz vortrefflich, und schon ihretwegen verdiente das Werk ein Publicum. Wenn wir übrigens dem Verf. des Buchs mit unserer Kritik wehe gethan haben sollten, so thut dies uns zwar leid; allein dem Historiker muß die Überzeugungstreue über Alles gehen. Auch denken wir, ziemt es der Zeit, die Kritik wieder zu Ehren zu bringen; sie soll nicht dazu da sein, um Alles zu loben, was ihr in den Weg kommt, und sei dies auch von befreundeter Hand ausgegangen, sondern sie soll rügen, was zu rügen ist, natürlich immer mit Angabe der Gründe. Dabei lernt der Beurtheilte, und die Kritik behauptet ihr Ansehen als Richteramt. 43.

Die Abenteuer und Gesänge Körroglou's, des Räubers und Dichters. Ein persischer Volksroman. Aus dem türkisch-persischen Original wörtlich in das Englische übersetzt von Alexander Chodzko. Deutsch von O. L. B. Wolff. Jena, Cröker. 1843. Gr. 16. 1 Thlr.

Der vorliegende persische Volksroman ist einem größern englischen Werke, den „Specimens of the popular poetry of Persia, and the songs of the people inhabiting the shores of the Caspian see. Collected and translated by *Alexander Chodzko*" (London 1842) entnommen, deren bereits in Nr. 7 d. Bl. f. 1843 Erwähnung geschehen ist. Schon der dortige Berichterstatter erklärt das hier näher und speciell zu besprechende Stück für das bedeutendste und anziehendste der Sammlung, und in der That stellt es sich andern Volksdichtungen nicht unwürdig an die Seite und gibt uns ein treues, lebendiges, nur mit etwas grellen und dick aufgetragenen Farben ausgeführtes Bild vom Leben und Treiben der türkischen und nordpersischen Stämme sowie von den Schicksalen und Thaten eines räuberischen, mit allen Tugenden und Fehlern eines rohen Naturlebens glänzend ausgestatteten Helden und Dichters. Die Notizen, welche der Übersetzer in einer Einleitung nach den Mittheilungen Chodzko's über die Entstehung und Zusammenstellung der Dichtung gibt, sind der Hauptsache nach folgende. Körroglou war ein Turko-Turkmane aus dem nördlichen Khorassan und lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Er genoß eines doppelten Ruhmes, einerseits als unbezwingbarer Anführer einer Räuberhorde, welche auf der großen Handelsstraße von Persien nach der Türkei die Karavanen plünderte, andererseits als Improvisator von Liedern, die sich, obwol durch und für den Augenblick geboren, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben und noch jetzt im Munde des Volkes leben. Besonders sind es die Auschiks (herumziehende Rhapsoden), welche sich mit Absingung dieser Gedichte beschäftigen und sich dabei bestreben, sie durch eine hinzugefügte Erzählung der Abenteuer Körroglou's zu motiviren und miteinander in Verbindung zu setzen. Da indeß solcher Abenteuer so viele sind, daß sie der Auschik nicht sämmtlich auf einmal vortragen kann, so hat man die ganze Geschichte in verschiedene Zusammenkünfte (Mejjliss) eingetheilt, welche sich am besten mit den Homerischen Rhapsodien oder den Makhamen des Hariri vergleichen lassen. Als Chodzko während eines elfjährigen Aufenthalts im nördlichen Persien und an den Ufern des Kaspischen Meeres auf diese Erzählungen und Dichtungen aufmerksam wurde, waren sie noch immer blos in traditioneller Überlieferung vorhanden, und erst nach langen und mühevollen Forschungen und Vergleichungen gelang es ihm, sie schriftlich zu fassen und mit Beobachtung der größten Treue zu demjenigen Ganzen zusammenzustellen, das er in englischer Übersetzung im obengenannten Werke mitgetheilt hat. Dieser Übersetzung hat sich der deutsche Übersetzer eng angeschlossen, nur mit dem Unterschiede, daß er die Lieder Körroglou's, welche Chodzko in Prosa wiedergegeben hatte, in metrische Form brachte, in der Absicht, sie stärker hervortreten zu lassen. Wir können dies nicht billigen, weil er, dem die Maße des Originals nicht bekannt waren, seine Verse größtentheils auf gut Glück bilden und dabei nothwendiger Weise manches Fremdartige hineintragen mußte.

Was die Geschichte selbst betrifft, so zerfällt dieselbe, wie bereits angedeutet, in dreizehn Zusammenkünfte. In der ersten derselben wird erzählt, wie Körroglou zu seinem trefflichen Rosse Kyrat, zu seiner Heldenkraft und zu seinen feindlichen Gesinnungen gegen die Türken gekommen ist. Der Sultan Murad nämlich hat Körroglou's Vater Mirza-Serraf, seinen Gestütmeister, blenden lassen, weil ihm dieser ein unscheinbares, aber unter wunderbaren Umständen gezeugtes Füllen für seinen Stall vorgeschlagen. Mirza-Serraf erzieht nun das Füllen für seinen Sohn zum ausgezeichnetsten Rosse, das jemals existirt hat, und nachdem Beide am Sultan Rache genommen dadurch, daß sie es ihm in seiner Herrlichkeit gezeigt und darauf seine Diener, welche sich ihrer und des Rosses bemächtigen sollen, niedergehauen haben, entfliehen sie nach Herat. Hier wird der Sohn nach dem Schaume einer Quelle ausgeschickt, mit dem sich der Vater von seiner Blindheit zu heilen gedenkt; er aber, der des Vaters Absicht nicht kennt, trinkt den Schaum selbst und gelangt dadurch zu einer unbezwinglichen Heldenkraft. Nach dem Tode des Vaters begibt er sich auf dessen Geheiß nach der Provinz Aderbaidschan und wird ein treuer Unterthan des Schah von Persien, ohne jedoch den vielfachen Bitten desselben, daß er in seine unmittelbaren Dienste treten möge, nachzugeben. Unter den Gedichten dieser Rhapsodie befindet sich

auch das, welches von allen Liedern Körroglou's den größten Ruhm erlangt hat und noch jetzt als Autorität im Munde geführt wird. Es enthält eine poetische Aufzählung der Kennzeichen eines edlen Pferdes und lautet also:

Ich komme und sage zu dir:
Fürst! höre und lerne von mir,
Wie man ein edles Roß kann erkennen,
Gewandt und behende im Rennen,
Sieh', ob die Nüstern schwellen und fallen
Im Wechsel; ob seine Glieder vor allen
Wie der Gazelle Glieder so schlank.
Ob die Schenkel den Schenkeln der Gemse gleichen,
Ob sein Maul nachgibt dem leisesten Zwang,
Dem Maul des jungen Kameels zu vergleichen.
Wenn es frißt, zermalmen die Zähne das Korn,
Daß es wie unter dem Mühlstein kracht,
Und es schlingt wie ein Wolf in des Hungers Zorn.
Sein Rücken muß dich, gibst genau du Acht,
Erinnern an den Rücken des Hasen:
Seine Mähne ist wie Seide weich,
Sein Hals gewölbt, dem Pfau ganz gleich.
Die beste Zeit, es zu besteigen,
Ist zwischen dem vierten und fünften Jahr;
Sein Kopf ist zierlich, klein und eigen
Wie der Kopf der großen Schlange Schahmar.
Seine Augen stehen wie Äpfel heraus,
Seine Zähne gleichen den Diamanten,
Seines Maules Gestalt sieht genau so aus,
Wie wir sie am Kameel erkannten.
Wenn man es aus dem Stalle bringt,
So ist es spielerisch und springt.
Wie des Adlers Augen sind seine fast,
Gleich dem hungrigen Wolf hat es keine Rast.
Sein Bauch und seine Rippen lassen
Genau sich in den Gurt einpassen.
Ein Jüngling, der von gutem Haus,
Gehorchet seiner Ältern Wort
Und ist höchst sorgsam immerfort
Für sein gutes Roß, der kennt genau
Dessen Abkunft und reines Blut;
Oftmals er untersuchen thut
Der Kniegelenke Kraft und Macht.
Mit einem Wort, er muß sein, fürwahr!
Wie Mirza-Serraf als Jüngling war.

Die zweite Zusammenkunft erzählt, wie Körroglou durch Besiegung eines Räuberhäuptlings Daly-Hassan veranlaßt wird, selbst Räuberhäuptling zu werden, wie er als solcher mehrmals seinen Aufenthalt wechselt und sich endlich mit 777 Genossen zu Chamly-Bill eine Feste erbaut, von wo aus er die vorüberziehenden Karavanen zwingt, ihm einen Haratsch (Tribut) zu entrichten. In der dritten Zusammenkunft erfahren wir, wie er, der selbst mit keinem Sohne beschenkt ist, sich zu Orfah den schönsten Jüngling, Ayvaz, den Sohn eines Schlächters raubt und ihn für sich zum Sohn und Mundschenken bestimmt. Diese Erzählung ist zum großen Theil komischen Charakters und nicht ohne einzelne effectvolle Züge; im Ganzen aber leidet sie an Breite und Roheit, entbehrt in den Auflösungen der Pointe und ist überhaupt unserm Geschmacke ziemlich unzugänglich. Nicht viel günstiger wirken die vierte und fünfte Zusammenkunft, in welchen berichtet wird, wie Körroglou als Auschik verkleidet die Tochter des türkischen Sultans Nighara aus Konstantinopel entführt und zu seiner Gemahlin macht. Doch fehlt es auch hier nicht an ergötzlichen Stellen, und namentlich sind unter den Liebesgesängen manche zarte und pikante, z. B.

Du bist ein Garten, voll Hyacinthen und Veilchen.
Warum verwundest du meine Brust?
Deine Brüste sind weiß Papier.
Warum nehmen sie meiner Feder die Lust,
Ein Liebesmärchen darauf zu schreiben dir.

Die sechste Zusammenkunft berichtet, wie er durch List seines Rosses Kyrat beraubt wird, durch die Macht seiner Poesie aber den Entwender bewegt, es ihm wieder herauszugeben. Neben mehren überraschenden Wendungen im Fortgang der Erzählung zeichnet sich diese Rhapsodie wiederum durch eine Reihe von Gedichten zum Preise des arabischen Rosses aus, die ebenso viel Sachkenntniß als poetische Anschauung enthalten. Ein sehr ansprechendes Bild enthält die siebente Abtheilung. In ihr findet Körroglou an einem armenischen Kaufmann seinen Meister, und er zollt der Überlegenheit desselben dieselbe ungeschmälerte Bewunderung, wie der Schurimann in Sue's Geheimnissen den Faustschlägen Rudolf's. Er singt ein Lied zu dessen Lobe, und zum Dank dafür entrichtet der Kaufmann seinen Haratsch an ihn, als ob er der Überlegene wäre. Schade daß dieses „treue Bild des Benehmens zweier wirklichen Gentlemen in Asien", wie es in einer Anmerkung mit Recht genannt wird, in einem rohen Schlusse seinen Untergang findet. Die achte Zusammenkunft enthält wieder eine Entführungsgeschichte und hat als solche einige Ähnlichkeit mit der vierten und fünften. Jedoch verweilt sie länger bei den Nebenumständen und dient namentlich zum Preise des adoptirten Sohnes Ayvaz, der den Körroglau aus großer Gefahr befreit. In der neunten rettet umgekehrt Körroglou den Ayvaz, der sich aus Unmuth darüber, daß ihn sein Vater vor den Augen eines Gastes immer noch als Knaben und Mundschenken behandelt, in ein gefährliches Abenteuer einläßt, von Hassan-Pascha gefangen genommen wird und schon hingerichtet werden soll, als Körroglou mit seiner Bande erscheint und nach mancherlei Scherzen, in denen er mit dem Pascha fast wie die Katze mit der Maus spielt, den Pascha tödtet und die ganze Stadt erobert, über die er den bisherigen Bezier als Statthalter setzt Das Abenteuer der zehnten Zusammenkunft entspringt abermals aus der Empfindlichkeit Ayvaz's Abermals vor einem Gast als Mundschenk behandelt, begibt er sich zu Bolly-Beg und überredet diesen zu einem Unternehmen gegen Körroglou. Dieser wird verrätherischer Weise aus der Feste herausgelockt und umzingelt, in der höchsten Gefahr aber durch Daly-Mester, seinen Stallmeister, gerettet, der dafür die Tochter Bolly-Beg's zur Frau erhält. Mit Ayvaz versöhnt er sich.

Von der elften und zwölften Zusammenkunft heißt es, dies sei die Geschichte, welche der Erzähler von jenem Papagei mit dem gezuckerten Schnabel, gewöhnlich Beredtsamkeit genannt, lernte. In der That ist sie die inhaltreichste und interessanteste von allen und enthält bei einer fast dramatischen Entwickelung Züge, die feiner und tiefer sind, als man sie sonst in derartigen Dichtungen zu finden gewohnt ist. Demórchy-Oglou, einer der ersten in der Bande, empört sich gegen Körroglou, weil ihm dieser nicht sein volles Recht hat widerfahren lassen, und weiß auch Mustafa-Bey, einen alten Freund seines Häuptlings, für seine Sache zu gewinnen. Sie machen sich auf und schleichen sich in Chamly-Bill ein, um Körroglou in seinem Schlafgemach zu ermorden. Als sie aber eben in dasselbe eindringen wollen, hören sie, wie Körroglou gegen seine Gemahlin Nighara die Freundschaft des Mustafa-Bey rühmt und ein Loblied auf ihn singt. Dies gibt dem ganzen Unternehmen eine andere Wendung. Mustafa-Bey entdeckt Körroglou offen ihr Vorhaben und bittet beschämt für sich und Demórchy-Oglou um Verzeihung. Körroglou gewährt sie nicht nur, sondern bittet auch noch Mustafa-Bey mit seinem ganzen Heere von 9000 Mann zu Gaste, und zwei ganze Monate werden nun unter Schmausen, Jagen, Tanzen, Ringen und Spazierengehen hingebracht. Nach so langer Bewirthung zeigte sich eine große Lücke in Körroglou's Küche und Keller, die sie indessen bald durch Plünderung einer reichen Karavane des Hassan-Pascha, des Beziers des türkischen Sultans, wieder ausfüllten. Hierüber geräth Hassan-Pascha in großen Zorn und verspricht Dem seine Tochter Dünah-Pascha, der ihm Körroglou todt oder lebendig bringe. Buly-Pascha läßt sich dadurch reizen und zieht vor Chamly-Bill mit einem großen Heere. Da begibt sich Körroglou, als Auschik verkleidet, in das Lager desselben, gelangt endlich auch

in das Zelt des Paschas und belustigt diesen, noch mehr aber sich selbst, durch seine Gesänge. Hierbei wird er durch einen Stallknecht, der früher unter ihm gedient, verrathen und von Buly-Pascha gefangen genommen und in Ketten mit fortgeschleppt. Die unwürdige Behandlung selbst setzt ihn in höchste Wuth; da er aber sieht, daß ihm diese nichts hilft, greift er zur List und weiß den Pascha zu überreden, daß er wirklich nur ein Auschik sei und nur zur Belustigung des Pascha die Rolle Körroglou's gespielt habe. Der Stallknecht muß nun als Verleumder sterben und Buly-Pascha kehrt, nachdem er den vermeintlichen Auschik entlassen, nach Chamly-Bill zurück, um sich des wahren Körroglou zu bemächtigen. Dort angelangt, wird er in der ersten Nacht überfallen, der größte Theil seines Heeres niedergemacht und er selbst gefangen genommen. Vor Körroglou's Gericht gestellt, bricht er in Thränen und Klagen aus und erzählt, wie er dazu gekommen, Körroglou anzugreifen. Körroglou wird gerührt und liefert sich ihm freiwillig als Scheingefangener aus, damit er sein Wort, ihn vor Hassan-Pascha zu bringen, erfüllen und so zum Besitz von Dünah-Pascha gelangen könne. Trotz der Warnungen seiner Gefährten läßt er in festestem Vertrauen sich von Buly-Pascha selbst in Fesseln legen und von ihm fortführen. Dieser aber gibt ihm, sobald sie auf türkischem Gebiete angelangt sind, einen Keulenschlag und behandelt ihn schmählicher als vorher. Körroglou erfüllt dies mit höchster Bitterkeit gegen sein Schicksal und wir hören Worte von ihm, die fast in einer Tragödie stehen könnten, z. B.:

> Seht, welche Tage mir gebracht die Mähre,
> Die man gewöhnlich nennt das Glück. Mich quälen
> Die Scham, der Stolz, der Ruhm auf meine Ehre,
> Und martern mich, sodaß sie mich entseelen.
> Was ist das, Beys? — Des Freundes Stimme hört
> Mein Ohr. Das Schicksal schlug ins Antlitz mir
> Und sendet bettelnd mich von Thür zu Thür.

Mehr elegischer Art ist Folgendes:

> Fern seh' ich Berge, die der Schnee bedeckt.
> Mein süßes Liebchen weilet hinter ihnen.
> O meine Rose, du erblühst so hoch,
> Daß meine Hand dich nicht erreichen kann;
> Auf starkem Ast blieb die Granate hängen.
> Die Beys von Buly haben mich ergriffen.
> Die schwere Kette beugt den Nacken mir
> O, meine süßen Liebsten, eine schöner
> Noch als die andere, sind jetzt verlassen.

Und sehr fromm erscheint der sonst so tolle Räuber in folgenden Versen:

> O meine Gärten, eure Blumen pflückt' ich,
> Flocht sie zum Strauß und sandt' ihn meinen Liebchen.
> Die Freunde standen weinend auf der Straße
> Und blieben dort allein. Allein auf Gott
> Setz' dein Vertrauen nun, o Körroglou!
>
> Er wird ein Schild sein gegen alles Unglück,
> Das unverhofft dich überfallen kann.
> Feind! schreite nicht vor meinen Augen aus,
> Verbirg mir nicht den Anblick Chamly-Bills,
> Das ich so weit gelassen hinter mir.

In Konstantinopel angelangt, wird er auf Buly-Pascha's Rath als Gefangener in einen tiefen Brunnen geworfen. Hier findet ihn Dünah-Pascha, die, als sie von ihm den Hergang der Sache erfährt, tiefe Verachtung gegen ihren nunmehrigen Gemahl Buly-Pascha empfindet und dem Körroglou die besten Speisen in seinen Kerker hinabläßt. In Chamly-Bill hat unterdessen Issa Bally, ein angenommener Sohn Körroglou's, während eines Traumes seinen Vater in einem Blutsee schwimmen sehen. Er macht sich daher nach Konstantinopel auf, und indem er hier als Auschik Furore macht, kommt er mit dem Diener zusammen, der für Körroglou Speisen einkaufen muß. Durch diesen erfährt Dünah-Pascha von ihm, und durch die Beschreibung seiner Schönheit für ihn entzündet, läßt sie ihn in ihren Harem kommen und Beide wechseln hier Liebesgesänge, bis der Abend naht, wo Dünah-Pascha verlangt, daß Issa-Bally bei ihr im Zimmer schlafen soll. Die Amme, welche damit nicht einverstanden ist, erhält eine Bastonade und wird hinausgeworfen. Bald darauf erhebt sich ein Lärmen. Buly-Pascha, von der Amme benachrichtigt, umzingelt den Harem und verlangt Einlaß. Hierauf wird Körroglou aus dem Brunnen gewunden, was mit vielem Humor beschrieben wird, und nachdem Buly-Pascha nebst vielen seiner Leute von ihm erschlagen ist, ziehen alle Drei nach Chamly-Bill, wo Issa-Bally mit Dünah-Pascha unter großen Festlichkeiten vermählt wird.

Die dreizehnte Zusammenkunft enthält die Erzählung von Körroglou's Tode. Er sieht im Spiegel, daß er alt wird und beschließt, seinem Heldenleben Valet zu sagen. Er ernennt Ayvaz zu seinem Nachfolger, läßt sein Schwert vernageln und nimmt von Chamly-Bill Abschied. Die Schilderung desselben ist einfach und rührend. „Traurig", heißt es, „war der Tag des Scheidens. Die Frauen schrien in den Harems, die Männer auf den Straßen. Körroglou sagte Allen Lebewohl; aber er konnte sich nicht von seinem Schwerte trennen, und gürtete es doch um, obwol es fest genietet und nicht aus der Scheide zu ziehen war. Sie schieden. Körroglou blieb nicht länger auf der Heerstraße, sondern schlug sich in die Berge, besuchte alle und seufzte. Plötzlich hielt er sein Roß an und sagte zu seinen 777 Kriegern, die ihm eine Strecke weit das Geleit gaben: Mir ist das Herz voll, ich muß euch etwas singen:

> Der Frühling kommt, der Schnee schmilzt auf den Bergen.
> Die schwesterlichen Berge werfen mir
> Den Schleier von den hohen Stirnen ab.
> Es schwelgte mein ägyptisch Schwert im Blute
> Zu voller Sättigung. O meine Berge!
> Es werden meine Schlachten ewig leben
> In eurem Widerhall. Wie glücklich war ich,
> Wenn ich auf euren Busen wandelte.
> Verborgen zwischen euren Felsen, lag ich
> Im Hinterhalte still und wartete,
> Bis eine schwer belad'ne Karavane
> Auf eure Höhen stieg. O meine Berge,
> Nie habt ihr mein Geheimniß je verrathen.
> Dank sei euch, Dank!"

Ist dies nicht ein würdiges Gegenstück zu Johanna's „Lebt wol, ihr Berge, ihr geliebten Triften?" Nach solchen und ähnlichen Liedern schlug er den Weg nach Ispahan ein, um hier eine Zeitlang unter Abbas II. zu leben und dann nach Mekka zu wallfahrten. Abbas aber war wegen seiner fortgesetzten Weigerung, ihm zu dienen, auf ihn erzürnt und hatte einst Dem die Würde eines Feldhauptmanns versprochen, der ihm Körroglou's Haupt bringen würde. Zwei in Ungnade gefallene Hofleute treffen zufällig den Krieger in der Nähe von Ispahan und beschließen, diese Gelegenheit zur Wiedererlangung der Gnade zu benutzen. Sie laden ihn heuchlerisch zu sich ein, und während er schläft, tödten sie zuerst den Kyrat und überfallen dann ihn selbst. Er macht sich zwar von ihnen los, als er aber Kyrat im Blute schwimmen sieht, mag auch er selbst nicht länger mehr leben, und nachdem er noch einmal in Liedern sein Herz ausgeschüttet, läßt er sich ruhig von seinen Feinden tödten. Diese ernten jedoch den erwarteten Lohn keineswegs. Vielmehr ist der Schah über ihr Verfahren empört und läßt sie in den Kerker werfen. Körroglou aber ward im Beisein aller seiner Getreuen feierlich bestattet und Ayvaz gesetzlich mit der Statthalterschaft von Chamly-Bill bekleidet. Dies der Schluß der Geschichte, die bei allen Fehlern und Roheiten, namentlich in den ersten Abtheilungen, so viel Anziehendes und wahrhaft Schönes darbietet, daß wir sie Allen, die sich für Poesie und deren historische Entwickelung interessiren, auf das angelegentlichste empfehlen können.

Richard Morning.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 343. — 8. December 1844.

Volksrecht und Juristenrecht. Von Georg Beseler. Leipzig, Weidmann. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Hr. v. Savigny hat es in seinem neuesten Werke unumwunden ausgesprochen, daß das Grundübel unsers Rechtszustands in einer wachsenden Scheidung zwischen Theorie und Praxis bestehe. Abgesehen von denjenigen Ländern, in welchen das gemeine Recht nicht einmal mehr formelle Geltung hat, kann man leicht genug bemerken, daß, wenn die akademischen Studien absolvirt und die Examina überstanden sind, der Eintritt der Juristen in das praktische Leben der Übergang in ein Gebiet ist, in welchem das bisher Erlernte nur theilweise gilt, und selbst bei diesem theilweisen Gelten sich so eigen färbt und modificirt, daß das gelernte und einstudirte Recht ganz etwas Anderes zu sein scheint als das angewendete. Der Candidat wirft alsdann die gelehrte Partie sammt rechtshistorischen und Quellenstudien zur Seite, und versucht es, von allem Wissensqualm entladen sich in das Leben und die Praxis zu vertiefen. Da aber Leben und Praxis immer ein geistiges Princip haben und dieses zu erfassen und nachzuweisen Sache der Theorie sein muß, so geräth er dabei meist in eine ganz eigene Lage. Was ihm als Theorie gelehrt ist, taugt für die Anwendung nicht; er verschmäht es also und sucht seine Befriedigung in dem Reellen und Praktischen. Da aber dieses nie ohne Theorie fertig werden kann, so geräth ihm statt der wahren Theorie ein Scheinbild in die Hände, mit welchem sich die Mittelmäßigkeit so gern befreundet, die Routine, und der Praktiker, wie wir ihn gleich noch näher schildern müssen, ist fertig und damit die Eingangs bezeichnete Klage des Theoretikers begründet. Man kann, wenn man nach dem Grunde dieses Misverhältnisses fragt, entweder der Praxis oder der Theorie die Schuld geben. Was zunächst die Praxis betrifft, so geht die Klage von Seiten der Theoretiker hauptsächlich gegen die Unwissenschaftlichkeit der Praktiker. Diese Klage hat ihre theilweise Berechtigung. Bei vielen Praktikern finden wir als theoretischen Leitstern nur die Routine. Sie haben wenige Reminiscenzen aus meist von der Theorie gar nicht mehr anerkannten Compendien, welche sich in der täglichen Anwendung mit gesundem Menschenverstande, unbewußt und unreflectirt gemachten Folgerungen aus dem eben nur gefühlten und geahnten Wesen der Institute und dem Eindrucke schon vorhandener Rechtssprüche zu einem Ganzen verbunden haben, welches man bald judicium, bald juristischen Takt und Scharfsinn nennt, welches aber, näher betrachtet, nichts ist als Routine. Diese Routine, dieses unklare und des Princips der Dinge sowie des Sinnes seiner eigenen Thätigkeit sich gar nicht bewußte Gefühl, steht dann an der Stelle, wo in einem normalen Zustande die Theorie stehen sollte, und findet in dem Überhandnehmen des Reglementarischen und Verwaltungsmäßigen in der Justizpflege den stärksten Vorschub. Viele Praktiker bleiben indeß mit der Wissenschaft in näherm Zusammenhange, und namentlich findet sich in den Erkenntnissen der deutschen Obergerichte so viel Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit, als sich billigerweise nur erwarten läßt. Wir haben also in der Praxis ein doppeltes Princip für ihre Thätigkeit, theils die Routine, theils die gelehrte Theorie des Rechts. Abgesehen von dem Übelstande dieser Verschiedenartigkeit, könnte man aber doch noch bezweifeln, ob selbst alsdann, wenn die Praktiker durchaus dem heutigen Standpunkte der Jurisprudenz nach wissenschaftlich und theoretisch verführen, der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis sich ausgleichen würde. Wir glauben leider diese Frage verneinen und den Grund der Verneinung in dem Verhältnisse der Theorie suchen zu müssen.

Auch hier haben wir indeß nur die Ereignisse und nicht den bösen Willen oder die Trägheit der Menschen zu beklagen. Die deutschen Rechtsgelehrten haben in der theoretischen Behandlung des ihnen gegebenen Stoffes Alles gethan, was sich von deutscher Gewissenhaftigkeit erwarten ließ, und ihre Wissenschaft enthält, freilich neben einer bedeutenden Masse unbrauchbaren Schuttes, gewiß die achtungswürdigsten Momente gelehrten Bestrebens. Das Ausland würde hier, wie hinsichtlich mancher andern Wissenschaft, erstaunen, wenn ihm die Schätze zugänglich und verständlich würden, welche der deutsche Geist angehäuft hat. Und alles Dieses muß dennoch in einem Hauptpunkte verfehlt, in der Hauptsache schief gestellt sein; denn so vortrefflich die Theorie auch ist, so steht sie dennoch zu der Praxis und dem Leben nicht im richtigen Verhältnisse. Es bleibt daher nur noch übrig, den Grund des Übels in der der Theo-

rie positiv gegebenen Basis, in der Beschaffenheit des positiven Stoffes, den sie für die Anwendung vorzubereiten hat, zu suchen.

Es ist völlig richtig, daß — wie die historische Schule lehrt — das Recht in seiner Entstehung nicht Product des Zufalls noch menschlicher Willkür ist, und daß es auf reflexionslose Weise im Volke selbst entsteht. Das Recht ist nicht ein System von Regeln, nach welchem man streitige Fälle zu entscheiden hat, sondern ein solches System, die Form also, unter welcher das Recht sich jetzt dem Lernenden zunächst darbietet, ist nur aus einem weit umfassernden Material abstrahirt. Nach den Anlagen und Bedürfnissen des Menschen, nach ihrer Ausbildung und Entwickelung im Zusammenleben, entsteht ein mannichfacher Complex von Beziehungen und Verhältnissen, welche sich nie auf abgeschlossene Einzelheiten beschränken, sondern sich durch die Zeit fortbilden und so ein Entstehen, eine Dauer mit gewissen Folgen und ein Erlöschen darstellen. Diesen Verhältnissen wohnt ein Princip bei, nach welchem sie sich entwickeln, welches sie leitet und trägt, und welches in Fällen, wo Eigenwille und Widerstreben des Einzelnen seiner Leitung entgegentritt, als zwingende Macht erscheinen muß. Dieses Princip ist das Recht. Entsteht dasselbe auf diese Weise unbewußt und reflexionslos, so tritt doch hinsichtlich seiner weitern Fortbildung ein anderes Verhältniß ein. Nach v. Savigny's Ansicht wird, sobald das Recht wieder einfach zu werden beginnt, die Thätigkeit der Juristen die des Volks vertreten, und endlich die Gesetzgebung sich der Fortbildung des Rechts annehmen, sodaß die rechtsbildende Kraft des Volks nur noch in den Organen der Wissenschaft und Gesetzgebung fortlebt. So allgemein läßt sich indeß dieser weitere Verlauf nicht allgemeingültig angeben, und der von v. Savigny behauptete paßt nur auf die besondern Verhältnisse Deutschlands. Das Nächste wäre nämlich, daß die bisherige unbewußte Rechtsübung und Rechtsbildung nun auch Sache der Reflexion würde, daß das Volk das Recht sich zum Bewußtsein brächte und in einer bestimmten Legislation als etwas Objectives hinstellte. Damit wäre der alte Zustand, in welchem das Recht Gewohnheit und Sitte ist, und die Volksgerichte in Fällen des Widerstandes gegen den gewöhnlichen Ablauf der Rechtsverhältnisse Dasjenige als Zwangsregel vorschreiben, was bisher von selbst und nach Sitte und Gewohnheit geschehen war, beendigt und eine höhere Stufe eingetreten. Dieser natürliche Fortschritt ist indeß für Deutschland gewaltsam unterbrochen, und es kommt für die Gegenwart darauf an, ob und wie es möglich ist, ihn ungeachtet dieser Unterbrechung jetzt noch zu versuchen. Diese zwei Momente, die Unterbrechung und die Möglichkeit des Fortschrittes, sind jetzt noch näher zu betrachten.

Die Unterbrechung ist durch die Reception des römischen Rechts geschehen. Diese ist kein in der naturgemäßen Entwickelung der Sache liegendes Factum, welches sich der deutschen Rechtsgeschichte auf innerlich und organisch begründete Weise einreihte, sondern eine wunderliche Anomalie. Jene vorhin berührte Entwickelung des Rechts aus den Lebensverhältnissen erfolgt bei jedem Volke auf eigenthümliche Weise, jedes hat seine besondern Verhältnisse und seine besondere Art sie zu betrachten, und so wenig wir auch die Existenz allgemeiner aus der menschlichen Natur und den menschlichen Bedürfnissen — insofern hier nach Culturstufen und Naturverhältnissen eine Gleichheit eintritt — abfließender Normen leugnen wollen, so müssen wir doch des Glaubens sein, daß, so lange es Verschiedenheiten der Nationalität gibt, ein Puchta'sches Weltrecht ebenso wenig möglich ist als eine Goethe'sche Weltliteratur. Im Rechtsleben haben wir nun das Factum, daß das Recht eines fremden Volks geradezu auf Deutschland übertragen ist. War diese Übertragung gleich dadurch vorbereitet, daß die deutsche Cultur Manches von der italienischen Cultur annahm und so Verhältnisse erzeugte, die solchen, in welchen römisches Recht herrschte, gleich waren, und daß man überhaupt das classische Alterthum zum Civilisationsmittel machte, so ist sie doch schroff und hart genug gewesen. Eine innere Nothwendigkeit hat sie nicht veranlaßt, sondern theils der Einfluß der Geistlichkeit, theils die wunderliche Grille des Mittelalters, den deutschen Kaiser als Nachfolger der römischen Imperatoren zu betrachten, und ganz vorzüglich der Umstand, daß das römische Recht, als dem classischen Alterthume angehörig, sogleich als ein gelehrter Stoff, als das Vornehme, Fremde und Aristokratische auftrat. So ward das deutsche Recht selbst und die Rechtsprechung durch Volksgerichte als Quell der Fortbildung des Volksrechts, beseitigt, und die Entwickelung des deutschen Rechts blieb stehen. Die nun auf den Universitäten und in den landesherrlichen Gerichten beschäftigten Juristen hatten es zunächst auf die gelehrte Seite abgesehen; das Recht war ihnen eine Sammlung von Regeln, welche der Unterthan zu befolgen gezwungen war, nicht aber der innere geistige Träger der Lebens- und Verkehrsverhältnisse; es war ihnen der Stoff, den Scharfsinn und Gelehrsamkeit ganz in die blaue Tiefe hinein ausdehnen und vervielfältigen konnten, nicht aber das Product menschlichen Bedürfnisses und der concreten socialen Verhältnisse. Nimmt man hierzu die steifgelehrte und geistlose Pedanterei der letzten Jahrhunderte, den der Gewinnung allgemeiner Gesichtspunkte abgeneigten Geist der Vereinzelung und Detailarbeit, endlich aber die ganze Organisation der Justizpflege, nach welcher an die Stelle der wahren Idee von Rechtspflege eine bloße Geschäftsmäßigkeit, das Princip des Abarbeitens gekommen ist, so erklärt sich, daß das Juristenrecht als Organ der Fortbildung des Volksrechts nicht hoch anzuschlagen ist. Es hat bisher meist nur Observanzen, Schlendrian und Vorurtheile erzeugt, die deutschen Rechtsbegriffe so verdunkelt, daß sie nicht mehr im Leben, sondern nur durch gelehrte Forschungen in der Geschichte zu finden sind, deutsche Institute unter römische Schemata gezwängt, und endlich solche römische Institute,

die durchaus nicht passen wollten, ausgeschieden. Ebenso wenig wie die Juristen haben aber die Gesetzgebungen die Rechtsbildung im Sinne v. Savigny's fortgeführt. Von einer Kunst der Gesetzgebung hat man lange Zeit gar keine Idee gehabt, und hat sie an manchen Orten noch jetzt nicht. In der Ansicht der frühern deutschen Gesetzgeber beruhte die ganze Sache darauf, daß sie zu befehlen hatten und die Unterthanen gehorchen mußten. Sie verordneten und befahlen also nach Ermessen und Belieben, und hatten keine Idee davon, daß das Recht etwas im Volke selbst Lebendes und kein Product bloßer Befehle sei. An die Stelle des Volksgeistes trat so bei der Fortbildung des Rechts durch die Gesetzgebung lediglich das besondere Belieben. Die Folgen haben es bestätigt, daß hiermit nicht zu ungünstig über die Gesetzgebungen geurtheilt ist. Man hat so viele Gesetze gegeben, daß ihre Masse erdrückend wird, aber es sind nur wenige darunter, welche sich des langen Lebens erfreuen, das ihnen ihre Verfasser zugedacht hatten, und im Ganzen ist an dem Rechtszustande — ausgenommen wo sich neue Verkehrsverhältnisse ausgebildet haben — gesetzlich wenig geändert und fortgebildet. Der Grund hiervon scheint in dem eben Bemerkten zu liegen; die meisten Gesetze haben mehr den Charakter von Vorschriften, Befehlen und Reglements und beziehen sich weit mehr auf das Äußerliche und Mechanische der Rechtsanwendung als auf das Recht selbst. Die größte Gefahr für das deutsche Rechtswesen liegt aber in der particulairen Verschiedenheit der Legislationen in den einzelnen Staaten; fahren wir hier auf dem eingeschlagenen Wege fort, ohne einen gemeinsamen Mittelpunkt des Rechtslebens zu finden, so wird in kürzerer oder längerer Zeit von einer deutschen Jurisprudenz gar nicht mehr die Rede sein.

Was uns hier noththut, wäre, daß die durch die Reception des römischen Rechts unterbrochene und durch den Particularismus immer mehr in sich entzweite Rechtsbildung auf gemeinsame und nationale Weise, d. i. durch eine allgemeine deutsche Legislation wieder aufgenommen würde. Freilich hat ein solches Unternehmen zunächst seine politische Seite, das Princip der Sondereigenthümlichkeiten, der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten wird ihm entgegenstehen, bis die Entfernung gemeinsam deutscher Mittelpunkte des nationalen Lebens uns wieder in Prüfungen und Gefahren gebracht hat. Dennoch wollen wir hier nicht schlechthin verzweifeln und glauben, weil Souverainetätsinteressen in Frage ständen, sei an die Sache nicht zu denken; wir wollen vielmehr hoffen und harren, bis sich in Deutschland die Protection, deren sich Eisenbahnen und indirecte Abgaben erfreuen, auch einmal auf die Justiz erstrecken wird. Für eine solche Arbeit ist alsdann eine Revision des jetzt vorhandenen Rechtsstoffs die nächste Voraussetzung, und dieser Rechtsstoff ist für eine Codification noch keineswegs verdorben. Zwei Momente finden sich in ihm, die sein völliges Auseinandersplittern bis jetzt zu verhüten im Stande waren: das wirklich bis jetzt fortdauernde Volksrecht und das Juristenrecht oder die gemeinsame wissenschaftliche Seite. Ungeachtet aller Zersplitterung und alles Arbeitens der Gesetzgeber und römischen Juristen findet sich in allen Theilen des Rechts eine bedeutende Masse blos auf Volksrecht zu gründender Bestimmungen. Die Arbeit des Verf. gewährt hier eine vortreffliche Übersicht und führt zu der tröstlichen Überzeugung (wenngleich es schlimm ist, solcher Trostgründe zu bedürfen), daß im deutschen Volke der rechtsbildende Trieb sehr stark sein müsse, da seine Erzeugnisse so schwer zu vernichten und niederzuhalten waren. Von geringerm Werthe ist freilich die Masse des Juristenrechts, aber auch diese hat, besonders in neuerer Zeit, durch höhere Wissenschaftlichkeit einen bedeutenden Einfluß auf die Reste nationalen Rechtslebens gehabt, und wird diesen Einfluß unter dem Schutze verbesserter gerichtlicher Einrichtungen, namentlich bei öffentlicher Justizpflege, noch sicherer und umfassender äußern. Ist somit noch die Möglichkeit einer allgemeinen Codification vorhanden, so kommt es zunächst darauf an, daß man sich über ihre Schwierigkeit nicht täusche. Die Art und Weise, wie man jetzt Gesetze und Gesetzentwürfe zu Stande bringt, reicht dafür nicht aus. Es ist eine unerlaßliche Voraussetzung, daß durch die gründlichsten rechtsphilosophischen Studien das Wesen des Rechts und der Rechtsverhältnisse nach den durch die menschlichen Anlagen und Bedürfnisse herbeigeführten socialen Verzweigungen im Principe festgestellt werde. Der Standpunkt der Wissenschaft überhebt uns einer solchen Voraussetzung nicht, und dieselbe kann nur von Solchen für überflüssig gehalten werden, welche ein Eingehen auf Principienfragen scheuen, weil sie bis an die eigentlichen Schwierigkeiten nicht hinanbringen können oder wollen. Mit den hier gewonnenen Resultaten ist denn die Grundlage für die wesentlich kritische Arbeit der Sichtung des vorhandenen Materials gegeben. Es liegt sonach eine Aufgabe vor uns, welche die besten Kräfte der Nation in Anspruch nehmen muß. Fahren die einzelnen Staaten fort, auf die jetzt übliche Weise besondere Legislationen zu schaffen, so entstehen zwei Übelstände. Die gelieferten Arbeiten werden des Ranges, den Deutschland in der Wissenschaft einnimmt, nicht würdig sein, denn es wären besonders günstige Umstände erfoderlich, wenn die zu der Lösung der Aufgabe verwendeten Beamtencollegien die angedeuteten Voraussetzungen erfüllen sollten. So ehrenwerth Geschäftsgewandtheit und Gelehrsamkeit auch sind, hier werden diese Eigenschaften nicht ausreichen, und nur zu leicht mit einer überaus schädlichen — den Praktikern so oft Schuld zu gebenden — Scheu vor dem Eingehen auf Principienfragen, vor dem eigentlich philosophischen Elemente verbunden sein. Man würde nur das Vorhandene schlechtweg nach Gründen naheliegender Zweckmäßigkeit neu redigiren, vielleicht nicht einmal die nöthige Einfachheit erreichen und recht ins Detail arbeiten, vielleicht auch gar ein ausländisches Gesetzbuch zum Grunde legen, und damit der deutschen Rechtswissenschaft ein kaum verdientes testimonium paupertatis

ausstellen. Der zweite Übelstand eines solchen particularen Fortarbeitens besteht aber darin, daß dasselbe dem immer im Auge zu behaltenden Hauptzwecke einer allgemeinen Legislation hinderlich wird. Hat Jeder sein besonderes Gesetzbuch, gibt es keine gemeinsame Rechtswissenschaft mehr, so wird man zu einem gemeinsamen legislativen Unternehmen wenig geneigt, und die Particularitäts- und Absonderungstendenzen werden gar nicht mehr zu überwinden sein. Wollte man endlich aber auch den Entschluß, auf den es ankäme, fassen, so würde nun die Ausführung schwieriger werden, und ein in höherm Grade aprioristisches Verfahren, eine weit durchgreifendere Vernichtung der Sondereigenthümlichkeiten nothwendig sein als jetzt, und gerade in dieser Nothwendigkeit könnte das ganze Unternehmen wieder politische Schwierigkeiten finden. 4.

Literarische Notizen aus England.

„Eine Jachtfahrt nach Texas!" beginnt die „Times" die Anzeige des soeben erschienenen „Jacht voyage to Texas", von Mrs. Houstoun (2 Bde., London 1844), und fährt dann fort: „Wir hören von Dampf nach Ostindien, von Dampf nach Westindien und werden in kurzem von Dampf hören nach allen Welttheilen. Daß aber eine Jacht über das Atlantische Meer kreuzt, ist etwas so Neues, daß wir vor wenigen Monaten es für höchst unwahrscheinlich, wenn nicht für unmöglich gehalten haben würden. Und wer ist der kühne Abenteurer, der solch seemännische That unternommen und vollbracht? Wer? Eine Dame, und zwar eine, die auf Gesundheit ausging. Nun, welche Krankheiten sie auch gehabt haben mag, nervenkrank ist sie sicherlich nicht gewesen. Herren, bisweilen auch Damen, jachten nach Lissabon und Cadiz, von da durch die Meerenge von Gibraltar und über das Mittelländische Meer. Das ist aber Alles verhältnißmäßig Bagatelle, und einem weiblichen Colombo war es beschieden, auf und davon nach der westlichen Welt zu jachten. Das Schiff hatte 200 Tonnen Gehalt und, o ja, ein junges wasserdichtes Ding war es. Man denke jedoch nur, wie es in der Bucht von Biscaya hin und her geworfen wurde, und dann stürzt es in den fürchterlichen Wellenschlag des breiten Atlantischen Meeres. Aber Mistreß Houstoun ist eine energische und courageuse Person; die Gefahren entmuthigten sie nicht; der Reiseplan war entworfen, und kaum entworfen, wurde er ausgeführt. Am 13. Sept. 1843 verließ die Jacht Dolphin Blackwall, erreichte am 24. Madeira, fuhr dann nach Barbadoes, Neuorleans und Texas, kehrte über Cuba und die Bermudas zurück und traf am 24. Mai in England ein, war mithin ein wenig mehr als acht Monate unterwegs gewesen und kurze acht Wochen nachher beschenkte unsere Abenteurerin die Welt mit zwei so angenehmen Bänden, wie wir uns nur immer wünschen können. Nichts von Ziererei darin, keine Reisegeschichten. Überall Merkzeichen der Wahrheit. In der ihr eigenen einfachen, unanmaßlichen, dabei aber echt weiblichen Weise erstattet sie einen hübschen Reisebericht, befaßt sich ein wenig mit Statistik, gerade genug, eine generelle Ansicht zu gewähren, ohne auf ermüdende Details einzugehen, berührt auch Politik, doch mit so leichter Hand, daß sie nirgend anstoßen kann, und was allgemeine Gegenstände anlangt, so möchten Wenige im Stande sein, gebrängter zu schreiben. Die Bände sind Kleinoctav, vortrefflich gedruckt, jeder nur 340 Seiten und auf jeder Seite ungefähr 20 Zeilen, und doch wie viel Belehrung in diesem beschränkten Raume!" Letzteres zu belegen, füllt die „Times" ziemlich zwei ihrer langen und enggedruckten Spalten mit Auszügen, die allerdings das gespendete Lob bestätigen, und schließt mit den Worten: „Wir hätten zu Gunsten dieses bewundernswerthen Buches beträchtlich mehr sagen können, aber unser Raum verbietet es. Also empfehlen wir es dem Leser mit der Versicherung, daß er es — einen Yankeeismus zu gebrauchen — ein ganz ansehnlich unterhaltendes Buch finden wird, und das ist wahr — that he will find it — to use a Jankeeism — a pretty considerable amusing book, and that's a fact."

Mistreß Frances Anne Butler, geborene Kemble, hat ihre in Zeitschriften zerstreuten Gedichte zu einem trefflich ausgestatteten Bändchen gesammelt unter dem einfachen Titel: „Poems" (London 1844). Die schöne Frau steht bei den englischen Kritikern sehr gut, und Einige rühmen an ihr den „merkwürdig männlichen Geist". Vielleicht ist das nicht eben eine Schmeichelei. Aber die Verse sind im Ganzen recht hübsche Verse für eine Frau, die, was Lover von einem Sterne sagt, warum er scheine, Verse macht, weil sie nichts Anderes zu thun hat. Auch hübsche Nachbildungen Byron's und Moore's, nur selten eine Zeile mit einem originellen und kräftigen Gedanken. In Zeitschriften sind solche Gedichte oft ein nothwendiger Ballast; gesammelt fallen sie unnöthigerweise lästig. 3.

Bibliographie.

Actenstücke betreffend die beabsichtigte Herausgabe der kritischen Blätter für Leben und Wissenschaft. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Ahasver, der ewige Jude der Urzeit. Lebensbilder vergangener und gegenwärtiger Tage. Deutsches Originalwerk. Mit Illustrationen. 1ster Band. 1stes Heft. Meissen, Goedsche. Gr. 16. 5 Ngr.

Aula der schönen Literatur, oder Sammlung der besten Romane, Novellen und Erzählungen von den beliebtesten Schriftstellern der Gegenwart. 1stes und 2tes Bändchen. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. Jedes Bändchen 6 Ngr.

Grisson, W., Beiträge zur Charakteristik der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Heiberg, J. L., Eine in Allen. Novelle. Originalübersetzung aus dem Dänischen. Glauchau, Cramer. Gr. 8. 1 Thlr.

Hylarius, H., Geheimnisse eines italienischen Mönchs. Braunschweig, Meyer sen. 1845. Kl. 8. 25 Ngr.

— — Keine Geheimnisse. Ein Roman. Bautzen, Schlüssel. 8. 27½ Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 24ster Jahrgang, für 1845. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lindenfels, Luise v., Bilder des Lebens und der Natur in einfachen, ernsten Dichtungen. Sulzbach, v. Seidel. 12. 10 Ngr.

Die schöne Maltheserin, oder Abenteuer in der türkischen Sklaverei. Zwei Bände. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 2 Thlr.

Die Reime des Francesco Petrarca. Übersetzt und erläutert von K. Kekule und L. v. Biegeleben. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Pfarrius, G., Chriemhildens Rache. Köln, Kohnen. Gr. 12. 12½ Ngr.

Vries, J. de, Eduard Westburg, oder die Verschwörung der Söhne Oldenbarneveld's. Ein historischer Roman. Aus dem Holländischen übersetzt von L. A. Moseler. Siegen, Friedrich. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wien und die Wiener, in Bildern aus dem Leben. Mit Beiträgen von A. Stifter, C. E. Langer, C. F. Langer, Nordmann, A. v. Perger, D. F. Reiberstorffer, L. Scheyrer, F. Stelzhammer, S. Wagner u. A. Pesth, Heckenast. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 344. —— 9. December 1844.

Stimmen aus Ungarn.
Zweiter Artikel.*)
Noch eine magyarische Stimme über Ungarn.

Soeben erhalten wir ein Büchlein, das als Fortsetzung der in unserm ersten Artikel erwähnten noch der Reihe der in magyarischem Sinne geschriebenen Schriften hier nachzutragen ist. Es ist das:

11. Neue Croquis aus Ungarn. Erster und zweiter Band. Leipzig, Hirschfeld. 1844. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

In der vielfach verworrenen Einleitung entschuldigt sich der Verf. gegen den „komischen Vorwurf", daß er keiner politischen Farbe und Partei angehöre, mit den Worten: „Ich beschwöre euch um des Himmels willen, zeigt mir nur Eine — honette — und ich werde ihr bestimmt angehören." Wie überall, beständen auch in Ungarn alle Parteien aus Ehrgeizigen, Eiteln, Heuchlern und Dummköpfen; das Dritte, das Land, sehe dem Kampfe derselben ruhig zu. Auf dieses also müsse man wirken, vorzüglich aber auf die Städte, in denen einzig und allein Rettung zu suchen sei gegen die unmoralische und rohe Willkür des Bauernadels. Abschnitt II: Der Verf. geht zur Schilderung von Pesth über; die Stadt ist keineswegs angenehm, besonders da sie an der ungeheuern Sandfläche des Rakos liegt, welche, nach seinem Vorschlage, parcellirt und an vermögliche Leute zum Bebauen verkauft werden sollte. Unter den schönen Häusern ist das durch eine Sammlung erbaute Ludoviceum zu einer ungarischen Militairakademie bestimmt; da aber die Stände die Einführung der magyarischen Sprache bei den Militairzöglingen foderten und die Regierung die Truppen deutsch mit französischen Wörtern untermischt commandiren läßt, so steht es leer, und die Summen sind nutzlos verschwendet; solcher nicht vorher überlegter Patriotismus ist lächerlich. Schneller tritt das Nationalmuseum ins Leben, dessen anzustellenden Custos, Stephan Horvath, der Reichshistoriograph mit ein paar tausend Gulden Gehalt, Professor der Diplomatik und der ungarischen Sprache an der pesther Universität ist, der Verf. sehr unglücklich „Ungarns Kasimir Wojcicki" nennt und wegen seiner historisch philologischen Forschungen sehr verspottet, nach denen der Argonautenzug ein ungarischer Nationalzug, Alexander der Große ein König echt ungarischen Ursprungs gewesen, Priam's Ilion eine ungarische Königsresidenz zu sein scheine, die neunte Muse, Urania, eine Ungarin sei, Adam mit dem lieben Herrgott Ungarisch conversirt habe und Christus ein geborener Jazygier gewesen sei (S. 24). Abschnitt III: Eine Zierde Pesths sei auch das ungarische Theatergebäude, das, ehemals sehr besucht, jetzt leer stehe, weil der Enthusiasmus durch die Sucht, Jeden für einen Vaterlandsverräther auszuschreien, der nicht abonnire, sich abgekühlt habe. Das Theater wirke überhaupt nicht mehr auf die Menschen, am wenigsten in Ungarn; da sei es eine reine Eitelkeit, auch sei das pesther „keine Nationalschaubühne", sondern „eine Übersetzungsfabrik" aus dem Französischen, da sich keine dramatischen Schriftsteller zeigen wollen, obgleich die Akademie das Drama kräftig unterstütze. Ein einziges Stück vom Grafen Ladislaus Teleki lobt der Verf. Weit besser sei das deutsche pesther Theater, das sich in der Neuzeit noch heben müsse. Abschnitt IV: Von magyarischen Journalen zählt der Verf. noch auf: „Jelenkor", von dessen Redacteur Helmeczy es heißt (S. 72): „In Dschingiskhan's Rathe machte Jemand den Vorschlag, die ganze persische Race auszurotten und das Land in Weideplätze zu verwandeln. Dieser Jemand steckt in Helmeczy's Seele (gegen die Nichtmagyaren). In der Neuzeit hat Graf Stephan Szechényi seinen Ruhm darein gesetzt, den „Jelenkor" zu heben, und hat sich viel geschadet. Viel flüchtiger wird der „Hirnök", dann die beiden siebenbürgischen „Erdélyi Hiradó" (Siebenbürger Bote) und „Mult ös Jelen" (Vergangenheit und Gegenwart), dann der pesther „Magyar gazda" (Der ungarische Landwirth), die „Protestans egyháze és oskelai Lap" (Protestantische Kirchen- und Schulzeitung), die katholische Kirchenzeitung „Zion", der eine lange Discussion über die gemischten Ehen angehängt wird, „Vasárnapi Ujság" (Siebenbürgische Sonntagszeitung) in populairer Schreibweise, das „Athenaeum" kritischen Inhalts, das wol bald eingehen werde, die sehr weit verbreitete Modenzeitung „Honderü", welche mit unverwüstlichem Feuer alles Magyarische lobt, und deren Nebenbuhler „Regelö" (Der Erzähler) erwähnt. Abschnitt V: „Eins der wichtigsten Themen ist die Erziehung; ohne eine vollständige Reorganisation dersel-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 253—257 d. Bl. D. Red.

ben ist an eine Besserung der Landeszustände nicht zu denken. Bei den Katholiken ist sie fast nur den Mönchen anvertraut, die Schulbücher sind von Geistlichen verfaßt; bei den Protestanten und Reformirten ist sie nicht besser. Der sechsjährige Gymnasialunterricht sowie der zweijährige philosophische Cursus hat ausschließlich das Latein als Unterrichtsorgan, ebenso die Universitätsstudien." Beim Rechtsstudium wird Dr. Wildner's Wechselrecht sehr anerkannt, allein wegen des vielen Unfugs, der den Wucherern möglich gemacht ist, wieder scharf getadelt, Wildner's Broschürenschriftstellerei überdies stark verspottet. Vortrefflich ist unter Abschnitt VI die weibliche Erziehung unter den höhern Ständen dargestellt, welche in Ungarn ebenso gut wie in den westlichen Staaten aus den Frauen gefühllose Salonpuppen macht. Nicht ganz parteilos scheint uns Abschnitt VII über die „Vierteljahrschrift aus und für Ungarn". Henßelmann wird besonders wegen seiner Bearbeitung der Städtefrage gelobt; auch der Verf. spricht Manches über dieselbe; er verwirft das historische Recht und stellt die Entscheidung der Städtefrage dem Gesetze des nothwendigen Fortschritts anheim. Interessant ist die Einwohnerliste der 47 königlichen Städte (S. 137). Er verwirft für Ungarn die allgemeine Wahlberechtigung, da eine solche wegen der geringen Bildung der niedern und der Bestechlichkeit aller Stände Alles in Unordnung stürzen müsse. Noch rühmlicher spricht der Verf. von Pulszky und Lukacs; des Erstern Streit mit dem Grafen Thun bringt ihn auf das Slawenthum zu sprechen. Nach ihm sind alle Repräsentanten des Slawenthums Dupes und Werkzeuge Rußlands, dagegen das Bestreben der Magyaren gegen die slawische Sprache gerecht, weil der Staat es bedarf. Bei dieser Gelegenheit werden die alten, aber immer noch nicht erwiesenen Anklagen gegen die Slawen wiederholt, und die slawischen „Demagogen", welche „russische Emissaire" bei sich empfangen, der „slawische Fanatismus", „Demagogie der slawischen Wortführer, deren verrätherische perfide Plane", „die Demagogie der lutherischen dummen Pfaffen und der hinterlistigen falschen Illyrier" (S. 166 fg.), sind Ausdrücke, die sich immer und immer wiederholen. Kollar und Gay werden natürlich mit Landesverräthern u. dgl. reichlich tractirt. Abschnitt VIII: „Der pesther Kunstverein und die Kunstausstellung 1843." Der Verf. spricht der leitenden Commission alle Kennerschaft ab und wirft ihr vor, daß sie aus Parteilichkeit und Protectionsgeist nur Gemälde von geborenen Ungarn kröne und zum Kauf auswähle, selbst wenn sie nur mittelmäßig seien, und sich dadurch ihren Untergang selbst bereite. Doch, meint er, könne es noch besser werden. Für Deutschland von vorzüglichem Interesse ist Abschnitt IX, wo die Deutschen in Ungarn besprochen werden. In ihrer Fortentwickelung von Deutschland verlassen, haben sie sich die orientalische Trägheit der Magyaren angeeignet und stehen nicht über diesen. Dasselbe, behauptet der Verf., wäre auch in allen übrigen Ländern geschehen, nach welchen Deutsche gekommen, und tadelt darum die deutschen Journalisten scharf, daß sie solche Colonen als „Missionaire deutscher Civilisation" ausposaunen. Deutschlands Verdienste um Ungarn ständen nur auf dem Papiere, in der Literatur; in das Leben, in die Gewerbe und Künste hätten sie äußerst wenig eingegriffen, Deutschland selbst verdanke seinen Aufschwung in Industrie und Cultur äußern Einwirkungen. Den Kampf um die Nationalität nennt der Verf. lächerlich, weil sich eine Zeit vorbereite, wo man von der Nationalität in gegenwärtigem Sinne nichts mehr wissen werde; damit tröstet er sich darüber, daß „Deutschland noch jetzt in Ungarn keine Zukunft habe". Abschnitt X: „Auf welche Weise also schreitet Ungarn fort?" fragt der Verf. Der gegenwärtige „Zweck, nach welchem die Intelligenz und der Patriotismus strebt, ist die Vernichtung des alten Egoismus, der alten Erinnerungen und alten Dogmen, inwiefern diese Dinge einer bessern und geordnetern Basis widerstehen" (S. 203). Der Todfeind dieses Bestrebens sei die Autonomie der Comitate; überhaupt sei das Municipalwesen an Allem schuld, da auch die Regierung dem Gesetze nach nichts gegen dasselbe vermöge und also von aller Einwirkung auf das Land größtentheils abgeschnitten sei.

Im zweiten Bande, unter dem Titel „Episode aus dem ungarischen Staatsleben", stellt der Verf. in Abschnitt I Kaiser Joseph's Bestrebungen, dem bereits einschlafenden Constitutionalismus Ungarns den letzten Stoß zu geben und das Land mit den übrigen Provinzen zu einem einzigen Ganzen zu verbinden, sowie das durch die Türkenkriege und die in Folge derselben veranstaltete Versammlung der Reichsstände, sowie durch die Germanisirungsversuche erweckte Nationalelement im Kampfe gegen den Kaiser recht gut dar. Abschnitt II: Die Emancipation der Juden, über welche der Verf. nach seiner Weise hin und her spricht, ist in Ungarn unpopulair, nicht so sehr aus Bewußtsein, als durch ein Gefühl, dessen Grund der Verf. in dem christlichen Neide gegen die Juden sieht, so sehr er sich auch bemüht, dies durch die Schlußbemerkung zu verdunkeln, er wünsche die Emancipation erst dann, „wenn man die armen Millionen Bauern emancipirt, welche seit Jahrhunderten ihr Blut für das Vaterland verspritzten und allein die Lasten zu dessen Erhaltung trugen". Abschnitt III: Das Comitatswesen, auf welches der Ungar so stolz ist, ist dem Verf. die Quelle aller Anarchie, alles Unglücks des Landes, alles Erlahmens der Kraft zu besserer Entwickelung; darum sei es lächerlich, an eine Regeneration Ungarns durch die Comitate zu glauben, und der Verf. wünsche „die Comitatsautonomie beschränkter, weil diese als Majorität weder physische Kraft noch geistiges Leben, weil sie zu wenig Sympathien für das jetzige Jahrhundert, für dessen Freiheit, Ordnung und Gemeinsinn besitzt", weil der rohe Bauernadel dabei stets das Übergewicht hat. In den Abschnitten IV, V und VI bespricht der Verf. die Ständetafel, deren Wirkungskreis, was die Worte anlangt, „immens", als handelnde Kraft aber eine schäumende Welle am Felsen gebrochen sei, da die Deputirten ungeheure Reden halten und

dennoch nach den von den Comitaten ihnen eingesandten Instructionen stimmen müssen. Die ungarische Beredtsamkeit ist stürmisch und voller Bilder, nie aber wissenschaftlich, weil sonst die Juraten und die Galerien nicht applaudiren würden. Übrigens spreche Jedermann und spreche viel zu viel, sodaß der Verf. die ganze Tafel wie ein Schauspielhaus darstellt, und leider hat er recht dabei. Die Opposition hat, nach dem Verf., Rotteck's „Staatslexikon" zu ihrem Brevier. Bei Gelegenheit der Damengalerien spricht sich der Verf. darüber aus, welche Stellung in Ungarn die Frauen einnehmen sollen. Nun endlich folgen die kurzen Skizzen von den Koryphäen der Ständetafel, die der Verf. unter der Überschrift „Portraits" zusammenfaßt und abgesehen von ihrer Persönlichkeit und amtlichen Stellung blos in dieser ihrer öffentlichen Wirksamkeit darstellt. Dieser Band enthält nur die Skizzirung der Ständetafel; die Magnaten sollen im folgenden Bande dargestellt werden. Den Anfang macht, wie billig, der Präsident der Ständetafel, der königliche Personal Stephan Szerencsy, der von allen Parteien geliebt und geachtet, vom Verf. ungemein gelobt wird. Die kroatischen Deputirten geben dem Verf. Gelegenheit, den Sprachkampf vom 1. Dec. 1843 an der Tafel, sowie die Nationalitätsfrage zu besprechen. Rußland ist dabei natürlich der Sündenbock, in welchem die Ursache des Vernichtungskampfes gegen die Slawen gesucht und gefunden wird. Unbegreiflich ist uns, wie der Verf. über Gay sagen kann, Gott habe ihm einen schönen Verstand gegeben, aber der Teufel dirigire ihn in eigener Person (S. 138). Der Verf. scheint durchaus nicht zu wissen, welche Stellung Gay überhaupt einnimmt, sonst würde er solchen Unsinn nicht behaupten. Hierauf kommen die Deputirten der geistlichen Capitel, deren blos einige aufgeführt werden. Wichtiger und entscheidender sind die Comitatsdeputirten, welche alle Fragen durch ihre Übermacht ausmachen. Der Verf. zählt alle Comitate in den vier Kreisen nach alphabetischer Ordnung auf, gibt von jedem die Anzahl der Quadratmeilen, der Einwohner, der Adeligen darunter, sowie die Höhe der Steuerparten, worauf dann die beiden Deputirten angeführt sind und, wenn sie Gewicht bei der Ständetafel haben, genauer charakterisirt werden. Treffend sind die Darstellungen von Szentkiralyi, Zsedenyi, vorzüglich Deák's sowie Beöthy's. Die Abgeordneten der königlichen Freistädte bilden den Schluß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Papst Leo's I. Leben und Lehren. Ein Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte. Von Eduard Perthel. Jena, Mauke. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Zwar ist Leo's Leben mehrmals bearbeitet, doch hat dies den Hrn. Verf. nicht abgehalten, es von neuem zum Gegenstande seiner Studien zu machen, deren Resultat er uns im genannten Buche vorlegt. Gründliches, umsichtiges Quellenstudium, klare Anordnung des Materials und eine anspruchslose, einfache Darstellung empfehlen seine Arbeit, an der Rec. nur des Verf. zu große Bescheidenheit zu tadeln hat, welche sich die Grenzen zu eng gesteckt und sich auf schlichte Aneinanderreihung der Excerpte beschränkt hat. Das Buch gibt zwar ein ziemlich deutliches Bild Leo's, es würde aber den Anfoderungen der Wissenschaft mehr entsprechen, wenn die beiden Hauptmassen, in die es zerlegt ist, unter einen Gesichtspunkt gefaßt, die einzelnen Partien von ihrem Ursprung bis auf Leo entwickelt wären, damit ersichtlich würde, wie weit Leo von dem Einfluß seiner Zeit abhing und wie er über sie hinausging. Durch diesen Mangel wird Leo's Charakteristik doch nur fragmentarisch, ein tieferes Verständniß seiner Wirksamkeit unmöglich, und Leo's Bild gleicht einer aus einem größern Gemälde herausgeschnittenen Figur, die in ihrer Einzelheit unverständlich ist.

Obwol wir mit diesem Tadel der Arbeit des Hrn. Verf. die ihr gebührende Anerkennung nicht schmälern wollen, so konnte es bei seiner einseitigen Auffassung, welche nicht die tiefer liegenden Ursachen der Erscheinungen, die breitere Unterlage der Zeitverhältnisse berücksichtigte, nicht an einer schiefen Beurtheilung Leo's fehlen, dem er den ehrenden Beinamen „der Große" streitig macht. Er stecke voll „gesuchten, angekünstelten Wesens", voll „großer Eitelkeit, gemeiner Ehr- und Herrschsucht", sei streng gegen Andersdenkende, und diese Strenge arte in Grausamkeit und Verfolgungssucht aus. In wissenschaftlicher Hinsicht fehle es ihm an „Tiefe", er gefalle sich mehr in „Spitzfindigkeit und Antithesen", hänge mehr an der Außenseite der Dinge, sei „schwankend in einigen Lehren" u. s. w.

Wenn man dies auch zugibt, so kann es doch schwerlich Leo's Größe schmälern; denn er hat in seinen Schwächen seiner Zeit den Tribut gebracht, den ihr jeder große Mann bringt. Haben denn Karl der Große, Friedrich der Große, Peter der Große, Goethe, Shakspeare nicht auch ihre schwachen Seiten? Sind sie denn nicht auch mehr oder weniger den Vorurtheilen ihrer Zeit unterworfen gewesen? Liegt Leo's Größe nicht in dem unbeugsamen Streben, Rom zum Haupte der Christenheit zu machen und den Papst zum Herrscher derselben; hat er dadurch nicht Gregor VII. den Weg gebahnt und den römischen Stuhl die Politik gelehrt, durch welche er allein so mächtig werden konnte? Dieses Streben Leo's ging aber nicht von seiner Laune aus, sondern von seiner tiefsten Überzeugung, noch mehr aus Zeit und Umständen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, legte Leo so viel Gewicht auf die Ohrenbeichte, verlangte von den Geistlichen eheloses Leben, verbot ihnen die Verschenkung von Kirchengütern, foderte Berichte über ihre Amtsführung und Unterwerfung unter seinen Richterstuhl; in gleicher Absicht benutzte er die Streitigkeiten zwischen den Bischöfen von Arles und Vienne, um sie Beide und mit ihnen ganz Gallien von sich abhängig zu machen, stellte Sicilien und die afrikanische Kirche unter seine Oberaufsicht, machte sich die Bischöfe Illyriens gehorsam, verfolgte die Manichäer und Pelagianer, griff anmaßend in die Angelegenheiten der oströmischen Kirche ein. Gerade durch diese unberechtigte Einmischung in fremde Angelegenheiten, durch diese dreiste Versicherung, im vollen Rechte zu sein, während der Gegner des Unrechts beschuldigt wird, durch die Benutzung jedes errungenen Vortheils, sowie durch das strenge Festhalten an einmal gemachten Ansprüchen, wenn diese auch nicht anerkannt werden, sind die alten Römer Herren der Welt geworden, und durch dieselben Mittel machten sich die Päpste zu Oberherren der katholischen Christenheit.

Das Gelingen der päpstlichen Plane lag in der Natur der Sache. An Rom knüpften sich die Vorstellungen der Weltherrschaft, das Abendland war die Abhängigkeit von dort gewohnt, die schwachen Kaiser zeigten sich den Päpsten gefällig, um in ihnen eine Stütze zu haben, die kirchlichen Lehren waren mehr praktisch, wirkten auf moralische Kräftigung, sodaß die abendländische Kirche eine geschlossene Einheit bildete, welche die Entwicklung der Lehre vom päpstlichen Primat begünstigte. Diese spricht Leo selbst klar aus, und von ihr aus ist seine historische Stellung erst zu begreifen. Paulus und Petrus,

sagt er, haben in Rom gelehrt, den Erstern nannte Christus selbst den Fels der Kirche, „er hatte Vieles allein erhalten, und Christus übertrug ihm nach seiner Auferstehung die Sorge für die Schafe". Rom wurde aber besonders „zum priesterlichen und königlichen Staat" erwählt. „Darum ist diese Stadt der erste Bischofssitz, der Papst das Haupt und die übrigen Christen die Glieder der Kirche, diesem Stuhl gebührt der Vorsitz auf Concilien, und ihm ist vor allen andern nicht nur die Gewalt zu binden und zu lösen gegeben, sondern auch die Sorge für die Schafe anvertraut." Zugleich erklärt Leo, daß sich seine Sorgfalt auf die ganze Kirche und alle ihre Söhne, sogar auf die Kaiser erstrecken müsse, worauf er fortfährt: „Petrus wirkt in mir. Ihr müßt deswegen auch glauben, daß ich, Stellvertreter des Petrus, der nicht nur der römischen, sondern aller Bischöfe erster gewesen, von demselben unterstützt, nichts Anderes sage, als was dieser mich gelehrt hat. Ja die ganze Kirche muß sich freuen an dem Tage meiner Erhebung; denn über mich ist der Segen reichlicher ausgegossen als über andere, geringere Glieder der Kirche, und ich habe Gewalt zu binden und zu lösen. Wer sein (des Petrus) Primat nicht anerkennt, stürzt sich in die Hölle, und wer sich als Glied lossagt von ihm, dem Haupte, geht der göttlichen Verheißung verlustig. Ich nur stehe im Namen Petri der Kirche vor, nach seiner und nach der Inspiration Gottes entscheide ich, nach Unterweisung des heiligen Geistes spreche und lehre ich und befestige die schwankenden Herzen der Brüder. Gehorchen aber müssen sie (die Vorsteher der Kirche) den Verfügungen des apostolischen Stuhls, denn ich theile mit ihnen wol die Sorge für die Kirche, nicht aber die Macht, und wie unter den Aposteln sich einer vor allen andern durch seine Macht auszeichnete, so steht der Stuhl Petri über den Bischofssitzen. Namentlich nützen Berichte an mich der ganzen Kirche, und deshalb müssen alle wichtigen Sachen vor mich gebracht werden, damit ich sie nach göttlicher Offenbarung entscheide."

In diesen Worten liegt Leo's Princip, sie sind die Quelle seines Hochmuths, seiner Anmaßung, zu der er nach seiner Überzeugung ein Recht hatte, weshalb er nicht aus bloßer Leidenschaft nach der Oberherrschaft strebte. Nachdem er aber das Abendland sich unterthan gemacht hatte, mußte er, um seinen Plan ganz durchzuführen, seine Herrschaft auch über die oströmische Kirche ausbreiten. Zu diesem Endzwecke suchte er den dortigen Kaiser auf seine Seite zu bringen, und wenn auch weder Theodosius II. auf seine Foderungen einging, noch die päpstlichen Gesandten auf der Versammlung zu Ephesus gehört wurden, so waren doch Pulcheria und Marcian desto willigere Werkzeuge für die päpstlichen Absichten. Römische Priester leiteten die Kirchenversammlung zu Chalcedon, die dort anwesenden Bischöfe mußten die vom Papst aufgestellten Lehren unterzeichnen, der Patriarch von Konstantinopel nach Rom Berichte senden und Befehle von dort annehmen, und es dennoch erleben, daß ihm der Papst die Stellung als nächster Patriarch nach dem römischen streitig machte, sowie sich die Bischöfe von Jerusalem, Alexandrien u. s. w. vom Papste mußten ermahnen lassen, an seinen Lehren festzuhalten. Dieser Einfluß war aber nur ein vorübergehender, da theils die morgenländische Kirche der abendländischen an Bildung weit voraus war, theils die päpstliche Macht nur auf Gunst der Kaiser ruhte, weshalb sie mit einem Thronwechsel ein Ende nehmen konnte und wirklich auch nahm.

Diese Grundsätze offen ausgesprochen und unter den Völkerstürmen der Hunnen und Vandalen in den Zeiten der Auflösung, der Unordnung und der Widerspänstigkeit ausgeführt, durch bloße Beredtsamkeit, Ausdauer und Willenskraft die Hierarchie in ihren Fundamenten begründet zu haben, dies ist Leo's bleibendes Verdienst. Wie viel Energie dazu gehörte, zeigen die nutzlosen Versuche der oströmischen Kirche, zur Einheit zu gelangen, und das schnelle Sinken der neugegründeten germanischen Reiche.

In seinen Lehren hat Leo wenig Eigenthümliches, denn er schließt sich eng an die Bibel und die Kirchenväter an; es wäre hier besonders nöthig gewesen, den Zusammenhang der Lehren Leo's mit den Dogmen seiner Zeit und der frühern Kirchenväter nachzuweisen. 113.

Mancherlei.

Das am schwersten zu befolgende Gebot der mosaischen Gesetztafel war vielleicht: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir"; denn der Mensch vergöttert gern, seine Umgebungen und sich selbst, sein Himmel füllt sich mit Heiligen und seine Erdenwohnung mit Hausgöttern. Der Monotheismus will diese alle wegbringen und Gott allein die Ehre geben. Aber läßt es sich der Erdensohn gefallen? Ein Polytheismus — wie bei den Israeliten in der Wüste Thierdienst — bricht immer wieder durch, sei es auch nur in der Mutter Gottes und in der Dreieinigkeit, welche letztere gegenwärtig die Philosophie von dem Vorwurf eines kahlen Deismus rettet. Wegen jenes mosaischen Gebots nennt Hegel das Judenthum abstract und bringt in seine Lehre so viel Concretes, daß am Ende jeder Mensch als ein concret Allgemeines und sein eigener Gott neben allen Nachbargöttermenschen erscheint. Ist dieses und kommt der allgemeine Gottesgeist im concreten Menschengeiste zum Bewußtsein, so haben ausgezeichnete Menschen auf Verehrung von Andern entschiedenen Anspruch, und man darf sie allerdings als Götter haben neben Gott, oder vielmehr als ihn selbst, da er in solchen Göttern, als Schooskindern, zum vollkommensten Selbstbewußtsein gelangt; ja Schulmänner hätten in ihren Examinibus jährlich die Götter zu bestimmen, welche auf den Bänken Verehrung genössen, was sie eigentlich auch wollen, nur unter der eignen Autorität übergöttlicher Würde. Hieraus wird der Schmeicheldienst erklärbar, mit welchem Manche sich ausgezeichneten Persönlichkeiten hingeben, einem Schriftsteller, Künstler, Feldherrn, sodaß sie ihn preisend umtanzen, wie Israeliten in der Wüste ihr ägyptisches Thierbild. Zu Zeiten zieht sich dieser Dienst monotheistisch zusammen, gleichwie Deutsche Goethe zu ihrem Gott gemacht, und die Franzosen Napoleon bis zur Verehrung seiner Gebeine; manchmal wird dieser Dienst polytheistischer, und die Hegellehre kann nicht entscheiden, welche Richtung die beste sei. Freilich gibt's auch Atheisten, welche von sothanem ganzen Dienste nichts wissen wollen und ihre eigene Concretion ebenso gut halten als die fremde, welche zugleich an der fremden in Bezug auf Schriftwerke, Kunstproducte oder Schlachtensiege Ausstellungen machen, sodaß die Kritik diesen Götterdienst ebenso gut zerstört als manchen andern. Nach vielen Zeichen der Gegenwart sind ein Polytheismus und Atheismus in solchem Sinne zwei Kategorien, unter denen das Zeitalter aufzufassen, und der mosaische Monotheismus scheint — außer bei Israeliten, die ihr Gesetz aufrecht erhalten — aus der Welt zu verschwinden.

Besondere Hochachtung widmen wir Menschen nur Demjenigen, was wir selbst nicht hervorbringen können, und bewundern deswegen die Werke der Natur oder Gottes. So schätzt ein Künstler den andern, wenn dieser leistet, was er selbst nicht leistet, ein Dichter den andern, der Maler den Musiker, der Lyriker den Dramatiker u. s. w. Bei Selbstleistung gleicher Gattung stört ihre Vergleichung mit dem Fremden und macht dessen Bewunderung stumm. Der große, vielseitig schaffende Goethe ist daher in Anerkennung anderer Dichter und Schriftsteller stets etwas kühl, und seine Briefe an Zelter sind das Wärmste, was er in Briefen geschrieben, weil Zelter Gesangtöne für Lieder fand, welche deren Urheber vergeblich gesucht hätte, und weil Zelter'sche derbe Natur und Dichterverehrung den Werth des Liederschöpfers zu erhöhen schien. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 345. —— 10. December 1844.

Stimmen aus Ungarn.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 344.)

Slawische Stimmen über Ungarn.

Bei der allgemeinen Öffentlichkeit, mit welcher in Ungarn alle die Gesetzgebung, die Administration und die Staatsverhältnisse überhaupt betreffenden Gegenstände verhandelt werden, konnte es nicht ausbleiben, daß die nichtmagyarischen Bewohner Ungarns durch die Bestrebungen der Magyaren, wie sie sich in dem ersten Artikel ihrem größten Theile nach darstellen, und deren Gesammtzweck es ist, die magyarische Nationalität über alle andern in Ungarn emporzuheben und zur herrschenden zu machen, sich nicht nur verletzt, sondern selbst in ihren Rechten gekränkt fühlen mußten. Am lebhaftesten aufgeregt wurde das Selbstbewußtsein bei den Slawen und Deutschen, welche, durch ihre Bildung den übrigen Nationalitäten überlegen, gar bald ihre Stimmen laut erhoben gegen die Bedrückungen der Magyaren. Unter den Slawen waren es zunächst die slowakischen Bewohner Nordungarns, besonders die des protestantischen Glaubensbekenntnisses, unter denen sich durch die ununterbrochen fortdauernde literarische Verbindung mit Böhmen und Mähren, mit welchen sie bis dahin eine gemeinsame Schriftsprache haben, schon frühzeitig ein Nationalstreben herausgebildet hatte, das nun durch die jenseitigen Zurücksetzungen noch mehr gekräftigt und weiter verbreitet wurde. Die Folge davon war ein langer Kampf durch Broschüren und Zeitschriften, welcher endlich im vorigen Jahre damit endete, daß die protestantischen Geistlichen und die Gebildeten des Volks sich zusammenthaten, eine große Klageschrift abfaßten und durch eine besondere Deputation in Wien dem Kaiser überreichten. In diesem „Recurs", der in der zunächst zu besprechenden Broschüre abgedruckt ist, erkennen die unterzeichneten Slowaken die Nothwendigkeit des Gesetzes an, welches die magyarische Sprache zur Geschäftssprache erhebt, allein beklagen die Verdrehungen und den Misbrauch, welchen eine zahlreiche Partei im Lande davon mache, weshalb sie sich an den Thron wenden, da sie sich kraft ihrer von der magyarischen verschiedenen Sprache als eine „eigenthümliche Völkerschaft" fühlen, „die nur durch die Bildung ihrer eigenen Sprache weiterer Fortschritte fähig ist und dem gemeinsamen Vaterlande Ungarn seit Jahrhunderten ihr Leben und Gut, den andern Nationen gleich, bereitwillig zum Opfer gebracht hat, dafür aber auch gleicher Rechte mit den übrigen Völkerschaften Ungarns sich erfreute". Die Beschwerden lauten nun dahin: 1) einzelne Männer und ganze Corporationen seien als slawisch in Journalen beschimpft und verleumdet worden, ohne daß ihnen eine Entgegnung gestattet worden wäre; 2) besonders habe dies der General-, Kirchen- und Schulinspector der Evangelischen, Graf Zay gethan; 3) die Vereine zur Erlernung und Ausbildung in der slawischen Sprache an den Lehranstalten der evangelischen Kirche seien durch ungesetzliche Beschlüsse aufgehoben worden; 4) dadurch habe man bittern Haß und Zwietracht gegen die Magyaren hervorgerufen und das slawische Volk entsittlicht; 5) ein Gesetz befehle, daß alle Kirchenbücher von 1843 an in magyarischer Sprache geführt würden, auch von jenen ältern Geistlichen, welche in ihrer Jugend keine Gelegenheit gehabt haben, Magyarisch zu lernen; 6) mache man dem Slowaken die Vertheidigung vor den kirchlichen und weltlichen Behörden unmöglich, weil man sie Magyarisch fodere; 7) zeige sich selbst die Censur scharf gegen Vertheidigungen der Slawen; 8) sei kein besonderer Censor für slawische Bücher; 9) an der Landesuniversität sei kein Lehrer für slawische Sprache angestellt, obgleich es vier Millionen Slawen im Lande gibt; 10) das Magyarische werde gegen das Gesetz in Dorfschulen und Dorfkirchen eingeführt; in Neograd sei z. B. sogar ein „Nationalfonds" gegründet, um slawische Kinder zu magyarisiren. Darum bitten die Unterzeichneten zuerst, der Kaiser wolle die ihnen geraubte Nationalehre wiederherstellen; dann zunächst 1) über jene Verleumdungen und Verdächtigungen sein Misfallen ernstlich zu erkennen geben; 2) in Ofen und Presburg ordentliche Censoren für slawische Bücher ernennen; 3) die Lehrkanzel der slawischen Sprache und Literatur am presburger Lyceum auch für die Zukunft bestätigen und an den andern Instituten einzuführen gestatten; 4) an der Landesuniversität einen Lehrstuhl für slawische Sprache errichten; 5) in den kirchlichen Protokollen und Matrikeln den Gebrauch der lateinischen Sprache auch fernerhin gestatten; 6) die Erziehung der Kinder, besonders den Religionsunterricht, sowie die Predigten in den Kirchen in slawischer Sprache belassen. Daß dieser Inhalt des „Re-

curs" den magyarischen Vorkämpfern nicht lieb sein konnte, versteht sich von selbst; vorzüglich fühlte man sich dadurch beleidigt, daß derselbe ohne Geräusch und in der Stille abgefaßt und unterzeichnet und dann unmittelbar an den Landesherrn eingereicht worden war. Die Deputirten wurden darum bei den nächsten kirchlichen Generalconventen und den Comitatscongregationen auf das wüthendste angegriffen und mit neuen Beschimpfungen überhäuft, welche die magyarischen Journale mit ungeheurem Jubel ausposaunten, während die Vertheidiger der Magyarisation in deutschen Broschüren alle diese Dinge als nur von Einzelnen ausgehend darzustellen sich bemühten. Ausführlicher ist die Darstellung der

12. Beschwerden und Klagen der Slawen in Ungarn über die gesetzwidrigen Übergriffe der Magyaren. Vorgetragen von einem ungarischen Slawen. Leipzig, Binder. 1843. Lex.-8. 1 Thlr.

„An den Slawen war es, die Kränkung ihrer menschlichen Rechte darzuthun und dawider ihre Stimme zu erheben; an Andern ist es, den Gekränkten ihr Recht widerfahren zu lassen", sagt der Verf. in der Vorrede seiner Abhandlung, die er nur dadurch zur Kenntniß seines Landes und vorzüglich des Reichstags bringen kann, daß er sie im Auslande und in deutscher Sprache drucken läßt, da magyarische Zeitschriften sie nicht angenommen. Des Verf. Aufgabe ist: „darzuthun daß, und wodurch wir Slawen in Ungarn uns in unsern geheiligten und unveräußerlichen Rechten gekränkt und verletzt fühlen". Es ist die allgemeine Ansicht aller Magyaren, daß die ungarischen Slawen die magyarische Sprache statt ihrer angeborenen nach und nach annehmen müssen. Aber die Sprache ist die Seele, das Innerste eines jeden Menschen und jeder Nation, der Ausdruck ihrer Weltansicht, ihrer geistigen Reife und Macht den andern Völkern gegenüber, der Ausdruck der Nationalpersönlichkeit, durch welche die Nation eine bestimmte Stellung in der Welt einnimmt.

Durch die behauptete Nothwendigkeit unserer Magyarisirung wird es klar ausgesprochen, daß man damit umgeht, unser Inneres durch ein ihm durchaus nicht entsprechendes Äußeres zu vernichten; durch die Bemühung, uns zu magyarisiren, sagt man uns, wir seien nicht geeignet, unsern Geist auszubilden und hinsichtlich unserer Nationalität nicht würdig, unter den übrigen Stämmen des Landes eine Stelle einzunehmen.

Von dieser Denkungsart entspringen dann alle übrigen Beleidigungen, Verleumdungen und Verunglimpfungen. Das Princip der Slawenmagyarisirung müsse daher der Landtag als „unrechtmäßig, verwerflich und ungerecht verdammen", sonst wäre an Zufriedenheit nicht zu denken. Das Princip, lange schon in dem Herzen vieler Magyaren eingewurzelt, habe zuerst der Graf Zay in seiner berüchtigten Antrittsrede öffentlich ausgesprochen; von da an aber sei es in allen Journalen „mit Worten gepflogen" sowie in praktische Anwendung gebracht worden. Mit Worten seien die Slawen als staatsgefährlich und landesverrätherisch geschildert, ihre Bemühung um nationale Ausbildung verleumdet und die ehrwürdigsten Männer derselben beschimpft worden. Vorzüglich erwähnt wird Kramarcsek's Angriff gegen Prof. Hlawaczek, Zay's Broschüre „Protestantismus, Magyarismus, Slawismus", und eine Reihe anderer Journalstellen. Die praktische Anwendung habe sich an den „Gewaltthätigkeiten" gezeigt, welche die Gesinnung und den Willen der Magyaren am besten aussprächen. Der Verf. beweist durch specielle Fälle, daß jede öffentliche Vertheidigung gegen die magyarischen Angriffe den Slawen unmöglich ist, ihnen theatralische Darstellungen verhindert werden, ihnen die Möglichkeit benommen wird, in einigen Comitaten vor Gericht sich zu vertheidigen, weil man dies Magyarisch fodere; daß man durch Aufhebung aller slawischen Sprachvereine die nothwendige wissenschaftliche Erlernung der slawischen Sprache unmöglich mache; in slawischen Dorf- und Stadtschulen magyarische Lehrer einsetze und sie desto mehr belohne, jemehr sie den Kindern magyarische Worte beibringen, was besonders auf die außerordentlich zahlreichen ärmern Schullehrer demoralisirend einwirke, wie z. B. der Graf Zay in seiner Besitzung sogar auf einem Dorfe einen magyarischen Sprachmeister eingesetzt habe, der die Hälfte der Schulzeit für die magyarische Sprache fodere; zur Einwirkung auf die Schullehrer sei in Neograd eine vollständige Magyarisirungsgesellschaft errichtet; ein Gleiches gelte von der Kirche, indem man den slawischen Gemeinden magyarische Predigten halten lasse und die Bauern, wenn sie sich darüber beschweren, als Widerspänstige mit Stockprügeln bestrafe. Zum Schluß werden die Gründe zur Rechtfertigung der Deputation der slawischen Geistlichen dargelegt und die Ungesetzlichkeit der Verhandlungen darüber auf dem Generalconvent sowie Kossuth's kecker Eingriff in die Kirchenangelegenheiten, der voll „knechtischer Schmeichelei" gegen die öffentliche Meinung sich hier als Repräsentant des Magyarenthums gerirt habe, dargestellt. Solche Unterdrückungen wollen die Slawen weiterhin nicht mehr gedulden noch „gestatten, daß man sie als Heloten, als Knechte und Sklaven behandle".

Nun folgt S. 37 der obenerwähnte Recurs nebst den Beilagen, unter denen die beiden wichtigsten, der Angriff Szatóc's (Kramarcsek's) gegen Prof. Hlawaczek und das Circular des Grafen Zay an die vier Superintendenten „über Ungarns Magyarisirung aus dem Standpunkte der Interessen des Protestantismus". Nach einer kurzen Relation der Verhandlungen des Generalconvents von 1841 folgt dann eine Abhandlung: „Ungarische Misstände", worin die Magyarisirung Ungarns abgewiesen und gegen die Angriffe Kramarcsek's und Zay's nochmals angekämpft wird; besonders kommt Letzterer dabei hart weg, da sein unbedachter Eifer, seine Unüberlegtheit im grellsten Lichte dargestellt, ja selbst seine magyarische Nationalität dahin berichtigt wird, daß „sein Vater ein Slowake war, der fast das ganze Gesangbuch des Tarnoscius auswendig wußte, slawische Bibeln kaufte, eigenhändig einband und unter das Volk verschenkte, selbst ein größerer Bibelkenner war als jetzt alle slowakischen,

sich magyarisirenden Geistlichen" (S. 85). Den Schluß bildet eine Zuschrift an den Grafen Stephan Szechényi, in Folge seiner oben erwähnten akademischen Rede, worin die fünf slawischen Deputirten im Namen ihrer Committenten dem Grafen danken, daß er zuerst das Ungesetzliche und Unkluge in der gewaltsamen Magyarisirungswuth anerkannt (?) und sich gegen dieselbe (? wol gegen die Wuth, aber nicht gegen die Magyarisirung) erklärt habe.

Zunächst folge nun eine ältere Broschüre, in welcher zuerst das Streben der Slawen, das Waffenlager der Magyaren in zwei Theile zu theilen, offen hervortritt, es ist das:

13. Slawismus und Pseudomagyarismus. Vom (von) aller Menschen Freunde, nur der Pseudomagyaren Feinde. Leipzig, O. Wigand. 1842. Gr. 8. 15 Ngr.

Dreierlei Nationen unterscheidet der Verf.; auf der einen Seite stehen die Slawen, auf der andern die wirklichen, echten geborenen Magyaren; zwischen beiden stehen die Pseudomagyaren, die — größtentheils geborene Slowaken oder Deutsche und sehr wenige aus andern Volksstämmen — sich selbst für Magyaren ausgeben und in wahrhaft wahnsinnigem Eifer alles Maß und Ziel überschreiten, um diese ihre angenommene Nationalität auch allen ihren Stammverwandten einzuimpfen. Diese nennt der Verf. mit Recht Pseudomagyaren, da sie keine sind. Ob er mit gleichem Recht behaupte, daß er „keinen einzigen echten Magyaren als Angreifer der Slawen" kenne (S. 11), müssen wir dahingestellt sein lassen. Desto sicherer ist es aber, daß gerade diese Pseudomagyaren in dem „gegenwärtigen Feder-, Ideen- und Faustkrieg" den meisten Lärm machen. An die Spitze dieser Pseudomagyaren hat sich nach des Verf. Meinung der Graf Zay durch seine Broschüre „Protestantismus, Magyarismus, Slawismus" gestellt, und wird dafür mit Bezugnahme auf die oben erwähnten Verhandlungen des Kirchenconvents von 1841 und deren Darstellung im „Pesti hirlap" heruntergekanzelt wie ein unbesonnener, leidenschaftlicher Junge von achtzehn Jahren. Lächerlich genug stellt sich dabei der mit prahlerischem Pathos geführte Beweis des „Pesti hirlap", daß es in Ungarn (politischen) Panslawismus gebe, dar. Der Beweis wird geführt a) durch Conjuncturen, weil Rußland seine Macht seit funfzig Jahren ununterbrochen gegen die Slawen ausbreite; b) durch Thatsachen, weil in vielen slawischen Druckschriften das Allslawenthum (also himmelweit verschieden vom politischen Panslawismus) gelobt werde. Auf S. 30 folgen dann fünf Beilagen, darunter vier von Csaplovics: „Über die Slawisirung in Ungarn", „Über Ungarns Magyarisirung", „Was lernten die Slawen und Magyaren voneinander" und „Mirabilia"; zum Schluß die Antwort eines Kroaten auf die Privatmeinung eines Kosmopoliten in der agramer „Luna". Auch in diesen Beilagen zeigt sich das Bestreben, die Magyarisirungswuth den Renegaten aus slawischem und deutschem Stamme aufzubürden und die „echten" Magyaren davon auszunehmen, ja, ihnen bei jeder Gelegenheit Lobenswerthes und Schmeichelndes nachzusagen. Beilage 2 zeigt, wie Spracheinheit einem Staate zwar nützlich sein könne, aber doch keineswegs nothwendig sei; darum die Magyarisirung keineswegs ein Bedürfniß; derselben stehen überdies Schwierigkeiten entgegen: a) in der Seelenzahl, weil man mehr als sieben Millionen Menschen magyarisiren müßte; b) in ihren Wohnräumen, da die Nichtmagyaren compact beisammen wohnen und darum z. B. zur Magyarisirung der Walachen und Slawen allein 20 Jahrhunderte erfoderlich wären; c) in den Sprachen selbst, weil die slawische einen eigenen Reiz, besondere Anziehungskraft und Leichtigkeit des Erlernens besitzt, in sich vollendet ist und von Niemandem anbefohlen wird, während die magyarische, erst in ihrer Fortbildung begriffen, Massen von neuen Wörtern bildet, anbefohlen und erzwungen wird, und weil die Magyaren den Anfänger auslachen. Mittel zur Verbreitung der magyarischen Sprache sind neben vielem Lächerlichen, welches die magyarischen Journale bieten: 1) Erhebung zur Geschäftssprache, obgleich dies nur Wenige entnationalisiren werde; 2) überwiegende Cultur. Letzteres Mittel wende man am wenigsten an, höchstens wirke die Journalistik etwas, weil slawische politische Organe theils nicht vorhanden sind (bei den Slowaken), theils durch äußern und innern Druck matt bleiben. Überdies stoße man auch hier durch das fortwährende Schimpfen und Verleumden die Slawen von sich. In den „Mirabilia" wird besonders dem Vorwurf begegnet, die Nichtmagyaren, Slawen und Deutsche, seien nur „Gnadenbrotesser" in Ungarn, denn sie haben das Land theils ebenso lange, theils noch länger besessen als Magyaren, ohne sie wäre Ungarn eine Wüste oder eine türkische Provinz, ja, ohne die vielen slawischen Worte könnten die Magyaren nicht einmal sprechen, und ohne die Industrie der Slawen und der Deutschen könnten sie ja nicht einmal leben.

14. Apologie des ungarischen Slawismus. Von S. H****. Leipzig, Volckmar. 1843. Gr. 8. 22½ Ngr.

Es sind dies Briefe an Kossuth, den bekannten radicalen und ultramagyarischen Redacteur des „Pesti hirlap", welche der Verf. gerade darum an diesen richtet, weil er „ja hauptsächlich der Wortführer einer Partei ist, die eine extreme Bahn in Sachen der Magyarisation anempfiehlt und selbst einschlägt; er ist der Tonangeber, dem Unzählige nachsprechen, der Meister, auf dessen Worte sie schwören; für jene aber unter seinen Geistesverwandten, welche Manns genug sind, eine eigene Meinung zu haben, ist er gleichsam ein Mittelpunkt, um den sie sich sammeln". Ihm ist es „leider gelungen, ein Feuer anzufachen, welches lodert, um sich greift und unauslöschlich, wie es scheint, in den Eingeweiden des Vaterlandes zehrt". Darum macht auch der Verf. ihn „verantwortlich" für alles Das, was seine Mitarbeiter besonders in den leitenden Artikeln seines Journals ausgesagt und behauptet haben.

Nach einer solchen kräftigen Einleitung stellt der Verf. im zweiten Briefe als die Hauptursache des Zwiespaltes

die Verwirrung der Begriffe: Volk, Volksthümlichkeit, Sprache, Nation, Nationalität, Vaterland hin, und will dieselben so getrennt wissen, daß Volk und Volksthümlichkeit den bisherigen Begriff von Nationalität umfasse, mit welchen dann die Sprache unzertrennlich verbunden sei, während Nation und Nationalität rein auf die staatlichen Verhältnisse bezogen werde und die Menschen zu „Bürgern des Vaterlandes" mache. Nach dieser Eintheilung wäre dann Nation gleich dem lateinischen populus die Gesammtheit der Staatsbürger als ein Körper, als die Gesammtheit der durch gemeinschaftliche Gesetze, Regierung und Gemeinwohl verbundenen Bewohner, während Nationalität nichts Anderes bliebe als „die Achtung vor dem Gesetze, die Ehrfurcht vor der Regierung und das eifrige Streben, das Wohl des Vaterlandes zu fördern", also Bürgerthum, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe. Daß nun solche Trennung der Begriffe in Ungarn nützlich sein könne, wollen wir nicht bezweifeln, aber daß sie zu noch größerer Begriffsverwirrung führen müsse, als die gegenwärtige ist, müssen wir leider besorgen.

Im dritten Briefe wendet der Verf. diese seine Begriffe auf die ungarischen Verhältnisse an; er führt die Verwirrung dieser Begriffe in den leitenden Artikeln des „Pesti hirlap" auf und zeigt, wie man die beiden sehr heterogenen Begriffe von Volk und Nation darum verwechselt habe, weil man im Magyarischen kein recht entsprechendes Wort für dieselben habe. Volksthümlichkeit nach des Verf. Begriff werden die Magyaren auch den übrigen Völkern zuerkennen, weil sie ihre besondere Sprache haben; allein Nationalität, d. i. staatsbürgerliche Rechte (und Pflichten) erkennt man ihnen nicht zu, ebenso wenig, als man ihnen Ungarn „als Vaterland" zugesteht. Ein leitender Artikel des „Pesti hirlap" leugnet den übrigen Völkerschaften die Nationalität geradezu ab, weil sie nicht hätten: a) „gemeinschaftliche Verfassung mit den Magyaren"; der Verf. erwidert, auch die übrigen Völkerschaften hätten gleichen Antheil an dem Aufbau der jetzigen Verfassung genommen und gehörten ebenso gut zu den vier herrschenden Ständen des Reichs (bei deren Personen man nach der Volksthümlichkeit nicht frage) als die Magyaren. b) „Gemeinschaftliche Gefühle"; der Verf. weiß nicht, was man damit sagen wolle; meine man Vaterlandsliebe, so wäre sie bei den Slawen und Deutschen und Walachen ebenso groß als bei den Magyaren. c) „Gemeinschaftliche Interessen"; auch diese seien alle gleich, mit Ausnahme der Sprache, hinsichts welcher die Interessen der Völkerschaften „parallel" nebeneinander laufen. d) „Gemeinschaftliches Bedürfniß des Fortschritts und der Entwickelung"; allein bekanntlich sei das slawische und deutsche Volk materiell und geistig mehr entwickelt als das magyarische; wir setzen hinzu, nur eine geringe Anzahl von Magyaren, deren Chorführer überdies noch Renegaten aus slawischem und deutschem Stamme sind, ragen durch geistige Bildung hervor und machen den großen Lärm in der Literatur, während bei den Slawen das Streben nach zeitgemäßer Entwickelung, nach Reformen und Fortschritt sich nur darum weniger zeigt, theils weil sie keine Organe, diese Wirksamkeit geltend zu machen, haben, theils weil sie es in der Sprache und darum gleichsam unter dem Schutz und Schirm, unter der Firma der Magyaren thun, theils endlich weil die Slawen in der Stille den großen Gang wandeln, zu welchem sie das Schicksal berufen. e) „Gemeinschaftliche Erinnerungen einer zusammen verlebten großen Vergangenheit"; dies den Slawen abzusprechen ist dem Verf. „ungerecht und empörend zugleich"; denn „vom heiligen Stephan an existirte in Ungarn nicht eine magyarische, sondern eine ungarische Nation, als ein untheilbares Ganzes, dessen Interessen, Haß und Liebe, Unternehmungen und Wünsche dieselben waren. Wo die Nation für das Vaterland geblutet, wo sie ihre Freiheit vertheidigt, wo sie Opfer auf dem Altare des Gemeinwohls gebracht, da thaten es nicht die Magyaren, sondern die ungetheilten Ungarn" (S. 32). Unter ihnen haben die Slawen einen rühmlichen Antheil, ja, es gab sogar eine Zeit, wo ganz Ungarn rein auf die nördlichen, slawischen Comitate zusammengeschmolzen war, während das ganze von den Magyaren bewohnte Land in der Hand der Türken lag. Übrigens haben sie das erste wohlbegründete Anrecht auf den Besitz des Landes; denn „sie haben es dem wilden Naturzustande entrissen und urbar gemacht, sie haben seine Urwälder gelichtet, seine Gewässer bewältigt, den Boden mit der Pflugschar die Ersten zerschnitten, darauf Dörfer und Städte gebaut" (S. 35). Den Slawen allein haben die Magyaren ihr gesammtes häusliches, gesellschaftliches Leben zu verdanken. In der Gegenwart hätten sie zwar die „Macht", d. i. den ungarischen Reichstag, der indeß lange noch kein magyarischer sei, in den Händen, denn auf die Hälfte der Stimmen könnten sie rechnen; allein der Verf. stellt ihnen noch die Regierung entgegen und appellirt zuletzt an den Edelmuth der Nation, deren es unwürdig sei, ihre Macht zur Vernichtung Anderer zu misbrauchen. Warum fodert der Verf. nicht Gerechtigkeit? Auf diese muß man fußen, wenn man etwas durchsetzen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Der
Zweite Pariser Frieden.
Von
H. C. Freiherr von Gagern.
Zwei Theile.
Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Dieses Werk bildet zugleich den **fünften Theil** (in 2 Abtheilungen) von des Verfassers „**Mein Antheil an der Politik**" und enthält unter Anderm als Beilage einen Abschnitt: „**Herr Talleyrand und sein Verhältniß zu den Deutschen**", auf den ich besonders aufmerksam mache.

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 346. —— 11. December 1844.

Stimmen aus Ungarn.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

Der vierte Brief erörtert zunächst die Frage: „Was wollen wir?" Antwort: „Daß Jedermann, dem es ohne Hintansetzung heiligerer Pflichten möglich ist, Magyarisch verstehen und sprechen könne; wir sind damit einverstanden, daß das Landesgesetz, vermöge dessen die Magyarische Sprache zu einer diplomatischen erhoben worden, seine Geltung, sein Ansehen behalte." Alle weitern Foderungen aber sind „Tyrannei". „Und was wollt ihr?" „Alle Sprachen und damit auch alle Volksthümlichkeiten im Lande vernichten und nach und nach alle die Völker Ungarns in Ein Volk, das magyarische verwandeln." Und S. 42: „Ihr wollt unser geistiges Dasein vernichten, uns aus der Reihe lebender Völker vertilgen", für jetzt fodert ihr, daß wenigstens das öffentliche Leben magyarisch werde, also „Handel und Wandel, die Regelung der Verhältnisse und der Einzelnen, die Ausbildung der Geisteskräfte, die Literatur", mit einem Worte, Alles müsse magyarisch werden; nur in seinen vier Wänden dürfe Jeder Slawisch sprechen (nicht schreiben) bis — er eben magyarisirt ist. Der Verf. geht nun zum Schulunterricht über, in welchem er der magyarischen Sprache viel, weit mehr Raum verstattet, als es für die Erhaltung der übrigen Volksthümlichkeiten nützlich und für wahre Bildung und Gesittung der nichtmagyarischen Völker zuträglich ist. Dabei wird der Zustand der Dorfschulen, die noch unter den slawischen Bewohnern am zahlreichsten sind, als sehr kläglich dargestellt, und das einzige Mittel, diesem Übel radical abzuhelfen, in der Hebung des materiellen Zustandes des niedern Volks gefunden. Dennoch kommt der Verf. zu dem Resultate, daß man auch die Volksschulen nicht blos als Anstalten zur Verbreitung der magyarischen Sprache gebrauchen dürfe. Noch weniger aber könnten die Slawen den Gottesdienst zu diesem Zwecke hinopfern. Die Misbräuche, welche hierbei eingeführt worden, sind gräßlich. Ebenso ungerecht sei ein drittes Mittel, alle Völkerschaften zu magyarisiren dadurch, daß man nur Denen die Erweiterung der bürgerlichen Rechte zu statten kommen lasse, welche Magyarisch sprächen.

Im fünften Briefe untersucht der Verf. die Gründe, mit welchen man die Magyarisation rechtfertigt. In den Landesgesetzen sei dieselbe gar nicht erwähnt, auch in dem Geiste derselben noch in ihrem Zwecke, in welchem man sie sehe, liege sie nicht, denn das Gesetz thue weiter nichts, als daß es die magyarische Sprache zur „diplomatischen" erhebe. Mit der „Einheit in der Nationalität" rechtfertige man sie; der Verf. könne darin nichts Anderes verstehen als Patriotismus, Vaterlandsliebe; diese aber werde am besten und nur dadurch sicher geweckt, daß man auch den niedern Classen die Wohlthaten der Verfassung zugänglich mache. Die Magyaren meinen aber in der Nationaleinheit nichts weiter als die Umwandlung Aller in Magyaren auch der Sprache nach, und das sei ebenso ungerecht als unmöglich. Einen Hauptentschuldigungsgrund finde man in der Furcht vor Rußland, dem Ungarn nach Polens Fall entgegentreten müsse. Ob dabei die magyarische Sprache die siegende Waffe sein werde, zweifelt der Verf. Allein man sagt: in dem unvermeidlichen slawisch-germanischen Nationalkampfe werde Ungarn den Ausschlag geben und dann könnte es gut sein, wenn ganz Ungarn magyarisch wäre (wahrscheinlich weil es sonst zu unbedeutend unter den großen Nationalmassen eben jenen Ausschlag nicht zu geben im Stande wäre). Und um dieser (an sich unwahrscheinlichen) Möglichkeit willen, sollten die Millionen Slawen, Deutschen und Walachen ihre heiligsten Interessen, ihre ganze Denk- und Sinnesweise, ihr Gefühl, ihr Herz, ihre Seele den wenigen Millionen der Magyaren opfern! Aber die „panslawistischen Bewegungen" gefährden die magyarische Nationalität, sagen die Magyaren. Der Verf. versteht unter Panslawismus ein „Streben der Slawen nach näherer Vereinigung untereinander, nach Verknüpfung der verschiedenen Stämme zu einen großen Ganzen", und zwar durch politische, religiöse, literarische oder auch nur Geistes- und Liebesbande. Politisch-panslawistische Bewegungen gibt es in Ungarn nicht; die Magyaren bleiben erbärmliche Verleumder und Lügner, so lange bis sie das Bestehen derselben bewiesen haben. Unter diesen Umständen ist es nothwendig, daß die Regierung jedem Stamme gewähre, sich in seiner Eigenthümlichkeit, in seiner Sprache auszubilden; denn „wie der Mensch nun einmal ist, zunächst Mensch, dann ei-

nem Volksstamme angehörend, dann ein Staatsbürger und endlich einem gewissen Religionsbekenntnisse zugethan — in allen diesen seinen Beziehungen gleichmäßig muß ihn die Schule bilden, veredeln, und ihrer keine darf auf Kosten der andern begünstigt werden oder gar die andern verdrängen" (S. 104).

Im letzten Briefe endlich schildert der Verf. den ganzen Hergang des Erwachens der slawischen Nationalität und Literatur in Ungarn, welche im Anfange dieses Jahrhunderts durch den neuen Zeitgeist, etwas eher als die magyarische wachgerufen, später in den zwanziger Jahren bereits im Begriffe gewesen sei, wieder einzuschlummern, wenigstens zu ermatten auf ihrem stillen Gange, bis das ultramagyarische Streben sie wieder zu frischem Leben gebracht habe. Dies Alles sei mit gutem Recht geschehen, und erst seit dem Auftreten des Grafen Zay und einiger Pseudomagyaren habe man angefangen, mit aller Wuth auf die Slawen loszustürmen. Dadurch seien die Slawen gezwungen gewesen, sich an den Thron zu wenden, um ihre Loyalität feierlichst zu versichern und Hülfe gegen die Unterdrückungen zu erlangen. Der Verf. erzählt noch neue Facta und neue Bedrückungen der Slawen von Seiten der Gerichtsbarkeiten, tadelt noch einmal auf das schärfste die Journalistik, welche die Slawen verfolge, und protestirt zum Schlusse gegen die unredliche Polemik des „Pesti hirlap", der die Slawen zu Feinden der magyarischen Bildung, ja sogar zu Landesverräthern mache, ohne nur das Geringste davon zu beweisen.

15. Die Stellung der Slowaken in Ungarn, beleuchtet von Leo Grafen von Thun. Prag, Calve. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein kleines Büchlein, das bei seiner Erscheinung durch zwei Dinge besonders Aufsehen machte: durch den wahrhaft edeln und großen Charakter, das tiefe Gefühl für Menschenwohl und Nationalglück des Verf., wie es aus jeder Zeile des Buchs hervortritt, einerseits, und andererseits dadurch, daß ein böhmischer Graf sich als Kämpfer für das Recht eines ungarischen Volksstammes hinstellt. Letzteres war vielen Leuten beinahe unerklärlich, ist aber ganz natürlich, wie aus dem Buche selbst hervorgeht. Den Inhalt desselben bildet ein Briefwechsel zwischen dem Verf. und einem Vorkämpfer des Ultramagyarismus, dem Hrn. Franz von Pulszky, nebst einem Überblick über den Inhalt von des Letztern Briefen. Der erste Brief vom Grafen von Thun ist ein Begleitschreiben eines von dem Hrn. Grafen verfaßten Büchleins: „Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung", in welchem Graf Thun „durch Umstände in die Reihe der slawischen Vorkämpfer gedrängt" und in dem Bewußtsein, nicht nach Sieg, sondern nach Frieden zu streben, erklärt, jenen Aufsatz darum Hrn. von Pulszky übersandt zu haben, um Freude und Beruhigung zu finden, wenn „die dort entwickelten Grundsätze über die gegenseitige Stellung der Nationalitäten innerhalb der östreichischen Monarchie" seinen Beifall fänden, oder aber von ihm angegriffen zu werden, damit der Streit der Meinungen eine der Wichtigkeit des Gegenstandes würdige Wendung nehme.

Die Antwort Pulszky's, der nicht selten mit asiatischer Zartheit seinen mühsam zurückgehaltenen „Nationalstolz" in den beißendsten Wendungen und Vorwürfen des Undanks gegen die Czechen, die in Ungarn eine Zuflucht gefunden hätten, ausbrechen läßt, ja den Slowaken, welche für das Wohl ihres Volks arbeiten wollen, den Rath ertheilt, mit Palacky und Schaffarik dahin auszuwandern, wo ihre Bestrebungen anerkannt werden und ihre geistige Thätigkeit ein weiteres, weniger unfruchtbares Feld finde, ist im Vergleich zu der zweiten noch zurückhaltend. Trotzdem trennt er auch hier schon die Slawen Ungarns in zwei Parteien, von denen die nördlichen, die böhmischen Slowaken, keine Zukunft hätten, während die südlichen Serben allerdings eine politische Zukunft haben müßten, und zwar, wie er deutlich genug andeutet, unter russischer Oberherrschaft, denn den Panslawismus halte auch er für bestehend, und die Verwirklichung desselben würde Ungarn vernichten. Darum müssen die Magyaren demselben widerstreben, obgleich auch er bekennen muß, daß Ideen (sobald sie auf historische Nothwendigkeit basirt sind) stärker werden als die Träger und Leiter derselben.

Die Replik des Grafen Thun bleibt in den Grenzen der schlichtesten und einfachsten Darstellung des reinen Bestrebens nach Wahrheit, deren „versöhnende Macht" allein im Stande sei, die gegenwärtige nationale Collision in Ungarn zur Ruhe zu bringen. Nur um dieser Wahrheit willen ergreift er die Gelegenheit, die Verhältnisse der ungarischen Slawen mit einem der Leiter magyarischer Bestrebungen zu besprechen. Sein und Hrn. von Pulszky's Verlangen sei es, meint der Hr. Graf (obwol irrig, weil der Letztere dies von sich weist), das Wohl der Völker hauptsächlich durch ihre geistige und sittliche Belebung zu fördern, treu dem Principe der Nationalität, in der Überzeugung, dies sei nur durch eine naturgemäße Entwickelung der angeborenen Eigenthümlichkeiten jedes Volks möglich. Das Recht hierzu fodert der Graf für alle Bewohner Ungarns, auch für die Slowaken, und zwar für diese nicht blos um des Princips willen, sondern auch weil ihm ein nationaler Aufschwung der Slowaken untrennbar scheint von dem der Mähren und Böhmen. Da es nun scheine, als sprächen die Magyaren den Slowaken diese Berechtigung ab, so bitte er um eine „unumwundene Antwort auf die Frage: Wollen Sie den ungarischen Slawen gestatten, daß sie sich als Slawen fühlen, und daß dieses Gefühl, so weit und so lang in ihnen Kraft dazu liegt, ihre sittliche und geistige Entwickelung durchdringe". Um die Antwort abzukürzen, wolle er zuerst die entgegenstehenden Argumente Pulszky's durchgehen. Seiner Ansicht nach handle es sich zu jeder Zeit um die lebenden Geschlechter, ihnen müsse Gerechtigkeit widerfahren, ihre Nationalität, so lange sie besteht, geachtet werden. Ferner: „dem Herzen" eines Jeden bleibe es anheimgestellt, zu welchem Volke er sich zählen wolle, seine geistige Stimmung

werde es ihm sagen. Weiter: der Vorwurf, die Slowaken ständen niedrig in der Cultur, „vergiftet den schmerzlichen Druck durch den Hohn der Verachtung“, denn gerade deshalb dürfen sich die Gebildetern um so weniger von dem Volke entfernen, weil dieses sonst in seiner geistigen Niedrigkeit zu Grunde gehen muß. Ferner verweise er in Hinsicht Rußlands auf die Broschüre über die böhmische Literatur, worin die wahre Sachlage dargestellt sei; auch habe Rußland blos darum einen Einfluß auf die Südslawen, weil „es allein sich bereit gezeigt hat, ihnen mancherlei Dienste zu leisten“. Endlich sei der Wunsch nach „einer Sprache“ im Lande gerecht, so lange es sich um gemeinsame Geschäfte handele; aber in Local- und Provinzialangelegenheiten sie herrschend zu machen, scheine unzweckmäßig, weil die Leute sie dann nicht verstehen. Darüber sollten sich Slawen und Magyaren um so mehr vereinigen, da die deutsche Nation jetzt Miene mache, zur Civilisirung der Welt priviligirt zu sein, und ihre Stimmführer vorauszusetzen scheinen, daß jedes andere Volk, wenigstens nach Osten hin, sich nur dazu gratuliren müsse, wenn es mit der Germanisirung beehrt werden solle. Böhmen kann die Slowaken nicht aufgeben, darum müsse Ungarn seine Nationalverhältnisse sobald als möglich friedlich ordnen; würden die Magyaren das weiterhin verweigern, so würden „die Slawen ihre Sache doch durchzukämpfen wissen“. Die Entschuldigung, man wolle die magyarische Sprache an die Stelle der lateinischen setzen, ist darum unstatthaft, weil die lateinische als todte Sprache in Kirchenbüchern u. dgl. die (pflichtgemäße) Anerkennung der Volkssprache nur „vertage“, eine lebende dagegen einzuführen heiße „ein Princip anerkennen“, das die Volkssprache ausschließt. Die Zusendung magyarischer Zuschriften, Pässe u. dgl. an östreichische Behörden dünkt dem Verf. ein „unvernünftiger Separatismus“, eine „unpraktische Demonstration, wenn nicht ein anderer Gedanke dahinter versteckt ist, den ich für noch weit unvernünftiger halte“ (Trennung Ungarns von Östreich).

Dieser Brief scheint den Hrn. von Pulszky etwas stark getroffen zu haben, man sieht das an dem veränderten Tone, an der Aufgeregtheit, in welcher seine Antwort, obgleich erst nach zwei Monaten abgefaßt, geschrieben ist; denn anstatt das Wahre in den Worten des Czechen anzuerkennen und das Falsche in seinen Ansichten mit ruhigen Gründen zu widerlegen wie sein Gegner, beginnt der magyarisirende Pole seine Antwort sogleich mit dem verzweifelten Bekenntniß, er wisse, „daß ihr an sich etwas sonderbarer freundschaftlicher Briefwechsel ihre beiderseitigen Ansichten hinsichtlich jenes Gegenstandes, dem sie jede Bestrebung ihres Lebens weihen, auf keinen Fall ändern wird“, und wird nun von Zeile zu Zeile heftiger, geringschätzender, höhnischer und leidenschaftlicher. Wie außerordentlich die beiden Charaktere hier voneinander abweichen, wie wohlthuend des Hrn. Grafen edle und ruhige Würde neben der auflodernden Heftigkeit hervorragt, das hat bereits ein kräftiger Artikel in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ im vorigen Jahre hervorgehoben. Hr. von Pulszky sagt klar, es sei nicht sein Grundsatz, das Wohl der Völker fördern zu wollen, er setze seinen Stolz nur darein, Ungarn groß zu sehen: durch sein Volk. Als Antwort auf jene Frage erwidert er, die Deutschen, Slawen und Walachen Ungarns dürften sich nicht als Theile ihrer Nation ansehen, ihr Schicksal nicht mit dem ihrer Stammbrüder außerhalb Ungarn verknüpfen; die Ansicht, als gebe es in Ungarn mehre Völker, sei grundfalsch, Ungarn sei ein geschlossenes Ganze, dessen herrschender Theil, der Adel, sich durchaus als Magyare fühle (und der Adel der nördlichen Comitate, der seine Verhandlungen Slawisch pflegt, oder gar der von Thurocz, der sich überall für slawisch erklärt?), obgleich er auch nichtasiatische Elemente mit sich vereinigt habe, darum werde er auch „die Feinde des ungarischen Namens“ von den neuen politischen Rechten ausschließen; Ungarns Institutionen seien ihrem Ursprunge und ihrer Ausbildung nach magyarisch (?). Darum fodern die Magyaren von den Slawen, „daß alle öffentlichen Documente in Ungarn, also auch Taufbriefe und Conventsprotokolle, Ungarisch verfaßt werden, daß die Sprache des Unterrichts Ungarisch sei“. Daß sich unter diesen Umständen das Magyarische weiter ausbreiten werde, sei natürlich, aber kein gewaltsames Eindringen. Mit dem Hohne, es sei den Magyaren doch lieber, daß deutsche Hofräthe und Schulmeister mit ihrer Gutmüthigkeit und Pedanterie, mit ihrer tiefen und unpraktischen Gelehrsamkeit, mit ihrer Rang- und Titelsucht, mit ihrer Kleinlichkeit, das schnell aufbrausende und ebenso schnell in melancholische Apathie versinkende Ungarblut zur deutschen Regel gewöhnen, als daß jenes Gemisch von Übermuth und Kriecherei, von Verschwendung und Armuth, von Pracht und Schmuz, das unter den slawischen Jagelloniten in Ungarn zu herrschen begann, noch einmal uns verderbe, schließt Hr. von Pulszky die Correspondenz, die er dann sofort in der ungarischen „Vierteljahrschrift“ mittheilte. Doch selbst dieser Brief brachte den edeln und besonnenen Grafen nicht aus seiner Ruhe; mit klarem Geiste, wenn auch etwas größerer Wärme wirft er einen „Überblick“ über diese Correspondenz, in welchem er nur hier und da etwas spitzig wird. Durch den Briefwechsel war Hr. von Pulszky, der für nichts Anderes als für einen Repräsentanten der antislawischen Partei gelten könne, gezwungen, sich „über das Ziel und die Natur der magyarischen Bestrebungen auszusprechen“; da dies nun von den Magyaren sonst nicht geschehe, so wolle er daraus die Stellung der Slawen dieser Partei gegenüber anschaulich machen.

Der vierte Brief lehrt, daß die slawischen Bewohner Ungarns sich als Theile jener Völker, denen sie der Sprache nach angehören, nicht fühlen dürfen, daß sie sich mit ihren Sprachgenossen im geistigen Verkehre nicht erhalten dürfen, daß sich mit einem Worte die Slawen Ungarns nicht als Slawen fühlen dürfen. Dagegen verlangen die Magyaren von den Slawen, daß sie überall die magyarische Sprache aufnehmen, in Kirche, Schule

und in allen geschäftlichen Verhältnissen. Alle Argumente, womit man diese Ansichten „vertheidige", gehen zuletzt immer auf die schon im dritten Briefe und dem Buche über die böhmische Literatur widerlegte Meinung hinaus, jede slawische Bestrebung spiele nur einer russischen Weltherrschaft in die Hände. Da nun Pulszky jene Widerlegung nicht weiter bekämpfe, so müsse man annehmen, daß er selbst einen **weitern** Beweisgrund für das abgedroschene Gerede nicht kenne. Ebenso wenig stichhaltig sei die Berufung auf die Kelten in England und die Bewohner der Bretagne; denn beide Völkerschaften haben keine nationale Zukunft wegen ihrer geringen Zahl, werden aber trotzdem mit Liebe und Schonung behandelt, da man in den Schulen sie in ihrer Sprache unterrichte. Anders ist es mit den Deutschen im Elsaß; allein Frankreich centralisirt Alles, während in Ungarn Autonomie, „Selbstregierung und unbeschränkte Freiheit der Gemeindeverfassung" Princip ist. Inhuman ist auch die Behauptung, man wolle das Magyarische an die Stelle des Lateinischen einführen; denn das Latein war neutraler Boden, den nun die Magyaren für sich einnehmen. In unserer Zeit müsse selbst der gemeine Mann die Protokolle u. dgl. lesen können, diese darum ihm verständlich, in seiner Sprache geschrieben sein. Wahrer Unsinn aber ist es, in slawischen Gemeinden magyarische Schulen einzuführen, weil die Schulen früher lateinisch gewesen wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Das unter dem Titel „The historical geography of Arabia or the patriarchal evidences of revealed religion: a memoir with illustrative maps", von Ch. Forster (2 Bde.), erschienene Werk versucht mit einem Aufwande von großer Gelehrsamkeit und philologischer Deutungskunst die Richtigkeit und die Übereinstimmung der biblischen und profanen Urkunden und Überlieferungen hinsichtlich der Einwanderungen in die große arabische Halbinsel wie deren Colonisation durch die hintereinander einwandernden Stämme nachzuweisen und die Anfechtungen der Kritik — oder nach englischem Ausdrucke der Skeptik — zu entkräften. Der dem Verf. bei seinen Forschungen zur Richtschnur dienende Grundsatz, „unbedingter Glaube (implicit faith) an die historischen Einzelheiten der heiligen Schrift" müsse der Forschung, welche sich die Auffindung der Wahrheit als Zielpunkt setze, zu Grunde liegen, bezeichnet den wissenschaftlichen Höhepunkt, welchen diese Untersuchungen einnehmen, und die erklärende Behauptung, „daß anerkannter maßen das charakteristische Zeichen aller Überlieferung der Urzeit die Bewahrung des wesentlich historisch Wahren sei und die Tradition sich nur in dem zufälligen Dann und Wann unwesentliche Änderungen gestattet habe", eine solche Behauptung kann nach Diesem wenig mehr befremden. Daß die ganze Argumentation folglich sich im fehlerhaften Kreise herumdreht, liegt auf der Hand. Die Gelehrsamkeit des Verf. erschöpft sich, aus dem Schatze seines Wissens eine Masse von Thatsachen und Erläuterungen seinem unbedingten Glauben anzupassen, sowie er auf der andern Seite aus gleichem Grunde für seine Deutungen die Unwidersprechlichkeit in Anspruch nimmt. Es ist dies das alte Kunststückchen des Autoritätsglaubens, der in England tiefer als irgendwo in der gelehrten Welt sich eingenistet hat. Überdies hat der Verf. zu seinem Zwecke der Entzifferung der sogenannten hamyaritischen oder himjaritischen Inschrift einen beträchtlichen Raum gewidmet, die im J. 1834 von Offizieren eines englischen Kriegsschiffs an der Südwestküste Arabiens in einen Felsen eingehauen entdeckt worden ist. Ihm zufolge wäre dieselbe mit einer jener Inschriften identisch, die unter der Regierung des ersten Ommajaden Moawiah von dem Vicekönig Abdorrhaman auf einer Besichtigungsreise an der Küste von Hadramaut entdeckt worden sein sollen und wovon in einem Manuscript des berühmten Geographen Alkapwini, das die Universität Leyden besitzt, eine arabische Übersetzung sich befindet, die Schultens mit einer lateinischen Übersetzung in seine „Monumenta vetustiora Arabiae" aufgenommen hat. Unser deutscher Landsmann Rödiger in Halle hat bekanntlich diese Inschrift gleichfalls zum Gegenstand gelehrter Forschung gemacht, ist aber zu andern Ergebnissen gekommen als der bibelgläubige Engländer, der natürlich in seiner Entzifferung die Bestätigung seiner Ansicht finden muß, daß sie von dem Stamme des Uz, des Sprößlings Sem's herrühre, der kurz nach dem babylonischen Thurmbau an der Südwestküste Arabiens eine der ältesten Monarchien in der Welt gegründet habe. Wunder nehmen darf es daher auch nicht, daß man in der Übersetzung Forster's den patriarchalischen Glauben jener Stämme unbefleckt vom Götzendienst erkennt und der Religion begegnet, die den „Glauben an Wunder, an Wiederauferstehung" und das Einblasen des Athems in die Nasenlöcher in einem künftigen Leben lehrt. Der Glaube kann Berge versetzen, warum nicht auch aus einer unverständlichen Quadratschrift herauslesen was er glaubt!

Miß Costello führt in dem dritten Bande ihrer „Memoirs of eminent english woman" nebst manchen andern sowol in Betracht ihres Charakters als ihrer Fähigkeiten wenig ausgezeichneten Frauen auch die Gattin Richard Cromwell's, Elisabeth, und deren Töchter unter ihren hervorragenden Landsmänninnen auf, ohne daß diese einen andern Anspruch auf solche Ehre geltend machen könnten als das erwähnte persönliche Verhältniß zu einem der größten Männer, die England erzeugt hat. Auch mit der Glaubwürdigkeit ihrer Quellen scheint es Miß Costello nicht eben sehr genau genommen zu haben. So schmückt unter Anderm besagten dritten Theil als Titelkupfer das Bildniß der Elisabeth Claypole's, einer Tochter Cromwell's, die eine große Gewalt über ihren Vater besessen und dieselbe benutzt haben soll, seinem Ehrgeiz rügend entgegenzutreten und die Ausbrüche seines grausamen Wesens zu mildern. Der erwähnte Stahlstich ist nun angeblich nach einem Gemälde des deutschen Malers Gottfried Kneller gestochen. Die junge Puritanerin erscheint darauf in einer Tracht und Stellung, die wenig zu den wohlbekannten Gewohnheiten und Grundsätzen stimmt, welche am Hofe und in der Familie des finstern und strengen Protectors aufrecht erhalten wurden. Man möchte sie mit dem reizenden Kopfputze, dem drall anschließenden Jagdkleide, die Attribute des aristokratischen Vergnügens der Waidmannskunst selbst an ihrer Seite, eher für eine schöne Nymphe am leichtfertigen Hofe der Stuarts halten. Auch kann, wenn das Original wirklich ein Werk des genannten Malers, die Gestalt unmöglich Elisabeth Claypole darstellen; denn Gottfried Kneller war 1648 geboren, machte seine Studien zu Lübeck und weilte lange Jahre in Italien, ehe er nach England kam. Cromwell's Lieblingstochter aber starb 1658, als der Maler erst 10 Jahr alt war.

Thomas Campbell hat unter seinen Papieren eine Selbstbiographie, eine beträchtliche Anzahl Briefe und einige noch nicht veröffentlichte Poesien hinterlassen, die sich in den Händen seines vieljährigen Freundes und Testamentsvollstreckers, Dr. Beattie, befinden. Bereits ist das bevorstehende Erscheinen derselben unter dem Titel „The life and letters of *Thomas Campbell*, edited by Dr. *Beattie*" angekündigt. 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 347. — 12. December 1844.

Stimmen aus Ungarn.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 346.)

Nach allem Gesagten glaubt sich der Verf. berechtigt, den Grund der magyarischen Bestrebungen „in einem krankhaft überspannten Nationalgefühl, in blinder Leidenschaft zu sehen. Traurig sei es, daß solche Bestrebungen nicht blos Einzelne theilen, sondern ein ganzer „mit politischen Vorrechten gerüsteter Haufe, der sich in Congregationen und Conventen zum Herrn aufwerfe und selbst auf dem Reichstage durchzudringen drohe". Und darüber hätten sich die Slawen mit Recht zu beschweren (und darum wären sie gezwungen, ihre Klagen an dem Throne niederzulegen), denn darum „ist Alles, was in Ungarn geschieht, um die ungarische Sprache den Slowaken aufzudringen, eine Gewaltthat". Allein, wirft man ein, sie suchen ihren Stamm vor dem Untergange zu retten! Er ist davor gesichert durch die bisher gegebenen Gesetze; kann er sich unter diesen nicht halten, dann ist der echte Lebenskeim nicht in ihm, dann „möge die friedliche Macht geistiger Belebung entscheiden, wem die Zukunft gehöre, nicht aber eine zerstörende Politik". Und darum möge die Regierung das im slawischen Stamme sich regende stille Leben gewähren lassen. Die Slowaken aber fodert der Verf. auf zur Mäßigkeit in ihrem Widerstande, zur Festigkeit auf der reinen Vertheidigungslinie, auf der sie vielmehr durch tüchtige Leistungen in Kunst und Wissenschaft, durch Bildung und Veredlung des Volks sich kräftigen sollen. Daß aber er als Böhme die Sache der Slowaken vertheidige, komme daher, weil die Slowaken mit seiner Nation Ein Volk bilden und Eine Literatur haben, sowie weil Ungarn als Theil Östreichs auf alle Provinzen dieses Staats mitwirke, einerseits weil durch die Schwächung Ungarns (und die Magyarisirungswuth schwächt es in der That), des Bollwerks Östreichs gegen den Osten, der ganze Kaiserstaat selbst geschwächt werde, andererseits weil durch den dortigen Nationalkampf die Gefühle der Völkerschaften in allen übrigen Provinzen der Monarchie, die gemischte Bevölkerung hätten, „durch Mistrauen und Eifersucht vergiftet" werden. Darum sei die Sprachfrage, welche der Reichstag nun zu entscheiden habe, von so allgemeiner Wichtigkeit.

Nicht ohne Interesse ist auch die Darstellung der slawischen Verhältnisse in Ungarn in

16. Slawen, Russen, Germanen. Ihre gegenseitigen Verhältnisse in der Gegenwart und Zukunft. Leipzig, Engelmann. 1843. Lex.-8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verf. stellt S. 18 die Abkunft der Slowaken dar, beschreibt die Grenze des von ihnen besetzten Landes, schildert ihre materielle und geistige Cultur, ihr Verhältniß zu den Magyaren und zu der Verfassung des Landes überhaupt, besonders werden die letzten Aufregungen in einem kurzen Resumé zusammengefaßt, worin mit ziemlicher Unparteilichkeit nicht blos das gekränkte Recht der Slowaken bewiesen, sondern auch auf die Mängel hingedeutet wird, deren sie sich schuldig gemacht haben. S. 77 folgt dann die Besprechung eines andern Theiles der Slawen, der Illyro-Serben, deren Abkunft ebenfalls angedeutet und deren Vaterland, so weit sie es in der Gegenwart besetzt halten, genau angegeben wird. Der Verf. nimmt diese beiden Slawenstämme indeß nicht blos in den Grenzen Ungarns, sondern bespricht sie, ohne auf die Ländereintheilung Rücksicht zu nehmen, als einen ganzen Volksstamm, dessen Theile auch außerhalb Ungarn, ja selbst außerhalb der östreichischen Monarchie leben. Darum gehören zu den Südslawen außer den Serben des östlichen Glaubensbekenntnisses auch noch die katholischen Südslawen, die Chorwaten oder Kroaten und die Slowenzen in Steiermark, Kärnten und Krain. Interessant ist die Darstellung des „Illyrismus" (S. 88), den er in seiner Idee billigt, während er den Namen „illyrisch" durchaus tadelt.

Im zweiten Theile seines Buchs kommt der Verf. wieder auf die politischen Verhältnisse in der Gegenwart und der nächsten Zukunft der östreichischen Slawen zu sprechen. Die Schilderung davon beginnt S. 188. Zwei Mittelpunkte des geistigen Lebens scheinen sich herausbilden zu wollen: Agram für die römisch-katholischen, Pesth für die orientalisch-katholischen Südslawen. Das plötzliche und kraftvolle Erwachen des Illyrismus lasse, meint der Verf., der östreichischen Regierung nur zwei Wege offen; entweder sie bestimme sich gegen den Illyrismus und das Erwachen einer südslawischen Nationalität, oder sie entschließe sich, dasselbe zu befördern; denn müßig dürfe sie in der Gegenwart nicht mehr stehen

bleiben. Ersteres müßte die Südslawen den Russen in die Hände liefern, denn es gebe unter ihnen eine Reihe von jugendlichen Köpfen und Armen, welche nur von einem völligen Umsturze der gegenwärtigen Verhältnisse eine Rettung für ihre Nationalität erwarten; allein noch ist ihre Anzahl zu unbedeutend, ihr Einfluß zu schwach, denn es steht ihnen noch eine Reihe anderer Männer entgegen, welche nur in einem friedlichen, aber festen und beharrlichen Fortbilden der Nationalität, in einer kräftigen Entwickelung aller geistigen und physischen Kraft unter dem Schutze einer humanen und freundlich gesinnten Regierung ihres Volks Glück und Wohlstand aufzubauen hoffen. Von der östreichischen Regierung nun hängt es ab, welche von diesen Parteien sie herrschend erhalten will. Die Verhältnisse in den Ländern zu beiden Seiten der Donau und der Save sind so verwickelt, und der Knoten, welchen die widerstreitenden Interessen der drei Hauptmächte hier geschürzt, so zusammengeschnürt, daß es in der That einer sehr geschickten Hand bedarf, ihn eher zu lösen, als ihn ein zweiter Alexander mit einem Schwertstreich durchhaut. Das türkische Regiment in Europa muß über kurz oder lang zu Grunde gehen, und Rußland und Östreich werden sich in die Spolien desselben theilen. Rußlands Streben geht nach dem Mittelmeer, das muß es gewinnen. Von der Haltung der Donauvölker wird es abhängen, ob es seinen Adler auch bis an die Küste des Adriatischen Meeres vorschiebt. Bulgarien und Serbien werden ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen; allein wer bürgt uns dafür, daß diese Völkerschaften, welche jetzt eben nur in ihrer ersten Entwickelung begriffen und selbst zu dieser noch nicht ganz herangereift sind, bis zu diesem Momente, welcher uns leicht über Nacht überraschen kann, bereits jene Höhe in politischer Macht und geistiger Selbstkenntniß erstiegen haben werden, welche nothwendig ist, um über ihr eigenes Schicksal selbst bestimmen zu können? Und wem anders werden sie sich in jenem kritischen Augenblicke in die Arme werfen, von wem anders mit voller Hingebung und grenzenlosem Vertrauen in jenen Tagen der Versuchung sich leiten lassen als von ihren westlichen Brüdern, welche, weit vorangeschritten in jeder geistigen Reife des Urtheils über Gegenwart und Zukunft, mit ihnen nicht blos Eines Stammes sind, sondern auch Eine Sprache sprechen und zu Einer und derselben Kirche sich bekennen, mit denen sie Eine Geschichte und eine gemeinsame Literatur haben? Und hierin liegt die ungemeine Wichtigkeit der östreichischen Südslawen und ihrer nationalen Bestrebungen für die nächste Zukunft. Ihre Stimme wird dann entscheidend sein, und wer sie zum Parteigänger sich gemacht, wird durchdringen gegen jeden Widerstand. Hierin liegen aber auch zugleich die Grundideen, welche das wiener Cabinet in seiner nächsten Handlungsweise gegen die Südslawen leiten müssen (S. 191). Man sieht, der Verf. steht über den Parteien und durchdringt mit scharfem Blick die Verhältnisse zwischen denselben und die Keime für die nächste Zukunft. Ob er indeß das wiener Cabinet überhaupt verstanden, ob er die jetzt herrschende Regierungsweise daselbst aufgefaßt hat, müssen wir bezweifeln; wenigstens tritt die klare Erkenntniß dessen nirgend hervor. Nicht übersehen darf dabei noch werden, daß er der östreichischen Regierung sogar zumuthet, das Slawenthum überhaupt zu befördern, in Wien ein Asyl für das Westslawenthum zu errichten, ja, sich selbst an die Spitze der westslawischen Richtung zu stellen. Solche Dinge sind gut gemeint und könnten von unberechenbaren Folgen für die Zukunft sein, wenn — die Regierungen überhaupt geneigt wären, sich von der Nothwendigkeit derselben zu überzeugen.

17. England und Ungarn. Eine Parallele. Im Anhange: Über die Deutschen in Ungarn. Von J. v. Csaplovics. Halle, Renger. 1842. 8. 22½ Ngr.

Die Vergleichung Ungarns mit England wird beim Reichstage in den Comitatsverhandlungen, bei allen Congregationen und öffentlichen Versammlungen so oft gehört und eine gewisse Ähnlichkeit mit solchem Stolze zur Schau getragen, daß es endlich Zeit wird, etwas genauer im Einzelnen zu zeigen, worin denn diese Ähnlichkeit bestehe, und welches von beiden Ländern sich mit Recht dem andern vorziehen lasse. Der Verf., der bereits durch eine Reihe von Schriften sich um seine Landsleute verdient gemacht und den Ausländern die Kenntniß seiner Heimat erleichtert hat, kennt die britische Verfassung und die britischen Volkszustände so genau wie wahrscheinlich keiner seiner Landsleute; trotzdem aber kommt er am Schlusse zu dem Resultate, zu welchem ein jeder echte Vaterlandssohn gewiß stets kommen wird, daß er sein Vaterland der fernen Insel vorzieht; denn Ungarn sunt bona mixta malis; England sunt magna bona mixta magnis malis. Ungleich wichtiger für den Ausländer ist der Anhang des Büchelchens: „Über die Deutschen in Ungarn." Csaplovics gibt ihnen fünf Benennungen: 1) Zipser in der Zips, aus Sachsen stammend, sprechen gutes Deutsch (ihre Zahl nicht angegeben); 2) Haidebauern im Wieselburger Comitat, etwa drei Fünftel der Bevölkerung desselben, circa 42,000 Seelen, für Nachkommen der alten Gothen und Bojer gehalten („aber nach Stephan Horvat's, eines Magyaren, Erörterungen waren Gothen nicht Deutsche, sondern Magyaren"); 3) Krikehaier in den Gebirgen von Barsch, Neutra und Thurocz, 28,000 Seelen stark, sächsische Kriegsgefangene; 4) Habaner in Sobotist, in Sokö und Großschützen, etwa 500 Köpfe, aus Mähren vertrieben; 5) Hienzen, an der Westgrenze des Eisen- und Ödenburger Comitats, etwa 172,000 Seelen. Außerdem bilden die Deutschen einen ansehnlichen Theil des ungarischen Adels, in welchem sie fünf Fürsten, 32 Grafen, 27 Barone haben; in der Armee bilden sie fünf Infanterie- und ein Husarenregiment. Außerdem sind aber viele deutsche Ortschaften und Städte slawisch, magyarisch und kroatisch geworden. Die königliche Freistadt Karpfen war 1610 noch deutsch; „jetzt gibt es allda lauter Slowaken, und sie sollen leben!"

Verdeutschte Ortschaften findet man wenig; das ehedem ganz magyarische Stadt in Vesprim ist jetzt ein Drittel deutsch. Auch in Tolna gibt es solche Orte. Aber die Deutschen nehmen nicht darum überhand, daß die Magyaren zu Deutschen würden, sondern darum, weil die Deutschen fleißiger sind, ein Haus nach dem andern kaufen und so nach und nach alle Magyaren ausbeißen. In diesem charakteristischen Stile fährt der Verf. höchst ergötzlich fort. Anziehend sind die Sprachproben, welche er beibringt, und die höchst charakteristisch für die Zusammensetzung der Völkerschaften sind. Die Dialekte derselben sind so verschieden wie ihre Abstammungsorte, ihre Bauart, die Lebensweise, die Anhänglichkeit an ihre Heimat. Vor Allem aber bringt der Verf. über den wohlthätigen Einfluß, den Deutschland überhaupt auf Ungarn geübt hat, vieles Erbauliche bei.

(Der Beschluß folgt.)

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz. Eine Biographie. Von G. E. Guhrauer. Zwei Theile. Breslau, Hirt. 1842. 8. 4 Thlr.

Ein großer Theil Dessen, was das vorliegende Buch enthält, sowie die Wendung, welche dem Ganzen gegeben wird, möchte manchem Leser, der dasselbe aus Interesse für vaterländische oder allgemein wissenschaftliche Entwickelung in die Hand nimmt, unerwartet sein. Wir sind gewohnt, Leibnitz als einen der Koryphäen der speculativen Philosophie, daneben etwa als bedeutenden Mathematiker zu betrachten. Hier aber finden wir vor Allem seine politische Wirksamkeit, wie sie zu ihrer Auffassung freilich eine lebendige und gründliche Kenntniß eines Zeitalters erfoderte, welches uns gemeiniglich nur in dem Lichte eines Übels erscheint, das wir kaum verwunden haben, dargestellt, ja selbst seine speculativen Ansichten (Th. 1, S. 222) aus dem Studium der Jurisprudenz, dem er sich ursprünglich gewidmet hatte, hergeleitet.

Darum werden jedoch nicht minder diese letztern als der Mittelpunkt seines geistigen Lebens betrachtet. Die Männer, welche das speculative Bedürfniß über die Kluft des vorigen Jahrhunderts hinübergeleitet und ihm eine dem Geschmacke desselben gemäße Befriedigung gewährt haben, widmeten sich nicht in dem Sinne der Philosophie, wie dies heutzutage zu geschehen pflegt. Diese war gar nicht eine abgesonderte Wissenschaft, der man sich ausschließlich hätte widmen können. Nur in Deutschland versuchte ein Geist, in welchem das ordnende Vermögen ein bedeutendes Übergewicht über das schaffende zu haben schien, ein umfassendes Lehrgebäude zu errichten; aber da dieses nicht auf einem tief eingreifenden Grundgedanken beruhte, sank es bald in einen verworrenen Trümmerhaufen zusammen, um nur nach dem gemeinen Menschenverstand und der empirischen Weltkenntniß zum Steinbruche zu dienen. In den übrigen Theilen von Europa, welche an dem allgemeinen geschichtlichen Fortschritt Theil nehmen, bedeutete Philosophie wenig mehr als eine vorurtheilsfreie Sinnesart, einen unbefangenen Blick, überhaupt ein selbstthätiges Sinnen und Forschen, sei es nun, daß dieses auf die äußere Natur gerichtet war — wobei es, was Hegel kränken sollte, freilich dazu kommen mußte, daß auch die physikalischen Instrumente, mit denen man derselben nach und nach beikommen lernte, philosophische genannt wurden —, oder daß ihm die sittliche und intellectuelle Natur des Menschen zum Inhalt diente, was endlich zu einem theoretischen und praktischen Interesse am Staatsleben ausschlug.

Man verstand also unter Philosophie nicht sowol einen bestimmten Inhalt als ein formelles Verhalten. Sie war die Energie des Individuums, welche, indem sie die alten Verbindungen, z. B. die theologischen Begriffe, welche man der Scholastik verdankte, auflöste, die wahlverwandten Elemente zu neuen zusammenschießen zu lassen oder etwa auch in atomistischer Sonderung zu erhalten wußte. Noch Kant, welchem wir doch die Zurückführung eines bestimmten Inhalts für die Philosophie und die Abgrenzung derselben als ein gesondertes Gebiet eigentlich verdanken, ist seiner vorwaltend praktischen Tendenz nach der Ansicht, daß der Philosoph nicht sowol für einen Mitarbeiter am Bau der Wissenschaften als für einen Weisen anzusehen sei. Damals ging aus dem Stande der Philosophen der der Literaten hervor. Eine Anzahl von Geistern zweiten Ranges gab, wie Gervinus sich bei Gelegenheit des Moses Mendelssohn ausdrückt, der Neigung nach, sich mit nichts Bestimmtem zu beschäftigen. Tiefer erregte Individuen dagegen nahmen gerade aus der Zerfahrenheit selbst Veranlassung, das Entlegenste mit kräftiger Faust zusammenzuknüpfen, ein Eingreifen, welches, indem es in alle Wissenschaften ein neues Leben brachte, zuletzt den Grundgedanken einer weitumfassenden Thätigkeit zu bestimmten speculativen Aperçus zuspitzen mochte.

Dies hat sich am reinsten in Leibnitz's Persönlichkeit herausgebildet. Was wir Philosopihe nennen, ist bei ihm nur der kleine Kern im Kometenschweife einer unendlichen Polyhistorie. Erst gegen das vierzigste Jahr gelangte er zu bestimmten speculativen Überzeugungen, nachdem er zwanzig Jahre vorher das principium individui gegen die Realisten in Schutz genommen und, wie ein Virtuos das Spiel auf seinem Instrumente, schon im Knabenalter das rein formelle Studium der Logik betrieben hatte. Betrachtet man dagegen, wie er in den verschiedensten Gebieten überall, wohin er sich wendet, erfindend und umgestaltend auftritt, so muß man zugeben, daß im Sinne seiner Zeit seine ganze Wirksamkeit im höchsten Sinne philosophisch genannt zu werden verdient.

Freilich entsteht daraus für das Studium seiner Schriften eine eigene Schwierigkeit. Die eigentlich speculativen Resultate sind, sei es als gelegentliche Äußerungen oder als Grundgedanken anderweitiger Ausführungen, zum Theil ziemlich verstreut. Es kann daher keine vorwaltend receptive, Schritt für Schritt vordringende Aneignung derselben stattfinden; man wird sich genöthigt sehen, gleichsam seine eigene Weise nachzuahmen und in beständiger Vergleichung und Combination, was man aus ihm zu erlernen gedenkt, selbst zu erschaffen. Geht man nicht auf bloße Anregung aus, was doch immer eine gefährliche Sache ist, so kann man Leibnitz fast nur studiren, wenn man über ihn schreiben will. Aber wenn man sich dazu anschickt, was für ein Ziel soll man sich dabei vorsetzen? Die Geschichtschreiber der Philosophie haben mit musivischer Kunst aus den einzelnen Äußerungen eine Art von System zusammenzusetzen oder dieselben etwa aus dem Begriffe der Monade herzuleiten versucht. Gewiß liegt dieser Allem zu Grunde, allein auf diese Weise wird man doch immer nur zu einer Leibnitz'schen Philosophie kommen, wie sie etwa gewesen sein könnte, und eine solche hat uns ja, nach seinen Einsichten, schon Wolff aufgestellt; des Mannes eigenes Philosophiren ist eben wesentlich nicht systematisch gewesen.

So wäre also der Mittelpunkt der Sache nach unserer obigen Erörterung in der Individualität Leibnitz's zu suchen, und aus dieser hätte man die einzelnen Äußerungen abzuleiten. Aber was wäre das für ein Ding, eine solche Individualität, die da fertig zu Grunde läge und speculative Gedanken effulgurirte? Was wären diese Effulgurationen selbst? Sie möchten darin bestehen, daß das Individuum sich selbst inne würde. Nun, dann liefe es in diesem Falle darauf hinaus, was man halb und halb auch schon behauptet hat, daß Leibnitz in dem principium individui das Monadenhafte seiner eigenen Individualität, eben dies, daß diese letztere als solche das Centrum seiner Thätigkeit gewesen, objectivirt hätte, ein Act, den ich doch demonstrirt sehen möchte!

Die Individualität existirt gar nicht anders denn als werdende. Es ist daher in diesem Falle keine andere Behandlung möglich als die rein biographische, mittels deren nachgewiesen wird, wie das Individuum auf bestimmte Veranlassung und seinem ganz empirischen und subjectiven Gedankengange nach auf das Einzelne gekommen sein möge.

Diese Betrachtungsweise ist, soviel man sich auch in neuerer Zeit mit Geschichte der Philosophie und der Literatur überhaupt beschäftigt, noch nicht viel angewendet worden; man zieht es vor, die Dinge auf eine gewisse phänomenologisirende Weise aus der Vogelperspective zu betrachten, aber zu welchen überraschenden Resultaten sie führen kann, mag eben des Verf. Anknüpfung der Theodicee an Leibnitz's' juristisches Fachstudium zeigen.

In der That hat auch Leibnitz keine totale Wirkung hervorbringen können, ehe man nicht die äußern Hülfsmittel in den Händen hatte, um einzusehen, daß bei ihm Alles auf die innere Totalität zu beziehen sei. Die Schriften über einzelne wissenschaftliche Gegenstände haben zum Theil umgestaltend auf ganze Gebiete gewirkt. Die Correspondenz hat auf die bedeutendsten Zeitgenossen mannichfaltigen anregenden und erleuchtenden Einfluß geübt. Aber bevor nicht besonders die letztere gesammelt war, konnte man nicht den Einheitspunkt in dem Allen wahrnehmen. Nach einer frühern Ausführung des Verf. ist Lessing der Erste, der eine allgemeine Anschauung von Leibnitz's Wesen und Leistungen gehabt hat. Seine Schrift über Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" weist siegreich nach, daß dieser sich nicht, wie man gemeint hat, mit der leeren Ironie der reinen Kritik oder der bloßen Geschäftigkeit des Forschens begnügt habe; wenn er neben dem Besitz der Wahrheit auch das Moment des Strebens nach derselben hervorhebt, so hat dies den Sinn, daß es ihm aufgegangen, daß dieselbe überhaupt nicht ein todter Besitz sein könne, und daß der Geist an und für sich ein Thätiges und Fortschreitendes sei. Insofern ist ihm in der Geschichte der Philosophie als objectiver Wissenschaft mit Recht ein Platz angewiesen worden. Da indessen die Aufsätze, in welchen er seine speculativen Gedanken ausspricht, nur aphoristisch verfahren und sich wie gelegentliche Äußerungen ausnehmen, kann man ihm wol eine gleiche Abneigung gegen eine Verarbeitung seiner Ansichten zu einem objectiven Ganzen, wie wir sie bei Leibnitz wahrnehmen, zuschreiben. Es möchte eben diese Geistesverwandtschaft sein, was ihn zur Auffassung des Letztern befähigt hat. Eine ähnliche Tendenz sehen wir auch Herder befolgen, aber mit klarerem Bewußtsein. Dies erhellt schon daraus, daß er sich, wie bekannt, mit Leibnitz zu vergleichen liebte. Er war mit seiner allgemeinen Empfänglichkeit, die er in der „Humanität" zum Princip machte, gleichsam der bewußte Leibnitz. Wie dieser auf der Höhe seines Alles umfassenden Standpunktes gleichsam nach dem Schema einer staatsmännischen Wirksamkeit verfuhr, so war Herder gewohnt, sich zu den Gegenständen seiner Thätigkeit gewissermaßen ästhetisch zu verhalten. Die Verwandtschaft beider Sphären hat später von Schiller eine eigene Untersuchung erfahren.

Zu solchen Betrachtungen finden wir uns von dem Verf. selbst angeleitet. Indem er (Th. 2, S. 354) bemerkt, daß, was man an Leibnitz mit Grund ausstellen könnte, sich in den Begriff eines Mangels an Begrenzung und, was für den Schriftsteller, als Künstler angesehen, daraus folge, eines Mangels an Form in höherm Sinne zusammenfassen lasse, setzt er hinzu, daß derselbe dadurch im geraden Gegensatze zu Goethe stehe. Dieser nämlich war es, welcher sich in der Literatur von der Weise jener Männer, „die sich nie oder selten an eine Schrift aufgeben, sondern immer noch darüber stehen, als das Ganze, von welchem in jener nur ein Theil, ein Fragment zu sehen ist" und von denen Herder solches Verfahren ausdrücklich bekennt, definitiv lossagt und eine objective künstlerische Vollendung des einzelnen Werkes auch außerhalb der Kunst angestrebt, und damit bekanntlich gerade auf die speculative Wissenschaft am entschiedensten zurückgewirkt hat.

Dies ist, was uns das vorliegende Buch in Betreff der allgemeinen Geschichte des menschlichen Geistes gelehrt hat. Wir glauben es hier aussprechen zu dürfen, um der Meinung entgegenzutreten, daß das gelehrte Werk nur den Fachgelehrten oder etwa gar nur den Philosophen zugänglich sei. Der Verf. selbst hat es, indem er es als die Abtragung einer Schuld betrachtet sehen möchte, zu der sich seit lange unsere Nation hätte dringend gemahnt glauben sollen, dazu bestimmt, bei den wissenschaftlich Gebildeten das Andenken eines der größten Deutschen, die je gelebt haben, anzufrischen, und zur Errichtung des würdigsten Denkmals für denselben, zu einer vollständigen Ausgabe seiner Schriften, anzuregen. Möchten diesem Zwecke die kurzen Bemerkungen dieser Anzeige wenigstens nicht hinderlich sein; eine stoffliche Kritik des Buches würde, wenn sie auch in d. Bl. an ihrer Stelle sein könnte, des Unterzeichneten Kräfte gänzlich übersteigen. **Wilhelm Danzel.**

Historische Miscellen.

Kaiser Karl V. hatte gegen den in der Schlacht bei Mühlberg (1547) gefangenen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, aus willkürlicher Macht ein Todesurtel gefällt, unter dem Vorwande, der Kurfürst habe sich des Hochverraths schuldig gemacht. Dieses Todesurtel wurde demselben eröffnet, als er eben mit dem Herzoge Ernst von Braunschweig Schach spielte. Der Kurfürst unterbrach das Spiel auf einen Augenblick, ohne jedoch einen Anschein von Bestürzung blicken zu lassen, und nach einigen Äußerungen über das ungerechte und unregelmäßige Verfahren des Kaisers und mit dem edelmüthigen Wunsche, daß sein Tod zur Erhaltung der Würde seines Kurhauses und des seinen Nachkommen gebührenden Erbes dienen und keinen nachtheiligen Einfluß auf das Wohl seiner Gemahlin haben möge, wandte er sich zum Herzoge, seinem Mitspieler, mit dem Ersuchen, das Spiel zu vollenden. Er selbst fuhr dabei mit ungestörter Aufmerksamkeit fort und bewies, nachdem er die Partie gewonnen hatte, all jene Heiterkeit, die ein solcher Sieg zu verschaffen pflegt. Diese in der That bewundernswerthe Erhabenheit der Seele findet ein würdiges Gegenstück in der römischen Geschichte. Canus Julius, erzählt Seneca, ein Mann von vorzüglicher Seelengröße in einer verderbten Zeit, gerieth mit dem kaiserlichen Wütherich Caligula in einen Wortwechsel. Als Canus sich wegbegab, sagte der Kaiser zu ihm: „Schmeichle dir nicht etwa mit thörichter Hoffnung; den Befehl zu deiner Hinrichtung habe ich schon gegeben." Canus antwortete darauf blos: „Meinen Dank dafür, gnädigster Fürst und Herr!" Als der Centurio kam, das Todesurtel zu vollziehen, war Canus beim Bretspiel. Der Centurio foderte ihn auf, ihm zu folgen. Canus zählte die Spielsteine und sagte zu seinem Spielgegner: „Nimm dich in Acht, daß du nicht nach meinem Tode mit Unwahrheit behauptest, du habest gewonnen." Darauf dem Centurio zuwinkend, sprach er: „Zeuge sollst du mir sein, daß ich einen Stein voraus habe." Großer Mann, sagt Seneca am Schlusse seiner über Mehres noch von Canus' Seelenstärke sich verbreitenden Erzählung, mit Sorgfalt, nicht im Vorbeigehen blos, darf deiner gedacht werden; dich, ruhmwürdigster Edler, der Opfer größtes von Caligula's Vernichtungswuth, will ich dem Andenken der Nachwelt überliefern für ewige Zeiten!

Der Cardinal Richelieu hatte in Betreff der katholischen Religion sehr laxe Ansichten. Als er einmal gefragt wurde, wie viel Messen erfodert würden, um eine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen, soll er geantwortet haben: „Ebenso viel als man Schneeballen braucht, um einen Backofen heiß zu machen." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 348. —— 13. December 1844.

Stimmen aus Ungarn.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 347.)

18. Ungarns Industrie und Cultur. Von J. v. Csaplovics. Leipzig, O. Wigand. 1843. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verf. widerlegt ohne weitere Einleitung die falschen Ansichten über die Ursachen des großen Zurückseins Ungarns in Industrie und Cultur überhaupt. Nicht die vielen Kriege des vorigen Jahrhunderts hätten dies verschuldet, nicht der Mangel einer Bürgerschaft, denn die königlichen Freistädte hatten Freiheiten genug und einen Einfluß auf die Gesetzgebung wie die Städte in England keineswegs; überdem seien der Marktplätze 783 und außerordentlich stark bevölkert (30—37,000 Einwohner); nicht der östreichische Zoll, welcher ja die innere Entwickelung nicht hindern könne, nicht die katholische Religion, wie man lächerlich genug behauptet habe, denn Belgien sei auch katholisch; nicht der Mangel an Eisenbahnen, denn gegenwärtig sei es weder möglich noch wünschenswerth, solche zu errichten; nicht die Verfassung, welche den Bauer drückt, denn in Östreich habe er größere Lasten, und in Italien gebe es neben den Grundbesitzern nur Taglöhner und Bettler; auch wären ja weder die freien Bezirke der Kumanen, Jazygen u. s. w. noch die adeligen Gemeinden weiter vorwärts; nicht der Mangel eines Creditgesetzes, denn der Landwirth, der mit fremdem Gelde wirthschaften wolle, verstehe die Landwirthschaft nicht; übrigens sei der Credit gewiß groß genug; denn die Ungarn besitzen eine erstaunliche Eminenz im Schuldenmachen und im Hintergehen ihrer Gläubiger; nicht die Unsicherheit des Gesetzes, denn in England sei das Gesetz viel unsicherer und der Proceß erfodere unerschwingliche Kosten; nicht die Aviticität, denn in England gebe es fast nur Majorate; nicht die Steuerfreiheit, welche Wildner so gern brechen möchte; noch das Nichtgelingen der Magyarisirungsplane des Grafen Zay, der in der magyarischen Sprache das „wunderthätige Arcanum für die Größe und das Glück Ungarns" findet und welche dennoch Ungarn gerade am meisten geschwächt hat. Mit allen diesen Zurückhaltungsgründen und den darauf gestützten Vorschlägen sei es nichts, sie passen zu den Bedürfnissen des Landes wie „asinus ad lyram".

Der Verf. unterscheidet dann eine doppelte Industrie, eine ländliche und eine städtische. In ersterer hat man in Ungarn noch nicht einmal die erste Stufe erklommen, denn „ein Viertheil der ganzen Fechsung (Ärnte), also bei 20 Millionen Metzen gehen rein durch Unwirthschaft verloren", und jährlich fallen viele Tausend Stück Vieh aus Futtermangel oder weil sie erfrieren; eine Hungersnoth tritt in dem gesegneten Ungarn durchschnittlich alle drei Jahre ein, und trotzdem fehlt es dann den deutschen Colonisten Ungarns nie an Brot; ihre Scheuern sind voll und ihr Viehstand herrlich. Davor kann nur eine gänzliche Regeneration des Schulwesens und der Volkserziehung retten, wenn auch in Ungarn dasselbe „nur jenem der Deutschen nachstehen dürfte, während es dem französischen und englischen gewiß voransteht". Die Slowaken bilden eine rühmliche Ausnahme in Ungarn; das Beispiel Tessedik's ist eins der rühmlichsten. Um das Volk industriös zu machen, schlägt der Verf. vor, ihm einigen Luxus beizubringen; denn um diesem zu fröhnen, wird es gern etwas mehr arbeiten. Das Beispiel wird bei den Magyaren nicht ausreichen; denn der Hunger ist gewiß ein thätiger Schulmeister; „aber bei manchen Völkern richtet auch dieser wenig aus; sie (die Magyaren) hungern wacker darauf los, statt sich zu bemühen, etwas zu verdienen". Die Hauptursache des Zurückbleibens aber liegt in der „Grundverschiedenheit der Völkerstämme Ungarns und ihrer Eigenschaften". In unserer gemäßigten Zone sind die Menschen je weiter nach Osten desto unbeweglicher und unthätiger. Der Magyare tanzt weinend, d. h. faul bis zum Weinen. Darum die Langsamkeit in der Industrie; von den Erfindungen sind nur die Weißgerberei und Knopfstrickerei ungarisch (aber nicht magyarisch). Der Verf. ist darum überzeugt, „daß die Industrie der Briten aus Ungarn in 10—20 Jahren aus Ungarn ein Paradies bilden, die Ungarn dagegen nach England verpflanzt in den ersten 14 Tagen verhungern würden". Das macht, meint er, die Verschiedenheit der Naturanlagen. Bei den Magyaren sind „Faulheit und Nationalstolz synonym", und nach einer magyarischen Schrift „ist die Sprache der Slowaken nur die Sprache der Heumäher und des Arbeitsvolks; die magyarische dagegen ist die Sprache der Herren, die aber doch nicht selten bei all ihrer Herr-

schaft auch herrschaftlich zu hungern verstehen". Der Verf. beweist dieses weiter aus den Gewerbeausstellungen in Pesth und aus den Handelslisten, in denen sich stets nur sehr wenige Magyaren befinden. „Alles Dies gehört zum Nationalstolz."

Die städtische Gewerbsindustrie beschäftigt den Verf. mehr; er untersucht zwei Fragen: ob Fabriken in großer Anzahl in Ungarn möglich, und dann, ob sie wünschenswerth seien? und beantwortet beide Fragen mit Nein; denn „der Magyare ist ein geborener Viehhirt und Feldbauer, und die Neigung zur Speculation steckt nicht in seinem Blute; den Speculanten verachtet er". Ungarn ist noch weit entfernt von Übervölkerung und hat keine Hände für Fabriken. Die einzige Tuchfabrik in Gacs, von Slowaken besetzt, macht eine Ausnahme. Andererseits gibt es zu wenig Städte in Ungarn, und es müßten mehre Hundert neue Städte angelegt werden, obgleich dies gesetzlich verboten ist. Der Verf. schließt dann folgendermaßen:

Meiner langen Rede kurzer Sinn ist, daß an unserm Zurückbleiben in der Industrie weder die frühern Kriege, noch unsere Justiz, noch Urbar, noch die östreichischen Zölle, noch die katholische Religion schuld ist, und daß wir uns ganz der Mühe überheben können, die Ursachen und Hindernisse anderswo als in uns selbst, in unserer Faulheit und phlegmatischen Natur zu suchen; und darum ist es das einzige Mittel, unsere Industrie zu heben, daß wir die Zahl der Freistädte durch Colonisation von industriösen, verständigen Fremden (!—?) vermehren.

Und durch ihr Beispiel auf die Inländer wirken. Dies wäre ein trauriges Mittel, und wenn es wirklich die einzige Rettung böte, der deutlichste Beweis von der Untauglichkeit der magyarischen Nation zu jedem höheren Zwecke.

In einem Nachtrage erwähnt der Verf. noch als eins der Haupthindernisse, daß so viele Ungarn außer Landes wohnen und daß man die besten Gegenstände aus Wien bezieht; so z. B. den Ehrenpocal, den die Reichsstände im J. 1836 dem verdienstvollen Paloczy darbrachten. In der ersten Beilage bringt der Verf. einige „wunderschöne Beispiele von der weltberühmten britischen Freiheit und Justiz". In der zweiten Beilage zeigt er „wie die magyarische Sprache in Ungarn verbreitet werden sollte. Das freiwillige Lernen des Magyarischen ist durch einige unzweckmäßige Mittel seltener geworden, weil diese der menschlichen Natur gerade zuwider sind. Der Verf. zeigt dies recht humoristisch an der Rhinoplastik, er meint, mit dem Magyarischen wäre es so, als wenn sich Jemand von seiner Armhaut eine neue Nase wollte wachsen lassen. Die magyarische Sprache als Geschäftssprache anerkannt, hätte man alles Übrige dem natürlichen Entwickelungsgange überlassen sollen; keine odiosen Ausfälle, Spionerien, Verdächtigungen sogar, worin sich hauptsächlich der Graf Zay auszeichnete. Unerhört! Der General-, Kirchen- und Schulinspector verleumdet, brandmarkt seine eigenen Kirchengenossen auf das unbesonnenste und denuncirt sie sogar als Staatsverräther, nur — um die magyarische Sprache unter ihnen zu verbreiten. Die Sprache vor Gericht sowie in den Schulen hätte man Jedermann freistellen sollen; das wahre Mittel der Verbreitung liege in der Civilisation, im geistigen Übergewicht. Zum Schluß steht noch eine Übersicht der ungarischen Kriegsmacht nach Nationen. *)

J. P. Jordan.

Kunstgeschichtliche Literatur in Frankreich.

Eléments d'archéologie nationale, précédés d'une histoire de l'art monumental chez les anciens, par le Dr. *Louis Batissier.* Paris 1843.

Die Bedeutung des archäologischen Studiums, als des zuverlässigsten und sichersten Leitfadens im Irrgarten und Wirrwarr der völkergeschichtlichen Überlieferungen, ist heutzutage allgemein anerkannt und völlig unbestritten. Die Archäologie war indeß bis auf die neueste Zeit ausschließlich trockene Fachwissenschaft und als solche größern gebildeten Kreisen fremd geblieben. Niemand dachte daran, die in einer Unzahl von Specialwerken und in Tausenden von Memoiren und Monographien zerstreuten Forschungen und Mittheilungen in einem Handbuche zu verarbeiten und diesem Handbuche das populaire, gefällige Gewand zu geben, welches die französische Dilettantenwelt, wenn ernste Werke dieser Art bei ihr Eingang finden sollen, durchaus fodert. Schon der gute Wille des Verf., einen populairen Grundriß der französischen National-Archäologie zu liefern, verdient daher von vornherein unser Lob, und die Art, wie er seinen guten Willen durch den Druck ins Werk gesetzt, dünkt uns praktisch und zweckmäßig. Seine Arbeit zeichnet sich zwar nicht durch neue Entdeckungen aus; doch ist sie, da sie gedrängt geschrieben ist, ihre Sätze belegt und mit entsprechender Auswahl auf die Ausführungen anderer Schriftsteller hinweist, ein dankenswerthes Geschenk für Diejenigen, welche von der Geschichte der Baukunst im Alterthum und im französischen Mittelalter eine kurze, aber befriedigende Übersicht zu erhalten wünschen. Wir glauben das Buch nicht besser empfehlen zu können als durch eine gedrängte Inhaltsanzeige.

In der Einleitung werden zunächst die verschiedenen Stadien der römischen und griechischen Archäologie seit der wiedererwachten Liebe zum classischen Alterthum abgehandelt. Nach dem Vorgange D. Müller's, dessen von Ricard übersetztes „Handbuch der Archäologie der Kunst" vielfach zu Grunde gelegt ist, unterscheidet der Verf. bei den neuern Bearbeitungen der alten Kunst drei Perioden, nämlich die künstlerische des 15. und 16., die antiquarische des 17. und die wissenschaftliche des 18. und 19. Jahrhunderts, die vielleicht bezeichnender die ästhetische, die philologische und die philosophische genannt würden. Eine Kritik der Schönheitstheorien des vorigen Jahrhunderts und der modernen archäologischen Studien über Ägypten, Indien, Asien u. s. w., eine allgemeine Übersicht über das Gebiet der französischen National-Archäologie, eine Charakterisirung der Hauptmerkmale französischer Kunstdenkmäler, eine Beurtheilung der namhaftesten Forscherwerke über celtische, gallisch-römische und national-französische Alterthümer, und einige Hindeutungen auf den mangelhaften Zustand des öffentlichen archäologischen Unterrichts in Frankreich beschließen die Einleitung. Die Geschichte der Baukunst bei den Alten beginnt mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den Ursprung der Architektur überhaupt. Bekanntlich hat man die ersten Entwickelungsmomente der verschiedenen Bausysteme aus dem Höhlenbau der Troglodytenstämme, aus dem Zeltbau der Nomadenschwärme und dem Hüttenbau der ackerbautreibenden Völker herleiten wollen. Die ältesten indischen Bauten erinnern mit ihren plumpen, kurzstämmigen und dicken Architekturformen an Grotten, welche Men-

*) Ein dritter Artikel folgt später. D. Red.

schethände in Felsen ausgehöhlt. Hr. Batissier beschreibt genau und umständlich die Monumente der alten Inder, die Grottenbauten, die theils an Ort und Stelle in Felsgebirgen ausgehauen, theils von anderweitig herbeigeschafften Baumaterialien aufgeführt sind. Er gibt uns das Geleit in die Höhlentempel auf Elefante und von Ellora mit ihren wundersam barocken Pfeilerbildungen, in die Pagoden von Tritschinapali, Chalembrom, Piringam, Jaggernath u. s. w.; und theilnehmend verfolgen wir seine Beschreibung der Ruinen von Babylon, Persepolis und Jerusalem, und sein Bemühen, die berühmtesten Denkmäler dieser großen Hauptstädte Asiens nach schriftstellerischen Überlieferungen vor der Phantasie des Lesers möglichst treu wieder aufzubauen. Der Kunst bei den Chinesen ist ebenfalls ein eigner Abschnitt gewidmet, worin besonders hervorgehoben wird, daß der Bauweise der Chinesen eine unmittelbare Nachahmung des Nomadenzeltes zu Grunde liegt. Die Hauptbauwerke dieses Theils von Asien nehmen sich in der That aus wie aufeinander gethürmte Zelte mit umgebogenen Ecken. Den schlagendsten Beleg dazu liefern die bedeutsamsten Monumente der Chinesen, die sogenannte Taa, „polygonförmige Thürme, schlanke Pyramiden, die den Geistern geweiht sind. Sie haben meist achteckige Grundanlage und steigen in sechs bis zehn Stockwerken empor, jedes obere um etwas verjüngt, und jedes mit einem durchbrochen gearbeiteten Geländer und einer Balkenlage versehen, die als Traggesims einer buntgeschweiften, an den Ecken mit lustig klingenden kupfernen Glöcklein behängten Daches dient. Eine inwendig angebrachte Treppe führt auf die Spitze des Baues, welche in eine Stange mit Eisenringen, die an den Ecken des letzten Daches befestigt sind, ausläuft".

Einem davon ganz abweichenden Bausystem begegnen wir in den Teocallis, d. h. den Tempelbauten der ältesten mejicanischen Religion. Sie erheben sich zwar ebenfalls in pyramidaler Gestalt, haben aber mit dem Pyramidenbau Hindostans, Ägyptens und Chinas nicht die geringste Verwandtschaft. Nachdem die wichtigsten architektonischen Denkmäler in Amerika abgehandelt sind, kommen die Monumente von Afrika und Kleinasien an die Reihe. Der Verf. macht seine Leser mit den Ergebnissen aller Entdeckungen und Forschungen neuester Zeit in Betreff der ägyptischen Denkmäler bekannt. Die unterirdischen, künstlich in Granit- und Porphyrfelsen ausgehöhlten Tempel, namentlich die merkwürdigen Felsengrotten von Ipsambul mit ihren Kolossalstatuen von riesigen Dimensionen, werden sorgfältig geschildert und auch die andern ägyptischen Bauten, die unermeßlichen Monumente von Theben und Memphis, die Hypogeen und Pyramiden, die Malerei und Bildnerei bei den alten Ägyptern ausführlich abgehandelt. Sodann auf die ersten Anfänge der Baukunst bei den abendländischen Völkern übergehend, bespricht der Verf. die ältesten Werke griechischer Hände, die Riesenmauern der Akropolen, die sogen. Cyklopenmauern, und gibt darauf eine Übersicht über die verschiedenen Bauordnungen, nach den Grundsätzen der sich auf Vitruv stützenden modernen, und nach dem Studium der reinsten Monumente des classischen Alterthums. Die diesem Capitel in großer Anzahl beigegebenen und in den Text eingedruckten Zeichnungen machen die trockenen Details anschaulich und das Ganze sehr kurzweilig.

Nach drei, der griechischen, etruskischen und römischen Kunst gewidmeten Abschnitten, geht der Verf. auf die französischen Alterthümer über, für die er drei Perioden annimmt: die celtische, die gallisch-römische und die national-französische. Die celtische Periode mit ihren verschiedenen Arten von Denkmälern, als da sind: die peul-vans oder men-hirs (Steinpfeiler), die barrows oder gal-gals (Hünengräber), die cromlechs und lichaven (Steinsätze), die Dol-men (Opfersteine), die Kist-ven (Wackenbetten), die pierres tournantes oder branlantes (Dreh- oder Wackelsteine) und die Steincolonnaden, wird erschöpfend abgehandelt, und alsdann nicht blos die gallisch-römische Kunst- und Culturepoche, sondern auch die römische Welt selbst in ihren schönsten Tagen wiederhergestellt. Bei der Beschreibung der verschiedenen römischen Bauanlagen schildert der Verf. gelegentlich die Volks- und Privatsitten, die gottesdienstlichen Gebräuche, die Spiele, die Feste und selbst das öffentliche Verwaltungswesen der Römer. Diese überaus lehrreichen Andeutungen und Nachweisungen finden sich zerstreut in den Abschnitten über Mörtelarten, Mauerkitte, Anwürfe, Steinsetzungen, Pflasterungen, Mosaiken, Backsteine, Ziegel, Ringmauern, Stadtthore, Heerstraßen, Brücken, Ehrensäulen, Wegsäulen, Cippe, Altäre, Tempel, Bäder, Triumphpforten, Wasserleitungen, Brunnen, Häuser, Paläste, Villen, Theater, Amphitheater, Naumachien, Circus, Hippodrome, Grabmäler, Lagerbauten, Festungswerke, lateinische Inschriften, Thongefäße, bemalte Vasen, Münzen und geschnittene Steine.

Die Einleitung zur Kunstgeschichte des französischen Mittelalters bilden mehre Capitel über die ältesten Monumente der christlichen Religion. Der Verf. führt uns in die römischen Katakomben, beschreibt die alten unterirdischen Andachtskapellen der ersten Christen, die Krypten, die Gräber der Märtyrer, und ertheilt Auskunft über Symbolik der altchristlichen Bildnerei und Malerei. Besonders unterrichtend ist der Abschnitt, welcher den Ansichten der Kirchenväter und Kirchengeschichtschreiber über die Schönheit Christi und seiner Mutter, und von den ältesten Bildnissen Jesu, der heiligen Jungfrau und der Apostel Petrus und Paulus handelt. Die fleißigen Forschungen des Verf. geben diesem vielfach abgehandelten Gegenstande großes Interesse. Hr. Batissier bespricht darauf den christlichen Basilikenbau, der nach der Bekehrung Konstantin's zum Christenthum, vom vierten Jahrhundert an, im ganzen römischen Reiche aufkam, und zeigt deutlich den Zusammenhang der weltlichen Basiliken mit den kirchlichen; er macht den Leser mit den Haupteigenheiten in der Anlage dieser letztern Bauten bekannt, sowie mit den Modificationen, die später eintraten, als der Grundplan in Form eines lateinischen Kreuzes allgemein angenommen war, und läßt dabei interessante Details über das Ciborium, die Kanzel (ambo), den Altar, die confessio, das testimonium, das Senatorium, das Matronäum u. s. w. der ersten christlichen Kirchen mit einfließen.

Während die christliche Kunst im Abendlande zur Ausbildung gelangte, nahm sie ebenfalls einen glänzenden Aufschwung im Morgenlande. Die Byzantiner legten bei ihren Basilikalbauten die Gestalt des griechischen Kreuzes zum Grunde und überwölbten sie mit einer oder mehren majestätischen Kuppeln. Eine treffliche Beschreibung der Sophienkirche von Konstantinopel gibt einen lebendigen Begriff von der Anlage und Pracht der griechischen Kirchen. Der byzantinische Baustil blühte nicht blos im Orient, sondern verbreitete sich auch nach dem Abendland und bis nach Rußland. Die ersten Bauten der Perser und Araber waren ebenfalls in diesem Stile, der sich nach und nach unter dem Einflusse des national-arabischen und maurischen Geschmacks veränderte und in der Alhambra den höchsten Grad einer eigenthümlich prachtvollen Ausbildung erreichte.

Zur bequemern Übersicht über das kunsthistorische Gebiet des französischen Mittelalters unterscheidet der Verf. folgende Baustile:

Erste Periode. Rundbogenbau.

Lateinischer (römisch-christlicher) Stil; vom 4. bis 11. Jahrhundert.

Erster romantisch-byzantinischer Stil; 11. Jahrhundert.

Zweite Periode. Rund- und Spitzbogenbau.

Zweiter romanisch-byzantinischer Stil; Ende des 11. und 12. Jahrhunderts.

Dritte Periode. Spitzbogenbau.

Erster oder lanzettenförmiger Spitzbogenstil; 13. Jahrhundert.

Zweiter oder strahlenförmiger Spitzbogenstil; 14. Jahrhundert.

Dritter oder flammenartiger Spitzbogenstil; 15. Jahrhundert und erste Hälfte des 16.

„Die Archäologen", sagt der Verf., „haben bisher die Charaktere dieser verschiedenen Stile besonders an Kirchenbauten aufgesucht. Unsers Bedünkens kann indeß das Studium der französischen Kunstalterthümer viel vereinfacht werden. Jede Baute zeigt eine Anordnung von Linien, eine Zusammenfügung von Materialien und eine Anwendung von Zierathen, die auf den ersten Blick ihren Stil erkennen lassen. Die Form der Bogen, die Fügung der Steine, die Profilirung der Gesimse, die Zeichnung der malerisch oder bildnerisch geschmückten Flächen reichen vollkommen hin, um das Alter eines Gebäudes zu bestimmen, mag es eine Kirche oder ein Kloster, eine Burg oder eine Privatwohnung sein. Wir wollen zunächst so zu sagen abstract die Hauptzüge der Architektur in ihren verschiedenen Perioden durchgehen und alsdann speciell die kirchlichen und bürgerlichen Bauten des französischen Mittelalters in ihrer Gesammtheit und ihren Einzelheiten vornehmen."

Hieraus ersieht man den Gang, den der Verf. befolgt hat. Die in diesem Theil des Buches zahlreich eingestreuten Abbildungen machen die Hauptdetails in dem im 11. und 12. Jahrhundert in allen Theilen von Frankreich herrschenden Kunstgeschmack leicht erkenntlich. Man sieht auf den ersten Blick den merklichen Unterschied zwischen dem normännischen und burgundischen, dem auvergnischen und provençalischen Stil. Wir brechen hier ab, in der Hoffnung, daß vorstehende gedrängte Inhaltsanzeige genügen werde, eine deutliche Vorstellung von der Reichhaltigkeit eines Buches zu geben, das, wenn auch eben nicht gemacht, unsern deutschen Kunsthorizont weiter hinauszurücken, doch ganz geeignet ist, die bei französischen Gelehrten sowol als Laien noch vielfach verbreiteten beschränkten Halbkenntnisse und falschen Vorurtheile über mittelalterliche Kunst wesentlich zu erweitern und zu berichtigen. 27.

Literarische Notizen aus England.

Das literarische Eigenthum an Übersetzungen.

Auch in England ist die Frage auf das Tapet gekommen, die bei uns Sue's „Juif errant" und die davon veranstalteten Übersetzungen zum Gegenstande öffentlicher Erörterung und privatrechtlichen Streites machten, ob nämlich das literarische Eigenthumsrecht auch auf Übersetzungen ausgedehnt werden könne. Das „Athenaeum" spricht sich über diese Streitfrage folgendermaßen aus: „Der Anspruch, daß man ein «Übersetzungsrecht» feststellen soll, ist ganz neu; denn bisher wurden fremde Werke als ferae naturae, oder, wenn man lieber will, als ein Quell betrachtet, woraus Jeder, wer Lust hatte, seinen Becher füllen konnte. Nun soll, wie es scheint, dem Erstkommenden, nachdem er sich selbst bedient, gestattet werden, alle Andern als Strolche, Schnapphähne und Räuber wegzujagen. Betrachten wir die Folgen davon. Wenn ein Schriftsteller sich selbst vor Übersetzern schützen könnte, wenn ihm gestattet wäre, irgend eine Art Macht oder Überwachung in Bezug darauf durch eine Übertragung ausschließlichen Vorrechts oder eine Beschränkung des Rechts auszuüben, so könnte er die Erlaubniß auch ganz und gar zurückhalten. Es ist keine sehr wahrscheinliche, aber eine sehr mögliche Ausübung einer Befugniß; denn ein volksthümlicher Schriftsteller würde nur schwer von dem geringen Geldwerthe des Vorrechts überzeugt werden können und dessen Annahme entrüstet zurückweisen. Und weshalb soll die Befugniß zugestanden werden? Der Verf. kann sich jetzt die Priorität der Übersetzung mittels einer ausdrücklichen Vereinbarung und die Überlassung von Probebogen, wie sie aus der Presse kommen, sicher stellen; und dies geschieht häufig, wodurch das ursprüngliche Werk und die Uebertragung zugleich erscheinen können. Aber nach der Veröffentlichung der erstern kann keine andere Beschränkung eintreten als die durch den Umstand veranlaßt wird, daß bereits eine Übersetzung auf dem Markt und folglich wenig Aussicht vorhanden ist für eine zweite, es sei denn, daß die erste zu einem allzu hohen Preis ausgegeben worden ist. Schriftsteller selbst haben wenig Interesse an einer solchen Beschränkung der Übersetzungen; bei ihnen heißt es «je mehr, je lieber», sie würden sich eher mit schlechten Übersetzungen zufrieden geben als mit gar keinen. Aber gesetzt, daß es einige darunter geben möchte, die eine solche Ehre sich verbitten, könnten diese nicht noch weiter gehen und ein internationales Recht verlangen, bestimmt, ihnen und ihren Schriften Schutz gegen unfähige und stümpernde Übersetzer zu gewähren?" Dabei wird vom Verf. noch eine andere Frage hervorgehoben, ob bei einem derartigen Gesetz nicht ein Unterschied zwischen unmittelbaren Übersetzungen und Übertragungen aus der zweiten Hand gemacht werden müßte. Als Beispiel wird angeführt, daß die Erzählungen der Bremer in England durch Übersetzungen aus den deutschen Übertragungen bekannt worden seien. Wenn man also keinen Unterschied zwischen der Übersetzung aus dem ursprünglichen Werk und der aus der Übersetzung in einer dritten Sprache festsetzen wolle, so könne es geschehen, daß dieses Prioritätsrecht häufig die Interessen der Literatur selbst beeinträchtige, indem es einer Arbeit der letztern Art ein Vorrecht zugestehe, welches eine getreuere Übersetzung aus des fremden Schriftstellers eigenen Worten erschwere oder unmöglich mache. Das „Athenaeum" glaubt aus allen diesen Gründen und weil streitige Fälle in Bezug auf Mitbewerbungen unter Übersetzungen selten sind, auch das Erscheinen wohlfeiler Übersetzungen wichtiger und unterhaltender Werke erschwert werden möchte, daß keine Veranlassung vorliege, besondere gesetzliche Bestimmungen darüber zu erlassen.

Capitain W. H. Smyth, ein Seemann in englischen Diensten, welcher sich besonders große Verdienste um Aufnahme der Küsten des Mittelländischen Meeres erworben, beschäftigte sich nach seiner Zurückkunft von diesen langjährigen Arbeiten nach England mit Astronomie, zu welchem Zwecke er auf seiner Besitzung zu Bedford ein kleines Observatorium baute, wo er besonders der Beobachtung der Doppelsterne und Nebelflecke oblag. Er hat jetzt in einem zweibändigen Werke: „A cycle of celestial objects, for the use of naval, military and private astronomers etc.", die Ergebnisse seiner Beobachtungen, die im Ganzen 850 Gegenstände umfassen, veröffentlicht. Was diesem Werke einen besondern Werth verleiht, ist, daß es außer den Beobachtungen eine Menge unterrichtender und unterhaltender geschichtlicher und anderer Thatsachen enthält, die es auch für Laien interessant machen und dadurch unter diesen die Neigung zu astronomischen Studien hervorrufen können, um so mehr, als alles Dies in einem kecken, lustigen, volksfaßlichen Seemannstone behandelt wird. So erzählt er unter Anderm: „Der alte Thomas Hood bemerkte schon 1590, daß der Grund, «weshalb der Orion an den Himmel versetzt worden», kein anderer war als «um den Menschen die Lehre zu geben, daß sie sich auf eigene Kraft nicht allzusehr verlassen dürfen». Im J. 1807 beschloß (?) die Universität Leipzig, daß die Sterne im Gürtel und Schwert des Orion das Sternbild Napoleon genannt werden sollten." Diese gelehrte Körperschaft, meint nun Capitain Smyth, müsse eine Abschrift von Hood's Abhandlung besessen haben.

Der Verf. des durch die Lebendigkeit seiner Schilderungen persischer Zustände bekannten Romans: „Der Kissilbaschi", J. B. Fraser, hat einen ähnlichen Schauplatz zum Boden seiner jüngsten Erzählung „The dark falcon; a tale of the Attruck" (4 Bde.) gewählt, die alle Vorzüge in sich vereinigt, die seinen frühern geschichtlichen Romanen zukommen. Er ist reich an Schilderungen orientalischer Sitten und Charakterzüge, über die er den eigenthümlichen Reiz poetischer Darstellung auszugießen weiß. Der Roman hat wie seine frühern einen geschichtlichen Hintergrund. 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 349. —— 14. December 1844.

Zur Charakteristik amerikanischer Dichter.

Nach Rufus Griswold's „The poets and poetry of America".

Wer sich gewöhnt hat, Amerika nur als das Land der Eisenbahnen und Maschinen zu betrachten, der wird sich, dem uns vorliegenden großen und schön ausgestatteten Bande voll Poesie gegenüber, des Staunens nicht erwehren können und mit Zweifel und Bedenken an die nähere Prüfung seines Inhalts gehen. Von einzelnen reichbegabten Dichtern war uns inzwischen bisher schon Kunde gekommen, und wer möchte glauben, daß ein in frischer Kraft der Jugend emporstrebendes Volk aller Poesie entbehren könne? Daß ein Sammler aber, gleichsam mit einem Griffe in die Erzeugnisse amerikanischer Muse, von mehr als hundert Dichtern mehre tausend Gedichte, alle in die neue und neueste Zeit fallend, umfassen würde, dürfte ein redender Beweis sein, daß die junge Muse, trotz des Druckes praktischer Bestrebungen, ihre Schwingen hebt und ein frisches, kräftiges Leben beginnt, das reiche Blüte verheißt, und vielleicht eben durch den Grund und Boden, auf dem es ersteht, vor manchen Auswüchsen geschützt bleibt, deren sich andere Völker erst im Laufe der Zeit und nicht ohne Mühe zu entledigen wußten. Diese Dichtung, über die uns hier mit einem Male ein weiter Blick gestattet wird, ist aus begreiflichen Gründen wesentlich lyrisch; sie klammert sich einestheils an fremde, besonders englische und auch deutsche Poesie an, ohne ihre Originalität dadurch einzubüßen, die durch ihr volksthümliches Bewußtsein und die örtliche Beschaffenheit ihres heimatlichen Landes gesichert ist; sie entwickelt, ohne sich ferner durch die Größe und Eigenthümlichkeit des letztern beherrschen zu lassen, eine reiche Innerlichkeit, deren Tiefe und Fülle, deren Wahrheit und Mannichfaltigkeit der Anschauungen auf ein freies und ursprüngliches Gemüthsleben hinweist. Dazu endlich eine wohlgebildete Form, die oft sich zur Schönheit erhebt, aber oft noch des Maßes entbehrt und durch sichtbaren Mangel an Geschmack verräth, daß es ihr zur Zeit noch an jener technischen Fertigkeit und Sicherheit gebricht, die erübt und erlernt sein will. Eine größere Anzahl von Gedichten, als es bei einer deutschen oder englischen Anthologie verzeihlich scheinen würde, sind mittelmäßig und leiden an unerträglicher Länge und Breite. Nichtsdestoweniger finden wir so viel des Schönen, echt Poetischen, daß wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen glauben, wenn wir ihnen einige der Hauptdichter dieser Sammlung vorführen, und auf einen kurzen Abriß ihres Lebens einige Proben in Übersetzungen folgen lassen. Über Mangel an neuen und originellen, meist tief empfundenen poetischen Gedanken wird sich Niemand beklagen können, die Ausführung aber würde ein deutscher Dichter vielfach anders versucht haben.

Wir enthalten uns jetzt alles weitern Urtheils und wenden uns zunächst zu einigen der schon bekanntern Dichter.

1. H. W. Longfellow.

Longfellow (mit Vornamen Henry Wadsworth) ist am 27. Febr. 1807 in der Stadt Portland geboren. Im vierzehnten Lebensjahre trat er in Bowdoin College ein und erhielt in demselben Seminar 1825 den Grad eines Baccalaureus. Im folgenden Frühlinge ging er nach Europa, besuchte Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland, studirte in Göttingen und kehrte im Sommer 1829 über England wieder nach seiner Heimat zurück, wo er bald danach bei dem genannten College als Professor der neuern Sprachen angestellt ward. Schon im J. 1835 verzichtete er auf seine Professur und begab sich noch einmal nach Europa, um die Sprachen und Literaturen der nördlichen Völker zu studiren. Er verlebte zu diesem Ende den Sommer in Dänemark und Schweden, den Herbst und Winter in Deutschland und den folgenden Frühling und Sommer in Tirol und der Schweiz. Erst im Oct. 1836 kehrte er nach den Vereinigten Staaten zurück, und ward am Harvard College in Cambridge nunmehr als Professor der französischen und spanischen Sprache angestellt.

Seine frühesten metrischen Compositionen waren schon in Braunschweig, ehe er noch Professor war, für die „United States Literary Gazette" geschrieben. Von dieser Zeit an hat er als Dichter gegolten und seine Erzeugnisse, die mit jedem Jahre, gleiches Schrittes mit seiner Gelehrsamkeit und seinem Geschmacke, an Vollendung gewannen, sind ungemein viel gelesen und bewundert worden. Als er dann bei demselben College Professor ward, in welchem er selbst seine erste Bildung

erhalten hatte, verfaßte er einige der elegantesten und scharfsinnigsten Artikel, die in dem „North American review" erschienen sind; seine Übersetzung von „Coplas de Manrique"; und „Outre Mer, a Pilgrimage beyond the Sea". Im J. 1839 erschien sein „Hyperion", eine der schönsten Prosacompositionen Amerikas; 1840 die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: „Stimmen der Nacht" und im Anfange des vorigen Jahres seine Balladen und andere Gedichte. Darunter befanden sich unter Anderm eine Ballade in dem Stile der alten nordischen Poesie, „The Skeleton in Armour" genannt, und die Übersetzung von Tegnèr's „Nachtmahlskindern". Tegnèr aber war in Amerika schon früher durch eine ausführliche gelehrte Kritik mit eingestreuten Übersetzungen der schönsten Stellen seiner „Frithiofssaga", bekannt geworden, die Longfellow kurz nach seiner zweiten Rückkehr von Europa für das Journal „North American review" geschrieben hatte.

Nicht weniger gelungen ist seine Übertragung von Tegnèr's berühmten „Nachtmahlskindern", die man, nach Geist und Form, eine genaue Reprodution dieses Gedichtes nennen kann. Seine Übersetzungen aus Sprachen des Continents ins Englische, besonders aus dem Deutschen, Spanischen und Schwedischen, sind unübertrefflich; aber die Übertragung des genannten Werks war von allen der schwierigste Versuch, den er hatte wagen können, da die für die Construction des Hexameters so unerlaßlichen spondeischen Wörter im Englischen ebenso selten sind als häufig im Griechischen, Lateinischen und Schwedischen.

Das obgedachte „Skeleton in Armour" ist das längste und schönste seiner Originalgedichte. Die Idee dazu gab die kürzliche Ausgrabung eines Gerippes in vollständiger Rüstung in der Nähe eines alten Thurms, der im 12. Jahrhundert von den Skandinaviern errichtet sein soll. „Aber auch seine andern Werke", heißt es in der biographischen Einleitung, „sind ungemein malerisch und durch ihre feine, kunstgerechte Vollendung ausgezeichnet. Er hat Gefühl, reiche Phantasie und ausgebildeten Geschmack, und gehört überhaupt zu den wenigen amerikanischen Dichtern, deren Werke für die Nachwelt geschrieben sind."

Die zehn Gedichte, welche in der Anthologie aufgeführt sind, führen die Überschriften: „A Psalm of life", „The light of stars", „Endymion", „Footsteps of angels", „The beleaguered city", „It is not allways May", „Midnight mass for the dying year", „The village Blacksmith", „Excelsior", „The rainy day", „Maidenhood".

Wir versuchen eins und das andere zu übersetzen:

1. Der Regentag.

Ein kalter, finst'rer, trauriger Tag!
Es regnet und nimmer der Wind läßt nach:
Der Wein umklammert die schwankende Zinn', —
Bei jeglichem Rauschen das Laub stirbt hin,
Und der Tag ist schwarz und schaurig!

So kalt und traurig mein Lebenstag!
Es regnet und nimmer der Wind läßt nach:
An flücht'ges Vergang'nes sich klammert mein Sinn,
Die Hoffnung der Jugend stirbt jählings dahin,
Und die Tage sind schwarz und schaurig.

Sei still, trüb Herz, und traur' nicht mehr:
Hinter Wolken leuchtet die Sonne daher!
Dein Loos ist das Los, das Aller gemein,
In jeglichem Leben muß Regen auch sein —
Und Tage schwarz und schaurig.

2. Die belagerte Stadt.

Um Mitternacht — so las ich das Mär
In alter mystischer Sag', —
Belagert' ein bleiches Geisterheer
Die Mauern einst von Prag.

Da bei der Moldau Strome stand
Im Mondschein licht und klar,
Als ob der Träume Graus sie band,
Der Todten Kriegerschar.

Wie Meeresnebel zog über Land
Das weiße Lager sich hin,
Und kummervoll und dumpf sich wand
Der Fluß dazwischen hin.

Nicht Schildwachtschritt, nicht Trommelklang, —
Keine Stimm', kein Schall, kein Schuß!
Das neblige Banner die Luft umschlang,
Wie Wolken im Wolkenkuß.

Doch als vom Dom zum Frühgebet
Der Glocken Ruf erschallt,
Ist flugs das weiße Zelt verweht
Und durch die Luft es wallt.

Durchs breite Thal, so schnell, so fern
Flieht das verwirrte Heer;
Siegreich ersteht der Morgenstern —
Todt war das Geisterheer.

Im Menschenherzen, dem Wunderbuch,
Da las ich das alte Mär,
Von schrecklichen Bildern von Lug und Trug
Die Seele belagert wär'.

Im Lager, dort an des Lebens Strom,
Bei der Einbildung Nebellicht,
Der Riesengestalten und Schattenschar
Der Nächte Schwarz durchbricht.

Auf mitternächtlichem Kampfplatz zieht
Gespenstisch das Lager sich hin,
Und trüb und dumpf dazwischen zieht
Der Lebensfluß sich hin.

Und von des Grab's Armee hört nicht
Man Stimm', oder Klang, oder Schuß:
Kein andrer Klang die Luft durchbricht
Als der brausende Lebensfluß.

Und ruft der Kirche Glockenklang
Die Seele zum Gebet, —
Der Nächte Schreckbild hört den Sang, —
Die Schatten sind verweht.

Durchs breite Thränenthal so fern
Die Gespensterschar sich zieht:
Es scheint des Glaubens Morgenstern —
Und Furcht und Schrecken flieht.

Minder gelehrt und tief und in der Form vielleicht weniger vollendet, aber leichter, anmuthiger und sinniger ist:

2. Charles Fenno Hoffman,

der vor Allen auf den Namen eines Dichters Ansprüche hat, und unter uns schon ziemlich bekannt geworden ist. Die folgenden ausführlichen biographischen Notizen wer-

den um so willkommener sein, als ein Feuilletonist der „Aachner Zeitung", der den Poesien Hoffman's seit Jahren seine Aufmerksamkeit gewidmet zu haben gesteht, dennoch nicht im Stande war, über sein Leben mehr als wenige Zeilen mitzutheilen.

Der Verf. von „Greyslaer", „Wild Scenes in the Forest and the Prairie" u. s. w. ist der Sohn des verstorbenen ausgezeichneten Juristen gleiches Namens, eines der ersten amerikanischen Advocaten, der schon im 17. Jahre den ersten Proceß gewann. Charles Fenno ist das Kind einer zweiten Heirath. Sein mütterlicher Großvater war John Fenno in Philadelphia, einer der tüchtigsten politischen Schriftsteller zur Zeit Washington's. Die Familie, sehr zahlreich in dem Staate Neuyork, pflanzte sich sehr frühe in dem Hudsonthale an und spielt in der Geschichte von Peter Stuyvesant's goldener Herrschaft eine bedeutende Rolle.

Hoffman wurde im J. 1806 in Neuyork geboren. Als sechsjähriger Knabe kam er in eine lateinische Elementarschule dieser Stadt, von der er im neunten Jahre auf die Poughkeepsie-Akademie gebracht wurde, ein Seminar am Hudson, etwa achtzig Meilen von Neuyork entfernt, welches damals in großem Ansehen stand. Die harte Behandlung, welche er hier empfing, veranlaßte ihn indessen bald, davonzulaufen, und da sein Vater sah, daß die Strenge ihn keineswegs gefördert hatte, so bestand er nicht auf seine Rückkehr, sondern übergab ihn der Sorge eines tüchtigen Schotten in einer der Landstädte von Neujersey. Bei einem Besuche in der Heimat, etwa im zwölften Lebensjahre, hatte er einen Unfall, der die Amputation des rechten Beines, über dem Knie herbeiführte. Die nähern Details finden sich genau in der „Ney-York evening post" vom 25. Oct. 1817 berichtet: es ergibt sich daraus, daß er mit dem Beine zwischen ein eben anlegendes Dampfschiff und den Landungsplatz gerathen war. Man würde glauben, dieser Verlust müsse ihn für immer für die Spiele und Belustigungen der Jugend untauglich gemacht und auf seine Studirstube beschränkt haben; statt dessen wandte er sich nur mit um so entschiednerm Ehrgeize Schwimm-, Reit- u. dgl. Übungen zu und vernachlässigte darüber wol gar Wichtigeres. Auch in Columbia College, welches er in dem Alter von 15 Jahren betrat, zeichnete er sich mehr in gymnastischen Künsten als in Wissenschaften aus. Nichtsdestoweniger, und obgleich er bei seinen Commilitonen in größerm Ansehen stand als bei seinen Vorgesetzten, wurde ihm im dritten Jahre, als er das College verließ, der Ehrengrad eines Master of arts übertragen.

Unmittelbar nachdem er das College verlassen hatte, begann er das Studium der Rechte, wurde im einundzwanzigsten Jahre Advocat und prakticirte die nächsten drei Jahre bei den Gerichten von Neuyork. Während dieser Zeit schrieb er anonym für den „New York American" und verband sich später mit dem Herausgeber desselben, Charles King. Seinem Berufe als Advocat entsagte er um so mehr, als ihn seine Neigung für Bücher, Gesellschaft, Angeln und Jagen (rod and gun) doch auf keinen sonderlichen Erfolg hoffen ließ. Wir haben aus dieser Zeit ein Gedicht, betitelt „Forest Musings", von ihm, welches sein Inneres und den Hang zum Forst- und Naturleben deutlich schildert.

Seit dieser Zeit widmete er seine Aufmerksamkeit fast ungetheilt literarischen Beschäftigungen. In dem „American" schrieb er eine Reihe glänzender Artikel, mit einem Stern bezeichnet, die allgemeine Theilnahme erregten. Im J. 1833 ging er seiner Gesundheit wegen von Neuyork nach dem „fernen Westen", und seine Briefe, die er in jener Zeit schrieb, erschienen in dem genannten Journale, bis sie 1834 in den „Winter im Westen" aufgenommen wurden, dessen zweite Ausgabe bald nach der ersten, neuyorker, in London erschien. Dies Werk, welches manche Auflagen erlebt hat, wird so lange populair bleiben, als man malerische Darstellung von Natur und Charakteren, in einem ebenso reichen als reinen Stile, bewundern wird. Sein nächstes Werk, die „Wild scenes in the Forest and the Prairie", erschien 1837 und enthält gleich seinem Vorgänger wundervolle Naturschilderungen, durchwebt mit Legenden des westlichen Landes und beschreibender Poesie. Darauf folgte eine Novelle oder Roman, „Greyslaer", gegründet auf den Criminalproceß des Beauchamp, des Mörders des Obersten Sharpe, dessen Einzelheiten ausführlich in dem Anhange zu seinem „Winter" erzählt sind. „Greyslaer" war eine sehr erfolgreiche Novelle, zwei Ausgaben erschienen in demselben Jahre in Neuyork, eine in Philadelphia und eine in London. Es stellte ihn an die Spitze amerikanischer Novellisten. Mit seltenem Glücke beschreibt er darin das amerikanische Forst- und wilde Kriegsleben, und gibt eine treuere Vorstellung von den Grenzkämpfen der Revolution als irgend ein Geschichtswerk der Zeit.

Das „Knickerbocker magazine" war zuerst unter seiner Leitung herausgegeben. In der Folge ward er Besitzer des „American monthly magazine", eines der besten Journale, die je in Amerika erschienen sind, und während der langen Zeit, in der er besonders dies Journal redigirte, stand er auch auf ein Jahr dem „New York mirror" vor und schrieb eine Reihe leidenschaftlicher Artikel zu Gunsten des internationalen Verlagsrechts, für das Neuyorker, den Corsaren und andere Journale.

Die folgenden Gedichte (es sind in dieser Abtheilung 45 größere und kleinere mitgetheilt) bilden nur einen kleinen Theil seiner poetischen Erzeugnisse, aber sie sind Alles, was aus Magazinen und Gazetten zusammenzubringen war. Er pflegte sie in verschiedenen Journalen unter mancherlei Zeichen seiner eigenen Erfindung und den Namen fremder beliebter Schriftsteller bekannt zu machen, ohne daß Andere Ansprüche gemacht, oder er selbst einen hohen Werth darauf gelegt hätte.

Die Dichtungen Hoffman's sind voll Anmuth und Phantasie; als Liederdichter steht er unter den Amerikanern unerreicht da. Obgleich einige äußerlich ungemein

vollendet sind, sind sie alle ohne eigentliche Arbeit, in Momenten innern dichterischen Dranges entstanden. Einige seiner Gedichte, in denen er den Stil des „old and antique song" nachgeahmt hat, kommen den reichsten Melodien der Zeit Herrick's und Waller's gleich.

1. Rosalie Clare.*)

Wer sagt nicht, daß hoch sie erhaben und hehr,
Wer zweifelt an Schönheit von Rosalie Clare?
Er satle den Renner und sprenge zum Feld,
Und wie er gewappnet, — er weicht oder fällt:
Kein Kämpe, wie brav und wie tapfer er wär,
Zersplittert die Lanze der Rosalie Clare.

Wenn Becher aufschäumen und sprühende Glut
Entflammt bei der Rebe hinfließendem Blut,
Ein Jeder Altäre den Schönen erbaut, —
Aus jeglicher Lippe, vom Nectar bethaut,
Schallt öfter kein Name vom Humpen daher,
Noch wärmer geflüstert, als Rosalie Clare.

So preise das Land der Oliv' und des Weins,
Die Mädchen des Ebro, des Arno, des Rheins;
Die Houri die lächelnd den Osten umstrickt
Der grün sich die See'n mit Inseln geschmückt, —
Die Blumen der Ferne sind eitel und leer
Verglichen mit unsrer, — mit Rosalie Clare.

Wer sagt nicht, daß einzig und schön sie und hehr,
Begegnet dem Blick er von Rosalie Clare?
Wenn dem Sange er lauschet, die Anmuth er sieht,
Und lauschend und schauend die Seel' nicht erglüht, —
So geh' er verhauchen sie über das Meer,
Das nicht mehr gesegnet von Rosalie Clare.

2. „Trauen auf dich?"

„Trauen auf dich?" wer müßte denn nicht
Trauen dir, Liebste! wenn Treu kein Gedicht?
Wer säh' dir im Auge vom Himmel den Strahl,
Zweifelnd, daß Treue gekommen zumal?
Deine Gedanken, wie morgenig Licht,
Eh' sie geboren, sind hell ihm und licht.

„Trauen auf dich?" wem lögest denn du,
Lächelten Herz noch und Augen ihm zu?
Ohne zu lieben, wer eins nur studirt,
Ist sicher, ach sicher vom andern verführt —
Und — trauen muß wahrlich, holdselige Maid!
Gleich mir, ist die Ruh' ihm noch lieb, er auf beid'!

3. „Ich lieb' dich nicht."

Ich lieb' dich nicht, bei meinem Wort nicht lieb' ich!
Ich lieb' dich nicht, nicht werb' um deine Lieb' ich!
Doch Keiner, fürcht' ich, deine Ketten trägt,
Dem so wie mir für dich das Herze schlägt,
Gleich mir sich freu'nd, wenn Freude dich bewegte,
Sich grämend, wenn dir Gram die Stirn umlegte, —
Ob nahe stets der Reize Lockung blieb' ich,
Ich lieb' dich nicht, o glaub' es mir, nicht lieb' ich!

Ich lieb dich nicht! warum denn, sprich! so spröde?
Verdrießt es dich, du Jungfrau keusch und blöde,
Daß opfernd sich mein Herze dort erhebt,
Wo Treu und Lieb' im Bunde dich umwebt?
Nicht, Ungerechte! müßt' ein Mensch ich sein,
Wollt' ich nicht deinem Tempeldienst mich weih'n!
Ein Andrer wag's zu lieben dich, — ich mag nicht!
Verehr' dich, — da zu lieben dich ich wag' nicht!

4. „Wir schieden in Trauer."

Wir schieden in Trauer, wir schwiegen vom Scheiden,
Wir schwiegen von Hoffnung, die weh! uns verschwand;
Ich sah nicht die Augen, doch Thränen die beiden
Entfielen zur zitternden Hand in der Hand.
Wir fühlten Vergangenes all uns entrissen,
Wir fühlten die Zukunft an Hoffen so leer, —
Sie schaudert, dem Liebsten entsagen zu müssen,
Nicht wagt ich zu sagen: wir seh'n uns nicht mehr!

Ob Jahre verflossen, der Frühling lacht immer
Wie einst er der werdenden Liebe gelacht;
Ob Jahre verflossen, das Scheiden wird nimmer
Sich hüllen in linder Vergessenheit Nacht;
Der Sang, den die Vöglein nun himmelwärts heben,
Erzählt ihr, wie hoffend zur Höh' ich einst flog;
Der Thau, den sich Abends die Blüten umweben,
Erzählt mir, sie weinte der Hoffnung, die trog.

Albert Hoefer.

*) Wie der Name auszusprechen sei, lehrt Maß und Reim des Gedichtes, da wir Beides dem Urterte gemäß treu bewahren.

Literarische Notiz aus England.

Unter dem Titel: „The history of Oregon, California etc.", von Robert Greenhow, ist vor einiger Zeit ein Werk erschienen, welches die Gerechtigkeit der Ansprüche der Vereinigten Staaten von Nordamerika auf das ihnen von England wie von Rußland bestrittene Gebiet der Mündung des Columbiastroms, des sogenannten Oregongebietes, in der Ausdehnung des 42° bis zum 54° 40′ n. Br. darzuthun bestimmt ist, nachdem derselbe Verf. bereits früher im Auftrage des Senats der Vereinigten Staaten eine Denkschrift: „Memoir of the north-west coast of Northamerica", zu gleichem Zwecke veröffentlicht hatte. Das umfangreiche Werk enthält Alles, was bis zu der im J. 1842 zwischen Lord Ashburton von englischer und Hrn. Webster von nordamerikanischer Seite getroffenen Vereinbarung über die Grenzstreitigkeiten an der Nordostküste und bis zu den Verhandlungen, zu denen der Streit über das Oregongebiet im amerikanischen Congreß Veranlassung gegeben, in dieser Angelegenheit vorgekommen ist. Da die letztere, noch immer unerledigte Frage wie ein Damoklesschwert über dem Frieden zweier Welttheile hängt, so ist das in diesem Buche gebotene, zur Beurtheilung der völkerrechtlichen Frage höchst belangreiche Material von äußerstem Interesse, obwol der Verf. als Sachwalter der Partei auftritt und alle geschichtlichen Thatsachen und Verhältnisse in diesem Sinne auf- und zusammenstellt.

137.

Kunstanzeige.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das **Bildniß** von

SCHWANTHALER.

Gestochen von Adrian Schleich.

Gr. 4. 10 Ngr.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend **gute Abdrücke für 10 Ngr.** zu erhalten: **Auber. Baggesen. Böttiger. Calderon. Canova. Cornelius. Dannecker.** Karl **Förster.** Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Victor **Hugo.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy. Meyerbeer.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schill.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. Scott. Tegnér. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 350. —— 15. December 1844.

Das Volksschriftenwesen der Gegenwart.

Je mehr eine Literatur an Ausdehnung und Umfang gewinnt, desto mehr wird sie auch in verschiedene Abtheilungen zerfallen; zunächst werden Stoff und Behandlungsweise den Eintheilungsgrund abgeben, bald aber wird es sich auch finden, daß die Schriftsteller sich mit Bewußtsein und Absicht bestimmten Kreisen von Lesern ausschließlich oder doch vorherrschend zuwenden; so entstand vor noch nicht ganz siebzig Jahren die jetzt schon unübersehlich angeschwollene Literatur der Kinderschriften, die durch Christian Felix Weiße's „Kinderfreund" eröffnet wurde; so sehen wir in der Gegenwart zahlreiche „Volksschriften" im engern Sinne, d. h. Schriften, die für den Handwerker und Landmann vorzugsweise bestimmt sind, erscheinen. Ganz neu ist diese Erscheinung nicht; ohne auf den ähnlichen Gegensatz, der schon im 13. Jahrhundert zwischen Volkspoesie und höfischer Poesie besteht und nie wieder ganz erlischt, ohne auf die Volksromane des 17. Jahrhunderts und die Volksbücher, „gedruckt in diesem Jahre", die sich Jahrhunderte hindurch fast unverändert erhalten haben, ohne auf diese ältern Erscheinungen zurückzugehen, seien hier aus dem Anfange dieses Jahrhunderts nur Claudius und der unerreichte Hebel genannt; Beider Bestrebungen aber waren durchaus vereinzelte persönliche. Erst die letzten Decennien haben dasselbe Ziel in größerer Ausdehnung und folgerichtiger ins Auge gefaßt, es stehen da an der Spitze die „Volkskalender"; dem ersten derselben, dem von Gubitz, hat sich bereits eine nicht geringe Anzahl anderer angeschlossen. Auf diesem Felde aber bringt Speculation und Concurrenz an sich keinen Segen; so finden wir denn auch, daß nur die wenigsten dieser Volkskalender, in anerkennenswerther Weise der von Gubitz, ihrem eigentlichen Zweck entsprechen, sondern meistens zu Unterhaltungsschriften ganz gewöhnlicher, wenn auch nicht an sich werthloser Art geworden sind. Der Hauptschriftsteller auf diesem Gebiete dürfte jetzt wol unbedingt der pseudonyme Schweizer Jeremias Gotthelf sein. In ein neues Stadium trat das Volksschriftenwesen, als tüchtige Männer, mit Willen und Können gleichmäßig ausgerüstet, dasselbe bestimmter ins Auge zu fassen begannen, und hier ist es namentlich der königlich sächsische Rentamtmann Preusker, der sich einen unverwelklichen Ehrenkranz durch den aufopferndsten Eifer erworben hat. Wenn wir dies in seinem vollsten Umfange anerkennen, so dürfen wir wol auch ohne den Schein böswilliger Tadelsucht hinzusetzen, daß Preusker sein Geschäft doch eigentlich an einem Punkte begonnen, zu dem wir noch nicht gelangt sind; er hat die trefflichsten Anleitungen für Begründung und Benutzung von Stadt- und Dorfbibliotheken gegeben, er hat diese vielleicht allzu sehr ins Detail hinein ausgearbeitet, aber er hat das Haupthinderniß nicht beseitigen können, daß es nämlich an Schriften, die seinen schönen Planen so recht entsprächen, noch sehr fehlt; ich glaube deshalb wol auf des trefflichen Mannes eigene Beistimmung rechnen zu können, wenn ich vermuthe, daß er manches Buch nur deshalb in seine Verzeichnisse aufgenommen hat, weil er passendere nicht nachzuweisen vermochte. Preusker's Anregungen sind auch nicht ohne Erfolg geblieben: in mehren Gegenden des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach haben achtungswerthe Pfarrer wandernde Dorfbibliotheken begründet; im Herzogthum Meiningen geschieht fortwährend Vieles für den gleichen Zweck unter Leitung der Verwaltungsbehörden, und Ähnliches mag wol auch sonst begonnen, nur noch nicht zur öffentlichen Kunde gelangt sein. Bedeutender aber als alles bisher Erwähnte ist es, daß sich der endlich auch in Deutschland erstarkende Geist freier Associationen auch dieser Angelegenheit bemächtigt hat, vor etwa drei Jahren trat in Zwickau ein Verein „zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften" ins Leben; der allgemein geachtete Name des Kirchenraths Döhner, der an der Spitze desselben steht, ist hinreichender Beweis für die reinen und wohlwollenden Zwecke des Vereins, sowie dafür, daß er nicht blos dem Namen nach bestehen wird; und in der That hat er außer mehren Jahresberichten auch bereits eine nicht unbedeutende Anzahl von Volksschriften veröffentlicht.

Vorstehende Übersicht zeigt, daß das Volksschriftenwesen, von einzelnen ehrenwerthen Männern begründet, in immer weitern Kreisen als ein Gegenstand von hoher Bedeutung anerkannt, jetzt schon eine ziemlich umfassende praktische Grundlage gewonnen hat; und gewiß war dieses Ausgehen von der Praxis durchaus das richtige, leere Theorien und Schulweisheit würden hier nicht viel

gefruchtet haben. Nun aber einmal ein Anfang gemacht ist, dürfte es doch an der Zeit sein, daß die kritisch-theoretische Betrachtung hinzuträte, ordnete und regelte. Einen sehr gediegenen Anfang dazu finden wir gemacht in folgendem Büchelchen:

Das Volksschriftenwesen der Gegenwart. Mit besonderer Beziehung auf den Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften zu Zwickau. Von J. Gersdorf. Altenburg, Pierer. 1843. 8. 10 Ngr.

Auf eine eigentliche Recension der genannten Schrift kann es mit gegenwärtigen Zeilen um so weniger abgesehen sein, da sie selbst zum großen Theil aus Recensionen besteht; dagegen fodert sie sowol ausdrücklich als durch ihren ganzen Inhalt zu einer mehr selbständigen Besprechung ihres Gegenstandes auf, zu welcher ich hier also wenigstens einige Beiträge zu geben gedenke; nur erfreulich kann es mir sein, daß ich dabei größtentheils mit Hrn. Prof. Gersdorf werde übereinstimmen können. Zuerst jedoch einige Worte zur Charakterisirung seiner Schrift.

An eine kurze Einleitung schließen sich Beurtheilungen aller der bisher vom zwickauer Vereine veröffentlichten Schriften, als deren Gesammtresultat sich ergibt, daß nur etwa die Hälfte dieser Schriften dem Volke allenfalls empfohlen werden können, mehre sogar als schlecht und schädlich zu bezeichnen seien; eigentliche Volksschrift, d. h. im Geiste und in der Anschauungsweise des Volks geschrieben, keine einzige sei (S. 84). Ein entschiedenes Zeichen der Wahrhaftigkeit dieses Resultats finde ich theils in der vollen Anerkennung, die Hr. Gersdorf überall dem trefflichen Willen des zwickauer Vereins und seiner Stifter zollt, besonders aber darin, daß die anerkennenden Beurtheilungen kurz, lang aber und vollständig begründet die tadelnden sind, namentlich gilt dies von der letzten, die unwiderleglich nachweist, wie durchaus werthlos, ja verderblich die eine, von dem Verein angekaufte Schrift von Nieritz ist, und so weit ich die zahlreichen Producte des eben Genannten kenne, glaube ich, daß sie sämmtlich das gleiche Urtheil betreffen muß. Durch diese Beurtheilungen hat sich Hr. Gersdorf den Weg gebahnt, um in dem letzten Drittheil seiner Schrift seine eigenen Ansichten über Volksschriften auszusprechen; auf diesen wichtigsten Theil seiner Schrift werde ich im Folgenden mehrfach zurückzukommen Gelegenheit finden.

Die erste Vorfrage: Soll das Entstehen eigener Volksschriften überhaupt befördert werden? ist sehr kurz abzuthun. So viel ist feststehende Thatsache, auch der Handwerker und der Bauer wollen heutzutage lesen, und wollen es im Ganzen aus den erfreulichsten Beweggründen; die Lecture der höhern Stände kann man ihnen zum beiweitem größten Theile nicht in die Hand geben, auch würden sie sie selbst verschmähen, also muß es eine eigene Gattung von Büchern für diese Stände geben. Ein anderes Auskunftsmittel wäre freilich, ihnen das Lesen und, um größerer Sicherheit willen, auch das Lesenlernen gänzlich zu untersagen; da ich hier aber für ein gebildetes Publicum schreibe, so ist es nicht nöhig, weiteres über derartige Maßregeln einer Despoten- oder Pfaffenherrschaft und ihre schon mehrfach dagewesenen Folgen zu sagen. Sollen nun also eigene Volksschriften abgefaßt werden, so ist das gewiß eine hochwichtige, ja heilige Sache, von der aller Leichtsinn und alle Frivolität auf das strengste fern gehalten werden muß; alle solche Schriften müssen nothwendig von der Art sein, daß sie mehr als ein Menschenalter lang von Hand zu Hand gehen und eine nachhaltige Quelle wahrer Bildung und Belehrung sein können; daraus ergibt sich aber auch von selbst, welchen Einfluß sie auf ganze Generationen ausüben können und müssen, von wie großer Wichtigkeit ihr Einfluß sein wird.

Fragen wir nun zuerst: Wer soll diese Volksschriften abfassen? Das Wünschenswertheste wäre jedenfalls, wenn sie aus dem Volke selbst hervorgingen, und mit der Zeit wird es auch hoffentlich dazu kommen, jetzt aber ist dies noch nicht möglich, denn noch hat die Mehrzahl der Bürger und Bauern kein klares Bewußtsein von Dem, was ihm noth thut, geschweige denn von den Mitteln, durch welche seinen Bedürfnissen genügt werden kann. *) So werden denn wol für jetzt die Geistlichen Diejenigen sein, von denen die thätigste Wirksamkeit auf diesem Felde der Literatur zu erwarten ist, und das wird auch durch alle bisherigen Erfahrungen bestätigt; nur ist dabei nicht zu vergessen, daß nicht das geistliche Amt an sich dazu befähigt, sondern daß es nur die meiste Gelegenheit bietet, sich die nöthige Befähigung zu verschaffen, die sich aber freilich auch jeder andere tüchtige Mann wird aneignen können, wenn er Sinn und Herz dafür hat, in die Lebenskreise des Bürgers und Landmanns vorurtheilsfrei einzugehen.

Ungleich wichtiger ist die Frage nach dem Gehalte, den wahre Volksschriften haben müssen; ich möchte sie zunächst eintheilen in solche, die auf die gesammte Gefühls- und Verstandesbildung des Volks belebend und veredelnd einwirken sollen, und in solche, die Belehrung über bestimmte Stoffe zu ihrer Aufgabe wählen.

Was die erste Abtheilung betrifft, so stehen hier natürlich Bücher specifisch religiösen Gehalts an der Spitze; ihr Zahl dürfte wol nur gering zu sein brauchen; Bibel, Gesangbuch und Katechismus müssen hier das Beste thun. Trefflich spricht sich Hr. Gersdorf über den specifisch christlichen Gehalt, den man von Volksschriften zu verlangen pflegt, aus (S. 104):

> Findet man an einem Schriftsteller Wahrheit der Auffassung, Ernst und Kraft, so wird wol auch in der Regel die christliche Gesinnung nicht weit entfernt sein, wenn sie sich auch nicht direct ausspricht; wo jene Eigenschaften fehlen, da kann

*) Der zwickauer Verein hat in seinem dritten Jahresberichte Briefe mitgetheilt, die zwischen einem Köhler und einem Handelsmann über das Wirken desselben gewechselt worden; man könnte leicht in ihnen die schlagendste Entgegnung auf den Tadel des Hrn. Gersdorf finden wollen, aber hier gilt, glaube ich, das oben Gesagte, daß diese Leute meistens ein begründetes Urtheil noch nicht abzugeben befähigt sind; in zehn Jahren wird dieser Grund hoffentlich nicht mehr gelten.

auf jeder Seite eine biblische Redensart eingeflochten und noch so häufig und ausführlich von heiligen Dingen die Rede sein, die Schrift bleibt doch ebenso gewiß unchristlich, als es Niemand einfallen kann, einen saft- und kraftlosen Schwätzer mit dem Namen eines wahren Christen zu belegen. Die Vorwürfe der Unchristlichkeit, welche man unserm Zeitalter macht, beruhen zum Theil auf der falschen Voraussetzung, daß, weil man das buchstäbliche Bekenntniß seltener hört, die das Leben durchdringenden Wirkungen des Christenthums nicht vorhanden seien. Nein, die christliche Gesinnung ist immer mehr ein Gemeingut geworden, und nicht selten mag sie selbst da noch sich vorfinden, wo das Bekenntniß fast ganz fehlt. Was ist aber schlimmer: Bekenntniß ohne Gesinnung, oder Gesinnung ohne Bekenntniß? Unsere ganze Gesittung und Bildung, unser ganzes geistiges Leben ist so innig mit dem Christenthume verwachsen, daß wir bei jedem geistigen Athemzuge unter seinen Einwirkungen stehen, und daß selbst die Kinder, welche sich wider die Mutter empören, unbewußt von ihrer Hand getragen und gehalten werden. Freilich ist es zu beklagen, daß man in unsern Tagen das christliche Bekenntniß so selten hört, und dasselbe, aus Furcht vor gewissen Verdächtigungen, selbst da nicht ausspricht, wo es nahe liegt; und es mag noch sehr ungewiß sein, wohin diese Richtung führen werde. Allein dadurch wird eine glückliche Entwickelung gewiß nicht gesichert, daß man alle Schriften für das Volk ängstlich und buchstäblich vom christlichen Standpunkte aus abfaßt, daß man in ihnen überall, wo nur irgend möglich, Beziehungen auf das Christliche anbringt, mag der behandelte Gegenstand auch noch so heterogen und die wahrscheinliche Stimmung des Lesers eine noch so abweichende sein.

Hiermit vollkommen übereinstimmend, glaube ich also, daß die Zahl rein religiöser Volksschriften eine sehr geringe bleiben muß, wozu auch der Umstand mitwirken dürfte, daß ihre Abfassung jedenfalls den meisten Schwierigkeiten unterworfen ist. Ich kann hierbei nicht umhin, eines nahe verwandten Gegenstandes zu erwähnen: der Missionsschriften; gewiß ist die Verbreitung des Christenthums eine heilige Pflicht, aber zum Gegenstande von Volksschriften darf sie nur in sehr geringem Maße, etwa durch Biographien ausgezeichneter Missionare, gemacht werden. Es soll ja eben durch diese Schriften dem Volke gezeigt werden, wie viel es noch an sich selbst zu thun, zu bessern und zu veredeln hat; hiermit aber steht die Hinweisung auf eine unbestimmte Ferne, auf eine Wirksamkeit, an der das Volk unmittelbaren Antheil nicht nehmen kann, in entschiedenem Widerspruche; wird doch selbst in Kreisen, die sich des Missionswerkes wol annehmen sollen, so manche Spielerei damit getrieben; oder ist es nicht Spielerei, wenn man da, wo in der nächsten Nähe gar viel zu wirken und zu helfen wäre, durch bequeme Geldspenden sich abfindet; wenn in einer der sittenlosesten Städte Vereine „für Bildung des weiblichen Geschlechts in Syrien und Ostindien" entstehen? Lassen wir diese wohlfeile Gewissensabfindung Denen, die eine Genüge daran finden; dem einfachen Sinne des Volks aber biete man nur Naheliegendes, unmittelbar Anwendbares.

Der Religion zunächst steht in der Wirkung auf die allgemeine Hebung des Gefühls die Poesie; sie wirkt mit jener vereint im Kirchenliede, aber auch selbständig darf sie einen bedeutenden Platz in dem Volksschriftenwesen behaupten, es kommt nur darauf an, von welcher Art sie hier sein soll. Vers und Reim wird hier nicht mehr für wesentlich gehalten werden können, da ja Beides nicht selten das Verständniß erschwert. Einfachheit und Wahrheit im höhern Sinne sind die Grundbedingungen echter Volkspoesie, beide finden sich in den ältern, ja ältesten poetischen Erzeugnissen gewöhnlich mehr als in denen der Gegenwart, auf sie muß also zurückgegangen werden, und hier gerade wird der Punkt sein, wo eine nicht geringe Anzahl der besten Volksschriften sich wird auffinden lassen, nur daß sie zum Theil einer Umgestaltung und Säuberung bedürfen; zum Theil aber haben sie die nöthige Wiederbelebung und Herstellung bereits erfahren, namentlich gilt dies von Grimm's Märchen und Sagen, die unbedingt als das erste aller deutschen Volksbücher anerkannt werden müssen, eine Ansicht, in der ich mich ebenfalls meines Zusammentreffens mit Hrn. Gersdorf zu erfreuen habe; es gehören dahin ferner der alte wackere „Eulenspiegel", „Der hörnene Siegfried"*) und vieles Ähnliche, wie es Marbach's und Simrock's Volksbücher liefern. Ich weiß recht wohl, daß die Empfehlung dieser Bücher Vielen ein Ärgerniß sein wird, ich weiß aber auch, daß die meisten von Denen, die in dies Verdammungsurtheil einstimmen, die betreffenden Bücher nie eines Blicks gewürdigt haben, sonst würden sie wissen, daß, wenn irgendwo, in ihnen der Kern unsers vaterländischen Bewußtseins liegt, daß in ihnen eine Vereinigung des weichsten, wärmsten Gefühls mit gesunder Kraft stattfindet wie sonst nirgend; aber noch viele ähnliche Schätze liegen in der ältern deutschen Literatur verborgen; daß z. B. aus dem „Simplicissimus" und den übrigen Schriften Grimmelshausen's das trefflichste Volksbuch zusammengestellt werden könnte, habe ich schon in d. Bl. **) erwähnt. Diese ältern Schriften sind wahrhaft naiv, viele der jüngsten Volksschriftsteller wollen naiv sein; wer aber den Begriff dieses Wortes versteht, weiß auch, daß Naivetät etwas Unbewußtes, durch Absichtlichkeit nie zu Erreichendes ist. (Vergl. Gersdorf, S. 100.) Von spätern Schriftstellern, deren Werken nur die rechte Verbreitung fehlt, um die trefflichsten Volksschriften zu sein, habe ich bereits oben Claudius und Hebel genannt, hier füge ich noch Friedrich Jacobs hinzu, von seinen „Feierabenden in Mainau" und seiner „Ährenlese" sollten nur schlichte, wohlfeile Ausgaben veranstaltet werden! Nicht ganz einstimmen kann ich in die Polemik, welche Hr. Gersdorf gegen Chr. v. Schmid äußert; ich finde es nicht ganz gerecht, daß er sein Urtheil vorzugsweise an dieses Verfassers „Rosa von Tannenburg" anknüpft und seine werthvollsten Arbeiten, die „Ostereier", „Heinrich v. Eichenfels" sowie seine Sammlungen kleiner Erzählungen mit Stillschweigen übergeht. (S. 100 fg.) Für die letztgenannten Schriften bin ich allerdings gesonnen „in die Schranken zu treten"; Spuren einer katholischen und in Folge davon mittelalter-

*) Als Gedicht sind die „Nibelungen" durch eine Kluft von Jahrhunderten zu sehr von der Gegenwart getrennt, als daß man hoffen dürfte, sie in dieser Gestalt wieder als Volksbuch zu sehen.

**) Vergl. Nr. 253—254 d. Bl. f. 1843. D. Red.

lichen Richtung sind in ihnen freilich nicht zu verkennen; aber auf dem Standpunkte des Verf. ist dies kein Fehler und kann höchstens die Beschränkung dieser Schriften auf einen gewissen Theil Deutschlands rechtfertigen, wovon unten; auch von aller Sentimentalität will ich diese Schriften nicht freisprechen, aber ich betrachte nicht alle Sentimentalität als etwas an sich Verwerfliches, sondern nur diejenige, die von den Gefühlen, mit denen sie sich beschäftigt, im Grunde nur den leeren, äußern Schein hat; ist das Gefühl wahr und innig, so mag es sich immerhin einmal etwas breiter als gewöhnlich machen (vergl. S. 103), der Leser wird es schon wieder auf das rechte Maß beschränken; daß eine Überfütterung mit solchem Stoffe nicht stattfinden darf, versteht sich von selbst, da es ja auch von jedem andern gilt. Der Mangel an Energie endlich, den Hr. Gersdorf allerdings nicht ohne Grund an Schmid's Schriften tadelt, ist um so weniger hervorzuheben, da sie zunächst nicht sowol zu Volks- als Kinderschriften bestimmt sind, wo die Energie doch schwerlich ein so wesentliches Requisit sein dürfte; und so ist es denn auch zunächst die Erinnerung an die eigenen kindlichen Freuden, welche ich diesen Schriften verdanke, die mich zu ihrer Vertheidigung veranlaßten.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Statistik großer Bibliotheken.

In einem interessanten Artikel über diesen Gegenstand heißt es im „Quarterly review": „Wie viele Werke seit dem Jahre 1450 gedruckt worden sind, läßt wegen Mangels zuverlässiger Nachrichten sich nicht ermitteln. Auch hat, unsers Wissens, die statistische Gesellschaft sich damit noch nicht befaßt. Die zwölf größten Bibliotheken Europa's wollen nach Bänden folgende Zahlen besitzen. Die königliche Bibliothek zu Paris 650,000; München 500,000 (wovon jedenfalls ein Fünftel Duplicate); Kopenhagen 400,000; Berlin 320,000; Dresden 250,000; die kaiserliche Bibliothek zu Petersburg 400,000; Wien 300,000; das britische Museum 270,000; die Bibliothèque de l'Arsenal in Paris 200,000; die Bibliothèque de St.-Geneviève daselbst 200,000; die Bibliothek Brera in Mailand 200,000 und die göttinger Universitätsbibliothek 200,000. Das sind vage, runde Ziffern, wohl zu merken, von Bänden, nicht von Werken. Nun steht mit Gewißheit anzunehmen, daß darunter in jeder dieser Bibliotheken vielleicht ein Zehntel sich befindet, das keine der übrigen elf besitzt, und mit gleicher Gewißheit, daß allen zwölf eine Menge Werke fehlen, die sich in den vielen Büchersammlungen Europa's von weniger als 200,000 Bänden befinden. Nehmen wir daher drittehalb Millionen — unsers Bedünkens weit hinter der Wahrheit — als Ziffer der in den vier Jahrhunderten seit Erfindung der Buchdruckerkunst erschienenen Werke, so berechnet sich, daß keine der genannten Bibliotheken davon mehr als ungefähr ein Viertel besitzt. In Betracht, daß keine dieser Bibliotheken einen Katalog veröffentlicht hat, aus welchem ihr wirklicher Bestand zu ersehen, kann und darf das Ungefähre unserer Schätzung nicht überraschen. Das hingegen muß überraschen, daß ihre Zahlenbeträge so vag sind, wie sie es thatsächlich sind. Es mag schwer sein, den literarischen Inhalt einer Bibliothek zu bestimmen, aber mit einiger Genauigkeit anzugeben, wie viel Bände eine Bibliothek hat, das muß verhältnißmäßig leicht sein. Erheischt es doch blos einen mechanischen Proceß. Dessenungeachtet ist Jenes der Fall und daher die Schwierigkeit, je zwei Bibliotheken positiv miteinander zu vergleichen. Zu allen Zeiten ist man mit Zehn- und Hunderttausend schnell bei der Hand gewesen. An die vorgeblichen 700,000 Bände der von Ptolemäus Philadelphus gestifteten Alexandrinischen Bibliothek glauben wir just so fest wie an die 11,000 kölnischen Jungfrauen. Von der göttinger Bibliothek ist wiederholt gesagt worden, sie habe 300,000 Bände. Aber vom Bibliothekar Dr. Benecke liegt uns schriftlich vor, daß 1835 zwar 300,000 Werke, jedoch blos 200,000 Bände der Bestand gewesen, und danach unsere Angabe. Die Bibliothèque du Roi in Paris will 650,000 oder 700,000 Bände besitzen. Wir haben die Räume in der Rue Richelieu besichtigt, vom Erdgeschoß, wo die Bücher auf Pergament, die Editiones principes und die Incunabula der Typographie den profanen Augen gewöhnlicher Leser verborgen bleiben, hinauf zu den Prunksälen des ersten Stocks, wo das Publicum spaziert und sich wundert, und darüber die finstern Kammern, voll Haufen ungebundener und unverzeichneter Bücher, «in schrecklicher Verwirrung aufgeschichtet»; wir haben ferner die Bibliothek des britischen Museums gesehen, ihre wohlgefüllten und gut geordneten Regale, und wir können die relativen Zahlen beider Bibliotheken mit deren relativem Raume nicht gut vereinigen, können nicht glauben, daß die eine über mehr denn die Hälfte kleiner als die andere. Auf die Art des Zählens kommt viel an. Würde, wie das in Frankreich und anderwärts der Fall zu sein scheint, in der Bibliothek des britischen Museums jede Broschüre, jede Flugschrift, jeder einzelne Novellenband, jede deutsche Abhandlung und jedes der 60,000 vorhandenen Pamphlets über die französische Revolution besonders gezählt, so dürfte sich vielleicht eine Ziffer von 400,000 herausstellen, freilich bei aller Größe immer noch klein gegen 700,000. Wir haben neulich in einem Tageblatte eine lustige Angabe gefunden, deren Richtigkeit wir nicht bezweifeln, nämlich, daß die gedruckten Bücher im britischen Museum zehn (englische) Meilen Regale einnehmen. Wir sind weit entfernt, hiernach die Meilenzahl, Höhe und Breite der europäischen Bibliotheken bestimmen zu wollen, denn würden sie auch nach Länge, Höhe und Breite gemessen, böte das immer noch keinen Inhalt zu Bestimmung ihres relativen Werthes. München allein könnte seine disponiblen 100,000 Bände, die selbst Amerika nicht haben mochte, gegen einen Theil der Bibliothek eines englischen Privatmannes, des Herrn Granville, unbedenklich hingeben. Unser Zweck für Erwähnung dieser numerischen Details geht blos dahin, unsern Lesern eine Idee zu verschaffen, was ein Bücherkatalog in großem Verhältniß sein muß. Beläuft sich die Zahl der gedruckten Bücher und Flugschriften des britischen Museums auf 400,000, so würden die Titel oder Eintragungen sich mindestens auf 500,000 belaufen. Im ersten Bande des neuen Katalogs finden wir ziemlich 1000 Titel oder Eintragungen unter dem einzigen Namen Aristoteles." 14.

Miscellen.

Ein Dichter brachte dem Papste Leo X. lateinische Verse und hoffte auf ein ansehnliches Geschenk an Geld, erhielt aber weiter nichts als eine gleiche Anzahl Verse, in welchen sich der Papst gleicher Endsylben bedient hatte. Dies verdroß den getäuschten Dichter, und er machte seinem Ärger durch das Distichon Luft:

Si tibi pro numeris numeros Fortuna dedisset,
Non esset capiti tanta corona tuo.

Der Papst, dem dieser Scherz gefiel, zog jetzt lachend die Börse und beschenkte nach seiner gewöhnlichen Freigebigkeit den Dichter reichlich.

Wie ansehnlich schon in früherer Zeit Musiker belohnt wurden, ergibt sich daraus, daß der Papst Leo X., welcher vor allen andern Künsten die Musik zu schätzen und zu begünstigen schien, einen Spanier, Gabriel Merino, dessen Hauptverdienst eine schöne Stimme und viele Kenntniß der Kirchenmusik war, zum Erzbischof von Bari ernannte. Einen andern, Franz Paulosa, beförderte er aus demselben Grunde zum Archidiakonus. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 351. — 16. December 1844.

Das Volksschriftenwesen der Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 350.)

Die genannten Schriften sind belebt und durchweht von dem Hauche der reinsten Poesie, deshalb sind sie nicht nur zugleich Kinder- und Volksschriften, sondern sind dem unverdorbenen Geschmack aller Lebensalter und Verhältnisse gleich theuer. Die ewig wahre und ewig Eine Poesie hüllt sich aber auch dann und wann in ein für besondere Gelegenheiten bestimmtes Gewand, und so entsteht denn eine wesentlich für den Bürger und Bauernstand bestimmte Poesie mit lebhafter Beimischung; sie entnimmt ihren Stoff dem Leben dieser Stände und zeigt ihnen, wie sich ihr Leben in einem höhern Lichte gestalten kann und soll; oder sie stellt in den Gebilden ihrer Phantasie Warnungstafeln auf, wobei nur der Fehler sorgfältig zu vermeiden ist, daß diese nicht allzusehr in das Schwarze, jene nicht allzusehr ins Helle gemalt werden dürfen, um nicht Wahrheit und Wahrscheinlichkeit zugleich zu verlieren. Als Muster derartiger Lebensbilder können genannt werden: Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" und des schon genannten Jeremias Gotthelf Schriften. Auch wirkliche Biographien möchte ich gleich hierher rechnen, da sie, sobald ein lebhaftes Element in ihnen hervortritt, doch immer mehr oder weniger „Dichtung und Wahrheit" werden; Jung-Stilling's Selbstbiographie wird sich hier als das nächstliegende Vorbild leicht darbieten.

Die zuletzt bezeichnete Gattung von Volksschriften ist in der jüngsten Vergangenheit am meisten angebaut worden; auch die von dem zwickauer Verein veröffentlichten Schriften gehören ihr zum größten Theile an; ich kann darin freilich zunächst nur einen Beweis finden, daß die meisten Volksschriftsteller mit derartigen Darstellungen am leichtesten zu Stande kommen, und das ist für den Werth derselben eine sehr geringe Bürgschaft. Es stehen diese Schriften allerdings mit der übrigen Unterhaltungsliteratur insofern auf gleicher Stufe, als sie zunächst eine glückliche Erfindung und Anlage des Stoffs, sodann eine demselben entsprechende Ausführung erfodern; aber eine an sich ganz gute Erfindung ist darum für den hier gegebenen Zweck noch nicht gut, eine blos gewandte Darstellung, „die in unsern Tagen noch gar keinen Anspruch auf besondere Anerkennung begründet" (S. 101), reicht hier beiweitem nicht aus. Weniger als nichts ist damit gethan, daß man, wie Hr. Nieritz, rein erfundene Gestalten nolens volens in die betreffenden Lebenskreise verpflanzt und sie hier und da etwas im Volkstone reden läßt. Wer hier etwas leisten will, der muß das Volksleben Jahre lang in seinem innersten Wesen mit Liebe belauscht und durchforscht haben, der muß sich in dem Augenblicke des Schaffens vollkommen als Bürger oder Bauer denken können; dann wird er im Geiste desselben ein in sich zusammenhängendes Ganzes hervorbringen; wo dies nicht der Fall ist, wird der eigene Geist immer und überall aus der willkürlich übergeworfenen Hülle herausschauen; solche Maskeraden aber sollen mit unserm wackern Bürger- und Bauernstande nicht gespielt werden.

Die zweite große Classe von Volksschriften, diejenigen, welche Belehrung über bestimmte Stoffe ertheilen sollen, wird wol am leichtesten in geschichtliche, in geographische und in gewerbliche zerfallen. Geschichtliche Volksschriften dürfen nicht Compendien sein, denn die Leser derselben können großartige Übersichten nicht brauchen, sie verlangen detaillirten, handgreiflichen Stoff, weil bei ihnen wie bei dem Kinde die Phantasie eine überwiegende Kraft hat, die Anschauliches verlangt; geschichtliche Volksschriften müssen also einzelne wichtige Abschnitte, vorzugsweise der vaterländischen Geschichte, ausführlich behandeln. Unter den geographischen Schriften verstehe ich zunächst Reisebeschreibungen, in ähnlicher Weise wie die bekannten Richter'schen behandelt; ich befasse darunter aber auch naturgeschichtliche Werke, denn ich glaube nicht, daß diese sich in systematisch-wissenschaftlicher Abfassung für das Volk eignen, vielmehr werden sich Belehrungen über die Naturgeschichte am passendsten in Reisebeschreibungen einflechten lassen, wie dies, nur in allzutrockner Weise, in Harnisch's „Land- und Seereisen" geschehen ist. Unter den gewerblichen Schriften endlich verstehe ich solche, die Belehrungen über die unmittelbare Thätigkeit des Handwerkers und des Landmanns bieten. Es besitzt jetzt zwar wol jedes Handwerk ausführliche, fast wissenschaftliche Darstellungen alles Dessen, was in seinen Bereich gehört, das sind aber keine Volksschriften und immer nur die vorgeschrittensten Meister werden sich ihrer, sowie nur große Öko-

nomen ähnlicher landwirthschaftlicher Werke bedienen. Hier gilt es also z. B. in einem Werke Alles von rein praktischem Standpunkte aus zusammenzustellen, was jedem Holzarbeiter, in einem andern, was jedem Eisenarbeiter zu wissen nöthig ist. Ganz passend weist hier Hr. Gersdorf, namentlich für den Landmann, auf eine sehr wünschenswerthe Erneuerung des alten „Noth- und Hülfs-Büchlein" hin (S. 102), und auch darin stimme ich ihm vollkommen bei, daß ein solches jetzt nicht mehr des zusammenhaltenden Fadens einer erfundenen Erzählung bedürfte, denn auch der Landmann ist jetzt weit genug vorgeschritten, um Belehrung als Belehrung und nicht in der verzuckerten Pille scheinbarer Unterhaltung zu suchen. Es gehört hierher auch der von Hrn. Gersdorf gegen mehre der zwickauer Volksschriften mit Recht ausgesprochene Tadel, daß sie Unterhaltung mit Belehrung über bestimmte Einzelheiten, Recepten u. dgl. zu sehr mischen; derartige Schriften sollen einen Zweck haben, wenn sie sich zur Erreichung mehrer zugleich zersplittern, so ist es höchst wahrscheinlich, daß sie keinen erreichen werden.

Dies wäre also eine Übersicht des Stoffs, dessen sich meiner Meinung nach das Volksschriftenwesen zu bemächtigen hat; gewiß wird sich hier im Einzelnen noch Manches nachtragen lassen, nur die Hauptrichtungen wünsche ich richtig angegeben zu haben. Noch veranlaßt mich aber Hrn. Gersdorf's Abhandlung zur Besprechung zweier Fragen: Soll und kann das ganz deutsche Volk dieselben Volksschriften in die Hand bekommen oder sind hier provinzelle Scheidungen nöthig? und: Soll noch weiter zwischen den für den Bürger, und den für den Bauer bestimmten Volksschriften unterschieden werden oder nicht?

Die erste Frage betreffend, hat der zwickauer Verein die Absicht ausgesprochen, jede speciellere Bezugnahme auf Sachsen nach und nach fallen zu lassen und überall in seinen Volksschriften das Bedürfniß des ganzen deutschen Volks im Auge zu behalten. Im entschiedenen Gegensatze hiermit verlangt Hr. Gersdorf, der Verein solle ausschließlich die Bedürfnisse des Voigtlands und des sächsischen Erzgebirgs ins Auge fassen und zwar stellt er diese Foderung davon ausgehend, daß das schöne Bestreben, die innere Einheit Deutschlands immer mehr zu befestigen, bei den Volksschriften am unrechten Orte sei; denn das deutsche Volk bestehe aus verschiedenen Volksstämmen mit so mannichfaltigen Richtungen und Bestrebungen und zum Theil so wesentlich voneinander abweichender Denkungsart, daß wesentliche Verschiedenheiten unbeschadet jener Einheit fortbestehen werden und müssen, und auch das Volksschriftenwesen eine Dem gemäße Rücksicht verlange (S. 90).

Hier kann ich mich nun durchaus nicht mit Hrn. Gersdorf einverstanden erklären. Soll es das höchste und allgemeinste Ziel alles Volksschriftenwesens sein, unser Volk auf eine immer höhere Stufe sittlicher und verstandesmäßiger Ausbildung zu erheben, so kann dies auch in allen Theilen Deutschlands nur eins und dasselbe sein; überall muß derselbe Sinn geweckt werden, der das höchste Gut nicht in materiellem Besitz und sinnlichem Genuß findet, überall muß dahin gearbeitet werden, daß der preußische, sächsische u. s. w. Separatpatriotismus verschwinde, der meist nur im Hasse des durch einen bunten Strich auf der Landkarte getrennten Nachbars besteht; überall müssen dieselben geschichtlichen, geographischen, gewerblichen Kenntnisse verbreitet werden; die provinziellen Verschiedenheiten, die dabei keineswegs zu Grunde gehen sollen, werden ohnedies durch Klima, Sitte, Mundart aufrecht erhalten werden, und auf die Volksliteratur werden sie ohnedies so ganz von selbst einen fortwährenden Einfluß ausüben, daß ein besonderes, absichtliches und überdachtes Festhalten derselben durchaus nicht nöthig ist. Dieser Einfluß wird sich zunächst darin zeigen, daß jeder echte Volksschriftsteller zunächst und vorzugsweise im Geist und Sinne seines Stammes schreibt und nicht anders schreiben kann, denn darin hat Hr. Gersdorf vollkommen recht, daß „universelle Volksschriften eine contradictio in adjecto" sind (S. 91); aber deshalb wird eine solche Schrift von den übrigen deutschen Stämmen nicht verschmäht werden, wie denn auch Hebel zunächst allerdings für Oberschwaben geschrieben hat, und hier auch wol am vollkommensten verstanden wird, sein „Schatzkästchen" aber dennoch ein Schatz für das gesammte deutsche Volk ist (vgl. S. 90). Ferner werden und sollen die Volksschriftsteller nicht aufhören, wie Hr. Gersdorf zu folgern scheint (S. 92), specielle Beschreibungen ihrer speciellen Heimat zu geben, aber diese sollen Volksbücher für das ganze Volk werden, und es müßte doch wunderbar zugehen, wenn der Sachse, nachdem er seine Heimat gründlich kennen gelernt hat, nicht auch gern in der seines rheinischen Stammgenossen heimisch werden wollte, wohin ja ohnedies den Gewerbsmann seine Wanderschaft führt. Noch weniger kann ich mich damit befreunden, wenn Hr. Gersdorf eine „Geschichte der Freiheitskriege vom sächsischen Standpunkte aus" verlangt; das muß ja bei der vorsichtigsten Behandlung dem kaum erloschenen Stammhaß neue Nahrung geben; und wenn Hr. Gersdorf gerade bei diesem Stoffe auf vorhandene preußische Darstellungen hinweist, so werden gewiß Viele mit mir an diesem preußischen Specialpatriotismus wenig Erfreuliches finden. Nein, vor Allem aus seiner Geschichte muß das deutsche Volk sich als ein einiges kennen lernen, und es kann dies um so leichter geschehen, je reicher sie gerade in dieser Beziehung an Warnungen ist. Es werden aber allerdings noch Fälle genug übrigbleiben, in denen eine Volksschrift einzelnen Gegenden ausschließlich angehört; es gilt dies natürlich von allen mundartlichen Schriften, von Hebel's allemannischen, Voß's und Bornemann's plattdeutschen Gedichten. Es gilt leider auch von religiösen Schriften, die nur selten Protestanten und Katholiken zugleich gerecht sein werden; es gilt leider ebenso von politischen Volkschriften, denn wenn in solchen, wie ich es für durchaus nöthig halte, der Sachse, der Baier u. s. w. über seine Landesverfassung belehrt wird, so dürften dieselben in Preußen, Mecklenburg,

Händler schwerlich Eingang finden können, ja vielleicht nicht dürfen; endlich dürften auch wol landwirthschaftliche Schriften für verschiedene Gegenden verschieden ausfallen müssen. Das allgemeine Ziel aber muß immer bleiben, allgemein deutsche Volksschriften abzufassen, was denn doch etwas ganz Anderes als „universelle", d. h. unvolksmäßige Volksschriften zur Folge haben wird.

Im Wesentlichen ebenso denke ich darüber, ob zwischen Volksschriften für den Bürger und für den Bauer ein Unterschied gemacht werden solle, welchen Unterschied Hr. Gersdorf ebenfalls in Schutz nimmt. Daß die eigentlich gewerblichen Schriften hier verschieden sein müssen, versteht sich von selbst, sonst aber kann ich keinen Unterschied anerkennen; zwar wird der Bürger zunächst nach den Schriften, namentlich Erzählungen, welche bürgerliche Verhältnisse, der Bauer nach denen, welche bäuerliche Verhältnisse behandeln, greifen; aber es wird auch durchaus nichts schaden, wenn ein Austausch stattfindet, sodaß dem Bürger die Lebensverhältnisse des Landmanns, diesem jene nicht fremd bleiben; so wird die unerfreuliche Spaltung und Geringschätzigkeit, welche zwischen beiden Ständen jetzt noch oft stattfindet, am sichersten verschwinden. Wollte man endlich als Grund für eine Trennung ansehen, daß die beiden Stände in Beziehung auf ihre Fassungskraft nicht auf gleicher Stufe ständen, so darf das wenigstens nur für den Augenblick wahr sein, und das Volksschriftenwesen selbst muß darauf hinarbeiten, daß dieser Grund bald möglichst nicht mehr wahr sei.

Vorstehendes enthält die Grundzüge meiner Ansichten über Wesen und Bedürfniß des Volksschriftenwesens. Ich könnte hier also meinen Aufsatz schließen, wenn ich nicht, von Anfang an an Hrn. Gersdorf mich anlehnend, noch einen sehr wesentlichen Theil seiner Schrift erwähnen müßte. Es hat sich derselbe nämlich, und darin finde ich sein Hauptverdienst, nicht damit begnügt, persönliche Ansichten und Theorien auszusprechen, sondern er hat sofort auch auf die praktische Ausführbarkeit seiner Wünsche Bedacht genommen.

So offen er den edeln Zweck und den reinen Zweck des zwickauer Vereins anerkennt, ebenso offen erklärt er doch, von den thatsächlichen Erfolgen desselben nur sehr wenig zu erwarten; er bringt für diese Ansicht hauptsächlich zwei Gründe bei: „zuerst, weil die Ansichten, was eine wahre Volksschrift sei und was sie leisten müsse, selbst unter dem wissenschaftlich gebildeten Publicum im Allgemeinen noch sehr ungewiß und schwankend sind" (S. 84); diese Behauptung wird sodann ausdrücklich „mehr auf die Schriftsteller als auf das Directorium des Vereins" angewendet, von dessen Mitgliedern bei ihrer sonstigen Stellung eine strenge Beurtheilung und Durcharbeitung der eingehenden Manuscripte gar nicht zu verlangen sei, wodurch es denn kaum möglich sei, nur wahrhaft gute Schriften zum Druck zu bringen (S. 86). Der zweite Erklärungsgrund des bisher ungenügenden Erfolgs des Vereins wird in „der allmäligen Verrückung seiner ursprünglichen Bestimmung" gefunden; denn während der Verein eigentlich vorzugsweise Männer umfassen sollte, die für Hebung des Volksschriftenwesens thätig sein könnten, zeigt es sich nur, daß die Theilnehmer der Mehrzahl nach solche sind, welche Volksschriften haben wollen, Bürger und Landleute, die nur empfangen, nicht mitwirken können, und überdies oft ganz Anderes verlangen, als der Verein bieten kann und will (S. 87). An letztern Punkt schließt Hr. Gersdorf zunächst seine Betrachtungen über das Lesen des Landvolks, über Dorfbibliotheken und Verwandtes an, wovon ich Einiges oben bekämpft habe, das Meiste jedoch theils schon ausdrücklich als werthvoll anerkannt habe, theils hier nochmals Jeden, den die Sache interessirt, zu eigener Lesung auffodern will (besonders S. 93—107). Endlich geht Hr. Gersdorf auf seine eigenen Vorschläge zur Verbreitung zweckmäßiger und wohlfeiler Volksschriften über. Das Erste, was er hier verlangt, ist die „Wiedereinsetzung der Bücherhändler in ihre alten Rechte" (S. 107). Weder ein geschlossener Verein, noch der künstliche Weg des regelrechten Buchhandels entspreche den Bedürfnissen des Landmanns. Nun wird aber natürlich eine Beaufsichtigung dieser Bücherhändler nöthig; sie überträgt Hr. Gersdorf einem freien Verein, dessen Thätigkeit in einer „Zeitschrift für deutsches Volksschriftenwesen" offen zu allgemeiner Kenntniß und Theilnahme gebracht werden soll. Diese Zeitschrift ist natürlich für gebildete Stände bestimmt und umfaßt:

1) Abhandlungen über streitige Fragen aus dem ganzen Umfang des Volksschriftenwesens; 2) Beurtheilungen älterer und neuer Volksschriften und derjenigen Fachschriften, welche Einzelnen aus dem Volke zu weiterer Ausbildung vorgeschlagen, sowie solcher Kinderschriften, die auch für das Volk geeignet befunden werden können; 3) Nachrichten über alle Volksschrift-Vereine, Vorschläge zur Umarbeitung älterer und Abfassung neuer Volksschriften und überhaupt allerlei hierher gehörige Notizen; 4) eine Übersicht der neu erschienenen Volksschriften und Volksblätter. (S. 110.)

Von dem Vereine, der die Zeitschrift leitet, sollen dann die Bücherhändler abhängig gemacht und andere Veranstaltungen für den gemeinsamen Zweck getroffen werden.

Ich theile hier diese, jedenfalls beherzigenswerthen Vorschläge mit, in der Hoffnung, dadurch vielleicht etwas zu ihrer weitern Verbreitung beizutragen; es fragt sich nur, ob nicht in äußern Hindernissen ihrer Ausführung unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstehen, worüber ich mir hier ein Urtheil nicht anmaßen kann.

Hr. Gersdorf hat sich über eine Angelegenheit von täglich steigender Bedeutsamkeit mit einer Wärme und Gediegenheit ausgesprochen, die den größten Dank von Seiten aller Freunde des deutschen Volks verdient. Möge er in diesen Zeilen einen nicht unwillkommenen Erfolg seiner Auffoderung zu weiterer Besprechung des deutschen Volksschriftenwesens finden! W. A. Passow.

Notizen aus England.

Ein englisches Urtheil über den „Moritz von Sachsen" von Prutz.

Im „Athenaeum" spricht sich ein englischer Reisender über die Aufführung des „Moritz von Sachsen" in München wie

folgt aus: „Jeder wird gut thun, ehe er ins Theater geht, sich mit einem tüchtigen Vorrath von Geduld zu wappnen. Doch nur ein Neuling wird in Deutschland es wagen, ohne dies Erfoderniß das Schauspiel zu besuchen; da unsere guten Vettern den «Nathan den Weisen» ansehen, obwol sie laut sich über die Länge unserer Dramas beklagen. Ja, selbst Schiller's «Wallenstein» mit seiner prachtvollen Poesie, seiner umfassenden Anlage, den erhabenen Gedanken und einigen dramatischen Situationen hinreißender Kraft muß neun Zehntheilen englischer Theaterbesucher schleppend und beschwerlich vorkommen. Wenn also gesagt wird, daß «Moritz von Sachsen» uns weniger langweilte als wir erwarteten, so liegt darin ein Compliment, keineswegs Spott oder Geringschätzung. Einige Scenen im Stück sind voll Leben — der Versuch künstlerischer Anlage tritt deutlich hervor. Ein Hauptgedanke geht hindurch, obwol es sehr viel «Geschrei und Wuth» darin gibt. Die Geschichte ist nicht, wie es so häufig in sogenannten geschichtlichen Dramen begegnet, mit Charakteren überladen, und der Held füllt, ohne daß der Dichter sein Vorrecht misbrauchte, die Scenen vom Aufziehen des Vorhangs bis zu dessen Niederrollen. Wer wollte in diesen platten Zeiten mit dem Bühnendichter rechten, weil er der Wirklichkeit geschmeichelt und den Herzog Moritz als eine Art freiheitsglühenden Grandison dargestellt; der frei von jedem Makel der Herrschgier oder selbstischen Ehrgeizes ein Opfer des Kampfes, so alt wie die Welt, zwischen Pflicht und Gefühl dasteht? Sicherlich kann es kein Fehlgriff heißen, daß jetzt, wo «Einheit» das Losungswort durch so viele Königreiche und Fürstenthümer ist, ein solcher Gedanke des großen und starken Mannes als der Typus der Tugend und der Wiedergeburt und der Freiheit dargestellt werde. In deutlichem Gegensatz zu ihm, als das Fleisch gewordene Princip des ancien regime, wird uns Karl V. vorgeführt; aber einige der ihm — und gerade nicht beiläufig — in den Mund gelegten Gedanken scheinen mir in Betracht von Zeit und Ort ein wenig seltsam. (Hier führt der Recensent die Nachtscene an, wo der Kaiser anerkennt, daß er sich in der Zeit getäuscht habe.) Ich weiß nicht, inwieweit die Baiern gewohnt sind, den Bühnenempfindungen Anwendung zu geben, noch in welchem Umfang der Censor sich seiner Schere bedient; aber wenn ich die Ausmerzungen bedenke, welche dieser Kunstrichter in Wien mit viel weniger häkeligen Stellen in Schiller's «Wallenstein» vorgenommen, so kann ich mir nicht vorstellen, daß dies Trauerspiel in der östreichischen Hauptstadt aufgeführt wird. Eine der besten Scenen ist die zwischen dem Kaiser und seinem Narren; dessen Loos, wie er mit den königlichen Gewändern bekleidet den für seinen Herrn bestimmten Todesstreich empfängt, mich mehr gerührt hat als irgend einer der andern prachtvollen Auftritte." Am Schlusse meint der Engländer, daß nach Allem doch die bedeutenden Personen des Stücks viel zu viel mit Kraftausdrücken und schwülstigen Redensarten um sich werfen (there was so much of the Cambyses' vein in the ranting of the great personages), daß selbst das unbedingte Zutrauen in den Dichter und die lebhafteste Theilnahme auf Seiten eines Briten sich hätte getäuscht fühlen müssen.

Auch bei den Engländern gibt es bekanntlich Sprachreiniger, die ihre Mischlingssprache, wenn es ginge, auf die Reinheit und die Armuth der zu den Zeiten Alfred's des Großen gesprochenen zurückführen möchten. So hat sich unter Andern der Dichter Southey folgendermaßen ausgesprochen: „Ours is a *noble language*, a *beautiful* language. I can *tolerate* a Germanism for *family* sake; but he who *uses* a French or Latin *phrase* where a *pure* old English word does as well, ought to be hanged, drawn, and *quartened* for high *treason* against his mother tongue!" Unglücklicherweise für den englischen Sprachreinigungs-Drako würde er schon wegen dieser wenigen Zeilen diese Strafen mehr als ein halb Dutzend Mal erleiden müssen, da wenigstens auf acht darin enthaltene Worte seine Ächtung Anwendung erleidet, ja für das Wort tolerate ein echt angelsächsisches Wort to bear with vorhanden ist, was den Sinn des den romanischen Dialekten entlehnten Ausdrucks ganz und gar wiedergibt. 137.

Bibliographie.

Binder, W., Peter der Grosse Alexjewitsch und seine Zeit. Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet. Reutlingen, Kalbfell-Kurtz. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bissing, Henriette v., Iwan. Ein Roman. Zwei Theile. Hanover, Hahn. Gr. 12. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Bruchstücke über das Thema: Hanover und der Zollverein. Von einem Preußen. 1stes Heft. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Cooper, J. F., Zu See und zu Land, oder Abenteuer des Miles Wallingford. Aus dem Englischen übersetzt. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 1 Thlr.

Drobisch, T., Künstler-Novellen. Leipzig, Hunger. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fichte, J. G., Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution. (Wörtlicher Abdruck der 1793 anonym erschienenen Ausgabe.) 1ster Theil: Zur Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit. Bern, Jenni, Sohn. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Freytag, G., Dichtungen. 1stes Bändchen: Die Brautfahrt oder Kunz von der Rose. Lustspiel in fünf Acten. Breslau, Schuhmann. 8. 20 Ngr.

Glatz, E., Portfolio oder Beiträge zur Beleuchtung ungarischer Zeitfragen. Leipzig, G. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Glauben oder Nicht glauben? Was frommt der Kirche und Gesellschaft? Nach den französischen „Reflexions" von F. v. F***. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hefele, C. J., Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts. Insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Marmier, X., Rußland, Finnland und Polen. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Marston, oder Geheimnisse eines Staatsmannes. Ins Deutsche übertragen von A. Kretzschmar. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Mendelssohn's, M., Gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften. Herausgegeben von G. B. Mendelssohn. 5ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Mühlbach, L., Gisela. Roman. Zwei Theile. Altona, Hammerich. 1845. 8. 2 Thlr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 6ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Ploennies, Luise v., Ein fremder Strauß. Gedichte. Heidelberg, Winter. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ruppius, O., Die Fahrt nach Griechenland. Skizze aus dem wirklichen Leben. Langensalza, Verlagsexpedition. 8. 10 Ngr.

Skizzen aus der vornehmen Welt. Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn". 3ter und 4ter Band: Hugo. Novelle. Breslau, Kern. 1845. 8. 2 Thlr.

Stifter, A., Studien. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 4 Thlr.

Wiesner, A., Zwanzig Spalten über ein Pamphlet. Streiflichter auf eine sogenannte Kritik, betreffend die „russisch-polnische Arithmethik" in Nr. 217, 223, 224, 225, 226, 227 der augsburger Allgemeinen Zeitung. Leipzig, Mayer und Wigand. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 352. —— 17. December 1844.

Die streitende Kirche in der katholischen Schweiz.

Zweiter und letzter Artikel.

5. Die gegenwärtige Lage der Schweiz und ihre Gefahren. Bern, Jenni Sohn. 1844. 8. 7½ Ngr.
6. Manifest der katholischen Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden ob und nid dem Wald, Zug und Freiburg an sämmtliche eidgenössische Stände. Luzern, Gebrüder Räber. 1844. 8. 2 Ngr.
7. Die Ereignisse im Canton Wallis. Übersetzung der Schrift: „La contre-révolution en Valais au mois de mai 1844, par M. *Maurice Barman*", mit Noten. Nebst einer geschichtlichen Einleitung und einer Schlußbetrachtung von F. Ludwig Snell. Zürich, Literarisches Comptoir. 1844. Gr. 8. 11½ Ngr.
8. Kurzer Beitrag zur Würdigung der Gesellschaft Jesu. Luzern, Gebrüder Räber. 1844. 8. 4 Ngr.
9. Minoritätsgutachten des Erziehungsraths in der Jesuitenfrage, nebst Vertheidigung desselben gegen eine versuchte Widerlegung und näherer Würdigung des Majoritätsgutachtens. Luzern, Meyer. 1844. 8. 5 Ngr.
10. Über Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens in der Schweiz. Vortrag der aargauischen Ehrengesandtschaft auf der eidgenössischen Tagsatzung zu Luzern, am 19. August 1844. Von Augustin Keller. Aarau, Sauerländer. 1844. 8. 4½ Ngr.
11. Votum der Gesandtschaft von Luzern bei Berathung des aargauischen Antrags zur Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens in der Schweiz abgegeben in der Tagsatzungssitzung vom 20. August 1844. Von C. Siegwart-Müller. Luzern, Gebrüder Räber. 1844. 8. 2 Ngr.

Wir haben im ersten Artikel, den wir der Schilderung des Wirkens der streitenden Kirche in der katholischen Schweiz widmeten, gezeigt, daß die Reaction, welche durch die Aufhebung der aargauischen Klöster zwar nicht den ersten, aber den kräftigsten Anstoß erhielt, eine Trennung des Bundes in zwei Hälften oder besser zwei Lager, ein katholisches und ein reformirtes, in Aussicht stellte, als das letzte Mittel, zu welchem die Übergriffe des „Radicalismus" den bedrohten römischen Katholicismus zu schreiten nöthigten. Der Plan zu einer solchen Trennung, die ohne Zweifel von einigen katholischen Führern beabsichtigt wurde, scheint aber vor der Hand aufgegeben worden zu sein, wahrscheinlich weil man zur Überzeugung kam, daß sie sich, wie jetzt die Sachen stehen, nicht durchführen lasse. Vielleicht haben auch diplomatische Vorstellungen eingewirkt, wenigstens behauptet die Schrift Nr. 5, deren Verleger auf seinem Standpunkte, dem des entschiedenen Liberalismus, zu einem ziemlich klaren Überblicke gelangt ist, der eidgenössische Geschäftsträger in Wien habe dem Vororte erklärt, „daß Östreich nie einen Separatistenbund, wie er projectirt ist, anerkennen werde". Dagegen ergibt sich aus Allem, was seither gesprochen und gethan wurde, daß die römisch-katholische Partei, zu der sich, wenn sie consequent sein wollen, die sogenannten protestantischen Conservativen früher oder später werden schlagen müssen, um sich für die im Aargau erlittene Einbuße zu entschädigen, folgendermaßen zu Werke gehen wird. Die katholischen Cantone werden sich, wozu ihnen frühere Vorgänge (z. B. das Siebner-Concordat, in das der Abfall Zürichs im J. 1839 die erste Lücke riß) das Beispiel und die Berechtigung bieten, thatsächlich als einen Bund im Bunde constituiren, überall, wo es sich um ihre confessionellen Interessen handelt, als Einheit auftreten und durch häufige abgesonderte Conferenzen das Volk an den Gedanken einer „Repeal" gewöhnen und darauf vorbereiten. Die Cantone, in denen dem römisch-katholischen Elemente von den „Radicalen" die ihm gebührende Herrschaft vorenthalten wird (also zunächst Solothurn, Aargau, St.-Gallen, Tessin), sollen einzeln bearbeitet, und wenn dann der Umschwung wie in Wallis gelungen, und die ohnehies auf einer Nadelspitze balancirende „radicale" Mehrheit der Tagsatzung gestürzt ist, für die „Befeindung der katholischen Kirche seit dem Jahre 1831" volle Genugthuung genommen werden. Um diese Zwecke eher und sicherer zu erreichen, sollen endlich Diejenigen, welche sich, um mit Pius VII. zu reden, dem von immerwährenden Stürmen umhergetriebenen und erschütterten Schifflein Petri als erfahrene und starke Schiffleute anbieten (so heißt es in der zur Wiederherstellung des Jesuitenordens in „allen Staaten und Gebieten" unterm 7. Aug. 1814 erlassenen Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum), zu Hülfe gerufen und ihnen die Erziehung der Jugend, die oberste Leitung der hier und da widerspänstigen Geistlichkeit, die Bewahrung des Volks vor den giftigen Einflüssen des Zeitgeistes und nöthigenfalls dessen Fanatisirung anvertraut werden. Damit sind wir nun bei der Frage angelangt, die in diesem Augenblicke in der

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. [illegible]—294 d. Bl. D. Red.

Schweiz am lebhaftesten besprochen wird und in der That auch für dieses Land von entscheidender Wichtigkeit ist. Es handelt sich nämlich darum, ob den Jesuiten die theologische Lehranstalt und das Seminarium in Luzern (das Andere folgt nach) eingeräumt, mit andern Worten, ob ein Staatenbund, dessen Dasein wesentlich auf dem Grundsatze der Duldung beruht, den immer gefährlicher um sich greifenden Einwirkungen der anerkannten Vorkämpfer der Unduldsamkeit preisgegeben werden soll.

Die unmittelbare Veranlassung zu dem vom Stande Aargau der Tagsatzung vorgelegten Antrage, den Jesuitenorden aus der Schweiz auszuweisen, haben die im Mai dieses Jahres in Wallis vorgefallenen Ereignisse gegeben. Eine ausführliche und die, wie aus der darüber geführten Polemik hervorgeht, der Wahrheit treueste Schilderung derselben gibt die Schrift Nr. 7, auf welche wir Alle verweisen, welche sich über das merkwürdige Stück Mittelalter belehren wollen, das im Canton Wallis über die es rings umgebenden Fluten der modernen Ideen hervorragt. Da man den Baum am sichersten an seinen Früchten erkennt, so begnügen wir uns, zur Charakterisirung der Theokratie, die unter Anführung eines ehemaligen Offiziers der Garde Karl's X. am Trient über die „junge Schweiz" siegte (welchen Sieg der Prior von St.-Moritz selbst auf offener Kanzel „eine That der — von Jesuiten geleiteteten lyoner — Gesellschaft des Glaubens"*) nannte), hier die Thatsachen anzuführen, daß sie dem Klerus die vollkommenste Immunität (Steuerfreiheit, abgesonderten geistlichen Gerichtsstand oder eigentlich Straflosigkeit, sogar unentgeltliche Benutzung der Brief- und Fahrpost u. s. w.) gewährt, und aus der Verfassung, nach der bisher blos die katholische Religion einen „culte public" hatte, das Wort public ausstrich, wodurch den Protestanten jede gemeinschaftliche Religionsübung untersagt wird. Dies geschieht, während in Zürich, der Wiege des schweizerischen Protestantismus, ein katholischer Bischof eine zum Theil von Beiträgen Reformirter erbaute Kirche seines Bekenntnisses weiht. Wir vermuthen, Hr. Hurter werde diesem Gegensatze in einer künftig erscheinenden vermehrten Auflage seines Werks über „Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz" einen besondern Abschnitt widmen.

Der Antrag Aargaus hat, wie vorauszusehen war, auf der Tagsatzung selbst zu keinem Ergebnisse geführt, aber es war schon ein Vortheil, daß der Gegenstand, auf den er sich bezog, im Schoose dieser Behörde zur Erörterung kam. Die Wahrheit kann nur aus dem Kampfe widerstreitender Ansichten hervorgehen, und gerade in diesem Falle hat die Erfahrung schon einmal bewiesen, daß die Geschichte Processe, welche die Cabinetsjustiz durch einen Gewaltstreich erledigt zu haben glaubt, gern revidirt. Die Schrift Nr. 10, die von dem nämlichen schweizerischen Staatsmanne herrührt, von dem früher der Antrag zur Aufhebung der Klöster im Aargau ausgegangen ist, und das unter Nr. 11 angezeigte „Votum", welches der vordem mit an der Spitze des schweizerischen „Radicalismus" stehende jetzige luzerner Schultheiß, der vor einigen Jahren seinen „Tag von Damascus" erlebte, abgegeben hat, können nun als die äußersten Grenzpunkte bezeichnet werden, zwischen welchen die öffentliche Meinung in dieser Angelegenheit sich bewegt. Beide Redner verfechten ihre Sache mit Talent; doch ist es für Diejenigen, deren sich Hr. Siegwart-Müller annimmt, mislich, daß sich Thatsachen nicht durch Declamationen widerlegen und Wahrheiten nicht durch keck Verneinung in Lügen umformen lassen. Stände dies nicht entgegen, so würden wir an dem Schlusse, in den sich die rhetorischen Figuren des Herrn Schultheißen am katholischen Vororte zuspitzen, durchaus nichts auszusetzen haben. Er lautet:

> Die Anklagen gegen die Lehren, die Erziehungsweise, die Moral und die Religiosität der Jesuiten, die Anklagen der Gefährdung von Ruhe, Sicherheit und politischen Freiheit erweisen sich als falsche unbegründete Anklagen erbitterter Feinde, sie fallen auf die Ankläger selbst zurück — —

ein Ausspruch ex cathedra, mit dem sich folgende Apostrophe Keller's (ebenfalls eines Katholiken) wohl messen kann:

> In der restaurirten Schweiz wurde dem Orden lediglich die Aufgabe, auch den geistigen Zustand des Landes wieder zu restauriren, die frühern, der Aristokratie allein zusagenden, politischen Verhältnisse wieder herstellen und befestigen, und überhaupt die seit der Helvetik erwachten freisinnigern Bestrebungen im Staate wie im Kirchenwesen wieder unterdrücken zu helfen. Es sind also nicht die Radicalen, die damals noch nicht existirten, welche, wie man ihnen heute nach der Fabel vom „Wolf und Lamme" schuldgeben will, die Jesuiten ins Land gezogen haben; sondern auf der einen Seite waren es überall die Aristokraten und Patriziate, welche sie zu ihren neuen Schildhaltern verlangten, und auf der andern Seite die Nuntiatur mit geheimen Agenten, welche sie ihnen gern und bereitwillig gab. — — Oder welchen andern Ordenszweck sollen sie sonst bei uns haben? Etwa Heiden zu bekehren? Bald seit zwölf Jahrhunderten strahlt das Christenthum seinen Segen in alle Gauen des Landes. Oder den katholischen Glauben unter den Protestanten zu verbreiten? Seit dem Landfrieden von 1531 ist jeder Confession die weitere Verbreitung ihrer Lehre verboten. Oder um den Weltklerus zu bessern? Wo ist eine Stimme über seine Verdorbenheit gehört worden? Wer bringt seiner steigenden Bildung und Gesittung nicht gern die gerechte Huldigung dar? Oder um verlassene Pfarreien zu besorgen? Welche hat unter den Priestern des Landes nicht immer ihren Hirten gefunden? Oder, wenn eine verwaiste, wo hat ein Jesuit ihr seine Dienste angeboten? Oder um die Erziehung der Jugend zu besorgen? Wo hat das Vaterland des edeln Pestalozzi und des frommen Girard die Pädagogik der Jesuiten nicht freudig vermißt? Oder endlich um die theologische Wissenschaft zu fördern? Seit der Wiederherstellung des Ordens hat von allen Jesuiten einzig der Pater Weninger die Literatur der deutschen Theologie mit einer Schrift über die „Apostolische Vollmacht des Papstes" bereichert. Und welche Pastoralconferenz unseres Weltklerus wäre nicht im Stande, alljährlich etwas Besseres zu liefern? Nein, die Bestimmung des gegenwärtigen Jesuitenordens in

*) Diese Gesellschaft weist auf Seite 4 ihrer öffentlichen Rechnung im Monat März 1842 eine Kasseneinnahme von 2,752,215 Franken aus, von denen 79,240 Franken in die Schweiz flossen, wo unter Anderm auch 4620 für den reformirten Canton Zürich verwendet wurden.

der Schweiz ist durchaus eine rein politische, und darum ist er auch mit seiner Wirksamkeit, den Rechten der Religion und Kirche unbeschadet, der politischen Gewalt, dem Staate, verhaftet und verfallen. — —

Was vom katholisch-theologischen und literarischen Standpunkte gegen die Übergabe von Lehranstalten an die Jesuiten überhaupt gesagt werden kann und von der Minderheit des luzerner Erziehungsrathes in ihrem vom dortigen Stadtpfarrer mitunterschriebenen Gutachten zum Theil wirklich gesagt worden ist, enthält die Schrift Nr. 9. Ihr ist auch das Schreiben angehängt, durch welches 85 Weltgeistliche des Cantons, denen sich sonst noch 22 angeschlossen haben, bei dem Großen Rathe um Erhaltung des bisherigen Bestandes der Lehranstalt bittlich eingekommen sind.

(Der Beschluss folgt.)

Über die Iliade und das Nibelungenlied. Neun literarische Abendunterhaltungen in dem Museum zu Karlsruhe von Karl Zell. Karlsruhe, Braun. 1843. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Vorträge, welche dieses Buch enthält, wurden vom Verf. vor einem Kreise von Zuhörern gehalten, bei dessen größerm Theil er eine nähere Kenntniß ihres Gegenstandes nicht voraussetzen konnte. Sie waren vielmehr bestimmt, ihm diese Kenntniß zu gewähren, aber sie ihm in der Art zu gewähren, daß die Zuhörer dadurch angeregt und ermuntert würden, sich zu den Werken, über die sie sich verbreiten, selbst zu wenden. Dann sollten sie das tiefere Eindringen in diese Werke erleichtern, das bei ihnen wie bei allen großen mächtigen Schöpfungen dichterischen Geistes unumgänglich nothwendig ist, wenn ein inniges Verständniß erreicht und ein vollkommener Genuß von nachhaltig wohlthätiger Wirkung gewonnen werden soll. Für einen ähnlichen Kreis von Lesern, der, wenn man nicht etwa eine oft nur aus abgeleiteten Quellen geschöpfte flüchtige Bekanntschaft schon für eine nähere Kenntniß gelten lassen will, weit genug sein wird, hat nun auch der Verf. sein Buch bestimmt, und wir meinen, daß es die Eigenschaften in der That besitzt, durch welche es seinem Zwecke, anregend und förderlich vorbereitend zu wirken, zu entsprechen vermag. Der Verf. hat seinen Gegenstand mit Einsicht und Gefühl erfaßt, er ist von dessen Schönheit und Würde durchdrungen, er erkennt das Bedürfniß Derer, für die er spricht oder schreibt, und versteht es zu befriedigen. Sein Buch ist schlicht und einfach, aber mit Wärme geschrieben, und mit der Klarheit und Deutlichkeit, welche dem Leser zwar genug thut, ohne ihm jedoch die eigene Geistesthätigkeit zu schenken, weit verschieden von jener platten Popularität, welche ihn zum rein passiven Gegenstande herabwürdigt, zum Schlauch, der sich das Einfüllen ruhig gefallen läßt. Wir stimmen dem Verf. bei, wenn er sagt: „Die Zeichen der Zeit lassen jeden Versuch dankenswerth erscheinen, durch den das Band zwischen der Gegenwart und Vorzeit erhalten und den Geistern mehr eine einfache und starke Nahrung, wie sie aus den classischen Werken unserer vaterländischen und der alten Literatur geschöpft werden kann, als übergewürzte und krankhaft aufreizende Mittel angeboten werden", und es sollte uns recht lieb sein, wenn sein Buch nicht nur Leser fände, sondern auch auf sie wirkte, wie es soll. Aber aufrichtig gesprochen, wir zweifeln, nicht an dem Erstern, denn warum sollte das Buch nicht ebenso gut gelesen werden wie manches andere verwandter Art, wol aber an dem Andern, an der Wirkung auf die große Menge, die sich selbst das gebildete Publicum nennt und nicht gern anders hören nennen mag. Um sie aber, die am meisten einer rechten Richtung bedarf, nicht um Einzelne, die sich selbst durchzuarbeiten im Stande sind, handelt es sich bei einem Versuche wie der bezeichnete vornehmlich. Allein gerade in Beziehung auf sie scheint uns der Versuch mehr deshalb dankenswerth, weil er wohlgemeint, in bester Absicht und mit guten Kräften unternommen ist als deshalb, weil wir hoffen, er werde nun wirklich den beabsichtigten Erfolg haben. Daß wir hierbei nicht dem Verf. die Schuld beimessen, geht aus Dem, was wir bereits über seine Schrift gesagt haben, zur Genüge hervor, wir wollen auch nicht in Abrede stellen, daß sie hier und da bei Einem und dem Andern rechte Frucht bringen könne, und gewiß ist schon Das etwas werth; die ungleich größere Zahl Derer aber, für die sie eigentlich berechnet ist, wird, wenn sie sich dazu entschließt, sie zu lesen, daraus einen Nutzen ziehen, der gar ein anderer sein möchte als der vom Verf. gewünschte, ungefähr ebenso verschieden von diesem, als es die sogenannte allgemeine Bildung von der echten wahren Bildung ist. Überhaupt scheint uns die Meinung, als fehle es dem Publicum nur an der rechten Leitung und Unterstützung, um strack und stät auf dem rechten Wege zu wandeln, irrig, so respectabel sie auch wegen der Gesinnung, aus der sie hervorgeht, und so verbreitet sie ist. Es gibt ja der Hülfsmittel, und auch wirklich guter und zweckmäßiger, eine nicht ganz kleine Menge, und sie sind nicht alle erst von heute oder gestern, sie werden auch benutzt, aber die Frucht echter Bildung des Geschmacks, die durch sie bei dem großen Publicum gezeitigt worden wäre, ist uns noch nicht vorgekommen, und die Thätigkeit der wackern Männer selbst, die immer wieder dem Übel durch neue Hülfsmittel abzuhelfen suchen, spricht ebenso sehr dafür, daß die Schuld nicht an unsern Augen liege, als tagtägliche Erscheinungen, in denen sich der Geschmack des Publicums kund gibt, es bestätigen. Nicht darauf kommt es an, daß das Publicum dieses oder jenes classische Werk lese; das thut es schon allenfalls, weil es eben auch mit zu seiner Bildung gehört, von solchen Werken, die nun einmal einen Namen haben, eine gewisse Kenntniß zu haben. Aber es liest sie, wie es Alles liest, flüchtig hin; ohne Sinn und Aufmersamkeit für geistigen Gehalt und schöne Form, immer nur auf den baren bloßen Inhalt gerichtet, schält es sich im günstigsten Fall die Geschichte heraus als den wahren Kern, läßt das Übrige als schlechte Hülse oder Schale liegen und tröstet sich über die Langweile, die es beim Lesen hatte, dadurch, daß es sich aufgelesene Floskeln über die Schönheit, Kraft, Eigenthümlichkeit, Tiefe und was sonst noch jener Werke vorsagt, sowie durch die Satisfaction, die es empfindet, sie nun wirklich gelesen zu haben und mit gutem Gewissen und unbeklommener Zuversichtlichkeit von ihnen schwatzen zu können. Denn das Schwatzen nach der Lecture ist ihm so nöthig wie nach dem Essen die Verdauung. An eine rege Anstrengung der geistigen Kräfte ist aber bei jener Lecture nicht zu denken, nicht daran, daß der Leser sich mit liebevollem Eifer in das Werk vertiefte, es zu durchdringen, in sich aufzunehmen und sich zum eigensten Besitzthum zu gewinnen suchte. Der Magen des Publicums ist erschreckend weit, sein Appetit immer munter; heißhungrig verlangt es Sättigung, Alles, wodurch ihm diese gewährt wird, ist ihm recht; zum wahren Ergötzen freilich bedarf es starker Reizmittel. Bei Denen ist es am fröhlichsten, aber überhaupt genießt es Alles, was ihm dargeboten wird, sein ästhetisches Interesse wird durch Alles ungefähr in gleichem Maße befriedigt, und selbst dann, wenn es sich einmal für oder gegen etwas entschieden ausspricht, hat der Geschmack am wenigsten Theil an solcher Manifestation seines Willens. So vermag es trotz alles Unterrichts, aller Bildung, aller Leserei, ja wol eben deshalb, nicht zur Einsicht in das Vortreffliche und zur ausdauernden Begeisterung für dasselbe, nicht zur Gleichgültigkeit gegen das Mittelmäßige, zur Verachtung gegen das Platte, zum Widerwillen gegen das Gemeine zu gelangen; nur den Ruhm der Vielseitigkeit muß man ihm lassen und in sie setzt es auch seinen höchsten Stolz.

Doch zu guter Zeit besinnen wir uns noch, daß unsere

hypochondrische Grämelei noch beiweitem weniger den Stand der Sache zu ändern vermag als das Buch, das sie so unschuldigerweise veranlaßt hat. Wir kehren daher wieder zu ihm zurück, um in aller Kürze noch das Nöthige darüber zu berichten. Der Plan desselben ist sehr einfach, wie ihn die Sache selbst und die Absicht des Verf., sich bei Betrachtung und Vergleichung der beiden Gedichte nur auf das ästhetische und poetische Gebiet zu beschränken, gebot. Nach einleitenden Bemerkungen über das Wesen und den Charakter der epischen Poesie im Allgemeinen, welche der erste Vortrag enthält, wird in dem zweiten der Inhalt der „Ilias" erzählt, in dem dritten das Gedicht nach den zu Anfange bestimmten Gesichtspunkten betrachtet, nämlich in Beziehung auf die Einheit und den Zusammenhang der Handlung, welche den Inhalt der „Ilias" ausmacht, auf das eigenthümliche Wesen und den Geist dieses Inhalts, was wir der Kürze wegen den Charakter der Handlung nennen, endlich in Beziehung auf den Charakter der in dem Gedichte vorgeführten Personen. Dasselbe geschieht in dem vierten bis siebenten Vortrag mit dem „Nibelungenlied", und wir müssen die vorurtheilslose Unbefangenheit der ästhetischen Würdigung, die sich in beiden Abschnitten fast durchgängig kund gibt, um so mehr anerkennen, als sie eine Eigenschaft ist, die gerade bei Vergleichung von Werken des hellenischen und deutschmittelalterlichen Geistes selbst berühmten Literaturhistorikern bisweilen ausgeht. Der Verf. betrachtet beide Gedichte für sich, vergleicht sie auch, weist das Übereinstimmende, das sie, als derselben Gattung der Poesie angehörig, haben, eben so nach, als er die Eigenthümlichkeiten hervorhebt, durch die sie sich, weil sie verschiedenem Volksgeiste, verschiedener Zeit und Sitte entsprossen sind, scharf voneinander unterschieden, enthält sich aber, etwa eine Stelle abgerechnet, in der die „Nibelungen" etwas kurz weggekommen sind, wohlweislich des Versuchs, sie nun im Verhältniß zueinander nach allgemeinen Regeln abzuschätzen und jedem danach seine Censur zu geben; ein Versuch, der etwa ebenso viel Nutzen haben mag wie der, zu tariren, ob die Palme oder die Eiche der schönere Baum sei. Im neunten Vortrag endlich wird die Erzählung der „Edda" von den Nibelungen mitgetheilt, die Frage über die Verf. der beiden Gedichte berührt, und über die historische und mythische Deutung der Nibelungensage gesprochen. Der Verf. konnte die beiden letzten Punkte, nach der übrigen Art und Weise seiner Betrachtung, ganz aus den Augen lassen, und wir wollten, er hätte es gethan. Daß er sich mehr der mythologischen Deutung zuneigt, dagegen haben wir nichts einzuwenden, aber um der historischen ihr Recht widerfahren zu lassen, durfte er sich unmöglich mit einem Auszug aus Rückert's wunderlicher Schrift begnügen und vollends nicht diese als „das Resultat der verschiedenen im historischen Sinne geführten Untersuchungen" bezeichnen. Noch weit weniger befriedigen uns seine Bemerkungen über die Entstehung der beiden Gedichte. Wir wollen ihm weiter keinen Vorwurf darüber machen, daß er trotz scheinbarer Unparteilichkeit in der Mittheilung der beiden Hauptansichten, die sich über jene Frage geltend gemacht haben, einige Hinneigung zu derjenigen, welche jedes der beiden Gedichte ohne weiteres von Einem Dichter verfaßt sein läßt, nicht verbergen kann. Wir wollen auch nicht untersuchen, ob nicht die andere Ansicht, nach welcher einzelne Lieder die Grundtheile beider Gedichte, und diese, wie sie uns vorliegen, erst durch die endliche Zusammenfügung jener Lieder entstanden sind — ob nicht diese Ansicht viel besser als jene erstere mit Dem stimme, was er im ersten Vortrag über das Verhältniß der nationalen Sage zum nationalen Epos bemerkt. Wir meinen nur, daß, wenn er sich einmal auf die ganze Frage, der er, wie gesagt, nach der Anlage seines Buches aus dem Wege gehen konnte, einlassen wollte, er dies schärfer und tiefer eindringend, freilich auch mit größerer Ausführlichkeit thun mußte, als es geschehen ist, um nicht selbst der falschen flachen Bildung, der er ja entgegenzuarbeiten bemüht ist, Vorschub zu leisten, die durch eine ungefähre Notiz zum Urtheil über die schwierigsten Dinge berechtigt zu sein glaubt. Die Hinneigung zu dem Glauben an Einen Verf. selbst ist uns aus dem ästhetischen Standpunkte, den der Verf. bei seiner Betrachtung nahm, wol erklärlich, aber bei der vorurtheilslosen Unbefangenheit, die wir sonst in dem Buche wahrnehmen, und nach der Art und Weise, wie uns der Verf. in seinen früher herausgegebenen Ferienschriften erschienen ist, können wir uns der Meinung nicht erwehren, daß er seine ästhetische Theorie nicht der historischen Wahrheit zu gefallen berichtigt und modificirt und dadurch seiner Schrift einen wesentlichen Vortheil zugewendet haben sollte, wenn er mit den unvergleichlichen Untersuchungen Lachmann's genauer bekannt gewesen wäre, durch die uns jene erwähnte zweite Ansicht, welche die Einheit des Dichters verwirft, mindestens für die „Nibelungen", zu etwas mehr als zur bloßen Meinung, zur vollen entschiedenen historischen Gewißheit erhoben zu sein scheint. Aber freilich müssen wir wol annehmen, daß ihm weder Lachmann's Anmerkungen zu den „Nibelungen", noch seine zweite Ausgabe des Gedichts, noch seine in den Abhandlungen der berliner Akademie enthaltenen Betrachtungen über die „Ilias" bekannt sind, oder daß er absichtlich verschmäht habe, sie für seinen Zweck zu benutzen. Das Letztere jedoch dünkte uns noch unglaublicher als das Erstere; und da er auch an der Stelle, wo er von den Verdiensten deutscher Männer um die Kritik, Erklärung und Verbreitung des „Nibelungenliedes" spricht, wo also Lachmann's Name vor Allen genannt werden mußte, diesen nicht erwähnt, so sehen wir uns wol zu der, an und für sich unwahrscheinlichen Annahme berechtigt, daß jene spätern Werke Lachmann's ihm unbekannt geblieben sind, wie wir sie denn auch nirgend von ihm angeführt finden. Nur aus der schon 1816 erschienenen Abhandlung Lachmann's über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth wird dessen Ansicht berichtet. Daß der Verf. von „gleich stimmberechtigten Gelehrten" als Gegnern derselben spricht, hätte ihm, selbst wenn er nur jene ältere Schrift kennt, wol bedenklich scheinen müssen, und wir sind fast überzeugt, daß, wenn er von der weitern Begründung und Entwickelung der Lachmann'schen Ansicht genaue Kunde gehabt hätte, er jenen Gelehrten ihre gleiche Berechtigung entzogen, vielleicht auch die Schlegel'sche Fabel von einem Dichter der „Nibelungen" Namens Heinrich von Ofterdingen nicht einmal misbilligend erwähnt haben würde. 46.

Literarische Anzeige.

Allgemeine Predigtsammlung

aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung.

Herausgegeben von

Dr. Edwin Bauer.

Drei Bände. Gr. 8. Jeder Band 2 Thlr.

I. **Evangelienpredigten** auf alle Sonn- und Festtage des Jahres.

II. **Epistelpredigten** auf alle Sonn- und Festtage des Jahres.

III. **Predigten über freie Texte** auf alle Sonn- und Festtage des Jahres.

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 353. —— 18. December 1844.

Die streitende Kirche in der katholischen Schweiz.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 352.)

Die Schrift Nr. 8 ist eine Sammlung von Actenstücken, welche an den luzerner Erziehungsrath eingegangen sind, als derselbe im Auftrage des Grossen Rathes „über das Wirken, das Erziehungswesen und das allseitige Leben der Jesuiten Untersuchung und Nachforschungen" anstellte. Eine Vorbemerkung und die Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum" wird vorausgeschickt; dann folgen nachstehende Documente:

„Schreiben des Hochw. P. Provinzials der Gesellschaft Jesu der oberdeutschen Provinz an den Erziehungsrath des Cantons Luzern." Aus diesem Schreiben ergibt sich, daß sich der Orden jeder Überwachung von Seiten des Staats, die in Luzern bei dem besten Willen der Behörden ohnehin nur illusorisch sein könnte, entzieht und demselben keinerlei Einfluß auf die Leitung der Anstalt, die man ihm übergeben will, auf die Anstellung der Lehrer und die Wahl des Lehrstoffs gestattet, und daß er „sein eigenes Lehr- und Erziehungssystem, welches mit seinen Satzungen auf das genaueste zusammenhängt, zur unabänderlichen Richtschnur seiner Wirksamkeit macht". Dies wird theils unumwunden herausgesagt, theils mit schönen Redensarten bemäntelt, führt aber zu dem Ergebniß, daß die Gesellschaft Jesu damit beginnt, sich als Staat im Staate zu constituiren, und damit aufhört, den Staat in sich aufzunehmen. Sie hat schon ganz andere Bissen verschluckt.

„Schreiben des Hochw. bischöflichen Ordinariats von Sitten an den Erziehungsrath des Cantons Luzern." Der Bischof von Sitten gibt den Jesuiten unter Anderm das Zeugniß, „daß sie besonders dahin arbeiten, die jungen Herzen gegen den Schwindel der Zeitphilosophie zu bemannen". Wer sich über ihr Wirken im Canton Wallis vollständigere Aufschlüsse verschaffen will, den verweisen wir auf die bereits erwähnte Schrift Nr. 7.

„Schreiben des Hochw. Bischofs von Lausanne und Genf (der in Freiburg residirt) an den löblichen Erziehungsrath des Cantons Luzern." Der Hr. Bischof hatte 1817 über das System des wechselseitigen Unterrichts, welches der verdienstvolle Pater Girard aus dem Orden des heiligen Franziskus eingeführt hatte, ein äußerst günstiges Urtheil an die Behörden gelangen lassen. Im J. 1818 kamen die Jesuiten nach Freiburg; 1821 und 1823 richtete der nämliche Bischof an die nämlichen Behörden ein Memoire, in dem er dieses System ebenso entschieden verdammt, als er es zuvor gepriesen hatte, und nun kennt er „keine Lehrer, die tauglicher, die Jugend in den Wissenschaften und christlichen Tugenden heranzubilden" als die Jesuiten.

„Schreiben des Hochw. Bischofs von Chur an den Erziehungsrath des Cantons Luzern."

„Schreiben des Hochw. Bischofs von Linz an den Erziehungsrath des Cantons Luzern." Dr. Gregorius Thomas (Ziegler), Ord. S. Bened., Bischof — so unterschreibt sich der Verfasser dieses Schreibens, der bis zur Säcularisationsperiode Mitglied einer im schwäbischen Kreise gelegenen Benedictinerabtei war — läßt sich also vernehmen:

> Das in mich gesetzte Vertrauen erweckte in meiner Seele bei der Durchlesung Ihres schätzbaren Schreibens den glühenden Wunsch, die mir vorgelegten, für die kommende Periode Ihres ansehnlichen Staates wichtigen Fragen unumwunden und erschöpfend zu beantworten.
>
> Nichts kann einem katholischen Bischof erwünschter kommen, als für die religiöse Erziehung der Jugend guten Rath ertheilen zu können, wo immer ihm ein Feld offen steht, und das durch ein halbes Jahrhundert auf der literarischen Bahn gesammelte Bewußtsein des Gefertigten setzt ihn in die Lage, jede Anmaßung der Eitelkeit sei weit entfernt, hierüber eine etwas gründliche Auskunft zu geben (folgt eine kleine Abhandlung über Erziehung und Unterricht im Allgemeinen, die mit dem „Allerhöchsten, der es nicht unter seiner Würde hielt, der erste Lehrer unserer Stammältern zu sein", beginnt und mit den „höhern Schulen" aufhört).
>
> Welchen Lehrern können und sollen nach diesen Vordersätzen die Väter des Vaterlandes in einem echt christlichen Staate die studirende Jugend anvertrauen? Die Frage erhält die einfache und natürliche Antwort: Insoweit es in der Möglichkeit liegt, muß die Pflanzung der Gegenwart und Nachkommenschaft wissenschaftlich gebildeten, religiösen Männern, welche in einem geregelten Vereine stehen, sodaß Jeder derselben durch den gemeinschaftlichen Organismus auf den vorgesteckten Zweck hinarbeitet, anvertraut werden. — —
>
> Ihre (der Jesuiten) Verhältnisse mit der Weltpriesterschaft stehen gut, nicht nur ohne Klage, sondern auf vertrauungsvollem Fuße. Eine kleine Ausnahme flacher Neologen zählen nichts. — —

Es ist ein bekannter Vorwurf, welcher der Wiedereinführung der Gesellschaft Jesu an vielen Orten gemacht wird, daß sich dieselbe den Bischöfen eben nicht so gern unterwerfe. Ich vernahm dies öfters, und glaubte sogar eifernd für das höhere und göttliche Recht der bischöflichen Würde gelegenheitlich eine Prüfung anstellen zu dürfen. Um keinen Hehl zu übergehen, schien es mir anfangs, daß sie sich bei gottesdienstlichen Handlungen gegen die bestehende Ordnung hinaussetzen wollten. Allein, es war nicht mehr nothwendig als ein paar Worte, und ich fand an ihnen nicht nur die gehorsamsten Diener des Altars, sondern ein lebendiges Muster der unbedingten Unterwerfung. O möchten alle Priester so willig zu leiten sein! — —

„Schreiben des Hochw. Fürstbischofs von Grätz an den Erziehungsrath des Cantons Luzern." Dieser Bischof, ebenfalls ein ehemaliger Benedictiner*) „aus dem Reich", würde den Jesuiten „mit aller Beruhigung" eine theologische Lehranstalt anvertrauen, „wenn die Umstände es zuließen, ihnen selbe zu übergeben". Leider sind sie aber in seiner Diöcese bis jetzt blos auf Abrichtung ihrer Novizen, auf „die Leitung der Seelen von Personen aus allen Ständen" und auf „salbungsvolle" Predigten angewiesen, in welchen Beschäftigungen sie „bei ihrer klugen Haltung auch von Jenen nicht beirrt werden, welche den geistlichen Orden überhaupt und insbesondere dem Jesuitenorden nicht geneigt sind".

„Schreiben des Hochw. Fürstbischofs von Brixen an den Erziehungsrath des Cantons Luzern." Aus diesem Schreiben heben wir folgende Stelle aus:

Da die Jesuiten sich vorzüglich angelegen sein lassen, ausgezeichnete Jünglinge an sich zu ziehen, so werden sie auch an guten Predigern und Seelsorgern nie Mangel haben; ihre Kirche ist sehr besucht, weil sie es auch an derselben Verschönerung nicht ermangeln lassen.

„Schreiben des Staatsraths des Cantons Freiburg an Schultheiß und Regierungsrath des Cantons Luzern."

„Vertrag der Regierung von Freiburg mit dem ehrwürdigen Orden der Gesellschaft Jesu." Nach §. 10 dieses im J. 1818 abgeschlossenen Vertrags wird das Personal im St.-Michaelscollegium „niemals die Zahl von 30, die Laienbrüder inbegriffen, überschreiten können". Nach dem in neuester Zeit veröffentlichten Verzeichnisse aber halten sich gegenwärtig in diesem Collegium 83, im Pensionate 45, in der Filialanstalt zu Estavayer 29 Jesuiten auf.

„Schreiben des Staatsraths des Cantons Wallis an Schultheiß und Regierungsrath des Cantons Luzern."

„Schreiben von Landammann und Regierungscommission des Cantons Schwyz an Schultheiß und Regierungsrath des Cantons Luzern."

„Denkschrift Sr. Excellenz Fürst Metternich an den Schultheiß des Standes Luzern." Diese „Denkschrift" ist ohne Zweifel das interessanteste Actenstück der Sammlung. Sie belehrt über „die Weise, in der sich die Existenz der Jesuiten in Östreich (wo sie 1820, unmittelbar nach ihrer Vertreibung aus Rußland aufgenommen wurden), a) als geistliche Corporation, b) als Lehrkörper, c) als zur Aushülfe in der Seelsorge berufen, gesetzlich festgestellt habe", enthält aber, indem sie sich streng auf das thatsächlich Gegebene beschränkt, kein Wort des Lobes zu ihren Gunsten! Die luzerner Diplomaten haben diesen Wink „Sr. Excellenz Fürst Metternich" nicht verstanden oder nicht verstehen wollen.

„Bericht der nach Freiburg abgeordneten Herren Regierungsrath Jost Peyer und Domherr von Kaufmann an den Regierungs- und Erziehungsrath des Cantons Luzern." Diese Herren erzählen, was man sie in Freiburg hat sehen und hören lassen. Den von ihnen gewünschten Besuch der Schulen sowol in Freiburg als in Schwyz lehnte der Provinzial mit Bestimmtheit ab, sich dahin äußernd:

Da der Bischof und der Tit. Staatsrath von Freiburg, nach genommener Rücksprache mit dem dortigen Erziehungsrathe, die von Luzern in Bezug auf den gleichen Gegenstand an sie gerichteten Fragen schon früher beantwortet haben, so dürfte eine solche nachherige Prüfung leicht als ein Zweifel an der Redlichkeit oder Einsicht Wohlderselben misdeutet werden. Dazu aber wollen gewiß der Regierungs- und Erziehungsrath des h. Standes Luzern ebenso wenig als die Gesellschaft Jesu Anlaß geben. Zudem lehre die Erfahrung, daß Einwirkungen von außen dem Unterrichte und der Disciplin der Schüler nicht immer zuträglich seien. Was man diesfalls wem immer gestatte, könne auch Andern nicht wohl ohne Beleidigung versagt werden.

Schließlich möge noch erwähnt werden, daß von den 3565 Mitgliedern, die einem in Rom erschienenen Verzeichnisse zufolge der Jesuitenorden im J. 1841 in 16 Provinzen und 211 Häusern zählte, 278 auf die Schweiz kommen, die daselbst unter der Leitung des Provinzials und seiner zwei Assistenten folgendermaßen vertheilt sind: Im Canton Freiburg, wie oben; im Canton Wallis 63 zu Brieg, 18 in Sion; im Canton Schwyz 12. Außerdem werden vier zur Provinz gehörige als Missionare in China verwendet, einer lebt in Dresden, sieben befinden sich sonst außer der Provinz, und in derselben halten sich noch 13 Fremde auf. 54.

Toni. Ein Gemälde aus Ungarns Gegenwart von Anton Vilney. Manheim, Bassermann. 1844. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

In die anspruchslose Hülle des Romans werden in dem vorliegenden Werke ernste und traurige Wahrheiten eingekleidet. Ein über gekränkte Menschenrechte empörtes Herz leitete die Feder, und die Schilderung ungarischer Zustände ruft mit mächtiger Stimme die Aufmerksamkeit eines gebildeten Publicums nach dem Schauplatze mittelalterlicher Bedrückungen des Volks. Ref. hält es für seine Pflicht, auf den bedeutenden Inhalt des vorliegenden Werkes aufmerksam zu machen, den frivolen Leser davor warnend, den ernsten darauf hinweisend. Die Steuereintreibung in Rusniakendorf zog unsere Aufmerksamkeit an, Armuth und Zahlungsunfähigkeit liegen am Tage; den Armen werden Thüren und Fenster ausgehoben. Hören wir den Autor.

„Ha! Leute, der Schultheiß bekommt Stockstreiche!" rief ein Bursche, in die Schenkstube tretend.

*) Vor 1773 ist es, glauben wir, nicht vorgekommen, daß Benedictiner für Jesuiten in die Schranken getreten sind, man vergl. den in Nr. 172 u. 173 d. Bl. f. 1844 von uns veröffentlichten Aufsatz „Der Jesuit Harbouin und der Benedictiner Lacroze". Darum ist die Handlungsweise dieser beiden Bischöfe, in deren Diöcesen sich vorzugsweise dem Unterrichte widmende Abteien bestehen, auch in dieser Rücksicht bemerkenswerth und ein Beweis, wie gut es die neuen Jesuiten verstehen, ihre Interessen mit denen des Katholicismus zu identificiren

„Warum denn?“ fragte Janko erstaunt.

„Warum denn!“ bemerkte sein Nachbar.

„Wie du nur so einfältig fragen magst, warum bekommt denn ein Schultheiß Prügel — weil er nicht die Steuern zum neuen Jahre einzutreiben vermochte. Darum.“

„Der arme Schelm! Sein Weib hatte schon bei der Wahl geweint und wußte im voraus, daß er zu gut ist zum Steuereintreiben, und daß er deshalb auch gar nicht zum Schultheiß paßt“, bemerkte der Wirth in seinem Breterverließ.

„Gehen wir doch zusehen, gehen wir!“ rief eine Stimme in der Wirthsstube, und die Mehrzahl der Anwesenden entfernte sich, um auch heuer das Schauspiel zu genießen, wie ihr Ortsschultheiß, von seiner Familie umjammert und in Gegenwart des strengen Obersteuereinnehmers geprügelt wird. So geschehen im Jahre 1830 nach Christo.

„Und woher diese Armuth, dieser hohe Grad unmenschlicher Bedrückung? Wo liegt der Grund zu solch sklavischer Behandlung?“ So dürfte vielleicht der theilnahmvolle Leser fragen.

Die Antwort darauf ist schwierig. Sie müßte zu einer politischen Erörterung werden, überschritte daher weit die Grenzen einer Erzählung, und könnte überdies noch diese harmlosen Blätter unter das Panier irgend einer politischen Partei bringen, wovor sie der Himmel bewahren möge. Aber in flüchtigen allgemeinen Zügen wollen wir im Verlaufe unserer Erzählung auf den Grund des elenden Zustandes der Bauern sowol als des ganzen Landes hindeuten, und überlassen es dem Leser, sich nach dem Maßstabe seines Gefühles für Menschlichkeit und Geistescultur das Urtheil hierüber selbst festzustellen. Der beiweitem größte Theil aller Classen Ungarns, ja selbst die Bauernclasse nicht ausgenommen, würde ob der obigen Darstellung des menschlichen Elendes antworten: „Ja, dies ist doch natürlich. Es kann ja gar nicht anders sein; der Bauer ist dazu geboren; er ist von Gott und Welt zu diesem irdischen Elende verdammt. Dieser Zustand ist seiner Bauernnatur und der Constitution des Landes angemessen. Diese Art Bedrückung hat er daher von Rechtswegen zu dulden.“ Und im günstigsten Falle wird man auch noch folgenden Ausspruch hinzufügen: „Wird sich der Wohlstand des ganzen Landes heben, so wird auch die Rückwirkung auf ihn vom Adelstande herab eine wohlthätigere werden.“ Und wahrlich, gegen diese Einsprüche läßt sich gar nichts mehr einwenden, und wir sind im klaren — Mittelalter. Wo sind aber da die Menschenrechte? Neben solchen Begriffen können sie lange noch nicht aufkommen. Und die achthundertjährige Constitution des Adels, die Constitution zu Pferd, die wird weder Begriffe läutern, noch den Bauer bildend heraufziehen wollen an die Seite seines adeligen Bruders. Wo das Wesen der wahren Bestimmung des Menschengeschlechts von allen Classen eines Landes auch nicht einmal geahnt wird; wo der Adel nur darum von seinen alten Vorrechten nicht lassen will, um auf die zwei untersten Volksclassen tiefer hinabblicken zu können; mit Einem Worte, wo die Leibeigenschaft zwar der Form nach abgeschafft, aber in den Köpfen und auch noch in den Gemeinden der Grundbesitzer fortbesteht, was läßt sich da von der selbstständigen Entwickelung eines solchen Landes in einem Jahrhundert erwarten? Viel zu wenig, als daß es der bevorstehenden Weltreform förderlich sein könnte. Und daß diese dann die Menschenrechte von der untern Donau bis an den Ural mit blutigen Zügen niederzuschreiben genöthigt sein wird, dies werden die Enkel weniger dem Doppelaar als der goldenen Bulle zu verdanken haben.

Wer diese Zeilen gelesen hat, wird gewiß nicht einen Augenblick an der ernsten Tendenz des vorliegenden Werkes zweifeln; die Geschichte des Romans selbst ist trotz aller romantischen Liebeszuthaten ein Lebensbild aus Ungarn; es ist die Geschichte des geistreichen, hochbegabten jungen Mannes aus dem Volke, dem der Zustand des Vaterlandes keinen andern Wirkungskreis anweist als den der Rebellion; er ist in der Classe der Roßhirten geboren und erzogen, fühlt in sich den Dichterberuf, man sieht ihn alle Phasen des Dichters in seinem Innern durchleben, von den Träumen des Genius bis zu dessen Schmerz und Verzweiflung. Er erhält eine gute Erziehung durch eine zweite ungarische Erscheinung, den denkenden, vollendeten Mann, der im Schmerze über sein leidendes Vaterland und im Gefühle, nichts für dasselbe wirken zu können, sich zurückzieht, in Einsamkeit lebt und nach Wissen strebt.

„Die Schreckensperiode der Cholera, welche die Gräuelscenen eines unwissenden, fanatischen Volkes herbeiführt, erscheint als furchtbare Nemesis für Diejenigen, welche, um das Volk um so besser unterdrücken zu können, es in so tiefer Unwissenheit und Rohheit erhalten hatten. Man hielt die Cholera für contagiös, suchte durch Absperrung und Contumazanstalten ihr Einhalt zu thun, und von der Analogie ausgehend, daß der Chlor, der den thierischen Geruch zerstört, daher auch das flüchtige Contagium der Cholera zerstören müsse, ward von der Regierung aus der Chlor als Präservativ anempfohlen, obgleich er nicht geeignet ist, eine Desinfectation zu verursachen und die Lungen der Gesunden zerstört. Die unwissenden Bauern wandten das Präservativ auf falsche Weise an. Die Behörden und Grundherren, gewohnt, auf ihre Untergebenen unmenschlich und despotisch einzuwirken, ließen durch ihre Heiducken das Chlorpulver den Dorfschulzen ohne alle Belehrung zustellen, oder es gar selbst in den Häusern der Bauern umherstreuen. Die Unwissenden nahmen es löffelweis ein, und wenn sie dadurch ihr Übel verschlimmerten, wenn die Kranken starben und die Gesunden erkrankten, hielten sie die Symptome der Cholera für die einer absichtlichen Vergiftung, und diese zu rächen, wurden Gräuelthaten verübt. — — Hatten Adel und Regierung auch nicht die Vergiftung verschuldet, so waren sie doch großer Vernachlässigung schuldig. — — Es gibt Momente, wo die Menschennatur durchbricht und laut die verweigerten Rechte fodert.“

Die Cholerarevolte gibt unserm Romanhelden die Richtung, die seine Thatkraft in Anspruch nimmt; er stellt sich an die Spitze der rächenden Schar, er will, da ihm andere Wege zum Wirken und sich auszuzeichnen geschlossen sind, das Rachegefühl benutzen, um dem unterdrückten Volke Menschenrechte zu erkämpfen. Er zeigt sich als umsichtiger General und strenger Herrscher; daß die Revolte schnell unterdrückt wurde, ist bekannt; der Anführer wird später entdeckt und zum Tode verurtheilt; man führt ihn zum Richtplatz, schon wird das Zeichen gegeben — als die Begnadigung erscheint.

Wer das Werk mit Aufmerksamkeit gelesen, die erschütternde Schilderung einzelner Momente, die Bitterkeit der Stimmung, den halb unterdrückten Schmerz und das ausbrechende Weh mit Interesse beobachtet hat, wird sich nicht wundern, wenn der Begnadigte sich als den Schreiber dieses Buches darstellt und somit den Roman in eine Biographie, ohne das stets sich wiederholende Ich, verwandelt. Ob nun wirklich der Verf. Alles erlebt, dafür kann Ref. freilich nicht bürgen, aber daß er Vieles erlebt und Alles mit der Seele empfunden, dafür bürgt die Wärme der Auffassung, das Bittere der Darstellung.

Die Schilderungen der Natur- und Nationalerscheinungen sind mit großer Geschicklichkeit in den Gang der Begebenheiten eingewoben. Die Roßhirten, deren Kleidung und Lebensweise, mit ihren Festen, Statuten und rohen Gewohnheiten; die Zigeuner in ihrer Verworfenheit und pariaartigen Stellung zur übrigen Gesellschaft; die Rekrutenaushebung zum Geburtstagsgeschenk an den König, mit all dem Unglücke, das sie über Familien bringt, mit Bestechung, Misbrauch und unmenschlicher Behandlung: allen diesen düstern Gemälden folgt die Reflexion prüfend, erwägend, zusammenstellend, und gibt kund, daß das vorliegende Werk nicht nur geschrieben ist zur Unterhaltungslecture, sondern als ernster Aufruf an das Mitgefühl der Menschkeit für Ungarns Zustände. Wir halten uns für verpflichtet, einige Bemerkungen über das Schulwesen in Ungarn auszuziehen:

„Es wäre viel heilbringender für das junge Geschlecht, wenn alle diese Lehranstalten des Vaterlandes geschlossen und

der Schüler mit den Kenntnissen der Normalschule oder mit denen des Privatunterrichts ins Leben hinausgestoßen würde. — — Frage einmal jeden offenen, geistig gesunden Kopf in seinem dreißigsten Lebensjahre, wie viel Kenntnisse für das praktische Leben er von all den Gymnasien und Universitäten überkommen hat. — — Frage ihn, er wird dir gestehen, wenn er anders ein offenes Geständniß über seines theuern Vaterlandes Gebrechen abgeben will, er wird dir gestehen, daß er beim Eintritte in die Kategorie der Philosophen nicht nur in der grenzenlosen Anmaßung den Mutterwitz, sondern auch die gesunde Vernunft verlor; er wird dir gestehen, daß er sich beim Austritt aus den Facultäten trotz der vielen unverdauten Sentenzen, Mottos und Lebensmaximen aus lateinischen Classikern erst hat müssen die einfachsten Principien und Kenntnisse zum öffentlichen praktischen Leben anzueignen suchen; er wird dir gestehen, daß die Bestechlichkeit und auch die Beschränktheit der Lehrer so groß ist, daß es ihn nur eine Unterredung und einige Goldstücke vor der Prüfung gekostet hat, um die wenigen Tage seines Fleißes und die ganze vergeudete Zeit des Schuljahres mit einer Eminenz gekrönt zu sehen; er wird und muß dir gestehen, daß ihm die sich dort erworbene philosophische und juristische Arroganz ein großes Hinderniß geworden, um sich später eine feste gesunde Lebensanschauung zu erwerben, und er muß dir schließlich noch gestehen, daß er in ein gar trauriges kokettirendes Verhältniß zur wahren Wissenschaft und Kunst durch diese Grundlage gerathen ist.

Ein mitgetheiltes Tagebuch enthält manche sehr bedeutende, Menschen und Zustände charakterisirende Aphorismen, z. B.:

„Da schimpfen sie auf die schlechte Regierung. Die Regierung ist für den elenden Zustand des Landes noch lange gut genug, aber zum Bewußtsein müßt ihr kommen durch euch selbst und nicht durch die Regierung."

„Es wird eine Zeit kommen, wo man auf das Zeitalter der Fürsten so mitleidig zurücksehen wird, wie jetzt auf das der Hexen."

„Wahrhaft Großes hat der berechnende Wille noch nicht hervorgebracht. Das Große muß man." 12.

Notizen.

Afrikanische Sprachen.

Nach einer vom Professor Latham in der ethnographischen Section der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft bei ihrer letzten Jahresversammlung in York verlesenen Abhandlung über die Sprachen Afrikas, wären alle auf diesem ungeheuern Continente jetzt und vormals gesprochenen Sprachen auf fünf Classen oder Gruppen zurückzuführen, wobei Gruppe in dem weiten Sinne aufgefaßt wird, in welchem man bezüglich der sogenannten kaukasischen Sprachen einen indisch-persisch-hellenisch-lateinisch-slawisch-germanischen Sprachstamm annimmt. Diese fünf Gruppen sind aber die ägyptische oder koptische, welche die drei ausgestorbenen Dialekte Ägyptens umfaßt; die berberische, welche die nicht arabischen Dialekte der Sprachen von Fezzan, Tripolis, Tunis, Algerien und Marokko nebst der ausgestorbenen Guanchisprache auf den Canarischen Inseln in sich begreift; auch die Sprache der Tuariks gehört zu dieser Gruppe, während man bisher aus unstichhaltigen Gründen auch das sogenannte Tibbu hierher gerechnet hat; die kafferische, welche ziemlich alle Sprachen südlich vom Gleicher enthält, mit Ausnahme derer, die in die vierte Gruppe, d. i. die hottentottische, gehören; die fünfte Gruppe endlich umfaßt alle übrigen Dialekte, die gleichfalls einer Ursprache anzugehören scheinen. Von dieser fünften Gruppe stellt Prof. Latham wieder zehn dazu gehörige, wesentlich verschiedene Sprachen auf, die, wie unter Anderm der Eibo-Aschanti-Sprachstamm, wieder eine Menge Unterabtheilungen haben. In Bezug auf diese letzte Gruppe geben sich jedoch die aufgestellten Kategorien nur als provisorische. Die von Dr. Pritchard in Übereinstimmung mit Newman's Ansicht aufgestellte Behauptung, die Berbersprachen seien semitischen Ursprungs, suchte Prof. Latham in jener Versammlung als irrig zu widerlegen.

England und der Sklavenhandel.

So ändern sich die Zeiten, und die sittliche Anschauungsweise mit ihnen. Während jetzt England es seiner nationalen Politik angemessen findet, sich an die Spitze der Sklavenbefreiung und der Maßregeln zur Ausrottung des Sklavenhandels zu stellen, war es in frühern Jahrhunderten am eifrigsten in letzterm beschäftigt, ja der Krieg, welcher zu den Zeiten Elisabeth's zwischen England und Spanien ausbrach, führt seinen Ursprung auf einen Vorfall zurück, bei welchem die Spanier sich dem Sklavenverkauf in ihren Colonien von Seiten der Engländer widersetzten. John Barrow in seinem im vorigen Jahre erschienenen Werke: „The life, voyages and exploits of admiral Sir Francis Drake", erzählt: „Der Sklavenhandel wurde damals so wenig für entehrend gehalten, daß die Königin Elisabeth auf alle mögliche Weise dazu aufmunterte, indem sie Hawkins in ihre Dienste nahm, ihn zum Kriegszahlmeister der Flotte machte und ihm als Zeichen der Dankbarkeit und Huld für seine im Sklavenhandel geleisteten Dienste ein Wappen verlieh, dessen Helmschmuck einen schön gemalten und mit Stricken zusammengeschnürten halben Mohren zeigte." Hawkins begleitete eine große Ladung von Negersklaven nach den spanischen Colonien in Amerika, wo es wie gesagt wegen deren Zulassung zwischen den spanischen Behörden und der englischen Flotille zu blutigem Zwiste kam, der den Kampf herbeiführte, worin Spanien seine Armada und die Herrschaft zur See verlor. Ein englisches Blatt fügt, die unter allen Gestalten, ob grausam oder philanthropisch, ewig sich gleichbleibende Politik Großbritanniens treffend bezeichnend, boshaft hinzu: „Wenn man Opium statt Negersklaven und Chinesen statt Spanier setzt, so scheint dieser Vorgang der Geschichte dem der jüngsten Ereignisse nicht unähnlich."

Neuigkeiten der englischen Literatur.

Unter den Werken, deren Erscheinen für die nächste Zeit angekündigt ist, sind mehre, die ein ungewöhnliches Interesse in Anspruch nehmen. Wir nennen darunter zuerst: „Correspondence and dispatches of the Great Duke of Marlborough from 1702 to 1712, edited by the Right Hon. Sir *G. Murray*." Die kostbaren Urkunden, denen dies Werk entnommen ist, wurden vor einiger Zeit in einem Schreibfache aufgefunden, das muthmaßlich auf die Güter Marlborough's bezügliche Acten und Briefschaften enthalten sollte. Sie bestehen aus Briefen und Depeschen des Herzogs, nebst beinahe ebenso zahlreichen Briefen seines Schreibers, Cardonnell, sowie endlich aus einem von dem Kaplan des Herzogs, Dr. Hare, später Bischof von Chichester, verfaßten Tagebuche. Alles Dies ist in 28 handschriftlichen Foliobänden enthalten, welche dieselben sind, worein die Briefe und Depeschen zur Zeit ihrer Absendung im Original abgeschrieben wurden; merkwürdig ist dabei nur, daß diese echten und wichtigen Geschichtsquellen dem Erzdechanten Core und Andern, die das Leben des berühmten Kriegers beschrieben, unbekannt geblieben sind. — Ein anderes Werk, das große Aufmerksamkeit erregt, sind die „Memoirs and correspondence of Lieut.-Gen. Sir *Hudson Lowe*, arranged and edited by his son *Hudson Lowe*, including the public and personal proceedings during the detention of Napoleon at St. Helena." Doch scheint das Publicum in England, wie ihm wol nicht zu verargen, im voraus etwas mistrauisch hinsichtlich der Treue, der Vollständigkeit und Wahrheitsliebe dieser Veröffentlichung. Es traut der geschichtlichen Hinterlassenschaft des Kerkermeisters Napoleon's so wenig als den Rechtfertigungsschreiben, die bei seinen Lebzeiten erschienen sind. 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 354. —— 19. December 1844.

China.
Ein Culturbild.

1. China und die Chinesen. Von Tradescant Lay. Aus dem Englischen von H. Schirges. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1842. 8. 2 Thlr.
2. Der Krieg mit China. Nach dem Englischen des Elliot Bingham von L. Petri. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann. 1843. Gr. 12. 3 Thlr.
3. Der Krieg in China nach geschichtlichen Mittheilungen von M'Pherson, Elliot Bingham und Andern. Von C. Richard. Aachen, Mayer. 1843. 8. 2 Thlr.

Es war vollkommen zu erwarten, daß die Ereignisse im himmlischen Reiche der Mitte den deutschen Büchermarkt mit einer beträchtlichen Anzahl von Schriften alten und neuen Inhalts über das Land und sein zopfbegabtes Volk, welche das Vorrecht haben, unter den wunderlichsten Vorstellungen in Europa aufgefaßt zu werden, bereichern würden. Diese Voraussicht ist wahr geworden; eine ganze Bibliothek ist erschienen mit dem weitgreifenden Anspruche, unsere Ansichten über China und die Chinesen endlich einmal zu berichtigen und aufzuklären.

Die Sache hat ihre sehr ernsthafte, sehr philosophische Seite. Wir erinnern uns eines langen Aufsatzes in dem Tuilerienjournal, den „Débats", dem ernsthaftesten Blatte Frankreichs, in dem auf französisch-unwiderlegliche Weise bewiesen und dargethan war, daß die Chinesen in allen rein menschlichen Beziehungen, in allen wesentlichen Cultur- und Civilisationsinteressen den meisten europäischen Völkern — versteht sich mit Ausschluß der Franzosen — unbedingt voraus wären, und daß unser Culturmangel, unsere Eingenommenheit und Befangenheit in eine einzige Culturform nur nicht zulasse, daß wir dies zu erkennen vermöchten. Diese Behauptung klang parador; aber sie hat etwas Wahres in sich. Es ist gewiß schon Jedem unter uns aufgefallen, daß wir bei der Frage nach dem „Warum?" so vieler unserer socialen und politischen Einrichtungen uns selbst jede vernünftige Antwort schuldig bleiben müssen, und daß uns eben hierdurch der Beweis geliefert wird, die Sache könnte recht gut auch ganz anders sein. Dieses „Ganzanderssein" gibt nun eben eine andere Lebens- und Culturform, und es ist daher noch gar nicht erwiesen, daß unsere heutige europäische Culturform die einzige vernünftig-zulässige sei. Im Gegentheil, je vorurtheilsfreier, je heller, je tiefer wir in die uralte ostasiatische Culturform zu blicken anfangen, desto mehr werden wir inne, daß, von ganz verschiedenen Ausgangspunkten ausgehend, auf ganz andern Grundlagen fortbauend, sich ebenso gut eine menschliche Cultur erreichen lasse, wie die unserige ist, und daß Vollendung, Abschluß, Harmonie sich so gut auf jenem wie auf diesem Wege erreichen lassen. Mit dieser Einsicht fangen wir erst an, gerecht gegen die Chinesen zu werden, welche uns jene „zweite" Bahn menschlicher Bildung darstellen, über die wir uns so lange Zeit her ganz unstatthafte Urtheile erlaubt haben.

Es gibt für den denkenden Menschenfreund kaum etwas Anziehenderes als die nähere Betrachtung dieser uralten, uns so lange in getrübten Bildern vorgeführten chinesischen Culturform. Wir können gar nicht umhin, vor ihren Vorzügen, einen Augenblick wenigstens, erstaunt still zu stehen, wenn wir sehen, wie sie nicht nur den Einzelnen fast ebenso weit geführt hat als der Einzelne auch unter uns gelangt, dagegen aber die große Masse ganz unverkennbar viel weiter gefördert, für sie viel besser vorgesorgt hat als dies unserer Culturweise gelungen ist. Auf welcher Seite ist hier der Vorzug, der Gewinn! Wir glauben, es sei ein Gesetz der Menschenbildung, daß kein Einzelner einen allzuweiten Vorsprung gewinne, daß der Vorschreitende die Welt, seine Brüder, mitnehme, daß er seinen Schritt mäßige, damit seine Mitmenschen ihm folgen können, damit die Welt überhaupt schreite. Wie steht es nun bei uns um dies Gesetz? Wir erblicken Einzelne auf der Bildungsbahn weit voraus; in großer Entfernung von ihnen vielleicht ein Zehntheil des Geschlechts; in unabsehbarer Tiefe hinter und unter ihnen, fast stationair, fast regungslos seit tausend Jahren, die übrigen neun Zehntheile der europäischen Menschheit! Anders hat die alte ostasiatische Cultur gewirkt. Vielleicht sind die Vordersten weniger weit, weniger kühn vorgedrungen, aber die Masse der Mittlern ist größer, und die zahllosen Haufen der Letztern stehen den vordersten Spitzen ohne allen Zweifel weit näher als bei uns. Eine Bevölkerung, größer als die von ganz Europa, hat in China mittels dieser alten ostasiatischen Culturform einen Bildungszustand, eine Lebensgestaltung erreicht,

die in jeder menschlichen Beziehung die der großen Massen in Europa weit übertrifft. An Bildung und menschlicher Sitte — wie überragt der Chinese den Finnen, Letten, Walachen, den Irländer, den Türken, den Russen! An äußern Genußmitteln, an Lebensfreude — wie könnten sich diese mit jenem messen!

Wir wollen nicht länger als nöthig ist bei diesem Gedanken, der wol geeignet ist, unsern Stolz zu demüthigen, verweilen; es ist gewiß, in der Anordnung der äußerlichen menschlichen Verhältnisse hat die alte ostasiatische Cultur die junge westeuropäische besiegt — übertroffen. Fragen wir uns nun, wie es gekommen, daß auf so herrlicher Grundlage fortbauend, jene Cultur an einer Stelle einen plötzlichen Stillstand erfahren, oder besser, zu einem plötzlichen Stillstande gezwungen wurde, so liegt die Antwort nahe. Es war der merkwürdige Umstand, das Schicksal des chinesischen Literaturgeistes, der diesen Stillstand verschuldete. Unter allen Völkern der Welt, China ausgenommen, folgt das Wort dem Gedanken; was sich denken läßt, dafür sind Worte, ist der Ausdruck zu finden. Anders in China. Hier geht nicht blos das Wort, nein, selbst das Zeichen für das Wort, das Schriftzeichen, dem Gedanken voraus, und nur der Gedanke ist äußerlich darstellbar, für den ein Schriftzeichen schon vorhanden ist. Das ist es, was den Stillstand erzwingt und den Gedanken — „läßt zu hohen Jahren kommen". Wir Deutsche bemerken ein ähnliches Verhältniß in dem französischen Leben, in Frankreichs Literaturgeist. Die Grenzen der französischen Bildung, gegenüber der deutschen Bildung, die unbegrenzt ist, sind in einem ähnlichen Umstande gegeben. Auch der Franzose vermag in der Regel — er sei dann ein schöpferischer Genius — nur Das auszusprechen, wofür ihm das Wort, der Ausdruck, schon gegeben ist; den ihm ganz neuen Gedanken ist er in der Regel auszusprechen nicht vermögend; ja man kann behaupten, dies Volk, das sich in der Bildung allen andern voraus wähnt, sei vermöge seiner Sprache verdammt, stets sich selbst zu wiederholen und allen andern nachzufolgen. Doch kehren wir nach China zurück. Wenn wir ein Volk vor uns sehen, in unübersehbaren Massen zusammenwohnend, fast doppelt so zahlreich wie die Bevölkerung sämmtlicher europäischen Reiche, mild, gesittet, menschlich, großer Tugendzüge fähig, dabei von einer Grenze zur andern ruhig und zufrieden, in einem fast unbegreiflichen Behagen, in materiellem Wohlstande, wenigstens in Genüge lebend, den Gesetzen gehorsam, jede Sitte achtend, fast ohne Wunsch seine Lebenssphäre erfüllend; wenn wir auf ein solches Volk unsern Blick richten, ermüdet von dem herzzerreißenden Anblicke unserer immer gährenden europäischen Volkszustände, schmerzerfüllt von ihrem Elend, ihrem Schmerz, ihrer Zerrissenheit, sollen wir da nicht einen Augenblick betroffen still stehen und uns fragen: Ist denn nun auch Alles gut, was und wie es diesseit des Oceans ist? Oder ist vielmehr nicht irgend ein Grundfehler, irgend ein falsches Princip vorhanden, das die Kämpfe der europäischen Welt, ihr Ringen und ihr Bemühen immer und immer wieder zerstört und vereitelt? Beruht, mit Einem Worte, unsere ganze, so viel gerühmte Bildung nicht am Ende auf einer ganz falschen Grundlage?

Gehen wir dieser ernsten Frage ferner nach, indem wir unsere „Geschichte" überblicken, so fällt es wie ein Dämmerlicht in das Dunkel. Unsere Fürstenmacht, das System unserer Regierungen, worauf ruht es? Auf der Anführerschaft im Kampfe, auf dem Kampfe selbst. Was aber herrscht in China? Eine ganz andere Idee: das Princip der Familie, die väterliche Gewalt, das Lehrerthum. Hier mag der Knoten ruhen. Der Kaiser der Chinesen war und ist nicht Herzog, nicht Anführer, nicht Kriegsfürst; er ist der allgemeine Vater, der oberste Weisheitslehrer, dem Alles huldigt, der Chef aller Familien seines Volks! Seine Diener, die Beamten, sind nicht Anführer, Herrschende; sie sind Ordnende, Lehrer, Priester der Weisheit, Professoren der Sitte, Deuter der alten Gesetze, immer zur Lehre und zum Beispiel für das Volk vorhanden; befugt nur, nach den Gesetzen der väterlichen Gewalt zu zügeln und zu strafen. Man mag uns einwerfen, das Alles sei eben nur eine Idee! Wir geben es zu, allein es ist eben die Idee, auf welcher das Staats- und das Volksleben der Chinesen beruht und die eben mit der Herrschaft der Idee alle äußern Manifestationen desselben ordnet und bewältigt. Und ist es nun gerechtfertigt, daß wir eine solche Idee, deren Segen so sichtbar über einem unermeßlichen Reiche ruht, ist es zu entschuldigen, daß wir eben sie in befangenem Dünkel so lange Zeit verhöhnt, verspottet, verachtet haben? Oder wäre ein gleicher Hohn, gleiche Verachtung nicht vielmehr auf Seiten eines jener bezopften und verspotteten Mandarinen gerechtfertigt, der etwa unsere europäische Gesellschaft kennte und beurtheilte? Sehen wir also, wo möglich gerecht, nach beiden Seiten hin und erkennen wir Folgendes als Wahrheit an: Die ostasiatische Culturform war geschickt, Milde der Sitte, inneres Behagen, äußern Wohlstand zu begründen; allein sie fehlt darin, daß sie den Menschen ewig ein Kind, einen Zögling, einen Schüler sein läßt. Die europäische Culturform dagegen war geeigneter, den Menschen als Individuum zu reifen und auszubilden, was freilich nur auf Kosten seines innern Behagens und seines äußern Wohlergehens geschehen konnte. Übergewicht und Vorzug mag nun Jeder nach seiner individuellen Lebensauffassung zu- und aberkennen, Niemanden aber verhöhnen und verspotten.

Der Verf. des Buches „China und die Chinesen" ist ein Engländer. Wir kennen die Befangenheit englischer Reisender und die stets vergebliche Anstrengung, die sie im besten Falle machen, eine fremde Nationalität in sich aufzunehmen; sie sind dazu nicht minder unfähig wie die Chinesen selbst! Und dennoch muß unser Berichtgeber ihnen hin und wieder gerecht werden und Mancherlei einräumen, was die Leser zu überraschen geeignet ist. In den nützlichen Künsten gesteht er, daß die Chinesen wenig von uns zu lernen haben; die Milde

ihren Sitten, das moralische Gewicht, welches den Handlungen beigemessen wird, ihre Höflichkeit, ihr geselliger Takt, ihre Regierungsform selbst, finden Gnade vor seinen Augen, und er ist gar nicht abgeneigt, ihnen in den meisten humanen Beziehungen einen gewissen Nebenbuhlerrang zu uns selbst zuzugestehen. Ihre Schauspielkunst, z. B. ihr Theater, ein so gering geachteter Gegenstand so lange Zeit, stellt er geradehin in Bedeutung und sittlichem Einfluß über das unserige, das, fern von Lehre und Unterweisung, nur Leidenschaften male, die dem Leben fremd sind, während der Chinese das Leben selbst copire. Nur in Dem, was die Religion betrifft, wird er schroff und einseitig, wie die bibelfesten Engländer in diesem Punkte überhaupt zu sein pflegen.

Allerdings ist es mit dem Religionswesen der Chinesen übel bestellt, und dieser Punkt ist des Verweilens werth. Die eigentliche Landesreligion der Chinesen tritt äußerlich fast in gar keiner Form hervor. Ihr Kern ist ein dunkles Ahnen einer Allmacht (Himmel, tien), deren Wesenheit in kabbalistischen Formen festzuhalten von uralter Zeit her versucht worden ist. So ist der eigentliche religiöse Kern einer dunkeln Mystik über Naturwirkungen anheimgefallen, die weder dem Verstande noch dem Herzen Stoff und Wärme darbot. Die Sitte und eine fragmentarische Moralphilosophie mußte die leere Stelle einnehmen. Alles Dies läßt sich in den kurzen Ausdruck zusammenfassen: „Die Chinesen entbehren jeder religiösen Offenbarung." Es war daher auch leicht begreiflich, daß die eigentliche chinesische Landesreligion, wie sie einerseits in dunkeln Ahnungen und flacher Mystik, anderntheils in bloßer Verehrung der Geister und des Andenkens verstorbener Wohlthäter aufging, die Massen nicht befriedigen konnte, und daß daher fremde Religionsansichten, denen eine etwas positivere Gestalt beiwohnte, von frühester Zeit her leichter Eingang in das Reich der Mitte fanden. Indien und Thibet waren die Geburtsstätten dieser Religionsmeinungen, und der Buddhaismus, dem unter allen am meisten eine Art von Offenbarung zum Grunde lag, machte in China daher auch die meisten Eroberungen. Die in religiöser Beziehung ganz leeren Menschenseelen im himmlischen Reiche klammerten sich gern an die Lehre Buddha's, in der das richtungslose Schiff des Glaubens doch wenigstens einigen Ankergrund fand. Allein da der Buddhaismus es nicht dahin bringen konnte, zur Staatsreligion erhoben zu werden, so blieb er eine Art von Geheimlehre, der Viele, ja die Meisten anhängen, die jedoch nur von ihren Priestern selbst öffentlich bekannt wurde. In diesem trüben Verhältniß steht dieser große Gegenstand noch jetzt. Der Chinese, sobald er das Bedürfniß eines religiösen Actes bei sich empfindet, wendet sich an seine oder an die Priester in den Buddhatempeln, bezahlt diese, und jene verrichten den gewünschten religiösen Act für ihn. Wir sehen an diesem Beispiele, daß die Behauptung, es gäbe ohne Offenbarung keine Religion, nahezu richtig ist, und daß der Zustand der Dinge bei den Alten, Griechen und Römern, dem der Chinesen eben nicht weit voraus war. Unter diesen Umständen hat man allen Grund anzunehmen, daß es dem Christenthume leicht werden müsse, in kurzer Zeit ganz China zu erobern; und in der That, dies würde zuversichtlich geschehen, ständen zwei oder drei eigenthümliche Umstände dieser Eroberung nicht entgegen. Der erste ist die Schwierigkeit der chinesischen Schrift und Sprache, neue Ideen deutlich zu machen, ein fast unüberwindliches Hinderniß gerade in den gebildeten Einwohnerclassen. Welche Mühe kostet es nur, einen nicht chinesischen Namen zu schreiben! Doch dies Hinderniß wird durch die engern Berührungen mit den Fremden allmälig gebrochen. Ein schwerer zu besiegendes ist die Indifferenz der Chinesen, in Bezug auf religiöses Band und Bedürfniß — sie haben Werth und Bedeutung desselben niemals an sich selbst erfahren, und die Erweckung dieses Bedürfnisses ist schwierig da, wo es sich nie geltend gemacht hat und Kastenwesen unbekannt ist. Endlich und vorzüglich aber steht der neuen Lehre der blinde Gehorsam des Chinesen gegen kaiserlichen Willen und Mandarinenlehre entgegen. Der Kaiser, der oberste Weisheitslehrer, hat das Christenthum verworfen; genug für den Chinesen, es gleichfalls zu verwerfen und die Berührung mit ihm zu vermeiden. Dies sind die großen Hemmnisse, welche das Evangelium im Reiche der Mitte zu überwinden hat; wir zweifeln aber nicht, daß der Tag des Sieges komme, und zwar urplötzlich, und daß der jüngste Krieg mit England ihn nahe herangerückt habe. Das schlaferzeugende Opium wäre alsdann in der Hand der Vorsehung ein Mittel zur geistigen Erweckung des größten Volks auf Erden geworden. Die Vorsehung schlägt ihre eigenen Wege ein!

Nicht viel besser wie mit der Religion ist es mit der Philosophie der Chinesen bestellt. Zwar, wenn es wahr wäre, daß Philosophie nur die Kunst zu denken wäre, daß sie, indifferent in Betreff des Objects, nur eine Wissenschaft des Formalen darstellte, so hätten wir eben keinen Grund, der chinesischen Philosophie Vorwürfe zu machen; denn dem formalen Denken ist sie nur allzu sehr ergeben. Allein die Philosophie setzt sich ein anderes Ziel: die Auffindung „allgemeinmenschlicher Wahrheit" ist ihr Zweck; sie ist nicht sich selbst Zweck, oder wenigstens nur insoweit, als jede Wissenschaft sich selbst Zweck und an sich genügend ist; das Erkennen soll sich gegen die „Wirklichkeit" nicht abschließen. Aus diesem Gesichtspunkte aufgefaßt ist die Philosophie der Chinesen großen Anklagen bloßgestellt. Sie ist über dem Formelwesen, wie es ungefähr in der Lehre des Pythagoras herrschend war, nicht emporgekommen. Die Herrschaft des Symbols, der Zahl, der rhythmischen Gegenüberstellung, welche sich in den Kwa's (Grundeigenschaften der Seele), in der Polarität der Jang und Jin, thierischen Lebensgeister, und in ihren Verbindungen und Combinationen kund gibt, ist in der chinesischen Philosophie noch unerschüttert. Alles Dies macht auf uns ungefähr den Eindruck, wie ihn die Weisheit der Scholastiker oder der Kabbalisten hervorbringt. An

die in jeder menschlichen Beziehung die der großen Massen in Europa weit übertrifft. An Bildung und menschlicher Sitte — wie überragt der Chinese den Finnen, Letten, Walachen, den Irländer, den Türken, den Russen! An äußern Genußmitteln, an Lebensfreude — wie könnten sich diese mit jenem messen!

Wir wollen nicht länger als nöthig ist bei diesem Gedanken, der wol geeignet ist, unsern Stolz zu demüthigen, verweilen; es ist gewiß, in der Anordnung der äußerlichen menschlichen Verhältnisse hat die alte ostasiatische Cultur die junge westeuropäische besiegt — übertroffen. Fragen wir uns nun, wie es gekommen, daß auf so herrlicher Grundlage fortbauend, jene Cultur an einer Stelle einen plötzlichen Stillstand erfahren, oder besser, zu einem plötzlichen Stillstande gezwungen wurde, so liegt die Antwort nahe. Es war der merkwürdige Umstand, das Schicksal des chinesischen Literaturgeistes, der diesen Stillstand verschuldete. Unter allen Völkern der Welt, China ausgenommen, folgt das Wort dem Gedanken; was sich denken läßt, dafür sind Worte, ist der Ausdruck zu finden. Anders in China. Hier geht nicht blos das Wort, nein, selbst das Zeichen für das Wort, das Schriftzeichen, dem Gedanken voraus, und nur der Gedanke ist äußerlich darstellbar, für den ein Schriftzeichen schon vorhanden ist. Das ist es, was den Stillstand erzwingt und den Gedanken — „läßt zu hohen Jahren kommen“. Wir Deutsche bemerken ein ähnliches Verhältniß in dem französischen Leben, in Frankreichs Literaturgeist. Die Grenzen der französischen Bildung, gegenüber der deutschen Bildung, die unbegrenzt ist, sind in einem ähnlichen Umstande gegeben. Auch der Franzose vermag in der Regel — er sei denn ein schöpferischer Genius — nur Das auszusprechen, wofür ihm das Wort, der Ausdruck, schon gegeben ist; den ihm ganz neuen Gedanken ist er in der Regel auszusprechen nicht vermögend; ja man kann behaupten, dies Volk, das sich in der Bildung allen andern voraus wähnt, sei vermöge seiner Sprache verdammt, stets sich selbst zu wiederholen und allen andern nachzufolgen. Doch kehren wir nach China zurück. Wenn wir ein Volk vor uns sehen, in unübersehbaren Massen zusammenwohnend, fast doppelt so zahlreich wie die Bevölkerung sämmtlicher europäischen Reiche, mild, gesittet, menschlich, großer Tugendzüge fähig, dabei von einer Grenze zur andern ruhig und zufrieden, in einem fast unbegreiflichen Behagen, in materiellem Wohlstande, wenigstens in Genüge lebend, den Gesetzen gehorsam, jede Sitte achtend, fast ohne Wunsch seine Lebenssphäre erfüllend; wenn wir auf ein solches Volk unsern Blick richten, ermüdet von dem herzzerreißenden Anblicke unserer immer gährenden europäischen Volkszustände, schmerzerfüllt von ihrem Elend, ihrem Schmerz, ihrer Zerrissenheit, sollen wir da nicht einen Augenblick betroffen still stehen und uns fragen: Ist denn nun auch Alles gut, was und wie es diesseit des Oceans ist? Oder ist vielmehr nicht irgend ein Grundfehler, irgend ein falsches Princip vorhanden, das die Kämpfe der europäischen Welt, ihr Ringen und ihr Bemühen immer und immer wieder zerstört und vereitelt? Beruht, mit Einem Worte, unsere ganze, so viel gerühmte Bildung nicht am Ende auf einer ganz falschen Grundlage?

Gehen wir dieser ernsten Frage ferner nach, indem wir unsere „Geschichte“ überblicken, so fällt es wie ein Dämmerlicht in das Dunkel. Unsere Fürstenmacht, das System unserer Regierungen, worauf ruht es? Auf der Anführerschaft im Kampfe, auf dem Kampfe selbst. Was aber herrscht in China? Eine ganz andere Idee: das Princip der Familie, die väterliche Gewalt, das Lehrerthum. Hier mag der Knoten ruhen. Der Kaiser der Chinesen war und ist nicht Herzog, nicht Anführer, nicht Kriegsfürst; er ist der allgemeine Vater, der oberste Weisheitslehrer, dem Alles huldigt, der Chef aller Familien seines Volks! Seine Diener, die Beamten, sind nicht Anführer, Herrschende; sie sind Ordnende, Lehrer, Priester der Weisheit, Professoren der Sitte, Deuter der alten Gesetze, immer zur Lehre und zum Beispiel für das Volk vorhanden; befugt nur, nach den Gesetzen der väterlichen Gewalt zu zügeln und zu strafen. Man mag uns einwerfen, das Alles sei eben nur eine Idee! Wir geben es zu, allein es ist eben die Idee, auf welcher das Staats- und das Volksleben der Chinesen beruht und die eben mit der Herrschaft der Idee alle äußern Manifestationen desselben ordnet und bewältigt. Und ist es nun gerechtfertigt, daß wir eine solche Idee, deren Segen so sichtbar über einem unermeßlichen Reiche ruht, ist es zu entschuldigen, daß wir eben sie in befangenem Dünkel so lange Zeit verhöhnt, verspottet, verachtet haben? Oder wäre ein gleicher Hohn, gleiche Verachtung nicht vielmehr auf Seiten eines jener bezopften und verspotteten Mandarinen gerechtfertigt, der etwa unsere europäische Gesellschaft kennte und beurtheilte? Sehen wir also, wo möglich gerecht, nach beiden Seiten hin und erkennen wir Folgendes als Wahrheit an: Die ostasiatische Culturform war geschickt, Milde der Sitte, inneres Behagen, äußern Wohlstand zu begründen; allein sie fehlt darin, daß sie den Menschen ewig ein Kind, einen Zögling, einen Schüler sein läßt. Die europäische Culturform dagegen war geeigneter, den Menschen als Individuum zu reifen und auszubilden, was freilich nur auf Kosten seines innern Behagens und seines äußern Wohlergehens geschehen konnte. Übergewicht und Vorzug mag nun Jeder nach seiner individuellen Lebensauffassung zu- und aberkennen, Niemanden aber verhöhnen und verspotten.

Der Verf. des Buches „China und die Chinesen“ ist ein Engländer. Wir kennen die Befangenheit englischer Reisender und die stets vergebliche Anstrengung, die sie im besten Falle machen, eine fremde Nationalität in sich aufzunehmen; sie sind dazu nicht minder unfähig wie die Chinesen selbst! Und dennoch muß unser Berichtgeber ihnen hin und wieder gerecht werden und Mancherlei einräumen, was die Leser zu überraschen geeignet ist. In den nützlichen Künsten gesteht er, daß die Chinesen wenig von uns zu lernen haben; die Milde

ihren Sitten, das moralische Gewicht, welches den Handlungen beigemessen wird, ihre Höflichkeit, ihr geselliger Takt, ihre Regierungsform selbst, finden Gnade vor seinen Augen, und er ist gar nicht abgeneigt, ihnen in den meisten humanen Beziehungen einen gewissen Nebenbuhlerrang zu uns selbst zuzugestehen. Ihre Schauspielkunst, z. B. ihr Theater, ein so gering geachteter Gegenstand so lange Zeit, stellt er geradehin in Bedeutung und sittlichem Einfluß über das unserige, das, fern von Lehre und Unterweisung, nur Leidenschaften male, die dem Leben fremd sind, während der Chinese das Leben selbst copire. Nur in Dem, was die Religion betrifft, wird er schroff und einseitig, wie die bibelfesten Engländer in diesem Punkte überhaupt zu sein pflegen.

Allerdings ist es mit dem Religionswesen der Chinesen übel bestellt, und dieser Punkt ist des Verweilens werth. Die eigentliche Landesreligion der Chinesen tritt äußerlich fast in gar keiner Form hervor. Ihr Kern ist ein dunkles Ahnen einer Allmacht (Himmel, tien), deren Wesenheit in kabbalistischen Formen festzuhalten von uralter Zeit her versucht worden ist. So ist der eigentliche religiöse Kern einer dunkeln Mystik über Naturwirkungen anheimgefallen, die weder dem Verstande noch dem Herzen Stoff und Wärme darbot. Die Sitte und eine fragmentarische Moralphilosophie mußte die leere Stelle einnehmen. Alles Dies läßt sich in den kurzen Ausdruck zusammenfassen: „Die Chinesen entbehren jeder religiösen Offenbarung." Es war daher auch leicht begreiflich, daß die eigentliche chinesische Landesreligion, wie sie einerseits in dunkeln Ahnungen und flacher Mystik, anderntheils in bloßer Verehrung der Geister und des Andenkens verstorbener Wohlthäter aufging, die Massen nicht befriedigen konnte, und daß daher fremde Religionsansichten, denen eine etwas positivere Gestalt beiwohnte, von frühester Zeit her leichter Eingang in das Reich der Mitte fanden. Indien und Thibet waren die Geburtsstätten dieser Religionsmeinungen, und der Buddhaismus, dem unter allen am meisten eine Art von Offenbarung zum Grunde lag, machte in China daher auch die meisten Eroberungen. Die in religiöser Beziehung ganz leeren Menschenseelen im himmlischen Reiche klammerten sich gern an die Lehre Buddha's, in der das richtungslose Schiff des Glaubens doch wenigstens einigen Ankergrund fand. Allein da der Buddhaismus es nicht dahin bringen konnte, zur Staatsreligion erhoben zu werden, so blieb er eine Art von Geheimlehre, der Viele, ja die Meisten anhängen, die jedoch nur von ihren Priestern selbst öffentlich bekannt wurde. In diesem trüben Verhältniß steht dieser große Gegenstand noch jetzt. Der Chinese, sobald er das Bedürfniß eines religiösen Actes bei sich empfindet, wendet sich an seine oder an die Priester in den Buddhatempeln, bezahlt diese, und jene verrichten den gewünschten religiösen Act für ihn. Wir sehen an diesem Beispiele, daß die Behauptung, es gäbe ohne Offenbarung keine Religion, nahezu richtig ist, und daß der Zustand der Dinge bei den Alten, Griechen und Römern, dem der Chinesen eben nicht weit voraus war. Unter diesen Umständen hat man allen Grund anzunehmen, daß es dem Christenthume leicht werden müsse, in kurzer Zeit ganz China zu erobern; und in der That, dies würde zuversichtlich geschehen, ständen zwei oder drei eigenthümliche Umstände dieser Eroberung nicht entgegen. Der erste ist die Schwierigkeit der chinesischen Schrift und Sprache, neue Ideen deutlich zu machen, ein fast unüberwindliches Hinderniß gerade in den gebildeten Einwohnerclassen. Welche Mühe kostet es nur, einen nicht chinesischen Namen zu schreiben! Doch dies Hinderniß wird durch die engern Berührungen mit den Fremden allmälig gebrochen. Ein schwerer zu besiegendes ist die Indifferenz der Chinesen, in Bezug auf religiöses Band und Bedürfniß — sie haben Werth und Bedeutung desselben niemals an sich selbst erfahren, und die Erweckung dieses Bedürfnisses ist schwierig da, wo es sich nie geltend gemacht hat und Kastenwesen unbekannt ist. Endlich und vorzüglich aber steht der neuen Lehre der blinde Gehorsam des Chinesen gegen kaiserlichen Willen und Mandarinenlehre entgegen. Der Kaiser, der oberste Weisheitslehrer, hat das Christenthum verworfen; genug für den Chinesen, es gleichfalls zu verwerfen und die Berührung mit ihm zu vermeiden. Dies sind die großen Hemmnisse, welche das Evangelium im Reiche der Mitte zu überwinden hat; wir zweifeln aber nicht, daß der Tag des Sieges komme, und zwar urplötzlich, und daß der jüngste Krieg mit England ihn nahe herangerückt habe. Das schlaferzeugende Opium wäre alsdann in der Hand der Vorsehung ein Mittel zur geistigen Erweckung des größten Volks auf Erden geworden. Die Vorsehung schlägt ihre eigenen Wege ein!

Nicht viel besser wie mit der Religion ist es mit der Philosophie der Chinesen bestellt. Zwar, wenn es wahr wäre, daß Philosophie nur die Kunst zu denken wäre, daß sie, indifferent in Betreff des Objects, nur eine Wissenschaft des Formalen darstellte, so hätten wir eben keinen Grund, der chinesischen Philosophie Vorwürfe zu machen; denn dem formalen Denken ist sie nur allzu sehr ergeben. Allein die Philosophie setzt sich ein anderes Ziel: die Auffindung „allgemeinmenschlicher Wahrheit" ist ihr Zweck; sie ist nicht sich selbst Zweck, oder wenigstens nur insoweit, als jede Wissenschaft sich selbst Zweck und an sich genügend ist; das Erkennen soll sich gegen die „Wirklichkeit" nicht abschließen. Aus diesem Gesichtspunkte aufgefaßt ist die Philosophie der Chinesen großen Anklagen bloßgestellt. Sie ist über dem Formelwesen, wie es ungefähr in der Lehre des Pythagoras herrschend war, nicht emporgekommen. Die Herrschaft des Symbols, der Zahl, der rhythmischen Gegenüberstellung, welche sich in den Kwa's (Grundeigenschaften der Seele), in der Polarität der Jang und Jin, thierischen Lebensgeister, und in ihren Verbindungen und Combinationen kund gibt, ist in der chinesischen Philosophie noch unerschüttert. Alles Dies macht auf uns ungefähr den Eindruck, wie ihn die Weisheit der Scholastiker oder der Kabbalisten hervorbringt. An

eine Zusammenwirkung des transcendentalen Theils der Philosophie mit der Sittenlehre, der Moralphilosophie oder der Kritik des Denkens ist nicht zu denken; beide Theile der Philosophie gehen nebeneinander her, ohne daß der eine von dem andern die mindeste Notiz nimmt. Die Sittenlehre, bis ins kleinste Detail hin ausgebildet, macht auf Begründung im Gedanken keinen Anspruch; sie tritt axiomatisch hervor und fodert kategorisch, ohne zu sagen aus welchem Recht. In dieser Gestalt vertritt die Ethik die Stelle der fehlenden Offenbarung.

Das Beispiel der Griechen zeigt uns, daß die Philosophie blühen und die positive Wissenschaft in der Kindheit ruhen kann; allein wir haben kein Beispiel, daß die positive Wissenschaft ohne die Hülfe der Philosophie zur Blüte gelangt sei. Die Kindheit der chinesischen Philosophie wird also auch die Kindheit der positiven Wissenschaft bedingen, und so ist es in der That. Medicin, Naturlehre, Technik, Rechtswissenschaft, Mathematik, Kunst, Alles springt von einem dunkeln mystischen Grunde sofort in einen rohen Empirismus über, ohne alle Vermittelung. Ist der Chinese mit seinen Zahlencombinationen in der Botanik z. B. fertig, so hat er keinen Sinn mehr für einfache Naturbeobachtung; wie der Grieche construirt er die Natur aprioristisch, anstatt sie zu beobachten und a posteriori zurückzuschließen. Seine Schranke ist daher ewig gezogen, und ein Eindringen in die Natur der Dinge unmöglich. Seine so zu sagen physische Geschicklichkeit führt ihn weit; allein im Wissen, im Erkennen des Gesetzmäßigen in der Natur bleibt er ein Stümper. So in der Naturkunde, der Mechanik, der Astronomie, der Erdkunde, der Baukunst, der Musik und allem andern positiven Wissen.

Was Empirie dagegen ohne Beistand der Wissenschaft erreichen kann, darin zeichnet sich der Bewohner des himmlischen Reichs aus. Er hat in der Zeichenkunst auf eigenem Wege Erstaunliches erreicht, in der Astronomie und in der Mechanik, von Niemand belehrt, Entdeckungen gemacht, Handwerke und Künste in eigener Richtung zu hoher Vollkommenheit gebracht, im Ackerbau eine nicht verächtliche Stufe erstiegen und bewunderungswürdige Wasserbauten glücklich ausgeführt, ohne über die Gesetze der Statik viel zu grübeln. In den Schnitz- und Zierarbeiten, in Silber, Perlmutter und Elfenbein übertrifft sein Fleiß den jedes Mitbewerbers; Papiere, Seide, den Bücherdruck, Stickereien aller Art, das Pulver und vielerlei andere Industrien bereitet er nach selbsterfundenen Regeln, und in manchem Zweige dieser Künste läßt er Europa hinter sich zurück, so gut wie in der sittlichen Regelung seines Lebens.

Wir müssen den Versuch, ein Culturbild des himmlischen Reichs zu entwerfen, hier schließen. Dem Inhalte der vor uns liegenden Schriften, welche zu diesem Versuche den Anlaß gaben, sei der Rest dieses Artikels gewidmet; einiges Bemerkenswerthe wird sich hier noch immer anreihen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdoten.

Der zerstreute Sänger.

Als der berühmte Sänger Lablache das letzte Mal Neapel besuchte, ward er ins königliche Schloß gerufen: eine Ehre, die ihm sehr häufig widerfuhr, da der König sich an den Späßen und der unerschöpflichen guten Laune des Sängers baß ergötzte. Als er im Palast ankam, unterhielt er sich im Vorzimmer mit den diensthuenden Hofleuten und erbat sich und erhielt von ihnen die Erlaubniß, seinen Kopf bedecken zu dürfen, da er leidend war und sich zu erkälten fürchtete. Während er so in lebhaftes Gespräch vertieft war, erscholl auf einmal die Stimme des anmeldenden Kammerherrn: „Se. Majestät verlangt Signore Lablache zu sehen!" In der Hast, dem königlichen Befehle Gehorsam zu leisten, vergaß er den Hut auf seinem Kopfe, ergriff den ihm zunächst liegenden und eilte in das königliche Gemach. Als der König bei seinem Anblick in ein herzliches Gelächter ausbrach, ward Lablache etwas verlegen, aber er faßte sich sogleich und fragte ehrerbietig, was die ungewöhnliche Heiterkeit des Königs veranlasse. „Mein lieber Lablache", entgegnete der König, „sagen Sie mir doch gefälligst, welcher von beiden Hüten der Ihrige ist, der auf dem Kopfe oder der in Ihrer Hand?" „Ach, maledetto!" rief Lablache in scherzender Verzweiflung aus, als er seine Etourderie entdeckte, „zwei Hüte sind freilich zu viel für Jemand, der keinen Kopf hat."

Ein irischer Bull.

Der Verf. des jüngst erschienenen Reisewerks: „Impressions of Ireland and the Irish", erzählt unter vielen andern irländischen Schnurren folgende: „Eines Tags sah ein Herr von menschenfreundlicher Gesinnung und religiösen Grundsätzen, nebstbei Mitglied vieler Vereine gegen Thierquälerei, einen Fuhrmann sein Pferd auf die allergräulichste Weise schlagen und mishandeln, wobei er zugleich bei jedem Schlage mit der Peitsche eine Flut von Schwüren und Flüchen über das arme Thier ausschüttete. «Guter Freund», trat ihn der Herr an, «wißt Ihr nicht, daß es nicht nur höchst grausam, Euer Pferd auf diese Weise zu schlagen, sondern daß es auch höchst albern ist, Euch solcher Flüche gegen dasselbe zu bedienen; denn das arme Thier versteht nicht ein Wort von solcher Sprache.» «Nun, Ew. Gnaden», antwortete der Bursche, «an mir liegt die Schuld gewiß nicht; denn es hört jeden Tag genug davon.»"

Der Trost des Neides.

Als man Jemandem erzählte, daß Walter Scott nie sich veranlaßt gefunden hätte, Arznei zu nehmen, rief er freudig aus: „Das erklärt das ganze Geheimniß! Mit einer solchen Constitution, wie er sie hat, würde ich es auf mich genommen haben, alle die schottischen Romane in viel weniger Zeit zu schreiben." Dies erinnert an den Besitzer eines herumziehenden Theaters, Namens Richardson, der, als er auf einem Jahrmarkte eine Menge Volk sich um eine der seinigen gegenüberliegende Bude sammeln sah, um dort einen weißbärtigen Orientalen zu schauen, der 108 Jahre alt zu sein behauptete, entrüstet ausrief: „Das ist ein köstlicher Spaß! Das wäre die Sache danach, einem Burschen nachzulaufen, der 108 Jahre alt! Wenn mein Urgroßvater noch lebte, der wäre jetzt schon 137 Jahre!"

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 355. —— 20. December 1844.

China.
Ein Culturbild.
(Beschluß aus Nr. 354.)

Zunächst von dem zuerst angezeigten Werke. Der Verf., bis auf den Religionspunkt ein freier, scharfer und unbefangener Beobachter, ja selbst mit einer gewissen Vorliebe für chinesische Lebenszustände ausgestattet, nimmt seine Aufgabe ernst und leitet uns zu guter Kenntniß seines Gegenstandes an, den er mit System und Ergründung behandelt. Er zeichnet uns zunächst in scharfen und sprechenden Zügen den physischen wie den moralischen Charakter des Chinesen, zergliedert seine äußere Bildung, die in dem zurücktretenden Gesichtswinkel, in dem kammartig hervortretenden Stirnmuskel, den hohen Backenknochen und dem divergirenden Kinn von der kaukasischen Racenbildung besonders abweicht; schildert sodann die intellectuelle Eigenthümlichkeit des Chinesen, der Chinesinnen, und baut auf diesen guten Grundlagen weiter fort. Geduld, Jovialität, Unterwürfigkeit auf der einen, Mangel an moralischer Kraft, Geldgier und geistige Regungslosigkeit auf der andern Seite bezeichnet er als hervorstechende Charakterzüge des Mannes; Demuth, Schamhaftigkeit und Liebefähigkeit als Grundeigenschaften der Chinesinnen. Er belegt dies Alles mit anziehenden Proben, berichtigt unsere Vorstellungen vom ehelichen Leben der Chinesen, denen Polygamie nur als eine Ausnahme bekannt ist, von der Entwürdigung der Frauen, die vielmehr an allen Ehren der Männer Theil nehmen und mit Zartheit behandelt werden; weist nach, daß, was wir als von der Furcht erpreßte Demuth betrachten, bei den Männern vielmehr nur ein übertriebener Sinn für Höflichkeit ist; schildert die Liebenswürdigkeit der Frauen, ihr graziöses Fächerspiel, die Unsitte der Fußverkrüppelung — deren Ursprung Niemand kennt —; gibt von der Geselligkeit der Chinesen, ihren Festen, ihrer Häuslichkeit sehr ansprechende Bilder; zergliedert einen Hauptquell geistiger Unterhaltung, das Theater, im Detail, indem er darüber ein überaus günstiges Urtheil abgibt; führt uns in die Musik der Chinesen ein, schildert ihre Wohlthätigkeitsanstalten, Krankenpflege, Mahlzeiten, ihre Landwirthschaft, und gelangt endlich zu der Cultur der Wissenschaften, der Philosophie, Logik und Metaphysik Chinas.

Während diese Stoffe den ersten Band zu einer anziehenden Lecture machen, bringt der zweite über chinesische Sprache, Betonung und Redekunst, über die Eigenschaften des Stils, der besonders in gefälliger Gruppirung der Schriftbilder seinen Reiz findet, über Festlichkeiten, Zeichen- und Baukunst, über Medicin und die seltsamen Vorstellungen der Chinesen vom Bau des menschlichen Körpers, Künste, Trachten, Fabriken und Handwerke, Lebensformen und Gewohnheiten, und endlich über den Stamm der Ureinwohner Chinas, die noch bestehende Miau-tse, interessante Nachrichten. Von den wenigsten dieser interessanten Mittheilungen können wir hier nähere Notiz nehmen; das Schauspielwesen aber mag unsere Beachtung um so eher finden, als es im Leben des Volks wirklich Epoche macht. Zahllos sind die herumziehenden Schauspiel- und Ballettruppen; sie stehen äußerlich ungefähr auf dem Punkte wie die englische Bühne zu Shakspeare's Zeit; irgend ein Fest, ein Accord mit einem reichen Mäcen fesselt sie; die Bühne wird aufgeschlagen und nach gemachtem Gebrauch wieder hinweggeräumt. Die Einrichtung ist folgende. Vier Gebäude in Quadrat bilden den Schausaal. Die eine Seite enthält die Bühne, die Ankleidezimmer der Männer; gegenüber ist eine lange Galerie für die Damen, etwa unsere Mittelloge; die beiden Seitengalerien sind für Herren, die den Eintrittspreis bezahlen; den Raum dazwischen, das Parterre, nimmt Jeder ohne Bezahlung ein, der darin Platz findet. Komische Scenen des Gedränges, in dem das Bambusrohr Ordnung hält, kommen genug vor, aber keine Raufereien, Schlägereien. Die dargestellten Stücke sind meistens moralische Scenen aus dem höhern Leben; das Verdienst der Autoren wie der Darsteller ist die genaueste Nachahmung der Wirklichkeit. Während unsere Bühne meistens ein nirgend existirendes Ideal des Lebens anschaulich macht, fodert der Chinese gerade eine möglichst treue Copie der Natur. Wie sein Kaiser, seine Minister und Statthalter es treiben, will er sehen, und das wird ihm gegeben; wie solche Leute sprechen, sich erzürnen, ungeduldig werden oder Plane machen, das zu betrachten erfreut den Chinesen, und es wird ihm in größter Naturtreue vorgestellt; eine Copie des wirklichen Lebens, nicht sehr verschieden von den dramatischen Meisterstücken einer gewis-

sen dramatischen Schule unter uns und jenen darin überlegen, daß doch meistens ein streng moralischer Gedanke die langen, etwas lose aneinander hangenden Scenen verbindet, oder daß Pantomimen, Ballets, die oft ganz unterhaltend sind, sie unterbrechen. Von scenischer Anordnung ist bei diesen Commedie dell' arte, die meistens auf ein Stichwort des Directors aus dem Stegreif aufgeführt werden, wenig wahrzunehmen; oft sollte man meinen, die Chinesen copirten die Alten, so treu stellen sie Charaktere des Miles gloriosus, des Parasiten u. s. w. dar; nur in den Liebesscenen sind sie ganz Romantiker und zwar der sentimentalsten und blumenreichsten Art. Unverständlicher als diese Schauspiele sind dem Fremden eine Art von Mysterien, symbolische Darstellungen des Lebens im Himmel, worin Sonne, Mond und Elemente, seltsam personificirt, Rollen spielen und mit Nymphen, mit dem Donnergott u. s. w. in Krieg gerathen. Immer aber, auf Erden wie im Himmel, leidet und siegt die Tugend, und das Laster, eine Zeit lang siegreich, findet zuletzt seine Strafe. Diese strenge poetische Gerechtigkeit macht die chinesische Bühne zu einer Art Priesterthum, zu einem nicht verächtlichen Volksbildungsmittel, was die unserige kaum mehr ist; mit Einem Worte, „die Scenerie ist erbärmlich, die Moral gut, das Spiel, wenn nicht besser, doch auch nicht schlechter wie bei uns", sagt der Verf.

Was der Verf. über Philosophie, Logik und Metaphysik der Chinesen berichtet, haben wir seinem Inbegriffe nach schon oben skizzirt. Ein Grundgedanke ihrer Physiologie ist die Polarität, Jin und Jang, Licht und Finsterniß, Bewegung, Erregung und Ruhe und Mangel. Den Sitz des Lebens finden sie im Herzen, das Princip aller Dinge im Wasser, alles Geheimniß der Natur im Zahlenverhältniß und der Proportion von Jin und Jang. Hieraus fließen die seltsamsten Vorstellungen vom Bau des menschlichen Körpers ab. Den Blutumlauf kannten die Chinesen lange vor uns, die Haut ist ihnen genau bekannt, aber von Osteologie wissen sie wenig, obwol anatomische Abbildungen, selbst der Thiere, in keinem Lande häufiger angetroffen werden. Wie seltsam nun auch zum Theil die Sachen lauten, welche die chinesische Naturlehre von den Wechselbeziehungen (fuhhe) der Zahlen zueinander, den acht Kwas, Analogien der Zustände, dem Jin und Jang (Polaritäten), den Kreisverhältnissen der Thierwelt u. s. w. vorträgt, so ist doch dies Alles eben nicht sinnloser und verwerflicher, als was bei uns noch vor 200 Jahren als Astrologie, Magie, schwarze Kunst u. s. w. gelehrt und geglaubt wurde.

Eine ganz neue Ansicht bringt der Verf. über die chinesische Sprache und Etymologie dar. Nach ihm hat das Anormale, was wir in diesem Idiom anzutreffen so lange geglaubt haben, seinen Grund einzig und allein in dem Stumpfsinn der Lexikographen, welche die Bildungssylben der Worte als ihre Wurzel und ihren Hauptbestandtheil charakterisirten. Der Behauptung des Verf. nach ist in der etymologischen Bildung des Griechischen, Deutschen, Englischen keine wesentliche Verschiedenheit von der Art, wie der Chinese Derivative bildet. Die einzige, diesem Idiom wirklich ganz allein angehörige Eigenthümlichkeit ist der Gebrauch des einfachen Grundwortes mit einer besondern Betonung für das Compositum. So sagen wir „Haus", und wollen wir ein Haus auf dem Lande bezeichnen, so sagen wir „Landhaus". Nicht so der Chinese; er sagt auch in diesem letzten Falle Haus, aber mit einem andern Ton (welcher in vierfacher Art gezogen werden kann), um ein Landhaus zu bezeichnen. Hiermit ist zugleich die Hauptschwierigkeit des Chinesischen bezeichnet, und wie der Verf. versichert, die einzige wesentliche. Die Schwierigkeiten der Lesung der Schriftzeichen behandelt er als selbstgeschaffene und Hirngespinnste; nach ihm dient das Zeichen nur als Vehikel des Lautes, d. h. der Sache nach, als Sylbenschrift oder Buchstabe, gerade wie Young und Champollion dies bei der Hieroglyphenschrift nachgewiesen haben. Er verspricht endlich, diese seine grammatischen Ansichten in einer besondern Arbeit vollständig durchzuführen, und man muß gestehen, daß, wenn ihm die versprochene Analyse gelingt, die Geheimlehre der Sinologie auf einmal zu einer offenbaren werden und ihm ein großes Verdienst gewonnen sein würde. Seine Lehre verdeutlicht er mit einer Reihe von Proben und Beispielen, die allerdings Klarheit und Treffendes genug darbieten. Wir wollen von diesen ein einziges auswählen. Das Zeichen Jang (羊) bedeutet ein Schaf und wird Jang gesprochen. Der abgeleitete Begriff dieses Wurzelwortes ist: nähren, weiden, lenken, regieren. Zusammengesetzt mit „Haus" bedeutet es Schule; mit Rede, nach Überlegung entscheiden, schlichten, unterscheiden; mit Fuß, fliehen; mit Gehen, Umherirren; mit Kraft und Stärke, regieren; mit Herz, hegen, sorgen, pflegen; mit Wasser, Meer und Tränken; mit Feuer, anfeuern, Feuer unterhalten; mit Krankheit, Ausschlag; mit Holz, Führer oder Muster; mit Mann, nachahmen, heucheln u. s. w. Diese bildenden Zeichen stehen nach den Foderungen der Symmetrie nun bald links, bald rechts neben dem Hauptzeichen und stellen dann den abgeleiteten Begriff dar, dessen beide Lautzeichen verbunden ausgesprochen werden. Man ahnet nun, worin die poetische Schönheit des Stils besteht, in der glücklichen, sprechenden Verbindung der Grundbegriffe nämlich; in der mannichfaltigen Art der Betonung derselben aber beruht sowol die Redekunst, als ein Hauptmittel, sich verständlich zu machen. Die Rede des Chinesen aber ist ein beständiges Recitativ, das seine Seltsamkeit in dem Maße verliert, als wir selbst in den Geist der Sprache eindringen.

Doch wir sehen, daß wir uns von dem Verf. trennen müssen, so groß der Vorrath des Neuen und Anziehenden auch ist, das sein Buch uns bietet. Wir wollen den Ethnographen nur noch auf das Schlußcapitel desselben besonders aufmerksam machen, in welchem über die Autochthonen Chinas, die Miau-tse

(Kinder des Bodens) Nachrichten geliefert werden, die, so viel wir wissen, dem Verf. ganz allein angehören. Diese Völkergruppe, über die süd- und mittelchinesischen Gebirge verbreitet, steht in vielen Dingen, namentlich in ihrem Freiheitstriebe, dem Chinesen schroff entgegen, duldet fast keine Art von Regierung, bekriegt und plündert fortwährend das umliegende Flachland und stellt sich ungefähr in dem ungebändigten Charakter der Kaukasusvölker dar. Die Regierung behandelt sie schonend und schließt oft Verträge mit ihnen; für jeden Feind Chinas aber ist dieses ganz abgesonderte Volkselement ein nicht verächtlicher Bundesgenosse. Im Innern leben sie friedfertig, ihren uralten Satzungen und Gebräuchen getreu, und finden selbst an Büchern Gefallen. Der Chinese nennt sie: „Löwen draußen, Lämmer drinnen".

Wir wenden uns zu Nr. 2, welche kurz zu erledigen ist. Der Verf., Comm. Elliot-Bingham, ist nur Soldat, nicht, wie sein Vorgänger, Gelehrter; er hat es ausschließlich mit den kriegerischen Ereignissen an der chinesischen Küste, von der eine Zeichnung mitgegeben ist, zu thun, über welche er jedoch lesenswerthe Details (Proclamationen, amtliche Berichte u. dgl.) beibringt, und die er, so weit sein Schiff The Modest daran Theil nahm, im Zusammenhange darstellt. Seine gelegentlichen Bemerkungen über Orte, Sitten, Charaktere, Gebräuche sind frisch und lebhaft aufgefaßt, bringen jedoch nicht eben viel Neues und haben nur das Verdienst, uns alle hervorstechenden Individuen bei diesem sonderbaren Feldzuge in beiden Lagern kennen zu lehren. In dem vielgenannten Lin z. B. sehen wir einen Ehrenmann, voll Charakter, trotz seiner demüthigen Briefe, einen Mann, der sich selbst zum Opfer bringt, wenn es gilt, sein Wort zu lösen und seiner großmüthigen Regung zu folgen. Er täuschte aus Menschenliebe den Kaiser; dieser verdammte ihn und die Seinigen zum Tode und stellte ihn später in seinem Vertrauen wieder her. Er ist ein Staatsmann, der die Nothwendigkeit des Nachgebens früh erkannte, diese Nothwendigkeit auf jede Weise fühlbar zu machen strebte und zu diesem Zwecke selbst den Trug nicht scheute. Ebenso lernen wir die andern Helden dieser Tragikomödie, Keschen, E, Yishan, Yangfang u. A. kennen, werden zu einem Urtheil über die Kriegskunst der Chinesen, ihre Land- und Seemacht angeleitet und lernen das seltsame Gemisch von Milde und Roheit der Sitten, von Feigheit und Barbarei, von Großmuth und Schonung kennen, das in diesem Kampfe herrschte, lächeln über die kleinen und ärmlichen Kriegskünste der Chinesen gegen den gewaltigen Angriff ihrer Gegner, sehen deren eigene Unentschlossenheit und staunen zuletzt darüber, wie leicht es ihnen wurde, dies ungeheure Reich in seinen Grundfesten zu erschüttern, mit zwei Dampfschiffen blos!

Der Verf. hat das Ende des Kampfes nicht erlebt oder doch nicht geschildert; allein was er von ihm berichtet, ist beachtenswerth; vorzüglich durch die vollständige Mittheilung der Actenstücke. Sein Buch empfiehlt sich dem Geschichtsfreund hierdurch von selbst; andere Ansprüche befriedigt es jedoch nicht und m
tische und ethnographische Bedeutung keinen Anspruch. Die Erzählung von Capitain Arnstruther's Gefangenschaft bei den Chinesen bietet jedoch eine anziehende Episode dar, und die geographischen Schilderungen von Tschusan, Ning-po, Ting-hai und andern Orten haben ihr Verdienst. Von den kriegerischen Scenen versteht sich dies von selbst; nur möchten wir der ironischen Behandlungsweise des jungen Verf. doch nicht überall zustimmen.

Nr. 3 steht als ein Erzeugniß eigenen Nachdenkens und als freie Bearbeitung vorliegenden Materials höher als die vorhergehende Übersetzung. An Mittheilung schon bekannter Actenstücke fehlt es auch hier nicht, und die thatsächlichen Ereignisse des Kriegs bis zum Friedensschlusse bilden auch hier den Hauptbestandtheil der Erzählung; jedoch stellt uns der Verf. in einer gut geschriebenen Einleitung auf den moralischen Gesichtspunkt für den Kampf, überblickt Land, Volk, Regierung und Sitte, zergliedert die Ursachen des Krieges, die wahren und vorgeblichen Zwecke desselben und faßt die höhern Beziehungen derselben gut zusammen. Wichtig ist besonders, was nach M'Pherson über den Handelsverkehr Europas überhaupt in Bezug auf China vorgetragen wird. Die Erzählung der kriegerischen und diplomatischen Vorgänge ist systematischer, gedrängter und mit besserer Sonderung des Erheblichen von dem Unwichtigen gegeben, und wir stehen nicht an, da, wo die Darstellung voneinander abweicht, ein Übergewicht von Zuverlässigkeit und Treue auf Seiten der Nr. 3 anzunehmen. Mit vorzüglich lebhaften Farben ist der Kampf um Kanton und der furchtbare Typhon geschildert, der das englische Lazareth in Hongkong zerstörte. Jener Kampf, in dem zwei englische Regimenter über etwa 64,000 Chinesen siegten, unter denen 49,000 Mann regulaire Truppen waren, der den Engländern im Ganzen 25 Todte und 115 Verwundete, worunter 17 Offiziere, kostete und ihnen ein Lösegeld von 6,669,615 Dollars einbrachte, erregt von allen kriegerischen Operationen das meiste Interesse. Der Kampf um Tsi-kin (Ningpo, wo man gegen einen Theil der kaiserlichen Leibwache — merkwürdig schöne Leute — focht, ist gleichfalls anziehend erzählt, und die Zerstörung der Branderflotte macht ihr eigenes Interesse geltend. Die lange Dauer des Krieges mißt der Verf. dem positiven Fehler der Engländer bei, den Verhandlungen während des Kampfes nachzugeben, ohne sie durch kriegerische Thaten zu stützen und zu fördern. Auf diesem Gebiete mußten die Chinesen den Vortheil für sich haben, da ihre Staatslehre dem Feinde gegenüber jeden Treubruch gutheißt. Von ihrer Kriegführung sagt der Verf. das Übelste; ihre Anführer opferten etwa 20,000 Mann dem Tode, ohne jemals den geringsten kriegerischen Vortheil zu gewinnen, und selbst da, wo dieser fast sicher in ihrer Hand lag, wie eben vor Kanton, ließen sie ihn sich durch Unentschlossenheit und Planlosigkeit dennoch entreißen, und büßten ihre ganze Flotte und circa 1800 Geschütze neben dem Verluste an Menschen und allem Kriegsmaterial ein.

Einzelnen Kriegern gesteht er hohen, an Wahnsinn streifenden Muth zu; allein Heer und Volk im Ganzen charakterisirt er als einen Haufen verächtlicher Feiglinge. Wir meinen, daß der Chinese eben kein Soldat in unserm Wortsinne sei.

Indem wir auf das eben Vorgetragene noch einmal zurückblicken, glauben wir doch eine erwünschte Anregung zu weiterer Erörterung der hier vorliegenden Grundfrage gegeben und manchen unter unsern Lesern dazu veranlaßt zu haben, sich selbst ein klareres Bild von dem Culturzustande jenes großen Volks, das dem Osten Asiens sein Gepräge aufgedrückt hat und nun unerwartet in eine Friction mit dem äußersten Westen Europas getreten ist, zu gewinnen. Der Zweck dieses Aufsatzes war kein anderer als dieser, und wir schließen ihn, in der Hoffnung, einen Anfang, eine Anregung zu vorurtheilsfreierer und treffenderer Beurtheilung der Lebens- und der Culturzustände jener ungezählten Bevölkerung, die ein Reich, größer als die Oberfläche des Mondes, bewohnt, geliefert zu haben. 8.

Miscellen.

Die ältern Juristen pflegten den Grundsatz aufzustellen: Actione injuriarum lucramur nihil aut parum, und die Gesetze selbst begünstigen die Injurienprocesse nicht, sondern suchen die Klagen wegen beleidigter Ehre, weil sie auf Rache abzielen, möglichst einzuschränken, wie aus den besondern Vorschriften erhellt, welche den Übergang dieser Klagen auf die Erben, ihre Verjährung, die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand und mehre andere Einschränkungen betreffen. Daher fehlt es nicht an Beispielen, welche darthun, daß Injurien gar oft leichter verachtet als geahndet oder gerichtlich verfolgt werden. Leyser hat solcher Beispiele von Griechen und Römern mehre angeführt. Eins aus neuerer Zeit erzählt Gayot de Pitaval in der „Bibliothèque des gens de cour" (Bd. 4, S. 233): Ein verheirathetes Frauenzimmer hatte einen bei dem obersten Gerichtshofe in Frankreich anhängig gewesenen Proceß verloren. Darüber aufgebracht, belegte sie den Gerichtspräsidenten Seguiere mit den niedrigsten Schimpfworten. Dieser blieb dabei gelassen und fragte blos den Ehemann gedachter Frauensperson, der neben derselben stand, ob dies seine Gattin sei. Als dieser es bejahte, sagte Seguiere im mitleidsvollen Tone blos: „Que je vous plains!" Dabei hatte die Sache ihr Bewenden. Hiergegen sticht freilich das Benehmen des berühmten Milton gewaltig ab, welcher sich in der „Defensio secunda pro populo Anglicano" (1654, S. 11) rühmte, daß er in seiner bekannten Gegenschrift wider des Salmasius „Defensio regia pro Carolo I. rege Angliae" (1649) seinen Gegner durch die wider ihn gebrauchte heftige und anzügliche Schreibart, wodurch dieser seinen gelehrten Ruf eingebüßt zu haben glaubte, zu Tode geärgert habe, indem Salmasius zwei Jahre nach der 1651 erschienenen Milton'schen „Defensio prima pro populo Anglicano" aus Gram gestorben sei. Bei dieser Gelegenheit verdient Erwähnung, wie eine wegen Realinjurien bereits angebrachte Klage in etwas drolliger Art hat abgelehnt werden wollen. Das kanonische Recht bestimmt, daß Derjenige, welcher aus Antrieb des Teufels gewaltsam Hand angelegt hat an einen Geistlichen, dem Bannfluche, welchen allein der Papst wieder aufheben könne, unterliege. Ein auf den Grund dieses Gesetzes Beklagter zu Anfang des 17. Jahrhunderts wollte jedoch die Anwendung davon auf sich nicht gelten und besonders die festgesetzte Strafe sich nicht gefallen lassen, indem er die Einwendung vorbrachte, daß er nicht aus des Teufels, sondern aus selbsteigenem Antriebe den klagenden Kleriker mit Schlägen mishandelt habe.

Sinnreich ist das Epigramm, welches Muretus auf einen Bacchus, der auf einem Springbrunnen steht, gedichtet hat:

Nondum natus eram cum me prope perdidit ignis,
Ex illo fontes tempore, Bacchus, amo.

Nicht minder artig ist das von dem französischen Dichter du Bellay (gest. 1560) verfaßte Epigramm auf einen Hund, welcher die Diebe nicht, wol aber die Liebhaber der Gebieterin ohne zu bellen passiren ließ:

Latratu fures excepi; mutus amantes,
Sic placui Domino, sic placui Dominae.

Dieses Epigramm fand solchen Beifall, daß es nicht nur Andreas Arnaud, Vicefeneschall von Forcalquier (gest. 1674), in veränderter Form also wiederzugeben versucht hat:

Latro latroni, taceo sed amantibus: et sum
Sic quoque gratus hero, sic quoque gratus herae,

sondern daß auch davon Übersetzungen erschienen sind a) in griechischer Sprache:

Τοὺς κλέπτους ὑλάσας, τοῖς μοιχοῖς ἀντὸς ἄφωνος,
Εἶχον δεσπότεω, δεσποινίδος τε χάριν.

b) in italienischer Sprache:

Latrai a' ladri, ed a gli amanti tacqui,
Tal ch' a Messere, ed a Madonna piacqui.

c) in französischer Sprache:

Aboyant le latron sans cesse,
Muet pour l'amant favori,
Je fus également cheri
De mon maitre et de ma maitresse.

d) in deutscher Sprache:

Bellend meld' ich den Dieb; nicht rühr' ich mich, naht ein Geliebter,
So bin ich Liebling des Herrn, so bin ich Liebling der Frau.

Nachdem 1648 der Westfälische Friedensschluß zu Stande gebracht worden war, trotz alles Eiferns dagegen von Seite des päpstlichen Nuntius, Fabius Chisi, glaubte man dennoch zu Rom, daß man ruhig bleiben könne, weil die Vollziehung dieses Friedensschlusses ebenso großen Schwierigkeiten unterworfen sein würde als die Zustandebringung desselben. Als aber 1650 der Nürnbergische Friedens-Executions-Hauptreceß erschienen war, lehnte sich der Papst Innocentius X. in einer am 26. Nov. 1650 erlassenen Bulle dagegen auf, in welcher er sämmtliche Artikel des gedachten Friedensschlusses „aus der Fülle seiner geistlichen Macht" für nichtig und ungültig erklärte, in einem so hochfahrenden Tone, daß der Kaiser Ferdinand III. diese Bulle, nachdem solche zu Wien der päpstliche Nuntius öffentlich hatte anschlagen lassen, wieder abreißen ließ, indem er dieselbe als eine Beleidigung der Majestät des Kaisers und des Deutschen Reichs ansah. Insbesondere aber äußerte der Kaiser gegen den päpstlichen Nuntius selbst seinen Unwillen über die päpstliche Protestation gegen den Westfälischen Friedensschluß. Der Nuntius soll jedoch als Entschuldigung lediglich vorgebracht haben, die Sache habe so viel nicht auf sich, indem die beanstandete Protestation blos ein Beweis sei von der Schwachheit des Papstes und ein Werk seiner Gebieterin Donna Olympia.

Casaubonus, der berühmte Philolog, wohnte einmal in der Sorbonne einer Disputation bei, in welcher viel und heftig gestritten wurde, aber in so barbarischem Latein, daß man nicht wohl verstehen konnte, wovon eigentlich die Rede sei. Verdrießlich machte er sich davon mit den Worten: „Ich habe noch nie so viel Latein gehört, ohne es zu verstehen." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 356. —— 21. December 1844.

Poesie der Lions.

Jetzt, da Jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit selt'ner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich — du willst es, mein Freund! — dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen, und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.

Dies alte Lied fiel mir ein, als mich ein Freund um mein Urtheil befragte über die poetischen „Lions", d. h. die Leute, die eben jetzt in der Belletristik en vogue sind und in den kritischen Blättern Gnade gefunden haben. Urtheil, Urtheil und immer Urtheil! rief ich aus. Ist denn Alles, was in der Welt zu Tage kommt, zu nichts da, als um beurtheilt zu werden? Werden wir nicht endlich müde des Fragens, Suchens und Verneinens, und wenden uns einmal zum Thun, Finden, Genießen, Bejahen? Aber es soll nicht sein, scheint es; zumal jetzt nicht. Ganz mit Unrecht nennt man das Zeitalter sinnlich-genußreich. Dies kann den Sinn haben, daß man heute mehr ins Wirthshaus geht als vor 50 Jahren. Aber Genuß? Ich glaube, unsere Väter hatten dessen so viel, wie wir kaum ahnen können. Eben weil der Genuß uns jetzt durch tausend Kanäle zufließt, wird er stumpf und verschwindet noch ehe er erscheint; die Kraft des Genusses, die reine Sinnlichkeit — in höherm, altgriechischem Sinne gefaßt — mindert sich unmerklich in der Fülle; und wenn der zerlebte Lüstling immer neue Lüste erjagt, so ist das nicht Sinnlichkeit (oder Natur), sondern Gewohnheitskitzel zu nennen. Es ist wahrscheinlich, daß der Genuß des langen Friedens eben diese Abstumpfung der Gemüther nach der poetischen Seite hin zur Folge gehabt hat, anderer tieferer Ursachen hier nicht zu gedenken. Vielleicht ist das Übermaß der Kritik auch nur ein Gewürz, in das genußsatte Zeitalter geworfen, um das Übermaß der Massen zu verdauen. Wenn wir nun dennoch zur Kritik einen Beitrag zu geben wagen, so geschieht dies nicht allein jenem fragenden Freunde zu Gefallen, der sich auch schwerlich dafür bedanken wird, wenn wir ihm den Kopf noch trüber machen. Auch geschieht es nicht in der Absicht, noch einmal erste und letzte Fragen, Urfragen und Urkritiken anzuregen, denn die müssen auf anderm Gebiete als hier erledigt werden, und gerathen so leicht ins Trübe oder ins Kalte. Vielmehr bei dem Nächsten stehen bleibend versuchen wir, uns eine Ansicht über das Geltende zu bilden, d. h. über dasjenige Urtheil, das sich in Bezug auf die bekanntesten Tageserscheinungen so ziemlich festgestellt, das in den Stimmen der gelesensten Journale widerhallt und eine gewisse Anerkennung gefunden hat. Freilich gerathen wir so ebenfalls in den Vorwurf, „über das Schreiben schreibend die Menge zu vermehren!" welchem wir nur dann entgehen könnten, wenn wir für die Beurtheilung überhaupt einen neuen Gesichtspunkt aufzuweisen im Stande wären. Der neueste, den wir haben, ist nur ein sehr alter, ja der erste und älteste. Weil er vielen Kritikern aus dem Gedächtnisse geschwunden scheint, so ist es Zeit, an ihn zu mahnen.

Wie steht es mit dem eigentlich poetischen Elemente in den gefeiertsten Werken von Bulwer, Boz, Fr. Bremer, E. Flygare-Carlén, Rückert, Tieck, W. Alexis? Die Frage setzt viele andere voraus, und wir müssen wider Willen ein paar Schritte weiter ausholen. Nicht als ob wir eine breite, bleierne Definition nöthig hielten: die macht nur Streit und böses Blut und ist nirgend weniger zu Hause als in den Regionen der Liebe, des Glaubens, der Schönheit. Und ich sehe auch nicht, daß mit all den kostbaren Universitätsfloskeln, als da sind: Mannichfaltigkeit und Einheit, Vollkommenheit in der Erscheinung, Darstellung des Idealen u. s. w. der Hund aus dem Ofen gelockt wird. Eher möchte es angemessen sein, eine allgemeine Ansicht von dem poetischen Leben und Treiben, eine Anschauung von Dem, was die Poesie wirkt und thut, zu geben. Dieses „an den Früchten erkennen" ist freilich kein speculativer Gang, und es mögen Logiker und (logische) Poeten die Hände zum Himmel erheben über solche aposteriorische Freiheit. Desto mehr hoffen wir dem gewöhnlichen Bewußtsein der Gebildeten deutlich zu werden; ob aber die Wahrheit, selbst die speculative, darin verborgen liege, wird sich am Ende unserer Untersuchung zeigen, „an den Früchten".

Erinnert ihr euch aus den ersten Jugendtagen noch jenes weichen Frühlingsabends, wo euch die Größe und

Herrlichkeit des Geistes zum ersten Mal in edelster Gestalt erschien? wo euch im Anschauen der vollkommensten Gestaltung die Ahnung höherer Schönheit aufging, wo das dunkle Reich der Räthsel sich aufschloß in dem Scheine eines allmächtigen Blitzes? Euer Herz zuckte, das Blut wallte in unbekannter Bebung, ein Schimmer anderer Sonnen schien durch das gewohnte Tageslicht, es durchschauerte euch ein Hauch aus neuer Welt. Wer hätte nicht Einen Tag, Eine Stunde so durchlebt, die ihm unvergeßlich wären als Anfangspunkt eines neuen Lebens? Und wem es nie geschehen, der wird sich ohnehin nicht mit Dichtern befassen. Aber wem einmal das Wort des Dichters mit allmächtigen Tönen aus (verwandte) Herz geschlagen, der weiß es ohne Speculation, was Glaube, Liebe und Dichten sei. Ist doch das räthselhafte Wesen der Poesie nur so zu enträthseln, d. h. vor das einfache prosaische Bewußtsein zu bringen, daß man eingesteht, es sei die Poesie wie die Wahrheit (nach Hegel) nicht allein Objectives, sondern die Betheiligung des Subjects ihr unentbehrlich. Nur wer mit neuer selbständiger Urkraft die Herzen bewegt und die Seelen aufschließt zu wallender Wonne, der trägt den Namen des Dichters mit Würden von Gottes Gnaden.

Das Zweite erst ist, von diesem Gesichtspunkte angesehen, alles Dasjenige, was unter dem mannichfaltigen Namen von Gesinnung, Idee, Stoff, Tendenz und Substrat commentirt wird. Dies ist eine seit Schlegel und Hegel trivial gewordene Wahrheit, die doch immer von neuem erobert werden muß. Hören wir nicht alle Tage von Seiten der Gesinnung allein Diesen und Jenen als neues Licht anpreisen, als wenn alle ästhetischen Forschungen, alle Erfahrungen aus dem Reiche der Träume und Lieder nicht gemacht wären? Zwar wissen wir wohl, daß ein echtes hohes Gedicht nicht ohne Gesinnung, sittliche Hoheit, menschlichen Gehalt sein darf; wir vertheidigen nicht die hohle Anbeterei der leeren Form, die einen geringfügigen Inhalt durch künstliche Virtuosität belebt, und erinnern uns auch, daß am letzten Ende, d. h. im Concreten, Inhalt und Form unzertrennlich sind. Aber zum Lernen bedürfen wir dieser trennenden Unterschiede; Erkennen ist Scheiden. Und diesem nach nehmen wir Alles, was den Inhalt angeht, hier einstweilen als das Secundaire, mehr gleichgültig zu Betrachtende. Es bedürfte also nicht so vieler Worte über eine dem Denker längst bekannte Sache, wenn nicht leider viele wohlbekannte Recensenten, diesen einfachsten Wahrheiten entfremdet, alle Augenblicke hier in die kläglichste Confusion geriethen.

Es hat aller Orten und Zeiten von echten Dichtern nur wenige gegeben. Vielleicht ist es im Weltenplane so geordnet, damit nicht im Übermaß der Seligkeit der Mensch seine menschliche Beschränktheit vergesse. Ein Volk ist glücklicher, reicher als das andere. Aber selbst bei Griechen und Deutschen, den poetisch begabtesten Völkern — wie klein fällt doch die Zahl aus, wenn wir diesen höchsten Maßstab anlegen! Aber seien wir nicht ungerecht! Neben jenen einsamen Riesen, die ein Zeitalter erheben und beleben, stehen zahlreiche Geister zweiten Ranges, die die großen Werke der Riesen zu zerlegen und auszubauen haben. Denen ist ihr Verdienst nicht zu rauben: es sind unter ihnen auch, die der Sonnengott freundlich angeblickt, Urempfinder und Selbstempfinder. So lange nur ein Fünkchen jener Feuerglut, die der Menschen Herz durchbrennt, in ihre Werke eingeschlagen, so müssen wir ihr Verdienst mit Dank erkennen als edler mitarbeitender Kämpfer im Reiche des Lichtes. Geht von ihnen nicht die erste Belebung des Zeitalters aus, so sind sie dagegen thätig in Erhaltung und Ausschmückung des gewordenen Lebens. Eigenthümlich ist den Dichtern dieses zweiten Ranges, eben weil sie reflectirte, nachempfundene Lichter des Urlichtes sind, wenigstens häufig, die kritische Kraft. Solcher kritischer Dichter haben wir jetzt (vielleicht war es aller Zeiten so) eine weit größere Zahl als der schöpferischen.

Man hat es Gervinus sehr übel genommen, daß er so aufrichtig war, an dem deutschen Dichterwalde, dem abergläubisch vergötterten, zu rütteln, und gleich dem weltberühmten Pfarrer im „Don Quixote" viele unnützliche Scharteken herauszuschmeißen. Ich danke ihm, daß er einmal ehrlich gewesen und nicht verjährte Lobpreisung für bewährte genommen. Nur in dem Punkte finde ich ihn irren, daß er zuweilen, mehr nach der Gesinnungsseite hin gewendet, den reinen Dichter darüber vergißt. So steht Ovid im eigenthümlich Poetischen unendlich hoch über Virgil, ungeachtet dieser keusch, vaterländisch, sittlich begeistert, Jener ein arger Libertin und ziemlich gesinnungslos war: aber in Ovid leuchtet der Strahl eines höhern Lichtes, das Virgil, wie die meisten Römer, vergeblich sucht. Es ist schon Gewohnheit geworden, Lessing einen solchen kritischen Dichter zweiten Ranges zu nennen, „der Alles wußte, was zum Dichter gehört, und doch durch ein kleines Etwas in weiter Kluft davon geschieden war" — wie es ungefähr Tieck von Walter Scott behauptet. Welche Fülle von Lessing uns heutzutage beschert ist, wollen dagegen Wenige Wort haben. Laßt uns einmal nach dem Muster des edeln Pfarrers im „Don Quixote" Bücherschau halten. Sollten wir Einen ungerecht zum Scheiterhaufen verdammen, so wird die Strafe nicht ausbleiben. Dem subjectiven Urtheil wird ein anderes nicht minder subjectives in Liebe und Haß entgegentreten, und die Wahrheit wird entscheiden, wer mehr weiß als kritische Recensenten. Sollte unsere Inquisition also Jemandem zum Ärgerniß gereichen, so hat er gleiche Waffen wider uns.

Wir können die vermeintlichen Dichter, leichterer Übersicht halber, in verschiedene Classen theilen, nicht aber nach dem Inhalte ihrer Strebungen, sondern nach dem Maße der Annäherung an die wahre Poesie. Da stehen voran die Lessinge, welche wol wissen, was zur wahren Poesie gehört und deshalb mit arbeitsamer Kunst sich einen Namen erwerben; das Wollen haben sie wol, aber das Vollbringen haben sie nicht; doch sind darum ihre Leistungen in der wissenschaftlichen Kritik meist achtungswerth und gewöhnlich bedeutender als von allen

übrigen Kritikern, poetischen und unpoetischen — eben weil sie zwischen beiden die schwebende Mitte ausmachen. Weiter ab stehen die Catonen, welche um ihrer Tendenzen willen Verzeihung erhalten, und sich sonderbar einbilden, jeder tugendhafte Gedanke mit Versen überhängt oder in Romanen zerklaubt, sei schon ohne weiteres Poesie. Die Fernsten endlich, in denen alle Poesie erloschen, sind die Euhemeristen, leider die zahlreichsten, welche das Existirende, das sogenannte Leben, geradezu abschreiben und dieses ausgedörrte Herbarium für Poesie verkaufen, aus Misverstand eines grossen Wortes: die Wirklichkeit sei grösser als alle Poesie. Gewiß ist sie grösser als alle Süßwasserpoeten; was aber jenes Wort bedeute, wissen sie nicht.

Unter den Lessingen dieser Zeit stehen obenan Tieck und Rückert. Welche Verdienste der Erste um romantische Literatur, Dramaturgie, Theater und Shakspeare-Literatur, der Andere um die Kunde des Orients und die Übersetzungskunst, Beide um die Fortbildung der Sprache sich erworben: dies ist anerkannt und geht unsern Zweck nichts an. Aber die blaue Blume? Das göttliche Reich der Gestaltung? Die unbefangene gesunde Urkraft? Ein einfaches Experiment (wir haben es angestellt) kann uns belehren: Man gebe einem unbefangenen Knaben in dem Alter, wo das eigene Herz erwacht und das Gemüth dem himmlischen Honigthau am sehnsüchtigsten offen steht, wo aber NB. noch wenig oder nichts gelesen, am allerwenigsten Literatur- und Tendenzenkenntniß vorausgesetzt wird — solchem knospenschwellenden Gemüthe gebe man Tieck, Rückert, Schiller, Bürger etwa rasch nacheinander zu lesen. Mir sagte ein solcher Knabe: Aus Tieck konnte ich nicht recht klug werden; Rückert ist sehr gelehrt und wird wol viel Schönes sagen, aber ich weiß nicht recht; aber Bürger — der brennt! — Noch mehr: Ich glaube, daß in unserm Zeitalter, das man der Poesie abgewandt nennt, zur ersten Einführung in dieselbe die Genannten gar nicht geeignet sind; wer noch nichts gelesen hat, wird durch Rückert allein nicht bewogen werden, sein ganzes Herz der Poesie hinzugeben, während Schiller unzählige Jugendherzen für das Reich der Schönheit gewonnen hat. Dem gereiften Manne dagegen, dem Literaturkenner sind die Arbeiten des edelstrebenden Mannes willkommen, da er in ihnen wenigstens eine neue Seite der äußern Behandlung kennen lernt. Und wie bei Lessing, so sind auch in Tieck's und Rückert's besten Werken Spuren höherer Schönheit, Anklänge echter Poesie wie fernes Wetterleuchten. Solche Züge, wie Nathan's Thräne (Act 2, Scene 5) und Emilia Galotti's Abschied zeigen, daß dem energischen Willen wol ein Strahl aus dem Lichte des Innern gewährt wird, daß er nicht immer in den Vorhöfen weilt. So ist auch in Tieck's „Zerbino" und in einigen Novellen echter poetischer Humor erschienen, und Rückert's „Hariri" und „Kind Horn" zeigen, wie W. Scott's „Lady of the lake" und W. Alexis' „Zwölf Nächte", Anklänge höherer Schönheit, die Einen irre machen, wenn man dagegen hält die nicht zahlreichern Producte, in denen „das Heilige nicht wird".*) Fraget euch ehrlich, die Hand aufs Herz, die ihr nicht von Literaturtraditionen befangen seid: ob einmal das Blut höher gewallt, ein neues Licht in euch geschienen habe bei solchen Gedichten wie „Genoveva" und „Octavian" und den „Geharnischten Sonetten". Man merkt die Absicht und man ist verstimmt; oft merkt man auch nichts, sondern muß mühsam studiren, den Sinn zu ergraben, und das macht noch verstimmter. Am tiefsten verstimmt und herabgestimmt wird man, wenn auf einem Wortwitz soll ein poetisches Gebild erbaut werden, als:

> Rose, Meer und Sonne
> Sind ein Bild der Liebsten mein!
>
> („Liebesfrühling.")

wo nun des Breitern allegorisirt wird, welchergestalt die Rose eine Liebste abzubilden fähig sei; ferner wie sich das Meer, die Sonne dazu verhalte, und wie Alles so wunderbar zusammenstimme: das Ganze in kühnen und wohlklingenden Reimen, und doch glaubt man nicht recht daran. Ehe man es zu Ende gelesen, ist Einem müde zu Muthe von dem mancherlei Denken, dessen Arbeit sich zuletzt doch als vergeblich ausweist. Mit welcher freien Schönheit und kraftvollen Anschaulichkeit sind dagegen im zweiten „Faust" die allegorischen Figuren eingefugt; gehen sie auch zuweilen über das Maß der nächsten Faßlichkeit hinaus, so blickt doch all überall der edle Gestaltensinn und des Dichters Goldmund hervor, und wo wir nicht Alles sogleich enträthseln, haben wir doch ahnungsvolle Bilder. Wer dagegen in Rückert's Gedichten so unglücklich ist, etwas unenträthselt zu lassen, der hat Alles verloren, nicht allein den Faden, auch den Pfad; denn bei ihm ist diese Gedankenspitze das Substantielle, und der poetische Hauch, sofern er überhaupt da ist, das Accidentielle. Auch Schiller und selbst Shakspeare hat die Neigung, bei gewissen Abstractionen lange und peinlich zu verweilen, und doch fühlen wir uns bei ihnen immer vom dichterischen Äther umflossen, weil diese Gedankenspitzen niemals den ganzen Gehalt ihrer Gedichte ausmachen. (In demselben Verhältnisse sind Sophokles und Euripides entgegengesetzt; bei Jenem ist tiefer sittlicher Gehalt in schönster Lebenskraft und Äußerung, bei Diesem die moralische Untersuchung Substanz, die Poesie Accidenz.) Was nun diese substantiellen Gedanken selbst betrifft, so ist in dieser Hinsicht Tieck reicher und mannichfaltiger, während Rückert ihnen mehr in die Tiefe nachgeht und sie gründlicher, doch auch prosaischer, zu entwickeln sucht. Wir erinnern an die mancherlei socialen Gebrechen und fixen Ideen, die in den zierlich geschriebenen Novellen auf interessante Weise abgehandelt werden: ihre Darstellung ist häufig auch darin vorzüglicher, daß sie mehr Originalität zeigt, während bei Rückert die Originalität unter der Last ausländischer Studien erdrückt und in Stillosigkeit zer-

---

*) *Τὰ ἱερὰ οὐκ ἐγένετο*, sagt Xenophon wiederholt in dem Sinne: Das Opfer gelingt nicht, die Götter nehmen es nicht gnädig an; eigentlich: Das Heilige wird nicht, erscheint nicht.

brochen zu sein scheint. Wenn z. B. in den „Griechischen Tageszeiten" die alten Götter um die vergangene Herrlichkeit trauernd eingeführt werden, so bedarf es dazu der ungeheuern zerflossenen Breite nicht, da H. Heyne dieselbe Idee unendlich größer mit centnerschwerer Kürze schon längst ausgesprochen hatte. Daß Rückert gefeilter und modernisirter auftritt, alterirt den dichterischen Werth gar nicht. So konnte uns auch das vermeinte Volkslied „Roland der Riese am Rathhaus zu Bremen" in aller Einfalt doch keineswegs bezaubern, weil die Nüchternheit gesucht, der Ton der Einfalt wirklich einfältig geworden ist. Wir wissen, wie mislich das Geschäft des Vergleichens, wie vergeblich es ist, wenn man letzte Fragen daran knüpfen will. Hier aber geschieht es nicht, um zu entscheiden, sondern um durch Beispiele die dunkelsten Anschauungen des Göttlichen zu erläutern. Dieses Vergleichen drängte sich mir vorzüglich bei den eigentlich reflectirenden, den didaktischen Gedichten auf, von denen Tieck frei ist und auch deshalb einen Rang über Rückert einnimmt. Da ist denn z. B. das „Dichterselbstlob", „Geist der Lieder", „Ermuthigung zur Übersetzung der Hamasa" u. s. w. unbegreiflich trocken trotz aller schönen Worte und braven Gesinnung; und nun schlagt euern Goethe auf: „Dichten ist ein Übermuth" (im „Divan"), „Eu'r Tempel ist hoch aufgebaut, ihr hohen Musen all", und „Bilde, Künstler, rede nicht, nur ein Hauch sei dein Gedicht" — und die Episteln und Sendeblätter — zuckt es nicht immer in Adern und Gebein und wallt in Schönheitswellen und es heitert die Wange und der Mund, wenn der alte Orpheus die allmächtige Leier schlägt? Und selbst die blindern Steine aus seinem ungeheuern Schatze sind, wenn auch werthlos, doch von edlerm Stamm, selbst in der Entartung: überall schimmert der tiefe Blick des königlichen Auges hindurch und der Wonnemund kann sich nimmer verleugnen. Wir fürchten nicht den Widerspruch einer W. Menzel'schen Kritik, welche des Dichters Werth nach seinen vaterländischen Beiträgen abmißt, diese haben wir schon vorhin abgewiesen, so wenig wir auch leugnen, daß der ganze Dichter nur in und durch das Vaterland wirkt, und dies im weitesten wie im strengsten Sinne; aber es ist schwach und ungerecht, eben diese Tugend unserm größten Dichter abzusprechen.

Weil nun in den beiden Genannten die eigentlich gestaltende Urkraft fehlt, die das Herz erschüttert und die Seele erweitert, so sind ihre Originalien von geringerer Geltung, desto bedeutender entfaltet sich ihr kritischer Takt, ihre Kenntniß Dessen, was schön ist, ihr Anempfinden, in Übertragungen, Nachbildungen, Erzählungen, wo die freie Gestaltung sich dem Daseienden unterordnet. Auch in diesem Gebiete freilich ist der Unterschied wahrnehmbar zwischen echter und unechter Poesie.*) Immer bleibt das psychologische Räthsel, wie es möglich, daß Beides aus Einem Munde hervorgehen könne, unerklärt. Am auffallendsten bei W. Alexis, der sich in seinen Kritiken als tüchtiger Kenner der Schönheit bewährt, und sie selbst doch immer seltener zu Tage bringt. Seine frühern Werke*): „Zwölf Nächte" und „Cabanis" athmen Morgenduft. Wir hätten ihn lieb gewinnen können. Da kommen plötzlich die brandenburgischen Chroniken angefahren, alle zwei Jahre eine — und die Täuschung ist aus. „Der Muth lernt sich nicht", sagt ein Dichter, und Jean Paul fügt hinzu: „Von allen Dingen in der Welt ist der wahre Muth am wenigsten zu erlügen, selbst im Gedichte!"

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man stelle den Tieck'schen „Macbeth" neben den Schiller'schen, und man wird den Unterschied fühlen.

*) „Walladmor" kenne ich nicht, meine aber, es sei keine würdige Aufgabe eines echten Dichters, mimische Kunststücke zu üben, und finde sogar ein bedenkliches Prognostikon darin, daß jenes W. Scott nachgebildete Werk das erste (oder eins der ersten) war.

Notiz.

Die englische Kirche gegen die Camden Society.

Der römisch-katholischen Richtung, welcher ein Theil der hochkirchlichen Geistlichkeit in England huldigt und deren Sitz die Universität Oxford ist, tritt, wie ganz natürlich, auf der andern Seite jener Rigorismus gegenüber, der in den Tagen der letzten Stuarts die Kirche von allem Dem säubern wollte, was man als ein Anhängsel oder Förderungsmittel der Päpstlerei betrachtete. Dieser Eifer für die Reinheit der reformirten englischen Kirche beschränkt sich nicht mehr auf den Streit über Dogmen und liturgische Dinge allein, sondern er fängt auch an, außergeistliche Verhältnisse und Erscheinungen vor seinen Richterstuhl zu ziehen. So haben z. B. die artistischen und antiquarischen Bemühungen der bekannten Camden Society den Argwohn der Anti-Puseyisten in der englischen Kirche rege gemacht, und vor nicht langer Zeit that ein Geistlicher zu Cheltenham, Namens Francis Close, seiner Gemeinde durch Maueranschläge kund und zu wissen, daß er an einem bestimmten Sonntage gegen die genannte Gesellschaft predigen und beweisen werde, daß die von derselben betriebene Herstellung alter Kirchen und deren Ausschmückung mit Bildern auf nichts Anderes als auf Wiedereinführung des Papstthums hinauslaufe. Bei der Predigt selbst war die Kirche zum Erdrücken voll und die versammelte Menge vernahm mit Andacht die Angriffe, welche der Eifer für die Reinheit seiner Kirche gegen die Camden Society schleuderte. Er erklärte, dieselbe sei offenbar der Verbündete der Puseyisten geworden; wie in Oxford das Päpstlerwesen im Gewande der Gelehrsamkeit auftrete, so in jenem Verein im Gewande der Kunstbestrebungen — dort sei das Römerthum in Worten, hier in Bauten vorhanden. Die Puseyisten führten fremde Formen und Ceremonien in die Kirche ein; die Camden Society baue und stelle Kirchen wieder her für den ausdrücklichen Zweck, die Bilder wieder einzuführen und Symbole für die Aufnahme der oxforder Puseyisten vorzubereiten — mit Einem Worte, sie errichteten Tempel des Puseyismus durch das Land, um die oxforder Ketzerei weiter zu verbreiten. Wenn die Religion unserer Tage rein und fleckenlos sei, so sei es schlimmer als nutzlos, Kirchen herzustellen, welche nur der Gottesverehrung finsterer Jahrhunderte, die glücklicherweise dahin, angemessen wären u. s. w. Obgleich selbst liberale Blätter dem Manne den Vorwurf machen, daß er das alte Ungeheuer der Bilderstürmerei aus seinem Grabe hervorrufen wolle, so mag er doch, so vielen Anzeichen des allenthalben umherschleichenden Papismus gegenüber, in mancher Hinsicht so unrecht nicht haben und sein Argwohn zu entschuldigen sein. 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 357. —— 22. December 1844.

Poesie der Lions.

(Fortsetzung aus Nr. 356.)

Wir erweitern dieses wichtige Wort dahin, daß überhaupt die echte Leidenschaft, d. h. solche, die ans Leben geht, wo die ganze Seele bis zu den Häupten in Einer Empfindung entbrennt, daß diese durchaus nicht darzustellen ist, wenn man sie nicht erlebt, daß hier die Nachahmung sich gar zu offenkundig als solche darthut. Man hört es den steifleinenen Kerls in Helmina Chezy's Ritteropern und den Papphaarnischen in Auffenberg's Dramen gar bald an, wo sie ihre Leidenschaft erlernt haben; man hört von Berserkerwuth reden und wird doch nicht bange davor. Nicht anders war die Empfindung, die mich nach der Lesung des „Roland von Berlin" und „Der falsche Woldemar" beschlich. Ich bewunderte die Feinheit der Kunst, die gelungene Composition, die gründlich durchgeführte Idee, und doch — „es blieb nichts sitzen, das Heilige war nicht geschehen". Liebe und Haß, Zorn und Freude, Trauer und Glück kommt zwar in bedeutenden Wirkungen zu Tage; aber wie sie erscheinen, gehen sie vorüber, es bebt nicht wie ein Wetterschlag durch Mark und Bein. Mein Freund sogar, der sich übrigens gar nicht für einen Kunstkenner ausgibt, gestand mir bei aller Vorliebe für Alexis, er habe doch nicht ein einziges Mal bei ihm geweint. Obgleich ich dies „Mürbemachen" gar nicht für den Inbegriff aller poetischen Zauberei halte, so kann ich nicht leugnen, daß der ungebildete Freund durch jenes Kriterium etwas Treffendes aussprach. Wenn mich der Dichter nicht an allen Fibern packt, so ist er mir kein Dichter. Will sich aber W. Alexis damit entschuldigen, daß er die Wirklichkeit der Geschichte zum Gegenstande habe, so ist dagegen nichts weiter einzuwenden als die romantische Hülle. Wozu das Zwittergeschlecht historischer Romane, die jeden ihrer Fehler mit der Zwickmühle bald des historischen, bald des poetischen Bedürfnisses entschuldigen? Wenigstens hätte W. Alexis den poetischen Hauch anderswo suchen können als in der verunglückten und der Gegenwart ungenießbaren, ja unverständlichen Nachsprechung längst vergangener Töne, aus denen er nicht die Kraft, sondern nur die Sonderbarkeit und Ungeberdigkeit entlehnt hat. W. Alexis hat auch den Shakspeare studirt. Da wäre zu lernen gewesen, was es heißt, die Geschichte poetisch fassen; es heißt: den Dingen ins Herz sehen, was nur der geborene Dichter kann.

In ähnlicher Weise, kritisch lernend und lehrend und nur zuweilen durch die elfenbeinerne Pforte schauend, dichtete der schönheitliebende Graf Platen, der sich doch gestehen mußte, daß die Schönheit zu schaffen schwerer sei als zu erkennen. Auch den Amerikaner Cooper kann man in diese Reihe zählen, um des allgemeinen Geistes willen, der in seinen Werken lebt: denn von eigentlich kritischem Streben scheint er nicht berührt zu sein. Eine Stufe höher, mehr berührt von der Zauberruthe schaffender Kräfte, scheint mir W. Scott zu stehen, bei dem nur ebenso oft ein plattes Herabsinken zu handgreiflichster Prosa jene hohe Wirkung stört; ähnlich Diesem, doch von größerer Kraft und leider weniger gebildet und selbstbeherrschend der Verf. der „Transatlantischen Reiseskizzen". Er und Marryat, der heitere, kerngesunde Zögling der Meere, können uns als Übergangsphasen geleiten in die Stufe, die wir als die zweite unserer Reihe bezeichnet haben.

Wir nehmen aus der Schar der Tendenzdichter nur wenige heraus, weil sie als Zwitter zwischen Kritik und gemeiner Portraitprosa weit mehr unbestimmten Charakters sind und sich deshalb weniger Lions unter ihnen befinden. Die bekanntesten sind Bulwer, Boz und Marryat in seinen spätern (schwächern) Werken, Immermann in den ältern; dagegen George Sand und Eugene Sue in die Tendenzen seitab geschweift sind aus einem ganz andern Gebiete, wo wir sie später treffen werden. Marryat, der in den ersten Werken so heiter selbstbegnügt, so rein poetisch und genußreich auftrat, hat seit dem Höhepunkt seines Ruhmes mehr Fleiß auf die Verbesserung der englischen Marine als auf die Gediegenheit seiner romantischen Figuren gewandt. Sein eigenes Geständniß, hierdurch manches Gute gewirkt und vermöge der heitern Außenseite seinen Belehrungen leichtern Eingang verschafft zu haben, zeigt sehr offen, wie er dem Geiste wahrer Poesie entfremdet ist; denn die Poesie hört auf zu leben, wenn sie Dienerin ist. Weit herber und absichtlicher noch tritt bei Bulwer die Lehre auf; man fühlt sich aus den glücklichen Regionen der Gestaltung peinlich in die vier Wände der Schule versetzt, wenn er mit seinen bogenlangen Gesprächstiraden

gewisse, selbst triviale Moralitäten oder andere Abstractionen an den Mann bringt. Aller Schillerglanz seiner Rede kann nicht hierüber täuschen; so ist der „Falkland", „Die letzten Tage von Pompeji" u. s. w. wenig mehr als ein Lucretius redivivus; denn ob man de natura deorum oder de natura hominum (matrimonii, religionum etc.) einen Tractat verfertigt, kommt für die Poesie auf Eins heraus. Die Ästhetiker sprechen sich zuweilen so darüber aus, als wenn überhaupt jede Mischform an sich tadelhaft wäre. Dies ist ein Irrthum, weil er auf der Abstraction beruht, daß etwa die reine, d. h. abstract geschiedene Form z. B. der Ballade, des Drama, sogleich die vollendete wäre. Hier sind aus der Erfahrung die schönsten Kunstwerke entgegen zu halten, in denen die Mischung der Formen den Reiz erhöht; denn gewiß werden die altenglischen Balladen und die meisten Goethe'schen dadurch nicht schlechter, daß sie Episches und Dramatisches mischen, wie die meisten kirchlichen Oratorien seit Händel und Bach. Wesentliche Bedeutung hat aber jener Satz, insofern er das Gesetz ausspricht, daß nicht verschiedene Gebiete vermischt werden, oder bestimmter, daß nicht ein Dualismus des Interesses in das Kunstwerk hineingelegt werden dürfe. Es ist nicht möglich, daß die reine Belehrung und die reine Schönheit in einem Werke sich als Gleichberechtigte berühren; es entsteht dann ein Zwiespalt des Bewußtseins, der den gediegenen Ernst der Sache aufhebt und den Verdacht erweckt, es sei dem Verf. mit einem von beiden (oder mit beiden) nicht Ernst gewesen; denn entweder muß die strenge Sitte verlieren, indem sie der scheinenden Schönheit zur Verarbeitung hingegeben wird, oder die Schönheit büßt Herzschlag und Leben ein, weil sie nicht mehr um ihrer selbst willen da ist. Auch diese Wahrheiten sind seit der Hegel'schen Ästhetik oft genug ausgesprochen und bedürften hier keiner Erwähnung, wenn sie nicht so oft auch von den gelehrtesten Recensenten vergessen würden. Das Beispiel Goethe's kann hier wieder das rechte Maß lehren. Während Bulwer's „Falkland" über Liebe, Treue und Ehe auf rigoristische Weise und mit anmaßlicher Selbstgefälligkeit abstracte Reflexionen herbeibringt, ist ein verwandter Inhalt im „Werther" und den „Wahlverwandtschaften" in ursprünglicher Schönheit und lebendiger Gestaltung behandelt, so jedoch, daß die Belehrung sich nirgend hervordrängt, sondern nur als Ergebniß des Ganzen sich die erschütternde Wahrheit heraushebt, wohin unbändige Leidenschaften führen. Wenn alle Poesie, insofern sie die klarste, bewußteste aller Künste ist, im Allgemeinen zur Belehrung hinneigt, so ist hier eben die Klippe der schwächern Geister, die diesen allgemeinen Stoff mit der Form der Schönheit verwechseln. Die Zwitterhaftigkeit, die aus dieser Verwechselung hervorgeht, hat weder der Sitte noch der Dichtung Segen gebracht; wem es Ernst ist mit der Sitte, der scheue nicht die herbe prosaische Belehrung; wessen Gemüth in dem Reich des Schönen eingewohnt ist, der störe nicht dessen Ernst durch philosophisches und anderes stoffliches Interesse. Auch Hegel und Sokrates haben dem Gedanken diesen ungerechten Zoll gezahlt, daß sie die Reflexionsdichter höher schätzten als die wahrhaft poetischen; wo denn freilich Hegel sich größer und umfassender zeigt, indem sein Liebling Schiller an poetischer Fülle unendlich reicher ist als Euripides, der unzuckerte Moralist. In Immermann's „Epigonen" zeigt sich noch die Absichtlichkeit, social-bürgerliche Ideen zu verfechten, etwas zudringlich; erst am Ende seines Lebens hat er sich zu der reinen Schönheit durchgearbeitet, welche den „Münchhausen" beseelt. In Gutzkow zeigt sich eine schöne Kraft, doch minder der Gestaltung als der Willensenergie; seine Leidenschaft ist nur zu oft rhetorisch, ein Feuer, das nicht brennt; in Gutem und Bösem scheint er mir mit W. Alexis am nächsten verwandt, wenn ihm auch dessen Fleiß fehlt.

Von der sogenannten politischen Poesie haben wir letzter Tage viel Redens hören müssen. Mit Recht bemerkt ein gründlich aufgeklärter Recensent in d. Bl. hierüber, daß für sich betrachtet, die Politik wie die Sittlichkeit, Religion, Menschheit u. s. w. nur ein Stoff neben andern Stoffen sei. Gewiß kann die Politik poetisch gefaßt werden; nur weil dieser Stoff so mächtig und substantiell ist wie wenige andere, und gegenwärtig die Gemüther über sie in Spannung, so gehört weit größere poetische Kraft dazu, ihn zu bewältigen. In der That sind weit weniger politische Gedichte zu finden, die von anderm Gesichtspunkte als dem des nächsten Zweckes beurtheilt, die Probe halten. So ein Volkslied wie das gewaltig herrliche: „Rule Britannia", in dem sich der Stolz und die Freude über das Vaterland auf edle, schöne Weise ausspricht, haben wir noch nicht. Das „Rheinlied" von Becker hat wol Anklänge davon, ist aber in Einer Empfindung beschränkt, die es übermäßig ausspinnt und dadurch verdünnt; es ist kein ganzes Vaterlandslied. Ebenso die „Marseillaise", deren Wirkung auf die Massen doch nicht den prosaischen Grundton verwischt; vielleicht hat eben dieser auf das französische Volk so gewaltig wirken müssen. Arndt's „Was ist des deutschen Vaterland" ist wie Becker's Lied mehr warm als poetisch, da es seine Tendenz allzu verständig sogleich verräth. Daß es weder mit dem „Schlagtodt" noch mit dem Selbstlob oder der Einheit des Vaterlandes gethan ist, um ein wahres politisches Gedicht hinzustellen, leuchtet ein; die positive Deduction eines echten politischen Gedichtes würde schwieriger sein; wir berufen uns daher auf das früher Gefundene und erinnern nur an einige Beispiele wahrhaft schöner Gedichte von politischem Inhalt, zuerst das H. Heine'sche: „Die beiden Grenadiere", die Quelle unzähliger Nachbildungen, unter denen die beste (doch darum nicht originale) Zedlitz's „Nächtliche Heerschau". Bei aller Schönheit dieser Gedichte sticht es aber wie ein böses Insekt, daß der Deutsche seinen Unterdrücker feiert, und hierdurch wird eben der politische Werth so tief herabgesetzt, daß keine Scheinpoesie jenen Mangel vergüten kann. Darum fort mit den abgöttischen Napoleonsliedern! Die alten Griechen verstanden es besser. Herodot erzählt zwar vom

[illegible], daß er um seines natürlichen Adels willen [illegible] (der Siegwertheste) gewesen sei; aber er feiert ihn nicht poetisch. Dagegen stellt Äschylus die salaminische Schlacht, in der er selbst gefochten, mit wundervoller Dichterkraft dar, und Sophokles lobt sein edles Vaterland in dem schönsten Chorgesange voll echter Poesie. Schiller's Gedicht:

Kein augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst,

ist mehr werth als ganze Säcke voll „Unpolitischer Lieder", in denen Hoffmann von Fallersleben seinen prosaischen Zorn ergossen, zwar mit ziemlicher Versgewandtheit, aber ohne das heilige Feuer der Liebe. Aus der neuesten Zeit sind ein paar tüchtige Männer zu nennen, denen leider die äußere Leichtigkeit fehlt, und die deshalb vielleicht weniger Eingang finden, als es ihre Poesie verdiente: A. E. Fröhlich und Anastasius Grün. Jener hat in dem „Jungen Deutsch-Michel" die Irrthümer und Thorheiten einer aufgeblasenen Jugend mit juvenalischer Strenge gegeißelt und darüber die Schönheit manchmal so weit aus dem Gesichte verloren, daß seine Verse holprig, die Bilder unklar werden; doch ist der größere Theil, vorzüglich der Eingang, poetisch schwungvoll und jedenfalls schöner, lakonisch ergreifender als Rückert's breite Phrasen. Ich stimme lange nicht in alle Klagen und Verketzerungen Fröhlich's ein, fühle aber doch, daß er poetischen Zorn singt, der aus dem Herzen kommt. Anastasius Grün ist in seinen „Nibelungen im Frack" viel zu gelehrt und allegorisch, um mit der hochpoetischen Ironie allgemein durchzudringen. Von Herwegh, dem Vielgepriesenen und Vielgeschmähten, wiederholen wir nur unser früheres Urtheil, daß ihm das eigentliche punctum saliens der Poesie unbekannt ist, und nur in den Gedichten „An den König von Preußen" und „An Ulrich von Hutten" etwas höherer Schwung uns anweht. Ein ähnliches Kernlied wie Körner's „Ahnungsgrauend" ist bei Herwegh nicht zu finden. Um die tendenzkranken Versificationen Ludwig's von Baiern pflegt die Kritik nicht minder zaghaft herumzugehen wie um die melodiearmen Lieder eines blinden Prinzen, wir haben in beiden nur Absicht ohne Schönheit gefunden.

Von hier in die gemeinste Kotzebue'sche Wirklichkeit hinab führt der Name des gepriesenenen Boz-Dickens, dessen offenkundige Tendenzen z. B. der Schulbesserung u. s. w. durch keinen Strahl eines höhern Lichtes erleuchtet sind, und sich nur durch die Raschheit seiner Scenen und die außerordentliche Sprachgewandtheit ein großes Publicum verschafft haben. All die versoffenen Kutscher, die schwefelpurgirenden Schuljungen, die bissigen Weiber, viehischen Männer und aufgestelzten Tugendsäufer und andere immer wiederkehrende Figuren erwecken kein anderes Interesse als des Ekels oder Staunens darüber, daß so ein Menschenkind überhaupt existiren könne; denn auch die hyperbolische Übertreibung seiner Charakteristik, welche über das bare nackte Portrait hinausgeht, ist darum nicht schön, sondern nur französisches Caricaturenwesen. Worin dieses vom englischen unterschieden sei, ist dem aufmerksamen Beobachter nicht schwer zu entdecken. Während die englische Caricatur, ähnlich den Genrebildern niederländischer Maler, mit poetischem Behagen über die Tendenz hinaus einen Überschuß, der eben der beste poetische Theil zu nennen, in den Kauf gibt, sucht der Franzose, längst seines altpoetischen Callot entwöhnt, lediglich den Haß, den Ekel, die Widerwärtigkeit zu verkörpern, daß wir uns freudelos abwenden von den Verzerrungen, die nichts sagen als: Si natura negat, facit indignatio versum. Dieser Art sind die Caricaturen, die Lewald in der „Europa" allwöchentlich seinen Lesern übergibt. Ein anderer Weg, auch ohne Caricatur die Wirklichkeit zu erweitern in eigenen Erfindungen ohne Schönheit, ist eingeschlagen von den vielschreibenden moralischen Weibern: Fr. Bremer und Em. Flygare-Carlén. O deutsche Armuth, daß du dich von poetischen Lehrlingen mußt füttern lassen, die auch nirgend einen Blick in das Sonnenreich des Scheines gethan! Daß nur ein Fünkchen Schönheit und Gestalt geträufelt wäre in diese breiten Bettelsuppen von häuslicher Arbeitsamkeit, Kinder- und Kirchenzucht, Schlafmützen, Nachbarn, Postknechten und Aristokratie! Nirgend fühlt man sich außer sich gesetzt, und damit wir ja des hausbackenen Lebens nirgend los werden, müssen wir in Küche und Keller, Waschkorb, Boden und Stall kriechen — wieder mit Bezug auf jenes große Wort: „Die Wirklichkeit ist poetisch", das aber nur den Poeten gesungen ist. Ebenso: „Dem Dichter wie dem Gotte ist nichts klein und groß", das versteht nur das große Gemüth, der geborene Dichter. Wahrscheinlich sind alle jene Eigenschaften Ursache des ungeheuern Successes dieser braven Frauen gewesen, denen wir ihr Glück von Herzen gönnen, nur nicht Das für schön halten können, wobei wir uns kalt und öde fühlen. Heißt es aber dann wieder: „Wenn ich aber gar nicht die Absicht gehabt hätte, poetisch zu sein?" so zweifeln wir gar nicht an der Aufrichtigkeit dieses Geständnisses, meinen aber wie oben, dann könne auch das romantische Aushängeschild, dieser lügenhafte Hermaphrodit, getilgt werden.

Aber dies Zeitalter ist nicht so arm, daß alle poetischen Kräfte fehlten.*) Noch ist's nicht Zeit zu rufen, wie einst mein Freund rief: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden"; denn er befand sich in einem Zustande von heller Verzweiflung über ein Pack allerneuester Historien-, Weltverbesserungs-, Communisten-, Tendenz-Romane. Noch immer glüht das heilige Feuer, wenn auch nicht in den Lions, oder, wenn auch in den Lions, getrübt, gefärbt, verunreinigt. Noch lebt der alte Uhland, und selbst Bürger's und Arnim's Geist ist nicht untergegangen. Nur ist's ein Schmerz, zu sehen, daß edle Kräfte manchmal im Schlamme wühlen; sie

*) Non tamen adeo virtutum sterile saeculum, ut non et bona exempla prodiderit, sagt Tacitus (Hist.), freilich in anderm Sinne von einer schlimmern Zeit als die unsere. Trösten wir uns mit so erlauchtem Beispiel, wenn einmal die Zeitwogen unrein fluten.

fühlen den Untergang und haben die Kraft verloren, nach oben zu schauen. Wenige haben sich auf reiner Bahn gehalten. Vielleicht ist der Zeitcharakter der Lebensbeschleunigung, des Frühlernens, Frühliebens, mit daran schuld, und gibt mit frühem Ruhme auch frühen Tod. Solche edle poetische Gemüther, deren Herabsinken wir nur mit Wehmuth ansehen können, sind H. Heine, Ida Hahn, George Sand. Wer hätte nicht die eherne Gewalt jener Zauberworte gefühlt, mit denen Heine in seinen Jugendwerken („Kirchhof", „Grenadiere", „Bergidylle", „Seegespenst") große Liebe und großen Schmerz verkündete? Daß er späterhin mit seinem Schmerze schön that, daß er Sitte und Vaterland verrieth, mag ihm Gott verzeihen; seine angeborene Größe wird aber nicht kleiner dadurch, daß er sie nachher in den Koth warf. Die Züge vollkommener Schönheit in den frühern Werken der Gräfin Hahn, als: „Jenseits der Berge", „Astralion", „Aus der Gesellschaft", werden nicht verkleinert durch die prosaisch peinlichen Scenen des „Ulrich", wobei aber der strengern Kritik die Inconsequenzen derselben poetischen Persönlichkeit, welche heute schön, morgen didaktisch auftritt, allerdings bedenklich erscheinen und sogar als Unwahrheit des Charakters gelten können. Wie einzig schön, selbst in siedender Leidenschaft doch des poetischen Urgesetzes gedenk, zeichnet G. Sand in „Leone Leoni" und „Rose und Blanche" die geheimen Regungen des Menschenherzens und ihr dämonisches Walten; wie bleibt auch die zerschmetternde Wahrheit dem Gesetze der Schönheit unterthan! Hätte doch nicht früher Ruhm und französische Eitelkeit sie verblendet, sich auf Abwege zu begeben, die weder dem Dichter noch dem Weibe geziemen! Auch ging, wie natürlich, in den communistischen und andern Parteitendenzen die unbefangene Schönheit zu Grunde, die ihren ersten Werken eigen war. Unter den deutschen Schriftstellerinnen hebe ich die Fr. Paalzow hervor wegen ihres echt poetischen Geistes, um so mehr, da sie kürzlich von sehr unästhetischen Händen angegriffen ist um einiger Anachronismen willen oder wegen ein paar verzeihlicher Schnitzer gegen das Costume, und wegen der Schwäche ihrer Tendenzen. Mag sein, daß sie wenig davon versteht, wie es an Marie Theresia's Hofe hergegangen, ihre Darstellung der Hof- und Kinderscenen ist von der Art, daß man sich außer sich versetzt fühlt in ein höheres phantastisches Gebiet. Und wäre selbst die Phantasie in eine transcendente Region gerathen, immer nehmen wir dergleichen überschwellende Ergüsse einer schönen Seele wie Jean Paul's wolkenhafte Jungfrauen und Schiller's hohe wenn auch luftige Gestalten zehntausendmal lieber als das wohlstudirte Fachwerk kritisch historischer Compositionen aus den neuesten Rococo-Bezopften. Über die einzigen Gestalten der Herzogin von Nottingham und Buckingham und den stillen poetischen Frieden des schottischen Pfarrhauses kann ich der Verf. den tollen Schlafduell verzeihen, und die verrückte Liebe Lacy's zur alten Jungfer nur bedauern, während sonst die Blumenkette, die diese weiche Hand geschlungen, so reichen Frühlingsduft verspenden. Die Tendenzen aber thöricht zu finden, weil sie etwas ins Blaue gemalt sind, ist ebenso verkehrt, als den Posa zu tadeln, weil seine Plane unpraktisch seien. Die Anachronismen empfinden wir nicht übler als Shakspeare's Glockenspiel im „Julius Cäsar". Von beiden Krankheiten ist überdies „Godwie Castle" frei, ein vollkommen edles Gebilde von so reiner Schönheit, daß sich die Weisen verblüfft ansahen und fragten, was das bedeute, und als sie's nicht verstanden, siehe, da war das Urtheil fertig und das Werk wurde gestrichen aus der Liste courfähiger Romane, und wir durften's nur verstohlenerweise lesen. Ungeachtet der schönen Kraft aber, die in dieser Schriftstellerin erschienen, fürchten wir für den Fortgang ihrer Laufbahn, da von dem ersten zum letzten Werke doch ein merkliches Ermatten eingetreten, ein Umstand, der bei fast allen außer den einsamen Riesengeistern einzutreten pflegt; und diese schnell verblühende Jugend ist ohnehin dem Weibe natürlicher, wie auch die wahre Originalität des Weibes seltener, nach einigen Seelenkundigen sogar ohne Beispiel ist. Weise ist es immer gethan, bei Zeiten aufzuhören, wie die Fr. v. W., deren sparsame doch köstliche Novellen im „Zodiacus" u. s. w. neben denen des sinnigtiefen Theodor Melas uns einst entzückten.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

David Herlich (lateinisch Herlicius) war für seine Zeit (er starb 1646 zu Stargard) ein denkender Arzt, welcher in seinen Studien die zu Führern wählte, die sich nur einfacher Mittel bedienten, wie er denn auch angehende Ärzte auf Erfahrung und Beobachtung hinwies. Dem Geschmacke des Zeitalters gemäß trieb er auch Astrologie und hielt früher (1585—98) Vorlesungen über Logik, Mathematik, Astrologie und Rhetorik, welche aber keinen sonderlichen Beifall mögen gefunden haben, wie aus nachfolgendem Epigramm des Valens Acidalius zu erhellen scheint:

Auditor tibi rarus esse fertur,
Herlici, neque id esse item tibi aegre
Sit minorum uti gentium magistris.
Miror? nullus ego. Quid? tu quoque illi
(Scis dictum sapientis acre et altum)
Pauci non sat erant unum librorum
Lectores, satis unus, immo nullus.
Macte isthoc animo! Et perinde ut ille,
Solus lector erat frequens sibi ipse,
Auditorium eris frequens tibi ipse.

Als die Verhandlungen des Westfälischen Friedens nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten 1648 sich zu ihrem Ende neigten, ward von der kaiserlichen Gesandtschaft noch zuletzt eine Zögerung durch das Vorgeben veranlaßt, daß ihr die auf ihren jüngsten Bericht erlassene Entschließung des Kaisers aus Versehen in Chiffern zugekommen sei, wozu sie den Schlüssel nicht hätte. „Da ist Rath zu schaffen", sagte der Abgesandte von Savoyen ironisch, „die kaiserliche Gesandtschaft darf ja nur den bei dem Friedenscongreß anwesenden päpstlichen Nuntius ersuchen, ihr den Löseschlüssel des heiligen Petrus zu leihen." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 358. —— 23. December 1844.

Poesie der Lions.

(Beschluß aus Nr. 357.)

Der Paalzow ist es ergangen wie seiner Zeit dem braven ritterlichen Fouqué; die hohe Kritik verfolgte ihn um seiner unwahren Abenteuerlichkeit willen, und nur Wenige haben den tiefen Dichtergeist in der „Undine", im „Sigurd" und im „Thiodolf" in vollem Maße anerkannt. Noch könnten wir, wenn es auf Vollständigkeit ankäme, der jüngsten Erscheinungen gedenken. Wir fühlen das Bedürfniß der Beschränkung und erinnern nur noch an Freiligrath und H. Koenig. Jenem ist vorgeworfen, daß er sich zu sehr im Sinnlichen und Tropischen ergehe, und seine Gedichte zu viel Beschreibung ohne Handlung enthielten. Das ist nun wieder ein stoffliches Urtheil. Allerdings gibt es poetische und prosaische Beschreibungen. Ob die Freiligrath'schen nun poetisch sind, entscheide der unbefangene Sinn nach der Wirkung; mir wenigstens ist das Herz oft weit geworden bei seinen wundersamen Fahrten über Land und Meer, ungeachtet seine Stoffe oft geringfügig sind. H. Koenig hat in den „Waldensern" und „William's Dichten und Trachten" ein hohes Gemüth gezeigt, ein Herz, das Wohl und Wehe der Welt spiegelt, wie nur ein Dichterherz es kann. Wenig bekannt scheint der Verf. der „Regenbrüder" geworden zu sein, in dem sich Fouqué's Schwärmerei mit Goethe's Klarheit anmuthig vereint. Ebenso hören wir nichts mehr von Moritz Fränkel, von dem der einzige Vers:

> Sonnentragend, hauptverneigend
> Trinkt der Hochwald Nebelflut;
> Bergesmütter halten fängend
> An der Brust die Quellenbrut.
> Weltumkreisend, Allbesieger,
> Zieht der Tag triumphend her;
> Bunte Wolken seine Tiger,
> Taumelnd lächelnd reitet er.

den echten Dichter lebendiger zeigt als manche Zeile des vielbelobten Emanuel Geibel. Bei diesem Letztern ist die Gesinnung, die Sprache, der Vers lobenswerth; aber geht uns das Herz auf zu neuer Wonne? Wie etwa bei dem kurzen Wort des wenig bekannten M. Ring:

> Mag die Welle auch verrauschen,
> Ewig strömt der Jugendquell,
> Und die gold'nen Sterne lauschen
> Seinem Liede kühn und hell.

Natürlich ist hier nicht die Meinung, alle Poesie ins sentimentale Gebiet zu verlegen. Aber das Sentimentale und Alles, was das Herz rührt und erschüttert, wird mit einer solchen Modewuth verfolgt, daß man wol daran erinnern darf, wie des Dichters Kunst, „auf schwanker Leiter der Gefühle" uns lachen und weinen zu machen, doch nicht die kleinste von den Künsten ist.

Die Kunst der Gestaltung kann sich auch in andern Gebieten der Rede geltend machen als in der Poesie; wir wünschen und verlangen auch bei dem Historiker, dem Philosophen u. s. w. die schöpferische Kraft walten zu sehen, welche den Stoff beseelt und beseelte Bilder vor den Blick zaubert. Da wir, wie die Leute sagen, im kritischen Zeitalter leben, so ist man auf die darstellenden, lebendig wirkenden Historiker übel zu sprechen und sieht diesen sehr auf die Finger, ob auch nicht ein unsicheres unbelegtes Datum entschlüpft sei. Ein Grund mehr, daß uns die Livius und Herodote fehlen. Der einzige Dahlmann, in dem sich Darstellung und Gelehrsamkeit durchdringen, hat gerechte Bewunderung ziemlich allgemein erworben. Dagegen ist die gelehrte Kritik oft höchst unbillig verfahren mit Männern wie Joh. v. Müller, Adolf Menzel, Kohlrausch u. A., denen sie es nicht verzieh, wenn sie im eifrigen poetischen Streben entweder der noch zu suchenden Form kein Genüge thaten, oder sich auf einem falschen Datum ertappen ließen. Ähnlich ist es den gleichstrebenden Woltmann und Becker gegangen; doch nehmen wir deren lebendige Reden mit allen ihren Irrthümern unendlich lieber als Schlosser's und Wachsmuth's lastende Gelehrsamkeit, die sich zu Jenen verhält wie Thomasius zu Hegel. Man kann auch hier den obenerwähnten Versuch anstellen, welcher unter diesen Historikern die Jugend, den ungelehrten Laien leichter zum Studium der Geschichte heranrufen wird; nach unserer Erfahrung nur der poetische, nie der kritische.

Des Dichters Amt ist, eine neue Welt in die vorhandene einzubauen, Weissager der Zukunft und der Vergangenheit zu sein, die Schläge des Herzens zu harmonischen Wellen zu beleben, vor Allem aber zu bejahen; das heißt nicht: zu allem dummen Zeuge in der Welt Ja zu sagen, sondern ein lebendiges Bild von dem Seienden und Werdenden ans Licht zu zaubern und

das Rein des scheidenden Gedankens so lange fern zu halten, als das Licht des Schattens entbehren kann. Weder der Schmerz, noch die Sitte, noch der Ernst soll fehlen in dem echten Dichter; aber er ist so wenig seine Substanz, wie Pathologie, Ethik und Philosophie eine Unterhaltung der Liebenden abgeben kann. Daß er den Schmerz überwinde und in goldene Gefäße fasse, die Sitte verkläre und heilige, dem Ernste das Gewand des Lebens und der Schönheit leihe, das ist sein Beruf, den wir verfechten möchten gegen alltägliches Tendenzgeschrei. Darum gereut uns nicht, wiederholt ausgesprochen zu haben, was dem Liebenden kein Geheimniß ist. Und wenn diese flüchtigen Worte den Weg aller Zeitungen gehen, wenn sie überflüssig erachtet werden -- desto besser, wenn sie überflüssig sind, wenn das Meer der wahren Poesie so gewaltig zu fluten anfängt, daß die einzelne Stimme der Reflexion verstummen muß!

62.

Das Kaiserreich Rußland. Statistisch-geschichtliche Darstellung seiner Culturverhältnisse, namentlich in landwirthschaftlicher, gewerblicher und commercieller Beziehung. Von Friedrich Wilhelm v. Reden. Berlin, Mittler. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Statistik war als Wissenschaft dem Alterthume unbekannt; auch das neuere Europa hat sie erst in dem Geburtszeitalter der Staatswissenschaften entstehen sehen; Deutschland kennt sie seit ungefähr einem halben Jahrhundert und von noch viel jüngerm Datum ist es, daß sie aus dem Kreise einer Art von Curiositätensammlung, die besonders in Schulgeographien ihr Wesen trieb, in die Reihe der Staatswissenschaften einzutreten für würdig befunden ward. Kein Staatsökonom, kein Finanzmann darf ihr in unsern Tagen seine Aufmerksamkeit entziehen; ja selbst Privatpersonen, welche umfassendere Unternehmungen industrieller oder finanzieller Art mit Verstand leiten wollen, können die Ergebnisse und Zusammenstellungen der statistischen Wissenschaft nicht unbeachtet lassen, sie gehört zugleich in den Kreis der Handelswissenschaften. Und wie hoch der Staat selbst ihren Werth anschlage, läßt der Umstand deutlich genug erkennen, daß seine Verwaltung nicht nur aus ihrem Bereiche diejenigen Materialien, welche sowol der Wissenschaft als der Staatspraxis zu dienen geeignet sind, sorgfältig auffammelt und systematisch zusammenstellt, sondern auch die Privaten veranlaßt, aus ihren Erwerbskreisen und industriellen Instituten brauchbare Notizen zu veröffentlichen. In letzterer Beziehung bleibt freilich noch Manches zu wünschen übrig, indem entweder Privatinteressen der Öffentlichkeit in den Weg treten, oder Mangel an Einsicht das „cui bono" nicht erkennen läßt. Fragt man aber, woher der Statistik die hohe Anerkennung gekommen sei, daß selbst Staaten, die sonst keine Freunde der Öffentlichkeit sind, gleichwol Das, was ihre innersten Zustände, ihre Verwaltungssysteme, ihre mannichfaltigen Organismen zu charakterisiren im Stande ist, der allgemeinen Kenntniß und Beurtheilung übergeben und somit der statistischen Wissenschaft in der That nützliche Dienste leisten; so kann im Wesentlichen die Antwort keine andere sein als die, daß der Staat es nicht blos als eine Klugheitsregel, sondern sogar als eine Pflicht ansehen muß, über seine Vermögens- und Wirthschaftszustände gleichsam eine genaue Selbstschau zu halten, und daß die Wissenschaft, der er auf diese Weise dient, gar sehr ihm diesen Dienst zu vergelten vermag durch Resultate, die sie zu seiner Nachachtung, zu seinem Nutz und Frommen gewinnt. Die Statistik der civilisirten Staaten muß aber eine comparative sein, d. h. diese Staaten dürfen die Kräfte und Zustände ihrer Besitzthümer und deren Bewirthschaftung nicht mit Selbstgefälligkeit und prunkend zur Schau tragen wollen, was ihnen selbst nur nachtheilig werden könnte, indem die Wahrheit darunter leiden würde, sondern es müssen die einzelnen Staaten Vergleichungen anstellen, sowol rücksichtlich der gemachten Erfahrungen als auch rücksichtlich der Natur- und Kunstmittel, welche der eine Staat vor dem andern voraus hat, um nach Maßgabe der letztern nützliche Verbindungen einzuleiten und auf den Grund der erstern, der Erfahrungen, entweder neue Maximen zu bauen, oder irrthümlich für wahr gehaltene abzuwerfen, oder an solchen, die sich auch anderweit als gut erprobten, desto fester zu halten. Es ist eine solche comparative Statistik allerdings eine mühevolle Aufgabe, aber gewiß ebenso belohnend als interessant. Wer z. B. auch nur einen flüchtigen Blick in das Werk des Hrn. v. Gülich gethan hat — der neueste Band liegt vor uns und wird derselbe ebenfalls in d. Bl. besprochen werden —, wird sich von der Richtigkeit unseres Urtheils leicht überzeugt fühlen. Gelegentlich erlauben wir uns aber noch die Bemerkung, daß man mehr als es bis jetzt geschehen zu sein scheint seine Aufmerksamkeit auf die Ausarbeitung statistischer Karten wenden möchte *), wir denken uns statistische Atlanten ebenso gut möglich als z. B. historische, botanische u. s. w. Wie interessant wäre eine Kartenzeichnung der Handelswege für die einzelnen Roh- und Kunstproducte. Und wir hegen auch die Überzeugung, wie man kein geographisches Handbuch sich jetzt ohne Karten denkt und wissenschaftlich auch nicht denken kann, so wird man vielleicht in nicht gar fern liegender Zeit bei jedem Werke über Statistik einen statistischen Atlas voraussetzen oder ihm einen solchen besonders beigeben, wie jetzt vergleichende Tabellen.

Allein Zahlen, Rubriken, Zeichnungen sind stumm; um ihnen die Sprache zu verleihen, durch welche sie ihre wahre und nützliche Bedeutung auszusprechen im Stande sind, dazu bedarf es der Zauberkraft eines staatsmännischen Denkers. Der Geist desselben muß erst Leben und Beredtsamkeit in jene sprachlosen Factoren der Natur- und Menschenthätigkeit bringen. Gelingt dies nicht, oder verabsäumt man es sogar, dasselbe auch nur ernstlich zu versuchen, dann bleiben jene Factoren allenfalls merkwürdige Hieroglyphen, höchstens interessante Curiositäten, im schlimmsten Falle aber werden sie Irrlichter für die Staatswirthschaft überhaupt und für die Handelspolitik insbesondere. Jene Zauberkraft ist aber keineswegs so vielen Köpfen eigen, als man wünschen möchte; ja nicht einmal in ihrem wahren Werthe so allgemein anerkannt, als es sein sollte. Männer, wie z. B. Hofmann, Dieterici, Düring, die durch ihren Geist den an sich leblosen Körper der Statistik zu beleben verstehen, haben nicht Viele neben sich, die ihnen gleich geachtet werden dürften; und mehr als einmal wol hat man auf ihre Stimmen in dem Grade nicht gehört, als sie es verdienten. Allein eine wissenschaftliche Statistik, wenn sie auf Vollständigkeit, mithin auf ihre wahre Bedeutsamkeit Ansprüche erheben will, muß zu ihrem materiellen Theile auch den culturbeschreibenden hinzufügen, die geistigen und sittlichen Zustände eines Staats sind ja von so anerkannter Wichtigkeit, daß sie der Staatsmann niemals aus dem Gesichte verlieren darf, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß er den Boden unter den Füßen verliert. Diese geistigen und sittlichen Momente sind zwar von der Gesammtheit der Staatsregierung stets sorgfältig im Auge zu behalten, und die Handelsgesetzgebung z. B. hat oft eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen, daß sie dieses Grundsatzes uneingedenk war; sie hat ganze Districte mit mehr als einer Generation demoralisirt. Doch gebührt es insbesondere denjenigen Staatsgewalten, die mit der Justizverwaltung und mit der Leitung und Pflege der Volkserziehung im weitesten Sinne des Worts beauftragt sind, jenen Momenten die ungetheilteste Aufmerksamkeit und Sorgfalt angedeihen zu lassen. Auch für die-

*) Die russische Regierung gab 1843 industrielle Karten in vier Blättern heraus.

ein Theil der Statistik würden Karten an ihrem Platze sein. Bekanntlich hat neuerdings Düring durch Kartenzeichnungen die Schul- und Unterrichtszustände in den verschiedenen Theilen Frankreichs zu versinnlichen gesucht. Ob man bereits Versuche gemacht, den sittlichen Zustand einzelner Provinzen nach Maßgabe der Verbrechen und Gesetzwidrigkeiten durch jene Methode zur sinnlichen Anschauung zu bringen, davon haben wir wenigstens keine Kenntniß. Eine Statistik also, wenn sie staatlich und wissenschaftlich ihren Beruf erfüllen soll, muß aus einem materiellen und culturbeschreibenden Theile bestehen. Dies ist denn auch bei dem Werke der Fall, dessen Titel wir oben angegeben haben; und schon aus diesem Grunde würde dasselbe geeignet sein, unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Es walten aber auch noch andere Bestimmungsgründe ob, weshalb man gern bei dem in Rede stehenden Werke verweilt. Erstlich zeigt der Verf. eine solche Bekanntschaft mit den Quellen und bewährtesten Hülfsmitteln, und eine so fleißige Benutzung derselben, daß Dem, was er zusammengestellt und als Resultat angegeben hat, der Charakter und Werth einer publicistischen und wissenschaftlichen Autorität zugesprochen werden kann. Zweitens sind die einzelnen Rubriken im Wesentlichen zweckmäßig und übersichtlich angeordnet und nicht überladen; wir würden zwar das Ganze in zwei Haupttheile, in die materielle und Culturstatistik, eingetheilt haben, geben aber zu, daß der Verf. einen sehr gewöhnlichen Gebrauch des Wortes Cultur für sich anführen darf, der viel mehr umfaßt, als ihm unsere Eintheilung zugestehen könnte. Sodann glauben wir es als einen Vorzug des vorliegenden Werkes bezeichnen zu müssen, daß es sich von politischen Erörterungen gänzlich entfernt hält, und streng nur seine statistische Aufgabe zu lösen sucht. An Veranlassungen dazu konnte es nicht mangeln, theils wegen der europäischen Verhältnisse überhaupt, theils wegen der Sachlage in Rußland insbesondere. Endlich hat der Verf. auch dem Culturhistoriker keine unerheblichen Dienste geleistet dadurch insbesondere, daß viele chronologische Vergleiche sowol in materieller als intellectueller Beziehung von ihm angestellt worden sind. Wir haben Ursache, dieses Verdienst um so höher anzuschlagen, da die Werke der Russen über ihre Nationalliteratur in Deutschland wenig bekannt sind. Wir sehen es deshalb auch als eine dankenswerthe Zugabe zu seinem Werke an — sie findet sich S. 537 fg. —, daß er eine kurze Übersicht der hierher gehörigen russischen Literatur verabfaßt. Manches ist allerdings bereits in Deutschland bekannt; für das Ungekannte aber, was der Verf. mitgetheilt hat, fehlt uns der Maßstab des Werthes; und es wäre darum recht wünschenswerth gewesen, der Verf. hätte sich entschlossen, seinem literarischen Verzeichnisse kurze Urtheile beizufügen, da er ja durch ein längeres Studium mit der Sache sich vertraut gemacht zu haben erklärt. Doch weder diese noch die kurz vorher gemachte Erinnerung sollen die Absicht auch nur im entferntesten beurkunden, dem Werke des Verf. in der öffentlichen Meinung schaden zu wollen; vielmehr sind wir der Überzeugung, daß sich dasselbe neben Schubert's tüchtigen und allgemein anerkannten Leistungen zu behaupten im Stande sein wird. Sehr zweckmäßig hat der Verf. seinem Werke einen kurzen Abriß der russischen Geschichte, besonders nach Ustrialow, vorgesetzt, so jedoch, daß die industriellen und merkantilischen Verhältnisse nebst den verschiedenen Zollsystemen, die bald einen prohibitiven, bald einen veratorischen, bald einen liberalen Charakter an sich tragen, in den Vordergrund treten. Feststehende Grundsätze aber, die aus gewissen Ansichten über Staatsleben, über Nationalbedürfnisse und Völkerverkehr hervorgingen, zeigen sich erst deutlich zu Anfange unsers Jahrhunderts. Peter der Große war ein Meteor, dessen Bahnen sein Volk entweder aus Furcht oder aus Bewunderung folgte; nach seinem Verschwinden tritt wiederum Stillstand, Anarchie, Grundsatzlosigkeit in der innern Verwaltung ein, die Regierung der Parteien drängt sich an die Stelle einer herrschenden Persönlichkeit und eines von festen Grundsätzen geleiteten Willens. Selbst Katharina II., in der Peter's Kraft und Scharfblick wohnte, that gegen das Ende ihrer Regierung wiederum Rückschritte zum Prohibitivsystem. Wie richtig aber Peter der Große die Bedürfnisse des Handels und die Mittel, die zum Ziele zu führen geeignet waren, erkannte, kann z. B. das eigenhändige Schreiben beweisen, das er dem Handelscollegium zusendete, und in welchem er nachstehende Foderungen an dasselbe stellte:

1) Daß die Landesproducte in baarem Gelde an die Fremden verkauft und nicht, wie bisher, blos durch Tausch abgesetzt würden;
2) daß ein unmittelbarer Handel mit Frankreich, Spanien und Portugal eingeleitet werde und die Landesproducte auf russischen Schiffen dahin abgingen;
3) daß die durch Eroberungen und Abtretungen geöffneten Wege nach Persien zur Ausbreitung des Handels und Herbeischaffung der Seide nach Petersburg benutzt würden;
4) daß Gesellschaften zum Wallfischfang und Handel, besonders nach Spanien, ins Leben träten;
5) daß zu jeder Zeit 15 Kaufmannssöhne im Auslande unterhalten würden dergestalt, daß bei Zurückberufung derselben sogleich andere ihre Stelle einnähmen; doch sollten diese jungen Leute aus allen Hauptstädten gezogen werden, um Handelskenntnisse nach allen Richtungen hin zu verbreiten;
6) daß noch 20 junge Leute zu Riga und Reval unterhalten würden, um in den Comptoirs der vorzüglichsten Kaufleute und Banquiers die Kaufmannschaft zu erlernen; auch dem jungen Adel solle Alles gelehrt werden, was auf den Handel Bezug habe;
7) daß, habe ein Mitglied des Handelscollegiums ein Mittel zur Vermehrung des Staatsvermögens ausfindig gemacht, ohne dadurch das Volk zu belasten, diesem Mitgliede alle Jahre das Drittel oder Viertel des davon fließenden Nutzens bewilligt werde.

Wie wenig fruchtbar aber der Boden war, den Peter zu bebauen sich bestrebte, wie gering oder wie schlecht die Anzahl seiner Mitarbeiter sich zeigte; wie die Pflanzungen, die er geschaffen, nach seinem Tode entweder verlassen dastanden, oder geradezu vernichtet wurden, dies kann man erfahren sowol aus den Specialwerken Bergmann's und Gordon's über den Zar, als auch aus den Geschichten Karamsin's und Ustrialow's, und neuerdings aus Raumer's „Geschichte Europas", Bd. 7. Erst das 19. Jahrhundert, wie wir schon oben andeuteten, sah edlere Kräfte sich entwickeln, gereiftere Ansichten entstehen, feste Maximen zu dauernder Anwendung bringen, und seit Nikolaus I. hat das Nationalsystem vollständig gesiegt und mit seinen Wurzeln wenigstens den Grund und Boden der Regierung eingenommen. Was daher auch von einem Schwanken in diesem Systeme, oder wol gar von Umgestalten desselben in jüngster Zeit insbesondere geschrieben und berichtet werden möge, man hat guten Grund genug, dies Alles in das Reich der Fabeln und nichtigen Hoffnungen zu verweisen. Mit diesem internationalen Systeme hängt aber genau Das zusammen, was unter der gegenwärtigen Regierung für die geistigen Interessen und deren Belebung gethan worden ist, sowie die Art und Weise, in welcher es geschehen ist und noch geschieht. Denn Das, was die Gesetzgebung verfügt hat, verfolgt überhaupt den Zweck geistiger Bildung und durch dieselbe zugleich den größerer Befähigung des Volks für Erhebung der materiellen Interessen; der Geist aber, der jene Verfügungen ins Leben rief, gibt deutlich zu erkennen, daß er die Bildung auf das der Nation von der Natur Gegebene und gleichsam zur Verfügung Gestellte zu gründen fest entschlossen sei. Selbst die Literatur, besonders die Poesie und Geschichtschreibung, trägt diesen Charakter an sich, verfolgt diesen Zweck. Die Verdienste, welche die russische Regierung unter Alexander und namentlich unter Nikolaus sich um die Schulen jeder Art, um die Universitäten und die Akademie der Wissenschaften, diesen Centralpunkt russischer Gelehrsamkeit, sich erworben hat, müssen in der That bedeutend genannt werden, sobald man die eigenthümlichen Verhältnisse und Schwierigkeiten richtig würdigt, die in Rußland obwalten.

wenn es gilt, auf den Geist des Volks überhaupt und nicht blos auf den der höhern Stände, oder wol auch einzelner Gouvernements zu wirken. Was unser Verf. über die petersburger Akademie bemerkt, halten wir bei der Wichtigkeit dieses Instituts doch für etwas zu kurz, um befriedigen zu können. Recht belehrend und Das, was der Verf. in seinem Werke mitgetheilt hat, ergänzend, sind die Mittheilungen der augsburger Allgemeinen Zeitung im April dieses Jahrs. So sehr aber auch die russische Regierung von dem Werthe und der Wichtigkeit der Literatur überzeugt zu sein erklärt, nicht minder als von der Nothwendigkeit, die Früchte derselben dem Volke zu gute kommen zu lassen, so kann sie gleichwol die Ansicht nicht aufgeben, mag es immerhin beim ersten Anblicke widersprechend erscheinen, daß dieselbe von ihr geachtete und beförderte Literatur einer strengen Beaufsichtigung und selbst der Beschränkung im Interesse des Staats bedürfe. Da die Erklärung, welche die russische Regierung über diese Angelegenheit veröffentlicht hat, nicht so allgemein bekannt sein dürfte, es übrigens auch belehrend sein möchte, Vergleichungen anzustellen mit den Grundsätzen, die über die Censur in Deutschland herrschend oder in Gesetzen ausgesprochen sind, so wollen wir jener officiellen Erklärung nach unserm Verf. hier einen Platz einräumen.

„Wenn die Aufklärung selbst, wie wir dies in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts gesehen, bei mangelnder Aufsicht eine falsche Richtung erhält, so erwartet ein ähnliches Schicksal die der Willkür eines Jeden preisgegebene Literatur. Jeder Schriftsteller ist unstreitig Herr seiner Schöpfungen, wie jeder Mensch völlig Herr seiner Handlungen ist; aber wie die Handlungen der Aufsicht einer öffentlichen Gewalt unterliegen, welche das Recht hat, sie in den Schranken der Zucht zu halten, so unterliegen auch die bekannt zu machenden Bücher der Aufsicht derselben schützenden Gewalt. Obwol unter der Menge Schriftsteller stets auch ausgezeichnete Talente, hohe Geister sich finden, so ist ihre Anzahl doch klein im Verhältniß zu der Masse unreifer, unbegabter Köpfe, oder unerfahrener und unwissender Menschen; und gerathen nicht auch die bessern Talente auf Abwege, die dann um so gefährlicher werden? Ein großer Theil gibt sich mit dem sogenannten Bücherhandwerk ab, schreibt und übersetzt ohne Wahl, und füttert damit das Publicum nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in den minder erfahrnen Provinzen, wo der Lesedurst mit jedem Jahre steigt. Wir sehen die Früchte dieser Vielschreiberei in fremden Ländern in der Verletzung des Geschmacks, der Gleichgültigkeit gegen die Religion und der Schwächung der Sittlichkeit. Aber wenn es auserwählten Talenten überlassen bleiben muß, die Würde der Literatur zu erhöhen, so ist die Verhinderung ihrer schlimmen Anwendung in literarischer und moralisch-politischer Beziehung unstreitig eine der Verpflichtungen einer vorsichtigen Regierung. Die Censur, nach ihrer neuen Einrichtung, ist die Bewahrerin der öffentlichen Ordnung in den Erzeugnissen des menschlichen und darum dem Irrthum und dem Einflusse der Leidenschaft unterworfenen Verstandes, die Beschützerin der Autoren selbst, namentlich der jungen, unerfahrenen; sie arbeitet der durch die fremde Literatur hereingeschwemmten Sittenlosigkeit entgegen und bewahrt den unverdorbenen, für würdige Thaten stets bereiten Geist des russischen Volkes."

Wir haben an diesem Orte keine Veranlassung zu nehmen, uns über die Grundsätze, denen dieses Censurgesetz folgen zu müssen glaubt, auszusprechen. Wir machen nur darauf aufmerksam, daß das Ausland mit seiner Literatur als die Quelle der Unsittlichkeit und Irreligiosität dem russischen Volke dargestellt wird, um das Verlangen danach möglichst zu ersticken und Abneigung zu erzeugen. Das Vaterländische, das Nationale soll in seiner Reinheit, Fruchtbarkeit und Wirkung nach Möglichkeit geschützt und gefördert werden. Es kann aber die russische Nationalliteratur, selbst wenn ihr ein freierer Spielraum gegeben wäre, doch im Ganzen nur langsam fortschreiten und vor Einseitigkeit sich nicht bewahren, solange die Kirche und ihre Diener keine regere Theilnahme dafür empfinden und selbstthätig eingreifen. Dies wird jedoch nicht eher geschehen, als bis dieselben aufgehört haben werden, Sklaven des Staats und ihres eigenen Dogmas zu sein. Wie wahr, wie unumstößlich wahr dies sei, beweisen die beiden Hauptkirchen des Abendlandes, die katholische und protestantische, auf jeder Seite ihrer Geschichten und ihrer Volksliteraturen.

Wir brechen hier ab in der Hoffnung genug gethan zu haben, um unsere Leser auf das besprochene Werk aufmerksam zu machen. Wir halten dasselbe für eine vorzügliche Bereicherung der statistischen Literatur. 60.

Bibliographie.

Amelang, L., Gedichte. Mit einem Nachwort von Ehrenreich-Eichholz. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Brisset, Der Balafré. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. 3ter und 4ter Theil. — A. u. d. T.: Die Barricaden 1572. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Kollmann. 1845. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Brunner, S., Fremde und Heimath. Aus eines Dichters Leben, Denken und Singen. Humoristische Novelle. Leipzig, Herbig. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Flinzer, M., Die Geusen oder Fanatismus und Liebe. Historisch-romantisches Gemälde aus den Tagen der niederländischen Befreiungskämpfe im 16. Jahrhundert. Zwei Bände. Altenburg, Helbig. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gedichte von Friedrich von dem Dome. Berlin, Springer. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Häusler und seine Umgebung. Schilderung aus dem Volksleben. Von dem Verfasser der „Standesunterschiede" ꝛc. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Hoffmann's, E. T. A., Gesammelte Schriften. 1ster Band: Die Serapions-Brüder. Gesammelte Erzählungen und Märchen. 1ster Band. Mit Federzeichnungen von T. Hosemann. Berlin, Reimer. Gr. 16. 20 Ngr.

James, G. P. R., Arrah Neil. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1845. 2 Thlr.

Lavergne, A. de, Die Fürstin Orsini oder der erste Bourbon in Spanien. Historischer Roman aus den Zeiten Ludwig's XIV. Nach dem Französischen von H. Rau. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Oehler. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Moderne Reliquien. Herausgegeben von A. Mueller. Zwei Bände. Berlin, Gumprecht. 1845. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Rau, H., Lese-Abende für das Jahr 1845. Zwei Bändchen. Frankfurt a. M., Oehler. 8. 3 Thlr.

Reinstein, A., Der Gebrandmarkte. Eine Erzählung aus der russischen Geschichte, zur Zeit Wassiljewitsch des Schrecklichen. Greiz, Schumann. 1845. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Rekowski, F. W. F., Balgowe. Historisch-romantisches Gemälde. Drei Bände. Altenburg, Helbig. Kl. 8. 3 Thlr.

Schettler, F., C. B. König's unruhiges Wort und unrechter Standpunkt, aus dem 2ten Hefte seines „rechten Standpunktes" dargestellt und beleuchtet. Ein ernstes Wort für ernste und gebildete evangelische Christen. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Steger, F., Der Feldzug von 1812. Mit Illustrationen von A. Adam, V. Adam, Cadolle, Cogniet, Collin, Krämer, Pfeiffer, Regnier, H. Vernet u. A., nebst 1 Karte und 1 Plane von Moskau. 1ste Lieferung. Braunschweig, Oehme und Müller. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Wolff, O. L. B., Der Kampf der Franzosen in Algerien. Eine historische Skizze nach den besten vorhandenen Quellen. Leipzig, Teubner. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Wrede, F. W. v., Lebensbilder aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Texas. In der Fortsetzung nach Tagebüchern und mündlichen Mittheilungen bearbeitet von E. O. (E. Drescher.) Kassel, Fischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 359. — 24. December 1844.

Geschichte des Kriegs in den Jahren 1813 und 1814. Mit besonderer Rücksicht auf Ostpreußen und das königsbergische Landwehrbataillon. Von Karl Friccius. Erster Theil, bis nach der Schlacht bei Leipzig. Mit fünf Planen auf einem Blatte. Altenburg, Pierer. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Persönlichkeit des Verf., des preußischen Generalauditeurs Friccius, ist eine von denen, wie sie in unserer friedlichen Zeit nicht mehr vorkommen, denn er ergriff das Schwert, als es noth that, für die Freiheit zu kämpfen, während jetzt nur ein Langes und Breites für dieselbe gesungen wird, und trat, obschon er bereits eine der höhern militairischen Stellen bekleidete, in den Civilstand zurück. Hr. Friccius war bereits im J. 1807 in der unglücklichsten Zeit des preußischen Staats von Kalisch, wo er Regierungsassessor war, aufgebrochen, hatte sich unter tausend Gefahren durch die polnischen und französischen Truppen den Weg über die Weichsel gebahnt und in Königsberg sich zum Kriegsdienste gemeldet. Sein Gesuch blieb elf Tage lang unbeachtet, er mußte sogar im Vorzimmer Rüchel's und ganz in dem Geiste dieses hochfahrenden Feldherrn Anspielungen auf den lächerlichen Dünkel eines Federhelden hören, welcher das Vaterland retten wollte. Sowie jedoch die Sache vor den König Friedrich Wilhelm III. kam, sah Friccius sein Gesuch bewilligt und machte als Lieutenant den noch übrigen Theil des Feldzugs mit, von Vielen erst bespöttelt und getadelt, späterhin aber gelobt und fast beneidet. Wie angenehm auch seine Verhältnisse waren, so trat er doch nach dem Tilsiter Frieden in den Justizdienst zurück, denn es war die vorherrschende Ansicht seines Lebens, Soldat zu sein, wenn es die Vertheidigung seines Vaterlandes gälte, und Bürger desselben im Frieden. Als im Frühjahr 1813 die ostpreußische Landwehr errichtet wurde, wählte ihn, der damals Oberlandesgerichtsrath in Königsberg war, die Generalcommission auf den Vorschlag des Magistrats zum Führer des königsberger Bataillons. Hr. Friccius lebte amtlich und häuslich sehr glücklich, aber er nahm die neue Stelle ohne weiteres an, sein Chef rieth dazu, und die fromme Ermahnung seiner hochgesinnten Gattin erleichterte ihm den wichtigen Schritt.

Ihre Briefe — sagt er S. 239, und wir nehmen nicht Anstand, diese Stelle als ein Zeugniß für den Geist jener großen Zeit mitzutheilen — enthalten vielleicht das Schönste und Beste, was eine hochgebildete, tugendhafte Frau unter solchen Umständen empfinden und äußern kann. Überall und auch im Lager und auf dem Schlachtfelde äußert die Ehe, als die heiligste und innigste Verbindung, ihre Wirkung, und den Frauen, die das Feuer der Vaterlandsliebe mit heiliger Hand nährten, gebührt ein großer Theil an den Ereignissen jener Zeit.

Nachdem der Verf. sein Bataillon in den Jahren 1813 und 1814 geführt und 1815 das ostfriesische Landwehrregiment commandirt hatte, kehrte er zu seiner frühern Stellung in Königsberg zurück, von wo er 1819 nach Berlin versetzt wurde, verschiedene höhere juristische Ämter bekleidet hat, und seit 1831 sich in der oben angegebenen Stellung befindet.

An der Befähigung des Hrn. Friccius, über die denkwürdigen Begebenheiten, denen er nahe gestanden hat und die er genauer und besser kennen lernen konnte als Manche, darf wol Niemand zweifeln. Aber sein Buch soll auch zugleich eine Vertheidigungsschrift für das königsberger Bataillon sein und eine Abwehr gegen die Kränkungen, welche dasselbe schon vor seiner Trennung von Hrn. Friccius und besonders nach derselben im Februar 1815 ganz unverdient erfahren hatte. Der Verf. glaubte indeß dies nicht in einer besondern Schrift thun zu können, weil, wenn er ganz verständlich sein wollte, dies nicht ohne Hinzuziehung der Geschichte des Bülow'schen Armeecorps, dem sein Bataillon zugetheilt gewesen war, und der ganzen Nordarmee geschehen konnte, und entschloß sich daher zur Ausarbeitung eines allgemeinen Geschichtswerks über die letzten Kriege von 1813—15. In diesem wollte er nicht allein seine Erfahrungen mittheilen, sondern auch die kriegerischen Ereignisse der Provinzen, in welchen er sich kurz vor und während des Kriegs befand, erzählen und die Geschichte der Truppentheile, welchen er selbst angehört hatte, in dasselbe verweben.

So sehr nun ein solches Unternehmen den Bedürfnissen der Zeit entsprechen würde, besonders aus der Feder eines Mannes, der in seiner dermaligen Lage viele, sonst nothwendige Rücksichten nicht zu nehmen braucht, so können wir doch nach Einsicht des ersten uns vorliegenden Theils nicht anders urtheilen, als daß es für den Zweck des Verf. vortheilhafter gewesen wäre, wenn

er sich nur auf die Geschichte des königsberger Bataillons beschränkt hätte; denn wo Hr. Friccius über dasselbe spricht — und das ist doch in der größern Hälfte des Buchs geschehen —, ist seine Darstellung classisch, voll Feuer und Leben, voll Anerkennung jedes Verdienstes, des Offiziers sowol als des Landwehrmanns, mit Einem Worte, die treueste Schilderung aus der denkwürdigen Zeit, die er miterlebt hat und auf die er mit allem Rechte stolz ist. Ja selbst wo ihn der Unmuth und das Gefühl unverdienter Kränkung bitter gegen einzelne Personen werden läßt und er harten Vorwurf nicht zurückgehalten hat, erkennen wir den tapfern Kämpfer und warmen Patrioten, und könnten nur wünschen, daß er solche Herzensergießungen nicht dreißig Jahre lang in sich verschlossen gehalten hätte. Daß diese übrigens nicht ohne Widerspruch bleichen würden, ließ sich voraussehen; indeß ist es nicht unseres Amts, hier über die Gegenbemerkungen zu entscheiden, welche die „Berlinischen Nachrichten" (1843, Nr. 68, 101) enthalten haben, und von denen die meisten allerdings rein nebensächlich sind. Einzelne kleine Irrthümer sind uns auch vorgekommen, aber wir halten sie bei einem Werke von diesem Umfange und bei dem uns gegönnten Raume nicht für wichtig genug, um erwähnt zu werden.

Anders aber verhält es sich nach unserer Meinung mit dem allgemeinen Theile des vorliegenden Werks. Wie gern auch zugegeben wird, daß Hr. Friccius in dem Plotho'schen Buche und in einzelnen russischen, preußischen und östreichischen Schlachtberichten Einzelnes richtiger dargestellt und die Wahrheit aus den ihm zu Gebote stehenden amtlichen Quellen angegeben hat, so ist doch seine Erzählung meistentheils trocken und entbehrt der belebenden Wärme, die wir soeben in der besondern Kriegsgeschichte belobt haben. Über seine militairischen Betrachtungen dagegen können wir meistens nur Gutes sagen, wie über die nach den Schlachten bei Groß-Beeren und bei Dennewitz (z. B. über die Anwendung der Kolbe im Gefechte), und über seine Klage über die unterlassene Verfolgung der Franzosen nach den genannten Schlachten und ganz besonders nach der Schlacht bei Leipzig. Aber freilich ist dieser Vorwurf den Verbündeten nicht selten in neuerer Zeit gemacht worden, und wenn Hr. Friccius sagt, daß „die Verfolgung der Beruf der Cavalerie und leichten Artillerie gewesen wäre, die, wenn sie auch zur Hälfte gestürzt wäre, doch wahrscheinlich den Verbündeten den Feldzug des J. 1814 erspart hätte", so spricht er hier die Ansicht des Generals v. Hofmann „Zur Geschichte des Feldzugs von 1813" fast mit denselben Worten aus. In derselben Weise hatte auch Grolman in der ausgezeichneten „Geschichte des Feldzugs von 1814" geurtheilt, und der Krieg von 1815 hat, wie Hr. Friccius gleichfalls bemerkt, die Möglichkeit glänzendster Resultate einer kraftvollen Verfolgung gezeigt. Was andere militairische Erörterungen oder tadelnde Ausstellungen, wie z. B. über die Operationen Schwarzenberg's und der großen böhmischen Armee vor der Schlacht bei Leipzig, betrifft, so sollen sich Militairs und Laien in dergleichen Fällen immer an die Worte Grolman's erinnern: „Es ist nichts leichter, als einem Feldherrn nach erfolgten Begebenheiten nachzuweisen, wie er anders hätte handeln können, indem man sich in dem Besitze so vieler Bestimmungsgründe für ihn befindet, die ihm zur Zeit seines Handelns abgingen."

Wenn wir uns hiernach zu dem edelsten Inhalte des Buchs, zur Geschichte der königsberger Landwehr, wenden, so ist schon Hrn. Friccius' Erzählung der Ereignisse aus dem J. 1812, die ihrer Bildung vorhergingen, von mannichfachem Interesse. Seinen unversöhnlichen Haß gegen Hardenberg können wir aber nicht theilen, finden ihn sogar ungerecht und glauben nicht, daß es Hrn. Friccius gelungen ist, überall die Anführungen in der Hippel'schen Schrift über Friedrich Wilhelm III., die zu Gunsten des Staatskanzlers lauten, zu widerlegen. Ebenso hat es uns der Verf. nicht wahrscheinlich machen können, daß die von den Franzosen beabsichtigte Aufhebung des Königs von Preußen im Winter 1812—13 nur ein durch Leichtgläubigkeit erzeugtes Gerücht gewesen sei. Hippel hat darüber ein sehr bestimmtes Zeugniß aus Hardenberg's Munde beigebracht und selbst, wenn man diesem nicht unbedingt glauben wollte, so foderten doch die Erzählungen in den Büchern der Generale Prittwitz und Minutoli, die sich Beide damals in der nächsten Umgebung des Königs befanden, eine andere Art der Darstellung als die von Hrn. Friccius gewählte ist. Dagegen hat es uns befrembet, daß der Verf., der doch sonst sich nicht gescheut hat, hochstehende Personen zu nennen, wo sie ihm des Tadels werth erschienen, die nähere Bezeichnung der Partei unterlassen hat, die im Febr. 1813 nahe daran war, die Erneuerung eines Bündnisses Preußens mit Frankreich durchzusetzen. Eine weit stärkere Stelle findet sich über eine solche Partei in einem Briefe Gneisenau's vom 10. März 1812, der in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" abgedruckt ist und wo ein kindisch gewordener Feldmarschall, ein altes Weib von übelm Ruf, ein durch Stupidität kindisch gewordener General und ein Hofpfaffe als ihre Koryphäen unter den höhern Ständen genannt sind.*) Und dürfen jetzt nach so vielen Jahren noch immer nicht die Namen Derer genannt werden, die doch muthmaßlich nicht mehr unter den Lebenden sind?

Dem Leben und Wirken des Ministers v. Stein ist mit Recht ein längerer Abschnitt gewidmet. Hr. Friccius ist sein unbedingter Lobredner, und jedes deutsche Gemüth wird ihm darin beistimmen, Unparteiische werden es aber nicht billigen, daß er ihn auf Kosten Hardenberg's heraushebt; denn in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" liegen deutliche Zeugnisse vor, daß der Staatskanzler diplomatische Feinheit mit edelm Muthe zu vereinigen gewußt hat, und seine ehrenhafte Erwiderung

*) Wörtlich findet sich diese Stelle in den „Militairischen Briefen eines Verstorbenen" (II, 155) wiederholt, wo der geehrte Ref. in Nr. 350 d. Bl. f. 1843 die von uns gerügte Zurückhaltung gleichfalls beklagt.

an den französischen Gesandten St.-Marsan, als dieser nach den preußischen Rüstungen forschte: Preußen wolle mourir l'épée à la main et ne jamais succomber avec déshonneur, ehrt den Fürsten Hardenberg für alle Zeiten. Auch darin geht Hr. Friccius zu weit, wo er den nachtheiligen Ausgang der preußischen Angelegenheiten auf dem Wiener Congresse und die Abtretung Ostfrieslands allein der Schuld Hardenberg's beimißt. Man weiß jetzt, „wie sehr (um mit dem Dichter zu reden) auf jenem unglückvollen Tag die Freiheit ihm gemangelt".

Für die Geschichte Ostpreußens seit dem December 1812 und in den ersten Monaten des J. 1813 liefert Hr. Friccius die schätzbarsten Beiträge. Die Convention York's, die Räumung Königsbergs durch die Franzosen unter Murat, der Ausbruch der Volkswuth, bei welchem ein französischer Gendarm getödtet und zwei Offiziere unter den Augen ihres Oberfeldherrn gemishandelt wurden, das erste Verfahren der russischen Generale in Ostpreußen, wo sie sich in einer eroberten Provinz zu befinden meinten, die Befreiung Pillaus von den Franzosen durch die Entschlossenheit des Commandanten v. Treskow — alles Dies sind Abschnitte, denen wir manche neue Aufklärung verdanken. Von besonderer Wichtigkeit aber sind die Capitel über die Errichtung der Landwehr in Ost- und Westpreußen und in Lithauen. Man findet hier Alles nach amtlichen Quellen und überall mit urkundlichen Beweisen. Stein erschien als russischer Bevollmächtigter am 22. Jan. 1813 in Königsberg, sein Auftrag war vorzugsweise eine Bewaffnung des ostpreußischen Volks, zunächst für Rußland, zu bewirken. Der Landhofmeister v. Auerswald weigerte sich, ohne Wissen des Königs die Hand zu bieten, der Präsident v. Schön, Stein's Freund, verwarf eine solche Einmischung von russischer Seite auf das entschiedenste und erklärte, daß Alles, was in Preußen geschehen sollte, nur durch die Preußen und mit dem Willen des Königs geschehen müsse, sonst würde er das Volk gegen die Russen aufbieten. Beide Männer aber einigten sich leicht mit dem Grafen Alexander Dohna, dem in dieser Sache vor Allen der Preis gebührt, dahin, daß Stein von Auerswald die Ausschreibung eines Generallandtags verlangen sollte. Dieser wurde auf den 5. Febr. angesetzt; bald wußte Jeder, daß er nur die allgemeine Landesbewaffnung beabsichtige, zu der Dohna und Oberst Clausewitz einen Plan ausarbeiteten, der von York vollkommen gebilligt wurde. Hierauf begann am 5. Febr. Alles auf verfassungsmäßigem Wege, die General- und Specialcommissionen wurden gewählt, und Graf Ludwig Dohna ging nach Breslau zum König mit zwei Schreiben, einem der Stände und einem des Generals York, die beide die herrlichsten Zeugnisse sind von der Treue des Volks, von der Trefflichkeit der Grundsätze und von der Besonnenheit, Umsicht und Kraft der Generalcommission. In diesen fand Scharnhorst, der sich in Breslau beim Könige befand, das glücklichste Ereigniß für die gute Sache, er drang auf die königliche Bestätigung, die der Entwurf auch unter dem 17. März in allen seinen Theilen erhielt, an demselben Tage, wo die für alle preußischen Provinzen geltende Verordnung über die Organisation der Landwehr bekannt gemacht wurde, bei der jener preußische Entwurf wesentlich zum Grunde gelegt worden ist. Sofort begann derselbe in Preußen ausgeführt zu werden unter Opfern einer der ärmsten, seit Jahren ausgesogenen und gedrückten Provinz, die fast Alles hinter sich lassen, was die neuere Geschichte von Opfern der Vaterlandsliebe und des Vertrauens zur Regierung nachweist. Die Provinz sollte 20,000 Mann Landwehr stellen, aber es haben 1813 71,445 Mann die Waffen ergriffen, und zwar von 100 männlichen Seelen 16 und von 100 Männern zwischen 18 und 45 Jahren 45 Mann; die Kosten betrugen die fast unerschwingliche Summe von 1,025,859 Thaler. Was tüchtige Männer zu ihrer Instandsetzung leisteten, vor allen der Oberbürgermeister Heidemann in Königsberg, hat Hr. Friccius mit Dank und Anerkennung hervorgehoben und am Schlusse nochmals die in neuerer Zeit viel besprochene Frage erörtert, wer eigentlich der Stifter der Landwehr gewesen sei. „Stiften und gründen", sagt er ganz richtig, „konnte sie nur der König durch seine Genehmigung und durch seinen Befehl." Aber Urheber kann eigentlich keiner von jenen Männern genant werden; will man aber doch Worte haben, so nennt Hr. Friccius bis zur erfolgten königlichen Sanction Dohna den Erzeuger, Scharnhorst den Erhalter und Stein den Erretter der Landwehr. Ebenso urtheilen zwei Zeitgenossen, Arndt („Erinnerungen aus dem äußern Leben"): „Alexander Dohna soll mit seinem Scharnhorst und dem Scharnhorst'schen Clausewitz die Erstigkeit behalten", und der Präsident v. Schrötter in den „Berlinischen Nachrichten", 1843, Nr. 86. Weitere Aufschlüsse aus mündlichen Mittheilungen Gneisenau's hat Varnhagen v. Ense („Vermischte Schriften", V, 708) versprochen.

Die Anstrengungen und heldenmüthigen Thaten der preußischen Landwehr haben an Hrn. Friccius einen trefflichen Erzähler gefunden. Er war mit ihr herangewachsen, er kannte ihre Vorzüge, und ermangelt nicht, solche nicht blos bei seinen nächsten Landsleuten, sondern auch bei den Pommern und Kurmärkern nach Verdienst hervorzuheben, sowie er auch ihr warmer Anwalt ist, wo Offiziere und Soldaten die Landwehr geringschätzten und sich aus Kasten- oder Zunftgeist von ihr entfernt hielten. Eine solche Stelle finden wir bei Gelegenheit der Schlacht bei Dennewitz und eine andere bei der unverdienten Zurücksetzung des Bataillons, das für die Schlacht bei Leipzig nur fünf eiserne Kreuze erhielt, während alle am Leben gebliebene Offiziere und 46 Unteroffiziere und Landwehrmänner für dasselbe vorgeschlagen waren; ja das ganze Buch ist vorzugsweise zur Ehre des Bataillons geschrieben und zur Überlieferung der Großthaten desselben im Ganzen wie im Einzelnen für künftige Generationen.

In der Geschichte des königsberger Bataillons gibt es drei Glanzpunkte: die Schlacht bei Groß-Beeren, die Schlacht bei Dennewitz und den Sturm auf Leipzig

am 19. Oct. 1813. In der ersten stand es mit Ruhe und Besonnenheit im heftigsten Feuer, und die Landwehrmänner bestanden hier — es war ihr erstes Gefecht — eine härtere Probe, als wenn sie Kolben und Bayonnete hätten gebrauchen können. In der Schlacht bei Dennewitz focht dasselbe auf allen Punkten mit Auszeichnung und verdiente sich durch tüchtige Unterstützung überall den Dank seiner Mitstreiter. Um so unverholener trifft des Verf. Tadel den Regimentscommandeur Klinkowström, der das königsberger Bataillon in seinem Berichte nur sehr wenig erwähnt hatte und während eines großen Theiles des Gefechtes gar nicht sichtbar gewesen war. In den obenerwähnten Zeitungsartikeln ist Hr. Friccius deshalb getadelt worden; wir haben darüber kein Urtheil, aber er hätte seine Ausstellungen auf jeden Fall früher veröffentlichen sollen als jetzt, wo die meisten Zeugen schon begraben sind. Dagegen konnte der preußische Patriot sich nur mit Unwillen über das Benehmen des Kronprinzen von Schweden aussprechen, und je unthätiger, je hemmender dieser erscheint, um so mehr glänzt Bülow's Umsicht und Heldenmuth. Hr. Friccius spricht hier weit rückhaltsloser als andere Geschichtschreiber des J. 1813 es gethan haben, ebenso von den Zerwürfnissen vor der Schlacht bei Leipzig, wo Blücher unter Anderm voll Mistrauen gegen den Kronprinzen am Abend des 17. Oct. dem General Bülow sagen ließ, er möge, falls die Befehle des schwedischen Fürsten zum Angriffe ausbleiben sollten, es nur machen wie bei Groß-Beeren und Dennewitz und ohne Befehl vorrücken. Darauf antwortete Bülow noch in der Nacht, er werde nicht fehlen, wo es das Wohl seines Vaterlands und Europas gelte, auch Winzingerode werde nicht zurückbleiben. Einer weitern Erörterung dieser Verhältnisse glauben wir jetzt überhoben zu sein, da wir ihrer bereits bei der Schrift eines andern preußischen Offiziers in Nr. 219 d. Bl. f. 1843 gedacht haben. Wir führen daher hier nur eine Äußerung des Kronprinzen gegen den General Borstell an, die er am 18. Oct. that: „Général, vous suivrez strictement mes ordres. Je sais que vous et messieurs les Prussiens aiment à désobéir sur un seul point, sur la défense d'aller en avant."

Der eigentliche Glanz- und Höhepunkt aber in den Thaten des Bataillons ist seine Führung am 19. Oct. bei dem Sturme auf Leipzig. Acht Tage vor der Schlacht war das Bataillon Tag und Nacht durch die angestrengtesten und leider nutzlosesten Märsche ermüdet worden, es hatte nur selten Lebensmittel erhalten, und seit der Schlacht bei Groß-Beeren kein Obdach; denn da es das Glück hatte Mäntel zu besitzen (deren viele preußische Regimenter damals entbehrten) und mehr gegen die Witterung geschützt war, so ließ man dasselbe bei dem Mangel an Quartieren unter freiem Himmel stehen. Hr. Friccius hat uns ein solches nächtliches Bivouac am 11. Oct. bei Rothenburg geschildert, wo im umgepflügten, vom Regen überschwemmten Ackerlande, fast ohne Holz und Stroh, die Mannschaft liegen mußte, die ganz durchnäßt war, ohne Lebensmittel und zum Theil ohne Schuhe. Und doch ward die Nacht ohne Klagen hingebracht, am Morgen war nirgend Mismuth sichtbar, und wenn es hieß, der Feind sei in der Nähe, so war Jeder zur Ertragung aller Anstrengungen bereit. Unter solchem Ungemach, sagt Hr. Friccius sehr richtig, wuchs die taktische und sittliche Ausbildung des Bataillons, die Landwehrmänner sahen es als ihre zweite Heimat an, den Hauptmann als ihren Vater, die Waffe als das theuerste Kleinod. Ja, es war die schöne Zeit einer edeln Begeisterung, es war die Zeit der Demuth und wahren Gottesfurcht.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Schicksalsfügung.

König Karl I. von England hatte, nachdem die Auswanderung aus der Hauptstadt besonders nach Neu-England in Amerika so sehr zugenommen, daß er glaubte dagegen einschreiten zu müssen, ein Verbot erlassen, ohne besondere Erlaubniß Niemanden dahin einzuschiffen. Dieses Verbot wurde in gar vielen Fällen umgangen und vereitelt; unglücklicherweise aber für den König selbst wurde es gerade da in Vollzug gesetzt, als Sir Arthur Haslerig, John Hampden und Oliver Cromwell mit noch einigen andern Unzufriedenen einige Schiffe, die sie nach Amerika bringen sollten, gemiethet hätten. Diese Schiffe wurden, dem ergangenen Verbote gemäß, angehalten und so auf Veranlassung des Königs selbst, der damals so etwas noch nicht ahnen konnte, Diejenigen gezwungen zurückzubleiben, welche bestimmt waren, den Thron umzustürzen und den König auf das Schaffot zu liefern.

Der Herzog von Orleans hatte einmal (1650) in der Kirche seinen Platz zwischen den beiden Finanzintendanten d'Emery und de Bouillon. Es war zur Passionszeit, und der Bischof de Belley hielt die Predigt, in welcher er, als er den Herzog also placirt sah, sich des zweideutigen Ausrufs bediente: „Ah, Monseigneur, quand je vous vois entre deux larrons!" Hierüber wurde gelacht, und der Herzog, welcher eingeschlummert war, fragte, sich erhebend, was es denn gebe? „Nichts weiter", sagte de Bouillon, auf d'Emery weisend, „als daß von uns Beiden die Sprache ist."

Jakob de Vallée, Herr des Barreaux, französischer Gerichtsrath (gest. 1674), war der Actenarbeit durchaus abgeneigt, indem er nach Epikurischer Weise zu leben und sich nur mit den schönen Wissenschaften abzugeben pflegte. Als er daher einmal eine Proceßsache, betreffend ein Darlehen, zur Bearbeitung erhielt, ließ er, da ihm nicht behagte, sich damit zu befassen, die Parteien mit ihren Anwalten zu sich kommen, bezahlte dem Kläger die Summe, welche dieser vom Beklagten foderte, warf die Proceßacten ins Feuer und jagte die Anwalte davon.

Der Papst Clemens VII. war ein großer Liebhaber von Melonen und Champignons, sodaß seine Gesundheit davon litt. Um diese wieder zu gewinnen, nahm er einen neuen Arzt, der ihm jedoch eine Lebensart vorschrieb, bei welcher er in kurzer Zeit nachher starb. Nun brachten einige Spottvögel das Bildniß dieses Arztes ins Publicum, mit der Unterschrift: „Ecce Agnus Dei, ecce qui [illegible] [illegible] mundi." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 360. —— 25. December 1844.

Geschichte des Kriegs in den Jahren 1813 und 1814. Von Karl Friccius. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 359.)

In diesem Geiste ging das Bataillon in die Schlacht bei Leipzig, ungefähr 450 Mann stark, statt 800 Mann, und focht am 18. Oct. seines bereits errungenen Rufes würdig. Am folgenden Tage war es sowie die ganze Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg zum Sturm auf das äußere Grimmaische Thor befehligt. Stundenlang sah sich das Bataillon dem stärksten feindlichen Feuer ausgesetzt, bis endlich der Adjutant Gäsebeck eine schwache Stelle in der Mauer entdeckte, Hr. Friccius schnell ein Gewehr ergriff, mit der Kolbe die dünne Mauer einstieß und durch die selbst gelegte Bresche zuerst in die Stadt hineinsprang, mit den Worten zu den Seinigen: „Ihr werdet mich doch nicht verlassen!" Wer konnte, folgte, und als der geliebte Hauptmann Motherby (ihn hat Schenkendorf's Gedicht verherrlicht) gefallen war, wollte Jeder den Führer rächen, Niemand wollte zurückbleiben, Jeder der Vorderste sein. Das schnelle Eindringen überraschte die Franzosen, die zuerst aus den Häusern und von den Dächern ein lebhaftes Feuer unterhielten, dann aber flohen, sodaß das schwache Bataillon zuerst ungehindert, von den Einwohnern Leipzigs herzlich begrüßt, vordrang und viele Gefangene machte, bis der Feind in großer Übermacht herandrängte und das kleine Häuflein, dessen Vorgehen von den übrigen Truppen nicht unterstützt war und späterhin sogar deshalb getadelt worden ist, in die engen Straßen zurückwerfen wollte. Hier wäre es verloren gewesen, und nur die größte persönliche Tapferkeit konnte es retten, da es nicht allein zahlreiche Gegner vor sich hatte, sondern auch im Bereiche der feindlichen Geschütze stand. Es entstand also ein fürchterliches Gemetzel, mit Bayonnet und Kolbe wurde gefochten, die Todten lagen im buchstäblichsten Sinne an mehren Stellen fünf bis sechs Mann hoch, ein besonders starker Landwehrmann erinnerte sich nach der Schlacht, zwölf Feinde niedergemacht zu haben. Allmälig kam Hülfe, auch zwei schwedische Kanonen schickte der Kronprinz, und um zwölf Uhr konnte der Kampf an dieser Seite der Stadt als beendigt angesehen werden. Das Bataillon hatte ihn mit den theuersten Opfern erkauft, es suchte seine Todten zusammen und fand ihrer 183 Mann, sowol Offiziere als Gemeine; von den Erstern waren nur noch acht dienstfähig. Kein anderer Truppentheil hat verhältnißmäßig so viel verloren, und so hätte dem Bataillon wol die Ehre des Einzugs in Leipzig gebührt. Aber es mußte die Stadt verlassen und sich neben der Chaussee aufstellen, um den Garden, mit welchen die Monarchen ihren Einzug halten wollten, Platz zu schaffen. Gehorsam, aber voll innern Schmerzes, verließ es die mit seinem Blute eroberte Stadt, und keine Klage der Einwohner über die Landwehr, die von allen übrigen Truppen so leicht zu unterscheiden war, ist ihm gefolgt.

Die Beschreibung dieser Schlachtscenen verdient das größte Lob, das sich noch steigert, wenn man bedenkt, daß der Verf. sie nach 30 Jahren eines durch ganz andere Beschäftigungen in Anspruch genommenen Berufslebens so treu und feurig hat schildern können. Nicht minder lobenswerth ist die Berücksichtigung, die Hr. Friccius sowol in der angeführten Stelle als in den nachfolgenden Betrachtungen den Einzelnen, Offiziers wie Gemeinen, bewiesen hat. In einer so speciellen Geschichte wie die vorliegende ist verdienten doch Namen der wackern Männer, die im Kampfe für Höheres und Unvergängliches ohne irdische Auszeichnung gefallen sind, vorzugsweise aufbewahrt zu werden.

Zur Hervorhebung mancher Einzelheiten reicht der Raum nicht aus. Wir würden sonst die Stellen über das Lützow'sche Corps, über den Tugendbund, die treffliche Charakteristik Scharnhorst's, die edeln Worte des östreichischen General Bubna und Andere anmerken, auch ist die lange Anmerkung über die Vertheilung der eisernen Kreuze gar nicht uninteressant, wenngleich Hr. Friccius hier vorzugsweise sein Bataillon vor Augen gehabt hat. Aber zur Steuer der Gerechtigkeit darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Verf. mit männlichen Worten der Lüge des Barons Fain entgegengetreten ist, der bekanntlich den Verlust der Schlacht bei Dennewitz besonders den sächsischen Truppen beimißt, und daß er den Übergang der Sachsen bei Leipzig zu den Verbündeten ganz nach der Frische des ersten Eindrucks, also voll Freude und Dank, geschildert hat. Demnach konnte hierbei weder von preußischen noch von sächsischen Sympathien die Rede sein.

Es ist überhaupt ein Vorzug der vorliegenden Schrift, daß sie nur mit den Erinnerungen der Vergangenheit zu thun hat und sich nicht durch allerhand Einflüsse der Gegenwart hat zu falschen und misliebigen Urtheilen bestimmen lassen. Dergleichen Erscheinungen sind leider jetzt nicht selten. So fanden wir neuerdings im Taschenbuche „Penelope" für 1844 „Blätter aus meinen Erinnerungen" von W. Alexis, die nur zu deutliche Spuren einer dermaligen Verstimmung ihres Verfassers trugen, da derselbe doch früher, z. B. in der Novelle „Iblou" und in den vortrefflichen Erinnerungen aus seinem Leben in dem genannten Taschenbuche für 1840, ganz anders und weit frischer und lebendiger geschrieben hatte. Ref., der um dieselbe Zeit in einem Jägerdetachement gedient hat, weiß sich durchaus nicht einer ähnlichen ironisirenden Ansicht unter seinen Kameraden zu erinnern, zu der sich W. Alexis 1813 bekannt haben will. Wenn gerade solche Erzählungen Einzelner von besonderm Interesse für die später Lebenden sind, so muß man es um so mehr bedauern, daß durch eine spätere Färbung der gute Eindruck geschwächt wird. Wie bedeutend sind auch in dieser Hinsicht Steffens' Erinnerungen!

9.

Homer, Virgil, Tasso, oder das Befreite Jerusalem in seinem Verhältniß zur Ilias, Odyssee und Äneis. Von H. Wedewer. Münster, Theissing. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diejenigen Zweige der Kunstwissenschaft, welche die Kritik und Theorie der Poesie behandeln, sind wegen ihrer mislichen Verwandtschaft mit dem Treiben der gemeinen Belletristik zu Rücksichten genöthigt, deren andere Disciplinen überhoben sind. Wo ein entschieden Erlernbares vorliegt, und nach allgemeiner Überzeugung nur auf seinem Grunde eine tüchtige Leistung erwachsen kann, wird dasselbe auch bei jeder Erscheinung, die mit einem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit auftritt, vorausgesetzt, und kann daher von einer solchen, ohne daß man sie darum mit den vorlauten Einmischungen Unberufener verwechseln dürfte, allenfalls ganz bei Seite gelassen werden. Die Ästhetik aber ist noch nicht ein so reinliches Feld, daß man in ihr auf den ersten Blick das Unkraut vom Weizen zu unterscheiden vermöchte. Der Antheil, welchen man, bis einmal ihre Principien nicht sowol begründet — denn daran fehlt es schon lange nicht — sondern allgemein anerkannt sein werden, dem Talent und selbst der Stimmung an ihren Forschungen zuzuschreiben pflegt, stellt diese in eine so bedenkliche Nähe mit den unvermittelten, wenn auch vielleicht geistreichen Einfällen müßiger Köpfe, daß sie immer wohlthun werden, ihren wissenschaftlichen Charakter durch ausdrückliches Eingehen auf das früher Geleistete zu bewahrheiten.

Das vorliegende Buch gebraucht diese Vorsicht nicht. Der Verf. ist ein Anhänger der romantischen Schule. Gleich den Stiftern derselben sucht er seinen Beruf zu literarhistorischen Arbeiten auf eine breite Basis philologischer Kenntniß zu gründen die Vorrede zählt die Dichter aller Fächer, nicht nur die des epischen, die man allein hier allenfalls zu erwarten berechtigt wäre, in fast allen europäischen Sprachen mit so viel Vollständigkeit auf, daß wir ihn um seine Belesenheit beneiden könnten. Hierbei gaben sich denn eben seine romantischen Sympathien kund. Das Werk verdankt seine Entstehung der Lecture des „Befreiten Jerusalem"; die vielfachen Bezüge dieses Gedichts auf Homer und Virgil schienen der genauern Nachforschung werth. Der Verf. beabsichtigt mit demselben zur Würdigung der romantischen oder christlichen Poesie im Gegensatz zur antiken beizutragen. Wie tief er sich namentlich in A. W. Schlegel's „Vorlesungen über dramatische Literatur" einstudirt hat, zeigt sein Stil; es ist bekannt, wie viel die einschmeichelnde Weise, mit der jene Neues, Altes und bisweilen Triviales zu einer gleichförmigen und klaren Masse zu verarbeiten gewußt haben, zu ihrer europäischen Verbreitung beigetragen. Als zu nahe möchte man den Anschluß an Schlegel S. XXI bezeichnen, wo bemerkt wird, über die tragische Bühne der Deutschen lasse sich nicht viel sagen, da Schiller und Goethe nur erst angefangen hätten, sie zu begründen — denn das ist nun doch schon geraume Zeit her.

So schiene der Verf. also nur allzu sehr an die Vergangenheit der Wissenschaft anzuknüpfen. Aber gerade daraus geht der entgegengesetzte Mangel hervor. Das genannte Schlegel'sche Buch scheint ihm so vollkommen genügt zu haben, daß er die Einwürfe, welche Solger in seiner bekannten Recension, und sonst in seinen nachgelassenen Schriften, gegen dasselbe vorbringt, nicht einmal berücksichtigt. Was er S. IX lehrt, daß der griechische Polytheismus eine vergötterte Natur sei, und S. XV, daß die Tragödie auf dem Gegensatze von Freiheit und Nothwendigkeit beruhe, sind gerade die Punkte, gegen welche sich Solger am entschiedensten und unseres Bedünkens am siegreichsten ausspricht.

Doch gehört dies weniger zum Thema des Buchs. Was soll man aber dazu sagen, daß in einer Schrift, welche die größten Heroen der epischen Poesie aus allen Zeiten und Völkern behandelt, die tief eingreifenden Forschungen über das Wesen dieser Dichtungsart, welche der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe enthält — Forschungen, die um so mehr allen fernern Untersuchungen über diesen Gegenstand zu Grunde gelegt werden sollten, da sie in unmittelbarer Beziehung auf „Hermann und Dorothea", welches das reinste Epos neuerer Zeit sein möchte, stehen, nicht einmal erwähnt werden?

Wir haben keinen Grund, zu glauben, daß dem Verf. diese Dinge unbekannt geblieben seien; wird doch v. Humboldt's Schrift über das letztgenannte Gedicht, wenn auch nur im Vorübergehen, berücksichtigt. Noch weniger ist es unsere Absicht, ihm die Namen Solger, Schiller, Goethe, wenn sie auch die größten in diesem Fache sein sollten, als Autoritäten entgegenzuhalten, gegen die kein Widerspruch gälte. Aber er hätte die Gründe ihrer Übergehung nicht verschweigen sollen. Ein solches Verfahren bringt den Übelstand mit sich, daß man nur für eine bestimmte Schule schreibt; wer dieser nicht angehört oder sich gar entschieden zu einer andern hält, wird bei so bestimmter Physiognomie des Buchs leicht das Vorurtheil fassen, daß er hier nur bekannte Stichwörter wiederholt finden werde, und so wird sich das Verdienst, welches speciellen Untersuchungen selbst bei mangelhaften Principien gar wohl inwohnen kann, nicht der wünschenswerthen Anerkennung zu erfreuen haben.

Es würde uns leid thun, wenn das vorliegende Buch von diesem Schicksal getroffen würde. Es enthält in der That eine große Anzahl guter Bemerkungen. Und wie sollte es nicht? Wie sollte die Welt mit so fieberhafter Eile vorwärts schreiten, daß wir nicht einem Standpunkte, dessen Hauptvertreter noch am Leben sind, zumal wenn er an sich der Art ist, daß einiger Geist erfoderlich ist, um ihn auch nur zu begreifen, noch gar Vieles zu verdanken haben könnten?

Aber das schätzenswerthe Einzelne würde sich freilich zu einem ganz andern Ganzen zusammengeschlossen haben, wenn die Untersuchungen weniger in der Weise der romantischen Schule angestellt wären.

Es war ein welthistorisches Wort, dieses „antik und romantisch". Auch sind Diejenigen, welche es zuerst ausgesprochen, nicht unmittelbar schuld daran, daß es bald zum bloßen Worte geworden. Aber eine bloße Allgemeinheit war es bei ihnen im Grunde doch. Dieser Gegensatz pflegte an

die Spitze gestellt und als solcher erläutert zu werden, ging es dann aber ans Einzelne der Kunstbetrachtung, so war er vergessen, und es traten anderweitige Kategorien ein, welche entweder noch ältern Standpunkten angehörten, oder wenn sie neu, und dann oftmals sehr wohl gewählt sein mochten, doch nur aufs Gerathewohl aus der Empirie aufgegriffen waren.

So auch im vorliegenden Fall. Hr. Wedewer nimmt gleich auf der ersten Seite der Vorrede als zugegeben an, daß die Hauptgesichtspunkte für die Betrachtung eines Epos Einheit der Handlung, die Episoden, das Wunderbare und die Darstellung seien. Diese wendet er auf die Gedichte, mit denen er zu thun hat, an, ohne irgend einen Versuch zu machen, sie aus dem Wesen des Epos überhaupt zu entwickeln, ja ohne sich darüber zu erklären, ob und warum sie in der antiken und romantischen Poesie ganz und gar dieselben blieben.

Und wenn nur wenigstens diese äußern Gesichtspunkte mit Bestimmtheit ausgebildet und mit Consequenz festgehalten wären. Hr. Wedewer beruft sich vielfach auf Aristoteles und scheint die Bestimmungen desselben über die Epopöe gewissermaßen zu Grunde legen zu wollen. Allein gleich in der Vorrede heißt es, die wesentlichen Bestandtheile einer Epopöe seien eine großartige Handlung und ein Held, der sie vollbringe. Dies könnte höchstens von der „Äneide" gelten; in dieser verknüpft nur die Person des Äneas die frühern und spätern Bücher, die übrigens ganz andere Scenen und Mitspieler zeigen. Aber dies möchte eher zu den Fehlern dieses Gedichts zu rechnen sein. Aristoteles sagt geradezu, nicht darin bestehe die Einheit der Handlung, daß sie sich um Eine Person drehe. Die Vortrefflichkeit der „Ilias" und „Odyssee" beruht darauf, daß sie dieser Vorschrift, welche aus ihnen abstrahirt worden, gemäß sind. Im epischen Gedichte muß der Hauptheld dies nicht zu sein scheinen; in der „Odyssee" interessiren wir uns ebenso wohl dafür, daß Penelope und Telemach den Odysseus wieder erhalten, wie für die eigenen Schicksale des Letztern, und was die „Ilias" betrifft, so ist das Misverständniß, daß sie den Trojanischen Krieg behandle, gerade der größte Triumph ihres Kunstcharakters. Was ferner hinzugefügt wird, daß die Handlung der Art sein müsse, daß ihre Folgen von Wichtigkeit wären für ganze Staaten und Völker, so ist dies dem Aristoteles mit Recht gar nicht eingefallen, denn was kann es für den Stoff eines Gedichts ausmachen — gesetzt auch, es käme auf ihn allein an — was für eine Stelle er außerdem in der Geschichte einnimmt? Auch kommt Hr. Wedewer selbst gleich beim Tasso mit dieser Definition in Verlegenheit: er möchte zeigen, daß in diesem ein Kampf nicht blos für die Religion, sondern auch fürs Vaterland dargestellt sei, und erinnert deshalb, daß doch die Mohammedaner Europa, wenn auch freilich gerade am andern Ende, zuerst angegriffen hätten. Ohne einmal zu untersuchen, ob der chevalereske und liebeglühende Tasso in seiner Hofumgebung des 16. Jahrhunderts an Dergleichen gedacht haben kann, ist dies selbst historisch unrichtig; denn abgesehen davon, daß die Idee des Vaterlandes gar nicht mittelalterlich ist, würden die Ritter, wenn es ihnen darum zu thun gewesen wäre, wohlweislich zu Hause geblieben sein.

Ebenso wenig können wir uns mit des Verf. Ansichten über die Episoden befreunden. Er führt auch hier die Aristotelische Bestimmung an, daß sie nämlich Das seien, was den λόγος oder τὸ καθόλου, das nackte Sujet, zum μῦθος, der ausgeführten Erzählung, erweitere. Dennoch betrachtet er sie im Einzelnen immer mehr oder weniger als etwas, das nicht zur Sache gehöre. Er sagt, in der „Odyssee" sowol als in der „Äneis" seien die schönsten Bücher, z. B. die Erzählungen des Odysseus und Äneas, Episoden, während welcher die Haupthandlung stille stehe. Freilich, insofern er sich einen beständig handelnden, resp. dreinschlagenden Haupthelden vorstellt. Daraus erklärt es sich auch, daß er selbst über den eigentlichen Umfang der Haupthandlung nicht recht klar zu sein scheint. Er bemerkt, daß in jenen Erzählungen bei der Dido und beim Alkinoos das Frühere nachgeholt werde. Freilich hat dies bei Virgil, wo die Sache weniger gut motivirt ist — man vergleiche den hülflosen Odysseus, der seine abenteuerlichen Seefahrten beschreibt, mit dem stolzen Flottenkönig Äneas, der eine Schilderung eines bereits weltbekannten Ereignisses gibt —, allenfalls eine Färbung der Art, immer aber ist nicht das Erzählte, sondern das Erzählen ein Theil des Gedichts; dieses beginnt erst mit den Ereignissen, welche der Dichter berichtet, ganz auf dieselbe Weise, wie im Drama nur Das, was vor unsern Augen vorgeht, nicht was diesem zur Voraussetzung dient und gelegentlich erwähnt wird, zur Handlung gehört.

Mit der Einführung des Wunderbaren wird endlich der Faden der Aristotelischen Bestimmungen ganz fahren gelassen. Aristoteles erwähnt desselben gar nicht, aus dem einfachen Grunde, weil es als solches niemals in die Poesie eintreten kann; in dieser erscheint Alles natürlich, denn sie ist ja eben die Versetzung in eine ideale Welt der Phantasie; die Verwunderung ist die unpoetischeste Stimmung, welche es geben kann. Hr. Wedewer hat auch so etwas im Gedanken gehabt, aber er fehlt darin, daß er es an die Religion anknüpft; er sagt, der Antheil der Götter an der Handlung sei bei Homer besser behandelt als bei Virgil, weil Jener noch daran geglaubt habe; in diesem Betracht werden die betreffenden Partien im Tasso ziemlich unverhohlen darum höher gestellt, weil ihnen das Christlich-Religiöse zu Grunde liege; auch erfährt die Einmischung des Heidnischen, die sich hier gleichwol findet, einen strengen Tadel aus dem Grunde, daß wir ja doch nicht daran glaubten. Es wird also das poetische Wunderbare ohne weiteres mit dem religiösen identificirt. Daß dies unrichtig sei, läßt sich leicht zeigen. Es läuft nämlich darauf hinaus, daß das sogenannte Wunderbare im Epos die religiöse Wahrheit, oder was dafür genommen wird, enthalte, wie denn auch Hr. Wedewer behauptet, im Homer hänge die letzte Entscheidung vom Willen der Götter ab, die doch bekanntlich bei Homer ebenso gut wie die Menschen dem Schicksal unterworfen sind. Er tadelt an der „Äneide", daß in ihr die Götter im Grunde die handelnden Personen seien und daß hier wegen der Unlebendigkeit der Auffassung aus dem reichen Götterhimmel der „Ilias" ein bloßer Gegensatz der zwei Göttinnen, der Juno und Venus, werde. Solcher Dualismus wird aber gerade daraus entstehen, wenn man den religiösen Inhalt poetisch objectiviren will. Denn erstlich ist, wenn ich mich einmal auf den Standpunkt der Religion stelle, die Gottheit überhaupt das einzige Seiende und Handelnde, von dem ich ja sogar ableiten muß, was mir selbst in sittlicher Weise gelingt, und dann bedarf dieselbe, sobald ich mir ihr Handeln vorstellen will, eines Gegensatzes, auf den dasselbe gerichtet sei, und der ihr folglich Widerstand zu leisten vermöge. Wird dies consequent durchgeführt, so gestaltet sich das Letztere geradezu zum Teufel, und man versetzt den Ort der Handlung ganz und gar von der Erde in Himmel und Hölle. In der That haben die christlichen Dichter diese Nutzanwendung der Virgil'schen Behandlungsart, bei der die Juno schon ziemlich deutlich als die Macht aufgefaßt ist, die stets verneint, wenn auch freilich hier nur noch das Gelingen der besondern Plane des Äneas, in gründlichster Weise gemacht. Milton's „Verlorenes Paradies" brachte sogar Goethe auf philosophische Betrachtungen über die Freiheit des Willens — gewiß eine poetische Wirkung, die einzig in ihrer Art ist! — und die „Messiade", mag sie andere Vorzüge besitzen, ist in dieser Beziehung nach Grundgedanken und Ausführung vollkommen prosaisch — und obendrein ganz ungenügend — denn was man auch über die theoretische Lösung dieser Räthsel denken mag, eine factische kann doch nur in der Wirklichkeit selbst vorliegen. Es ist eins der größten dichterischen Verdienste Tasso's, diese Klippe vermieden zu haben. Er versetzt uns in die unbefangene und heitere Stimmung, mit welcher wir im Leben das Vorhandensein einer Vorsehung und ein mehr oder weniger sichtbares Eingreifen derselben zugeben, ohne uns durch hypochondrisches Grübeln über diesen

schwierigen Punkt eine frische Auffassung der menschlichen Verhältnisse und eine gesunde Sonderung von Verdienst und Schuld verkümmern zu lassen. Nun erhebt sich ein Sturm, der dem Christenlager großen Schaden zufügt, Zwietracht und Zerwürfniß entspringen aus Herrschsucht und Weiberliebe. Das hängt Alles so natürlich zusammen, daß wir es uns gefallen lassen können, diesen Naturgewalten durch Zurückführung auf eine Anstiftung von Seiten der Mächte der Finsterniß eine tiefere Belebung mitgetheilt zu sehen. Tasso erreicht diese Wirkung dadurch, daß er sorgfältig vermeidet, durch allzu persönliche Einführung Gottes und des Teufels eine prosaische Reflexion rege zu machen. Zwei Züge, die Hr. Wedewer bitter tadelt, sind in dieser Beziehung meisterhaft: daß Beelzebub nicht selbst die Gestalt Chlorindens annimmt, um den Aradin zu dem Pandarischen Pfeilschuß zu bewegen, sondern dazu ein Luftgebilde abschickt und daß die Hölle nicht, wie bei Milton, mit alttestamentlichen Götzen, sondern mit antiken Misgestalten bevölkert ist, denn diese sind, weil man sie nicht sowol für kühn als für häßlich anzusehen hat, beiweitem ästhetischer. Wenn aber der Verf. mit Michaud wünscht, Tasso hätte sich in Bezug auf das Wunderbare lieber ganz an den weit großartigern Aberglauben der Zeit des ersten Kreuzzuges halten sollen, so scheint auf die Persönlichkeit der sichern Gewalten wiederum allzu wenig Gewicht gelegt zu sein. Denn wenn Ref. sich recht erinnert, ist dort nur von Wunderglauben, wie in Bezug auf die heilige Lanze in Antiochia, die Rede, welcher nur im geschilderten Subjecte ruht, und auch so keine lebendige Mehrheit von höhern Wesen und also keinen Gegensatz unter denselben setzt.

So weit wäre also die Durchführung der einzelnen Gesichtspunkte, von denen der Verf. die epischen Gedichte betrachtet, ungenügend. Der größte Übelstand, den sie in ihrer Äußerlichkeit mit sich führen, ist freilich die ganze Methode der Vergleichung, die wir hier befolgt sehen; denn durch diese wird dem Kunstwerke eine Beziehung auf Anderes aufgedrungen, welche bei ihm, das ganz und gar nur auf sich selbst bezogen ist und sein einziges Gesetz in sich selbst hat, vor allen Dingen am wenigsten an ihrer Stelle ist.

Auch dieses Buch stimmt in den Tadel ein, welcher beim Namen Virgil zur stehenden Rubrik geworden ist, daß die „Äneide" den Homerischen Gedichten in Bezug auf die Composition unendlich nachstehe. Gewiß wird die Weise derselben, die man sich aus den letztern abstrahiren kann, nirgend so vollkommen anzutreffen sein als in diesen selbst. Aber der Verf. macht selbst mehre Vorzüge der „Äneide" namhaft, ihre tiefere psychologische Auffassung, den Antheil an moderner Subjectivität, den sie zeigt, u. dgl. Nun wohl, so hätte er untersuchen sollen, wo der Mittelpunkt von diesen Eigenschaften liege, und ob sich nicht etwa, von ihm aus gesehen, die scheinbaren Mängel in Vorzüge umwandeln. Er macht irgendwo die Bemerkung, wenn wir die alexandrinischen Dichter vollständiger besäßen, würden wir uns wundern, wie viel die römischen ihnen verdanken. Zugegeben — aber dann würde es uns gerade klar werden müssen, daß die Misachtung derselben eine ungerechte ist, denn sie hätten ja doch jenes Verschiedenartige zu componiren gewußt, und das ist doch die Hauptsache. Ist es nicht, um gleich bei der „Äneide" stehen zu bleiben, ein geistreicher Einfall, die Motive der „Ilias" und „Odyssee" in Einen Gedanken zu vereinigen, den Kampf an ferner Küste und die Rückkehr in die Heimat zur Erkämpfung einer neuen Heimat? Wir hatten bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts das römische Wesen für das wahrhaft antike genommen; seitdem sind wir zur Einsicht gekommen, daß dies vielmehr bei den Griechen zu suchen sei. Man hätte darum die Römer weniger lesen mögen. aber warum sollen sie einen Irrthum büßen, der ganz auf unserer Seite war? Sie selbst haben sich nie für Griechen ausgegeben. Jetzt noch in jenen Tadel einstimmen, heißt selbst noch in dem Übergange begriffen sein; wären wir bereits mit Sicherheit in den Griechen heimisch geworden, so würde (was bei den bedeutendsten Kennern der Sache bereits eingetreten ist) gerade die Einsicht in den durchgreifenden Gegensatz, in dem sie zu den Römern stehen, dazu führen, die Letztern gar nicht anders als nach ihrer positiven Eigenthümlichkeit zu betrachten.

Fassen wir dies Alles zusammen, so möchte sich das Resultat dahin aussprechen lassen, daß der Verf. sich nicht genug auf die reine Thatsächlichkeit der Dichterwerke eingelassen, sondern dieselben nur von außen her nach dieser oder jener Seite in Untersuchung gezogen habe. Dies zeigt sich, um auf unsern Ausgangspunkt, die romantischen Sympathien, zurückzukommen, besonders in der Weise, wie er das Christlichreligiöse in die Betrachtung einmischt. „Die Homerischen Gedichte", sagt er, „lassen uns unbefriedigt, weil in Folge der christlichen Offenbarung das Bewußtsein des menschlichen Geistes von Gott, sich selbst und der Natur ein viel reineres und tieferes geworden." Nun — man muß es Jedem überlassen, sein Fleisch zu kreuzigen, auf welche Weise er es für gut findet. Aber selbst beim Tasso läßt er sich durch solche Rückhaltsgedanken die Phantasie verderben. Er fragt, wenn der Leser frage, was nachher aus der Armida geworden — wie kann er sich nur mit Lesern abgeben, die vorzugsweise nach einer Armida fragen! — so müsse man nach christlichen Begriffen annehmen, daß sie Christin und Gemahlin Rinaldo's geworden. Verzeihen Sie, das steht formell genommen und in Bezug auf die Kunst auf völlig gleicher Stufe mit den burleskesten Auffassungen der Niederländer. Hat Amor etwas gegen den Willen seiner Mutter gethan, so müssen wir nach pädagogischen Begriffen annehmen, daß diese ihm dafür eine körperliche Züchtigung werde angedeihen lassen, wie man sie bei kleinen Kindern zu appliciren pflegt. (Berliner Museum.) Oder, damit doch der Leser von unserm Aufsatze nicht gerade diesen niederländischen Geschmack im Munde behalte, es ist, wie wenn Einer seine Phantasie torquiren wollte, eine auf einem Gemälde dargestellte Gruppe vom Hintergrunde her anzusehen, da sie doch nichts auf der Welt ist als eine Darstellung, die eben von vorn angesehen werden soll.

Wilhelm Danzel.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Sechster Theil.

Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Tod des Prinzen von Condé. — Rudolf Kühnapfel. — Jonathan Wild. — Urban Grandier. — Rosenfeld. — Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck. — Matheo von Casale. (Mit einer lithographirten Tafel.) — Burke und die Burkiten. — La Roncière und Marie Morell. — Maria Katharina Wächtler, geb. Wunsch.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis fünfte Theil jeder 2 Thlr.

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — **Nr. 361.** — 26. December 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Vierter und letzter Artikel.*)

73. Humoresken von Hermann Faber. Mit Kupfern. Mainz, Faber. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn, wie Menzel in seiner „Deutschen Literatur“ definirt, der Humor das Bewußtsein um die irdische Unvollkommenheit und seine ästhetische Wirkung das Tragikomische ist, oder wenn er, nach Jean Paul, dem wunderbaren Vogel gleicht, der mit zur Erde gerichtetem Blicke, aber mit zum Himmel gekehrtem Schwanze in die höhern Luftregionen dringt, so hat er in vorliegenden Humoresken nicht den rechten Charakter; er ist hier nicht ein in Lust und Scherz verwandelter Schmerz, sondern ein Product des Talents populairer Spaßmacherei, ein angeborener Hang zu Neckerei und Possenspielen und eine Fülle gesunder Einfälle, komischer Ansichten und derben Witzes, leicht versificirt und künstlich gereimt. Dieses Talent erwarb dem Verfasser, der Ergänzungsrath am Obergericht in Mainz ist und früher Notar in Bingen am Rhein war, den Beifall seiner Freunde namentlich in Bingen, dem Schauplatze seiner humoristisch-poetischen Heldenthaten, und sie veranlaßten ihn zur Sammlung und Zusammenstellung seiner Gelegenheitsgedichte, die ihren geselligen Kreis so oft erheitert hatten. Sie sammelten nicht nur Subscribenten, sondern stellen auch einen Lebensabriß des Verfassers dem Buche voran, in welchem sie von ihm sagen, er gehöre zu jenen glücklichen Naturen, die das Leben im schönsten Sinne des Worts genießen, den beflügelten Augenblick zwingen, ihnen eine duftende Blume in den Schoos zu werfen, und die selbst dem Schmerz ein heiteres Lächeln abzugewinnen vermögen. Um zu beweisen, wie tief der Humor in Faber's Wesen gewurzelt habe, erzählen sie folgenden Schwank von ihm, den er in Bingen, wo die Geselligkeit noch heute von seinem Humor lebt, gemacht hat. Ein Bürger, dessen böses Weib plötzlich gestorben war, bat Faber um eine Grabschrift für dieselbe. Dieser schrieb sogleich folgende, noch jetzt auf dem binger Kirchhofe prangende Zeilen:

> Wohl auch die stille Häuslichkeit
> Ist eines Denkmals werth!
> Ihr sei es hier von mir geweiht,
> Und wer die Tugend ehrt,
> Auch in dem einfachen Gewand,
> Mir, meinem Schmerz ist er verwandt!

Jeder las die Inschrift, und Niemand dachte an den Schalk, der hier als Akrostichon den Lesern die bedeutungsvollen Worte sagte: Wohl Ist Ihr Und Auch Mir! Schon aus dieser Inschrift sieht der Leser, weß Geistes Kind Faber's Humor sei. Noch klarer geht das hervor aus der ersten der vielen im Buche befindlichen Tischreden: „An die Gesellschaft zur Abendunterhaltung, den 31. Dec. 1812.“ Als verbrauchten Scherz schon müssen wir hier bezeichnen, daß

> er sich daran gemacht,
> Durch eine hochgelahrte Rede,
> Vermischt mit Sang und mit Gebete,
> Die lieben Gäste, groß und klein,
> Recht auferbaulich zu erfreu'n;

sowie auch, daß er weiter erklärt, er werde, um das Einschlafen seiner Hörer zu verhindern, sie im Laufe seiner Predigt durch Aufhebung seiner Serviette zu frommem Liede und Gebet auffodern. So oft er nun das Manoeuvre macht, erhebt der Chor seine Stimme:

> Beten, Schellfisch, Knoblauch, Wurst
> Machen ganz gewalt'gen Durst.
> Mein' Zung' kling:
> Bing, bing, bing.
> Die zur Rechten schenken ein,
> Die zur Linken aber schrei'n:
> Bing, bing, bing,
> Lust und Lieb' zu einem Ding
> Machen alle Arbeit gering. Da Capo.

Die Predigt selbst beginnt mit Adam und Eva und den auf diese Ur- und Normalmenschen bezüglichen stereotypen Späßen, worauf er die Auffoderung ergehen läßt:

> Auf meine Herr'n, nicht faul,
> Wisch' jeder sauber sich das Maul,
> Küss' jeder drei Mal her und hin
> Recht zärtlich seine Nachbarin.

Der Chor erwidert: Küsse, Schellfisch, Knoblauch, Wurst machen gewalt'gen Durst u. s. w. Wo er vom Trinken redet, spricht sein Fresco-Humor von Dem,

> Der bei vollem Gottessegen
> Und dem Naturgesetz entgegen,
> Dem Weine seine Kehle verschnürt, (der)
> Verdient, daß er beim Thee crepirt.

Von dem ehrlichen Asmus, der in seinem bekannten Rheinweinliede ausruft: „Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge, wir gäben ihm den Wein“, behauptet er, der Mann müsse in dem Augenblicke, wo er das Lied gedichtet, total betrunken gewesen sein, und apostrophirt ihn mit den Worten:

> Nein, Herr Autor — dem nüchtern' Mann,
> Der noch sein Fläschchen vertragen kann,
> Dem Besten unter allen Guten
> Ist so was nimmer zuzumuthen;
> Den Wein ihm bringen? — all' ihm bringen?
> Und dann bei Wasser fortzusingen?
> Um einen Traurigen fröhlich zu machen,
> Sollten wir Alle dem Trinken entsagen?

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 180—183, 201—204 und 332—335 d. Bl. D. Red.

Wie er nun fühlt, daß er durch diesen Einfall das moralische Gefühl beeinträchtigt, so zupft ihn ein besserer Geist am Rocke, und er fügt mildernd hinzu:

> Je nun, wir woll'n ihm ja gerne was geben,
> Nur greif' er uns nicht gerad' ans Leben
> Und sadere uns all' unsern Wein;
> Nicht wahr, Sie stimmen mit ein?
> Wir wollen der Armen gedenken
> Und ihnen Jeder was schenken u. s. w.
>
> Chor.
>
> Armuth und gesalz'ne Wurst u. s. w.

In der folgenden Tischrede ist die Religion abermals seiner Späße Ziel. Die Heiden, die Türken, die Juden, die Protestanten und Katholiken müssen herhalten, und auf dem Düngerhaufen von Blasphemie und Zweideutigkeit läßt er hin und wieder ein Goldkorn echten Witzes rollen, wodurch freilich die mephitischen Dünste nicht vertrieben werden. Unter den Neujahrwünschen ist der S. 55 der geistreichste und witzigste. Akrostichontische Spielereien, Deutschradebrechen der Franzosen, locale Ereignisse und rheinische Gaunwörter werden zu Hülfe gerufen, um den Sachen ein Relief zu geben. Übrigens können angehende Gelegenheitsdichter die Sammlung als ein Ideenmagazin betrachten, in welchem sich eine reiche Ausbeute bei Polterabenden, Kindtaufen, Wirthshaus-Zweckessen, Geburtstagsfeier, Logenfesten und Faschingsjubel machen läßt, in welcher letztern Beziehung wir das „Fastnachtstransportabelnarrenhausversteigerungsprotokoll" zu geneigter Benutzung empfehlen.

74. Neuere Gedichte von Leopold Moltke. Zwei Bände. Erster Band: Ufermuscheln. Zweiter Band: Tag- und Nachtfalter. Leipzig, Schreck. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 3¾ Ngr.

„Goldwaschen aus dem Sande", lautet die zweite Strophe in der Widmung, „ist eine schwere Kunst, doch auch am Muscheltande hangt manches Auges Gunst." Hr. Leopold Moltke hat recht. Es ist eine schwere Kunst, Goldkörner zu finden, wo nur Schlamm und grauer Sand liegt. Ref. hat bis S. 55 des ersten Bandes sich die größte Mühe gegeben, solche zu finden; aber es ist ihm beim besten Willen und auch dann nicht gelungen, nachdem er (S. 5) die Captatio benevolentiae gelesen, in welcher Hr. Moltke die Kritiker versichert, wenn sie bei Lesung seiner Gedichte in edelm Richterschmerz erbebten (was allerdings der Fall ist), sein Mund sei zwar kein Sängermund, aber sein Herz sei ein echtdeutsches Dichterherz. Ja, wenn das Herz allein den Dichter machte, dann ließe sich der Kritikus vielleicht beschwichtigen mit dem ubi plura nitent etc.; aber, lieber Himmel! unsere anspruchvolle, genußgierige, verwöhnte, überreizte Zeit verlangt viel mehr; sie will Klarheit, Geist, Phantasie, Vielseitigkeit in der Richtung, Sprachgewandtheit und wo möglich vollendete Form. Nun wollen wir zwar nicht in Abrede stellen, daß der Verf. in den Liederchen, in welchen er über Dichter und Dichtkunst reflectirt, z. B. „Dichters Biographie" (S. 14), „Gedichts Kennzeichen" (S. 15), „Den zerrissenen Dichtern" (S. 18) — obwol er hier al fresco malt —, „Der Himmel Poesie" (S. 20), „Lieder — Lämmer" (S. 23), wo wir ihm jedoch auch zurufen möchten: Mutato nomine de te fabula narrat, „Dichterschmerz" (S. 25), und „Dichterling" (S. 28) viel Wahres und Gutes mittheilt; aber überall vermißt man Klarheit der Gedanken, Richtigkeit im Ausdruck und Reinheit des Reims (z. B. reimt er S. 31 birgt auf gewirkt). Nicht ohne Grund ist es, wenn er S. 36 in trüber Ahnung ausruft: „Nie aber wird es meinen Augen tagen, zu voller Klarheit nie mein Geist genesen." Auch in der Hinsicht beurtheilt er sich richtig, wenn er in derselben Strophe betrübt hinzufügt: „Natur, dein Buch liegt vor mir aufgeschlagen, allein nur stammelnd kann ich darin lesen." Und: „Alle Lieder, die ich hab' gesungen, sind nichts Errung'nes!" Ja wol, ja wol! Am Todestage seines Vaters klagt er wehmüthig: „Wie lange, daß du schiedest von deinen Lieben hier, wie lange, daß du miedest ihr ruhiges — Losier!" (Optime!) Von dem Herzen der Kinder heißt es in demselben Gedichte: „Es hat getanzt, gezittert, geblutet lang genug, es hat um es (!) gewittert liebloser Menschen Trug." Überhaupt müssen wir diese Todtenklage für das Kläglichste der ganzen Sammlung erklären, wenn sich sonst über S. 55 hinaus nicht noch Kläglicheres findet. Wie unglücklich der Verf. ist, möge er uns selbst „Im Unglück" (S. 42) schildern:

> Hier steh' ich auf einem Felsen,
> Den seine Wände von allen Seiten
> In einen unendlichen Abgrund leiten;
> Wie Geier mit langen Hälsen (sic!)
> Dursten nach mir und lechzen
> Ahnungen, schwarze, und krächzen;
> Krächzen und heulen schaurige Weisen
> Tief in mein Ohr,
> Flattern in immer engern Kreisen
> Zu mir empor.
> Um mich, vom Schicksal gemiethet, (!!)
> Lärmt und tobet und wüthet
> Wild empörter Orkan
> Zauset das Haar mir verächtlich; (!)
> D'roben grinset mich nächtlich
> Dick verschleiertes Dunkel an.
> Nirgend ein Stern, der Hoffen erlaubt,
> Nirgend ein Ziel meinem Sehnen,
> Nirgend ein Ort, daran sich lehnen
> Könne mein zitternd Haupt u. s. w.

Wer bedauert den armen Jüngling in solcher Misere nicht? Man darf sich deshalb auch gar nicht wundern, wenn er (S. 45) seinem Herzen befiehlt, es solle sich das Auge roth und die Wangen wund weinen. „Die Betrachtung" (S. 51) wird durch Albernheit, Grillen und kindische Wünsche zu baarer Radotage. So wünscht der Sänger zuletzt, der liebe Gott möge ihm doch noch einige Jahre zulegen, damit er Versäumtes nachholen könne und am großen Tage nicht der letzte unter den Auferstehenden zu sein brauche. Noch ein Pröbchen zum Schlusse. In einer „Mahnung vom (?) Geburtstage" (S. 54) sehnt er sich nach seinen fernen Lieben. Das finden wir in der Ordnung. Da zieht eine Leiche vorüber. Der Anblick tröstet ihn. Lächelnd und in Hoffnung weint er, daß eine Heimat ihn einst mit den Geliebten wieder vereinen werde: „Und führt uns hier nach so langer Geschiedenheit kein Stern zusammen, so bringt uns einst der Todtenanger dahin, woher wir Alle stammen. Und dann, ha! welch' ein Wiedersehen! (nämlich auf dem Todtenanger!) welch Grüßen und welch Geisterküssen!" (Das möchten wir selbst gern mit ansehen!) „Gott selbst auf seines Thrones Höhen wird eine Thräne weinen müssen!" Auch wir weinen Hrn. Leopold Moltke eine Thräne herzlichen Bedauerns und machen seufzend das Buch zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Afghanistan. Von Eduard Beurmann. Darmstadt, Leske. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Einer mit Fleiß und Geschick zusammengestellten ausführlichen Kunde Afghanistan's, wie sie die vorliegende Schrift sich zur Hauptaufgabe gestellt und in mehr als einer Hinsicht vollkommen befriedigend gegeben hat, wird es in unsern Tagen sicherlich nicht an beifälliger Aufnahme fehlen. In der Geschichte der anglo-indischen Besitzungen wird der englische Feldzug einen höchst wichtigen Abschnitt abgeben. Die furchtbare Niederlage der Engländer in Kabul sowie die gänzliche Vernichtung der englischen Armee auf ihrem Rückzuge nach Dschellalabad sind ein paar Zeitereignisse von zu hoher Bedeutung, sowol für die Gegenwart als auch für die Zukunft, um mit rasch vorüberfliegenden Tagesberichten gehörig ins

Licht gestellt oder sorgfältig erwogen werden zu können. Aus diesem Grunde wird man eifrig nach dem Werke unsers Verf. greifen und ihm Dank sagen für den vielfachen Aufschluss in Hinsicht der englischen Politik in Mittelasien, der Vorgänge und Folgen des Feldzugs und der daraus mit Wahrscheinlichkeit abzusehenden Perspective.

Ist es nun des Verf. Zweck, die wunderbaren Vorgänge in Afghanistan während der J. 1841 und 1842 geschichtlich und politisch aufzuklären und für die Zukunft aufzubewahren, der schon allgemeinen Beifall verdient, so sind die hierzu eingeschlagenen Wege, die benutzten Mittel so richtig gewählt, so umsichtig und kräftig benutzt, daß auch in dieser Hinsicht des Verf. Befähigung nicht einen Augenblick in Zweifel gezogen werden kann.

Der Verf. war nicht selbst in dem Lande, von dem er uns ein Bild entwirft. Er hat sich aber über alle Verhältnisse desselben die genauesten Aufschlüsse zu verschaffen gewußt. Ihm sind Elphinstone's, Burnes' und Anderer Reisen nach Kabul so genau bekannt, als hätte er sie selbst gemacht; auch hat er auf das Studium der Geschichte der Afghanen, Perser, überhaupt der mittelasiatischen Volksstämme viel Fleiß verwandt, und es sind ihm dabei die berühmten Werke von Hamilton und Krusinski als gewichtige Stützen beständig zur Hand gewesen.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die erste das Terrain auseinandersetzt und eine Schilderung gibt von den verwickelten Verhältnissen und zerrissenen Zuständen des afghanischen Staats; die zweite behält dagegen ausschließlich die Katastrophe im Auge, welche durch die Invasion der Engländer in Kabul veranlaßt worden ist. Hiernach könnte man fast der Meinung sein, als bedingten sich die beiden Theile wie Vorbereitung oder Einleitung und Ausführung; das ist aber nicht der Fall. Es ist allerdings in der ersten Abtheilung die Vorbereitung für die zweite enthalten, aber außerdem noch Alles, was zu einer vollständigen Monographie des Landes der Afghanen gehört, mit gegeben worden, sodaß wir durch sie ganz ausführlich über das Topographische, Ethnographische, Statistische und Historische dieses höchst merkwürdigen Königreichs Aufschluß bekommen. Aus diesem Grunde möchte sie für viele Leser, welche vorzugsweise die Engländer in Afghanistan interessiren, etwas zu ausgedehnt erscheinen. Ref. gehört aber nicht mit zu dieser Classe von Anhängern der Schrift; für ihn hat allerdings die politische Seite des Buchs auch ihr großes Interesse, indeß ist er auch durch die umsichtige Behandlung des geographischen Theils nicht weniger angenehm von dem Werke gefesselt worden. Übrigens will es Ref. doch auch fast vorkommen, als wenn Hr. Beurmann alle politischen und historischen Punkte seines Werks mit etwas mehr Vorliebe und Sicherheit behandelt habe. Die andern Verhältnisse und Zustände des Landes und der inwohnenden Völker sind freilich sehr sorgfältig auseinandergesetzt und besprochen worden, aber nicht immer mit der Präcision und der Übersichtlichkeit, wie der zweite Theil durchweg Gelegenheit gibt zu bewundern. Auch dürfte es dem Werke wol nicht gerade zum Lobe gereichen, daß ihm eine gute Specialkarte fehlt. Der Mangel einer solchen Karte läßt besonders in der ersten Abtheilung des Buchs das Lose in dem Zusammenhange, den scheinbaren Mangel an festem Plane recht lebhaft fühlbar werden. Übrigens hätte der noble Preis des Buchs wol noch die Ausgabe des Verlegers für eine solche Karte mit tragen können. Man pflegt jetzt selten dieser Art von Schriften, welche mehr oder weniger dem politischen Interesse des Volks angehören, die populaire Grundlage einer Specialkarte abgehen zu lassen.

Das Ganze zerfällt nun noch in 34 Capitel, wovon jedem Abschnitte genau die Hälfte zugemessen ist. Diese so genau zutreffende Division läßt des Hrn. Verf. Rechentalent weit mehr als die logische Nothwendigkeit dazu ins Auge fallen.

Jetzt wollen wir noch Einiges von dem Stoffe des Buchs zur speciellern Besprechung bringen. Das Buch hebt mit einer kurzen Untersuchung des Namens „Afghanistan" an. Es wird zunächst bemerkt, daß der „East India Gazetteer" die Schreibart „Afghani-st-han" für richtiger hält. Dann folgt das Geständniß, daß man über diesen Namen durchaus keine genügende Erklärung geben könne. Es sei diese Bezeichnung neuern Ursprungs, der Afghane nenne sich eigentlich Puschtun und in Mehrzahl Puschtaneh, wofür die Berduaner Puktaneh oder Pukto sprächen. Davon ließe sich Pitan ableiten, unter welcher Benennung die Afghanen in Indien bekannt wären; Pattna bedeute aber in Indien, „schnell über etwas herstürzen", und dies sei eine Benennung, welche durch die Ereignisse bei Kabul historisch, wenn auch nicht philologisch gerechtfertigt würde. Man sieht, diese Untersuchung hätte der Hr. Verf. füglich weglassen können, sie verlangt mehr sprachliches Wissen als in seinen Kräften steht. Er beruft sich dabei auch nur auf den „Gazetteer", auf Elphinstone und Burnes, und hat kaum ein eignes Urtheil. Ebenso wenig befriedigend ist die Frage beantwortet, ob die Afghanen von den Juden abstammen. Die Antwort, welche Dost Mahmud dem Alexander Burnes auf diese Frage gab, ist ihrer Naivetät wegen wol der Anführung werth. Er antwortete nämlich: „Ei, wir heirathen eines Bruders Weib und geben einer Tochter kein Erbe; gehören wir daher nicht zu den Kindern Israel?"

Die Afghanen sind sämmtlich Sunniten, das heißt Mohammedaner, welche die Sunna, eine Sammlung von Überlieferungen, den Islam betreffend, für ebenso verbindend halten wie den Koran. Sie beobachten die Vorschriften ihrer Religion auf das genaueste; ja man geht so weit, die regelmäßige Verrichtung des Gebets durch das bürgerliche Gesetz einzuschärfen, und ein Beamter ist angestellt, der die Unterlassung des Gebets oder die Übertretung einer andern religiösen Vorschrift bestraft. Dieser Beamte, Muhtesib genannt, steht übrigens bei den Afghanen in keinem großen Ansehen; er ist ihnen sogar verhaßt, weil er weniger nach einem moralischen Maßstabe als nach Geldopfern, die man ihm bewilligt, die Sitten beaufsichtigt. Dieser Sittenpolicei ist ein breiter lederner Riemen beigegeben, der nach einem im Koran oder in den Traditionen vorgeschriebenen Muster gemacht ist. Mit diesem Riemen kann der Muhtesib 40 Streiche austheilen, außerdem liegt es noch in der Macht dieses Mannes, Frevler gegen das Gesetz der öffentlichen Beschimpfung auszustellen. Er läßt in diesem Falle die Sträflinge auf einem Esel oder Kameel, mit dem Gesicht nach dem Schwanze gekehrt, durch die Stadt führen.

Trunkenheit und Spielsucht sind den Afghanen durchaus fremd. Die Privatrache gehört dem Herkommen, sie bleibt ein Rechtsprincip, obgleich die Regierung dagegen ist. Diese Privatrache hat sogar Ansprüche auf Schadenersatz, in dem Falle, wo der Beeinträchtigte des Beleidigers nicht habhaft werden kann. „Jener kann sich in einem solchen Falle mit seiner Rache an die Verwandten dieses wenden; in besondern Fällen muß sogar ein durchaus außer allem Connex zu dem Beleidiger stehendes Mitglied des Stammes dem Verletzten haften. In einigen Stämmen hat man eine Art Friedensgericht eingesetzt, das bei solchen Vorkommnissen zuvor seine Vermittelung anwendet, allein wenn solche nicht hilft, hat die Selbsthülfe ihren Lauf."

Unter Uluß versteht man Stamm oder unabhängigen Zweig des Volks. Das Oberhaupt eines solchen Uluß führt den Namen Khan. Neben dem Khan stehen noch Auserwählte, Stellvertreter des Volks, sie werden Dschirga's genannt. Diese übernehmen das Amt des Richters in Criminalsachen; „denn man hat längst die Überzeugung gewonnen, daß mit der Privatrache kein gesetzliches Verhältniß bestehen kann". An einer andern Stelle heißt es: „Man beginnt die Dschirga mit Gebet und mit den Worten: «Die Ereignisse stehen bei Gott, aber die Überlegung ist dem Menschen». Hierauf wird der Kläger vernommen, nach ihm der Beklagte, nach diesem die Zeugen. Die Strafe, die jeder Vergehung folgt, enthält stets eine öf-

fentliche und demüthige Unterwerfung und Entschuldigung. Komisch genug wird in sehr ernsten Fällen den beleidigten Personen eine Anzahl Verwandter des Beklagten zur Ehe gegeben, weil die Braut sonst mit großen Kosten von ihrem Vater erstanden wird und daher durch deren unentgeltliche Überlassung dem von der Strafe Getroffenen ein bedeutender Schaden erwächst. Schade nur, daß solcherweise die Verwandten des Delinquenten für dessen Buße nicht haften müssen. Für eine abgeschnittene Hand oder Nase zahlt man sechs Frauen, für einen ausgebrochenen Zahn zahlt man drei, für eine Wunde am Vorderkopf Eine Frau und eine Wunde unter dem Vorderkopfe (wenn nicht ein Jahr zur Heilung erfodert wird) büßt man mit — Entschuldigung oder Abbitte." Der Verf. macht bei dieser Gelegenheit einige recht witzige Bemerkungen. So sagt er: „Übrigens müssen die Weiber bei den Afghanen in der That in bedeutendem Preise stehen. Wie viele ausgebrochene Zähne würde es nicht in Europa geben, wenn sie der mit Töchtern gesegnete Vater in der Weise büßen könnte, daß er dem Verletzten drei Bräute aus der Reihe dieser Töchter gewähren müßte." Bei dieser Anspielung auf unser reich mit heirathslustigen Töchtern gesegnetes Europa setzt der Verf. unsere Christenpflicht zur Monogamie ganz außer Augen, sonst dürfte der töchterreiche Vater doch nur auf wunde Vorderköpfe hinarbeiten.

Das Klagen mit Hülfe der Dschirga wird aber bei den Afghanen als Beweis der Schwäche angesehen, man stellt sie in Hinsicht der Achtung weit unter die Selbsthülfe. Die Afghanen haben so mit manchen unserer civilisirten Herren gleiche Grundsätze. Der Zweikampf unter den Militairs und Studenten ist ein Analogon hierzu.

Die Afghanen lassen sich noch eintheilen in Haus- und Zeltbewohner. Diese leben vorzugsweise im Westen in der Nähe der persischen Wüste und treiben noch ganz wie Nomaden mit ihren Heerden von einem Orte zum andern. In dem östlichen Theile des Landes lebt man schon regelmäßig in festen Häusern und betreibt Ackerbau. Übrigens ist dem Afghanen die nomadische Freiheit ein hochgeschätztes Gut; daß er davon abgeht, mag mehr in der Nothwendigkeit, welche die stark zunehmende Bevölkerung veranlaßt, als in der freien Neigung liegen.

Die Jagd hat für die Afghanen einen ungemeinen Reiz. Pferderennen sind Hochzeitsvergnügungen. Der Bräutigam gibt ein Kameel zum Preise; 20—30 Pferde laufen auf einer Strecke von 10—12 englischen Meilen um die Wette. Auch am Scheibenschießen findet man vielfach Belustigung; hier ist der Preis gewöhnlich eine Mahlzeit, nie Geld.

Das Reiten liebt der Afghane ganz vorzüglich, ihm ist das Pferd ein kaum zu entbehrendes Reisemittel. Daher steht auch die Reitkunst bei allen Ständen hoch angeschrieben, und selbst die ältesten Leute sitzen noch mit Gewandtheit und Kraft zu Pferde.

Unerschrockenheit ist ein Hauptcharakterzug der Afghanen. Die Natur ihres Landes macht sie gegen Kälte, weniger gegen Hitze unempfindlich. Sie erklimmen die höchsten Berge, durchschwimmen die reißendsten Ströme zu Fuß und zu Pferde. Sie sind schnell von Entschluß und rasch und wild in der That.

So entwirft der Verf. nach und nach ein sehr getreues ansprechendes Bild von den Afghanen und ihrem Lande. Darauf geht er über zur Schilderung der zerrissenen Zustände und politischen Umtriebe in der Regierung dieses Volkes. Hier ist nun Hr. Beurmann so recht in seinem Elemente. Er führt eine so scharfe, so treffende Sprache, ist so allseitig tief in die diplomatischen Verhältnisse der betreffenden Höfe eingeweiht, daß man ganz unwiderstehlich von seinem Vortrage angezogen und gefesselt wird. Er macht auf mehre Misgriffe der Engländer aufmerksam, zeigt die nachtheiligen Wirkungen, welche das Versteckte und Schwankende der englischen Politik herbeigeführt hat, und ist überzeugt, daß Rußland in seiner Diplomatie am Hofe zu Kabul ungleich besser bedient gewesen sei als England. Aber ganz besonders ist der schlaue Dost Mahmud gut geschildert, wie er in listiger Verschmitztheit die an seinem Hofe sich entzündende Eifersucht zwischen der englischen und russischen Politik sogleich erwittert und als beste Schutzwehr für sich selbst zu verwenden versteht. Außer den vielen andern Beweggründen der Engländer zum Vorwärtsdringen gen Kabul wird vom Buche auch des alten indischen Grundsatzes: „Herr von Hindostan mag Keiner werden, der nicht zuvor Herr von Kabul war", in der richtigsten Beziehung Erwähnung gethan. Die Perser hatten auf der andern Seite Afghanistans schon gewaltige Eroberungen gemacht und erinnerten dadurch stark an diesen indischen Satz. Doch in allen diesen Punkten muß auf das Werk selbst verwiesen werden. Auszüge davon können durchaus nicht befriedigen. Ref. schließt seine Besprechung dieses interessanten Buchs mit dem dringendsten Wunsche, daß dasselbe recht viel gelesen werden möge, fügt aber zugleich noch eine Stelle des Buchs hinzu, um wenigstens eine Probe von der vortrefflichen historischen Seite desselben gegeben zu haben:

„Am 21. Juli war man vor Ghasni angekommen, den 22. brachte man mit Kriegsberathungen hin; am 23. früh Morgens 2 Uhr ordnete man sich zur Schlacht und zum Sturme, nachdem man zuvor einen mit drei Centnern Pulver gefüllten Sack am Kabulthore von Ghasni angebracht hatte. Die gegen die Festung gerichtete Schlachtordnung war, wie folgt, aufgestellt. Voran zog das Geschütz, diesem folgten die europäischen Regimenter, nach diesen kam die Infanterie der Sipahis. An beiden Flügeln befanden sich Reiterregimenter, die theils die Verbreitung oder Flucht der Infanterie nach beiden Seiten, theils die Seitenangriffe abhalten sollten."

„Vier europäische Compagnien standen bereit, durch das Thor zu dringen, wenn die Sprengung geglückt sein würde. Ihnen sollten die europäischen Regimenter folgen."

„Der Marsch der Infanterie dringt zu den Ohren der Afghanen. Einzelne Schüsse fallen von den Mauern. Die englische Artillerie erwidert, um die Aufmerksamkeit der Angegriffenen auf einen andern Punkt zu lenken. Jetzt erleuchtet ein helles Licht Stadt und Land in weiter Ausbreitung, klaren Tag über das bunte Rundgemälde verbreitend, das bald blutige Schattirungen empfangen soll. Es ist das Zeichen der Explosion am Kabulthore, die sich einige Secunden darauf durch einen erschrecklichen Schlag ankündigt. Einen Augenblick Todtenstille. Die vier Compagnien, welche zum Sturm bestimmt sind, dringen über den Trümmerhaufen in die Stadt ein. Die Afghanen stürzen ihnen mit dem Säbel in der Faust entgegen. Es entbrennt ein wildes Handgemenge, und so nahe sind sich die Kämpfenden, daß General Sale, der die Stürmenden commandirt, durch zwei Säbelhiebe im Gesichte verwundet wird. Aber die europäischen Regimenter, die den zum ersten Anlauf beorderten Compagnien nachgeeilt sind, dringen über Verwundete und Leichen rasch vorwärts, und nach zweistündigem wüthenden Gefecht ist auch die Citadelle von Ghasni gefallen."

„Sir John Keane wartete auf einer benachbarten, innerhalb Kanonenschußweite liegenden Anhöhe des Ausgangs eines Kampfes, der nicht nur die Entscheidung dieses Feldzugs enthielt, sondern vielleicht das Schicksal der Armee. Er soll in so heftiger Aufregung dem Sturm auf Ghasni zugesehen haben, daß er nach dem Resultate des Kampfes in Thränen ausbrach; und gewiß, man kann sich die Spannung bei einem greisen Krieger schon aus dem Grunde erklären, weil, abgesehen von den Folgen der Erstürmung Ghasnis, diese Thatsache selbst mehr von einer Art Kunststück abhing als von einer strategetischen Operation. «Blackwood's magazine» fragt mit vollem Rechte: «Wie, wenn das Pulver versagt hätte?» Und selbst wenn das Pulver nicht versagte, so war doch der Sturm in den Straßen von Ghasni und die Einnahme der Citadelle die gewagteste Unternehmung." 123.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 362. —— 27. December 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 361.)

75. Dichtungen von F. A. Suder. Berlin, Simion. 1842. 8. 15 Ngr.

Ohne weiteres würden wir vorliegende Suderei für Sudelei erklären, wenn nicht ein paar lyrische Glanzpunkte auf dem befleckten Papier schimmerten, und nicht hier und da der Schatten epischen Talents vorüberschwebte. Am Schlusse wird eine von Marmontel erzählte bekannte Anekdote in dramatischer Form behandelt; aber im Epischen, Lyrischen und Dramatischen bekundet sich schülerhaftes Beginnen.

76. Stubbenkammer. Von Heinrich Boltze. Brandenburg, Müller. 1843. 12. 10 Ngr.

Ein Büchlein in winzigster Duodezform; aber die darin erzählte Sage von der Insel Rügen kündet ein ansprechendes episches Talent an, und wer gute Augen hat, wird mit Vergnügen darin lesen.

77. Goethe und Gretchen. Sonette von J. C. Braun. Siegen, Friedrich. 1843. Gr. 16. 5 Ngr.

Ausspinnung einer Episode aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" in 20 Sonetten; eine poetische Kleinigkeit, aber in wärmster Verehrung für den deutschen Dichterfürsten niedergeschrieben.

78. Gedichte von Friedrich Hofmann. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1842. 8. 6½ Ngr.

Wiederum der Bettel von der Poesie ins Schlepptau genommen; denn der Gesammterlös soll eine Christbescherung für arme Kinder in Koburg und Hildburghausen veranlassen. Gewiß ist der Verf. froh gewesen, eine Veranlassung zu haben, die im Pulte ruhende poetische Waare bei dieser Gelegenheit vom Stapel laufen zu lassen. Glücklicherweise wird der menschenfreundliche Leser nicht ganz betrogen; die Gedichte sind mehr werth als 24 Kreuzer. Der Verf. beobachtet mit gesundem, oft sogar scharfem Auge, seine Reflexionen sind alle lesbar, und er offenbart auf allen 47 Blattseiten eine heitere Jugendkraft, die jedoch hin und wieder an Hypersthenie laborirt.

79. Dichtungen von Berengarius Ivo. Innsbruck, Wagner. 1843. 16. 26¼ Ngr.

Gleich einem goldfarbenen Faden zieht sich durch das Büchlein dieses Pseudonymus das hehre Gefühl der Vaterlands- und Heimatsliebe. Mit Leib und Seele ist er Tiroler, und sagt von sich und seinen Landsleuten:

> Alpenkraft säugte
> Uns an deiner Brust.
> Stärke im Leiden,
> Muth im Kampfe
> Ein Männerherz,
> Ein Strahl des Göttlichen
> Ward uns zu Theil.

Wirklich durchzuckt ein Strahl des Göttlichen auch dieses Talent, welches sich in dreifacher Richtung, im Lyrischen, Epischen und Dramatischen versucht. So wenige Ausstellungen die Kritik an den lyrischen Gaben machen kann, so wird doch im Erzählenden, namentlich in der vaterländischen Erzählung „Die Schützenbraut" mehr geleistet, wie uns denn auch dieses Stück ein Zeit- und Sittengemälde aus den Tagen des Aufstandes der Tiroler unter Hofer gegen Napoleon liefert. Die Irländischen Melodien nach Thomas Moore sind glückliche Nachbildungen, deren Euphonie dem Ohre schmeichelt. Das Drama ist ein Mysterium, „Himmel und Erde", englischen Mustern nachgebildet. Man kennt ja das wol! Die kleinen Typen, obwol schwarz und scharf, verbieten alten Leuten die Lecture des sonst anständig im Äußern auftretenden Duodezbüchleins.

80. Oliver Goldsmith's Gedichte deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, Fest. 1843. 8. 20 Ngr.

Im Äußern dem vorigen ähnlich, bringt uns das Büchlein in gefälligem Deutsch die lyrischen Gedichte eines bekannten englischen Autors, den der moderne Geschmack bis heute noch nicht antiquirt hat. „Das verlassene Dörfchen" möchte das gelungenste sein.

81. Kaslow, Puschkin, Lermontow. Eine Sammlung aus ihren Gedichten. Aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, Kollmann. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Ob der Herausgeber dieser kleinen Sammlung ein treuer Übersetzer sei, wagt Ref. bei seiner Unkunde des russischen Idioms nicht zu bestimmen; daß man es aber den ausgewählten Stücken ansieht und anhört, daß sie übersetzt sind, mit andern Worten, daß es ihm an sprachlicher Gewandtheit fehlt, das ist ganz gewiß. Mehre hier vorkommende schwerfällige Rhythmen ließen sich durch zwei Federstriche in wohlklingende umwandeln, und wenn ein kritisches Referat und die Correctur eines Schulexercitiums gleich wäre, so würde es auch Ref. corrigiren. Die beiden ersten Nummern von Kaslow „Der Mönch" und „Die Fürstin Dolgorucki" haben uns mit Ausnahme einiger Stellen ziemlich kalt gelassen, während wir in Lermontow eine reichbegabte Dichternatur kennen gelernt haben. In seinem „Tscherkessenknaben", einem sentimentalen Nachtstück mit kaukasischer Scenerie, lesen wir die anziehendsten Naturschilderungen (z. B. S. 98). Kaslow und Lermontow haben Beide eine objective Richtung; des berühmten Alexander Puschkin Lyrik dagegen ist echt und probehaltig. Geben wir ein Blättchen aus seinem Nachlasse, „Wiedergeburt":

> Ein nicht'ger Künstler malt mit schwacher Hand
> Den Grund auf eines großen Meisters Bild;
> Doch form- und sinnlos, ohne Regeln, fällt
> Des Pinsels matter Strich die Leinewand.

Die fremde Farbe fällt im Lauf der Zeit
Wie Schuppen von der glänzenden Gestalt,
Und des Genies erhab'ne Schöpfung strahlt
Von neuem vor in alter Herrlichkeit.

So aus der unruhvollen Seele fleucht
Der Irrthum und des Nebels Schleier reißt,
Und ein Gebild erschließt sich neu dem Geist,
Das von den ersten reinen Tagen zeugt.

Was nun die der Sammlung angehängten Originaldichtungen des Übersetzers betrifft, so bietet er darin mehr, als sich aus der Eigenthümlichkeit der vorhergegebenen Übertragungen erwarten läßt. Mit einer reichen, markigen Phantasie begabt, meißelt er aus den Marmorblöcken seiner Stoffe so plastische Hautreliefs, daß sie des Beschauers Hand zum Betasten reizen, und sie erhalten eine anziehende Eigenthümlichkeit durch den Geist, den er aus seinen nordischen Vorbildern eingesogen zu haben scheint:

Im schatt'gen Hain, auf blumigem Gefilde,
Blüh'n hier aufs neu der Mythenwelt Gebilde,
Was Griechenland und Rom an Göttern zählt,
Der Russen alt' und neue Schäferwelt,
Soldaten, Bauern, Türken und Chinesen,
Schlankleibige und krüppelhafte Wesen,
Minerventempel, Pavillons und Kähne,
Chinesenhäuschen, Schafe, Lamas, Schwäne,
Zigeunerzelte, duftende Alleen,
Sieht man hier liegen, schwimmen, blühen, stehen.

Freilich müssen wir aber auch noch die folgenden Worte mit anfügen:

Doch Alles trägt unkünstlerischen Stempel:
Das ist, beim Zeus, hier kein Minerventempel!

Ist es jedoch auch kein Minerventempel, was hier aufgebaut ward, so ist es doch ein artiges nordisches Landhaus, welches durch seine äußern Zierathen dem Auge des Beschauers gefallen wird. Schade, daß sich in „Olga's Grab" eine Stelle findet, die uns ein Lächeln abgenöthigt hat, indem der Sänger die Grabesschläferin Olga in einer der Strophen also apostrophirt: „Und du, der'n Beine hier vergraben modern" u. s. w.

82. Lebensbilder von Franz Huber. I. Flensburg, Bünsow. 1843. 8. 22½ Ngr.

Vorliegende Gedichte sind, trotz eines kunstvollen Doppel-Akrostichon zur vierhundertjährigen Feier der Buchdruckerkunst (S. 83), trotz der mancherlei Wort- und Reimspielereien, trotz der Behandlung der Zeitthemen, trotz aller kurzweiligen Schwänke, Anekdoten, Einfälle, Charaden, Räthsel nichts als gereimte, rhythmisirte Prosa, die dem Verf. keinen andern Lohn einbringen wird als das Vergnügen, welches er beim Bilden und Schaffen derselben unbezweifelt empfunden haben wird. Lebensbilder nennt er sie, weil sie den drangvollen sowie den sonnighellen Eindrücken einer bewegten Pilgerfahrt ihr Dasein verdanken. Die mystische I auf dem Titelblatte scheint seine Freunde mit angenehmer Hoffnung auf eine neue Bilderausstellung erfüllen zu sollen, aber andern Lesern erscheint sie als drohende Hieroglyphe.

83. Gedichte von Heinrich Schulze. Leipzig, Theile. 1843. 8. 25 Ngr.

Schade, daß das brauchbare Buch vom Verleger mit dünnem, grauen Papier ausgestattet ist; der Geist desselben ist viel besser als sein Rock. Freilich finden wir hier die Poesie in einseitiger Richtung; denn die dem Verf. von den Göttern angewiesene Domaine im Reiche der Musen ist die Gelegenheit, das Casuelle im Menschenleben, die Freude und das Leid, wie es wechselnd in unsere häuslichen, bürgerlichen und religiösen Verhältnisse fällt. Die übrigen Lyriker und ein großer Theil des Publicums pflegen mit einer gewissen mitleidigen Vornehmheit auf Diejenigen zu schauen, denen eine solche Domaine zu verwalten vom Himmel angewiesen ist; aber gewiß mit Unrecht, wenn sie so geschickt verwaltet wird, wie wir hier wahrnehmen. Überdies will Hr. H. Schulze durchaus nichts weiter sein als harmloser Gelegenheitsdichter; um den chemischen Proceß, in welchem heute unser deutsches Vaterland gährt, will er sich gar nicht bekümmern und es Andern überlassen, dem Rococozopfe der Zeit die krankhaften Theile abzuschneiden; einfach und schmucklos gibt er, was seinem Herzen entsteigt, und bietet Unbefangenen den kleinen Blumenstrauß seiner Lieder. Er rangirt sie nämlich unter die verschiedenen Namen der Kinder Florens. Wir finden „Lilien", worunter auch religiöse Klänge; „Maiglöckchen", die uns Frühlingslieder bringen; „Vergißmeinnicht", wo wir Stammbuchsversen, Polterabends- und Hochzeitliedern begegnen; „Feldblumen", die er besser Adonis-Röschen genannt haben würde; „Knabenkraut", oder Erinnerungen aus der Kindheit; „Wintergrün", oder Lieder in des Jahres Schlummerzeit gesungen; „Zaunreben", die sich um das sociale Leben ranken; „Rosen", wo der Inhalt sich von selbst erklärt; „Brennesseln", die zwar die Haut etwas roth peitschen, aber doch nicht giftig sind; „Feststräuße", und zwar zwei Stück, wo er sich ganz seinem Talente hingibt, und wo Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Gatte und Freund, Lehrer und Fürst ihren Decem erhalten. Unter der Benennung „Erdrauch" erhalten wir einen Paramythos in ungebundener Rede zur Vermittelung des Streits der Neptunisten und Vulcanisten; „Eichenlaub" bietet patriotische Lieder, und endlich pflanzt er „Cypressen" um die Male berühmter Todten, und das Alles gibt er größtentheils in jambischen und trochäischen Rhythmen, einfach, herzlich, ohne die stereotypen Phrasen und den Reminiscenzenkram der gewöhnlichen Gelegenheitsdichter, sodaß das Buch vollkommen geeignet ist, einem Poeten, der Fait von der Gelegenheitspoeterei macht, eine Fülle neuer und passender Ideen zu geben. Letztgenannten Herren empfehlen wir das auch nicht sehr theure Buch besonders mit voller Seele.

84. Phantasien und Gedichte, mit einem Anhange humoristischer Lieder. Von Paul Zierlein. Berlin, Eyssenhardt. 1844. Gr. 16. 15 Ngr.

Dieses der Frau Baronin Bettina von Arnim „mit aller Hochschätzung" dedicirte Duodez-Opusculum bietet zunächst in ungebundener Rede, obwol ohne den hebräischen Parallelismus, rhapsodische Phantasieergüsse, die dem Hohen Liede im Alten Testament nachgebildet sind, und die wir allen sentimentalen Verlobten unserer Zeit hiermit bestens anempfehlen. Ein Gleiches thun wir hinsichtlich der 16 erotischen Sonette, die in venetianischer Gebehrdung jenen orientalischen Klängen sich anschließen. Auch in den „Vermischten Gedichten" schwimmt der Liebeston oben auf; doch hängt der Verf. in dem paphischen Myrtenhain, den er hier pflanzt, die Harfe David's (S. 62) höchst unpassend auf, und das Kreuz auf Golgatha (S. 65) macht durch den grellen Contrast einen widrigen Eindruck auf das Gemüth. Des Büchleins vierter Theil ist humoristischer Natur, und wir meinen, Frau Bettina müsse an den hier gesungenen Teufelsliedern ein besonderes Wohlgefallen haben. Hören wir eins derselben, „Der Hofmann":

Der Teufel machte sich den Spaß
Und schwamm als Hering übers Meer,
Dieweil er gern ein Hofmann wär',
War er ein Hering erst.

Die Fischer an dem dürren Strand,
Die hatten ihn auch bald im Kauf,
Und reihten ihn ans Schnürchen auf
Und hingen ihn in Schmok.

Und als er wieder außen kam,
Da war er Bückling wunderbar,
War wie ein Hofmann ganz und gar
Ein Bückling, and'rer Haut.

Er glänzte blau und roth und grau —
Da fühlte sich der Teufel groß,
Da hört er, wie man Zwölfe blos
Für einen Groschen kauft.

Da sprang er aus der Bücklingshaut
Und wurde fast vor Ärger weiß;
Für einen solchen schlechten Preis
Wollt' er nicht Hofmann sein.

85. Fata Morgana. Dichtungen von Gustav Bernhard. Leipzig, Goetz. 1843. 8. 22½ Ngr.

Wol selten hat ein Sterblicher das Glück,
Der aufschaut zu dem hohen Himmelszelt,
Daß oben seinem tief entzückten Blick
Erschiene eine hell verklärte Welt;
Es strahlte die Fata Morgana nur
Erles'nen Glücklichen an Himmelshöh'n,
Millionen aber mußten untergehn
Und sahen nie dies Prachtspiel der Natur.

So lesen wir S. 29, und stimmen bei. Hrn. Gustav Bernhard indessen, einem uns bis heute unbekannt gebliebenen jungen Sänger, ist durch die Gunst gewogener Götter dieses Glück zu Theil geworden; er hat die Fata Morgana am Phantasiehimmel seines innern Lebens erblickt. Freilich mögen wir nicht in Abrede stellen, daß er die Bilder hier und da in Folge eines optischen Betrugs nachmalt und daß seine Anschauungen oft in keinem realen Grund und Boden wurzeln, sondern in unklaren Umrissen zwischen Meer und Himmel flattern und schwanken wie jene Lufterscheinung selbst, nach welcher er sein Buch betitelt. Aber diese Anschauungen sind doch so originell, seine Hand macht so sichere und markige Pinselstriche, und er selbst scheint von der Wahrheit der geschilderten Gegenstände so überzeugt zu sein, daß wir uns nicht abgeneigt fühlen, ihm durch das kritische Forum dieser Blätter ein Dichter-Adelsdiplom auszufertigen und demselben das entsprechende Wappen, in des Beifalls silberner Kapsel verschlossen, anzufügen. Sollte nun dieses Wappen heraldisch richtig und in entsprechender Beziehung auf die poetische Individualität des jungen Nobilitirten gewählt werden, so würden wir einen Caduceus in ultramarinblauem Felde vorschlagen. Denn ein Hauptbild dieser Fata morgana ist Hermes, der muntere Gott des Handels. Es hebt sich hier

ein Gott, der Handelsgeist empor,
Ihm scholl die Welt im lauten Jubelklange,
Und Reichthum quillt aus seiner Hand hervor;
Es grüßen sich bei bunten Völkerfesten
In schnellgeschloss'nem Bunde Ost und Westen;
Der Süden schickt dem Norden Frucht und Blüten,
Und Nordens Fleiß arbeitet für den Süden.
Die Räder rollen und die Wellen rauschen,
Weil Nationen ihre Schätze tauschen.
Der Handelsgott schafft die Behaglichkeit
Und schnell befriedigt er der Wünsche Heer,
Kühn zieht er durch die Länder fern und weit,
Kein Berg ist ihm zu hoch, zu wild kein Meer;
Den Mangel gleicht er gern mit Fülle aus,
Liebt Freiheit und ist überall zu Haus,
Er fleucht — wie einst gesandt vom Jupiter —
Als munt'rer Götterbote rasch umher,
Die jugendlichen Schwingen regt er kräftig,
Und ist bei Tag und ist bei Nacht geschäftig,
Und Volksglück blüht beim Glühen seines Kusses
Im Reize tausendfältigen Genusses.

Die mitgetheilte Probe ist der ersten Nummer entnommen, und muß zur Lecture des Ganzen wol einladen. Nicht weniger beachtenswerth sind wirklich die übrigen 14 Nummern. In den „Erinnerungen an Columbus" wird das Auge auf das heutige Amerika hingerichtet; doch auch dieses Erdtheils Vorzeit wird berücksichtigt. So lesen wir (S. 15) eine anziehende, kräftige Schilderung der „Bekehrungswuth" der ersten Entdecker:

Alljedem wies sie ihre Drachenzähne,
Der blindlings nicht bei ihrem Altar schwur,
Und würgte, eine grimmige Hyäne,
Die unschuldvollen Kinder der Natur.
Zur Seite stand ihr eine Dienerin,
Sie übertraf noch die Gebieterin,
Und ward der Menschheit gift'ger Skorpion,
Ein weiblicher Vampyr — Mordbrennerei —
Dies war die heil'ge Inquisition.
Sie war von je gefühllos, maulwurfsblind,
Des Teufels und der Pfaffheit Hurenkind:
Die zarten Bande frommer Christenliebe
Verdrehte sie zu einem Galgenseil,
Des freien Denkens junge Blütentriebe
Hieb sie herab mit einem Henkerbeil,
Und christliches Erbarmen, Mitleidsjammern,
Das lehrte sie in ihren Folterkammern.

In „Ritterthum und Kaufmannschaft" zeichnet sich eine frische Darstellung unserer Gegenwart, in die ein Encomium des blühenden Sachsenlandes gewebt ist, vortheilhaft aus. Wie glücklich ist der Gedanke in Nr. IV „Venedig", das Meer habe zwei himmlisch große Träume gehabt, indem es einmal die Anadyomene, und das andere Mal sein Lieblingskind, die königliche Fee Venetia aus seinem Schaum geboren habe. Ein ebenso reges buntes Leben wie in „Venedig" wird uns in einem Bilde aus dem englisch-indischen Handelsleben in großartiger Scenerie entfaltet: „Die Messe zu Hurdwar in Ostindien". In „London" (Nr. VI) legt der Dichter dem gegenwärtigen Glanze dieser Weltstadt die Folie der wichtigsten historischen Momente der Vorzeit unter. „Gold und Eisen" (Nr. VII) ist ihm Hand und Fuß des Handels. „Hamburg" wird über London und Venedig nicht vergessen, obwol es uns bedünken will, als male er hier nicht so con amore. Unter Nr. IX redet er einen Dichter der Neuzeit also an:

Du hast das ferne Hindostan gesehen,
Du blicktest nach dem Hai im Meeresgrund,
Du sogst die Luft auf Himalajas Höhen,
Dir brauste des Niag'ras Flut zum Schlund,
Der Hekla sah an seinem Fuß dich stehen,
Du schlossest mit Kaziken Freundschaftsbund,
Du hingst an Norwegs eis'gen Felsenriffen
Und schwanktest in Neuseelands lecken Schiffen.

Im Land Bengalen jagtest du den Tiger,
Mit Müh entrannst du der Hyäne Wuth,
Du fischtest gold'ne Körner in dem Niger,
Bunt schmückten Negerinnen deinen Hut,
Im Schachspiel wardst du manches Pascha Sieger,
Und fühltest für des Harems Schönen Glut,
Du starbst vor Durst fast in Arabiens Wüsten,
Und schwelgtest an Westindiens Blütenküsten.

In der That scheint sich aus der Lecture mehrer Nummern zu ergeben, daß Ferdinand Freiligrath ihm Muster und Vorbild sei; doch erreicht er weder hinsichtlich der Reimkunst noch der Gewalt über die Sprache sein Vorbild, obwol ein tüchtiges Streben nirgend zu verkennen ist. Das Gedicht „Der Schleichhändler" (Nr. XI) mögen wir als Zeit- und Sittenbild aus dem heutigen Leben, vielleicht an der sächsisch-böhmischen Grenze, betrachten; indessen ist die epische Darstellung darin minder anziehend als die Reflexion am Schlusse des Stücks. Trotz der größtentheils kurzen Metren in Nr. XII: „Wechsel, Handel und Wandel der Jahr- und Tagszeiten", kann eine gewisse unerfreuliche Breite aus dem Stücke nicht verbannt werden. „Der Handel ist zerrissen" (Nr. XIII) malt uns des jungen Dichters innern Kampf mit frischen Farben. Dagegen finden wir die „Liebeshändel" unter Nr. XIV: „Der Handel ist geschlossen", echt lyrisch, vorzugsweise das sinnige Lied mit der Überschrift: „Was ist das Herz?" welches wir gern mittheilten, wenn der Raum es hier gestattete. Geschlossen werden die Fata Morgana mit jenem mystischen Sela, welches David, der königliche Sänger, hin und wieder an den

Schluß seiner Hymnen und Tempelgesänge setzt, und welches gelehrte Ausleger der Schrift entweder für ein Ritornell halten, welches von den Tempelinstrumenten allein ausgeführt wurde, und wobei die Sänger pausirten, oder für ein Füllwort, auf welcher der Sänger eine Cadenz machte. Auch Ref. sei es gestattet, am Schlusse dieser Anzeige, mit gütiger Erlaubniß seiner kritischen Collegen in Süd- und Ostdeutschland, zu sagen: Kommt, leset die Fata Morgana; sie wurden gemalt von einem angehenden Dichter; Sela.

(Die Fortsetzung folgt.)

Animadversiones in rem academicam Lipsiensem.

Zufolge der Bulle, durch welche der Papst Alexander 1409 d. d. 9. Sept. zu Pisa die Universität Leipzig bestätigte, sollten Diejenigen, „welche die Freiheit zu lehren und Andern zu lesen, oder den gradum Magisterii, Doctoratus oder Baccalaureatus zu erlangen suchten, durch Magistros oder Doctores jeder Facultät, welche zum Examiniren bestimmt, dem zur Zeit lebenden Bischofe in Merseburg vorgestellet werden". Er hatte die Pflicht auf sich, diese „Candidatos nach der Art und Weise, welche bei dergleichen Dingen auf andern Akademien beobachtet wird, umsonst, ohne einige Affecten oder Zeitverlust" (*gratis*, pure, libere et sincere, omni dolo, fraude, livore et difficultate cessantibus) zu examiniren. Die, welche er für tüchtig befand, hatten eo ipso die Lehrfreiheit und den Titel; sie konnten „sowol in dieser Stadt als auf andern Akademien lesen und dociren!"*) Indessen das Wort gratis bekam bald eine andere Bedeutung. Es wurde aus dem Adverbium ein Adjectivum. Man verlieh den Titel, die Würden, die Rechte der Akademie nicht mehr gratis, sondern den gratis, d. h. solchen, welche den Seckel gehörig aufthun konnten; denn schon der Chronist Schneider führt zur Erklärung, wie die leipziger Magistri zum Theil mit 12 meißner Gülden haben leben können, unter Anderm auch an, daß sie „aus den Depositionibus, Examinibus und Promotionibus ein ziemlich Stück Geld gezogen, von welchem sie nach damaliger Zeit galant und plaisirlich leben können" u. s. w. Man möchte fragen, wie es gekommen sei, daß der päpstlichen Bulle so offenbar zuwidergehandelt wurde? Die Antwort darauf scheint nicht schwer. Zuerst lag in der Bulle schon ein Widerspruch. Sie räumte dem Bischof zu Merseburg das Recht wie die Pflicht ein, gratis zu examiniren und zu promoviren. Aber unmittelbar vorher bestimmte sie auch, daß Diejenigen, welche zu promoviren würdig wären, dem Bischofe durch Magistros oder Doctores jeder Facultät, welche „zum Examiniren bestimmt (in qua facultate examinatio fuerit facienda) vorgestellet werden sollten". Hier war vom Adverbium „gratis" keine Rede. Der Bischof hatte eigentlich nur sein Ita sit! den Candidaten zu geben, welche bereits würdig gefunden waren. Ihn, als einen hohen geistlichen Herrn, durfte man nicht in den Fall bringen, von einem unwissenden Schächer behelligt zu werden. Jede Facultät hatte also das eigentliche Examen. Allerdings wäre nun noch die Promotion dem Bischofe als Cancellarius der Akademie übrig geblieben, denn als solcher war er durch die genannte päpstliche Urkunde ebenfalls ausdrücklich ernannt; allein der geistliche Fürst hatte zu viel zu thun; er schaffte sich auch diese Arbeit vom Halse und ernannte gleich nach der Stiftung der Universität einen Prokanzler, der bald der Rector, bald der Dekan der Facultät war und bald lebenslänglich bald für eine bestimmte Zeit die Würde bekleidete. Bereits 1542 befahl daher der Kurfürst Moritz, den gesonderten doppelten Act, zufolge dessen in der philosophischen Facultät erst Einer nur Licentiat und dann später Doctor und Magister wurde, wegen der dadurch gestiegenen Kosten auf einen Tag zu beschränken.

*) Die Bulle steht Lateinisch und in einer Übersetzung in Lehms' „Historischer Beschreibung der weltberühmten Universität Leipzig u. s. w" (Leipzig 1710). Lehms (gest zu Darmstadt 1717) war ein unter dem Namen Pollidor bekannter Romanschriftsteller seiner Zeit, und nach dem Abgange aus Leipzig Bibliothekar in Darmstadt. (Vergl. Guden's „Chronologische Tabellen der deutschen Sprache und Nationalliteratur", 1831.)

Die größte Besoldung, welche in den ersten Zeiten nach Gründung der Universität in Leipzig ein Professor zog, war 60 Gülden meißner Währung. Die meisten hatten nur 30 und 12 solche Gülden. Indessen die Preise der Lebensmittel waren sehr niedrig; alle Lehrer lebten unverheirathet, mit den Studenten gemeinschaftlich den Tisch theilend, welcher ihnen wöchentlich kaum 7 Groschen kostete, „die jetzo manchem Studenten wohl auf eine Mahlzeit aufgehen" — bemerkt Schneider in seiner „Chronik" (S. 284). Außerdem bezogen sie an indirecten Einkünften nicht blos jene Examinations- und Promotionsgebühren, die sie sich per fas et nefas anzueignen gewußt hatten, sondern gewannen auch viel durch das Honorar für Vorlesungen. Unentgeltlich ward gar nicht gelesen. Sogenannte, von der Facultät geordnete Taxatores bestimmten bis 1502 am Ende des halben Jahres, wo der Cursus zu Ende ging, wie viel von jedem Zuhörer zu erlegen sei. Viele verdienten als „Resumptores lectionum publicarum". Sie repetirten mit den Studirenden, was in den Vorlesungen gelehrt worden war.

Am dürftigsten war lange Zeit die medicinische Facultät bestellt. Eine Apotheke kam zwar mit den Magistris an, welche aus Prag einwanderten; aber erst 1415 oder nach Andern 1438 wurde die Facultät förmlich, obschon immer sehr dürftig, nämlich nur mit zwei Lehrerstellen, der Pathologie und Therapie, constituirt. Eine dritte Professur, die der Physiologie, kam erst 93 Jahre darauf hinzu, als ein reicher unbeweibter Arzt, Konrad Tockler aus Nürnberg, ohne ein Testament gemacht zu haben, starb. Der Rath wollte sich die Erbschaft anmaßen, die Universität opponirte mit Recht, denn er war 1512 Rector gewesen, der Herzog Georg stimmte ihr bei und war weise genug, den Ertrag zur Begründung des genannten Lehrstuhls anzuwenden, sowie die zwei schon vorhandenen besser zu dotiren (1531). Damit aber doch der Rath auch nicht ganz leer ausging, wurde dem neuen Professor zur Pflicht gemacht, „eingebunden und befohlen", ob „irgend einer und der andere unter den armen Franzosen (d. h. syphilitischen Kranken), so in derselbigen Hospital seyn, oder hinfürder kommen werden, ihn um Rath zu ihrer Krankheit anlanget, daß er ihnen denselben soll vergebens (d. h. gratis, ohne Entgelt) mitzutheilen verpflichtet seyn".

Merkwürdig ist die hohe Achtung, in welcher lange Zeit das Baccalaureat in der philosophischen Facultät gestanden hat. Viele von Adel, selbst junge Fürsten bewarben sich darum. Auch einen Fürsten von Anhalt finden wir unter ihnen. Die schon genannte Schrift von Lehms führt ein mehre Dreißig enthaltendes Verzeichniß aus den ersten hundert Jahren der Universität auf. Viele schon auf andern Universitäten promovirte Magistri und Baccalaurei kamen nach Leipzig und sparten weder Kosten noch Mühe, auch hier als solche aufgenommen zu werden. Die genannte Quelle, aus welcher wir diese Kleinigkeiten mittheilen, enthält noch zum Schlusse eine Menge Complimente und niedrige Schmeicheleien, die dem damaligen Beherrscher von Sachsen und dessen nächsten Erben gelten. Ob wol ein Gelehrter jetzt einem solchen sagen würde, daß er selbst von dem Himmel mit den Augen der Verwunderung und der innigsten Liebe betrachtet werde? Und dies sind noch sehr mäßige Ausdrücke. Die andern Complimente sind noch unerträglicher, besonders wenn man sich erinnert, wie es von 1710—63 in Sachsen zugegangen ist. Aber die Kriecherei war damals den Gelehrten so eigenthümlich wie häufig noch jetzt.

94.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 363. —— 28. December 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

86. Gedichte von Feodor Löwe. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Es ist uns schmerzlich zu denken, daß diese Lieder unbeachtet oder bald vergessen auf dem breiten Strome der belletristischen Tagsliteratur dahintreiben werden; denn wegen der Reinheit und Tiefe des Gemüths, dem sie entstammen, des Adels ihrer Gesinnung, der Frische ihrer Empfindung und wegen ihrer Vollendung in formeller und sprachlicher Hinsicht verdienen sie ein besseres Loos. Aber ihr Verf. selbst scheint ein trübe Ahnung davon zu haben, da er im letzten Liede zu ihnen sagt:

> Darf euch eben nicht verdrießen,
> Wenn der Sturm euch früh verweht,
> Wenn ihr in des Stromes Fließen
> Kaum beachtet untergeht.

Unbezweifelt meint er damit, daß bei der in unsern Tagen allgemein verbreiteten Fähigkeit, Verse zu machen und drucken zu lassen, und bei der Überfüllung des literarischen Bazars mit derlei Producten, seine eigenen Versuche nicht lange eine gesuchte und im Preise stehende Waare sein möchten. Der Bescheidene hat Recht. Dazu kommt nun aber, daß sie in den Ton der modernen Zeitsänger gar nicht mit einstimmen, worüber er sich ebenfalls im letzten Liede also ausspricht:

> Diese Zeit begehrt Gesänge,
> Klirrend wie der Waffen Erz,
> Und ihr seid nur leise Klänge,
> Reime nur auf Herz und Schmerz.

Schon unter diesen Reimen auf Herz und Schmerz, oder den Liebesliedern, gibt es süße, herzgewinnende Klänge, obwol die Wärme der Empfindung hin und wieder im allzu kühlen Hauche der Reflexion erlaut. Wundern müssen wir uns übrigens, wie ein Sänger von Hrn. Löwe's weicher Natur und Stimmung für das Weidwerk und seine Freuden so eingenommen sein kann. Ein „Halali" (S. 134) gibt freilich etwas ganz Anderes als die Schar der gewöhnlichen Hubertus-Söhne erwarten mag. In den epischen Nummern des zweiten hat Hr. Löwe das Gediegenste und Beachtenswertheste der ganzen Sammlung niedergelegt. Man lese „Serapis" (S. 83), „Clan Douglas" (S. 86), „Der Mönch" (S. 93), „Der gefangene Sänger" (S. 102), „Der sterbende Invalide" (S. 106) mit herrlicher Malerei, „Melancholie" (S. 110); doch für das Kronjuwel des ganzen frischen Liederkranzes erklären wir „Des Sultans Traum" (S. 78), welches im Extract mitzutheilen wir uns nicht entbrechen können:

> Der Sultan liegt im Arm der reizenden Sultane;
> Auf seines Barts Gelock streut flüsternd die Platane
> Die rothen Blüten hin; sein wildes Augenlicht,
> Ein ewig glüh'nder Brand, ruht still im Schlaf gefangen;
> Nur leise zuckt sein Mund, die Bräune seiner Wangen
> Erhebt des Turbans Schnee, der seine Stirn umflicht.

Da träumt ihm, er wandle im Schatten der Alleen und komme zu einem Kiosk, welcher der Sultanin zum Bade dient. Da hört er ein leises Flüstern, welches aus dem Innern des Pavillons dringt:

> Der Sultan faßt das Schloß, daß er den Weg sich bahne,
> Und öffnet den Kiosk, erblicket die Sultane
> Im Arm des Sklaven ruh'n, enthüllt der Glieder Pracht. —
> Sein schwarzes Auge stiert — gelähmt ist seine Zunge,
> Er beugt sich wie ein Leu, ausholend kühn zum Sprunge,
> Die Faust am Dolch gepreßt — da ist er aufgewacht.

Still schlummernd liegt die Treue neben ihm. Lange blickt er auf sie hin. Blutige Gedanken schwanken durch sein Hirn:

> Dem Sklaven ruft er schnell. Mit aufmerksamen Ohre
> Lauscht auf des Herrn Gebot des Harems Wacht, der Mohre,
> Und drücket in den Staub sein grinsend Angesicht.
> Und wie der Panther schlau zu täuschen die Gazelle
> Sich auf die Seite schleicht, und dann mit Blitzesschnelle
> Auf das unschuld'ge Thier aus dem Verstecke bricht:
>
> So schleicht der Sultan fort auf dichtverschlungnem Pfade,
> Der nach dem Meere führt, bis wo an dem Gestade
> Sein prangendes Serail sich weit ausdehnend streckt.
> Da bleibt er horchend stehn — und plötzlich hört er fallen
> Dumpfstöhnend es ins Meer — die Flut unwillig wallen,
> Die sich gleich wie im Zorn mit reichem Schaum bedeckt.
>
> Und düster lenkt er hin den Blick, den brennendheißen,
> Zur gier'gen Flut, bis sie in immer weitern Kreisen
> Sich wieder ruhig legt; dann tönt sein ernstes Wort:
> Ich habe schwer gestraft, doch also mußt's geschehen;
> Im Traume selbst will ich mein Weib nicht treulos sehen —
> Rauscht, dunkle Wellen, ihr ein ewig Grablied fort.

Ref. könnte es vor seinem kritischen Gewissen nicht verantworten, Freunde der Liederkunst auf so Ausgezeichnetes nicht aufmerksam gemacht zu haben. Viel des Schönen bietet auch das dritte Buch, und der Anhang: „Festspiel zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs Wilhelm von Würtemberg", hat sicher die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt.

87. Ephemeren, gesammelt von Felix Marius. Berlin, Besser. 1843. Gr. 12. 10 Ngr.

Es sind wirklich Ephemeren; wären aber vielleicht keine, gäb' es nicht heutzutage allzu viele Aspiranten nach dem Dichterlorber, von denen Einer den Andern, oft ohne daß er es weiß und will, in Schatten stellt. Der Ertrag ist zum Besten eines Kirchenbaus bestimmt.

88. Gedichte von Rudolf Johannsen. Leipzig, Einhorn. 1843. 8. 1 Thlr.

Es ist so viel Ansprechendes in den Leistungen dieses dänischen Musenjüngers, daß wir diese Gedichte nicht wohl in die Kategorie der Ephemeren stellen können. In den „Heimischen

Liedern" weht uns ein frischer jugendlicher Duft entgegen; doch hätten wir hier „Im Walde" (S. 14), ein verbrauchtes, Heine'sches Sujet weggewünscht. Unter „Fremdleben" versteht er Gedichte in objectiver Richtung; wir haben die Sachen mit demselben Vergnügen gelesen wie die, welche er unter dem Titel „Ungebundenes" gibt, worunter er nicht die sogenannte poetische Prosa, sondern reimlose Betrachtungen und Schilderungen versteht, in denen er sich weder an Rhythmus noch an Metrum streng bindet. Die Übersetzungen aus dem Dänischen der Dichter Paul Möller, Fr. Schaldemose, Ingemann, Paludan Möller, Storm und Andersen werden jeden Unbefangenen für diese nordischen Sänger einnehmen.

89. Gedichte von Ludwig Meyn. Kiel, Bünsow. 1843. 8. 15 Ngr.

sind, mit Ausnahme des letzten frischen Liedes, lauter allerliebste Jugendsünden.

90. Lyrische Gedichte von Gustav Lierow. Rostock, Leopold. 1842. 12. 1 Thlr.

In das Herz dieses wahrscheinlich auch noch jungen Sängers haben Frühling, Liebe und Schmerz ihren Einzug gehalten. Da verkehren die Drei miteinander, und die Resultate ihres Verkehrs sind in dem gefälligen Büchlein niedergelegt. Nur wolle man bei der Lecture Gabr. Seidl's Rath befolgen:

> Willst du mit Gedichten den Durst dir löschen,
> Fühlst bald, daß sie dir misbehagen;
> Man muß sie tropfenweis genießen,
> Mit Andacht, wie die Trinker sagen.

91. Gedichte von Wilhelm Wagner. Darmstadt, Jonghaus. 1843. Gr. 12. 20 Ngr.

Des Autors Name erscheint nicht zum ersten Male in diesen Blättern. Er erscheint hier wieder mit seinen anspruchlosen, für gemüthliche Familienkreise berechneten, nur dem heutigen Modegeschmack freilich nicht ganz entsprechenden Gedichten, die er gar zu gern dem Strome der Vergänglichkeit entreißen will, und wenn Der, nach seiner Theorie, ein Dichter ist,

> — — wer auf seine Weise
> Mit seinen Farben Lieb' und Schönheit malt,
> Wer Großes, Edles pflegt in seinem Kreise,
> Im Spiegel seines Liedes es widerstrahlt,
> Wer uns erquickt mit kräftigen Gedanken,
> Erheiterung dem kranken Herzen bringt,
> Erweitert unsers engen Lebens Schranken
> Und Blumen um die flücht'gen Tage schlingt —

dann ist auch Hr. W. Wagner ein Solcher, und wir mögen ihm Apollon's edles Reis nicht verweigern. Mag nun auch unsere Theorie in Bezug auf Poeterei anders lauten, und unsere Foderungen an den Dichter höher gespannt sein, wir wollen seine ihm selbst vindicirte Würde nicht antasten; nur zweifeln wir, daß er durch Zusammenstellung vorliegender Gedichte sie in unserer liederreichen Zeit den Wellen des Lethe entreißen werde; auch ist wol sein Traum, wegen derselben von späten Nachkommen noch geliebt und gepriesen zu werden, nichts weiter eben als ein Traum. Doch träume er immerhin, daß diese Lieder, die in ihrer lyrischen Gemüthlichkeit und sittlichen Integrität wirklich eine Saite des poetischen Volksgefühls berühren, im Hirtenthale wie im Salon von späten Enkeln gesungen sein werden — es ist eine gar schöne Sache um einen schönen Traum. Ein paar Nummern beginnen recht herzlich prosaisch. Die Übersetzungen aus dem Französischen des Alph. de Lamartine (dessen „Friedens-Marseillaise"), des Béranger und Victor Hugo lassen nichts zu wünschen übrig, und über die „Liszt-Manie", die vor zwei Jahren in Berlin am schrecklichsten grassirte, lesen wir S. 158 ein prächtiges Distichon, welches wir den Spalten unserer Blätter aufzwängen. Es lautet:

> Liszt, du herrlicher Liszt, du unvergeßlicher Meister,
> Du der Löwe des Tags und der Cäsar der Zeit,
> Doctor du der Musik und der Doppelgriffe Professor,
> Mann mit der geistreichen Hand und dem urkräftigen Daum,
> Mit dem Anschlag, großartig wie Thaten der Römer und Griechen,
> Mit dem Triller, genial wie der Goethe'sche Faust,
> Du ein Robert der Teufel, ein Masaniello der Freiheit
> Und ein Heil'ger, wenn dein Ave Maria ertönt,
> Liszt, dem Pesth und Berlin wie einem Könige huld'gen,
> Fingerbeflügelter Held, o, wie bist du so groß!
> Aber wir Andern wie klein, wie klein in der eig'nen Erniedr'gung!
> Wären wir größer, fürwahr, du wärst nimmer so groß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theodor Beza nach handschriftlichen Quellen dargestellt von Johann Wilhelm Baum. Erster Theil. Mit Beza's Bildniß. Leipzig, Weidmann. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ob aus der Geschichte vergangener Zeiten gelernt werden könne, wird von Vielen bezweifelt; Hegel soll gesagt haben, „aus der Geschichte lerne man, daß Niemand etwas aus ihr lernt." Trostlos genug für Historiker und auch für Biographen, die im engern Raume des Einzellebens menschliche Schicksale vorführen, wenn es sich so verhielte, wenn jede Darstellung des Gewesenen einer Predigt in der Wüste gliche. Zwar meint jede Gegenwart, sie sei klüger als die Vorzeit, jeder Sohn meistert den Vater, allein warum? Weil die eigene Erfahrung der fremden vorgezogen wird, weil man unter ähnlichen Umständen andere Erfahrungen zu machen hofft, und diese herbeizuführen sich eigenthümliche Gabe zutraut. Dergleichen ist denn auch sehr denkbar, und eine vollständige Wiederholung ganz desselben Fortgangs der Ereignisse nicht zu erwarten, indem Menschen und Zeiten wechseln; — eine Revolution von 1830 endigt nicht wie jene von 1789, ein Versuch zur protestantischen Kirchenunion im 19. Jahrhundert scheitert nicht wie im 16., und selbst die unveränderlichen Jesuiten sind heutigestags von ihren Vorfahren einigermaßen verschieden. Indeß darf diese Verschiedenheit des Gegenwärtigen und des Vergangenen nicht zu groß angenommen werden, wie Jene thun, die gewisse Vorgänge der Geschichte in unsern Zeiten für unmöglich halten; da vielmehr zu aller Zeit Alles möglich ist, und sowol Weissagungen der Furcht wie der Furchtlosigkeit trüglich erfunden werden. Eine solche Erwägung und Besinnung — wenn nichts weiter — wäre denn doch aus der Geschichte zu lernen.

Betrachten wie in diesem Sinne die vorliegende Lebensbeschreibung des Schweizerreformatoren, so ist der Unterschied seines Zeitalters und des unserigen unverkennbar. Damals frische Neigung zu humanistischen Studien, Losreißen von Scholastik und Papstthum, eifrige Anhänglichkeit für das Wort Gottes in unverfälschter Gestalt, Widerwillen gegen Sinnenprunk und dessen Anregung zur Andacht; jetzt Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen die alten Heiden, Gewogenheit für Spitzfindigkeit des Mittelalters und päpstliche Autorität, Umkleidung des göttlichen Worts mit philosophischer Speculation, Liebe äußerer Anregungen und Ceremonien für christliche Erbauung. War damals ein werdender Protestantismus flutend gegen römische Katholicität, so jetzt ein gewordener mit nachlassendem Eifer und eingetretener Ebbe. Wer in den schönen Dom von Lausanne tritt, wo Beza 10 Jahre lebte, und die nackten Pfeiler und Wände findet, muß sagen, hier sei stark reformirt worden, und als moderner Kunstfreund möchte er Gemälde und Bildwerke wünschen; dennoch ist theilweise die Reform noch weiter gegangen und Separatisten versammeln sich in einem Zimmer ohne Thurm und Altar. Wie aber bei Unähnlichkeit auch Ähnlichkeit nachzuweisen steht, so läßt sich in beiderlei Zeiten finden, was Cicero als Meinungshartnäckigkeit einigen Philosophen zuschreibt, und was als geistliche Herrschsucht den Theologen vorgeworfen zu werden pflegt. Vielleicht beruht die Ähnlichkeit auf dem gemeinschaftlichen Begriff einer christlichen Kirche und Kirchenzucht, wie die Unähnlichkeit auf dem Zustande einer kriegführenden und friedengenießenden Kirche; wo jene auf unsichtbare innere Gemeinschaft zurückgedrängt, diese hingegen in sichtbaren, äußern, losen Zusammenhang ausgeweitet wird.

Theodor Beza, geb. 1519, gestorben 1605, erlebte wie Wenige die ganze Entwickelung der Revolution des 16. Jahrhunderts, und Wenige haben, besonders unter den Völkern französischer Zunge, auf den Gang der Begebenheiten so bedeutend eingewirkt. Sein Biograph unternahm ein würdiges Werk und vertiefte sich in den handschriftlichen Schätzen von Strasburg, Zürch und Genf, wobei es keine geringe Aufgabe blieb, sich zu mäßigen und den Hauptgegenstand beständig im Auge zu behalten. Nach des Ref. Ermessen hat der Verf. seine Aufgabe glücklich gelöst, er gibt weder zu viel noch zu wenig, und seine Darstellung ist prunklos, edel, belebt und unparteiisch gehalten, wie es dem Historiker ziemt.

Zu Vezelay, einem alten Städtchen im jetzigen Nièvre-Departement ward Beza geboren, von adeligem Geschlecht, und kam früh nach Paris zu einem Oheim, der seiner schwächlichen Gesundheit Pflege angedeihen ließ. Zehn Jahre alt finden wir ihn im Hause Melchior Wollmar's, erst zu Orleans, dann zu Bourges, der die griechische Sprache lehrte und Zöglinge aus guten Familien aufnahm. Sieben Jahre blieb er dort, ward vertraut mit den griechischen und lateinischen Classikern — auch durch Wollmar mit der evangelischen Lehre, im Gegensatz zum Papstthum. Man hatte unter dem Schutze der damaligen Herzogin von Alençon und Berry, nachherigen Königin von Navarra, Margaretha, einige Sicherheit vor Verfolgungen, und Calvin, Konrad Geßner schlossen dort mit Beza Freundschaft. Wollmar indeß ging später nach Deutschland und Beza nach Orleans, um das Civilrecht zu studiren und sich zu einer Stelle in der Magistratur vorzubereiten. Im zwanzigsten Jahre kommt Beza als Licentiat des Rechts nach Paris und bleibt dort neun Jahre, im Besitz bedeutender Pfründen. Alles verläßt er dann aus Liebe zur evangelischen Wahrheit, verliert seine Güter, kommt nach Genf (1548), dann durch Calvin als Lehrer des Griechischen an der Schule nach Lausanne, welche Stelle er für eine andere in Genf bei der dort neuerrichteten Schule (1558) aufgibt. Mit der Erzählung dieses Wechsels schließt der erschienene erste Theil unserer Biographie, dem wir die baldige Nachfolge des zweiten wünschen.

Aus dem großen Reichthum des Einzelnen werde hier Weniges in enge Rahmen gefaßt. Zu Bourges predigten viele Geistliche mit großem Beifall Reinigung der Kirche. Als einer von ihnen auftrat, ließen die Barfüßermönche das Todtenamt singen. Sogleich schrie das Volk und die Studenten, stürzten ins Chor, warfen Bücher und Lesepulte um, die Priester mußten fliehen. Als das Vaterunser Französisch gebetet wurde, ohne Ave Maria, stand ein königlicher Procurator mitten in der Versammlung auf und betete letzteres laut. Da stürmten Alle auf ihn, die Weiber schreiend und schimpfend mit ihren Schemeln in den Händen, sodaß er mit Noth entkam. Die Predigt ging nun ruhig zu Ende, aber bald hielt der Inquisitor eine Gegenpredigt, und wie man ihn verspottete, ließ er mit Trompetenschall eine Predigt im Dom ankündigen, welcher jeder Hausherr bei Strafe von 10 Mark Silbers beiwohnen sollte. Obgleich er wie ein Rasender schrie, übertäubte ihn doch der Lärm der unwilligen Menge, und er mußte die Kanzel verlassen. Man sprach nun in der ganzen Stadt von der Trompetenpredigt. Inzwischen brachten die Mönche einen Studenten wirklich auf den Scheiterhaufen, doch half ihnen dies so wenig als künstliche Teufelsbeschwörungen und blutweinende Heiligenbilder.

Die Universität in Orleans war eine aristokratische, oft ganz demokratische Republik. Adelige genossen viele Privilegien, unter besonderer sehr nachsichtiger akademischer Gerichtsbarkeit. Schön geputzt mit einem an der vordern Seite hängenden Dolche, von Dienern begleitet, schritten sie durch die Straßen, tranken, rauften, selbst Mord und Todtschlag wurden nicht scharf geahndet. Die Studenten trennten sich in Nationen, Franzosen, Deutsche, Burgunder, Champagner ꝛc., gesetzlich anerkannt, feierten ihren Schutzheiligentag durch glänzende Aufzüge, hatten freigewählte Vorsteher, Oratoren, wobei gegenseitige Reibungen nicht fehlten. Beza gehörte zu den Burgundern und fand am Rechtsstudium wenig Geschmack, mehr am Ovid Catull und Tibull, und verliebte sich in die Nichte eines berühmten Professors, deren Tod er in Elegien besang.

In Paris herrschte italienische Sitte und Unsitte, Galanterie, ritterliche Pracht des Hofes, und daneben gab es heimliche nächtliche Zusammenkünfte der Bibelgläubigen, Ketzerverfolgung, eifrige Liebe der Philologie und der schönen Wissenschaften. Die Nationen waren noch bedeutender als auf andern Universitäten, ihre Reibungen häufiger und ernsthafter, die Wahl des jeweiligen Rectors lag meistens in ihrer Hand. Man ging mit Dolchen in die Hörsäle, führte Komödien und satirische Spiele auf, zog am Maitage bandenweise durch die Straßen, raufte, zog die Waffen, und nicht selten folgte Todtschlag; die Bürger hielten sich in ihren Wohnungen und klagten über das Verderben der Jugend und der Zeiten. Der zwanzigjährige Beza, voll Anstand und Manieren, als Schöngeist schon bekannt, witzig und classisch gebildet, im Besitz bedeutender Einkünfte, spielte seine Rolle, doch lag der Ernst im Hintergrunde, und er nährte den Gedanken, sobald er unabhängig sein würde, seinem Lehrer Wollmar nach Deutschland zu folgen. Der Vater sprach von des Sohnes brotlosen Phantasien und zwang ihn in die widerwärtige Rechtspraxis. Von Seiten der Universität wurden alle ketzerischen Schriften verboten, man forschte polizeilich nach den Verdächtigen, die theologische Facultät hatte amtlichen Bescheid gegeben über alle angefochtenen Artikel: „gegen einige allzunaseweise Geister, welche heutzutage nichts mehr glauben wollen, es sei denn gründlich bewiesen.“ Dies machte den Schüler Wollmar's behutsam, der zwei Lutheraner verbrennen sah. Da ihm durch den Tod eines Bruders größere Einkünfte zufielen, nahm er sich vor, ein ausgezeichneter Humanist zu werden.

Hier nun trifft ihn böse Nachrede unsittlichen Lebenswandels, von seinen Feinden öfter wiederholt. Er selbst gesteht späterhin: als unerfahrener Jüngling, mit Gelde reichlich versehen, sei er in viele Gefahren gestürzt, besonders durch Lockungen der Wollust und des Ruhms. Um nicht von bösen Lüsten überwältigt zu werden, verlobte er sich heimlich mit Claude Desnoz, einem unbegüterten Mädchen, wovon nur einige Freunde wußten, und versprach in der nächsten Zukunft mit Hintansetzung aller Hindernisse öffentlich die Ehe zu bestätigen, auch bis dahin keine Weihen und Orden anzunehmen. Jetzt drängten ihn die Seinigen, er solle einen gewissen Stand ergreifen, und die Frau mahnte an das Versprechen; er steckte — nach seinem Ausdruck — im Schlamm. Da ergriff ihn eine schwere Krankheit, er verzweifelte an seinem Aufkommen und erneuerte sein Gelübde, sich offen zur wahren Kirche und Gottesverehrung zu bekennen. Als er genas, brach er alle Bande, die ihn bis dahin fesselten, verließ Vaterland, Aeltern, Freunde, und ging mit seiner Gattin nach Genf. In Frankreich verurtheilte man ihn zum Tode. Mit Recht findet der Biograph das Benehmen des Mannes nicht so verdammungswürdig, vielmehr in der Aufopferung einer günstigen Lebenslage und freiwilliger Verbannung für evangelische Wahrheit zeigt sich eine edle Stärke, die nicht Jeder unter ähnlichen Umständen zu beweisen im Stande sein möchte. Nur seinem spätern geistlichen Amte, dessen Züchtigkeit mit der weiblichen Zucht in einer gewissen Wahlverwandtschaft steht und sogar den Cölibat als etwas Werthvolles erscheinen läßt, entsprach keine heimliche Verlobung. Aber noch mehr, er ließ Gedichte drucken — unter dem Titel „Iuvenilia“ bekannt —, worin Candida gefeiert und der elegische Ton des Ovid, Catull angetroffen wird. Sie sind vor der schweren Krankheit geschrieben, und Beza bereute sehr ihre Herausgabe, obgleich sie den gelehrten Lesern allgemein gefielen. Seine Feinde hatten an ihnen gleichsam ein beglaubigtes Document, um dem Kirchenreformator sinnliche Ausschweifungen vorzuwerfen, und er konnte nicht wie Goethe mit dichterischer Selbstständigkeit gegen Verleumdungen auftreten und fragen: „Warum zürnet ihr, daß einst Properz mich begeistert?“

Calvin empfing den ehemaligen Mitschüler und Flüchtling mit großer Herzlichkeit, und nach manchem Plane für das Fortkommen der Ehegatten bot sich die erledigte Lehrstelle in Lau-

sanne, wo man zwar reformirt und Kirchengüter eingezogen, aber noch noch wenig für Unterricht und Schulen gesorgt hatte. Beza war ein großer Gewinn; er gestand vor den Collegen die Thorheit und den Fehler seiner veröffentlichten Gedichte, worauf alle erklärten, dies solle, als unter dem Papstthum geschehen, weder für sie noch für ihn ein Hinderniß sein. Der Ruf der Schule und die Zahl der Schüler stieg, Beza gab für die aus Frankreich in Lausanne zusammenströmenden Flüchtlinge, die „oft besser wußten, was sie nicht glauben und annehmen sollten und konnten, als was denn eigentlich der wahre christliche Glaube sei", faßlich erklärende Vorlesungen über das Neue Testament. Sein poetischer Hang ließ ihn die Psalmen übersetzen und biblische Geschichten dramatisch einkleiden. Selbst während der Pest, welche nach Lausanne kam (1551) und woran Beza selbst erkrankte, entstanden schöne Gedichte voll Glaubens und Gefühls.

An Streitigkeiten ist für reformirende Theologen kein Mangel. Hieronymus Bolsec, der in Paris die Kutte von sich gethan und nach Genf gekommen, verwarf die Lehre Calvin's von der Prädestination als Gottes unwürdig. Beza nahm sich der Lehre seines Freundes an und erklärte, „daß man hierin der Vernunft kein Urtheil gestatten könne". Züricher Theologen waren nicht ganz mit der Vertheidigung zufrieden, und Beza selbst rang mit der Härte des Dogma. Bolsec indeß ward verhaftet, aus Genf und dessen Gebiet verbannt, fand im Waadtlande Vertheidiger, und Beza erwartete völlige Auflösung der Kirche und Vereitelung einer gewünschten strengern Kirchendisciplin. Selbst die ausländischen Schüler waren schwer in Ordnung zu halten, und einige für Beza's Lehre begeisterte, welche in ihrem Vaterlande Frankreich sie verbreiten wollten, wurden zu Lyon ergriffen und trotz aller Verwendungen der schweizer Theologen und Regierung verbrannt. Ja was geschieht am eignen Leibe? Der Biograph erzählt es „mit schmerzhaftem Gefühle" — Servet läugnet in Schriften und mündlichen Bekenntnissen die altorthodore Dreieinigkeitslehre und wird auf Betrieb Calvin's bei Genf auf dem Platze Champel im Beisein und unter den Ermahnungen des Reformators Farel langsam zu Asche verbrannt, „um die Kirche Gottes von solcher Ansteckung zu reinigen und solch ein faules Glied von ihr abzuschneiden". Der Unglückliche erduldete die Strafe mit standhaftem Bekenntniß seines Glaubens im letzten Ausruf: „Jesus, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner!" Weder Unsittlichkeit in Lehre und Leben noch aufrührische Grundsätze waren ihm vorzuwerfen, er war ein „reiner Ketzer". Calvin suchte in einer Schrift zu beweisen, daß Ketzer mit dem Schwerte zu strafen seien, doch erschienen treffliche Gegenschriften mit Stellen aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und Calvin's eigenen Büchern; Beza vertheidigte seinen Freund und den Satz, daß „die Bestrafung der Häretiker der weltlichen Obrigkeit zukomme". Man möchte hierin, sagt der Biograph, den Einfluß des Rechtsstudiums erkennen, dem Beza wie Calvin sich früher gewidmet, und bemerkt zugleich, „wie viel Zeit und Kampf es gekostet hat, den Menschen, und besonders den Theologen, Grundsätze beizubringen, die wir jetzt für so allgemein ausgemacht halten, daß man es für thöricht erachten würde, darüber nur ein Wort zu verlieren". Wahr genug und glücklich die Zeiten, von denen solches zu sagen; allein der starre Begriff einer sichtbaren Kirche und ihrer alleinseligmachenden Lehre hängt wie ein Schwert des Damokles über den Häuptern der Gläubigen, und fährt er nieder in die Herzen, so verfinstert er Sinne und Verstand, und es lodern Scheiterhaufen so gut in Genf wie in Rom.

Beza hatte genug Gelegenheit, sich unglücklicher Brüder anzunehmen, die nach denselben Grundsätzen verfolgt wurden, welche Calvin und er vertheidigten. Die Waldenser in den piemontesischen Gebirgen hatten eine christliche Gemeinschaft ohne eigentlichen Priesterstand; von der Kirche getrennt, aber ohne gegen dieselbe förmlich zu protestiren, waren sie vergessen und schlossen sich jetzt an die Reformatoren und deren reine Lehre. In Piemont sollten französische Kriegsvölker die Ketzereien ausrotten, da Belehrung nicht hatte helfen wollen. Beza (mit Farel) ward als Gesandter zu den Schweizerregierungen um Fürsprache bei dem französischen Hofe geschickt und eignete sich ganz für diesen Auftrag; eine Gesandtschaft kam zu Stande, bewirkte aber nichts. Als späterhin die evangelische Gemeinde in Paris schwer gedrückt und Viele eingekerkert wurden, unternahm Beza eine zweite Gesandtschaftsreise nach Deutschland ebenso fruchtlos; denn viele der Gläubigen starben grausamen Mätyrertod, und Andere entkamen nur, weil die Mönche der Eingesperrten und ihrer erzwungenen Andacht überdrüssig waren.

Auf diesen Reisen besuchte Beza nicht allein seine theologischen Freunde in Bern und Zürich, sondern machte auch Bekanntschaft mit den lutherischen Geistlichen von Deutschland. Für die Aufhebung der Getrenntheit beider Confessionen sollte damals ein Religionsgespräch in Worms gehalten werden, und Beza wünschte sehr die Einigung zu befördern. In freundschaftlichen Unterredungen mit dem strasburger Doctor Marbach, dem hessischen Hofprediger Diller und Heshusius gewann Beza's Erläuterung der Lehre vom Abendmahle einige Gunst, und sie wünschten das Gesagte kurz schriftlich zusammengestellt, um es gehörigen Orts vorzulegen. Beza verstand sich hierzu und vermied mit vieler Kunst alles ihnen Anstößige, zugleich aber blieb die Art und Weise der Gegenwart Christi im Abendmahle unbestimmt. Mit großer Befriedigung erzählten die Reisenden nun nach ihrer Rückkehr in die Schweiz von der guten Aufnahme, welche sie allenthalben bei den Lutheranern gefunden, schwiegen aber von jener Erklärung, die wol im Allgemeinen nicht gegen das helvetische Bekenntniß lautete, aber doch durch Ausdrücke Anstoß bei den Zürichern erregen konnte, welche ohnehin solchen Verhandlungen wenig geneigt waren. Diller und Heshusius dagegen machten sogleich jene Erklärung bekannt und feierten gleichsam einen Triumph der Lutheraner über die Reformirten. Nun kamen die größten Vorwürfe von Zürich und Bern, daß Confessionen klar und deutlich sein müßten, besonders in den streitigen Punkten, daß Beza seinen Freunden die Sache verschwiegen, und dieser konnte nur seine Unklugheit eingestehen, und daß nicht sowol aus Vergeßlichkeit als nach überkluger Berathschlagung darüber nichts erwähnt worden, auch habe man nicht geglaubt, daß die Gegner Alles so schnell in die Welt ausstreuen würden. Weder ihm noch Calvin wollte es gelingen, den Unmuth der Andern zu dämpfen, und nur auf seiner zweiten Reise gelang es Beza, durch entschiedenes Eingeständniß des Fehlers brüderlich von den Zürichern zu scheiden. Auch jetzt noch machte er Vorschläge zum Colloquium, welches während der Zeit schon vereitelt worden, indem die magdeburger und jenaer Theologen voll Ingrimm von Worms abgereist waren. Beza fand dort nur Melanchthon, Brenz, Diller und einige Andere. In den Verhandlungen über eine Confession — um zu wissen, ob die bedrängten Pariser nicht christliche Brüder seien — wollte Beza klüglich den Katechismus Calvin's dafür angesehen wissen, mußte aber dennoch eine im Namen der französischen Kirche abgefaßte Erklärung überreichen. Melanchthon war damit zufrieden, und man schied von dem durch Alter, Zänkereien und den Tod seiner Frau gebeugten Mann mit inniger Theilnahme. Beza schöpfte neue Hoffnungen für die protestantische Union, allein die Züricher hatten kein volles Vertrauen zu ihm, und die Welschen, Lutheraner waren ihnen widerwärtig, und sie erwarteten wenig von einem Religionsgespräch, zumal da die Gegner auf ihrer Augsburgischen Confession bestanden. Um des Friedens willen durfte man nicht eine Hand breit von der Wahrheit abweichen. Alles zerschlug sich, und selbst in Lausanne entstanden Spaltungen über die Feier des Abendmahls und andere dogmatische Lehren.

So zeigt sich denn im Leben Beza's wie im ganzen 16. Jahrhundert ein herbes Festhalten an kirchlichen Glaubenssätzen und daraus erwachsendes Zerwürfniß, dem durch mildere und friedliche Denkart Einzelner nicht abgeholfen wird und welches bei lebhaftem Kriegsmuth Anderer und Gebrauch der weltlichen Staatsgewalt zu unmenschlichen Ketzerverfolgungen und Bluthochzeiten führt.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 364. —— 29. December 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

92. Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. Gedichte von Ritter Braun von Braunthal. Zweite Auflage. Dresden, Gilig. 1843. 12. 20 Ngr.

Bergen wir es uns nicht, ein Mann, der, wie Ritter Braun von Braunthal, sich so erhabene Begriffe von der Musenkunst bildet, der die Kamoene bezeichnet als „eine milde Priesterin der Ewigkeit, die an der Gottheit Hochaltare nur das Schöne und Wahre opfert", als eine

> Jungfrau mit dem Flammenmunde,
> Der ein Gott die Kraft verlieh,
> Kommend aus der Geister Bunde,
> Von dem Geist zu geben Kunde,

der ihr sein Athmen und Leben weiht, ohne sie nirgend Leben findet, ja der, um im dauernden Besitz ihrer Gunst zu bleiben, Alles, was die Menschen Freude nennen, willig hingeben, der an ihrer Hand altern und unter ihren Nektarküssen sterben will — ein solcher Mann von entschiedener Treue und Pietät verdient vor dem strengsten kritischen Forum ob seiner Gesinnung Beachtung und Werthschätzung. Doch ist auch die Kamoene nicht undankbar für so viel Treu und Liebe. Sie gießt ihm die Fülle ihrer Lieder in den Schoos; sie läßt ihm, wie das so viele Lieder bekunden, mehr als einen Blick in die geheime Werkstatt ihres Thums und Schaffens werfen, und selbst das Publicum mag sein Talent und seine Liebe nicht unbeachtet gelassen haben, sonst würden wir nicht auf dieses Buches Titelblatt lesen: „Zweite vermehrte Auflage."

Wenn wir nun aber solchergestalt der Wahrheit die Ehre geben, so soll damit nicht gesagt sein, es gäbe hier keine Ausstellungen zu machen, oder wir könnten hier ohne weiteres auf Grund vorliegender Leistungen dem Ritter seinen Platz unter den poetischen Notabilitäten der Jetztwelt anweisen. Ach nein, das können wir nicht; auch hier gibt es viel zu rügen — vor Allem den Mangel an Gedankenklarheit, worüber sich der Verf. selbst (S. 426) ausspricht:

> Ich bin ein Schiff in Meeresstille,
> Die Segel hängen schlaff herab,
> Die Sonne brennt darein, der Wille,
> Es müdet seine Glut mich ab;
> Das Steuerruder, der Gedanke,
> Zieht links und rechts das Schiff, das schwanke;
> Doch wie es so sich schaukelt auch,
> Still steht's, es fehlt der Himmelshauch —

und womit man das Wort, S. 163 ausgesprochen, verbinden wolle:

> Verse sind noch kein Gedicht,
> Meteore gleichen Sternen,
> Den Gedanken lernst du nicht,
> Magst du auch das Denken lernen;
> Stolzer, forsch' in deinem Geist,
> Ob er seinen Born dir weist.

Unbegreiflich ist es ferner, wenn er, den Werth und Reiz des Reims also anerkennend (S. 166):

> Es ist der Reim das Gängelband,
> Das sich die Muse selbst erfand,
> Den Menschengeist, der gern die Kreise
> Verläßt, zu halten im Geleise.
>
> Es ist der Reim des Geistes Spiel,
> Der Menschengeister lenken will;
> Die Reime sind die luft'gen Schranken
> Für die sich streitenden Gedanken.
>
> Es ist der Reim das Wiegenlied,
> Das sanft den Geist in Schlummer zieht,
> Daß er vollend' im Traumgefilde
> Die nachgedachten Tagsgebilde —

doch so auffallend gegen die Gesetze desselben sündigt, wie es z. B. (S. 5) geschehen, wo er Oden (was freilich eigentlich Odem heißen muß) auf bedrohten, würdig auf ebenbürtig, Liede auf Gemüthe u. s. w. reimt. Nicht minder finden sich Worthärten und unerlaubte Freiheiten, wie S'Mondschiff, S'Amazonenheer, Lyrscher Sprung u. s. w. Die von ihm gebrauchten Bilder sind nicht selten verdreht und verzeichnet, oder nehmen sich wie die ersten Versuche eines Lehrlings aus, was auch mit ganzen Stücken der Fall ist. Bei den Xenien sind nur sehr wenige Weizenkörner unter der Spreu, und die neue Art Distichen mit gereimten Jamben statt des sonst gebräuchlichen Pentameters sind keine glückliche Erfindung. Das Gelungenste findet sich unter den Reiseliedern. Wie schön ist da z. B. „Julia's Sarg", oder: „Immer weiter" (S. 233):

> Wie die Woge steigt und fällt,
> Geht's hinauf, hinunter;
> Grüß dich Gott, du liebe Welt,
> Ei, wie frisch und munter!
>
> Blauer Himmel rings umher,
> D'runter grüner Rasen;
> Hast du keinen Athem mehr,
> Lauter, Lenz, zu blasen?
>
> Laß den Tönen vollen Lauf,
> Erde zu erschüttern,
> Daß die Knospen springen auf,
> Und die Zweige zittern!
>
> Blase mir dein Lieblingslied,
> Weißt ja, was ich meine:
> „Ach, wie thut sich das Gemüth
> Auf im Sonnenscheine!"

Kurz: des Ritters Braun von Braunthal Parforceritte auf dem Hippogryphen zeigen uns den gewandten Reiter, der jedoch nicht immer im Stande ist, das muthige Thier überall im Zaum

zu halten, es aber bei treufortgesetztem Streben unfehlbar in seine Gewalt bekommen wird.

93. Nachtviolen. Sammlung vermischter Gedichte von F. A. Wurm. Straubing, Schorner. 1842. Gr. 12. 22½ Ngr.

Wie viel Mühe sich Hr. Dr. Wurm gibt, seinen „Nachtviolen" erquickenden Duft zu verleihen, — es gelingt ihm nicht, auch nicht durch die den Gedichten vorgesetzten Motti und Sentenzen aus lateinischen, griechischen, französischen, englischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Dichtern. Sie laboriren in allen vier Lesen an Schwulst und Trivialität, und der Verf. entfaltet besonders große Kunst, epische Stoffe recht breit zu behandeln. So zerrt er, ein zweiter Prokrustes, die bekannte Ballade des Oliver Goldsmith: „Turn gentle hermit etc.", zu entsetzlicher Länge.

94. Rhapsodien aus den norischen Alpen. Von J. E. Ritter v. Koch-Sternfeld. Dritte Auflage. München, Fleischmann. 1843. 12. 22½ Ngr.

Obwol dieser Ritter eine dritte vermehrte Auflage seiner „Rhapsodien" veranstalten konnte, obwol mehre Tonsetzer dieselbe so singbar gefunden, daß sie einem halben Hundert derselben gefällige Melodien beigegeben haben, wodurch sie, nach des Verf. Versicherung, Eigenthum des Volks geworden sind, obwol wir nicht bergen wollen, daß in ihnen eine Saite tönt, die an das heimatliche Nationalgefühl der Bewohner der norischen Alpen sympathetisch anklingen mag: so können wir sie, den Leistungen unserer heutigen Dichter gegenüber, doch für nichts weiter erklären als für Erzeugnisse eines mittelmäßigen Talents, dessen etwaniges Feuer noch obenein durch das Wasser des Alters ausgegossen wird. Selbst die Gedichte, welche in den Tagen jugendlicher Regsamkeit niedergeschrieben sein mögen, laboriren an jener selbstgefälligen Redseligkeit, die sich in der langen Vorrede und in den weitschweifigen historischen Anerkennungen breit macht. Die Vorrede soll eine Apologie, die Nachrede ein Commentar dieser Gedichte sein; aber tüchtige Leistungen dieser Art empfehlen sich selbst; bono vino non opus est edera. Das Epische ist matt. Auch der Sprache ist der Verf. nicht ganz Herr. Den Distichen fehlt das attische Salz und hinsichtlich ihrer Scansion muß er noch viele prosodische Studien machen, ehe sie regelrecht werden. Zuweilen gelingt ihm ein ganz einfaches Lied, wie S. 88, und als sonst noch gelungene notiren wir „Ernestine" (S. 45), „An den Traum" (S. 78), „Das Fischermädchen" (S. 97) und das Epigramm „Der Mittelstand" (S. 176):

Rang und Würden sind Sein; wie Grund und Boden das Haben:
Beide vermittelt nur eins, Können nach Recht und Geschick.

95. Gedichte von Gottfried Kinkel. Stuttgart, Cotta. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mein Leben baust du still, o Genius,
Und reifst in Einsamkeit die Thatenlust.
An meiner Wiege standest du und schufst
Die Lust an mächtigen Gestalten mir,
Die aus dem Schoos der Vorzeit du heraufbannst.
Brautführer bist du mir zur holden Wahrheit,
Die ich zu meiner Liebsten mir erkor.
Du führe mich zu ihr auf steilem Pfad,
Verhüllten Haupts — und wenn ich droben bin,
Nimm mir die Binde freundlich von dem Auge!

Also lautet der Schluß des „Prologs eines mittelalterigen Dramas" (S. 44). Wir setzen ihn hierher, weil er Kunde und Zeugniß gibt über die poetische Individualität eines Sängers, dessen Namen wir zum ersten Male hier lesen, und dessen Bekanntschaft zu machen keinen Musenfreund gereuen wird; denn wirklich scheint der Genius in der Einsamkeit seine Thatenlust (sein ποιεῖν) gepflegt und gereift zu haben. Nun — diese in der Einsamkeit gekeimten und gereiften Erzeugnisse der Thatenlust nahmen wir mit jener Apathie zur Hand, die einen armen Referenten zu überkommen pflegt, wenn seine müde Hand den Pflug der Recension bereits durch 90—100 Schriften hindurchgeführt hat; aber siehe, es verwandelt sich dieselbe in das lebhafteste Interesse für Das, was da als Product geboten ward, und hatten wir anfänglich nur blättern und nippen wollen, so genossen wir in vollen Zügen und doch ernst und bedächtig, und hörten nicht auf, bis wir ohne Ermüdung bis ans Ende kamen, wo wir uns denn der Wirkung des Genusses auch bewußt wurden. Zuerst stellt der Sänger Bilder auf aus Welt und Vorzeit, und läßt auf diesem epischen Gebiet „stark und donnernd, wie aus Erz gegossen, des Gesanges Macht wandeln, und die Bilder der Ahnen nicht in säuselnden grauen Nebeln, sondern in blanker Pracht auftreten". Wie richtig und schön gemalt sind die Gestalten der Vorzeit, wie „Dietrich von Berne" (S. 8), „Der Maure von Tetuan" (S. 11), „Dorothea, die christliche Märtyrin" (S. 16)! In „Petrus" (S. 20) zeigt sich der Legendenstil in seiner Vollendung, und was die Behandlung der Gestalten aus der Jetztwelt anlangt, so geben wir davon folgende Probe in „Mythos" (S. 25):

Sanct Peter aus dem Himmelschor
Trat einmal Mitternachts hervor;
Unten sah er zu Köln am Rhein
Bayonnete blitzen im Fackelschein:
Die Preußen, kürzlich resolvirt,
Hatten den Bischof arretirt.
Da ward's dem Petrus schlimm zu Muth,
Aufkochte in ihm das päpstliche Blut;
Er wandte sich zum Thron der Gnaden
Und klagte seiner Kirche Schaden.
Gott Vater sprach: Ich bin bereit,
Zu schlichten dir den bösen Streit;
Ich will den Thäter zu mir rufen
Vor meines Richterstuhles Stufen.
Sanct Peter sprach: Es hat's gethan
Der Nicolovius, der muß d'ran!
Der Todesengel flog herab,
Sie legten bald den Leib ins Grab,
Derweil der Geist sich aufwärts wandt',
Im Silberhaar am Throne stand.
Er sprach: Vor dir hab' ich gewandelt,
O Herr, doch hier als Knecht gehandelt:
Ein Größ'rer that's, ihn richte du,
Mich laß eingehn zu deiner Ruh!
Gott Vater d'rauf: Mein Himmelsgast,
Dir werde, wie du geglaubet hast.
Du Sammael, magst neu dich rühren,
Den Altenstein dann vor uns führen.
Herr Altenstein in stillem Lauf
Strebt' altersmüd' zum Himmel auf.
Sanct Peter wußte nicht Rath den Sachen,
Wollt' erst das Thor nicht offen machen.
Da sprach die Excellenz: Ich habe
Gewollt das Gute bis zum Grabe;
Stets konnt' ich mein Gewissen stillen:
Ich that nach meines Königs Willen.
Doch Petrus war noch nicht versöhnt,
Er schrie: Ist gleich sein Haupt gekrönt,
Der Preußen König mußt du laden:
Der soll die Zeche mir ausbaden.
Gesagt, gethan. Der Engel flog,
Ihm nach ein Wolkenschleier zog,
Gewoben aus der Preußen Thränen,
Die, ach umsonst! noch Rettung wähnen.
Der König starb. Mit klarem Blick,
Als wär' der Tod ein froh Geschick,
Im alten Mantel, der vor Jahren
In Freiheitskampf mit ihm gefahren,
Den alten Säbel in der Hand,
Der Friede gab dem deutschen Land,

Mit gleichem, kriegrisch festem Tritt
Daher der alte König schritt.
Wie er die Thür verschlossen fund:
Aufmachen! sprach er kurz und rund.
Da sprangen weit des Himmels Pforten,
Da jauchzten Engel aller Orten,
Und Petrus selbst, freiwillig gern
Neigte sich vor dem edeln Herrn;
Denn vor dem treuen Angesichte
Ward all sein Pfaffensinn zu nichte.
So ging da frei im hellen Schein
Der greise Fürst zum Himmel ein.

Muß die Erfindung hier sinnig genannt werden, so ist sie in „Das Rosenpaar" (S. 28) allerliebst zu nennen. Dem Epischen folgt Lyrisches: „Oden und Verwandtes", deren Form und Geist wir am besten glauben bezeichnen zu können, wenn wir die letzte Strophe aus „Sappho's Lieder" (S. 51) hier mittheilen:

Weich Gefühl nur liebt sich des Reim's Gefallsucht;
Doch wem machtvoll springt aus dem Haupt der Sangquell,
Kühn auch wählt der edel das Maß, sein Höchstes
Wenigen gönnend.

Wirklich springt in diesem Theile des Buchs dem Dichter machtvoll der Sangquell; man lese „Triumph des Dichters" (S. 65), ferner die vier Nummern „Beim Tode meiner Mutter Maria" (S. 88), ein Gedicht, in welchem der Genius dem Verf. Brautführer zur lyrischen Wahrheit geworden zu sein scheint. Zeichnet sich dieses Lied, wie so viele andere, aus durch Adel der Gesinnung, kindliche Pietät, frommen Sinn und edle Sprache, so ist uns die Lebensphilosophie in dem lyrisch-reflectirenden „Einmal und Ewig" (S. 122) aus der Seele geschrieben. In „Der Fröhliche" (S. 133) bewegt sich die momentan angeregte Lebenslust und Heiterkeit so anmuthig und zierlich, daß des Lesers Gemüth unwillkürlich durch und durch davon durchdrungen wird. Wo das Gemüth eine religiöse Richtung einschlägt, wie in „Abendmahl der Schöpfung" (S. 136), „Sonntagsstille" (S. 138) und „Gebet" (S. 141), zeigt es sich auch in dieser Region heimisch, und dennoch ist er keineswegs ein Fremdling in entgegengesetzten Richtungen, wie das der Liedercyklus „Der Wein" klar bekundet. Hier läßt er den Quell jenes heitern Humors aufsprudeln, den man in einem vom Ernste des Lebens sonst so durchdrungenen Gemüthe gar nicht suchen sollte. Hier stößt man nicht auf die Alltagsweintrinkerphrasen: Freunde! trinkt u. s. w.; nein, auch diese Weine haben ihre Philosophie. Indem der Dichter uns das Glas reicht, lehrt er uns denkend das edle Naß schlürfen. Gleich die erste, des Weinstocks Geschichte uns mythisch und legendisch berichtende Nummer leitet das Ganze würdig ein, und wenn die Reflexionen und historischen Andeutungen in Bezug auf den Chierwein, den Anakreon trank, und den später der persische Hafis schlürfte, oder auf die Reben, die Karl der Große bei Rüdesheim pflanzte, oder den köstlichen Trank, den die Natur in des Vesuv heißer Brust kocht, oder den, der in Champagne sprudelt, schon diese Lieder anziehend machen, so weiß er unsere Stimmung noch durch den köstlichen Humor in folgender Nummer zu steigern:

Ein einzig Weinchen noch übrig ist,
Das hasset jeder gute Christ.
Der wird in unserm Vaterland
Gemeiniglich der Krätzer genannt;
Die Schwaben aber nennen ihn Seewein,
Die Hessen, weil er so lieblich, Schlehwein,
Die Berliner aber Grüneberger:
Der ist wie Essig, nur etwas ärger.
Denn einst sind die Teufel gewesen voll Neid
Ob des Weinstocks himmlischer Herrlichkeit,
Wollten auch als uns'res Herrgotts Affen
Ein eigen Getränke sich erschaffen:
Stahlen Reben aus Schlesien und von Konstanz,
Auch aus der Nied'rung des Beueler Lands,
Nahmen die mit in die Hölle hinunter,
Da sollten die Reben nun wachsen munter.
Da war solch eine Säure von Gas,
Daß es der Beeren Süße zerfraß.
Die Traube sog Schwefeldünste ein:
Das machte, daß man bei solchem Wein
Noch immer muß niesen und immer husten,
Nach oben und unten mächtig prusten.
Sie nährten die Rebe mit Teufelsdreck,
Düngeten sie mit Wuchererspeck:
Daher der Wein, der von dort sich schreibt,
Wie Öl an dem Flaschenhals kleben bleibt.
Dies Teufelsproduct nun pflanzten sie ein
Zu Grüneberg, Konstanz und Beuel am Rhein.
D'rum kümmerte sich ein Botanikus,
Der den Wein ja auch anatomiren muß,
Und hat's, weil's ihm die Zunge verbrannt,
Vinum quod spielt auf der Zunge genannt.
Sonst meldet's jeder fromme Christ,
Weil's eben Höllenwachsthum ist.

In andern, auch sonst trefflichen Gedichtsammlungen fallen wol einige Nummern aus, indem sie vielleicht in einer dem poetischen Produciren ungünstigen Stimmung concipirt und niedergeschrieben sind: hier fällt kein Blatt, keine Strophe, kein Jota aus; Alles ist aus Einem Gusse gebildet, Alles mit gleicher Lust empfangen, mit gleicher Kraft geboren, mit gleich sorglicher Besonnenheit erzogen, und Sachen, die zum Überschlagen, flüchtigen Blättern oder Durchfliegen geneigt machen, sind hier nirgend zu treffen. Das geht so durch bis zu des Buches letztem Abschnitt, wo der Dichter, sich abermals dem Epischen zuwendend, uns unter dem Titel „Otto der Schütz", eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern, in vollendeter (jambischer) Form, mit Einwebung herrlicher lyrischer Stellen, mit Wieland'scher Grazie und deutscher Gemüthlichkeit erzählt, die ihm Anwartschaft auf einen der obersten Plätze unter den vaterländischen Epikern gibt. Introite, sagen wir zum Schlusse mit Gellius, et heic Dii sunt!

96. Gedichte von Ludwig Pfau. Heilbronn, Claß. 1842. 8. 25 Ngr.

Wir blätterten — suchten — seufzten — immer war es, als zögen wir — nicht eben durch eine Steppe, wol aber durch eine Haide mit blaublühendem Zwergkraut. Gewiß Erstlingsversuche; — wenn sie nur viel versprächen! S. 12 ist der Sprachschnitzer unverbessert geblieben: Und sie (die Blumen) welken ausgebreitet auf ihr frühes Grab, statt auf ihrem frühen Grabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sam Slick in England.

Herr Samuel Slick, Uhrmacher zu Slickville im Zwiebeldistricte des Staats Connecticut in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, hat durch seine scharfen und launigen „Reden und Thaten", sämmtlich in Bezug auf seine Landsleute, sich einen so vollständig europäischen Ruf erworben, daß es seinen jetzt unter dem Titel „The Attaché, or Sam Slick in England" (2 Bde., London 1843) veröffentlichten Bemerkungen und Ansichten über England nicht an Beachtung und — Übersetzern gefehlt hat. Er selbst bezeichnet den Zweck seines Buchs mit den Worten *): „Nachdem ich Blaunase **) und

*) Das Buch ist in demselben ergötzlichen Jargon geschrieben wie das frühere. Doch dürfte es noch schwerer als wesentlich nothwendig sein, ihn in einen vollkommen entsprechenden deutschen Jargon zu übertragen.

**) Ein Spottname der Bewohner von Canada, angeblich weil

Bruder Jonathan tüchtig abgetrumpft und John Bull sich das Zwerchfell zerplagt hat, wollen wir doch ihn einmal kitzeln, ihm die kurzen Rippen befühlen und sehen, wie ihm das behagen wird. Wollen bald wegkriegen, wessen Fell das dickste, seins oder unsers." Demgemäß verläßt Herr Slick, der sich von der Uhrmacherei zurückgezogen und zur Diplomatie übergetreten, sein Geburtsland, um als Attaché bei der amerikanischen Gesandtschaft am Hofe von St.-James sich an den Ort seiner Bestimmung zu begeben. Weil er jedoch in seiner Bescheidenheit soupçonnirt, daß seine vormalige Hanthierung und Lebensweise ihn für seine neue Charge nicht genugsam befähigt, legt er sich zwei Begleiter zu, die ihm mit Rath und That beispringen sollen, Herrn Thomas Schüreisen aus Nova Scotia, den Lesern der Slick'schen Schriften als „der Junker" bekannt, und Herrn Hoffegut, Pfarrer an der Episkopalkirche zu Slickville. Eine kluge Maßregel; denn reiste der Ex-Uhrmacher allein, wäre er nicht just der Mann, über eine auswärtige Nation vorurtheilsfrei, d. h. richtig zu urtheilen. Bei aller seiner Pfiffigkeit und mit all seinem ebenso oft guten als plumpen Humor ist er vom Scheitel bis zur Zehe Amerikaner, jeder Pulsschlag in ihm der Überzeugung voll, „daß ein freier und aufgeklärter Bürger der Vereinigten Staaten das gesammte Universum wammst". Daher sind seine zwei Reisegefährten vortreffliche Dämpfer, so oft er gegen die Bewohner Großbritanniens und deren Sitten in Tadel übersprudelt, wobei der Junker wie früher die Stelle des Amanuensis bekleidet, der zu den „Reden und Thaten" seines Freundes geschickte Noten macht.

Das Trio landet in Liverpool. „Seht, Liverpool, das ist ein Platz, worauf wir ein Recht haben stolz zu sein. Wir haben's gebaut, und das mögt ihr mir glauben, zwei solche Städte wie Neuyork und Liverpool in so kurzer Zeit zu bauen, als wir gethan, darauf kann man sich schon eins einbilden. Wäre kein Neuyork gewesen, gäb's kein Liverpool. Aber wenn's auch kein Liverpool gäb', ein Neuyork würde es doch geben. Ohne uns können sie nun einmal nichts. Wir haben ihnen ihre stattlichen Packetboote gebaut. Sie verstanden keins zu bauen, das segeln konnte. Und konnte es segeln, so segelte es der Quere, und segelte es nicht der Quere, so schmiß es um. Irgendwo gab's immer eine lockere Schraube. Es hat uns auch ein Beträchtliches gekostet, ihnen ihre großen Werfte zu bauen. Ich sollte denken, sie müßten ungefähr 70 Acker halten. Und um sie in baulichem Wesen zu conserviren, müssen wir schweren Hafenzoll zahlen und ihnen obendrein das Capital verzinsen. Das Schlimmste an der ganzen Wirthschaft ist aber, daß wir Alles bezahlen und nichts drein reden dürfen." Bekanntlich ist eins der schönsten Kunstwerke in Liverpool das Nelson-Monument. Das bringt den Attaché gewaltig in Hitze. „Na, seht euch nur das Monument an", schreit er, „und sagt mir, ob die Engländer nicht so gut wie andere Leute sich auf Großthuerei verstehen, und ob sie nicht manchmal braschen, wo sie kein Körnchen Recht dazu haben. Vier Figuren dort stellen die vier Welttheile vor, und in Ketten, und darunter Amerika, sich krümmend und um's liebe Leben bettelnd wie ein miserabler heidnischer Indianer. Nu, seid einmal gescheit und sagt mir, wo der kleine braschige Bengel uns je gewammst hat — wollt ihr? Nennt mir nur den Jahrestag, wo er das je gekonnt, seit sein Mämmchen ihn von der Schürze losgebunden und auf gut Glück in die Welt hinausgeschickt. Himmel und Erde, wir hätten ihn geradewegs zerkaut! . . . . Und seht nur, was das kleine Admiralding vorhat. Soll mir, es stampft und bohrt seinen eisernen Stiefelabsatz einem gefallenen Feinde in den todten Leib! 's ist scheußlich ekelhaft, und tapfer ganz und gar nicht. Aber als wär' es noch nicht schlimm genug, haben jene vier emblematischen Figuren große, dicke, schwere eiserne Ketten auf sich, und ein großer, unbändiger Aufschnauzer von Löwen hat ein Stück der Kette im Maule und knurrt und murrt und brummt sie wie närr'sch an, just als wollt' er sagen: «Na, merkt's euch, wenn ihr euch untersteht, euch auch nur den sechszehnhundertsten Theil eines Zolles zu rühren, werde ich in weniger als der Hälfte von gar keiner Zeit über euch herfallen und gehacktes Fleisch aus euch machen.» Ich sollte denken, so etwas Schlechtes wäre noch nicht erhört worden seit den Tagen des alten Vater Adam bis auf den heutigen Tag, ja, ja, das denk' ich." Der Junker stimmt dem Kritiker im Allgemeinen bei, bemerkt aber sehr richtig, daß der ihm anstößigste Theil der Allegorie sich nicht auf Nord-, sondern auf Südamerika beziehe, und daß zu der Zeit, wo Letzteres Spanien gehört, Lord Nelson die spanische Flotte vernichtet habe.

Auf der Reise nach London verweilt das Trio in einem Dorfe, wo Hoffegut predigt. Der Besuch der Kirche veranlaßt Herrn Slick zu einer Reihe amusanter Betrachtungen über den Unterschied zwischen diesem ehrwürdigen, vom Zahn der Zeit benagten Gebäude und den modernen Versammlungshäusern in Amerika, sowie zwischen den Menschen, die hier, und denen, die dort zum Gottesdienste gehen. Von beiden eine Probe: „Na, 's ist doch ein nationweiter Unterschied, meint ihr nicht auch, zwischen dieser Dorfkirche und einem Versammlungshause auf dem platten Lande drüben auf unserer Seite des Wassers. Ich sage nicht in eurem Lande oder in meinem Lande, ich sage auf unserer Seite des Wassers, und das wird Jedem recht sein. Denn eure Leute werden behaupten, ich meine die Staaten, und unsere Bürger werden behaupten, ich meine die Colonien. Aber ihr und ich wissen schon, wem der Rock paßt, dem Einen oder dem Andern oder Beiden — hab' ich recht? Na seht, diese altmodische Kirche hier ist nicht ganz nach dem Kerbholze und ist hinter der Aufklärung des Zeitalters ein wenig zurückgeblieben mit ihrem alten curiosen Gerümpel und was weiß ich. Aber sie sieht doch so gewiß solenn aus — meint ihr nicht? Und das düstere Licht sieht gerade aus, als ob wir uns nicht eben hier umzugucken brauchten, und als ob die äußere Welt vor Augen und Ohren verschlossen und als ob's nicht Menschenhaus wäre. . . . Die einzigen fashionablen Leute waren das Gesinde des Junkers, und recht genteel aussehende Leute, das ist wahr. Auch sonst elegante Männer waren da und splendide Weibsbilder. Ich dachte, es wäre so die Familie eines Edelmanns oder eines Grafen oder sonst eines großen Moguls. Aber Mistreß Hodgins sagte, es wären die Leute des Junkers hier aus der Gegend, der Kutscher und Kammerjungfern — dem Ansehen nach superfein wie Oberrinde. Und Jedermann geht hier zu Fuße; selbst Junker Merton und seine splendificirten Mädchen gingen zu Fuße, justement wie der Ärmste unter den Armen. Da hielt kein Wagen vor der Thüre und kein Pferd war an den Thorweg gehakt oder hinten an einen Karren gebunden, und draußen stand Niemand und klatschte. Alle kamen herein und thaten was sie zu thun hatten, gerade als müßte es so sein. Und als die Kirche aus war — es gefiel mir, wie da die großen Leute mit den Kleinen redeten und sich nach ihren Familien erkundigten. Mag sein, 's war Komödie; wenn's aber welche war, waren's verwünscht gute Komödianten, das könnt ihr mir glauben. Und ich denke immer, ein Kerl der stolz ist, ist gar kein wirklicher Gentleman, sondern Hopfen. Ihr habt Hopfen wachsen sehen, nicht wahr? Schießt in einer Nacht auf so eine Partie Zolle schnurstracks aus der Erde, steigt wie ein Schüreisen hinten und vorne gerade aus, mit einem funkelnagelneuen grünen Rocke und einer rothen Nase, stolz wie Lucifer. Na, alle Aufschößlinge nenne ich Hopfen, und ich denke, 's ist nur Hopfen, der verächtlich thut."

(Der Beschluß folgt.)

eine von ihnen in großer Menge gebaute Kartoffelart Blaunase heißt und sie behaupten, es sei die beste Kartoffel auf der ganzen Welt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 365. — 30. December 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 364.)

97. Poetische Schriften von Wilhelm Hocker. Kiel, Bünsow. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei Gedichtsammlungen, die sich, wie vorliegende, auf Locales, Persönliches und Gelegentliches beziehen, fehlt es sonst nicht an Mittheilungen über Veranlassung zur Veröffentlichung derselben, an Subscribentenverzeichnissen und biographischen Notizen über den Verfasser und seine Verhältnisse; hier ist von alle Dem nichts zu lesen, und nur aus den Sachen selbst ergibt sich, daß diese Verse nicht vom Verfasser selbst, sondern von einem ihm befreundeten Anonymus herausgegeben sind. Das hat auch seine guten Gründe. Hr. Hocker selbst nämlich hat, wie das Motto aussagt, als

> ein Hocker, der auf Jedem hockt,
> Sich hier ein Süppchen eingebrockt,
> Worin — steht ihm die Mahlzeit an —
> Noch manches Haar er finden kann;

mit andern erklärenden Worten: Hr. Hocker hat seine Feder in ein mit Galle und bitterer Ironie bis oben an gefülltes Tintenfaß getaucht, mit derselben hamburgische Zustände und notable Personen gezeichnet und, nicht sehr edel, sein poetisches Talent der Rache für erlittene Umbilden mancipirt. Das entnehmen wir aus den Gedichten der dritten Abtheilung: „Volkslieder", die der Herausgeber der hamburgischen Policeibehörde dedicirt; hier erfahren wir zugleich, daß der Verf. in Folge seiner zu scharfen Zunge in den Winserbaum, das hamburgische Stadtgefängniß, gesetzt wurde, aus welchem ihn jedoch nach einigen Wochen schon die Brandkatastrophe am 5. Mai 1842 wieder befreite. Schon aus diesen Mittheilungen wird der Leser errathen, daß sich diese Gedichte der idealen Seite des Lebens nicht zuwenden, sondern, im Elemente des Witzes, des Sarkasmus und Spottes sich bewegend, in dem Grunde und Boden des geselligen und staatlichen Lebens wurzeln. Solchen Versen bleibt der Beifall der Menge gewöhnlich nicht aus, und der Verf. derselben hat Alle, welche gern lachen, auf seiner Seite. Im Gefühl einer gewissen Bescheidenheit hat sie der Herausgeber allen Denen geweiht, die ein grosses Talent auch in seinen Verirrungen zu schätzen wissen. Von Talent zeugen sie wirklich. Die Versification ist leicht, die Sprache gewandt, der Reim meisterhaft gebildet, der Witz schlagend, die Ironie oft fein und die Ideen à la portée de tout le monde. Unerbittlich schwingt er seine Satyrpeitsche auf die Hammonia, die sie ihm aus der Hand nehmen wollte; er scheut sich sogar nicht, die Namen der von ihm gegeißelten, mit Rang und Staatswürden bekleideten Personen zu nennen. Mitunter verstellt er sie zwar durch Versetzung einiger Buchstaben, aber doch also, daß man sie leicht errathen kann. Man lese z. B. in dieser Beziehung „Das verhängnißvolle Haus", welches für ein dem Englischen nachgebildetes Volkslied ausgegeben wird; oder die Expectoration „Der Teufel hole — die Monopole" (S. 264), oder „Die Börse und auch das Leben" (S. 273), oder auch „Warrekauri, die Insel der Glückseligkeit, neu entdeckt vom Hrn. Syndikus Sieveking in Hamburg", mit dem wirklich witzigen Motto: God save the Sieveking, oder „Das Stadthaus zu ***" (S. 304), wo verblümt und unverblümt die Namen genannt werden. Doch nicht blos hamburgische Zustände, Einrichtungen, Verfassung und Sitten werden hier bewitzelt, wohin kirchliche und religiöse Verhältnisse, die Schulen, das Theater, die Bauwuth, die Unmäßigkeit in sinnlichen Genüssen und der Kasten- und Handelsgeist zu rechnen sind, sondern auch Bestimmungen und Decrete des Senats werden bekrittelt, ins Lächerliche gezogen und mit giftigem Spotte bespritzt, aber dies so verblümt, verclausulirt und so mit scheinbarem Lobe ausgestattet, daß man ihm Rechtens nichts anhaben kann. In vier bis fünf Nummern zieht er gegen die Mäßigkeitsvereine der Neuzeit zu Felde, nicht etwa, weil er sie, individuellen Ansichten zufolge, misbilligt, sondern weil sie von der Regierung des ihm verhaßten Staats gebilligt, begünstigt und befördert werden. Zwischen der dritten und ersten Abtheilung findet sich ein dramatisches Intermezzo, welches die Lehre gibt, die Poesie könne der Prosa des Lebens nicht entbehren. Die erste Abtheilung (der Leser sieht, unsere Anzeige geht diesmal den Krebsgang) bietet, wie der Herausgeber selbst angibt, Gedichte in allen Farben, Kunstritte auf dem Pegasus und metrische Kraft- und Gewandtheitsspiele. Die Präconisation Jean Paul's im „Märchen im Bücherschranke" (S. 38) ist sinnig genug. „Das Sargmagazin" (S. 61) ist ein Nachtstück, des Pinsels eines Salvator Rosa nicht unwürdig. Über die „Amazonengruppe von Kiß in Berlin" sagt er (S. 85):

> Das war ein Strahl von Gott, der einst dein Haupt erleuchtet,
> Als Bildner, du den Thon, den spröden, angefeuchtet,
> Und, dem Prometheus gleich, voll Schöpfermuth und Macht
> Das Bild der „Siegerin" so stolz hervorgebracht.
> Ich kenne die Idee, die heilig dich durchdrungen,
> Als dir im Thon der Ton der Weihe angeklungen,
> Was jeder Edle fühlt und Keiner sagen mag,
> Im Bildwerk brachtest du's bedeutsam an den Tag.
> Das Weib auf flücht'gem Roß, der Amazonen Ehre,
> Die geist'ge Freiheit ist's, nicht niedern Plebs Megäre;
> Das Roß — die Zeit von jetzt, die geist'ge Freiheit bringt,
> Sich los von Despotie, dem Königstiger ringt.
> Das tück'sche Ungethüm mit mordgekrönter Tatze,
> Zermalmen will es Weib und Roß in einem Satze;
> Doch wie es kaum die Klau'n in Rosses Weichen schlägt,
> Hat schon der scharfe Speer der Sieg'rin es erlegt.
> Die Despotie erliegt; die Freiheit eilt von hinnen,
> Im Lauf der Zeit die Welt, die ganze, zu gewinnen.
> Ein Denkmal ihrer Kraft wird uns bewahrt in Erz:
> Dort, Menschheit, schaue hin; dort stärk' dich neu, mein Herz!

Ein metrisches Kraft- und Gewandtheitsspiel entfalten „Das Lied von der Kenebel" (S. 124), „Künstlerapotheose" (S. 130)

und „Hammonia an Maria Taglioni" (S. 135). Geist, Sprache und Form der ganzen hier dargelegten Poesie lassen sich vielleicht am besten aus „Die Vierländerin" (S. 87) beurtheilen, weshalb wir das kurze Stück hier mittheilen:

Curslak, der Blumen schönes Vaterland,
Wo meilenweite Rosenfelder prangen,
Wo Balsamdüfte wie am Indus-Strand
Die trunk'ne Seele zauberhaft umfangen;
Wo Mädchen blüh'n vom echten Vollblutstamm
Mit Waden, welthistorisch, weltbezwingend,
Dir weih' ich heut' der Dichtung heil'ge Flamm',
Ein Lied den stillern Erdenfreuden singend.

In dieser Welt, die fürs Reelle glüht,
Für Dampf, Kartoffelgeist und Runkelrüben,
Ist dem nach Frieden trachtenden Gemüth
Zum Trost ein schönes Blumenland verblieben.
In uns're Lebenspfade weit und breit
Theilt sich das Erdpech mit den Eisenschienen,
Dort aber, in ureig'ner Herrlichkeit,
Blüh'n noch die Astern und die Georginen.

Laßt, Freunde, das entsetzliche Gequak
Von Zeit-Tendenzen und Cultur-Int'ressen,
Mit mir zieht nach Vierlanden, nach Curslak,
Dort euren Weltschmerz ewig zu vergessen!
Ihr sucht das Heil, wo echtes Heil zerstiebt,
Im Wahn der Zeit, bei Actien und Tractätchen;
Ich find' es da, wo's bunte Blumen gibt
Und einen Flor von schönen Blumenmädchen.

Die drallen Kinder in der hübschen Tracht
Entstammen, irr' ich nicht, dem fernen Flandern,
Wo ihre Ahnen einst durch Alba's Macht
Bewältigt, still beschlossen, auszuwandern.
Jetzt binden diese Kinder Strauß um Strauß
Und treiben Vieles, was ich gern verschweige,
Sie bieten oft sich selbst — sub rosa — aus
Zu Hamburg in dem alten Jungfernsteige.

98. Lieder von R. Reinick. Berlin, Gropius. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In zweifacher Richtung offenbart sich des begabten Verf. Sinn und Talent; einmal zur plastischen, das andere Mal zur tonischen Kunst: er ist Maler und Dichter. Was er als jener leistet und welcher Kunstschule er angehöre, mag Ref. als Laie nicht bestimmen, gehört auch nicht hierher; wol aber läßt sich von Reinick dem Dichter das Urtheil fällen, daß er nette Genrebilder mit der Feder zeichnet; große historische mit dem Pinsel in Öl gemalte Stücke bringt er nicht zu Stande, und das will er auch am Ende als tonischer Künstler gar nicht. Das Naive und Humoristische ist Grundton in seinen Gedichten, es gibt in den Liedern so viel Heiteres, Gefälliges und Klangreiches, daß mehre namhafte Componisten, als Marschner, Reißiger, Kücken, Spohr, Lindpaintner u. A. ihnen ansprechende und gefällige Melodien untergelegt haben, von denen Ref. mehre aus schönem Munde mit Vergnügen gehört hat. Ein dem Buche angehängtes Verzeichniß der im Druck erschienenen Compositionen seiner Lieder gibt den Freunden der Musik nähere Kunde darüber. Nun aber ist es eine zarte, leicht überschreitbare Linie, wo naiver kindlicher Scherz in läppisches Getändel sich verliert und verirrt, und diese Linie, wir müssen der Wahrheit die Ehre geben, überschreitet unser Künstler sehr oft, und hat alle Ursache, auf die ihm von den „Frühlingsvögeln" (S. 6) gegebene Warnung: Dichterlein, Dichterlein, treibe nicht Faxen, zu achten. So gibt es zwar in der ersten Abtheilung: „Frühling und Liebe", allerliebste Sachen, z. B. „Zweigesang" (S. 24), „Keine Antwort" (S. 40), „Ganz nothwendig" (S. 43), „Käferlied" (S. 99) und „Der verliebte Maikäfer" (S. 101); aber es mischen sich so viele läppische Tändeleien und Kindereien und winzige Gefühlchen mit ein, daß man dergleichen Dinge durch das Medium des Rhythmus, des Metrums und Reimspiels sich nur genießbar machen kann. So ist „Thörichtes Spiel" (S. 93), wo der Dichter eine Blume sein will und zu solcher wird, in der That ein thörichtes Kinderspiel. Eine Menge kleiner und kleinlicher Ereignisse, Zustände, Situationen und Stimmungen aus der Sphäre der erotischen und socialen Welt, welche er uns in der zweiten Abtheilung „Romanzen und Bilder", oft in Callot's Manier, malt, mögen wol die Jugend ansprechen und zum Nachbilden und Nachleben einladen; wenn man sie aber hintereinander liest oder in gewissen Lebensjahren, so erscheinen sie nicht blos als poetische Bagatellen, sondern sie widern auch an. „Der gesühnte Hirsch" (S. 124) ist ein origineller Gedanke; die Satyrpeitschenhiebe, die in „Das Herrlein in Italien" (S. 155), auf Hrn. Otto Nikolaus Rücken fallen, werden Viele mit Vergnügen schwirren hören. In der dritten Abtheilung: „Gesellige Lust", ist in Idee, Anlage und Ausführung das Beste der ganzen Sammlung niedergelegt.

Der Leser beurtheile, wie plastisch und aus dem Leben gegriffen „Künstlers Erdenwallen" sei (S. 173):

Der Künstler.

O schöne Welt, du überreiches Leben,
Wie fühl' ich dich in meiner tiefsten Brust!
Gleich einem Gott will ich dich frei umschweben,
Mir meiner innern Schöpfungskraft bewußt.

Chor.

Die Philister.

Nun das muß ich gestehen!
Wie kann der Mensch sich blähen!
Was nützet er dem Staat mit seinen Kinderei'n?
Sie amusiren wol, doch bringen sie nichts ein.

Der Künstler.

Mein ist die Welt, ich kann es laut verkünden,
Mein ist die Welt mit ihrer Herrlichkeit!
Wo ist ein König, reich wie ich, zu finden?
Wer, dem sie solche Wunderschätze beut?

Chor.

Die Gläubiger.

So lassen Sie sich nicht lumpen,
Wir wollen nicht mehr pumpen!
Zwölf Thaler, sechzehn Groschen und sieben Pfennig baar,
Die sind doch nur ein Spaß für solchen Millionar.

Der Künstler.

Doch was mir so in Fülle ward gespendet,
Ich geb' es freudig in die Welt hinein.
Mit Liebe hab' ich jedes Werk vollendet,
Mit Liebe wird es aufgenommen sein.

Chor.

Die Recensenten.

O weh! o weh! mein Lieber,
Sie malen ja immer trüber!
Und mit den Nasen haben Sie ein eigenes Malheur:
Die Flügel sind zu leicht, der Rücken d'ran zu schwer.

Der Künstler.

Ein neues Bild ersteht vor meinen Blicken,
Wie ich es nie bisher so herrlich sah.
O möge nichts es meinem Geist entrücken,
Frisch denn ans Werk, die rechte Zeit ist da!

Chor.

Frau und Kinder.

So komm doch nur zum Essen!
Wer wird denn das vergessen!
Und denke nur einmal, das ist doch zum Verzagen!
Die Liese hat den neuen Teller zerschlagen.

Der Künstler.

O schnöde Welt, o armes, armes Leben!
So hast du nichts als nur den gold'nen Rhein
Wo soll der Geist in dir sich frisch erheben?
Wo kann ich frei von ird'schen Ketten sein

Chor.

Die Zechbrüder.

Bei uns im dustern Keller!
Beim gold'nen Muskateller!
Da ist des Künstlers Himmel, da singen Engelein,
Da hört man nicht Philister, nicht Weib und Kinder schrei'n.

Diesem ähnlich fast ist „Ruhig Philister!" (S. 178). Die Weinlieder sind nicht ohne Vorzüge, vor allen das kurze „Taschen- und Flaschenlied" (S. 191).

Wenn Hr. Reinick in des Buchs vierter Abtheilung „Stimmungen", in der „Fieberreise des Malers" sagt (S. 193):

Phantasus und Genoveva,
Goethe's Italien'sche Reise,
Briefpapier und Skizzenbücher
Wählt' ich zu Gefährten weise —

so urtheilt er ganz richtig über seine Darstellungen. Er reflectirt äußerst selten; aber wenn er es thut, so geschieht es mit Gefühl und scharfem Künstlerauge, in Beziehung worauf man lesen wolle „Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind" (S. 153). Wenn er (S. 200) sagt: „Ach, was ist das für ein Grausen, Wenn ein Maler und ein Dichter beid' in einer Seele hausen!" so ist das nur eine façon de parler, eine Phrase gegen seine innerste Überzeugung. In der fünften und letzten Abtheilung, „Gelegentliches", drängt der Humor die Naivetät zurück. Als Gesammttypus der im Buche vorherrschenden Empfindungs- und Darstellungsweise mögen wir ein Lied der zweiten Abtheilung „Curiose Geschichte" (S. 97) betrachten, welches überdies durch eine gelungene Composition von Kücken das geschätzte Besitzthum eines größern Kreises geworden ist. Wir theilen die curiose Geschichte deshalb hier mit:

Ich bin einmal etwas hinaus spaziert,
Da ist mir ein närrisch Ding passirt:
Ich sah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viel Hirsche sprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er schoß sie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

Und als ich weiter bin fort spaziert,
Ist wieder ein närrisch Ding mir passirt:
In kleinem Kahn eine Fischerin
Fuhr stets am Waldeshange dahin;
Rings sprangen die Fischlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fing sie nicht,
Sie sang ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

Und als ich wieder zurück spaziert,
Da ist mir das närrischste Ding passirt:
Ein leeres Pferd mir entgegenkam,
Im See ein leerer Nachen schwamm;
Und als ich ging an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? — Da flüsterten Zwei,
Und's war schon spät und Mondenschein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

Das Buch ist zwar nicht, wie eine andere Ausgabe desselben, mit den Randzeichnungen und Vignetten künstlerischer Freunde verziert, verräth aber dennoch durch ein eigenthümliches Äußere, daß sein Verf. ein Maler ist.

99. Leierklänge aus Tirol von A. G. von Lindenburg. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1843. 8. 1 Thlr.

Das Opusculum beginnt mit der scheu-bescheidenen Bitte an die Kenner:

Vergebt der Muse, die auf Freundes Bitten
Das erste Mal von ihren Bergen steigt,
Wenn sie sich scheu, mit ungewissen Tritten
Dem kunstgeübten Blicke zeigt.
Nicht Eitelkeit hat sie herabgezogen.
Sie folgt nur dem Rufe ernster Pflicht.
Seid ihrer Absicht wenigstens gewogen,
Genüget euch ihr Lied auch nicht.

Was läßt sich, da einmal der leiernde Junker aus Tirol den Freunden nachgegeben hat, anders thun als fünfe gerade sein lassen und vergeben? Die Muse hat hier wirklich einen ungewissen Tritt; sie wankt gleich dem Kinde, welches das Gehen lernt. Wie sie dem Rufe frommer Pflicht folge, ist uns unbegreiflich. Am Ende hat doch wol die Eitelkeit, sich gedruckt zu sehen, dem Verf. einen kleinen Streich gespielt. Man weiß ja wol, Dichter lieben nicht zu schweigen, und so wollte er sich mit diesen schülerhaften Versuchen der Menge zeigen. Obiges Proömium ist übrigens das Beste der ganzen Sammlung.

100. Lyrische Gedichte. Herausgegeben von Otto Freiherrn Grothuß. Berlin, Logier. 1842. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Sänger ringt mit Ernst nach Tüchtigem, Würdigem. Er schafft und bildet mit einem gewissen poetischen Selbstbewußtsein. Eingewohnt auf dem Boden des eigenen Fühlens und Wollens, gestattet er Einflüssen von außen her keinen Zugang zum Gemüthe, selbst dem H. Heine nicht, so leicht man das bei Ansicht vieler Lieder glauben könnte, und so haben alle seine kleinen poetischen Schöpfungen eine bestimmte, entschiedene Farbe. Aber er weiß uns nicht für dieselben zu interessiren; er erwärmt uns das Herz auch da nicht, wo eine schöne kindliche Pietät uns anhaucht; nirgend reißt er uns mit fort. Seine Gedanken entbehren oft der nöthigen Klarheit; seine Gefühle sind winzig und können nicht immer durch die Staffage poetischer Zierathen gehoben und geadelt werden. Für den Wohlklang hat er selten ein Ohr und selbst der Sprache ist er nicht vollkommen Herr. Da wir auf dem Titelblatte lesen: Zweite, neu durchgeordnete und vermehrte Ausgabe, so mögen wol Andere Vorzüge an diesen lyrischen Gedichten gefunden haben, die wir zu unserm Leidwesen nicht entdecken konnten.

(Der Beschluß folgt.)

Sam Slick in England.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Bald nach seiner Ankunft in London präsentirt sich der Attaché bei der Gesandtschaft. „Putze mich heute Morgen schönstens an, über und über ein Feigenblatt, rufe ein Cab und fahre im Staat zu unserer Gesandtschaft, gebe mit dem Thürhammer, was Cooper die sechs Donnerschläge eines Lord nennt, zeige die Legationskarte und werde dahin gelassen, wo der Gesandte war. Ein recht hübscher Mann in seinem Hemde und spricht recht hübsch und lächelt so hübsch und verbeugt sich so hübsch und hat die weißeste Hand, die man sehen kann, so weiß wie ein Umschlag von frischem Brote und Milch, könnt's glauben." Die Conferenz endigt „in Folge gegenseitig sich angehängter flattirlicher Redensarten" zu beiderseitiger Zufriedenheit, und wenige Tage nachher erhält Herr Slick von dem sehr ehrenwerthen Herrn Takt, „einem Manne in Amt und Würden", ein Billet, worin derselbe die Gegenwart des Attaché in Downing-Street wünscht, Letzteres bekanntlich die Straße, wo der englische Minister der auswärtigen Angelegenheiten seine Geschäftsbureaux hat. „Wie denn die Zeit kommt, takle ich mich heraus, ziehe den Legationsrock an, rufe ein Cab und 'nunter nach Downing-Street, und sah so dignitätsvoll, wie ich recht gut weiß, daß ich sah. Als ich zur äußern Thüre eintrete, sitzt da in der Vorhalle ein Mann in einem Kröpelstuhle und sieht just aus wie ein Truthahn, könnt's glauben, der eben im Begriff steht, vor'm Dampfe aller seiner Geheimnisse in seinem Kessel zu platzen. «Kann ich Herrn Takt sehen?» sage ich. «Sollen's gleich erfahren», sagt er, genau so kurz, denn die Engländer sind

erschrecklich wortfaul; kein Wort mehr und das zu keiner Zeit, und klingelt. Das citirt den Zweiten im Commando, und: «Wenn's beliebt, spazieren sie hier herein, mein Herr», sagt er und läßt mich in ein kleines einfaches Zimmer vom Ansehen eines Wagenschuppen, nichts darin als ein Tisch und zwei oder drei Stühle, und: «Wen soll ich melden, mein Herr?» sagt er. «Den ehrenwerthen Herrn Slick», sage ich, «Attaché bei der amerikanischen Gesandtschaft am Hofe der St.-James' Victoria.» Geht fort, und ich warte und warte ewig so lang, aber er kam nicht wieder. Also trete ich ans Fenster und gucke hinaus. Da gab's aber nichts zu sehen. Also dreh' ich mich um und betrachte eine großmächtige Landkarte an der Wand. Da war aber nichts drauf, was ich nicht wußte. Also nehme ich mein Federmesser, mir die Nägel zu putzen. Aber die waren schon alle weggeputzt, einen ausgenommen, und aus dem habe ich mir eine Feder geschnitten, und die wollt ich doch nicht verderben. Und weil denn so nichts da war, woran ich Hand legen konnte, schleißte ich ein derbes Stück vom Stuhlbeine ab und fing an, mir einen Zahnstocher zu machen. Und wie ich damit fertig war, fing ich an, mich zu langweilen, denn nichts bringt mich in solche verdrießliche Unruhe, als wenn mich Jemand warten läßt. Und sehr natürlich, denn kennt ein Uhrmacher nicht den Werth der Zeit, wer soll's denn? Um sie also just hinzubringen, fange ich an, Jim Brown zu trällern. Und trällere den wirklichen Jim Brown bis zu:

Spiel' auf dem Banjo, spiel' auf der Fiedel,
Schlend're durch's Städtchen und schimpf' den alten Biedel.

Da hielt ich mitten inne an, denn es fiel mir ein, ob's wol dignitätisch für mich wäre, einen Negersänger zu singen. Und sprach darauf zu mir: «Das ist respectwidrig gegen unsere große Nation, einen hohen Würdenträger auf solche Manier warten zu lassen — nicht wahr? Will mich bedünken, ich würde die Ehre unserer Republik besser wahrnehmen, wenn ich fortginge und zeigte ihm, daß ich nicht Derjenige bin, der vergangenes Jahr sein Lakai war.» Und damit hatte ich eben meinen Rockärmel gefaßt und war damit über meinen Hut gefahren (ein guter Hut macht jederzeit einen alten Rock passirlich, aber ein neuer Rock nie einen alten Hut, und deshalb halte ich meinen Hut im Allgemeinen gern in gutem Stande). Also war ich damit eben fertig, rückt des Thürstehers erster Lieutenant ein und sagt: «Herr Takt will Sie sehen, mein Herr», sagt er. «War verzweifelt nahe daran, mich nicht zu sehen», sage ich, «denn just wie Sie eintraten, war ich auf dem Rückzuge. Wenn er wieder nach mir schickt, sagen Sie ihm, er solle ja nicht schicken, ehe er fertig ist, hören Sie? 's ist ein Grundsatz von mir, keinem Menschen nachzulaufen.» Der Mensch glotzte mich an und bedachte, ob das Hochverrath wäre. Vermuthlich hatte der Bursche nie freimüthige Sprache gehört. So sage ich: «Na voran, alter Geselle, ich werde folgen, und wenn Sie richtig führen, gehen wir nicht fehl.» So führte er mich eine Treppe hinauf, öffnete eine Thür und annoncirte mich. Und da saß Herr Takt an einer langen Tafel mutterseelenallein."

Die Verhandlung zwischen dem amerikanischen Attaché und dem englischen Minister ist für die Mittheilung in d. Bl. zu politisch. Jedenfalls erwies sich Herr Slick als beinahe ebenso guter Diplomat und als völlig so guter Taktiker wie Herr Takt. Es gelang ihm complet, den Engländer zu mystificiren, und das ist kein Wunder, denn an einer andern Stelle sagt er von sich: „Ich kann betrügen so gut wie Einer, wenn's aufs Betrügen ankommt. Kommt's aber auf Wahrheit an, bin ich oben und unten gerade und so ehrlich wie ein dreibeiniger Stuhl."

Nach Beseitigung seiner Amtsgeschäfte nimmt der Attaché einige freundschaftliche Einladungen an. Unter seinen „Ausgängen" sind zwei oder drei fashionable routs, die er swoi-rees nennt. Beim ersten findet er das Haus so voll, daß er nur bis zur Treppe gelangt. „Ein hübscher Ort, Gesellschaft bei sich zu sehen, nicht wahr? In der Vorhalle wurde ich zu Tode gequetscht, und was beiweitem schlimmer, mit meinem Ellbogen stieß ich ein Mädchen ins Auge, mit meinen Knöpfen zerriß ich einer Andern das Kleid und mit meinem Hute schnitt ich einer Dritten beinahe den Schenkel entzwei. . . . Meine erste Partie heute Abend war eine Conversation, d. h. für Diejenigen, die reden konnten; was mich anbetrifft, bei mir kam's nicht dazu. Dennoch war's eine Conversation. Nur hab' ich von allen gehörten Worten nicht eins verstanden. «Falle, Fell, Grauthier; eine versteinerte Schnecke die wichtigste Entdeckung der Neuzeit. Bank-Gouverneurs Maschine wiegt Souveraine, die leichten fallen rechts, die wichtigen links.» «Halt!» schreie ich; «wenn Sie die souverainen Menschen hier meinen, von denen ist keiner leicht. Rechts und links sind barbarisch schwer; Alle überwichtig, Einer und Jeder. Ich bin todt gedrückt.» . . . «Ah, Herr Slick, ich stelle Ihnen hier» —, fort schwemmt sie der Strom, ich habe sie nicht wieder gesehen. «Eine herrliche Blumenausstellung, Madam, Alle in voller Blüte. Das Rhododendron — im magnetischen Schlafe wurde ihm ein Zahn ausgezogen.» «Bitte, lassen Sie mich vorbei, mein Herr!» «Von Herzen gern, mein Fräulein, wenn ich nur könnte. Aber ich kann mich nicht rühren. Könnte ich, ich würde mich auf den Teppich legen, und Sie sollten über mich weggehen. Nehmen Sie Ihre Füße in Acht, Fräulein, ich schwebe. Gott steh' mir bei, was ist das? So wahr ich ein leibhaftiger Sünder bin, ihr halbes Kleid hängt an meinem Rockknopfe. Nun weiß ich, warum sie so schrie.» . . . «Wie geht's, Herr Slick? Wann angekommen?» «Bin» — wird weggedrängt, weit über'n Hörkreis. «Die Xantischen Marmorstatuen im Britischen Museum sind wunderköstlich; kam ihm in die Kehle, der Doctor drehte ihn um, stellte ihn auf den Kopf und so kam er heraus — sein eigener Tunnel war zu eng.» . . . «Das verletzt mich, mein Herr.» «Was, mein Fräulein, ich? Wo hab' ich denn schon das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen? Ich verletze in meinem ganzen Leben keine Dame, könnte gar nicht so unartig sein. Habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.» «Nehmen Sie's doch weg, mein Herr, es verletzt mich.» Armes Ding, ist verrückt, wundere mich nicht. Das Gedränge macht sie verrückt, oder sie war's schon, wäre sonst nicht hierher gekommen. «Ihr Hut, mein Herr.» «Ach, der verwünschte französische Hut, richtig, der ist's. Hat einen Rand, so steif und scharf wie ein Hackemesser. Wundere mich nicht, daß der Sie verletzte.» «Gemälde von Eddis — superb, fiel aus der Gondel und ertrank.» . . . «Man sagt, Sugden sei hier, hängt in falschem Lichte, an der Tempelkirche.» «Kommen Sie.» «Lady Fobus; hat die Sitzung abparirt; Brodie war Operateur.» «Lady Francis; commandirt das Leib-Grenadierregiment; heute Nacht soll abgestimmt werden.» «Das ist Sam Slick, ich will Sie vorstellen; hielt eine glänzende Rede im Oberhause gegen Brougham — Lobelia — stimmte für den Antrag — die Herzogin ist ungeheuer verliebt in — das irische Wappen.» «Nun bin ich am Eingange.» «Wie müde!»"

Nicht weniger amusant und zum Theil treffend sind Hrn. Slick's Berichte über seine Besuche in den Parlamentshäusern, bei Tattersall, bei einer großen Pferde-Auction, im Hauptquartiere der Jagdwelt, u. s. w. Am Schluß des Werkes rüstet sich der Junker zu einem Abstecher nach Schottland und der Geistliche zur Rückkehr nach Amerika. Der Verf. hingegen spürt noch keine Anwandelung von Heimweh; vielleicht kraft seiner Charge. Vieles muß allerdings dem Deutschen minder komisch erscheinen als dem Engländer. Dafür kann aber der Deutsche viel aus dem Buche lernen, und das ist ja bei uns Deutschen die Hauptsache.

Daß Sam Slick eine Fiction, ist um so schwerer zu glauben, je treuer der Charakter des Ex-Uhrmachers durchgeführt ist. Dennoch ist er eine. Der verkappte Verf. ist Magistratsperson zu Halifax in Nova Scotia und heißt Halliburton. 14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 366. —— 31. December 1844.

Übersicht der neuesten poetischen Erzeugnisse

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluss aus Nr. 365.)

101. Schlichte Lieder von Lebrecht Dreves. Hamburg, Bödecker. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meint der Verf. mit dem Epitheton „schlicht", seine Lieder seien in ethischer Hinsicht schlicht und recht, so ist das Beiwort passend gewählt; denn eine wohlthuende moralische Integrität haucht uns aus ihnen an. Meint er dagegen, er gebe hier Lieder, die in Geist und Form einfach und schmucklos seien, so sind sie minder richtig bezeichnet; denn wenn sie auch nichts vom künstlich gebildeten Weltschmerz der modernen Dichterzunft eingesogen haben, und mit dem Rococo fein gedrechselter Phrasen nicht verunziert sind, so bekunden sie doch in ihren Formen und in geistiger Gebehrdung keine Schlichtheit. Wir wollen hier nicht einmal des „Wanderburschenlied" (S. 80) mit seinen in die Ohren klingenden künstlichen daktylischen Reimspielen, oder der 25 Friedhofssonette und einer Sestine, also südlicher Formen, erwähnen; schon die „Bilder vom Markte des Lebens" sind zu vielfarbig, und die „Losen Blätter" verrathen eine zu große Vielseitigkeit in Empfindung und Gemüthsrichtung, als daß sie schlichte Lieder genannt werden könnten. Der Verf. reflectirt gern und malt dabei fast stets auf dunkelm Grunde, ohne eben dabei in das Gebiet einer weinerlichen Sentimentalität zu gerathen. In die Natur wirft er wahre Liebesblicke, aber diese ist auch dafür nicht undankbar; sie eröffnet ihm willig ihr Heiligthum und gestattet ihm ihre Herrlichkeit und Schöne unverhüllt zu schauen. Die Anlage mancher Gedichte berechtigt zu größern Erwartungen als in Erfüllung gehen. Anklänge aus Goethe machen sich überall vernehmbar. Wenn Hr. Dreves in einer Strophe des Vorworts von seines Liedes Natur sagt:

— mein Lied soll nicht pedantisch
Gleich dem Lied der Glocken sein;
Bald politisch, bald romantisch
Mag es rauschen gleich dem Hain.

so charakterisirt er sie ebenso unrichtig wie durch das Epitheton, mit welchem er die Lieder dem Publicum ausstellt.

102. Christlich-deutsche Lieder von Heinrich Loose. Karlsruhe, Macklot. 1843. 8. 7½ Ngr.

Die diesen Liedern beigegebenen Epitheta bezeichnen sie richtiger als es mit dem Beiwort in der vorigen Nummer der Fall war. Es spricht sich in ihnen wirklich ein religiöser christlicher Sinn aus, und eine ihrer Haupttendenzen ist Förderung vaterländischen Gemeinsinns. Sie gehören keiner philosophischen Schule an, und nirgend lispelt aus ihnen das Schiboleth des in unsern Tagen sich weitverbreitenden pietistischen Separatismus. Sie orakeln gern, aber nie in den mystischen Ausdrücken des delphischen Gottes, sondern in der Sprache der Prophezeiung, auch wol der Apostel. Wird auch nicht Jeder der in ihnen sich darlegenden Welt- und Zeitanschauung seinen Beifall schenken können, so kann dieselbe doch nicht als unstatthaft und verschroben verworfen werden. Die Sprache ist den abgehandelten Gegenständen angemessen und die Form verstößt nicht gegen die Regel. Geist und Ton derselben künde sich in dem abgedruckten Gedicht: „Im Kämmerlein" (S. 53):

Komm, mein Kind, ins Kämmerlein!
Schließe fein die Thüre zu!
Im Verborg'nen muß es sein,
Da sieht uns der Vater zu.
Laß uns beugen jetzt die Knie!
Falte kindlich deine Hand!
Alle deine Sinnen, sie
Seien auf den Herrn gewandt!

So hast du oft, du süße Mutterliebe,
Den kleinen Knaben ins Gebet genommen,
Und deine Seufzer sind emporgeklommen,
Daß ihm des Herzens Friede doch verbliebe
Daß ihm der sel'ge Glaube nicht zerstiebe,
An jenen Hirten, der hernieder kommen,
Zu sammeln eine Heerde sich von frommen
Getreuen Schafen aus dem Weltgetriebe.
So hast du eine Kette ihm geflochten,
Und an den Himmel fest sein Herz gebunden,
Daß es von nun an nicht mehr los kann werden,
Und alle Tage muß dem Unterjochten
Gefangenkost, die eine, gleich gut munden —
Das Himmelsbrot am Tische dieser Erden.

103. Gesänge christlicher Vorzeit. Auswahl des Vorzüglichsten, aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt von C. Fortlage. Berlin, Reimer. 1844. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese altchristlichen lateinischen und griechischen Kirchengesänge und Hymnen, deren Anzeige eigentlich schon in dem lyrisch-religiösen Theile dieses Aufsatzes hätte geschehen sollen, tragen größtentheils eine Glut der Empfindung in sich, die uns sattsam Kunde und Zeugniß gibt von der Begabung und Begeisterung ihrer Verfasser, wie von dem reinen und erhabenen Geiste, der den Tempel der Kirche Christi durchweht. Es war ein glücklicher Gedanke des wohlkundigen und geschickten Übersetzers, diese von religiöser, ästhetischer und historischer Seite gleich lebhaft ansprechenden Documente und Erinnerungszeichen an eine für das Göttliche hochergühte Zeit durch ein getreues Abbild in der Muttersprache einem größern Publicum zu näherm Verständnisse und Genusse zu bringen. In Betrachtung der Stofffülle glauben wir, daß kaum etwas vom Berühmtesten, Schönsten und Werthvollsten in dieser Gattung fehle, obwol der Übersetzer sich die Freiheit genommen, matte Passus wegzulassen und namentlich aus dem Mariencultus der altchristlichen Kirche nur Das aufzunehmen, was sich auf den Schmerz der Mutter

am Kreuze bezieht, und mithin auf dem historischen Grunde der Evangelien steht. Die Gesänge selbst folgen nicht in chronologischer Ordnung, nach den Jahrhunderten, wo die frommen Liederdichter lebten, sondern er läßt sie in mehre Theile nach Ordnung und Aufeinanderfolge der Hauptpunkte aus der christlichen Glaubens- und Sittenlehre zerfallen. Voran steht der Abschnitt „Von Gott und der Dreieinigkeit", in welchem sich der berühmte „Ambrosianische Lobgesang", gewöhnlich das Te Deum in der evangelischen Kirche genannt, befindet, und von welchem Hr. Fortlage bemerkt, es sei ungewiß, ob dieser herrliche Hymnus, durch und durch Würde und Majestät, herrühre vom heiligen Ambrosius, Bischofe zu Mailand, oder von Hilarius von Pictavium, oder von Nicetius, einem Bischofe von Trier aus dem 6. Jahrhundert, oder endlich von Sisebut, einem Mönche des Klosters Monte Cassino. Unter den Liedern der zweiten Abtheilung: „Von Christus und der Erlösung", findet sich Ausgezeichnetes von Prudentius, einem in der Mitte des 4. Jahrhunderts ganz der geistlichen Liederdichtung lebenden Spanier, von welchem die römische Kirche eine bedeutende Anzahl von Hymnen in den Gottesdienst aufgenommen hat. Dieselben zerfallen in zwei Gattungen, nämlich in täglich zu singende Lieder (Cathemerinon) und in Triumphlieder auf Märtyrer (Peristephanon). Schon die frühere Zeit hat sie verkürzt, und auch hier sind sie nicht in ihrer ganzen Länge gegeben. „Geburt Christi." Hier excellirt Bernhard v. Clairvaux und eine „Sequenz" von Notker. Letztgenannter (starb 912) ist der Erfinder jener Gattung von Kirchengesängen, die unter dem Namen Sequenzen oder Prosen bekannt sind, und deren Entstehung er selbst so beschreibt, daß er, um sich die Sequentien (d. h. die letzte Sylbe des Halleluja bei der Messe, welche ursprünglich ohne weitern Text gesungen wurde) behaltbarer zu machen, versuchte, denselben Worte unterzulegen. „Einzug in Jerusalem und Einsetzung des Abendmahls." Unter dieser Rubrik steht das bekannte „Pange lingua" von Thomas v. Aquino. Der Anfang desselben ist den ersten Worten eines Hymnus von Fortunatus: vom Triumph des Kreuzes, nachgebildet. Auch in protestantischen Kirchen ist dieses Lied in der Übersetzung „Meine Zung' erkling' und fröhlich ich sing'" u. s. w. noch geraume Zeit nach der Reformation gesungen worden. „Die heilige Passion", wo uns zuerst das Lied von Bernhard v. Clairvaux: „Sei gegrüßt o Haupt im Blute" (Salve caput cruentatum), in die Augen fällt, welches Paul Gerhard in seinem allbekannten Passionsliede „O Haupt voll Blut und Wunden" u. s. w. so schön paraphrasirt hat. Gleichfalls findet sich hier das ebenso bekannte, unzählige Male übersetzte und berühmte „Stabat mater dolorosa" von dem Franciscanermönch Jacoponus, geboren zu Todi in Oberitalien und gestorben im J. 1306. Das Lied wurde durch die Flagellanten oder Geißlerbrüder früh schon in Deutschland bekannt. Ein „Ritornell" von Peter Damiani erwähnen wir hier blos, um daran die Notiz zu knüpfen, daß man unter Ritornell (Kehrgedicht) ein solches versteht, bei welchem immer in der letzten Hälfte des zweiten Verses die erste Hälfte des ersten wiederkehrt, eine Form, die auch bei spätern lateinischen Dichtern aus dem Mittelalter (wo ein solches Gedicht Carmen paractericum genannt wurde) beliebt war. Besondere Beachtung verdient noch in diesem Abschnitt ein „Hymnus von der Passion Christi" von Fortunatus: „Vexilla regis prodeunt, fulget crucis mysterium." Der Übersetzer, der von diesem Gesange, „der in seiner Glut die durchbrennende Macht geschmolzener Metalle bewährt", nicht ein Wort wissen will, gibt ihn unverkürzt, was das römische Missale nicht thut. Seine Melodie nach römischem Ritus voll melancholischer, nächtlicher Glut ist ganz seinem Inhalte angemessen. Der Form nach steht er auf der Grenze zwischen den alten Gesängen, welche blos das Metrum beobachten, und den neuern, welche den Tonfall mit dem Reim verzieren. „Auferstehung." „Himmelfahrt und Ausgießung des heiligen Geistes", worunter ein Hymnus, der Sage nach, von Karl dem Großen. „Vom jüngsten Gericht und ewigen Leben." Hierunter die berühmte, späterhin durch Mozart's Composition im „Requiem" so sehr verherrlichte Sequenz „Dies irae, dies illa etc.", welche ebenfalls zuerst durch die Züge der Flagellanten über die Alpen nach Deutschland gebracht wurde. Der Anfang ist dem Lateinischen der Vulgata nach Zephanja, I, 15—17, entnommen. Das protestantische Kirchenlied „Es ist gewißlich an der Zeit" u. s. w. ist zum Theil Nachbildung desselben, und ist kein Gesang öfter in die deutsche Sprache übertragen als dieser; gegenwärtige, wohlgelungene Übersetzung aber verdankt, wie der Uebersetzer bemerkt, Rückert's Meisterhand wesentliche Verbesserungen. „Von den Engeln." „Von den Aposteln, heiligen Märtyrern." Zu beobachten ist in diesem Abschnitt der Hymnus von der heiligen Agathe, von Damasus, einem Spanier, der 384 als römischer Bischof starb. „Von der Liebe." Hier duftet als lieblichste Blüte ein Gedicht von Bonaventura, einem Italiener, der als Professor zu Paris 1274 starb: „Die Nachtigall." Das Original hat 80 Strophen; hier werden uns nur 14 mitgetheilt. Der „Nachtigall" ähnlich ist die „Turteltaube" von Hildebert v. Tours: „Turtur inane nescit amare." Wir können uns nicht entbrechen, diese liebliche Allegorie, die zu einer Sammlung von Gleichnissen aus dem Thierreiche gehört, da sie nicht lang ist, hier mitzutheilen:

> Flüchtiges Liebeln kennt nicht die Taube.
> Hat sie erst Einem Manne vermählt sich,
> Weder bei Tag noch Nacht ihm entflieht sie,
> Daß ohne Gatten nirgend man sieht sie.
> Und wenn als Witwe nun er ihr fehlet,
> Niemals sie sich zum zweiten vermählet.
> Einsam sie sitzet, einsam sie schwebet,
> Hält an ihm fest, als wenn er noch lebet;
> Wartend auf ihn, in Sorgen sie bebet.
> Also sind alle gläubige Seelen,
> Die sich dem himmlischen Freunde vermählen,
> Die sich Jesum zum Freunde erwählen,
> Die nur die Brust mit ihm sich erfüllen,
> Und nur an ihn stets heften den Willen,
> Denen nicht andere Freunde mehr frommen,
> Wenngleich der Tod hat jenen genommen,
> Welchen sie glauben zum Äther gekommen,
> Wartend auf ihn, daß wieder er kehre,
> Prangend in Glanz und ewiger Ehre.

„Vom Tode", worunter Treffliches von Hildebert v. Tours, und von Prudentius „Bußlieder und Gebete". Die „Ermahnungslieder und Sittensprüche" von Bernhard v. Clairvaux, Gregor v. Nazianz und Thomas v. Kempen führen uns aus dem Gebiet der Dogmatik in das der Moral und haben überall mindern Werth. „Gesänge für die verschiedenen Tageszeiten" sollten den Beschluß billigerweise machen. Den ihnen nachfolgenden „Anhang verschiedenen Inhalts" hätten wir dem Übersetzer gern geschenkt; aber gewiß nicht die dem Werke angehängten und mit großem Fleiße gearbeiteten Anmerkungen, die uns schätzbare biographische Notizen über die Liederdichter, den Werth ihrer Leistungen, die Anfangsworte der griechischen und lateinischen Originaltexte und sonstige literarhistorische Erläuterungen geben. In der That hätten hier Literarhistoriker und Freunde altkirchlicher Poesie Alles beisammen, wenn der Hr. Verf. den griechischen und lateinischen Originaltext den Uebersetzungen gegenüber hätte mit abdrucken lassen. Er hätte dann zwar den Kritikern die Waffen selbst in die Hand gegeben; aber braucht er bei vorliegender Arbeit den Kritiker zu scheuen? Übrigens freuen wir uns, daß uns von ihm die Aussicht eröffnet wird, eine Ausgabe der Originaltexte in einer dieser Übertragungen entsprechenden Anordnung bald zu erhalten. Ein diesem Werke ähnliches haben wir schon vor vier Jahren erhalten in „Hymnologischer Blütenstrauß, auf dem Gebiete altlateinischer Kirchenpoesie gesammelt von H. A. Daniel" (Halle 1840), womit man „Anthologie christlicher Gesänge aus

allen Jahrhunderten der Kirche", von Rambach, vergleichen wolle.

104. Gedichte von Roswitha Kind, geb. Kind. Leipzig, Lehmann. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit Anzeige dieser Gedichte setzen wir dieser Relation den Schlußstein, und legen zugleich den weißen Rosenkranz wehmüthiger Trauer auf Roswitha's noch frisches Grab. Sie war die Tochter des Hofraths Friedrich Kind zu Dresden, der zu seiner Zeit durch seine Gedichte und seine Erzählungen Furore machte und wol noch allgemein bekannt ist als Verf. des Textes zum „Freischütz" von Weber. Die Tochter, auf welche er sein Talent vererbte und die überhaupt in geistiger Hinsicht ihm sehr ähnlich war, hing mit kindlicher Liebe und Verehrung an dem Vater, welchem sie ihre Gedichte in einem Dedicationssonett weiht, welches leicht die vorzüglichste Gabe des ganzen Buchs sein möchte, weshalb wir es hier mittheilen:

> Wie bleiche Lilien aus dem Wogengrunde,
> Entkeimen Frauensänge oft aus Thränen.
> Von meinem Lied doch geb' ich froh're Kunde,
> Aus Schmerz geboren soll man es nicht wähnen.
>
> Als Kind schon folgt' ich manche lange Stunde
> Des Vaters Klängen mit geheimem Sehnen,
> Entströmten holde Märchen seinem Munde,
> Mocht' gern ich lauschend an der Harfe lehnen.
>
> Ihr Echo tönt' aus meiner Seele wider
> Bald lehrte mir der deutsche Harfnergreis,
> Was ich empfand, in schlichten Worten singen.
>
> Und freudig weih' ich jetzt ihm meine Lieder —
> O, gäb' die Welt mir einst ein Lorberreis,
> Um meines Vaters Schläfe wollt' ich's schlingen.

Nun aber hatte der greise Vater noch auf seinem Sterbebette die Freude, ein schon früher für ihn besonders gedrucktes Prachtexemplar aus Tochterhand zu empfangen. Vermählt mit einem trefflichen Gatten lebte sie zu Leipzig in glücklichster Ehe. Die erste Mutterfreude gab ihr den Tod. Kurz vor ihrem von ihren Freunden schmerzlich beklagten Hintritt war vorliegende, vom Verleger geschmackvoll ausgestattete, mit vier schönen Stahlstichen geschmückte Gedichtsammlung an das Licht getreten. Ein großes Talent ist mit der Hingeschiedenen nicht untergegangen; aber ihren Gedichten ist der Stempel jenes schönen fraulichen Wesens aufgedrückt, das bei edeln Frauen uns gleich mächtig anspricht, möge ihre Hand im Schatten des Hauses geschäftig sich regen oder die Autorfeder führen, und sie selbst in die Öffentlichkeit treten. Das kindlich Naive steht ihr gut. Am ansprechendsten ist sie in der Romanze. Man lese darüber „Schloßwächters Kind" (S. 23), „Rosa Lilia" (S. 44) und „St.-Johannes und das Mädchen" (S. 40). Wohlgelungen erscheint auch „Die Nacht am Meere" (S. 15), wo Paganini's Schatten, auf seiner Zaubergeige musicirend, Elfen, Sirenen und andere Meeresfrauen und Geister um sich sammelt, eine Scene, die mit einem gut gedachten Stahlstich illustrirt ist. Die Illustration auf dem Titelblatte, zu „Schloßwächters Kind" gehörig, ist ein gar liebliches Bild; am schlechtesten die zum „Willi-Tanz". 　　　　　　　　　　　　　　　　　　 W.

Zur polnischen Literatur.

Die Polen besitzen eine große vaterländische Geschichte von dem fleißigen und gründlichen Naruszewicz, aber diese begreift nur die Geschichte der Piasten in sich; das gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hereinbrechende Unglück seines Vaterlandes wand dem Historiker die Feder aus der Hand, als er eben zu Jagello's Regierung übergehen wollte. Mehrmals dachte man darauf an die Fortsetzung dieser Geschichte Polens. So faßte auch die jetzt aufgelöste warschauer Societät der Freunde der Wissenschaften bald nach ihrer Entstehung den Entschluß, das Werk von Naruszewicz weiter fortzuführen, die ausgezeichnetsten Mitglieder dieser Gesellschaft erklärten sich zur Fortführung bereit und gingen eifrig ans Werk. Doch auch ihr Vorhaben wurde durch den im Anfange dieses Jahrhunderts nach Polen eingedrungenen Kriegslärm vereitelt. Unter Andern hatte der Präsident der Gesellschaft, der gelehrte Bischof Albertrandy, die Ausarbeitung der Geschichte der polnischen Kriege aus dem Stamme der Jagellonen übernommen, er hatte bereits viele Materialien dazu beisammen, als ihn der Tod übereilte. Zahlreiche Bruchstücke fanden sich in seinem Nachlasse vor, aus denen der Prof. Onacewicz bereits die Geschichte der Jagellonen Kasimir, Johann Albert und Alexander sowie auch die der Könige Heinrich und Stephan Bathori veröffentlicht hat. Neuerdings hat Graf Eduard Raczynski aus Albertrandy's Nachlasse eine Geschichte der Regierung Wladislaw Jagello's unter dem Titel: „Dwadziescia szesć lat panowania Władysława Jagiełły" (Breslau 1844) herausgegeben. Obgleich man es dem Werke ansieht, daß es nur abgerissene Materialien enthält, die erst zu einer fortlaufenden Geschichte verarbeitet werden sollten, so verleugnet sich doch auch hier die körnige Sprache Albertrandy's nicht, und man erkennt, wie klar derselbe die Geschichte aufzufassen und zu zeichnen wußte, und der Herausgeber verdient allen Dank, daß er das Andenken an einen der vorzüglichsten Literaten Polens durch Veröffentlichung seines letzten Werks erneuert hat.

Mit großem Mistrauen ist die neue Geschichte Polens „Dzieje Polski" (Warschau 1844), von dem Mitgliede des Educationsraths für das Königreich Nikolaus Pawliszczew verfaßt, aufgenommen worden, weil sie den von der russischen Regierung für die beste polnische Geschichte ausgesetzten Preis erhalten hat und in Polen als Lehrbuch eingeführt ist. Aber unstreitig zeugt sie von Belesenheit, ja genauer Kenntniß der Quellen und selbständigem Urtheil. Der Verf. sieht die Sachen zuweilen anders an als Ustrialow in seiner durch und durch russischen Geschichte. Thatsachen werden nicht verdreht, nur treten sie zuweilen durch die Kürze der Darstellung, die im ganzen Buche herrscht, und durch die Allgemeinheit der Sätze in ein falsches Licht. Besonders werden die Fehler der polnischen Verfassung, dagegen auch die Verdienste, welche sich von altersher die Zare Rußlands um Polen erworben haben, bei jeder Gelegenheit grell hervorgehoben, z. B. als Karl Gustav von Schweden ganz Polen erobert hatte konnte Polen nur durch ein Wunder gerettet werden, und das ganze „Wunder der Errettung" wird dem Einfalle des Zar von Moskau nach Liefland allein zugeschrieben, der heldenmüthigen Vertheidigung Czenstochau's wird wol nebenbei, des Helden Czarniecki aber gar nicht gedacht.

Hier knüpfen wir die Erwähnung eines andern historischen Werks an, das uns von entgegengesetzter Seite zugekommen und in entgegengesetztem Sinne verfaßt ist, nämlich die in Brüssel neuerschienene Ausgabe von Lelewel's „Polska odradzająca się". Eins der Werke Lelewel's, welche bei ihrem Erscheinen die größte Wirkung in Polen hervorbrachten, war seine, eigentlich für Kinder im Volkston verfaßte „Geschichte von Polen". Hier gibt Lelewel eine Fortsetzung jenes Werks, welches das „sicherneuernde Polen" darstellt, und die Geschichte Polens von der letzten Theilung an bis zum Ende der letzten Revolution enthält. Die Geschichte der letzten Revolution ist am ausführlichsten behandelt. Lelewel, der Theilnehmer der Revolution, tritt natürlich als Parteimann auf, obgleich man es seinem Werke ansieht, daß er nach Unparteilichkeit strebt und seine Urtheile mäßigt. Das Werk scheint uns als Quelle für die Revolutionsgeschichte wohl beachtungswerth, es zeichnet, namentlich die polnische Seite, gewiß im Ganzen richtig, einzelne Worte, und wenige geistvoll hingeworfene Züge erinnern daran, daß Lelewel mit eigenen Augen gesehen, daß er Ereignisse miterlebt hat. Jedenfalls ist bei ihm die Parteilichkeit erträglicher, als wenn sie in deutschen Werken über diese Revolution hervortritt, die aus trüben Quellen geschöpft und nur des Gewinnstes wegen abgefaßt sind. Der Anhang, in wel-

chem Nowosilzow's Aufenthalt in Wilna 1824 geschildert wird, ist durch eine französische Broschüre besonders bekannt geworden.

„Miasta, góry i doliny" (Städte, Berge und Thäler) ist der Titel von fünf Bändchen, welche eine der beliebtesten neuern Schriftstellerinnen Polens, die Baronesse Rautenstrauch, geb. Fürstin S., veröffentlicht hat (Posen 1844). Der Leser begleitet sie hier auf ihren Reisen durch den größten Theil von Europa; gewandt, anmuthig, interessant schildert sie Italien, Frankreich, Deutschland, die böhmischen Bäder, ihr Rang führte sie in die vornehmsten Gesellschaften, mit besonderm Interesse weilt sie aber auch unter den noch fast im Naturzustande lebenden Völkern, wie denn ihre Schilderung der Karpaten und des Gebirgsvolks zu den interessantesten Partien im Buche gehören. Mit den Beschreibungen wechseln Erzählungen ab, die zuweilen bis zu kleinen Romanen sich erweitern, und theils aus dem Leben der Verf., theils aus den Erlebnissen Anderer, mit denen sie auf ihren Reisen zusammentrifft, entnommen sind. Diese Erzählungen werden manche Leserin nicht ungerührt lassen, denn oft kehren hier die trüben Seiten des Lebens sich heraus, und die Verf. schließt ihr Werk nach ihrer Rückkehr nach Warschau mit den Worten: „O, diese Welt hat mehr Dornen als Rosen, mehr Thränen als Freuden!"

Nach Art einiger französischer Romane, zu deren Abfassung sich zwei oder mehr Schriftsteller vereinigten, und deren Capitel ohne einen bestimmten Plan nacheinander bald von dem einen bald von dem andern Schriftsteller abgefaßt werden, ist auch eine polnische Erzählung von dem fruchtbaren und gewandten Kraszewski und dem durch mehre witzige satirische Schriftchen bekannten Pseudonymen John of Dycalp erschienen. Ihre „Powieść składana" (Wilna 1843) ist nicht übel gerathen, und so mag auch dieser Versuch polnischer Autoren nicht ohne Beifall gemacht sein.

Von den Bildern aus Lithauen „Obrazy litewskie" von Ignacy Chodzko, die sehr einfache, aber aus der Mitte des polnischen Lebens gegriffene Darstellungen enthalten, ist bereits in Wilna die dritte Serie erschienen.

Im Juli d. J. verstarb fast vergessen, fern in Volhynien auf seinem Gute Woronczyn, der einst so gefeierte polnische Tragödiendichter Ludwig Kropinski, General der ehemaligen polnischen Armee. Seine letzten Lebensjahre verlebte er erblindet und nach dem Tode seiner Gattin fast ganz einsam auf dem genannten, früher so heitern und oft besuchten Landsitze. Seine letzte Freude war es, daß er das Erscheinen aller seiner Schriften, die in diesem Jahre in Lemberg in sehr geschmackvollem Abdrucke herausgegeben worden sind, noch erlebte. Aber auch dieser neue Abdruck wird Kropinski's Dichterruhm nicht wieder wecken. Er gehört den Dichtern an, die vor dem Auftreten Mickiewicz' und seiner Genossen, den altfranzösischen Mustern nacheifernd, sich allgemeinen Beifall erwarben; seine Tragödie „Ludgarda" ist ein treues Abbild der classisch-französischen Dramen; die schönen Bilder, der Schwung der Sprache, die fließenden Verse sind die Hauptzierden, sie geben Zeugniß davon, daß es Kropinski gar nicht an Talent und edlem Gefühl gefehlt hat, daß er aber die seiner Zeit geltenden Schranken nicht zu durchbrechen vermochte. 74.

Bibliographie.

Alt, K., Humoristische Studien. Berlin, Plahn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Benedix, R., Doctor Wespe. Lustspiel in fünf Acten. Wesel, Becker. 12. 22½ Ngr.

Biedermann, A. E., Die freie Theologie oder Philosophie und Christenthum in Streit und Frieden. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Binder, W., Dr. Karl Haas und die unredlichen unter seinen Gegnern. Nebst einigen gelegenheitlichen Blicken in das protestantische Treiben unserer Tage. Leipzig, Herbig. 8. 15 Ngr.

Boas, E., In Skandinavien. Nordlichter. Leipzig, Herbig. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch vom Jahr 1812. Oder: Napoleon in Rußland. Dargestellt von einem Augenzeugen. 1ster und 2ter Band. Quedlinburg, Basse. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Flegler, A., Spanien und Deutschland in geschichtlicher Vergleichung. 1ster Band. Winterthur, Steiner. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Gelzer, H., Die ethische Bedeutung der Geschichte für die Gegenwart. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Gering, J. A., Maiengslocken, Palmen und Schlüsselblumen. Dichterische Versuche. Marburg, Elwert. 1845. 20 Ngr.

Hagen, E. A., Über A. v. Thorwaldsen. Eine Vorlesung in der königl. deutschen Gesellschaft. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 5 Ngr.

Harkort, F., Bemerkungen über die Hindernisse der Civilisation und Emancipation der untern Classen. Fortsetzung der Bemerkungen über die preußische Volksschule. Elberfeld, Bädeker. 8. 16 Ngr.

Heinzen, K., Die preußische Bureaukratie. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Lustfahrt von Magdeburg nach London im Mai und Juni 1844. Von ***r. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Muchar, A. v., Geschichte des Herzogthums Steiermark. 1ster Theil. Grätz, Damian und Sorge. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Novellen-Bibliothek. Mit Beiträgen von E. Boas, E. Dronke, J. François, Francis, E. Müller, F. v. Gelasen, A. v. Sternberg. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Prutz, R. E., Karl von Bourbon. Historische Tragödie in fünf Acten. Hanover, Kius. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Reineke Fuchs. Aus dem Niederdeutschen von K. Simrock. Mit Zeichnungen von T. Kiellerup. Frankfurt a. M., Brönner. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Kritik der Principien der Strauss'schen Glaubenslehre. Leipzig, Brauns. 8. 12½ Ngr.

Rötscher, H. T., Manfred. Eine Tragödie von Lord Byron, in ihrem innern Zusammenhange entwickelt. Eine Abhandlung zur Philosophie der Kunst. Berlin, Thome. 10 Ngr.

Ruperti, F. J., Gedichte. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Spindler, C., Winterzeitvertreib. Erzählungen. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Sue, E., Der ewige Jude. Aus dem Französischen. 4ter und 5ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. à 10 Ngr.

Die Umtriebe der Jesuiten in Sachsen und ihre Kirche zu Annaberg. Bruchstücke aus der Geschichte des Jahres 1844. Leipzig, Brauns. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Unruhen in Böhmen. Ein Wort zu seiner Zeit. Leipzig, Reclam jun. 1845. Kl. 8. 22½ Ngr.

Unzer, F., Norddeutsche Klänge. Kiel, Bünsow. 8. 22½ Ngr.

Der Vergeltung Walten. Erzählungen aus dem Leben geheimer Verbrecher. Aus dem Holländischen von T. Gräpel. Zwei Bände. Leipzig, Wöller. 1845. 8. 1 Thlr.

Vogel, G. A., Kaleidoskop. Novelletten, Humoresken, Burlesken. Coesfeld, Riese. Gr. 12. 1 Thlr.

Welp, T., Wanderungen im Norden. Bemerkungen auf einer Reise durch Esthland, Finnland, Schweden, Dänemark und die Insel Rügen nach Schlesien. Drei Bändchen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 12. 4 Thlr.

Das Register zum Jahrgang 1844 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften **„Blätter für literarische Unterhaltung“** und **„Isis“** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Erklärung.

In Nr. 334 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ für 1843 findet sich eine Recension meines bei Reclam sen. in Leipzig erschienenen Buches: „Reime und Knospen einer Weltanschaunug“, die sehr wegwerfend ist, aber eine so mangelhafte Lecture des Buches verräth, daß sie vom Verfasser desselben nachgewiesen werden kann, ohne daß er sich ein Urtheil über seine Schrift selbst erlaubt. Gleich den Titel liest der Herr Recensent falsch, nämlich statt Keime: Reime, obgleich nicht der geringste Druckfehler in dieser Beziehung stattfindet. Daher verkennt er auch die Bedeutung des Titels, der auf die im Buche herrschende Einheit hinweisen soll. Diese besteht in der Darstellung Einer eigenthümlichen Weltansicht in ihrer allmäligen Ausbildung, wie sie sich an die vorzüglichsten positiven Religionen knüpft und in der christlichen den reichsten Quell des Lebens, ja alle andere Religionen ihrem Grundwesen nach findet. Demgemäß mußte der innern subjectiven Einheit auch eine objective entsprechen und ich deutete nur jene durch die Wahl des Titels an, weil ich mich ihrer als eines in meiner Entwickelung abgeschlossenen Ganzen am sichersten bewußt war. Ob aber in dem einen oder andern Sinne eine Einheit aus dem Ganzen hervorgeht, muß ich dem Urtheile der Leser überlassen, es freut mich aber, daß ein Recensent in dem „Gesellschafter“ eine solche auf befriedigende Weise in meiner Schrift gefunden hat. Was nun meinen Recensenten in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ weiter betrifft, so sagt er, daß im „Uriel Akosta“ die rohe physische Übermacht siege. Der Ausgang des Stückes aber ist so, daß der Held desselben seinen Feind ermorden will, statt dessen durch Zufall seine Geliebte tödtet, hierauf sich selbst das Leben nehmen will, aber [illegible]dert dies zu thun, sich selbst dem Gerichte freiwillig über-[illegible]o seinen Tod verlangt. Ist das Sieg der rohen phy-[illegible] Übermacht? In Bezug auf die „Reden über das Christenthum“ tadelt der Herr Recensent wieder den Titel, indem er sagt, es seien Homilien, da doch nur die erste Rede dies ist, [illegible] beiden andern nicht die entfernteste Ähnlichkeit damit haben. Die ganze Tendenz dieser Reden nennt er kirchlich-orthodox, obschon fast aus jeder Zeile hervorgeht, daß ich nur den Fortschritt, aber den wahren geistigen, das ganze Volk durchdringenden Fortschritt will. Er glaubt, diese Reden nicht weiter charakterisiren zu müssen, da der Verfasser die Jungfrauschaft der Maria (S. 96) vertheidige; hätte er aber nur den Satz, in dem davon die Rede ist, ganz lesen, oder das Gelesene beachten wollen, so würde er gesehen haben, daß ich die Jungfrauschaft der Maria nicht — wie es nach seiner Relation erscheinen muß — als historische Thatsache vertheidige, sondern die Geburt des Gottmenschen von einer Jungfrau nur als ideale in den nothwendigen Zusammenhang des christlichen Glaubens gehörende Wahrheit schildere, über welche Auffassung der ganze Geist der Reden nicht den geringsten Zweifel läßt. Hiermit schließt die Inhaltsangabe des Herrn Recensenten. Es fehlt aber gerade der Schlußstein zum Ganzen. Denn in dem Schlußgedicht: „Lebensglaube“, spricht sich die eigene Weltansicht des Individuums aus, in der das Positive ganz ein freies geworden ist, in dem Glauben an das Leben, den das Leben aus sich selbst erzeugt!

Ulrich Rudolf Schmid.

Leipziger Handels-Zeitung.

Die Leipziger Handels-Zeitung wird vom nächsten Jahre an als Fortsetzung der **„Zeitung für Handel und Fabriks-Industrie“** es sich, wie zeither diese, zur Aufgabe machen, als

Organ der bedingten Handelsfreiheit

in leitenden Artikeln alle Interessen des Handels und der Industrie im Allgemeinen, besonders aber Deutschlands so vollständig zu besprechen, daß kein sie betreffendes Ereigniß unerwähnt bleiben wird. Derselbe Geist der **Wahrheit** und **gründlicher** Prüfung wird wie in meiner Schrift: **„Beleuchtung der Bittschrift der Handelskammer von Elberfeld und Barmen &c.“**, so auch hier mich leiten. Zahlreiche Correspondenzen nicht allein aus allen Gegenden Deutschlands, sondern auch aus andern Theilen Europas und aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sowie kürzere Mittheilungen werden das Ihrige ebenfalls beitragen, um diese Zeitung interessant und zu einem vollständigen Repertorium für den Handel zu machen. Die dritte Abtheilung: **„Börsen- und Marktberichte“**, wird aus allen Gegenden Deutschlands, Englands, Nordamerikas u. s. w. über den Stand der Wechsel, Actien, Staatspapiere und Producte die ausführlichsten Nachrichten geben. Ein **allgemeiner Anzeiger** wird schließen.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jede zu einem ganzen Bogen, welche nach Maßgabe des aufgehäuften Stoffes von Beilagen begleitet sein werden. Der Preis des ganzen Jahrgangs ist 4 Thlr. Cour., welche vierteljährlich mit 1 Thlr. pränumerando zu erlegen sind. Die Beziehung kann durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen geschehen, sowie durch die Buchhandlung des Herrn C. F. Schmidt hier, an welchen sich wegen Inseraten, Zahlungen, Zusendungen u. s. w. für die Leipziger Handels-Zeitung zu wenden gebeten wird.

Leipzig, den 13. December 1843.

Karl Junghanns.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Novellen

von

Theodor Mügge.

Vierter bis sechster Theil.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Inhalt: Liebe in alter Zeit; Der gefährliche Gast; Swinemünde und Rügen; Jakobine; Herz und Welt; Das Medaillon; Der Weg zum Glück; Ein Abenteuer in Holland; Das Gold der Pinheiro's; Simon.

Die ersten drei Theile der gesammelten Novellen des beliebten Verfassers (1842, 4 Thlr. 15 Ngr.) enthalten: Angelika; Die Emigranten; Rosalie; Zwei Bräute; Lebensmagie; Paul Jones; Neffe und Nichte.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten

Maler, Bildhauer und Baumeister,

von Cimabue bis zum Jahr 1567,

beschrieben von

Giorgio Vasari,

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, sowie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von

Ludwig Schorn,

und nach dessen Tode von

Ernst Förster.

Dritter Band,

enthaltend der Originalausgabe dritten Theil.

Erste Abtheilung.

Mit 24 lithographirten Bildnissen.

Gr. 8. Preis 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.), oder 4 Fl. 30 Kr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wol sagen leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Auszeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Wir freuen uns daher, dem deutschen Publicum in der obigen Übersetzung das Werk Zweier mit dem Genius der italienischen wie mit dem der deutschen Sprache gleich vertrauten Geister vorlegen zu können, welche Ton und Inhalt des Originals mit ebenso viel Treue als Leichtigkeit wiedergeben. Die Herausgeber, welche die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigener Ansicht und Untersuchung kennen, und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch sind, haben diese Übersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, sodaß wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Übersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen.

Um den Ankauf dieses trefflichen Werks zu erleichtern, haben wir uns entschlossen, die bis jetzt erschienenen drei Bände (I. II. 1. 2. III. 1. Abtheilung), welche im Ladenpreise 10 Thlr. 10 Ngr. (10 Thlr. 8 gGr.), oder 17 Fl. 30 Kr. kosten, wenn solche zusammen genommen werden, für 7 Thlr., oder 12 Fl. zu erlassen, einzelne Bände aber können nicht anders als zu den gewöhnlichen Ladenpreisen abgegeben werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im December 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sechszehn Predigten

gehalten

zu Rom

von **Heinrich Thiele**, V. D. M.

evangelischem Prediger an der k. preuß. Gesandtschaftskapelle.

Mit vorgedruckter Liturgie.

8. Brosch. 26¼ Ngr. (21 gGr.), oder 1 Fl. 30 Kr.

Der Verfasser der „Kurzen Geschichte der christlichen Kirche für alle Stände" ist schon zu vortheilhaft bekannt und seine gegenwärtige Stellung zu eigenthümlich, als daß diese mit einer besonders schönen und zudem noch unbekannten Liturgie verbundene Predigtsammlung nicht vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen sollte.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 9te **Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1843.

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Schlacht bei Brienne am 1. und 2. Februar 1814. (Schluß.) — II. Der Feldzug in Spanien und Portugal. (Schluß des ersten Abschnitts.) Zweiter Abschnitt. 1) Gefecht bei Almenara. — III. Kriegsscenen. 1) Ausgezeichnetes Benehmen des Unterjägers Käfer des vierten Jägerbataillons, am 9. Juli 1809. 2) Rückzug des abgeschnittenen vierten Jägerbataillons im Jahre 1809. 3) Gefangennehmung eines französischen Piquets durch ein östreichisches Recognoscirungs-Detaschement, an der Etsch im November 1813. 4) Der Ausfall der Franzosen aus Peschiera am 8. Februar 1814 wird zurückgeschlagen. 5) Oberlieutenant Gräfer, von Ripfics Husaren, zeichnet sich in dem Gefechte bei Casa Brentina besonders aus. — IV. Neueste Militairveränderungen. — V. Miscellen und Notizen; Nr. 42 — 54.

Auf den **Jahrgang 1844** dieser Zeitschrift nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** an. Diese beträgt 8 Thlr., oder 12 Fl. Conv.-Münze. Man ersucht, die Bestellungen noch vor Ende des laufenden Jahres zu machen, damit die Stärke der Auflage darnach bestimmt werden könne.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

Julius Mosen.

Zweite vermehrte Auflage.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Mit dem 1. Januar 1844 beginnt ein neues Abonnement auf die

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten
über alle
Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart.

Jeden Sonnabend eine Nummer von 16 Folioseiten.

Mit 25 in den Text gedruckten Abbildungen
aus der
Tagesgeschichte, dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben, Wissenschaft, Kunst, Musik, Theater und Moden.

Vierteljährlicher Pränumerationspreis für 13 Nummern mit 350 Abbildungen 1⅓ Thlr. = 2½ Fl. Conv.-M. = 3 Fl. Rh.

Bestellungen werden in allen Buch- und Kunsthandlungen, sowie in allen Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen, und erhalten Subscribentensammler auf 10 Exemplare das 11te frei.

Expedition der Illustrirten Zeitung in Leipzig.

Zu haben bei **Leopold Voss** in Leipzig:

NECROLIVONICA

oder

Alterthümer Liv-, Esth- und Kurlands

bis zur Einführung der christlichen Religion in den k. r. Ostsee-Gouvernements, zusammengestellt und historisch erläutert in einem unterthänigsten Generalberichte über seine auf allerhöchsten Befehl im Jahre 1839 ausgeführte archäologische Untersuchungsreise, nebst mehren wissenschaftlichen Excursen und vielen Lithographien und Alterthümern, Plänen und Karten

von

Fr. C. L. Kruse.

Mit 45 Steindrucktafeln. Fol. Dorpat 1842. 10 Thlr., illum. 15 Thlr.

Ausgabe mit 3 Blatt neuern Trachten, illum. 17 Thlr.
3 Blatt neue Trachten allein, illum. 2 Thlr.

Billige französische Romane.

Eine Sammlung französischer Romane (35 Bände in 18.), welche früher 11⅔ Thlr. kosteten, erlassen wir jetzt zusammengenommen für 5⅚ Thlr. Einzeln kostet der Band 6 Ngr.

Enthaltend:

Soulié, Sathaniel. 2 vols. — **Bergounioux,** Le conseil de guerre. 2 vols. — **Marryat,** Monsieur le midshipman Aisé. 2 vols. — **Karr,** Sous les tilleuls. 2 vols. — **Maynard,** Outremer. 2 vols. — **Beauvoir,** L'écolier de Cluny. 2 vols. — **Fouinet,** Roch le corsaire. 2 vols. — **Bonnéjoy-Pérignon,** Un mariage d'inclination. 2 vols. — **Vanauld,** Marie-Ange. 2 vols. — **Fouinet,** Le village sous les sables. 2 vols. — **Bauchery,** Un héritage de famille. 2 vols. — **Bernier,** Le château de Pierrefonds. 2 vols. — **Musset,** Samuel. 2 vols. — **Lacroix,** La justice des hommes. 2 vols. — **Banim,** La famille Nowlan. 3 vols. — **Marryat,** Caïn le pirate. 2 vols. — Mémoires de Marie Cappelle. 2 vols.

Leipzig, im December 1843.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Für Journalcirkel.

Das

Königsberger Literaturblatt

redigirt
von
Dr. Alexander Jung

beginnt mit dem 1. Januar 1844 seinen **dritten Jahrgang.** Es erscheinen wöchentlich zwei Nummern in Hochquart auf feinem Maschinenpapier und der Preis ist pro Anno 4 Thlr., wofür — ohne Erhöhung — das Literaturblatt durch alle Buchhandlungen in **wöchentlicher Lieferung** zu beziehen ist.

Daß das „Königsberger Literaturblatt" ein **gediegenes** Journal und ein Organ des **echten Liberalismus** ist, ist bekannt; es ist **ein Blatt, welches billig in keinem Journalcirkel unserer Zeit fehlen sollte!** Eine ausführliche Übersicht des Jahrgangs 1843, sowie Probeblätter, sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Danzig, den 1. December 1843.

Fr. Sam. Gerhard.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Logarithmen

und

die Grenzen ihrer Zuverlässlichkeit,

die

Gaussischen Logarithmen

für Summen und Differenzen

und zur

logarithmischen Auflösung der quadratischen Gleichungen.

Für eine auf strenge Theorie gegründete Anwendung.

Von

Dr. J. E. Boner,

Oberlehrer am Gymnasium zu Münster.

Gr. 8. Geh. 15 Sgr. (12 gGr.)

Münster, im December 1843.

Friedr. Regensberg.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Analekten für Frauenkrankheiten,

oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien u. s. w. über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Erster bis vierter Band in 16 Heften. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Diese Sammlung, die regelmässig erscheint, ersetzt dem praktischen Arzte für einen geringen Preis viele Werke, aus denen er das hier Gesammelte schöpfen müsste.

Leipzig, im December 1843.

F. A. Brockhaus.

Insertionen

aller Art werden in nachstehende im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** für 1844 erscheinende Zeitschriften und Anzeigeblätter aufgenommen:

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, eine Nummer.

Die Insertionsgebühren betragen für die dreispaltige Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der **Deutschen Allgemeinen Zeitung** nicht beigelegt.

2) Allgemeine Preßzeitung.

Von dieser aus dem Verlage von **J. J. Weber** in **Leipzig** in den meinigen übergegangenen Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern von ½ Bogen.

Insertionsgebühren werden für die gespaltene Zeile oder deren Raum 1½ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

3) Literarischer Anzeiger.

Derselbe erscheint in der Regel wöchentlich einmal und wird mit den Lieferungen der **Blätter für literarische Unterhaltung** sowie auch mit den Monatsheften der **Isis** von **Oken** ausgegeben.

Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden an Insertionsgebühren 2½ Ngr. berechnet, und besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, der **Isis** aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt oder beigeheftet.

4) Bibliographischer Anzeiger.

Wird mit dem **Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur** von **Gersdorf** ausgegeben.

Inserate in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr., besondere Anzeigen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

5) Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.

Die Zeitung erscheint wöchentlich und werden Anzeigen für die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Ngr., besondere Beilagen, Antikritiken u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

6) Pfennig-Magazin.

Vom Pfennig-Magazin erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen.

Ankündigungen werden gegen 5 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgedruckt, besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

7) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich einmal nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Ankündigungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Beilagen derselben gegen eine Gebühr von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

8) Conversations-Lexikon. Neunte Auflage.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Anzeigen u. dgl. abgedruckt, und bei einer Auflage von 25,000 Exemplaren für den Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

Von dem im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erscheinenden

9) Echo de la littérature française

wird wöchentlich eine Nummer ausgegeben. Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1843.**

№ IV. October, November und December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XIII und XIV des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XVI; Nr. III, die Versendungen vom Juli, August und September, in Nr. XXV desselben.)

83. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Vierten Bandes viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.
   Der erste bis dritte Band, jeder in 4 Heften (1837—42), kosten 8 Thlr.

84. **Bremer (Frederike), Die Nachbarn.** Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

85. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpap. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpap. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.
   Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 38ster und 39ster Theil. (Es—Exzelino.)
   Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 22ster Theil. (Johanne—Jonisches Portal.)
   Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier 18ter Theil. (Perses—Peter Ludwig.)
   Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

86. **Forster's (G.) sämmtliche Schriften.** Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von **G. G. Gervinus.** In neun Bänden. Zweite Lieferung: Band 2, 5, 9. Gr 12. Geh. 3 Thlr.
   Die erste Lieferung: Band 1, 6, 7, kostet ebenfalls 3 Thlr.

87. **Jenny.** Von der Verfasserin von „Clementine“. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.
   Im Jahre 1842 erschien:
   Clementine. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

88. **Irving (Washington), Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson.** Aus dem Englischen. Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

89. **Kaltschmidt (Jak. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. In neun Heften. Achtes und neuntes (Doppel-) Heft. (Stegnotisch—Zz und Anhang.) Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.
   Das ganze, mit diesem Hefte vollständige Werk kostet 2 Thlr. 12 Ngr.

90. **Das Märchen vom gestiefelten Kater.** In den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und L. Tieck. Mit zwölf Radirungen von Otto Speckter. Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

91. **Mosen (Jul.), Gedichte.** Zweite vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

92. **Mügge (Thdr.), Gesammelte Novellen.** Vierter bis sechster Theil. Gr. 12. Geh. 6 Thlr.
   Der erste bis dritte Theil (1842) kosten 4 Thlr. 15 Ngr.

93. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring** (W. Alexis). Vierter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.
   Inhalt: Cinqmars. — Admiral Byng. — Der Pfarrer Riembauer. — Der Magister Tinius. — Eugen Aram. — Der Mädchenschlächter. — Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin. — Jean Calas. — Jonathan Bradford. — Der Ziegelbrenner als Mörder. — Der Herr von Pivardiere. — Klara Wendel, oder der Schultheiß Keller'sche Mord in Luzern.
   Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite und dritte Theil jeder 2 Thlr.

94. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts.** Siebenter Band. Gr. 8. Druckpapier 2 Thlr. 15 Ngr., Velinpapier 5 Thlr.
   Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten auf Druckpap. 17 Thlr. 28 Ngr., auf Velinpap. 35 Thlr. 25 Ngr.

95. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Zweiundzwanzigstes bis sechsundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.
   Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr. Mit dem vierundzwanzigsten Hefte war der dritte Band geschlossen.
   Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.
   Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten, wo auch fortwährend Subscription angenommen wird.
   Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird bei einer Auflage von 25,000 Exemplaren mit 10 Ngr. berechnet.

96. **Schirges (G.), Zwei Gräber.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

97. **Der dritte September 1843 in Athen.** Von einem Augenzeugen beschrieben und mit den betreffenden Actenstücken begleitet. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

98. **Waagen (G. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Erster Theil. — A. u. d. T.: Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken. Gr 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Preisherabsetzung.

Hoffmann (A. H. von Fallersleben), Gedichte. Zwei Bändchen. Gr. 12. 1834. Geh. **Früher** 3 Thlr., **jetzt** 1 Thlr.

Im Verlage von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig ist soeben erschienen:

Randzeichnungen vom Advocaten Detmold in Hanover.

8. Fein Velinpapier. Geheftet. 20 Ngr. (16 gGr.)

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, jedoch nur auf vorherige Bestellung, zu beziehen die rühmlichst bekannte:

Jugend-Bibliothek von Gustav Nieritz.

Jahrgang 1840 (3 Bändchen, Preis 1 Thlr.)
Jahrgang 1841 (6 Bändchen, Preis 2 Thlr.)
Jahrgang 1842 (6 Bändchen, Preis 2 Thlr.)
Jahrgang 1843 (6 Bändchen, Preis 2 Thlr.)

Die Subscribenten erhalten als Subscriptionsprämie ein Weihnachtsbuch mit Stahlstichen gratis.

Der Jahrgang 1843 enthält sechs vortreffliche Erzählungen: 1. Fedor und Luise, oder: Die Sünde der Thierquälerei. 2. Der Cantor von Seeberg, oder Pelzmütze und Gesangbuch. 3. Die Gefangenen im Kaukasus. 4. Die Belagerung von Freiberg. 5. Der reiche arme Mann. 6. Der Kinder-Kreuzzug. 7. Für die Subscribenten: Das Weihnachtsbuch, mit Erzählungen des Herausgebers und 6 schönen Stahlstichen.

Diese Jugend-Bibliothek, welche regelmäßig fortgesetzt wird (alle zwei Monat erscheint ein Bändchen), bringt die neuesten Erzählungen des als Jugendschriftsteller hochgefeierten Nieritz. Es wird gebeten, die Bestellungen darauf zeitig zu machen, da die bestellten Exemplare erst von Berlin verschrieben werden müssen.

M. Simion in Berlin.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die französische Conjugation

nebst einem Versuche
über die
Bildungsgesetze der französischen Sprache,
von
Heinrich Kurz.

8. Brosch. 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl. 12 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Bei C. F. Kius in Hanover ist erschienen:

Die Göttinger gelehrten Anzeigen

während einer 100jährigen Wirksamkeit
für Philosophie, Literatur, Politik und Geschichte.
Von
Heinrich Albert Oppermann.

Preis 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Was die Göttinger gelehrten Anzeigen während eines 100jährigen Bestehens leisteten, ist in 300 und mehren Bänden vergraben. Das hier angekündigte Werk versucht es, das Werthvollste, was diese Blätter seit 1739 gleich einem vorüberrauschenden Flusse brachten, aufzufangen und so weit es bleibende Bedeutung hat, oder eine nahe Beziehung zu den Problemen unserer Tage, oder insofern es die Neigungen und Abneigungen, das philosophische, ästhetische, literarische und politische Bewußtsein einer vergangenen Zeit offenbart, zu einem Ganzen zusammen zu fassen, in einem Buche zu fesseln. Bedenkt man, daß es die bedeutendsten Männer ihrer Zeit waren (die Reihe ihrer Namen aufzuzählen würde hier zu weit führen), welche sich über die auf dem Titel benannten Gegenstände aussprachen, so möchte ein Buch, welches nicht nur das Aufsuchen solcher Aussprüche aus 300 Bänden, sondern auch das Anschaffen dieser Bände unnöthig macht, indem es die wichtigsten Arbeiten unverkürzt mittheilt, einer weitern Anpreisung nicht bedürfen.

Im Verlage von A. Urban Kern in Breslau sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Romane und Schriften der Verfasserin von „Schloß Goczyn".

Magdalene. Roman in 2 Bänden. 8. 1844. 2 Thlr. 15 Sgr.

In der Heimat. Briefe eines Halbjahres vom Blätterknospen bis Blätterfallen. 1843. Gr. 8. Eleg. cart. 2 Thlr.

Schloß Goczyn. Aus den Papieren einer Dame von Stande. 1841. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Skizzen aus der vornehmen Welt.
Erster Band: **Marie.** 1842. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
Zweiter Band: **Haraldsburg.** 1844. 8. Geheftet. 1 Thlr.
Dritter Band: **Hugo.** (Erscheint in einigen Monaten.)

Ferner sind bei mir erschienen:

Aus der Residenz. Schicksale eines Fürstensohnes. Roman in 2 Bänden. 1843. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Elisenhof. Roman aus der großen Welt. Von Jeanne Marie. (Der Prinzeß Wilhelm v. Preußen gewidmet.) 1844. 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Soeben ist erschienen:

Commentar über die französische Civil-Proceß-Ordnung

von
A. Heinrich Schlink,
Appellationsgerichtsrath zu Köln.

Dritter Band. Subscriptionspreis 1¼ Thlr.

Der vierte Band, womit dieses Werk geschlossen ist, wird im Sommer 1844 erscheinen und sodann der höhere Ladenpreis eintreten.

Koblenz, im December 1843.

J. Hölscher.

In unserm Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dictionnaire des homonymes français

ou

Nomenclature complète des mots qui, sous une même prononciation, diffèrent dans le sens ou dans l'orthographe, accompagnée de la traduction allemande de chaque homonyme et de plus de quinze cents exemples, pris dans les meilleurs auteurs et dans le dictionnaire de l'académie française,

par **L. C. Grisel.**

In-8. Broch. 1 Thlr.

Leipzig, im December 1843.

Friedlein & Hirsch.

Soeben erschien bei **Metzler** in **Stuttgart**:

Bilder und Skizzen aus Rom,

seinem kirchlichen und bürgerlichen Leben.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Die Rubriken dieser Schrift aus der Feder eines ungenannten, aber nicht unbekannten, geistvollen und scharfsehenden Beobachters, dem manche sonst unzugängliche Quellen offen gestanden, sind:

Rom und das Mittelalter. Anfang des Kirchenjahrs in Rom. Der Feiertag St.-Sebastian. Die Katakomben, Reliquien und Heiligsprechungen. Der Agnestag. Carneval und Carnevalspredigten. Beichte, Fasten und Ablaß. Passions- und Osterwoche. Officieller Mariendienst und damit verbundener Ablaß in Rom. Stellvertretende Genugthuung. Ablaß- und Reliquienhandel. Brüderschaften und Wohlthätigkeitsanstalten. Die Jesuiten im Kirchenstaate, ihre Lehranstalten, besonders für Theologie. Das Deutsch-Ungarische Collegium für Theologen. Missionen in und bei Rom. Disputation des Gelehrten und des Einfältigen. Niederlassungen der Jesuiten in andern Welttheilen. Das Sprachenfest der Propaganda. Proselyten. Apologie der Mißbräuche in der katholischen Kirche. Volksschulen im Kirchenstaate. Kirchliche Volksromane. Auch eine Parabel von Christus. Gesetze und Rechtspflege in Rom. Asyle für Verbrecher. Die päpstliche Lotterie. Politische Verhältnisse der Curie. Volkstraditionen über Sixt V. und Anekdoten über Päpste des letzten Jahrhunderts. Die Franzosenherrschaft im Kirchenstaat. Aus Mailand. Bemerkungen auf dem Wege von Bologna über Venedig nach Botzen. Discretion. Öffentliche Meinung. Gedächtnißtage und Sinnbilder auf Gräbern. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und des Auslandes.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **10te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1843.

Inhalt dieses Heftes:

I. Das Treffen bei Steinau am 11. October 1633. — II. Der Feldzug 1710 in Spanien und Portugal. (Schluß des zweiten Abschnittes.) 2) Die Schlacht bei Saragossa. — III. Zwei Fragen. — IV. Die Vertheidigung und der Fall des Blockhauses auf dem Predil im Jahre 1809. — V. Antwort des Oberst Birago auf die kritischen Bemerkungen, welche in dem Memoire des Herrn Artilleriecapitains der sardinischen Armee, Cavalli, über die Militairbrücken-Equipagen enthalten sind. — VI. Literatur. — VII. Neueste Militairveränderungen. — VIII. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—36. Beilagen. (Fortsetzung.) Nr. 71—96. — IX. Miscellen und Notizen; Nr. 55—59.

Bei **Leopold Voss** in **Leipzig** zu haben:

MÉMOIRES DE L'ACADÉMIE IMP. DES SCIENCES DE ST.-PETERSBOURG.

Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. Gr. in-4. 1843. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences politiques, histoire et philologie. Tome VI. Gr. in-4. 1843. 4 Thlr. 15 Ngr.

Sciences naturelles. Tome V. Gr. in-4. 1843. 11 Thlr. 7½ Ngr.

RECUEIL DES ACTES DES SÉANCES PUBLIQUES.

Partie 17me. Gr. in-4. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinen für 1844 nachstehende

Zeitungen und Journale

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen.

---

1) **Deutsche Allgemeine Zeitung.**

Täglich eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben.

Anzeigen aller Art finden in der **Deutschen Allgemeinen Zeitung** eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr.

---

2) **Allgemeine Presszeitung.**

Herausgegeben von **Dr. A. Berger.**

104 Nummern. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Diese Zeitung, bisher Verlag von J. J. Weber in Leipzig, erscheint von 1844 bei mir wöchentlich in zwei Nummern. Inserate werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 1½ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

3) **Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.**
Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. *F. Hand*, als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. *K. A. Hase*, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. *W. Francke*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *D. G. Kieser*, als Specialredactoren.
Dritter Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.
Diese Zeitung erscheint wöchentlich in sechs Blättern, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile, besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

4) **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.**
Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben vom Oberbibliothekar Dr. E. G. Gersdorf.
52 Nummern. Gr. 8. 12 Thlr.
Es erscheint wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen.
Dem Repertorium ist ein
Bibliographischer Anzeiger
beigegeben und werden Inserate in demselben mit 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

5) **Blätter für literarische Unterhaltung.**
Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
Wöchentlich werden sieben Nummern ausgegeben, die Zeitschrift kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

6) **ISIS.**
Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Oken.
12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.
Zu den letztgenannten beiden Zeitschriften erscheint ein
Literarischer Anzeiger,
für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.
Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

7) **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.**
Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von C. von Pfaffenrath und William Löbe. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**
Vierter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.
Es erscheint wöchentlich 1 Bogen.
Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

8) **Das Pfennig-Magazin**
für
Belehrung und Unterhaltung.
Neue Folge. Zweiter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.
In das **Pfennig-Magazin** werden Anzeigen aller Art aufgenommen und der Raum einer gespaltenen Zeile wird mit 5 Ngr. berechnet. Besondere Beilagen werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig erscheint:
Echo de la littérature française.
Journal des gens du monde.
Quatrième année. Gr. 8. 52 Nummern. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.
Erscheint in wöchentlichen Nummern und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik.
Inserate werden mit 1½ Ngr. für die Zeile berechnet und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Entgegnung,

das Album der Tiedge-Stiftung betreffend.

Bei Gelegenheit der Verloosung von Bildern und andern Kunstgegenständen ist von dem Comité der Tiedge-Stiftung ein Album herausgegeben worden, welches nicht für den Buchhandel, sondern für das sich bei der Verloosung betheiligende Publicum bestimmt war. Es war daher auffällig, daß in der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland dieses Album als dem Buchhandel angehörig von Herrn Schreck in Leipzig angezeigt worden ist. Von Seiten des Comité ist demselben kein Auftrag hierzu ertheilt worden.

Wenn man aber annimmt, daß jedes für die Öffentlichkeit bestimmte Werk der Kritik anheim fallen muß, so möchte diese denn doch, soll sie diesen Namen verdienen, zwar eine gründliche, aber doch eine rücksichtsvolle und unparteiische sein. In den Nummern 24 und 25 des zur Abendzeitung gehörigen Beiblatts „Dresden“ ist eine mit dem Namen „Weis“ unterzeichnete Beurtheilung des Tiedge-Albums enthalten, welche keine jener drei erfoderlichen Eigenschaften, wol aber die entgegengesetzten besitzt.

Der unterschriebene Vorstand der Tiedge-Stiftung würde es nicht der Mühe werth halten, das seichte Geschreibsel eines Unbekannten einer Replik zu würdigen, wenn nicht das Lieblose, einer guten Sache zu schaden, zu sehr hervorleuchtete, und wenn ihm leider nicht zu wohl bewußt wäre, daß auch die Äußerungen des Unbedeutendsten, welche in einer vielgelesenen Zeitschrift gedruckt stehen, beim großen Publicum nachtheilig wirken können, denn Viele lieben den skandalsuchenden Spott.

Wenn also ein sogenannter Herr Weis das Tiedge-Album eine literarische Niete und Maculaturwaare nennt, so werden sich doch vielleicht Leute finden, die ihm einigen Glauben schenken, zumal da er Schlauheit genug besaß, um sein Urtheil durch einige Scheinbeweise zu motiviren.

Ich halte es aber für mehr als wenig ehrenvoll, sich hinter Pseudonymität zu verstecken, wenn man Jemanden heimtückisch angreift, oder einen Gegenstand in die öffentliche Besprechung zieht, der, wie die von ihm angezogenen Äußerungen aus der Vorrede des Albums, allerdings von zu zarter Natur ist, um von jenem Schreiber begriffen zu werden.

Was nun die Kritik des Albums überhaupt betrifft, so rufe ich jeden mit der deutschen Literatur der Gegenwart vertrauten Leser zum billigen Richter auf und frage ihn, ob das Album nicht blos einige, sondern wol so manche schätzbare Beiträge von anerkannt guten Schriftstellern biete? Oder hat sich etwa Deutschland der Namen Arndt, Bechstein, Benzel-Sternau, Carus, Freiligrath, Ida von Hahn-Hahn, Hoffmann von Fallersleben, Kind, Koenig, Kühne, Mosen, Reichenbach, Rückert, Schwab, Seidl, Adelheid von Stolterfoth, Storch, Tieck, von Üchtritz, von Weissenberg, Zschokke zu schämen?

Dennoch spricht Herr Weis blos von wenigen werthvollen Beiträgen und wirft alles Übrige in die Rubrik des Mittelmäßigen und Schlechten.

Die vorliegende Kritik greift aber vorzugsweise den Comité an und spöttelt darüber, daß viele unbekannte Sänger im Album figurirten, da es doch nur Beiträge der anerkanntesten Dichter zu bieten versprochen habe.

Daß sich das Album bei noch zahlreichern Beiträgen unserer poetischen Notabilitäten noch glänzender gestaltet hätte, gebe ich zu. Wenn es als erstes Album auch wirklich nicht so durchaus befriedigend ausfallen konnte, so lag das in der Natur eines neu begonnenen Unternehmens. Der zweite Theil wird hoffentlich noch mehre bedeutende Namen unserer Nation aufzuweisen haben.

Ein edel und billig denkender Recensent hätte das begriffen und nicht dem mit regen Eifer wirkenden Comité die ganze gewaltige Last der Verantwortung auf eine so heimtückische und niedrige Weise aufgebürdet.

Wie viel Taschenbücher, Albums und Zeitschriften existiren wol, in denen Alles goldene Körner und keine Spreu — und noch dazu theuer bezahlte Spreu?

Wenn Recensent einzelne Stellen in Benzel-Sternau's und Tieck's Gedichten tadelnd heraushebt, so werden diese es wol gleichgültig hinnehmen, wenn ein des poetischen Organs Ermangelnder sie mit plumper Stimme anschreit; denn anders kann man Den nicht bezeichnen, der keine Poesie im tief empfundenen Gedicht Benzel-Sternau's, keinen poetischen Humor aus dem scherzenden Schlusse des Liedes von Tieck herauszufühlen weiß.

Was das Gedicht von Rückert: „Ein Winter in Berlin“, betrifft, so wird jeder Freund des herrlichen Sängers gewiß wünschen, daß einige Derbheiten daraus weggeblieben sein möchten. Dem Comité der Tiedge-Stiftung kam es aber gewiß nicht zu, sich schulmeisternde Verbesserungen zu erlauben, oder das übrigens treffende und für Rückert's psychische Stimmung in Berlin bedeutungsvolle Gedicht gänzlich bei Seite zu legen, und zwar um so weniger, als jeder Einsender den Werth seines Beitrags mit seinem Namen vertritt.

Wenn Herr Weis darüber ein Zetergeschrei erhebt, daß Robert Köhler in seinem „Fischermädchen“ blos eine Variation auf ein Heine'sches Lied gegeben und in der dritten Strophe zwei Verszeilen allerdings wirklich wiederholt hat, so kann dies auf jeden verständigen Leser nur einen tragi-komischen Eindruck machen. So wenig lobenswerth es von Seiten eines Beitragenden bleibt, wenn er statt einer Originalarbeit nur die Nachahmung einer fremden liefert, so lächerlich ist es auf der andern Seite, die Prätension, daß der Comité alle Heine'schen Lieder im Gedächtniß stereotypirt bewahren solle. Ich verspreche aber im Namen des Comité, daß bei einer vielleicht bald erscheinenden neuen Auflage des Albums dieses Gedicht wegbleiben soll.

Aus der ganzen Recension des Herrn Weis geht nur zu deutlich die bedauernswerthe Absicht hervor, der Tiedge-Stiftung selbst zu schaden.

Indem er sich hinter eine erheuchelte hohe Achtung für den Namen Tiedge versteckt, sieht er das Album für ein Mausoleum, den Mahnen Tiedge's geweiht, an, ohne daß sein Recensentenscharfsinn ergründet, daß nicht das Album, sondern die Stiftung jenes Mausoleum ist, Verloosung mit Album, Lithographie u. s. w. aber nur das Mittel zum Zwecke.

Er sucht absichtlich den Fortgang jener segensreichen Stiftung zu untergraben, welche Dichter wie Künstler gleich wohlthätig umfaßt! — Wie aber, wenn dieser Recensent oder vielleicht seine Kinder die Wohlthaten dieser so hämisch angegriffenen Stiftung dermaleinst mit Thränen des Dankes empfangen sollten? — Wenn nämlich die beiden Bedingungen Dürftigkeit und Würdigkeit bei ihnen sich herausstellen sollten.

Übrigens ist die Stiftung bereits ihrem ersten Theile, der Preisstiftung nach, ins Leben getreten und wird bald auch

in Bezug des zweiten, der Unterstützungsstiftung, als fundirt zu betrachten sein. Die Stiftung wird fortfahren zu grünen und zu blühen, und so dürfte dem mißliebigen Herrn Weis zum Ärger, auch ohne seine Beiträge, noch manche Fortsetzung des Liedge-Albums zum Vortheil derselben ans Licht treten und von Deutschlands Dichtern wie vom Publicum hierbei ein freundliches Zusammenwirken stattfinden.

Dresden, den 29. December 1843.

Der Major Serre auf Maxen,
Vorstand des Comité der Liedge-Stiftung.

Vollständig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Denkwürdigkeiten
und
Vermischte Schriften.
Von
K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.
Sechs Bände.

Gr. 12. Geh. 12 Thlr.

Die ersten drei Bände enthalten „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, der vierte bis sechste Band „Vermischte Schriften“ und wird jede dieser Folgen gesondert für 6 Thlr. erlassen. Von der ersten Auflage sind noch einzelne Bände zur Completirung vorräthig.

Leipzig, im Januar 1844.

F. A. Brockhaus.

In der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsches Lesebuch
von Wilhelm Wackernagel.

Dritter Theil. Zweiter Band.

Proben der deutschen Prosa von 1740—1842.

48 Bogen. Royaloctav. Geh. 3 Thlr. 3¾ Ngr. (3 Thlr. 3 gGr.), oder 5 Fl.

Hiermit übergeben wir dem Publicum den letzten Band des Wackernagel'schen Lesebuches, der ein urkundliches Bild entwerfen möchte von der Thätigkeit des letzten Jahrhunderts auf dem Gebiete der Prosa. Diese Periode, die als der Gipfelpunkt unserer Literatur betrachtet werden muß, indem sie hier endlich die höchsten Formen bemeistert hat, deren die Kunst des Wortes fähig ist, die rednerische Prosa und das Drama, verdient ein doppelt eifriges Studium, eben weil die Productionen derselben die vorzüglichsten sind und weil nicht zu hoffen ist, daß vollkommenere nachfolgen. Sie ist im vorliegenden Bande durch 58 Schriftsteller repräsentirt: Abbt, L. A. v. Arnim und dessen Gattin (Bettina), Breitinger, Chamisso, Claudius, Eichendorff, Engel, Fichte, Gellert, Gentz, Geßner, Görres, Goethe, Gebr. Grimm, A. v. Haller, Hamann, Hebel, Hegel, Herder, Hippel, A. v. Humboldt, Iselin, F. H. Jacobi, Jean Paul, Jung Stilling, Kant, Kerner, Kleist, Lavater, Lessing, Lichtenberg, Ludwig K. v. Baiern, Möser, Moser, F. Müller (der Maler), J. v. Müller, Niebuhr, Pestalozzi, Rabener, Ranke, Raumer, Reinhard, Rumohr, Savigny, Schelling, Schiller, A. W. und Fr. Schlegel, Schleiermacher, Steffens, H. P. Sturz, Tieck, Varnhagen, Ernst Wagner, Wieland, Winckelmann. Das Verfahren bei Auswahl und Anordnung der Stücke ist das bei den frühern Bänden beobachtete. Es ist des Verfassers Bestreben gewesen, jeden Autor mit solchen Proben vorzuführen, daß sowol er selber für sich, als seine mit- und vorwärtswirkende Stellung innerhalb des Ganzen der Literaturgeschichte hinlänglich charakterisirt sei, jede Art der Prosa wie durch Stoff und Zweck die Unterscheidung bedingt wird, und jede von den mannichfachen Farbenbrechungen des prosaischen Stils mit bedeutenden Musterstücken zu belegen, überall aber solche Proben auszulesen, die neben dem historischen und stilistischen Interesse auch anderweitig noch durch Inhalt und Gesinnung ansprechen, bilden und belehren könnten. — Im Interesse derjenigen Personen, die nur diesen einzelnen Band anzuschaffen wünschen, ist er mit einem besondern Titel versehen worden.

Vom Verfasser des „Virey“, des „Kajütenbuchs“ u. s. w. ist soeben bei Metzler in Stuttgart erschienen:

Süden und Norden.

Dritter Theil. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.), oder 4 Fl. 12 Kr.

womit dieses neueste Werk des berühmten Unbekannten, das uns in die Zauber der Südlande Mexicos einführt, vollendet ist. Die drei Bände zusammen kosten 6 Thlr. 15 Ngr. (6 Thlr. 12 gGr.), oder 10 Fl. 24 Kr.

Vom gleichen Hrn. Verfasser wurde in zweiter Auflage in demselben Verlag Anfangs dieses Jahres ausgegeben:

Lebensbilder
aus der westlichen Hemisphäre.

Zweite durchgesehene Auflage.

Fünf Bände. Gr. 8. Geh. 9 Thlr. 20 Ngr. (9 Thlr. 16 gGr.), oder 15 Fl. 12 Kr.

Diese Lebensbilder sind der „zum Bewußtsein ihrer Kraft und Würde erwachenden Deutschen Nation“ gewidmet. Sie enthalten: George Howard's Esq. Brautfahrt, Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt, Pflanzerleben, Die Farbigen und Nathan der Squatter-Regulator oder der erste Amerikaner in Texas. Die fünf Bände werden nur ungetrennt abgegeben. Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und des Auslands.

Bei Leopold Voss in Leipzig zu haben:

ÉTUDES
DE PHILOLOGIE ET DE CRITIQUE
PAR
Mr. OUVAROFF.

Gr. in-8. St.-Petersbourg 1843. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Kinderkrankheiten.

Nach Mittheilungen bewährter Ärzte herausgegeben von Dr. A. Schnitzer und Dr. B. Wolff.

Zwei Bände.
Gr. 8. 6 Thlr.

Platen's Werke, Taschenausgabe, nunmehr vollständig.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Taschenausgabe in fünf Bänden.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahlstich.

Zweite Lieferung, oder zweiter, vierter und fünfter Band.

Inhalt:

Zweiter Band. Ghaselen. Sonette. Oden. Eklogen und Idyllen. Festgesänge. Epigramme. Übersetzungen.

Vierter Band. Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Ödipus. Die Liga von Cambrai. Parabase. Der grundlose Brunnen. Die großen Kaiser. Die Abbassiden. Rosensohn.

Fünfter Band. Das Theater als ein Nationalinstitut. Über verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache. Geschichte des Königreichs Neapel. Lebensregeln.

Um **Platen's Werke** auch bei den Minderbegüterten einzubürgern, gaben wir diese Ausgabe im Wege der Subscription heraus, und zwar zu einem Preis von 15 Ngr. (12 gGr.), oder 48 Kr., für den Band. Das ganze Werk kostet mithin im Subscriptionspreise 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 gGr.), oder 4 Fl. Der später eintretende Ladenpreis erhöht sich auf 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 gGr.), oder 5 Fl. 24 Kr.

Jede Buchhandlung ist von uns in den Stand gesetzt, diese Taschenausgabe zu den obigen Bedingungen zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, im November 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische
Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. *F. Hand*, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. *K. A. Hase*, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. *W. Francke*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *D. G. Kieser*, als Specialredacteuren.

Jahrgang 1843. December.

Inhalt:

Otto Jahn: 1) Annali dell' instituto di corrispondenza archeologica. 2) Monumenti inediti pubblicati dall' instituto di corrispondenza archeologica. (Nr. 287, 288 u. 289.) — **W. T. Streuber:** Das Leben Johannes Ökolampad's und die Reformation der Kirche zu Basel. Beschrieben von *J. J. Herzog*. (Nr. 289 u. 290.) — **E. Ackermann:** Preussens Rechtsverfassung und wie sie zu reformiren sein möchte. Von *C. F. Koch*. (Nr. 290 u. 291.) — **G. Emminghaus:** Theorie und Casuistik des gemeinen Civilrechts, ein Handbuch für Praktiker von *R. Freih. v. Holzschuher*. Erster Band. (Nr. 297.) — **W. Grabau:** 1) Handwörterbuch der Physiologie mit Rücksicht auf physiologische Pathologie. In Verbindung mit mehren Gelehrten herausg. von *R. Wagner*. 2) Über das Verhältniss der Physiologie zu den physikalischen Wissenschaften und zur praktischen Medicin, mit besonderer Rücksicht auf den Zweck und die Bedeutung der physiologischen Institute. Rede, gehalten bei der Eröffnung des physiologischen Instituts zu Göttingen am 8. Nov. 1842, von *R. Wagner*. (Nr. 293, 294, 295 u. 296.) — **v. Dietfurth:** 1) Gedichte von *G. Kinkel*. 2) Gedichte vom *Fürsten zu Lynar*. (Nr. 297.) — **F. Günther-Biedermann:** 1) Amschaspands et Darvands par *F. de Lamennais*. 2) Exposition raisonné de la doctrine philosophique de M. de Lamennais par *M. A. Segretain*. (Nr. 297.) — **Bachmann:** Die Opposition gegen Schelling. Erster Artikel. (Nr. 296, 297, 298 u. 300.) — **F. W. Schneidewin:** Die neuesten Pindarica. Erste Reihe. (Nr. 299, 300, 301, 305 u. 306.) — **F. Günther-Biedermann:** Histoire des sciences mathématiques en Italie, depuis la rénaissance des lettres jusqu'à la fin du XVII siècle par *G. Libri*. (Nr. 301.) — **F. Ritter:** Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Von *W. Drumann*. (Nr. 302 u. 303.) — **H. Rathke:** Entwickelung des Hummereies von den ersten Veränderungen im Dotter an bis zur Reife des Embryo, dargestellt von *M. P. Erdl*. (Nr. 309 u. 310.) — **E. Schmid:** Annalen der Physik und Chemie. Herausg. zu Berlin von *J. C. Poggendorf*. Zweiter Artikel. (Nr. 310 u. 311.) — **Schriften gelehrter Gesellschaften; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Chronik der Gymnasien; Literarische Nachrichten; Miscellen; Preisaufgaben; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Januar 1844.

F. A. Brockhaus.

Dr. **Schmaltz, M. F., Passionspredigten.** 9ter Band. **Mit dem Titel:** Herodes und Pilatus. ½ Thlr.

Passionspredigten. 2ter Band. 2te Auflage. Mit dem Titel: Der Weg nach Golgatha. ½ Thlr.

Die Titel und Preise der frühern Jahrgänge, sowol der Passions- als der Sonntags-Predigten, sind auf dem Umschlage verzeichnet.

Hamburg. **Herold**'sche Buchhandlung.

Für das Jahr 1844 erscheint bei **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Écho
de la
littérature française.

Preis des Jahrgangs von 52 Nrn. 5⅓ Thlr.

Der vierte Jahrgang des Écho behält die Erscheinungsweise des vorigen Jahrgangs bei, da wir uns überzeugt haben, daß sie für den Zweck des Journals: **schnelle Mittheilung des Besten und Interessantesten der französischen Journalistik**, am passendsten ist.

Neueintretenden Abonnenten auf den Jahrgang 1844 sind wir bereit, **die drei ersten Jahrgänge für die Hälfte des ursprünglichen Preises, für 8 Thlr.**, zu geben.

Probenummern in allen Buchhandlungen einzusehen.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

über
Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums
der neuern
Sprachen und Literaturen
und
die Mittel ihm aufzuhelfen.
Von
Dr. Mager,
fürstlich schwarzburg-sondershausenschem Educationsrathe, Prof. der französischen Sprache und Literatur an der Cantonsschule in Aarau und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

8. Brosch. 18¾ Ngr. (15 gGr.), oder 1 Fl. 9 Kr.

In einer Zeit, wo mit Beziehung auf den Jugendunterricht der Werth der alten classischen Sprachen mit demjenigen der neuern Sprachen und Literaturen so ernstlich verglichen wird, dürfte obige interessante Schrift des als Gelehrter und Schulmann allgemein geachteten Verfassers ganz besonderes Interesse erregen, weswegen wir uns erlauben, dieselbe nicht nur allen Pädagogen, sondern auch allen Erziehungsräthen und Staatsmännern überhaupt angelegentlichst zu empfehlen.

Meyer & Zeller in Zürich.

Bei mir ist erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Reise
durch das Innere von Nordamerika
von
Maximilian,
Prinzen von Wied.

Zwei Bände mit 48 Kupfern und 33 Vignetten in 5 verschiedenen Ausgaben zu 63⅓ Thlr. — 80 Thlr. — 95 Thlr. — 113⅓ Thlr. und 300 Thlr.

Diese Subscriptionspreise erlöschen zu Ostern 1844, wo alsdann die höhern Ladenpreise eintreten. Die im Laufe dieses und des vorigen Jahres erschienenen günstigen Beurtheilungen, sowie die dem Herrn Verfasser von den berühmtesten Gelehrten, wovon ich nur A. v. Humboldt zu nennen brauche, darüber eingegangenen schmeichelhaften Zuschriften, bezeugen hinreichend den hohen Werth dieses ausgezeichneten Werkes, wobei auch die artistische Zugabe der Art ist, wie sie bei in Deutschland erschienenen Büchern bis jetzt noch nicht gesehen worden.

Coblenz, im November 1843.

Jac. Hölscher.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte Europas
seit dem Ende des 15. Jahrhunderts
von
Friedrich von Raumer.
Siebenter Band.

Gr. 8. Druckpap. 2 Thlr. 14 Ngr. Velinpap. 5 Thlr.

Der erste bis sechste Band kosten auf Druckpapier 17 Thlr. 28 Ngr., auf Velinpapier 35 Thlr. 25 Ngr. Mit dem später erscheinenden achten Bande wird das Werk geschlossen sein.

Leipzig, im Januar 1844.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homer, Virgil, Tasso,
oder
Das befreite Jerusalem
in seinem Verhältniß
zur
Ilias, Odyssee und Äneis.
Von
H. Wedewer,
Lehrer und Inspector an der katholischen Selectenschule zu Frankfurt a. M.

25½ Bogen. 8. Feines Papier. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Münster, im November 1843.

Friedr. Regensberg.

In jeder Buch- und Antiquarhandlung ist gratis zu haben:

Neues antiquarisches Verzeichniß der Wohler'schen Buchhandlung in Ulm, in zwei Abtheilungen, vieles Werthvolle aus allen Fächern der Literatur zu billigen Preisen enthaltend.

Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an auf die

Allgemeine Presszeitung.
Herausgegeben von
Dr. Alb. Berger.

Preis des Jahrgangs von 104 Nrn. in 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Ich habe von 1844 an den Verlag dieser für **Preßfreiheit** und **literarisches Recht** so wichtigen, bisher bei **J. J. Weber in Leipzig** erschienenen Zeitschrift übernommen, und werde auf die Fortsetzung derselben besondere Sorgfalt verwenden.

Probenummern in allen Buchhandlungen einzusehen.

Leipzig, im Januar 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neue Unterhaltungsliteratur

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Gesammelte Schriften.)

Forster's (Georg) sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Gervinus. In neun Bänden. Erste und zweite Lieferung: Band 1, 2, 5, 6, 7, 9. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Die übrigen Bände dieser **ersten vollständigen Ausgabe der Werke eines unserer besten Schriftsteller** werden in kurzem folgen. Auf die dem siebenten Bande beigedruckte Charakteristik Forster's von **Gervinus** wird ganz besonders aufmerksam gemacht.

Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von Dr. G. B. Mendelssohn. In sieben Bänden. Erste Lieferung: Band 1—3. Mit Mendelssohn's Bildniß. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Der vierte bis siebente Band dieser **ersten vollständigen Ausgabe der Werke Mendelssohn's**, welche außer den größern Schriften auch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze, sowie mehre noch ungedruckte Manuscripte enthält, werden ebenfalls binnen kurzem ausgegeben. Der erste Band enthält zugleich eine Biographie Mendelssohn's von dessen Sohne, Joseph Mendelssohn, und eine Einleitung zu seinen philosophischen Schriften vom Geh. Cabinetsrath Brandis.

Rellstab (L.), Gesammelte Schriften. In zwölf Bänden. Erste und zweite Lieferung, oder erster bis sechster Band. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Die erste Lieferung (Band 1—3) dieser Ausgabe enthält die ersten drei Theile des in dritter Auflage erscheinenden historischen Romans „1812“; die zweite Lieferung den Schluß von „1812“, „**Sagen und romantische Erzählungen**“ und „**Kunstnovellen**“; die dritte und vierte Lieferung werden **Novellen, dramatische Werke, Gedichte, Skizzen, kritische Arbeiten** und **vermischte Schriften** enthalten und im Jahr 1844 erscheinen.

Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Zweite Auflage. Sechs Bände. Gr. 12. Geh. 12 Thlr.

Die ersten drei Bände enthalten „**Denkwürdigkeiten des eignen Lebens**“, der vierte bis sechste Band „**Vermischte Schriften**“ und wird jede dieser Folgen gesondert für 6 Thlr. erlassen. Von der ersten Auflage sind noch einzelne Bände zur Completirung vorräthig.

(Geschichtliches.)

General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814. Von einem preußischen Offizier. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ott (Kr.), Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Prescott (William H.), Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis siebenter Band. Gr. 8. 1832—43. Druckpapier 20 Thlr. 12 Ngr., Velinpapier 40 Thlr. 25 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Gr. 12. 1844. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

(Romane.)

Jenny. Von der Verfasserin von „Clementine“. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Im Jahre 1842 erschien:
Clementine. Gr. 12. 1 Thlr.

Mügge (Thdr.), Gesammelte Novellen. Erster bis sechster Theil. Gr. 12. Geh. 10 Thlr. 15 Ngr.

Piratenleben, Seescenen und Charakterskizzen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Schirges (G.), Zwei Gräber. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schücking (Levin), Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die Wiederkehr. Eine Novelle. Herausgegeben von dem Einsiedler bei St. Johannis. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

Canean eines deutschen Edelmanns. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).** Erster bis vierter Theil. Gr. 12. Geh. 7 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis vierte jeder 2 Thlr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1844. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Karl Förster's. Gr. 12. Cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wolf (J. W.), Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben. Mit einem Kupfer. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Das Märchen vom gestiefelten Kater, in den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck. Mit zwölf Radirungen von Otto Speckter. Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

(Gedichtsammlungen.)

Carlopago, Gedichte. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Förster (K.), Gedichte. Herausg. von L. Tieck. Zwei Theile. Mit dem Bildnisse des Dichters. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Lynar (Fürst zu), Gedichte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Mosen (Julius), Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

(Uebersetzungen.)

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Gr. 12. Geh.

Von dieser Sammlung sind bis jetzt erschienen und werden zu den beigesetzten Preisen einzeln erlassen:

Die Mährchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Hm. Brockhaus. Zwei Theile. 1 Thlr. 18 Ngr.

Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. 12 Theile. 4 Thlr.

- **Die Nachbarn.** Mit einer Vorrede der Verfasserin. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
- **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage. 10 Ngr.
- **Nina.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
- **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
- **Die Familie H.** 10 Ngr.
- **Kleinere Erzählungen.** 10 Ngr.
- **Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen.** Zweite verbesserte Auflage. 10 Ngr.
- **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. 20 Ngr.

Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Ed. v. Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. 20 Ngr.

———, **Lyrische Gedichte.** Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr.

———, **Die göttliche Komödie.** Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Vierte sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Planen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 2 Thlr. 15 Ngr.

☞ Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen werden besonders für 16 Ngr. erlassen.

Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von A. Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr.

Gustav III. (König von Schweden), **Schauspiele.** Aus dem Schwedischen übersetzt von K. Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr.

Prevost d'Exiles (Antoine François), Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen übersetzt von Ed. v. Bülow. 20 Ngr.

Sjöberg (Erik), Vitalis, Gedichte. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. L. Kannegießer. 20 Ngr.

Tassoni (Alessandro), Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr. 9 Ngr.

Voltaire (François Marie Arouet de), Die Henriade. Aus dem Französischen im Versmaße des Originals übersetzt von F. Schröder. 1 Thlr.

Monaldi. Eine Erzählung. Aus dem Englischen des amerikanischen Malers **Washington Allston** übersetzt von Kahldorf. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Irving (Washington), Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson. Aus dem Englischen. Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

Die Lustspiele des Aristophanes. Übersetzt und erläutert von Hier. Müller. In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieser erste Band enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas die Lustspiele „Plutos", „Wolken" und „Frösche".

Die Liebeskunst. Drei Bücher. Dem **Publius Ovidius Naso** nachgedichtet von Ch. F. Adler. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Beiträge zur Verhütung der Thierquälerei. Herausgegeben von dem Verein gegen Thierquälerei in Berlin. (Ein unterhaltendes Lesebuch für die Jugend.) Geh. Preis 5 Sgr.

Die Kegelschnitte, für den Gebrauch in Gymnasien und Realschulen bearbeitet von Dr. K. H. Schellbach, Professor am Friedrich-Wilhelm's-Gymnasium in Berlin. Mit 7 Figurentafeln. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei, Vorlesungen rc. von Dr. H. G. Hotho, Professor an der Universität in Berlin. Zweiter Band. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Vorstudien für Leben und Kunst, von H. G. Hotho; dessen Verlag ich von der Cotta'schen Buchhandlung übernommen habe. Geh. (Bisher 1 Thlr. 22½ Sgr.) Herabgesetzter Preis 26¼ Sgr.

Die Kunst der deutschen Prosa. Von Th. Mundt. Zweite umgearbeitete Auflage. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Graf Lucanor, herausgegeben von Jos. Freih. von Eichendorff. Neue Ausgabe, mit Zeichnungen von Th. Hosemann. (49 Erzählungen mit 5 Zeichnungen.) Geh. Preis 22½ Sgr.

Gedichte, von Jos. Freih. von Eichendorff. Zweite vermehrte und veränderte Auflage. Geh. Preis 2 Thlr.
(Für Eichendorff's Werke, vier Bände, besteht noch bis zur Ostermesse der Subscriptionspreis von 4 Thlr. 20 Sgr.)

Die Söhne Eduard's, oder: **Das fünfte Gebot.**
Naomi und Christian, oder: **Der arme Geiger.**
Glück auf!
Fedor und Luise, oder: **Die Sünde der Thierquälerei.**
Der Cantor von Seeberg, oder: **Pelzmütze und Gesangbuch.**
Die Gefangenen im Kaukasus.
Die Reise nach Afrika.
Die Negersklaven und der Deutsche. Zweite Auflage.

} Jugend-Erzählungen, besonders abgedruckt aus der Jugend-Bibliothek von G. Nieritz. Preis jedes Bändchens 10 Sgr.

M. Simion in Berlin.

Bei **Leopold Voss** in Leipzig zu haben:

BULLETIN SCIENTIFIQUE DE L'ACADÉMIE IMP. DES SCIENCES DE ST.-PETERSBOURG.

Classe physico-mathématique Tome II. Gr. in-4. St-Petersbourg 1843. 2 Thlr.

Auch sind stets vorräthig:

Bulletin scientifique d°. X Tomes. 1836—42. 15 Thlr.
— — Classe physico-mathém. Tome I. 1842. 2 Thlr.
— — Classe histor. et philol. Tome I. 1842. 2 Thlr.

Im Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

J. G. von Herder's
ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande
mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.
Zweite Lieferung, oder Bogen 35—68.
Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Das Bedürfniß einer Ausgabe von Herder in Einem Bande, mit welcher wir die Reihe unserer compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Platen, Lessing, Klopstock u. s. w. ergänzen, ist schon längere Zeit fühlbar gewesen, um so angenehmer ist es uns jetzt, das Erscheinen dieser Ausgabe hierdurch ankündigen zu können.

Dieselben Grundsätze, welche uns vor einigen Jahren bei der Herausgabe von Goethe's Werken in zwei Bänden leiteten: in eine compacte Ausgabe nicht sämmtliche Werke, sondern nur die Werke von allgemeinerm Interesse aufzunehmen — haben wir auch bei der Redaction von Herder's Werken festgehalten.

Folgendes wird den Inhalt bilden: Herder's Leben. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden, dramatische Stücke und Dichtungen. — Volksliedersammlung. — Geist der hebräischen Poesie. — Älteste Urkunde des Menschengeschlechts. — Ideen zur Philosophie der Geschichte. — Adrastea. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron, gesammelte Schulreden. — Homilien.

Wir veröffentlichen diese Ausgabe in vier Lieferungen, von denen die dritte Anfangs Februar 1844 die Presse verlassen wird. Der Preis jeder Lieferung ist 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.; der Preis des Ganzen 8 Thlr., oder 14 Fl.

Um Ostern nächsten Jahres werden wir das Ganze beendigen.

Jede Buchhandlung ist von uns in den Stand gesetzt, diese Ausgabe zu den angegebenen Bedingungen zu liefern.

Stuttgart und **Tübingen**, im December 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Elementar- und Uebungsbuch
zur Erlernung
der
englischen Sprache.
Mit besonderer Beziehung
auf
Dr. Weber's grammatische Grundsätze
bearbeitet
von **E. Marcus**, Lehrer.
8. Geh. 7½ Sgr. (6 gGr.)

RASSELAS,
PRINCE OF ABYSSINIA.
A TALE
BY
SAMUEL JOHNSON.
Für Deutsche bearbeitet,
und mit
einer einleitenden Formenlehre, syntaktischen und die Wortbildung betreffenden Noten
und einem
etymologischen Wörterbuche
versehen von
H. Wedewer,
Gymnasiallehrer.
17 Bogen. 8. Geh. Bisheriger Preis 20 Sgr. (16 gGr.)
Herabgesetzter Preis 7½ Sgr. (6 gGr.)

Um einer eingetretenen Concurrenz zu begegnen, ist der frühere Preis von jetzt an auf 7½ Sgr. (6 gGr.) herabgesetzt worden. Dieser billige Preis für 17 Bogen compressen aber deutlichen Drucks auf gutem Papier, sowie die übrige Einrichtung des Buches, die es ganz zu einer eigentlichen Schulausgabe sowol wie zum Privatunterricht geeignet machen, werden ihm den Vorzug vor der concurrirenden Ausgabe, die nur bloßer Textesabdruck ohne Noten und Wörterbuch ist, hinreichend sichern.

Münster, im December 1843.

Friedr. Regensberg.

Bei **Karl Groos** in **Heidelberg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Castle, M.,
Phrenologische Analyse des Charakters des Herrn Dr. Justinus Kerner.
Mit einem Briefe des Herrn Dr. Kerner über das Werk an den Verfasser und einem Vorworte von
Dr. Gustav Scheve.
Mit Kerner's Bildniß.
Gr. 8. Geh. Preis 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl. 12 Kr.

Eine merkwürdige, die glänzendsten Resultate der Phrenologie liefernde Schrift.

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** erschien soeben:

Gemälde
des Wiener Congresses
1814—1815.
Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anecdoten,
von
Graf de la Garde.
Übersetzt von
Dr. Ludwig Eichler.
Drei Bände. Velinpapier. Preis 3 Thlr.

Die Masse feiner Beobachtungen, lebendiger Darstellungen und Schilderungen des Thun und Treibens der damals versammelten Fürsten und Fürstinnen und großen Staatsmänner, welche dieses Werk auszeichnen, dürfte es unstreitig als eines der interessantesten Bücher neuerer Zeit erklären lassen.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1843. № IV. October bis December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis März enthaltend, befindet sich in Nr. XV des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April bis Juni, in Nr. XVIII.; Nr. III, die Versendungen vom Juli bis September, in Nr. XXVI.)

Écho de la littérature française. Troisième année. 1843. Nos. 37—52. Gr. 8. Preis des ganzen Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Erscheint jeden Freitag in Nummern von 1—2 Bogen und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Wird auch für 1844 fortgesetzt, und die ersten drei Jahrgänge sind für neue Abonnenten zusammengenommen zum **herabgesetzten Preise** von 8 Thlrn. zu haben.

Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie. Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann,** Privatdocenten an der Universität Leipzig. Lieferung 1—6. Titel, Einleitung und Tafel I—XXX, nebst Text S. 1—100. 12. In Umschlag eingelegt.

Das ganze Werk wird aus 20 Lieferungen bestehen, deren jede fünf Kupfer der pariser Originalausgabe, nebst einem sehr sorgfältig bearbeiteten Text enthält. Der Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern ist 11¼ Ngr., mit illuminirten Kupfern 17½ Ngr. Das Ganze wird bis Ostern 1844 vollständig erschienen sein.

Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collège de France in den Jahren 1840—42. Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Ersten Theils zweite Abtheilung und zweiten Theils zweite Abtheilung. 12. Leipzig und Paris. 2⅔ Thlr.

Ersten Theils zweite Abtheilung kostet 1⅓ Thlr., zweiten Theils zweite Abtheilung 1⅓ Thlr., der erste und zweite Theil in vier Abtheilungen 5 Thlr. Der dritte Theil erscheint im Jahre 1844.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XIV. 1842. In-8. — Bulletino dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1842. In-8. — Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1842. Folio. Roma. Pränumerationspreis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Custine (Marquis de), La Russie en 1839. 2de édition, revue, corrigée et augmentée. 4 vols. In-12. Paris. 5⅓ Thlr.

Les Français peints par eux-mêmes. T. VII. livr. 9—21. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅓ Thlr., colorirt 7/12 Thlr.

Quatrième anniversaire de la mort de Simon Konarski célébré à Londres le 27 Février 1843. In-8. Bruxelles. ⅙ Thlr.

Résimont (Charles de), Le magnétisme animal considéré comme moyen thérapeutique; son application au traitement de deux cas remarquables de névropathie. In-8. Paris. 2 Thlr.

Story (J.), Commentaire sur la constitution fédérale des États-Unis, précédé d'un aperçu sur l'histoire des colonies et des états avant l'adoption de la constitution. Traduit par **Paul Odent.** 2 vols. In-8. Paris. 5⅓ Thlr.

Sue (Eugène), Mathilde. Edition illustrée. Livr. 1—10. Gr. in-8. Paris. 1¾ Thlr.

Voyage en Perse de MM. **E. Flandin,** peintre, et **P. Coste,** architecte, attachés à l'ambassade de France en Perse pendant les années 1840 et 1841. Livr. 1, 2. In-Folio. Paris. 14⅔ Thlr.

de Wrangell, Le nord de la Sibérie. Voyage parmi les peuplades de la Russie asiatique et dans la Mer glaciale entrepris par ordre du gouvernement russe. Traduit du russe par le prince **Emmanuel Galitzin.** Accompagné d'une carte, donnant le résultat géographique de l'expédition et orné de deux dessins. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr.

Czacki (Tadeusz), Dzieła zebrane w 3 tomach i wydane przez **Hr. Ed. Raczyńskiego.** Tom I. In 4. Poznań. Preis für drei Bände 12 Thlr.

Łukaszewicz (Józef), Dzieje kościołow wyznania helweckiego w Litwie. Tom II. In-8. Poznań. 2 Thlr.

Rej z Nagłowic, Przysłowie polskie w trzech aktach wierszem napisane w myśl przyłączonej powieści: Młodość Zygmunta Augusta. In-16. Kraków. ½ Thlr.

In unterzeichnetem Verlage erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitgemäße Auswahl
aus
Huldreich Zwingli's
praktischen Schriften
aus dem
Alt-Schweizerdeutschen und Lateinischen ins Schriftdeutsche übersetzt und mit den nothwendigsten geschichtlichen Erklärungen versehen.

Bis jetzt sind erschienen:

1stes Bändchen: Von der Klarheit und Gewißheit des göttlichen Wortes. 7½ Ngr. (6 gGr.), oder 27 Kr.
2tes Bändchen: Christliche Einleitung. 5⅓ Ngr. (4½ gGr.), oder 18 Kr.
3tes Bändchen: Der Hirt. 11¼ Ngr. (9 gGr.), oder 36 Kr.
4tes Bändchen: Das Predigtamt. 7½ Ngr. (6 gGr.), oder 27 Kr.
5tes Bändchen: Die heilige Taufe. 15 Ngr. (12 gGr.), oder 54 Kr.
6tes Bändchen: Das heilige Abendmahl. 11¼ Ngr. (9 gGr.), oder 36 Kr.
7tes Bändchen: Eine kurze Unterweisung, wie man die Jugend in guten Sitten und christlicher Zucht erziehen und lehren solle. 3¾ Ngr. (3 gGr.), oder 12 Kr.

☞ Damit diese hier zum ersten Male in allgemein verständlicher Sprache erscheinenden vorzüglichsten Schriften des großen Reformators und **Vorkämpfers des Protestantismus** der Schweiz auf doppelte Weise zur Verbreitung der christlichen Wahrheit beitragen, wird **ein bedeutender Theil des Reinertrags** dieses Unternehmens **dem protestantisch-kirchlichen Hülfsverein** oder der **Gustav-Adolfsstiftung** zur Verfügung gestellt werden.

Meyer und Zeller in **Zürich.**

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Waagen (G. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In ähnlicher Weise, wie in seinen „**Briefen über Kunstwerke und Künstler in England und Paris**", verbreitet sich der Verfasser hier über Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Die Schrift kann Kunstfreunden besonders auch als ein nützliches Reisehandbuch empfohlen werden.

Leipzig, im Januar 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1843 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Monaldi.** Eine Erzählung. Aus dem Englischen des amerikanischen Malers **Washington Allston** übersetzt von **Kahldorf**. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

2. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Erster bis vierter Band. (16 Hefte.) Gr. 8. 1837—43. Jedes Heft 20 Ngr.

3. **Die Lustspiele des Aristophanes.** Übersetzt und erläutert von **Hieronymus Müller**. Erster Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

   Dieser erste Band enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, die Lustspiele „**Plutos**", „**Wolken**", „**Frösche**".

4. **Asverus (Gst.), Die Denunciation der Römer in ihrem geschichtlichen Zusammenhange mit dem ersten proceßeinleitenden Decrete.** Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

5. **Bericht vom Jahre 1843 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Herausgegeben von **K. A. Espe**. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

   Die Berichte von 1835—42 haben denselben Preis.

6. **Die Mährchensammlung des *Somadeva Bhatta* aus Kaschmir.** Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von **Hm. Brockhaus**. Zwei Theile. — A. u. d. T.: **Sammlung orientalischer Mährchen, Erzählungen und Fabeln.** Herausgegeben von **Hm. Brockhaus**. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

7. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis achtundzwanzigster Band. Gr. 12. 1841—43. Geh. 18 Thlr. 21 Ngr.

   Die bis jetzt erschienenen Bände dieser Sammlung enthalten:

   I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von **Wittich**. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von **Förster**. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von **Bülow**. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von **Kannegießer** und **Witte**. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von **Kritz**. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von **Schröder**. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von **Eichel**. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von **Kannegießer**. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von **Witte**. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt und erklärt von **Kannegießer**. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Aus dem Spanischen übersetzt von **Bülow**. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. Die Mährchensammlung des **Somadeva Bhatta** aus Kaschmir, übersetzt von **Brockhaus**. 1 Thlr. 18 Ngr.

8. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: **H. Brockhaus**.) Jahrgang 1843. 365 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

   Zu den Blättern für literarische Unterhaltung und der Isis (vgl. Nr. 31) gehört ein

   Literarischer Anzeiger,

   für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

   Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden **besondere Anzeigen** u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

9. **Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron.** Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Witte**. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

10. **Antike Marmorwerke.** Zum ersten Male bekannt gemacht von **Em. Braun**. Erste und zweite Decade. Folio. Mit 24 Kupfertafeln. In Carton. 8 Thlr.

    Erste Decade. 1. Athene Agoraia. — 2. Artemis Soteira. — 3. Doppelkopf des Zeus. — 4. Zeus Dodonaeos. — 5. Zeus Jugend. — 6. Zeus und Aegina. — 7. Selene. — 8. Selene und Endymion. — 9. Hektor's Bestattung. — 10. Des Piloten Heimkehr.

    Zweite Decade. 1. Hermes der Rinderdieb. — 2. Dionysos Dendrites. — 3. Demeter Thesmophoros. — 4. Raub der Proserpina. — 5. Eros und Anteros. — 6. Meleager. — 7. Herakles der Löwenwürger. — 8. Pyrrhiche. — 9. Kaiserharnisch mit Siegestrophäen. — 10. Kaiserharnisch mit Roma, zu deren Füssen Erde und Meer.

11. **Bremer (Frederike), Die Nachbarn.** Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

12. **General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814.** Von einem preussischen Offizier. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

13. ***Busch (Dt. W. H.)*, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt.** Erster bis vierter Band. Gr. 8. 1839—43. 15 Thlr. 25 Ngr.

    Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839), kostet 3 Thlr. 25 Ngr.; der zweite Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette (1840), 3 Thlr.; der dritte Band: Von den Geschlechts-

krankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane (1841), 4 Thlr.; der vierte Band: Von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes (1843), 5 Thlr.

Das ganze Werk wird aus fünf Bänden bestehen und der fünfte Band im Jahre 1844 erscheinen. Später wird ein Atlas der nothwendigsten Abbildungen zur bessern Verständniß des Vorgetragenen folgen.

14. **Cancan eines deutschen Edelmanns.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. 1841—43. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Jeder Theil 1 Thlr. 24 Ngr.

15. **Carlopago, Gedichte.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

16. **Celestina.** Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von **Ed. von Bülow.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

17. **Cuvier** (Baron **von**), **Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation.** Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von **F. Egm. Voigt.** Sechs Bände. Gr. 8. 1831—43. 18 Thlr.

Der erste Band, Säugethiere und Vögel (1831), kostet 4 Thlr.; der zweite Band, Reptilien und Fische (1832), 2 Thlr. 10 Ngr.; der dritte Band, Mollusken (1834), 2 Thlr. 20 Ngr.; der vierte Band, Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten (1836), 2 Thlr. 10 Ngr.; der fünfte Band, die eigentlichen Insekten (1839), 3 Thlr. 10 Ngr.; der sechste Band, die Zoophyten und außerdem noch ein alphabetisches Verzeichniß der citirten Schriftsteller enthaltend (1843), 3 Thlr. 10 Ngr.

18. **Dante Alighieri, Die göttliche Komödie.** Aus dem Italienischen übersetzt von **K. L. Kannegießer.** Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, geometrischen Planen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Kupferbeilagen hierzu besonders 16 Ngr.

Früher erschien bereits in meinem Verlage:

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **K. Förster.** Gr. 12. 1841. Geh. 20 Ngr.

——————, **Lyrische Gedichte.** Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

19. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **C. von Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1843. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird Freitags ausgegeben und es erscheint wöchentlich 1 Bogen.
Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.
Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

20. **Eisenhart (Hugo), Philosophie des Staats,** oder Allgemeine Socialtheorie. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

21. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpap. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpap. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 38ster und 39ster Theil. (Es—Ezzelino.)
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 22ster Theil. (Johanne—Jonisches Portal.)
Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. 18ter Theil. (Perses—Peter Ludwig.)
Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

22. **Forster's (G.) sämmtliche Schriften.** Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von **G. G. Gervinus.** In Neun Bänden. Erste und zweite Lieferung: Band 1, 2, 5, 6, 7, 9. Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Die übrigen Bände dieser **ersten vollständigen Ausgabe der Werke eines unserer besten Schriftsteller** werden in kurzem folgen. Auf die dem siebenten Bande beigedruckte Charakteristik Forster's von **Gervinus** erlaube ich mir ganz besonders aufmerksam zu machen.

23. **Förster (K.), Gedichte.** Herausgegeben von **L. Tieck.** Zwei Theile. Mit dem Bildnisse des Dichters. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien bei mir:
Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von K. Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Früher 2 Thlr. 8 Ngr. Jetzt 1 Thlr. 6 Ngr.

24. **Gans windt (Edward), Der Handelsverkehr, die Seele des Staatslebens.** Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

25. **Gustav III.** (König von Schweden), **Schauspiele.** Aus dem Schwedischen übersetzt von **K. Eichel.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

26. **Handbuch der Kinderkrankheiten.** Nach Mittheilungen bewährter Ärzte herausgegeben von ***A. Schnitzer*** und ***B. Wolff.*** Zwei Bände. Gr. 8. 6 Thlr.

Der erste Theil kostet 2 Thlr. 12 Ngr., der zweite 3 Thlr. 18 Ngr.

27. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahrs, des Formats, der Bogenzahl, der Preise rc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** Erste bis dritte Lieferung. (A—Erdmann.) Gr. 4. 1842—43 Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpap. 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpap. 12 Thlr. 20 Ngr.

28. ***Herbart's (J. F.)*** **kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen,** nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von ***Gst. Hartenstein.*** Drei Bände. Gr. 8. 1842—43. 10 Thlr.

Der erste Theil kostet 3 Thlr., der zweite und dritte jeder 3 Thlr. 15 Ngr.

29. **Jenny.** Von der Verfasserin von „Clementine". Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Im Jahre 1842 erschien:
Clementine. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

30. **Irving (Washington), Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson.** Aus dem Englischen. Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

31. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1843. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

32. **Kaltschmidt (Jak. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Gr. 8. 1842—43. 2 Thlr. 12 Ngr.

Auch in 9 Heften zu 8 Ngr. zu beziehen.

33. ——————————, **Vollständiges Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache,** nach den neuesten und besten Werken, dem Dictionnaire de l'Académie française etc., bearbeitet. — A. u. d. T.: **Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages, le Dictionnaire de l'Académie française etc.** 16. Geh. 24 Ngr.

Dieses Taschen-Wörterbuch enthält im Ganzen nahe an 70,000 Wörter, mithin fast die doppelte Zahl der bis jetzt bekannten ähnlichen Werke, sodaß es an Wortreichthum selbst Thibaut übertrifft, und zeichnet sich außerdem durch schöne typographische Einrichtung, sowie durch einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis aus.

34. **Kannegießer (K. L.), Iphigenia in Delphi.** Schauspiel in drei Acten, mit einem Vorspiele: Iphigenia's Heimfahrt, und einem Nachspiele: Iphigenia's Tod. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

35. **Das Märchen vom gestiefelten Kater.** In den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und L. Tieck. Mit zwölf Radirungen von Otto Speckter. Kl. 4. Eleg. cart. 3 Thlr.

36. ***Kützing (F. Trg.)*, Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange.** Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 4. In Carton. 40 Thlr.

37. **Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***K. A. Hase***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, als Specialredactoren. Jahrgang 1843. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile und **besondere Beilagen** u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

38. **Löbe (William), Die altenburgische Landwirthschaft** in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser bei mir:

Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

39. **Lynar (Fürst zu), Gedichte.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Im Jahre 1842 erschien von dem Verfasser bei mir:

Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Die Mediceer. Drama in fünf Acten. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

40. **Marheineke (Ph.), Predigt zur Feier der tausendjährigen Selbständigkeit Deutschlands,** am 6. August 1843 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin vorgetragen. Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

41. ***Martens (Charles de)*, Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** Deux tomes. Gr. in-8. Broch. 5 Thlr. 10 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher in meinem Verlage:

Causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. 1827. Broch. 4 Thlr. 15 Ngr.

Guide diplomatique. Contenant: 1° Considérations sur l'étude de la diplomatie. 2° Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques. 3° Traité sur le style des compositions en matière politique. 4° Bibliothèque diplomatique choisie, suivie d'un catalogue de cartes de géographie moderne. 5° Recueil d'actes et d'offices à l'appui du traité sur le style des compositions en matière politique. Deux volumes. Gr. 8. 1832. Broch. 4 Thlr. 15 Ngr.

42. **Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von **G. B. Mendelssohn.** In sieben Bänden. Erste Lieferung, oder erster bis dritter Band. Mit Mendelssohn's Bildniß. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Der vierte bis siebente Band dieser **ersten vollständigen Ausgabe der Werke Mendelssohn's,** welche außer den größern Schriften auch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze sowie mehre noch ungedruckte Manuscripte enthält, werden ebenfalls binnen kurzem ausgegeben. Der erste Band enthält zugleich eine Biographie Mendelssohn's von dessen Sohne, Joseph Mendelssohn, und eine Einleitung zu seinen philosophischen Schriften vom Geh. Cabinetsrath Brandis.

43. **Mosen (Jul.), Gedichte.** Zweite, vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

44. ***Most (G. F.)*, Encyklopädie der gesammten Volksmedicin,** oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt. Erstes bis drittes Heft. (*Aalsuppe — Luft.*) Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschienen unter Anderm bereits in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite, stark vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis. Erster Theil. Gr. 8. 1842. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ueber alte und neue Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Der Cid mit Holzschnitten
nunmehr complet.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen

besungen durch

Johann Gottfried von Herder.

Illustrirt durch 70 Holzschnitte,

nach Zeichnungen von **Eugen Neureuther,**

geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:

Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.

Zweite, mit neuen Holzschnitten gezierte Auflage.

Zweite Lieferung. Bogen 16 bis Schluß.

Mit dieser zweiten Lieferung ist diese Prachtausgabe des unsterblichen Gedichts geschlossen und können jetzt **vollständige** Exemplare für den Preis von 4 Thlr., oder 6 Fl. 24 Kr., durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und **Tübingen,** im December 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Biot's Lehrbuch der Physik für Vier Thaler.

Bei dem Unterzeichneten ist zu haben:

Biot, J. B., Lehrbuch der Experimental-Physik oder Erfahrungs-Naturlehre. Durch Beschluß der Commission für den öffentlichen Unterricht als Lehrbuch in den öffentlichen Lehranstalten Frankreichs eingeführt. Zweite Auflage der deutschen Bearbeitung mit Hinzufügung der neuern und einheimischen Entdeckungen von Prof. **G. Th. Fechner.** Mit Biot's Bildniß und 23 Kupfertafeln. Fünf Bände. Gr. 8. 1828—29.

Ladenpreis 11 Thlr. für 4 Thlr.

Anerkannt ist es, daß Biot's Lehrbuch in seiner Eigenthümlichkeit der Behandlung, seiner vortrefflichen Methode und seiner Vollständigkeit von keinem der spätern physikalischen Werke übertroffen worden ist, daß diese Vorzüge in höherm Grade noch bei der deutschen Bearbeitung unsers verdienstvollen Fechner stattfinden, welcher besonders der Lehre vom Galvanismus eine ganz neue und beiweitem vollkommenere Gestalt gegeben hat. Wenn also bei der unzweifelhaft ewigen Wahrheit festgestellter physikalischer Sätze, die Fechner'sche Bearbeitung des Biot'schen Lehrbuchs für alle Zeiten eine noch unübertroffene Einleitung in ein umfänglicheres Studium der Physik bleiben wird, an welche sich alle spätern Fortschritte und Entdeckungen mit Leichtigkeit anknüpfen lassen, so glaubt der Unterzeichnete dem ihm vielseitig ausgesprochenen Wunsche einer in den Zeitverhältnissen begründeten Preisermäßigung nachkommen zu müssen, um diesem Buche auch für die Zukunft die verdiente große Verbreitung zu sichern. Die Preise einzelner Bände bleiben die bisherigen.

Leipzig, den 1. November 1843.

Leopold Voß.

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** erschien soeben:

Nordische Elfenmährchen
und Lieder
von
H. Püttmann.
Preis 3/4 Thlr.

Früher erschien in demselben Verlag:

Irische Elfenmährchen herausgegeben von den Brüdern **J.** und **W. Grimm.** 8. 1 2/3 Thlr.

Nordische Sagen. Der deutschen Jugend erzählt. Mit einem wissenschaftlichen Anhang. Von **G. Rußwurm.** 1 1/2 Thlr.

Beiträge zur Siegelkunde des Mittelalters
von Dr. **Eduard Melly,**
Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Neapel, des Archäologischen Instituts zu Rom rc. rc.

4. Wien 1844. Subscriptionspreis 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Durch dieses Werk beabsichtigt der Verfasser die Freunde deutscher Alterthümer auf eine Reihe von Denkmalen aufmerksam zu machen, welche nicht nur für Heraldik und Genealogie, sondern hauptsächlich für Kunstgeschichte, Waffencostum und Cultuskunde des Mittelalters von Bedeutung sind. Das Werk erscheint im nächsten März, in Quartformat, mit mindestens 10 Kupferstichen und 12 Holzschnitten. Subscription nehmen alle Buchhandlungen an und wird diese für Östreich am 1. Februar, für das Ausland am 1. März 1844 geschlossen. Der Subscriptionspreis wird erst bei Empfang des Werks entrichtet.

Friedr. Volke's Buchhandlung in **Wien.**

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche. Nebst einem Anhange. Von Dr. **J. Fr. Röhr.** **Dritte,** verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 26 1/4 Ngr. (21 gGr.)

Neustadt a. d. O., im December 1843.

J. K. G. Wagner.

Soeben ist nun **vollständig** erschienen:

Kirchhofer, Joh., Quellensammlung zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons bis auf Hieronymus, herausgegeben und mit Anmerkungen vorzüglich für Studirende begleitet. 8. 33 Bogen. Brosch. 2 Thlr. 22 1/2 Ngr. (2 Thlr. 18 gGr.), oder 4 Fl. 48 Kr.

Dieses Werk ist bereits von mehren theologischen Zeitschriften beider Confessionen als für Katholiken wie Protestanten interessant und nützlich sehr empfohlen worden.

Meyer & Zeller in **Zürich.**

Interessante medicinische Neuigkeit!

Bei **C. Gerold & Sohn,** Buchhändler in **Wien,** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Praktische Monographie der Bandwurmkrankheit
durch
zweihundertsechs Krankheitsfälle
erläutert von
Andreas Ignaz Wawruch,
weiland Doctor der Medicin und k. k. ord. öffentl. Professor der speciellen Pathologie, Therapie und der medicinischen Klinik für Chirurgen an der Universität, Mitglied der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien.

Mit einem Vorworte
von
Dr. Ign. R. Bischoff Edl. v. Altenstern,
k. k. wirklichem Regierungsrathe, Commandeur erster Classe des kurhessischen Hausordens vom goldenen Löwen, öffentlichem Professor an der k. k. Josephs-Akademie, Stabs-Feldarzte, mehrer Akademien und gelehrter Gesellschaften Mitgliede.

Wien 1844. Gr. 8. In Umschlag brosch. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Wir übergeben hiermit dem ärztlichen Publicum eine vollständige, mit größtem Fleiße vollendete **praktische Monographie der Bandwurmkrankheit,** die sich im Nachlasse des durch seine glückliche Behandlung dieser Krankheit rühmlichst bekannten Professors Wawruch vorgefunden hat, und deren Bevorwortung, vom Werthe derselben überzeugt, Hr. Regierungsrath Prof. Dr. Bischoff Edler von Altenstern gütigst übernahm.

So arm die medicinische Literatur an Monographien dieser namentlich in Wien so häufig vorkommenden Krankheit ist, mit um so größerm Interesse dürfte die hier gelieferte entgegengenommen werden, deren Grundsätze, wie der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, **durch den langen Zeitraum seines Lehramtes die Feuerprobe am Krankenbette glücklich bestanden haben, und deren Resultate durch so viele Tausende seiner Zuhörer erhärtet werden können.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1843
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. V.)

45. **Mügge (Thdr.), Gesammelte Novellen.** Erster bis sechster Theil. Gr. 12. 1842—43. Geh. 10 Thlr. 15 Ngr.

Der erste bis dritte Theil kosten 4 Thlr. 15 Ngr., der vierte bis sechste 6 Thlr.

46. **Ott (Kr.), Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's.** Revolution und Restauration. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

47. **Die Liebeskunst.** Drei Bücher. Dem **Publius Ovidius Naso** nachgedichtet von **Ch. F. Ahler.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

48. **Passow's (Fr.) vermischte Schriften.** Herausgegeben von **W. A. Passow.** Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

49. **Das Pfennig-Magazin** für Belehrung und Unterhaltung. Neue Folge. Erster Jahrgang. 1843. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Die erste Folge des Pfennig-Magazins, Band I—X (1833—42), kostet zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; Band I—V (1833—37) zusammengenommen 5 Thlr., Band VI—X (1838—42) zusammengenommen 5 Thlr. Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Diese letzten 4 Bände zusammengenommen nur 2 Thlr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Mit 51 Abbildungen. Früher 1 Thlr. 15 Ngr. Jetzt 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Abbildungen. 5 Ngr.

In das Pfennig-Magazin werden **Ankündigungen** aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

50. **Piratenleben.** Seescenen und Charakterskizzen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

51. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring** (W. Alexis). Erster bis vierter Theil. Gr. 12. 1842—43. 7 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Band kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis vierte jeder 2 Thlr.

52. **Allgemeine Predigtsammlung** aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Edwin Bauer.** Erster und zweiter Band. Gr. 8. 1841—43. 4 Thlr.

Der erste Band (1841, 2 Thlr.) enthält **Evangelienpredigten,** der zweite (1843, 2 Thlr.) **Epistelpredigten;** ein dritter Band, **Predigten über freie Texte,** wird später erscheinen.

53. **Prescott (William Henry), Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien.** Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

54. ***Puchelt (F. A. Bj.)*, Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage, In drei Theilen. Erster Theil. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

55. **Raumer (F. von), Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II.,** gehalten am 26. Januar 1843 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Gr. 12. Geh. 6 Ngr.

56. ——————, **Vortrag zur Gedächtnißfeier König Friedrich Wilhelm's III.,** gehalten am 3. August 1843 in der Universität zu Berlin. Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

57. ——————, **Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts.** Siebenter Band. Gr. 8. Druckpapier 2 Thlr. 15 Ngr., Velinpapier 5 Thlr.

Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten auf Druckpapier 17 Thlr. 28 Ngr., auf Velinpapier 35 Thlr. 25 Ngr.

58. **Raumer (K. von), Beiträge zur biblischen Geographie.** Mit einem Höhendurchschnitt. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Von K. von Raumer erschien bereits in meinem Verlage:

Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plane von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Canaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit 1 Karte. Gr. 8. 1837. 15 Ngr. (Die Karte einzeln 8 Ngr.)

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1838. 5 Ngr.

59. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erster bis

dritter Band, oder erstes bis vierundzwanzigstes Heft. (A—Czongrad.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

60. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Erster bis zwölfter Band. In vier Lieferungen. Erste und zweite Lieferung, oder erster bis sechster Band. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Diese zwölf Bände werden in vier Lieferungen (jede zu 3 Bänden) ausgegeben, die jedoch nicht getrennt werden. Die erste Lieferung (Band 1—3) enthält die ersten drei Theile des in dritter Auflage erscheinenden historischen Romans „1812“; die zweite Lieferung den Schluß von „1812“, „**Sagen und romantische Erzählungen**“ und „**Kunstnovellen**“; die dritte und vierte Lieferung werden eine Auswahl von **Novellen**, **Gedichte**, **dramatische Arbeiten**, **kritische und vermischte Schriften** enthalten.

61. **Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur.** Herausgegeben unter Mitwirkung der Universität Leipzig von Hofrath und Oberbibliotkeker Dr. ***E. Ghf. Gersdorf.*** Jahrgang 1843. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint in wöchentlichen Heften von 2½—3 Bogen.

Dem Leipziger Repertorium ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr 15 Ngr. beigelegt.

62. **An Bremens gemeinen Mann.** Von dessen Mitbürger **Johannes Rösing.** Gr. 12. Geh. 3 Ngr.

63. **Schirges (G.), Zwei Gräber.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

64. **Schmidt (L. E. W.), Das preußische Familien-Recht** nach dem Allgemeinen Landrechte mit Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht dogmatisch-kritisch dargestellt. Gr. 8. 3 Thlr.

65. **Schücking (Levin), Ein Schloß am Meer.** Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

66. **Der dritte September 1843 in Athen.** Von einem Augenzeugen beschrieben und mit den betreffenden Actenstücken begleitet. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

67. **Sjöberg (Erik), Vitalis, Gedichte.** Aus dem Schwedischen übersetzt von K. L. Kannegießer. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

68. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thlr.**, sodaß die ganze Folge **zehn Thlr.** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste, dritte und vierte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842, 1843) 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr.

69. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere-, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Ch. Noback*** und ***F. Noback.*** **Erstes** bis fünftes Heft. (*Aachen — Liverpool.*) Breit 8. 1842—43. Preis eines Heftes 15 Ngr.

70. ***Trendelenburg (Adf.)*, Die logische Frage in Hegel's System.** Zwei Streitschriften. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

71. **Über das Verhältniß des Staats zur Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft.** Zur Beleuchtung einer Hansemann'schen Denkschrift über diesen Gegenstand. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

72. **Ulfilas.** Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt ***H. C. de Gabelentz*** et ***J. Loebe.*** Zweiten Bandes erste Abtheilung, den Schluss des Textes und das Glossar enthaltend. Gr. 4. Geh. Druckpapier 4 Thlr. 15 Ngr.; Velinpapier 5 Thlr. 8 Ngr.

Der erste Band ist mit dem Verlagsrecht aus der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg in meinen Verlag übergegangen, und kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, welche eine Grammatik der gothischen Sprache enthalten wird, erscheint später.

73. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1844. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Karl Förster's. 8. Eleg. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Von der Neuen Folge kosten die Jahrgänge 1839 und 1840 jeder 1 Thlr. 15 Ngr., 1840—43 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

74. **Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Zweite Auflage. Sechs Bände. Gr. 12. Geh. 12 Thlr.

Der erste bis dritte Band enthalten „**Denkwürdigkeiten des eignen Lebens**“, der vierte bis sechste Band „**Vermischte Schriften**“. Von der ersten Auflage sind noch einzelne Bände zur Completirung vorräthig.

75. **Voltaire (François Marie Arouet de), Die Henriade.** Aus dem Französischen im Versmaße des Originals übersetzt von **F. Schröder.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

76. **Waagen (F. G.), Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt.** Vortrag, gehalten am 18. März 1843 im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Gr. 12. Geh. 6 Ngr.

77. ——————————, **Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Erster Theil. — A. u. d. T.: **Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

78. **Die Wiederkehr.** Eine Novelle. Herausgegeben von dem Einsiedler bei St.-Johannes. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

79. **Traditiones corbeienses.** Herausgegeben von ***P. Wigand.*** Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Früher erschien von dem Herausgeber bei mir:

Die corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon corbeiense. Gr. 8. 1841. Geh. 1 Thlr.

80. **Woeniger (A. Thdr.), Das Sacralsystem und das Provocationsverfahren der Römer.** Zwei Beiträge zur Kunde des römischen Staats- und Rechtslebens. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

81. **Wolf (J. W.), Niederländische Sagen.** Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben. Mit einem Kupfer. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

82. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Deutschen Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

Aus dem Verlage des Herrn **F. König** in Hanau habe ich mit Verlagsrecht käuflich übernommen und ist von jetzt ab nur von mir zu beziehen:

Koenig (H.), William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1839. Geh. 4 Thlr.

Preisherabsetzung.

Hoffmann (A. H. von Fallersleben), Gedichte. Zwei Bändchen. Gr. 12. 1834. Geh. Früher 3 Thlr., jetzt 1 Thlr.

Deutsches Heldenbuch von Dr. Karl Simrock.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Amelungenlied.

Von

Dr. Karl Simrock.

Erster Theil.

Wieland der Schmied. Wittich Wieland's Sohn. Ecken Ausfahrt.

(Des Heldenbuches vierter Band.)

Gr. 8. Velinpapier. Broschirt. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Das Heldenbuch soll unsere gesammte nationale Heldendichtung umfassen. Über die beiden ersten Bände, welche die Nibelungen und die Gudrun, „ihre wunderbare Nebensonne" enthalten, haben wir in frühern Anzeigen das Nöthige bemerkt. Der dritte Band wird unter dem Titel des kleinen Heldenbuchs die besten derjenigen kleinen Dichtungen unseres heimischen Sagenkreises begreifen, die man zu verschiedenen Zeiten in ein Heldenbuch zu vereinigen versucht hat, als Rosengarten, hörnerner Siegfried, Alphart, Otnit und Wolfdietrich, wozu hier noch Walther und Hildegunde kommt. Näheres darüber nach dem Erscheinen desselben. Der hier vorliegende vierte Band ist zugleich der erste des Amelungenliedes, welches cyklische, dem Herausgeber eigenthümliche Werk den ganzen reichen Inhalt der deutschen Heldensage behandelt, welcher in den bessern alten Gedichten, die in den drei ersten Bänden gesammelt erscheinen, noch durchaus nicht erschöpft ist. Viele echte Lieder der Siegfrieds- und die meisten der Dietrichssage sind uns nämlich verloren oder nur in späten zum Theil sehr rohen Überarbeitungen erhalten, aus welchen wir unsere Heldensage nicht einmal vollständig kennen lernen würden, wenn uns in der Wilkinasaga nicht eine prosaische Auflösung vieler echten Lieder erhalten wäre. Wenn wir die uns überlieferten Reste, die mit der Edda beginnen, vergleichen und daraus den Zusammenhang der deutschen Heldenpoesie zu überschauen versuchen, so müssen wir über den riesenmäßigen Bau, der hier angelegt war, erstaunen, und bedauern, daß nur ein so kleiner Theil desselben ausgeführt worden ist. Er sondert sich uns in drei gewaltige Massen, die wir als Gudrun-, Siegfrieds- und Dietrichssage unterscheiden können. Die Gudrunsage, welche sich von den beiden andern Bestandtheilen entfernt gehalten und nur mit der Dietrichssage in eine lose Verbindung gesetzt hat, ist in dem Gedichte von Gudrun vollständig ausgeführt. Von der Siegfriedssage läßt sich das durchaus nicht behaupten: in den Nibelungen ist sie nur sehr unvollständig enthalten, da Siegfried's Ahnen, Geburt, Aufenthalt bei Mime, Drachenkampf, Brunhilden's Erweckung, Verlobung mit ihr und Bruch dieses Verlöbnisses durch den Zaubertrank darin vergessen sind. Am unvollständigsten ist die Dietrichssage ausgeführt und doch bildet gerade sie den stärksten und reichsten Ast unserer Heldendichtung. Mit ihr hat es daher das Amelungenlied, welches die gesammte deutsche Heldendichtung, so weit sie in den Nibelungen und der Gudrun nicht enthalten ist, in einem einzigen großen Gedichte darstellen soll, zunächst zu schaffen, jedoch mit episodischer Einflechtung derjenigen Theile der Siegfriedssage, welche in den Nibelungen nicht enthalten sind. Es zerfällt in mehre kleinere, für sich selbständige Gedichte, welche doch in ihrer Verbindung Ein Ganzes bilden. Der vorliegende erste Theil enthält:

Wieland der Schmied. Wittich Wieland's Sohn. Ecken Ausfahrt.

Der zweite, der fünfte des Heldenbuchs, wird enthalten:

Dietleib. Sibich's Verrath. Dietrich's Aufenthalt bei Etzel. Ravennaschlacht. Heimkehr.

Der Verfasser hat seinen Beruf, der letzte deutsche Homeride zu sein, durch die erste Auflage des „Wieland der Schmied", welcher nur ein Theil und Vorläufer des Amelungenliedes war, außer Zweifel gesetzt, und die Erwartungen von dem großen Ganzen, welchem er seit mehr als einem Decennium seine Kräfte widmet, stehen hoch und werden hoffentlich durch diesen ersten Band noch höher gespannt werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im Januar 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **11te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1843.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1710 in Spanien und Portugal. Dritter Abschnitt. Eroberung von Madrid. Rückzug aus Castilien. Schlacht bei Villaviciosa. — II. Die Offiziersschule. — III. Nekrolog des k. k. östreichischen Generalmajors Anton Gundacker Grafen von Starhemberg. — IV. Neueste Militairveränderungen. — V. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—36. Beilagen. (Fortsetzung.) Nr. 97—114.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen auf den **Jahrgang 1844** mit **acht Thaler** Sächsisch **Pränumeration** an.

Soeben ist erschienen:

Die

Geheimnisse von London

von

Sir Francis Trollop.

Übersetzt von Dr. Ludw. Eichler.

Erste Lieferung.

Die Gentlemen der Nacht.

Leipzig bei Friedrich Fleischer.

Preis jeder Lieferung ⅓ Thlr.

Von diesem interessanten Seitenstück zu den weltberühmten Mystères de Paris erscheinen in jedem Monat zwei Lieferungen, von gleicher Stärke und gleichem Preise. Das Werk ist in allen deutschen Buchhandlungen vorräthig zu finden.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ÉCHO
de la littérature française.

Quatrième année. 1844. Prix par an 5⅓ Thlr.

Les nouveaux abonnés pour l'année 1844 peuvent se procurer les trois premières années de l'Écho au prix modéré de 8 Thlr.

Sommaire des Nos. 1—4: Menheer van Tasselt. Par **S. Henry Berthoud.** — Une chasse au fusil à mèche en 1843. Par **Elzéar Blaze.** — La lettre de grâce. Par **Mario Aycard.** — Les Clos Jouve. Par **L. Macogny.** — Poésie. Par **Casimir Delavigne.** — Un métier plaisant. — **La Russie en 1839.** — Quelle chienne de munificence! — **Robert et Yvon.** Par **G. de la Landelle.** — Les deux célibataires. Par **Paul Féval.** — Un duel. Par **Alphonse Karr.** — Francis Trolloppe. — La Parisienne nomade. — Mystères d'un hôtel. — Anecdote. — *Tribunaux.*

Soeben ist bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sechszehn Predigten
gehalten
zu Rom
von Heinrich Thiele, V. D. M.
evangelischem Prediger an der k. preuß. Gesandtschaftskapelle.
Mit vorgedruckter Liturgie.

8. Brosch. 26¼ Ngr. (21 gGr.), oder 1 Fl. 30 Kr.

Der Verfasser der „Kurzen Geschichte der christlichen Kirche für alle Stände" ist schon zu vortheilhaft bekannt und seine gegenwärtige Stellung zu eigenthümlich, als daß diese mit einer besonders schönen und zudem noch unbekannten Liturgie verbundene Predigtsammlung nicht vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen sollte.

Bei **C. Gerold & Sohn**, Buchhändler in **Wien**, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Spaziergang
durch die Alpen
vom
Traunstein zum Montblanc.
Von
Eduard Silesius.

Erster Theil: Von Wien bis zur Gotthardsstraße.
Zweiter Theil: Von der Gotthardsstraße bis zum Montblanc.
Dritter Theil: Vom Montblanc durch die südwestliche Schweiz, Savoyen und Oberitalien nach Wien zurück.

Wien 1844.

Gr. 12. In Umschlag brosch. Preis 3 Thlr.

Die Verlagshandlung freut sich, dem geehrten Lesepublicum ein Werk vorlegen zu können, welches die an Schriften dieser Art billiger Weise zu machenden Ansprüche auf eine höchst ausgezeichnete Weise befriedigt, indem es Belehrung und Unterhaltung aufs geistreichste und anziehendste miteinander verbindet. Der Herr Verfasser geleitet seine Leser durch Gegenden unsers Erdtheils, welche als Schauplatz der großartigsten wie der lieblichsten und mannichfaltigsten Naturschönheiten Reisende von nah und fern anlocken, und die Lebendigkeit, Frische und Anschaulichkeit seiner Darstellungen verfehlt nicht, den angenehmsten und lebhaftesten, zur Nachfolge anreizenden Eindruck zu machen. In der That dürfte auch dieses Reisewerk, wovon die „Abendzeitung" früher mehre mit allgemeinem Beifall aufgenommene Proben lieferte, nicht nur wegen der mannichfaltigsten und abwechselndsten Naturschilderungen, und wegen der vielen eingestreuten interessanten historischen, geographischen, literarischen, artistischen und andern Notizen und Bemerkungen eine sehr nützliche und unterhaltende Lecture gewähren, sondern auch jedem Reisenden, der etwa eine gleiche Tour zu machen Willens wäre, als Führer und Wegweiser in jeder Hinsicht vom größten Nutzen sein. — Für eine dem Werthe des Werkes angemessene äußere Ausstattung durch Druck und Papier zu sorgen, war die Verlagshandlung bestens bemüht.

Bei **R. Mühlmann** in **Halle** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen nun vollständig zu erhalten:

Hause, Conrector Dr. W., Versuch einer Einrichtung der Schulen aus dem Gesichtspunkte des Lebens im Staate.
Vier Bände. Geh. 4⅚ Thlr.

Dieses **Werk**, der Republik Plato's und der Gelehrten-Republik Klopstock's vergleichbar, stellt das **Ideal** des Unterrichts und der Erziehung auf und gibt den Plan und Riß zu einem theilweise ganz andern, jedenfalls neuen Gebäude des gesammten Schulwesens; es verdient der sorgfältigsten Würdigung vorzüglich von Seiten der „Obmänner und Schulhauptleute".

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **C. v. Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Fünfter Jahrgang. 1844. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** etc. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats Januar.

Dorfzeitung: Glück auf zum neuen Jahr! — Bericht über eine diesjährige Kartoffelernte. — Ein Versuch mit dem Anbau des Buchweizens. — Vorschläge und Anweisung zur Erzielung möglichst ergiebiger Getreideernten. — Futterwirthschaft. — I. Aus Thüringen. II. Aus dem Steinachthal. — Über Unterbringung des Samens. — Von wo sind Zuckerahornpflänzlinge zu beziehen? — Das Salz beim Einstampfen des Sauerkrauts. — Eine neue Schrotmühle. — Die Bedüngung der Wiesen mit Kartoffelkraut. — Die Nachtheile des zu seichten Pflügens. — Das Einsäuern des Futters. — Die Vermehrung der Weinreben durch Augen. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten, Miscellen u. s. w.** — **Unterhaltungsblatt:** Zum neuen Jahr! — China. — Aus dem Rauffauischen. — Die Macht des Genies. — Zeitungswesen. — Schreiben des Pastors Böttcher zu Imsen bei Alfeld im Königreich Hanover an den Mäßigkeitsverein zu Dillenburg im Herzogthum Nassau.

Leipzig, im Februar 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1843. Januar bis December.

Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie. Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann**, Privatdocenten an der Universität Leipzig. Lieferung 1—6. Titel, Einleitung und Tafel I—XXX, nebst Text S. 1—100. 12. In Umschlag eingelegt.

Das ganze Werk wird aus 20 Lieferungen bestehen, deren jede fünf Kupfer der pariser Originalausgabe, nebst einem sehr sorgfältig bearbeiteten Text enthält. Der Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern ist 11¼ Ngr., mit illuminirten Kupfern 17½ Ngr. Das Ganze wird bis Ostern 1844 vollständig erschienen sein.

Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren 1840—42. Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Zwei Theile in zwei Abtheilungen. 12. Leipzig und Paris. 5 Thlr.

Ersten Theils erste und zweiten Theils erste und zweite Abtheilung kosten jede 1¼ Thlr., ersten Theils zweite Abtheilung 1½ Thlr. Der dritte Theil erscheint im Jahre 1844.

Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 und 1842. Von **W. v. B.** 2 Bände. Gr. 12. 2⅔ Thlr.

Schweigl (Joseph), So wird man gesund, oder genaue Auskunft über das Naturheilsystem des **Franz Thiel**. 8. Leipzig und Paris. ½ Thlr.

L'Angleterre, l'Irlande et l'Écosse. Souvenirs d'un voyageur solitaire, ou Méditations sur le caractère national des Anglais, leurs moeurs, leurs institutions, leurs établissements publics, l'association britannique, ainsi que d'autres sociétés savantes et les inventions nouvelles en fait de sciences et d'arts 2 vols. In-8. Paris et Leipzig. 5⅓ Thlr.

Le Droit canon et son application à l'église protestante. Manuel traduit de l'allemand par **Henri Jouffroy**, In-8. Leipzig et Paris. 1⅚ Thlr.

Écho de la littérature française. Troisième année. 1843. 52 Nos. Gr. 8. Preis des ganzen Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Erscheint auch für 1844 jeden Freitag und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Die ersten drei Jahrgänge sind für neue Abonnenten zusammengenommen zum **herabgesetzten Preise** von 8 Thlrn. zu haben.

Jouffroy (Henri), Constitution de l'Angleterre. In-8. Leipzig et Paris. 2 Thlr.

Epiphanii monachii et presbyteri edita et inedita. Cura **Alberti Dressel**. 8. Parisiis et Lipsiae. 1 Thlr.

Annuaire de la pairie et de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié sous la direction de M. **Borel d'Hauterive**. Année 1843. In-12. Paris. 2 Thlr.

de Beaumont-Vassy, Histoire des états européens depuis le congrès de Vienne. T. I. Belgique.-Hollande. In-8. Paris. 2⅔ Thlr.

Bibliothèque du médecin-praticien, ou résumé général de tous les ouvrages de clinique médicale et chirurgicale de toutes les monographies etc. Par une société de médecins sous la direction du docteur **Fabre**. T. I. Maladies des femmes. 1re et 2me livraison. In-8. Paris. 2⅔ Thlr.

Blanqui, Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841. In-12. Paris. 1⅙ Thlr.

Boudin (Ch. M.), Essai de géographie médicale, ou études sur les lois qui président à la distribution géographique des maladies, ainsi qu'à leurs rapports topographiques entre elles. Lois de coïncidence et d'antagonisme. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

Bresson (J.), Des fonds publics français et étrangers et des opérations de la bourse de Paris. 8me édit. In-12. Paris. 1⅙ Thlr.

Busset (F.-C.), De l'enseignement de mathématiques dans les colléges, considéré sous le double point de vue des prescriptions réglementaires de l'université, et des principes fondamentaux de la science. In-8. Paris. 2¼ Thlr.

Custine (Marquis de), La Russie en 1839. 2de édition, revue, corrigée et augmentée. 4 vols. In-12. Paris. 5⅓ Thlr.

Delatre (L.), Chants de l'exil. In-12. Paris. 1⅙ Thlr.

Discours prononcés dans les chambres législatives par M. le baron **Pasquier**, chancelier de France 1814—1836. 4 vols. In-8. Paris. 11 Thlr.

Dupuy (D.), Essai sur les mollusques terrestres et fluviatiles et leur coquilles vivantes et fossiles du département du Gers. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

Durand-Brager (Henri), Sainte-Hélène. Translation du cercueil de l'empereur Napoléon à bord de la frégatte la Belle-Poule; se rattachant au Mémorial de Sainte-Hélène et à l'expédition du prince de Joinville. Livr. 1. Gr. in-fol. Paris. 8 Thlr.

Edélestand du Méril, Poésies populaires latines antérieures au douzième siècle. In-8. Paris. 2⅔ Thlr.

Foelix, Traité du droit international privé, ou du Conflit des lois de différentes nations en matière de droit privé. In-8. Paris. 3 Thlr.

Les Français peints par eux-mêmes. T. V, 11—16, VI, VII. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅓ Thlr., colorirt 7/12 Thlr.

Grandville (J. J.), Un autre monde. Transformations, visions, incarnations, ascensions, excursions etc. Gr. in-4. Paris. 6⅔ Thlr.

d'Hauterive (Borel), Précis historique sur la maison royale de Saxe et sur ses branches ducales de Weimar, Meiningen, Altenbourg et Saxe-Cobourg-Gotha, depuis l'origine des comtes de Wettin jusqu'à nos jours. In-4. Paris. 2½ Thlr.

Hegel (W. F.), Cours d'esthétique, traduit par **Ch. Bénard**. 2me. partie. In-8. Paris. 2½ Thlr.

Humboldt (A. de), L'Asie centrale. Recherches sur les chaînes des montagnes et la climatologie comparée. 3 vols. In-8. Paris. 12 Thlr.

Laboulaye (E.), Recherches sur la condition civile et politique des femmes depuis les Romains jusqu'à nos jours. In-8. Paris. 3⅓ Thlr.

La Garde (Comte A. de), Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne. Tableaux des salons, scènes anec-

dotiques et portraits. 2 vols. In-12. Paris. 1¾ Thlr.
Meneval, Napoléon et Marie-Louise. Souvenirs historiques. 2 vols. In-8. Paris. 5⅓ Thlr.
Niemcewicz (Julien Ursin), Notes sur ma captivité à Saint-Pétersbourg, en 1794, 1795 et 1796. In-8. Paris. 1½ Thlr.
Poussin (Guillaume Tell), De la Puissance américaine. Origine, institutions, esprit, politique, ressources militaires, agricoles, commerciales et industrielles des États-Unis. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr.
Prévost (J. J.), L'Irlande au dix-neuvième siècle, illustrée par 120 gravures sur acier. Livr. 1—20. In-4. Paris. à $^7/_{16}$ Thlr.
Quatrième anniversaire de la mort de Simon Konarski célébré à Londres le 27 Février 1843. In-8. Bruxelles. ⅙ Thlr.
Résimont (Charles de), Le magnétisme animal considéré comme moyen thérapeutique; son application au traitement de deux cas remarquables de névropathie. In-8. Paris. 2 Thlr.
Sainte-Allais, Tableau généalogique et historique de la maison royale de Prusse. In-plano. Paris. 1¼ Thlr.
Stoffels (Ch.), Introduction à la théologie de l'histoire, ou du progrès dans ses rapports avec la liberté. In-12. Paris. 1⅙ Thlr.
Story (J.), Commentaire sur la constitution fédérale des États-Unis, précédé d'un aperçu sur l'histoire des colonies et des états avant l'adoption de la constitution. Traduit par **Paul Odent.** 2 vols. In-8. Paris. 5⅓ Thlr.
Sue (Eugène), Mathilde. Édition illustrée. Livr. 1—10. Gr. in-8. Paris. 1¼ Thlr.
———, Les mystères de Paris. Édition illustrée. 1re partie. Gr. in-8. Paris. 3⅔ Thlr.
Taylor (Baron), Les Pyrénées. In-8. Paris. 3 Thlr.
Voyage en Perse de MM. **E. Flandin,** peintre, et **P. Coste,** architecte, attachés à l'ambassade de France en Perse pendant les années 1840 et 1841. Livr. 1, 2. In-Folio. Paris. 14⅔ Thlr.
Vries (A. de), Éclaircissements sur l'histoire de l'invention de l'imprimerie, contenant etc. Traduit du hollandais par **J. J. F. Noordziek.** In-8. La Haye. 2⅔ Thlr.
de Wrangell, Le nord de la Sibérie. Voyage parmi les peuplades de la Russie asiatique et dans la Mer glaciale entrepris par ordre du gouvernement russe. Traduit du russe par le prince **Emmanuel Galitzin.** Accompagné d'une carte, donnant le résultat géographique de l'expédition et orné de deux dessins. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr.

(Der Beschluss folgt.)

Bei **C. Gerold & Sohn** in **Wien** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Anleitung
unter die
Haube zu kommen.
Ein
Talisman für Mädchen.
Von
Fernand.

Motto: „Heirathen möcht' ich, Herr!"
F. Halm, Griseldis.

Wien 1844.
12. In Umschlag cart. Preis 25 Ngr. (20 gGr.)

Ein sehr artiges kleines Buch, im ansprechendsten Stile, mit Beobachtung des feinsten Anstandes und geselliger Sitte, und mit Berücksichtigung aller hier in Betracht kommenden Verhältnisse geschrieben, anziehend und unterhaltend, daher der Lesewelt im Allgemeinen und insbesondere den Betreffenden des schönen Geschlechts zum Nutzen und Vergnügen bestens zu empfehlen.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Vorlesungen
über die
Geschichte der deutschen Literatur.
Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend
von
C. G. F. Brederlow.

Zwei Theile.
Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Februar 1844.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktisches Rechenbuch
für die untern und mittlern Classen
der
Elementar- und Volksschulen
sowie insbesondere auch für
Mädchenschulen.
Von
Johann Christian Rockstroh.
Brosch. ⅓ Thlr.

Dasselbe ist nach den neuesten Bedürfnissen und Grundsätzen mit Rücksicht auf das neue Münz-, Maß- und Gewichtssystem bearbeitet.

Leipzig, im Januar 1844.

Heinr. Weinedel.

Heute wird ausgegeben:

Conversations-Lexikon.
Neunte Auflage.
Achtundzwanzigstes Heft.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenp.; in der Ausgabe auf Schreibp. kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon werden bei einer Auflage von 25,000 Ex. für den Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, 10. Februar 1844.

F. A. Brockhaus.

Soeben haben wir an die verehrlichen Continentalbuchhandlungen versandt die zweite Hälfte der sechsten Lieferung von

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen 2c. Mit Beiträgen von Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehren andern Mitarbeitern. Aufs neue durchgesehen und vermehrt von Dr. A. Peschier, Professor an der Universität Tübingen. Vier Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 8 Thlr. 10 Ngr. (8 Thlr. 8 gGr.), oder 14 Fl.
Jede Lieferung 1 Thlr. 1¼ Ngr. (1 Thlr. 1 gGr.), oder 1 Fl. 45 Kr.

Beobachtung — Endlich.

Es gereicht uns zum Vergnügen, den verehrlichen Subscribenten dieses Wörterbuchs die Nachricht geben zu können, daß neugetroffene Maßregeln uns in den Stand setzen, die weitern Lieferungen in so kurzen Zwischenräumen folgen zu lassen, daß wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, dieses treffliche Werk bis zum Schlusse des laufenden Jahres zu vollenden.

Stuttgart und **Tübingen**, im Januar 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Allgemeine Encyklopädie
der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Der Pränumerationspreis beträgt für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinp. 5 Thlr.

☞ Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 38ster und 39ster Theil.
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 21ster Theil.
Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. 18ter Theil.

Diese im Jahre 1843 neu erschienenen vier Theile enthalten unter andern nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Explosion von *Heyer;* Eschenbach von *Escher;* Eskimos von *Hössler;* Essäer von *Dähne;* Essex von *Stramberg;* Essig von *Theile;* Este von *Schreiner;* Esterhazy von *Gamauf;* Etymologie von *Grotefend;* Evangelische Union von *Wachler;* Eugenius von *Gruber;* Eukleides von *Gartz;* Euripides von *Bernhardy;* Eva von *Fink;* Exanthema von *Rosenbaum;* Excentricität von *Sohncke;* Expropriation von *Buddeus;* Exilium von *Baehr.*

Zweite Section: Johannes (der Apostel) von *Grimm* und *Reuss;* Johannes (der Täufer) von *Grimm;* Johannes (Kaiser und Päpste) von *Külb;* Johannes (Künstler) von *Frenzel;* Johanniter von *Gottschalck;* Johnson von *Döring, Hoffmann* und *Theile;* Jonas von *Erhard;* Jones von *Hoffmann;* Jonier von *Schirlitz;* Jonische Republik von *Fischer;* Jonische Schule von *Steinhart.*

Dritte Section: Peter (Kaiser von Rußland) von *Flathe;* Person und Persona (theologisch-dogmatisch, juristisch, grammatisch) von *Dietrich, Buddeus* und *Pott;* Perspective von *Piper;* Perth von *Fischer;* Peru von *Pöppig;* Perugia von *Schreiner;* Peter (Könige von Aragonien und Castilien) von *Röse;* Peter (Könige von Sicilien, Portugal und Ungarn) von *Wachler.*

Leipzig, im Februar 1844.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei uns erschienen:

Schutt.
Dichtungen
von
Anastasius Grün.

Sechste Auflage.
Gr. 12. Brosch. Preis 1 Thlr.

Leipzig, den 13. Februar 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Fries (Elias), Novitiae florae Suecicae. Continuatio, sistens mantissam I, II, III, uno volumen comprehensas. Accedunt de stirpibus in Norvegia recentius detectis praenotiones e maxime parte communicatae a *M. N. Blytt.* 8. Lundae et Upsaliae. 2 Thlr.

Leipzig, im Februar 1844.

Brockhaus & Avenarius.
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Chemie
in ihrer Anwendung auf
Agricultur und Physiologie.
Von
Prof. Dr. Justus Liebig.
Fünfte
umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.
Gr. 8. Fein Velinp. Geh. $2^1/_2$ Thlr.

Die Thier-Chemie
oder die organische Chemie in ihrer Anwendung auf
Physiologie und Pathologie.
Von
Prof. Dr. Justus Liebig.
Zweite Auflage.
Gr. 8. Fein Velinp. Geh. 2 Thlr.

Geschichte der Chemie.
Von
Dr. **Hermann Kopp,**
Professor der Physik und Chemie an der Universität zu Gießen.
Erster Band.
Mit dem Bildnisse Lavoisier's.
Gr. 8. Fein Velinp. Geh. $2^1/_2$ Thlr.

Drei der wichtigsten und interessantesten literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Chemie übergeben wir damit, zum Theil in neuen Auflagen, dem Publicum. Die volle Bedeutsamkeit der beiden ersten Werke ist längst erkannt, und kein höher gebildeter Chemiker, Landwirth, Pharmaceut oder Arzt darf sie heute noch ignoriren. Die fünfte Auflage der Liebig'schen Agriculturchemie ist gegen die frühern **um die Hälfte erweitert** und durch neue Abschnitte vom höchsten Interesse vermehrt, z. B. über den Ursprung des Schwefels, den Ursprung der Ackererde, die Brache ꝛc.

Kopp's Geschichte der Chemie, die Entwickelung dieser herrlichen, riesig fortschreitenden Wissenschaft in ihrer ganzen Fülle und in der geistreichsten Weise darstellend, wird für Jeden, der die Chemie nicht von der materiellsten Weise auffaßt, eins der interessantesten und wichtigsten Werke sein, — eine wissenschaftlichere Begründung und höchst lehrreiche Ergänzung jedes Lehrbuchs der Chemie.

Braunschweig, im Januar 1844.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Bei uns erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

***C. Corn. Taciti* de vita et moribus Julii Agricolae liber.** Ad. cod. Vaticanos et veter. edit. iter. recens. atque annotat. illustr. *E. Dronke.* 8. maj. Maschinen-Velinpapier. $17^1/_2$ Ngr. (14 gGr.)

Zu den kritischen Hülfsmitteln, mit welchen die erste Ausgabe ausgestattet war und durch deren Sammlung sich der Hr. Herausgeber ein bleibendes und anerkanntes Verdienst um den Agricola des Tacitus erworben hatte, sind in dieser neuen Bearbeitung die Lesarten der zweiten vaticanischen Handschrift, welche wieder aufgefunden worden ist, hinzugekommen. Auch die Varianten der ersten Handschrift sind in dieser Ausgabe an mehren Stellen genauer und richtiger, als es bisher geschehen war, mitgetheilt.

C. Müller'sche Buchh. (G. F. Euler) in Fulda.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1844. Januar. Heft 1—4.

Inhalt:

Theologie. *Baumgarten-Crusius,* Commentar über das Evangelium des Matthäus. 1. Abth. — *Windischmann,* Erklärung des Briefes an die Galater. — *de Wette,* Kurze Erklärung der Briefe an die Colosser, an Philemon, an die Ephesier und Philipper. — *Kimmel,* Libri symbolici ecclesiae orientalis. — **Philosophie.** *Brandis,* Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie. 2. Thl. 1. Abth. — **Jurisprudenz.** *Bickell,* Geschichte des Kirchenrechts. 1. Bd. — *Krause,* Die deutschen Schwurgerichte. — *Foelix,* Über Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens. — Entgegnung auf des Herrn Dr. Foelix Angriff auf Öffentlichkeit der Gerichte. — **Medicin und Chirurgie.** *Gavarret,* Allgemeine Grundsätze der medicinischen Statistik — *Hüter,* Die Embryothalisis. — *v. Wattmann,* Sicheres Heilverfahren bei dem schnell gefährlichen Lufteintritt in die Venen. — **Anatomie und Physiologie.** *Choulant,* Die anatomischen Abbildungen des 15. und 16. Jahrhunderts. — *Fick,* Lehrbuch der Anatomie des Menschen. 2. Heft. — *Arnold,* Abbildungen der Gelenke und Bänder des menschlichen Körpers. — *Klenke,* Neue physiologische Abhandlungen. — *v Rapp,* Anatomische Untersuchungen über die Edentaten. — **Naturwissenschaften.** Florae Danicae iconum Fasciculus XL. — *Hartmann,* Handbuch der Mineralogie. 2. Bd. — *Kützing,* Phycologia generalis. — *Pouillet,* Lehrbuch der Experimentalphysik und Meteorologie. 2. Bd. — *Kittel,* Taschenbuch der Flora Deutschlands. — **Geschichte.** *Artaud de Montor,* Histoire du Pape Léon XII. T. 1 et 2. — *Artaud de Montor,* Histoire du Pape Pie VIII. — *Wachsmuth,* Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. 3. Thl. — *Klemm,* Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. 1. u. 2. Bd. — *F. v. Raumer,* Geschichte Europas seit dem 15. Jahrhundert. 7. Bd. — *Choiseul-Daillecourt,* 1688—1830 ou parallèle historique des révolutions d'Angleterre et de France sous Jacques II et Charles X. — **Länder- und Völkerkunde.** Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen. Von *W. v. R.* — *Beurmann,* Über Afghanistan. — *Mühlenpfordt,* Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexico. 1. Bd. — **Staatswissenschaften.** Deutsches Staatsarchiv. 5. Bd. Herausg. von *Buddeus.* — *Rohmer's* Lehre von den politischen Parteien. 1. Thl. — **Schul- und Unterrichtswesen.** *K. v. Raumer,* Geschichte der Pädagogik. 1. u. 2. Thl. — *Kraft,* Kleine Schulschriften. Neue Folge. — **Akademische Schriften.** Rendiconto delle adunanze e de' lavori dell' accademia delle scienze sezione della societa reale borbonica di Napoli. T. 1. — **Schöne Künste.** *Canina,* Ricerche sull' architettura più propria dei tempi cristiani. — **Bibliographie; Todesfälle; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Universitätsnachrichten etc.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von $2^1/_2$—3 Bogen. Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Dem **Leipziger Repertorium** ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. **Ankündigungen** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, und **besondere Anzeigen etc.** gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Februar 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1843. Januar bis December.

(Beschluss aus Nr. VII.)

Delius (Edward), Statistical Almanack for the year 1844. 16mo. Bremen. 1⅓ Thlr.

Goethe (J. W. von), Faust: a tragedy in two parts. The second part, translated into english verse, by **Jonathan Birch,** embellished with 11 engravings on steel, by J. Brain after M. Retzsch. Roy.-8. London. Bound. 8 Thlr.

Tegnér (Esaias), Frithiofs saga, a legend of the north. Translated from the swedish by **G. S.** Revised and illustrated. In-8. Stockholm. 5⅓ Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XIV. 1842. In-8. — Bulletino dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1842. In-8. — Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1842. Folio. Roma. Pränumerationspreis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Boccaccio (Giovanni), Il decameron. Lex.-8. A 2 col. Firenze. 3⅓ Thlr.

Borghi (Giuseppe), Sulle storie italiane dall' anno primo dell'era christiana al 1840. Vol. I. Gr. in-8. Firenze. 2⅚ Thlr.

Relazioni degli ambasciatori veneti al senato. Raccolte, annotate ed edite da **Eugenio Albèri.** Serie I, vol. 2. Serie II, vol. 2. 2 vol. In-8. Firenze. à 2½ Thlr.

Tesoro della prosa italiana dai primi tempi della lingua fino ai di nostri, novamente ordinato da **Eugenio Albèri.** Edizione seconda. Lex.-8. A 2 col. Firenze. 8⅓ Thlr.

Fries (Elias), Novitiae florae Suecicae. Continuatio, sistens mantissam I, II, III, uno volumen comprehensas. Accedunt de stirpibus in Norvegia recentius detectis praenotiones e maxime parte communicatae a **M. N. Blytt.** 8. Lundae et Upsaliae. 2 Thlr.

रामायण Ramayana, poema indiano di Valmici. Testo sanscrito secondo i codici manoscritti della scuola Gaudana, per **Gaspare Gorresio.** Vol. I. Gr. 8. Parigi. 8⅔ Thlr.

Erdmann (F. v.), Vollständige Übersicht der ältesten türkischen, tatarischen und mongolischen Völkerstämme. Nach **Raschid-Ud-Din's** Vorgange bearbeitet. 8. Kasan. 1841. 1½ Thlr.

——————, Über einige Münzen Tamerlan's. 8. Kasan. 1837. ½ Thlr.

——————, Kritische Beurtheilung der von Herrn **Quatremère** herausgegebenen Histoire des Mongols de la Perse. 8. Kasan. 1841. ½ Thlr.

Эрдманъ, Иродотъ заимствовалъ свое повѣствованіе о древней персидской исторій изъ персидскихъ источниковъ. (**Erdmann,** Herodot entnahm seine Erzählung der alten persischen Geschichte aus persischen Geschichtschreibern.) 8. Kasan. 1840. ½ Thlr.

Czacki (Tadeusz), Dzieła zebrane w 3 tomach i wydane przez **Hr. Ed. Raczyńskiego.** Tom I. In 4. Poznań. Preis für drei Bände 12 Thlr.

Geografia dla użytku szkół podług 13go wydania geografii **Seltena** ułożona. In-8. Poznań. ½ Thlr.

Gorecki (Antoni), Kłosek polski. Czyli nowy tomik poezyi, z dodatkiem uwag przez tegoż nad doktryną dziś. Papieża względem Polski. In-12. Paryż. 2 Thlr.

Kalendarzyk emigranta ra rok 1843. In-16. Bruxella. ⁵⁄₁₂ Thlr.

Lelewel (Joachim), Polska odradzająca się, czyli Dzieje polski potocznie opowiedziane. Wydanie drugie, pomnożone. In-12. Bruxella. 1 Thlr.

Listy galicyjskie, czyli Rozbiór krytyczny ustawy zaprowadzającej w Galicyi wschodniej Galicyjski Stanowy Instytut Kredytowy. In-12. Suprasl. 1½ Thlr.

Lukaszewicz (Józef), Dzieje kościołow wyznania helweckiego w Litwie. Tom II. In-8. Poznań. 2 Thlr.

Magnuszewski (Dominik), Niewiasta polska w trzech wiekach. In-12. Poznań. 1½ Thlr.

Nakwaska (Karolina), Dwór wiejski. Dzieło poświęcone gospodyniom polskim, przydatne i osobom w mieście mieszkającym, przerobione z francuzkiego Pani **Aglaë Adanson.** Z wielu dodatkami i zupełnem zastosowaniem do naszych obyczajów i potrzeb. 3tomy. In-8. Poznań. 4 Thlr.

Obraz Polaków i Polski w XVIII wieku, czyli zbiór pamiętników, dyaryuszów, i. t. d., wydany z rękopismów przez **Edwarda Raczyńskiego.** T. 16. In-12. Poznań. ½ Thlr.

Orędownik naukowy. Pismo czasowe. Rok 4. 1843. 52 No. In-4. Pränumerationspreis jährlich 3 Thlr.

Polska chrystusowa, pismo poświęcone zasadom społecznym, wydawane staraniem **L. Królikowskiego.** Zeszyt II. In-8. Paryż. 3½ Thlr.

Rej z Nagłowic, Przysłowie polskie w trzech aktach wierszem napisane w myśl przyłączonej powieści: Młodość Zygmunta Augusta. In-16. Kraków. ½ Thlr.

Siarczyński (X. Franciszek), Obraz wieku panowania Zygmunta III. Króla polskiego i szwedzkiego, czyli Obraz stanu, narodu i kraju. T. I. In-8. Poznań. 2 Thlr.

Sławianin. Poszyt trzeci 1842. In-16. Paryż. ⅔ Thlr.

Aphorismen
über
Krieg, Kriegsübung und Kriegerstand.
Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Bei **C. Gerold & Sohn** in **Wien** ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertvierter Band. 1843.

October. November. December.

Inhalt des hundertvierten Bandes.

Art. I. Geschichte Kaiser Friedrich's IV. und seines Sohnes Max I. Von Josef Chmel. Zweiter Band: Geschichte K. Friedrich's IV. als König 1440—52. (Schluß.) — II. Drei Schriften über celtische Sprachen. (Schluß.) — III. Zweiundzwanzig Schriften, meist Reisewerke, über den Orient. (Schluß.) — IV. Ludwig Philipp I, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens, von Birch. Zwei Bände. Stuttgart 1841—43. — V. Gedichte von Friedrich Hebbel. Hamburg 1842. — VI. Deutsche, lateinische und griechische Gedichte von Stein. Wien 1843. — VII. Goethe's Werke. Sechsundfunfzigster bis sechzigster, der nachgelassenen Werke sechszehnter bis zwanzigster Band. Stuttgart und Tübingen 1842. — VIII. Die deutschen Volksbücher. Für Jung und Alt wiedererzählt von Gustav Schwab. Zweite Auflage. Stuttgart 1843. — IX. Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Wolf. Leipzig 1843. — X. Delectus poetarum Anthologiae Graecae cum adnotatione critica *Augusti Meinekii*. Accedunt conjectanea critica de Anthologiae Graecae locis controversis. Berolini 1842.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CIV.

Das alte Stadt- und Bergrecht der königlichen Frei- und Bergstadt Schemnitz in Ungern aus dem 13. Jahrhunderte. — Die Kapelle der katholischen Gemeinde zu Kopenhagen. — Epigraphische Excurse. Vom Custos J. G. Seidl. — Register.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1844. Februar. Heft 5—8.

Inhalt:

Theologie. *Wilke*, Die Hermeneutik des Neuen Testaments etc. 1. Thl. — *Schmidt*, Die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. — *Alt*, Der christliche Cultus nach seinen verschiedenen Entwickelungsformen etc. — **Jurisprudenz.** *v. Weber*, Darstellung der öffentlichen Kirchenverfassung des Königreichs Sachsen etc. — *Jacobson*, Geschichte der Quellen des evangelischen Kirchenrechts der Provinzen Rheinland und Westfalen. — *Jacobson*, Urkundensammlung von bisher ungedruckten Gesetzen etc. für die evangelische Kirche von Rheinland und Westfalen. — *v. Dobeneck*, Systematische Zusammenstellung der geltenden allgemeinen Bestimmungen für die protestantische Kirche im Königreich Baiern. — *Helfert*, Die Rechte und Verfassung der Akatholiken im östreichischen Kaiserstaate. — *Mittermaier*, Die Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung geprüft nach den Foderungen der Wissenschaft und nach den Erfahrungen über den Werth neuer Gesetzgebungen etc. — **Medicin und Chirurgie.** *Tiedemann* von der Verengung und Schliessung der Pulsadern in Krankheiten. — *Birnbaum*, Zeichenlehre der Geburtshülfe nach den Ergebnissen der Exploration. — *Pauli*, Untersuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Chirurgie. — *Hennemann*, Über eine neue Reihe subcutaner Operationen. — *Durand-Fardel's* gekrönte Abhandlung über die Hirnerweichung. — *Simon* jun., Pezzoni und Oppenheim oder die Pest ist also doch contagiös etc. — *Lode*, Lehrbuch des chirurgischen Verbandes. — **Naturwissenschaften.** *Kotschy*, Abbildungen und Beschreibungen neuer und seltener Thiere und Pflanzen in Syrien und im westlichen Taurus. 1. Lief. — *Kaltenbach*, Monographie der Familien der Pflanzenläuse (Phytophthires). 1. Thl. — *Taschenberg*, Handbuch der botanischen Kunstsprache. — *Pictet*, Histoire naturelle générale et particulière des Insectes Néoroptères. Seconde Monographie. 1. et 2. Livr. — *Zetterstedt*, Diptera Scandinaviae disposita et descripta. — *Schneider*, Monographia generis Rhaphidia Linnaei. — *Hartig*, Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Pflanzen. — *Schenk*, Plantarum species, quas in itinero per Aegyptum, Arabiam et Syriam etc. — *Grisebach*, Spicilegium Florae rumelicae et bithynicae exhibens synopsin plantarum. Fasc. II. et III. — *Roeper*, Zur Flora Mecklenburgs. 1. Thl. — *Schnizlin*, Iconographia familiarum naturalium regni vegetabilis etc. Heft 1 u. 2. — *Schultz*, Die Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen. — **Geschichte.** *Wiborg*, Fremstilling af Nordens Mythologi for dannede Laesere. — *Geijer*, Konung Gustaf III's efterlemmade och femtio år efter hans död öppnade Papper. 2. Thl. — *Rath*, Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. — *Sporschil*, Geschichte der Zertrümmerung des Napoleonischen Heeres durch die Schlacht von Belle-Alliance. — **Literaturgeschichte.** *de Puibusque*, Histoire comparée des littératures Espagnole et Française. — **Classische Alterthumskunde.** *Plutarchi* Cimon. Commentariis suis illustravit et de vitae huius fontibus disseruit *Ekker*. — *Prantl*, Symbolae criticae in Aristoteli physicas auscultationes. — *Wieseler*, Adversaria in Aeschyli Prometheum vinctum et Aristophanis aves philologica atque archaeologica. — *Hartung*, Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingeniique censura etc. — *Forbiger*, Handbuch der alten Geographie, aus den Quellen bearbeitet. 2. Bd. — **Morgenländische Sprachen.** *Rosen*, Elementa persica. — **Länder- und Völkerkunde.** *Berghaus*, Grundriss der Geographie, enthaltend die mathematische und physikalische Geographie, die allgemeine Länder- und Völker-, sowie die Staatenkunde etc. — Sammlung von Hülfs- und Nachweisungstafeln zu Berghaus' Grundriss der Geographie. — *Jackson Jarves*, History of the Havaiian or Sandwich-Islands, ambracing their Antiquities, Mythology etc. — *Helmersen*, Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe in den J. 1833 u. 1836. 1. u. 2. Abth. — *Simpson*, Narrative of the Discoveries on the North Coast of America, during the Years 1836—39. — *Otto*, Reiseerinnerungen an Cuba, Nord- und Südamerika 1838—41. — **Schöne Künste.** *Waagen*, Kunstwerke und Künstler in Deutschland. 1. Thl. — **Bibliographie; Todesfälle; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Universitätsnachrichten etc.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von $2\frac{1}{2}$—3 Bogen. Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Dem **Leipziger Repertorium** ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. **Ankündigungen** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, und **besondere Anzeigen etc.** gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im März 1844.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist soeben, nach Ausgabe der **letzten** Lieferung, **vollständig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handwörterbuch der griechischen Sprache, von Prof. Dr. W. Pape.

Drei Bände, zusammen 197 Bogen gr. Lex.-8. Auf feinem geglätteten Velinp. Subscriptionspreis 7⅓ Thlr.

Mit Ausgabe der letzten Lieferung haben Verfasser und Verleger ihre Zusage pünktlich erfüllt; das Pape'sche Handwörterbuch der griechischen Sprache ist jetzt vollständig erschienen. In dankbarer Anerkennung der sehr günstigen Aufnahme, welche das Werk schon vor seiner Vollendung gefunden hat, sollen die Subscriptionspreise noch bis Ostern 1845 bestehen bleiben. Diese sind, unter Berücksichtigung des Umfangs, der typographischen Räumlichkeit (diese 197 Bogen des Pape'schen würden 271 Bogen des Passow'schen Wörterbuchs vierter Auflage gefüllt haben) und der Ausstattung, außerordentlich billig. Nur große Verbreitung eines Werkes, welches der regsten Theilnahme würdig ist, kann sie motiviren. Um diese und die Einführung in die Lehranstalten thunlichst zu fördern, haben wir die löbl. Sortimentshandlungen in den Stand gesetzt,

bis zur Leipziger Ostermesse 1844 auf sechs Exemplare ein Freiexemplar bewilligen zu können.

Später hört diese Vergünstigung unabänderlich auf, und ersuchen wir die Herren Lehrer und Schüler, welche von ihr Gebrauch machen wollen, sich zeitig an ihre nächste Buchhandlung zu wenden. Wir hoffen, daß dieses vortreffliche Werk, die Frucht vieljähriger angestrengter und kritischer Arbeit, volle Anerkennung und fortwährend die günstigste Aufnahme finden werde. Abgesehen von seinem innern Werthe, ist es unter allen mit ihm concurrirenden Werken das einzige vollendete.

Braunschweig, am 1. Februar 1844.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei mir ist soeben erschienen:

Die confessionelle Frage innerhalb der norddeutschen Missions-Gesellschaft und die allgemeine Versammlung mecklenburgischer Missionsfreunde zu Rostock. Gr. 8. Geh. 15 Ngr. (12 gGr.)

Darin ist enthaltend: I. Als Einleitung die dabei von Herrn Diakonus Karsten zu Rostock gehaltene Predigt über Matth. 9, V. 36—38. — II. Die Verhandlungen über die confessionelle Frage in der Versammlung am 17. Oct. 1843, dargelegt von Herrn Prof. Dr. Otto Krabbe zu Rostock. Nebst Verzeichniß sämmtlicher dabei Anwesenden. — III. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Hofmann zu Rostock: Über das Verhältniß der Mission zur Kirche.

Hamburg, im Februar 1844.

Johann August Meissner.

Leipziger Bücher-Auction, 1. April 1844.

Die von den Herren Hof- und Medicinalrath Dr. **Seiler** in Dresden, Hofrath und Professor Dr. **Heinroth** in Leipzig und Mag. **Heinichen** in Jessen hinterlassenen

Bibliotheken

kommen den 1. April 1844 und folgende Tage in Leipzig zur Versteigerung. Der sehr reichhaltige, über 15,000 Bände umfassende Katalog ist soeben erschienen und in allen Buch- und Antiquariatshandlungen gratis zu haben. Am Schlusse befindet sich eine Sammlung seltener und werthvoller **Autographen** von Fürsten, Feldherren, Staatsmännern, Gelehrten, Dichtern ꝛc., wovon das Verzeichniß auch einzeln zu haben ist.

Leipzig, am 24. Februar 1844.

T. O. Weigel, Buchhändler.

Im Verlage von **C. W. Leske** in **Darmstadt** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Classification der Säugethiere und Vögel

von

J. J. Kaup.

Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Der kühne und große Zweck dieser kleinen Schrift ist, den Ordnungen, Unordnungen und Horden der zwei höhern Thierclassen ihre mathematisch bestimmten Stellen zu fixiren, um so dem planlosen Systematisiren nach einzelnen Kennzeichen für immer den Weg zu sperren. Dabei deutet diese Schrift den Weg an, den die vergleichende Anatomie einzuhalten hat, wenn das bereits ungeheuer angehäufte Material zum Nutzen des Systems verwendet werden soll.

Die angehängten Notizen über Beschreibungen, über naturhistorische Abbildungen, über das Fertigen von Gipslarven ꝛc., über Conservation von Säugethieren und Vögeln, die der Verfasser zum Besten großer Museen gegeben hat, werden auch die Männer interessiren, welche der Systematik als ein Ding der Unmöglichkeit das Wort nicht reden.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Thierquälerei

im Widerspruche mit Religion, Sittlichkeit und Würde des Menschen.

Von

Friedr. Wilh. Opitz.

Brosch. ⅙ Thlr.

☞ **Allen Vereinen zur Unterdrückung der Thierquälerei gewidmet.**

Leipzig, im Februar 1843.

Heinr. Weinedel.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die gastrischen Krankheiten

monographisch dargestellt

von

E. A. L. Hübener.

Zwei Theile.

Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1842 ebendaselbst:

Die Lehre von der Ansteckung,

mit besonderer Beziehung auf die sanitätspoliceiliche Seite derselben. Gr. 8. 3 Thlr.

Neue Jenaische
Allgemeine Literatur-Zeitung.
Jahrgang 1844. **Februar.**

Inhalt:

G. A. Stenzel: Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Reichsverfassung. 1. Theil. Von *W. Dönniges*. — **E. Reuss:** Die Menschenopfer der alten Hebräer. Eine geschichtliche Untersuchung von *F. W. Ghillany*. — **W. Klose:** Geschichte der Congregationalisten in Neu-England bis zu den Erweckungen um das Jahr 1740. Ein Beitrag zu der Kirchengeschichte Nordamerikas von *H. F. Uhden*. — **Ad. Helfferich:** Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden, geschildert von *C. Ullmann*. — **Nees v. Esenbeck:** Die Pflanze im Momente der Thierwerdung. Beobachtet von *F. Unger*. — **F. Günther-Biedermann:** De la puissance américaine. Origine, institutions, esprit politique, ressources militaires, agricoles, commerciales et industrielles des États-Unis, par *G. T. Poussin*. — **E. Ackermann:** Preussens Beruf in der deutschen Staatsentwickelung und die nächsten Bedingungen zu seiner Erfüllung. Von *K. H. Brüggemann*. — **D. G. Kieser:** Der Weichselzopf. Nach statistischen und physiologischen Beziehungen dargestellt von *F. Beschorner*. — **Troxler:** Zur Vermittelung der Extreme in der Heilkunde, von *T. Stürmer*. — **W. Danzel:** Vorlesungen über die Ästhetik. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse und aus nachgeschriebenen Heften herausg. von *K. Lommatzsch*. — **G. v. Ekendahl:** Die Weltgeschichte aus dem Standpunkte der Cultur und der nationalen Charakteristik. 41 Vorlesungen im Winterhalbjahre 1841—42 zu Dresden gehalten von *K. E. Vehse*. — **Gust. Zeiss:** De legibus agrariis ante Gracchos, scripsit *C. A. Engelbregt*. — **Gust. Suckow:** Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie. In Verbindung mit mehren Gelehrten herausg. von *J. Liebig*, *J. C. Poggendorff* und *F. Wöhler*. — **O. Schlömilch:** Vollständiger Lehrcurs der reinen Mathematik von *L. B. Francoeur*. Nach der 4., verb. und verm. Originalausgabe (1837) aus dem Franz. übers., mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von *Ed. Külp*. — **Luden:** Rechtliche Erörterungen und Entscheidungen gemeinrechtlicher Controversen entnommen aus den richterlichen Arbeiten von *A. Habicht*. — **Schriften gelehrter Gesellschaften; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Chronik der Universitäten; Literarische Nachrichten; Miscellen; Preisaufgaben; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet; **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im März 1844.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei uns erschienen:

Der letzte Ritter.

Romanzenkranz
von
Anastasius Grün.

Dritte durchgesehene Auflage.

Gr. 12. Brosch. Preis 1⅓ Thlr.

Leipzig, im März 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Papstthum und Hierarchie
gegenüber
der Religion des neuen Bundes.

Nach dem Englischen bearbeitet und mit historisch-kritischen Noten versehen
von
W. A. Lampadius.

8. Brosch. 19 Bogen. 1 Thlr.

In vorstehendem Werkchen gibt der geistreiche Verfasser einen klaren Überblick der Ansichten, Grundsätze und Satzungen der römischen Kirche hauptsächlich und vergleicht sie mit der heiligen Schrift und dem dadurch bedingten reinen Christenthum. Gegenüber menschlichen Misbräuchen, Misverständnissen und Zusätzen hebt er die einfache, reine Lehre der Schrift hervor, in schlichter unparteiischer Weise.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **12te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1843.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1710 in Spanien und Portugal. Vierter Abschnitt: Feldzug in Estramadura. — II. Ein Wort über die Moral des Compagniedienstes. — III. Über Gebirgspässe. Mit einem Plane. — IV. Kriegsscenen. 1) Überfall auf eine französischen Colonne bei Wolfsbach, am 15. Mai 1809. 2) Das Regiment Graf Joseph Kinsky Dragoner in dem Treffen bei Arlon, am 9. Juni 1793. 3) Vertheidigung einer Kanone durch den Fähnrich Baron Dumontet in dem Treffen bei Arlon, am 9. Juni 1793. — V. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1844** wird bei allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 8 Thlr. Sächs. angenommen.

Bei **E. Anton** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

***Philippi, Rud. Am.*, Enumeratio Molluscorum Siciliae** cum viventium tum in tellure tert. foss. Tom. II.

Auch unter dem Titel:

Fauna Molluscorum viv. et in tell. tert. foss. Regni utr. Siciliae. 4. maj. Cart. Mit XVI Steindrucktafeln. Preis 7 Thlr.; mit illuminirten Tafeln 8 Thlr. 15 Ngr. (8 Thlr. 12 gGr.)

Interessante Neuigkeit!

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Irland.

Von
J. Venedey.
Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im März 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Anerbieten zum Umtausch früherer Auflagen des Conversations-Lexikon gegen die neueste neunte Auflage.

Es liegt in der Natur des **Conversations-Lexikon**, daß dasselbe, insofern es der fortschreitenden Zeit und ihren Erscheinungen auf das innigste sich anschließt, schneller an Werth und Interesse verliert und veraltet als ein anderes Werk. Wenn auch die verschiedenen Auflagen desselben in der Zeit, wo sie erschienen, ganz zweckmäßig und völlig genügend befunden wurden, so können sie doch bei dem gewaltigen Umschwunge, den alle geistigen und materiellen Kräfte in dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts erhalten haben, gegenwärtig selbst billigen Anfoderungen nicht mehr entsprechen, und dies um so weniger, einer je frühern Zeit sie angehören. Denn ganz abgesehen davon, daß in ihnen alle Gegenstände und Personen, die erst später hervortraten und Bedeutung erhielten, daß alle Forschungen, die erst in der nachfolgenden Zeit gemacht wurden, nothwendigerweise fehlen müssen, kurz, daß man Alles in ihnen vermißt, was bei ihrem Erscheinen noch im Schooße der Zukunft geborgen war, so hat sich auch in Folge der fortschreitenden allgemeinen Bildung die ganze Auffassungs- und Darstellungsweise im **Conversations-Lexikon** dermaßen geändert, daß in einem Artikel, wie er gegenwärtig gegeben werden muß, der ursprünglich vor 30, ja selbst vielleicht vor 10 Jahren geschriebene sich kaum wiedererkennen läßt.

Früher wurden in verschiedenen Supplementbänden die wichtigsten neuen Artikel und Verbesserungen der spätern Auflagen zusammengestellt, und es ist 1818 ein **Supplementband für die Besitzer der ersten bis dritten Auflage**, 1819—20 ein **Supplementband für die Besitzer der ersten bis vierten Auflage**, 1824 ein **Supplementband für die Besitzer der ersten bis fünften Auflage** und 1829 ein **Supplementband für die Besitzer der ersten bis sechsten Auflage** erschienen; außerdem wurden 1823—26 in der **Neuen Folge des Conversations-Lexikon** (2 Bände), 1832—34 in dem **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** (4 Bände) und 1838—41 in dem **Conversations-Lexikon der Gegenwart** (4 Bände) selbständige und in sich abgeschlossene Werke von mir herausgegeben, worin die Erscheinungen der Zeit in ausführlicherer Darstellung zusammengefaßt waren und die zugleich Supplementbände für die frühern Auflagen bis mit der achten Auflage bildeten.

Wenn es aber bei der völligen Umgestaltung, die das **Conversations-Lexikon** in der **achten Auflage** erhielt, bereits als unthunlich sich zeigte, die neuen Artikel, Zusätze und Verbesserungen besonders zusammenzustellen, so findet dies in noch erhöhtem Maße bei der jetzt erscheinenden **neunten Auflage** statt. Sie ist als eine **verbesserte und sehr vermehrte** bezeichnet worden, und jede Seite, jeder Artikel bezeugt, daß sie diese Bezeichnung in vollem Maße verdient. Dies ist auch so allgemein anerkannt worden, und es hat die äußere Ausstattung, die in den ersten Auflagen des **Conversations-Lexikon** Manches zu wünschen ließ, so ungetheilten Beifall gefunden, daß die Auflage bald auf **25,000 Exemplare** gestiegen ist — ein Absatz, der selbst beim **Conversations-Lexikon** bisher noch niemals stattgefunden hat. Es sind daher von den Besitzern früherer Auflagen häufig Anfragen an mich gerichtet worden, ob und unter welchen Bedingungen sie diese gegen die **neueste neunte Auflage umtauschen könnten**, und ich finde mich hierdurch veranlaßt, den Besitzern **früherer Auflagen des Conversations-Lexikon zum Umtausch derselben gegen die neunte Auflage folgende zwei Vorschläge zur beliebigen Auswahl zu machen:**

I. Ich erbiete mich, **frühere** Auflagen bis zur achten Auflage inclusive zu dem Preise von **5 Thlr. 10 Ngr. (5 Thlr. 8 gGr., 9 Fl. 20 Kr. Rhein., 8 Fl. Conv.-M.)** für das Exemplar wieder anzunehmen und diesen Betrag in den **vier ersten** Bänden oder 32 Heften der **neunten** Auflage zu gewähren. Sonach würden Diejenigen, welche auf diesen Vorschlag eingehen, nur noch **11 Bände** oder **88 Hefte** zu dem Preise von **5 Ngr. (4 gGr., 18 Kr. Rhein., 15 Kr. Conv.-M.)** für das Heft in der Ausgabe auf Druckpapier zu bezahlen haben und dabei den Vortheil genießen, das Werk nach und nach, sowie es im Drucke fortschreitet, sich anschaffen zu können.

II. Ich erbiete mich, die **frühern Auflagen des Conversations-Lexikon** zu dem **Ladenpreise** wieder anzunehmen und dagegen den Betrag in **andern Büchern meines Verlags** zu gewähren. Die Preise der frühern Auflagen sind:

die erste Auflage (6 Bände und 2 Bände Nachträge, 1796—1810, in einem neuen Abdruck 1809—11) kostete 12 Thlr.;
die zweite Auflage (10 Bände, 1812—19) kostete 10 Thlr.;

die dritte Auflage (10 Bände, 1814—19), die vierte Auflage (10 Bände, 1817—19), die fünfte Auflage (10 Bände, erster Abdruck 1819, zweiter Abdruck 1820, dritter Abdruck 1822), die sechste Auflage (10 Bände, 1824) kosteten sämmtlich 12 Thlr. 15 Ngr.;

die siebente Auflage (12 Bände, erster Abdruck 1827—29, zweiter Abdruck 1830) kostete 15 Thlr.;

die achte Auflage (12 Bände, 1833—36) kostete 16 Thlr.;

und es würden also **resp. für 10 Thlr., 12 Thlr., 12½ Thlr., 15 Thlr.** und **16 Thlr. Bücher** aus dem zu diesem Zwecke zusammengestellten Kataloge **in freier Auswahl** zu entnehmen sein.*) Dieser Katalog enthält nicht etwa veraltete und werthlose Werke, sondern bis zum Jahre 1842 mit geringer Ausnahme **das Beste**, was überhaupt in meinem Verlage erschienen ist, und, wie ich glaube behaupten zu können, für **jeden Bücherfreund Passendes**. Es wird hierdurch Gelegenheit geboten, sich für ein älteres, der Natur der Sache nach jetzt weniger werthvolles Werk **eine Anzahl Bücher** anzuschaffen, deren Besitz nur sehr erwünscht sein kann.

Folgende Bedingungen gelten gemeinschaftlich für den ersten wie für den zweiten Vorschlag:

1) Es wird angenommen, daß jeder Besitzer früherer Auflagen des **Conversations-Lexikon** für **jedes** Exemplar, das er zum Umtausch bestimmt, ein Exemplar der **neunten Auflage bestellt** und bis zum **Schlusse des Werks fortbezieht.** Hierbei wird ausdrücklich die vollständige Lieferung des Werks in 120 Heften oder 15 Bänden garantirt, und wegen der Erscheinung bemerkt, daß in der Regel monatlich, insoweit es die starke Auflage gestattet, 2—3 Hefte ausgegeben werden.

2) Wie im Allgemeinen auf die neunte Auflage des **Conversations-Lexikon** von den Buchhandlungen **kein Rabatt** in Anspruch genommen werden kann, so **besonders nicht bei den Exemplaren, die in Folge der obigen Vorschläge bestellt werden.**

3) Den Buchhandlungen, durch die man den Umtausch bewirkt zu sehen und von denen man die neunte Auflage zu beziehen wünscht, ist das umzutauschende Exemplar einer frühern Auflage franco zuzustellen und, insofern der zweite Vorschlag angenommen wird, eine je nach der Entfernung von Leipzig zu bemessende **billige Entschädigung für Fracht und Emballage zu entrichten.**

4) Für den Einband kann keine Entschädigung gewährt werden; dagegen wird die neunte Auflage des **Conversations-Lexikon** nach Convenienz der Besteller in **Bänden roh oder in Heften** geliefert.

5) Ausgaben auf **besserm** Papier können nur zu den obenstehend bemerkten Preisen der **gewöhnlichen Ausgaben** angenommen werden; wird dagegen die **neunte** Auflage in den Ausgaben auf **feinem Schreibpapier (Preis für den Band 2 Thlr.)** oder **extrafeinem Velinpapier (Preis für den Band 3 Thlr.)** gewünscht, so ist die **Differenz besonders** zu vergüten.

6) Auf die 1818, 1819—20, 1824 und 1829 erschienenen **Supplementbände** zum **Conversations-Lexikon**, auf die 1823—26 erschienene **Neue Folge des Conversations-Lexikon** in 2 Bänden, das 1832—34 erschienene **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** in 4 Bänden, das 1838—41 erschienene **Conversations-Lexikon der Gegenwart** in 4 Bänden **findet der vorgeschlagene Umtausch keine Anwendung.** Erstere können nach Belieben mit abgeliefert oder behalten werden, und was die drei zuletzt genannten Werke betrifft, so erlaube ich mir die Bemerkung, daß dieselben als **selbständig und in sich abgeschlossen** stets ebenso nützliche als anziehende Supplemente **zu jeder Auflage** des **Conversations-Lexikon** bilden werden, da der Inhalt derselben nur in den Resultaten in die spätern Auflagen des **Conversations-Lexikon** übergehen konnte.

Diejenigen Besitzer früherer Auflagen des **Conversations-Lexikon**, die geneigt sein sollten, auf einen der obigen Vorschläge einzugehen, werden hierdurch in ihrem eigenen Interesse veranlaßt, sich **bald hierüber gegen irgend eine Buchhandlung zu erklären.** Der Umtausch kann **längstens bis 31. März 1845** bewirkt werden; da aber nur eine **gewisse Anzahl** von Exemplaren der **neunten** Auflage des **Conversations-Lexikon** und der zur Auswahl dargebotenen **Verlagswerke** zur Bewirkung dieses Umtausches bestimmt ist, so muß ich mir vorbehalten, **diesen Termin nach Umständen auch früher aufhören zu lassen.**

Leipzig, am 1. März 1844.

F. A. Brockhaus.

---

*) In allen Buchhandlungen sind die betreffenden Kataloge zu erhalten.

Soeben ist in unserm Verlage erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Über die
Pacinischen Körperchen
an den
Nerven des Menschen und der Säugethiere.
Von
J. Henle und ***A. Kölliker.***
Mit drei Tafeln.

Brosch. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.), oder 2 Fl. 15 Kr.

Wir erlauben uns, auf diese für **Ärzte, Anatomen und Naturforscher äußerst interessante Schrift,** welche über eine sehr **wichtige Entdeckung** handelt, angelegentlich aufmerksam zu machen.

Meyer & Zeller in **Zürich.**

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Grundbegriffe
der
ethischen Wissenschaften
dargestellt von
G. Hartenstein.

Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher bei mir:

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. Gr. 8. 1836. 2 Thlr.

Leipzig, im März 1844.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei uns erschienen:

Engelhard.

Eine Erzählung

von **Konrad von Würzburg.**

Mit Anmerkungen

von

Moritz Haupt.

Gr. 8. Preis 1½ Thlr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die

Reform der Kirche durch den Staat.

Von

Dr. Ph. Marheineke.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Nächstens erscheint:

Das himmlische Reich,

oder

Chinas Leben, Dichten, Denken und Geschichte.

Vier Bände.

Fürs deutsche Volk.

Herausgegeben von **Joh. Cramer.**

Erster Band enthält:

Die Chinesen wie sie sind. Neue Bearbeitung des Werkes von T. Lay: The Chinese as they are, von J. Wilfert. Mit vielen Bildern. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Zweiter Band:

Schi-King, oder chinesische Lieder, gesammelt von Confucius. Neu und frei nach P. La Charme's lateinischer Übersetzung bearbeitet. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Dritter Band:

Confucius und Mencius. Die vier Bücher der Moral- und Staatsphilosophie Chinas. Aus dem Chinesischen nach der französischen Übersetzung des Hrn. M. G. Pauthier. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Der vierte Band,

welcher Ende dieses Jahres erscheint, wird eine kurze Geschichte Chinas, mit Hinzuziehung der besten Hülfsmittel bearbeitet, enthalten und ebenfalls 1 Thlr. kosten.

Die weisen Lehren und Sprüche des Confucius und des Mencius werden dem deutschen Volke durch obige Ausgabe zum ersten Male in deutscher Sprache dargeboten, welches Unternehmen gewiß und um so eher als ein sehr zeitgemäßes anerkannt werden wird, da vielleicht nirgend anders die respectiven Rechte und Pflichten der Fürsten und der Völker, der Regierenden und der Regierten auf eine erhabenere, würdigere und vernunftmäßigere Weise gelehrt worden sind.

In Bezug auf die Ausführung des Unternehmens wird man finden, daß die vorliegenden Bändchen sich den frühern Bestrebungen des Herausgebers, der deutschen Literatur entsprechende Ausgaben vom Koran, den französischen Gesetzbüchern, dem Concil von Trient und Ähnliches zu vermitteln, würdig anreihen.

F. H. Funcke'sche Buchhandlung in **Crefeld.**

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

HISTOIRE DE L'ART PAR LES MONUMENTS

DEPUIS SA DÉCADENCE AU IVe SIÈCLE JUSQU'À SON RENOUVELLEMENT AU XVIe

PAR

M. SEROUX D'AGINCOURT.

OUVRAGE COMPLET.

Six volumes grand in-folio, de l'imprimerie de P. Didot l'aîné,

ENRICHIS DE 325 PLANCHES

gravées sous les yeux de l'auteur.

„L'ouvrage de M. d'Agincourt sert à combler, dans l'histoire de l'esprit humain, un vide de douze siècles. On peut le comparer, pour le travail et pour l'utilité, à ces grandes collections de matériaux pour l'histoire, que le zèle des savants bénédictins n'eut pas le temps d'achever. C'est un de ces ouvrages féconds en d'autres ouvrages; et aucun écrivain, qui voudra remonter au delà du XVIe siècle, ne pourra se passer de le consulter.

Il n'est donc point de bibliothèque qui ne doive le ranger au nombre des collections historiques les plus indispensables. Nous ajouterons qu'une semblable collection a encore cela de particulier, qu'intéressant tous les peuples de l'Europe, elle a l'avantage d'être écrite dans une langue universelle, que tous les hommes savent entendre, celle du dessin, qui parle aux yeux autant qu'à l'esprit."

Cet important ouvrage, duquel il reste très-peu d'exemplaires, est réduit de 720 francs sur papier dit jésus fin à 300 francs.

Et sur papier jésus vélin superfin, satiné, de 1440 francs à 600 francs.

Du même auteur (SEROUX D'AGINCOURT).

RECUEIL DE FRAGMENTS DE SCULPTURE ANTIQUE en terre cuite, 1 vol. in-4., figures (au nombre de 37), avec portrait, de 24 fr. à 10 fr. Et sur papier vélin, de 36 fr. à 15 fr.

LA VIE DE SAINT BRUNO, peintures exécutées au cloître de la Chartreuse de Paris par Eustache Le Sueur, et gravées par Chauveau, au nombre de 24 planches in-folio, de 15 fr. à 10 fr.

LA PORTE PRINCIPALE DU BAPTISTÈRE DE FLORENCE, d'après les dessins de Lorenzo Ghiberti, représentant des sujets de l'Ancien Testament, 12 planches grand in-folio, y compris la feuille de texte servant d'explication, de 30 fr. à 20 fr.

RECUEIL CHOISI des plus belles vues des palais, châteaux, maisons de plaisance, etc., de Paris et de ses environs, par J. Rigaud, 121 planches in-folio, de 121 fr. à 60 fr.

Ce recueil est d'autant plus intéressant, que la majeure partie des châteaux et maisons de plaisance y représentés, ont été détruits tant par le temps que par le vandalisme.

PARIS, LENOIR, éditeur, 5, quai Malaquais.

Ausführliche Prospecte werden auf Verlangen ausgegeben.

Leipzig, im März 1844.

Brockhaus & Avenarius,

A Paris, même maison, rue Richelieu 69.

Handbuch
der
topographischen Anatomie,
mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende.
Von
Dr. C. Roehmann.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Dieses Werk bildet die erste Abtheilung einer **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften**, die, methodisch bearbeitet von einem Verein von Ärzten, unter der Redaction von Dr. *A. Moser* in meinem Verlage erscheint und als eine Erneuerung der von Consbruch herausgegebenen Encyklopädie anzusehen ist, da diese bei dem raschen Fortschreiten der Wissenschaften in den letzten zwanzig Jahren dem heutigen Standpunkte derselben nicht mehr entsprechen kann. Das Werk wird aus folgenden 14 Abtheilungen bestehen: **Anatomie; Physiologie; Geschichte der Medicin; Medicinische Chemie und Physik; Pathologie und Therapie; Semiotik und Diagnostik; Pathologische Anatomie; Materia medica und Pharmacologie; Heilquellenlehre; Chirurgie; Akiurgie; Gynäkologie; Kinderkrankheiten; Psychiatrik.**

Leipzig, im März 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **C. Gerold & Sohn**, Buchhändler in **Wien**, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die
Krankheiten des Ohres
und
deren Behandlung
nach den
neuesten und bewährtesten Erfahrungen
der
berühmtesten deutschen, englischen und französischen Ärzte, mit Benutzung eines englischen Aufsatzes von
T. Wharton Jones,
systematisch dargestellt
von
Gustav von Gaal,
Doctor der Medicin und Chirurgie, Magister der Geburtshülfe, der ersten östreichischen Sparkasse und Versorgungsanstalt, Instituts- und hochfürstlich Esterhazy'schem Hausarzte, Mitglied der löbl. medicinischen Facultät zu Wien, sowie mehrer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften.

Wien 1844.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 gGr.)

Wer im Gebiete der Medicin überhaupt kein Fremdling, der weiss, wie wenig das Feld der Ohrenheilkunde bisher bearbeitet worden, und wie wenig Früchte es getragen hat, was um so mehr befremden muss, da man allgemein von der hohen Wichtigkeit des Gehörorgans und der Functionen desselben überzeugt ist. Das Gehör, durch welches der Mensch, wie *Herder* sagt, die Sprache der lehrenden Natur empfängt, und ohne das auch die Sprache nicht erfunden werden konnte, ist die eigentliche Thür zur Seele und das Verbindungsband der übrigen Sinne.

Möge daher das vorstehende Werk, in welchem der Herr Verfasser die Krankheiten des Ohres nach den Erfahrungen der berühmtesten Ärzte des In- und Auslandes systematisch darstellt, als ein erfreulicher Beitrag zur Ausfüllung jener Lücke in der medicinischen Literatur von dem ärztlichen Publicum willkommen geheissen werden.

Für das Studium der neuern Sprachen erschien bei **Hinrichs** in **Leipzig**; zu beziehen auch durch alle Buchhandlungen:

Hauschild, Dr. Ernst J.,
Dictionnaire Étymologique.
Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache nach **Friedr. Diez**, sowie Frisch, Roquefort, Noël und Carpentier, mit durchgängiger Verweisung auf Diez's Grammatik der romanischen Sprachen. 8. X und 140 Seiten. 1844. Geh. 3/4 Thlr.

Ein Seitenstück zu des rühmlichst bekannten Verfassers Dictionnaire Grammatical.

Feller, Dr. F. E., Kurze englische Sprachlehre in Beispielen, umfassend das Nöthigste über Aussprache, Formen- und Satzlehre. Gr. 8. 1842. Geh. 5/12 Thlr.

Dem Lehrer wird hierdurch nicht nur ein Übungsbuch für die Aussprache, sondern auch eine Unterlage zu einem das Wichtigste aus der englischen Sprachlehre umfassenden Cursus geboten, zu welchem er nach eigenen Ansichten den erklärenden Text beifügen kann.

An alle Buchhandlungen wurde soeben versandt:

Würdigung des Instituts der Geschwornen-Gerichte beim Strafverfahren, in einer historisch-kritischen Schilderung des Ursprungs und der allmäligen Fortbildung dieser Gerichte in Deutschland, England und Frankreich. Nebst einem Anhange über den neuen preußischen Strafgesetz-Entwurf. Von Dr. **E. F. Vogel.** Gr. 8. **Leipzig, Wienbrack.** Geh. 5/6 Thlr.

Der in dieser Schrift vom Verf. mit Consequenz durchgeführte Satz, daß nicht die französische und rheinische Einrichtung der Geschwornen-Gerichte, sondern ihre auf altdeutschen Rechtsideen beruhende, längst durch sich selbst befestigte und erprobte volksthümliche Gestaltung in England uns allein als richtiges Vorbild zu umsichtiger Nachahmung dienen dürfe, gibt der leicht verständlichen Darstellung ein eigenthümliches, praktisches Gepräge, und nimmt also von selbst die allgemeine Aufmerksamkeit dafür in Anspruch.

Friedrich Schiller
als
Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken von
Karl Grün.
Erstes und zweites Heft.
Gr. 12. Jedes Heft 16 Ngr.

Das Werk wird in fünf Heften vollständig sein. Der Druck ist bereits so weit vorgeschritten, daß die ununterbrochene rasche Nachlieferung der übrigen Hefte zugesichert werden kann.

Leipzig, im März 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss

der Vorlesungen, welche an der königlich baierischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen im Sommersemester 1844 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang ist am 15. April.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, Psalmen, Religionsphilosophie, christliche Moral. — Dr. Engelhardt: kirchenhistorisches Seminarium, Religionsphilosophie, über das Dogma von der Kirche, Geschichte des apostolischen Zeitalters, Kirchengeschichte von der Reformation bis auf unsere Zeit. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen u. katechetischen Seminariums, Liturgik. — Dr. Harless: katholische Briefe, Symbolik u. Polemik. — Dr. Thomasius: Dogmatik, Colloquium über wichtige dogmatische Punkte, die sonntäglichen Perikopen. — Dr. Krafft: Pastoraltheologie. — Dr. v. Ammon: Übungen im Pastoralinstitute, Pastorale u. pfarramtliche Geschäftspraxis. — Lic. Dr. Ebrard: Geschichte der alttestamentlichen Offenbarung, Geschichte der Schweizer Reformation.

Unter der Aufsicht und Leitung des königl. Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien u. Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandektenrecht, ein Conversatorium. — Dr. Schmidtlein: Differenzen des gemeinen u. baierischen Criminalrechts, Theorie des Criminalprocesses. — Dr. Schelling: Referirkunst, Rechtsphilosophie, Theorie der summarischen Processe mit Einschluss des Concursprocesses, Repetitorium über Theorie des ordentlichen Civilprocesses. — Dr. Briegleb: gemeines u. baierisches Kirchenrecht der Katholiken u. Protestanten. — Dr. v. Scheurl: baierisches Staatsrecht, Institutionen u. Geschichte des römischen Rechts, ausgewählte Pandektenfragmente. — Dr. Gengler: deutsche Staats- u. Rechtsgeschichte, gemeines deutsches u. baierisches Handels-, Wechsel- u. Gewerbsrecht, über das in den diesseit des Rheins gelegenen Landestheilen des Königreichs Baiern geltende Privatrecht.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: Examinatorium über anatomische u. physiologische Gegenstände, allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine u. besondere Physiologie des Menschen. — Dr. Koch: allgemeine u. beschreibende Botanik, botanische Excursionen, Cultur der Obstbäume. — Dr. Leupoldt: biologische, anthropologische u. physiologische Grundlehren der Medicin, Hygiene, allgemeine Pathologie, allgemeine Therapie. — Dr. Rosshirt: geburtshülfliche Klinik, theoretische u. praktische Geburtskunde, Conversatorium über die wichtigern Gegenstände der Geburtskunde. — Dr. v. Siebold: allgemeine u. medicinische Zoologie, in Verbindung mit Demonstrationen in der zoologischen Sammlung u. am Mikroskope, vergleichende Anatomie, Thierarzneikunde, mit besonderer Berücksichtigung der Thierseuchen u. der von den Hausthieren auf den Menschen übertragbaren Krankheiten, Mikroskopie mit Rücksicht auf vergleichende Histologie. — Dr. Heyfelder: chirurgische Klinik, Augenheilkunde, Akiurgie, *cursus operationum*. — Dr. Canstatt: gerichtliche Arzneikunde, specielle Pathologie u. Therapie, medicinische Klinik u. Poliklinik. — Dr. Trott: Arzneimittellehre, Receptirkunst. — Dr. Fleischmann: Angiologie u. Neurologie, Histologie, Conversatorium. — Dr. Ried: Krankheiten der Knochen, Repetitorium über Chirurgie, Anweisung in der Anwendung des Heine'schen Osteotoms.

Philosophische Facultät.

Dr. Köppen: Geschichte der französischen Revolution von 1789, praktische Philosophie, nämlich Naturrecht u. Ethik, Geschichte der Philosophie. — Dr. Kastner: encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik in Verbindung mit physischer Chemie, analytische Chemie u. physiologische Experimentalchemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger, Statistik, allgemeine Geschichte, allgemeine Länder- u. Völkerkunde. — Dr. Döderlein, Übungen des königl. philologischen Seminars, Thucydides, Gymnasialpädagogik, römische Literaturgeschichte. — Dr. v. Raumer: Mineralogie, Pädagogik. — Dr. v. Staudt: Elementarmathematik, Integralrechnung. — Dr. Fischer: Geschichte der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die neuesten speculativen Systeme, philosophische Entwickelung der Bildungsgeschichte des deutschen Geistes von der Reformation an bis auf unsere Zeit, Methodologie. — Dr. Drechsler: das Buch Hiob, Unterricht im Sanskrit oder im Arabischen. — Dr. Nägelsbach: Übungen des philologischen Seminars, Platon's Republik lib. VIII—X, lateinische Stilistik. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Cameralwissenschaften, Nationalökonomie, Technologie. — Dr. Winterling: Literaturgeschichte der Deutschen von Gottsched bis auf unsere Zeit, Shakspeare's Macbeth, englische u. italienische Sprache. — Dr. Martius: Experimental-Pharmacie, praktische Anweisung die metallischen Gifte in gerichtlich-medicinischen Fällen zu ermitteln, Examinatorium über Pharmacie oder Pharmakognosie. — Dr. v. Schaden: reine Metaphysik als nothwendige Grundlage einer echten Theorie des Erkennens, Philosophie des Christenthums, über Unsterblichkeit der Seele oder den Zustand der Seele nach dem Tode. — Dr. Heyder: philosophische Ethik, Philosophie der Religion u. ihrer Geschichte, verschiedene Formen des Pantheismus mit besonderer Berücksichtigung der neuern philosophischen Systeme. — Dr. v. Raumer: geschichtliche Grammatik der deutschen Sprache, gothische u. althochdeutsche Sprachproben.

Die Tanzkunst lehrt: Hübsch. — Die Fecht- und Schwimmkunst: Quehl. — Die Reitkunst: Flinzner.

Die Universitäts-Bibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr; das Lesezimmer in denselben Stunden u. Montags u. Mittwochs von 1—3 Uhr; das Naturalien- u. Kunstcabinet Mittwochs u. Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Astolfo Vardonnas.

Gemälde aus der jüngsten Vergangenheit Spaniens von **M. Norden.** 8. Drei Theile. 3 Thlr.

Bilder aus dem Leben

in Erzählungen und Novellen von **P. Hellmuth.**
8. Drei Theile. 3 Thlr.

Die Liebe am Rhein.

Ein Lebensbild aus der Gegenwart von **F. L. August.**
8. 1⅓ Thlr.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 1ste **Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Cavalerie-Manoeuvres bei Berlin im Jahre 1843. Mit sechs lithographirten Plänen und Schlachtordnungen. — II. Die Treffen bei Wetzlar am 15. und bei Kircheip am 19. Juni 1796. — III. Literatur. — IV. Neueste Militairveränderungen. — V. Miscellen und Notizen; Nr. 1—19. — VI. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—36. Beilagen (Fortsetzung); Nr. 115—124.

Auf den **Jahrgang 1844** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit acht Thaler Sächs. angenommen.

Im Verlage von **Alexander Duncker**, königl. Hofbuchhändler in **Berlin**, erscheint soeben:

O. von Skepsgardh,

Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck.

Eine tragi-komische Geschichte

mit einer Kritik

von

Friedrich Rückert.

Drei Theile. 8. Eleg. geh. 2⅔ Thlr.

Der Verleger glaubt diesen humoristischen Roman eines noch ganz unbekannten Autors bei dem lesenden Publicum nicht besser einführen zu können, als durch folgende Worte Fr. Rückert's. „Ich danke Ihnen", schreibt derselbe dem Verfasser in einem dem Werke vorgedruckten Briefe, „für die Mittheilung Ihrer humoristischen Geschichte. Sie zeigt ebenso wohl Geist als Gemüth, Bildung und Kenntnisse, Gewandtheit und Kunst der Darstellung, und, was mir das erfreulichste war, einen unzweideutigen sittlichen Halt, der sich in verfänglichen Verhältnissen erprobt." Wenn in der That Tiefe des Gehalts, eine eigenthümliche auf innerer Erfahrung beruhende Weltanschauung, Wahrheit in der Empfindung und ein sprudelnder, echt poetischer Humor, der an Hippel und an Jean Paul erinnert, einem Roman zur Empfehlung gereichen, so kommen alle diese Vorzüge dem vorliegenden im reichen Maße zu. Dabei zeichnet er sich durch eine lebendige und zugleich höchst plastische Darstellung und durch treffliche, darein verwebte Gedichte aus, die man unbedenklich den besten lyrischen Erzeugnissen unserer Literatur an die Seite setzen kann. Eine nähere Analyse seines Inhalts, dessen Reichtum der räthselhafte Titel kaum ahnen läßt, verbietet der Zweck dieser Anzeige: nur so viel sei erlaubt, noch andeutend zu bemerken, daß sein Thema nichts Geringeres ist, als der Kampf der Poesie mit einer prosaischen sie hemmenden Wirklichkeit, wobei die unwahren Tendenzen der Gegenwart mit treffender Satire gegeißelt werden.

Gleichzeitig wird ausgegeben:

Alfred Reumont,

Die poetische Literatur der Italiener

im neunzehnten Jahrhundert.

Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein am 13. Januar 1844.

8. Eleg. geh. ¼ Thlr.

Bei **C. Gerold & Sohn**, Buchhändler in **Wien**, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Dr. **Wilhelm Fuchs,** Über den Einfluss des Terrains auf die Resultate barometrischer und trigonometrischer Höhenmessung, sowie auf die Bestimmung der geographischen Lage eines Punktes auf der Oberfläche der Erde. Gr. 8. Wien 1843. Brosch. 15 Ngr. (12 gGr.)

Dr. **M. S. Ehrmann,** Das Neueste und Wissenswertheste aus dem Umfange der Pharmacie und ihrer Grundwissenschaften. Siebentes Heft. Gr. 8. 1843. Brosch. 26¼ Ngr. (21 gGr.)

——————————, Commentar der neuesten östreichischen Pharmakopöe. Vierte Lieferung. Gr. 8. 1843. Brosch. 26¼ Ngr. (21 gGr.)

Dr. **Fr. Köstl,** Die Euganeen und ihre unter dem allgemeinen Namen Bäder von Abano berühmten heißen und kalten Mineralquellen-Gruppen, nebst dem kräftigsten Schwefel-Mineralschlamme, den man von dieser Classe besitzt. Eine geschichtliche, topographische, naturhistorische und medicinische Abhandlung für Naturforscher, Ärzte und Curgäste, zum ersten Male deutsch und vollständig bearbeitet. Gr. 12. 1843. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Dr. **Fr. Brum,** Hülfsbuch bei Untersuchungen der Nahrungsmittel und Getränke, wie deren Echtheit erkannt und ihre Verfälschungen entdeckt werden können; nebst einer vollständigen Abhandlung über Reagentien, sowie deren praktische Anwendung. Mit zwei Abbildungen. Gr. 8. Wien 1842. Brosch. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Eben erschien bei **Hinrichs** in **Leipzig** folgendes wichtige Werkchen:

Traité sur l'art

de saisir par la vue les mots parlés,

comme moyen de suppléer, autant que possible, à l'ouie des personnes sourdes ou dures d'oreille. A l'usage des parents, des médecins, des instituteurs et des personnes même dont l'ouie est défectueuse. Par **Ed. Schmalz,** Dr., Cons. Med., Cheval. etc.

8. 1844. Brosch. ⅓ Thlr.

Zu finden in allen Buchhandlungen.

Erschienen ist:

Conversations-Lexikon
zum Handgebrauch
oder
encyklopädisches Realwörterbuch
aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Vollständig in einem Bande

oder in **30** vierzehntägigen Lieferungen (von 6—7 Royalquart-Bogen) à **5** Sgr. (**4** gGr.) = **18** Kr. Rhein. = **15** Kr. Conv.-Mze.

Die **erste Lieferung** ist in allen Buchhandlungen vorräthig. Neben der Bewahrung früherer Vorzüge, ist auf eine den Anfoderungen der Gegenwart entsprechende Vervollständigung des bereits seit mehren Jahrzehnden ehrenvoll bekannten Werkes überall der größte Fleiß verwandt, sodaß dasselbe in seiner neuen Gestalt eine schnelle Übersicht über alle Bereiche menschlichen Wissens und Könnens zu bieten geeignet ist. Da die neue Auflage das Doppelte der dritten enthalten wird, ist es möglich geworden, einestheils Gegenstände von allgemeinerm Interesse oder hervortretender zeitgeschichtlicher Bedeutung ausführlicher zu behandeln, anderntheils noch eine große Anzahl kürzerer Artikel aufzunehmen, sodaß die vierte Auflage auch hinsichtlich ihrer Reichhaltigkeit und Vollständigkeit hinter ähnlichen größern Werken nicht nur nicht zurückstehen wird, sondern auch im Vergleich mit ähnlichen literarischen Erscheinungen von gleichem Umfange den Vorzug einer besonders gründlichen Bearbeitung leicht erkennen lassen dürfte. Druck und Papier, namentlich die selbst schwächern Augen wohlthuenden Lettern dürften allen Anfoderungen entsprechen, während der äußerst niedrige Preis und die erleichterte Anschaffung das Werk Jedermann zugänglich machen. Eine ausführliche Anzeige nebst Probe des Werkes geben alle Buchhandlungen unentgeltlich aus.

Leipzig, im April 1844.

August Weichardt.

☞ Für angehende Eheleute ist sehr nützlich:

Dr. Albrecht,

Der Mensch und sein Geschlecht,

oder Belehrungen über die Erzeugung des Menschen, über Fortpflanzungstrieb, Befruchtung, Beischlaf, Empfängniss, Enthaltsamkeit und eheliche Geheimnisse. Zur Erzeugung gesunder Kinder und Beibehaltung der Kräfte und Gesundheit.

Vierte verbesserte Auflage. Preis 15 Sgr., oder 54 Kr.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage.

Zweiunddreißigstes Heft.

☞ **Mit diesem Hefte ist der vierte Band (D—Entern) geschlossen.**

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenp.; in der Ausgabe auf Schreibp. kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon werden bei einer Auflage von 25,000 Ex. für den Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, 6. April 1844.

F. A. Brockhaus.

Neue italienische Literatur.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Libri due delle istituzioni civili accomodate all'uso del foro, opera postuma di **Francesco Forti.** 2 vol. In-8. Firenze 1842. 4⅓ Thlr.

Archivio storico italiano, ossia Raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d'Italia. Tomo 1—5. In-8. Firenze 1842—43. 13⅓ Thlr.

Nuovo dizionario dei sinonimi della lingua italiana di **N. Tommaséo.** 2 vol. In-8. grande. Firenze 1839. 9 Thlr.

Tavole cronologiche e sincrone della storia Fiorentina compilate da **A. Reumont.** In-4. Firenze 1841. 5⅙ Thlr.

Ferner empfingen wir:

Arnoldo da Brescia

tragedia di

G. B. NICCOLINI.

In-12. 1843. 2⅔ Thlr.

Diese Tragödie erregte ganz besonderes Aufsehen in Italien.

Durch unsere directen Verbindungen mit dem Auslande sind wir im Stande, alle Erscheinungen der ausländischen Literatur in möglichst kurzer Zeit zu besorgen, und empfehlen uns zu Aufträgen.

Leipzig, im April 1844.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1844.**

№ I. Januar, Februar und März.

1. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: **H. Brockhaus.**) Jahrgang 1844. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

2. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1844. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

   Zu den unter Nr. 1 und 2 genannten Zeitschriften erscheint ein

   Literarischer Anzeiger,

   für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden $2\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet.

   Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **C. von Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1844. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

   Wird wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben.

   Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. **Besondere Anzeigen** u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** und Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***K. A. Hase,*** Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** als Specialredactoren. Jahrgang 1844. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

   Anzeigen werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und **besondere Beilagen** u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

5. **Das Pfennig-Magazin** für Belehrung und Unterhaltung. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. 1844. 52 Nummern. Nr. 53—104. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

   Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

   Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazins kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster Jahrgang (1843) kostet 2 Thlr.

   Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

   Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

   National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

   Letztere vier Bände zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

   In das Pfennig-Magazin werden **Ankündigungen** aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

6. **Allgemeine Preßzeitung.** Herausgegeben von Dr. **Alb. Berger.** 1844. Wöchentlich zwei Nummern. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

   Wird Feitags ausgegeben.

   Inserate in derselben werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Ngr., **besondere Beilagen** mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

7. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliotkekar Dr. ***E. Ghf. Gersdorf.*** Jahrgang 1844. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

   Erscheint in wöchentlichen Heften von $2\frac{1}{2}$—3 Bogen und wird Freitags ausgegeben.

   Dieser Zeitschrift ist ein

   Bibliographischer Anzeiger,

   für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

8. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1844. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

9. **Ahelmann (Margaretha), Gedichte.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

10. **Adolphine, Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen.** 16. Geh. 24 Ngr.

11. **Aphorismen über Krieg, Kriegsübung und Kriegerstand.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

12. ***Benfey (Thdr.),*** **Über das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

13. **Betrachtungen über das neue sächsische Grundsteuer-Cataster** und die zu dessen Instandhaltung neuerdings getroffenen Veranstaltungen. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

14. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Neunundzwanzigster bis zweiunddreißigster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 5 Ngr.

    Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

    I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX.—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII.—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Auserlesene lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr.

15. **Breherlow (C. G. F.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur.** Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

16. **Bremer (Frederike), Ein Tagebuch.** Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

    Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus zwölf Theilen und kostet 4 Thlr., jeder Theil 10 Ngr.

    Einzeln sind zu erhalten:

    I. II. **Die Nachbarn.** III. **Die Töchter des Präsidenten.** IV. V. **Das Haus.** VI. VII. **Nina.** VIII. **Die Familie H.** IX. **Kleinere Erzählungen.** X. **Streit und Friede.** XI. XII. **Ein Tagebuch.**

17. ***Dietrich (Fr. Ed. Ch.),*** **Altnordisches Lesebuch.** Aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum XIV. Jahrhundert zusammengestellt und mit übersichtlicher Grammatik und einem Glossar versehen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften **„Blätter für literarische Unterhaltung"** und **„Isis"** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1844.**

№ I. Januar, Februar und März.

(Beschluß aus Nr. X.)

18. **Eisenhart (Hugo), Positives System der Volkswirthschaft,** oder Oekonomische Socialtheorie. — A. u. d. T.: **Philosophie des Staats,** oder Allgemeine Socialtheorie. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

   Der erste Theil erschien 1843 zu demselben Preise.

19. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Verein von Ärzten, redigirt von Dr. ***A. Moser.*** Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: **Handbuch der topographischen Anatomie,** mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von ***L. Bochmann.*** Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

   Diese Encyklopädie wird aus folgenden Abtheilungen bestehen, deren jede ein vollständiges Lehrbuch bilden wird: **Anatomie; Physiologie; Medicinische Chemie und Physik; Geschichte der Medicin; Pathologie und Therapie; Semiotik und Diagnostik; Pathologische Anatomie; Materia medica; Heilquellenlehre; Chirurgie; Akiurgie; Gynaekologie; Kinderkrankheiten; Psychiatrik.**

20. **Forster's (G.) sämmtliche Schriften.** Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von **G. G. Gervinus.** In neun Bänden Dritte (letzte) Lieferung: Band 3, 4 und 8. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

   Mit dieser Lieferung ist die Gesammtausgabe der Schriften G. Forster's geschlossen; dieselbe kann sowol in drei Lieferungen zu 3 Thlr., als auch bandweise (à Band 1 Thlr.) bezogen werden.

21. **Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.** Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. In fünf Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 12. Jedes Heft 16 Ngr.

22. **Hartenstein (G.), Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften.** Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

   Von dem Verfasser erschien früher bei mir:

   Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. Gr. 8. 1836. 2 Thlr.

23. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** Vierte Lieferung. (**Erdmann—Gesetzsammlung.**) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

   Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

24. ***Hübener (E. A. L.),*** **Die gastrischen Krankheiten monographisch dargestellt.** Zwei Theile. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

   Von demselben Verfasser erschien im Jahre 1842 bei mir:

   Die Lehre von der Ansteckung, mit besonderer Beziehung auf die sanitätspoliceiliche Seite derselben. Gr. 8. 3 Thlr.

25. **Hübner (J.), Zwei Mal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente,** zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von **D. Joh. Lindner.** Die 104te der alten, oder die 5te der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 10 Ngr.

26. **Lewald's (A.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände. Erste Lieferung, oder erster bis dritter Band. — A. u. d. T.: **Ein Menschenleben.** Erster bis dritter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

27. **Marheineke (Ph. Kr.), Die Reform der Kirche durch den Staat.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

   Von dem Verfasser erschien bereits in meinem Verlage

   Predigt zur Feier der tausendjährigen Selbständigkeit Deutschlands, am 6. August 1843 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin vorgetragen. Gr. 12. 8 Ngr.

28. ***Most (G. F.),*** **Encyklopädie der gesammten Volksmedicin,** oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt und herausgegeben. In sieben Heften. Viertes und fünftes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

29. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Vierter Band, oder fünfundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Heft. (Deutschland—Entern.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

   Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

   Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

   Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

30. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Erster bis zwölfter Band. In vier Lieferungen. Dritte Lieferung, oder siebenter bis neunter Band. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

   Diese zwölf Bände werden in vier Lieferungen (jede zu 3 Bänden) ausgegeben, die jedoch nicht getrennt werden. Die erste Lieferung (Band 1—3) enthält die ersten drei Theile des in dritter Auflage erscheinenden historischen Romans „1812"; die zweite Lieferung (Band 4—6) den Schluß von „1812", **„Sagen und romantische Erzählungen"** und **„Kunstnovellen"**; die dritte Lieferung (Band 7—9) **„Novellen"** und **„Auswahl aus der Reisebildergalerie"**; die vierte Lieferung wird **Gedichte, dramatische Arbeiten, kritische und vermischte Schriften** enthalten und ebenfalls in kurzer Zeit erscheinen.

31. **Ruth (E.), Geschichte der italienischen Poesie.** In zwei Theilen. Erster Theil. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

32. **Schopenhauer (Adele), Haus-, Wald- und Feldmärchen.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

33. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Siebente Auflage. 8.

Cart. 1 Thlr. Ausgabe mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Von E. Schulze ist ferner in meinem Verlage erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 1822. 6 Thlr. Mit 18 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 1822. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

34. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Ch. Noback*** und ***F. Noback.*** Sechstes Heft. Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Nach Zusicherung der Herren Verfasser und laut ihrer auf dem Umschlage dieses Heftes abgedruckten Erklärung hoffen dieselben von nun an die Arbeit ohne Unterbrechung fortsetzen und beendigen zu können; der noch rückständige Theil des Ganzen wird den Raum von höchstens zwei Heften füllen.

35. **Tasso (Torquato), Auserlesene lyrische Gedichte.** Aus dem Italienischen übersetzt von K. Förster. Mit einer Einleitung: „Über Torquato Tasso als lyrischer Dichter." Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Früher erschien in meinem Verlage:

Tasso's (Torquato) Befreites Jerusalem. Übersetzt von Adf. F. K. Streckfuß. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Früher 2 Thlr., **jetzt** 1 Thlr.

———, Dasselbe. (Erste Auflage.) Mit gegenüberstehendem Originaltext. Zwei Bände. Gr. 8. 1822. Früher 3 Thlr. 12 Ngr., **jetzt** 22 Ngr.

36. **Thurn (G. E.), Gedichte.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

37. **Venedey (J.), Irland.** Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

38. ***Wicke (E. Fr.)*, Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegung,** nebst Bemerkungen über den Taranteltanz und die Beriberi. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

1) Nachtrag zum Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig (bis Ende d. J. 1843).

2) Bericht über die im Laufe des Jahres 1843 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

3) Bericht über die Verlags-Unternehmungen für 1844 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anerbieten für die Besitzer früherer Auflagen des Conversations-Lexikon.

In allen Buchhandlungen ist eine ausführliche Ankündigung zu finden, in welcher die Verlagshandlung des **Conversations-Lexikon** sich erbietet, **frühere Auflagen** dieses Werks gegen die jetzt neu erscheinende **neunte** verbesserte und sehr vermehrte Auflage umzutauschen. Es werden daher die Besitzer **früherer Auflagen des Conversations-Lexikon** auf dieses Anerbieten, welches nur für **eine kurze Zeit** in Kraft bleibt, aufmerksam gemacht.

Soeben erschien:

Doctor Martin Luther's Kirchenpostille

herausgegeben
von
M. Friedrich Francke.
Zweites Heft. 15 Ngr.

Das soeben erschienene zweite Heft wird wol hinreichend beweisen, daß diese Ausgabe nach richtigern Grundsätzen als alle frühern veranstaltet wird. In einer Zeit, wie die jetzige ist, kann dieses Werk eine große Schule werden. Die Verlagshandlung hat sich bemüht, daß die äußere Ausstattung dem innern Gehalte entspreche.

Gebauer'sche Buchhandlung in Halle.

Als bestes Bildungs-, Gesellschafts- und Unterhaltungsbuch können wir jungen Leuten das bei **Ernst** in **Quedlinburg** erschienene Buch empfehlen:

☞ Galanthomme,

oder der Gesellschafter, wie er sein soll.

Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben.

Ferner enthaltend: 40 musterhafte Liebesbriefe — 28 poetische Liebeserklärungen — eine Blumensprache — eine Farben- und Zeichensprache — 24 Geburtstagsgedichte — 40 declamatorische Stücke — 28 Gesellschaftslieder — 30 Gesellschaftsspiele — 18 belustigende Kunststücke — 24 Pfänderlösungen — 93 verfängliche Fragen — 30 scherzhafte Anekdoten — 22 verbindliche Stammbuchsverse — 80 Sprüchwörter — 45 Toaste, Trinksprüche und Kartenorakel.

Herausgegeben vom Professor **F. S...t.**

Vierte Auflage. 8. Brosch. Preis 25 Sgr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Dieses Buch enthält alles Das, was zur Ausbildung eines guten Gesellschafters nöthig ist, weshalb wir es zur Anschaffung bestens empfehlen und im Voraus versichern, daß Jedermann noch über seine Erwartung damit befriedigt werden wird. — 15,000 Exemplare wurden bereits davon abgesetzt.

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig** ist erschienen:

Bemerkungen zur Volumtheorie.

Mit specieller Beziehung auf Herrn Prof. Schröder's Schrift:
Die Molekularvolume der chemischen Verbindungen.
Vom Professor Hermann Kopp.

Gr. 8. Velinpapier. Geh. Preis 25 Ngr. (20 gGr.)

En vente chez **Brockhaus & Avenarius** à **Leipzig**:

ÉCHO
de la littérature française.

Quatrième année. 1844. Prix par an 5⅓ Thlr.

Les nouveaux abonnés pour l'année 1844 peuvent se procurer les trois premières années de l'Echo au prix modéré de 8 Thlr.

Sommaire des Nos. 9—13: L'ingénieux Thibault. Par **Edouard Ourliac.** — La grotte dei Quattro-Banditi. Par **A. P., d. m.** — Souvenirs d'un amateur de sport. Par **G. B.** — Julien, un comédien d'autrefois. Par **Pierre Durand.** — Une ruse d'artiste. Par **F.** — Une réclame anglaise. — L'inscription de Rosette. — Mélanges. — Souvenirs de l'armée portugaise. Par **Un officier français.** — Neyret. Par **A. C.** — Anecdote. — La bataille de Courtrai ou des éperons. Par **Edward le Glay.** — Les nègres marrons. Par **Maurel-Dupeyré.** — Une voix de prison. Par **Lamennais.** — Les Alpes françaises et la Haute-Italie. Par **De la Palaise.** — Une noce irlandise. Par **J. Joseph Prévost.** — Un plaidoyer pour les femmes auteurs. — *Tribunaux.*

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dramen und Dramaturgisches.

Von **Karl Immermann.**

438 Seiten in 8. Auf feinem Maschinen-Velinpapier. In farbigem Umschlag geheftet. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Auch unter dem Titel:

Karl Immermann's Schriften.
Vierzehnter Band.

Bei seinen Lebzeiten war es die Absicht des Verfassers, eine Auswahl seiner frühern Arbeiten folgen zu lassen. Dieser zu entsprechen, erhalten die Freunde der Immermann'schen Dichtung in vorliegendem Bande mehre seiner ausgezeichnetern dramatischen Schriften.

Soeben erschien in der **Gebauer**'schen Buchhandlung in **Halle**:

Der Calvinismus Unionsvehikel und „Kirchenkrüke?"

Eine aphoristische freundliche Erwiderung auf den Neujahrsgruß der Evangelischen Kirchenzeitung für 1844 an die Gemeine

von

Prof. Dr. **H. E. F. Guerike.**

Preis 5 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Benfey (Thdr.), Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Soeben erscheint in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Helvetia.

Schweizerische Monatsschrift.

Zweiter Jahrgang.

8. (40—48 Bogen.) Jährlich 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir erlauben uns diese nun unter ganz veränderter Redaction erscheinende und etwas anders eingerichtete Zeitschrift von neuem höflichst zu empfehlen.

Die Helvetia ist das **einzige** in der Schweiz erscheinende deutsche Journal, welches, ohne sich in die Specialitäten und das Parteiwesen der übrigen Blätter und Zeitungen verlieren zu müssen, die wichtigsten vaterländischen Zeitfragen und Begebenheiten in Staat, Kirche und Schule, Literatur und Kunst, ruhig, leidenschaftlos und gründlich besprechen kann und sich dadurch einen dauernden Werth, ein Interesse für In- und Ausländer zu erwerben sucht. Wir dürfen um so eher ein allgemeines Publicum auf diese Zeitschrift aufmerksam machen, als der Redaction von sehr namhaften Seiten und Männern verschiedener jedoch gemäßigter Richtungen thätige Unterstützung versprochen ist. Hiervon, sowie von dem allgemeinen Interesse der berücksichtigten Fragen und Gegenstände mag schon der Inhalt des ersten Doppelheftes des neuen Jahrgangs zeugen. Dasselbe enthält nämlich unter dem Titel „**Mittheilungen über vaterländische Zustände**" folgende Aufsätze: Protestantismus und Katholicismus in der Schweiz; über die schweizerischen Kanäle, nebst einer Karte der Lintheorection, gezeichnet von Herrn Oberstl. H. Pestalozzi; unter dem Titel „**Chronik**" politische Übersichten, Novellen, Nekrologe aller in den Monaten Januar und Februar verstorbenen berühmten Schweizer; unter dem Titel „**Literatur der Schweiz**" einen Aufsatz über schweizerische Historiographie von Prof. Dr. J. J. Hottinger; Recensionen; Bibliographie (Schweiz. Journalistik).

Meyer & Zeller in Zürich.

Wöchentlicher

Literatur- und Kunstbericht

von

Oswald Marbach.

Dies über Inneres und Äußeres aller allgemein interessanten Schrift- und Kunstwerke gleich nach deren Erscheinen berichtende Anzeigeblatt erscheint wöchentlich in 1—1½ Bogen kl. 4. und ist für 2 Thlr. jährlich durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Probenummer und Prospectus sind in allen Buchhandlungen (durch **Voigt & Fernau** in **Leipzig**) gratis zu erhalten.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **C. v. Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Fünfter Jahrgang. 1844. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** rc. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats März.

Dorfzeitung: Über die Bearbeitung des Ackers. — Ob ein ausgedehnter Kartoffelbau wirklich schädlich sei? — Benutzung des in Ölraffinerien abfallenden Schlammes und Wassers als Düngemittel. — Auch ein Wort über die fehlerhafte Behandlung des Mistes. — Einiges über die Drehkrankheit der Schafe. — Wann soll zur Heuernte gemäht werden? — Was hat der Landwirth bei der Hafersaat zu beobachten? — Aus Niederschlesien. — Aus der Provinz Sachsen. — Über den Nutzen des Zulässens der Schafe aus der Hand. — Sicheres Mittel gegen die Rindviehseuche. — Landwirthschaftliche Lehranstalt des königl. preuß. Ökonomieraths Prof. Dr. C. Sprengel zu Regenwalde in Hinterpommern. — Aus dem Herzogthum Koburg. — Kurzer Unterricht zur Anlegung eines Baumgartens und zur Behandlung der Bäume darin. — Über Zubereitung des Erbsenfeldes und über die Aussaat der Erbsen. — Ein Mittel gegen die Ameisen. — Zuckerahornpflänzlinge. — Die Himalayagerste. — Über die Faulkrankheit der Kartoffeln und Mittel gegen dieselbe. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten, Miscellen u. s. w.** — **Unterhaltungsblatt:** Ansprache eines Mäßigkeitsfreundes an die neu aufgenommenen Bundesbrüder zu Donsbach bei Dillenburg. — Johann Nepomuk Hubert von Schwerz. — Aus dem Nassauischen. — Aus Kurhessen über Mäßigkeitsvereine. — Die Stecknadel. Eine wahre Begebenheit.

Leipzig, im April 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei uns ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Contes populaires de *l'Allemagne*

par

le comte de Corberon.

Tome I. In-8. Paris et Leipzig. 2 Thlr.
Ausgabe auf Velinpapier $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Leipzig, im April 1844.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Soeben ist vollständig erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu finden:

Geschichte der Kreuzzüge von **Joh. Sporschil.** Mit 12 Stahlstichen nach Originalzeichnungen von J. Kirchhoff und einer genauen Karte vom gelobten Lande. Gr. 8. Geh. 36 Bogen. Preis 3 Thlr.

Das neunzehnte Jahrhundert des Thierreichs. Zweite Auflage. Mit poetischen Einleitungen von **Gustav Butziger.** Mit 82 Bildern von Grandville. 8. Geh. Preis $3\frac{1}{3}$ Thlr.

Reinecke der Fuchs. Vierte verbesserte Auflage. Mit 12 Bildern nach Zeichnungen vom Prof. L. Richter in Dresden. Geb. Preis $22\frac{1}{2}$ Ngr. (18 gGr.)

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1844. März. Heft 9—13.

Inhalt:

Theologie. *Kirchhofer*, Quellensammlung zur Geschichte des Neutestamentlichen Canons bis auf Hieronymus. 3. und letzte Lief. — *Hupfeld*, Über Begriff und Methode der sogenannten biblischen Einleitung etc. — *Jablonowski*, Das religiöse und kirchliche Element in der gegenwärtigen Bestrafung, oder über die Stellung des Geistlichen bei Buss- und Besserungsanstalten etc. — *Prat*, Histoire de Saint Irénée, second évêque de Lyon, docteur de l'église et martyr. — *Maier*, Commentar über das Evangelium des Johannes. 1. Bd. — *Kniewel*, Reiseskizzen, vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche, gesammelt auf einer Reise in England, Frankreich, Belgien etc. — *Duncker*, Des heiligen Irenäus Christologie im Zusammenhange mit dessen theologischen und anthropologischen Grundlehren. — **Jurisprudenz.** *Julius Volkmann's* System des sächs. Civil- und Administrativprocesses nach *Biener*. 2. Bd. — *Ackermann*, Hommel's alphabetischer Zeugenkatalog etc. — *Fischer*, Die Lehre von der Streitverkündigung überhaupt und von dem Aufrufe eines Dritten zur gerichtlichen Vertretung insbesondere. — *Ackermann*, Der Instanzenzug und die Rechtsmittel nach königl. sächs. Processrechte etc. — **Medicin und Chirurgie.** *Mayer*, Die Krankheiten des Zwölffingerdarms. — *Baumgärten*, Chirurgischer Almanach für 1843. — *Bühlmann*, Beiträge zur Erkenntniss der kranken Schleimhaut der Respirationsorgane und ihrer Producte durch das Mikroscop. — *Schneider*, Das Wissenswürdigste über den Abdominaltyphus etc. — *Thielmann*, Medicin. Jahresbericht vom Peter-Pauls-Hospital in St.-Petersburg für das Jahr 1840. — *v. Gaal*, Die Krankheiten des Ohres und deren Behandlung nach den neuesten Erfahrungen etc. — *Rohatzsch*, Handbuch für die Physikatsverwaltung etc. nach bair., bad., würtemb., hess., preuss. und östreich. Gesetzen. 2. Thl. — **Anatomie und Physiologie.** *Stilling*, Über die Medulla oblongata. — *Arnold*, Über die Verrichtung der Wurzeln der Rückenmarksnerven. — **Naturwissenschaften.** *Link*, Anatomia plantarum iconibus illustrata. Fasc. I. — *Presl*, Hymenophyllaceae. Eine botanische Abhandlung. — *Lindenberg*, Species Hepaticarum. — *Bruch* et *Schimper*, Bryologia Europaea, seu genera muscorum europaeorum monographice illustrata. Fasc. XVI—XX. — *Studer*, Lehrbuch der physikalischen Geographie und Geologie. — *Curtis'* botanical magazine or flower garden displayed etc. Vol. XVI. of the new series. — *Edwards'* botanical register, or ornamental flower garden and shrubbery etc. Vol. XVI of the new series. — *Hooker*, The London Journal of Botany etc. Vol. II. — *Hooker*, Icones plantarum etc. Vol. II. New Series. — *Hooker*, Species filicum, being descriptions of all known ferns. Part. I. — *Duchemin*, Experimentaluntersuchungen über die Gesetze des Widerstandes der Flüssigkeiten. Deutsch herausg. von *Schnuse*. — *Sturm*, Deutschlands Fauna etc. 5. Abth. — *Casaretto*, Novarum stirpium brasiliensium decades. Dec. I—VI. — *Quenstedt*, Das Flötzgebirge Würtembergs. — **Geschichte.** *Beaumont-Vassy*, Histoire des états Européens depuis le congrès de Vienne. — *Jaffé*, Geschichte des deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen. — *Dahlmann*, Geschichte der englischen Revolution. — *Abeken*, Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft, nach seinen Denkmalen. — *Luden*, Geschichte der Teutschen. 3. Bd. — *Beidtel*, Übersicht der Geschichte des östreich. Kaiserthums. — *Kottenkamp*, Geschichte Englands von 1833—42. — *Krone*, Frà Dolcino und die Patarener, historische Episode aus den piemontes. Religionskriegen. — *Boost*, Geschichte der Reformation und Revolution von Frankreich, England und Deutschland. 2. Bd. — *Venedey*, Irland. — **Classische Alterthumskunde.** *Thiequen*, Phocaica. Dissertatio philologica. — *Σοφοκλέος Οἰκονόμος*, *Περὶ Μάρκου τοῦ Κυπρίου*. — Quinti *Horatii* Flacci Epistolas commentariis uberrimis instructas edidit *Obbarius*. Fasc. V. — **Länder- und Völkerkunde.** *Blasius*, Reise im europäischen Russland in den J. 1840 und 1841. 1. Thl. — *Silesius*, Spaziergang durch die Alpen vom Traunstein zum Montblanc. — **Schul- und Unterrichtswesen.** *Madvig*, Lateinische Sprachlehre für Schulen. — *Madvig*, Bemerkungen über verschiedene Punkte des Systems der Lateinischen Sprachlehre und einige Einzelnheiten derselben. Als Beilage zu seiner Lateinischen Sprachlehre. — *Burkhardt*, Die Mythologie des Homer und Hesiod für mittlere Gymnasialclassen etc. — **Kriegswissenschaften.** Über Befestigungen zur neuern Kriegführung. — Grundlinien zu einer Philosophie der Befestigungen etc. — Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östl. und nördl. Frankreich bis zur Einnahme von Paris. 2. Thl. — **Mathematische Wissenschaften.** *Schweins*, Perfecta solutio problematis de principio virtualis celeritatis. — *Bernoulli*, Handbuch der Dampfmaschinenlehre für Techniker etc. 2. Aufl. — **Schöne Künste.** *Puttrich*, Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. 1. Abth.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von $2\frac{1}{2}$—3 Bogen. Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Dem **Leipziger Repertorium** ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. **Ankündigungen** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, und **besondere Anzeigen etc.** gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im April 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1844. № I. Januar bis März.

Echo de la littérature française. Quatrième année. 1844. Nos. 1—13. Gr. 8. Preis des ganzen Jahrgangs 5⅓ Thlr.
Erscheint jeden Freitag und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Die ersten drei Jahrgänge sind für neue Abonnenten zusammengenommen zum herabgesetzten Preise von 8 Thlrn. zu haben.

Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie. Deutsch bearbeitet von **F. W. Assmann.** Lieferung 7—12, Tafel XXXI—LX, nebst Text S. 101—196.
Das ganze Werk wird aus 20 Lieferungen bestehen, deren jede fünf Kupfer der *pariser Originalausgabe*, nebst einem sehr sorgfältig bearbeiteten Text enthält. Der Preis einer Lieferung mit *schwarzen* Kupfern ist 11¼ Ngr., mit *illuminirten* Kupfern 17½ Ngr.

Annuaire de la pairie et de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe publié sous la direction de **Borel d'Hauterive.** 1844. Deuxième année. In-12. Paris. 2 Thlr.

Armengaud aîné, Traité pratique des moteurs hydrauliques et à vapeur. Gr. in-8. Paris. 5 Thlr.

de Choiseul-Daillecourt, 1688—1830, ou Parallèle historique des Révolutions d'Angleterre et de France sous Jacques II et Charles X. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

Corberon (Comte **de**), Contes populaires de l'Allemagne. T. I. In-8. Leipzig et Paris. 2 Thlr. Ausgabe auf Velinpapier 2⅓ Thlr.

Dulaurier, Mémoire, lettres et rapports relatifs au cours de langues malaye et javanaise fait à la Bibliothèque royale pendant les années 1840—42 etc. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

Edélestand du Méril, Mémoire sur la langue des gloses malbergiques. In-8. Paris. ⅔ Thlr.

État religieux de la France et de l'Europe d'après les sources les plus authentiques avec les controverses sur la séparation de l'église et de l'état par le comte **de Lasteyrie, Condorcet-O'Connor, Isambert** et autres publicistes. 2 vols. In-8. Paris. 4 Thlr.

Foudras (Marquis **de**), Le décameron des bonnes gens. In-8. Paris. 2⅓ Thlr.

Les Français peints par eux-mêmes. T. VIII. Livr. 1—6. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅓ Thlr., colorirt 7/12 Thlr.

de Gerando, Essai historique sur l'origine des Hongrois. In-8. Paris. 1⅙ Thlr.

Lebrun (Camille), Histoire d'un mobilier. Gr. in-8. Paris. 2 Thlr.

———, Le Bracelet ou l'étourdie corrigée suivi de Théodore et Constantin. 2me édition. In-12. Paris. ¾ Thlr.

Marcella, Dictionnaire étymologique des mots français, techniques et autres qui viennent du grec ancien. In-8. Paris. 3⅓ Thlr.

Meneval, Napoléon et Marie-Louise. Souvenirs historiques. 2de édition, corrigée et augmentée. 2 vols. In-12. Paris. 2⅔ Thlr.

Merlin (Comtesse **de**), La Havane. 3 vols. In-8. Paris. 8 Thlr.

Théophile (prêtre et moine), Essai sur divers arts, publié par le comte **Ch. de l'Escalopier** et précédé d'une introduction par **J. M. Guichard.** In-4. Paris. 6⅔ Thlr.

Archivio storico italiano, ossia Raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d'Italia. Tomo 1—5. In-8. Firenze. 13½ Thlr.

Forti, Libri due delle istituzioni civili accomodate all'uso del foro. Opera postuma. 2 vol. In-8. Firenze. 4½ Thlr.

Niccolini, Arnaldo da Brescia; tragedia. In-12. 2½ Thlr.

Reumont, Tavole cronologiche e sincrone della storia fiorentina. In-4. Firenze. 5⅙ Thlr.

Tommaséo, Nuovo dizionario dei sinonimi della lingua italiana. 2 vol. In-8. grande. Firenze. 9 Thlr.

Malczeski (Antoni), Marja, powieść ukraińska. 8. Lipsk. ¾ Thlr. Englisch cartonnirt 11/12 Thlr. Prachtband mit Goldschnitt 1 1/12 Thlr.

Niezapominajki. Noworocznik na rok 1844. Wydany przez **Karola Korwella.** 12. Warszawa. 3 Thlr. Gebunden 4 Thlr.

Orędownik naukowy. Pismo czasowe. Rok 5. 1844. 52 No. 4. Pränumerationspreis jährlich 3 Thlr.

Popliński, Historya powszechna dla klass niższych szkół realnych i gimnazyalnych na wzór **Weltera** ułożona. 12. Poznań. Preis für zwei Hefte ⅔ Thlr.

———, Łacinska grammatyka mniejsza. 8. Poznań. ⅔ Thlr.

Teraźniejszość i przyszłość. Przegląd polityczny. Zeszyt pierwszy. 8. Paryż. 1⅓ Thlr.

Vortheilhaftes Anerbieten
für die Besitzer
früherer Auflagen
des
Conversations-Lexikon.

In allen Buchhandlungen ist eine ausführliche Ankündigung zu finden, in welcher die Verlagshandlung des **Conversations-Lexikon, F. A. Brockhaus in Leipzig**, sich erbietet, **frühere Auflagen** dieses Werks gegen die jetzt neu erscheinende **neunte** verbesserte und sehr vermehrte Auflage umzutauschen. Es werden daher die Besitzer **früherer Auflagen des Conversations-Lexikon** auf dieses Anerbieten, welches nur für eine **kurze Zeit** in Kraft bleibt, aufmerksam gemacht.

Allgemeine Preßzeitung.

Herausgegeben von Dr. A. Berger.

1844. April. Nr. 27—35.

Inhalt: Das königl. sächs. Gesetz, den Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst betreffend. III. Das Gesetz in seinen einzelnen Bestimmungen. Von A. Berger. (Fortsetzung.) — Der Student Ploug und die Zeitschrift „Faedreland" des Hochverraths angeklagt. — Die Verleger des Herrn von Balzac. — Klage wegen Nachdrucks eines Almanachs. — Eigenthümliche Ansichten über den Geist des preußischen Gesetzes vom 11. Juni 1837. — Erkenntnisse des königl. preuß. Obercensurgerichts. XII. Dr. Jacoby gegen den Localcensor in Königsberg. XIII. Dr. Maercker gegen den Localcensor in Berlin. — Erwiderung auf die „Erklärung" des Herrn Dr. Höpfner in Nr. 11 und 12 der „Preßzeitung". Von Dr. J. R. Berger. — Die „Deutsch-französischen Jahrbücher", herausg. von Ruge und Marx. Von A. Berger. — Luzernerische Zustände. — Die Einführung amerikanischer Nachdrücke von englischen Werken in Canada. — Entscheidung des königl. sächs. Ministeriums des Innern in der Schelling-Paulus'schen Streitfrage. — Beitrag zur Lehre vom Nachdruck musikalischer Compositionen. Erster Artikel. Von J. K. — Verein zur Unterdrückung des Journalnachdrucks. — Ist der Verleger berechtigt, sein Verlagsrecht zu veräußern? — Rechtliches Gutachten des Geheimen Obertribunals zu Berlin über den Begriff des strafbaren Nachdrucks und der demselben gleichzuachtenden Vergehungen. — Die Acten in der Hitzig'schen Untersuchung. — Das letzte Wort in dem Streite über den Nachdruck zwischen mir und dem Herrn Dr. Berger. Von Dr. Höpfner. — Die sächs. Nachcensur und das Taschenbuch „Vorwärts". — Französische Preßfreiheit in Glaubenssachen. — **Bücherverbote; Nachrichten und Notizen; Literarische Anzeigen.**

Von der **Allgemeinen Preßzeitung** erscheinen wöchentlich zwei Nummern. Preis des Jahrgangs $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Anzeigen werden in den Spalten des Blattes abgedruckt und für den Raum einer Zeile $1\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nero.

Tragödie
von
Karl Gutzkow.

Velinpapier. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.), oder 2 Fl.

Maha Guru,

Geschichte eines Gottes.

Ein Roman in zwei Theilen
von
Karl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.

Das gebildete Publicum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, dessen Wiedereinführung aber insofern zeitgemäß erscheint, als der bisher beliebte historische Roman, trotz des Aufwandes von Malerei im Detail, und vielleicht ebendeshalb zu einer trockenen und nicht selten prosaischen Ansicht von Welt und Geschichte stimmt. Die Art, wie der Verfasser den philosophischen Roman aufgefaßt hat, ist übrigens eine ganz originelle. Lamaismus und chinesische Sitte bilden in diesem Buche die Elemente zu einem ebenso umfassenden Gemälde menschlicher Zustände, und auch der Leser, dem diese Dichtungsart fremd ist oder seit Ablauf der Wieland'schen Zeit fremd geworden ist, wird sie schnell liebgewinnen und poetischen Genuß dabei finden.

Stuttgart und **Tübingen.**

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist bei uns erschienen:

Versuch

in vergleichender

Völkergeschichte

von
E. M. Arndt.
Zweite Auflage.

Gr. 8. Brosch. Preis $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Leipzig, im April 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 3te **Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Beurtheilung des vom sardinischen Artilleriehauptmann von Cavalli verfaßten „Mémoire sur les équipages de ponts militaires". Mit vier lithographirten Tafeln. — II. Die Treffen bei Wetzlar am 15. und bei Kircheip am 19. Juni 1796. (Schluß.) — III. Der Feldzug 1809 in Italien. Erster Abschnitt: Gefecht bei Venzone am 11. April. Treffen bei Pordenone am 15. April. — IV. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1844** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen Deutschlands Pränumeration mit **acht Thaler** angenommen.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter
und begleitet
mit einer Charakteristik Forster's
von
G. G. GERVINUS.

Neun Bände.
Mit achtzehn lithographirten Abbildungen.

Gr. 12. Geh. 9 Thlr.
(Auch in Lieferungen oder bandweise zu beziehen.)

Leipzig, im Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die erste Hälfte der siebenten Lieferung von

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,
nach den neuesten und besten Werken
über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen &c. Mit Beiträgen von Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehren andern Mitarbeitern. Aufs neue durchgesehen und vermehrt von Dr. **A. Peschier,** Professor an der Universität Tübingen. Vier Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 8 Thlr. 10 Ngr. (8 Thlr. 8 gGr.), oder 14 Fl. Jede Lieferung 1 Thlr. 1¼ Ngr. (1 Thlr. 1 gGr.), oder 1 Fl. 45 Kr.

Endliche — Gerade.

Es gereicht uns zum Vergnügen, den verehrlichen Subscribenten dieses Wörterbuchs die Nachricht geben zu können, daß neugetroffene Maßregeln uns in den Stand setzen, die weitern Lieferungen in so kurzen Zwischenräumen folgen zu lassen, daß wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, dieses treffliche Werk bis zum Schlusse des laufenden Jahres zu vollenden.

Stuttgart und **Tübingen**, im März 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Gesammelte Schriften
von
Ludwig Rellstab.

Dritte Lieferung, oder siebenter bis neunter Band.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die erste Lieferung (Band 1—3) enthält die ersten drei Theile des in dritter Auflage erscheinenden historischen Romans „**1812**"; die zweite Lieferung (Band 4—6) den Schluß von „**1812**", „**Sagen und romantische Erzählungen**" und „**Kunstnovellen**"; die dritte Lieferung „**Novellen**" und „**Auswahl aus der Reisebildergalerie**"; die vierte und letzte Lieferung wird **dramatische Werke, Gedichte, Skizzen, kritische Arbeiten** und **vermischte Schriften** enthalten und binnen kurzem erscheinen.

☞ **Einzelne Lieferungen dieser Ausgabe können nicht getrennt werden.**

Soeben ist in unserm Verlage erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Über die
Pacinischen Körperchen
an den
Nerven des Menschen und der Säugethiere.
Von ***J. Henle*** und ***A. Kölliker.***
Mit drei Tafeln.

Brosch. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.), oder 2 Fl. 15 Kr.

Wir erlauben uns, auf diese für **Ärzte, Anatomen und Naturforscher äußerst interessante Schrift,** welche über eine sehr **wichtige Entdeckung** handelt, angelegentlich aufmerksam zu machen.

Meyer & Zeller in **Zürich.**

An alle Lachlustigen!

Das im Gebiete des Humoristischen classische, wahrhaft einzige Werk (Karl Julius Weber's):

Demokritos,
oder
hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Zwölf starke Bände.

Elegant broschirt. In Octav.

ist in der Unterzeichneten wieder um den Subscriptionspreis von 7½ Thlr., oder 12 Fl., zu haben.

☞ **Ein wahres Capital von Witz und Humor, eine Hauspostille unversiegbarer Heiterkeit!**

In allen Buchhandlungen Deutschlands und Östreichs zu haben.

Stuttgart, im April 1844.

Scheible, Rieger und Sattler.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen:

Altnordisches Lesebuch.

Aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum XIV. Jahrhundert zusammengestellt und mit übersichtlicher Grammatik und einem Glossar versehen

von

Fr. Ed. Ch. Dietrich.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Einladung zur Subscription.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage
von
Eduard Burckhardt's

Geschichte der neuesten Zeit.

Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III.
1815—1840.

16 Lieferungen à 1/3 Thlr.

Die erste Lieferung ist erschienen und, sowie auch ausführliche Prospecte, in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, im April 1844.

J. J. Weber.

Neu erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte
der
italienischen Poesie.
Von
C. Ruth.
Erster Theil.
Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

In der **Ernst**'schen Buchhandlung in **Quedlinburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Zur Erhöhung der Feier von Familienfesten:

L. Schellhorn,

(120) auserlesene Geburtstags-, Hochzeits- und Abschiedsgedichte,

ferner Stammbuchsverse, Räthsel und Polterabendscherze.

Zu obenbenannten, aber auch zu andern Familienfesten wird man in dieser Sammlung die passendsten Gedichte finden.

Fünfte Auflage. 8. Brosch. Preis 15 Sgr., oder 54 Kr.

1500 Exemplare wurden in kurzer Zeit davon abgesetzt.

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** erschien soeben:

Portugiesisch-Deutsches
und
Deutsch-Portugiesisches
Taschenwörterbuch
von
Dr. A. E. Wollheim.

Zwei Theile. Fein Velinpapier. Preis 2⅓ Thlr.

Zum ersten Mal erscheint hier ein Wörterbuch der portugiesischen Sprache in diesem Formate und zu so billigem Preise. Der Verfasser, durch seine Abstammung sowie durch langen Aufenthalt in Portugal wol hinreichend befähigt zu dessen Herausgabe, hat dem Werke die größte Sorgfalt gewidmet, sowie der Verleger an elegantem Druck und schönem Papier gewiß nichts gespart hat.

Neue Jenaische
Allgemeine Literatur-Zeitung.
Jahrgang 1844. April.

Inhalt:

H. Weissenborn: 1) Geschichte der politischen Hetärien in Athen, von der Zeit der Kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreissig, aus den Quellen bearb. von *H. Büttner*. 2) De quadringentorum Athenis factione commentatus est *G. Wattenbach*. 3) Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Krieges und das Archontat des Eukleides. Von *K. Scheibe*. — **Voigt**: Synopsis Florae germanicae et helveticae, auctore *G. D. J. Koch*. — **Nees v. Esenbeck**: Deutschlands Flora, oder systematische Beschreibung der in Deutschland wild wachsenden und im Freien angebaut werdenden Pflanzen. Von *J. W. Meigen*. — **F. Günther-Biedermann**: 1) Histoire littéraire de la France, commencée par les Bénédictins et continuée par l'Institut. 2) Les Manuscrits français de la bibliothèque du Roi, leur histoire etc., par *P. Paris*. — **Ed. Schmid**: 1) Staats-Handbuch für das Grossherzogthum Sachsen Weimar-Eisenach. 2) Herzogl. Sachsen-Meining. Hof- und Staats-Handbuch. 3) Staats- und Adress-Handbuch des Herzogthums Sachsen-Altenburg. 4) Adress-Handbuch des Herzogthums Sachsen-Coburg und Gotha. — **Klencke**: 1) Entwickelungsgeschichte der Säugethiere und des Menschen. Von *Th. L. W. Bischoff*. 2) Entwickelungsgeschichte des Kanincheneies. Von *Th. L. W. Bischoff*. — **v. Quandt**: Annalen der niederländischen Malerei, Formschneide- und Kupferstecherkunst von *G. Rathgeber*. — **Neudecker**: Philippi Melanthonis Opera, quae supersunt omnia. Edidit *C. G. Bretschneider*. — **V. A. Huber**: La chevalerie Ogier de Danemarche par *Raimbert de Paris*. — **Schmidt**: Handwörterbuch der griechischen Sprache von *W. Pape*. — **W. Rein**: Das altrömische Parricidium. Eine philologisch-juristische Abhandlung von *Ed. Osenbrüggen*. — **Schriften gelehrter Gesellschaften; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Bücherverbote; Miscellen; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet; **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1844

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1844:

*1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor F. Bülau. Jahrgang 1844. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

*2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: H. Brockhaus.) Jahrgang 1844. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*3. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1844. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

*4. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von C. von Pfaffenrath und William Löbe. Mit einem Beiblatte: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Jahrgang 1844. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben.
Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*5. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. *F. Hand*, und Geh. Kirchenrath Prof. Dr. *K. A. Hase*, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. *W. Francke*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *D. G. Kieser*, als Specialredactoren. Jahrgang 1844. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

*6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Zweiter Jahrgang. 1844. 52 Nummern. Nr. 53—104. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.
Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazin kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster Jahrgang (1843) kostet 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

☞ Letztere vier Bände zusammengenommen nur 2 Thlr.

In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*7. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. *E. Ghf. Gersdorf*. Jahrgang 1844. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von 2½—3 Bogen und wird Freitags ausgegeben. Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

*8. **Allgemeine Preßzeitung.** Herausgegeben von Dr. Alb. Berger. 1844. Wöchentlich zwei Nummern. Gr. 4. Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

Wird Freitags ausgegeben.
Inserate in derselben werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 1½ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

II. An Fortsetzungen erscheint:

*9. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Fünften Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis vierte Band, jeder in 4 Heften (1837—43), kosten 10 Thlr. 20 Ngr.

*10. **Die Lustspiele des *Aristophanes***, übersetzt und erläutert von *Hier. Müller*. In drei Bänden. Zweiter und dritter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band dieser Übersetzung (1843) enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, die Lustspiele „Plutos“, „Wolken“ und „Frösche“, und kostet 1 Thlr. 24 Ngr.

*11. **Bericht vom Jahre 1844 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Herausgegeben von K. A. Espe. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte vom Jahre 1835—43 haben gleichen Preis.

*12. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Neunundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Die bis jetzt erschienenen Bände dieser Sammlung enthalten:

I. II. Bremer (Frederike), Die Nachbarn. Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

III. Gomes (Joao Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von Alx. Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr.
IV. Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. 20 Ngr.
V. Bremer (Frederike), Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte Auflage. 10 Ngr.
VI. VII. Bremer (Frederike), Nina. Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
VIII. IX. Bremer (Frederike), Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
X. Bremer (Frederike), Die Familie H. 10 Ngr.
XI. Prevost d'Exiles (Antoine François), Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen übersetzt von Ed. von Bülow. 20 Ngr.
XII. XIII. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr.
XIV. Tassoni (Alessandro), Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr. 9 Ngr.
XV. Bremer (Frederike), Kleinere Erzählungen. 10 Ngr.
XVI. Bremer (Frederike), Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite Auflage. 10 Ngr.
XVII. Voltaire (François Marie Arouet de), Die Henriade. Aus dem Französischen im Versmaße des Originals übersetzt von F. Schröder. 1 Thlr.
XVIII. Gustav III. (König von Schweden), Schauspiele. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr.
XIX. Sjöberg (Erik), *Vitalis*, Gedichte. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. L. Kannegießer. 20 Ngr.
XX—XXII. Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Witte. Zweite Auflage. Drei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
XXIII—XXV. Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Vierte Auflage. Drei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
XXV. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Ed. von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr.
XXVII. XXVIII. Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt von Hm. Brockhaus. Zwei Theile. 1 Thlr. 18 Ngr.
XXIX. XXX. Bremer (Frederike), Ein Tagebuch. Zwei Theile. 20 Ngr.
XXXI. XXXII. Tasso's (Torquato) auserlesene lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Förster. Mit einer Einleitung: „Über Torquato Tasso als lyrischen Dichter". Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr.

*13. ***Busch*** **(Dt. W. H.), Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Fünfter (letzter) Band. Gr. 8.**

Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839), kostet 3 Thlr. 25 Ngr.; der zweite Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette (1840), 3 Thlr.; der dritte Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung, specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane (1841), 4 Thlr.; der vierte Band: Von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes (1843), 5 Thlr.

Dem Werke wird später ein Atlas der nothwendigsten Abbildungen zum bessern Verständniß des Vorgetragenen folgen, welcher auch ein für sich bestehendes Werk ausmachen wird.

***14. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. Sm. Ersch und J. Gf. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.**

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. Gf. Gruber. Vierzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von And. Gli. Hoffmann. Dreiundzwanzigster Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von Mr. Hm. Ed. Meier. Neunzehnter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

***15. Ikonographische Encyklopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin, besorgt und herausgegeben von Dr. *F. Jak. Behrend*. Zweite Abtheilung: Beinbrüche und Verrenkungen. Grossfolio.**

Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Prof. Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von Dr. *F. Jak. Behrend*. 30 Tafeln Abbildungen und 28 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr. — Vgl. Nr. 68.

***16. Forster's (G.) sämmtliche Schriften. Von dessen Tochter herausgegeben und begleitet mit einer Einleitung von G. Gf. Gervinus. Neun Bände. Mit lithographirten Tafeln. Dritte (letzte) Lieferung. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.**

Die erste Lieferung, Band 1, 6, 7, sowie die zweite Lieferung, Band 2, 5, 8, erschienen 1843 zu gleichen Preisen, die vollständige Sammlung kostet daher 9 Thlr.

***17. Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von O. A. Schulz. In Lieferungen zu 10 Bogen. Vierte Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.**

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

***18. Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Alb. Hoefer. Zweite Lese. Gr. 12. Geh.**

Die erste Lese (1841) kostet 1 Thlr.

19. Das Kriegerthum. Von einem Invaliden. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste Theil: „Wahl und Bildung höherer Truppenführer" (1842), kostet 1 Thlr. 5 Ngr.

***20. Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben vom Prof. Dr. G. B. Mendelssohn. In sieben Bänden. Vierter Band und folgende. Gr. 12. Geh.**

Der erste bis dritte Band (1843) kosten 3 Thlr.

Diese erste vollständige Ausgabe der Werke Mendelssohn's gibt außer den größern Schriften noch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze, sowie mehre noch ungedruckte Manuscripte. Der erste Band enthält zugleich eine Biographie Mendelssohn's von dessen Sohne Joseph Mendelssohn und eine Einleitung in Moses Mendelssohn's philosophische Schriften vom Geh. Cabinetsrath Brandis.

21. *Most (G. F.)*, Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweiter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1842) kostet 1 Thlr. 21 Ngr.

***22. ——————, Encyklopädie der gesammten Volksmedicin, oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt und herausgegeben. In sieben Heften. Viertes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.**

Von G. F. Most erschien früher in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.
——, Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 15 Ngr.
Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.
Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.
Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ueber alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vierteljahrs-Schrift 1844. 2tes Heft.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 2te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1844.

April — Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 7 Thlr. 10 Ngr. (7 Thlr. 8 gGr.), oder 12 Fl.

Inhalt:

Blicke auf den Socialismus und Communismus in Deutschland und ihre Zukunft. — Gedanken über die Begründung wissenschaftlicher Centralpunkte für das deutsche Bundesheer. — Literarische Kritik. — Kirchliche Tendenzen. — Die Erfodernisse eines Lesebuchs für Volksschulen. — Die Wiederbelegung des Schwanenordens in Preußen im Jahr 1843. — Die deutsche Sprachgrenze nach ihrem gegenwärtigen Bestand, ihren Ursachen und Anfoderungen. — Die Zukunft der Vereinigten Staaten und der Deutschen in Amerika. — Kurze Notizen.

Stuttgart und **Tübingen**, im April 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Ch. E. Kollmann** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Der Hauslehrer.

Praktisches Handbuch über Erziehung und Unterricht,

für

Lehrer, Erzieher und Ältern.

Von

Eduard Sparfeld,

conf. Lehrer an der ersten Bürgerschule zu Leipzig.

8. 33 Bogen. 1½ Thlr.

Dieses Handbuch füllt insofern eine Privatlehrern bisher so fühlbare Lücke in der pädagogischen Literatur aus, als es in in **allen** Fällen **praktischen** und **bewährten** Rath ertheilt, wo die **Theorie** rath- und hülflos läßt. Indem es nicht nur die **Methodik des Unterrichts** in **allen** den Hauslehrer angehenden Unterrichtsgegenständen aufstellt, und alle **Modificationen** berücksichtigt, welche eintreten können, sondern auch eine vollständige **Lehrverfassung** aufstellt, ist es zugleich Rathgeber **für Lehrer überhaupt** geworden, welchen die Organisation einer Schule oder Schulclasse obliegt. **Ältern** wird das Buch von großem Nutzen sein, wenn sie die Erziehung und den Unterricht ihrer Privatlehrern anvertrauten Kinder beaufsichtigen und überwachen wollen.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 3te **Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1809 in Italien. Erster Abschnitt. (Fortsetzung.) Die Schlacht bei Fontana Fredda und Sacile am 16. April. — II. Der Feldzug 1809 in Polen. Das Treffen bei Raszyn am 19. April. — III. Bemerkungen des Generals Palombini über eine Darstellung der Schlacht bei Murviedro am 25. October 1811. — IV. Kriegsscenen. 1) Überschreitung der Drau bei Rosegg 1813 durch das Regiment Fürst Hohenlohe-Bartenstein. 2) Das Regiment Fürst Schwarzenberg Uhlanen in dem Treffen bei Gelnhausen am 29. October 1813. 3) Das Regiment Fürst Schwarzenberg Uhlanen in der Schlacht bei Hanau am 13. October 1813. Der Jäger Ryba des zwölften Bataillons rettet bei Besançon am 1. April 1814 seinen Hauptmann. — V. Über Offizierschulen während der Wintermonate. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—36. Beilagen (Fortsetzung); Nr. 125—141.

Auf den Jahrgang 1844 dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen Deutschlands Pränumeration mit **acht Thalern** angenommen.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MARJA

Powieść Ukraińska

przez

Antoniego Malczeskiego.

Geheftet 22½ Ngr. Gebunden 27½ Ngr. In Prachtband mit Goldschnitt 1 Thlr. 2½ Ngr.

Dieser neuen, typographisch schönen und correcten Ausgabe geht eine kritische Würdigung Malczeski's und seiner Zeit von Severyn Goszczyński voran, die diesen Mann und sein Werk von einem neuen und sehr interessanten Gesichtspunkte aus betrachtet.

Leipzig, im Mai 1844.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Den Herren Subscribenten auf

Dr. **Ed. Melly's**

Beiträge zur Siegelkunde des Mittelalters

zur Nachricht, daß die dem Verfasser von den Vorständen amtlicher, städtischer und geistlicher Archive nach Erscheinen des Prospectus eingesandten Mittheilungen das Material des Buchs ansehnlich vermehrt haben, welches daher erst im Spätsommer d. J. erscheinen wird. Dessenungeachtet bleibt der Subscriptionspreis von 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.) für die bis Mitte Juni d. J. eingehenden Bestellungen derselbe, worauf für die wenigen über die subscribirte Anzahl gedruckten Exemplare der Ladenpreis von 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 gGr.) eintritt.

Wien, am 4. Mai 1844.

Friedr. Wolke's Buchhandlung.

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Abriss einer documentirten Geschichte der Spanischen Nationalliteratur, nebst einer vollständigen Quellenkunde, von den frühesten Zeiten bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts. Bearbeitet von Dr. *F. Brinkmeier*. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Die spanische Literatur ist fast noch unbekannt und daher die bald lobpreisenden, bald geringschätzigen Urtheile, von denen die einen so grundlos sind, als die andern. Die bis jetzt in Deutschland erschienenen Handbücher erfüllen ihren Zweck nicht, es sind noch zu bedeutende Lücken darin auszufüllen und mehr Ordnung in das Ganze zu bringen, um ein Gebäude hinzustellen, welches alle Schätze der spanischen Literatur in zuverlässigen Angaben enthält. Ob dem Herrn Verfasser dies bei dreizehnjährigem Studium gelungen, mögen Sachverständige nun entscheiden.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Über

Maulbeerbaumzucht

und

Erziehung der Seideraupen.

Aus dem Chinesischen ins Französische übersetzt

von

Stanislaus Julien.

Auf Befehl

Sr. Majestät des Königs von Würtemberg

übersetzt und bearbeitet

von

Fr. Ludwig Lindner.

Zweite Auflage

vermehrt mit Zusätzen und Anmerkungen von

Theodor Mögling.

Gr. 8. Velinpapier. Brosch. Preis 15 Ngr. (12 gGr.), oder 48 Kr.

Der Titel dieser interessanten Schrift zeigt an, unter welchem Allerhöchsten Schutze die deutsche Bearbeitung derselben den Freunden vaterländischer Industrie vorgelegt wird. Bei dem neuesten Aufschwung aller Gewerbe in Deutschland kann die öffentliche Aufmerksamkeit einer Anweisung zur Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seideraupen nicht fehlen, welche die Erfahrung und Beobachtung der Chinesen, d. i. der ältesten und geschicktesten Seidebauer, mittheilt. Die erste nicht kleine Auflage wurde in wenigen Jahren vergriffen und wiederholte Nachfragen machten eine neue Auflage nothwendig, welche durch Zusätze und Anmerkungen, wie Praxis und Erfahrung in Würtemberg sie an die Hand geben, bedeutend vermehrt worden ist. Die deutschen Bearbeiter durften mit Recht in der Vorrede die Vorzüge ihrer Bearbeitung vor der französischen geltend machen, indem sie sich durch größere Präcision und lichtvollere Ordnung auszeichnet.

Stuttgart und **Tübingen**, im April 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In der **Büschler**'schen Verlagsbuchhandlung in **Elberfeld** ist erschienen:

Diesterweg, Dr. **F. A. W.**, und **P. Heuser**, **Methodisches Handbuch für den Gesammtunterricht im Rechnen.** Als Leitfaden beim Rechenunterrichte und zur Selbstbelehrung. Gr. 8. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung. Vierte Auflage. 1844. 1 Thlr. 5 Ngr. Zweite Abtheilung. Dritte Auflage. 1 Thlr. 5 Ngr.

Das Handbuch soll eine methodische Anleitung zum Unterricht im praktischen Zifferrechnen geben und dem Lehrer zugleich zu einer deutlichen Einsicht in die niedere und höhere Rechenkunst verhelfen. Zu dem Ende haben die Verfasser überall gestrebt, Gründlichkeit mit Klarheit und Faßlichkeit, Theorie mit hinreichenden praktischen Beispielen zu verbinden. Der allgemeine Beifall, welchen dasselbe sowol in öffentlichen Blättern als auch mündlich von verständigen und erfahrenen Lehrern erhielt, hat über den Werth dieses Werks genugsam entschieden. Es stellt sich jedem praktischen Schulrechenbuche belehrend zur Seite.

Diesterweg, Dr. **F. A. W.**, und **P. Heuser**, **Praktisches Rechenbuch für Elementar- und höhere Bürgerschulen.** Erstes Übungsbuch. 15te, wieder sehr vermehrte Auflage. 7 Ngr.

Bei **Alexander Duncker**, königl. Hofbuchhändler in **Berlin**, erscheint soeben:

Die Theorie des Dr. List

vom Fabrikstaate

und ihre geschichtlichen und statistischen Stützen.

Gr. 8. Geh. ¼ Thlr.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage.

Vierunddreißigstes Heft.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenp.; in der Ausgabe auf Schreibp. kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon werden bei einer Auflage von 30,000 Ex. für den Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, 23. Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1844

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. XIII.)

II. An Fortsetzungen erscheint ferner:

*23. **Noback (K.), Lehrbuch der Waarenkunde. In zwei Bänden. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.**

Dieses Lehrbuch der Waarenkunde bildet zugleich die erste Abtheilung eines „Lehrbuchs der gesammten Handelswissenschaften“, das der Verfasser in Verbindung mit Ch. und F. Noback zu bearbeiten beabsichtigt. Nach der Versicherung des Verfassers sind die Ursachen der langen Verzögerung des Erscheinens jetzt gehoben, und das Werk soll nach seinen Versprechungen nun in ununterbrochener Folge zu Ende gebracht werden.

*24. **Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. Ed. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Fünfter Theil und folgende. Gr. 12. Geh. 9 Thlr. 24 Ngr.**

Inhalt des ersten Theils (1842, 1 Thlr. 24 Ngr.): Karl Ludwig Sand. Die Ermordung des Fualdes. Das Haus der Frau Web. Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. James Hind, der royalistische Straßenräuber. Die Mörder als Reisegesellschaft. Donna Maria Vicenta de Mendieta. Die Frau des Parlamentsrath Tiquet. Der falsche Martin Guerre. Die vergifteten Mohrrüben.

Inhalt des zweiten Theils (1842, 2 Thlr.): Fonk und Hamacher. Die Marquise von Brinvillier. Die Geheimräthin Ursinus. Anna Margaretha Zwanziger. Gesche Margaretha Gottfried. Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. Die Mörderinnen einer Hexe. Die beiden Nürnbergerinnen. Die Marquise de Gange.

Inhalt des dritten Theils (1843, 2 Thlr.): Struensee. Lesurques. Der Schwarzmüller. Der Marquis von Anglade. Jacques Lebrun. Der Mord des Lord William Russell. Nickel List und seine Gesellen. Barthelemy Roberts und seine Flibustier.

Inhalt des vierten Theils (1843, 2 Thlr.): Cinqmars. Admiral Byng. Der Pfarrer Riembauer. Der Magister Tinius. Eugen Aram. Der Mädchenschlächter. Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin. Jean Calas. Jonathan Bradford. Der Ziegelbrenner als Mörder. Der Herr von Pivardiere. Klara Wendel, oder der Schultheiß Keller'sche Mord in Luzern.

25. **Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner zum Vorlesen in Landkirchen, wie auch zur häuslichen Erbauung. In drei Bänden. Herausgegeben von Edwin Bauer. Dritter Band. Gr. 8.**

Der erste Band, Evangelienpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres (1841), kostet 2 Thlr.; der zweite Band, Epistelpredigten (1843), ebenfalls 2 Thlr.; der dritte Band wird Predigten über freie Texte enthalten.

*26. ***Puchelt (F. A. B.)***, **Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. In drei Theilen. Zweiter und dritter Theil. Gr. 8.**

Der erste Theil (1843) kostet 1 Thlr. 12 Ngr.

27. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Achter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.**

Der erste bis siebente Band (1832—43) kosten auf Druckpapier 20 Thlr. 12 Ngr., auf Velinpapier 40 Thlr. 25 Ngr.

Außer diesem Werke sind auch noch folgende bedeutendere Schriften des Verfassers bei mir erschienen:

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit 8 lithographirten Tafeln. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 15 Ngr.

Polens Untergang. Zweite Auflage. Gr. 12. 1832. 20 Ngr.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1832. 1 Thlr. 8 Ngr.

Beiträge zur neuern Geschichte aus dem Britischen Museum und Reichsarchive. Gr. 12. I. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Mit dem Bildnisse der Maria Stuart. 1836. 2 Thlr. 15 Ngr. — II. König Friedrich II. und seine Zeit (1740—69). 1836. 2 Thlr. 15 Ngr. — III—V. Europa vom Ende des Siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83). Drei Bände. 1839. 6 Thlr. 20 Ngr.

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. Zwei Theile. Gr. 12. 1840. 4 Thlr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände (in 24 Lieferungen). Gr. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenvelinpapier 24 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.

England. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände. Gr. 12. 1842. 6 Thlr. 15 Ngr.

Der dritte Band auch einzeln unter dem Titel: England im Jahre 1841. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

*28. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Siebenundzwanzigstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.**

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Auf den Umschlagen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

Wegen eines zu diesem Werke erscheinenden Bilder-Atlasses vgl. Nr. 50.

*29. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften. Zwölf Bände in vier Lieferungen. Gr. 12. Geh. Dritte und vierte Lieferung. Jede Lieferung 3 Thlr.**

Die erste Lieferung (Band 1—3) enthält die ersten drei Theile des in dritter Auflage erscheinenden historischen Romans „1812“; die zweite Lieferung (Band 4—6) den Schluß von „1812“, „Sagen und romantische Erzählungen“ und „Kunstnovellen“; die im Druck ebenfalls vollendete dritte Lieferung (Band 7—9) „Novellen“ und „Auswahl aus der Reisebildergalerie“; die vierte Lieferung wird dramatische Werke, Gedichte, Skizzen, kritische Arbeiten und vermischte Schriften enthalten und noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

*30. **Römische Briefe, von einem Florentiner. Dritter und vierter oder Neue Folge erster und zweiter Band. Gr. 12. Geh.**

Der erste und zweite Band (1840) kosten 4 Thlr. 15 Ngr.

*31. **Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Gr. 12. Cart.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammengenommen für fünf Thaler, sodaß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 20 Ngr. Der erste, dritte und vierte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842, 1843) kosten jeder 2 Thlr., der zweite und fünfte Jahrgang (1841 und 1844) jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

*32. Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von *Ch. Noback* und *F. Noback*. Sechstes Heft und folgende. Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Nach Zusicherung der Herren Verfasser hoffen dieselben von nun an die Arbeit ohne Unterbrechung fortsetzen und beendigen zu können; der noch rückständige Theil des Ganzen wird den Raum von höchstens zwei Heften füllen.

33. Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et *J. Loebe*. Zweiten Bandes zweite Abtheilung, eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend. Gr. 4. Geh. Auf Druck- und Velinpapier.

Der erste Band, aus der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg in meinen Verlag übergegangen, kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes, den Schluß des Textes und das Glossar enthaltend, erschien 1843 und kostet auf Druckpapier 4 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr. 8 Ngr.

*34. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1845. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge (1839 und 1840) kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der dritte bis sechste Jahr ang (1841—44) jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

*35. Waagen (G. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Zweiter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil, auch unter dem besondern Titel: „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken", erschien 1843 und kostet 1 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien auch bei mir:

Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt. Vortrag, gehalten am 18. März 1843 im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Gr. 12. 1843. 6 Ngr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*36. Adelmann (Margaretha), Gedichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

*37. Adolphine, Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. 16. Geh. 24 Ngr.

*38. Aiken (P. F.), Vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aus dem Englischen von K. J. Clement. Mit einer Vorrede von Franz Baltisch. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

*39. Aphorismen über Krieg, Kriegsübung und Kriegerstand. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

*40. Arnd (E.), Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks. Drei Bände. Gr. 8.

*41. *Benfey* (*Thdr.*), Über das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

*42. Betrachtungen über das neue sächsische Grundsteuer-Cataster und die zu dessen Instandhaltung neuerdings getroffenen Veranstaltungen. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

43. Bibliotheca romana. Edidit *G. Julius*. Gr. 8. Geh.

44. Bibliothèque de l'ambassadeur. Gr. 8. Geh.

Dieses Werk wird in folgenden Abtheilungen erscheinen, von denen jede unter besonderm Titel auch einzeln zu erhalten sein wird: Nouveau Guide diplomatique; Droit des gens universel; Droit des gens maritime; Histoire et Esprit des traités; Traités de commerce et Théorie de ces traités; Histoire des états européens et tables généalogiques des maisons souveraines; Politique générale des cabinets; Droit public germanique et Mélanges diverses.

*45. Brederlow (C. G. F.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

*46. Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Elftes und zwölftes Bändchen. — A. u. d. T.: Ein Tagebuch. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der „Skizzen aus dem Alltagsleben" besteht aus 12 Theilen und kostet 4 Thlr., jeder Theil 10 Ngr.

Unter besondern Titeln sind einzeln zu haben:

I. II. Die Nachbarn. III. Die Töchter des Präsidenten. IV. V. Nina. VI. VII. Das Haus. VIII. Die Familie H. IX. Kleinere Erzählungen. X. Streit und Friede. XI. XII. Ein Tagebuch.

47. Prabodha Chandrodaya. System der Vedânta-Philosophie in dramatischer Form entwickelt von *Krishna Miçra*. Mit den Scholien des *Râma Dâsa* herausgegeben und übersetzt von *Hm. Brockhaus*. Gr. 8. Geh.

Bereits 1835 erschien bei mir der Sanskrittext davon als erstes Heft (1 Thlr.). Die Scholien und die Übersetzung werden auch als zweites Heft dieser Ausgabe besonders erscheinen, und diesem Hefte wird dann ein neuer Titel für das Ganze beigefügt werden.

Früher erschien von dem Herausgeber bei mir:

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des *Soma Deva*. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des *Somadeva Bhatta* aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

*48. Calderon de la Barca (Don Pedro), Schauspiele. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Martin. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

Inhalt: I. Des Armen Wesen ist Anschläge. Alles ist Wahrheit und Alles Lüge. Für heimliche Beleidigung heimliche Rache. — II. Die drei größten Wunder. Liebe, Ehre, Macht. Apollo und Klymene. — III. Leonid und Marfisa. Phäton. Haß und Liebe.

*49. Cavaleristische Briefe, die großen Cavalerie-Übungen bei Berlin im September 1843 betreffend. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Répertoire du théâtre français à Berlin. No. 295—297: Le démon de la nuit. $\frac{1}{4}$ Thlr. Mlle. Dangeville. $\frac{1}{6}$ Thlr. No. 281: **Le Vicomte de Létorières** par *Bayard*. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Auch auf der leipziger, berliner rc. Bühne mit größtem Beifall aufgenommen.

Dumas, Les demoiselles de St.-Cyr. $\frac{1}{12}$ Thlr.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. Lief. IV. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Blum, C., Theater. Bd. IV: Tempora mutantur, *oder* die gestrengen Herren. Vicomte von Létorières. 1 Thlr.

Schulte, Dr., Das englische Parlament. Organisation und Geschichtsverfahren. Historisch-kritische Abhandlung mit Bezug auf heutige Zustände. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Sue, Eug., **Les mystères de Paris**, Roman en 5 parties. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Teatro italiano. No. 11: **Arnoldo da Brescia**, tragedia di *Niccolini*. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Das bedeutendste Stück der neuern italienischen Bühne, vom Papst mit dem Interdict belegt.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig**:

ÉCHO
de la littérature française.

Quatrième année. 1844. Prix par an $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Les nouveaux abonnés pour l'année 1844 peuvent se procurer les trois premières années de l'Echo au prix modéré de 8 Thlr.

Sommaire des Nos. 14—17: Arsène Guillot. Par **Prosper Mérimée.** — Les Alpes françaises et la Haute-Italie. Par **De la Falaise.** (Fin.) — La chasse de l'Auerhahn. — Chronique. Par **F...**, et par **Delaunay.** — Un triomphe de Mondeux. — Exposition des produits de l'horticulture. Par **A. Ysabeau.** — Théâtre. Par **A. B. d'H.** — Anecdote. — Mélanges. Par **Edouard Fournier**, et par **F.** — Course en voiturin. Par **Paul de Musset.** — Courrier de Paris. Par Vicomte **Charles de Launay.** — La place du Carrousel.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

1844. Mai. Nr. 70—73.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 5 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** 2c. gegen Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Die **erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge** des **Pfennig-Magazin** wurde wie nachstehend **im Preise herabgesetzt:**

I.—X. Band (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. Band (1833-37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1838-42) zusammengenommen 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu **herabgesetzten Preisen** sind fortwährend zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.

Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

Leipzig, im Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **G. A. Grau** in **Hof** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vaillez, C. F., Praktische Übungen zur leichten und schnellen Erlernung der französischen Sprache, systematisch geordnet in drei Curse. Erster Cursus 12 1/2 Ngr., oder 45 Kr. Zweiter Cursus 15 Ngr., oder 54 Kr. Dritter Cursus 22 1/2 Ngr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Als Beweis für die Vortrefflichkeit sowie zur Empfehlung dieses Werkes diene nachstehende Beurtheilung des Herrn Dr. Mager im „Centralorgan für Pädagogik, Didaktik und Culturpolitik", 1841, Februarheft, S. 151:

Beim Unterricht in Sprachen kann es geschehen, daß

1) weder die Sprache noch die Grammatik;
2) die Grammatik (d. h. das Buch, welches so heißt), aber nicht die Sprache;
3) die Sprache, aber nicht die Grammatik (d. h. die Theorie der Sprache) und
4) die Sprache und die Grammatik

gelernt wird. Wenn auch Referent es mit dem Unterricht Nr. 4 hält und für diesen Anhänger und Freunde zu werben bemüht ist, so muß er doch den Unterricht Nr. 3 gelten lassen und ihn selbst relativ anpreisen, nämlich den Lehrern, die an den Unterricht Nr. 1 und Nr. 2 gewöhnt sind. So lange es noch sehr viele Schulen gibt, in denen Sprachunterricht nach der ersten und zweiten Weise gegeben wird, so lange muß man die Schüler einer Schule der dritten Art schon relativ glücklich nennen, denn sie lernen doch die Sprache. Erst wenn es keine Schulen der ersten und zweiten Art mehr gibt, dürfen wir auch dem Unterricht Nr. 3 den Krieg erklären.

Das Buch des Herrn Vaillez ist ein **ganz vorzügliches** Hülfsmittel für den Unterricht Nr. 3; daß der Herr Verfasser als Lehrer an der Gelehrten- und an der Gewerbe- und Landwirthschaftsschule in Hof von seiner Methode großen Erfolg gehabt hat, wie er selbst in der Vorrede berichtet, glauben wir ihm gerne, und können andern Lehrern, die sich dieser Anleitung bedienen, ebenfalls Erfolg versprechen. Kommt Herrn Vaillez dieses Blatt zu Gesichte, so wundert er sich wahrscheinlich, daß nach mir durch sein Buch die Schüler nicht sollen Grammatik lernen, grammatische Bildung gewinnen können. Um den Schein zu vermeiden, als spräche ich seinem Buche Das ab, was es hat, füge ich erläuternd hinzu, daß die Schüler, wenn der Lehrer, wie der Herr Verfasser es in der Vorrede verlangt, die nothwendigen Regeln gibt, allerdings Das lernen werden, was man in Frankreich grammaire heißt und was unsere Sprachmeister in Deutschland Grammatik nennen; diese Grammatik ist aber nicht Das, was wir unter Grammatik verstehen. Diese ist den Herren Sprachmeistern ein noch unbekanntes ignoti nulla cupido.

Lehrertakt zeigt der Herr Verfasser auch darin, daß er die Vocabeln zu den Aufgaben erstens nicht alphabetisch geordnet, und zweitens nicht unter die Aufgaben stellt, sondern eine eigene Abtheilung daraus gemacht hat. Jenes erspart dem Schüler Zeit, dieses nöthigt ihn, die Vocabeln wirklich zu memoriren.

Die schönste, lieblichste und gemüthlichste Novelle, die **Penseroso** je geschrieben:

Gustav und Woldemar. Drei Theile. 3 3/4 Thlr.

ist soeben an alle Buchhandlungen versandt.

Ferner:

Celestle von Vaudemont. Roman von **Wilhelmine Lorenz.** Zwei Theile. 1 5/6 Thlr.

Auch diese bekannte Verfasserin hat viel Gutes und Unterhaltendes schon gebracht, doch dürfte dies ihr bestes Werk sein, was wir mit Recht empfehlen können.

Kathinka. Ein Roman von **Louise Otto.** Zwei Theile. 2 1/2 Thlr.

Ein wahrhaft angenehmes Gefühl wird bei Durchlesung dieses Buchs erweckt. Namen wie Kathinka, Angelika, Clara, Seraphine, Römer, sind keine gewöhnlichen Romanfiguren, sie repräsentiren den Menschen in edelster und bester Gestalt und hinterlassen auf lange Zeit einen wohlthuenden und belebenden Eindruck.

Leipzig, im Mai 1844.

A. Wienbrack.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist zu beziehen:

Hübner (J.), Zwei Mal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von **J. Ith. Lindner.** Die 104te der alten, oder die 5te der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 10 Ngr.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die christliche Lehre

nach dem

kleinen Katechismus Luther's.

Zur Unterweisung geordnet

von

G. Mehring,

Dekan zu Langenburg.

8. Velinp. Brosch. Preis 7½ Ngr. (6 gGr.), oder 20 Kr.

Des Verfassers Streben war es, die christliche Lehre in ihrer Begriffseinheit aufzufassen und darzustellen, zugleich zu zeigen, wie sich diese Darstellung am Luther'schen Katechismus, der auch als evangelische Bekenntnißschrift so große Bedeutung hat, durchführen läßt, indem gerade er für eine methodische Entwickelung des Religionsbegriffs die Hülfe bietet, die bei manchem andern Katechismus aus dem Reformationszeitalter vermißt wird.

Stuttgart und **Tübingen,** im April 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eisenhart (Hugo), Positives System der Volkswirthschaft, oder Ökonomische Socialtheorie. — A. u. d. T.: Philosophie des Staats, oder Allgemeine Socialtheorie. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste Theil erschien 1843 und kostet ebenfalls 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im Mai 1844. **F. A. Brockhaus.**

Bei **Alexander Duncker,** königl. Hofbuchhändler in **Berlin,** erscheint soeben:

Robinson's Enkelin.

Nach dem Französischen der Gräfin Germanie

von

Thekla von Gumpert.

Mit 6 Bildern. Gr. 8. In eleg. Umschlag geh. 1 Thlr. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lorenz, Dr. R., Die allgemeine Geschichte der Völker und ihrer Cultur. Ein Handbuch. Der 1ste Theil auch unter dem Titel: Die allgemeine Geschichte der Völker des Alterthums und ihrer Cultur. Gr. 8. 1 Thlr. — Der 2te Theil: Die allgemeine Geschichte der Völker des Mittelalters und ihrer Cultur bis auf Karl V. 1⅓ Thlr. — Der 3te Theil: Die allgemeine Geschichte der Völker der neuern Zeit und ihrer Cultur bis auf die französische Revolution. 1 Thlr. — Der 4te Theil: Die allgemeine Geschichte der Völker der neuesten Zeit und ihrer Cultur seit der französischen Revolution. ⅔ Thlr. 4 Theile. 80 Bogen. 3 Thlr.

Außer den vielen früher erschienenen sehr günstigen Beurtheilungen dieses Werkes enthält das „Beiblatt zum Archiv für Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben", Nr. 12, 1843, noch Folgendes unter der Überschrift Bücherschau:

„Dr. R. Lorenz, Die allgemeine Geschichte der Völker und ihrer Cultur. Elberfeld, Büschler'sche Verlagsbuchhandlung. 1837—40. 4ter Band. Gr. 8. 20 Ngr. (16 gGr.) — Völker-, nicht Fürstengeschichte, oder doch letztere nur insoweit, als sie bestimmend auf die Völker und ihre culturhistorische Entwickelung einwirkten, ist der Gegenstand dieses reichhaltigen, lichtvollen und anziehenden Werkes, das seinen Gegenstand bis auf unsere Tage fortführt. Überall stellt sich eine Selbständigkeit des Urtheils und eine besonnene Freimüthigkeit heraus, und Bearbeitung aller Zeiträume zeugt von gleicher Sorgfalt und gleicher Quellenkenntniß. Vorzüglich machen wir auf die wissenschaftlichen und die literarischen Übersichten, welche den einzelnen Perioden beigefügt sind, aufmerksam, da sich dieselben in keinem Werke ähnlichen Umfanges und ähnlicher Tendenz in gleichem Reichthume finden und eine Literaturgeschichte der Erfindungen in sich vereinen."

Bei **Chr. E. Kollmann** in **Leipzig** ist erschienen:

Die Augenkrankheiten des Karl Deisenroth, pensionirten Soldaten in Philippsthal. Pathologisch-diagnostisch und therapeutisch dargestellt von Prof. Dr. ***G. J. F. Sonnenmayer*** in Marburg. Gr. 8. ½ Thlr.

Patient wurde mit dem **einstimmigen Ausspruch der Unheilbarkeit seines Augenübels** aus dem Landkrankenhause zu Fulda entlassen, später auf Befehl Sr. Hoheit des Kurprinzen-Mitregenten von Hessen dem Dr. S. zur Behandlung überwiesen, der das Glück hatte, ihn völlig wieder herzustellen.

Zootomisches Taschenlexikon

oder alphabetisches Nachschlagebuch zur raschen Orientirung und Auffindung der individuellen Merkwürdigkeiten bei der praktischen Zergliederung der Thiere. Für Anatomen, Thierärzte, Museenverwalter und überhaupt Alle, welche sich zum Vergnügen mit Thierzergliederung beschäftigen.

Bearbeitet von Professor Dr. **Klencke.**

Taschenformat. 1⅓ Thlr.

Soeben ist bei uns erschienen:

Der

Student von Coimbra.

Novelle

aus der neuern portugiesischen Geschichte.

Nach

dem Portugiesischen des Dr. G. Centazzi

von

A. F. H.

Gr. 12. Brosch. Preis 1¼ Thlr.

Leipzig, im Mai 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus der Zeit und dem Leben.

Von

Karl Gutzkow.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von K. **Gutzkow** erschien früher daselbst:

Briefe aus Paris. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. Geh. 3 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1844. № XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1844
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. XIV.)

III. Von neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*50. Systematischer Bilderatlas zum Conversations-Lexikon. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Enthaltend auf 500 in Stahl gestochenen Blättern in 4. 10—12,000 wissenschaftlich geordnete Gegenstände aus sämmtlichen Naturwissenschaften, der allgemeinen Geographie, der Archäologie, der allgemeinen Völkerkunde, des Kriegswesens, der Heere und Waffen, des Seewesens, der Handels- und Kriegsmarine, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie &c. Entworfen und herausgegeben von J. G. Heck. Vollständig in 120 Lieferungen von 4—5 Blatt. Preis einer jeden Lieferung 6 Ngr.

Die erste und zweite Lieferung dieses Werks sind bereits erschienen, auch ist zugleich eine ausführliche Anzeige über dieses Unternehmen ausgegeben worden.

*51. Denkmäler der Kunst des Mittelalters im südlichen Italien. Gezeichnet von Anton Hallmann, Saverio Cavallari u. A. Herausgegeben und erklärt von H. W. Schulz. 150—160 Tafeln in Folio mit dem erläuternden Text in Quart.

Das erste und zweite Heft dieses für die Kunstgeschichte des Mittelalters höchst bedeutenden Werkes wird nach den Zusicherungen des Herausgebers binnen kurzem erscheinen und dann zugleich eine größere Anzeige ausgegeben werden. Zu gleicher Zeit erscheint eine Ausgabe mit dem Text in französischer Sprache.

*52. *Dietrich (Fr. Ed. Ch.)*, Altnordisches Lesebuch. Aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum XIV. Jahrhundert zusammengestellt und mit übersichtlicher Grammatik und einem Glossar versehen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

*53. Eichner (R.), Des Sängers Grab, ein modernes Epos. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

*54. Eisenhart (Hugo), Positives System der Volkswirthschaft, oder Ökonomische Socialtheorie. — A. u. d. T.: Philosophie des Staats oder Allgemeine Socialtheorie. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste Theil erschien 1843 und kostet ebenfalls 1 Thlr. 6 Ngr.

*55. Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften, methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, redigirt von *A. Moser*. Gr. 12. Geh.

Diese Encyklopädie wird aus folgenden einzelnen Abtheilungen bestehen, deren jede ein selbständiges Lehrbuch bilden wird:

Anatomie; Physiologie; Medicinische Chemie und Physik; Geschichte der Medicin; Pathologie und Therapie; Semiotik und Diagnostik; Pathologische Anatomie; Materia medica; Heilquellenlehre; Chirurgie; Akiurgie; Gynaekologie; Kinderkrankheiten; Psychiatrik.

Die erste Abtheilung:

Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von L. Rochmann. 3 Thlr

ist bereits erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

*56. Ennemoser (Jos.), Geschichte des thierischen Magnetismus. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Erster Theil: Geschichte der Magie. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

*57. *Ersch (J. Sm.)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Dritte Ausgabe, besorgt von *Ch. Ant. Geissler*. In 18 Abtheilungen. Gr. 8.

Diese neue Bearbeitung des ausgezeichneten Werks soll in folgenden 18 Abtheilungen erscheinen, deren jede bis zu der neuesten Zeit fortgeführt wird: 1. Philologie; 2. Philosophie; 3. Pädagogik; 4. Katholische Theologie, mit Einschluß der griechischen als Anhang; 5. Protestantische Theologie, mit Einschluß der jüdischen als Anhang; 6. Jurisprudenz; 7. Politik und Kameralwissenschaften; 8. Plastische Künste; 9. Ästhetik und schöne Redekünste; 10. Musik mit Einschluß der Tanz- und Schauspielkunst; 11. Medicin; 12. Mathematik; 13. Naturkunde; 14. Gewerbskunde, mit Einschluß der zeitvertreibenden Künste; 15. Kriegskunst und Gymnastik; 16. Historische Hülfswissenschaften; 17. Geschichte; 18. Vermischte Schriften.

Die Abtheilung der Philologie ist bereits im Druck und wird demnächst ausgegeben werden.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 12 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermäßigten Preisen erlassen:

Philologie, Philosophie und Pädagogik. 1822. 20 Ngr. — Theologie. 1822. 20 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 20 Ngr. — Medicin. 1822. 25 Ngr. — Mathematik, Natur und Gewerbskunde. 1828. 1 Thlr. 20 Ngr. — Geschichte und deren Hülfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. 10 Ngr. — Vermischte Schriften. 1837. 12 Ngr. — Schöne Künste 1840. 1 Thlr. 10 Ngr.

58. Gagern (Hs. Ch., Freiherr von), Mein Antheil an der Politik. Fünfter Band. — A. u. d. T.: Der zweite pariser Frieden. Mit Actenstücken und Erläuterungen. Zwei Theile. Gr. 8.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1840 in meinem Verlage:

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

59. Gräfe (H.), Allgemeine Pädagogik in drei Büchern. Gr. 8. Geh.

Erstes Buch: Der Mensch, seine Entwickelung und Bildung; zweites Buch: Erziehung; drittes Buch: Pädagogik.

60. *Grässe (J. G. Thdr.)*, Wörterbuch der gesammten Mythologie aller bekannten Völker der Erde, nach den Originalquellen bearbeitet, mit den wichtigsten Beweisstellen und mit Übersichten der wichtigsten Religionssysteme versehen. In Heften. Gr. 8.

*61. Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. In fünf Heften. Gr. 12. Jedes Heft 16 Ngr.

Das erste und zweite Heft ist bereits versandt worden, und die übrigen Hefte, deren Druck ebenfalls vollendet ist, werden in regelmäßigen kurzen Zwischenräumen folgen.

*62. **Gutzkow** (K.), Aus der Zeit und dem Leben. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher in meinem Verlage: Briefe aus Paris. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 3 Thlr.

*63. **Hartenstein** (Gst.), Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien bei mir: Die Probleme und Grundlehren der Metaphysik. Gr. 8. 1836. 2 Thlr.

*64. Hitopadesa, eine alte indische Fabelsammlung. Aus dem Sanskritoriginal zum ersten Mal in das Deutsche übersetzt von **Max Müller**. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*65. **Hormayr** (Jos., Freiherr von), Geschichte Andreas Hofer's, Oberanführers der Tiroler im Kriege von 1809. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Zwei Theile. Mit einer Karte von Tirol. Gr. 8. Geh.

*66. **Hübener** (E. A. L.), Die gastrischen Krankheiten monographisch dargestellt. Zwei Theile. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien im Jahre 1842 bei mir: Die Lehre von der Ansteckung, mit besonderer Beziehung auf die sanitätspolizeiliche Seite derselben. Gr. 8. 3 Thlr.

*67. **Hübner** (J.), Zwei Mal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von D. Jth. **Lindner**. Die 104. der alten, oder die 5. der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 10 Ngr.

*68. Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen in ihrem anatomisch-pathologischen und therapeutischen Verhältnisse unter Mitwirkung des Geh. Med.-Rath Prof. Dr. *Kluge* bearbeitet und herausgegeben von Dr. *F. Jak. Behrend*. Gegen 30 Tafeln Abbildungen mit Text. In Lieferungen. Grossfolio.

Vergl. Nr. 15.

*69. **John** (R.), Die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. Für das deutsche Volk bearbeitet. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

*70. **Koenig** (H.), Deutsches Leben in deutschen Novellen. Zweites und drittes Bändchen. — A. u. d. T.: Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Das erste Bändchen erschien 1842 unter dem Titel: Regina. Eine Herzensgeschichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

*71. —————, Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

Außerdem sind noch folgende Schriften von H. Koenig von mir zu beziehen:
Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. 4 Thlr.
Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836.
William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. Hanau, 1839. 4 Thlr.

*72. **Koester** (Hs.), Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie. 8. Geh. 2 Thlr.

Im Jahre 1842 erschien von dem Verfasser bei mir: Schauspiele. 8. 2 Thlr.

*73. **Lanz** (K.), Correspondenz Kaiser Karl's V., aus dem königlichen Archiv und der burgundischen Bibliothek zu Brüssel mitgetheilt. Drei Bände. Gr. 8.

*74. **Lewald** (A.), Gesammelte Schriften. In einer Auswahl. Zwölf Bände. Gr. 12. Geh.

Die erste Lieferung (Band 1—3) unter dem Titel: „Ein Menschenleben. Erster bis dritter Theil", ist bereits im Druck vollendet und kostet 3 Thlr.

75. **Loebell** (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. Erster Band und folgende. Gr. 8.

76. **Machiavelli** (Nicolo di Bernardo dei), Florentinische Geschichten. Aus dem Italienischen übersetzt von **Alf. Reumont**. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

*77. **Mandl** (L.), Handbuch der allgemeinen Anatomie, angewendet auf die Physiologie und Pathologie. Nebst einer Einleitung über den Gebrauch des Mikroskops. Deutsche, nach dem französischen Original vom Verfasser besorgte, mit vielen Zusätzen versehene Ausgabe. Zwei Bände. Mit zehn Kupfertafeln. Gr. 8.

(Der Beschluß folgt.)

Zedlitz' Waldfräulein.

Zweite unveränderte Auflage.

In Unterzeichnetem hat soeben die Presse verlassen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Waldfräulein.

Ein Märchen in 18 Abenteuern

von

Zedlitz.

Zweite unveränderte Auflage.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 gGr.), oder 3 Fl.

Die erste Auflage wurde in dem kurzen Zeitraum von sechs Monaten vergriffen und rasch mußte dieser zweite unveränderte Abdruck veranstaltet werden.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetscher von **Byron's** Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf sei hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poesie als früher und in einem von dem der feierlich ernsten Todtenkränze sehr verschiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meisterschaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfrische, mit der heitersten Schöpfung hervortritt.

Demnächst versenden wir:

Gedichte

von

Zedlitz.

Dritte Auflage.

Elegante Taschenausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

In dieser hübschen Ausgabe, welche sich an die in gleichem Format und gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von Goethe's Faust, Hermann und Dorothea, Egmont, Schiller's Tell, Wallenstein, und den Gedichten von Goethe, Schiller, Lenau, Uhland, Freiligrath, Hölderlin, Platen, anreiht, erscheinen die „**Todtenkränze**" nunmehr zum achten Male abgedruckt.

Stuttgart und **Tübingen**, im April 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist erschienen:

Geschichte

der

englischen Revolution.

Von

F. C. Dahlmann.

Zweite unveränderte Auflage.

8. Gebunden. Preis 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Kalbfell-Kurtz** in **Reutlingen** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Roué. Modernes Genrebild von **August Jäger**, Verfasser des „Deutschen in Paris", des „Deutschen Studenten", der „Eroberung von Konstantine", des „Leben des Fürsten Pückler-Muskau" u. a. m. In zwei Bänden. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei **Alexander Duncker**, Königl. Hofbuchhändler in **Berlin**, ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Emanuel Geibel.

Dritte stark vermehrte Auflage.

Geh. 1⅙ Thlr. Eleg. geb. mit Goldschnitt. 2⅙ Thlr.

Das Portrait des Dichters.

Nach der Natur gemalt von **Luise Kugler**. Auf Stein gezeichnet von **W. Schertle**. Roy.-Fol. ⅚ Thlr.

In Bezug auf Ähnlichkeit und Schönheit der künstlerischen Ausführung möchte dies Portrait nicht leicht zu übertreffen sein.

Vor kurzem erschien ebendaselbst:

Volkslieder und Romanzen der Spanier im Versmaße des Originals verdeutscht von **Emanuel Geibel**. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Neue Jenaische
Allgemeine Literatur-Zeitung.

Jahrgang 1844. Mai.

Inhalt:

Ernst Reinhold: Das Wesen des Christenthums von *L. Feuerbach*. — **J. H. v. Wessenberg:** Schriften über die Weiter-Entwickelung der Schelling'schen Philosophie: 1. Schelling's Vorlesungen in Berlin, Darstellung und Kritik der Hauptpunkte derselben etc. von *J. Frauenstädt*. 2. Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung, oder Entstehungsgeschichte, wörtlicher Text, Beurtheilung und Berichtigung der v. Schelling'schen Entdeckungen über Philosophie überhaupt etc. Von *H. G. E. Paulus*. — **G. H. Bergmann:** The anatomy of Suicide, by *F. Winslow*. — **Aug. Geyder:** Schlesische Volkslieder und Melodien. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausg. von *Hoffmann* v. Fallersleben und *E. Richter*. — **F. Günther-Biedermann:** Recueil des lettres missives de Henri IV, publiée par *de Xivrey*. — **F. Günther-Biedermann:** Correspondance inédite de l'empereur Napoléon avec le commandant en chef de l'artillerie de la grand armée pendant les campagnes des 1809 en Autriche, 1810—11 en Espagne, 1812 en Russie, publiée avec des notes par *A. Pascal*. — **F. Günther-Biedermann:** Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au Xe siècle par M. *Depping*. — **A. Schroeder:** Über die Nothwendigkeit und zweckmässige Einrichtung einer Verbindung der Consistorialverfassung und der Presbyterial- und Synodalordnung in der evangelischen Kirche. Ein kirchenrechtliches Gutachten mit besonderer Rücksicht auf die Kirchenverfassung in den östl. Provinzen des preuss. Staats verfasst von *Klamerides*. — **Schwarz:** Die neuesten Erscheinungen in der protestantischen Ethik: 1. Vorlesungen über die Prolegomena zur theologischen Moral von *K. Daub*. 2. System der theologischen Moral von *K. Daub*. 3. Die christliche Sitte nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von *Fr. Schleiermacher*. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen herausg. von *L. Jonas*. — **Stoy:** Esquisse d'un système complet d'instruction et d'éducation et de leur histoire. Par *Th. Frits*. — **Kaempf:** Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Mit einer Einleitung zur Ästhetik der historischen Kunst überhaupt. Von *W. Roscher*. — **Dieterici:** Der asiatische Handel. Ein Beitrag zur allgemeinen Geographie und Statistik von *A. v. Balbi*, unter Autorisation des Verfassers deutsch mitgetheilt von *C. Fl. Seebode*. — **Choulant:** 1. Die Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus in ihrer Verbindung miteinander. Nach den neuesten Entdeckungen im Gebiete des Elektro-Magnetismus und der Inductionselektricität ausführlich dargestellt von *J. Eydam*. 2. Erfahrungen und Beobachtungen über die Anwendung des magneto-elektrischen Rotationsapparates in verschiedenen Krankheiten, gesammelt von *J. Hesse*. 3. Beobachtungen über die Heilwirkung der Elektricität bei Anwendung des magneto-elektrischen Apparates. Von *R. Froriep*. 1. Heft. — **L. Preller:** 1. De Romae Veteris Muris atque Portis. Scripsit *G. A. Becker*. 2. Handbuch der römischen Alterthümer, nach den Quellen bearb. von *W. A. Becker*. — **M. J. Schleiden:** Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von *J. Liebig*. — **Schriften gelehrter Gesellschaften; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Miscellen; Preisaufgaben; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet; **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Juni 1844.

F. A. Brockhaus.

Soeben erscheint in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Helvetia.

Schweizerische Monatsschrift.

Zweiter Jahrgang.

8. (40—48 Bogen.) Jährlich 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir erlauben uns diese nun unter ganz veränderter Redaction erscheinende und etwas anders eingerichtete Zeitschrift von neuem höflichst zu empfehlen.

Die Helvetia ist das **einzige** in der Schweiz erscheinende deutsche Journal, welches, ohne sich in die Specialitäten und das Parteiwesen der übrigen Blätter und Zeitungen verlieren zu müssen, die wichtigsten vaterländischen Zeitfragen und Begebenheiten in Staat, Kirche und Schule, Literatur und Kunst, ruhig, leidenschaftlos und gründlich besprechen kann und sich dadurch einen dauernden Werth, ein Interesse für In- und Ausländer zu erwerben sucht. Wir dürfen um so eher ein allgemeines Publicum auf diese Zeitschrift aufmerksam machen, als der Redaction von sehr namhaften Seiten und Männern verschiedener jedoch gemäßigter Richtungen thätige Unterstützung versprochen ist. Hiervon, sowie von dem allgemeinen Interesse der berücksichtigten Fragen und Gegenstände mag schon der Inhalt des ersten Doppelheftes des neuen Jahrgangs zeugen. Dasselbe enthält nämlich unter dem Titel „**Mittheilungen über vaterländische Zustände**" folgende Aufsätze: Protestantismus und Katholicismus in der Schweiz; Über die schweizerischen Kanäle, nebst einer Karte der Linthcorrection, gezeichnet von Herrn Oberstl. H. Pestalozzi; unter dem Titel „**Chronik**" politische Übersichten, Novellen, Nekrologe aller in den Monaten Januar und Februar verstorbenen berühmten Schweizer; unter dem Titel „**Literatur der Schweiz**" einen Aufsatz über schweizerische Historiographie von Prof. Dr. J. J. Hottinger; Recensionen; Bibliographie (Schweiz. Journalistik).

Meyer & Zeller in Zürich.

Handbuch für Protestanten.

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des evangelischen Protestantismus in Deutschland für denkende und prüfende Christen

von **Dr. Ch. G. Neudecker.**

Erster Band. Erstes Heft. 10 Bogen. ⅓ Thlr.

Bis jetzt fehlte uns ein Werk, das auf die Quellen der Geschichte basirt, übersichtlich und in gedrängter klarer Darstellung die Geschichte der **Entwickelung und Ausbildung** des evangelischen Protestantismus gibt, worin wir uns bei jedem Zweifel, bei jedem Angriffe Rath und Belehrung holen können, das uns ferner mit historischer Treue das höchst interessante Gemälde des mit Beharrlichkeit geführten Kampfes unserer Vorfahren gegen die Übergriffe und Anmaßungen Roms gibt.

Das vorstehend angezeigte Werk wird diese Lücke ausfüllen, und für jeden gebildeten Protestanten ein sehr schätzbares, unentbehrliches Handbuch sein.

Das Werk erscheint in 2 Bänden jeder zu 4 Lieferungen zu ⅓ Thlr., alle 1—2 Monat wird eine Lieferung erscheinen. Die Ausstattung ist schön, der Preis billig.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Lehrbuch der Geschichte als Leitfaden bei Vorträgen derselben,

zunächst für obere Classen der Gymnasien und gleichstehende Lehranstalten,

von **P. F. Junker.**

Erster Theil: **Geschichte des Alterthums.**

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8.

Leipzig, bei **Wienbrack.**

(Zweiter und dritter Theil „**Mittelalter und Neuzeit**“ sind in der ersten Auflage noch vorräthig und kostet jeder Theil ¾ Thlr.)

Bei Einführung aller drei Theile wird der Preis in Partien statt 2¼ Thlr. auf 2 Thlr. festgestellt, auch auf 10 Exemplare ein Freiexemplar gegeben.

In fast allen Journalen und kritischen Blättern ist die erste Ausgabe dieses Werkchens sehr günstig beurtheilt worden und wir dürfen ein gleiches Urtheil von dieser, mit großem Fleiße bearbeiteten, zweiten Ausgabe um so mehr hoffen, als der Herr Verfasser die Winke und Andeutungen in den frühern Recensionen hier nach Möglichkeit benutzt hat.

Bei **Ed. Anton** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brinckmeier, Dr. Ed., Die provenzalischen Troubadours nach ihrer Sprache, ihrer bürgerlichen Stellung, ihrer Eigenthümlichkeit, ihrem Leben und Wirken aus den Quellen übersichtlich dargestellt. Gr. 8. Brosch. Preis 22½ Sgr.

In **Karl Gerold's Verlagsbuchhandlung** in **Wien** sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

***C. Barreswil* und *A. Sobrero's* analytische Chemie.** Deutsch bearbeitet von *Friedr. Ant. Kussin.* Gr. 8. 1844. Brosch. 3 Thlr.

Gerh. v. Breuning, Wiederbelebung gelähmter Gliedmaßen durch den Sehnenschnitt. Mit einer Steindrucktafel. Gr. 8. 1844. Brosch. 12½ Ngr. (10 gGr.)

Joh. Scala, Neuerfundenes Eisenbahnsystem, welches nebst der Beseitigung aller bisher gefühlten Mängel und Hindernisse auch das mystische Räthsel der Bergfahrten mit gewöhnlichen Locomotiven in beliebigen Steigerungen bis zur mathematisch möglichen Grenze von 1 : 4, sammt größerer Last als bis jetzt an der Ebene möglich gewesen, vollständig, einfach und natürlich löset. Zweites Heft. Gr. 8. 1843. Brosch. 15 Ngr. (12 gGr.)

Heinrich Schweinsberg, Über den Hopfen, dessen Bestandtheile und Wirkung in seiner Beziehung zum Biere, und besonders über die Möglichkeit seiner Aufbewahrung, sodaß er noch nach Jahren verwendet werden kann. 8. 1844. Brosch. 6¼ Ngr. (5 gGr.)

Soeben erschien:

F. Génin,

Die Jesuiten und die Universität.

Aus dem Französischen übersetzt von **M. Friedrich Francke.**

Génin's Buch gibt eine ebenso instructive als interessante Schilderung der jesuitischen Umtriebe, deren Schauplatz Frankreich gegenwärtig ist, und dient insbesondere zum Verständniß des obschwebenden Streits über den Secundairunterricht. Zudem hat es in öffentlichen Blättern bereits so viel Anerkennung gefunden, daß seine Verpflanzung auf deutschen Boden gewiß willkommen sein wird.

N. F. S. Grundtvig,

Vom wahren Christenthum.

Als Gegengift gegen Dr. **C. G. Bretschneider's** Religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und der Offenbarung. Preis 17½ Ngr. (14 gGr.)

Gebauer'sche Buchhandlung in **Halle**.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Von Oken. Jahrgang 1844. Erstes bis drittes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** &c. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch für Protestanten.

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des evangelischen Protestantismus in Deutschland für denkende und prüfende Christen von **Dr. Ch. G. Neudecker.**

Erster Band. Erstes Heft. 10 Bogen. ⅓ Thlr.

Bis jetzt fehlte uns ein Werk, das auf die Quellen der Geschichte basirt, übersichtlich und in gedrängter klarer Darstellung die Geschichte der Entwickelung und Ausbildung des evangelischen Protestantismus gibt, worin wir uns bei jedem Zweifel, bei jedem Angriffe Rath und Belehrung holen können, das uns ferner mit historischer Treue das höchst interessante Gemälde des mit Beharrlichkeit geführten Kampfes unserer Vorfahren gegen die Übergriffe und Anmaßungen Roms gibt.

Das vorstehend angezeigte Werk wird diese Lücke ausfüllen, und für jeden gebildeten Protestanten ein sehr schätzbares, unentbehrliches Handbuch sein.

Das Werk erscheint in 2 Bänden jeder zu 4 Lieferungen zu ⅓ Thlr., alle 1—2 Monat wird eine Lieferung erscheinen. Die Ausstattung ist schön, der Preis billig.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Lehrbuch der Geschichte als Leitfaden bei Vorträgen derselben, zunächst für obere Classen der Gymnasien und gleichstehende Lehranstalten, von **P. L. Junker.**

Erster Theil: **Geschichte des Alterthums.**

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8.

Leipzig, bei **Wienbrack.**

(Zweiter und dritter Theil „**Mittelalter und Neuzeit**“ sind in der ersten Auflage noch vorräthig und kostet jeder Theil ⅔ Thlr.)

Bei Einführung aller drei Theile wird der Preis in Partien statt 2¼ Thlr. auf 2 Thlr. festgestellt, auch auf 10 Exemplare ein Freiexemplar gegeben.

In fast allen Journalen und kritischen Blättern ist die erste Ausgabe dieses Werkchens sehr günstig beurtheilt worden und wir dürfen ein gleiches Urtheil von dieser, mit großem Fleiße bearbeiteten, zweiten Ausgabe um so mehr hoffen, als der Herr Verfasser die Winke und Andeutungen in den frühern Recensionen hier nach Möglichkeit benutzt hat.

Bei **Ed. Anton** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brinckmeier, Dr. Ed., Die provenzalischen Troubadours nach ihrer Sprache, ihrer bürgerlichen Stellung, ihrer Eigenthümlichkeit, ihrem Leben und Wirken aus den Quellen übersichtlich dargestellt. Gr. 8. Brosch. Preis 22½ Sgr.

In **Karl Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

C. Barreswil und ***A. Sobrero's* analytische Chemie.** Deutsch bearbeitet von *Friedr. Ant. Kussin.* Gr. 8. 1844. Brosch. 3 Thlr.

Gerh. v. Breuning, Wiederbelebung gelähmter Gliedmaßen durch den Sehnenschnitt. Mit einer Steindrucktafel. Gr. 8. 1844. Brosch. 12½ Ngr. (10 gGr.)

Joh. Scala, Neuerfundenes Eisenbahnsystem, welches nebst der Beseitigung aller bisher gefühlten Mängel und Hindernisse auch das mystische Räthsel der Bergfahrten mit gewöhnlichen Locomotiven in beliebigen Steigerungen bis zur mathematisch möglichen Grenze von 1 : 4, sammt größerer Last als bis jetzt an der Ebene möglich gewesen, vollständig, einfach und natürlich löset. Zweites Heft. Gr. 8. 1843. Brosch. 15 Ngr. (12 gGr.)

Heinrich Schweinsberg, Über den Hopfen, dessen Bestandtheile und Wirkung in seiner Beziehung zum Biere, und besonders über die Möglichkeit seiner Aufbewahrung, sodaß er noch nach Jahren verwendet werden kann. 8. 1844. Brosch. 6¼ Ngr. (5 gGr.)

Soeben erschien:

F. Génin, Die Jesuiten und die Universität. Aus dem Französischen übersetzt von **M. Friedrich Francke.**

Génin's Buch gibt eine ebenso instructive als interessante Schilderung der jesuitischen Umtriebe, deren Schauplatz Frankreich gegenwärtig ist, und dient insbesondere zum Verständniß des obschwebenden Streits über den Secundairunterricht. Zudem hat es in öffentlichen Blättern bereits so viel Anerkennung gefunden, daß seine Verpflanzung auf deutschen Boden gewiß willkommen sein wird.

N. F. S. Grundtvig, Vom wahren Christenthum.

Als Gegengift gegen Dr. C. G. Bretschneider's Religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und der Offenbarung. Preis 17½ Ngr. (14 gGr.)

Gebauer'sche Buchhandlung in **Halle.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Von Oken. Jahrgang 1844. Erstes bis drittes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** &c. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

